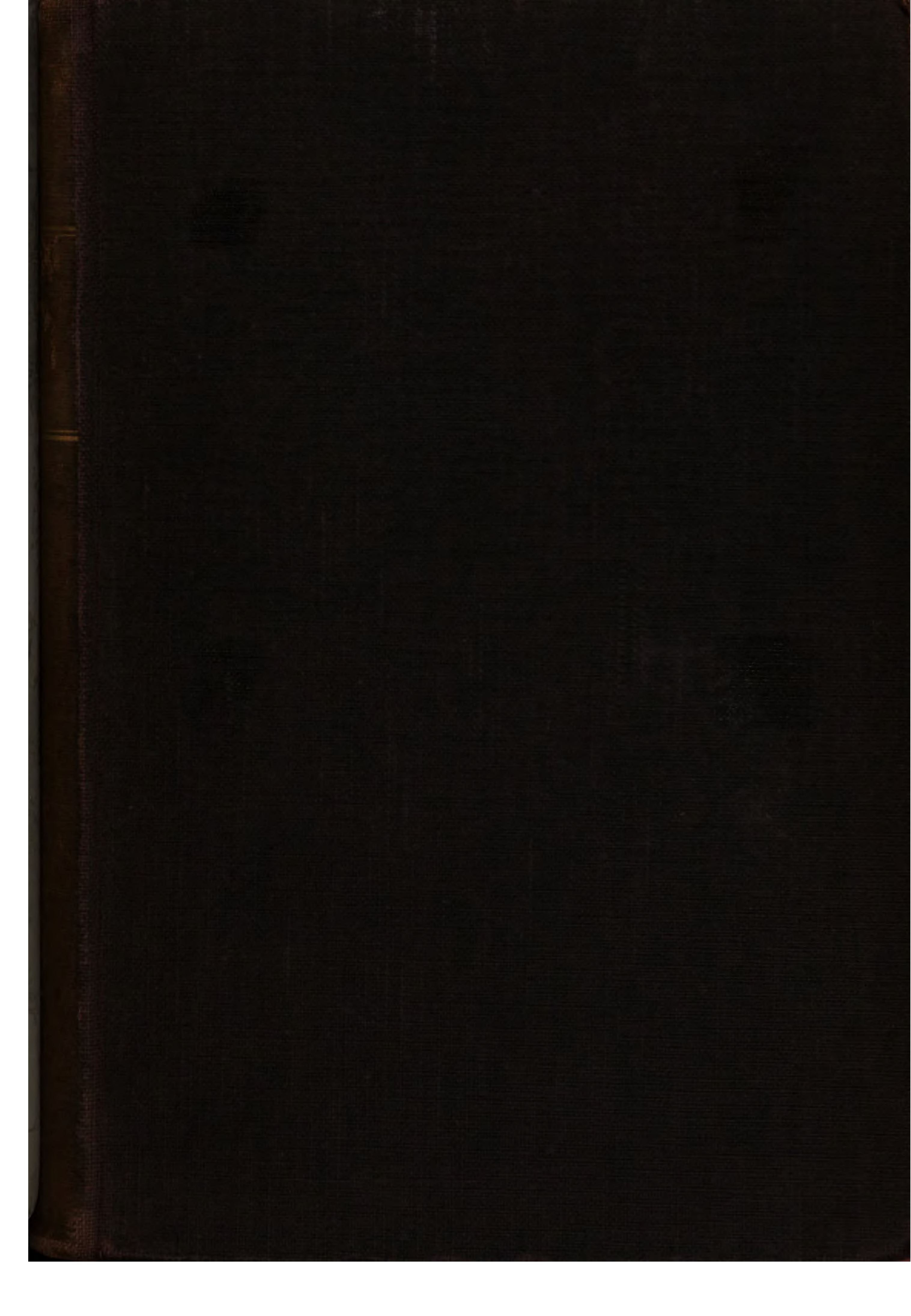


S.

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

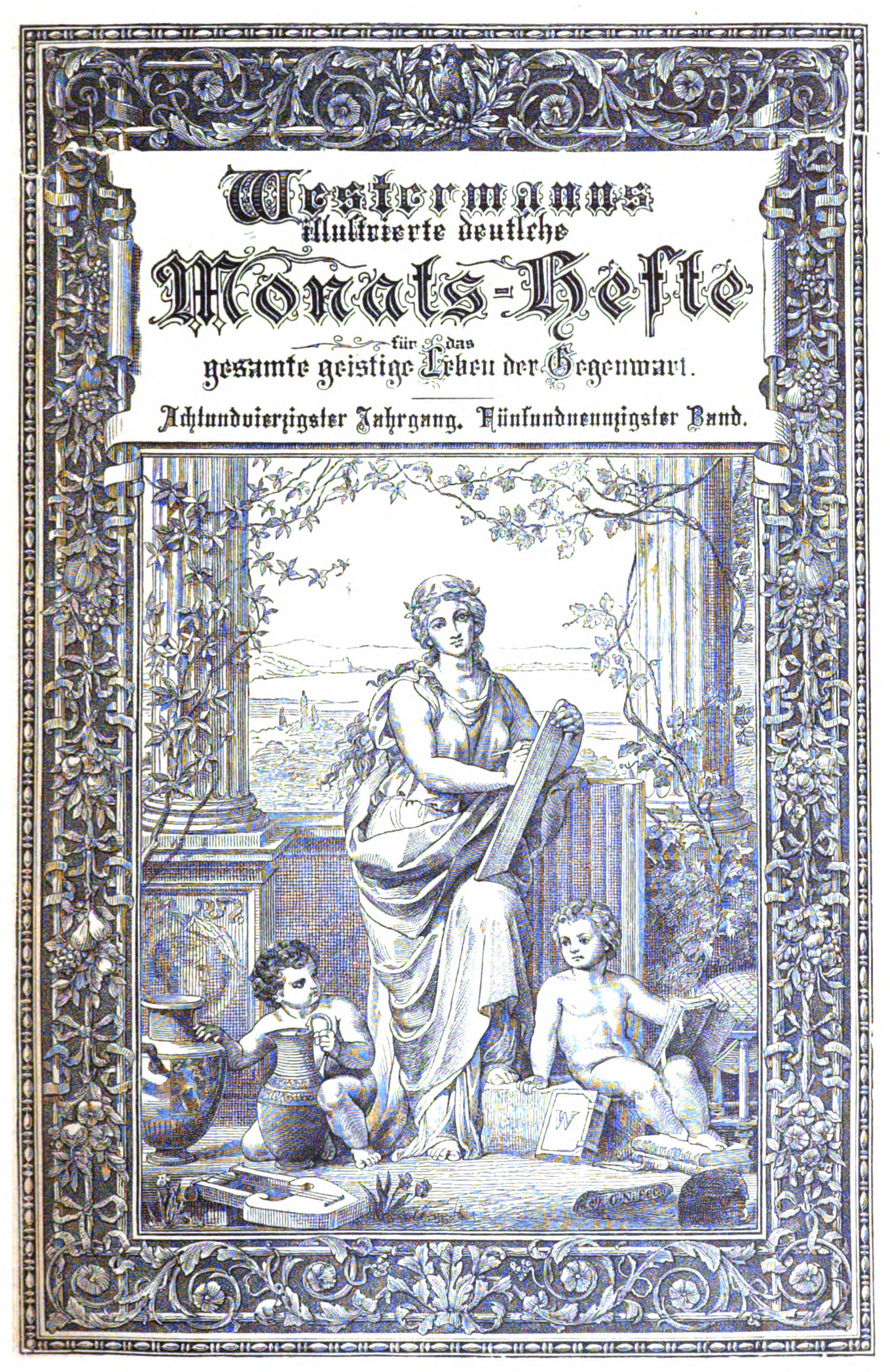
Fünfundneunzigster Band.

Oktober 1903 bis März 1904.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1904.


Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Achtundvierzigster Jahrgang. Fünfundneunzigster Band.
W

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

fünfundneunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

---

d'Annunzio, Gabriele, in Rom, 650, 835. — Bernus, Alexander von, in München, 739. — Bethge, Hans, in Steglitz, 42, 809. — Bie, Oskar, in Berlin, 172, 622. — Blum-Erhard, Anna, in München, 815. — Brieger-Wasservogel, Lothar, in Charlottenburg, 203. — Buchner, Eberhard, in Berlin-Friedenau, 265. — Busse-Palma, Georg, in Dresden-Plauen, 63, 229. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 282, 417, 571, 740, 863. — Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 79. — Freiberg, Günther von, in Wien, 699, 816. — Freudenberg, Wilhelm, in Charlottenburg, 196. — Fuchs, Friedrich, in Berlin, 315. — Gerstfeldt, Olga von, in Rom, 250, 372. — Haack, Friedrich, in Erlangen, 873. — Haale, Fürchtegott von, in Kiel, 243. — Hamel, Ilse, in Berlin, 908. — Heck, Ludwig, in Berlin, 351. — Hermann, Georg, in Berlin-Friedenau, 25. — Hippel, Hildegard von, in Berlin-Friedenau, 314. — Hollaender, Felix, in Berlin, 44, 149, 297, 441, 660. — Horn, Oskar, in Berlin, 108. — Horschick, J. J., in Zürich, 698. — Jensen, Wilhelm, in München, 107, 493, 597, 753. — Kellen, Tony, in Essen, 679, 836. — Kleefeld, Wilhelm, in Berlin, 230. — Klein, Rudolf, in Berlin, 651. — Klemm, Johanna, in Schwerin, 219. — Knodt, Karl Ernst, in Oberklingen in Hessen-Darmstadt, 722. — Körner, Felix, in Charlottenburg, 394. — Krause, Georg, in Hirschberg, 463. — Kühnemann, Eugen, in Posen, 560. — Kunze, Wilhelm, in Salder, 329. — Laverrenz, Viktor, in Schöneberg, 373, 469, 789. — Leitgeb, Otto von, in Görz, 360. — Lendenfeld, Robert von, in Prag, 64. — Manitius, Max, in Radebeul bei Dresden, 643. — Milner-Cajetan, Käte, in Bonn, 541. — Münsterberg, Oskar, in Berlin, 542. — Nathusius, Annemarie von, in München, 462. — Nohl, Herman, in Berlin, 389. — Ompteda, Georg Freiherr von, in Dresden, 1. — Osborn, Max, in Berlin, 83. — Petzet, Erich, in München, 410. — Pflugk-Harttung, J. von, in Charlottenburg, 251, 849. — Pfordten, Otto v. d., in München, 330. — Pongracz, Anna Gräfin, in Wien, 218. — Rafael, L., in Münster, 126, 371. — Schumann, Paul, in Dresden, 723, 850. — Scotta, Marie, in Bad Kissingen, 905. — Simon, Theodor, in Kottbus, 810. — Sternfeld, Richard, in Berlin-Friedenau, 485. — Stona, Maria, auf Schloß Strzebowitz in Mähren, 281. — Storck, Karl, in Berlin-Friedenau, 127. — Wallé, Peter, in Berlin, 522. — Wentorf, O., in Altona, 388. — Wolff, Harriot, in München, 570. — Zoozmann, Richard, in Berlin, 559, 642.

Inhalt
des fünfundneunzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum fünfundneunzigsten Bande.

Dramatische Rundschau:

Literarische Rundschau:

Oktober 1903



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCV. Band Heft 565

Bellevuestrasse

Novelle

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Es war ein eigentümliches Haus. Man traf dort die verschiedensten Menschen; es war, als empföhle es einer dem anderen. Man gab seine Karte ab, man ging hin oder nicht, die Wirte schienen nicht im mindesten darauf zu sehen. Sei es, daß sie eine natürliche Gleichgültigkeit besaßen, sei es, daß genug Leute kamen, um ihre Gesellschaften zu füllen.

Man traf sich nicht Montags oder Dienstags oder Mittwochs, nicht den ersten Donnerstag oder jeden zweiten Freitag, jeden dritten Sonnabend, jeden letzten Sonntag im Monat. Man ging hin, so wie man etwa in einem Restaurant zu verkehren pflegt, ziemlich spät Abends, erst gegen elf Uhr, nach Theaterschluß. Vorher hätte man wohl niemand angetroffen, wahrscheinlich nicht einmal die Wirte, die viele musikalische und künstlerische Interessen hatten.

Das Haus lag für die meisten äußerst bequem in der Bellevuestraße. Man wußte nicht, was der Hausherr eigentlich war, er war ein reicher Mann, er hatte ein schönes Haus, er hatte gute Manieren, es gab eine ausgezeichnete Verpflegung, und man traf eben immer interessante Menschen.

Doktor Kulm war ursprünglich Volkswirtschaftler, hatte aber philosophische Neigungen, liebte sehr Musik; es hieß, er spiele Geige, aber er ließ sich nie hören. Er interessierte sich für Plastik und Malerei, er kannte jedes gute Buch und auch weniger gute, die man aber gelesen haben mußte. Er wußte Dramatiker und Schauspieler zu beurteilen. Er war ein bebrillter kleiner Mann, der mit jedem Menschen, der auf irgend einem Gebiet etwas leistete, geschickt über sein Feld sprechen konnte und durch eine nie aufdringliche Schmeichelei die Geistesarbeiter und Künstler für sich zu gewinnen wußte.

Den Malern und Bildhauern kaufte er etwas ab; er hatte, auch ehe sein Haus bekannter geworden war, die Räume mit guten Sachen geschmückt. Den Sängern und Schauspielern war er bequem, weil sie bei ihm alle möglichen Leute trafen, die in Fühlung mit ihrer Kunst standen. Die Schriftsteller unterhielt das ganze Leben und Treiben in dem Hause; solche, die erst im Kommen waren, trafen Leute, die mit der Bühne zusammenhingen, oder Vorsitzende von Vereinen, die ihnen Förderung versprachen, bekamen einen Fuß in den Bügel, um vielleicht später einmal zu reiten.

Damen der guten Gesellschaft der verschiedensten Kreise lernten dort Menschen kennen, die ihnen sonst nicht nahegekommen wären, konnten einmal, was bei den Bällen

und Diners in ihren Kreisen nicht möglich war, sich mit einem bekannten Künstler unterhalten. Offiziere, Juristen, Diplomaten fanden immer einen anregenden Kreis und durften in aller Ehrbarkeit mit irgend einem weiblichen Mitglied einer Berliner Bühne in einer Ecke flirten.

Es war allen geholfen, jedem Geschmack Rechnung getragen. Ab und zu fragte wohl einmal jemand: „Wer ist eigentlich der Doktor Kulm?“ Und die Antwort war immer: „Ein sehr anständiger Mann, sehr liebenswürdig, sehr beliebt, und — und — kolossal reich.“

Das schien den meisten die Hauptsache zu sein. Es gab zwar einzelne, die von der „entsittlichenden Macht des Geldes“ sprachen, aber da sie selbst hingingen, mußten sie diese Macht für ihr eigenes Dasein nicht für gefährlich halten. Andere wieder nannten es anders: sie redeten von der „nivellierenden Kraft des Reichtums“.

Jedenfalls waren diese Abende in der Bellevuestraße für die meisten Leute reizend, für viele ein Bedürfnis, für einzelne das Hübschheste in Berlin. Man konnte es sehr verschieden treffen, manchmal gab es sehr viele Menschen, manchmal weniger, und immer dauerten — vielleicht die beste Kunst, ein Verdienst der Hausfrau — wie auf Verabredung die Abende niemals länger als bis zwölf Uhr, es wurde selten halb eins.

So hatte sich die Sitte herausgebildet, daß eine Menge Leute, die irgendwo auf einem Diner gewesen waren, in einem Konzert, einem Theater, auf dem Rückwege nach Haus in der Bellevuestraße vorsprachen, ja manchmal die Equipagen oder Droschken einfach warten ließen, um nachzusehen, wer da wäre, bald wieder verschwanden oder, wenn es ihnen paßte, als letzte das gastliche Haus verließen.

Für manche jungen Leute — und das hatte viele herbeigelockt — bedeutete dieses Haus geradezu eine Ersparnis. Wenn sie im Theater gewesen waren, mußten sie, ehe sie in ihr Junggesellenheim zurückkehrten, noch etwas genießen, und da ging man einfach in die Bellevuestraße und bekam besser oder doch mindestens ebenso gut zu essen und zu trinken als in den ersten Restaurants, mit dem einzigen Unterschiede, daß es nichts kostete. Nicht einmal Trinkgeld, denn die Sitte des Trinkgeldgebens an die Dienerschaft war hier verpönt.

Die Hausfrau, eine jener blonden Frauen, deren Alter zu schätzen ungeheuer schwierig ist, war eine geborene Gräfin Degen. Ihre gräfliche Geburt wurde nicht erwähnt, galt als etwas Selbstverständliches, und bei dem Teil der Besucher aus vornehmen Familien ward gerade dies Nichtprunkenwollen des Herrn Doktor Kulm mit der Herkunft seiner Frau angenehm empfunden.

Die Frau aber war die Seele des Hauses. Der oberflächliche Blick hätte es nicht bemerkt, sie drängte sich nicht vor. Die anderen Damen fühlten sich nicht als Sterne neben der Sonne, keine war eifersüchtig auf diese immer gut, aber einfach gekleidete Frau, die trotz des großen Reichtums niemals Schmuck anlegte.

Sie hielt die Leute zusammen, sie wußte die in dieses Zimmer, jene in jene Ecke zu dirigieren, die gut zueinander paßten. Sie kannte jeden Menschen; auch wenn sie ihn zum erstenmal wiedersah, wußte sie seine Familienverbindungen, seine Neigungen, die Vorteile, die er bot, und auch seine kleinen Schwächen. Sie machte jeden Ankommenden in geschickter Weise darauf aufmerksam, der und der hätte nach ihm gefragt, diese und jene wäre da.

Sie sorgte im richtigen Augenblick dafür, daß der Flügel geöffnet ward und ein berühmter Klaviervirtuose, der gerade da war, etwas vortrug, ganz nebenbei, ohne Zwang, nicht wie ein Konzert, so daß die Musikalischen ihre Freude daran hatten und die Unmusikalischen, in anderen Räumen durch das ihnen unangenehme Geräusch nicht gestört, von Dingen sprechen konnten, die sie mehr interessierten als Musik.

Ich war ein paarmal dort gewesen, hingekommen wie wohl viele andere, indem mir ein Bekannter eines Tages sagte, als ich ihn nach einer Tristan-Aufführung im Opernhause aufgefordert hatte, irgendwo mit mir noch einen Bissen zu essen, er könne nicht, er hätte versprochen, in die Bellevuestraße zu gehen.

So sagte man nämlich. Die Leute sagten nie: „Sind Sie heute abend bei Kulms?“

sondern: „Sind Sie heute abend in der Bellevuestraße?“

Er wollte mich gleich mitnehmen. Ich meinte, ich müsse doch erst meinen Besuch machen; er erklärte mir die Lage; ich ging mit. Er stellte mich vor, sagte der Hausfrau ein paar Worte, und am nächsten Tage — man wußte, das Paar in der Bellevuestraße war nie zu Hause — gab ich dort meine Karte ab.

Ich unterhielt mich sehr gut, und als ich Abends nach Hause kam, war es mir, als hätte ich eine Entdeckung gemacht in einem unbekannten Lande. Ich sagte mir: „Das soll eine Gräfin Degen sein? Die Familie kennst du doch gar nicht!“

Zum erstenmal kam ich auf den Gedanken, im Grafenkalender nachzusehen. Ich fragte mich, wie wohl diese Frau dazu gekommen sei, den Mann zu heiraten. Ich fand nur die Angabe, daß die Degen österreichische Grafen aus dem achtzehnten Jahrhundert waren, österreichische Freiherren aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und einer alten Familie aus dem Hennegau entstammten. Sie waren, wie der Kalender angab, im Mannesstamm erloschen, es gab nur die eine Tochter, eben jene jetzige Frau Doktor Kulm, oder ich müßte eigentlich sagen — Bellevuestraße.

Da überlegte ich mir unwillkürlich, welchen Zusammenhang das wohl haben konnte. Die Gestalt des Doktors Kulm stand vor mir, der kleine bebrillte Mann. Ich sagte mir, die äußere Erscheinung hätte doch die junge Gräfin damals unmöglich veranlassen können, den Doktor Kulm zu heiraten. So kam mir die abenteuerliche Idee, er möchte am Ende Hauslehrer in dem gräflichen Hause gewesen und der Gang der Ereignisse dann verlaufen sein, wie es manchmal in der Wirklichkeit, noch öfter aber in schlechten Romanen zu finden ist. Aber dann überlegte ich: Hauslehrer? Ja, wen sollte er denn unterrichtet haben? Einen Bruder hatte sie nicht gehabt. Da kam ich auf den Gedanken, ihr Vater würde wohl ganz arm gewesen sein, und das Mädchen hatte den reichen Doktor Kulm geheiratet — vielleicht weil kein anderer gekommen war —, nur um eine Versorgung zu haben. Auch das soll ja schon geschehen sein.

Ich schlug im Bette, wo ich beim Schein der Kerze las, wieder meinen Kalender auf, und da fand ich hinter dem Namen ihres Vaters: „Herr der Herrschaften ...“ und eine ganze Anzahl Güter folgten.

Ich mußte mich also doch geirrt haben. Aber die Sache quälte mich, es ward mir geradezu zur Notwendigkeit, zu erfahren, wie wohl diese beiden zueinander gekommen, und nun fragte ich, als wir am nächsten Abend in der Bellevuestraße saßen, die Leute, mit denen ich gerade zusammen war, nach unseren Wirten. Aber merkwürdig, kein einziger wußte etwas. Die Frage ging von Mund zu Mund, einer kolportierte sie dem anderen: kein Mensch konnte eine Antwort geben. Die Leute mußten doch früher Bekannte gehabt, mußten sich doch irgendwie eingeführt, würden doch wohl von ihren Schicksalen, von ihrem Leben einmal gesprochen haben! Von all den Menschen, die hier verkehrten, mußte ihnen doch jemand persönlich nähergetreten sein! Und wenn die Herren auch nicht schwierig in solchem Punkte waren, die Damen hätten sich doch vergewissern müssen: „Woher der Fahrt — wes Name und Art?“

Ich nahm mir vor, der Sache auf den Grund zu gehen, denn es erschien mir wahrhaft erstaunlich, wie Hunderte von Menschen Gastfreundschaft genießen können, allerlei schöne Abende annehmen und nicht einmal wissen, woher ihre Wirte stammen. Es war mir keine Sache der Neugierde, denn ein Geheimnis steckte ja wohl nicht dahinter, und es gab gewiß interessantere Dinge als das — nein, es war das Gefühl einer Ungerechtigkeit, die da begangen ward; vielleicht regte sich auch die Dankbarkeit in mir für viele überaus interessante Abende unter diesem Dache.

Man mußte doch auch einmal den Wirten ihre Gastfreundschaft zurückgeben, aber davon hatte ich nie etwas gehört. Sonst empfindet doch jeder, der bei einem anderen eingeladen gewesen ist, das Bedürfnis, die Artigkeit zu erwidern. Hier schien auch dies aufgehoben, man lud die Leute nicht ein.

Ich sprach einmal mit jenem Freunde darüber, der mich damals in die Bellevuestraße gebracht, und er sagte: „Aber wissen Sie denn nicht — Sie sind doch jetzt

Stammgast geworden wie ich —, daß die in der Bellevuestraße keine Einladungen annehmen?"

„Nun ja, von uns Junggesellen vielleicht."

„Nein, von keiner Seite."

„Wie ist denn das möglich! Nehmen denn die Menschen das nicht übel?"

„Keineswegs!"

„Aber es müßten doch einzelne darunter sein, die da sagen: Wenn die Leute nicht zu mir kommen, dann komme ich auch nicht zu ihnen."

Mein Freund lächelte: „Ach Gott, darüber sind wir doch heutzutage hinaus, das überlassen wir den Provinznestern und kleinen Residenzen in unserem lieben Vaterlande. Glauben Sie, daß man in London und in Paris oder in New York so ist? Oder in Rom? Wien kenne ich nicht. Natürlich sind die in der Bellevuestraße eingeladen worden, aber sie sagen grundsätzlich ab, sie behaupten, Abends könnten sie nicht, denn sie empfingen ja täglich! Und sie könnten doch nicht wie ein Arzt in der Zeitung anzeigen: ‚Bis zum soundsovielten verreist!' oder: ‚Heute keine Sprechstunde!' Sie könnten doch auch nicht an ihrem Briefkasten eine Klappe herumdrehen, auf der steht: ‚Nicht zu Hause.' Das werden sie wohl den Leuten gesagt haben, und so nimmt's ihnen niemand übel wobei ja übrigens die Möglichkeit besteht, daß sie vor der Theaterstunde noch auf Diners gehen; ich habe sie allerdings nirgends getroffen, habe auch nie davon gehört."

Ich wunderte mich dennoch, daß man es ihnen nicht übelnähme, und wir beide kamen allmählich von selbst auf die Erklärung, daß ja allerdings hier zum größten Teil Unverheiratete verkehrten, viele Zugvögel, Künstler, Leute, die auf ein paar Tage nur in Berlin waren, eingeführt wurden, diese Abende als interessant mitnahmen, Abende, von denen man sich nur wundern mußte, daß sie nicht unter den Sehenswürdigkeiten von Berlin verzeichnet und im Bädeker mit einem, am Ende sogar mit zwei Sternen versehen waren.

* *
*

Da begann ich, vielleicht unter dem Eindruck dieser Neugierde, mich mit den Wirten mehr zu unterhalten. Ich hatte mich sonst damit begnügt, guten Abend zu sagen, und darauf an einem Gespräch in einem Winkel teilgenommen, der Musik gelauscht, Kupferstiche angesehen, mit irgend einem interessanten Mann gesprochen.

Mit denen aus der Bellevuestraße selbst zu reden — ich gestand es mir erst jetzt —, war mir nie in den Sinn gekommen. Ich hatte es nicht anders gemacht wie die meisten übrigen, ich war unwillkürlich der Ansicht gewesen, dazu wäre ich ja gar nicht hier. Und wie ich nun mit dem Ehepaar sprach, entdeckte ich, daß ich die beiden bis dahin gar nicht einmal genau angesehen: ich hatte nur ein oberflächliches Bild von ihnen.

Ich wußte eigentlich weiter nichts, als daß er klein und bebrillt war, sie auch nicht sehr groß; ich glaube, auf der Straße hätte ich sie gar nicht wiedererkannt. Ja, ich machte mir klar, daß es wohl möglich sei, wie ich sie am Ende hier und da getroffen und gar nicht gegrüßt hatte. Gesellschaftsanzug und Straßenkleid können ja einen Menschen völlig verändern.

Wie ich nun längere Zeit mit Doktor Kulm sprach, entdeckte ich ein feines, geistvolles Gesicht; ich sah unter den Brillengläsern ein paar gute, kluge Augen; ich machte plötzlich die Bemerkung, daß der Mann eigentlich ein wunderhübsches Profil hatte; ich beobachtete seine Hände, sie waren lang und schmal und hatten etwas von Vornehmheit und alter Kultur.

Es war für mich etwas Erstaunliches, wie gut der Mann sich unterhielt, wie weiten Blick er zeigte. Bisher hatte ich ja immer nur gehört: „Ich freue mich sehr!" oder „Das ist nett, daß Sie gekommen sind!" oder: „Herr Soundso ist da, es interessiert Sie vielleicht ..."

Ich hatte bisher nur einen Gastgeber, einen Wein-, Speise- und Unterhaltungslieferanten in ihm gesehen, eine Null, die immer nur ihren Wert durch andere bekam, und jetzt entdeckte ich plötzlich, daß er auch anders sprechen konnte, daß er eigene Gedanken hatte.

Da kam es, daß ich eines Abends, als alle längst gegangen waren, noch mit dem Ehepaar sitzen blieb. Es schien gegen die Regel des Hauses, aber ich fand mich nicht fort. Wir redeten über ein paar Menschen, die

an dem Abend dagewesen waren. Dieser kluge, kleine Mann schien genau über sie unterrichtet zu sein, kannte, obwohl er wahrscheinlich mit ihnen ebensowenig gesprochen hatte wie früher mit mir, ihre häuslichen Verhältnisse, ihre guten Seiten, auch ihre Schwächen. Doch die Schwächen wußte er zu erklären und in mildem Lichte darzustellen. Unwillkürlich sagte ich: „Nein, wie Sie die Menschen kennen!"

Er wurde fast verlegen, rückte seine Brille zurecht und meinte: „Ach, da überschätzen Sie mich wohl! Menschenkenntnis, denke ich, ist das schwerste, was es überhaupt gibt! Wer sollte die Menschen kennen! Ich gewiß nicht!"

Ich widersprach.

Er fuhr fort: „Nein, wirklich nicht. Ich mache mir ein Bild von den Leuten zurecht, das am Ende gar nicht der Wirklichkeit entspricht, ich glaube nicht scharf genug ist. Wissen Sie, scharf sein, boshaft werden, ist gar nicht schwer. Paradoxe klingen sehr gut! Ist einer nur anderer Ansicht wie die übrigen Menschen, dann denken sie meist, der Kerl ist etwas! Ach, darauf gebe ich nichts! Ich sehe das Interessante darin, die Menschen aus ihren Verhältnissen zu erklären. Wenn jemand etwas Böses getan hat, so ist es mir im Laufe der Jahre Bedingung geworden, mir klar zu machen: Wie kam er dazu? Aber das ist gar nicht so ganz leicht."

Wir saßen in der Ecke eines Salons, der nicht rein war im Stil, wie überhaupt kein Raum hier, sondern der, mit großem Geschmack zusammengestellt, allerlei Möbel und Kunstwerke enthielt verschiedener Völker und Zeiten und ganz verschiedener Meister.

Hier und da standen ein paar halbgeleerte Gläser, ein Teller, auf dem noch ein Sandwich lag, die Überreste der Gesellschaft. Lautlos kam eben ein Diener herein, um wegzuräumen, aber der Doktor sagte ihm: „Bitte, lassen Sie noch, es ist noch Zeit." Einen Augenblick darauf rief er den Mann doch zurück: „Nein, nein, nehmen Sie alles fort, aber machen Sie schnell!"

Als dann der Diener mit den Gegenständen verschwunden war, sagte mein Gegenüber zu mir: „Es ist eigentlich ästhetischer so, gemütlicher. Ein halb aufgeräumtes Schlachtfeld ist schrecklich, ich habe das 70 gesehen."

„Haben Sie 70 mitgemacht?"

„Gewiß. Als Freiwilliger."

Ich weiß nicht, warum ich erstaunt darüber war, ich hätte es dem kleinen Manne gar nicht zugetraut. Aber er ging nicht weiter darauf ein. Er kam wieder zu allgemeinen Gesichtspunkten, die ihn immer mehr zu interessieren schienen als die Zufälligkeiten seines eigenen Lebens. Er redete abermals von Menschenkenntnis, und er fuhr fort: „Wissen Sie, daß das Studium von Charakter und Mensch, von Einrichtungen und Sitten doch eigentlich immer das Interessanteste bleibt. Der eine liebt Bücher, aber sie geben immer nur den Menschen aus zweiter Hand. Ein anderer stellt die Kunst über alles, aber sie ist doch nur das Produkt des Menschen. Ein dritter beschäftigt sich nur mit der Wissenschaft, aber wer hat uns denn zu ihr geführt? Und wenn man sagt: die Natur, ja, die Natur ist das Größte und Interessanteste, der unerschöpfliche Born — gewiß, aber sind wir nicht ein Teil davon, wir Menschen? Sind wir nicht eigentlich der wichtigste Teil? Ach, ich weiß wohl, was Sie sagen wollen: wir sind der kleinste, wir sind der ohnmächtigste. Ja, das sind wir und sind doch der größte und wichtigste, denn daß wir beide überhaupt dies Gespräch führen können, ist doch nur dadurch möglich, daß wir eben da sind. Wir erblicken doch die ganze Natur erst durch unsere Augen. Also, meine ich wohl, ist der Mensch das erste, denn ohne den Menschen wäre alles andere nicht! Das hat sich bei mir in den Jahren herausgebildet, ich habe ja auch Zeit genug dazu gehabt."

Ich sagte unwillkürlich: „Herr Doktor, wie alt sind Sie eigentlich? Wenn ich mir die Frage erlauben darf."

Er lächelte, nahm seine Brille ab, wischte sich mit seinem seidenen Taschentuch die Augen, blickte mich mit dem etwas verschleierten Ausdruck der Kurzsichtigen an und sagte lächelnd: „Nun raten Sie einmal."

Ich schwankte: „Ich muß gestehen, ich weiß es nicht recht, und ich bin jetzt erst recht unsicher geworden, weil Sie die Brille abgenommen haben."

„Sehen Sie, darum habe ich sie eben abgenommen. So ein Glasdeckel verändert unglaublich. Klemmen Sie einer Intelligenz ein Monocle ins Auge, und man denkt manchmal wirklich: So ein alberner Laffe! Oder nehmen Sie einem, der ganz klug aussieht, den Kneifer ab, plötzlich wird er dumm. Die Gelehrsamkeit liegt nicht in der Brille und auch nicht die Pedanterie, es ist eben alles bedingt. Haben Sie einmal bemerkt, daß irgend eine bekannte Persönlichkeit, die Sie nur mit Augenglas gesehen haben, auf Bild, Photographie oder im Leben einem ganz fremd vorkommt, wenn sie als Büste gebildet ist und der Künstler ließ die Brille fort? Diese Brille, die noch kein Plastiker so dargestellt hat, daß sie nicht störend wirkte. Ich erinnere mich eines Freundes — ich war damals im Kaukasus — eines Gelehrten, der dort arbeitete, forschte, aufnahm, sammelte; er war Geograph, Zoologe, Botaniker. Mit dem bin ich lange dort allein gewesen. Wir haben ein paar Berge bestiegen — ich bin gar nicht Bergsteiger, und es ist mir auch schwer geworden, aber er brauchte es zu seinen Aufnahmen. Wir haben unter einem Zelte geschlafen, wir sind nicht einer von des anderen Seite gekommen, und denken Sie mal, den sah ich später in Algerien, von wo aus er eine Expedition in den Atlas hatte machen wollen, als Toten wieder. Er steht mir heute noch vor Augen: ich habe ihn nicht erkannt. Ich hatte ihn nie ohne Brille gesehen, ja — lachen Sie nur — er schlief mit der Brille. Ich habe ihn nicht erkannt, so waren dadurch seine Züge verändert. Aber ich bin abgeschweift: sagen Sie mir, wie alt ich bin."

Ich versuchte zu schätzen. Das Haar war nicht ergraut; die Zeit hatte wohl Runen und Krähenfüße eingegraben, aber ich meinte doch nicht allzusehr zu irren, indem ich sagte: „Zweiundfünfzig!"

Er lächelte und setzte die Brille langsam wieder auf, die er währenddessen mit seinem Taschentuche geputzt hatte. „Danke sehr, sehr schmeichelhaft! Ich bin fünfundsechzig."

„Das ist doch nicht möglich!"

Aber er gab zurück: „Wollen Sie meinen Taufschein sehen?"

In diesem Augenblick kam die Frau des Hauses dazu, die bisher gefehlt hatte. Während die Gäste da waren, sah man niemals, daß sie sich irgendwie um ihre Häuslichkeit kümmerte, es ging alles von selbst. Jetzt aber schien sie das Abräumen überwacht zu haben, und sie sagte, indem sie sich zu uns setzte: „So, nun hat die Hausfrau ihre Pflicht getan!"

Der kleine Mann blickte sie freundlich an und meinte in einem Tone, den ich noch nie gehört, weil ich eben den Leuten nicht nahegekommen war: „Ja, wenn du nicht wärst!" Und es klang daraus solche junge Zärtlichkeit, daß ich wohl ein erstauntes Gesicht machte, denn der Doktor fuhr fort: „Nun, Sie glauben das wohl nicht?"

„Aber gewiß!"

Und er sagte, indem er nach der Hand seiner Frau neben ihm suchte: „Ja, Sie wissen nicht, was ich an dieser Frau besitze; das weiß überhaupt niemand!" Dann murmelte er in sich hinein, indem er zu Boden blickte: „Und ich werde es ja auch den Leuten nicht sagen."

Ich antwortete: „Warum sollten Sie es den Leuten nicht sagen?"

Er schüttelte den Kopf: „Ach, wozu! Wenn man einen Schatz besitzt, soll man damit nicht protzen, allzuviel Glück nehmen die Menschlein übel! Aber der Hauptgrund ist wohl der: ich fühle nicht das Bedürfnis, es auszusprechen. Über die Jahre der Eitelkeit bin ich hinaus, die habe ich in der Schule des Lebens verloren."

Ich lachte: „Also Sie sind einmal eitel gewesen?"

„O gewiß und wie! Ich habe alle Eigenschaften und Leidenschaften der Menschen besessen. Das heißt, verstehen Sie recht: die schlechten und mittleren. Die ganz großen, dazu reichte mein Wuchs nicht." Er lächelte wieder vor sich hin. Dann fuhr er fort, und es war, als wollte er nun heute abend einmal Eröffnungen machen: „Sehen Sie, ich stehe hier sozusagen als fertiger Mensch vor Ihnen, obgleich natürlich keiner fertig ist, auch in meinem Alter nicht. Aber so bin ich natürlich nicht immer gewesen, das ist eine Epoche meines Lebens, hinter mir liegt eine Menge verschiedener Zeitläufte. Ich habe mich immer für irgend etwas erwärmt, bin

mit Feuereifer darangegangen, habe darin diese und jene Erkenntnis gewonnen; die Sache verblaßte, interessierte mich nicht mehr, ich ging zu anderem über. Einmal dauerte das fünf, einmal zehn, einmal fünfzehn Jahre. So habe ich eine Menge Stufen schon durchlaufen; na, und jetzt bin ich gerade bei der Periode ..."

Er wandte sich an seine Frau: „Nun, Marie, wie nennen wir das?"

„Altersruhe, Philosoph sein, Müdigkeit, ich weiß es nicht."

„Sind Sie lange schon in dieser Periode, Herr Doktor?"

Er wurde immer gemütlicher, lehnte sich zurück, schlug ein Bein über das andere, blies den Rauch seiner Cigarre von sich und sagte, indem er dem blaugrauen dünnen Wölkchen nachsah: „Nun, seitdem wir wieder in Berlin sind. Ja, das ist nun schon eine Reihe von Jahren her. Ich bin neugierig, wie das enden wird."

Seine Frau machte eine abwehrende Bewegung: „Gar nicht, gar nicht wird es enden, es wird bleiben, wie es ist."

Doch er ereiferte sich: „O, das wäre gegen den Weltlauf, alles währet seine Zeit."

Wir sprachen davon, was sich ändern sollte, und er sagte: „Die Verhältnisse ändern sich. Wir haben jetzt hier einen angenehmen Kreis um uns, die Möglichkeit über alles zu reden, einen weiten Verkehr, aber einen, der nicht die Kräfte übermäßig in Anspruch nimmt, denn er dauert nur immer kurze Zeit jeden Tag. Es könnte ja aber alles anders werden. Es wäre denkbar, daß aus irgend einem Grunde dieser Kreis sich auflöste; die Leute kommen nicht mehr; es wird einer von uns beiden krank; wir müssen fort; es stirbt jemand. Mein Gott, man kann es ja nicht wissen!"

Nun wurde noch dieses und jenes gesprochen, aber ich hatte das Gefühl, es sei das beste, die Sitzung nicht zu lange auszudehnen. Ich stand auf. Ich wurde, wie es bei den Leuten Sitte war, nicht einen Augenblick gebeten zu bleiben, denn man hielt niemand hier, und ich ging mit dem Gefühl, eine Entdeckung gemacht zu haben, ihnen einen Schritt näher gekommen zu sein.

* * *

Als ich ein paar Tage darauf wieder nach der Bellevuestraße kam, war es mir, als träte ich als ein ganz anderer über die Schwelle. An diesem Abend ging ich wohl davon mit den anderen, aber ich setzte mich vorher ein paar Minuten allein in eine Ecke mit der Frau des Hauses, und auch sie gewann Form, Gestalt, Charakter. Sie blieb nicht mehr die mystische geborene Gräfin Degen, die Frau, die hier Gäste hin und her zu schieben verstand und selbst dabei verschwand. Ich sah alles mögliche: das unbestimmte Alter, das über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren hin und her schwankte, ward enger umgrenzt. Ich war nicht mehr zweifelhaft: sie mußte gegen fünfzig zählen. Dann entdeckte ich mit einemmal, daß diese Frau gut angezogen war, sehr teuer, doch so, daß es einem nicht auf den ersten Blick auffiel, daß nicht der Proletarier auf der Straße mit geballter Faust hinter der in Sammet und Seide dreinschaute. Es hatte etwas Selbstverständliches, es war, wie wir so schön sagen: gediegen.

Und ich fand noch mehr. Die Frau hatte eine hübsche Figur, sie mußte einst zierlich und schlank gewesen sein. Es war noch etwas Mädchenhaftes an ihr, wie es manche Frauen bewahren, denen Kinder versagt gewesen sind. Nun gewahrte ich auch, daß sie reiches, schönes Haar hatte und daß sie, die hübsch offenbar nie gewesen, doch ein paar warme, wundervolle Augen besaß.

Ich hatte mich, sobald ich kam, zu ihr gesetzt, und längere Zeit blieben wir, ohne daß sie sich um ihre Gäste kümmerte, in der wunderbar echten Marquise im Stil Ludwigs XVI. sitzen, die in einer Ecke stand. Mir war es, als hätte ich durch den Abend, wo ich allein bei dem Ehepaar geblieben war, die Erlaubnis, herzlicher zu sprechen. So sagte ich angesichts der ruhigen, fast herzlichen Freundlichkeit meiner Wirtin: „Gnädige Frau, ich wollte Sie längst einmal etwas fragen."

Sie sah mich lächelnd an: „Nun bitte, was ist das?"

Aber ich hielt inne, ich wurde mir in diesem Augenblick klar, daß ich doch das nicht fragen konnte, was ich wollte, nämlich: Gnädige Frau, sagen Sie mal, wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, den Doktor Kulm

zu heiraten? Ich umging es also: „Gnädige Frau, Sie sind doch eine geborene Gräfin Degen?“

Sie lächelte: „Gewiß!“

„Ich habe nämlich im Gotha nachgesehen.“

„Aha!“

„Aber von Ihrer Familie ist ja niemand mehr übrig?!“

„Nein.“

„Hatten Sie denn keine Geschwister?“

„Nein.“

Die Antworten waren so kurz gewesen, daß ich nun schwieg. Ich fand mich im Grunde genommen recht neugierig.

Die Frau mochte wohl denken: Was geht ihn das an? Aber als ich nicht weiterfragte, erzählte sie: „Es ist meinem Vater sehr schwer gewesen, daß er keinen Sohn hatte, um so mehr, da ein größerer Besitz vorhanden war. Aber das liegt ja nun ziemlich weit zurück, denn mein Vater ist gestorben, als ich zwanzig Jahre alt war. Heute wissen die Menschen nichts mehr davon! Von seinen Altersgenossen lebt auch keiner mehr, denn er hat sehr spät geheiratet, eigentlich nur wegen seiner Besitzungen, weil er der letzte der Familie war. Und da nur eine Tochter! Das ist hart! Man ist dann meistens über unsere Ankunft auf Erden nicht so erfreut wie über die der Herren der Schöpfung. Aber das ist ja nun alles überwunden, das liegt ja weit, weit zurück.“

Ich fragte: „Waren denn die Besitzungen nicht Majorat?“

„Nein, mein Vater konnte über sie verfügen.“

„Nun, dann konnte er sie ja seiner Tochter hinterlassen!“

Sie lächelte: „Er hätte es gekonnt, wenn er es gewollt hätte.“

Ich schwieg.

Sie fuhr fort: „Er hat es nicht gewollt. Ich habe meinem Manne nichts mit in die Ehe gebracht. Sonderbar genug, wenn man einen so reichen Vater hat. Wissen Sie, ich werde Ihnen das mal erzählen, das heißt, wenn es Sie interessiert. Mein Gott, es interessiert ja eigentlich niemand, es geht ja auch im Grunde genommen niemand etwas an, und dann sind diese Sachen auch schon über dreißig Jahre her und verschwinden immer mehr. Ich habe mir die Anschauungsweise meines Mannes angeeignet, ich bin Philosophin geworden, wie er Philosoph ist; Sie glauben gar nicht, wie schnell alles vergessen wird. Es ist merkwürdig mit uns Menschen auf Erden, wir regen uns auf, setzen Himmel und Erde um ein Ding in Bewegung, glauben, es sei eine Wichtigkeit sondergleichen, und ein paar Jahre gehen ins Land, kein Hahn kräht danach, niemand weiß mehr davon. Aber ich muß mich jetzt um meine Gäste kümmern. Also wenn es mal der Zufall gibt, erzähle ich es Ihnen. Aber wirklich Zufall muß es sein! Man soll nie etwas erzwingen. Wir sind keine Freunde von Versprechungen und Verabredungen, das Köstlichste im Dasein ist das, was sich von selbst ergibt. Ich habe so oft beobachtet, daß zwei Menschen, die eigentlich füreinander geschaffen sind, Mann und Frau, jahrelang nebeneinander hergehen, sich an hundert Orten treffen und gar nicht auf den allereinfachsten Gedanken kommen, nämlich: daß sie sich heiraten sollten. Für beide wäre es gut, für beide ganz selbstverständlich. Wenn sie's aber von Anfang an darauf anlegten, gäbe das wahrscheinlich ein eheliches Unglück. So wird es der Zufall einmal fügen oder auch nicht. Es muß nichts erzwungen sein.“

Damit stand sie auf, bewillkommnete eine italienische Sängerin, die an diesem Tage im Opernhaus gastiert hatte, zum erstenmal in Deutschland war und einen Riesenerfolg gehabt hatte. Sie war natürlich in die Bellevuestraße gekommen, und nun wollten sich diese und jene der interessanten Fremden vorstellen lassen.

Ich schenkte mir die fehlfertige Dame, die über unendliche Technik gebot, nur über keine Seele, und ich ging, während die Worte, die ich eben gehört, noch in mir nachklangen.

Ich war ganz anders geartet. Bei mir mußte immer alles gleich entschieden sein; wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich meine Wirtin nicht losgelassen und hätte sie gebeten: Nun erzählen Sie mir die ganze Geschichte, ich muß es wissen, ich brenne seit langem darauf.

War es ein Unterschied des Alters oder des Temperaments, daß sie nichts erzwingen wollte? Ich ärgerte mich ein wenig über

die seltsame philosophische Ruhe und legte mir die Redensart zurecht: Wenn alle so dächten, was sollte dann aus der Welt werden? Dann würde nichts fertig, nie etwas gemacht, nie etwas geschaffen.

Ja, schufen denn diese Leute? Waren es nicht Lebenskünstler? Beide, wie es schien, Menschen, die das Dasein an sich herankommen ließen? — —

* *
*

Die Tage vergingen. Nie wieder kam die Gelegenheit, mit denen aus der Bellevuestraße unter vier Augen zu sprechen. Ich hätte ja einmal Abends allein dableiben können, aber ich wurde nicht aufgefordert, und ich wollte, daß man mich schön bäte: der Herr möge doch die Gnade haben, noch etwas zu verweilen.

Da gab es eines Abends der Zufall, daß ich mich mit einem Architekten verschwatzte — ein krauser Kopf, ein junger Feuerbrand, der alle Stile über den Haufen werfen wollte, nur noch keinen neuen gefunden hatte, ihn an ihre Stelle zu setzen. Er hielt das nicht für nötig, denn sein letztes Wort war immer: „Nichts ist unmöglich! Sobald man eingerissen hat, kommt von selbst etwas Neues.“

Er wollte einreißen und dann offenbar auf eine Eingebung warten. Ich bekämpfte das, wünschte ihm eine Eingebung und behauptete, noch immer hätte das Genie sie gehabt und sie dann durchzusetzen gewußt.

Unsere Unterhaltung, die scherzhaft begonnen, war etwas gereizt geworden, und da der große Zerstörer sich in die Enge getrieben fühlte, sagte er ganz unvermittelt: „Herrgott, es ist ja kein Mensch mehr hier! Also ein anderes Mal! Gute Nacht. Wir haben bereits die zulässige Stunde überschritten.“

Damit stand er eiligst auf und ging hinaus. Ich blieb allein zurück, ich zögerte einen Augenblick, ich wollte nicht denselben Heimweg mit ihm haben, denn auf der Straße hätte unser erregtes Gespräch doch von neuem begonnen.

Da trat der Doktor ein. Er schien gar nicht zu wissen, daß noch jemand da war, summte etwas vor sich hin und dirigierte mit der rechten Hand dazu. Nun fuhr er, als er mich sah, erschrocken zusammen: „Ach Gott, verzeihen Sie, ich dachte, es wäre niemand hier!“

„Ich bin eben im Begriff, zu gehen,“ meinte ich.

Doch er sagte artig: „O bitte, das wollte ich damit nicht sagen. Bleiben Sie nicht noch etwas hier?“

„Sehr gern.“

„Nun gut also! Rauchen Sie, trinken Sie?“

„Wenn ich ein Glas bekommen kann?“

„Was?“

„Was *Sie* trinken.“

„O, da werde ich mal — passen Sie auf! Passen Sie auf!“

Er lächelte leise vor sich hin und meinte, indem er ganz nahe an mich herantrat und mich durch die dicken Brillengläser ansah: „Ich habe Ihnen doch neulich mal gesagt — o, ich weiß noch ganz genau, was wir gesprochen haben —, jeder Mensch hätte verschiedene Perioden in seinem Leben. Denken Sie mal, ich war einmal Weinkenner, ich bin's nicht mehr, aber so ein bißchen ist mir noch davon geblieben. Ich werde Ihnen einen auserlesenen Tropfen vorsetzen, was meinen Sie dazu?“

Ehe ich noch antworten konnte, hatte er bereits eine Art Kammerdiener herbeigerufen, einen älteren Mann, der alles zu leiten schien, und flüsterte ihm etwas zu.

Dann sagte er zu mir: „Sehen Sie, mein verehrter junger Freund — ich darf Sie wohl so nennen, angesichts meines tatsächlichen Alters, das Sie ja erfahren haben —, ich bin nämlich auch einmal eitel gewesen, ich habe mal Ehrgeiz besessen. Mein Gott, mein Gott, das ist nun alles dahin! Damals bildete ich mir nämlich ein, die wichtigsten Seiten des Daseins lägen außen; heute denke ich, sie sind innen. Damals ließ ich mir meine Stiefel in Paris und meinen Frack in London bauen. Unsinn, nicht wahr? Aber in der Periode hätte ich jedem den Kopf abgerissen, ihn für ein Rauhbein und einen Banausen erklärt, der das nicht auch tat. Übrigens können doch nur sehr wenig Deutsche wirtschaftlich sich diese unumgänglich notwendige Sache leisten. Also abgesehen davon: zu jener Zeit war ich auch Weinkenner! Das ist typisch für diese Periode, das gehört zusammen: das Innerliche beim Weingenuß

und die Äußerlichkeit, damit zu renommieren, daß man zwei Jahrgänge unterscheiden kann, die noch dazu ein ganz ähnliches Weinchen gegeben haben. Ist ja natürlich Unsinn, aber man denkt's wirklich. Ich wenigstens habe es gedacht. Also zu jener Zeit ritt ich, natürlich mehr wegen der Hosen und Stiefel als wegen der gesunden Bewegung, die das doch ohne Zweifel ist; war Weinkenner; und kreierte besondere Gerichte, von allerlei erwerbsbedürftigen Restaurateuren angestachelt! Ist das nicht ein schrecklicher Unsinn? Und dann, denken Sie, ich hatte auch Sammlungen, zum Beispiel Briefmarken! Ich besaß die eine Honduras ganz allein. Es war erwiesen, daß es sie gab, und keine Sammlung hatte sie, nur ich. Nebenbei: sie war falsch. Nun, mit der Zeit kommt man ja davon ab ..."

Inzwischen war der Wein gekommen, und wir setzten uns, während ich die Frau des Hauses ab und zu in den Nebenzimmern sich bewegen sah.

Wir kosteten den Wein; ich verstehe nicht viel davon, aber mein Wirt schlürfte mit Behagen, als frische er alte Leidenschaften auf, als würde es ihm so leichter, an die Vergangenheit zu denken, so daß es ihm von selbst von den Lippen floß, zu erzählen.

Er sprach, als ließe er sein vergangenes Dasein Revue passieren. Er erzählte manchmal ernst, manchmal heiter, immer aber mit einer gewissen philosophischen Ruhe, die alles in einem milden Licht erscheinen ließ, in jenem Licht, das da kommt durch die Entfernung der Gegenstände, als wäre der Staub des Alters darauf gefallen, als hätte es den Dingen die scharfen Umrisse genommen und alles weicher gemacht.

* *
*

Und er begann:

„Ich bin nämlich ein sonderbarer Mensch gewesen, aber das lag wohl in den Umständen, unter denen ich geboren ward. Mein Vater war ein reicher Mann, kein self made man und kein Protz, einer, bei dem das Geld schon lange in der Familie ist. Wir sind nämlich ursprünglich Hamburger, wenn auch mein Vater schon seine Geburtsstadt verlassen hatte. In den Zeiten der Hansa hat mancher Kulm im Hamburger Gemeindewesen eine Rolle gespielt.

„Ich selbst bin in Kalkutta geboren, meine Eltern befanden sich damals auf einer Reise. Sie hatten beide unruhiges Blut, sie mochten nicht an einem Orte sitzen und waren immer unterwegs. Ich habe sie beide frühzeitig verloren und habe nur die Erinnerung von ihnen aus Bildern. Ich habe immer geglaubt, so hätten sie wirklich ausgesehen, und dabei haben mir Bekannte meiner Eltern — Verwandte hatten wir nicht — gesagt, die Bilder wären nicht im geringsten ähnlich gewesen. Sehen Sie, so täuscht sich der Mensch.

„Ich bin streng erzogen worden; mein Vormund ließ mir nichts durch. Ich habe von meinem ziemlich bedeutenden Reichtum, der mir hinterlassen worden, während meiner ganzen Schuljahre keine Ahnung gehabt. Wie ich Reitunterricht erhielt, weiß ich noch, daß ich meinen Vormund bangend gefragt habe, ob ich denn auch einmal genug Geld haben würde, mir ein Pferd zu halten. Ich wurde erzogen nach Prinzipien, die von meinem Vater genau in einer Art Denkschrift vor seinem Tode festgelegt worden waren.

„Mein Vater war ein überaus kluger Mann, ein Weltkenner gewesen, und diese Direktiven sind fein durchdacht, rührend manchmal und doch auch wieder hart und waren bereits zu der Zeit, als ich nun ins Leben trat, in vieler Hinsicht veraltet, so daß sie mir, hätte ich ihnen folgen wollen, nur eine Fessel geworden wären. Ich habe daraus gelernt, niemals selbst je Bestimmungen für spätere Zeiten zu treffen, denn die Ansichten der Menschen ändern sich in einer einzigen Generation.

„Mich trieben unwillkürlich die Lebensregeln, die mir mein Vater sozusagen bis zum Greisenalter vorgeschrieben, dazu, das Gegenteil für richtig zu halten, als mir klar ward, welch bedeutendes Vermögen ich besaß, ein Vermögen, das durch die langen Jahre der Vormundschaft inzwischen geradezu zu einem in unserem Vaterlande nicht häufigen Reichtum angewachsen war.

„Ich kam mit meinem Vormund auseinander; denn als ich die freie Verfügung über mein Vermögen erlangt hatte, machte

ich einen schlechten Gebrauch davon, wie ich Ihnen schon angedeutet habe. Ich wurde ein Geck; ich spielte, wenn ich mich heute im Spiegel rückwärts betrachte, eigentlich eine lächerliche Rolle.

„Ich beurteilte die Menschen danach, ob sie Geld hätten oder nicht. Meine fast spartanische Erziehung, alles, was man mir sorgsam eingeprägt, schlug ins Gegenteil um. Ich war auf dem besten Wege sogar, mein ganzes Geld zu vertun, mindestens ein unnützer Mensch zu werden.

„Damals besaß ich einen Rennstall. Ich habe nicht selbst geritten, dazu war ich zu verweichlicht, zu schlapp, zu schwach, vielleicht zu feige. Es litt mich auch nicht an einem Fleck, ich war zu intensiver Arbeit, die nötig ist, auch wenn man mit dem teuersten Material Erfolge erzielen will, nicht geeignet. Wenn es mir durch den Kopf fuhr, daß ich morgen in Sorrent sein wollte, so reiste ich eben ab und hätte jedes Rennen der Welt schwimmen lassen.

„Die Rennstallperiode dauerte nicht lange. Ich begann in der Welt herumzufahren. Ich habe eine Reise um die Erde gemacht ohne Vorbereitungen, ohne geographische oder ethnographische Studien, einfach weil es mir so gefiel, von einem Tag zum anderen; ich weiß noch, daß ich Mittags noch nicht entschlossen war und Abends schon abreiste.

„Ich habe von dieser Weltfahrt allerlei Kuriositäten mitgebracht, habe mir in jedem Land, durch das ich kam, irgend etwas aufhängen lassen, seien es Teppiche, Jagdtrophäen, Schnitzereien oder dergleichen, die ich immer zehnfach überzahlte.

„Ich kam wieder: blasiert, unruhig, unfähig auf einem Fleck zu bleiben. Ich bummelte im Sommer in den Modebädern herum, ging im Winter an die Riviera — nirgends gefiel es mir, nirgends rastete ich.

„Darüber wurde ich etwas älter, Jahre gingen so hin, ich hatte viel Geld ausgegeben, aber mir blieb noch mehr übrig, und ich wurde, der ich den Geschmack am Geldfortwerfen verloren, nicht sparsam gerade, aber doch vernünftig; ich verbrauchte nicht die Hälfte meiner Rente mehr.

„Eine neue Periode meines Daseins begann; ich wollte mich hervortun, ich wollte irgend etwas leisten. Ich wollte meinen Namen, wenn nicht an die Sterne, so doch an die höchsten Bergspitzen schreiben. Ich habe damals eine verrückte Nordpol-Expedition ausgerüstet, bin aber nicht weit gekommen; ich hatte mir die Sache viel einfacher geträumt, als sie war.

„Verständige Leute in Norwegen hatten mir das Scheitern der Expedition wegen der unsachgemäßen Ausrüstung vorausgesagt; ich war in die Hände eines betrügerischen Schiffseigners gekommen, der sich über den Dummen freute, der da erschien und behauptete: Morgen mache ich eine Nordpol-Expedition!

„Ich kehrte also wieder zurück. Ich wollte meine Erlebnisse niederschreiben, doch ich wagte nicht, sie herauszugeben, denn ich merkte, ich würde mich nur lächerlich gemacht haben.

„Da kam etwas Neues über mich, eine lächerliche Eitelkeit; ich empfand das glühende Bedürfnis nach einem Orden.

„Ich schenkte also Kunstwerke an Museen, errichtete Speiseanstalten, baute Arbeiterwohnhäuser. Und wie alles erzieherisch wirken kann und oft das Böse das Gute gebiert: so ward durch die Beziehungen mit den Armen und Ärmsten ein Umschwung in mir vorbereitet. Aus Eitelkeit wollte ich ihnen Wohnungen bauen; wie ich aber die Erkenntnis gewann, daß es Hunderttausende jede Nacht giebt, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, so schnitt mir das in die Seele, und ganz langsam begann sich eine neue Periode in meinem Dasein vorzubereiten.

„Das Mitleid regierte mich; ich sah Laster und Verbrechen als Produkt der Not, ich ward mit dem Elend der Menschen vertraut. Ich wurde, um unter ihnen nicht aufzufallen, einfacher und einfacher. Ich tat die Londoner Kleidung, die Pariser Stiefel fort, ich ließ mich in meinem Äußeren gehen, trug immer denselben Anzug, legte mir derbe Stiefel zu und einfache Wäsche. Eine gewisse schwarze Krawatte, die ich jahraus jahrein trug, machte der seidenen Farbenpracht der früheren Platz.

„Ich verkaufte in jener Zeit all das wilde Brimborium, das ich geschmacklos auf meinen Reisen zusammengebracht hatte, weil es Geld kostete und mir darum etwas Beson-

deres schien. Ich bezog eine einfache Wohnung, ich setzte meinen Etat herab, ich lebte von gewöhnlichen Speisen, ich stieg nieder zu den unteren Klassen, und allmählich, wie das Mitleid mir in die Seele zog, änderte sich meine ganze Lebensanschauung.

„Ich besuchte Volksversammlungen, ich ward, um es kurz zu sagen, Sozialist. Und immer quälte mich ein wenig die Eitelkeit dabei. Ich schrieb Aufsätze, Prospekte, philosophisch-sozialistische Abhandlungen. Ich ward nie ganz überzeugt, immer blieb ein Rest zurück von Ideen, die sich in die der Marx und Engels, in die der gerade regierenden Führer nicht einfügten.

„Eine Zeitlang wollte ich eine Partei gründen, die auf einer anderen Basis fußte. Ich hatte schon allerlei Vorbereitungen getroffen, ich sammelte Leute um mich, aber sie taten nichts als mir die Taschen leeren, und ich kam keinen Schritt vorwärts. Bei den Zielbewußten begegnete ich Mißtrauen und Haß, denn sie wollten keine neue Religion dulden.

„Und seltsamerweise, ich, der ich davon geträumt hatte, mein ganzes Vermögen einer Sache zu opfern, wartete, behielt mein Geld, gab es nicht fort und schuf so in mir einen Zwiespalt. Es gab Augenblicke, wo mein Vermögen mir wie eine Schmach erschien, und andere, wenn einmal ein Fall klar vor mir lag, daß ich ausgenutzt worden war, wo eine dumpfe Wut in mir emporstieg und ich mir sagte: Gott sei Dank, daß du es behalten hast! Ich glaube, daß das der Beginn für mich war zur Umkehr.

„Da bereitete sich denn abermals eine neue Periode in meinem Leben vor. Ich ging den Sommer nach Berchtesgaden. Ich war mit mir selbst zerfallen, ich fand mein Leben unnütz, ich war in allen meinen Gedanken wankend geworden. Die Entschlußkraft fehlte mir, ich wußte nicht einmal, wohin ich im Sommer gehen sollte — nur fort aus meinen bisherigen Verhältnissen und hinaus in andere!

„Es hätte ebensogut die Schweiz sein können, auch ein Seebad; ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich nach Berchtesgaden kam, ich kam eben hin.

„Zuerst wohnte ich im Hotel, aber mir tat die Gesellschaft anderer Menschen weh. Leute an der Table d'hote begannen mit mir zu sprechen, ich ärgerte mich darüber, und ich verlangte vom Wirt einen kleinen Tisch für mich allein.

„Er wurde mir verweigert, das gäbe es hier nicht. Ich zog also aus und suchte mir am Ober-Salzberg eine Pension. Dort war wieder dieselbe Unzufriedenheit, die aber in mir selbst lag: dies nicht wissen, was ich eigentlich wollte, diese Mauserung, diese Umkehr. Wenn die Leute mit mir redeten, so fand ich sie albern und töricht und wollte Einsamkeit haben; ward diese mir aber dann zu teil, so hatte ich das Gefühl, als verließen mich die Menschen, als wolle niemand etwas von mir wissen. Es kamen förmliche Beängstigungen über mich in meiner Einsamkeit.

„In der Pension hatte ich einen Sondertisch für mich erreicht, einen Tisch mit vier Plätzen, an dem ich ganz allein saß. Das erregte deshalb, glaube ich, den Ärger der anderen Leute. Da kam eines Abends, als ich auf einer großen Terrasse, die sich vor dem Hause befand, auf und ab schritt, auf das Tal hinunterblickte, in dem der Ort lag, meine Augen über den Watzmann schweifen ließ, der sich dort drüben erhob, und dieses herrliche Voralpenbild genoß, der Wirt zu mir. Er schien verlegen, ich fühlte, er wollte etwas.

„Es war an dem Abend ein Herr angekommen mit seiner Tochter, aber nirgends gab es Platz, man konnte keinen Tisch mehr hereinrücken, und wo sollten die Leute essen? Da kam denn des Wirtes Verlegenheit heraus: er bat mich, da an meinem Tisch doch noch drei leere Plätze wären, zu gestatten, daß die Herrschaften den Abend dort Platz nähmen; morgen, spätestens übermorgen reisten Gäste ab, so daß es also alles in allem nur für zwei oder drei Mahlzeiten gewesen wäre.

„Ich ärgerte mich, aber was sollte ich tun? Ich mußte ja sagen, und ich sagte ja; aber ich nahm mir vor, morgen einen Ausflug zu machen — vielleicht auf zwei Tage nach Salzburg — oder am Ende gar ganz die Pension zu verlassen. Doch heute abend ging es nicht anders, in ein paar Minuten wurde gegessen.

„Ich setzte mich also zu Tisch und mag wohl kein sehr liebenswürdiges Gesicht ge-

macht haben, als ein sehr alter Herr erschien, etwas gebeugt, schneeweiß, einen Stock in der Hand, den er wie ein drittes Bein lautlos immer einen Meter voraussetzte, lautlos, denn der Stock war unten dick mit Gummi umgeben. Hinter dem Herrn drein folgte eine junge Dame — wie der Wirt gesagt hatte, seine Tochter, obgleich man es an der Ähnlichkeit nicht erkannt hätte.

„Der alte Herr war sehr artig. Er hielt mir eine kleine Entschuldigungsrede: er störe mich in meiner Einsamkeit an meinem Tisch, aber es sei nur ein Provisorium, kurz, etwa dieselben Worte, die der Wirt schon geäußert hatte. Ich hatte mich erkundigt: es war ein österreichischer Großgrundbesitzer mit seiner Tochter.

„Nun ist immer, wie ich Ihnen schon sagte, eine gewisse Eitelkeit in mir gewesen. An und für sich war ich gegen jeden Menschen zurückhaltend, kam mir aber jemand entgegen, so taute ich schnell auf, und der alte Herr hatte mir durch seine höfliche Art geschmeichelt und mich sofort gewonnen.

„Wir kamen in ein Gespräch; die Tochter sagte nur wenig. Der alte Herr erzählte, er wäre Diplomat gewesen, hätte aller Herren Länder gesehen; ich gab von meinen Reisen etwas zum besten, wir verstanden uns und wir blieben an diesem ersten Abend, wo wir uns kennen gelernt, noch so lange sitzen, daß längst in der Pension alle Lichter ausgelöscht waren und uns erst das schläfrige Gesicht der Kellnerin, die ab und zu erschien, nach uns zu sehen, als wolle sie an den Aufbruch mahnen, an die Stunde erinnerte.

„Am nächsten Tage reiste ich nicht nach Salzburg, ich blieb; wir aßen zusammen Mittags, Abends. Der alte Herr hatte sich, wie ich später gehört habe, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ganz in mich vernarrt. Ich glaubte nicht dasselbe von seiner Tochter, ich meinte, daß sie sich ein wenig langweilte; neben ihrem Vater verschwand sie vollkommen. Er redete viel und gern, und wenn sie einmal etwas dazu geben wollte, so unterbrach er sie sofort. Ich erinnere mich nicht, daß sie in den ersten Tagen über ein paar Sätze hinausgekommen wäre. Ich sage: in den ersten Tagen, denn wir blieben an dem Tisch, obgleich inzwischen an der Table d'hote Platz geworden war.

„Wir machten Spaziergänge zusammen — ich mit dem alten Herrn, denn die Tochter blieb irgendwo in einem bequemen Stuhl im Garten sitzen, um zu lesen. Ich hatte das Gefühl, als wähnte sie sich manchmal erlöst, nicht immer mit ihrem Vater gehen zu müssen, denn im Grunde genommen, abgesehen von der Unterhaltung, war es kein Vergnügen. Der alte Herr ging unendlich langsam, immer in derselben Haltung, ganz weit vornübergebeugt. Ich wunderte mich zuerst, daß er überhaupt so weite Spaziergänge machte, denn an dem Abend, als ich ihn zum erstenmal gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er auch nur fünfzig Schritt weit gehen könnte.

„Man konnte alles mit ihm reden, er schien alles zu kennen. Er sprach nicht abgründig tief, leicht plätscherte die Unterhaltung hin, aber was seinem Gespräch an Bedeutung abging, gewann es durch die Liebenswürdigkeit des Ausdrucks. Seine Sprache hatte förmlich Stil, es war alles fein geschliffen, mit einer gewissen Freude daran, den Gedanken eine besondere Wendung zu geben, und seine Unterhaltung beherrschte, wie gesagt, eigentlich alle Gebiete.

„Aber da erkältete er sich eines Tages, als der für jenen herrlichen Erdenwinkel leider unumgängliche Landregen eingetreten war und er auf seine Spaziergänge nicht hatte verzichten wollen. Er blieb an sein Zimmer gefesselt, ich sah ihn nicht, denn wenn er sich unwohl fühlte, hatte er kein Bedürfnis nach anderen Menschen. Dann lag er auf dem Sofa und las von früh bis Abends, so erzählte mir wenigstens die Tochter, mit der ich mich nun statt seiner unterhielt.

„Sie sollte nicht im Zimmer sein, das störte ihn, sie durfte aber auch den Garten nicht verlassen, denn wenn es ihm paßte, ließ er sie rufen. In den gemeinsamen Lesesaal wollte sie jedoch nicht gehen, denn dort saßen bei dem schlechten Wetter sämtliche Gäste der Pension. Ein junger Schwerenöter arrangierte in kindischer Weise Pfänderspiele und dergleichen mit den Damen; das war ein Plappern und Lachen und Schreien, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Die ganze Läppischkeit unbeschäf-

tigter Menschen an einem Regentage im Gebirge machte sich dort breit.

„Da gab es nun einen Tempel, aus Rinde gebaut, von dichtem Gebüsch umgeben, der von der Pensionsgesellschaft wenig gekannt und nicht beliebt war, denn er bot keine Aussicht, dagegen blies dort unausgesetzt der Wind. Dorthin setzte sich die Komtesse. Ich brachte sie hin, dann ging ich fort, ich hatte ja mit ihr noch kaum ein Wort gewechselt, und seltsam, solange wir nun hier schon zusammen waren, ich wußte nicht recht, welch Geisteskind sie sei.

„Aber der Wind wuchs, und im Hause kam mir der Gedanke: die Komtesse wird sich erkälten. Sonderbare Idee, dort im Sturm zu sitzen, du wirst ihr zum mindesten einen Mantel oder einen Plaid bringen. Ich ließ mir von der Jungfer, mit der sie reisten, einen Umhang geben und brachte ihn ihr.

„Sie nahm ihn dankend, ich hängte ihn ihr um, blieb ein paar Augenblicke stehen und habe wohl irgend eine törichte Redensart gemacht. Kurz, wir kamen ins Gespräch, und es folgte eine seltsame Entdeckung: ich hatte es mit einem klugen, über alles eigene Ansichten besitzenden Mädchen zu tun, mit dem ich mich ebenso gut — nein, ich darf wohl sagen besser — wie mit ihrem Vater unterhielt. Sie wußte dasselbe wie er; ich dachte zuerst, sie hätte nur mit Aufmerksamkeit zugehört und gäbe wieder, was sie von ihm aufgeschnappt, aber das war nicht der Fall, sie hatte über alles selbst nachgedacht.

„Ich war gefesselt und blieb. Wir waren in wenigen Minuten aneinandergeraten, und ich erkannte den klugen Geist, der in diesem kleinen Körper wohnte. Als ich schließlich doch ging, war ich ganz mit ihr beschäftigt. Ich hatte gemeint, eines jener netten, aber oberflächlichen Komtesserln zu treffen, wie es deren viele gibt, und ich fand einen Menschen für sich. Ich begriff nicht, daß ich es nicht geahnt hatte.

„Sie hatte eine hübsche Figur, sie gefiel mir, wenn ich mir auch gestehen mußte, daß sie zu den Schönheiten nicht gezählt werden konnte. Es waren in ihr zwei Wesen: das eine sah man nur, wenn sie sich allein befand, das andere nur in Gegenwart ihres Vaters. Sobald er dabei war, fühlte sie sich offenbar wie auf den Mund geschlagen. Ich konnte es ihr auch nicht verdenken bei der Manier ihres Vaters, der immer sagte, sobald sie einen Satz begann: ‚Aber nein, Marie! Hören's einmal, die Geschichten war ganz anders!'

„Ich werde über das nun Folgende schneller hinweggehen; Sie können sich denken, was geschah. Ich verliebte mich in das Mädchen. Doch eins machte mir Sorge: würde ich Erhörung finden, und wie würde sich der Vater dazu stellen?

„Der alte Herr hütete längere Zeit das Zimmer. Währenddessen traf ich mich immer mit seiner Tochter, ich war ihr einziger Verkehr; aber von dem Augenblick an, wo ich wußte, daß in mir eine starke Neigung zu dem Mädchen wuchs, hatte ich kein reines Gewissen mehr. Es war mir wie ein Vertrauensmißbrauch, denn ich war überzeugt, der alte Herr würde unseren Verkehr nicht gestattet haben, wenn er gewußt hätte, daß Flammen in unseren Herzen brannten.

„In unseren Herzen, denn es ging dem Mädchen wie mir, sie hat es mir später selbst gesagt. Und wieder hatte ich die Absicht, abzureisen, wieder wollte ich nach Salzburg, und abermals tat ich es nicht. Ich war schwach, ich war schlapp, ich blieb, ich konnte einfach nicht fort.

„Endlich gab es eines Tages die Gelegenheit, und in dem kleinen rindenüberzogenen Tempel fragte ich die junge Gräfin, ob sie meine Frau werden wollte. Ich setzte ihr auseinander, daß wahrscheinlich ihr Vater damit nicht einverstanden sein würde, ich erklärte meine Verhältnisse, ich hielt nicht hinter dem Berge, welche Ansichten ich bisher gehabt, sagte aber zugleich, daß ich im Begriff sei, davon abzukommen. Am meisten hatte ich Angst, der Graf würde sich an den bürgerlichen Doktor stoßen. Es war wohl auch bei mir ein gewisser Mangel an Selbstbewußtsein, und ich sagte mir in meinem Liebesrausch: Wie kommst gerade du dazu? Denn gewiß werden um diese reiche Erbin Hunderte andere werben, Hunderte, die besser sind und passender als du!

„Ich drückte dies dem Mädchen gegenüber aus, ich schlug ihr selbst vor, sie sollte warten, sich noch in der Welt umschauen, andere Männer sehen. Doch sie schien diesen Vor-

schlag fast wie eine Kränkung zu empfinden, und so entschloß ich mich denn und setzte — ich muß gestehen, mit schwerem Herzen — ihrem Vater auseinander, was geschehen war.

„Der alte Herr nahm es ruhiger auf, als ich dachte; er war zwar erstaunt, aber es trat nicht ein, was ich vorausgesehen, daß er mir nämlich einfach gesagt hätte: Was bilden Sie sich ein, davon kann keine Rede sein!

„Er meinte, er wolle Erkundigungen über mich einziehen, das würde ich begreifen, denn er wisse doch nichts von meiner Familie, von meinen Verhältnissen, Vorleben usw. Während dieser Zeit trat ich nun endlich doch die gewisse Reise nach Salzburg an. Ich hatte erklärt, nach acht Tagen wollte ich wiederkommen, ich selbst hatte ihm den Vorschlag gemacht, und er war damit einverstanden, er fand ihn korrekt und richtig.

„Die Woche, die ich fern von Berchtesgaden verbrachte, ist mir in der Erinnerung als eine der fürchterlichsten Zeiten meines Lebens. Ich fühlte mich so unglücklich, daß die schöne Stadt einer der wenigen Punkte der Erde geworden ist, die ich niemals wiedersehen möchte. Ich kann heute noch nicht die Menschen mit ihrer Schwärmerei verstehen, für mich ist dieser Ort entsetzlich.

„Aber die peinliche Woche verging, wie alles vergeht, und ich fand mich in Berchtesgaden wieder ein. Ich wurde nicht empfangen, wie ich gehofft. Ich bekam die junge Gräfin gar nicht zu Gesicht. Der alte Herr ließ mich in sein Zimmer treten, er schien verändert, viel förmlicher, er sagte zu mir wie zu einem ganz Fremden: ‚Bitte, nehmen Sie Platz.‘ Dann hielt er mir eine lange Rede; im allgemeinen stünde er auf dem Standpunkt, seine Tochter ihren Mann wählen zu lassen. Er persönlich würde es aus rein praktischen Gründen, wegen der Verwandten, wegen gewisser sozialer Ideen lieber sehen, wenn seine Tochter einen Mann aus alter Familie heiratete, aber er wäre durchaus nicht abweisend, wenn seine Tochter anders dächte. Er wolle also betonen, ob ich Graf sei oder Doktor Kulm, würde bei seiner Entscheidung nicht wesentlich mitsprechen. Ein anderes müsse es ihm aber unmöglich machen, eine Bewerbung meinerseits anzunehmen, das wäre meine publizistische Vergangenheit. Ich hätte Artikel geschrieben, die ihm im Original vorlägen, mit vollem Namen unterzeichnet, in so viel Blättern verteilt, daß es seinem Gewährsmann nicht schwer geworden wäre, schon in diesen wenigen Tagen eine ganze Sammlung zusammenzubringen, und die politischen Ansichten, die daraus sprächen, machten es ihm allerdings unmöglich, seiner Tochter die gewünschte Erlaubnis zu geben.

„Damit erhob er sich. Ich war wie niedergedonnert. Umsonst erklärte ich, diese Aufsätze entsprächen gar nicht mehr meiner heutigen Anschauung, es wären nur phantastische Träume gewesen, nach denen ich selbst nicht gehandelt. Alles war vergebens, der alte Herr zuckte die Achseln, hörte mich nicht einmal mehr an, sondern reichte mir zum Zeichen, daß ich gehen sollte, die Hand, indem er ganz artig sagte: ‚Ich kann mich mit einem politischen Gegner sehr wohl unterhalten, ich kann sogar als Mensch Gefallen an ihm finden, aber Sie müssen selbst einsehen, daß bis zum Schwiegersohn doch ein weiter Schritt ist.‘

„Damit war ich entlassen, die Tochter bekam ich nicht zu sehen, und ein paar Stunden darauf reisten die beiden ab. Ich folgte ihnen bald darauf. Ich war im unklaren — was dachte das Mädchen? Ich schrieb ihr mehrmals, ich beschwor sie, mir zu antworten, ich würde keinen Moment zürnen, wenn sie sich der Ansicht ihres Vaters zuneigte. Aber ich bekam keine Antwort. Ich habe später gehört, daß die Briefe nicht an ihre Adresse gelangt sind. Aber nun denken Sie, was geschah.

„Ich wohnte in München im Hotel Leinefelder, das die junge Gräfin kannte. Sie hatte noch gesagt, dort stiegen sie jedes Jahr ab, wenn sie nach München kämen, und dabei lachend gemeint: ‚Wir müßten uns doch eigentlich dort schon früher einmal gesehen haben!‘

„Ich verbrachte meine Tage in dumpfer Verzweiflung. Ich saß den ganzen Tag im Glaspalast in der Kunstausstellung auf irgend einem Sofa, starrte irgend ein Bild an, ohne zu wissen, was dort auf der Leinwand gemalt war. Ich ließ mich stundenlang immer ein und denselben Weg im

Englischen Garten von einer Droschke spazieren fahren. Ich lebte, aber hatte kein Bewußtsein davon, ich wußte kaum, wo ich mich befand.

„Dabei kam mir nie der Gedanke, mit Gewalt etwas zu tun, das liegt nicht in meiner Natur. Andere hätten vielleicht Entführungsideen gehabt, ich hätte mich zu so etwas nicht aufraffen können. Es war vielleicht verletzte Eitelkeit, kurz, ich zweifelte an dem Mädchen. Man spricht so oft davon, daß Liebende ein halbes Leben lang aufeinander warten, ein solches Zutrauen zueinander haben, daß sie wissen, die Monate, die Jahre können nichts ändern, und ich glaube, der Gedanke hat sich bei vielen Menschen festgesetzt, als wäre das die einzige mögliche Liebe, die einzige starke, echte Liebe.

„Nun, meine Liebe ist nicht weniger wert gewesen, und bei mir war es nicht so. Ich liebte das Mädchen, und ich war ihrer nicht gewiß. Ich liebte das Mädchen, und ich zweifelte sogar an ihr. Ich meinte, die tiefe Neigung in meinem Herzen wäre nur auf meiner Seite allein und nicht auf der ihren. Ich weiß nicht, war es Selbstsucht, war es Mangel an Vertrauen?

„Ich weiß nur, daß, als ich eines Tages stumpfsinnig wie immer mein Hotel verließ, irgendwohin zu gehen, vielleicht in die Ausstellung, vielleicht spazieren zu fahren, mir eine Dame entgegenkam. Ich wollte an ihr vorübergehen, aber sie trat auf mich zu und sagte nur: ‚Da bin ich!‘

„Ich fuhr zusammen, ich mußte mich förmlich erinnern, wo ich war, mit wem ich zu tun hatte. Es war nicht so, wie so oft gesagt wird: Ein Schrei, und sie lagen sich in den Armen! Nein, ich kam so wenig auf die Möglichkeit, sie könnte es sein, daß ich erst eine gewisse Zeit brauchte, um es überhaupt zu fassen, und daß, als ich es gefaßt, ich es nicht für möglich hielt, sie wäre es wirklich. Aber sie sah mich nicht erschrocken an, wie sie vielleicht hätte sein können, daß ich ihr nicht sofort Hand und Arme entgegenstreckte, sie sah nicht verstört aus, sie sagte wie ganz selbstverständlich noch einmal: ‚Da bin ich!‘

„Nun erst erwachte ich. Ich wußte nicht, was tun. Ich konnte mein Glück, das Überwältigende, nicht fassen, und ich sagte nur: ‚Ach jetzt?‘

„Dann gingen wir hinaus, unwillkürlich in dem Drange, vor Portier und Kellneraugen keine Scene aufzuführen. Wir gingen die Straße hinunter, ganz selbstverständlich, als hätte es nicht anders sein können, und ich war nicht mehr erstaunt, nicht mehr überwältigt, und ich fühlte: Es ist ja nur richtig, das mußte ja so kommen, mußte ja so sein! Es war mir, als hätte ich sie eigentlich erwartet.

„Sie erzählte mir, sie sei fort von ihrem Vater, sie habe sich mit ihm auseinandergesetzt und ihm ruhig erklärt, sie würde gehen. Sie sei nicht romantisch entflohen, sondern habe als aufgeklärtes, vernünftiges Mädchen ihm gesagt, zurückhalten könne er sie nicht, sie wäre mündig, sie könne tun, was ihr beliebte, sie würde sich, wenn er sie nicht freiwillig gehen ließe, einfach entfernen. Jeden Versuch aber, ihre Freiheit zu beschränken, müßte sie zurückweisen, es gäbe Gesetze, es gäbe sogar Polizei.

„Und sie war in der Tat einfach gegangen nach einer nüchternen Auseinandersetzung, nachdem der Vater ihr noch vorsorglich Geld mitgegeben und sie von der Jungfer hatte begleiten lassen, so weit sie wünschte, nachdem sie jedoch einen notariellen Akt unterzeichnet hatte, daß sie auf jede Erbschaft, auch auf das Pflichtteil verzichte.

„Nun, mir konnte nichts Glücklicheres geschehen; ich wollte nach Geld nicht heiraten, ich hatte es wirklich nicht nötig, und mir schien es, als gehörte meine Frau mir jetzt doppelt — denn meine Frau ward sie, so schnell die Gesetze es erlaubten.

„Und ich kann Ihnen eins sagen: diesen Augenblick habe ich nie, nie bereut; oder nein, das ist nicht der richtige Ausdruck: mir ist niemals auch nur der Gedanke gekommen, mein Leben hätte sich anders wenden können, mir ist es wie eine Fügung erschienen, es mußte so sein.

„Der Vater meiner Frau ist sehr bald darauf gestorben, wir waren noch nicht ein halbes Jahr verheiratet. Und nun denken Sie, obwohl der Gedanke doch nahe lag, er wäre vielleicht aus Kummer gestorben, hat meine Frau doch nie einen Augenblick gezweifelt, daß es für sie nur eins auf der

Welt zu tun gab: der Schritt, den sie unternommen hatte.

„Sie brauchte sich auch nichts vorzuwerfen, denn das Verhältnis mit dem alten Herrn war kein feindliches. Es ist ein sonderbarer Mann gewesen, ein Charakter, in den sich hineinzudenken schwer fällt. Trotzdem, seine Art scheint mir erklärlich. Haben Sie nicht beobachtet, daß Leute in hohem Alter oft ganz gleichgültig werden, daß sie so mit sich selbst, mit der Gesundheit, mit der Vergangenheit, mit ihrem nahenden Tode beschäftigt sind, daß die äußeren Verhältnisse sie nicht mehr berühren? So war der alte Herr. Ob ihn seine Tochter in der letzten Zeit pflegte oder sein Kammerdiener, ich glaube, es machte auf ihn den gleichen Eindruck.

„Er war nicht liebebedürftig, er wollte kein Wesen um sich haben! Wenn er sich unwohl fühlte, so zog er sich, genau wie er es damals in Berchtesgaden getan, zurück wie ein verwundetes Tier in seine Höhle. Die Gegenwart eines anderen als eines Bedienten, dem er einfach sagte: Ich will das und ich will jenes, und mit dem er sich sonst nicht unterhielt, war ihm geradezu eine Last.

„Er hat seine mancherlei Liegenschaften verteilt, meine Frau hat nicht einen Gulden erhalten, da ihre Mutter kein Vermögen hinterlassen hatte. Nur ein paar Andenken hat sie von den Erben, die ihr Vater eingesetzt, freiwillig bekommen. Sie konnten ihr ja auch nur dankbar sein. Es sind ein paar entfernte Vettern gewesen, mit denen wir nie Verkehr gehabt haben. Sie schrieben damals bei der Erbschaft sehr traurige und artige Briefe, im Grunde genommen lockten sie uns ein Lächeln ab — Briefe, in denen sie ihr Glück auf Kosten der eigentlichen Erbin entschuldigten, aber durchblicken ließen, daß sie eine etwaige Anfechtung in keiner Weise anerkennen könnten und daß es, so leid es ihnen täte, dann zu gerichtlichen Auseinandersetzungen kommen müsse.

„Wir haben nicht angefochten, wir haben sogar die Vettern beruhigt, indem meine Frau ihnen schrieb, es läge ihr vollkommen fern, irgend eine Änderung zu wünschen, denn sie habe doch ihren Willen deutlich genug ausgedrückt.

„Und nun kam abermals eine neue Periode in mein Leben, die glücklichste. Meine politischen Ideen waren längst vergessen, ich lebte nur noch einem: meiner Frau und der Familie; denn wir hatten Familie, einen Sohn und eine Tochter. Einen blondlockigen kleinen Knaben, der noch vor mir steht, als wäre er nie älter geworden, als kleiner dreijähriger Junge, wie er zitternd in seinem Bade stand und beide Hände vor die Augen legte, während die Mutter das Gefäß mit dem kalten Wasser hob, denn er wurde immer zum Schluß des Bades übergossen. Und wie der arme Schelm dann rief, nachdem sein kleines Herz einen schweren Kampf gekämpft, zum Entschluß zu kommen, denn er schauderte immer zusammen bei dem kalten Strahl: ‚So, Mama, jetzt!‘

„Und dann gab es ein kleines Mädchen, und das hatte blonde Locken wie der Junge, Locken, wirkliche Locken, natürliche, nicht gebrannt und gedreht. Das Mädchen war wie der Bruder, bloß zarter und feiner alles; wo der Knabe dicke Knie hatte, waren die ihren dünn, wo des Knaben Gelenke stark waren, waren die ihren fein, und in den Ärmchen saßen dünne, zarte Knochen wie bei einem Vögelchen.

„Wenn ich daran zurückdenke, ist es mir, als wäre dieses Wesen, das nur einige Jahre auf unserer Erde weilte, nicht für das Leben gemacht gewesen. Die Kleine war nie krank, aber sie war auch nie zu völliger Kraft gelangt, es war zu fein und zart und dünn alles an ihr. Sie ward fünf Jahre nur alt. Fünf Jahre bildete sie das Glück ihrer Eltern und die Sorge zugleich, fünf Jahre lang ward sie gepflegt, fünf Jahre lang sprachen wir von ihr früh und Abends und den Tag über. Wir ließen Ärzte kommen, wir suchten Bäder auf, und immer hieß es: Ihr fehlt nichts. Aber doch muß ihr etwas gefehlt haben, und wenn es die Kraft zum Leben gewesen ist. Sie löschte aus wie ein Licht.“ —

Doktor Kulm machte eine Pause, er führte sein Glas an die Lippen, aber es enthielt nichts mehr. Er hob die Flasche, die zwischen uns stand, es war nichts mehr darin, und ich sagte: „Bitte, Herr Doktor, ich trinke nicht.“

Nun schob er das Glas ein Stück fort. Da trat seine Frau ein. Ein Lächeln stand auf ihren Lippen, sie sagte: „Ach, da sitzen Sie ja noch! Das ist nett!"

Ich erhob mich.

„O bitte, bleiben Sie sitzen!"

Sie fragte ihren Mann, und nun fiel mir erst auf, welche Innigkeit in dem Tone lag, als sie mit ihm sprach: „Wovon ist denn die Rede?"

Er nahm sie bei der Hand, und längere Zeit während des Folgenden blieben sie so stehen: „Ich habe von den Kindern erzählt."

Ein Schatten flog über ihr Gesicht: „Ach, die Kinder! Ja, das ist nun vorbei!"

Ich fragte: „Aber der Knabe?"

Der Doktor machte eine abwehrende Bewegung, setzte die Brille ab und begann sie abermals zu putzen, während er sich räusperte.

Seine Frau fuhr fort, als wolle sie es ihm abnehmen: „Das war das Schwerste, das war doch das Schwerste."

Und da sie nicht weitersprach, meinte ich: „Gnädige Frau, ich habe gar nicht gewußt, daß Sie Kinder gehabt haben."

„Woher sollten Sie das auch wissen?"

„Ja, aus irgend einem Grunde doch. Wie alt ist denn der Knabe geworden? Oder tut es Ihnen weh, davon zu sprechen?"

Sie ließ sich in einen Stuhl nieder und antwortete nachdenklich: „Nein, denn wir reden immer davon, wir sprechen täglich von ihm; es ist mir manchmal, als lebte er noch. Wissen Sie, das war schwer! Das Mädchen war noch klein, noch nicht so zur Vernunft erwacht und noch nicht so alles versprechend. Es war ja hart, wie sie uns genommen ward, aber man denkt: es ist der Lauf der Welt, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, und dann dachten wir immer, uns bleibt ja noch der Junge! Dem wollten wir alle Liebe zuwenden, ihm allein, und das haben wir auch getan, lange Jahre hindurch.

„Wir hatten den Gedanken, so wie Menschen eben sind, es müßte aus ihm etwas Besonderes werden, ein außergewöhnlicher Mann; vielleicht sollten wir für solche Vermessenheit bestraft werden. Er war unser ein und alles, es wurde nur an ihn gedacht, nur von ihm gesprochen, nur auf sein Wohl, auf seine Erziehung, auf seine Zukunft Rücksicht genommen.

„Wir haben viel einfacher gelebt als vorher, wir haben nichts gekauft, nichts dazuerworben, wir haben immer beiseite gelegt und gekratzt und gekratzt und immer Geld angehäuft nur in dem Gedanken: es ist einmal für ihn.

„Aber denken Sie nicht, wir hätten ihn verwöhnt. Nein, er wurde streng erzogen, denn das ist die wahre Liebe! Es ging dem Kinde nichts durch, wir sind keine Affeneltern gewesen, und manche Träne hat es gesetzt. Etwas ist vielleicht verfehlt worden, aber ich denke, das ist menschlich: Als er auf der Schule war, hatten wir Angst bei den wilden Spielen der Knaben, es möchte ihm etwas geschehen, und da ist er vielleicht von gesunder körperlicher Bewegung zu sehr zurückgehalten worden.

„Wir sind in den Ferien in die Berge gegangen, wir haben ihm nicht erlaubt, Touren zu machen; man liest doch ab und zu, daß etwas geschieht. Wir sind ans Meer gegangen, aber es wurde nicht Boot gefahren. Ja, lachen Sie über die Eltern, aber wenn man nur einen Sohn hat und schon ein Kind verloren, nicht wahr, dann ist es menschlich.

„Sonst wurde nichts vernachlässigt, er mußte fechten, turnen, er war geschickt, körperlich gut entwickelt, er war groß — ach, viel, viel größer als wir! Denken Sie, wie klein wir sind, wir beiden! Ich glaube, er wäre einmal ein Riese geworden, denn er war noch bis zuletzt mitten im Wachstum. Er war gut in seiner Klasse, nicht der Erste, aber unter den Ersten. Er war kein Musterknabe, nein, bei Gott, niemals, aber er hat nie etwas wirklich Böses getan; wenn er einmal über den Strang schlug, so war es Jugend und Übermut.

„So war er achtzehn Jahre alt geworden, da kam er einmal aus der Schule zurück, er befand sich unwohl. Er hatte Kopfschmerzen, er war heiß, eine Krankheit entwickelte sich. Wir waren ohne Sorge, aber wir ließen den Arzt kommen, es hieß Scharlach.

„Der Junge hatte bis dahin keine der Kinderkrankheiten gehabt, er war erst in die

Quarta eingetreten, bis dahin hatten wir ihn von Hauslehrern unterrichten lassen. Er war früher mit Kindern nicht zusammengekommen, Masern, Scharlach und was es ist, waren an ihm vorübergegangen bis dahin; so kam es in diesem Alter.

„Der Arzt war ein sicherer, vernünftiger Mann. Er sagte mir, als ich erschrocken war, ich sollte mich nicht beunruhigen, es wäre ja nichts dabei, das müßten fast alle Menschen durchmachen. Es ginge seinen normalen Gang, nur später müßte man vorsichtig sein, daß nichts zurückbliebe.

„Und es schien auch alles den normalen Gang zu gehen, bis zu einem Abend, da stieg das Fieber, das schon nachgelassen hatte, stieg unaufhörlich. Der Arzt ward geholt, er blieb da, er begriff es nicht. Wir sind die Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Ich war wie benommen, ich fragte den Doktor ein paarmal: ‚Ist denn Gefahr? Was ist denn nur?‘ Er zuckte die Achseln: ‚Das sind eben Rückfälle, wie sie manchmal eintreten.‘

„Wir fragten uns: hatten wir etwas versäumt, hatte der Junge sich erkälten können, war an der Diät etwas falsch gewesen? Wir zersannen uns den Kopf, und immer wieder gingen wir in das Zimmer hinein, wo er lag. Aber er wurde unruhig, wenn er uns sah, der Arzt meinte, es wäre besser, wir blieben draußen.

„Der Junge phantasierte, er rief nach uns. Wir überwanden uns, nicht hineinzugehen, denn dann wurde er immer zu aufgeregt. Wir schlossen leise die Tür, und auf dem Teppich gingen wir vorsichtig auf und ab, setzten uns, standen auf, nahmen wieder Platz. Das sind diese furchtbaren Momente, wo man denkt, alle Nervenenden im Körper lägen bloß.

„So ward es Morgen, und vorsichtig öffnete ich die Tür, um hineinzusehen, ob der Kranke etwa schliefe und, weil wir so lange nicht dagewesen, ob ihm etwas fehle. Es war alles still. Ich trat näher. Es war alles still. Da kam mir ein sonderbares Gefühl, und ich ging noch näher heran und lauschte auf den Atem. Ich hörte nichts. Ich schlug den Vorhang zur Seite, das Licht fiel hinein — das Gesicht war seltsam zu sehen, der Kopf ein wenig geneigt, der Mund offen.

„Mich packte eine fürchterliche Angst, ich rief laut meinen Mann. Der Kranke hätte sich rühren müssen, von dem Schrei erwachen. Ich nahm seine Hand, sie war noch warm, aber sie war nicht glühend heiß wie im Fieber, und wie wir beide ihn genau besahen, so wußten wir, was geschehen war.

„Wir schickten zum Arzt, der erst vor einer Stunde fortgegangen, der wußte es auf den ersten Blick, aber er untersuchte noch, er begriff selbst nicht, er verstand nichts. In der Ruhe dieser Stunde, während wir draußen auf den Zehen im Nebenzimmer auf dem Teppich auf und nieder geschritten waren, uns gesetzt hatten und wieder aufgestanden waren, war unser Knabe still und ruhig entschlafen.

„Er hatte ganz allein den schweren Gang getan, seine Mutter hatte ihm nicht die Hand gehalten, sein Vater nicht den Kopf gestützt, er hatte uns nicht einmal Lebewohl gesagt — er war ganz heimlich und allein und tapfer fortgegangen und kehrte nicht wieder.

„Dies Rätsel begriff ich nicht. Ich haderte mit Gott, ich beschuldigte den Arzt, ich machte meinem Mann Vorwürfe. Wie hatten wir die Tür schließen können und nichts merken? Wie hatten wir drüben bleiben können, und unser Kind starb? Wir hätten es ahnen müssen, fühlen, an sein letztes Lager eilen, und wir hätten ihm helfen können in seiner letzten Not. Aber wir waren wie wilde Tiere auf und ab gerannt, und drinnen fehlten wir an seinem Lager.

„Sehen Sie, das ist immer in mir wie ein Stachel geblieben, daß wir uns nicht noch einmal gesprochen haben, daß ich von meinem Kinde keinen Abschied genommen, daß ich nicht den letzten Blick gesehen, keinen Händedruck von ihm empfangen habe; und das kommt manchmal noch heute heraus, wenn ich davon spreche.

„Aber das ist nun auch schon wieder fünfzehn Jahre her, und fünfzehn Jahre sind etwas! Da beruhigt sich alles, alles!“

Sie schwieg. Ich blickte sie an, sie und dann wieder ihren Mann, und ich sah in beider Augen Tränen schimmern, obgleich sie doch eben erst gemeint: Es sind fünfzehn Jahre her, da beruhigt sich alles. Ich sagte: „Nun verstehe ich, warum Sie von den Kindern nie gesprochen haben!“

Sie griffen es beide auf: „Nicht wahr, da tun wir doch recht daran! Es wäre ja zu schwer, zu schwer! Nein, daran soll nicht gerührt werden, und lassen wir es jetzt sein . . .“

Ich antwortete: „Es tut mir leid, daß wir davon gesprochen haben.“

Doch der Doktor sagte: „O bitte, bitte, ich habe ja davon angefangen. Sehen Sie, einmal beginnt man doch wieder von so etwas. Jahrelang berührt man's nicht, einmal fängt man wieder an. Es ist, als sammelte sich so lange der Stoff. Nun ist es heraus, nun wollen wir schweigen, es tut zu weh. Aber machen Sie sich keine Vorwürfe; Sie sind teilnahmsvoll gewesen, von selbst hat sich meine Zunge gelöst, denn sonst spreche ich nie so etwas mit einem Menschen; wir behalten alle tiefsten Regungen unserer Seele für uns, meine Frau und ich. Und sehen Sie, das ist eben die neue Periode — wenn ich so mein Dasein bedenke — die, die hier in Berlin begann, die der Verknöcherung, die heute noch währt, wer weiß wie lange?“

Er schwieg, und seine Frau fuhr fort: „Denken Sie sich einmal in unsere Lage, anderthalb Jahrzehnte lang war alles aufgebaut für unsere Kinder, schließlich für diesen Sohn, und alles ist nun zusammengestürzt. Beiderseits haben wir keine Verwandte, keinen Menschen, der uns ganz nahe steht, also wozu war nun alles? Da sind wir nach Berlin gekommen, haben dies Haus hier gekauft, haben es im Laufe der Jahre mit Kunstschätzen gefüllt und sind nun glücklich über den Verkehr, den wir gefunden! Dabei will ich bleiben! Ich zeige den Menschen nicht mein wundes Herz, ich will niemand lieb gewinnen, niemandem näher treten, denn diese ganze Welt ist doch nur da, um sich immer wieder zu verlieren. Wir wollen angenehme Beziehungen haben, wir wollen über alles sprechen, was Menschen auf irgend einem Gebiete leisten, wir wollen uns freuen darüber, aber ich habe eine so schreckliche Angst, mein Herz an irgend etwas mehr zu hängen, als notwendig ist.“

Sie stand auf, auch ich erhob mich, und langsam, etwas schwerfällig, folgte der kleine Doktor, während die Frau des Hauses ihre Gedankenreihe fortsetzte: „Ich weiß schon, daß wir manchen Leuten sonderbar erscheinen, aber Sie werden jetzt gesehen haben, daß wir doch Herz besitzen, wenn wir es auch nicht zeigen, ein Herz, das etwas durchgemacht hat und es nicht wieder durchmachen will.“

Nun löste der Doktor wieder seine Frau ab: „Es ist vielleicht schon zu viel, was wir Ihnen gesagt haben. Es ist Eitelkeit, daß ich zeigen wollte, wie doch eine Vergangenheit hinter uns liegt, wie wir Gefühl besessen haben. Gefühl, darf man das haben? Nur das nicht, nur sich nicht an etwas hängen, dann kann man von allem scheiden. Ich habe es erfahren, wie alles nur eine Spanne Zeit währt und alles einer Änderung entgegentreibt. Jetzt glauben wir uns auf dem Höhepunkt dieser Periode unseres Lebens; aber wer sagt uns, daß er nicht überschritten ist? Die netten Beziehungen unseres Hauses, die nicht tief gingen, weil wir uns nicht schwer losreißen wollen, auch die mögen vielleicht schon vor dem Abschluß stehen.“

Seine Frau nahm ängstlich seinen Arm und schmiegte sich an ihn: „Aber sage doch so etwas nicht, nein, jetzt will ich Frieden haben, das soll so bleiben und wird bleiben. Meinen Sie nicht?“

Sie sah mich an, ich zuckte leise die Achseln, und ihr Mann sagte: „Siehst du, Marie, er hat recht, dir keine Antwort zu geben. Warum soll der ewige Grundsatz des Lebens: panta rhei, alles fließt, alles verwandelt sich, alles kommt und geht, plötzlich bei uns keine Geltung mehr haben? Warum sollten wir stehen bleiben, uns nicht mehr entwickeln? Glauben Sie, daß der Prozeß, der in meinem Haar vor sich geht, es zu bleichen, der an meiner Haut sich zeigt, sie zu runzeln, der Prozeß der allmählichen Abnutzung aller Organe, des Altwerdens, glauben Sie, daß der plötzlich aufhört wegen eines frommen Wunsches? Nein, es wird anders. Wir werden vielleicht nach kurzen Tagen fort sein aus diesem Hause, die Geselligkeit wird aufhören, und wir müssen ein neues Leben beginnen. Ich lasse den Mut nicht sinken, ich habe Kraft. Wir verknöchern immer mehr, aber ich finge morgen wieder von neuem an, wenn es sein müßte.“

Die Frau lächelte ein wenig, aber es war ein ängstlicher Zug auf ihrem Gesicht: „Ach,

wie sollte das kommen! Sprich nicht davon! Vielleicht sind wir eines Tages zusammen gestorben, das wird die große Änderung sein."

Aber er blieb bei seiner Idee, er meinte, es wäre nun einmal sein Geschick, fortwährend abzubauen und neu zu beginnen, und er sah durch seine dicken Brillengläser in den dunklen Teil des Zimmers, als käme von dort etwas Neues, während er fragte: „Wie lange wird es noch dauern?"

Plötzlich ward er beredt, als sprächen seine innersten Gedanken aus ihm, und während wir beiden anderen noch neben unseren Stühlen standen, fuhr er fort: „Du hast eben gesagt, Marie, wir sollten zusammen sterben! Wer verspricht dir das? Es wird vielleicht nicht so sein. Einmal kommt ja der Tod, heute oder morgen, aber nimmt er gleich zwei auf einmal? Vielleicht, vielleicht auch nicht, wahrscheinlich sogar nicht. Und wenn nun eins von uns stürbe, würde dann nicht abermals eine neue Periode beginnen? Wer weiß, der überlebende Teil wird dann sehr alt, ein verknöchertes Alter, ein Krankenalter kommt dazu, ein Hindämmern, vielleicht jahrelang, im Verhältnis länger, als die Zeit des Genusses, des bewußten Lebens gedauert hat. Das ganze Dasein besteht nur aus einzelnen Perioden, bei dem einen sind die Übergänge schroffer, der andere merkt gar nichts davon. Kindheit, Jugend, Jünglingsjahre, Manneszeit, Alter und Greisenhaftigkeit schließen sich aneinander, gehen über oder springen schroff um, aber sie kommen, kommen unbedingt, das ist der Lauf der Welt! Und alles das nur durch eins verbunden, daß während all dieser Zeit das Herz klopfte und der Atem ging, nennt man ein Menschenleben ..."

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war sonderbar, fast feierlich, wie wir da standen in dem merklich dunkler gewordenen Raume, denn ein paar Kerzen waren erloschen, wir alle drei neben den Stühlen, die geleerte Flasche, die geleerten Gläser auf dem Tische, wie ein Ende. Es war nichts mehr zu holen, nichts mehr drin, es war aus, man hätte denn eine neue Flasche anbrechen müssen.

Und der Doktor fuhr nach einer Pause abermals fort: „Ich habe mal die vermessene Idee gehabt, ich wollte eine Spur hinterlassen! Das ist eine Schwäche des Menschen. Soll man das, muß man das? Eine Spur giebt es, die auch der Gewöhnlichste, der Geistesbeschränkteste und der Ärmste hinterläßt, sich selbst nämlich in seinen Kindern, aber unsere Kinder sind tot, es ist alles ausgelöscht, alles hin. Was soll nun ein Durchschnittsmensch wie wir für die Zukunft tun? Seinen Namen hinterlassen durch eine Stiftung, die ihn trägt? Mein Gott, spätere Generationen werden den Namen ändern; irgend ein ungetreuer Haushalter wird das Vermögen vergeuden, er wird vielleicht bestraft, aber die Stiftung, der Name ist fort, was haben wir davon? Und wenn das Geld bliebe, wem sagt es etwas, die „Doktor-Kulm-Stiftung" für diesen oder jenen Zweck? Der Trost ist nur, daß man von all den vergangenen Kulturen überhaupt nicht mehr viel weiß, daß es den Großen und Größten ähnlich geht, daß sie nach kurzem Menschenalter der Legende schon anheimfallen, ihr Bild sich verschiebt, von Historikern wiederhergestellt wird, vielleicht echt, vielleicht falsch, wer weiß es? Vielleicht mit einem Nimbus umgeben, der nie war. Vielleicht sind die Taten, die von der Nachwelt bestaunt wurden, einer späteren Kulturepoche geradezu verwerflich. Und wenn wir im Grabe liegen, was haben wir davon? Es gilt nur das, was ist, und nicht das, was war. Mit der Gegenwart wollen wir vorlieb nehmen, und deshalb sage ich: Ist mir eine neue Periode beschieden, gut, ich nehme sie auf, ich lebe sie durch, selbst wenn ich nicht wollte; was sollte ich dagegen tun, ich muß, solange noch Atem in mir ist. Ich kann mich an die Vergangenheit erinnern mit einem freundlichen Blick, wie auch weniger Gutes milde verklärt wird, wenn nur die Jahre darüber hinrauschen. Dieser Wein, den wir hier geleert haben, war gut. Morgen hat ihn der Organismus verarbeitet, morgen wissen wir nichts mehr davon. Und vielleicht hält ein paar Tage die Erinnerung vor an diesen Abend, an diese Stunde, bei mir, bei meiner Frau gewiß, bei Ihnen am Ende auch ..."

Aber plötzlich brach er ab und sagte in ganz anderem Tone lachend: „Na, nun werden Sie wohl finden, wir sind ein paar

komische Käuze! Das haben Sie wahrscheinlich nicht gedacht. Sehen Sie, man beurteilt die Menschen meist falsch! Was werden wohl unsere Gäste zu uns sagen!"

Es war keine Frage, ich gab keine Antwort, mir kam nicht der Gedanke an eine alberne Schmeichelei, daß man sich wohlbefände in seinem Hause, mir schien es töricht nach all dem, was jetzt hier gesprochen worden.

Und ich brach auf und reichte dem Manne, der bisher nur irgend ein Kleiner unter den vielen Kleinen für mich gewesen war, herzlich die Hand. Unsere Finger blieben einen Augenblick ineinander ruhen, und wenn ich auch nichts sprach, ich hatte das Gefühl, als wäre mir etwas aufgegangen, etwas Unbestimmtes, ich hätte nicht sagen können, was, eine Erhebung, eine Erkenntnis, eine Besserung, mein Gott, ich weiß nicht was. Ich hatte das dumpfe Bewußtsein, ein paar von den Ameisen aus dem gewaltigen Haufen dieser Erde, die da herumkribbeln und -laufen, scheinbar zwecklos, aber doch einem großen Ziel dienend: ihren Bau zu erhalten, hatten sich einander genähert, befühlt, betastet, berochen, erkannt, sie liefen wieder auseinander, sie kamen vielleicht nicht mehr zusammen, aber sie hatten ineinander die Seele entdeckt, gefunden, daß uns alle gleiche Dinge bewegen, den einen mehr, den anderen weniger, große und kleine, die uns hin und her treiben, die alle unsere Handlungen beeinflussen. Es war eine Art Mitgefühl in mir erwacht, das Bewußtsein, daß der Schleier der Einsamkeit, der auf uns Menschen allen ruht, der uns hindert, einander ganz nahe zu kommen, ein wenig gehoben war.

Ein klein wenig nur. Das tröstende Bewußtsein, daß es in anderen Seelen ähnlich ausschaut, daß wir alle zusammengehören und alle gleichen Gesetzen unterworfen sind, wenn es auch äußerlich gar nicht so scheint. Das Stärkende für das Sandkorn, daß es mit Milliarden zusammengeballt den Stein gibt, und mit Milliarden Steinen den Fels, und mit Milliarden Felsen das Gebirge, und mit Milliarden Gebirgen unsere Erde.

Es war spät geworden, und ich ging allein durch den nächtlichen schweigenden Westen von Berlin. Mein Tritt hallte auf den verlassenen Straßen. Seltsame Überlegungen kamen mir. Ich dachte nach über das, was ich heute abend gehört, es zog mich etwas zu diesen beiden Menschenkindern, und doch hielt mich wieder ein anderes ab, mich nicht einzudrängen zwischen sie, denn es war wohl nur eine weiche Stunde gewesen, sie hatten genug aneinander, diese Menschen, sie wollten mit niemand näher wieder zusammen sein.

Ich dachte nach über den seltsamen Gedanken, dem sie beide Ausdruck gegeben, man solle sich nicht näher kommen, denn das Auseinandergehen wäre so schwer, man solle sich nicht einen Schmerz bereiten, indem man jemand lieb gewönne, denn immer stünde doch das Verlassen wie ein drohendes Schicksal dahinter. Und stand es diesen beiden nicht bevor?

Meine Wanderung war weit, ich begegnete kaum einem Menschen. Ich wagte nicht, nach der Uhr zu sehen, wir mußten sehr lange noch dort gesessen haben, gegen die Gewohnheiten des Hauses. Einmal nur traf ich einen Nachtschutzmann, der ruhig seinen Patrouillengang tat. Ich ging ihm aus dem Wege, auf die andere Seite der Straße; ich wollte allein sein, ich fürchtete, er möchte ein Wort sprechen; der Gedanke, einem anderen Menschen gegenüber zu stehen, beunruhigte mich fast.

Ich wollte Stille, ich wollte Einsamkeit, und ich ging langsam im halben Mondenschein, denn das Nachtgestirn stand am Himmel, nur durch einen dünnen Wolkenschleier verdeckt, aus dem es ab und zu schwächer und stärker leuchtete, ohne je ganz seine Strahlen auf die Erde niederzusenden.

* * *

Es vergingen einige Wochen, ich suchte die Leute nicht auf. Ich war hundertmal daran, meinen Weg zur Bellevuestraße zu lenken, ich tat es nicht. Ich meinte in meinem Inneren: Was hatten wir einander noch zu sagen? Sollten sie dasselbe Geständnis wiederholen? Hatten sie nicht erklärt, daß sie niemandem näher kommen wollten? Und immer wieder sagte ich mir in Gedanken: Du wirst dich nicht eindrängen, sie gehen dich nichts an!

Darüber verreiste ich. Der Sommer kam, ich blieb noch immer fort, erst im Herbst kehrte ich nach Berlin zurück. Schon Ende Oktober waren alle Bäume entlaubt, ein schneidender Wind blies über den Asphalt und wehte einem Sand- und Schmutzteilchen in die Augen, daß alles vornübergebeugt ging, mit zusammengekniffenen Lidern, die Damen den Muff vor dem Munde, die Männer die Hand am Hute.

Ich hatte den Sommer kaum einen Bekannten gesehen, von der Bellevuestraße hatten wir nicht gesprochen; ich hatte eine große Arbeit vor und mich auf Wochen in den äußersten Winkel eines Hochgebirgtales zurückgezogen.

Aber jetzt wollte ich doch wieder hingehen zu jenen Abenden in der Bellevuestraße. Ich stand der Sache jetzt ja fern und fremd gegenüber, ich hatte das Gefühl, ich sei wieder ein Gast, wie sie alle dort waren, der mit einem Bekannten spricht, der in einer Ecke sitzt, der sich über die Premieren unterhält, über eine Bilderausstellung, über neue Automobiltypen von einem Kundigen einen Vortrag anhört, der aber nicht in die Seelen niedersteigt und nicht die Lebensgeheimnisse der Erde ergründen will. Ich hatte durch die Entfernung, die Dauer die Unbefangenheit zurückgewonnen.

Etwas abgespannt, wie ich von der Arbeit des Sommers war, suchte ich keine geistigen Anstrengungen und hatte ein Variététheater besucht. Hinterher ging ich den gewohnten Gang die Leipzigerstraße hinab zur Bellevuestraße. Mir kam es sonderbar vor in Berlin, sonderbar wie jedesmal, wenn man aus der Einsamkeit des Hochgebirges in eine große Stadt kommt. Ich hatte seit meinem Sommeraufenthalt noch keinen Bekannten gesehen, ich wußte nicht, wovon man sich in Berlin unterhielt, ich würde jetzt mit einem Schlage wieder drinstehen in all den kleinen und großen Interessen, die mir ein halbes Jahr hindurch so gänzlich gleichgültig erschienen waren, von denen ich nur durch die Zeitungen, wie das entfernte Brausen des Meeres, etwas vernommen hatte.

Ich bog in die Bellevuestraße ein, ging links den Bürgersteig hinauf, blieb am Eingang des Vorgartens stehen. Das Tor war geschlossen. Ich blickte auf: kein Licht. Ich rüttelte, ich klingelte, niemand kam. Ich meinte, ich hätte mich geirrt, ich begriff nicht. Da hörte ich eine Stimme hinter mir, und jemand fragte nicht gerade sehr artig in brummigem Tone, was ich denn wolle.

Ich sagte bloß, warum denn die Tür so schwer ginge, und der Mann, der eine Art Portiermütze trug, fragte: „Zu wem wollen Sie denn?"

„Doktor Kulm."

Da wurde der Kerl grob: „Ach Jott, machen Sie doch keene Jeschichten."

„Was denn?"

„Nu, der is doch jar nich hier!"

„Aber er wohnt doch hier."

„Fort is er!"

„Fort? Verreist?"

„Nee, das Haus is zu verkoofen." Und er musterte mich dabei von oben bis unten und sagte endlich zögernd wie einer, dem eine Provision in Aussicht steht und der nun, wenn er auch keine Hoffnung hat, doch nichts unversucht lassen will: „Wollen Sie's koofen? 's ist zu verkoofen, soll sehr billig sein. Aber jetzt können Sie nichts ansehen, da kommen Sie morgen wieder."

„Aber was ist denn geschehen?"

Da ich den Kauf nicht sofort ablehnte, wurde der Mann etwas höflicher, rückte seine Mütze hin und her und meinte, während er mit den Schlüsseln spielte, um das Gartentor zu öffnen: „Na, seitdem die Frau Doktor jestorben is, da hat wohl der Herr nicht mehr hier bleiben wollen."

Ich rief erstaunt: „Die Frau Doktor ist gestorben? Das weiß ich ja gar nicht!"

„Nu, im Juli. Das Begräbnis is ja nicht hier gewesen, denn sie waren ja jar nicht da. In der Schweiz irgendwo. Na, man hat ja nichts Jewisses jehört."

Ich erkundigte mich nun näher und vernahm, sie wären schon im Mai verreist, man hätte gar nicht gewußt, wohin, es müßten wohl sonderbare Leute gewesen sein. Na, und nun wüßte man ja, daß die Frau gestorben wäre, aber vom Manne hätte niemand etwas gehört, er auch nicht — es ginge ja durch den Rechtsanwalt, der machte alles.

Ich drehte mich um und ging nach dem Potsdamer Platz zurück. Ich wollte aus der halben Dunkelheit hinaus ins Licht.

Ich hatte das Bedürfnis, mit irgend einem Menschen zu sprechen, ich hätte am liebsten jemand angeredet.

Ich ging ins Café Josty, ließ mir Zeitungen geben, aber ich sah sie nicht an, ich war nicht fähig, meine Gedanken zusammenzufassen. Ich war mit den Leuten nicht verwandt, ich war mit ihnen kaum bekannt gewesen, ein paar Stunden hatten wir uns genähert, Beziehungen waren nicht zu stande gekommen, das wollten sie doch selbst nicht, aber der Gang des Schicksals schien mir hart, und ich starrte durch die Scheiben auf den Platz, wo die elektrischen Bahnen klingelten, die Droschken und Wagen vorübereilten, die Omnibusse rollten, die Menschen hasteten, denn es war gerade die Stunde, wo die Theater aus waren, die Leute nach Hause gingen oder die Restaurants zu füllen begannen.

Und dieses unruhige Treiben da draußen, das ich mit nichtsfassendem Auge dennoch sah, gab mir die Ruhe, nachzudenken, die ich bei stillerer Versenkung durch Lesen oder durch Bilderbesehen nicht gefunden hätte. Das Ehepaar stand wieder vor mir, das Ehepaar aus der Bellevuestraße. Ich sah den kleinen bebrillten Mann, der sein Leben eingeteilt hatte wie in Perioden, eine nach der anderen zu durchmessen, und der damals das Gefühl hatte, als wäre wiederum ein Abschnitt seines Daseins zu Ende.

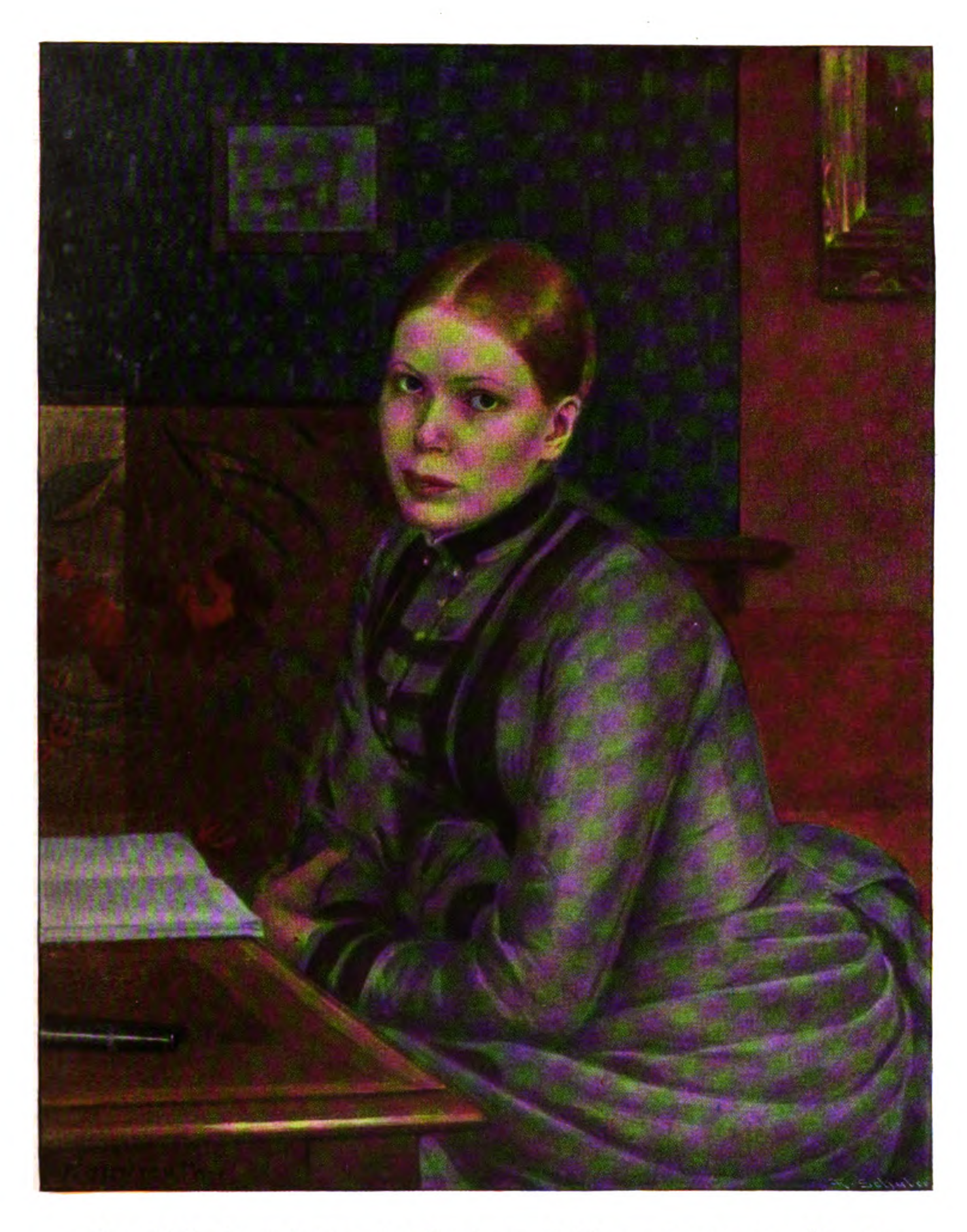
Und mir war es, als säßen wir drei noch um den Tisch, auf dem die geleerte Flasche mit den Gläsern stand. Ich sah, wie die Frau sich vertrauend und doch fast ängstlich an ihren Mann schmiegte, zurückschaudernd vor etwas Ungewissem, das ihr drohte, ohne rechten Mut die neue Etappe zu beginnen. Die Frau, die weichere, die milde, die weniger Kraft und Mut besaß. Und daneben dieser kleine Mann, hinter dessen dicken Augengläsern man kaum den Ausdruck der Pupille erkannte, mit der stillen Frage: Was kommt nun? Welche neue Periode hebt an?

Da fragte ich mich unwillkürlich, während mir das Bild immer vor Augen stand: Wird der seltsame Geist neu beginnen? Wird er seine Lebensgefährtin noch lange überdauern? Ist jetzt wieder alles ausgelöscht? Ist das die letzte Etappe im Dasein dieses Fünfundsechzigjährigen? Oder reißt er noch einmal alles ein und fängt wieder an?

Finde ich ihn wohl an irgend einem Punkt der bewohnten Erde, oder gar als Fremdling und Einsiedler der unbewohnten, als ganz neuen Menschen, hinter dem alles liegt? Wird er mich kennen? Denn es schien ja, als verwürfe er alles aus einer früheren Zeit seines Daseins. Wird er von unserem letzten Gespräch in der Bellevuestraße, von jener Zeit, da er das interessanteste Haus machte in Berlin, reden wie von etwas, das ihn nichts mehr angeht, das wie bei der Seelenwanderung der Inder einmal in einem anderen Leibe, in einer anderen Erscheinungsform vor sich gegangen ist?

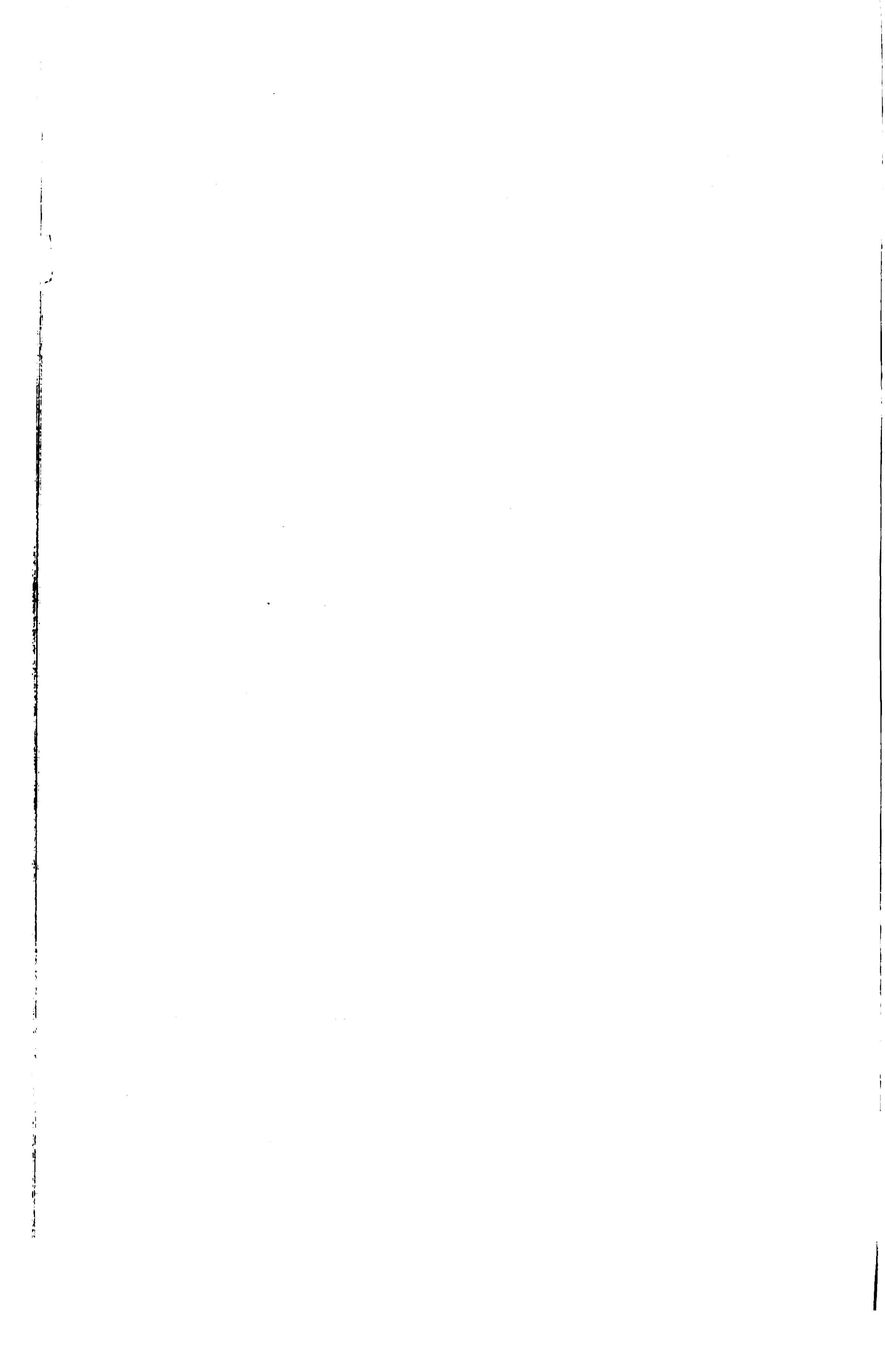
Was ist er jetzt und wo? Hat er noch Kraft? Starrt immer noch der kleine Mann durch seine dicken Brillengläser in das rätselhafte Dunkel, die Zukunft, aus der die Geschicke der Menschen aufsteigen, wie er an jenem Abend stand und in die finstere Ecke seines Zimmers sah?





Leopold Graf von Kalckreuth: Bildnis der Gräfin von Kalckreuth. Ölgemälde.

Zu Hermann: Leopold Graf von Kalckreuth. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.





Leopold Graf von Kalckreuth.

Leopold Graf von Kalckreuth

Ein deutscher Maler

Von

Georg Hermann

Ein Kunsthistoriker sagt von Botticelli, er sei „niemals hübsch, selten korrekt in der Zeichnung, selten befriedigend im Kolorit", und er fragt dann, was es demnach sei, das den Künstler so unwiderstehlich mache, daß man keine andere Wahl habe, als ihn zu verehren oder zu verabscheuen. Ähnliches — nicht das gleiche — könnte man von Leopold von Kalckreuth sagen. Er ist niemals hübsch; seine Zeichnung manchmal auf den ersten Blick unbeholfen; sein Kolorit schwer; keine Spur von Gewandtheit oder Eleganz des Vortrages; ja, ein Hauch von Dilettantismus liegt, ähnlich wie bei Thoma, über allem, was er schafft. Und was ist es nun, das ihn so unwiderstehlich macht, das uns nur zwei Möglichkeiten offen läßt, für oder gegen ihn Partei zu nehmen? Die Antwort wird ähnlich ausfallen wie in dem Urteil über Botti=

celli, wo es heißt, daß es in der ganzen europäischen Malerei keinen Künstler wieder gegeben habe, der so indifferent gegenüber der Nachschilderung und so bedacht auf Vergegenwärtigung sei. Nur muß man bei Kalckreuth den Rahmen enger ziehen, muß ihn im Zusammenhang mit jener Gruppe von Malern betrachten, denen er zeitlich und geistig nahe steht, um das gleiche bei ihm zu finden. In allen seinen späteren, selbständigen Arbeiten zeigt er — so intim immer er in seinem Studium und in der fortschreitenden Erkenntnis der Natur sein mag — sich gleichgültig gegenüber der bloßen Nachschilderung und geht mit all seinem Streben auf Vergegenwärtigung, ohne doch dabei je eine rein stilistische Sprache zu sprechen, ohne sich dabei äußerlich von der Natur zu entfernen.

Die künstlerischen Freunde rings um ihn haben Bildnisse und Studien von alten Menschen gemalt, Aufgaben, die sie zeichnerisch und malerisch reizten. Kalckreuth aber gab in dem gleichen mehr, er gab — das Alter. Die anderen waren bedacht auf Abschilderung, er auf Vergegenwärtigung. Die um ihn haben den Bauer bei der Arbeit und in der Ruhe nach der Arbeit gemalt, weil ihnen die kraftvollen Silhouetten gegen den Himmel, die mächtigen Bewegungen, die gefestigte Ruhe der künstlerischen Umwertung würdig erschienen, weil unter dem vollen, allseitigen Lichteinfall, unter der unbegrenzten Kuppel des Himmels das, was ihre Kunst Neues errungen hatte, die Schilderung und Erkenntnis des Licht- und Luftproblems, bestimmt und ungetrübt zum Ausdruck kommen konnte. Was Kalckreuth gibt, ist mehr: er gibt die Arbeit, die Landarbeit im biblischen Sinne, wie wir sie nur wieder in den Schilderungen von Millet und Segantini finden.

Jede Ausstellung zeigt uns Hunderte von Bildnissen; mehr oder minder virtuos, mehr oder minder ähnlich, getreu und charakteristisch; mehr oder minder geschmackvoll sind auf ihnen Männer, Frauen und Kinder abgeschildert — jene liebenswürdig, jene schlicht, jene kühl und repräsentativ. Die Dresdener Kunstausstellung hatte so vor einigen Jahren eine Reihe von Arbeiten der besten Bildnismaler der Gegenwart vereint und, um die Höhe der heutigen Leistungen mit denen von einst zu vergleichen, sogar Porträts von Rembrandt, van Dyck und italienischen Meistern zwischen die Modernen gehängt. Und unter jenen Bildnissen aus aller Herren Ländern ist mir eine Arbeit von Kalckreuth unvergeßlich geblieben, weil ich fühlte, daß sie mehr war, weil ich empfand, daß sie mit der Seele gemalt war, während die anderen einfach mit dem Pinsel heruntergestrichen waren — ich gebe zu, vielfach mit gewandterem, geschmackvollerem, bestechenderem Pinsel, als ihn Kalckreuth zu führen weiß.



Leopold Graf von Kalckreuth: Sommer. Ölgemälde.

Wie sehr auch bei Landschaften und Marinen die Kunst Kalckreuths auf Vergegenwärtigung geht und die bloße Abschilderung mißachtet, dafür geben die Hamburger Hafenbilder des Künstlers ein beredtes Zeugnis. Ein Maler hat mir gegenüber einmal geäußert, daß er in Hamburg nur einen Tag geblieben wäre und sogleich wieder abgereist sei, weil er gesehen hätte, daß Kalckreuth alles gesagt habe, was über den Hafen zu sagen sei. Und doch kann niemand behaupten, daß die drei, vier Gemälde, welche Kalckreuth vom Ham-



Leopold Graf von Kalckreuth: Feldarbeit. Lithographie.

Strange ziehen, sondern als neue, feste und ganze Bekundung, als eine Dokumentierung in aufsteigender Linie. Kalckreuth hat sich seinen eigenen Weg gesucht, der ein anderer war als jener, welchen sein Vater ging, und hat sich mit aller Kraft seines Temperaments von Beginn an der Moderne angeschlossen. Seinem Alter nach war er nicht berufen, einer der ersten, der Pfadfinder zu sein; aber unter den jüngeren war er einer der frühesten ihrer Anhänger, und heute gehört er mit zu ihren stärksten und eigenartigsten Vorkämpfern. Er hat die Moderne für uns in eine neue Phase geführt; denn während sie zuerst ein

burger Hafen geschaffen hat, nun äußerlich erschöpfend wären, nun alles umfaßten, was hier künstlerisch und malerisch interessant ist, nun ein gar so genaues und getreues Bild des Hafenlebens und der Hafenanlagen oder seiner interessanten Lichtfärbungen gäben. Als Abschilderung gibt es noch Tausende von neuen Möglichkeiten; als Vergegenwärtigung aber scheint nichts Stärkeres mehr erreichbar.

Diese Eigenart der künstlerischen Persönlichkeit hebt Kalckreuth bedeutsam aus jener Gruppe von Malern heraus, denen er in der Zeit, dem Streben und Bildungsgang nahe steht oder gleichgeartet ist. Und diese Eigenart der künstlerischen Persönlichkeit wird ferner unterstützt durch eine gerade, schlichte, herbe und ungekünstelte Art kräftiger Empfindung, welche er der Kultur seiner Rasse — für die der Adel mehr als ein äußerliches Abzeichen bedeutet — verdankt. Der bildliche Ausdruck des Empfindens ist zudem auch in seiner Familie nicht die neue Errungenschaft eines einzelnen Individuums, sondern zeigt und festigt sich in dem Maler schon in der zweiten Generation; aber nicht als Vererbung eines Schemas oder einer Fertigkeit, wie das bei manchen Künstlerfamilien wohl der Fall ist, wo Vater, Sohn und Enkel immer schwächlicher am gleichen

internationales Gepräge hatte, wenn zuerst Courbet, dann Israels, dann die französischen Impressionisten in Deutschland bei ihr Pate standen, gab er ihr die nationale, die deutsche Note.

Eine ganze Generation von jungen Künstlern hat sich, erst in Weimar, dann in Karlsruhe und endlich in Stuttgart, an Kalckreuth gebildet und ist um ihn emporgewachsen. Seine kräftige und ehrliche Kunst hat ganzen Reihen von jungen Leuten dazu verholfen, sich vom akademischen Weg auf sich selbst zu besinnen.

Die „Heimatkunst" ist bei Kalckreuth am stärksten und reinsten ausgebildet, ohne daß sie die Enge und Beschränktheit hat, welche sich sonst mit diesem Begriff wohl verbindet. Nicht daß seine Landarbeiter einen Dialekt sprechen, ist ihm Hauptsache, sondern daß sie arbeiten. So hat die Malerei Kalckreuths indirekt von fremden, außerdeutschen Einflüssen so viel sich erworben, wie sie bedurfte, ohne darüber auch nur einen Deut ihrer Eigenart und ihrer persönlichen Kraft aufzugeben. —

Die Jugend Kalckreuths, der am 15. Mai 1855 geboren ist, stand unter günstigen künstlerischen Auspizien. Sein Vater war der Gründer und erste Direktor der Kunstschule zu Weimar, und hier lehrten neben anderen

Tüchtigen, von deren Einfluß auf die Malerei nur die Künstler wissen, vorübergehend Böcklin und Lenbach. Hier machte auch der junge Liebermann seine ersten bestimmten Schritte in ein neues Gebiet, hier wurden von Hagen, Gleichen-Rußwurm, Rohlffs und Baum später die Anfänge der modernen deutschen Landschaftskunst geschaffen, so daß der junge Kalckreuth schon früh mit den fortgeschrittensten Elementen seiner Zeit Fühlung gewann.

Als nun der Künstler Kalckreuth seine ersten selbständigen Schritte macht, herrscht in München, wohin er sich gewandt, eine Zeit der Kämpfe und der Gärungen, eine Zeit der Umwertung aller Werte, reich an Jugendmut, Macht und Freudigkeit, wie sie uns die darauf folgenden zwanzig Jahre nicht wieder brachten. Den letzten Ausläufern der Historienmalerei wird der Krieg erklärt; das Düsseldorfer Anekdotenbild kommt endgültig in Verruf; einzelne Künstler, die schon ein Jahrzehnt und darüber Meisterwerk auf Meisterwerk ungekannt und unbeachtet geschaffen hatten, werden zu Führern einer jungen Generation gemacht. Hatten erst die Werke Courbets in München wieder bewiesen, daß den Deutschen die Kultur der Farbe, die tiefe Kraft und Sinnlichkeit des Kolorits, alles Handwerkmäßige des Malenkönnens abhanden gekommen war, und hatte sich langsam bei einzelnen Künstlern, wie Trübner, Leibl, Thoma, Liebermann, Uhde, eine auf Courbet und Munkaczy fußende, prächtige und tiefe Koloristik herausgebildet, welche an Schönheit den altmeisterlichen Werken nichts nachgab, hatte sich Auge und Sinn wieder zur Farbe erzogen, lernte man wieder Toneinheiten genießen, die Schönheiten von tiefen und exquisiten Harmonien empfinden, war aber bei all dem die Palette noch dunkel auf braune, erdige Töne gestimmt, so zogen nun, in den achtziger Jahren, mit Macht helle Werte in die Malerei ein und mit ihnen ein bisher unerhörter Verismus der Abschilderung. Freilicht- und Luftmalerei wurden verkündet. Waren sonst die Bilder auf braun und schwarz gestimmt, herrschten die Galerietöne vor, schien noch bei Courbet und denen, welche seine Farbenanschauung ins Deutsche übertrugen, die Patina von Jahrhunderten die Farben zu verschmelzen, so waren sie jetzt geeinigt durch graue, silberige und später violette Töne. Nicht mehr unter dem kalten, abgeblendeten Licht des Ateliers malte man, sondern man zog hinaus in die Natur, wo die Objekte der Darstellung von allen Seiten von Licht und Luft umflossen waren und keine Konstruktionen von Licht und Schatten mehr standhielten, sondern tausendfache Übergänge sich dem beobachtenden Auge darboten und alle Schatten durch Reflexe gehellt waren; wo die ganze Skala der Töne sich in durchaus anderen Farbenreihen bewegte, als man bisher zu sehen gewohnt war. Die farbenschaffenden, farbenwandelnden Einflüsse von Licht und Luft wurden erkannt und zum Hauptstudium gemacht. Dem „Enkel der Natur“ trat wieder der „Sohn der Natur“ gegenüber; und zwei Generationen begegneten sich in heißem Kampfe. Die Vorwürfe, welche man gegen die Veristen seinerzeit erhob, sind bis zum heutigen Tage noch nicht ganz verstummt; aber mehr und mehr hat man eingesehen, daß der Fortschritt bedeutsam und bleibend ist.

Das Dorado, das gelobte Land der Hellmalerei jener Tage war Holland mit seiner grauen, silberigen, tonschönen, ewig wasserfeuchten Luft, mit seinen einfachen, herben, verschlossenen Menschen, mit dem feinen Helldunkel seiner Bauernstuben und dem großen, einheitlichen Lichteinfall seiner Bürgerhäuser und öffentlichen Anstalten. Hier fand man die Einfachheit, welche man suchte und erstrebte, eine schlichte, innige Poesie in der Alltäglichkeit, eine Poesie, die lebensvoll genug war und doch allem Anekdotischen fremd. Sie kam überall zu ihrem Recht: in den Waisenhäusern, wo junges Leben begann, in den Altmännerheimen, wo Greise still und versonnen hinträumten, in den Mädchen, die das Vieh weideten, in den Frauen, die zur Kirche gingen, in den Arbeitern mit den großen, machtvollen und doch ruhigen Bewegungen, in den Schiffern, die auf die See hinausblickten, stundenlang nach fernen Punkten am Horizont, in den Fischerfrauen, die die heimkehrenden Männer am Strande erwarteten, in den kleinen Hütten zwischen den Sandwällen der Dünen und in den winddurchtobten Dorfstraßen mit ihren mageren Gärtchen.



Leopold Graf von Kalckreuth: Heimkehr vom Felde. 1900. Ölgemälde.

Zu der neuen Auffassung von Licht und Luft, zu der neuen Skala der Töne, welche in diesen Bildern abgesungen wurde, kam bei den holländischen Vorwürfen durch den Wind, durch das Problem der Arbeit noch die Darstellung von Bewegungsmotiven, vom bewegten Leben selbst hinzu. Die Historienmalerei, die Anekdotenmalerei vordem kannte nur Stellungen; die Moderne aber wollte Bewegungen erschließen. Jene gab einen toten Punkt aus einer lebendigen Reihe, diese aber bemühte sich, das Leben selbst zu bannen, bemühte sich, die Bewegung in einem solchen Moment zu schildern, daß wir uns das Vorher und Nachher zu ihr ergänzen müssen. Neben Licht und Luft ist es das Tertium der Bewegung, welches langsam von der Hellmalerei zum Impressionismus überleitet.

Die frühesten Bilder Kalckreuths, welche Aufmerksamkeit erregten, tragen jenem Wanderzug der Zeit vollauf Rechnung. Sie sind nicht frei von der Anekdote und, was man nach seinen späteren Arbeiten noch weniger erwarten möchte, nicht frei vom Sentimentalen. An der Mole eines kleinen Hafens schaut ein alter Schiffer in charakteristischer Tracht, mit den weiten Pumphosen, der kurzen Jacke, der hohen Mütze, wehmütig auf das weite graue Meer hinaus, das einst ihm untertan war und dessen Anblick noch heute tausendfache Erinnerungen in ihm weckt. Das Bild selbst ist ein gutes, helles, breit gehaltenes, auf Silbergrau gestimmtes Bild jener Tage, charakteristisch für die Zeit, in der es entstand, doch kündet es noch nicht die Eigenart seines Schöpfers, ebensowenig wie eine „Fischauktion", welche ihm 1884 die große goldene Medaille brachte. Typisch für jene Zeit, welche die silbergrauen oder violetten Töne eines leichtbedeckten Himmels so sehr liebte, und der noch all jene Tausende von Stimmungen und koloristischen Einheiten fremd waren, ist auch der Mangel an direktem Sonnenlicht, die Furcht vor breiten, besonnten, strahlenden Flächen, vor dem Gelb oder Weiß, dem Gold oder Silber, welches die Lichtspenderin über die Lokalfarbe ausschüttet. Auch auf den Bildern von Liebermann aus jener Zeit finden wir Sonne nur als goldige und silberne Flecken, welche durch das Laub huschen und über den Boden gestreut sind. Und ebenso fürchteten jene Tage noch die Darstellung des Himmels, wenn

schwere, farbige Wolken sich zu steiler Wand zusammenballen. Sie kennen noch nicht jene grandiosen, tiefvioletten Gewitterstimmungen mit den brennenden Farben, welche Kalckreuth später so liebt. Eine gewisse Beschränktheit der Naturerkenntnis, etwas Typisches und Schematisches haftet schon für unser heutiges Empfinden all den starken neuerungsfreudigen Bildern aus dem Beginn der achtziger Jahre an.



Leopold Graf von Kalckreuth: Feldarbeiterin. Kreidestudie.

Aus dieser gärenden Periode lösen sich nun langsam und scharf, bald ihre eigenen Wege gehend, die großen Persönlichkeiten der modernen Malerei heraus, und mit ihnen, als eine der stärksten, Kalckreuth. Auch von Uhde, der später einen anderen Weg einschlug, haben wir Bilder von gleichem Vorwurf und gleicher Qualität. Andere wieder, wie Trübner, Leibl, Thoma, haben diese Wandlung der achtziger Jahre, diesen holländischen Einfluß der silberigen Hellmalerei, nicht mitgemacht, und ihre Kunst hat sich direkt aus der satten, prächtigen Sinnlichkeit der Courbetschen Farbengebung losgelöst. Jeder von ihnen ist aber über die Anreger hinausgewachsen und zu Eigenem gekommen. Kalckreuth zieht Anfang der neunziger Jahre in sein Königreich ein, und von dem wollen wir jetzt sprechen.

1885, also dreißigjährig, wird Kalckreuth an die Stelle berufen, an der sein Vater vor ihm wirkte, wird Lehrer an der Kunstschule in Weimar. Aber 1890 verläßt er Meinungsverschiedenheiten halber diesen Posten und zieht seinem Glück entgegen. Die Jahre 1890 bis 1895, welche er auf dem Gute Höckricht in Schlesien zubringt, sind entscheidend für ihn. Fern von allem akademischen Getriebe besinnt er sich auf sich selbst. Draußen, im weiten, flachen Ackerland, wo die geraden Linien der Felder zu den fernen Horizonten führen, welche kleine Hütten und Bäume begrenzen, unter der mächtigen Himmelswölbung, unter der vollen, prallen, unerbittlichen Sonne erscheinen Kalckreuth die Menschen, die den Boden bebauen, von einer Einfachheit und Größe, von einer Kraft der Bewegung und Silhouette, wie sie die Kunst vordem außer bei Millet nicht kannte. Wie Bäume wurzeln sie im Boden, sind eins mit der Weite der sie umgebenden Natur. Ruhig, gleichmäßig, in starken Schlägen, geordnet von den Zeiten des Jahres und den Stunden des Tages, fließt dieses Dasein dahin in schier biblischer Einfachheit. „Es währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Über dem flachen, weiten Lande dehnen sich, wenn man den Augenpunkt tief annimmt, die Silhouetten der Menschen gegen den Himmel zu fast überirdischen Maßen, machtvolle Bewegungen kündend. Und in die Ferne führen den Blick die Linien und Züge der Felder und Äcker bis zu den weißen, leuchtenden Häuschen der kleinen Dörfer und den niederen Baumkronen. Das hohe Luftspiel darüber ist ewig bewegt; Wolken gliedern den Himmel, in langen, horizontalen Streifen sich übereinander emporschichtend. Der Genosse der Menschen ist hier das Vieh, das zur Weide getrieben

wird, das Pferd, das ihm bei der Bestellung der Äcker, beim Ziehen des Pfluges, beim Einbringen der Ernte Hilfe leistet. Die Beziehungen zu den Tieren sind anderer Art, mehr brüderlicher Natur, als es der Städter ahnt. Vor den Gemälden eines Kalckreuth versteht man, warum ein ähnlich gearteter Künstler, Segantini, von den „guten" Tieren spricht und sagt, daß die Menschen sie „mehr als ihresgleichen" lieben.

Die Fruchtbarkeit, die Sinnlichkeit der Scholle hat für den Maler symbolische Bedeutung gewonnen, ist ihm ein Gleichnis geworden. In dem Bilde „Der Sommer" lastet über schweren, nickenden Ähren eine schwüle, brütende Sonne, und die ermattete Frau, welche mit der Sichel heimzieht, überschüttet und umhüllt vom grellen Licht des Tagesgestirns, deren halbgesenkter Kopf als Silhouette gegen die flimmernde Luft steht, ist das Sinnbild des reichen, trächtigen Sommers; zwischen ihr und dem schwellenden, reifenden Korn spinnen sich Beziehungen.

Das Bild „Die Heimkehr" aus dem Jahre 1890 erregte seinerzeit als starke, große, rücksichtslose Naturstudie, als kühne naturalistische Leistung ungewöhnliches Aufsehen, und Muther in seiner „Geschichte der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts" ist des Lobes voll ob der Kraft, Kühnheit und Wahrheit dieses Gemäldes. Ein Knecht bringt zwei Ackergäule im Wagengeschirr vom Felde heim, große, schwere Tiere mit



Leopold Graf von Kalckreuth: Mädchenkopf. Kreidestudie.

plumpen Hufen und starken, rauhen Fesseln. Eine Magd, die einen Karren schiebt, barfüßig, in kurzem Rock und lockerem Hemd, begegnet ihm. Sie hat den Karren einen Augenblick niedergesetzt, um mit dem Knecht zu plaudern, die Hände hat sie in die Hüften gestützt, den Kopf ein wenig gesenkt, und so lauscht sie den freundlichen Worten des Burschen. Obwohl man die Figur des Mädchens nur vom Rücken sieht, liegt in der Stellung eine gewisse feste bäuerische Grazie und die Absicht, zu gefallen. Das weiße Hemd, von der Sonne beschienen, ist der hellste Fleck im Bilde, und die anderen Werte, braun, grau, grün und blau, gruppieren sich in feiner Harmonie um dieses leicht vergoldete Weiß. Die Gruppe baut sich einfach und kräftig in einem Dreieck auf. Die dunklere Figur des Knechtes silhouettiert gegen den lichten Himmel und die hellere Figur des Mädchens gegen die braunen Gäule. Und obwohl das Bild kurz über den Figuren abschneidet und auch nicht zu viel Raum rechts und links von ihnen läßt, hat man das Gefühl eines unendlichen Himmels und die Empfindung einer meilenweiten, besonnten Ebene. Nichts



Leopold Graf von Kalckreuth: Kartoffelsaat. Kohlenzeichnung.

Sentimentales, nichts Anekdotisches ist mehr in diesem Bilde, und doch braucht man nicht gerade ein besonderer Tüftler und Deutler zu sein, um hier einen geheimen Sinn zu gewahren, einen Einklang zwischen Natur und Menschen.

Eine bedeutsame Weiterentwickelung Kalckreuths sehen wir in dem Bilde „Das Alter“, das heute die Galerie in Dresden bewahrt. In dem flimmernden Rot und Gold der scheidenden Sonne — eine Beleuchtung, deren satte Pracht Kalckreuth über alles liebt — steht die greise Gänsehirtin mit ihren tausend Runzeln in dem noch im Alter kräftigen und markigen Gesicht. Zu dem Alter paßt die sinkende Sonne; aber sie ist hier nicht müde, sie ist tief und glühend. Knorrig und gebückt ist die Gestalt der Hirtin, wie ein alter, wetterzerzauster, verbogener Apfelbaum; aber, wenn sie auch noch nicht alle Kraft verlassen hat, ununterbrochen nagt doch die Zeit an ihr, so zähe sie dem auch widerstehen mag. „Das Alter ist ein schleichend Fieber, ein Frost von greisenhafter Not.“ In dem Altmännerhaus eines Liebermann ist das Verklingen des Lebens gleich dem „Silence, silence“, mit dem eine Verlainesche Strophe schließt, geschildert. Bei Kalckreuth ist knorrige Kraft, die selbst der Tod noch mit der Axt fällen muß. Dort empfindet man, daß diese alten Leute eigentlich nichts mehr auf der Welt zu suchen haben; bei Kalckreuth hat auch das Alter seine Daseinsberechtigung.

Wie sehr sich innerlich der Künstler mit dem Grundzug des Seins, dem Werden und Vergehen, beschäftigt, das sieht man eigentlich schon an den Titeln seiner Bilder. So hat er in einem Triptychon jenen Bibelspruch „Unser Leben währet siebzig Jahre“ schlicht erläutert, und hat ein anderes Gemälde „Die Fahrt ins Leben“ genannt, in dem die gleiche uralte Frau gebückt und mühsam, mit großen, noch schweren bäuerlichen Schritten an einem Stocke dahintastet, einen Kinderwagen ziehend, in dem ein kleines Ding schlummert. Lebens Anfang und Schluß reichen sich die Hand. Aber es ist kein letztes, müdes Versagen; in dem alten Arm scheint noch Kraft zu sein — nur die jahrzehntelange Feldarbeit, das ewige Bücken, das Ringen mit dem Boden hat die Gestalt der Alten verbogen, den Kopf zur Erde gesenkt. Die Züge jedoch haben noch nichts von ihrer Markigkeit verloren. Die Sehnen am Halse, die Knochen der Schulter haben sich seltsam verstärkt, wie zu starren, harten Tauen. Da der Augenpunkt ganz tief angenommen ist und sich flach das weite Land dehnt, so haben die beiden Menschen, Kind und Greisin, einen monumentalen Zug bekommen, und ihre Bedeutung ist über das Alltägliche hinausgehoben.

Kalckreuth hat noch eine ganze Reihe von Bildern, Studien und Radierungen geschaffen, welche von der Landarbeit erzählen: den Bauern, der seine Sense dengelt; Ährenleserinnen; das Einbringen des Kornes, da



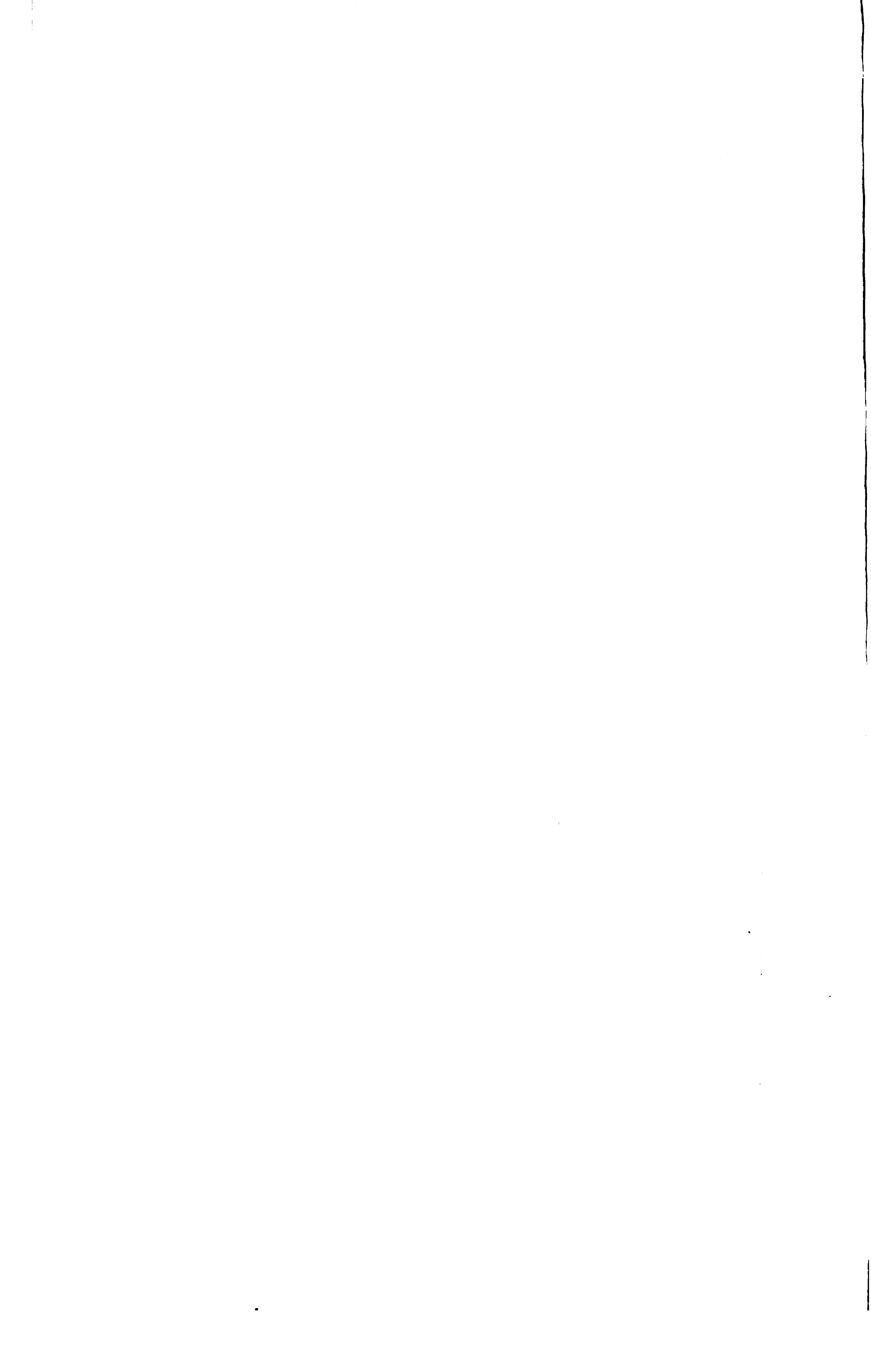
Leopold Graf von Kalckreuth: Gewitterwolken. Ölgemälde. (Karlsruhe, Museum.)



Leopold Graf von Kalckreuth: Biergarten. Ölgemälde.

Zu Hermann: Leopold Graf von Kalckreuth.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.





Leopold Graf von Kalckreuth: Liebespaar. Tuschzeichnung.

man aus dem Dämmer der Scheuer in den blauen Himmel und in die grelle Sonnenglut, die über dem Hofe liegt, sieht; die abendliche Heimkehr über die verdämmernden Felder; Hirtinnen, die im Herbstwinde bei dem grasenden Vieh stehen; Säen; Bauen und Umgraben des Bodens. Immer ist es der schlichte Ernst der Arbeit, der Mensch in der Beziehung zum Boden, als Einzelwesen unter der grenzenlosen Kuppel des Himmels, aufragend im weiten Lande. Die schwere Last der Gewitterwolken hat er geschildert, wie den windzerrissenen, grauen Himmel, wie das flimmernde Blau heller Tage und die hereinbrechende Dämmerung mit dem ersten aufleuchtenden Sternenauge. Es gibt kleine Sepiablätter von ihm, in denen Häuser und Bäume tief gegen einen hellen, wundersam weißleuchtenden Abendhimmel stehen, und welche die einfachste Formel gefunden haben für jene Stunden weißer Dämmerung, da sich allmählich die sehnsüchtigen Sommerabende in Nacht wandeln. In seinen Blei- und Kohlestudien von Landarbeiterinnen und Landarbeitern hat Kalckreuth eine Einfachheit und großzügige, holzschnittartige Sicherheit der Zeichnung mit geringen Mitteln erreicht, starke Wirkungen, wie sie nicht die geistvollsten impressionistischen Studien zu geben vermögen. Ein einfaches Landmädchen bekommt bei Kalckreuth etwas Madonnenhaftes, und ein geheimer Sinn scheint hinter all und jedem zu schlummern, was sein Pinsel oder sein Stift, die Lithographenkreide oder die Radiernadel schildert. Nie hat man das Gefühl, daß es geschaffen wurde, um eine Studie zu machen, um irgend etwas Interessantes festzuhalten, sondern stets erkennt man das Erlebnis dahinter, die innere Notwendigkeit der Mitteilung.

Und der Herold noch eines zweiten Reiches ist Kalckreuth geworden: des Hauses, der Familie, im engeren Sinne seines eigenen Heims, seiner Frau, seiner Kinder. Hier hat er eine Reihe von Bildnissen, Zeichnungen und Studien geschaffen von einer Kraft und Innigkeit der Empfindung, von einer innerlichen Liebenswürdigkeit, welche manchmal mit einem Mangel äußerer Liebenswürdigkeit verbunden ist, der fast etwas Rührendes hat. Über all diese Blätter und Bilder ist eine stille Freude ausgebreitet. Es sind nicht Bildnisse, nicht Schilderungen, es sind seelische Erlebnisse feinster Art, und man begreift schon, warum dem Künstler die Seinen immer wieder und wieder Vorwurf und Anregung zum Schaffen geben. Man möchte dabei fast an die Definition des alten Erasmus Darwin denken: „Schön ist das, was in unserer Vorstellung mit dem, was wir lieben, verbunden ist.“ Das, was wir in unserem Hause, an unseren Kindern erleben, sind die feinsten und tiefsten künstlerischen Anregungen, und das Wort, das Freiligrath in einem Briefe an Keller ausspricht, daß seine Kinder doch seine besten Gedichte wären, enthält eine tiefe, bleibende Wahrheit.

Gerade in der Schilderung des Kindes wird viel gefrevelt. Wie der Bauer in den niederländischen Bildern des siebzehnten Jahrhunderts niemals als das arbeitende Wesen, sondern stets als der raufende und trunkene Tölpel dargestellt wird — ein billiges Gespött für den Städter —, so haben es ganze Zeiten geliebt, aus den Kindern kleine, putzige Wesen zu machen, voll bewußter oder unbewußter Koketterie, über die wir lachen sollen. Man hat Anekdoten von ihnen erzählt; aber das eigentlich Kindliche, das Vegetative, der Halbtraum, in dem so ein



Leopold Graf von Kalckreuth: Im Herbst. Aquarell.

junges Ding sein Dasein hinbringt, die Selbständigkeit und Bestimmtheit der kleinen Burschen, die milde Liebenswürdigkeit der kleinen Mädchen, das frühe Erwachen der Intelligenz oder selbst des Künstlertums bei einem Knaben, das völlige Aufgehen im Spiel, die Hingebung und Anhänglichkeit an Eltern und gute, alte Hausgeister — kurz, all das, was das Typische an ihnen ist, ist selten oder nie gesagt worden. Man ist diesem Problem von der falschen Seite genaht. Meist hat der Maler — bis auf wenige Ausnahmen —, wenn er seine Kinder zu Modellen nahm, sich gesagt, daß sie an dieser oder jener Stelle, in dieser oder jener Situation ihm gute Dienste leisten könnten. So tragen z. B. die Englein in Böcklins „Pietà" die Züge seiner verstorbenen Kinder. Oder die Künstler haben repräsentative Bildnisse geschaffen, kleine Heilige oder Modepuppen aus den Kindern gemacht; oder sie haben, wie jetzt manche der Impressionisten, das Kind einzig wie eine Blume betrachtet, dessen Farbe im Lichte sie reizte, dessen Kopf auf diesem oder jenem Hintergrund einen hübschen Fleck abgab, dessen Wesen ihnen aber innerlich vollkommen gleichgültig war. Alles Seelische des Kindes ist ihnen dabei unbekanntes Land geblieben.

Im Gegensatz hierzu ist jene Reihe von Kinder- und Familienbildnissen Kalckreuths aus mehr als einem Grunde wertvoll. Bei den Besten unserer Zeit findet man überhaupt heute mehr und mehr das Zurückgehen auf den eigensten, intimsten Kreis, auf das Wenige, was uns in diesem Leben ganz gehört. Auch Uhde ist nicht müde geworden, seine Kinder zu malen, und von Liebermann gibt es eine Legion von Zeichnungen und Bildnissen nach seiner Tochter. Keiner aber ist in dieses eigene Reich so tief eingedrungen, hat eine so neue und innige Glückswelt darin offenbart wie Kalckreuth. Seine Bildnisse und Zeichnungen sind äußerlich anspruchslos, in der Farbe nicht gar hell, in der Mache nicht gar virtuos. Wie auf dem Bildnis seiner Gattin, dessen vorzügliche farbige Reproduktion hier vorliegt, gruppieren sich die Werte meist um ein stumpfes, tiefes Rot. Prächtig stehen bei Kalckreuth so ein Paar hellblaue Augen in einem rosigen Kindergesicht; und während er bei dem kleinen Mädchen eine gewisse fromme Schüchternheit darin bannt und den Ausdruck einer leichten Verwunderung über diese merkwürdige Welt festzuhalten weiß, zeigt der kleine Knabe eine souveräne Gleichmütigkeit: er wird an jedes Ding frisch und frei herangehen.

Noch eine geringe, ganz äußerliche Tatsache gibt neben der feinen Charakteristik des kindlichen Körpers und der kindlichen Art der Bewegungen den Kinderbildnissen Kalckreuths eine so ungewöhnliche Wahrheit, läßt uns die Kleinen so ganz als unerwach-

sene Menschen erscheinen. Der Maler selbst ist nämlich von besonders großer Statur, und deswegen sind seine Kinderbildnisse alle in starker Aufsicht gegeben, so daß man wirklich ganz und voll das Gefühl hat, ein so kleines Kerlchen vor sich zu haben. Die körperliche Größe oder Kleinheit des Schaffenden ist überhaupt für seine Kunst durchaus nicht ohne Belang. Menzels kleine Statur spricht sich in seinem Wesen und in seiner Art ebenso aus wie Kalckreuths Hünenhaftigkeit in seinen Kinderbildnissen. Die äußeren Gegensätze erhöhen die innere Wahrheit.

Kalckreuth hat seine Kinder auf dem Arm der Wärterin geschildert; später beim Spiel; unter dem Weihnachtsbaum. Es gibt von ihm ein prächtiges großes Kohleblatt, das Junge und Mädchen schlummernd zeigt, ganz von oben herab gesehen, ein wirklicher, ruhiger Kinderschlaf darin, nach Spiel und Arbeit — fest, von keinen Träumen gequält, eine Illustration zu dem Homerischen Wort, daß die Glieder sich im Schlafe lösen.

Ein prächtiges, in der Silhouette ungewöhnlich interessantes Bild gibt das kleine Mädchen fröstelnd im weißen Bademantel, den es eng um sich zieht, mit nassen, klatschenden Haarsträhnen. Dieses zeigt Knabe und Mädchen Theater spielend, den Jungen mit rotem Überwurf drapiert und mit pathetischer Gebärde die Verse eines vielleicht selbstgefertigten Dramas recitierend. Und wieder auf jenem sehen wir den etwa Zwölfjährigen, wie er auf dem Boden hockt, vor sich ein Heft, die Feder in der Hand, und eine leicht lächelnde Ironie des Vaters gab den Titel „Der Schriftsteller“. Kalckreuth hat den Jungen auch hoch zu Roß gemalt, gegen einen schweren, leuchtenden Himmel. Er hat seine ganze kleine Gesellschaft draußen, im Freien rastend, am Bach, bei Busch und Wiese geschildert. Er hat seine Frau vor der schloßartigen Besitzung gemalt, unter dem langen, hohen, dämmerigen Laubgange von dunklem, sommerlichem Rüstergrün; ein Bild, welches die Berliner Nationalgalerie erworben hat. Die bescheidene Welt seines Heims ist Kalckreuth künstlerisch unerschöpflich reich erschienen, ist ihm genug gewesen.

Hat man den Bildern und Radierungen des Grafen Gleichen-Rußwurm, ebenso wie den Gemälden des Worpsweders Karl Vinnen nachgesagt, bei ihnen sei das Heimats- und Besitzgefühl zur Scholle mit hineingemalt, so ist das gleiche in noch verstärktem Maße von Gemälden Kalckreuths zu sagen, welche Bildnisse und landschaftliche Schilderungen vereinen: es sind die Seinen auf einem Grund und Boden, auf dem er sich heimisch fühlt.

Neben dieser Reihe von Zeichnungen und Gemälden hat Kalckreuth eine Zahl prächtiger Radierungen geschaffen, vor allem „Etta“ und „Ninnenei und Muhme“, ein Kleines auf dem Arm der alten, mürrischen, goldtreuen Wärterin. Es sind Schabblätter, aus dem Dunkel ins Hell gearbeitet, deren feste, bestimmte Formen sich überaus reizvoll in der Lichtwirkung geben. Auch in Holzschnitt und Lithographie hat der Künstler sich mit großzügigen, klaren Arbeiten



Leopold Graf von Kalckreuth: Herbstliche Weide. Radierung.



Leopold Graf von Kalckreuth: Studie zu den „Kindern an der Lampe". Kohlenzeichnung.

versucht, besonders später in Karlsruhe, wo von einer jungen Generation die graphischen Techniken gepflegt werden. Von der Feinheit und Sicherheit der Strichführung in den Kaltnadelarbeiten Kalckreuths zeugt hier das Damenbildnis.

* * *

Das Spezialistentum, welches lange Zeit die Malerei beherrschte und das den Landschafter unfähig machte, eine Figur, ein Bildnis zu zeichnen, ebenso wie dem Bildnismaler jegliche Landschaft Hekuba war, ist bei den Größten und Besten unserer Zeit mehr und mehr im Schwinden. Böcklin und Liebermann, Hofmann und Kalckreuth sind als Figurenmaler ebenso bedeutsame Neuerer wie als Landschafts- oder Bildnismaler oder vielleicht als Graphiker, und in dem weiten Reiche der Malerei gibt es keine Aufgabe, vor der sie sich zu scheuen brauchen und die sie nicht in ihren Kreis zögen. Diese künstlerische Vielseitigkeit oder Allseitigkeit führt wieder zu der guten Tradition, zum Altmeisterlichen, zurück, während das Spezialistentum einen unendlichen Schaden in der künstlerischen Kultur angerichtet hat. Sein Lebtag nur Gesellschaftsdamen, berühmte Männer oder nur Tiere zu malen, muß ja bei den meisten mit der Zeit zur Erschlaffung, zur Routine und zur Rezeptmalerei führen. Gerade der Wechsel der Aufgaben schafft frische Augen für das Neue.

So ist z. B. Kalckreuth der Schilderer des Hamburger Hafens geworden, eben deswegen, weil er von Haus aus weder Landschafter noch Marinemaler ist. In der Sammlung Hamburger Bilder der Hamburger Kunsthalle gehören die Gemälde Kalckreuths mit zu den bedeutendsten Arbeiten. Welche Zahl von Künstlern hat sich schon bemüht, das Wesen und die Physiognomie des Hamburger Hafens festzuhalten! Aber keiner hat das Charakteristische so herausgehoben, hat in dem aufgewühlten, beschäumten, ewig von kleinen Barkassen zerrissenen Wasserspiegel wieder so stark die Illusion der räumlichen Tiefe erweckt, ohne ihn bedeutsam nach dem Horizont steigen zu lassen. In den Farbwerten, in jenem graugrünen Ton, der bei bedecktem Himmel dem Wasser und der Luft dort eigen ist, sind seine Studien von einer eminenten Wahrheit. Ich glaube nicht, daß ein Hamburger diese charakteristische Note des Hafens je so hätte herausheben können — hier paßt wirklich



Leopold Graf von Kalckreuth: Studie zu den „Kindern an der Lampe". Kohlenzeichnung.

das Wort, daß ein Gast auf die Weile auf die Meile sieht. Als Fremder kommt Kalckreuth dorthin, und sofort erkennt er die springenden Punkte, das Charakteristische des Bildes, die feinen Differenzen, welche den Hamburger Hafen sowohl von Luft und Wasser des Binnenlandes als auch von Luft und Wasser der See trennen. Die ewige Bewegung des Wasserspiegels, wo Wellen und Möwenzüge, Schaum und Rauch von den dahinstreichenden Jollen durcheinander jagen, wo flirrendes Licht durch den Wald der Masten, das Gewirr der Taue durch das Geäst der Eisenbrücken zieht, ist nie charakteristischer geschildert worden als von Kalckreuth; eine Aufgabe, welche einzig die impressionistische Kunst bewältigen kann. Denn das Reizvolle des Gesichtsbildes bei dem Hamburger Hafen besteht nicht einzig in der Farbe, in der Tonschönheit bei bedecktem Himmel, sondern vor allem in jener unglaublichen Summe von Bewegung, welche darüber ausgestreut ist. Es ist eine der grandiosesten Äußerungen des Lebens, dieser Hamburger Hafen; ein Bild, dessen Größe zu erfassen erst der Gegenwart vorbehalten war, mehr noch der Zukunft vorbehalten sein wird.

Die Entwickelung des Lebens in seinen gesellschaftlichen und geistigen Strömungen hat stets ihr Widerspiel in der Kunst gehabt; nur für die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit scheinen die Fäden zerrissen. Das potenzierte hastige Getriebe, der große Austausch der Kräfte, Weltstadt, Welthandel fordern eine Kunst, welche das Leben in seinem ganzen Reichtum und in seiner ganzen Hast sich zu eigen macht, all das Neue künstlerisch bewertet und erschließt. In einem alten Kupfer können gemächlich plaudernde Herren, mit Silbergriffen auf dem Palmenrohr, ruhig, klar, fest konturiert, von der Sonne beschienen, langsam durch stille Straßenzüge wandeln, und wenn sie selbst, scheinbar in Gedanken, stehen blieben, so meint man doch, daß sie um zwölf Uhr zum Speisen daheim sein werden; aber nun stelle man sich einmal ein Boulevardbild von Pissarro oder Luce vor, auf dem jeder Omnibus, jeder hastende Passant klar und scharf konturiert ist, jede Front bis auf die Füllungen über den Fenstern durchgezeichnet ist — und man wird erkennen, daß eine Schilderung in diesem Sinne eben dem Charakteristischen der heutigen Gesichtsbilder nicht mehr gerecht werden kann, daß ihm so der Ausdruck des Lebens, des Pulsierens, des Durcheinanderschiebens der Wagen- und Menschenmassen fehlen müßte. Nicht nur wörtlich, auch bildlich geht das Einzelindividuum in der Großstadt unter, ist im Stra-



Leopold Graf von Kalckreuth: Knabe mit Wärterin. Bleistiftstudie.

ßenbild nicht mehr ein charakteristisch bewegter Farbenfleck, der sich dem Ganzen eingliedert. Schon deshalb — ganz abgesehen hier von seinen koloristischen Vorzügen, von seiner Fortführung guter künstlerischer Traditionen — schätze ich den Impressionismus als den Faktor, welcher wieder einen Parallelismus zwischen den Lebensäußerungen der Gegenwart und dem künstlerischen Ausdruck herstellt. Kalckreuth hat in seinen Hamburger Hafenbildern und in einem Stuttgarter Straßenbild — grelle Sonne, leuchtender, blauer Himmel, besonnte Fronten;

man sieht von hinten her in das Innere einer Equipage, und es ist die Illusion erreicht, daß man meint, sie führe eilends in das Bild hinein, die Straße hinab — impressionistische Studien von ungewöhnlicher Lichtwark, der Leiter und Schöpfer der Hamburger Kunsthalle, mit seinem feinen Spürsinn für starke, innerlich wahre deutsche Kunst, wie sie in Kalckreuth zu Tage tritt, hat den Maler auch mit anderen Aufgaben



Leopold Graf von Kalckreuth: Kinderbildnis. Ölgemälde.

Lebensfülle und Bewegung gegeben. Vor dem Straßenbild hörte ich mehr als einmal den Namen Manet, und doch sah man sofort, daß die Arbeit ohne jeden Einfluß von dieser Seite entstanden war, nur in ihrer Einfachheit ein ähnliches Resultat gab, wie es Manet in ein oder zwei Bildern gezogen, die vielleicht Kalckreuth nie zu Gesicht bekommen hat.

an sich zu fesseln gewußt. Als Brinckmann, der langjährige Leiter des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, ein Jubiläum feierte, mußte Kalckreuth ihn für die Sammlung porträtieren; eine ähnlich erstaunliche Wahl bei erstem Betrachten wie vor Jahren die Wahl Liebermanns zu dem Bildnis des Bürgermeisters Petersen (vgl. das Bild im Dezemberheft 1902 der „Mo=

natshefte“, S. 341). Und wie dort ist hier alles Drum und Dran vermieden, jede Repräsentation, jede Pose, jede Feierstimmung. Es ist der liebenswürdige, feinsinnige Kunstfreund im Alltagsrock, so wie er denen im



Leopold Graf von Kalckreuth: Knabenbildnis. Ölgemälde.

Gedächtnis steht, die ihm nahetraten und ihn kennen — und das sind in Hamburg recht viele. Ein zweites Bildnis für die gleiche Sammlung aber muß, trotzdem wir das Brinckmanns nicht tadeln können, als höherstehend bezeichnet werden. Und das ist, wenn wir an das Gemüt, das aus allen Werken Kalckreuths redet, denken, eigentlich nicht verwunderlich. Der Vorwurf gab ihm mehr. Es ist ein Bildnis des alten, nun schon verstorbenen Händel-Forschers Chrysander, der seiner großen Aufgabe, der abschließenden Händel-Biographie, zuliebe den Mut hatte, das Leben nach eigener Façon zu leben. Er hatte sich da ein paar alte Vagabunden aufgegriffen, mit denen bestellte er sein Land — ich glaube, er war ein guter Erdbeerzüchter — und tischlerte, lebte dabei selbst ganz bedürfnislos und verwandte all seinen Verdienst darauf, die Originale und ersten Drucke seines Lieblingskomponisten aufzukaufen. Den Mann hat nun Kalckreuth gemalt in seinem kleinen Stübchen,

Werkstatt und Studierzimmer in eins. Er steht am Tisch in einem alten braunen abgetragenen Schlafrock und blättert in einem seiner schönen klaren Notenwerke, während hinten die beiden alten Grauköpfe an der Hobelbank schaffen. Das Bild machte Schwierigkeiten, der alte Herr war schon krank und konnte nicht lange stehen. Aber was hat Kalckreuth trotzdem daraus gemacht; was wußte er alles im Kopf, in der Stellung zu sagen; ein ganzes Leben voll Arbeit, körperlicher Arbeit, geistigem Ringen und endlich, trotz Krankheit, ernster, reiner Befriedigung! Wie treten die beiden Grauköpfe, die für manchen anderen eine hübsche aufdringliche Anekdote gebildet hätten, zurück gegen den Mann, und vor allem, wie ernst, fest und verständig ist das gemalt! Vorwurf und Ausdruck einander ebenbürtig; nichts ist aufdringlich an dem Bild, aber vornehm ist das Braun und Grau, das es beherrscht. Unter den Arbeiten Kalckreuths nimmt dieses Bildnis für mich einen Ehrenplatz ein.

Hiermit ist natürlich der Kreis der Kalckreuthschen Kunst nicht geschlossen. So sah ich z. B. in seinem Atelier ein Waldinneres im Morgendämmer mit schlanken, sich verschiebenden Föhrenstämmen auf der Staffelei stehen, und unter den Reproduktionen hier befindet sich die Studie aus einem Biergarten, prächtig in der kühlen Stimmung erfaßt, die bei diesen laubüberdachten Plätzen die hervorstechendste Note bildet. Die Biergärten mit dem braungrünen Helldunkel und den vom Spiel von lichten Reflexen umkränzten Sonnenflecken sind in ihrer bewegten Ruhe ein Lieblingsvorwurf der impressionistischen Kunst. Von Liebermann besitzen wir z. B. eine ganze Reihe ähnlicher Studien. Aber hier ist etwas anderes das Wichtige. Bei Liebermann ist die Bewegung des Ganzen Endzweck, kaum daß sich etwas gesondert aus der Masse heraushebt; bei Kalckreuth steht im Mittelpunkt die Figur des kleinen, halbwüchsigen Mädchens, das so still wartet, ob es nun abgefertigt wird; ein kleines, nicht hübsches, kaum anmutiges, sanftes und scheues Ding, leicht gedrückt von ärmlichen Verhältnissen. Man stellt sie sich vor, wie sie fast lautlos mit den bloßen Füßen über den kühlen Kies tappt, an den Menschen, die bessere Kleider tragen, vorüberhuscht, mit steifem Arm und gesenkter Schulter den Krug heimschleppend. Der eine geht nur vom Malerischen aus, ihm ist hierbei die Farbe, der Wesensausdruck, die höchstmögliche Wahrheit und befriedigende Illusion des Räumlichen Alpha und Omega; aber in der Arbeit Kalckreuths liegt neben dem noch etwas anderes. Nicht daß er eine Geschichte erzäh-

Leopold Graf von Kalckreuth: Etta. Radierung. 1899.



Leopold Graf von Kalckreuth: Nach dem Gewitter. Ölgemälde.



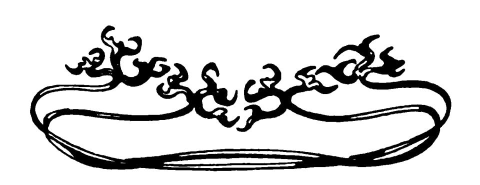
Leopold Graf von Kalckreuth: Damenbildnis. Radierung.

len will, literarische Gedanken bildlich erläutern, aber er geht über das nur Koloristische, nur Handwerkliche hinaus, es ist ihm ein Weg, aber kein Ziel. Und hier bin ich bei jenem Punkt, der in der Charakteristik Kalckreuths so bedeutsam ist: daß er das Künstlerische über das Malerische stellt und nie des Malerischen wegen auf das Künstlerische, Persönliche, auf das innerliche Verhältnis zu den Gegenständen der Darstellung verzichtet — „er räuchert nicht den Klötzen, welche außen goldig sind, inwendig Sand.“ Dieser Grund scheint mir z. B. auch ausschlaggebend für die Sympathie, die Lichtwark mit seinem klaren Sinn für alles Deutsche und Starke dem Maler entgegenbringt. Heute, wo mehr und mehr die Malerei eine internationale Sprache wird und jetzt Frankreich, morgen England, übermorgen vielleicht schon der Norden den Ton angiebt, wo gerade auch im Impressionismus die Gefahr schlummert, daß jede Nationalität verwischt wird, heißt es auf diesen Maler desto mehr achten, der sich die Mittel ganz zu eigen machte, ohne auch nur einen Deut von seiner starken, im Wesen rein nationalen Eigenart dafür zu opfern.

Wenn ich zum Schluß noch einmal die Stellung zu bestimmen versuche, welche heute Kalckreuth in der deutschen Kunst einnimmt, so muß gesagt werden, daß er auf der Grenze zweier Welten steht, eine Versöhnung und Verschmelzung ihrer Gegensätze ist; er steht in der Nähe von Trübner und weist in seinem ganzen Empfinden wie jener nach Thoma hinüber, in innerlichen, nicht in äußerlichen Beziehungen; er hat andererseits den Geist und Sinn der Moderne ganz erfaßt, aber er ist nie zu dem Trugschluß gekommen, daß nun gute, wahre, temperamentvolle Malerei ein und alles wäre. Auch hat er in allen seinen Werken eine starke stilistische Sprache gesprochen, eine großzügige, echt deutsche Vereinfachung der Form, wie sie stets, von Dürer an, zu der Eigenart deutschen Kunstschaffens gehörte. Die Lust am Fabulieren, das Phantasiemoment kennt seine Kunst nicht oder will sie nicht kennen, aber doch scheint es ihr nicht fremd. Und Kalckreuth braucht auch nicht **über** die Welt zu dichten, da ihm die Welt selbst ein Gedicht ist. Jemand schrieb einmal über ein Bild von ihm — ein Bauernmädchen im Feld —, er möchte das Bild „Die Lerche“ nennen, denn, obgleich keine Lerche zu sehen sei, empfände er vor ihm doch Sonntagsstille und Lerchenton aus hohem Blau. Sich aus der Welt flüchten, in schönen Träumen leben, den Alltag verachten, das kann gewiß auch vornehme und eigenartige Kunst schaffen; aber mit beiden Füßen im Leben stehen, es dort suchen, wo es am einfachsten ist, am stärksten brandet, und ihm dann den Mantel der Poesie umhängen, das ist für mein Empfinden ein noch schöneres Stück! ebenso wie ich die feste, ehrliche Arbeit an Kalckreuths Bildern dem festen, wohlüberlegten, sicheren und schönen Farbenauftrag allen Bravourarien des Pinsels vorziehe und

mir die festen, großen Zeichnungen Kalckreuths — die Abbildungen geben sie, wenn auch in starker Verkleinerung, gut wieder — über alles lieb sind, eben weil sie so treu, so sicher und wahrhaftig und nirgends geistreichelnd oder bestechend sind. Unter den Studienblättern Kalckreuths sind einige, die nicht mehr bedeuten als eine Notiz, und andere wieder, die den vollen Anspruch auf ein ganzes, selbständiges Kunstwerk erheben, keine Übertragung in anderes Material erfordern, sondern in sich fertig sind. Eine Reihe von Blättern kleiner und größerer Formate, deren Reiz und Eigenart sich wohl empfinden, aber schwer in Worte kleiden läßt, hatte ich den Vorzug, zu meiner Arbeit täglich um mich sehen zu können, und an ihnen hat sich mir eigentlich erst das Wesen der Kalckreuthschen starken, einfachen, notwendigen Kunst ganz erschlossen.

Kalckreuth, der in den Jahren 1895—1899 Lehrer an der Akademie in Karlsruhe war, ist jetzt Direktor an der Akademie in Stuttgart. Die Saat, die er an diesen Stätten ausgestreut hat, ist gut aufgegangen, denn Kalckreuth ist ein Lehrer, der die Eigenart der Schüler zu schätzen und zu fördern weiß. Mit seinem Auftreten in Karlsruhe kommt Bewegung in ein stagnierendes Wasser; andere scharen sich um ihn, junge — wie Weiß, Lage — kommen auf, eine Sezession tritt zusammen, und es ringt sich neues Leben und neues Wollen mit einem Schlage an die Öffentlichkeit; die gleiche Rolle des Erweckers, des Lebenbringers, des Fadens, um welchen die Kristalle anschießen, spielt jetzt Kalckreuth im Kunstleben Stuttgarts, in dem es noch heute schwere innere Kämpfe gibt, während Karlsruhe schon mehr an der Sonnenseite liegt.



Dämmerung

Sie saß im Winkel, den die Abendröte
Nicht traf. Um ihre Schläfen hing
Nachtdunkles Haar, ein wundervoller Glanz.
Sie spielte die Gitarre, mild bewegt.
In ihren Augen lag die Sehnsucht nach
Süßen, verwehten Stunden, die dem Glück
Des Mai gehörten. Jetzt war Herbst im Hag.
Draußen erklang das Rauschen goldener Bäume.
Und manchmal stob ein Kranich durch die Luft.
Der schrie nach Süden.

Sie aber spielte sanft und sah den Mai
Und glaubte, daß ihr Haar voll Blüten wäre.
Nur einmal, plötzlich, ward ihr seltsam weh:
Von draußen kam der Duft vermorschter Reiser
Und eine Kühle, die sie tief durchdrang.
Die Griffe ihrer Hände wurden leiser.
Und sie vergaß, was ihre Laute sang.

Hans Bethge



Felix Hollaender.

Traum und Tag

Roman

von

Felix Hollaender

I. (Nachdruck ist untersagt.)

An das Brautfuder des Fräuleins Helene Stillfried erinnern sich die Leute im Dorfe heute noch.

Der Faßnichwagen hielt vor dem Schlosse oder, richtiger gesagt, vor dem Seitenflügel des Schlosses. Kornelie Stillfried, die Brautschwester, stand vor dem Haustor und leitete alles mit ihren großen, ernsten Blicken. Die den Hausrat aufladenden Bauern, die bei solcher Gelegenheit sonst nur allerhand derbe und gewagte Reden im Munde führten und mit der Brautmutter nicht gerade zimperliche Possen aufführten, benahmen sich dem Fräulein gegenüber bescheiden und zurückhaltend. So leicht wagte sich niemand an die Schloßkastellanin heran. Es ging von ihr ein Hauch herber Unnahbarkeit aus. Zum mindesten fühlten so die Leute. Da war das rundliche, drei Jahre jüngere Fräulein Helene Stillfried, das in wenigen

Tagen mit dem Leuschner-Förster Hochzeit machen wollte, ein anderer Schlag. Hatte so etwas Lachendes, Singendes, Tanzendes an sich. Mit der ließ sich anders reden.

Der Wirt von der „Forelle", Herr Max Pohl, tauchte hinter seinem Gartenzaun auf und schaute zu, wie die Leute Tische, Stühle, Bettstellen auf den Wagen packten. Er hielt mit der Kastellanin gute Nachbarschaft und gehörte zu den wenigen in Fischbach, die das Wesen der Kornelie Stillfried begriffen.

„Schönes Wetter heute, Fräulein Kornelie!"

Sie nickte ihm freundlich zu und wandte sich an den alten Förster Leuschner, der zur Eile trieb. Er hielt an Stelle des Brautvaters die am Henkel geschmückte nagelneue Laterne, die nach alter Bauernsitte brannte, obwohl es Mittags war und ein leuchtender Sommertag mit brennender Sonne.

Der Huxbitter (Hochzeitsbitter) stand neben ihm und streichelte die fette, braungestreifte, im festlichen Blumenschmuck prangende Kuh, die Kornelie für die Schwester gekauft hatte. Denn wenn sie auch erst vor Jahresfrist auf das Schloß gekommen war, des Landes nicht kundig, so sollte doch alles nach heimischem Brauch vor sich gehen. Sie war ein Mensch mit Ehrfurcht und hatte Achtung vor einer Sitte, die sich ganze Geschlechter hindurch gehalten hatte.

Der Huxbitter trug einen Cylinder und hatte am linken Arm eine blaue Schleife. Er war ein dünnes Männchen, beweglich und possierlich, das den Hergang mit unaufhörlichen Grimassen und lustigen Stegreifversen verfolgte.

Das Butterfaß, dessen Schwengel ebenfalls mit roter Schleife und einem Feldbouquet umwunden war, wurde aufgepackt. Und dann kamen die Bettmuttern, um hoch oben auf den Hausrat die Federbetten zu türmen, die fest und prall in schneeweißes Linnen eingeschnürt waren. Die Zipfel der Betten hatten sie weit herausgezogen, so daß sie nach allen vier Himmelsrichtungen gleichsam wie Dolche starrten.

Und nun war alles zum Aufbruch bereit. Die strammen, wohlgenährten Bauernpferde, in deren Schweife und Mähnen rote Schleifen mit Blumen geflochten waren, fingen freudig zu wiehern an, so daß der Huxbitter zum Forellenwirt tiefsinnig bemerkte: „So'n Tier hat oft mehr Verstand wie'n Mensch!"

Der Kutscher, der am linken Arm und an der Mütze eine rote Schleife trug, knallte mit der Peitsche, an der wiederum ein rotes, lang herunterhängendes Band mit Blumenbouquet befestigt war, und schwang sich auf einen der Gäule. Die Bettweiber stiegen eilig in den Fensterwagen. Förster Leuschner verabschiedete sich ernst und würdevoll von dem Fräulein Kornelie, dann stellte er sich aufrecht und gerade mit der Laterne hinter das Brautfuder neben den Huxbitter, der vor Ungeduld beständig zappelte. Der Kutscher knallte noch einmal mit der Peitsche, und der Zug, dessen Beschluß die Bettfrauen im Fensterwagen machten, setzte sich in Bewegung.

Zur Seite schritten die kräftigen Burschen, die den Hausrat aufgeladen hatten. Sie waren von den Leuschners Anverwandte. Einer führte die Kuh, deren Glocken laut und fröhlich läuteten. Und vor jedem Acker, wo die Feldarbeiter in der Glut des Mittags das goldgelbe, reife Korn mähten, hielt das Hochzeitsfuder.

Die Flasche wurde den Leuten gereicht und kreiste unter derben Scherzen. Denn die Leuschners waren alteingesessene Leute und standen in Ansehen. Und wenn auch der junge Förster kein Fischbacher Kind heimführte, so fand doch seine bevorstehende Heirat Billigung und Bewunderung auf der einen und schlecht verhehlten Neid auf der anderen Seite. Denn man wußte es im Dorfe und erzählte es jedem, der es hören wollte, in geheimnisvollem Tone, daß Kornelie Stillfried, die Brautschwester, von besonderer Herkunft war. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt, dem das Schloß und die Herrschaft gehörten, hatte die Kastellanin eingesetzt. Die Leute im Dorfe munkelten zu Anfang tolles Zeug, wisperten und flüsterten, daß die beiden Mädchen nur Halbschwestern seien, und daß es mit dem Fräulein Kornelie seine eigene Bewandtnis habe. Gleich nach ihrer Ankunft hatte sie mit Pastor Röchtling eine lange Unterredung. Was da gesprochen war, erfuhr niemand. Aber die Fischbacher merkten, daß ihr Pastor die Kastellanin, die doch ein blutjunges Ding

war, vom ersten Tage an mit sehr viel Auszeichnung und Respekt behandelte, daß es jedem von ihnen in die Augen stach.

Das Gerede verstummte indessen bald. Das Fräulein trug sich einfach und aufrecht. Keiner durfte und konnte ihr nahekommen. Immer war sie von der gleichen Freundlichkeit und Zurückhaltung. Schritt sie durch das Dorf, so fiel sie gewiß nicht durch äußeren Putz auf. Sie hatte gewöhnlich einen langen, dunklen Rock an, der nach unten zu lockere Falten schlug, trug lose um die Schultern eine Art von Cape aus rötlichem Tuch und auf dem Kopf ein einfaches Hütchen, das ihre hohe, weiße Stirn sehen ließ.

Freilich erkannte man sie auf hundert Schritt Entfernung; denn wer in Fischbach hatte einen so schlanken Wuchs und einen so edlen Gang wie sie!

Man sah sie nur selten. Sie mied alles gesellschaftliche Treiben, schloß sich von der Außenwelt, so gut sie konnte, ab — was freilich im Sommer nicht anging, wo sie die Fremden, die das Schloß aufsuchten, führen mußte — und vertiefte sich ganz in die Schätze, die ihrer Obhut anvertraut waren. Und bald kannte sie die Geschichte eines jeden Stückes in diesem Schlosse, in dem der Prinz Wilhelm von Preußen sein Hoflager gehalten, und das den Besuch von Preußens König und gar den des Kaisers Nikolaus von Rußland empfangen hatte.

Sie war ein innerliches Menschenkind, das sein eigenes Dasein führte. Aber sie fühlte sich beglückt und bereichert durch diese große Fischbacher Vergangenheit, zu deren Hüterin sie bestellt war.

Pastor Röchtling mußte ihr Einsicht in alle Quellen und Urkunden verschaffen, und sie studierte mit einem großen Ernst und einer heiligen Freude die Aufzeichnungen des Pastors Hötschmann, von dem die alten Leute heute noch mit Ehrfurcht und Liebe sprechen, wenn er auch etlichen von ihnen etwas zu positiv und christlich war und nur grimmigen Hohn hatte, wenn die Rede auf das Jahr 48 kam. Aber das stand nun einmal fest: er hatte preußischen Prinzessinnen den Konfirmationsunterricht erteilt und den Prinzen und Prinzessinnen in den feierlichen Stunden des Lebens das Abendmahl gereicht. Auch haben die Leute von Fischbach in kirchlichen und religiösen Dingen immer zu ihrem Pastor gehalten, obwohl sie im Politischen auf der ihm entgegengesetzten Seite standen und einen Hang zum Radikalen hatten.

Im Sommer mußte das Fräulein Kornelie Stillfried die Fremden durch das Schloß geleiten — aber es war niemand da, der von ihr sagen konnte, daß sie eine gesprächige Führerin sei. Sie redete nur das Notwendige und hielt manchen vorwitzigen Reisenden durch ihr strenges Wesen und ihre ernste Schönheit in Schach.

Die Dinge, die ihr lieb und teuer waren, mochte sie nicht vor jedermann auskramen, und nur wenn ein Mensch von innerem Takt und edlem Anstand den Weg zum Schlosse gefunden hatte, ließ sie hin und wieder ein feines Wort fallen, so daß der Hörer aufhorchte und wohl mehr zu erfahren wünschte. Aber dann versank sie flugs wieder in ihr früheres zurückhaltendes Wesen, dem eine leise Schwermut und fremde Herbheit innewohnte. Der Beschauer hütete sich, sie mit Fragen aufzuschrecken. Er kam sich wie in einem tiefen Walde vor, in dem man mit verhaltenem Atem lautlos stehen bleibt, um nicht den Raubvogel zu vertreiben, der hoch oben auf den Wipfeln seine Rufe ausstößt, oder um nicht das Wild aufzuscheuchen, das plötzlich durch knatterndes Gezweige bricht.

Trotzdem fand die Kastellanin nicht mehr den früheren Ton, sondern berichtete nur wortkarg von den Dingen. Es war ihr, als ob sie vom innersten Besitz etwas preisgegeben habe, und ein Gefühl jungfräulicher Scham kam über sie. Die Reisenden betrachteten sie mit scheuer Neugier. Sie stand in ihrer aufrechten Haltung in unberührter Schönheit da wie ein Mensch mit einem Schicksal.

Und so mochte sie sich wohl selbst vorkommen, wenn sie allein durch die Schloßräume schritt, in den Burghof hinabsah oder auf den tiefen Graben, der nach der Vorderfront zu lag und jedem den Zutritt versperrte, so daß man in alten Zeiten die Zugbrücke herablassen mußte. Am liebsten aber trat sie an das Erkerfenster, von dem aus man die blaue Gebirgskette in ihrer schweren Pracht sehen konnte. Und wenn ihr Blick über die Gipfel der Berge schweifte, die groß und machtvoll vor ihr lagen, so

weitete sich ihre Brust, und ihr verschleiertes Auge schimmerte unter Tränen, während es gewöhnlich fest, groß und klar Menschen und Dinge betrachtete.

Sie verwuchs mit den Bergen wie mit dem Schlosse. Ihr war es, als ob sie vom ersten Atemzug an hier gelebt hätte, als wären ihr Eltern und Voreltern auf der Erde des Gebirges gewachsen. Vielleicht hätte bei ihrer verschlossenen und einsilbigen Art sich ein unfreundliches Verhältnis zwischen ihr und den Dörflern herausgebildet — denn die Leute im Gebirge sind mißtrauisch und feindselig —, wenn nicht die jüngere Schwester durch ihr zutuliches und anschmiegsames Wesen auf natürliche und harmlose Weise vermittelt hätte. Das allezeit singende und lachende Geschöpf blickte in andächtiger Bewunderung zu der älteren Schwester empor, liebte sie schwärmerisch und fühlte doch mit feinem Empfinden die Schranke, die sich zwischen ihnen erhob. Sie wußte aber auch, daß Kornelie, die einen Hang zur Einsamkeit hatte, es gern sah, wenn sie selbst an den Lustbarkeiten und dem geselligen Verkehr teilnahm. Das schuf den Ausgleich. Und als dann Förster Leuschner mit Helene Stillfried einig wurde und die Kastellanin freudig „ja“ sagte, da hatte sie auch in den Augen der Fischbacher Leute das Heimatsrecht erworben.

Kornelie hatte eine ruhige, stille Freude an dem Glück der Schwester. Sie selbst spann sich immer tiefer in ihre Einsamkeit. Sie glaubte, daß ihr das Schloß jetzt erst allein gehöre. Denn wenn die Schwestern auch immer getrennte Schlafgemächer gehabt hatten, wenn Kornelie die meisten Stunden des Tages auch für sich allein gewesen war, oft hatte doch ein lautes, frohes Lachen der jüngeren sie aus ihrem Träumen und Grübeln herausgerissen.

Es ist gesagt worden, daß die Leute von Fischbach sich nicht erinnerten, seit Jahr und Tag ein solches Brautfuder wie das der Helene Stillfried gesehen zu haben. Die Frauen traten aus den Häusern heraus und bewunderten Stück für Stück, und der Bräutigamvater mußte die Komplimente einheimsen. Die Weiber lobten redselig die Kastellanin, die alles so anständig und nobel hergerichtet hatte ...

Fünfviertel Jahr später wurde das Gedächtnis an diese Dinge wieder aufgefrischt, als der Totengräber Hampel im schwarzen Bratenrock, an den Händen die weißen Wollhandschuhe und auf dem kleinen Schädel den großen, uralten Cylinder, mit dem langen Stock und Metermaß von Haus zu Haus, von Tür zu Tür schritt und als Begräbnisbitter in seiner eintönigen, singenden Vortragsart sein Sprüchlein herunterbetete: „Der Leuschner-Förster mit a Kinde läßt zu Grabe bitta uf a Sunndich-Nachmittag um zwee mit a Leichareda und a Kollekte uf'n neua Friedhof.“

So hatte die kleine Helene Stillfried nur ein kurzes Eheglück gehabt und wurde um Weihnachten herum, nachdem sie einem festen Jungen, der alles von den Leuschners und nichts von den Stillfrieds hatte, das Leben gegeben, in die dunkle Gruft gesenkt. Auf dem Kirchhofe starrten die Leute weniger den Leuschner-Förster als Kornelie an, die starr und tränenlos an dem offenen Grabe stand und in ihrem schwarzen Gewand und dem lang herabhängenden Trauerschleier so ernst und scheu vor sich hinschaute, daß den Leidtragenden gruselig wurde und die Weiber fühlten, wie eine Gänsehaut über ihren Rücken lief.

„Fur dar kunde ma sich fürchta,“ flüsterte die Frau vom Kriegeltischler der vom buckligen Geisler zu, der einen roten Kopf bekommt und zu fluchen anfängt, sobald man ihn den Pesek-Geisler nennt, weil sein Großvater im Pesen (was soviel heißt, wie eine Sache wiegen und nach ihrem Gewichte taxieren) drei Stunden im Umkreis den größten Ruf besaß.

Nach dem Begräbnis wärmte man die erfrorenen Glieder in der überheizten Försterstube, und die Großmutter Leuschner, vom alten Leuschner die älteste Schwester, schenkte mit zitternden Händen den dampfenden Kaffee ein und reichte die mächtigen Butterschnitten herum.

Vor Kornelie stand die große Tasse und die lange Butterschnitte. Sie rührte nichts an. Ihre Gegenwart verbreitete ein dumpfes Schweigen, und niemandem wollte der Totenschmaus so recht munden. Die Weiber, die darauf brannten, die Mäuler aufzureißen, hielten nur mühsam an sich; die eine und

die andere schielte feindselig zur Kastellanin hinüber, von der die lähmende Stille ausging.

Kornelie fühlte es. Sie erhob sich langsam und neigte ihren Kopf. Einen flüchtigen Moment sahen die Leute ihr verdüstertes Gesicht auf sich gerichtet und vermochten diesen Blick nicht auszuhalten. Sie schritt kaum hörbar zur Schwelle.

Kaum hatte sich die Tür geschlossen, als auch schon die Weiber wie auf ein verabredetes Zeichen die Köpfe zusammensteckten. Es wurde hin und her gesprochen, was der Leuschner-Paul nun anfangen sollte. Denn damit war es doch nicht getan, daß die Großmutter Leuschner das Kind besorgen würde. So ein junger, gesunder Mann, dem die Lebenslust durch das Blut schoß, konnte nicht lange wie eine Trauerweide am Bache stehen. Das war so sicher ausgemacht wie zwei mal zwei vier war. Und nun wurden die Weiber immer hitziger und erregter. Ihre Köpfe brannten, und ihre Arme flogen im Gespräch. Es wurde Heerschau gehalten und die Aussichten jeder einzelnen haarscharf geprüft, die als zweite Förstersfrau in Frage stand. Als die Kriegeltischlern vorsichtig und schüchtern meinte, ob es nicht am Ende das Beste wäre, wenn die Kastellanin ein Einsehen hätte, schon um des Kindes willen, da wurde sie von den sich überschreienden Frauen laut und einstimmig ausgelacht. „So ane Stulze — so ane Stulze!“ höhnte die Bräuerfleischern.

Und nachdem einmal der Bann gebrochen war, wurde die Kastellanin durchgehechelt, bis kein Fädchen Gutes mehr an ihr war.

Dabei stellte es sich heraus, daß sie ihr alle gram waren, und daß jede an ihr einen Flecken fand. Man spielte die Verstorbene gegen sie aus, die zu den Leuten gehalten hatte und von den Leuten verstanden worden war.

Und als eine Sekunde Stille eintrat, beugte die vom Koppe-Gustav, der bis über die Ohren verschuldet war und dicht davor stand, seinen Hof verkaufen zu müssen, ihren langen Hals vor und sagte mit bedeutsamer Miene und in geheimnisvollem Ton: „Ich häng mich uff, wenn die Leuschnern dar ihre Schwester gewast ist ...“

* * *

Kornelie kam in der Folgezeit, so oft es anging, in das Försterhaus, um nach dem Kinde zu sehen. Für den Förster war es jedesmal ein Fest, wenn sie über seine Schwelle trat. Sie sprachen dann von Helene Stillfried, die am Leben gehangen und so früh hatte fort müssen. Reichte sie beim Abschiede dem Förster die Hand, so mußte der seine ganze Kraft zusammenraffen, um seine Ruhe zu wahren.

Die Leute im Gebirge sind ein praktischer Menschenschlag. Ein Toter wird redlich betrauert — aber der Lebende kommt schnell zu seinem Recht. Der Förster Leuschner ertappte sich sehr bald in seinem Inneren, daß alle seine Gedanken auf verbotenen Wegen zur Kastellanin schlichen. Und mochte er zuerst tief erschrecken und sich einen Narren schelten, der bei seinen tollen Luftsprüngen sich das Genick brechen mußte, so half ihm das verteufelt wenig. Überall sah er ihr Bild. Er wurde mürrisch und verdrossen und suchte sich zu überreden, daß es um des Kindes willen sei, dem er keine Fremde zur Mutter geben wollte. Er spürte aber in der Folge ein Würgen im Halse, so oft er mit Kornelie Stillfried zusammen war. Und als man eines Morgens die alte Leuschner tot im Bette fand und er nun nicht mehr ein noch aus wußte, wie es mit dem Kinde werden sollte, faßte er sich ein Herz.

Kornelie saß ihm still gegenüber, als er von seiner Not zu sprechen anfing.

Dem Förster wurde schwach zu Mute vor diesem starken Frauenbilde, das mit keiner Wimper zuckte und mit keinem Laute ihm entgegenkam. Aber schließlich gab er sich einen Ruck und brachte in holperigen, stammelnden Wortgefügen heraus, was ihn so lange gequält und gedrückt hatte.

Kornelies Züge waren dunkler geworden, und dem Förster Leuschner wurde nicht wohl dabei. Er kam sich jämmerlich vor und wie einer, der in den guten Frieden, den sie bisher gehalten hatten, mit frevlem Sinn eingebrochen war.

„Siehst du, Schwager,“ sagte Kornelie nach einer langen Weile, „das ist das Elend. Nur sich selbst stirbt einer. Und wer weiß, wie du und ich miteinander stehen werden, wenn ich jetzt aus deiner Tür trete. Ich könnte dir einfach ‚nein‘ sagen und brauchte

keine Gründe anzugeben. Das mag ich nicht. Also — ich kann nicht, Schwager. Erstens meine ich, daß ich überhaupt nicht geschaffen bin zur Ehefrau, daß ich ein Mensch mit eigenem Kopfe bin, der am besten für sich lebt, wenn er nicht sich und den anderen Teil ins Unglück bringen will. Und das allein müßte dir genügen. Aber weil ich im voraus weiß, was du mir erwidern wirst, so muß ich wohl noch" — sie hielt mitten im Satze inne und sah den Förster groß, ernst und frauenhaft an — „also, es ginge mir gegen das Gefühl. Ich könnte, von allem anderen zu geschweigen, nicht mit dir leben, weil ... weil die Verstorbene meine Schwester war." Und nun wurde sie doch verwirrt, und eine liebliche Röte übergoß ihr Gesicht, wie sie nach Worten suchte, um dem Mann ihr gegenüber sich verständlich zu machen. „Nämlich ..." fuhr sie fort, und wieder schlug sie groß zu ihm die Augen auf, „das hängt zusammen mit dem Innersten eines Menschen. Nie und nimmer könnt' ich es. Ich mag nicht mehr sagen, Schwager, ob du mich nun verstehst oder nicht. Im übrigen käm' das alles erst zu zweit in Frage. Schlag' dir's aus dem Kopf, Schwager, und sei mir nicht gram."

Sie stand auf und reichte ihm die Hand zum Abschied.

In den nächsten Tagen kam die Kastellanin nicht ins Försterhaus. Aber als sie erfuhr, daß der Junge die Blattern habe, erschien sie wieder, gab sich in ihrer freien, ungezwungenen Art und sprach mit dem Leuschner-Förster, als wenn nichts zwischen ihnen vorgekommen wäre.

Sie setzte ihm auseinander, daß er so nicht weiter wirtschaften könnte, daß er eine zuverlässige Person brauchte, die sich um das Haus und das Kind kümmerte. Wenn es ihm recht sei, so wollte sie sich für ihn umtun. Denn es ginge wohl auf die Dauer nicht, daß er von der Freundlichkeit der Nachbarn abhängig wäre.

Der Förster nickte ihr nur zu, und so war das gute Einvernehmen, als sie sich verabschiedete, wieder zwischen ihnen hergestellt.

Sie schritt nachdenklich durch das Dorf und blieb vor der evangelischen Kirche, die sich am äußersten Ende, nur ein paar Schritt entfernt von der katholischen, stattlich erhebt, eine kleine Weile stehen. Wie es ihre Gewohnheit war, warf sie einen Blick über die niedrige Kirchhofsmauer, vor der eine Reihe Lindenbäume sich hinzieht. Und da es ganz still ringsherum war, ließ sie sich auf der breiten Holzbank vor der Kirchhofsmauer nieder und sah über die grünen Matten hinweg auf die Berge, die klar vor ihr lagen, so daß sie die einzelnen Bauden zu erkennen vermochte. Und immer, wenn sie auf die Berge sah, kam ein Gefühl von Frömmigkeit und Angst über sie, die sie den Menschen gegenüber nicht kannte. Aber diese ihre Angst hatte für sie etwas Befreiendes und tat ihr wohl. Sie sann über die Einsamkeit nach, die sie liebte, und bangte leise für die Zukunft.

Sie schrak auf einmal leicht zusammen, da sie dicht hinter sich Schritte hörte. Als sie aufsah, stand ein großes Mädchen vor ihr, mit einem Gesicht, feingeschnitten wie eine Gemme, dessen Hautfarbe grau und glänzend war. Die tiefliegenden Augen waren umflort und die Züge in Gram getaucht. Sie blieb vor der Kastellanin wie gebannt stehen, und diese sah in ein weinendes Gesicht, auf dem ein großer Schmerz zu lesen war.

„Sind Sie's, Christine?" Kornelie erhob sich und schritt ihr zur Seite das Dorf hinunter. Sie hatten den gleichen Weg, denn die Christine diente in der „Forelle". Schweigend gingen sie nebeneinander, bis das Mädchen, nicht fähig, sich länger zu beherrschen, die Hand der Kastellanin ergriff, die sie krampfhaft festhielt, während ein hartes Schluchzen sie schüttelte.

Kornelie zog sie mit sanfter Gewalt fort, redete ihr gütlich zu und forderte sie zuletzt freundlich auf, mit ihr auf das Schloß zu kommen, wenn sie ihr etwas zu sagen hätte.

Das Mädchen nickte stumm und folgte ihr willenlos. Unterwegs sprachen sie kein Wort. Und schweigend stiegen sie auch die Treppe empor.

Die Kastellanin führte das Mädchen in ihr Wohnzimmer, dessen weiße Diele glänzte, und nötigte sie mit milden Worten, vor dem runden Tische Platz zu nehmen.

Das Mädchen gehorchte und saß mit eingesunkenen Schultern und schlaffen Armen da und starrte trostlos vor sich nieder. Aber

ganz unvermittelt kniete sie plötzlich vor Kornelie nieder, tat ihren Kopf in deren Schoß und fing laut und herzzerreißend zu weinen an.

Die Kastellanin sprach kein Wort, fuhr nur leise mit der Hand durch das Haar des Mädchens; diese stille, ruhige Bewegung tat ihr offenbar wohl. Ihr Weinen wurde leichter. Sie schlug nach einer Weile die Augen empor, aus denen demütige Hingabe und namenlose Angst sprachen. Da forderte sie Kornelie mit einer Stimme, die dem Mädchen wie Engelsmusik klang, auf, doch ihr Herz auszuschütten, vielleicht daß ihr dann leichter und freier würde.

Da sah das Mädchen sie erst stumm an, senkte dann die Augen und erzählte mit stockender Stimme, daß sie beim Herrn Pastor gewesen sei, um ihn um seine Hilfe anzugehen. Sie habe ihn aber nicht getroffen, denn er sei seit zwei Tagen auf den Bergen und würde am späten Abend oder gar am anderen Tage erst zurückerwartet. Die Kastellanin wüßte ja, daß sie unten in der „Forelle" diene. Sie stamme aus Bärndorf und sei guter Leute Kind, die einen großen, unverschuldeten Hof besäßen und außer ihr nur noch einen Jungen hätten. Trotzdem sei sie von Hause weggegangen, um es einmal unter fremden Leuten zu versuchen. Auch habe sie ein Bursche aus Bärndorf, von dem sie nichts wissen wollte, auf Schritt und Tritt verfolgt. Sie hätte hier auch gewiß nicht zu klagen gehabt, denn weder vom Wirt noch von der Wirtin habe sie jemals ein schlechtes Wort gehört. Und auch mit der alten Mile, die mit dem Stocke durch das Haus humpelt und in der Küche die Oberaufsicht führt, habe sie sich von Anfang an gut gestanden.

Das Mädchen holte tief Atem, ehe es weiter erzählte. Es ginge ihr trotz alledem elender als dem ärmsten Hunde. Denn wenn so ein Tier auch manchmal seinen Fußtritt bekomme und kaum einen Knochen zum Benagen, so wüßte es doch wenigstens, daß sein Herr es nicht davontriebe. Sie aber sei wie ein zugelaufener Hund, der die Räude hätte und vom Hofe gejagt sei.

Und nun biß sie in tiefer Scham die weißen Zähne in die blühende, rote Lippe, bevor sie stockend fortfuhr, daß sie bei Leibe keinen Vorwurf erheben könnte, da sie, sie allein an allem schuld sei. Der Haushälter in der „Forelle" hätte es ihr am ersten Tage angetan. Obgleich er keinen Finger gerührt hätte, sei sie um ihn herumgeschlichen, nur um einen guten Blick zu erhaschen. Die Wirtin hätte sie ins Gebet genommen und gewarnt. Der Haushälter sei doch ein Mann mit grauen Haaren an den Schläfen, der fast ihr Vater sein könnte. Wie eine Mutter habe sie ihr zugeredet, sie solle dem Manne nicht nachlaufen und sich nicht zum Gespött der Leute machen. Der Forellenwirt hätte den Haushälter entlassen wollen, wiewohl er Arbeit für zwei tat und immer ordentlich und nüchtern war. Sie hätte die Leute himmelhoch beschwören müssen, davon abzustehen, da sie sonst dem Manne nachgelaufen wäre.

Darauf habe die Wirtin ein letztes unternommen. Sie habe den Haushälter gestellt und gefragt, was er sich denn Besseres wünschen könne als ein blutjunges Ding, das ihm wie ein Pudel ergeben sei und außerdem noch eine reiche Mitgift zu erwarten habe. Der Haushälter habe nur mit dem Kopfe geschüttelt und „nein" gesagt. Sie müsse das alles ausführlich erzählen, damit das Fräulein wisse, daß alle Schuld nur sie treffe.

Und nun verfärbte sie sich, und durch ihren Körper ging ein Schütteln.

„Fräulein — Sie werden es kaum für möglich halten — und es ist doch die reine Wahrheit" — sie wandte in tiefer Scham den Blick von der Kastellanin — „ich ... ich habe den Menschen schier gezwungen, sich mit mir einzulassen, obwohl er sich," fuhr sie mit versagender Stimme fort, „dagegen sträubte und mich obendrein noch auslachte. Es war, als ob er mich gerade dadurch reizte und um mein bißchen Verstand ... Können Sie sich denn das vorstellen," unterbrach sie sich, „ich wollte den Mann mit aller Gewalt an mich ketten. Und nun ... nun bin ich so weit! ... Ja, sehen Sie mich nur an, Fräulein! ... Ich dachte bei mir, das wird den Mann halten, dich an ihn fesseln, wenn ein drittes zwischen euch steht. Denn er ist von Hause aus ein herzensguter Mensch, wenn er auch nicht viel Worte macht. Ja, sehen Sie, Fräulein, das dacht' ich. Aber

nun hätten Sie hören sollen, wie er losgebrüllt hat. Ich bin ganz still dabei gewesen und habe mich nicht gemuckst. Er wird sich beruhigen, habe ich mir gedacht, und alles wird noch gut werden. Ich habe oft genug gehört, daß manch eine wider ihren Willen in die Ehe gegangen und nachher glücklich und zufrieden geworden ist. Warum, dachte ich bei mir, soll es nicht auch einmal umgekehrt der Fall sein? Ich habe Tag und Nacht zu Gott gebetet und von Stunde zu Stunde gehofft, daß er sich zu mir bekehren würde. Er aber hat mich mit keinem Blick angesehen und getan, als ob ich vom Erdboden verschwunden wäre. Ich hab' mich spät in der Nacht hingesetzt und lange Briefe an ihn geschrieben, obwohl mir das Schreiben weiß Gott sauer fällt. Ich hab' um ein gutes Wort, um einen guten Blick förmlich gebettelt. Nicht so viel hat es genützt. Der Mensch stellte sich, als ob ich für ihn begraben, nein, das ist nicht das rechte Wort, als ob ich für ihn ausgelöscht sei."

Sie brach ab und stöhnte schwer in sich hinein, während Kornelie die Erschütterte in ihrem Leide betrachtete und in ihrer Mutterschaft, die freudlos war.

„Liebes Fräulein, das Schlimmste kommt ja noch. Ich will es kurz machen. Denken Sie sich nur, jetzt heißt es, daß er sich mit einer Witwe in Söderich eingelassen, die vier Kinder hat und nicht von heute zu morgen weiß — und daß er sie — — im Ernst, Fräulein, er will sie heiraten und mich ... Darum bin ich beim Herrn Pastor gewesen. Vielleicht daß der ihm einmal ins Gewissen redet. So, nun wissen Sie alles."

„Ja," entgegnete Kornelie leise, „nun weiß ich alles."

Als das Mädchen dann jammervoll und hilfesuchend zu ihr emporsah, zog sie sie dicht an sich heran.

„Jeder kann ja nur von sich aus urteilen," sagte sie nachdenklich, „und darum vermag ja schließlich keiner dem anderen zu raten. Aber wenn ich halt an Ihrer Stelle wäre, ich gäbe den Menschen frei, ich meine sogar, es ist das größere Unglück, wenn sie ihn heiraten. Würden Sie sich nicht Ihr Lebtag kreuzelend fühlen, wenn er Ihnen nur ein einziges Mal, und sei es auch nur im Zorne, vorwürfe, daß Sie ihn zur Heirat gezwungen hätten. Sie haben doch auch Ihren Stolz, Christine!"

Das Mädchen schüttelte energisch den Kopf, und Ton und Anrede völlig wechselnd, sagte es kurz und hart: „Kastellanin, ich habe keinen Stolz!"

Kornelie wurde verwirrt, sie begriff das alles nicht. Sie wollte dem Mädchen in seinem Zwiespalt helfen und mühte sich, ihr verständlich zu werden.

„Stellen Sie sich einmal vor, was würde daraus entstanden sein, wenn Sie den armen Burschen aus Bärndorf wider Ihren Willen genommen hätten."

In das Gesicht Christines kam ein scheuer Ausdruck.

„Ich muß mich wohl falsch ausgedrückt haben," sagte sie zaghaft. Und nach einer Pause: „Der eine ist in seinem Elend glücklicher als der andere in seinem Glück. So würde es mir — und am Ende auch dem aus Bärndorf gegangen sein. Wer will das wissen! Für mich liegt's ja auch viel schwerer ... Ich erwarte ein Kind — und der Mann will mit einer anderen hochzeiten. Und dann — Sie kennen die Menschen hier herum nicht. Die sind boshaft und voller Schadenfreude. Und wie soll ich vor meinen Vater und meine Mutter treten? ... Hab' ich denn eine Sünde und ein Verbrechen begangen? ... Auch darüber sollte mir der Herr Pastor Bescheid geben ..." Und die Hände der Kastellanin auf einmal umklammernd, wimmerte sie: „Fräulein, können Sie mir denn nicht helfen?" Wieder blickte sie flehend zu Kornelie empor.

Die sagte tiefernst: „Ich würde mich des Kindchens von ganzer Seele freuen, würde es hoch in den Armen halten und jedermann zeigen. Es sollte nur einer kommen und mich um meines Kindes willen scheel ansehen. Wenn Gott mir ein Kind gibt und es wachsen läßt, so können es nur böse Lästermäuler sein, die über mich zu Gericht sitzen wollen! Und was gehen mich die an?"

Das Mädchen wurde unruhig. „Das ist es ja auch nicht, Kastellanin. Es hat hier viele solcher Kinder. In jeder Verwandtschaft hat es solche Kinder. Und selbst der Herr Pastor denkt nicht gar zu strenge darüber. Ich häng' nur mehr an dem

Manne als an dem Kind." Und gleichsam entschuldigend setzte sie hinzu: „Das Kind kenn' ich ja nicht ... aber der Mann hat's mir angetan ... Wie verhext bin ich."

Als Kornelie ihr keine Antwort gab, wandte sie sich traurig zur Tür.

Die Kastellanin reichte ihr wortlos die Hand zum Abschied. Dann trat sie an das Fenster und blickte dem Mädchen nach, bis es durch den Garten der „Forelle" verschwunden war. Sie fühlte sich voll Schuld dem armen Geschöpfe gegenüber. Das war vor ihre Tür getreten und hatte demütig um eine Brotrinde gebeten. Und sie hatte ihm nicht zu folgen vermocht, hatte mit tauben Ohren zugehört und ihm statt Brot Kiesel gereicht.

Sie atmete schwerer, beunruhigt durch das Wirrsal des Lebens, in dem die Menschen ratlos werden ... Warum hatte sie für den Jammer und das Elend dieser armen Seele nicht das erlösende Wort finden können?

* *
*

Pastor Röchtling war auf die Berge gegangen.

Er war ein Mann, sechs Fuß hoch, mit einem mächtigen Rücken. Der rötlich blonde Vollbart stand ihm vortrefflich zu Gesicht. Die Leute sagten von ihm, man habe ihn beim Militär nicht brauchen können, weil kein Helm auf seinen großen Schädel gepaßt habe. Ein paar kräftige Schmisse, die er sich als Student geholt, steigerten noch die weltliche kraftvolle Wirkung, die von seiner Persönlichkeit ausging.

Er war ein ausgezeichneter Seelsorger, frei von beengendem Vorurteil und hochmütigem Eifern. Sein starker Glaube, den er sich als festen Besitz erkämpft hatte, drängte ihn zum Verstehen, nicht zum Richten. Und nicht nur ein trefflicher Geistlicher — auch ein wackerer Zecher vor dem Herrn war Pastor Röchtling, ein Zecher, der tüchtig Bescheid tat und dabei doch immer nüchtern blieb.

Oben in der Forstbaude, die in einem dunklen Waldgrund gelegen und im Rücken von machtvollen Kiefern geschützt ist — dort oben, wo der Blick in die Tiefe und nicht in die Weite geht, hatte Pastor Röchtling als einzigen Gast einen blassen, schmächtigen Menschen getroffen. Es war ein Fremder, der städtische Kleidung trug, verstört vor seinem Glase saß und, wie es den Pastor dünkte, geistesabwesend auf die Höhen schaute.

Röchtling blickte in ein Gesicht, das feine, durchgeistigte Züge trug, aber von innerer Unruhe beherrscht war. Zuweilen nahm der Fremde ein Couvert aus der Rocktasche, holte einen sorgsam zusammengelegten Brief heraus, las ein paar Sätze, tat ihn dann wieder in den Umschlag, um von neuem in sein Grübeln zu versinken. Nach ein paar Minuten griff er wieder zu den Zeilen und las oder versuchte wenigstens darin zu lesen. Das wiederholte sich in kurzen Zwischenräumen.

Der Pastor war ein Mann, dem jede Neugier fern lag. Dennoch mußte er — es kam ihm selbst verwunderlich vor — beständig nach dem Fremden hinsehen, dessen Gebaren so auffällig war, und dessen Miene ihn mehr und mehr anzog. Aber bald wurde ihm dieser Zwang von innen, sich in das Empfindungsleben einer fremden Seele zu drängen, peinlich, wenn auch der Gegenstand seiner fortgesetzten Beobachtung von alledem nichts merkte, ja von der Existenz Pastor Röchtlings gar keine Notiz nahm.

Der Pastor griff nach Hut und Stecken und klopfte an sein Glas. Auch das schien der Fremde nicht zu bemerken. Er fuhr mit seiner Hand über die Stirn, die nicht gerade hoch, aber doch gewölbt und ausdrucksvoll war. Und um den Sonderbaren nicht aufzustören, trat er ohne Gruß aus der Veranda in das Innere der Wirtsstube, wo er der Schleußerin, die auf sein Klopfen nicht gekommen war, die Zeche bezahlte. Er konnte indessen die Frage nicht unterdrücken, ob der Fremde schon lange da draußen sitze. Das Gesicht dieses Mannes, das einen vergrämten Zug hatte, ließ ihn nicht los.

„Der ist schon zwei Stunden vor dem Herrn Pastor gekommen, red't kein Sterbenswort und starrt nur immer vor sich hin. Ich meint' schon zum Wirte, mit dem müßt' es wohl nicht ganz richtig sein," erwiderte die Schleußerin gesprächig.

„Hm!" machte der Pastor, „das scheint mir kein ganz richtiger Schluß zu sein. Wenn einer ein Gesicht aufsetzt, das Euch nicht

paßt, möchtet Ihr ihn am liebsten gleich einsperren. Gemach!"

Die Schleußerin stieß ein verlegenes Lachen aus, und der Pastor wünschte einen guten Tag, weil er noch die Grenzbauden hinauf und gegen Abend über Schmiedeberg heim sein wollte.

Trotzdem ging er nur langsam seines Weges, blieb öfter stehen, zog die würzige Luft ein und freute sich des ungestörten, einsamen Aufstiegs und des klaren, schönen Herbstes. Er hatte den Fremden ganz vergessen, so daß ihm ein leiser Ruf der Überraschung entfuhr, wie der auf einmal dicht neben ihm stand.

Der Fremde lüftete artig den Hut, was den Pastor wiederum zu der Bemerkung veranlaßte, er sei mit seinen Gedanken so weit abgeschweift gewesen, daß ihm ein gelinder Schreck durch die Glieder gefahren sei und er einen Moment wahrhaftig an eine Erscheinung geglaubt habe.

Hierauf erwiderte der Fremde zurückhaltend und mit gutem Anstand, daß Erscheinungen ohne Realität wohl vorzukommen pflegen und vielleicht aus dem Spiel einer lebendigen Einbildungskraft, die in der Stille und Einsamkeit noch stärker als gewöhnlich arbeite, ihre natürliche Erklärung fänden.

Der Pastor horchte auf, aber sein neuer Bekannter verstummte flugs und schritt, das Haupt ein wenig zur Seite gesenkt, neben ihm her, offenbar wieder in seine Unruhe zurücksinkend.

Als Pastor Röchtling dann, der anfangs auch geschwiegen hatte, nach einer Weile die Unterhaltung wieder aufnehmend, fragte, ob der Fremde bei seiner Äußerung bestimmte Fälle im Auge gehabt habe, sah ihn dieser ganz verwundert und verträumt an und schien nicht einmal zu wissen, daß der geistliche Herr auf das soeben geführte Gespräch hinzielte. Dann besann er sich schnell und entgegnete, daß er bei seiner Äußerung wohl in einer unbewußten Ideenverbindung an Goethes nächtlichen Heimritt von Sesenheim gedacht habe, wo der Dichter plötzlich deutlich und greifbar eine Erscheinung vor sich gehabt zu haben wähnte.

Pastor Röchtling wußte jetzt, daß der Mensch ihm zur Seite aus keinem gemeinen Holz geschnitzt war. Er hatte eine eigene Art, sich auszudrücken, ohne damit prunken zu wollen, und in der Stimme einen reinen Klang, der dem Ohre wohltat.

Wieder betrachtete er ihn halb verstohlen von der Seite, und wieder meinte er aus den Zügen einen seelischen Schmerz herauszulesen. Er fragte sich im stillen, wes Standes wohl sein Begleiter sein könnte, vermochte jedoch zu keinem Resultat zu kommen.

Dann gingen sie wiederum eine gute Strecke Weges einsilbig nebeneinander, bis die Grenzbauden auftauchten und die beiden Wanderer gemeinsam eintraten. Sie nahmen an demselben Tische Platz, bestellten sich beide österreichischen Wein, und als der Pastor sich eingegossen hatte, hob er sein Glas ein wenig in die Höhe und stellte sich mit einer weltmännischen Gebärde dem Fremden vor.

Darauf dieser: „Ich heiße Markus Lenz und bin ein österreichischer Jude aus Graz."

Röchtling folgte einem inneren Drange, indem er sich noch einmal verbeugte und in seiner freimütigen Art äußerte, es freue ihn jedesmal herzhaft, wenn ein Mensch so ohne Umschweife seinen Glauben bekenne. „Ich gehe am Ende nicht fehl," fuhr er fort, „wenn ich in Ihnen ebenfalls einen Diener Gottes vermute."

Er war fest überzeugt, das Richtige getroffen zu haben, und daher ein wenig überrascht, als der Fremde den Kopf schüttelte und gleichzeitig bat, eine Erklärung abgeben zu dürfen, da ihm nichts widerwärtiger sei, als eine falsche Rolle zu spielen. Es seien Erfahrungen des Lebens, nicht starke Glaubensfreudigkeit, die ihn gegebenen Falles veranlaßten, sich als Juden zu bekennen. Er habe es öfter als einmal erlebt, daß Leute, mit denen er eine gute Weile freundlich zusammengesessen hätte, beiseite gerückt wären, nachdem sie erfahren, daß er Jude sei. Darum sei es für ihn ein Grundsatz geworden, jedes etwa mögliche Mißverständnis von vornherein aus dem Wege zu räumen, damit der Tropfen Wein nachher nicht um so bitterer schmecke. Das sei das eine. Was des Herrn Pastors Frage anbelange, so müsse er sie verneinen. Er sei bis vor seiner Abreise Buchhalter in einem Bankhause gewesen.

Und Pastor Röchtling: „Ich für mein Teil beurteile die Menschen weder nach ihrer

Rasse noch nach ihrem Bekenntnis, sondern, was sich ja im Grunde von selbst versteht, nach ihrem inneren Werte."

Darauf stießen beide Herren an, die Gläser gaben einen guten Ton, und Markus Lenz trat aus seiner Zurückhaltung heraus und erkundigte sich bei Röchtling eifrig nach Land und Leuten und dem Leben in den schlesischen Bergen.

Das Gespräch wurde so angeregt, daß auf die erste Flasche bald eine zweite folgte. Und als dann beide aufstanden und den Rückweg antraten, waren sie gut Freund, und es schien ihnen, als ob nicht ein Zufall, sondern eine Notwendigkeit sie zusammengeführt hätte.

Einmal machte Markus Lenz mitten auf dem Wege Halt und sagte: „Herr Pastor, die Sache ist nämlich die, daß ich da einen langen Brief nach Graz geschrieben habe, in dem nicht mehr und nicht weniger steht, als daß ich nicht mehr zurückzukommen vermag und um Verzeihung bitte, wenn ich gegen Sitte und Brauch mich auf und davon mache. Ich hatte nämlich um Urlaub gebeten und sollte in vier Wochen wieder an meinem Pulte sitzen. Ich kann aber nicht, weil ich mit diesem Leben innerlich fertig und für den kaufmännischen Beruf eigentlich von Grund aus verpfuscht bin. Ich habe mich immer von dem geschäftlichen Leben und Treiben angewidert gefühlt, ohne die Möglichkeit, den Mut und die Kraft besessen zu haben, reinen Tisch zu machen. Das ist ja auch nicht so leicht, denn was soll ein Mensch in meinem Alter gleich wieder beginnen? Ich sehne mich nach einem stillen Leben und möchte neu auf einem Grunde bauen, der weit, weit ab von dem alten liegt. Sie können mich erst verstehen, Herr Pastor, wenn Sie erfahren haben, daß ich sozusagen ein Entwurzelter bin, der notwendig ein neues Erdreich braucht, wenn er überhaupt ..." Er sprach den Satz nicht aus, blickte vielmehr Röchtling in wahrer Herzensangst an, wie nur ein verlorener Mensch einen anderen anzublicken vermag.

Der Pastor fühlte die große Not in Markus Lenz und empfand, daß auch in seinem Leben diese Stunde einen heiligen Ernst erhielt und über die Alltäglichkeit hinausgerückt wurde. Denn hier stand einer vor ihm, der den Kampf um sich selbst führte. Trotzdem sprach er kein Wort der Verheißung oder der trostreichen Stärkung. Dem da konnte nur durch sich selbst, nicht von außen her die Heilung kommen.

Markus Lenz aber fuhr fort: „Sie wissen nun, daß ich mit mir zerfallen bin, daß ich zwischen Himmel und Erde schwebe, ohne einen Ersatz gefunden zu haben für das, was ich verlor. Darum brauche ich mehr als je Ruhe und Einsamkeit. Nun wollte es ein glücklicher Zufall, daß ich von einem entfernten Anverwandten ein paar hundert Taler erbte und endlich ausführen konnte, was ich seit vielen Jahren mir vergebens gewünscht hatte: mein Bündel schnüren und reisen. Ich lebte nämlich, meinen geringen kaufmännischen Fähigkeiten entsprechend, in einer nur ganz kleinen Position und mußte froh sein, wenn ich mein Auskommen hatte. Mein Reiseziel war von vornherein bestimmt."

Er lächelte kindlich, und für einen flüchtigen Augenblick schien seine Miene glücklich und heiter.

„Mein Vater ist als junger Ehemann mit meiner Mutter durch das schlesische Gebirge gereist und hat mir oft davon erzählt. Als er mit meiner Mutter, die katholisch war, oben auf der Schneegrubenbaude stand, ging ihm vor der Pracht und Herrlichkeit, die sich vor ihm ausbreitete, das Herz über. Und immer, wenn die Rede darauf kam, meinte er, daß dies die glücklichste Stunde seines Lebens gewesen sei. Nun da oben in der Schneegrubenbaude hat er in das Fremdenbuch ein paar Zeilen geschrieben, die für mich bestimmt waren, obwohl ich damals noch nicht geboren war. Meine Mutter war aber bereits guter Hoffnung, und sie und mein Vater waren fest davon überzeugt, daß sie einen Sohn bekommen würden."

Markus Lenz zog aus der Tasche ein Notizbuch hervor und las: „Mein teurer Sohn! Wenn dich Gott die Herrlichkeit hier oben schauen läßt, so sollst du wissen, daß dein Vater und deine Mutter auf der gleichen Stelle standen auf der Höhe des Berges — und des Lebens. Und daß sie in ihrem Herzen beteten, ihr Sohn möge ein starker und glücklicher Mensch werden. Ge-

schrieben im Sommer unseres Glückes 18... Ephraim Lenz, Lehrer und Leiter der ersten österreichischen Simultanschule."

„Nun," fuhr Lenz tief Atem holend fort, „ich habe den Flecken Erde suchen und finden müssen. Der Wirt von der Schneegrubenbaude mußte die alten Fremdenbücher herauskramen, mochte er fluchen, soviel er wollte. Es half ihm nichts. Und nachher hat er an meiner Freude sich gefreut, obwohl er ein Mensch ist, der mein Gebaren nicht so recht begreifen konnte. Ich ließ die beste Flasche Wein aus seinem Keller holen, er mußte sich zu mir setzen und mir Bescheid tun, während ich im stillen auf das Andenken der Eltern trank, die ich, kaum vierzehn Jahre alt, verloren hatte ... Herr Pastor, haben Sie schönen Dank, daß Sie so still und ernst mir zugehört haben. 's ist nicht bloß der Wein, der mir die Zunge gelöst hat — ich habe seit langer Zeit mit keiner Seele mehr gesprochen und viel Leid mit mir herumgetragen. Und wenn wir uns in ein paar Stunden trennen, so weiß ich, daß Sie mir einen größeren Dienst erwiesen haben, als Sie selbst wohl ahnen mögen."

Röchtling reichte statt aller Antwort Markus Lenz stumm die Hand.

Es hatte mittlerweile gedunkelt und war Nacht geworden, ehe es sich die beiden Wanderer versehen hatten. Nun aber glitzerten bereits aus naher Ferne freundliche Lichter, und Pastor Röchtling sagte: „Gottlob, Schmiedeberg ist erreicht! Wenn ich mich eile, kann ich in einunddreiviertel Stunden in meinem Fischbach sein. Wo aber werden Sie, mein Lieber, übernachten?"

„Darüber, Herr Pastor, habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Mein Rucksack ist mein einziges Gepäck, und irgend eine Lagerstätte wird sich am Ende für mich schon finden."

„Wenn ich Ihnen einen Vorschlag machen darf, Herr Markus Lenz, so kommen Sie mit mir nach Fischbach; ich bringe Sie in ein Gasthaus, wo es Ihnen gefallen soll. Und das Dorf selbst mit seinem Schloß und seinem Park lohnt schon einen Tag Aufenthalt. Ich will ehrlich sein: aus mir spricht dabei ein gut Teil Selbstsucht. Ich freue mich herzhaft, daß Sie meinen Weg gekreuzt haben, betrachte das als Gottesfügung und möchte Sie gern noch eine Weile halten. So, nun ist es heraus — und wenn Sie einschlagen, müssen Sie auch ins Pfarrhaus kommen und meine Hausehre sich ansehen."

Markus Lenz zauderte nicht lange. „Mir raunt das Schicksal zu: ‚Sage ja.' Ich glaube nämlich an solche Schicksalswinke und -rufe, Herr Pastor."

Der sah den Sprecher prüfend an, und ein verschmitztes Lächeln huschte um seinen Mund. „Nun, wo Sie ja gesagt haben, soll Ihnen auch der schönste Lohn winken. Ihr Schicksal hat es mit Ihnen gut und ehrlich gemeint. Ich habe Ihnen ein Schloß und einen Park verheißen, und nun füge ich hinzu: Ihnen wird zu alledem noch eine Augenweide werden, darob Ihr Herz lachen und jauchzen wird! Jetzt aber müssen Sie sich in Geduld fassen, denn mehr verrate ich nicht. Es soll Ihnen wie dem Bergsteiger gehen, der erst hoch oben auf dem Gipfel seiner Mühe Preis findet."

* *
*

In der Schenkstube der „Forelle" ging es laut und lustig zu, als Pastor Röchtling mit Markus Lenz eintrat.

„Guten Abend, ihr Leute!"

„'n Abend, Herr Paster!"

„Den Mann, Herr Wirt," sagte Röchtling lachend, „vertraue ich Ihnen an, Sie stehen mir für seinen Kopf! Er will ein ordentliches Nachtlager, einen kühlen Trunk und einen guten Bissen. Denn er ist müde und hungrig, weil wir von den Bergen gestiegen und stramm gelaufen sind."

„Soll pünktlich besorgt werden, Herr Pastor! Und darf ich Ihnen nicht auch noch einen Becher einschenken?"

„Ich sage nicht nein! 's ist zwar ein frevelhafter Leichtsinn! Meine Hausehre wird schelten! Nun — machen Sie flink, Herr Wirt!"

Er setzte sich mit Markus Lenz an einen Nebentisch.

„Na, Kindler," rief er zu den Leuten hinüber, indem er seinen Blick auf einen kleinen Menschen mit listigen, verschmitzten Augen und einem zigeunerhaften Spitzbuben-

gesicht richtete, „Sie lassen sich ja gar nicht mehr in der Kirche sehen!“

„Hoa keen Bedarf, Herr Paster,“ entgegnete der Mann kaltblütig, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

Es wurde in der Schenke bei diesen Worten mit einem Schlage still.

„So, Sie haben keinen Bedarf! Seh' einer mal den Kindler an — was der Mensch stolz ist!“

„Stulz bin ich Ihn' grad nicht, Herr Paster, aber seit sie und daß sie bei mir an a Feiertage gepfänd't hoan — do hott sich der Bedarf eingestellt.“

„Na — wenn Sie einen inneren Drang verspüren sollten, dann lassen Sie sich nicht aus falscher Scham zurückhalten, Kindler!“

„Ich gleb' ni an su an Drang, Herr Paster, ich gleb' wirklich ni dran! Ich hab' kein Fiduz mehr! ... Hat der Teufel die Kuh geholt, mag er meinethalben auch das Kalb holen!“

„Na, das sind ja nette Aussichten! Mann, Sie tun mir leid — Sie tun mir aufrichtig leid!“

Pastor Röchtling erhob sich, reichte Markus Lenz die Hand und ging zur Tür hinaus.

„Dem hust es gutt gegan!“

„Nu je ... mir sull er nur mit schienen Redensarten kumma ... in Frieden sull er mi lohn (lassen)! Ich ha noch Kreditt, ihr Leute — und wenn ich auch verschuld't bin und verkefa muß — ich brauch' mich vor niemandem zu verkriecha! Ich hab' a Kreditt! Hab' ich a Kreditt oder ni?“

„Nu gewiß doch, Gustav, den huste alle Tage!“

„Un wenn ich een beim Pferdeschacher behumpsen tu', so ist das meine Sache — da — darwegen hab' ich meinen Kreditt — verstandewu?“

Der Wirt winkte Markus Lenz und führte ihn in die Vorderstube, wo zum Abendbrot gedeckt war. „Der Mann ist nämlich bankerott,“ sagte er erklärend, „muß sein Gut verkaufen und ist daher auf Gott und die Welt schlecht zu sprechen. Übrigens ein ganz geriebener Kunde, der im Pferdehandel jeden reinlegt. Zieht den Leuten mit der treuherzigsten Miene das Fell über die Ohren. Dabei kann man ihm nicht einmal gram sein, denn er ist im Grunde ein gutmütiges Luder, auch wenn er Haus und Hof versoffen hat.“

Aus der Schenkstube tönte kreischendes Lachen herüber.

Wieder hörte man die Stimme des Kindler-Gustav, der Korn auffahren ließ, die Leute großspurig freihielt und den Erzähler machte.

„Wie ma Weib woas Kleenes hatte und se wullte den üblichen Kirchgang halten und zwee Mark fuffzig zum Opfer ufflegen, da hoa ich ihr an Strich durch gemacht. — ‚Du gehst mir ni ei de Kirche! Kef dir anne Schleefe — kef dir was zu assa — aber ei de Kirche giehste ni!‘“

Als Markus Lenz fragend aufsah, erklärte der Wirt, daß die Wöchnerinnen hierzulande, bevor sie sich wieder an die Arbeit machen, ihren sogenannten fröhlichen oder gesegneten Kirchgang antreten und auf dem Altar des Herrn zu Frommen der Gemeinde einen Betrag opfern. „Der da drinnen ist nun mit Gott und der Welt zerfallen und hat sein Weib davon abgehalten!“

Eine Pause entstand. „Gedenken Sie sich längere Zeit hier aufzuhalten?“ brach der Wirt endlich das Schweigen. „Ich frage nur,“ setzte er hinzu, „weil es sich dann für Sie am Ende verlohnen würde, den Menschenschlag hier näher kennen zu lernen, es ist nämlich —“

Er kam nicht weiter.

Ein betäubendes Geschrei unterbrach ihn, und dann hörte man, wie eine wutschnaubende Stimme rief: „Du infamer Heiduck — hat sein Hof versuffa — hat die ganze Welt betroga — und will a Frasse riskieren! Ich wer dar den Pesek-Geisler besorga! ... Du sullst mer ni lebendig ...“

Und nun folgte ein Gepolter, als ob Tische, Stühle und Biergläser einen wilden Tanz aufführten.

Der Wirt war aus der Tür gegangen, und bald darauf trat Ruhe ein.

Ein paar Minuten später kam er wieder herein, an seiner Seite den Kindler-Gustav.

„Sehen Sie sich nur den Mann da an! Ein braver, ordentlicher, seelenguter Mensch! Und wenn der Ihnen in Rage gerät, schlägt er kurz und klein, was er in die Hände bekommt! Aber sonst, wie gesagt, ein seelen-

guter Mensch. Er hätte eben um ein Haar — ich brauchte mich bloß noch 'n bißchen zu verplauschen — seinen besten Freund totgeschlagen!"

Der Kindler-Gustav zuckte die Achseln. „Macha Sie mit anderen Ihre Späße, Herr Pohl!"

„Nu hör' einer an! Werd't Ihr mich Lügen strafen? Seid Ihr Freunde oder nicht?"

„Wir sein schun lange keene gutten Leute meh'!"

„So! ... Und woher soll ich das wissen?"

„Kann sein, daß ich ihm das Leder gerbe, daß der Kunde ni mehr ufffstiehn koann!"

„Das kriegt Ihnen der Mann fertig wie nischt," sagte der Wirt zu Markus, und den Ton plötzlich ändernd, schnauzte er den Kindler-Gustav an: „Wie kommt Ihr dazu, den Pesek-Geisler in meiner Stube zu beleidigen? Der Mann ist mein Gast so gut wie Ihr! Der Mann steht unter meinem Schutze! Ihr wißt, daß der Mann Geisler und nicht Pesek-Geisler heißt! Sie müssen wissen, verehrter Herr," schob er hier mit gutgespielter Treuherzigkeit ein, „daß der Mensch sich große Kosten gemacht hat." Und sich wieder an Kindler wendend: „Ist es wahr oder nicht? Hat der Mann im ‚Boten' annonciert, daß er sich den Spitznamen ‚Pesek-Geisler' ein für allemal verbittet, und daß er jeden verklagen würde, der ihn so nennt — ja oder nein?"

„Hoa ich doas geleugnet?" sagte Kindler. Und zu Markus Lenz, auf den Wirt weisend, fuhr er fort: „Doas is a Pfiffiger! Der macht bluß Spaß! Der macht mit an jeden seinen Spaß!"

„Warum habt Ihr ihn also beleidigt?"

„Hierense schun uff, Herr Pohl! Nu sull ich wohl gar 's Maul dazu halen, wenn der Mann von mir sagt, ich hätt' erscht a Komete entdeckt un nachher pankeroat gemacht! ... Su a Unsinn red't der Mann zusamma!" Er machte eine Bewegung zur Tür. „Nu mecht' ich wull heem! Leben Se wohl!"

Der Wirt setzte sich wieder an den Tisch. „So, nun haben Sie wenigstens aus der Entfernung ein kleines Gefecht mitgemacht und einen Vorgeschmack von unseren Bauern bekommen!"

„Sind die Leute bösartig?"

„Händelsüchtig und durchtrieben sind sie und, wenn sie erst einmal eingeheizt haben, zu den tollsten Streichen fähig. Ich hab' schon öfter zum Herrn Pastor gesagt, daß er die Leute mit viel zu guten Augen ansieht. Der will es nicht wahr haben. Ich glaube die Brüder besser zu kennen, obwohl ich später als er hierher gekommen bin. Vor mir tun sie sich keinen Zwang an. Sie wissen, daß ich sie hochnehme und nach meiner Pfeife tanzen lasse! ... Du lieber Gott, man braucht eine Art Ventil, um sich Luft zu machen! Sie sind mir darum nicht gram und kommen mit ihren Schreibereien und Prozessen — Sie glauben gar nicht, wieviel Prozesse das Volk führt! — zuerst zu mir gelaufen."

Die Christine war inzwischen eingetreten und hatte das Essen aufgetragen.

Der Wirt fixierte sie scharf. „Wie sehen Sie denn schon wieder aus?"

Das Mädchen blickte scheu zur Seite.

„Und wo haben Sie denn den ganzen Nachmittag gesteckt?"

Er erhielt keine Antwort.

„Na, gehen Sie schon! Ihnen ist nicht zu helfen!"

Die Christine schlich lautlos davon.

„Ist das Schloß weit von hier?" fragte Markus Lenz.

„Keine zwei Minuten. Es liegt mitten im Park und stammt noch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Das Schloß ist schön" — er machte eine kleine Pause — „aber das Schönste ..."

„Nein, nein," unterbrach ihn Markus Lenz hastig, „Sie dürfen nicht weiterreden! Dies Schönste hat mir auch der Herr Pastor verheißen, ohne es beim Namen zu nennen. Und mir war das recht — wie ein Kind will ich mich die Nacht darauf freuen. Ich will träumen, morgen sei mein Geburtstag. Und morgen führte mich meine Mutter zu dem Tische, den sie in Liebe für mich aufgebaut hat. Das hat so etwas Geheimnis- und Erinnerungsvolles und bringt ein Stück Jugend zurück."

Der Wirt lachte herzhaft, und Markus Lenz fuhr fort: „Ich weiß recht wohl, daß das kindisch und töricht ist ... Aber es tut einem gut, wenigstens für ein paar

Stunden alle seine Vernunft zum Teufel zu jagen. Morgen kommt die große, große Enttäuschung — Aber heute — heute will ich mir die Vorfreude, die ja das Beste ist, nicht nehmen lassen."

„Sie irren," entgegnete zuversichtlich der Wirt. „In diesem Fall ist die Freude das bessere Teil, und Pastor Röchtling hat darin wieder einmal recht gehabt, daß das Schweigen oft viel besser ist, als man in seinem dummen Menschenverstande wähnt!"

Was sind das für seltsame Menschen, die ich hier getroffen habe? dachte Lenz. Und ist mir je ein Gastwirt begegnet, der wie dieser spricht und tut?

Aber weil er müde war und nach Alleinsein hungrig, erhob er sich, und der Wirt begleitete ihn auf sein Zimmer, in dem ein großes, rundgebogenes Bett ihm mit seinem schneeweißen Linnen freundlich entgegenlachte.

Markus Lenz trat an das Fenster, öffnete es und sah in die dunkle Nacht hinaus. Nichts vermochte er zu sehen, nur eine einzige Finsternis tauchte groß vor ihm auf. Ein Gefühl des Glückes und der Wohligkeit durchdrang ihn. Die Stille und das Dunkel waren wie linder Balsam auf seine Zerrissenheit. Er dachte an das Geheimnisvolle, das der kommende Morgen ihm entschleiern sollte. Und süße Kinderstimmung wuchs in ihm: eine blasse, schmächtige Frau blickte zärtlich auf ihn nieder, und ein großer, schlanker Mann mit einem spitzen, schwarzen Barte hob ihn in die Höhe und drückte ihn heftig an sein bärtiges Gesicht, daß er laut aufschrie, bis die Mutter ihn streichelnd umfing und mit leisen, wunderschönen Worten tröstete.

Er entkleidete sich langsam und klopfenden Herzens, stieg in sein Bett und lag, wie er es sich gewünscht hatte, noch stundenlang wach.

Als er endlich eingeschlafen war, kamen ihm freundliche Bilder, und eine vergessene liebliche Melodie summte, surrte, sang und klang in seinem Ohr.

* *
*

Als Markus Lenz erwachte, sah er sich verwundert um und mußte sich erst langsam besinnen, wie er hierhergekommen sei. Das Fenster stand offen, und er sah in einen klaren, reinen Herbstmorgen, dessen kühlende Luft ihn frisch umfing. Vor ihm lag ein weiter, grüner Park, im Hintergrunde tauchten die blauen Berge auf, und links von der Wegstraße wurde der Kirchsteg sichtbar, der zum Oberdorf mit den beiden Kirchen führt. Zur Rechten streckte sich eine lange Allee mit uralten Linden hin, die sich breit verzweigten und undurchdringlich schienen.

Er zog sich hastig an und eilte in die Schenkstube. Der Wirt war in Geschäften über Land gefahren, aber die Wirtin, eine Frau mit guten Augen und einem klugen, freundlichen Gesicht, brachte ihm den Kaffee und erkundigte sich in artiger Weise, wie er die erste Nacht unter ihrem Dache geruht habe. Als er erwiderte, er könnte sich nicht erinnern, seit Jahr und Tag so erquickend geschlafen zu haben, leuchtete es über ihre Züge.

Er nahm sein Frühstück ein, fragte, wann gegessen würde, und machte sich auf den Weg.

Als er aus der „Forelle" trat, fiel sein Auge auf das Dominium mit der langen, weißen Mauer, dem braunroten Ziegeldach und dem gewölbten Eingang, dessen altes, hölzernes Tor am Feierabend geschlossen wird.

Er schritt in den schönen Gutshof, dessen Gebäude mit dem Inspektorhaus und der Molkerei blink und blank dalagen.

Die Sonne spiegelte sich lustig in den roten Ziegeldächern, unter den Schobern lag goldgelbes Getreide, die eisernen Pflüge standen wie Kanonen da, ebenfalls von der blitzenden Sonne beschienen. Indessen er hielt sich nicht lange auf, genoß nur einen flüchtigen Moment den herzerfreuenden Anblick und war nach wenigen Schritten mitten im Parke. Und da erhob sich auch schon das Schloß mit seinem runden, vom Templerkreuz durchbrochenen Turme, mit seinen Zinnen, Ecktürmchen und Brücken, mit seinem breiten Graben, der es von allen Seiten umgibt, mit seinen grünen Fensterläden, die ihm etwas Heimisches und Trauliches geben und es verschönen und aufhellen. Denn solch alte grüne Fensterläden, deren Farbe verblichen ist, sind wie ein Lächeln in einem strengen, ernsten und durch die Erfahrungen des Lebens gefurchten Gesicht.

Vor dem Tor ragten zwei mächtige, in die Erde gerammte Laternen empor. Die Seitenflügel waren dicht mit Efeu und wildem Wein bewachsen und liehen in ihren grünen Flächen dem Schlosse noch mehr jenes Märchenhafte, von dem ein jedes von uns sich so gern als Kind aus lieben, alten Büchern hat erzählen lassen.

Markus Lenz betrachtete andächtig den reizvollen Bau und träumte sich in entschwundene Jahrhunderte zurück. Als er dann weiter ging, verlor er sich sehr bald in dem weiten Park, der mit seinen Baumgruppen und grünen Rasen so sinnvoll angelegt war, daß man schnell zu der Erkenntnis kam, hier hat ein Künstler mit Geschmack gewirkt. Es war ein großer Märchengarten, dessen verschlungene Lieblichkeit sich von den dunklen, ernsten Bergen mit den unergründlichen Wäldern fremdartig abhob.

Wie er so die Kreuz und Quer dahingewandert war, stand er plötzlich wieder vor der Vorderfront des Schlosses.

Er zauderte noch einen Augenblick, dann zog er beherzt an der Glocke und erschrak vor dem hellen, freudigen Klang, der sein Ohr traf.

Ein alter Diener öffnete, und unmittelbar darauf tauchte im Burghof Kornelie Stillfrieds ernste, hohe Frauengestalt auf.

Da war es ihm, als ob er das Lieblichste und Schönste sähe, was die Gotteserde trug. Und in tiefer Ehrfurcht verbeugte er sich vor der Kastellanin. Nun wußte er auch, daß Pastor Röchtlings Verheißung sich erfüllt hatte, und daß alle seine Träume welk und dürr waren wie längst gefallenes Laub und vor dieser Wirklichkeit, die sich vor ihm hier auftat, jeglichen Glanz und jegliche Farbe verloren.

Er folgte ihr lautlos die Treppe hinauf, die zu den Schloßgemächern führte. Er war wie geblendet, sah nicht, daß der alte Diener sich lautlos davongemacht hatte, hörte wohl ihre Stimme, die ihm geheimnisvoll und wie die Weise einer verborgenen Quelle klang, verstand aber nicht den Sinn der Worte, die sie zu ihm sprach.

Er ging achtlos vorbei an den alten Wappen und Rüstungen, die der Prinz Waldemar aus dem indischen Feldzuge mit heimgebracht hatte, er bemerkte nicht die herrlichen Vasen aus rotem Rubin, die alten chinesischen Schränkchen mit der kunstvoll eingelegten Arbeit, die goldenen Kronleuchter nach römischer und gotischer Art, die Bilder der preußischen Prinzen und Prinzessinnen, die Fülle der kostbaren Ringe und Siegel, die vielen Andenken, die von der Königin Luise und dem Kaiser Nikolaus herrührten. Selbst die in einen Erker hineingebaute, ganz mit Seidenstoff bekleidete Sakristei, in der die Prinzen und Prinzessinnen ihre Gottesandacht abgehalten hatten, und wo die ältesten Urkunden des Schlosses, vermoderte Chroniken und vergilbte Bücher mit den ersten deutschen Drucken aufbewahrt wurden, weckten ihn nicht aus seinem Sinnen.

Kornelie hatte zuletzt nur noch wenig gesprochen, sie glaubte zu fühlen, daß ihr Begleiter nicht in der Stimmung war, ihr mit Anteilnahme zuzuhören. Und mochte es sie sonst verdrießen, wenn sie vor verschlossenen Ohren über die mit ihr verwachsenen Dinge sprach, so konnte sie heute nicht zürnen, denn der Fremde hatte etwas Vergrämtes und Vergrübeltes in seiner Miene, das ihr Mitleid erregte.

Als sie im letzten der Gemächer waren, gab sie keine Erklärungen mehr ab, sondern sagte nur: „So, jetzt sind wir fertig."

Da erst schien Markus Lenz zu erwachen. Er bat mit hilflosen Worten um Verzeihung, stockte wieder, ohne den Satz zu Ende führen zu können, und raffte sich schließlich so weit auf, um für die freundliche Führung zu danken.

Kornelie wies es freundlich zurück, da sie nur ihre Pflicht erfüllt habe.

Da wurde Markus Lenz tiefernst und sagte langsam und mit schwerer Zunge: „Ich bin als ein elender, armer Mensch in die Berge gekommen und gehe reich und beschenkt davon, wenn ich wieder ins Tal steige."

Sie horchte befremdet auf. Der Gast mutete sie seltsam an. Seine Worte klangen ihr rätselhaft. Dennoch hörte sie aus ihnen ein tief Menschliches heraus und einen großen Schmerz, der in ihrer reichen, stets geöffneten Seele leise nachzitterte.

Markus Lenz fuhr fort: „Ich wäre nie hierher gekommen, wenn ich nicht gestern

auf den Bergen Pastor Röchtling getroffen hätte. Ich ging im Dunkel und in der Finsternis — er zeigte mir einen Lichtschein."

Bei diesen Worten leuchtete es in ihren Augen groß und wunderbar auf. „Es gibt keinen Menschen," sagte sie, „der von Pastor Röchtling nicht bekehrt fortginge, er müßte denn verstockt und bösartig sein von Grund aus. Und auch da findet Pastor Röchtling noch das Wort, um den letzten guten Funken herauszuschlagen."

„Glauben Sie, daß es in jedem einen letzten guten Funken gibt?"

„Ja, das glaube ich, und Pastor Röchtling glaubt es auch."

„Ich habe gestern am Morgen noch gemeint, alles und jedes könnte in einem erloschen sein. Ich war in tiefer Mutlosigkeit. Heute bin ich anderen Sinnes. Zwischen gestern und heute liegt für mich ein Erleben, das dem von vielen Jahren nicht gleich kommt. Ich ... ich bitte um Verzeihung, Fräulein ... ich komme mir nämlich selbst wie ein Trunkener vor."

Sie antwortete schlicht und einfach: „Ich kann mich freuen, wenn einem Menschen Gutes begegnet. Und nach allem, was ich höre, vermute ich wohl recht, daß Pastor Röchtling Sie zu guter Stunde traf. Das ist dann ein doppeltes Glück." Und etwas, lebhafter fuhr sie fort: „Ich finde es schön. daß es gerade da oben auf den Bergen war Das gibt der Erinnerung etwas Großes ..."

Als Markus Lenz noch immer schwieg, fügte sie wie in einem Geständnis leiser hinzu: „Für mich erschließen erst die feierlichen Erinnerungen den Sinn meines Lebens. An seinem eigenen Dasein zieht man voll Unruhe und hastigem Lebensdrang vorbei. Jedes Neue schlägt tot, was man vor einer Stunde noch erfahren hat. Und das mag gut sein, will man nicht ganz verträumen und seine Pflichten erfüllen. Aber in den Feierstunden, nicht wahr, da darf man in den großen Erinnerungen untertauchen und aus ihnen Kraft und Mut schöpfen. Pastor Röchtling hat einmal gesagt, darin läge der letzte Gehalt des Christentums verborgen. Ich glaube, ihn verstanden zu haben." Sie reichte Markus Lenz mit einer freimütigen und edlen Bewegung die Hand.

Er hielt sie einen Augenblick fest und fühlte die Reinheit und Schönheit ihres Wesens, das sich wie ein klarer, heller Kristall vor ihm erschloß. Dann verbeugte er sich tief und schritt die Treppe hinab, während sie zurückblieb.

Im Burghof stand der Diener, der ihn mit dem Schlüsselbund erwartete.

Er zog ein Geldstück aus der Tasche und wehrte unruhig ab, als jener ihn auf seinen vermeintlichen Irrtum aufmerksam machen wollte.

„Es ist gut," sagte er unsanft, „bitte, lassen Sie mich hinaus."

Als er wieder im Freien war, schloß er die Augen, um noch einmal in seiner Vorstellung das Bild der Kastellanin zu sehen. Und nun erst eilte er davon, um in die Stille des Parkes die Fülle des Erlebten zu tragen. Nur eine Sorge quälte ihn: er könnte jetzt irgend einer Seele begegnen. Aber der Park lag vereinsamt und menschenleer da wie ein verwunschener Garten. Und Markus Lenz schritt durch die dunklen Baumgruppen und weißen Kieswege und wußte nicht, ob er träumte oder wachte.

* * *

Es war bereits Nachmittags, als Markus Lenz im Pfarrhause, das auf dem alten Gottesacker liegt und vom Giebel bis zur Grundmauer grün bewachsen ist, Besuch abstattete. Röchtling empfing ihn in seinem Arbeitszimmer, aus einer mächtigen Pfeife behaglich schmauchend. Der große Mann, der, wenn er durch das Zimmer schritt, mit seinem Scheitel fast an die Decke stieß, sah eher wie ein Krieger denn wie ein Geistlicher aus.

„Nun," fragte er, „wie ist Ihnen dieser Morgen in Fischbach bekommen?"

„Herr Pastor, diesen Morgen und den gestrigen Nachmittag vergesse ich nicht mehr."

Röchtling nickte: „Ja, das ist ein Menschenkind, wie man es nicht alle Tage trifft. Ich habe so das Gefühl, für das sich ja auch einige Belege finden lassen, daß der Herrgott, wenn er einen besonderen Trumpf ausspielen und uns zeigen will, daß wir Ehrfurcht vor ihm haben müssen — ich lege mit Absicht den Ton auf das ‚Müssen',

dessen wir uns erst in wahrer Not bewußt werden — ich sage, daß der Herrgott sich dann für die reinste und köstlichste Seele auch das reinste und herrlichste Gefäß aussucht. Wandelt so ein Mensch unter uns, so wächst unser Selbstvertrauen und unsere Demut. Um es kurz und bündig zu formulieren: Gottes Werke schaffen Religion. Sie sind die Wiederbeleber und Erwecker der Ehrfurcht, denn Religion ist Ehrfurcht."

Markus Lenz blickte verwirrt und scheu zur Erde nieder. Er wünschte Frage über Frage zu stellen, fürchtete jedoch, zu verletzen oder mißverstanden zu werden.

Pastor Röchtling begriff ihn. „Sprechen Sie frei heraus," sagte er freundlich. „Wenn man sich auf den Bergen nahegekommen ist, darf man sich im Tale vertrauen."

Markus Lenz atmete erleichtert auf, und über seine ernsten, nachdenklichen Züge flog ein glückhaftes Lächeln. „Es war ein gutes Wort, das Sie da von den Bergen gesprochen haben, Herr Pastor. Es gibt mir den Mut, aus mir selbst herauszutreten, und es schlägt eine Brücke zu dem, was ich vor ein paar Stunden im Schlosse gehört habe. Das, was Sie gesagt haben — ich fühle es sehr wohl —, bedeutet eine Endsumme, das große und schöne Resultat einer reichen Erfahrung. Ich maße mir nicht an, den ganzen Sinn Ihrer Worte zu begreifen, ich frage nur: Liegt hier nicht ein Gegensatz vor? Im Schlosse wurde mit Freude ein Wort von Ihnen citiert" — er wagte es nicht, den Namen der Kastellanin auszusprechen — „das mir haften geblieben ist. Es heißt, der letzte Sinn des Christentums läge in der großen Erinnerung eingeschlossen. Danach ruhen die tiefsten Wurzeln religiösen Empfindens in der Vergangenheit. Sie aber sprechen von der schöpferischen Gegenwart, durch die das Christentum erst lebendig wird."

„Das Wort habe ich gesprochen und ein lautes und tiefes Echo damit geweckt. Nein, darin liegt kein Widerspruch. Sich erinnern, heißt in diesem Falle Christus — Gott — sich erleben, in sich Gott erleben, abseits von theologischen Disputationen. Das Sicherleben ist das letzte. Es bedeutet ein Freiwerden von allen Dünkeln und Vorurteilen. Es bedeutet ein Verwachsen mit dem unaufhörlich schöpferischen Gotte, es schlägt aus der Vergangenheit Wurzeln in die Gegenwart, es bringt dem armen Menschenkind die Erkenntnis seiner bescheidenen Grenzen, es zwingt ihn zur Religion — zur Ehrfurcht. Das Sichselbsterleben wäre aber wohl nur eine Gefühlsseligkeit ohne Kern, wenn wir nicht ein Maß und einen Prüfstein hätten an den reichsten Erlebern vor uns. Und nur da, wo eine große und redliche Kraft der Erinnerung sich betätigt, die noch einmal sich aus der Tiefe das menschlich Schöpferische und Vorbildliche gräbt und bis zu den Quellen, wohlverstanden des Persönlichen, nicht des Geschichtlichen, dringt, wird ein eigenes Wachstum der Lohn sein. Darauf wollte Kornelie Stillfried hinaus."

Er fuhr mit der großen, kräftigen Hand über seine hohe Stirn, und indem er Lenz leicht auf die Schulter klopfte, sagte er: „Ich möchte Sie jetzt mit meiner Hausehre bekannt machen." Er öffnete die Tür, die zum Wohnzimmer führte. „Hier, Käthe, ist mein Freund aus den Bergen."

Die Pastorin, eine rundliche, blonde Frau, die ein wenig ins Völlige ging, saß an einem alten Flügel aus Kirschbaumholz und griff mit schülerhaften Händen in die Tasten.

„Nun haben Sie mich bei meinem stümperhaften Spiel ertappt!" rief sie lachend. „Ich kann nichts, aber ich liebe die Musik und habe mehr Freude an ihr wie an anderen Dingen. Darf ich fragen, ob wir darin etwa Bundesgenossen sind?"

Markus Lenz entgegnete: „Ja, Frau Pastorin, auch ich hange an der Musik mit meinem Herzen."

„Dann sind Sie wohl gar ausübend?" Dabei machte sie eine Bewegung nach dem Flügel hin.

Er nickte stumm.

„Ist es sehr unbescheiden," sagte sie lebhaft, „wenn ich, kaum daß Sie unsere Schwelle überschritten haben, Sie bitte, etwas von Ihrer Kunst uns hören zu lassen?"

Bevor Lenz noch geantwortet hatte, wurde von draußen ein Klopfen vernehmlich, und unmittelbar darauf trat Kornelie Stillfried ein.

„Kommen Sie zu mir oder zu meinem Manne?" fragte die Pastorin.

„Zum Herrn Pastor, wenn ich nicht störe."

„Sie stören nie," erwiderte Röchtling, „aber Sie müssen sich noch ein wenig gedulden."

Er wies auf Lenz, der, ohne Worte zu machen, sich an den Flügel setzte.

Es wurde den drei Menschen schon nach den ersten Tönen klar, daß ein Könner an dem klapprigen, altersschwachen Instrument saß. Nicht ein virtuoser Meister, aber ein Musikus, der die Seele aufrührte.

Sie horchten auf in andächtigem Schweigen, und Markus griff immer machtvoller in die Tasten, die zuweilen klirrten und seufzten, als wollten sie sich auflehnen gegen diese starken Hände. Er spielte und vergaß, daß er spielte.

Er dachte einmal mitten im Spiele: Was nützen alle Worte, sie drücken nicht aus, was ich bei euch gefunden habe — vielleicht komme ich euch auf meine Weise nahe. Das war nicht etwa eine klare und feste Vorstellung, aber ein Wunsch und eine Sehnsucht, die ihn erfüllten und die während seines Spieles wuchsen.

Als er sich vom Flügel erhob, sprach niemand ein Wort. Er selbst setzte sich nieder und blickte still vor sich hin, denn er wagte es nicht, Kornelie anzuschauen. Er fühlte ihre Nähe und wußte, daß sie ihm weit entrückt und unerreichbar war. Und wenn trotzdem ein leises Hoffen in ihm blühte, so raunte ihm eine warnende Stimme aus dem Innersten zu: Betrüge dich nicht, mach' dich nicht noch elender, als du bist. Trotzdem ging etwas Wunderliches und Seltsames in ihm vor. Er fühlte deutlich, daß in dieser Stunde sein Erleben ihn umschuf und ihn, so wie es war, mit weiter Freude durchdrang ...

Die Frau Pastorin faßte sich zuerst und drückte ihm die Hände. „Haben Sie vielen Dank," sagte sie herzlich, „Sie haben uns über Hoffen und Erwarten reich beschenkt."

Kornelie blieb ernst und wortlos, nur ihre dunklen Augen glänzten, als Röchtling mit ihr in sein Studierzimmer ging und Markus Lenz bat, ihn für eine kleine Weile zu entschuldigen.

„Nun, liebes Fräulein ...!?"

Sie stand mit gefalteten Händen vor ihm, gegen ihre starke Bewegung ankämpfend. „Es wird mir nicht ganz leicht, Herr Pastor, gerade jetzt von Lebensnot zu sprechen, wo einem zu Mute ist, als schwebe man um ein kleines über dem Irdischen ... Was hilft es! ... Ich komme wegen der Christine aus der ‚Forelle', um die es schlecht bestellt ist. Ich soll Ihre Fürsprache und Hilfe erbitten."

Dann erzählte sie in kurzen Worten klar und schlicht, wie es ihre Art war.

Röchtling hatte aufmerksam zugehört und schritt, nachdem Kornelie geendet hatte, mit verkreuzten Armen mehrere Male durch das Zimmer.

„Ach, liebes Fräulein," sagte er innehaltend, „es kann einem elend werden! Da kommen die Menschen zu einem und erwarten sich Trost und Zuspruch, und man steht selbst betroffen und angstvoll vor der Wirrsal des Lebens und sieht keinen Ausweg. Wenn man sie auf die Heilige Schrift weist, so sehen sie einen nur finster an und hören einem mit tauben Ohren zu. Und das schlimmste ist: man fühlt selber, wie unzulänglich das Wort ist, weil es eben nur ein Wort ist ... Was kann ich tun? ... Soll ich dem Menschen sagen: Es ist deine Pflicht und Schuldigkeit, das Mädchen zu heiraten!? Wie der Fall liegt, vermag ich das nicht ... Wie kann ich hier als Geistlicher einen, wenn auch nur moralischen Zwang ausüben? ... Es ginge das gegen mein Gewissen, ganz abgesehen davon, daß es auch erfolglos wäre. Denn wie ich den Mann kenne, ist er ein verschlossener Mensch, der in solch einer Lebensfrage niemandem einen Einfluß einräumen würde. Und er hätte recht! Die Christine sieht in ihrer Leidenschaft nur das Nächstliegende, erkennt nicht, welche Verantwortlichkeit sie auf sich laden würde, wenn es ihr gelänge, den Mann mürbe zu machen."

Von Kornelies ernstem Blick getroffen, fuhr er fort: „Liebes Fräulein, ich weiß recht wohl, daß klug reden eine leichte Sache ist — aber hier eingreifen — handeln — Schicksal spielen — dünkt mich beinahe ein Frevel."

Sie antwortete kummervoll: „Ich hab' ihr ungefähr dasselbe gesagt, Herr Pastor, und bin dann verstummt vor dem grenzenlosen Jammer."

Röchtling trat an das Fenster und blickte über den Kirchhof. Auf den Gräbern und

zwischen den Gräbern lag das Laub, das der herbstliche Wind von den Bäumen geschüttelt hatte. Es flog hin und her, tanzte auf und nieder.

Er wandte sich wieder um. Seine Stimme klang nicht ganz fest, als er sagte: „Es ist wohl das schwerste Schicksal, das einen Menschen treffen kann, wenn er Liebe geben will und zurückgestoßen wird. Und es ist zugleich eines der großen Rätsel und Probleme, die wir nicht lösen können. Wenn ein Mensch seine ganze Lebenskraft für einen anderen nicht nur opfern möchte, sondern opfern muß und hart zurückgewiesen wird, weil der andere das Opfer weder verlangt, noch anzunehmen im stande ist — so liegt doch da etwas im Dunklen, das wir nicht aufzuhellen vermögen ... Liebe ist etwas Heiliges — und verschmähte Liebe kann leicht etwas Widersinniges und Verzerrtes bekommen! ... Gott möge jeden davor behüten," schloß er ernst.

Sie sah Röchtling fest und stark an. „Ich meine," entgegnete sie langsam, „daß es auch Menschen gibt, die ihre Liebe hüten und ein großes Schweigen über sie breiten. Der, welcher fühlt, daß seine Liebe unerwidert bleibt, wird in einer schönen und tiefen Scham sein Empfinden vor dem anderen verbergen und dadurch reicher, schwerer und innerlicher werden. Sein Schmerz wird dann fruchttragend ... Ist es nicht so, Herr Pastor?"

„Ja, Fräulein Kornelie! Und jedesmal freue ich mich, wenn Sie in den dunklen Schacht der Seele bis in die Tiefe hinabsteigen. Sie haben recht und dreimal recht! Ich mache keine Trennung zwischen Leib und Seele. Wer liebt, liebt mit Seele und Körper — versagt sich nicht, gibt sich ganz ... Wie kann einer auch das Körperliche in der Liebe herabziehen! ... Ist ein Unsinn! ... Das Körperliche ist heilig, dieweil es schöpferisch ist! ... Aber das Körperliche ohne die Seele ist tierisch! ... Wenn nun der eine Teil seine Seele versagt, so soll der andere seinen Körper rein halten oder, wie Sie es, Fräulein, schöner ausgedrückt haben, über seine Liebe ein großes Schweigen breiten und durch seinen Schmerz fruchttragend werden. Nun, wir sind einig. Und was die Christine anbelangt, so will ich das Mädchen ins Gebet nehmen. Vielleicht haben Sie vorher Gelegenheit, bei dem Haushälter auszukundschaften, ob es nur ein Gerede oder Ernst ist mit der Witwe in Söderich. Jetzt aber, meine ich, dürfen wir unseren Gast nicht länger auf uns warten lassen. Ich möchte freilich zuvor wissen, was Sie für einen Eindruck von ihm gewonnen haben. Ich weiß, daß er heute in der Frühe bei Ihnen im Schlosse war."

„Er war wie ein geistig Abwesender und erschreckte mich nicht nur durch sein sonderbares und zerfahrenes Wesen, sondern noch mehr, weil er sein Innerstes vor mir bekannte und ausbreitete, Herr Pastor ... Aber dann fand er Worte von so eigenem und wahrem Klange wie sein Spiel, das uns alle bewegt hat. Es ist einem, als ob man eine verirrte und schluchzende Seele hört."

„Ja," antwortete Röchtling, „er ist auch ein Verlorener, Fräulein. Einer, der heimatlos umherirrt, entwurzelt und so wund ist, daß er bei der leisesten Berührung aufschreien möchte. Dabei ist er voll Sehnsucht nach Ruhe und Frieden ... Mir geht in Bezug auf ihn ein abenteuerlicher Plan durch den Kopf — Nun, wir wollen sehen! Jetzt aber kommen Sie, Fräulein!" —

Markus Lenz und die Pastorin sprachen noch immer über Musik. Lenz erhob sich beim Eintritt der beiden. „Ich möchte Sie nicht länger behelligen," sagte er, „habe nur gewartet, um mich zu verabschieden."

Röchtling nötigte ihn zum Bleiben und ließ auch Kornelie nicht gehen. Er sah sie mit einem kaum merklichen und heiteren Lächeln an, als er von den Leiden und Freuden des Dorfes sprach, seiner tiefen Ruhe, seiner Weltabgeschiedenheit, zumal im Herbst und Winter. Dann fragte er plötzlich Markus Lenz, was für Reisepläne er geschmiedet habe.

Der wurde über und über rot, stammelte, daß er eigentlich immer noch ohne Ziel sei, sich vom Winde treiben lasse und nicht wisse, wo er landen werde.

„Wie wäre es da," entgegnete Röchtling, „wenn wir eine Weile zusammen im Kahn führen — ich hätte das Steuer und gäbe die Richtung an?!"

Lenz blickte zu Boden. „Ich glaube," antwortete er langsam, „ich würde dankbar sein,

wenn ich auch fürchte, ein unbequemer Gast zu sein."

„Die ganz bequemen mag ich nicht. Wollen uns tüchtig herumschlagen. Und Sie sollen nur ja und amen sagen, lieber Freund, wenn es Ihnen aus dem Herzen kommt. Abgemacht?"

Er bot ihm die breite Rechte, in die Lenz einschlug, obwohl er ein leises Zittern fühlte, als der Pastor mit festem Händedruck ihn eine Weile hielt. Denn er fühlte, daß dieser Augenblick für ihn schicksalsernst und folgenschwer war. Und auch Röchtling hatte ein ähnliches Empfinden. Was will daraus werden? fragte er sich leise ...

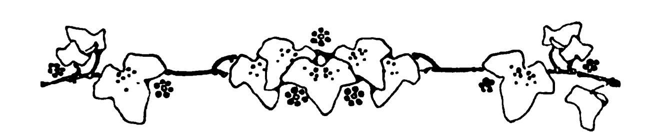
Etwas von der gleichen Stimmung übertrug sich auch auf die Frau Pastorin und Kornelie, so daß es auf einmal ganz lautlos und still in dem Zimmer wurde, gerade so wie in der Kirche, und ein feierliches Ahnen alle erfüllte — eine dunkle Gewißheit, als ob hier hinter leichten Worten ein schwerer Sinn sich verberge und ohne vorgesetztes und bedachtes Wollen in flüchtiger Stunde ein schwer zu lösender Bund geschlossen sei ...

Die Frau Pastorin aber ging zur Tür, um bald darauf eine Flasche Wein hereinzubringen. Sie schenkte die Gläser voll, und nachdem jedes das seine zur Hand genommen, sahen sie sich rein gestimmt und durchdringend an, bevor sie anstießen.

Dann wurde kein Wort mehr gesprochen, weil sie alle miteinander das sichere Gefühl hatten, kein Laut und Ton dürfte das Schweigen jetzt stören ...

Und stumm und wortlos schritten Markus Lenz und Kornelie auf dem Kirchensteg, bis sie vor der „Forelle" angelangt waren und sich still verabschiedeten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Gottsucher

Zu den blauen Heideblumen
Aus den bleichen Marmorstädten,
Über braune Ackerkrumen
Strebend zu den Bergesketten,
Zog ich unverdross'ne Jahre,
Rein're Lüfte zu erreichen,
Wo nur stolze Flügelpaare
Stattlich mir die Stirne streichen.

Aber trotz der Höhenfahrten
Blieb ich immer doch im Tiefen,
Weil die neugeoffenbarten
Höhen immer höher riefen.
Jeder Sprung, der mir gelungen,
Gab mir Höh'res zu erspringen.
Bei dem Horst der Adlerjungen
Hört' ich hoch die Alten schwingen.

Fern den seligen Gefilden
Wird mein Fuß im Tode stocken.
Den zwei Leibern, die mich bilden,
Zum Gejammer und Frohlocken:
Dieser fällt, doch sorglos heiter
Späht nach der von Phantasie
Längst zu Gott geschlag'nen Leiter
Still mein zweiter,
Und im Sturz ergreift er sie! —

Georg Busse-Palma



Brandung an der dalmatinischen Küste bei Ragusa.

Strand- und Küstenbildung

Von

Robert von Lendenfeld

(Nachdruck ist untersagt.)

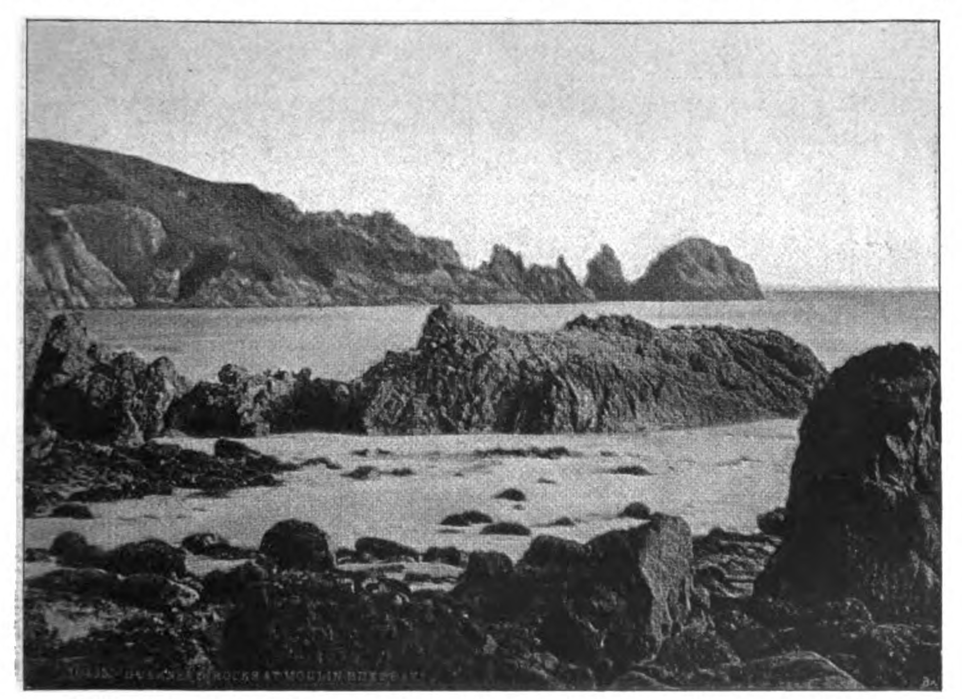
Ich liege am Sande des Strandes einer ostaustralischen Bucht. Über mir wölbt sich tiefblau der Himmel, und hell strahlt die Sonne herab auf Land und See. Hinter mir dehnt sich eine breite, weit ins Land hineinreichende, waldige Ebene. Höhenzüge fassen sie im Norden und im Süden ein und bilden, meerwärts vorspringend, die beiden vom blauen Duft der Ferne verschleierten Vorgebirge zu den Seiten der Bai. In Gestalt eines gleichmäßig gekrümmten, meerwärts konkaven Bogens dehnt sich der Strand zwischen diesen Vorgebirgen aus: ein breiter Streifen bräunlich weißen Sandes, der von dem Rande des Waldes schwach geneigt hinabzieht zum Meere, das, ansteigend zur glatten Horizontlinie, dunkler blau die Farbe des Himmels zurückstrahlt.

Kaum bemerke ich die flachen, breiten Wogen der ozeanischen Dünung, die in endloser Reihe heranrücken. In Strandnähe angelangt, steigen sie aber zu bedeutender Höhe empor, um sich, oben kraftvoll vorwärtsstrebend, am Grunde aber zurückgehalten, zu überschlagen und in Gestalt brodelnder, mit weißen Schaumflecken bedeckter Wassermassen hinaufzustürmen über den Sandstrand. Lautes Donnern begleitet das Brechen der Woge, und rollend pflanzt sich der Schall fort, um einem Echo gleich in der Ferne allmählich zu verklingen. Und diesem Tone gesellt sich das Rauschen der kleineren, weiter landwärts vordringenden Wellen und das Rieseln der über den Sand zurückfließenden Wässer. Allmählich wird's stiller; doch noch ist Ruhe nicht eingetreten, da rückt schon die nächste Woge heran, um sich donnernd zu überstürzen, rauschend hinanzustürmen und rieselnd zurückzukehren in den Schoß des Meeres.



Kalkfelsküste bei Miramar im Golfe von Triest.

Ein Fluß, der vom Hinterlande herabkommt und die Ebene durchströmt, ergießt sich in diese Bucht. Bei dem gewöhnlichen niederen Wasserstand ist sein in der Ebene gelegener Unterlauf von Steilufern eingefaßt, welche nahe der Mündung niedrig sind, landeinwärts aber stetig an Höhe zunehmen. Dieser Teil des Flusses enthält Meerwasser, welches, der Flut unterworfen, täglich zweimal hin- und widerströmt. Ganz anders aber ist es, wenn im Hinterlande bedeutendere Regenmengen fallen; dann erfüllt süßes Wasser das ganze Strombett von Ufer zu Ufer, tritt vielerorts über die Ränder hinaus auf die Ebene und trägt Sand und Schlamm in großer Menge von den Höhen des Hinterlandes hinaus in das Meer. Zweifellos erstreckte sich hier, ebenso wie an anderen ähnlichen Küstenpunkten, in früherer Zeit das Meer viel weiter ins Land hinein als jetzt. Es bildete einst einen tief einschneidenden Arm, welcher von den Höhenzügen, die jetzt die Ebene begrenzen, eingefaßt war. Damals mündete der Fluß in das obere Ende dieses Meeresarmes ein. Die Sand- und Schlammassen, welche er bei Hochwasser herabbrachte, lagerten sich in dem ruhigen Wasser dieses Meeresarmes ab, und der obere Teil wurde ganz ausgefüllt. Die also aufgebaute Ebene rückte infolge des Fortschreitens der Flußablage-



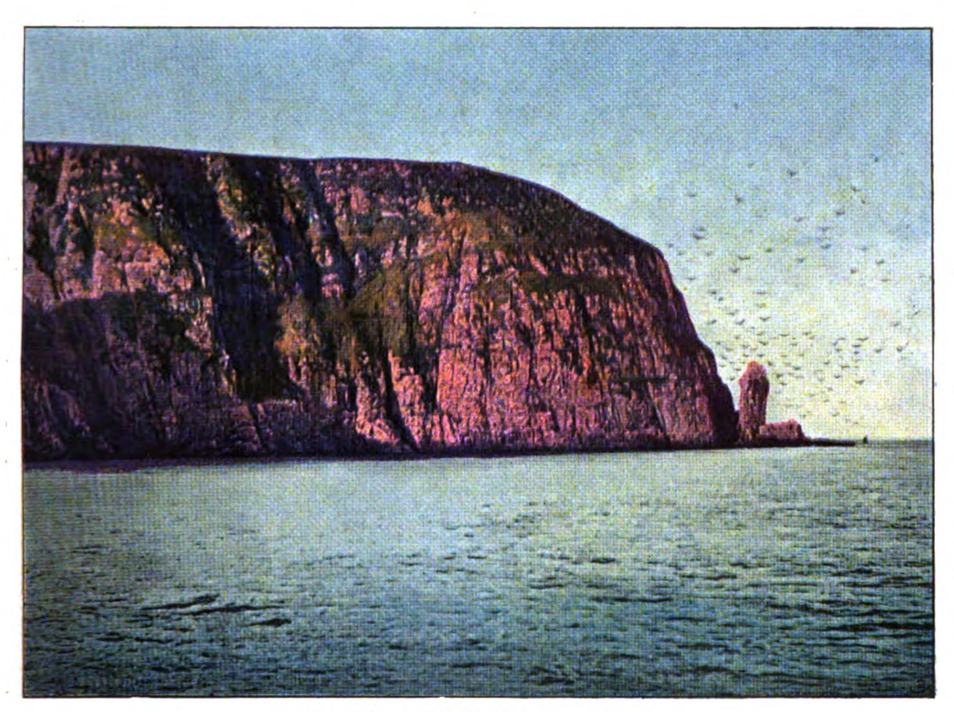
Felsige Küste mit Sandablagerungen in der Moulin Huet-Bucht auf Guernsey (Kanalinseln).

rung immer weiter gegen das Meer vor, bis sie ihre gegenwärtige Ausdehnung erlangte. Über den flachen, zwischen den Vorgebirgen liegenden Bogen, welchen jetzt die Strandlinie bildet, noch weiter ins Meer hinaus vorzudringen, vermag sie nicht, weil die die Küste entlang ziehenden Meeresströmungen das vom Flusse außerhalb dieser Bogenlinie abgelagerte Material ebenso rasch entführen, als es angehäuft wird. Aber auch das Meer vermag nicht, von diesem Strande etwas abzureißen und wie einstens tiefer in das Land einzudringen, weil der aufgewühlte Sand großenteils wieder abgelagert wird und die Zufuhr von Material durch den Fluß hier, wo die Strömungen weniger kräftig sind, der Entführung die Wage hält. Wohl mag ab und zu bei besonders heftigen Stürmen das Meer ein Stück der Strandebene wegwaschen und an dieser oder jener Stelle landeinwärts vordringen, und mag umgekehrt in einer sturmarmen Periode das Land etwas anwachsen und meerwärts vordringen, im ganzen gleichen sich diese Verschiebungen der Strandlinie aber doch so lange immer wieder aus, als nicht andere Veränderungen der Erdoberfläche auch auf sie verändernd einwirken. Eine hinreichende Dauer stabiler Verhältnisse in der Gegend vorausgesetzt, muß jeder tiefere Landeinschnitt von dem Material, das die Gewässer vom Hinterlande herabbringen und in ihm ablagern, ausgefüllt werden, und es muß die also gebildete Ebene so lange meerwärts vorrücken, bis ihr Rand, die Strandlinie, einen solchen flachen, meerwärts konkaven Bogen bildet wie der eingangs beschriebene Strand. In der Tat gibt es sehr viele solche Ebenen und bogenförmige Strandlinien auf der Erde.

Vor der Flußmündung selbst bildet sich bei diesen Vorgängen eine Sandbarre, ein breiter Damm, dessen größter Teil bis nahe an die Meeresoberfläche heranreicht, und in dem nur die hier sehr lebhaften Flutströmungen Breschen offen halten. Bei jeder Springflut, bei jedem heftigeren Seewind und bei jedem Hochwasser ändert sich die Lage dieser Dammbreschen, welche die einzigen für



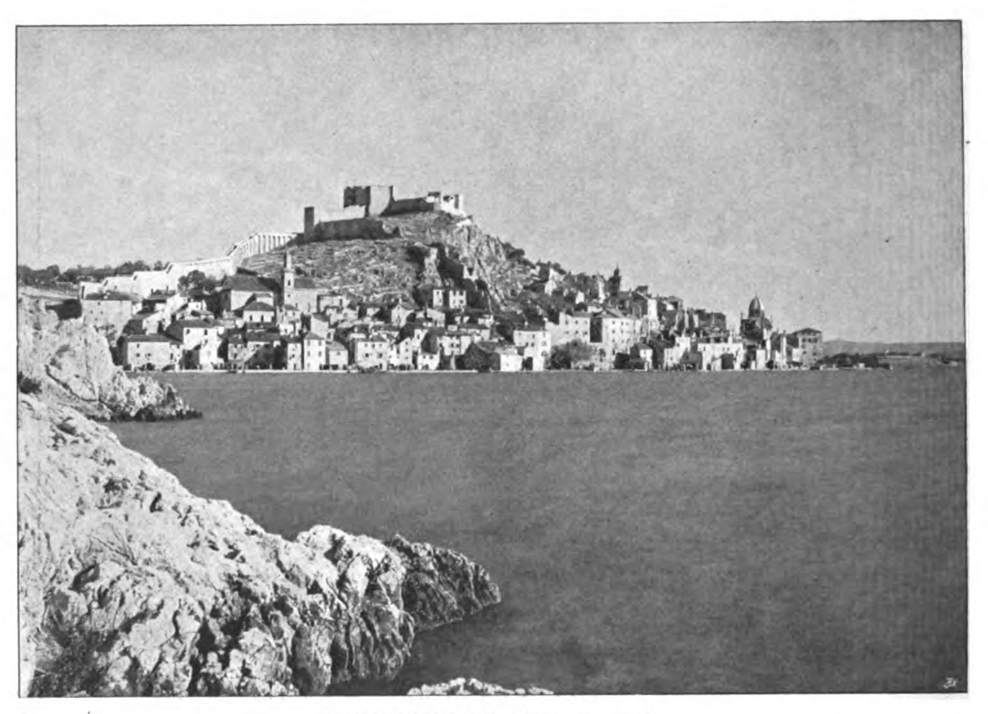
Kalkfelsküste der Insel Busi im Adriatischen Meere.



Urgebirgsküste der Insel Hjelmsö. (Norwegen.)

Ozeandampfer fahrbaren Zugänge zu solchen Flüssen bilden. Lotsen müssen jedem einfahrenden Dampfer voranrudern und mit Stangen den Grund sondieren, um den einzigen offenen Weg zu finden, und manch ein vor der Flußmündung sitzendes Wrack gibt Zeugnis von der Schwierigkeit und Gefahr, die mit dem Durchfahren einer solchen Sandbarrenbresche verbunden sind.

Und nun wollen wir eines von den beiden Vorgebirgen, die diesen Strand begrenzen, näher betrachten. Wir stehen auf einer sanft wellenförmigen Fläche; niedriger Rasen bedeckt den größeren Teil des Bodens, Vieh weidet darauf, und hie und da schmücken wogende Getreidefelder und von Obstbäumen umgebene Gehöfte das freundliche Gelände, das, ein Bild der Ruhe und des Friedens, im Abendlicht gebadet, vor uns ausgebreitet liegt. Und nun eine Wendung! Dicht vor uns stürzt eine Felswand wild zerrissen hinab in das Meer. Mit gewaltigem Dröhnen prallt die Dünung an die Felsen; in den Schluchten schießt die See turmhoch empor; zu weißem Gischt zerstäubt die grüne Woge, und rauschend stürzen die Wässer über die Wände wieder hinab. Mit hellen Schaumstreifen bedeckt, wogt unten die dunkle Flut wild auf und nieder, bis sie von der nächsten herankommenden Welle erfaßt und neuerdings gegen den Felsen geschleudert wird. Bei heftigem Seegang stürmen die Fluten bis zur Kante des Felsens empor, bei ruhigerem Wasser bespülen sie nur den Fuß der Wand, aber immer nagen sie an dem Gestein. Kein Sandkorn und kein losgelöstes Felsstück kann hier verweilen. Alles gelockerte Material wird losgerissen, hin und her geworfen, zerrieben und dann fortgeführt. Wohl scheinen die schwarzen Felsmassen dem Gewässer kraftvoll zu trotzen, aber auf die Dauer vermag kein Gestein dem Wogenprall zu widerstehen: an jedem solchen Vorgebirge dringt das Meer unaufhaltsam landwärts vor. Da das also vom Meer angegriffene Land uneben ist und aus verschieden harten Schichten besteht, ist die Schnelligkeit, mit welcher es vom Wogenprall abgetragen wird, schwankend. Kommt die See an hartes Gestein oder an eine Erhöhung heran, so verlangsamt sich ihr Vordringen; kommt sie an weicheres Gestein oder an eine Senkung, so wird es beschleunigt. Am wuchtigsten ist



Kalkfelsküste bei Sebenico in Dalmatien.

der Anprall der Wogen am Fuße der Felsen, so daß die Wand von unten her abgetragen wird. Das ist die Ursache ihrer Steilheit. Die höheren Teile werden unterwaschen und fallen, durch die Abrasion ihrer Unterlage beraubt, herab. Die also vor der Felswand sich aufhäufenden Trümmer bilden einen Schutzwall, der vom Meer abgetragen werden muß, ehe es mit voller Kraft an die Felswand selbst herankommen kann. Je höher nun das Land, die felsige seeseitige Stirnwand ist, um so mehr Steinmaterial wird herabfallen, um so größer und stärker wird jener Schutzwall werden, und um so mehr Zeit werden die Wogen brauchen, um ihn zu zertrümmern und fortzuschaffen. Das ist der Grund, warum nicht nur härteres Gestein langsamer als weiches, sondern auch höheres Land langsamer als niedrigeres abgewaschen wird. Und weil das Abtragen höherer Teile länger dauert als das Abtragen niederer, ist auch die größere Zahl derartiger Vorgebirge hoch.

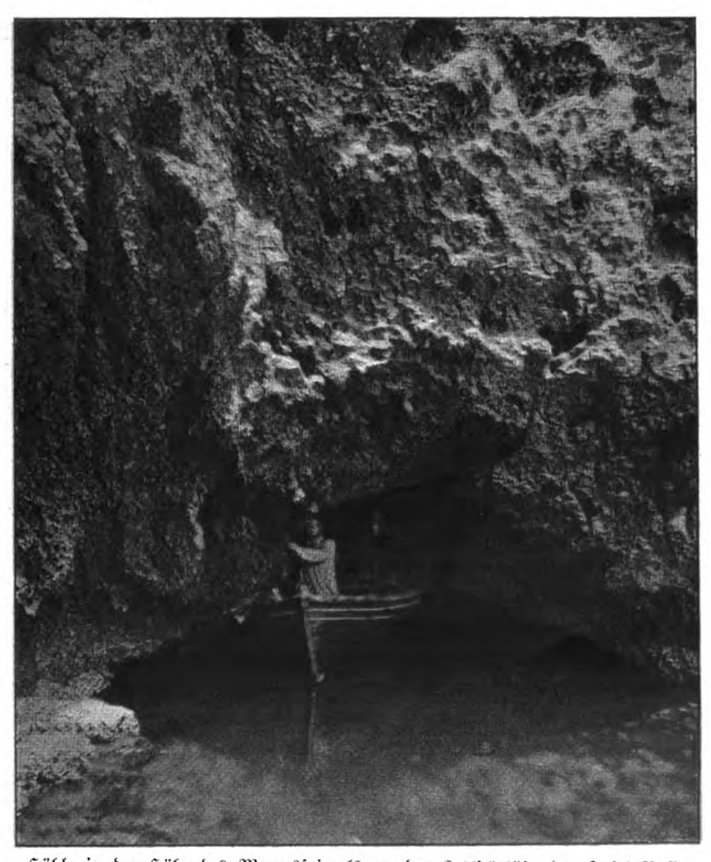
Auf die Gestalt, die eine solche vom Meer angegriffene Felsmauer erlangt, üben Struktur und chemische Beschaffenheit des Gesteins naturgemäß den größten Einfluß aus. Ist dasselbe geschichtet und sind, was in einem solchen Falle stets beobachtet wird, die aufeinander folgenden Schichten nicht gleich hart, so wird, infolge der kräftigeren Abwaschung der weicheren Lagen, die Schichtung in kräftigem Relief hervortreten. Besteht das Gestein aus einem Basalt mit vertikaler Säulenstruktur, so tritt diese dort, wo der Basalt von der Brandung bearbeitet wird, ungemein deutlich hervor. Anders wie die Ur- und vulkanischen Gesteine wird der Kalkstein vom Meere beeinflußt, denn es ist dieser in dem stets etwas kohlensäurehaltigen Meerwasser löslich und wird mehr durch Lösung als durch mechanische Abreibung abgetragen, wobei karenartige Formen, kleinere und größere Vertiefungen und in der Höhe des Meeresspiegels liegende Höhlen zu stande kommen, die zuweilen weit in den Felsen eindringen.

In eben dem Maße, in welchem das Meer die Vorgebirge abträgt, müssen auch die Strömungen landwärts vordringen und die zwischen den Vorgebirgen liegenden Sandstrandbogen abwaschen. Wenn also auch, wie erwähnt, diese Strandlinien an sich im ganzen unverändert bleiben, so

müssen sie doch den allgemeinen Rückzug des Landes vor dem Meere mitmachen.

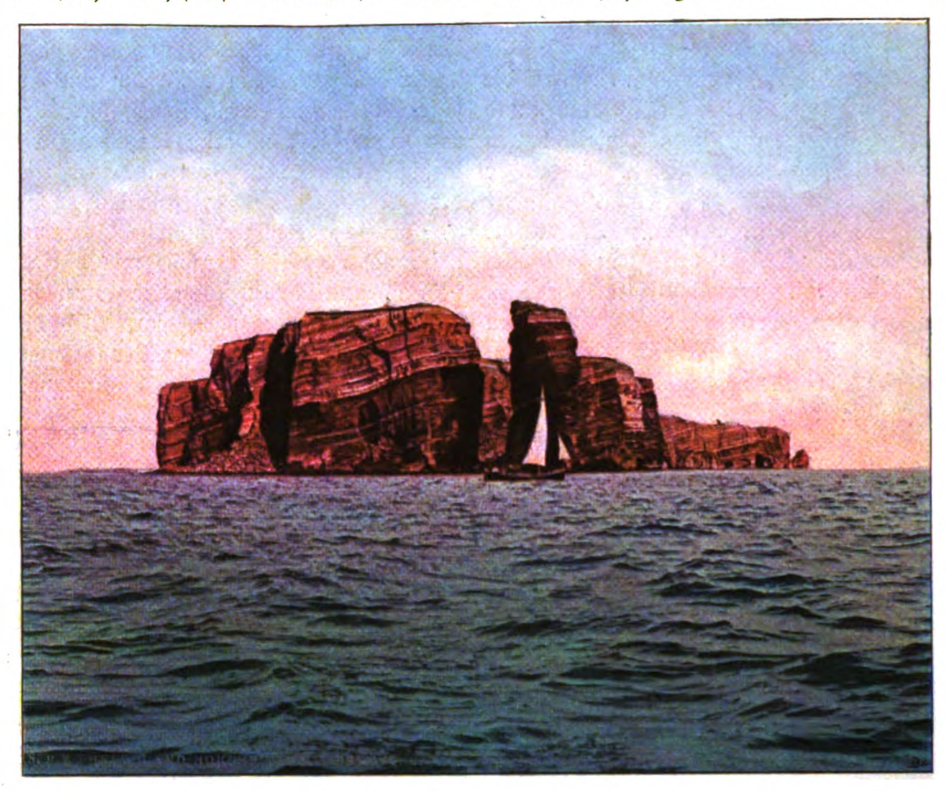
Seit der Zeit, in welcher flüssiges Wasser sich auf der Erdoberfläche angesammelt hat, wird es zweifellos abtragend auf das Land eingewirkt haben, und es müßte längst schon alles Land verschwunden sein, wenn nicht noch andere Kräfte auf der Erde tätig wären, welche immer neues Land aufbauten. Meeresströmungen können an einzelnen Orten Sand ablagern und so die Bildung neuen Landes veranlassen. Durch die Anhäufung der Skelette von Riffkorallen und anderen festsitzenden Tieren sowie Pflanzen kann gleichfalls Land entstehen. Vulkanische Ausbrüche können Inseln aufbauen oder Landvergrößerungen verursachen. Aber die Wirkung aller dieser Kräfte tritt ganz und gar hinter den auf tektonischen Störungen der Erdrinde beruhenden Landbildungen zurück. Die infolge der Abkühlung stattfindende Verkleinerung der Erde veranlaßt ein Zusammensinken ihrer Oberflächenteile. Diese sind starr und spröde, zerbrechen daher in Schollen, die dann ungleichmäßig, die einen früher, die anderen später, die einen schneller, die anderen langsamer, in die Tiefe hinabgleiten. Der hierbei zu stande kommende Seitendruck veranlaßt Faltungen der Gesteinschichten und Überschiebungen der Schollenränder. Versinkt eine vom Meere bedeckte Scholle, so nimmt das Wasser den hierdurch freigewordenen Raum ein, und es sinkt das Meeresniveau auf der ganzen Erde: überall tritt negative Strandverschiebung und Vergrößerung der Landfläche ein. Wird durch Faltung oder Überschiebung ein Emporsteigen des Meeresgrundes verursacht, so kann dort neues Land entstehen. Tritt eine solche Erhebung an einer Küste ein, so führt sie eine Vergrößerung der Landfläche herbei.

Ebenso wie die tektonischen Störungen in der oben angeführten Art negative, absteigende Strandverschiebung und Landbildung verursachen können, können sie aber auch aufsteigende, positive Strandverschiebung und Versinken des Landes zur Folge haben. Dieser Fall tritt dann ein, wenn eine Erdscholle, welche in einem Küstengebiete liegt, rascher als die Nachbarschollen in die Tiefe hinabgleitet. Je nachdem an einer Küste der Gegenwart eine Periode relativen Hinabsinkens des Landes (positive Strandverschiebung) oder eine Periode relativen Ansteigens des Landes (negative Strandverschiebung) vorangegangen war, wird diese Küste einen anderen Charakter erlangen. Die relativen Hebungen und Senkungen,



Höhle in der Höhe des Meeresspiegels an der Kalkfelsküste der Insel Busi im Adriatischen Meere.

die Anlaß zu Strandverschiebung und Bildung neuer Küstenlinien geben, pflegen nicht längere Zeit hindurch mit gleicher Geschwindigkeit fortzuschreiten, und häufig werden diese Bewegungen von kürzeren oder längeren Ruhepausen unterbrochen. Wenn eine Küstenlinie infolge einer örtlichen Strandverschiebung entstanden ist und dann dort eine solche Ruhepause eintritt, so wirken die bei der Senkung aus ihr hervorgehende Küste erlangt. Die Gestaltung der Landoberfläche aber wird einerseits durch die oben erwähnten tektonischen Störungen, andererseits, und im ausgedehntesten Maße, durch die Wirkung der Atmosphärilien bestimmt, welche stetig das Gelände abtragen und tiefe Täler hineinschneiden, zwischen denen dann die stehen gebliebenen Teile in Ge-



Vom Meer angegriffener Tonsteinfelsen. (Die Nordspitze von Helgoland.)

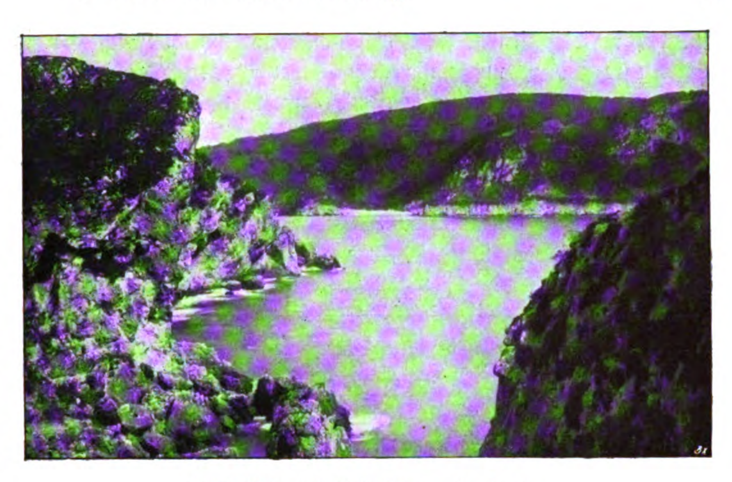
bloß die Abwaschung der Vorgebirge und die Anhäufung des von den Flüssen herabgebrachten Materials, sowie an einzelnen Küstenpunkten auch vulkanische Kräfte und Anhäufung von Korallenskeletten und dergleichen verändernd auf die Küste ein.

Wir wollen nun jene Küsten betrachten, die durch relative Senkung des Landes (positive Strandverschiebung) gebildet worden sind. Bei diesen kann die Senkung bis zur Gegenwart reichen und noch andauern oder auch schon vor einiger Zeit aufgehört haben.

In einem Senkungsgebiete bestimmt natürlich das Relief, welches die Landoberfläche vor der Senkung besaß, die Gestalt, welche

stalt von Gebirgsstöcken und -kämmen emporragen. Haben die Atmosphärilien aus einer Erhebung ein Gebirge herausmodelliert und sinkt dieses dann unter den Meeresspiegel hinab, so dringt die See, Buchten und längere Meeresarme bildend, in die Täler ein, während die Bergkämme zwischen den Buchten in Gestalt von Vorgebirgen meerwärts vortreten. Tritt dann eine Verlangsamung oder ein Stillstand in der relativen Senkung des Landes (der positiven Strandverschiebung) ein, so werden die alten Täler, in welche das Meer eingedrungen war, von dem Material, das die Flüsse darin ablagern, ausgefüllt, und

es kommen solche Ebenen und Sandstrandlinien zur Ausbildung wie die eingangs geschilderten. War das gesunkene Land ein aus parallelen Höhenzügen zusammengesetztes, gefaltetes Kettengebirge, so entsteht eine meist reichgegliederte Küste, deren Gestalt von der Richtung abhängt, in welcher die Bergkämme zur Strandlinie stehen. Ist der Winkel, den das Streichen des Gebirges mit der Gesamtrichtung der Küste bildet, ein annähernd rechter, so entsteht eine solche Riasküste, wie wir sie an einem Teile Chinas und an unserer Riviera antreffen: zahlreiche kleinere und größere Buchten dringen annähernd senkrecht ins Land ein, und dazwischen liegen die nun zu Vorgebirgen gewordenen Enden der noch nicht versenkten oder abgewaschenen Teile der Bergkämme. Die reiche Abwechselung zwischen den Buchten und Landvorsprüngen verleiht solchen Küstenstrichen einen hohen landschaftlichen Reiz. Steht man auf dem Kap St. Martin oder einem anderen solchen Vorgebirge, so sieht man, die Küste entlang blickend, einen Höhenzug hinter dem ande-



Kalkfelsküste bei Paläokastrizza in Korfu.



Paläozoische Schieferküste. (Castle Rock bei Lynton im Bristol-Kanal.)

ren. Allmählich senken sich diese Kämme hinab zum Meer, um nahe dem Strand abzubrechen und steil hinabzutauchen unter die Flut. Man erkennt zwischen ihnen die Talfurchen, in die das Meer eingedrungen ist. Blühende Gestade fassen diese Buchten ein, und zu unseren Füßen breitet sanft wogend das Meer sich aus, leise lispelnd und rauschend am Fuße der Felsen. Die Abhänge, welche sie einschließen, sind mit einem graugrünen Olivenwald bedeckt, aus dem Cypressen, dunklen Säulen gleich, emporragen. Weiter hinausblickend über die Bucht, sieht man die Festlandküste und zahlreiche ihr vorgelagerte, bergige Inseln; steilere Abhänge, teils kahl, teils mit spärlichem Pflanzenwuchse bedeckt, ziehen von den Kammlinien herab zu der blauen Flut, die, in vielgestal-



Buchten in gefalteten mesozoischen Schichten eines versunkenen Kettengebirges bei Cattaro in Süddalmatien.

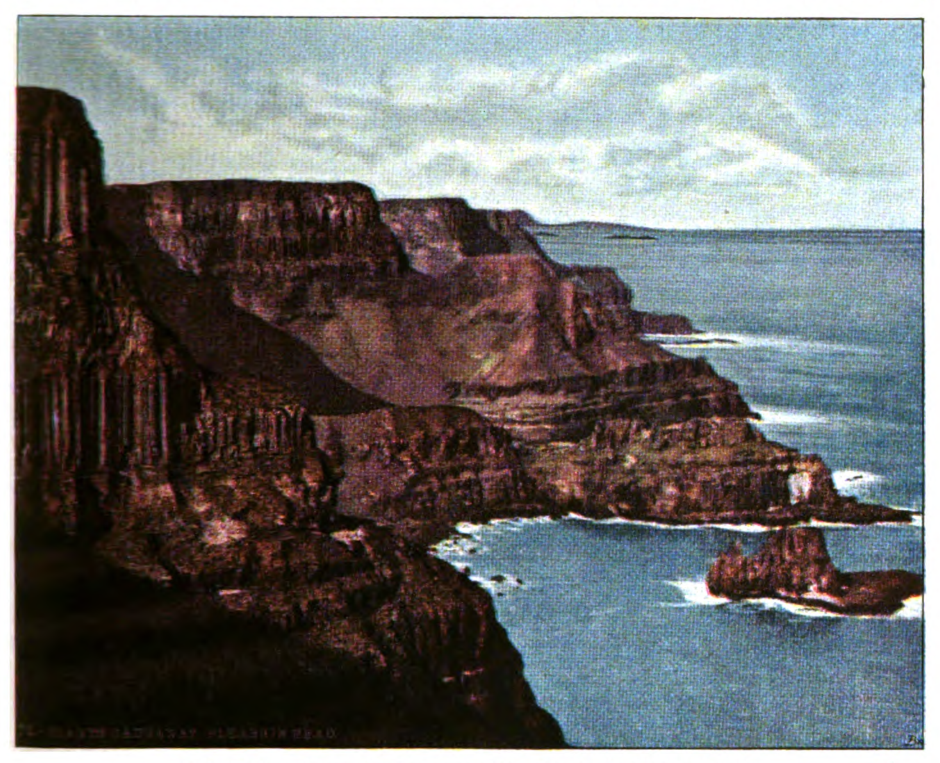
tige Arme zerteilt, allenthalben zwischen die zerstückelte Landmasse eindringt.

Trifft, wie es im nördlichen Teile der australischen Ostküste und in Dalmatien der Fall ist, die Bergkette unter einem spitzen Winkel auf die Küste oder läuft sie ihr parallel, dann dringen die Buchten schräg in das Land ein, und die Küstengliederung ist eine weniger reiche. Dafür sind solchen Küsten meist langgestreckte Inseln, Reste der äußeren, dem Meere zunächst liegenden Kämme der gesunkenen Bergkette, vorgelagert. Blickt man von einem Punkt an der dalmatinischen Küste, etwa von der alten römischen Wasserleitung bei Ragusa, hinaus nach Nordosten, so sieht man die breite, ein altes, der Küste nahezu paralleles Tal einnehmende Bucht von Gravosa. Die Ab-

Einen anderen Charakter haben die Küsten gesunkener Vulkangebiete. In solchen sind die Berge kegelförmig und die Küstenlinien dementsprechend konvex, mehr oder weniger kreisförmig: vulkanische Inseln sind zumeist rundlich, und die an Festlandküsten befindlichen Vulkanberge treten, wie z. B. der Taranaki an der Westküste der Nordinsel von Neuseeland, als halbkreisförmige Kaps über die Küstenlinie vor. Die von den Atmosphärilien in die Abhänge des Vulkans eingeschnittenen Täler, die schließlich auch den Kraterwall durchbrechen und den Krater selbst in ihr System einziehen, werden, wenn

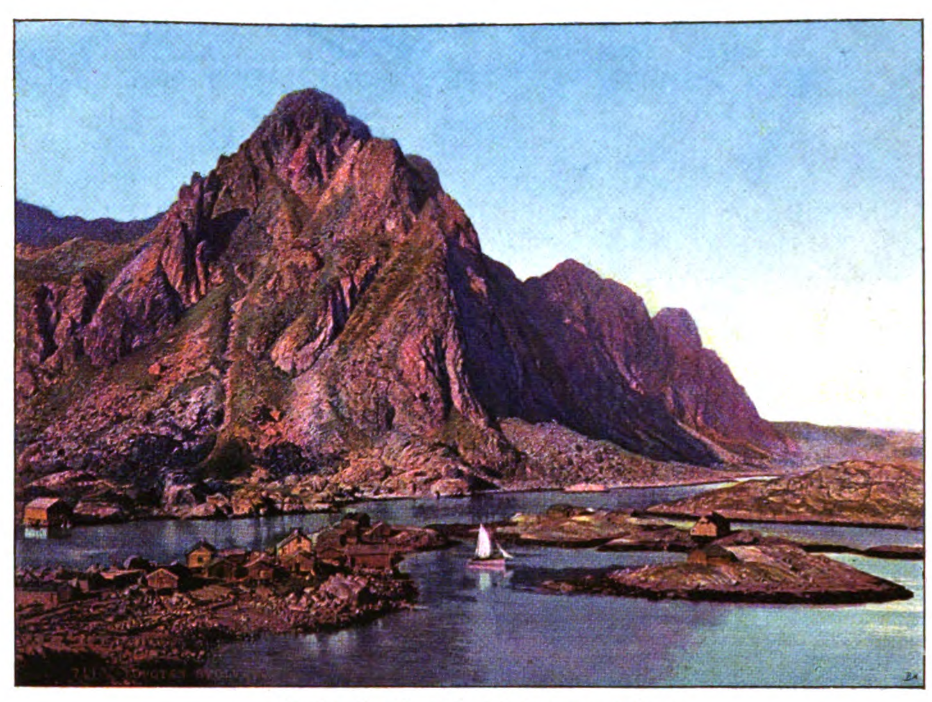
das Land sinkt, vom Meer ausgefüllt, und es entstehen Buchten, die aber nicht wie jene in den Tälern gefalteter Gebirge parallel sind, sondern radial von der Mitte der vulkanischen Erhebung ausstrahlen, wie wir dies in der Bankshalbinsel an der Westküste der Südinsel von Neuseeland beobachten.

Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Küstenbildung üben in den tropischen Gewässern die Stellen aus, an welche Meeresströmungen anstoßen und wo die Brandung am heftigsten ist. Namentlich wichtig für sie ist eine kräftige Brandung, weil durch diese die kleinen, freischwebenden Organismen getötet und zerrissen werden und so den Korallenpolypen ꝛc. viel leichter zur Beute fallen. Um aber in diesen Gebieten der heftigsten Brandung, an Stürmen und Strömungen stark ausgesetzten Küstenstrecken, bestehen zu



Basaltfelsen, Giants Causeway am Pleaskin Head, Westschottland.

bieten die Korallen und andere am Grund angewachsene Meerestiere sowie Algen aus. Diese Organismen sind, ihrer festsitzenden Lebensweise wegen, auf jene Nahrung angewiesen, die das bewegte Meer ihnen bringt. Sie können am besten dort gedeihen, wo einerseits das Meer die meisten von jenen kleinen, freischwebenden Tieren enthält, die ihnen zur Nahrung dienen, und wo andererseits die Bewegung des Nahrung herangbringenden Wassers am lebhaftesten ist. Die günstigsten Ernährungsbedingungen für diese Tiere sind daher dicht unter der Oberfläche, wo die freischwimmenden oder schwebenden Tiere am zahlreichsten sind, und an jenen Küstenstrecken vorhanden, wo Meeresströmungen anstoßen — können, um von dem dort so heftig bewegten Wasser nicht zerschmettert und entführt zu werden, bedürfen sie starker und schwerer Skelette, und so beobachten wir denn auch, daß jene Korallen ꝛc. mit derartigen Skeletten ausgerüstet sind. Diese Skelette bestehen aus kohlensaurem Kalk. Größere Mengen von festem kohlensaurem Kalk können aber, wie Murray gezeigt hat, von Meerestieren nur in der Wärme ausgeschieden werden. Deshalb sind die mit solchen schweren Skeletten ausgerüsteten, an das Leben in der Brandung angepaßten Organismen auf die tropischen Meere beschränkt. Ihre Skelette häufen sich an und bilden große, bis zum Meeresspiegel emporreichende Stufen, welche den Küsten



Glaciale Urgebirgsküste bei Svolvaer, Lofoten.

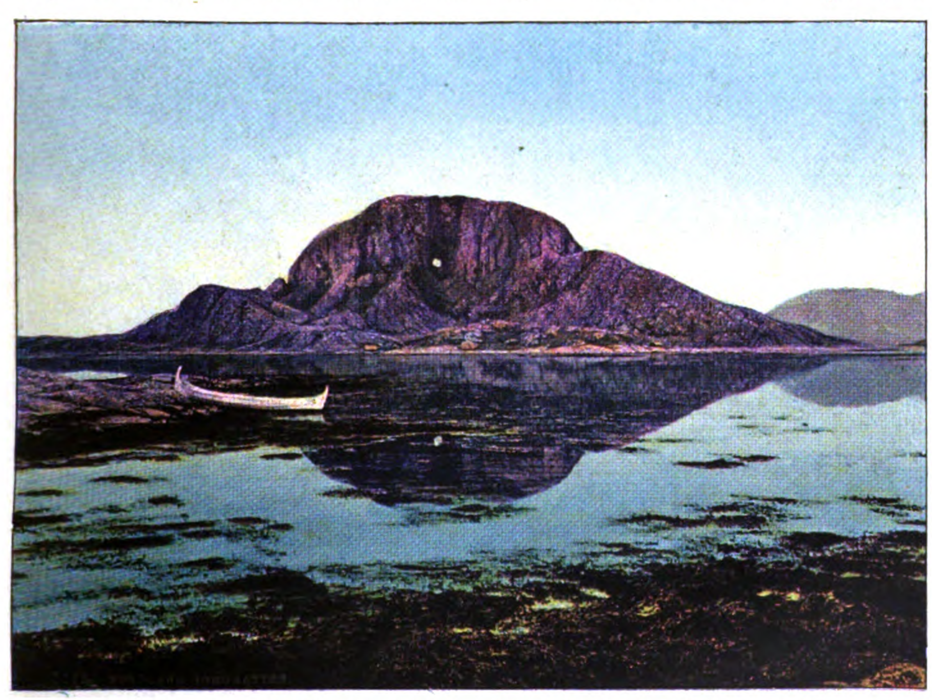
vorgelagert sind und, nach außen vorwachsend, fortwährend an Größe zunehmen. Ist eine solche Stufe gebildet worden und tritt dann eine Strandverschiebung ein, so muß sie sich ändern. Ist die Strandverschiebung eine negative, steigt die Korallenstufe — man nennt eine solche ein Strandriff — über den Meeresspiegel empor, so entsteht eine kalkige Steilküste, wie solche an vielen Inseln des Stillen Ozeans angetroffen werden und namentlich von Agassiz genauer beschrieben wurden. Ist sie eine positive, sinkt das Strandriff unter den Meeresspiegel hinab, so wachsen die Korallen an der Stufenkante, wo die Ernährungsbedingungen die günstigsten sind, so rasch, daß dieser Teil des Riffs im Meeresniveau bleibt, während die weiter rückwärts gelegenen Teile versinken. So verwandelt sich das Strand- in ein Wallriff, welches der Küste vorgelagert und von ihr durch einen zuweilen sehr breiten „Lagunenkanal" getrennt ist. Solche Wallriffe sind in der pazifischen Inselwelt allenthalben anzutreffen. Das größte Wallriff ist das der australischen Nordostküste vorgelagerte.

Die geringste Gliederung weisen im allgemeinen die Küsten der Tafelländer auf, die den Brüchen, denen entlang die Randteile kontinentaler Tafeln gegen die ozeanischen Tiefen abgesunken sind, folgen. Solchen ungegliederten Tafellandküsten begegnen wir namentlich in Südafrika.

Im Gegensatz zu diesen stehen die Fjordküsten höherer Breiten, wie solche namentlich an der amerikanischen Westküste im nördlichen alaskanischen sowohl als im südlichen patagonischen Gebiete, an der Küste von Grönland, sowie in geringerer Ausbildung auch in Nordwesteuropa (Norwegen, Schottland usw.), in Neuseeland (Westküste der Südinsel) und an anderen Orten angetroffen werden. An diesen Küsten dringen schmale, lange und tiefe Meeresarme (Fjorde) in das Land ein, welches gewöhnlich mit hohen Steilwänden aus dem Meer unmittelbar zu bedeutender Höhe ansteigt. Größere Fjorde dieser Art pflegen verzweigt zu sein. Ihre Ausläufer können mit anderen solchen Meeresarmen in Verbindung treten, so daß Stücke des Landes abgetrennt und Inseln gebildet werden. An Stellen, wo dieser Küstencharakter besonders gut ausgebildet ist, wie z. B. an der Westseite der Südspitze von Südamerika, ist dem von den Fjorden zer-

schlissenen Festlandrand ein breiter Gürtel kleinerer und größerer, durch schmale und tiefe Meeresarme getrennter Inseln vorgelagert. Auch diese Fjordküsten sind Senkungsküsten und zwar solche, die durch Senkung eines vergletscherten Gebietes entstanden sind. Die besonderen, in einem Gletschergebiete herrschenden Verhältnisse beeinflussen die abtragende Tätigkeit der Atmosphärilien derart, daß in solchen ganz eigentümliche Berg- und Talformen zur Ausbildung kommen. Und diese Eigentümlichkeiten sind es, die wir dann auch an den Fjordküsten antreffen und die diesen ihren besonderen Charakter und ihre hohe landschaftliche Schönheit verleihen.

Die Firnfelder, die sich oberhalb der Schneegrenze ausbreiten, schützen die von ihnen bedeckten Plateaus vor den täglichen Temperaturschwankungen, vor Wind und vor Regen. Unter der Schneegrenze, wo das Gelände jener schützenden Decke entbehrt, steht der Einwirkung dieser Einflüsse kein Hindernis im Wege. Hier lockert die Abwechselung von Ausdehnung in der Wärme des Tages und Zusammenziehung in der Kälte der Nacht das Gefüge der Felsen; hier dringt das Wasser in die feinen, durch die Temperaturschwankungen gebildeten Spalten ein, um in kalten Nächten dort zu gefrieren und das Gestein zu zersprengen; und hier reißen Stürme, Lawinen und fließende Gewässer die also losgebrochenen Stücke fort. Unterhalb der Schneegrenze geht daher die Abtragung des Geländes weit rascher vor sich als oberhalb. Wenn die Höhen- und Klimaverhältnisse und mit ihnen die Lage der Schneegrenze längere Zeit unverändert bleiben, so haben die Atmosphärilien Zeit, sehr viel von dem unterhalb der Schneegrenze gelegenen Gelände abzutragen, während oberhalb die Abtragung ganz unbedeutend ist. Dies führt zur Bildung von Plateaus, welche mit hohen Steilstufen zu den tief eingeschnittenen Tälern absetzen. Die Täler selbst nehmen dort, wo die von dem Firnplateau herabkommenden Gletscherzungen in ihnen herabströmen, eine ganz eigentümliche Gestalt an: sie erlangen einen U-förmigen Querschnitt, weil der Gletscher die unter ihm talabfließenden Schmelzwässer zu fortwährenden Änderungen ihres Laufes zwingt, so daß sie immer andere Teile des Talbodens abtragen. In diesen von Eiszungen erfüllten oberen Talpartien kommt es daher nicht — wie weiter unten — zur Bildung



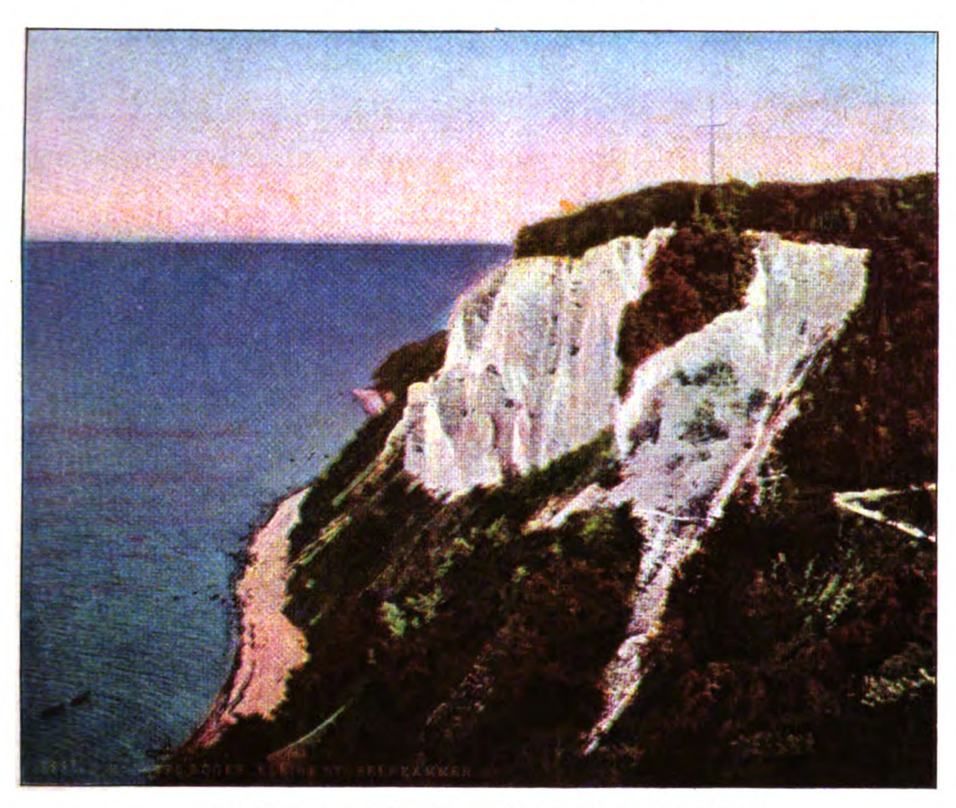
Glaciale Urgebirgsküste. (Torghatten, Nordland.)

schmaler, tief eingeschnittener Schluchten, es erlangen hier vielmehr die Täler breite, flache Böden und steile Seitenwände, die zu den überfirnten Plateaus hinaufziehen. Wenn nun ein solches Gelände sinkt, dann dringt das Meer in Gestalt langer und schmaler Arme in die einstens von den subglacialen Bächen ausgewaschenen Täler ein: dann ragen die Steilabstürze der überfirnten Hochplateaus dunklen Mauern gleich aus der grünen Flut empor; und dann erscheinen die einst durch tiefere Einsenkungen von einander getrennten Bergmassen als der festländischen Fjordküste vorgelagerte Inseln. Die Senkung, welche zur Bildung der Fjordküsten führte, begann vor Ende der Eiszeit. Die zu jener Zeit bis zum Meere herabreichenden Eiszungen füllten jene tiefen Täler aus, welche unter den Meeresspiegel hinabsanken. Erst seit Ende der Eiszeit, seitdem sich die Gletscher aus jenen Tälern zurückgezogen haben, hat die Ausfüllung durch das von den fließenden Gewässern herabgebrachte Material begonnen. Wegen der Kleinheit dieser Flüsse, der geringen Menge von Material, das sie ablagern, sowie der großen Tiefe der Fjorde hat in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die seit Ende der Eiszeit verflossen ist, diese Ablagerung noch nirgends zur Ausfüllung der Fjorde führen können; überall sind sie noch meererfüllt und die durch jene Ablagerung in ihrem Hintergrund aufgebauten Strandleben klein.

Ihrer glacialen Natur entsprechend, sind die Fjorde auf höhere Breiten beschränkt. Der dem Äquator am nächsten liegende echte Glacial-Fjord ist der großartige Milfordfjord an der Westküste der Südinsel von Neuseeland unter 44½ Grad südlicher Breite. Diesen wollen wir uns näher betrachten. Das Land in seiner Umgebung ist über 1000 Meter hoch; ihm entragen stattliche Berggipfel, die wie ein Kranz ihn umgürten: der Kimberlyberg im Norden, der Barrenpik im Osten und die als 1800 Meter hohe Mauer aus dem Meer emporsteigende Milforder Bischofsmütze im Südwesten. Steile, bis 1000 Meter hohe Felswände, die unmittelbar aus der Wasserfläche emporsteigen, fassen den gegen 17 Kilometer langen und



Glacialer Fjord an einer Urgebirgsküste. (Troldfjord, Lofoten.)



Kreidefelsen an der Ostseeküste. (Kleine Stubbenkammer, Rügen.)

2 bis 3 Kilometer breiten Fjord beiderseits ein. An seinem oberen Ende hat der in den Fjord sich ergießende Cleddyfluß eine kleine Strandebene aufgebaut. Mehrere Nebentälchen münden oben in den den Fjord einschließenden Hängen aus. Von diesen stürzen weißglänzende Wasserfälle über die schwärzlichen Felsen herab. Überall, wo kleine Absätze die Wandflucht unterbrechen, schmücken immergrüne Bäume die Felsen, und von den Höhen herab blinken Firnfelder, tief unten sich spiegelnd in der dunklen Flut des herrlichen Fjordes.

Wir wollen uns jetzt den **Hebungsküsten**, das heißt jenen zuwenden, an denen zuletzt **eine relative Senkung des Landes**, eine **positive Strandverschiebung** stattgefunden hat. Diese mag schon vor längerer Zeit zum Stillstand gekommen sein oder bis in die neueste Zeit gewährt haben oder noch andauern. So wie die Küstengestalt in Gebieten positiver Strandverschiebung, wo sich das Land dem Meere gegenüber gesenkt hat, von dem Relief abhängt, das das Land vor der Senkung besaß, ebenso hängt die Gestalt der Hebungsküsten in Gebieten negativer Strandverschiebung von dem Relief des Meeresbodens ab, der durch die Hebung trocken gelegt wurde. War der unterseeische Abhang, der nun zur Küste geworden, steil, so entsteht eine stärker geneigte, zuweilen jäh abfallende Küste, wie solche, außer bei den oben erwähnten Korallenküsten, neuerlich auch von Sverdrup im westlichen Teile des arktischen Archipels im Norden von Nordamerika angetroffen wurden und auch anderwärts vorkommen. War der Meeresboden dagegen eine sanft geneigte, allmählich abfallende Fläche, so entstehen flache, meist sandige Küsten, hinter denen sich ausgedehnte, meist ebenfalls sandige Ebenen auszubreiten pflegen. Das vor solchen Küsten liegende Meer ist gewöhnlich eine seichtere Flachsee. Viele Teile der amerikanischen Ostküste und der eurasischen Nordküste, der sibirischen sowohl wie der norddeutschen, sind solche flache, sandige Hebungsküsten. Häufig sind solchen Küsten Nehrungen vorgelagert, wie wir solche an der

deutschen Ostseeküste gut ausgebildet finden. Diese Nehrungen sind sehr merkwürdige Uferbildungen. Sie erscheinen als bogenförmige, gegen das Meer hin konkave Sanddämme, welche benachbarte Küstenvorsprünge verbinden und seichte Strandseen, wie das Frische und Kurische Haff, vom Meere abgrenzen. Die die Küste entlang streichenden Meeresströmungen werden landeinwärts immer schwächer; die Masse des von den Flüssen vor ihrer Mündung abgelagerten Materials ist an der Küste am bedeutendsten und nimmt von hier aus meerwärts ab. In den Einschnitten solcher flacher Hebungsküsten überwiegt geradeso wie in den Buchten von Senkungsküsten, wie wir eingangs eine solche beschrieben haben, die Ablagerung die Entführung des Materials durch Meeresstömungen. Draußen dagegen verhindern auch an solchen die stärkeren Strömungen eine Anhäufung von Material. Die durch die Nehrung bezeichnete Bogenlinie bildet die Grenze des Gebietes der überwiegenden Anschüttung. Hinter jener Bogenlinie wird der Meeresboden erhöht, und an der Bogenlinie setzt dieser erhöhte Teil mit einer verhältnismäßig steilen Stufe nach außen meerwärts ab. Die also gebildete Stufe lenkt alle horizontal von draußen her an sie herankommenden Meeresströmungen nach oben ab, und die hinaufströmenden Wassermassen reißen Sandteile von der äußeren Stufenabdachung los und lagern sie oben wieder ab. So wird auf der Kante der Stufe ein Damm aufgebaut, der fortwährend höher wird und endlich über die Ebbegrenze emporsteigt. Bei Ebbe trocken liegend, ist die Krone dieses Dammes dem Wind ausgesetzt, der rasch den Sand trocknet und ihn zu höheren, auch zur Flutzeit trocken liegenden Dünen zusammenweht. Dort, von woher der Wind den Sand bei der Ebbe genommen, wird von den Strömungen bei der Flut frischer Sand abgelagert, den der Wind zur Ebbezeit wieder erfaßt, um ihn auf die Düne hinaufzuwehen. Wohl verschlingen zuweilen heftige Sturmfluten Teile der Nehrung, aber stets bauen die ruhigeren Strömungen und der Wind sie wieder auf.

Wenn man, die köstlichen Stunden geistiger Ruhe genießend, auf der Düne einer solchen Nehrung liegt, dem Dämmerlicht der Studierstube entronnen, seine Glieder im Sonnenlicht badet und, alle kleinlichen Sorgen vergessend, hinaufblickt zu den rasch dahineilenden Wolken — und lauscht man halb träumend dem Donner der Brandung, die draußen sich bricht, dem Rauschen der Wässer und dem Säuseln des über den Sand hinstreichenden Windes, so hört man, wie diese vielfältigen Töne harmonisch zusammenklingen zu dem hohen Liede der niemals ruhenden, das Antlitz der Erde fortwährend verändernden, ewig heilsam schaffenden Gewalt, die auch unsere Seele erfaßt und emporhebt zu der glückspendenden Ätherhöhe wahrer Geistesfreiheit.



Kalkfelsküste bei Abbazia im Quarnero.



Ein Sportsmann

Dialogisierte Novelle

von

Marie von Ebner-Eschenbach

Bartenheim (Junggeselle. Fünfzig Jahre alt. Mittelgroß, schmal, nervig. Dunkelbraune, schlicht gekämmte Haare, kleiner Schnurrbart, kurz gehaltenen, kleinen Backenbart. Rassegesicht. Niedrige Stirn, kräftige Nase. Ruhige dunkelbraune Augen, in denen es bei starker Erregung feurig aufblitzt. Ziemlich großer, energischer Mund mit schmalen, fest geschlossenen Lippen. Gelassenes Benehmen, ohne Spur von Absichtlichkeit).

Hans Donath (Dragonerleutnant. Zweiundzwanzig Jahre alt. Etwas größer als Bartenheim, mit dem er Ähnlichkeit hat. In seiner Art und Weise verrät sich die viel weichere Natur. Er beobachtet Bartenheim gegenüber nur mit größter Selbstüberwindung sein zurückhaltendes Benehmen).

(Herrenzimmer. Die Einrichtung ist behaglich und hat einen etwas altmodischen Anstrich. An den mit dunkelbraunen Ledertapeten überzogenen Wänden hängen Bilder von berühmten Rennpferden in einfachen Rahmen. Links zwei Fenster, zwischen ihnen ein massiver Tisch, auf dem Stöcke und Peitschen liegen, darüber eine Pendeluhr. Schräg in der Ecke auf einem Marmorsockel die Reiterstatuette Bartenheims. Eine Mitteltür, eine Tapetentür rechts. An der Wand neben ihr ein breiter Diwan, ein Tisch mit Rauchrequisiten, Fauteuils.)

Bartenheim (kommt von rechts im Hut und Sommerpaletot. Kammerdiener folgt. Bartenheim tritt an den Tisch, wählt dort einen der Stöcke und nimmt das Taschentuch und die Handschuhe in Empfang, die der Kammerdiener ihm reicht. Ein Diener durch die Mitte.)

Diener. Leutnant Graf Donath. Ich habe gesagt, daß Herr Graf im Begriff sind auszugehen.

Bartenheim (hat anfangs nicht hingehört). Im Begriff sind ... Jochel, Sie werden noch der reine Bildungsfex. Was gibt's?

Diener. Leutnant Graf Donath ...

Bartenheim. Wer?

Diener. Leutnant Graf Donath.

Bartenheim (zieht die Brauen zusammen). Sie haben ihm gesagt, daß ich „im Begriff“ bin —

Diener. Auszugehen.

Bartenheim. Gut.

Diener (will abgehen).

Bartenheim. Halt! — Warten Sie ... Ich will doch — — Führen Sie ihn herein. (Er nimmt den Hut ab.)

Hans (tritt ein. Militärischer Gruß. Er ist augenscheinlich bemüht, seine tiefe Gemütsbewegung zu verbergen). Ich bitte um Entschuldigung, Graf Bartenheim — ich störe ...

Bartenheim. Durchaus nicht.

Hans. Sie wollten ausgehen.

Bartenheim. Ich bleib' ebenso gern da. (Gibt dem Kammerdiener einen Wink, läßt sich von ihm den Paletot ausziehen.)

Hans (tritt heran, will ihm den Hut abnehmen).

Bartenheim (ablehnend). Lassen Sie gut sein. Bitte!

Kammerdiener (mit den Kleidungsstücken in das Toilettenzimmer).

Bartenheim (zu Hans). Legen Sie ab.

Hans (verbeugt sich, schnallt den Säbel ab, legt ihn samt der Kappe auf einen Sessel, der neben der Mitteltür steht).

Bartenheim (hat ihm liebreich nachgesehen. Als Hans sich wendet und wieder auf ihn zukommt, kühl und förmlich wie früher). Sie haben Urlaub?

Hans. Fünftägigen — gehabt.

Bartenheim. Kommen jetzt?

Hans. Von Gradno.

Bartenheim. Habe mir's gedacht — vom Begräbnis ...

Hans. Meiner Mutter.

Bartenheim. Schwerer Verlust für Sie.

Hans. Schwerer Verlust — und so bitter! Sie hat gewünscht, mich noch zu sehen, sich sehr gesehnt, gewartet ... und ich hab' sie nicht mehr am Leben gefunden ... (Haßerfüllt, verächtlich.) Ich bin zu spät berufen worden durch diesen — durch den ...

Bartenheim (kalt). Durch wen?

Hans. Durch den Grafen Donath.

Bartenheim (wie oben). Ihren Vater.

Hans (zwischen den Zähnen, trotzig). Durch den Grafen Donath.

Bartenheim (absichtlich überhörend, lenkt ab). Wann rücken Sie wieder ein?

Hans. Übermorgen früh bin ich zu Haus.

Bartenheim (nicht ihm freundlich zu). Beim Regiment heißt bei Ihnen „zu Haus"? — Gut.

Hans. Wenn man kein anderes hat.

Bartenheim (will etwas erwidern, besinnt sich und schweigt. Seine Cigarre ist ausgegangen, er setzt sie umständlich wieder in Brand).

Hans (aufgeregt und anklagend). Ich habe kein anderes, seitdem meine Mutter tot ist.

Bartenheim (absichtlich überhörend). Wissen Sie, lieber Donath ...

Hans (vorwurfsvoll). Sie haben mich früher immer Hans genannt.

Bartenheim. Die Zeiten ändern sich. Sie sind jetzt regierender Leutnant.

Hans. O — deshalb ...

Bartenheim. Ja, wenn Sie nichts dagegen haben —: Hans. Also, was ich sagen wollte, mein Lieber — ausgeschlafen kommen Sie morgen nicht auf die Reitschule. Das ist ein kurioser Umweg, den Sie da machen ...

Hans (rasch). Er reut mich nicht!

Bartenheim (ohne sich unterbrechen zu lassen). Von Gradno über Wien nach Biljeka.

Hans (freudig überrascht). Sie wissen, daß ich dort in Station bin?

Bartenheim (einen Augenblick betroffen, aber gleich wieder gefaßt, nachlässig). Der Baron Straßer, glaub' ich, hat neulich im Klub davon gesprochen, sein Bruder dient in Ihrem Regiment.

Hans. Er ist mein Rittmeister.

Bartenheim. Angenehmer Vorgesetzter?

Hans. Sehr.

Bartenheim. Gutes Regiment überhaupt.

Hans. Sie kennen es. Es war das Ihre, und darum hab' ich just in dem dienen wollen. Sie sind nicht vergessen, Graf Bartenheim, in Ihrem alten Regiment. Die Alten werden jung, wenn sie von Ihnen sprechen. Wie oft hör' ich sagen: Der beste Soldat, der beste Kamerad, das war der Bartenheim und damals auch schon der beste Reiter.

Bartenheim (hat ihn, während er sprach, mit einem warmen Blick angesehen und sich dabei seinen Gedanken überlassen. Zerstreut). Wer?

Hans. Sie.

Bartenheim. Ich — was? Ja so! ... Freut mich, wenn ich gut angeschrieben bin bei Ihnen (lächelnd) „zu Haus".

Hans. Nach jedem Rennen, das Sie mitgemacht haben, soll großer Jubel losgewesen sein, wenn in den Zeitungen gestanden hat: Graf Bartenheims Nikolo oder Kisbir oder Däumling Erster. Und damals, wie man Ihnen nach Ihrem letzten Sieg die Statuette dort verehrt hat, haben die Offiziere ein Fest gegeben.

Bartenheim. Erinnere mich. Gratuliert haben Sie mir ja auch. Jeden meiner alten Kameraden, der noch bei Ihnen dient, grüßen Sie mir.

Hans. Die werden sich freuen! Die werden mich beneiden, daß ich da sein durfte, da bei Ihnen!

Bartenstein (mißmutig). Komplimente?

Hans. Sie merken schon, daß es keine sind. (Unwillkürliche Bewegung nach der Hand Bartenheims.)

Bartenheim (mit ablehnender Gebärde, aber nicht unfreundlich). Also Sentimentalitäten. Sind Sie sentimental?

Hans. Beim Regiment gelt' ich nicht dafür... Aber heut' ... wissen Sie, heut' ... Wenn man durchgemacht hat, was ich ... (rasch, seinem Gefühl nachgebend). Stellen Sie sich vor — Sie haben Ihre Mutter sehr lieb ... Sie werden Ihre Mutter auch sehr lieb gehabt haben ...

Bartenheim (peinlich berührt. Wendet sich ab). War nicht danach. Lassen wir die Toten in Ruh'.

Hans. Die meine — die war danach!

Bartenheim. Ein prächtige Frau.

Hans (hingerissen). Und wenn gewisse Leute sich unterstehen, anzuspielen auf einen Schatten, der in ihrem reinen Leben — mir wäre dieser Schatten Licht und Glanz — ich würde ihr zur Tugend ...

Bartenheim (fällt ihm ins Wort, eisig). Sie fiebern, scheint mir.

Hans. Nein! ... Ja! — Vielleicht. (Sich fassend.) Was ich sagen wollte ... Sie hätten Ihre Mutter lieb gehabt — nehmen Sie es an — und sie hätte gekränkelt, lange schon, und Sie wären in Sorgen gewesen um sie. Aber da ist einer, der lacht Ihnen ins Gesicht. — Sorgen — warum denn? Es fehlt ihr ja nichts — Zustände — ach was! Die anderen leiden mehr darunter als sie ... Und sie gibt ihm recht, immer recht! Sie widerspricht ihm nicht, sie beugt sich ... die stolze Frau vor ihm — wie eine Magd ...

Bartenheim (zuckt zusammen, blickt starr vor sich hin).

Hans. Ich — lass' mich beschwichtigen, leb' in den Tag hinein. Es geht mir gut, schreibt sie in jedem Brief. Da — auf einmal kommt ein Telegramm: Mutter schwer krank. Erwarte dich. Und ich kenn' ihn und begreife gleich, was das zu sagen hat ... Und also: fort, zu ihr! zu — ihr? — find' ich sie noch? (Er beißt die Zähne zusammen.) Die Reise merk' ich mir ... Find' ich sie noch? Wird sie mich noch verstehen, wenn ich sage: „Mutter"? werd' ich noch einmal von ihr hören: „Kind"? — Meine Jugend, meine Gesundheit, mein Leben dafür ... Ich komm' an ... und ... steh' — vor dem geschlossenen Sarg. Nicht einmal den Anblick der Toten hat er mir gegönnt, der — Graf Donath. Hat erst telegraphiert, als alles schon vorüber war ... Aus Güte. — Er wollte sie schonen und mich ... Er — schonen! der Heuchler ... der ...

Bartenheim (fällt ihm ins Wort). Vergessen Sie nicht ...

Hans (nach einer Pause mit Ingrimm). Ich hab' ihm nichts getan! — Er ist hinter dem Sarg gegangen, und der seine wird neben dem ihren stehen in der Gruft, und ich — ich halte den Gedanken aus. Ich suche meine Mutter nicht in der Gruft in Gradno. Dort modert ihr abgelegtes Kleid. Sie lebt in meinem Andenken und in dem der Menschen (vermeidet es, Bartenheim anzusehen), die ihr wert gewesen sind.

Bartenheim (etwas forciert, förmlich). Und denen es gewiß heilig bleiben wird. (Nach abermaliger Pause, ablenkend.) Sie haben Verwandte hier, waren Sie bei ihnen?

Hans. Nein. Es ist ja auch keine Zeit —

Bartenheim. So? — Richtig, ja.

Hans. Ich habe Verwandte. Lauter Donaths. Sind alle auf einen Schlag. Ich mag sie nicht.

Bartenheim. Pflegen Sie das so in die Welt hinauszuschreien?

Hans. Ich sage es Ihnen, weil ich Ihnen gern etwas sage, was kein anderer aus mir herausbrächte. Und auch weil ich glaube, daß Ihnen die Donath mit ihrer katzenpfotigen Freundlichkeit gerade so ans Herz gewachsen sind wie mir. Wie sollten Sie auch die Sorte vertragen? Ihnen muß ja die Falschheit zuwider sein.

Bartenheim (lächelt ihn an). Beinahe ebenso wie die Lobhudelei.

Hans. Ja, selbst wie das hundertfach verdiente Lob und die Bewunderung ...

Bartenheim. Schon gut.

Hans. Noch nicht!

Bartenheim. Verdiene keine Bewunderung.

Hans. Ja und ja! Bewunderung und Vertrauen ... Warum kommen denn die Leute zu Ihnen, wenn sie sich nicht Rat wissen in einer heiklen Ehrensache? Warum lebt ein armer Teufel, der nirgends Rettung sieht und schon verzweifeln will, wieder auf, wenn er hört: der Bartenheim nimmt sich deiner an? Warum, wenn's auf eine Fürsprache ankommt, bei der man leicht eine hohe Ungnade riskiert, kann man Gift darauf nehmen, daß einer reden wird. Wer? der schweigsame Bartenheim.

Bartenheim. Sind Sie fertig? Ist Ihnen jetzt leichter?

Hans. Ja. Ich kann, seitdem mir nach und nach die Augen aufgegangen sind, die Antwort auf diese Warum geben. Früher hätt' ich sie nicht gewußt, und doch war es mir schon als Kind eine ausgemachte Sache: an dem Bartenheim, der so selten kommt, ist mehr als an allen, die bei uns ein- und ausgehen. Und wenn Sie mir auf die Schulter geklopft und mich gefragt haben:

Wie geht's dir, Hans? war ich stolz, und — gerade zum besten ist es mir ja nicht gegangen in meinem — Vaterhaus; aber in dem Augenblick habe ich antworten können: Jetzt geht's mir gut ... Einmal hab' ich in einer illustrierten Zeitung ein Bild von Ihnen gefunden, es ausgeschnitten und an die Wand genagelt über mein Bett und habe zu meiner Mutter gesagt: Wie der ist, so will ich werden.

Bartenheim (in Gedanken. Halblaut). Und Ihre Mutter, was wird sie wohl gesagt haben?

Hans. Sie hat nichts gesagt. Sie hat mich zärtlich geküßt.

Bartenheim (fast übermannt, bezwingt sich. Wirft einen Blick nach der Pendeluhr). Ja, mein lieber Hans, mir tut leid, aber wenn Sie Ihren Zug nicht versäumen wollen ... Ihr Zug geht um fünf.

Hans. Verzeihen Sie, um halb sechs.

Bartenheim (nachdrücklich). Um fünf.

Hans (versteht, erhebt sich. Ein schmerzliches Zucken verzieht sein Gesicht. Er holt seinen Säbel, schnallt ihn um, nimmt die Kappe).

Bartenheim. Ihre Reisesachen werden Sie auch noch abholen müssen.

Hans (kaum fähig zu sprechen). Die sind — auf dem — Bahnhof ...

Bartenheim (nervös). So. Nun denn: Adieu. Gute Fahrt, gute Ankunft.

Hans (steht erwartungsvoll). Dan—ke.

Bartenheim. Es war schön, daß Sie mich aufgesucht haben.

Hans. Darf ich wiederkommen?

Bartenheim. Gewiß! Gewiß!

Hans. Im Herbst.

Bartenheim. Im Herbst?

Hans. Es heißt — und wir hoffen sehr darauf —, unser Regiment soll hierher transferiert werden.

Bartenheim (peinlich überrascht). Ist das bestimmt?

Hans. Es soll so gut wie bestimmt sein. Im Herbst also darf ich wiederkommen?

Bartenheim (zögernd). 's ist die Frag', ob Sie mich finden ... Ich habe Reisepläne. (Reicht ihm die Hand.) Adieu.

Hans (ergreift die Hand Bartenheims und küßt sie rasch).

Bartenheim. Was fällt Ihnen ein? Adieu, Donath, adieu, Hans!

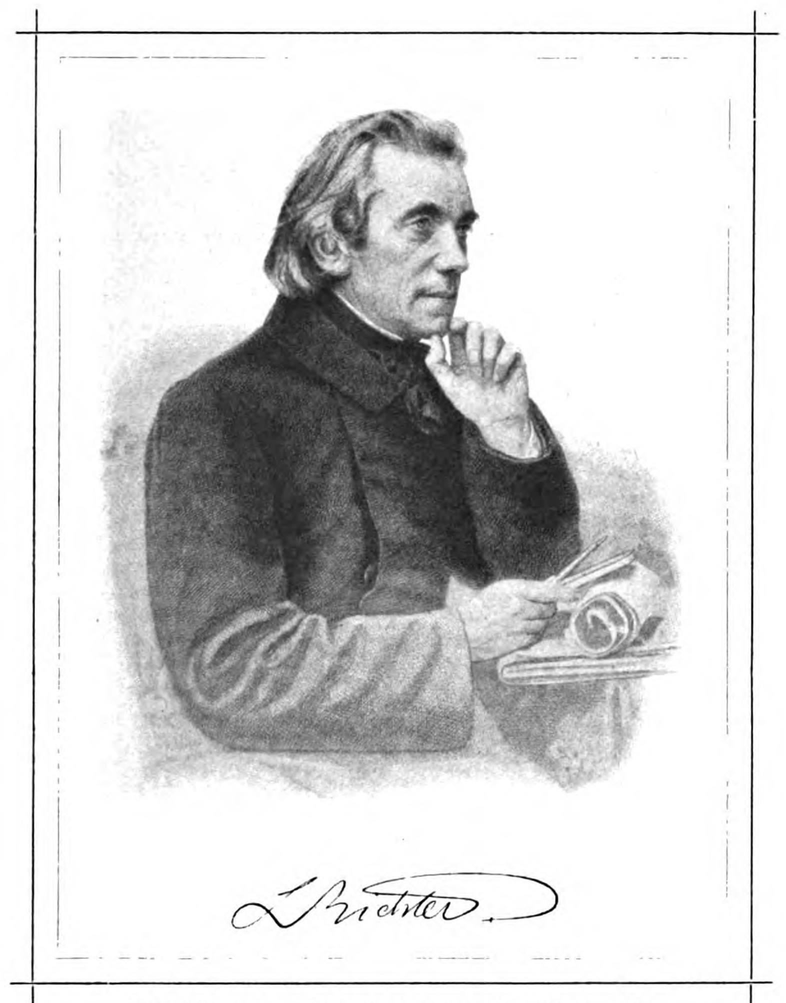
Hans (grüßt, geht zur Tür. Dort, die Hand schon auf der Klinke, bleibt er stehen, sieht sich noch einmal nach Bartenheim um).

Bartenheim (am Tische, auf dem er etwas zu suchen scheint. Nach einer Weile wendet er den Kopf und nickt Hans verabschiedend zu).

Hans (ab).

Bartenheim (wie einer unwiderstehlichen Anziehung folgend, ein paar Schritte ihm nach. Nimmt sich mit Gewalt zusammen und bleibt schwer atmend stehen. Dann tritt er ans Fenster und winkt hinab, wie dankend für einen Gruß. Geht vom Fenster fort und bis zur Mitte des Zimmers). Leb' wohl, mein Junge! (Beide Hände krampfhaft an den Kopf gepreßt). Ah! ... Das war schwer!





(Stahlstich von A. Weger, Leipzig, nach einer Photographie.)
Aus dem „Richter-Album“ von Georg Wigand, Leipzig.

Ludwig Richter

Von

Max Osborn

In diesem Herbst ist ein Jahrhundert vergangen, seit einer der deutschesten Künstler, Meister und Menschen, die je gelebt, das Licht der Welt erblickt hat. Als dieses Herbsttages Morgen emporstieg, hätten rings in deutschen Landen die Glocken aller Kirchen läuten müssen, in allen kleinen Städten, Nestern und Dörfern hätte grünes Laub und bunter Fahnenschmuck die Häuser zieren, die Musikanten hätten Umzug halten, alle, alle hätten sie herbeikommen müssen, die Alten und die Jungen, auch die Greise durften nicht fehlen, und vor allem nicht die Kinder! Die vor allem mußten dabei sein, im Sonntagsstaat und mit Kränzen im Haar, singend und jubelnd und spielend und tanzend! Nur die großen Städte, die „modernen Zentren“ und „Metropolen“, diese nüchternen und charakterlosen Steinhaufen, waren von der allgemeinen Feier

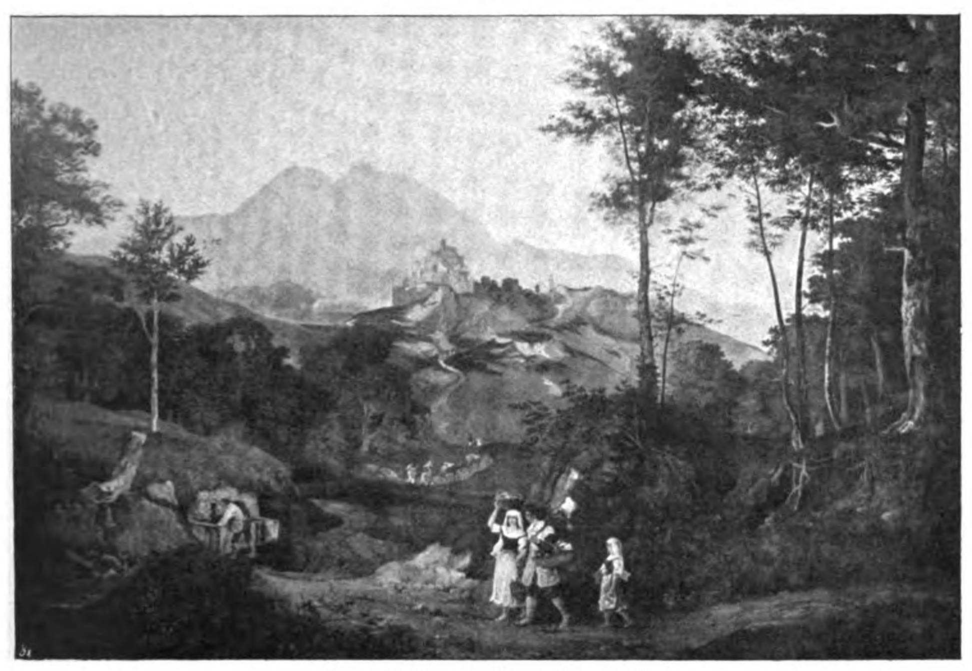
ausgeschlossen. Sie haben nichts gemein mit der Welt und Art dieses lieben Meisters; höchstens daß sich in irgend einem Winkel ein Kunstfreund, der in seinen Mappen wühlt, oder eine Familie, in der gute Kulturtraditionen lebendig sind, ganz still an dem Feste beteiligen konnte.

Leider ist diese große deutsche Feier ein schöner Traum geblieben. Denn die Zahl derer, die wissen, was sie an Ludwig Richter besitzen, ist noch immer nicht allzu groß. Die große Masse unseres Volkes, für die er schuf, ist in künstlerischen Dingen zu ratlos, zu unwissend, zu stumpf oder zu verbildet und verleitet, um sich seiner nach Gebühr zu freuen. Aber auch die Wissenden sind zum großen Teil so stark in einseitigen Kunstanschauungen befangen, daß ihrem Auge der klare Blick für die Herrlichkeit dieses Meisters abhanden gekommen ist. Und die schließlich, die ihn bisher gefeiert und gepriesen haben, sind dabei nicht selten von recht falschen Gesichtspunkten ausgegangen. So ist das Maß von echter Liebe und wahrem Verständnis, das Ludwig Richter in seinem Vaterlande heute genießt, im Grunde ein recht bescheidenes. Vielleicht, daß auch in diesem Falle, wie so oft, der äußere Anlaß des hundertsten Geburtstages, der aller Augen wieder auf den „Jubilar" lenkt, nicht nur seinem Ruhme Wiedergeburt und Verjüngung, sondern, was wichtiger ist, seinem ganzen Lebenswerk Erneuerung und Wiederauferstehung bedeutet, daß es in Zukunft tiefer und nachhaltiger wirke als je zuvor.

„Der Deutschesten einer" — gewiß, Ludwig Richter hat nicht alles ausgeschöpft, was in der Natur unseres Volkes ruht, und er gehört noch weniger zu denen, die alle Ausstrahlungen der Seele ihrer Zeit in der Schöpferkraft ihres Genies wie in einem Brennspiegel auffingen; er zählt nicht unter die Meister, die ihr Herzblut daran setzten, den Wagen der Kunst vorwärts zu führen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eben aus diesem Grunde diejenigen unter seinen Zeitgenossen, die in dem großen künstlerischen Entwickelungskampfe des neunzehnten Jahrhunderts als Heerführer auftraten, im Verein mit ihren Kampfgenossen Richter nicht gerecht zu werden vermochten. Ebenso wie er aus dem gleichen Grunde von den künstlerischen Reaktionären aller Schattierungen vielfach als Eideshelfer angesprochen wurde, ohne es zu verdienen. Wir heute aber stehen jenseits dieser Kämpfe, die Schlacht ist entschieden, der moderne Gedanke hat



Santa Balbina, Rom. Getönte Bleizeichnung. Um 1825.
(Im Besitz des Herrn Alexander Finsch, Berlin.)



Rocca di Mezzo. Ölgemälde. 1825.
(Im Städtischen Museum, Leipzig.)

gesiegt, und frei von den Parteiungen des Streites sehen wir Ludwig Richters Kunst als eine unsagbar liebliche Blüte vor uns stehen, die aus dem Boden unseres Landes wuchs; unbefangener als die hinter uns liegenden Jahrzehnte betrachten wir seine wundervolle, edle Persönlichkeit.

Da will uns nun der liebe Meister als ein zum Individuum gesteigertes Stück unseres eigensten Inneren erscheinen, als eine Verkörperung all des Zarten, Milden, Heimlichen, all des Versonnenen und Verträumten, des Herzlichen und Innigen, das in der deutschen Seele heimisch ist. Bescheidenes Glück im arbeitsamen Frieden des Alltags, im frohen Kreise geliebter Menschen, im beseligenden Genießen der heimischen Natur, hingebungsvolle Treue an alles Ererbte und vom Geschick Zuerteilte und eine tiefe heilige Frömmigkeit reiner, gläubiger Herzen — das ist seine Welt, das klingt in leise gedämpften Volksliedweisen und Choralaccorden aus den Tausenden seiner Blätter und Blättchen. Hier ist Ruhe, Sicherheit, kein Gären und Brausen, kein Zweifeln und Zagen, keine Zerrissenheit und kein wankender Mut; Klarheit und Harmonie, nicht aus kultiviertem Formgefühl errungen, sondern aus natürlicher Herzensheiterkeit geboren, die Harmonie einer Blume, nicht die eines Tempelbaues. Hier haben die Nervosität und die faustische Unbefriedigung des modernen Lebens keine Statt; denn nicht der Beginn der neuen, sondern der Rest der alten Zeit steigt empor — der lieben alten Zeit, die bei Ludwig Richter wahrhaft auch eine gute ist. Nicht die Maschine herrscht hier, sondern das Handwerk mit dem goldenen Boden. Die Grundlagen, aus denen die Verhältnisse der Gegenwart, den Acker völlig umgrabend, erwachsen sind, werden in ihren primitiven Formen, in deutlich übersehbaren Umrissen vor uns ausgebreitet. Wir sind in der Wohnstube des Kleinstädters, auf der Straße, wo sich alle kennen, vor dem Hause, wo des Abends die Familie mit ihren Freunden um die Bank sich versammelt, unter der Linde, in der Laube, am Brunnen. Sorgsame Mütter erscheinen; zufriedene Männer, die von der Arbeit ausruhen, die Pfeife rauchen und vergnüglich vor sich hinträumen; das junge Volk liebt sich und neckt sich in sittsamen Grenzen; Großmütter, die den Kopf voll Märchen haben, um sie den Kleinen zu erzählen, humpeln am Stocke heran, und Kin-

der gibt es — Kinder ohne Zahl und ohne Ende, noch mehr als in deutschen Dörfern. Ihnen gilt Meister Ludwigs ganze Liebe. In einer schier endlosen Reihe von Zeichnungen und Bildern hat er von ihnen erzählt, von ihren Spielen und ihrem Kummer, von ihrer Wildheit und ihrer Neugier, von ihren Schelmereien, Tänzen und Sonntagsfreuden. Ihm, der selbst zeitlebens ein Kind im höchsten und feinsten Sinne blieb, der ein Mensch voll goldenster Lauterkeit des Herzens und holdester Naivität war, gelang es wie keinem je, die glückliche Unschuld und Unbewußtheit des kleinen Volkes zu schildern.


Castel Gandolfo. Aus den „Malerischen Ansichten aus den Umgebungen von Rom“. Radierung. 1832.
(Verlag von C. G. Börner, Leipzig.)

Aufs innigste sind diese Gestalten verwachsen mit ihrer Umgebung, ihrer Heimat. Alte Nester tauchen auf, mit schiefwinkeligen, traulichen Häusern, gewundenen, hügelauf sich ziehenden Straßen, alten Kirchen, deren verwitterte Mauern blühende Büsche umstehen, hohe Giebel, die lustig sich drängen und sich übereinander türmen, heimliche Fenstereckchen, aus denen man hinauslugen kann, niedrige Dachstübchen, in denen sich's fein träumen läßt, Gärten mit Birn- und Apfelbäumen, Höfe mit schlichtem Hausrat, Arbeitsstuben, in denen die Stille summt. Und dann geht es hinaus auf die Landstraße, wo die Handwerksburschen des Weges daher ziehen, auf die Wiesen, wo die Blümchen wie buntgeputzte Kinder im hohen Grase stehen, ins Feld, wo das Korn wogt und die Landleute emsig bei der Arbeit sind, die Sense wetzen oder den Erntewagen beladen oder abends singend heimwärts ziehen. Weit dehnt sich in der Ferne das deutsche Land, Bodenwellen heben und senken sich, wie weiße und silberne Bänder schlingen sich Wege und Bäch-


Aus den „Malerischen Ansichten aus den Umgebungen von Rom“. Radierung. 1832.
(Verlag von C. G. Börner, Leipzig.)

lein durch die Äcker und verlieren sich in die rauschenden Laub- und Nadelwälder, wo die Bäume flüstern und gute Geister heimlich zarten Märchenzauber spinnen. Und im Hintergrunde, jenseits des Flusses, der ruhig und gemessen seine Bahn beschreibt, steigen in sanften Linien die Berge auf, und ein winziger Kirchturm ragt wohl über ihre Konturen zum Himmel auf. Der Himmel selbst aber ist milde und gütig. Er strahlt in jubilierender Frühlingsbläue oder in satter Sommersonnenglut, oder über sein nächtiges Dunkel, in dem die Sterne wie funkelndes Geschmeide blitzen, zieht leuchtend, tröstend, versöhnend des Mondes silberne Pracht.

Zwischen den Menschen aber und der Natur, die sie umgibt, stehen als Mittler die Tiere. Der volksmäßige Zug, der Richters ganze Kunst beherrscht, spricht vernehmlich auch aus dieser Liebe zu den halbbewußten Mitgeschöpfen der Adamssöhne. Würde man aus seinen Bildern und Zeichnungen die munteren Hunde, die mit den Kindern um die Wette laufen und springen und bellen, die Vögel, die durch die Lüfte streifen, und denen die Menschen sehnsuchtsvoll sinnend nachblicken, die Pferde und Kühe und Katzen und Lämmer und Ziegen entfernen, es fehlte ihnen ein wesentlicher Teil. In seinen Illustrationen zum Reineke Fuchs konnte der Meister dieser Liebe von Herzen frönen, und ganz in seiner Weise hat er den alten satirischen Stoff bildlich gefaßt, rein als lustiges Märchen, als leichtes Spiel der Phantasie, nicht mit der ironischen, dauernd ins Menschliche hinüberschielenden Doppeldeutigkeit, die etwa Wilhelm von Kaulbach in seinen berühmter gewordenen, prätentiösen, von kaltem Geistreichtum erfüllten Bildern zu dem niederdeutschen Tierepos getrieben hat. Witzige Anspielungen, tändelnde Jonglierkünste des Verstandes, pikante Wendungen, verschmitzte Gedankenassoziationen sind Richters Sache nicht gewesen. Auch er konnte lächeln und lachen. Aber dann war es ein urwüchsiger Humor, der aus echtem Behagen quoll, ein inneres Lachen, aus der Fröhlichkeit einer zufriedenen Seele geboren. Wenn er die biederen Kleinstadtphilister zeichnet, denen der Wirt zur Polizeistunde die kurze Treppe zum Marktplatz hinableuchtet, wenn er in seinen ergötzlichen Abbildungen zu den deutschen Studentenliedern den jungen Musensohn als richtigen Fuchsen schildert, dem es zwischen zwei riesigen Folianten nach überstandener Kneiperei ganz kannibalisch unwohl zu werden scheint, oder den akademischen Zechkumpanen auf den Pfaden anderer Gesänge folgt, wenn er im „Landprediger von Wakefield" von einem Malerkollegen lustigen Bericht gibt oder hier und dort einen kleinen Buben, dem ein Hemdenzipfelchen zum Höslein herausblitzt, in seiner drolligen Komik liebevoll abkonterfeit, so hören wir wirklich und wahrhaftig den „deutschen Schalk", den lieben, tollen Kerl, dessen erquickendes und befreiendes Lachen kürzlich Ernst von Wildenbruch in Leben und Kunst der Gegenwart so schmerzlich vermißt hat. Es ist ein Lachen ohne Spott, ohne Grimm, ohne Schadenfreude, ohne Frivolität; aber auch ohne bewußtes Kraftmaiertum und gemachte „deutsche Biederkeit".



Aus dem „Landprediger von Wakefield". 1840.
(Verlag von C. F. Amelang, Leipzig.)

Denn keinen Strich hat Richter je gezeichnet, der gemacht und gezwungen erscheint. Alles steht so selbstverständlich, so natürlich da, alles ist so mühelos aus der Wirklichkeit genommen und durch des Künstlers Persönlichkeit hindurch zu Papier gebracht, daß man stets das bestimmte Gefühl hat: so und nur so mußte diese Scene gezeichnet werden. Nie wird ein Zweifel laut, daß dies und das wohl auch anders gemacht sein könnte; jede Gestalt, jede Bewegung, jede Linie überzeugt und ist notwendig, wie sie ist. Die selbstverständliche Einfachheit der Richterschen Zeichnungen ist so groß, daß mancher wohl ihren Wert unterschätzt und sie gar für leicht nachahmbar hält,

ohne zu bedenken, daß eben das scheinbar Einfachste in der Kunst oft das Schwerste ist, weil es am unmittelbarsten aus der schöpferischen Kraft hervorgeht. Die anima candida dieses Meisters fand ihren gegebenen Ausdruck in einer Liniensprache von absoluter Klarheit und Reinheit. Die bescheidene Unschuld seines Wesens prägt sich wie in einem blanken Spiegel in der anspruchslosen Schlichtheit seiner durchaus persönlichen Technik aus. Aber diese Technik war dennoch in ihren Mitteln reich genug, um all den unzähligen künstlerischen Gedanken, die sich in seinem Kopfe drängten, Gestalt zu verleihen.

Richters zeichnerische Phantasie war ein kristallklarer Quell, der nicht in rauschendem Strome und tosendem Zischen, aber unaufhörlich mit lebendiger Anmut sprudelte und in seines murmelnden Wassers erquickender Frische die Strahlen der Sonne zu buntem Spiele brach. Man wird, wenn man die turmhohe Masse seiner Cyklen und Illustrationen durchblättert, des Staunens nicht müde über die mühelose Sicherheit, mit welcher hier ein verhältnismäßig eng umgrenzter Bezirk von Stimmungen zu immer neuen, immer anderen und im tieferen Sinne doch immer gleichgearteten bildlichen Darstellungen



Genoveva. Ölgemälde. 1841.
(Im Besitze von Herrn Prof. A. E. Leonhardt, Loschwitz.)



Kinderlust. 1848. Farbige Federzeichnung zu „Beschauliches und Erbauliches“ (1851).
(Im Besitze von Herrn Ed. Cichorius, Leipzig.)

verwertet ist. Jedes Blatt hat seine eigene Schönheit und überrascht durch eine individuelle Wendung. Der Tenor seiner Empfindungen bleibt sich treu, aber er gibt sich so wenig mit einer Schablone zufrieden, wie er im einzelnen Falle die neuartige Prägung zu suchen braucht, die sich stets ganz von selbst einstellt. Man fühlt es mit Ergriffenheit, daß jede Äußerung dieses Mannes aus dem Grunde der Seele geboren ward, daß er bei jedem Entwurf sein Herz befragte und sich nie mit der Routine seiner Hand zufrieden gab. Kein Tröpfchen Schweiß klebt an seinem Werke, kein Laut der Unlust klingt durch die würdige Heiterkeit seines Schaffens. Wie ein Gottesgeschenk erscheint uns sein Talent.

Und wie ein Gottesgeschenk hat er selbst es auch betrachtet. Wie etwas, wofür man dankbar sein muß. Und Dank ist einer der wunderkräftigsten Antriebe in der Kunst. Ludwig Richter besaß darin etwas, was ihn den Meistern alter, frommer Zeiten an die Seite stellte, etwas wie ein Bewußtsein von einer höheren, göttlichen Mission, die ihm zu teil geworden, aber ohne daß er diesen Gedanken mystisch begriffen hätte. Er arbeitete wahrhaft in majorem dei gloriam, wenn er gleich kein Kirchenmaler in der beschränkten Bedeutung dieses Wortes war. Aber ihm war die ganze Welt ein hoher Dom und die Menschheit eine freie Gemeinde, die durch ihr Dasein schon den großen Schöpfer pries. Richter war Katholik, doch sein Christentum war frei von jedem Konfessionalismus, seine Religion kannte keine Dogmen. Sie war so tief gefühlt, so innerlich erkämpft und erlebt, daß sie ihn ganz durchdrang. Das gewaltige christliche Prinzip der allumfassenden Menschenliebe, der Güte und Versöhnung hat nie lebendiger eines Künstlers Arbeit durchwirkt. Darum ist ein Unterschied des Stiles oder auch nur der Tonart des Vortrages religiösen und nicht religiösen Stoffen gegenüber bei ihm, wenn man von vereinzelten Scherzblättern absieht, gar nicht zu bemerken.

Die Engel, die dort vom Himmel herniedersteigen, um Kindern und Erwachsenen als Schutz und Trost und Verheißung zu erscheinen, schweben unsichtbar auch über den anderen Blättern, daß wir das Rauschen ihrer Flügel zu vernehmen glauben. Sie behüten die Schlafenden, deren geheimnisvollen Frieden Richter so gern besungen hat, und geleiten die Wachenden am Tage bei der Arbeit und bei der Erholung. Fast wie bei Albrecht Dürer stellen sie sich als gute Geisterchen des Volksglaubens vor, und ebenso wie bei Dürer tritt auch bei ihm die Gestalt Jesu selbst auf als ein gott-



Dornröschen bei der Alten im Turmstübchen.
Aus „Bechsteins Märchenbuch". 1853.
(Verlag von Georg Wigand, Leipzig.)

gesandter Freund der Menschheit. Die biblische Legende wird ganz ins volkstümlich Deutsche übertragen.

Studentensänge, die Erzählungen, Gedichte und Schnurren unserer Heimatspoeten haben ihn von je gefesselt. Daneben die alten Sagengestalten wie Rübezahl, die historischen Volkshelden wie Luther, und die großen Feste des christlichen Kalenders in ihrer deutschen Ausbildung, vor allem der deutscheste dieser Jubeltage: Weihnachten, dies Fest des Familienfriedens, des Schenkens und des Kinderglückes.

Ludwig Richter gehört zu den ersten Künstlern, die den Weihnachtsbaum dargestellt haben, der ja selbst eine noch recht junge Errungenschaft unseres Volkes ist. Er hat aber auch den einfachen Sonntag in all seinen mannigfachen Erscheinungsformen, all den tausend Scenen geschildert, in denen sich sein frohes Ausruhen von der Wochenarbeit, sein beschauliches Emporblicken zu höheren Lebenssphären abspiegelt. Und wie er seine Kunst aus dem Herzen des Volkes schöpfte, so schuf er sie wieder für das Herz des Volkes. Was er gezeichnet und gemalt, wendet sich an alle seine Landsleute, an die Höchstgebildeten, die sich an seiner keuschen Schlichtheit laben, wie an den



„Schwan, kleb' an!" Aus „Bechsteins Märchenbuch". 1853.
(Verlag von Georg Wigand, Leipzig.)

Denn das ist Richters eigenste Welt: die deutsche Stimmung. Unsere Volkslieder und Märchen, unsere Handwerksburschen- und einfachen Mann aus dem Volke, der seine eigene Welt, in wundersamer Weise poetisch verklärt, in Richters Arbeiten wiederfindet.

Er rührt den Arbeiter wie den Gelehrten, den Bauer wie den Städter. Sein Werk nimmt in Wahrheit das der alten deutschen Meister aus der größten Zeit unserer Volkskunst, aus der Reformationsepoche, wieder auf, auch er ein Zeichner mehr denn ein Maler, auch er ein Künstler, der in erster Linie durch die reproduktive Kunst wirkt, auch er ein Meister des volkstümlichsten und seiner ganzen Art nach deutschesten Vervielfältigungsmittels: des Holzschnittes. Die Romanen haben die Monumentalmalerei ausgebildet, die den großen Massen an den Stätten öffentlicher Versammlungen Pracht und künstlerischen Genuß zuführte. Wir Deutsche haben an ihre Stelle das Schwarzweißblatt gesetzt, das jeder mit in seine Stube nimmt, um sich in der Stille des Hauses allein oder im Kreise seiner Lieben daran zu ergötzen und sich in seine Schönheiten zu versenken. Der Gegensatz zwischen dem Individualismus, der dem Deutschen im Blute liegt, und dem starken Massentrieb der südlichen Völker kann sich nicht klarer darstellen. Und Ludwig Richter gehört zu den besten Meistern, die dieser nationale Zug hervorgebracht hat. Auch seine Schöpfungen sind für das deutsche Haus bestimmt, auch seine Blätter sind dazu geschaffen, von alt und jung in der Beschaulichkeit des Heims genossen und im Studierzimmer des Hausvaters gleichermaßen wie im Wohnzimmer der Familie und im Kinderzimmer an die Wand geheftet zu werden. Als man vor einigen Jahren daran ging, Blätter zu suchen, die sich dazu eignen, im Kinde frühzeitig Sinn und Fähigkeit zu künstlerischem Verstehen und Genießen zu bilden und zu pflegen, gab es niemanden, der Ludwig Richters vergessen hätte. Es gibt keinen besseren Erzieher als den lieben Meister von Dresden, und man möchte fast sagen: wer in einer Kinderstube aufgewachsen ist, deren Wände mit Blättern von seiner Hand geschmückt waren, der kann nie ein ganz schlechter und nie ein ganz unglücklicher Mensch werden.

Wir wollen uns im festlichen Gefühl des Gedenktages gewiß nicht verhehlen, was Richters Kunstwelt mangelt. Es wäre des Meisters unwürdig, ihn mit kritiklosen Jubelhymnen feiern zu wollen; er ist reich genug und steht hoch genug, um eine unbefangene Beurteilung zu ertragen. Jedes Kind kann sehen, was ihm fehlt; auch seine begeisterten Verehrer wissen, daß es weite Provinzen unseres Innenlebens gibt, in die seine Kunst nicht hineinreicht. Und niemand wird die einseitige Behauptung aufstellen, Ludwig Richters Art sei allein die „deutsche Art“, alle Heimatskunst, die bei uns gedeihen sollte, müßte ausschließlich auf seinen Wegen wandeln. Auch Leidenschaft und Wucht, auch Trotz und Schmerz, auch Kampf und Zweifel, auch Selbstzergrübelung und Aufbegehren wider die Gottheit, auch sinnliches Verlangen und andere egoistische Triebe leben in der Welt, und alle diese Kräfte, die Richter fremd geblieben sind, haben Kunst erzeugt, die wir nie missen möchten. Seine Technik, zumal die



„Müde bin ich, geh' zur Ruh'.“ Aus „Christenfreude in Lied und Bild“. 1855.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

seiner Gemälde, erscheint uns heute in mancher Hinsicht veraltet und überholt, und wir wollen uns beileibe nicht in diesem Punkt auf seinen Standpunkt zurückzuschrauben suchen. Es ist die Zeit des vergnüglichen Hinträumens, der kleinstädtischen Abgeschlossenheit, die uns in Richters Kunst begegnet. Wir könnten heute nicht an der großen europäischen Bewegung teilnehmen, wenn wir uns nicht aus dem Frieden jener Epoche aufgerüttelt hätten zu starkem Vorwärtsstreben, zu frohem Stählen und Tummeln aller unserer Eigenschaften und Kräfte, zu männlicher Energie und straffer Konzentration. Die Bescheidenheit mußten wir aufgeben; nun greifen wir kühn nach höchsten Kronen. Eine neue Welt ward uns, mit ungeahnten neuen Schönheiten und neuen Schrecken, mit Erscheinungen, die uns zu einem Jubelglück emporreißen, das wir vordem nicht kannten, und anderen, die uns Schauer bringen, von denen wir nichts wußten, mit Bergesgipfeln und Abgrundschluchten, mit Farbenspielen und Finsternissen, die Ludwig Richter nicht ahnen konnte. Auch diese neue Welt ist ein Erzeugnis der ewig sich wandelnden und sich entwickelnden Menschheit, auch sie will in der Kunst ihr gesteigertes Abbild sehen.

Aus „Christenfreude in Lied und Bild“. 1855.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

Richter hat uns gerade von den Elementen Bericht gegeben, die sich der Entwickelung des letzten Abschnittes entgegen stemmten. Er hat ohne Zweifel in seiner Kunst etwas von dem philiströsen Zug, der uns Deutsche lange gehindert hat, an dem großen Wettkampfe der Völker erfolgreich teil zu nehmen, und der auch heute noch nicht ganz verschwunden ist. Der Horizont ist eng, und in den verborgenen Tiefen der Seele wird nicht nachgegraben. Aber die Naivität dieses Meisters hat etwas Heiliges, selbst dann, wenn sie, was gelegentlich wohl einmal vorkommt, ins Spießbürgerliche umschlägt. Er hat das Kleine und auch das Kleinliche geweiht und auf den sanften Schwingen seines Genius in eine Sphäre emporgehoben, wo es, vom Staub des Alltags befreit, dem Tadel und dem Haß entrückt ist. Niemand wird es wagen, überlegen oder gar spöttisch zu lächeln, wenn er ihm gegenübersteht; auch den Blasiertesten, Raffiniertesten und Kompliziertesten zwingt seine Einfachheit zur Ehrfurcht. Seine schlichte Frömmigkeit, die im Wehen jedes Blattes, im Rauschen jedes Baumes die Sprache eines gütigen Gottes vernimmt, erfüllt auch den gottlosesten Zweifler mit tiefem Respekt. Gerade darin liegt ein nicht geringer Teil seiner Wirkung, daß er das allgemein Geläufige, selbst das Banale, verklärt, ohne es mit fremdem Zierat zu verbrämen und zu behängen, sondern lediglich aus der mit reinem Gemüt erfaßten Wesenheit der Dinge heraus. Er hat auch dann und wann die Welt, die er sonst mit so liebevollem Ernst geschildert hat, lustig parodiert oder wenigstens mit einem eingestreuten humoristischen Zuge geneckt; aber auch dann noch hat er sie verklärt.

Jedoch in dieser Hinneigung zum Einfachen und Alltäglichen, in der Beschränkung auf diesen Kreis liegt zugleich ein großes kunsthistorisches Verdienst des Meisters. So „unmodern“ er uns erscheinen will, er hat ungeheuer viel zur Eroberung des modernen Lebens

durch die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts beigetragen. In den beiden ersten Dritteln des vorigen Säkulums hielt sich die herrschende Schulmeinung, unterstützt durch eine irregeleitete normative Ästhetik, von allem Naheliegenden, von allem, was Gegenwart und Umgebung heißt, so hochmütig fern, daß es kein geringes Wagnis war, mit derartig profanen Stoffen aufzutreten. Man hatte sich eine Reihe von Rubriken gebildet, in die man die Künstler einordnete; die erste und vornehmste war die der „Historienmalerei", und nur wer sich in sie einschachteln ließ, galt als Künstler für voll. Wer das Leben der Zeit schilderte, erhielt den etwas geringschätzigen Titel „Genremaler", der beträchtlich tiefer stand als jene klangvolle Ehrenbezeichnung, und die Künstler entschlossen sich naturgemäß, wenn nicht ein unbezähmbarer Drang sie trieb, nur schwer dazu, in die weniger geachtete Gruppe hinabzusteigen. Richter kümmerte sich nicht um dies Formelwesen, er folgte nur der Stimme in der eigenen Brust. In der Zeit des akademischen Klassizismus und des romantischen Überschwanges wies er einfach wieder auf die Wirklichkeit, die jeden Tag und jede Stunde dem Künstler tausend lohnende und hohe Aufgaben stellt. Er war der erste, der nach Philipp Otto Runge,* dem heute erst wieder zu Ehren gekommenen, schon 1810 allzu jung verstorbenen Vorkämpfer alles modernen Strebens, mit Bewußtsein und Überzeugung diesen Schritt wagte. In der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er unaufhörlich studierte, sah er seine wichtigste Lehrmeisterin. Der Landschaft und dem Leben der Heimat opferte er seine ganze Kraft. Es erregte allgemeines Aufsehen, als Richter, 1836 an die Dresdener Akademie berufen, die unerhörte Neuerung einführte, seine Schüler sogleich und direkt nach der Natur studieren zu lassen. Der Meister kannte seine Kunst. Er wußte, was er geleistet hatte; er wußte aber auch, wo seine Grenze lag. Und wundervoll klingt, was er als Greis von achtzig Jahren über sein Lebenswerk in sein Tagebuch schrieb: „Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten: Soli deo gloria!"



„Vater unser, der du bist im Himmel." Aus dem „Vaterunser". 1856.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

* * *

Adrian Ludwig Richters Erdenwallen ist, wie seine Kunst, von einfachen Linien bestimmt gewesen. Wilde Schicksalsstürme und zerrüttende Herzenskämpfe haben das Schifflein seines Lebens nicht aus der geraden Bahn gerissen. Sein Dasein floß in stiller

---

* Vgl. über ihn den Aufsatz von Franz Schultz im Januar-Heft 1902 der „Monatshefte".

Harmonie dahin, und man kann es sich auch angesichts seiner Werke kaum anders vorstellen. Die Porträts, die wir aus frühen



„Weinproben“: Burgunder.
(Aus Nieritz’ Volkskalender.)

und späten Tagen von ihm besitzen, beweisen uns, daß das stille Herzensglück, dem er mit Stift und Pinsel Ausdruck lieh, auch in ihm selbst wohnte. Die Jugendporträts zeigen einen romantischen Pfadsucher, mit einem Antlitz voll edler und feiner Linien, die Bildnisse des Alters einen unsagbar gütigen und liebenswürdigen Greis, einen Lisztkopf, ins Schlichtere gewandt, einen Lebensweisen, der anteilvoll und verstehend über die Dinge dieser Welt hinblickt.

In Richters Selbstbiographie, den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“, diesen charakteristischen Bekenntnissen, die für die Persönlichkeit unseres Meisters so bezeichnend sind wie Anselm Feuerbachs „Vermächtnis“ für seinen Verfasser, besitzen wir die schönste Quelle für die Kenntnis seines Lebens und seines künstlerischen Entwickelungsganges, der sich ebenfalls gleichmäßig und organisch, ohne Erschütterungen, überraschende Wendungen und plötzliche Programmänderungen vollzog. Immerhin heben sich doch auch bei ihm einzelne Abschnitte des Schaffens deutlich voneinander ab. Besser als je vorher konnte man das im Laufe dieses Sommers kennen lernen und studieren, da Karl Wörmann im Rahmen der Sächsischen Kunstausstellung zu Dresden eine Ludwig Richter-Ausstellung veranstaltet hatte, die des Meisters wichtigste Gemälde fast vollzählig und überdies aus öffentlichen und privaten Sammlungen eine das halbe Tausend weit übersteigende Zahl von Wasserfarbenblättern und Zeichnungen enthielt, während das Dresdener Kupferstichkabinett zu gleicher Zeit die Radierungen Richters sowie die nach seinen Zeichnungen hergestellten Holzschnitte, Steindrucke und Stiche zusammenstellte. Diese beiden, mit äußerster Sorgfalt vorbereiteten und durchgeführten Veranstaltungen ermöglichten einen Überblick über Ludwig Richters Lebenswerk, wie er noch nie geboten worden ist; die künftige Forschung über seine Schöpfungen wird außer den „Lebenserinnerungen“, dem bereits 1877 erschienenen fast vollständigen Verzeichnis sämtlicher Richterscher Schwarzweißblätter von J. F. Hoff und der Monographie von Paul Mohn in erster Linie die Ergebnisse dieser Unternehmungen als Ausgangspunkt wählen.

Am 28. September 1803 wurde Ludwig Richter zu Dresden geboren. Er war der Sproß einer alten Künstlerfamilie, die nebenbei ihren Stammbaum auf Luther zurückführte. Der Großvater war Kupferdrucker; er war es, der die protestantischen Traditionen seines Hauses verleugnete und zur katholischen Kirche überging, um sich einen Staatsauftrag nicht entgehen zu lassen. Der Vater war Kupferstecher und Zeichner und bekleidete an der Dresdener Akademie eine Professur. Früh zeigte es sich, daß Adrian Ludwig das Talent geerbt hatte, und es hat wohl nie ein Zweifel darüber bestanden, daß auch er sich der Kunst widmen würde. Als Junge von dreizehn, vierzehn und fünfzehn Jahren begann er zu zeichnen und mit Wasserfarben zu malen oder vielmehr seine Zeichnungen zu kolorieren. Aus dem Besitz der Nationalgalerie und der für Richter hauptsächlich in Betracht kommenden Sammlung von Herrn Ed. Cichorius in Leipzig sah man auf der Dresdener Ausstellung einige



„Weinproben“: Grüneberger.
(Aus Nieritz’ Volkskalender.)

dieser ersten Proben seiner Begabung. Sie weisen schon auf die liebevolle und treue Naturbeobachtung des späteren Meisters hin, wenn sie auch noch keine besondere Eigenart verraten und die etwas zopfig-akademische Landschaftsschule Adrian Zinggs, der seines Vaters Lehrer gewesen, deutlich erkennen lassen. Auch in der Ätzkunst machte sich der angehende Künstler heimisch und half seinem Mühlgraben und in den Wiesen im hochaufsprossenden Gras die prachtvollsten Kleeblüten, Butterblumen, Pechnelken, Guntermann und tausend andere Farben und Formen aufblühend gesehen hatte. Ich hatte die Umrisse der Erlen- und Haselbüsche, der Eichen und Buchen mit Entzücken verfolgt und sollte nun ‚Baumschlag‘ machen, der fast aussah wie hölzerne spanische Reiter — es



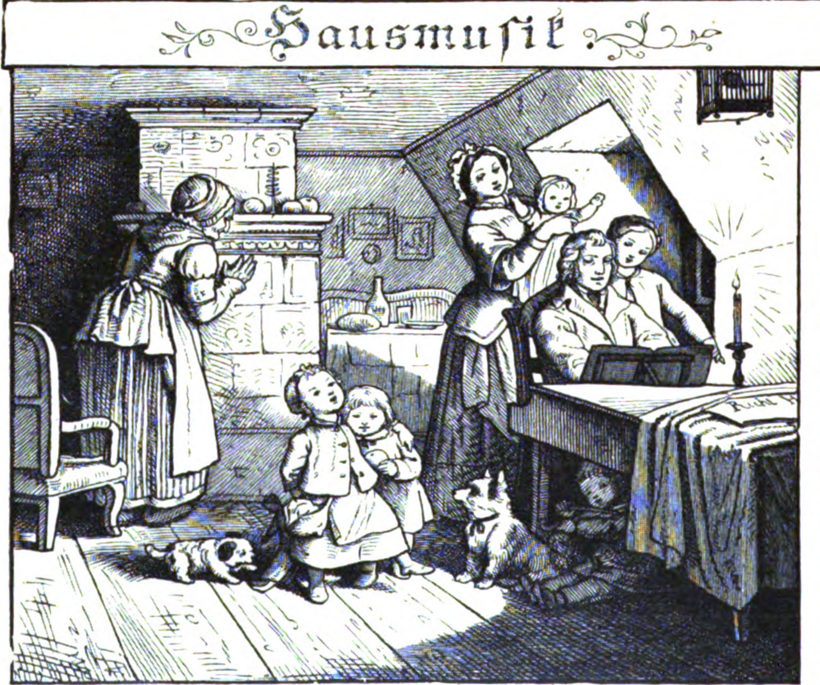
„Laternchen.“ Aus den Illustrationen zu Klaus Groths „Voer de Goern“. 1858.

Vater bei der Herstellung einer radierten Folge von Dresdener und sächsischen „Ansichten“ in der Art, wie man sie damals liebte.

Bald aber ward es dem jungen Richter klar, daß bei dem Schematismus der Zinggschen Schule das Heil schließlich doch nicht zu suchen sei. „Einer meiner Lehrer,“ so erzählte er später, „sagte: Wenn Sie Baumschlag machen wollen, so nehmen Sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, biegen die Spitzen herum und setzen diese Formen mit drei, vier, fünf und sechs Spitzen in Gruppen nebeneinander: das gibt Baumschlag. Dito macht man auch Gras. — Ach, gütiger Gott, ich war tags vorher im Plauenschen Garten gewesen und war vor Wonne fast aus der Haut gefahren, wie ich am war zum Verzweifeln! Und doch hatte ich zu großen Respekt vor der Weisheit der Professoren, ich mußte meinen Ansichten mißtrauen und den ihrigen folgen. Nichts in der umgebenden Kunstwelt, das einem hätte auf die Sprünge helfen können!“ Da kam die Erlösung. Der prächtige Kaspar David Friedrich, der schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Dresden lebte, aber erst seit dem Jahre 1817, da er zum Professor an der Kunstakademie ernannt worden, einen weiteren Einfluß ausübte, und Christian Dahl, der Norweger, der im folgenden Jahre nach der sächsischen Hauptstadt gekommen war, wiesen auf eine unbefangene Auffassung und ein von Formeln und Regeln freies Studium der Natur. Sie machten auf die jüngere Generation tiefen Ein-

druck, und auch Richter wurde von den neuen Prinzipien, die sich damals, ebenso wie das heute der Fall ist, gegen die akademische Schablone nur schwer durchsetzen konnten, gepackt. Eine Reise über Straßburg und Marseille nach Nizza, die er im Jahre 1820 als künstlerischer Begleiter des russischen Fürsten Narischkin machte, führte ihn dann zum erstenmal in die weite Welt hinaus und vergrößerte seinen Gesichtskreis. Aber noch steckt in den Skizzen nach der Natur, die er für den Fürsten, den Oberstkämmerer der Zarin, auf dieser Fahrt zeichnete, eine gewisse Befangenheit. Wie viele unserer größten Künstler, wie Dürer, Menzel, Böcklin, hat auch Richter erst verhältnismäßig spät nach weniger bedeutenden Anfängen seinen individuellen Stil gefunden.

Nicht in der Heimat legte der junge Zeichner und Maler den Grund zu seinem Ruhme, Überraschung aller Kunstfreunde im Vaterlande, die wundersame Blüte einer neuen deutschen Malerei emporgestiegen. Die Präraffaelitenschule der „Nazarener" bot dem klassizistischen Kodex Trotz und strebte einer neuen Kunst der Innigkeit und der freieren, ungefesselten Empfindung zu, schuf sich selbst die Grundlage für ihre großen monumentalen Pläne und eine Technik, die sich von der rein antikisierenden Manier des älteren Kartonstils schied. Cornelius, Overbeck, Philipp Veit und ihre Freunde schufen an ihren Wandbildern in der Casa Bartholdy und an ihren Fresken der Villa Massimi. Der Ruhm dieser Leistungen, die bei allen Mängeln und trotz allem, was uns jetzt von ihnen trennt, auch heute noch einen starken Eindruck machen, drang über die Alpen, und in Ludwig Richters Herz flammte die Sehnsucht auf, an die Quelle dieser neuen Offen-





Aus „Fürs Haus. — Winter." 1858.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

sondern in dem großen Kunstmittelpunkte der Welt, der gerade damals speziell zu einer Kunsthauptstadt Deutschlands sich entwickelt hatte: in Rom. Dort war im Beginn des Jahrhunderts, zur allgemeinen barungen zu wallfahrten und im Kreise der Kunstgenossen zu weilen, die sich solche Ziele gesteckt hatten. Hinzu kam, daß die Dresdener Kunstausstellung des Jahres 1822 von den Bemühungen jener „neuen Rich-



Aus „Fürs Haus. — Winter.“ 1858.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig).

tung“ unmittelbare Kunde gab: es erschienen auf ihr Arbeiten einiger jüngerer Mitglieder des römischen Kreises, deren Namen heute vergessen sind, die aber dem jungen Anfänger eine bis dahin unbekannte Kunstwelt eröffneten und tiefen Eindruck auf ihn machten.

Der Freigebigkeit des Dresdener Verlegers Christoph Arnold, für den Richter, allein und mit dem Vater, mancherlei gearbeitet hatte, verdankte er es, daß er seinen Wunsch wirklich erfüllen konnte. Mit den Mitteln auf drei Jahre ausgerüstet, trat er im Spätsommer 1823 wohlgemut die Reise an. Es ging über die Alpen, über Salzburg und Innsbruck; überall ward fleißig nach der Natur gezeichnet. Und am Abend seines zwanzigsten Geburtstages, am 28. September, zog er durch die Porta del Popolo, durch die schon so viele Deutsche klopfenden Herzens geschritten waren, in Rom ein.

Noch freilich sollte Richter die eigenartige Sprache seiner späteren Epoche nicht finden. Er blieb in Rom zunächst das, was er in Dresden gewesen war: ein Landschafter. Und er unterschied sich eigentlich nicht durch eine persönliche Note von den zahlreichen Vertretern dieses Faches, die damals so ehrlich und mit so treuer Gesinnung ihren Acker



Aus „Fürs Haus. — Winter.“ 1858.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

bestellten. Joseph Anton Koch, der Begründer der „heroischen Landschaft“, die an Stelle der reizvollen Willkür, mit der die göttliche Allmacht unsere Erde geschaffen, die wohlabgestimmte formale Harmonie setzen wollte, und Schnorr von Carolsfeld, der aus Leipzig stammende sächsische Landsmann Richters, der mehr von romantischen Neigungen erfüllt war und dem Kreise der Bruderschaft von San Isidoro nahestand, übten zuerst auf ihn maßgebenden Einfluß aus. Er schuf sich aus den Anregungen, die von diesen Künstlern auf ihn übergingen, eine Art Mischstil aus strengen klassizistischen und freieren romantischen Prinzipien, den er bei seinen Studienfahrten durch das Albaner- und Sabinergebirge und sonst im italischen Lande anwandte. Doch auch mit den sonstigen Künstlern der deutschen Kolonie in Rom trat er in regen Verkehr und Meinungsaustausch. Mit Philipp Veit wohnte er zusammen in demselben Hause; mit ihm, mit seinem Dresdener Altersgenossen Karl Wilhelm Götzloff, mit E. F. Öhme, J. Chr. Rist, J. Thomas, mit dem Deutsch-Russen Ludwig von Maydell, dem er besonders nahe trat, mit dem Frankfurter Kupferstecher N. Hoff und anderen besprach er die Fragen der Kunst und Religion, die für jene Generation ineinanderflossen, studierte er die alten Meister, zog er aufs Land hinaus, um Eindrücke zu sammeln und fleißig nach der Natur zu zeichnen.

Notizen von seiner Reise her waren es noch, die ihn in Rom zu seinem ersten großen Gemälde, dem „Watzmann“, führten,

welcher in der Selbstbiographie des Meisters so eingehend besprochen wird. Dann schlossen sich zwei italienische Bilder an: „Rocca di Mezzo" und „Blick in das Tal von Amalfi", die ebenso wie der „Watzmann" einen außerordentlichen Erfolg hatten. Richter zeigte sich darin als ein echter Sohn seiner Zeit. Die ganze Art war in der Behandlung der Berggegend, in der etwas harten Farbengebung und in den Effekten der Licht- und Schattenpartien die der römischen Deutschen jener Jahre: eine nach den Gesetzen der harmonischen Komposition leise umgemodelte Wirklichkeit und, als besondere Zugabe, Landleute zur „Staffage". Nur wenig schimmern noch die guten Lehren der wackeren Dresdener Friedrich und Dahl durch, auf die aber immerhin hier und dort eine überraschend frisch und ungekünstelt geratene Ecke hinweist. Stärker als diese Schilderungen wirkt heute ein kleines, ebenfalls in jener Zeit entstandenes Werk: „Italienische Landschaft mit reitendem altem Sänger", das erst im Jahre 1902 für die Dresdener Galerie angekauft wurde und in diesem Sommer auf der Ludwig Richter-Ausstellung hing. Die romantische Berggegend, die sich hier öffnet, der alte Harfner, der von seiner Fahrt ins heimatliche Felsennest zurückkehrt, sein Knabe, der ihm vorauseilt, das liebevoll beobachtete und wiedergegebene Kleinleben der Natur und die sicher getroffene poetisch-phantastische Stimmung des Ganzen — das alles vereinigt sich auf dem reizenden Bildchen zu wunderschöner Wirkung.

Im Jahre 1827 kehrte Richter in die Heimat zurück; wie er gekommen, größtenteils zu Fuße! Aber der italienische Aufenthalt zog noch fast ein Jahrzehnt hindurch seine Kreise. Der Künstler blieb ein Landschafter römisch-deutscher Art und beschäftigte sich namentlich damit, seine Skizzen und Studien aus dem gelobten Lande jenseits der Alpen zu Hause zu verwenden. Auch als er 1828 eine Stellung als Zeichenlehrer an der sächsischen Porzellanmanufaktur zu Meißen antrat, hielt er an den ihm einmal vertraut

Dämmerstündchen. Sonst und jetzt. Aus „Fürs Haus. — Winter." 1859.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)



Aus „Fürs Haus. — Frühling.“ 1859.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

Gefilden. Das Jahr 1835 aber brachte eine entscheidende Wendung in Ludwig Richters Kunst. Es war eine neue Sehnsucht nach Italien in ihm lebendig geworden, der Plan war Jahre hindurch gehegt und die Mittel zur Reise zusammengespart worden. Da erkrankte des Künstlers Gattin, die heiß Geliebte und lang Verlobte seiner Jugend, und das Geld, das ihm neue geistige Nahrung zuführen sollte, mußte zu Doktor und Apotheker wandern. Richter war tief bekümmert, und um sich zu zerstreuen, trat er eine kleine Erholungsreise in das Elbtal an, das er mit Stock und Ränzel durchwanderte. Und hier, auf der Fahrt durch die deutsch-böhmischen Berge, hatte er sein größtes Erlebnis, mit dem sich selbst die gewaltigen Eindrücke, die er in Rom gewonnen hatte, an Bedeutung nicht entfernt messen können: Ludwig Richter entdeckte zu seinem Staunen den ungeahnten Reiz des heimischen Landes, Deutschland schloß ihn in seine Arme. Er sah es mit einem Schlage ein, welch eine Fülle unverbrauchter Schönheit hier verborgen war. Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe lag! Der Wanderer erblickte mit Entzücken die Landschaft, die Ortschaften, die Menschen in den Dörfern und kleinen Städten. Er war ausgefahren, um seines Vaters Eselin zu holen, und hatte ein Königreich gefunden. Was alle vernachlässigten, er wollte es nun behüten und pflegen.

gewordenen Motiven fest und dachte hier so wenig wie in Dresden daran, die Natur des Vaterlandes, das Leben und die Menschen seiner unmittelbaren Umgebung als künstlerisches Objekt ins Auge zu fassen. Nur ganz zaghaft erschienen zwischen den italienischen Veduten und den Gruppenbildern von Figuren in der malerischen Tracht des Südens einige wenige Studien aus den heimatlichen

Es ist interessant zu sehen, auf welchen Umwegen in jener Zeit selbst ein Künstler wie Ludwig Richter zu dem Einfachsten und Nächstliegenden kam, wie schwer die klassi-

zistische Verblendung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der deutschen Kunst lastete. Wohl hatte der junge Maler schon in Rom Anwandlungen von Heimatskunst; er erzählt, wie er und seine Freunde auf einer Studienfahrt im Albanergebirge im Jahre 1824 an einem Regentage beschlossen, daß jeder bis zum Nachmittag irgend eine Komposition entwerfen sollte: „Ich hatte eine Gruppe sächsischer Landleute mit ihren Kindern gezeichnet, welche auf einem Pfade durch hohes Korn einer fernen Dorfkirche zuwandern, ein Sonntagmorgen im Vaterlande. Diese Art von Gegenständen war damals nicht an der Tagesordnung und in Rom erst recht nicht. Das Blatt machte deshalb unter den anderen einige Wirkung; — ich erinnere mich wohl, wie ich das Blatt ohne Überlegen, gleichsam scherzweise, meinen damaligen Bestrebungen und Theorien entgegen, hinwarf, und dieser Umstand ist mir in späteren Jahren wieder eingefallen, weil das recht eigentlich improvisierte Motiv der erste Ausdruck seiner Richtung war, die nach vielen Jahren wieder in mir auftauchte, als ich meine Zeichnungen für den Holzschnitt machte. Es waren liebe Heimatserinnerungen, sie stiegen unwillkürlich aus einer Tiefe des Unbewußten herauf und gingen darin auch wieder schlafen, bis sie später in der Mitte meines Lebens mit Erfolg neu auferstanden." Man sieht es deutlich, wie die Schulbegriffe hier den künstlerischen Instinkt zum Schweigen zwingen! Dann aber, als Richter nun wirklich in der „Mitte des Lebens" — es klingt fast dantesk — den Weg seiner Bestimmung klar erkannt hat, bleibt er ihm auch für alle Zeit treu, und nichts vermag ihn mehr schwankend zu machen. Jetzt nimmt er den Kampf gegen die bornierte Überschätzung der „Historienmalerei" und gegen die lächerliche Sklavengesinnung den alten Meistern gegenüber getrost auf. Ganz herrlich ist es,



Aus „Fürs Haus. — Frühling." 1859.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

was er vierzehn Jahre später, im August 1849, in sein Tagebuch schrieb, als er gelegentlich eines Badeaufenthaltes in Ostende Gent und Brügge besuchte und vor den ewigen Meisterwerken der Eycks und des Hans Memlinc stand: „Ich möchte jetzt nur meine sächsischen Gegenden und Hütten malen und dazu die Menschen, wie sie jetzt sind, nicht einmal mittelalterliches Kostüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn- und gelben Rübsenfeldern, jungbelaubte Linden- und Obstbäume, den Bauer, der da ackert im Schweiße seines Angesichts und auf Hoffnung von Gottes Segen, und die kleinen talkigen, unschuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen oder heiter spielen und Sträuße binden, da sie noch im Paradieszustande der Kindheit leben, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänse auf der Wiese und Goldammer im Gebüsch, der Hausspitz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles so recht treu, streng, innig und lieblich wiedergegeben in Memlincs Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weise, das hätte gewiß Interesse und Bedeutung genug.“



Aus „Fürs Haus. — Frühling.“ 1859.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

Das wahrlich ist die rechte Art, wie ein Künstler unserer Tage den alten Meistern zugleich ehrfurchtsvoll und selbständig gegenübertreten soll. Jeder einzelne kann von dieser Tagebuchstelle Ludwig Richters lernen.

Das Jahr 1836 setzte unter jene innere Wandlung seinen Stempel: Richter ward von Meißen an die Akademie zu Dresden berufen, und es begann damit auch für sein äußeres Leben ein neuer Abschnitt. Ein anderer ist der Künstler geworden, der jetzt vor uns steht. Nun malt er nicht mehr die blühenden Triften und Schluchten Italiens, sondern heimische Themata nehmen ihn in Anspruch. Es entstehen die Bilder vom Schreckenstein, welche die Sammlungen des Leipziger Museums und der Dresdener Galerie schmücken, der „Teich im Riesengebirge“ kommt hinzu, der in der Nationalgalerie hängt, „Genoveva“, die in waldumrauschter Einsamkeit mit ihrem Knäblein und der gottgesandten Hirschkuh vor ihrer Höhle ruht, und der wundervolle „Brautzug“ bildet den Höhepunkt dieser Gruppe. Deutsche Stimmung ringsum. Deutsche Lieder erklingen, wenn der Bootsmann die bunte Gesellschaft seines Kahnes zum Schreckenstein hinüberrudert: das verliebte Paar, den fahrenden Schüler, dessen Auge an der auf hohem Felsen ragenden Burgruine hängt, das Bauernmädel mit seinem Grasbündel und den alten Harfenspieler. Unbeweglich ruht der Spiegel des Wassers, den das Fahrzeug lautlos durchgleitet. Und es ist, als öffneten seine Insassen alle den Mund und



Heimkehr vom Lande. Aus „Der Sonntag in Bildern". 1861.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

sängen halblaut in mehrstimmigem Chor: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin." Und wie hier das Sentimentale, so herrscht im „Teich im Riesengebirge" das Romantisch-Märchenhafte. Hui, wie fährt da der Sturm durch das kahle Gebirge und über das Gestein, das verstreut am Boden liegt, wie pfeift er dem Bäuerlein um die Ohren, das am Rande des unheimlich dunklen kleinen Bergsees seinen Weg fürbaß schreitet! Man glaubt, jetzt müsse ein Nebelschauer die ganze Landschaft einhüllen, und

aus seinen dunstigen Schleiern müsse sich die Gestalt Rübezahls lösen, der hier in diesen Schluchten heimisch ist. Der „Brautzug" schen Mängel dieser Werke wohl gefühlt, und das Bewußtsein, den steigenden koloristischen Anforderungen der Zeit nicht mehr gerecht



Aus „Gesammeltes". 1869.
(Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

aber läßt alle hellen Töne des deutschen Volksliedes erklingen. Da fiedeln und jodeln die Getreuen des glücklichen Pärchens, das durch den Eichenwald zur Kirche zieht, und auf dessen Weg die Kinder bunte Blumen streuen. Dies kostbare Werk — die Anregung dazu soll dem Meister die Erstaufführung von Richard Wagners „Tannhäuser" 1845 (jedenfalls die zweite Scene des ersten Aktes) gegeben haben — wurde im Jahre 1847 vollendet; auf der Pariser Weltausstellung 1855 errang es hohe Ehren und eine goldene Medaille — das hohe Lied auf den deutschen Frühling entzückte die Franzosen mehr noch als die damaligen Deutschen. Mit geringen Veränderungen und Vereinfachungen erschien das Motiv später dann noch einmal in einem Holzschnitt wieder, den unsere Abbildung S. 102 wiedergiebt.

Die Technik aller dieser Bilder ist im heutigen Sinne unbeholfen; sie ist noch unberührt von den Reformen, die damals schon mit der älteren Manier der Malerei langsam vorgenommen wurden. Aber in ihrer Schlichtheit und ehrlichen Treue gegen die Natur liegt so unendlich viel Innigkeit, daß sich niemand je dem Zauber entziehen kann, der darin ruht. Richter selbst hat die malerischen Mängel dieser Werke wohl gefühlt, und das Bewußtsein, den steigenden koloristischen Anforderungen der Zeit nicht mehr gerecht werden zu können, brachte ihn mehr und mehr dazu, den Pinsel aus der Hand zu legen und den Schwerpunkt seiner Tätigkeit zu verschieben. Die Frühsommerlandschaft „Im Juni" aus dem Jahre 1859 blieb sein letztes größeres Ölbild.

Als Illustrator war Richter zuerst schon im Jahre 1832 aufgetreten, und zwar mit Zeichnungen zu Franz Ludwig Zahns „Biblischen Historien". Es waren Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament, die für lithographische Vervielfältigung entworfen waren, und die sich im Stil noch an die Landschaften der nachitalienischen Zeit anschlossen. Nun aber, zumal seit 1838, setzt Richters deutsch-volkstümliche Kunst auch auf diesem Gebiet ein, und statt der Lithographie und der Radierung, die er auch nach den mit dem Vater gefertigten Jugendarbeiten gelegentlich immer wieder aufsuchte, wird nun der Holzschnitt das Reproduktionsmittel, für das er vor allen Dingen arbeitet. Marbachs „Deutsche Volksbücher", Dullers „Geschichte des deutschen Volkes", „Reineke Fuchs", Musäus' „Volksmärchen" stehen an der Spitze der fast unabsehbaren Bändereihe, die er in den folgenden Jahren illustrierte. Nieritz' „Volkskalender" und die „Illustrierte

Jugendzeitung", die „Deutschen Studentenlieder" und die „Deutschen Volkslieder" und der „Rübezahl" schließen sich an. Richter ging als Illustrator seine eigenen Wege. Er wußte wohl, daß eine sklavische Unterordnung des Zeichners unter den Text des Schriftstellers die Phantasie des Lesers mehr in Fesseln schlägt als anregt, daß es sein Amt vielmehr ist, aus der ganzen Stimmung heraus in seiner Art das, was der Dichter und Schriftsteller sagt, frei zu paraphrasieren, zwischen den Zeilen zu lesen, um dort die Motive zu seinen eingestreuten Bildchen zu finden, und das Ganze mit seiner Arbeit mehr zu umranken als zu durchtränken. Diese Erkenntnis kam besonders den Illustrationen zu gute, die auf die genannten folgten: zu Hebels „Alemannischen Gedichten", zu Bechsteins „Märchen", dann zu Volbedings „Kinderleben" und Scherers „Kinderbüchern" und zu Klaus Groths kostbarem niederdeutschem Schatzkästlein „Voer de Goern", zu dem Richter sich auf einer Holsteiner Reise vorbereitete. Auch den großen Klassikern näherte er sich, allerdings fühlte er sich besonders da zu ihnen hingezogen, wo sie sich von der Antike mehr dem deutschen Wesen zuwandten: Goethe reizte ihn durch seine Lieder, durch den Götz, durch Hermann und Dorothea, seinem Dichterwort mit künstlerischen Erläuterungen zu dienen, und unter Schillers Werken war es vornehmlich die „Glocke", mit deren Grundstimmung und Tonart Richters Kunst sich verwandt fühlte, und zu der er 1859 — zu Schillers hundertstem Geburtstage — eine Folge von bildlichen Darstellungen schuf.

Neben diese Illustrationen trat dann, namentlich seit dem Jahre 1850, die Reihe der freien Cyklen, in denen er sich nicht mehr an einen Text anlehnte, sondern ganz aus Eigenem schöpfte; höchstens daß er hier und da ein Verslein aus alter oder neuer Zeit, das ihm zu der Stimmung zu passen schien, unter seine Zeichnung setzte. Richter hat in diesen Holzschnittfolgen, in „Beschauliches und Erbauliches", in den ergreifenden Bildern des „Vater Unser", in „Fürs Haus" mit seinen vier Abteilungen „Winter, Frühling, Sommer, Herbst", im „Sonntag", in den Bändchen „Gesammeltes" und „Neuer Strauß fürs Haus" wohl das Beste und Schönste gegeben, was er überhaupt geschaffen hat. In diesen Mappen und Büchern, denen sich zahlreiche Einzelblätter anfügen, erreicht der Ausdruck seiner Kunst den Höhepunkt. Wunderlieblich schweben sie an unserem Auge vorüber, wenn wir sie in die Hand nehmen, wie frohe Erinnerungen an ferne Zeiten der Unschuld und des Glückes der Kindheit.



Erzherzogin Maria Josepha als Kind in Loschwitz. Wasserfarbenblatt. 1869.
(Im Besitze des Königs Georg von Sachsen.)



Das Ludwig Richter-Denkmal in Dresden von Eugen Kircheisen.
(Nach einer Photographie von F. u. O. Brockmanns Nachfolger [R. Tamme] in Dresden.)

Die ganze Schönheit dieser Bildchen kann man freilich nicht ermessen, wenn man sie nur von den Holzschnittreproduktionen her kennt. Sie erkannte man erst, wenn man auf der Dresdener Ludwig Richter-Ausstellung die Originale studierte. Nicht allein, daß die Zartheit der Bleistiftlinien den vergröbernden Holzschnitt an Wirkung weit übertrifft: Richter hatte die Angewohnheit, seine Vorlagen mit leichten Aquarellfarben andeutend zu tönen, und auf solche Weise erhielten sie eine unsagbar duftige Poesie, die sie hoch über die Resultate der Mühen emporhebt, die sich die wackeren sächsischen Holzschneider im Dienste der Verleger — Georg Wigand und Alphons Dürr in Leipzig stehen unter diesen an erster Stelle — mit den Entwürfen gaben. Erst in späterer Zeit glückte es Richter, wie stets den großen Zeichnern für den Holzschnitt, sich seine technischen Mitarbeiter zu erziehen, und es gelang diesen, in erster Linie dem trefflichen Xylographen August Gaber, schließlich immer mehr, den Intentionen des Meisters nachzugehen. Doch wenn man Ludwig Richter auch nur in seinen Originalen ganz kennen lernen kann, die große Bedeutung seines Lebenswerkes beruht doch eben darauf, daß es in Tausenden und Abertausenden von vervielfältigenden Abzügen ins Volk ging, ihm einen unveräußerlichen, unvergänglichen Schatz spendend. Man hat gezählt, daß der Meister nicht weniger als 3334 Blätter für die Reproduktion geliefert hat — er hat mit ihnen dem Vaterland ein Erbe hinterlassen, das nie vergeudet werden kann, und das reiche Zinsen tragen wird durch die Jahrhunderte.

Eine ungeheure Fülle von Arbeit ist es, die Richter im Laufe seines Lebens geleistet hat. Er hatte die unermüdliche Schaffensfreude der wahrhaft Großen in der Kunst, die kein Ausruhen kennen, und deren höchstes Glück ist, die gottverliehenen Kräfte

üben und steigern zu können. Was immer er in seinem bürgerlichen Leben Erregendes und Trauriges erfährt: der Verlust der Eltern und der Freunde, Unglück der Kinder, die wachsende Vereinsamung des Alters, selbst der Tod der über alles geliebten Gattin, die er nach siebenundzwanzigjähriger Ehe noch um ein Menschenalter überleben sollte — nichts vermag den immer neu sprudelnden Quell seiner Erfindung, nichts den Strom der künstlerischen Produktivität, der sich aus seinem Herzen und seiner Hand mühelos gebar, aufzuhalten. Erst ein böses Augenleiden, das bereits im Jahre 1859 sich störend bemerkbar machte, bald ernsteren Charakter annahm und ihn schließlich fast ganz des Lichtes beraubte, hemmte seine Tatkraft. Doch der tiefe innere Friede, den seine Werke ausströmen, und der sein ganzes Wesen erfüllte, verklärte seinen Lebensabend. In stiller Beschaulichkeit, einig mit sich, mit der Welt und mit seinem Gott, lebte der Greis dahin. Nun kam auch der Ruhm und die Anerkennung, die er nicht mehr brauchte. Und als er hochbetagt, ein Achtzigjähriger, am 19. Juni 1884 seine Augen schloß, ging schmerzensvolle Trauer durch das ganze deutsche Land. Denn man fühlte es überall, daß einer der Besten dahingegangen war. Er hat der deutschen Kunst aufs neue altgeheiligte Wege gewiesen, die sie, was immer an anderen Kräften und Strömungen ihren Entwickelungsgang mit bestimmen mag, niemals ganz wird aus den Augen verlieren dürfen, wenn sie nicht an ihrem edelsten Kern Schaden leiden will.



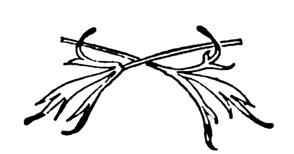
Abendgang

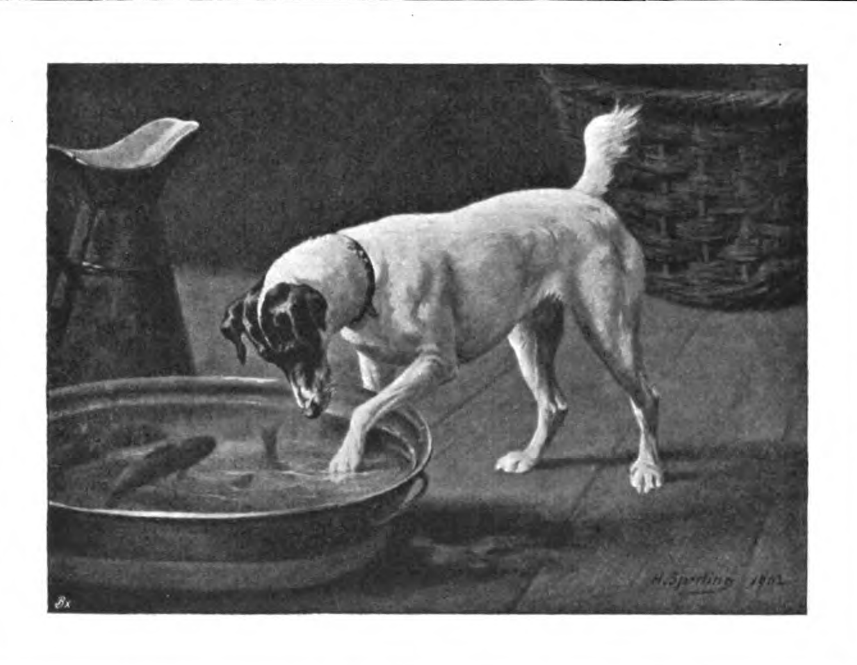
Alt über herbstliche Koppel
Abendlich einsam zu geh'n,
Tätig im Dämmerbeginn
Sacht' den Pflug auf der Stoppel
Schollen noch legen zu seh'n,
Künftigem Sommergewinn —

Wie das winterlich mahnet,
Schauernd die Seele durchzieht,
Wenn im vergehenden Licht
Goldene Fluren sie ahnet,
Die das Auge nicht sieht,
Die nur ein Glaube verspricht.

Und an des Kornfeldes Saume
Ahnt sie von Blüten ein Meer
Einstiger Maientagspracht:
Und ich gedenk' wie im Traume
Still jener Wiederkehr
Und der erblindenden Nacht.

Wilhelm Jensen





Auch ein Fischer. (Foxterrier.)

Der Freund des Menschen

Eine Plauderei

von

Oskar Horn

Mit 13 Abbildungen nach Gemälden und Originalzeichnungen von Prof. Heinrich Sperling

Der leuchtendste Stern am nächtlichen Firmament ist der Sirius im Sternbild des Orion, der Stern des Hundes; auch am Himmel gibt die Treue den hellsten Schein.

Lang, lang ist's her, daß ich eine holde Braut mein eigen nennen durfte; die große Liebe meines Lebens. Es ging gegen Weihnachten, und ich sorgte um ein Geschenk für das geliebte Mädchen. Nun ja, deutsche Schriftsteller sind selten mit Glücksgütern gesegnet, und so hatte auch ich Mühe, das nötige Sümmchen für das bescheidene Collier zusammenzubringen, das ich zu geben beabsichtigte. Schließlich mußte mein armer „Feldmann“ daran glauben. Das war ein brauner, kurzhaariger Hühnerhund, ein Tier von hervorragenden Fähigkeiten und von einer Abführung, auf die ich stolz war. Was kein Hund mehr leisten konnte — sie holten meinen Feldmann, und Feldmann stand seinen Hund. Den verkaufte ich schließlich, und das güldene Kettlein war mein. Verkaufte ihn an einen Freund, der oft schon den Hund von mir begehrt, den ich aber bisher immer mit seinem Verlangen abgewiesen hatte. Ich gab ihn weg für die gleiche Summe, die ich dereinst für den rohen Hund angelegt hatte, dafür aber unter der Bedingung, daß ich meinen „Feldmann“ jederzeit wieder für denselben Preis zurückkaufen könne.

Das heilige Fest war da, und der Halsschmuck tat seine Schuldigkeit. Armer Feldmann, an jenem Abend hatte ich in meiner Freude dich ganz vergessen! Dann kamen die Monate und gingen, und auf den Lie-



Deutsche Vorstehhunde: Drahthaar — Langhaar — Kurzhaar.

Zu Horn: Der Freund des Menschen. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

besfrühling folgte ein Sommer, an Liebe leer; die Brautschaft war eines Tages zu Ende. Gewiß durch meine Schuld; aber weh' tat's doch, wie wehe! ...

Und wieder kam Weihnachten, ein Fest ohne Sorge für ein neues Geschenk, und wieder ging der Winter und auch der Frühling nach ihm. Ich schlenderte eines Tages durch die Straßen der Vaterstadt, es war Nachts und nur wenige Menschen auf ihnen. Die Hände hielt ich auf dem Rücken verschränkt und ging still träumend meinen Weg nach Hause. Da ... von hinten kam's an mich heran, stieß mit der feuchten Nase an meine Hand und leckte mir die Finger. Feldmann! Feldmann! du! Er sprang an mir hinauf und legte die Pfoten mir auf die Schultern und küßte mir das Gesicht. Seinem Herrn, der allmählich herankam, wies er die Zähne. Daß der Hund von diesem Augenblick an wieder mein wurde, ist selbstverständlich; ich trotzte auf den betreffenden Paragraphen unseres alten Vertrages, und der Freund trat mir das edle Tier dann auch ab. Selbstverständlich blieb es bei mir bis zum Augenblicke, da es in ein besseres Leben einging, das es für all' seine zahlreichen Tugenden so redlich verdient hatte.

Alle Hühnerhunde, die ich seitdem besessen, hießen und heißen Feldmann. —

Auf der Münchener großen Kunstausstellung im Jahre 1892 fand ich ein Bild von Strebel. Herabgebrannte Kerzen, welkende Kränze und Blumen; zum Fenster herein sieht das erste Tageslicht und sieht auf ein weißgekleidetes Mädchen — im Sarge. Dumpfe Luft; der Qualm der Lichter, der Geruch der Blumen lagern auf der Leiche. Sie haben es wohl gestern alle sehr beweint, das so früh verblichene schöne Mädchen. Dann aber sind sie fortgegangen. Unwillkürlich fiel mir Theodor Storm ein: „Es liegt die geliebte Tote — Verlassen und allein." Nein, nicht allein; der Bernhardiner Hund ist treuer als die Menschen; unverwandt die Augen auf die tote Herrin gerichtet, sitzt er an ihrem Sarge, wacht die ganze Nacht, die Totenwacht. Wenn sie das Kind morgen zur letzten Ruhe betten und die Leidtragenden noch einmal sich versammeln, der Toten die sogenannte letzte Ehre zu erweisen, werden sie den Hund wegsperren, er darf doch nicht mit auf den Friedhof, der Hund, und nur sein fernes Heulen wird in die frostige Predigt des amtierenden Pfarrers klingen und — die Andacht stören. Aber die Menschen werden die Tote vergessen, das Leben geht seinen Gang über Tote und Lebendige hinweg — der treue Bernhardiner nur wird ihrer gedenken; durch die brave Hundeseele zittert die Erinnerung, wie er die holde Mädchenblüte auf ihren Gängen begleitet, wie er den Schirm ihr getragen, wie er sich an sie gedrängt hat, schützend, wenn fremde Menschen in die Nähe kamen, wie sie das krause Haar auf seiner Stirn gestreichelt und das weiche Fell auf seinem Rücken liebkosend geklopft hat. Wie oft findet man ihn auf dem Grabe der Herrin; dann scheucht ihn der Friedhofsaufseher mit Schlägen, wirft ihm Steine nach ... Nur ein Hund!

Dort naht wieder ein Sarg. Kein Mensch dahinter, der Priester spricht ein kurzes Gebet, niemand versteht die Rede ... Ein Verlorener, vom Schicksal Enterbter, von den Wellen ans Land Geworfener, am Wege Gestorbener. Ein ruppiger Hund schleicht mit eingekniffener Rute ums Friedhofsgatter, der letzte Freund des Armen, der hier vielleicht die erste Ruhe im Leben gefunden hat. Er reckt den Kopf in die Luft, und langgezogenes Heulen klingt zu den Schollen, welche die Friedhofsarbeiter mit groben Scherzen auf den Sarg werfen; sie schaufeln das Grab im Friedhofswinkel notdürftig zu, um wieder zu ihrem Schnaps zu kommen ...

Vom Mops heißt es, daß er der wenigstbefähigte Hund sei; höchstens die Windhunde streiten mit ihm um die Palme der Dummheit. Herzog Karl Alexander von Württemberg — die Geschichte spielt zur Zeit der Türkenkriege — lag vor Belgrad und reiste eines Tages von der belagerten Festung zurück nach der schwäbischen Heimat. Seinen Mops hatte er vor Belgrad zurückgelassen. Der „dumme Mops" machte sich auf eigene Faust auf den Weg und suchte und fand nach Stuttgart zurück — 135 deutsche Meilen weit —, wo er eines schönen Tages ganz unerwartet bei dem Herzog eintraf. Karl Alexander hat dem treuen Tier auf einem seiner Schlösser ein — heute noch vorhandenes — Denkmal gesetzt.

Wie sagte der russische Artist — „Professor" der höheren Tierdressur: „O, Tier ist nicht Mensch; Tier ist dankbar, Tier vergißt nicht."

* * *

Dem Jäger, der über Hunde plaudern soll, wird es niemand verübeln, wenn er bei „seinem", dem Jagdhund beginnt. Eigentlich ist nur der für ihn ein Hund — die anderen sind Köter, die man am besten in passender Stunde aus dem Wege räumt, denn die Gelegenheit macht aus ihnen allen Diebe. Und der Jagdhund κατ' ἐξοχήν ist der Hühner- oder Vorstehhund, der moderne Gebrauchshund, wie der allgemeine Titel für die hervorragenden Mitglieder dieser bevorzugten Rasse heute lautet. Eine Kynologie haben wir in Deutschland ja erst seit fünfundzwanzig Jahren; vorher gab es nur einzelne Liebhaber, und auch die hervorragenden Hunde der Jägerwelt waren dünn gesät, wenn es deren auch gab, was betont werden muß angesichts der Behauptung, daß der „Gebrauchshund" erst allerneuesten Datums sei. Freilich sogenannte „Scherenschleifer" liefen damals noch mehr herum denn heutzutage, mixta composita aus allen in der Gegend befindlichen Rassen, Zufallsprodukte, zu welchen jeder nicht allzuweit wohnende Köter etwas vom seinen beigesteuert hatte. Auch die Wissenschaft benahm sich recht seltsam diesen Zufallsprodukten gegenüber. Sie sah nicht darauf, daß solch Gesindel sich nicht vererbe, sondern nahm die Tatsache seiner Existenz und schachtelte die Blendlinge danach in ihre Systeme ein. So hat Dr. Leopold Fitzinger in Wien eine dicke Naturgeschichte des Hundes und seiner Rassen geschrieben. Darin führt der gute Mann nicht weniger als zwölf Dachshundrassen auf; er nennt den krummbeinigen und den geradbeinigen, den schweineschwänzigen und den doppelnasigen, den Rolldachshund usw. bis Nummer zwölf, alle als spezielle Unterarten; hat auch jedem sein säuberlich einen lateinischen Namen gegeben: canis vertagus valgus, c. v. recticeps, c. v. syosurus, c. v. nasica, c. v. lasiotus usw. Genau mit demselben Recht kann man homo sapiens in einen gesunden, einen klumpfüßigen, einen krummnasigen, einen mit drei Muttermalen versehenen, ergo gefleckten, einen rauhhaarigen, einen bartlosen usw. klassifizieren, und an einem Spaßvogel wird es auch nicht fehlen, der dazu lateinische Namen liefert. Nein, so macht man nicht Naturgeschichte. Eigene Art ist nur, was sich also eigenartig vererbt, nicht was seine Existenz einer zufälligen Bastardierung verdankt und mit dem fröhlichen Träger solcher neuen Rasse und Unterschiede wieder von der Welt verschwindet. Der „schweineschwänzige Dachshund", warum nicht auch der „Posthorndachshund"; es gibt solche Köter, welche die Rute posthornähnlich gerollt tragen.

Als Hühnerhund hatten wir in Deutschland den „alten teutschen". Man muß dieses deutsch teutsch schreiben, dann hat man den Hund vor sich. Die Deutschtümelei der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte sich ihren „teutschen" Hund aus den Hunden der Parforcejagden des Jahrhunderts vorher konstruiert und Leithund- und Schweißhundblut mit diesen chiens courants gekreuzt, von denen zahlreiche Überbleibsel noch bei uns existierten, auch nachdem die Meuten der Parforcejagd mit dem Aufhören der letzteren längst aufgelöst waren. Die Zeit der nationalen Erhebung, der Freiheitskämpfe duldete diese französischen Reminiszenzen und den dazu gehörigen Puder und Zopf nicht mehr auf deutschem Boden. So entstand dann der altdeutsche Hund, und der war nicht schön. Triefaugen, übergroßer Kopf, der den „Weisheitsknochen" auf dem Hinterhaupt besonders sichtbar sein lassen mußte, das wurde als Zeichen ungewöhnlicher Intelligenz angesehen; Pfropfenzieherbehang, dicke sabbernde Lefzen, Wammen, Senkrücken, rhachitische Läufe mit abstehenden Gelenken und Bürstenrute; warum das Bild noch einmal malen, über das man sich so oft in seiner Jugend geärgert hat, und welches uns immer wieder vorgeführt wurde, als die Renaissance des deutschen Hundes in Angriff genommen ward und wir in Dorf und Stadt nach etwa noch vorhandenen Stämmen suchten. Daß dieser so geschilderte Hund auch entsetzlich langsam war, in einem Greisentempo auf der Jagd die von ihm verlangte Arbeit leistete, wird nach der obigen Beschreibung niemand wundernehmen. Man gewöhnte sich die „Schritt-



Gordonsetter — Englischsetter.

Zu Horn: Der Freund des Menschen. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

suche" an; die Bestände an Wild waren ja gut im vormärzlichen Deutschland, und Zeit hatte man in unserem Vaterlande damals erst recht. Wozu also übereilen! Das wurde aber anders nach dem Jahre 1848. Vorher hatten wohl einzelne hannöversche Herren für ihre Heidejagden schnellarbeitende Hunde aus England bezogen; die hannöversche Aristokratie war ja halb englisch, vielleicht auch darum; und ebenso hatte in Österreich-Ungarn der englische Hund schon damals Aufnahme gefunden. Zwar brauchte man ihn in den übersetzten böhmischen Revieren noch weniger als im übrigen Deutschland, aber für die riesigen Ebenen Ungarns war ein Hund, der mit dem Wind um die Wette sauste, jedenfalls ein Gewinn. Plötzlich gab es nach der schrankenlosen Jagdfreiheit des Revolutionsjahres, in welchem schließlich nach Spatzen und Schmetterlingen auch geplänkelt wurde, weil sonst nichts mehr da war, so gut wie kein Wild mehr, aber jagen wollte man doch, und in den allmählich erst sich wieder besamenden Revieren verlangte sich der englische Hund, der schnelle Hund, von selbst. Das war die Zeit der Aufnahme des englischen Hundes in den deutschen Jagdbetrieb. Die „Herren" jagten jetzt fast nur noch mit solchen; er war mit einmal bei uns erst ein Bedürfnis und dann „vornehm" geworden. Freilich draußen in den Forsthütten pflegte man den einen und anderen alten Stamm, der dem Berufsjäger von Nutzen war, fort, und ich erinnere mich aus den fünfziger Jahren noch eines Hundes, mit dem ein bäuerlicher Jäger in den Wiesen am Regenflusse nach Hühnern suchte, eines sehr großen Hundes mit zottiger mächtiger Behaarung und dickem, kurzem Kopf. Er arbeitete mit einer Ruhe und Sicherheit, die mich erstaunen machte; Pudel, der kein Pudel war, dazu war das Haar zu schlicht, absolut nicht kraus, und ein Meister in jeglicher Arbeit; sie nannten ihn polnischen oder böhmischen Wasserhund; in etwas könnten die heutigen Griffons an ihn erinnern. Damals habe ich auch „flockhaarige" Hunde gesehen; den letzten noch in den sechziger Jahren bei dem Gesandten von Dönniges; heutzutage giebt es sie gar nicht mehr, und doch waren sie fast alle „Professoren". — Was vorhanden war an Hundematerial, wurde mit den neuen Weltwundern gekreuzt. Also Halbblut, wie auch die neueste Kynologie im heutigen „Kurzhaar" einen eminenten Halbblutstamm zielbewußt herausgezüchtet hat, in dem die Vorzüge des englischen Blutes mit den deutschen Gebrauchseigenschaften glücklich vereinigt sind. So kamen die Engländer in Mode, und selbst was noch als kurzhaariger deutscher Hund bei uns existierte, namentlich in der Nähe der Städte, führte mehr oder minder englisches Blut. Der kurzhaarige Engländer, der Pointer — er war und ist ein schöner Hund; der ganze Leib ein Bündel von Muskeln und Nerven. Farbe meist weiß mit verschiedenen farbigen Platten, doch finden sich auch andere Grundfarben. Daneben haben die Engländer noch drei langhaarige Rassen, wohl die edelsten aller existierenden: den **englischen** (Laverak — der Hauptstamm), den **schottischen** (Gordon) und den **irischen Setter**. Der erste meist weiß mit verschiedenen Platten und Punkten, doch auch schwarze und braune Hunde finden sich; der Gordonsetter glänzend schwarz mit braunen Abzeichen, der irische rot mit kleinem, weißem Stern auf der Brust und vielleicht noch kleiner weißer Linie auf der Stirn. Namentlich die beiden letztgenannten Tiere sind von entzückender Schönheit, vornehm in jeder Bewegung, lange Stammbäume, blaues Blut. Es ist begreiflich, daß sie schon durch ihr Erscheinen dem bäuerlichen derben deutschen Hunde sofort den Rang abliefen. Bei uns war die Züchtung unrationell betrieben worden, vielfach wenigstens, und so führten die deutschen Jäger Hunde von den verschiedensten Formen. Auch wir hatten, neben dem Kurzhaar, Langhaar und Drahthaar, Rauhbärte, wir hatten flockhaarige und Pudelhunde, aber jeder der genannten trug seinen Balg nach besonderer Art. Den ausgeglichenen englischen Formen gegenüber präsentierten sich unsere Hunde als Sammelsurium aller möglichen Farben und Formen. Da war ein Langhaar, an dem nur die Fahne an der Rute andeutete, daß wir es mit einem Langhaarigen zu tun hatten, nebenan zottelte ein gleichbenannter Köter, der zwei Faust dicken Pelz am ganzen Leibe trug. Man mußte ihn im Sommer scheren, damit er die Hitze ertragen konnte, und schor ihn erst



Barsoi. (Russischer Windhund.)

wird sie auf jeder Lichtung bereits von dem ankommenden Wilde oder dem Herrn Wilderer eräugt. Also die Farbe hat wohl ihren Wert. Der Bau der Läufe und der Brustknochen bedingt die größere oder verminderte Schnelligkeit, das Haar soll den Hund vor Dornen und Kälte schützen, darf aber nicht bis zur Lästigkeit dicht sein. Es ist durchaus nicht wahr, daß zur Wasserarbeit eine besonders dichte Behaarung erforderlich sei. So ein glatthaariges Bürschlein, wenn es nur Blut, Temperament hat, springt kopfüber der geschossenen Ente nach in den beeisten Fluß. Herausgekommen, wird unser Glatthaar vom Frost wohl sofort mit einer Eiskruste umzogen, er aber wälzt sich auf dem Boden, und in Stücken springt dies Eis von ihm ab, während es in den Zotteln des Langhaarigen wer weiß wie lange festsitzt und stark abkühlend wirkt. Ich gebe eigentlich auf diese Haarfragen sehr wenig; weichliche, zarte Behaarung selbstverständlich taugt nichts, das ist aber die Haut solches Salontieres, die so kränklich angelegt ist. Solcher Schoßhund, der vor jedem rauhen Winde gehütet wird, was tut denn der überhaupt im Revier? Im Sommer selbst brennt ihm die Sonne durch die leichte Behaarung, und er bekommt den Sonnenstich, im Winter zuckt er vor Frost zusammen und steht zitternd, ein Bild des Jammers, vor seinem Herrn. Er werde vor Jagdbeginn erst im Freien trainiert, dann fügt sich bald sein Haar in die Bedürfnisse der Jahreszeiten.

recht im Winter, denn sonst wäre der Hund ein wandernder Eisberg geworden; von allen Haaren, von Behang und Schultern hingen Eiszapfen, und in den nicht minder behaarten Pfoten sammelten sich Klumpen von Eis. Heutzutage sieht man kaum mehr solche Erscheinungen, nur manchmal in einem Wurf deutet ein Welpe darauf hin, daß er in seinem Stammbaum einmal solchen Waldteufel gehabt hat.

Nun wird man mir einwenden, daß das Äußere eines Hundes doch mit seinen Leistungen nichts zu tun habe. Das ist aber nicht so unbedingt richtig. Zur Feldarbeit ist ein Hund mit weithin leuchtender weißer oder doch heller Farbe sehr von Vorteil; auf die weitesten Entfernungen hebt er sich vom Grün oder Schwarz des Kartoffelkrautes und der Scholle ab; im Walde dagegen ist solche Blendlaterne gar nichts wert; dort

Auch in der Arbeit sind beide, der deutsche und der englische Hund, verschieden. Als unsere Truppen 1870 vor dem Feinde lagen, erhielt ich an ein und demselben Tage vier Hunde von befreundeten Offizieren zugeschickt. Fast gleichlautend stand in den Begleitschreiben: „Fall' ich, ist der Hund dein; Andenken

von mir. Ich wüßte eben sonst keinen Menschen, dem ich den braven Kerl lieber anvertraute als Dir. Und Arbeit für ihn hast Du ja." Damals beschoß ich ein großes Revier in der Donauebene, einem liebenswürdigen Jagdherrn gehörig. Ich fuhr mit ihm ins Gelände, zuerst einen wundervollen Laveraksetter meines vor einigen Jahren verstorbenen Bruders zu probieren. Wie aus der Pistole geschossen fuhr der Hund, vom Wagen gelassen, los. Das ging wie Sturmwind und Gewitter in gerader Fahrt fort. Mein Freund hieb auf die Pferde, um nachzukommen, und schon sah ich's in seinen Mundwinkeln zucken, als wollte er sagen: Das Luder rast in zehn Minuten die ganze Jagd aus ... Da, ein Ruck, es riß den Hund nur so herum, und nach links abgebogen, stand er plötzlich mauerstill, ein lebendes rechtwinkliges Dreieck. Und stand, bis wir kamen; wir ließen uns absichtlich Zeit, die Ausdauer des Hundes zu prüfen. Und so waren alle Laveraksetter, die ich kennen lernte. In voller Fahrt, man sah die einzelnen Läufe nicht mehr, so schnell setzte er sie vor sich, das war ein Durcheinander wie bei einem flüchtigen Kaninchen, das seine Pfoten auch wie einen Kreisel um sich dreht; dann kerzengerade die Ackerfurche hinauf, meist am Rande des Ackers; so schlau war der Bursche doch, daß er das freiere Terrain wählte, wo ihm das dichte Kartoffelkraut nicht in seiner Hast hinderlich war. Dann mit einemmal fiel er fast nach der Seite des Ackers, und nun konnte man so lange Zeit brauchen, als man wollte, er hielt, und immer lagen die Hühner direkt in der Windrichtung zur Hundenase. Freilich ist bei dem Gros der Engländer damit auch alles getan. Der Jäger kommt, die Hühner stehen auf, man schießt, und der Hund sitzt derweilen noch immer ruhig auf seinem Platze. Dann geht er weiter suchen, um die geschossenen kümmert er sich nicht. Von dieser Gewohnheit, vorzusitzen, nicht, wie der gebräuchliche Name „Vorstehhund" besagt, den Hühnern vorzustehen, heißen diese Hunde Sitzer, Setter.

Die Hundezucht der Engländer hatte es darum leicht, weil sie ihren Hunden nicht jene Vielseitigkeit einzutrichtern beabsichtigte, die wir Deutsche nun einmal von unseren Lieblingen verlangen. Der Engländer teilt die Arbeit des Hundes und beauftragt eine Vielheit von Hunden mit den vielfachen Geboten des Jagens. Englische Art zu jagen ist von der unseren ja grundverschieden und dem entsprechend auch die Anforderungen an den Hund, die Hunde. Vor dem englischen Jäger suchen zwei, drei seiner Pointer und Setter; haben die Hunde gefunden und der Herr geschossen, so geht der Jagdhüter, der Hundeführer, mit einem eigenen Apportierhunde, dem Retriever, vor und läßt die Vögel von diesem aufnehmen und über-



Deerhund. (Schottischer Windhund.)

bringen. Auch in Deutschland ist Ähnliches versucht worden. Dem deutschen Durchschnittsjäger gestatten nur die Mittel solchen Hundeluxus nicht. In England jagt nämlich nur der reiche, nur der schwerreiche Mann, der arme Teufel muß dort Wilddieb sein, wenn er seine Leidenschaft befriedigen will, und solcher „poachers“ gibt es dort genug.

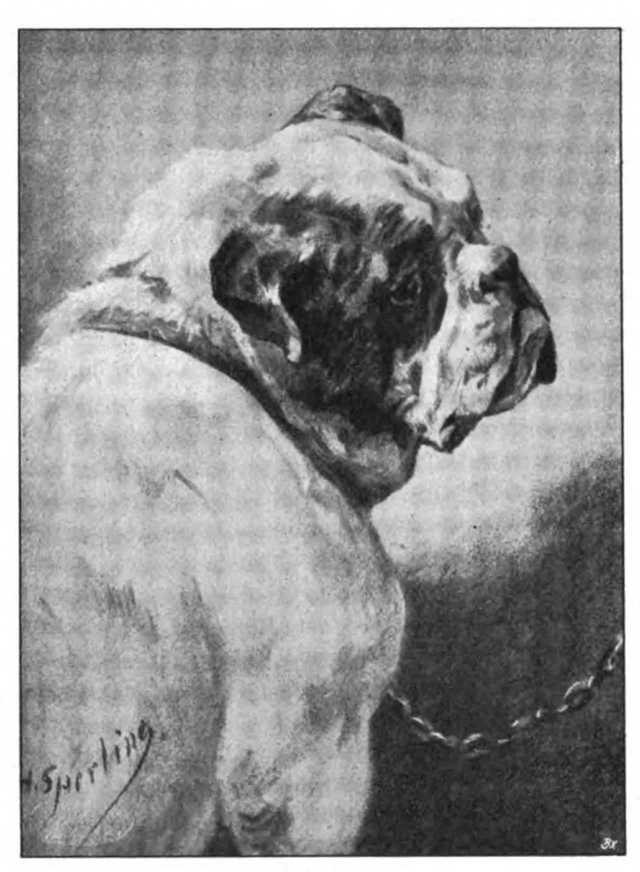
Aber auch bei uns haben etliche mit Glücksgütern besonders gesegnete Persönlichkeiten ähnliche Versuche gemacht. Ihr Jagdpersonal suchte, und der Jagdherr ritt zwischen Jägern und Hunden. Wo ein Hund vorstand: im Galopp hin, die Zügel dem folgenden Reitknecht zugeworfen, wieder aufs Pferd und nach dem nächsten vorstehenden Hunde galoppiert. Oder wir gingen, rechts und links Jäger mit ihren Engländern, die in ihrer wilden Pace revierten. Hatten sie gefunden, dann wurden sie abgenommen und mit deutschen Hunden das Volk und die einzelnen Hühner der gesprengten Kette ausgearbeitet. Das ist Luxus, und ein richtiges Verhältnis zwischen Herr und Hund kann dabei nicht aufkommen. Denn wir in Deutschland, wir lieben den Hund, und auch schon darum ist uns der Gebrauchshund zum Bedürfnis geworden, weil wir „unseren“, weil wir „den“ Hund immer um uns haben wollen; der Liebling soll uns alles leisten, er soll in allem excellieren, wir wollen keinen zweiten neben ihm; Liebe läßt sich nicht teilen, sonst ist sie keine Liebe mehr. Und es ist merkwürdig, wie gerade dieser Hund — unser deutscher Hühnerhund — sich in seinen Herrn einlebt. Von den Engländern kann man etwas Ähnliches von dem schottischen und dem irischen Setter sagen. Sie kommen dem Gebrauchsbedürfnis des deutschen Jägers am nächsten, und ich habe ganz hervorragende Gebrauchshunde unter ihnen gekannt. Einen ausgezeichneten Englischsetter kannte ich in „Duke of Edinburg“: der ging mit souveräner Verachtung am geschossenen Wilde vorbei; das war nicht Gentlemansvergnügen, das war Arbeit, Handwerk, Knechtsdienst für den Apportierhund, es beizuschaffen. Doch einmal, da fand der Retriever nicht; all sein Schnüffeln war umsonst, das Huhn sollte verloren gehen. Duke sah mit dem vornehmsten Gesicht von der Welt, noch einmal blasiert wie ein Engländer, lange unbeweglich zu, wie sich der schwerfällige, schwarze dumme Teufel abquälte; endlich ward ihm die Geschichte zu dumm; hin, das Huhn mit der feinen Nase sofort gefunden, gefaßt und seinem Herrn vor die Füße geworfen: „Da hast du es; ich kann die Geschichte auch, wenn ich will; aber solche Bauernarbeit ist nicht für mich.“

Will man englische Hunde auf die Höhe deutscher Hundearbeit bringen, darf man sich vier, fünf Jahre Arbeit dabei nicht verdrießen lassen. So lange Zeit und unsägliche Geduld braucht es, in seinen eigensinnigen Schädel hineinzubringen, was unser gutmütiges „Mädchen für alles“ meist im ersten Felde gleich begreift. Der englische Herr will es aber nicht anders, er will nur Nase und Vorstehen und hat seit einem Jahrhundert und darüber nur darauf gezüchtet. Er sagt nicht mit Unrecht, daß diese beiden Eigenschaften leiden, wenn man alles von demselben Tiere verlangt — daher zieht er die Arbeitsteilung und die Arbeit mit einer Reihe von Hunden vor. Etwas Wahres ist daran, und auch in Deutschland werden Stimmen laut, welche ein Zurückgehen der Nase durch die Betonung der Gebrauchshundeigenschaften unserer deutschen Vorstehhunde befürchten. Dem gegenüber behaupte ich aber, daß ich einen Verlust von einem kleinen Teilchen Nase gering achte, wenn ich auf der anderen Seite die Intelligenz des Hundes im vielseitigen Gebrauche heben kann, und daß diese gehobene Intelligenz den winzigen Verlust an Nasenfeinheit mir mehr als reichlich ersetzt. Auch im Hause ist der Engländer nicht angenehm. Er kann keine Minute ruhig liegen; wie ein wildes Tier im Käfig geht das den ganzen Tag hin und her — wenigstens so lange er jung ist; das ganze Haus leidet unter dieser Unruhe, und ich will doch — wenigstens ich — meinen Liebling den Tag über bei mir im Zimmer haben, nicht in den Zwinger ihn sperren; dort mag er Nachts meinetwegen seine Hütte haben.

Unsere deutschen Hunde unterscheiden wir am richtigsten nach ihrer Behaarung: Kurzhaar, Langhaar und Drahthaar. Innerhalb dieser Gruppen gibt es dann zahlreiche einzelne Stämme, je nach der Liebhaberei des

Herrn. Seit sich — seit etwa zwanzig Jahren — die Hundeausstellungen in Deutschland eingebürgert und so vermehrt haben, daß nun schon fast jedes Städtchen mindestens im zweiten Jahre die seine haben muß, ist auch die Kenntnis der Rassen bei uns vorgeschritten, und die kleinen Scheusale von ehedem mit den roten Augen, den Senkrücken und den rhachitischen Läufen, die Rute hübsch aufwärts gebogen, sieht auch der Bescheidenste nicht mehr für hübsch an. Die allgemeine Zuchtrichtung ging auf eine edle Erscheinung, doch so, daß die einzelnen Körperteile dem, was sie zu leisten hatten, auch vollkommen entsprachen. Eine so einfache, natürliche Forderung, man möchte sich wundern, daß so lange darum gestritten werden konnte.

Die Farbe ist vielfach Modesache. Auch in England. Der eine liebt den einfach braunen Hund, womöglich ohne jedes Abzeichen, der andere bevorzugt den Tiger in allen Schattierungen, vom Schwarz bis fast ins Weiße. Die sogenannten „Weimaraner“ sind rehgrau; ehrlich gesagt, mir gefällt diese Farbe nicht, die Hunde sehen alle kränklich aus. Dreifarbige Württemberger tragen am meisten noch im Äußeren die Erinnerungen an die alten Parforcehunde. Im modernen Langhaar ist das bessernde Blut der Setter unverkennbar, wie das Pointerblut im jetzigen Kurzhaar. Der langhaarige Hund ist ernster, härter als Kurzhaar. Er gewöhnt sich weniger leicht an, hält aber dann um so treuer zu seinem Herrn; er schmeichelt nicht so viel und läßt sich nicht so schmeicheln wie der freundlichere Kurzhaar; er lernt auch nicht so rasch, das einmal Erfaßte hält aber um so besser bei ihm vor. Verhältnismäßig jünger ist Drahthaar, und es wird immer noch eine Weile dauern, bis aus all den Griffons, Stichelhaarigen, Rauhbärten, Pudelpointern usw. die fertige Rasse entstanden ist. Vorläufig halten die Verfechter der einzelnen Stämme noch zäh an diesen fest, wenn sie auch nicht leugnen können, daß der gemeinsame Stammvater aller doch nichts anderes als ein Pudel gewesen ist, und daß es das Pudelblut ist, welches das Drahthaar so hervorragend beanlagt erscheinen läßt. Die Versuche, Pudel und Pointer zu kreuzen, haben dort, wo sachverständige Männer und nicht Geschäftsleute die Sache in der Hand hatten, Hunde erzeugt, die zum Besten gehören, was wir bis jetzt hatten. Aber das ist das Traurige beim deutschen Hundegeschäft, daß so viel Unberufene sich hineinmischen; daß es, kaum waren die ersten Anfänge einer Besserung sichtbar, schon von Geschäftsleuten auszubeuten versucht wurde, denen der Hund nur Mittel zum Zweck war, Geld damit zu verdienen. Man kann es, o ja! Es gibt Leute, die jahrelang davon gelebt haben,



Bulldogg.

daß sie ihren Hund für eine größere Summe zu Vaterzwecken hergegeben haben. So ein Preisträger auf Suchen und Prüfungen ist dafür sehr begehrt. Das ist nun zwar erst recht englische Sitte, aber mit Maß und Ziel, die bei uns weniger eingehalten werden. Und der Engländer merzte erbarmungslos jeden jungen Hund, der nicht entsprach, aus, tötete ihn; wir waren — mitleidiger und verkauften die Hunde guter Eltern, die auf einen weniger guten Groß- oder Urgroßvater im einen oder anderen Exterieur zurückgefallen waren, doch. Das hat der Kynologie in Deutschland viel geschadet, ihrem Ruf sowohl, sowie der Veredelung der Hunde selbstverständlich. Wenn wir trotzdem so vorwärts gekommen sind, verdanken wir es den Stimmführern in der fachlichen Presse und den zahlreichen Vereinigungen, die sich überall gebildet haben und in gegenseitiger Unterstützung dem einen Ziele zustreben. Manchmal sah diese sogenannte Unterstützung freilich wie bittere Feindschaft aus, und innerhalb und außerhalb Trojas regnete es bitterböse Worte. Aber Achäer und Trojer sind an ihren groben Redensarten nicht gestorben, und ein ehrliches Wort zur rechten Zeit kann die Sache, der es dienen will, selbst fördern. Leisetreterei ist nicht deutsche Jägerart, und — um die Jagdhunde ging immer der böse Streit. Möpse und Windspiele, selbst Teckel regten die Federn nie so gewaltig auf.

Auch bei den Teckeln unterscheidet man nach dem Haar diese drei Rassen. Der Dachshund gehört ebenso wie der Hühnerhund ins deutsche Jägerhaus, wenn ihn aus so manchem auch der englische Kollege, der Foxterrier, verdrängt und die liebenswürdige Mode neuestens auch diesen rauhen Gesellen beleckt und gänzlich umgeändert hat. Wenn ein alter Jäger — wir brauchen gar nicht so weit zurückzugehen, nur dreißig, fünfzig Jahre — heute auferstände und die modernen Teckel sähe! Früher hat das Rauhbein in Fuchs- und Dachsbauen sich herumgetrieben, hat Reineke und Grimmbart abgerauft und kam lehmbedeckt und mit Schmissen übersät aus den Löchern heraus; heute malt man ihn, auf gelbseidenen Kissen hingestreckt, unter seidenen Frauenröcken treibt er sich herum, leckt Bonbons, und das Daunenbett der Modedame taugt ihm zum Pfühl. Wenn man an den Dachshundboxen der Ausstellungen vorübergeht, wartet die Mehrzahl auf und macht bitte! bitte! um ein Stückchen Zucker. Aalglatte Nasen und weiche Sammetbehänge, wo sie früher in Fetzen hingen, keine Narbe im glatten Gesichtchen, dafür lange Ruten wie von einer Ratte, dünn und in eine Nadelspitze zulaufend ... Kreuzhimmeldonner ... Der alte Jäger Redivivus fängt zu fluchen an, und man möchte ihm fast recht geben.

Aber, Gott sei Dank! Es gibt schon noch von der alten Sorte, gerade noch so rauhborstig, so ungezogen, so bärbeißig, so eigensinnig, so unfolgsam, so ... was sind noch schlimme Eigenschaften, alle, alle hat er sie, und doch ist das Kerlchen so famos, man kann ihm nicht böse sein, und wenn er zehnmal jetzt knurrt und die Zähne weist und unverträglich und ein Raufbold ist — im nächsten Augenblick ist er wieder der Hanswurst, über dessen drollige Streiche man nur lachen kann und dem man alles verzeiht. Bücher schon sind über das freche Bürschlein geschrieben worden, aber unerschöpflich ist sein Witz. Und erst auf der Jagd! Man sieht es der kleinen Kröte gar nicht an, was alles sie leisten kann. Dem besten Schweißhund gleich arbeitet seine feine Nase auf der Fährte des Hochwildes und hält Hirsch und Tier untrüglich auseinander; sein heller Laut — was waren das für Treibjagden seiner Zeit, da ein paar kurzjagende Teckel immer mit den Treibern gingen und ihr Geläute die Musik zum Jagen gab — zeigte im Walde das Näherkommen des bejagten Wildes an; es erscholl anders auf Hase und Fuchs; wie wild war er hinter dem Raubzeug, der schlaueste Fuchs mußte den Balg ihm lassen, hinter dem Marder in der Scheune — es konnte auch manchmal versehentlich die fromme Hausmieze sein —, hinterm Iltis im Holzstoß, unermüdlich kläffte er hinter Lampe drein, der von Zeit zu Zeit kegelte und den kurzbeinigen Verfolger sich betrachtete, er lachte im stillen über die aussichtslose Verfolgung, bis ... ja, bis es am Stande des Schützen krachte, an welchen der kundige kleine Kerl den ahnungslosen Kapuziner richtig hindirigiert hatte. O, schöne Zeiten! da man mit so einem Teckel ins Revier ging, sich auf einem



Schnauzerl — Bernhardiner — deutsche Dogge.

Wechsel vorstellte, und nun suchte „Bürschl“ die Wand ab, und was sich darin für den Tag versteckt hatte, kam auf dem Wechsel. Hunderte waren es freilich nicht von Tieren, die man auf solche Weise schoß, aber wir waren genügsam und ganz sicher froher und zufriedener als die Herren der heutigen Massenschlächtereien, die jedes nächste Mal mehr schießen wollen als das vorige Mal. Und auf den Dachs- und Fuchsbauen! Wie schlief er schneidig in die Röhre! Und dann kam er staubbedeckt und schüttelte sich die Erde aus dem Behang, und dies Schütteln des Kopfes sagte nur: Nicht zu Hause. Denn wenn „er“ zu Hause war, erschien Männe so bald nicht wieder, es sei denn, der Fuchs sprang, oder wir hatten eingeschlagen und Dachs oder Fuchs aus dem Kessel geholt.

O diese Dackel! Er ist auch ein Ehrenname, dieser Titel des Braun- und Schnei-

derschen Buches! Freilich, hier habe ich von den Professoren unter ihnen gesprochen; das Bild verblaßt etwas, wenn man von den tückischen Gesellen erzählt, die auf keinen Pfiff hören und jagen, so weit der Himmel blau ist, die das gefundene angeschweißte Wild anschneiden und sich voll davon fressen, worauf sie unter dem nächsten Busch den dicken Wanst ausschlafen, wie der Bauer den Rausch — aber warum die Schattenseiten hervorheben, wo die Sonne so schön ist?! Und er ist doch ein famoser Kerl, unser Dachshund, und man kann ihn wohl anleiten, kann ihn erziehen, wenn man sich Mühe gibt. Freilich liegt ihm der Eigensinn im Blut, daran ist aber nur der Mensch selbst schuld, der ihn einmal für eigensinnig erklärt und nichts anderes als Stöße und Püffe für ihn übrig hat, was er Erziehung nennt. Daß so in der Jugend behandelte Hunde nicht besser werden, daß so behandelte Generationen nur schlimme Eigenschaften vererben, wer will darüber erstaunt sein! Es ist wohl etwas daran, an der Darwinschen Vererbungstheorie!

Und wie der Dachshund, so der Foxterrier, welcher eigentlich der jüngste von unseren Hunden in Deutschland ist; er und der Colley sind erst mit dem heutigen „Hundesport" bei uns eingezogen, haben aber sofort Bürgerrecht erhalten. Nur ist auch er viel zu sehr Familienhund geworden, wodurch die in ihm vorhandenen vorzüglichen Eigenschaften leiden. Denn als Erdhund und wilder Raubzeugwürger sucht er seinesgleichen und kann wohl mit unserem Teckel um die Palme ringen. Auch ist er zugleich ein vorzüglicher Begleithund, was der Dachshund seiner kurzen Branten halber nie werden kann, und ein wachsamer Familienhund, der im Hause so gut zu halten ist. Wohl ein unverbesserlicher Raufer, wo er noch nicht ganz zum Schoßhund geworden ist. Man sieht's ihm wie dem Teckel gleich am Gesicht an. Die in den Boxen so freundlich wedeln und an den Beschauer schwänzelnd heran sich drücken — die mögen ja bei Kindern recht gut sein, aber draußen taugen sie nichts, weder Fox noch Dachs. Aber wenn einer so recht unwirsch und verdrossen in der Ecke seiner Box liegt, in sich zusammengerollt, und tritt ein Mensch näher, dann knurrt er und fletscht die Zähne, so ein rechter Rührmichnichtan, sonst beiß' ich dich — das ist der richtige Hund von altem Schrot und Korn, den nehmen wir, an dem hat die Kultur, die alles beleckende, noch nichts verdorben.

Also wir haben Teckel von den drei Behaarungen, Foxterriers kurz- und rauhhaarige. Auch beim Teckel ist der Langhaar nichts; nicht einmal schön. Abgesehen davon, daß ihn solche Behaarung für die Arbeit unter der Erde jagdlich fast unbrauchbar macht und eine Eigenschaft, welche ihn seinem ursprünglichen Beruf entzieht, niemals gut genannt werden kann. Farbenvarietäten spielen beim Teckel gleichfalls alle denkbaren. Schwarze, rote, weiße, gefleckte, getigerte, Porzellanteckel heißt man sie, usw. Die einfach hirschroten mit dem Aalstreif den Rücken entlang und die schwarzen mit rotem Brand sind wohl weitaus die schönsten. Den rauhen Teckeln und den rauhen Foxterriers gehört meiner Ansicht nach die Zukunft. Sie passen, wie dafür ausgesucht, in unser Klima, und ihre Behaarung entspricht ihrer Verwendung. Ich habe übrigens schon Teckel und Foxterriers gesehen, die famos apportierten. Im Hause ist der Fox ja ein Apportelfex; nicht aber draußen. Dieser Fox holte uns die geschossenen Hühner und buschierte eine Remise nach Fasanen ab, als ob er sein Lebtag nichts anderes getrieben hätte; ein langhaariger Teckel apportierte im Winter jede Ente aus dem Eiswasser, in das wir den Hühnerhund uns nicht zu schicken getrauten, und einen auch langhaarigen Dachshund der großen Sorte, alte Rasse und aus alter Zeit, habe ich sogar einmal Hühnern vorstehen sehen. Was will man von diesen kleinen Giftnudeln denn mehr verlangen!

Zu den Hunden des deutschen Jägers gehören seit alters als unzertrennlich Hühner- und Dachshund; wo er im Rotwildrevier steht, der Schweißhund. Ich kann mir's nicht verhehlen: seine Tage sind leider gezählt. Er folgt dem Leithund nach. Wir ziehen im modernen Gebrauchshund einen fährtengerechten Gehilfen heran, der in fast allen Fällen Schweißhundarbeit verrichtet. Auch der Teckel ist vorzüglich auf der Schweißfährte, eine stärkere Rasse desselben hieß sogar Schweißteckel. Und diese beiden Hunde

sind auch zu sonstiger Arbeit noch der Gehilfe des Jägers, der Schweißhund ist Spezialist seines Faches; aber wo in aller Welt sind die Reviere, welche die nötige Arbeit für ihn geben — Parks ausgenommen —, und ohne reichliche Arbeit verliegt er. Die modernen Büchsen mit der rasanten Flugbahn und der Handvoll Pulver hinter dem Kügelchen liefern das Wild im Feuer, absichtliches Anschießen eines Stückes, nur um dem Hund Arbeit zu geben, wird mit Recht als Tierquälerei gebrandmarkt — so muß einen das edle Tier dauern, das müßig in seinem Zwinger hockt und dazwischen höchstens einmal auf kalter Fährte angebracht wird. Ein Verein auserlesener Weidmänner hat sich zwar die Erhaltung des Schweißhundes zur Aufgabe gestellt, aber ob er seinen edlen Zweck erfüllen kann, steht dahin. Wir können den Gang der Zeit nicht aufhalten, und Wesen und Formen des Weidwerkes passen sich ihr ebenfalls an. Ein so vorzüglicher Weidmann wie der Graf Joh. Frankenberg wies vor Jahren schon darauf hin, ein wie viel größeres Vergnügen es sei, mit dem leichten Dachshund auf einer Schweißfährte nachzuhängen, als den schweren Hannoveraner am Riemen zu haben; auch die Jäger werden bequem, und nur ganz junge Dachse quälen sich mit der Pfeife ab, weil eine Pfeife nun mal zu einem Weidmann von altem Schrot und Korn gehören soll, und ertragen die betreffenden Beschwerden in Kopf und Magen, statt die handliche und bekömmlichere Cigarre zu rauchen und den Stummel wegzuwerfen. Der norddeutsche Schweißhund ist schwer von Form, für das Gebirge ist er darum unbrauchbar, wo er in seinem ungestümen Drängen sich und den Jäger an steilen Hängen gefährden kann — dort hat man im Hochgebirgsschweißhund eine leichtere Form, ein Mittelding zwischen Bracke und Schweißhund.

Auch die **Bracken** — die eigentlichen Jagdhunde — sind nur selten wo noch zu finden. Am meisten noch in Westfalen, wo die „Ginsterberge" einen unermüdlichen Hund verlangen. Der Teckel mit seinen kurzen Beinen kommt, namentlich im Winter, dort nicht fort, und selbst Treiber können nicht durch die oft undurchdringlich verfilzten Dickungen. Dort ist die Bracke nach der Meinung der alten Jäger am Platze. Der Besitzer stellt sich auf dem Wechsel, meist einem Kreuzweg auf der Höhe des Berges, an und löst die Hunde, die nun Busch für Busch absuchen und nicht ruhen, bis sie den Hasen endlich ihrem Herrn gebracht haben. Kommen sie auf Rehe, ruhen sie freilich auch nicht, bis sie das Tier ereilt und — gerissen haben. Darum ist die Brackenjagd vielfach sogar polizeilich verboten und wird nur Besitzern von weit ausgedehnten Revieren gestattet. Der Gebrauchshund als Stöberer ist in den meisten Fällen vollauf imstande, sie zu ersetzen.

Von den **Fuchsmeuten** ist in Deutschland nicht zu reden. Ich glaube nicht, daß außer den Equitationsanstalten der deutschen Kavallerie Foxhounds viel in Deutschland gehalten werden; die zur Sauhatz in einigen Parks noch gehaltenen Meuten bestehen nicht aus Rassehunden, man nimmt alles unbrauchbare Zeug, was in der Gegend sich findet, dazu, der richtige Scherenschleifer eignet sich am allerbesten, und man glaubt es gar nicht, wie brav diese Burschen bald an den Schwarzkitteln jagen und wie sie es lernen, sie zu decken und ihren Schlägen auszuweichen. Bei dem heutigen Wert der Rassehunde wäre es töricht, die alten Hatzrüden in Gestalt unserer Doggen usw. in die Gefahr zu bringen, denn die Waffen solcher Hosenflicker sind scharf, und gerade Parkschweine, die „frommen" Parkschweine, haben ihre Mucken.

Zu den Jagdhunden rechnen manche noch den **Windhund**; dann muß man auch die Dogge als früheren Hatzhund auf Schwein, Wolf, Bär hinzurechnen, und einmal habe ich einen Verehrer dieser Rasse sogar behaupten hören, daß der Dalmatiner ein Jagdhund sei, gerade wie der Bernhardiner, der auch ab und zu einmal wildern geht. Das liegt allen Hunden vom gemeinsamen Stammvater her im Blut. Nein, in Rußland wird der **Barsoi** zur Hetzjagd allerdings verwendet, aber wir hier sind in Deutschland, und ich glaube, kein in Deutschland gewölfter russischer Windhund ist noch in diese Verlegenheit gekommen. Für uns ist der Barsoi ein Luxushund, sonst nichts. Sonst ist er der unbrauchbarste Kerl, den man sich denken kann, nur neben dem Wagen,

dem Reiter, eigentlich neben der Reiterin macht er Figur. Zur Reiterin gehört er so recht, als Begleiter eines Mannes ist er noch immer zu dumm; aber dort, wo er durch seine Schönheit wirken kann, dorthin paßt er. Doch auch diese Schönheit ist problematisch; der lange, schmale Kopf mit dem kleinen Hirnschädel — es steckt nichts darin! — die Körperformen wie die eines Velozipedes — wer will sie schön nennen! Praktisch sind sie für ihn, der mit dem Wind um die Wette laufen soll, und praktisch ist auch der Brustkorb, das einzig Gediegene an der ganzen Gestalt — man sieht, er hat Lungen und kann Atem holen, der „Puster" geht ihm nicht so schnell aus. Aber was tun wir damit? Unsere Hasen und Füchse schießen wir, und tige Hetzjäger nimmt aber den glatthaarigen Windhund, von dem einige Stämme dort noch immer gehalten werden und gute Solofänger geben. Sonst ist noch der schottische — rauhhaarige — Windhund, der gutmütigste von der Gesellschaft, ein hoher Hund, vielfach überzüchtet und seinem Beruf (Hirschhund) auch längst entfremdet. Es sind Begleithunde, Renommierhunde, und als solche wählt man sie sich nach seinen sonstigen Liebhabereien. Wer gern und rasch Wagen fährt, der schneidige Reiter wird keinen Bernhardiner nehmen, der hält dies Tempo nicht aus, zum einen paßt die Dogge, zum anderen der Windhund; im Saal des alten Schlosses ein mächtiger, ruhiger Hund: mächtig ja, das ist die Hauptsache. Sie können Bernhardiner, Doggen und Windhunde heutzutage nicht mehr groß genug bekommen; darum sieht man soviel Hunde mit schwachem Kreuze herumlaufen, deren Hinterhand wie vom Winde bewegt hin und her wackelt; kein Saft und keine Kraft darin. Die Zeit gefällt sich in Extremen. Auf der einen Seite diese Renommierhunde von unnatürlich großen Formen, drüben winzige Püppchen. Vogelkäfige hangen in den Ausstellungsräumen, nur daß statt der Kanarienvögel Hündchen darin sitzen. Man kann sie in die hohle Hand nehmen, muß aber dann wohl aufpassen, daß man die Hand nicht schließe, alle Knöchelchen des winzigen Tierchens gingen dabei in Splitter. Das sind gar keine Hunde mehr, sie entsprechen nicht mehr dem, was man sich unter einem Hunde vorstellt. Und nun denke man sich einen himmellangen Mann, hinter dem solch ein Händchen voll Hündchen einhertrippelt, verfroren, ängstlich, jeden Vorübergehenden um Mitleid anbettelnd — nein, das ist kein ästhetischer Anblick mehr! Auch nicht der Gegen-



Pudel.

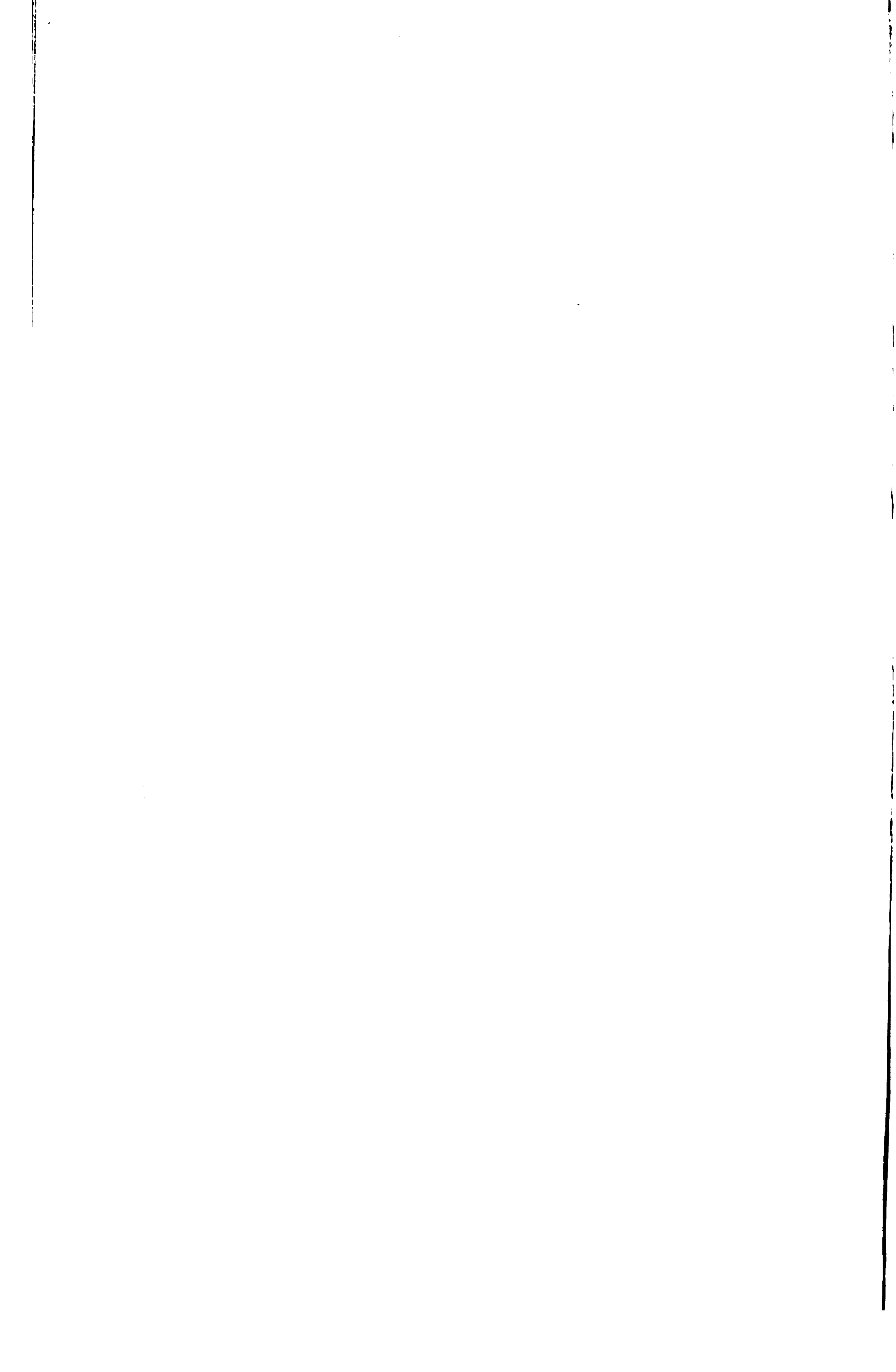
Wölfe haben wir glücklicherweise nicht mehr. In Ostpreußen, glaube ich, existiert noch in wenigen Bezirken die Koppeljagd; der dor-



Schweisshund — Foxterrier — Dachshund (Teckel).

Zu Horn: Der Freund des Menschen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.





Spitz.

satz dazu: ein kleiner, dicker Couleurstudent mit einer der modernen Riesendoggen. Der Hund, scheint's, führt ihn, nicht er den Hund!

Doggen haben wir zum Glück jetzt nur noch eine, unsere edle deutsche Dogge. Früher kannte man dänische, Ulmer, Tiger- rc. Doggen. Das waren Farben-Varietäten: schieferblaue, gestromte mit gelber Grundfarbe, gefleckte. Sie dürfen nicht zu schwerfällig nach dem englischen Mastiff werden und auch nicht Windhundcharakter zeigen. Das ist namentlich bei der Beurteilung des Kopfes zu beachten. Den Apollo der Hundewelt nennt die Dogge ein begeisterter Verehrer. Und sie verdient die auf sie verwendete Mühe. Treu und anhänglich, friedlich und liebenswürdig, dabei der beste Wächter ihres Herrn, den sie bis aufs äußerste verteidigt. Verträglich, kein Raufer und doch, wenn sie angepackt wird, ein unerbittlicher Gegner; nicht nachtragend, gegen kleinere Hunde vornehm.

Ich finde eigentlich: alle Tiere sind von Natur gut, schlecht macht sie nur der Mensch, der seine Eigenschaften auf sie überträgt. Da ist so ein junger Tolpatsch, der auf das nächste beste Kind zuwatschelt; es hat ein Stück Brot in der Hand, und Hundemanier ist nun einmal, zu betteln. Selber nehmen sollen sie sich nichts, und aus freien Stücken gibt man ihnen nichts. Was liegt also näher, als daß solch kleiner dicker Köter bettelt! Das Kind, das das Brot hält, schreit, da es den Hund sieht, als ob es am Spieße stäke, und die Menschen eilen zur Hilfe herbei, und auf den jungen Hund regnet es Fußtritte und Schläge. Seine erste Erfahrung mit homo sapiens!... Hinter einem starken Holzzaun sind zwei Hunde gelöst, welche die Nacht über den Holzplatz zu bewachen haben. Kein Mensch kann am Zaune vorbeigehen, ohne mit Fäusten und Stöcken daran zu schlagen und die Hunde zu sinnloser Wut zu reizen. Ich hatte einst eine ziemlich scharfe Schweißhündin, unsere gute „Dani" (Diana). Sie hatte es merkwürdigerweise auf die Briefträger und, von den Briefträgern übertragen, auf die Uniformen abgesehen. Ich hatte sie vor meiner Tür abgelegt, am Riemen natürlich, und aus der Arbeit aufgestört durch ihr zorniges Knurren, seh' ich mir die Geschichte an: der Herr Briefträger stieß aus respektabler Entfernung mit der Spitze seines Regenschirmes ihr immer ins Gesicht: „So, du Vieh; heut' kannst du mir nichts tun, heut' bist du angehängt!" Und dabei gilt der Hund als das unvernünftige Vieh, und der Mensch hat Seele und Verstand!

Das unverdorbene Kind und der unverdorbene Hund sind die besten Spielkameraden. Dennoch ist die Frage erlaubt, ob man die Kinder an Hunde gewöhnen oder sie davon zurückhalten soll. Manch ein Kind geht furchtlos auf den größten Hund zu. „Da! Wauwau!" Und kein Hund rührt das Baby an. Als ob sie's wüßten, wie's gemeint ist. Andere Kinder werden geradezu zur Tierquälerei erzogen. Die Mutter gibt dem Sprößling den aus dem Neste gefallenen Sperling, damit er ihn zu Tode quäle; spielen heißt sie das. Als ich den armen blinden Nestvogel dem Kinde aus den Händen nahm und ihn rasch tötete, mußte ich Vorwürfe hören, daß ich ihm sein Spielzeug ge-

nommen. Eine andere Mutter gab dem Knaben einen Stein: Da, wirf ihn auf den Hund; er kann dir nichts tun, er liegt an der Kette ... Wer sich wundern will über die bösen Hunde, soll sich zuerst über die bösen Menschen aufhalten; wie der Herr, so der Hund. Kinder und Hunde erzieht man auf gleiche Weise: Konsequenz und Ruhe ist das Geheimnis. Freilich, wer die Prügel, die er selbst verdient, an Kinder und Hunde austeilt, der darf sich nicht wundern, wenn die Resultate solcher Erziehung wenig erfreulich sind.

Dogge heißt auch der „Bulldogg", wenn er auch nichts, absolut gar nichts mit unserer deutschen Dogge gemein hat. Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken als zwischen jener edlen Erscheinung und diesem Spatzenschreck. Sieht das Gesicht nicht aus, als ob es einen Elefantentritt bekommen hätte, und nun ist alles tellerflach: Hirnschädel, Nase, die in zwei Teilen auseinanderklafft, die meist nicht besonders schönen Zähne, Unterkiefer, nur die Zunge hängt heraus. Dazu die kleinen, blinzelnden Äuglein. Und so gut ist der Kerl! Wie ist dieser Hund nur zu seinem schlechten Renommee gekommen? In Paris war es seinerzeit verboten, einen Bulldogg überhaupt nur zu halten. Er kommt zu dir — das ganze verhunzte Gesicht lacht Freude — und der kurze Schweifstummel wedelt unaufhörlich hin und her. So leckt er dir die Hand und bittet gewissermaßen um Verzeihung, daß er gar so häßlich ist. Den Schandfleck, den er in der Natur vorstellt, will er durch verdoppelte Liebenswürdigkeit vergessen machen.

Der **Bernhardiner**, der vornehmste und wirklich majestätische Hund, den wir besitzen, hat eine ganze Geschichte, Dichtung und Wahrheit darin vereinigt. Unwillkürlich denkt jeder bei diesem Namen an das Hospiz auf dem St. Bernhard — er hat seine Bezeichnung ja danach —, an jenen berühmten „Barry", der das gerettete Kind auf dem Rücken trägt, ein Tönnchen mit Lebensmitteln unter dem Halse, und so an der Glocke des Klösterleins Einlaß begehrt. „Barry" ist 1812 schon eingegangen, im Museum zu Bern soll er ausgestopft noch gezeigt werden. Die Rasse — wenn das Hospiz wirklich eine solche besaß — folgte ihm nach. Der heutige Bernhardiner hat wenig mit jenen alten Hunden zu tun. Zwar werden auf dem Hospiz noch große, kurzhaarige Hunde gehalten, die Bernhardiner genannt werden, Hunde des heiligen Bernhard, und die dortigen Mönche auf ihren Gängen begleiten. Aber man denke sich in dieser Rolle einen unserer imponierenden Ausstellungshunde mit dem langen, wolligen Haar, dem ernsten Haupte, dem schwachen Kreuz — eine Folge der Inzucht, durch welche die Rasse in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder hergestellt wurde —, braucht dieser Hund im Schnee und Eis des Berggipfels nicht eher den Mönch zur Hilfe, als daß er ihm helfe? Der moderne Bernhardiner ist ein glückliches Züchtungsprodukt von Liebhaberzüchtern aus der Schweiz, England und Deutschland. Möglich, daß auch etwas „Hospizblut" in ihm steckt, viel ist es jedenfalls nicht; sorgfältig ausgewählte Hunde der Landrassen waren seine Väter, und durch sorgfältige Zuchtwahl entstanden dann die heutigen Formen. Der Hund ist ja das für Experimente geeignetste Material; wer will, schüttelt neue Rassen aus dem Ärmel. Wie lange sie andauern, ist freilich eine andere Frage. Ich möchte fast glauben, daß auch der sogenannte Leonberger der Suche nach dem Bernhardiner seine Existenz verdankt. Was auf dem St. Bernhard gehalten wird, waren und sind kurzhaarige Hunde, von großer Figur selbstverständlich und strammem Körper, anders hielten sie da droben ja nicht aus — aber um die Rassenmerkmale sind die praktischen Mönche weniger besorgt als darum, daß der Hund im stande sei, zu erfüllen, was von ihm verlangt wird. Soviel ist sicher, daß der moderne Bernhardiner für den Zweck, nach welchem er seinen Namen trägt, nichts taugt.

Die moderne Kynologie ist sich Selbstzweck, das ist so oft schon beklagt worden; sie stellt Merkmale auf, züchtet und prämiiert nach ihnen und fragt den Teufel darum, was aus dem Hunde selbst dabei wird, ob der in solcher Erziehungsmethode nicht seinem ursprünglichen Zwecke verloren geht. Es liegt ja gerade beim Hunde so sehr viel nicht daran. Die meisten von ihnen erfüllen ihren Lebenszweck als Spielzeug ihrer Herren. Wenn sie dem Herrn oder der



Kopf des Bernhardiners.

Zu Horn: Der Freund des Menschen. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Herrin gefallen, genügen sie. Und gerade auf diese Hunde wird die meiste Sorge und Pflege verwendet, das Arbeitstier, das als treuer Kamerad des Menschen mit diesem Leid und Freude des Lebens teilt, hat es gemeiniglich nicht so gut wie der vornehme Müßiggänger. Sie sind schön, sehr schön zum Teil. „Laßt anderen Menschen die Wahrheit und das Mitleid" — sagt der englische Dichter zu Maria Stuart — „sie sind halb häßlich, denn sie sind mehr gut als schön; vollendet schön sein ist das beste." Darum heißen sie ja auch „Luxus"-hunde, Renommierhunde; große, mittelgroße, kleine Luxushunde. Und zu solchen sind sie aus einstigen nützlichen Hilfen des Menschen degradiert worden. Also der Bernhardiner als ursprünglicher Hospizhund, der Neufundländer als ausdauernder Wasserhund, die Dogge als Hatzhund gegen wilde Tiere, Teckel und Foxterrier als die Verfolger des kleinen Raubzeuges, der Colley als Schäferhund usw., alle werden sie nicht mehr im alten Berufe gebraucht oder doch nur in einzelnen Exemplaren, in der Mehrzahl sind sie Luxushunde geworden ohne Gegenleistung für das gereichte Futter. Denn — sag' einer, was er wolle — auch die alte Schneidigkeit verlieren sie bei solchem Müßiggang, und die sonst unerbittliche Wächter des Hauses waren, legen sich heute faul auf die andere Seite, wenn sie sich erst zur Hälfte erhoben und in die Gegend ein wenig gewindet haben, wo ein ungebetener Besucher dem Hause naht. Na, ganz so schlimm ist es ja noch nicht, aber es wird so kommen, wenn unsere heutigen Hunde — mit den bekannten Ausnahmen der Jagdhunde und noch einiger weniger anderer — keinen anderen Zweck mehr haben, als Ausstellungspreise zu erringen.

Doch kehren wir zu unserem Bernhardiner zurück. Vor dem Portal eines Schlosses, auf den wohlgepflegten Wegen eines modernen Parkes ist sein Platz. Dort mag er in kurzen Sprüngen die Schloßherrin begleiten, die aber ihr Pferd in ruhiger Gangart führen muß, sonst hält es der Hund nicht aus. In die grüne Parklandschaft paßt das imposante Tier mit dem leuchtenden Weißrot des krausen Felles. Vornehme Ruhe ist der Grundzug seines Wesens; er ist überlegen im Handeln, treu seinem Herrn bis zum Tode, hat Liebe zu Kindern, und — bösartige Tiere habe ich noch nicht unter ihnen gesehen. Was ich davon gehört habe, wird sich wohl auf einzelne Exemplare beziehen, die der Mensch böse gemacht hat; von Natur aus ist es dieser Hund gewiß nicht.

Auch der Neufundländer ist ein Kunstprodukt, und die Hunde Neufundlands, von welcher Insel sie gekommen sein sollen und nach der sie benannt sind, werden den heutigen Eskimohunden aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlicher gesehen haben als den schwarzen oder braunen, zottigen Hunden, die wir heute Neufundländer heißen. Der Neufundländer hat ausgesprochene Vorliebe für das Wasser und ist ein leidenschaftlicher Apporteur; bekannt sind die Fälle, in denen er ohne Befehl ins Wasser gesprungen ist und Menschen gerettet hat. Er ist härter als der Bernhardiner, erträgt Strapazen mit Leichtigkeit und besitzt hervorragende Intelligenz. Zur Jagd müßte er sich bei einiger Anleitung ganz besonders eignen. Der englische Apportierhund „Retriever" ist eine Züchtung aus ihm. Landseer hat ihn mit Vorliebe gemalt; doch sind die Neufundländer dieses großen Malers meist weiß und schwarz gezeichnet, während heutzutage noch mehr einfarbige Tiere beliebt sind.

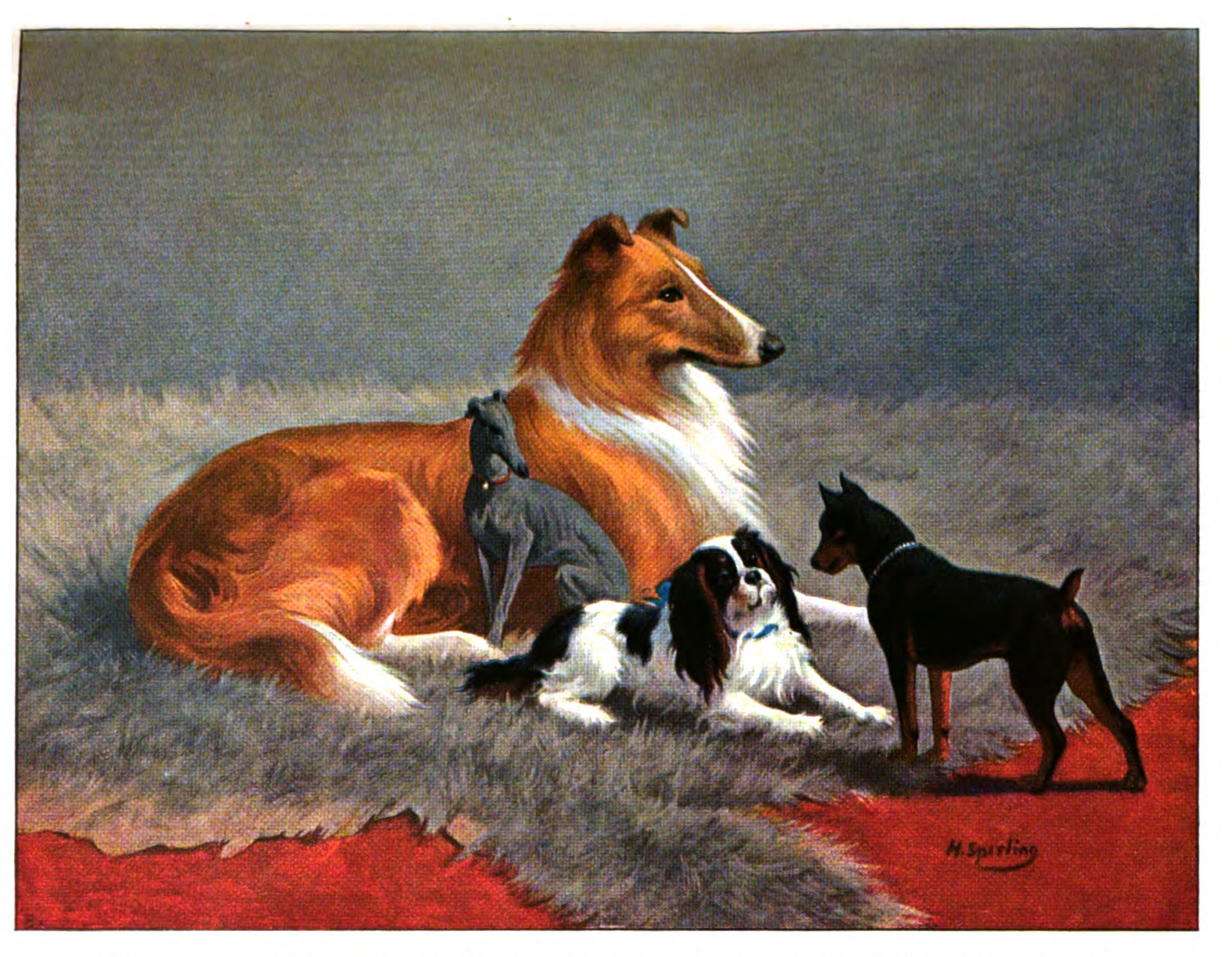
Soviel ich weiß, zählt man in England 165 genau begrenzte Hunderassen. Gottlob, daß wir in Deutschland von diesem embarras de richesse noch verschont sind, obwohl — man lese die Kataloge unserer Hundeausstellungen — wir über ein zu wenig uns auch nicht mehr beklagen können. Von den Engländern haben wir auch den schottischen Schäferhund übernommen als — Luxushund. In seiner Heimat wird dieses mit einer hervorragenden Intelligenz begabte Tier selbstverständlich zu denjenigen Diensten benutzt, die sein Name besagt. Man rühmt ihm dabei eine außerordentliche Klugheit und Findigkeit nach. Zahlreich sind die Fälle, in denen ein einzelner Hunderte von im Schnee verwehten Schafen ausgemacht hat. Als die beste Rasse gilt dort der Cumberland-Colley, schwarz von Haaren und mit schwarzer Krause. Auch bei uns werden schwarze Collies geführt, aber nicht so häufig wie rote und gelbe, die mit den leuchtenden weiß untermischten Far-

ben nach der allgemeinen Meinung hübscher sein sollen. Leider sind sie bei uns ihrem Berufe gänzlich entfremdet worden. Einzelne Versuche, sie zum Schafhüten wieder zu gebrauchen, sind nicht geglückt; begreiflicherweise, wo Generationen der ursprünglichen Bestimmung entzogen blieben, auch hat sich hierfür die Liebhaberei in Deutschland wieder mehr dem deutschen Schäferhund zugewendet. Der Colley ist daher bei uns reiner Luxushund, und als solcher entartet — oder wenn der Ausdruck zu schroff erscheint — verfeinert er sich hier immer mehr. Man darf nur an den Colleyreihen in den Ausstellungen vorübergehen, dort sieht man die Hunde in allen Stadien dieser Verfeinerung, Abschwächung. Vom kräftigen Burschen mit straffem Haar bis zum Kerlchen von halber Größe, mit langem, spitzem Fuchskopf und seidenweichem, welligem, halblangem Haar. Der Colley ist so recht der Hund des Mittelstandes. Nicht so groß wie Dogge und Bernhardiner, nimmt er mit der Mietwohnung seines Besitzers vorlieb, macht nicht so große Ansprüche an seine Umgebung, ist schön, sehr gelehrig und — eine Haupteigenschaft — er jagt nicht, was ihn für ländliche Spaziergänge so geeignet erscheinen läßt. Aus dieser Eigenschaft heraus wurde auch versucht, ihn als Kriegshund abzurichten, und er hat Vorzügliches als solcher im Manöver geleistet, wenn ihm neuestens auch der Airedale-Terrier vorgezogen wird.

Uralte deutsche Tiere sind der Pudel, der Schulmeister unter den Hunden, und der Spitz, der „Pommer" des Fuhrmanns. In der Tierkomödie ist der Pudel immer der Lehrer, der seine ungebärdigen Zöglinge mit komischem Ernst in Ordnung hält. Er ist der gelehrigste Hund, den man eigentlich zu allem abrichten kann. Selbst als Jagdhund hat er schon Brauchbares geleistet, die weniger vorzügliche Nase ersetzt er reichlich durch Intelligenz. Daß der Pudel lesen kann, sieht man in allen Tierkabinten; auch schreiben, d. h. er setzt die einzelnen Buchstaben zu Worten zusammen, da Feder und Tinte noch nicht bei ihm eingeführt sind. Im Apportieren, im Verlorensuchen, in allen Kunststücken, wie Reifspringen, Ballaufen usw., ist er Meister, er stellt sich tot auf Befehl, er kopiert geradezu den Menschen, den er studiert, und findet sich in all seine Eigentümlichkeiten. Man sagt ihm nach, daß er falsch sei; das ist nicht wahr; ich muß immer wieder sagen: der Mensch ist falsch, das Tier nicht. Hat er Falschheit gelernt, dann hat er sie dem Menschen abgeguckt in der Meinung, damit etwas Besonderes sich angeeignet zu haben.

Freund Spitz gehört auf den Fuhrwagen. Den konnte man sich früher nicht ohne den wachsamen Kläffer denken, und wehe dem Strolch, der sich an den Wagen heranwagt, während der Fuhrherr sich's im Wirtshaus wohl sein läßt. Mit ganzer Hose kommt der Kerl nicht von dannen. Seit die Frachtwagen im Zeitalter der Eisenbahnen die Landstraße weniger bevölkern, ist auch Freund Spitz mehr in den Hintergrund getreten; doch hat er noch immer seine Liebhaber in allen drei Farbenvarietäten, weiß, schwarz und wolfsfarben, in denen er sich präsentiert, und als Zwerg- und Seidenspitz erfreut er sich — nur muß er dazu sehr klein sein — noch ungemindert der Gunst der Damen bis hinauf in die höchste Aristokratie.

Ja, die Damenhunde! Lauter Diminutiva! Neben diesen Spitzchen Zwergpinscher und Zwerg- und Seidenpudel, Affenpinscherchen und Möpse, Windspiele und die häßlichen nackten afrikanischen und chinesischen Hunde; die Spaniels (King Charles, Blenheim und Prince Charles) mit ihren leuchtenden Farben und dem seidenweichen Haar, Malteser und Havaneser, die kleinen und kleinsten Terriers — ehrlich gesagt: eine ungezogene kleine Gesellschaft, aber man darf es nicht sagen — launisch, bissig, kläffend den ganzen Tag; fröstelnd, von jedem Windhauch schon gekränkt; wenn sie altern, meist fett werdend, mit Triefaugen, heiser hustend — man weiß wirklich nicht, was unsere Damen manchmal an diesen Köterchen finden, die sie küssen, mit Zucker füttern und in seidene Decken hüllen. Da lungert der kleine Nichtsnutz auf dem Schoß der Herrin, die sich seinethalben nicht zu bewegen wagt, und springt einem höchstens ins Gesicht, wenn man sich nahe auf ihn beugt; man muß das „süße" Geschöpf doch bewundern, und — was die Frau will, will Gott — man tut es auch; man spricht vom Hund, und die Diva meint



Colley — Windspiel — Prince Charles (Spaniel) — Deutscher glatthaariger Zwergpinscher.

man. Nun, so mag es noch angehen; aber — schön ist meist anders, auch bei den schönsten dieser Schoßtierchen, den Spaniels, ist der Kopf sehr verzüchtet, und die vorquellenden Augen tränen fortwährend; der Behang hängt zur Erde, daß die Pfoten darauf treten. Pardon! Es ist gut, daß mein Geschmack nicht der maßgebende ist.

Von größeren Hunden, die noch zum Teil geführt werden, ist der Dalmatiner, wenigstens namentlich, schon aufgeführt. Manchem gefällt er, ein Stallhund eigentlich; dorthin, zum Pferde gehört er. Von Terriers kommt der Airedale-Terrier immer mehr in Schwung und verdrängt die bissigen Bullterriers und die anderen Verwandten mehr und mehr. Ein kräftiger, ausdauernder Bursche, zu vielfacher Verwendung geeignet. Dem deutschen Dobermannpinscher, dessen Verbreitung gleichfalls zunimmt, kann ich den gleichen Geschmack nicht abgewinnen. Chacun a son gout! Dagegen finden sich unter den deutschen Pinschern — kurz- wie rauhhaarigen — liebenswürdige Gesellen, die dem ältesten Griesgram mit ihrem Humor ein paar fröhliche Augenblicke verschaffen. Sind sie gegen den Fremden auch nicht so zutraulich — um so treuer sind sie ihrem Herrn, und noch vom Grabe des Armen wollen sie nicht weichen; er teilte im Leben die Krume Brot mit ihnen; Leckerbissen, mein Gott! so manchen Tag hatten sie beide nichts zu essen. Der schwarzbraune Terrier — black and tan — steht natürlich hoch über diesen Enterbten des Schicksals. Mir ist er weniger sympathisch, ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er mehr an der elegant eingerichteten Wohnung hängt als an seinem Herrn.

„Scherenschleifer".

Nun fehlt nur einer noch, der eigentlich kein Recht hat, in dieser guten Gesellschaft zu erscheinen. In den Städten ist er bereits verpönt, dort „versteht" man zu viel von Kynologie, um mit der Mißgeburt sich abzugeben. Auf dem Bauerndorf findet man ihn noch, den Scherenschleifer, der mehr Steine als Brot erhält, der mit den scheuen Augen kaum aufzublicken wagt, und doch ist auch er ein Hund und bettelt um Liebe; er kann ja nichts dafür, daß er solch greulicher Mesalliance entsprungen ist. Er drängt sich an seinen Herrn, er reibt den Rücken an seinen Beinen, er ist so dankbar für jeden freundlichen Blick und leckt die Hand selbst, die ihn geschlagen hat. Ausgestoßen überall, führt er ein Leben voll Mißhandlung und Elend, und sein Ende ist auf dem Düngerhaufen. Und doch fühlt auch dieser Hund mit all der warmen Liebe und Aufopferungsfähigkeit, die Mutter Natur diesen Tieren ins Herz gelegt hat, auf daß der Mensch sich ein Beispiel daran nehme. Dem Nachtwächter dort legt er sich auf die Füße und wärmt sie, während sein „Herr" die Stunden ausruft.

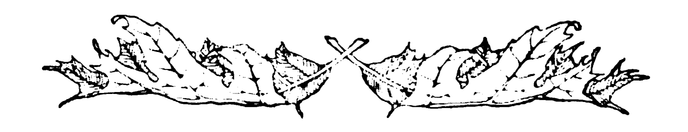
* *
*

In einem seiner Stimmungsbilder sagt François Coppée:

> So tauscht der lahme Jäger am Kamin
> Mit seinem Hunde, der sich an ihn drängt,
> Zur Jagdzeit einen Blick der Wehmut aus ...

Die Verse gehen mir nicht aus dem Sinn. Das gebrochene Bein und der verrenkte Fuß wären ja glücklich geheilt; aber ich bin im letzten Winter auf dem Glatteis auch „geflügelt" worden, und der gebrochene Arm ist

noch nicht so recht heil. Die Pirsche auf den Feisthirsch ging auf, und ich versuchte bei dem Fabrikanten eine der neuen Büchsen. Kraftlos senkte sich die Hand nach kaum zwei Sekunden Zielens. Mein Gott! Ich drehte mich um und setzte mich: die Beine begannen zu zittern. Der Hund des Ladenbesitzers kam zu mir, der ich still so dasaß, und sah mich mit den treuen Raubvogelaugen durchdringend an, als wüßte er, was in mir vorging. Und er stieg an mir empor, legte die Pfoten auf meine Schultern und schmiegte den Kopf an mein Gesicht. Was da in mir vorging! Braver, guter Heiko! Ich stand auf, um zu gehen. Da trat ein neuer Gast ins Lokal. Heiko auf ihn los, ihn bewedeln und mit stürmischer Zudringlichkeit seine Taschen untersucht. Ja, sie sind inzwischen auch Lebensphilosophen geworden, die Herren Hunde, im Umgang mit uns, und das schlechte Wort: „ubi bene, ibi patria“ ist ihnen nicht mehr fremd.



Sturmnacht

Was flammt von der Düne so rot durch die Nacht?
Ihr Schiffer, habt acht, der Sturm ist erwacht!
Schon peitscht er die brandende, schäumende Flut
Wild brausend zum Strande in rasender Wut.

Er heult in den Lüften sein jauchzend „Johe!“
Und schleudert die Wolken hinab in die See.
Hei, wie mit der Wolke die Welle sich mischt:
Hoch fliegt zu den Dünen der schäumende Gischt.

Es schwellen die Wogen hervor aus dem Grund
Und stürzen sich donnernd hinab in den Schlund.
Und Wolken und Wellen und Himmel und Strand
Ein dräuendes Chaos: Erzittre, du Land!

Was flimmert so still durch die schaurige Nacht?
Im Dorf in den Hütten ist alles erwacht.
Man drängt sich zum Strand durch des Wildwetters Graus:
Die Männer sind fort, sind zum Fischen hinaus.

Man späht von der Düne. Da steigt's aus der Gruft
Des schäumenden Abgrunds empor in die Luft:
Raketen! Das Zeichen: Ein kämpfendes Schiff.
Nun sind sie verloren. Dort lauert das Riff!

„Wer schützt unser Dorf, unser Leben und Gut?
Es weichen die Dämme, herein bricht die Flut.
Die Schiffe sind draußen, wir haben kein Boot!“ ...
Der Sturm saust heran, und ihn reitet der Tod.

L. Rafael.

>*<



Musikalische Rundschau

Von

Karl Storck

Allerlei Musikfeste

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Bedeutungslosigkeit der heutigen „Musikfeste" — Der Sängerwettstreit zu Frankfurt — Vom Männerchorwesen überhaupt — Die Tonkünstlerversammlung zu Basel — Schweizerische Volksfeste mit Musik — Hans Huber und E. Jaques-Dalcroze — Festlichkeit im Theater — Die Wiesbadener Kaiserfestspiele — Münchener Prinzregenten-Theater — Eine stille Feier in Stuttgart — Bayreuths Kampf um den „Parsifal" — Worauf beruht Bayreuths Zauber?

Ich habe im Titel nur schwer der Antithese widerstanden: Musikfeste *ohne* Festlichkeit. Denn wenn Festlichkeit geistiges und seelisches Gehobensein über den Alltag bedeutet, wenn man Feierlichkeit und Größe der Stimmung verlangt und überhaupt alle jene Empfindungen, die dem Erlebnis Dauer für alle Zeiten verleihen, die es zur trostreichen Erinnerung für kleinmütige Stunden machen, so fehlt es unseren heutigen Musikfesten daran fast ganz. Sie sind im Grunde nicht viel mehr als ein Massenangebot von Musik, bei welchem sich viele dauernd übersättigen. Jedenfalls habe ich gerade in den Gegenden, wo mit ziemlicher Regelmäßigkeit „Musikfeste" stattfinden, viele Leute kennen gelernt, die das ganze Jahr über kaum in ein Konzert gehen, dafür aber an den drei oder vier Tagen des Musikfestes täglich vier und mehr Stunden lang den schwierigsten Werken der Musikliteratur stand halten. Man vergleiche die Berichte von fast allen derartigen Gelegenheiten, sie gestehen alle mehr oder weniger offen, daß man den letzten Konzerten kaum mehr zu folgen vermochte. Ist nun vielleicht der Musiker im stande, die augenblickliche Ermüdung zu überwinden und doch noch so viel mitzunehmen, daß er nachträglich sich mit seinen Eindrücken zurechtfindet und dauernden Gewinn davon hat, das *Volk* erleidet durch diese Überfülle jedenfalls nur Schaden. Ein Eindruck verdrängt den anderen; es vermag deshalb keiner wirklich tief zu gehen; man wird verwirrt, und die letzte Wirkung ist, daß man wieder einmal für ein Jahr genug hat.

Die „Musikfeste" sind heute im Grunde eine veraltete Erscheinung. Sie stammen aus einer Zeit, die ganz andere musikalische Verhältnisse hatte, und haben mit deren Veränderung gar nicht Schritt gehalten. Unter den kleinen Verhältnissen, die im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts auch im musikalischen Deutschland herrschten, war das Zusammenwirken der Kräfte verschiedener Art nötig, um großer Musikwerke Herr zu werden. Es war vor allem der Wunsch, sich Händels und Haydns Oratorien zu eigen zu machen, der einerseits die Begründung der Singvereine und Singakademien in den einzelnen Städten (Berlin 1790, Leipzig und Stettin 1800, Dresden 1802 usw.) zur Folge hatte, andererseits die „Musikfeste" hervor-

rief, zu denen man jene Zahl von Mitwirkenden zusammenbekommen konnte, die ein einzelner Ort nicht aufzubieten vermochte. Der Kantor K. Fr. Bischoff (1780—1841) hat das erste derartige „Musikfest" zu stande gebracht; am 20. und 21. Juni 1810 wurde es zu Frankenhausen unter Spohrs Leitung gefeiert.

Ich sage „gefeiert". Denn das war wirklich eine Feier. Man erreichte etwas Außergewöhnliches, unter den alltäglichen Verhältnissen Unmögliches. Und dann wurden die alles musikalische Empfinden ungemein steigernde Vorarbeit und das erhebende Gefühl der Mitwirkung an einem großen Kunstwerke Kreisen zu teil, die sonst niemals dessen teilhaftig werden konnten. So blieb das auch in den nächsten Jahrzehnten, für die die „Musikfeste" geradezu die charakteristischste Erscheinung sind; sie wirken auch auf die Komposition zurück und erzielen hier eine Fülle von Oratorien und Gesangswerken großen Stils. Mit dem Anwachsen der Großstädte, der Verbreiterung (leider nicht Vertiefung) des Musiklebens haben sich die Verhältnisse völlig geändert. Heute besitzt jede größere Stadt Orchester und Chorvereinigungen, die wenigstens den quantitativen Anforderungen auch der größten Werke gewachsen sind. Im allgemeinen sind es ja auch die Musikkräfte einer Stadt, die bei den Musikfesten tätig sind; die etwaigen Verstärkungen könnten für jede Gelegenheit aufgeboten werden. Auch die Programme unterscheiden sich nicht von den besseren Veranstaltungen der eigentlichen Konzertsaison; die beliebte „Solistenrevue" gar hat in den Konzertabenden des Winters nur allzu zahlreiche Vorläufer. So bleibt also für den scharfen Beobachter an diesen „Musikfesten" nichts wirklich Segensreiches. Allzuviel Musik auf einmal, allzulange Konzerte unter erschwerenden äußeren Verhältnissen und Darbietungen, die unter normalen Umständen auch zu erreichen sind. Wozu also der Lärm, die Aufregung und die höheren Kosten? Ließe sich das alles nicht besser verwenden? Gibt es keine Möglichkeit, den „Musikfesten", die sich doch nun einmal großer Beliebtheit erfreuen, eine neue geistige Bedeutung für unser Musikleben zu verleihen? — Gewiß, und zwar sehr einfach. Wir brauchen den Musikfesten innerhalb unserer heutigen Verhältnisse nur wieder dieselbe Stellung zu verschaffen, die sie bei ihrer Begründung eingenommen haben. Sie dürfen nicht in großen Musikzentren stattfinden, sondern an **kleinen Orten**, die sonst die Möglichkeit solcher Konzerte nicht haben. Unser ganzes Musikleben leidet so schwer an der Häufung und Beschränkung auf die großen Städte über hunderttausend Einwohner. Hier ist das beste Mittel der Dezentralisation gegeben, zugleich das Mittel, eine ernsthafte Musikpflege wieder in weitere Kreise zu tragen. Wenn ich zum Beispiel an meine oberelsässische Heimat denke, da sind, von der Industriestadt Mülhausen abgesehen, eine ganze Anzahl von Städtchen und größeren Flecken (Kolmar, Gebweiler, Thann, Altkirch, Rappoltsweiler, Türckheim, Kaisersberg, Schlettstadt usw.), die zusammen sehr leicht die Kräfte zusammenbringen könnten, um auch das größte Oratorium zur Aufführung zu bringen. Die Orchesterkräfte wären leicht aus Straßburg, Basel, Freiburg oder Karlsruhe zu beschaffen. Welch ein Segen für das ganze Ländchen könnten einige solche Musiktage sein; welche Fülle von Anregungen würden die Mitwirkenden in ihre Gemeinden mit heimnehmen! Das Musikleben an jedem einzelnen dieser Orte würde einen Aufschwung nehmen. Vielleicht käme es, vom Gesang abgesehen, zu häuslichem Kammermusikspiel. Oder man denke an Thüringen. Warum findet nicht alljährlich in Eisenach ein Musikfest statt, an dem alle umliegenden Landchöre mitwirken? Es gälte die ausschließliche Pflege Johann Sebastian Bachs. Wie gut würde das der gesamten Kirchenmusik eines solchen Landstriches tun! Überhaupt wäre die Pflege der Kirchenmusik bei solchen Musikfesten im Auge zu behalten. Kann ein Fest im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes abgehalten werden, so tritt gleich eine tiefere und nachhaltigere Wirkung ein. Da können dann die Kreise auch enger gezogen werden; die Mitwirkenden werden von etlichen Dörfern gestellt. An sich ist jeder Chor zu schwach, größere Werke zur Geltung zu bringen. Wie schnell bringen aber zehn, zwölf Ortschaften an dreihundert Sänger zusammen! Der „Cäcilienverein für katholische Kirchenmusik" hat auf diese Art sehr schöne Wirkungen erzielt, trotzdem er

bei der Wahl der von der Gesamtheit aufzuführenden Messe leider immer darauf Bedacht nimmt, daß die Chöre nachher auch einzeln das Werk bemeistern können. Das ist durchaus verkehrt. Es müssen Kompositionen gewählt werden, die nur durch das Zusammenwirken bewältigt werden können. Hat diese Arbeit auch zunächst für die einzelnen keinen praktischen Gewinn, so tritt dieser verzehnfacht durch die Förderung ein, die man durch das Studium und die Bewältigung einer Aufgabe erreicht hat, die scheinbar über die Kraft ging.

Auf diese Weise könnten auch die „Musikfeste" wieder zu einem lebendigen Faktor unseres Musiklebens werden, während sie jetzt nur eine wohl glänzende, aber doch innerlich unfruchtbare Schaustellung bedeuten.

* *
*

Auch die Früchte der nach ihrer äußerlichen Einkleidung und der Zahl der aufgebotenen Kräfte wohl glänzendsten aller derartigen Veranstaltungen sind ganz anderer Art, als man zunächst erwarten möchte. Sollten sie zum Reifen kommen, so wird allerdings keinen der weite Umweg gereuen, auf dem man einem sehr nahe gelegenen Ziel zustrebt. Dem großen Wettstreit der deutschen Männerchöre, der vom 3. bis 5. Juni in Frankfurt am Main stattfand, wohnte der deutsche Kaiser von Anfang bis zu Ende bei. Man darf wohl annehmen, daß er sich dieser Strapaze — eine solche bedeutet das vierunddreißigmalige Anhören desselben „Siegesgesanges nach der Varusschlacht" von Georg Meßner, wozu ebenso viele „Wahlchöre" kommen, in jedem Falle — nicht unterzogen hätte, wenn er nicht dem Männerchorgesang eine tiefer gehende Bedeutung für die nationale Kultur zuerkännte. Das trat ja auch in der großen Rede zu Tage, mit der der Kaiser den Wettstreit beschloß, in dem der „Berliner Lehrergesangverein" unter Leitung von Felix Schmidt siegte. Der seit vielen Jahren für unbesiegbar geltende „Kölner Männergesangverein" ist also unterlegen. Und zwar brachte ihm, dem die



Bewältigung der schwersten Chöre ein leichtes ist, das einfache „Volkslied" von Wilhelm Kienzl, das zum Stundenchor ausersehen war, eine schwere Entgleisung.

Das wirkt wie ein Vorspiel zu der Rede des Kaisers, die in sehr bezeichnender Weise bei der Presse und im Volk ein viel stärkeres Echo weckte als die ganze vorangehende Wettsingerei; der Sinn dieser Rede aber war: Indem die Männerchöre sich möglichst große musikalische Aufgaben stellen, befinden sie sich auf einem falschen Wege. Ihre Aufgabe ist und sei in Zukunft vielmehr

das Volkslied. Der Kaiser nannte dabei einige Kompositionen, deren Vortrag nach den schwierigen Chören von Hegar, Brambach, Curti u. a. „wie eine Erlösung" gewirkt haben würde, wenn sie eben zum Vortrag gelangt wären. Unter diesen genannten Chören war kein eigentliches „echtes" Volkslied. Was der Kaiser mit diesem Worte meinte, war: einfache Lieder; einfache Kunst im Gegensatz zur „komplizierten" Kunst, zu der unsere Kunstmusik immer mehr geworden ist.



Des Kaisers Mahnung bedeutet, darüber ist kein Zweifel, für die Männerchorkomposition in rein musikalischer Hinsicht eine starke Beschränkung; wenn man schroff urteilen will, die Unmöglichkeit der Weiterentwickelung. Wenn trotzdem nicht nur das musikalische Preisrichterkollegium sich die kaiserliche Forderung zu eigen machte, vielmehr auch die unbeteiligten Musikfreunde ihr beistimmen, so ergibt sich daraus, daß für diesen Musikzweig ganz besondere Verhältnisse maßgebend sind. Wir werden auch diese Frage am leichtesten aus einer geschichtlichen Betrachtung des Männerchorwesens verstehen lernen.

Der Männerchorgesang ist noch keine hundert Jahre alt. Sicher sind für sein Entstehen weniger musikalische als gesellige Wünsche wirksam gewesen. Im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war das Bürgertum eine gesellschaftliche Macht geworden; es verlangte eine seinen Bedürfnissen entsprechende Unterhaltung. Unser Musikleben ist davon stark beeinflußt worden. Die vornehme Art der Kammermusik, des kleinen Orchesters im adeligen Schlosse genügte nicht mehr. Breitere Schichten wollten zur Wirkung gelangen. Die Gründung großer Singinstitute, wie wir sie erwähnt haben, kam diesen Wünschen entgegen. Aus diesen „gemischten" Gesangvereinen sind dann die Männerchöre entstanden.

Ohne allen verklärenden Idealismus betrachtet, verdanken die Männerchöre ihr Entstehen also dem Wunsche der männlichen Mitglieder der Gesangvereine, gelegentlich unter sich bei frohem Sang und einem guten Trunk versammelt zu sein. Während jene großen gemischten Chöre entstanden waren, um bereits vorhandene gewaltige musikalische Werke bemeistern zu können, sind die Männerchöre älter als die Männerchorliteratur. Diese mußte erst geschaffen werden. Die Anfänge der „Berliner Liedertafel", die am 20. Dezember 1808 unter Zelters Vorsitz zum erstenmal zusammentrat, beleuchten dieses Verhältnis am besten. Das waren einige Mitglieder der „Singakademie", und zwar Komponisten, Dichter und Berufssänger, die vereinten sich zu löblichem Tun. Ihre Lieder schufen sie sich selber. Gefiel eins, so mußte es sich jeder in sein „Liederbuch" schreiben. Diese „Tafellieder" waren naturgemäß einfach, und da man es mit geübten Sängern zu tun hatte,

bedurfte man keiner langen Proben. Die Berliner Liedertafel hat sich so einen Schatz von fünfhundert Liedern zusammengesungen.

Von diesen ging nun eine starke Wirkung aus. Die ausgedehnte Möglichkeit gemeinsamer geselliger Freuden und ungezwungenen Zusammenseins machten die Männerchorvereine schnell beliebt. Die Lieder waren leicht. Sie waren auch für Nichtmusiker leicht zu erlernen, wenn man sich zu Proben verstand. So wurden die Männerchöre bald aus den Künstlergesellschaften, die sie anfänglich gewesen, zu volkstümlichen Vereinen. Im Süden, vorab in der Schweiz, hatte man gleich diese volkstümliche Seite des Männerchorwesens erkannt. Der Züricher Nägeli (1773 bis 1836), der Schwabe Silcher (1789 bis 1860) sind hier die verdientesten Namen.

Wenn übrigens die letzten Mitglieder der erst 1839 erloschenen Ulmer Meistersingerschule den dortigen „Liederkranz“ zu ihrem Erben erkoren, so bewiesen sie damit die richtige Erkenntnis, daß die Männerchöre, wenn auch in viel breiterem Maße, jetzt ebenso die Sangeslust des Volkes stillten wie einst der Meistersang.

Die ungeheure Verbreitung, die die Männerchöre in den nächsten Jahrzehnten gefunden haben — der „Deutsche Sängerbund“ hat über achtzigtausend Mitglieder —, wäre bei einer bloß gesellschaftlichen Bedeutung natürlich unmöglich gewesen. Hierzu wirkten starke ethische Mächte mit. Die eine haben wir schon genannt: der Männergesang ist gewissermaßen das Volkslied der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Und zwar in jenem besten Sinne, daß in ihm das Sehnen und Fühlen des Volkes den gemäßesten Ausdruck fand. Die Männerchöre wurden aber überdies zum stärksten Hort des deutschen Nationalgefühls. Mit Webers kräftigen Vertonungen Körnerscher Lieder (1814) beginnt die volkstümliche Männerchorliteratur. Segensreicher noch als für die Tage des Kampfes erwies sich der Männergesang für die Jahre der Reaktion. In dieser erschlaffenden Zeit ward das Lied zum Künder der Sehnsucht nach dem einigen Deutschen Reich.

Die Männerchöre waren die berufenen Träger gerade dieses Liedes, das von den Wünschen und Sorgen der Männer sprach. Nicht umsonst verwehrte Österreich bis in die vierziger Jahre den Männergesangvereinen das Bestehen. In dieser Zeit waren auch die „Gesangsfeste“ von hohem Segen. Sie führten Tausende deutscher Männer aus den verschiedenen sonst so scharf getrennten Gauen zusammen: die Gesangsfeste zu Würzburg (1845) und Köln (1846) trugen geradezu großdeutschen Charakter.



Das ist das schönste Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Männerchorgesanges, daß er den deutschen Einheitsgedanken lebendig erhielt, daß er auf friedlichem Gebiete jene Verbrüderung der Stämme vorbereitete, die nachher auf den Schlachtfeldern mit rotem Blut dauernd gekittet wurde. In diesem Geiste wirkt der deutsche Männergesang noch jetzt im Auslande. In Nordamerika zumal hat er sich als bester Erhalter des Deutschtums bewährt.

Die rein musikalische Bedeutung des Männergesanges hat immer hinter dieser kulturellen zurückgestanden. Das ist natürlich. Das Gebiet ist geistig und musikalisch sehr eng. Außer Vaterlands-, Jagd-, Schlacht- und Trinkliedern gibt es nur ganz wenige Stoffe, deren naturgemäße Vertonung ausschließlich Männerstimmen verlangt. Und in musikalischer Hinsicht läßt die Beschränkung auf einen Tonumfang von etwa zweieinhalb Oktaven nicht viel Spielraum zu. Solange nun jene großen Ideen von Vaterland und Freundschaft das ganze Denken in Anspruch nahmen, genügte der musikalisch einfache und den Männerstimmen natürliche Ausdruck vollauf. Die Lieder der Friedrich Schneider, Nägeli, Reichardt, Konradin Kreutzer, Methfessel, Kücken, auch noch Abts und Julius Ottos — um nur einige Namen zu nennen — zeugen dafür.

Wie in der Literatur nach 1848 die Betonung der nationalen Sehnsucht nachließ, weil man ihrer Erfüllung sicher geworden war, und damit die mehr „akademische" Dichtung der „Münchener" zur Vorherrschaft gelangte, so erfuhr auch das Männerchorwesen eine Verschiebung. Das Politisch-Nationale trat zurück, das Gesellschaftliche trat in den Vordergrund und das Künstlerische. Aber hier erfuhr man nun bald, daß der künstlerischen Entwickelung dieser Gattung enge Grenzen gesteckt waren. So verfiel man auf Äußerlichkeiten: „effektvolle" Vortragsweise, d. h. Arbeiten mit den schroffsten Gegensätzen eines säuselnden Pianos und dröhnenden Fortissimos; sentimentale Empfindsamkeit oder burleske Komik; Brummstimmen; Nachahmung von Tierstimmen; grobe Tonmalerei; Einfügung von gepfiffenen oder auf Instrumenten geblasenen Stellen und dergleichen mehr. So versuchte man durch äußerliche Kunststückchen die innere Hohlheit zu verstecken. Es ist nun sehr bezeichnend, daß zu gleicher Zeit um die Mitte des Jahrhunderts die „Wettgesangfeste" begannen, bei denen oft um Geldpreise gekämpft wurde. Daß diese noch dazu beitrugen, daß der Nachdruck auf eine sofort bestechende und äußerlich wirksame Vortragsweise gelegt wurde, braucht nicht erst betont zu werden.

Seit dieser Zeit datiert die Geringschätzung des Männergesanges bei den Fachmusikern. Der „Liedertafelstil" wurde berüchtigt, die Männerchöre auch deshalb vielfach als musikfeindlich bezeichnet, weil sie den in der Tat unendlich wichtigeren „gemischten Chören" die Kräfte entzogen und auch mit einer minderwertigen Gattung das Bedürfnis des Volkes nach Musik stillten. Man suchte nun diesen musikalischen Mängeln abzuhelfen. Die Enge des Tonumfanges ließ sich aber natürlich auch dann nicht wesentlich erleichtern, wenn man die Stimmen so über ihre natürlichen Grenzen hinaustrieb, daß die ersten Tenöre nicht mehr aus dem Falsett, die zweiten Bässe nicht aus dem Brummen herauskamen. Um so mehr suchte man innerhalb dieses Tonumfanges durch „orchestrale" Schreibweise Abwechselung zu erreichen. Man geriet damit folgerichtig in Ton- und Accordfolgen, die eben instrumental sind, der Menschenstimme aber nicht liegen. Der Eintönigkeit der Klangfarbe suchte man durch ausgiebige Tonmalerei entgegenzuwirken; jede Gelegenheit wurde ausgenutzt, scharfe Lichter aufzusetzen. So erhielt man eine Folge von interessanten, zuweilen auch hübschen Einzelheiten, aber die Großzügigkeit und Einheitlichkeit des Kunstwerkes ging dabei unrettbar verloren. Gewiß sind manche Chöre Hegars, Brambachs, Bruchs, Curtis und anderer in ihrer Art bedeutende Werke, aber die Art an sich ist eben überhaupt verfehlt.

Und nun soll also in der Rückkehr zur Einfachheit, zum Volkslied die Rettung gesucht werden. Hat man sich auch gefragt, ob solch eine Rückkehr überhaupt möglich ist? Die Stimmungen und Empfindungen, aus denen jene einfache Männerchorliteratur einst herausgewachsen ist, sind vorbei. Bei kleinen Verhältnissen in den Dörfern wird man sich vielleicht an den einfachen Aufgaben

genügen lassen. Es ist ja auch schön, wenn bei drei- oder vierfach besetzten Stimmen ein Silcherscher Chor gesungen wird. Aber unsere großen Vereine von zweihundert und mehr Mitgliedern brauchen andere Aufgaben. Die Art, wie Schubert, Loewe, Schumann, Brahms (Rinaldo), Richard Wagner (Liebesmahl der Apostel) den Männerchor in Verbindung mit dem Orchester gepflegt haben, weist ja eine Möglichkeit künstlerischer Entwickelung auf. Aber dieser Weg führt erst recht von volkstümlicher Musikpflege weit ab.

Ich glaube überhaupt nicht, daß der Männergesang jemals wieder für die Volksmusik so segensreich werden kann, wie er es in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war. Die Zeiten und die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich zu sehr geändert. Heute nehmen die Frauen in ganz anderem Maße an unserem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben teil als ehedem. Wir brauchen den Männerchor nicht zu verbannen, aber an echtem Volksgesang nehme das ganze Volk teil. Dazu gehören auch die Frauen. Der „gemischte" Chor — man muß nur einen schöneren Namen dafür finden — entspricht unserer Zeit. Hier pflege man das volkstümliche Lied. Die Mütter sind ohnehin bessere Vererber der Lieder als die Männer. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege überhaupt wieder zu einem Volkslied.

* * *

Die wichtigste der sommerlichen musikalischen Veranstaltungen ist die „Tonkünstlerversammlung", die „Der allgemeine deutsche Musikverein" dieses Mal in Basel abhielt. Hierbei pflegt, im Sinne des geistigen Gründers Liszt, der Nachdruck auf das zeitgenössische Schaffen gelegt zu werden; diese Konzerte gaben nicht nur eine Übersicht darüber, der Erfolg in ihnen bestimmte auch bis zu einem gewissen Grade die Aufnahme der Werke in die Programme der nächstwinterlichen Konzertveranstaltungen. Auch hierbei ist eine Verschiebung eingetreten, seitdem die „moderne" Richtung unter den Dirigenten der großen Orchester so viele Anhänger hat, daß ihren Vertretern nicht, wie einst Liszt, alle Türen verschlossen sind. In Berlin vollends hat Richard Strauß seit zwei Jahren „moderne Konzerte" eingerichtet, die ihre Aufgabe ausdrücklich in der Aufführung moderner Schöpfungen sehen, so daß man sie mit einem gewissen Recht als Versuchskonzerte bezeichnet hat. Vielleicht ist man aus dieser Erkenntnis heraus zu einer Änderung der Statuten geschritten, die für die Zukunft dem Laienelement den Zutritt zum Verein erleichtern sollen.



Die Wahl Basels zum Festort war in zwiefacher Hinsicht glücklich. Einmal hat Basel vorzügliche musikalische Kräfte. Unter der Leitung des städtischen Musikschuldirektors Hans Huber und des ausgezeichneten Dirigenten Hermann Suter haben die Chöre und das Orchester in Basel eine Höhe erreicht, die auch den verwöhntesten altdeutschen Musikfreunden aufrichtige Bewunderung abnötigt. Die vollendete Art, wie die ungemein schwierige sechzehnstimmige Hymne „Jakob, dein verlorener Sohn kehret wieder" von Richard Strauß, sowie Gustav Mahlers zweite Sinfonie wiedergegeben wurden, reihen die Baseler Musikkräfte samt ihren Leitern unter die erstklassigen Körperschaften überhaupt.

Andererseits war die Wahl Basels als Festort deshalb glücklich, weil dadurch sicher das moderne Element in der schweizerischen Musik gekräftigt wird. Ich gestehe allerdings gern ein, daß mir der schweizerische Konservativismus in Kunstdingen recht wohl gefällt. Er beruht nämlich niemals auf einer Feindschaft gegen das Neue, sondern auf dem geschichtlichen Sinne, der hier viel ausgeprägter ist als in Altdeutschland. Außerdem aber hat sich die schweizerische Musik eine viel innigere Fühlung mit dem Volke bewahrt als unsere deutsche. Die Schweiz ist eigentlich das einzige Land, wo noch rechte Musikfeste gefeiert werden. Schade, daß man den deutschen Gästen nicht das Festspiel vorgeführt hat, mit dem vor zwei Jahren Basel die vierhundertjährige Gedenkfeier seines Eintrittes in die Eidgenossenschaft beging. Hans Huber hatte die Musik geschrieben. Ich verstehe nicht recht, wie man diesem 1852 im Kanton Solothurn geborenen Komponisten den Vorwurf machen kann, er habe nichts „Schweizerisches" an sich. Ich fürchte, man sucht dieses zu sehr in der Form, zu wenig im Gehalt. Was den Gehalt betrifft, so ist die Schweiz nicht bloß Alpenland. Bauerntum, Vaterlandsliebe, fröhliche Betätigung des Wortes vom gesunden Geist im gesunden Körper liegen dem Schweizer im allgemeinen näher als die Betonung des Gigantischen, Wilden, Ungeheuren der Alpennatur. Der Fremde, auf den gerade dieses so stark wirkt, vermißt es leicht, und damit scheint ihm dann auch das für ihn charakteristisch Schweizerische zu fehlen. Auch ich glaube, daß man gut daran tun würde, durch eine stärkere Ausnutzung des Volksliedes, des Jodlers der schweizerischen Musik etwas schärferes Lokalkolorit zu geben. Aber schließlich bedarf es doch nicht der Mundart zur Heimatkunst. Hubers „heroische Sinfonie", die im letzten Winter in einem der modernen Konzerte von Richard Strauß zur Aufführung gekommen ist, hat z. B. meiner festen Überzeugung nach nur deshalb nicht den verdienten Erfolg gehabt,

weil sie im Gefühlsgehalt zu schweizerisch war, das aber im Ausdruck nicht deutlich genug betonte. Ich setze gerade für die Zukunft einer mehr volkstümlichen Kunst große Hoffnungen auf die Schweiz, wo die Gelegenheiten unendlich zahlreicher sind als bei uns, bei denen die Musik als „dienende Kunst“, und zwar im Dienste der Volkskultur, zur Wirkung gelangt.

Hätte die „Tonkünstlerversammlung“ vier Wochen später stattgefunden, so hätten sich die deutschen Musiker, die nur allzusehr vom Volksleben losgelöst sind, davon selbst überzeugen können. Am 4. Juli hat der Kanton Waadt den hundertsten Gedenktag seines Eintrittes in den „Bund“ gefeiert. Im Freien wurde das Fest begangen. Die Natur gibt hier ja die großartigste Scenerie. Die Festspiele selbst sind mehr historische Aufzüge mit besonderer Hervorhebung einzelner großer patriotischer Geschehnisse. Mir wird warm ums Herz, wenn ich an derartige Feste in dem Lande denke, dem ich durch die Mutter angehöre. Zwanzigtausend Menschen haben in Waadt zugesehen, mehr als zweitausend haben mitgewirkt. Das greift wirklich noch ins Volk hinein. Die Musik ist das große Stimmungsmittel, das erhebende und zugleich versöhnende Element. Bei dem waadtländer Fest stammte sie aus der gewandten Feder von E. Jaques-Dalcroze, der seit zwei Jahren auch in Norddeutschland bekannt ist. Hier hat er zunächst durch ein Violinkonzert, das der Meistergeiger Henri Marteau seitdem vielfach gespielt hat, das stärkste Aufsehen erregt. Das Konzert war durchaus neuartig nach Form und Gehalt und ganz „modern“ in der Instrumentierung. Um so überraschter war man, als des gleichen Komponisten „Kindertänze“ aufgeführt wurden, die jetzt auch in Basel wahres Entzücken hervorriefen. Das bedeutet geradezu ein neues Volkslied. Jedenfalls scheint mir das der einzig mögliche Weg, ein solches wieder zu erzielen. Man kann nicht das Alte einfach wieder neu einführen wollen. Es gilt, Neues aus dem heutigen Leben heraus zu schaffen. Aber natürlich aus dem Volksleben. Und das Volk selbst, die Großen und die Kleinen, müssen spielen und singen.



Die Schweiz ist so glücklich, nur erhalten und weiterpflegen zu brauchen, was sie bereits besitzt. Ob es dem kleinen Lande, das uns Gottfried Keller und Arnold Böcklin gegeben, gelingen wird, einen „modernen“ Musiker von derselben Bedeutung hervorzubringen, mag die Zukunft wissen. Wir werden ihn dankbar willkommen heißen. Für unser volkstümliches Musikleben können wir aber schon jetzt genug von der Schweiz lernen.

Unter den neu aufgeführten Werken errang sich neben den bereits genannten und einem Streichquintett Draesekes einen besonders starken Erfolg Max Schillings' Melodram „Das Hexenlied“. Diese sehr feine und klanglich hervorragend schöne Komposition bedeutet ebenfalls eine Bereicherung für das musikalische Haus, da sie auch in einer vorzüglichen Bearbeitung für Klavier (Leipzig, Rob. Forberg) vorliegt.

* *
*

Unseren Bühnenfestspielen fehlt ebenfalls vor allem die Volkstümlichkeit. Die „Wiesbadener Festspiele“ zumal sind sehr schnell ganz ins Dekorative geraten. Mochte man anfangs bei der Vorführung von Webers „Oberon“ und Glucks „Armida“ allenfalls noch die Hoffnung hegen, daß eine Wiederbelebung vernachlässigter älterer Meisterwerke beabsichtigt sei, wobei dann nur die Art der musikalischen und textlichen Neubearbeitung Bedenken erregte, so hat man bei den heurigen Neueinstudierungen auch nicht einmal mehr diesen Schein gewahrt. Boieldieus „Weiße Dame“ ist gewiß eine anmutige Spieloper, aber jedenfalls keine von jenen, die auf unseren Bühnen gewohnheitsmäßig verhudelt werden, wie etwa Rossinis ungleich höher stehender „Barbier von Sevilla“. Hier könnte ein segensreiches Vorbild gegeben werden, wenn man die Rezitative wieder einführte, die unerträglichen Kalauer von Schauspielers Gnaden verbannte und an die Stelle der Posse, als die uns dieses Meisterwerk geboten wird, die komische Charakteroper setzte, die es wirklich ist. Aber Boieldieus „Weiße Dame“ wird nie über den Rang eines anmutigen Lustspieles zu heben sein, in dem die Romantik in der mehr salonmäßigen französischen Form nur eben hineinspielt, ohne tief zu gehen. Übrigens hat man auf eine gründliche Textbearbeitung verzichtet; vor allem die „Bergbewohner“ beharren nach wie vor bei der automatenhaften Wiederholung der Versicherung, daß sie „bereit seien“. Der Nachdruck war hier durchaus auf die Inszenesetzung verlegt, die allerdings glänzend war.

Frl. Wiborg als Elisabeth in Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“.

In noch höherem Maße war das bei Meyerbeers „Afrikanerin“ der Fall. Für diese Neueinstudierung wird man ja sonst auch keinerlei Begründung beibringen können, als daß sie reichliche Gelegenheit zur Entfaltung szenischer und dekorativer Pracht bietet. Diese hat man reichlich ausgenutzt. Die große Staatsratsitzung im ersten Finale und der vierte Akt mit den Wundern der Tropenwelt und der altindischen Kultur übten eine berückende Wirkung aufs Auge aus. Aber warum hat man gerade dieses Werk gewählt? Geraten wir nicht auf diesem Wege wieder zur ganz äußerlichen Schau- und Prunkoper, die wir nun glücklich endgültig überwunden glaubten? Wenn Wagner für Wiesbaden wirklich „zu geräuschvoll“ ist — Meyerbeer spektakelt doch ganz anders —, und man will die „große“ Oper pflegen, so bieten doch die Werke Spontinis und Cherubinis ganz andere Aufgaben. Noch viel schöner wäre es freilich, wenn Wiesbaden eine Pflegestätte für Gluck und Mozart werden wollte, da Wagner ja bereits zwei in München und Bayreuth hat, jene beiden Großen überdies in unserem Bühnenspielplan allzusehr vernachlässigt werden.

Die diesjährigen Wagneraufführungen im Münchener „Prinzregenten-Theater“ haben den Eindruck der früheren bestätigt. Die Aufführungen sind im allgemeinen gut, ohne Hervorragendes zu bieten; Possarts Regiekunst leistet in Einzelheiten Gutes, während sie im allgemeinen zu sehr auf äußerliche Wirkungen gestellt ist. Dem Ganzen aber fehlt die Weihe, das Besondere, das den Bayreuther Aufführungen eigen ist, also mit einem Worte: das Festliche.

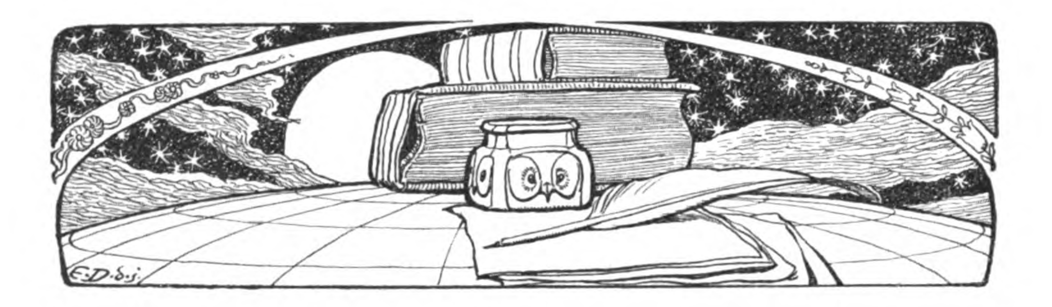
* * *

Fehlt so den in besonders glänzendem Rahmen gehaltenen Veranstaltungen oft das Beste, die innere Festlichkeit und die feierlich erhebende Wirkung auf die Zuhörer, so geht diese glücklicherweise doch auch heute noch oft genug vom Theater aus. Es bedarf nur des rechten Geistes bei der Leitung und den Darstellern, und sie vermögen einen ganz gewöhnlichen Theaterabend zum Festspiel zu gestalten.

Zeuge dessen war ich in den ersten Maitagen in Stuttgart. Hier hat man ohne die äußere Veranlassung, die bis jetzt immer zu dem Wagestück nötig gewesen, Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth“ in den Spielplan aufgenommen. Ich wohnte erst einer späteren Vorstellung bei; um so mehr darf man aus der Gesamterscheinung Schlüsse ziehen, da alle jene Umstände, die bei Fest- oder Erstaufführungen in die Wagschale fallen, nicht in Rechnung gezogen zu werden brauchen. Nun, Liszts Legende hat sich als durchaus bühnenfähig erwiesen. Die Zuhörer waren aufs tiefste ergriffen; es herrschte jene heilige Stimmung, die es rechtfertigt, daß man das Theater als Tempel der Kunst bezeichnet. Allerdings war die Aufführung unter Pohligs Leitung vorzüglich. Die Inszenierung war sehr stimmungsvoll, und Stuttgart besitzt in Fräulein **Wiborg** eine Darstellerin der Titelrolle, wie sie idealer gar nicht zu denken ist. Da ist ein schlechthin bewundernswertes Verwachsensein mit dem dichterischen und musikalischen Gehalt dieser hehren Gestalt. Hoffentlich findet nun das Stuttgarter Beispiel auch reiche Nachfolge. Liszts Werk gehört in den Spielplan jeder vornehmen Bühne, wo es sich zumal zur Vorstellung an hohen Festtagen außerordentlich eignet. —

In Bayreuth ist es in diesem Sommer still. Trotzdem ist fast noch nie mehr davon gesprochen und darüber geschrieben worden. Bayreuth kämpft um seinen „Parsifal“. Ein unternehmungslustiger Amerikaner löst alle theoretischen Erwägungen, ob der „Parsifal“ von Bayreuth unzertrennlich sei, indem er das Werk einfach in Amerika aufführen wird. Diese Ausnutzung des Fehlens eines gesetzlichen Schutzes ist sicher sehr unvornehm und rücksichtslos. Aber vielleicht hat sie doch ein Gutes. Man wird so erfahren, daß Bayreuths Zauber ganz wo anders liegt als im alleinigen Besitz des „Parsifal“. Bayreuths Macht liegt vielmehr darin, daß es das besitzt, was unserer Bühne und unserem Musikleben sonst so sehr fehlt: **Festtäglichkeit**. Die Darsteller wie die Zuschauer sind in Bayreuth losgelöst aus ihrem alltäglichen Leben, sie sind frei vom Werktag, sie tragen hier das Festtägliche in sich. Und so muß man zum Kunstwerk herantreten, wenn es voll wirken soll. Bayreuth kann, nein, wird sicher aus der Mode kommen. Das ist ein Glück. Denn dafür wird es einen Platz im Herzen jedes Musikfreundes erobern, der weiß, daß er dort eine Stätte finden kann, wo die Kunst nicht Geschäft, sondern lauterer Schönheitsdienst, wo sie Religion ist.





Literarische Rundschau

Aus der Roman- und Novellenliteratur

Als Gustav Freytag seinem „Soll und Haben“ vor nunmehr bald fünfzig Jahren das Julian Schmidtsche Motto mitgab: „Der deutsche Roman soll das Volk da aufsuchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist: nämlich bei der Arbeit,“ da lag in dieser deutsch-bürgerlichen Losung zugleich eine gewisse Tendenz gegen den verneinenden Romantizismus der Jungdeutschen: der „neue Roman predigte keine Ideen und setzte seine Hoffnungen nicht auf Ideen“, er „wollte keinen neuen Staat und keine neue Gesellschaft befürworten, sondern Staat und Gesellschaft mochten vorerst bleiben, wie sie waren“. Aus dem luftigen Reiche geistiger Spekulationen und Theorien führte Freytag den Roman zurück auf den allen, Gelehrten wie Ungelehrten, vertrauten Boden der Wirklichkeit und wob so wieder das einheitliche Band des Verständnisses zwischen Schriftsteller und Leser, Künstler und Publikum, das nahe daran war, völlig zu zerreißen.

Die literarische Lage war der Wirkung nach bis vor kurzem wieder ganz ähnlich. Wie um die Mitte des eben vergangenen Jahrhunderts, so waren unsere Schriftsteller auch um die Wende des neuen in Gefahr, den festen Zusammenhalt mit ihrem Volke zu verlieren, der allein ihren Werken Dauer und Bedeutung zu geben vermag. Anstatt auf den Herzschlag der Zeit zu horchen und das Verständnis für die Gefühlswelt der Allgemeinheit, für Hoffnung und Sehnsucht, Glück und Not ihres Volkes in sich auszubilden, spannen sie sich mit schier asketischem Fanatismus in ihre eigene exklusive Ichwelt ein und sahen mit eingebildeter Vornehmheit auf den „barbarischen Philisterkram“ hernieder, der sich damit nicht vertrug. Die künstlerische Form, alles rein Artistische fuhr oft nicht schlecht dabei: unter den Romanen und Novellen der neunziger Jahre sind Werke, die, was stilistische Formgebung, ja auch innere Komposition und Psychologie ihrer Figuren angeht, dem verwöhntesten Geschmack gerecht werden. Um so übler stand es oft um den Stoff und den geistigen oder sittlichen Gehalt dieser Bücher. Immer feiner und dünner wurden die Fäden, die diese Traum- und Phantasiegebilde noch mit der Welt der Tatsachen und mit der allgemeinen Lebenssphäre verknüpften. Dreiviertel all ihrer Helden waren Künstler, die auf den Trümmern ihrer kleinen Wonnen und Schmerzen saßen und aus dem Aschenhaufen kümmerliche Flammen zu blasen suchten. Kein Wunder, daß diesen Monologen im weltfremden Studio bald kein Echo aus dem großen Publikum mehr antwortete. Anfangs wohl hatte man neugierig aufgehorcht und sich neue unerhörte Offenbarungen aus Menschheitstiefen erwartet; dann aber hatte man bald die Pose durchschaut und sich ernüchtert und gelangweilt abgewandt. Hinfort schrieben all diese Nur-Literaten, diese Ich-Dichter und neunmal Exklusiven nur noch für sich selber und für sich allein.

Das dauerte eine ganze Weile. Dann ging es wie ein Weckruf durch die Reihen der Literatur, insbesondere durch die der Romanschriftsteller. Als hätte eine Stimme ihnen ein Halt zugerufen und eine gütige Hand ihnen den Ariadnefaden gereicht, der sie aus dem schon fast unentrinnbar scheinenden Labyrinth der Selbstbespiegelung wieder ins Weite und Freie hinausführte. Es wäre leicht, auch hier wieder einen einzelnen Namen zu nennen, von dem die verdichtende Literaturgeschichte der Zukunft wahrscheinlich den heilsamen Umschwung einst datieren wird. Doch hieße das ungerecht sein gegen eine Anzahl anderer, die zugleich oder vorher, offensichtlich oder im stillen an der glücklichen Wandlung mitgearbeitet haben. Neben einem Gustav Frenssen müßten, um bei der jungen Generation zu bleiben, Thomas Mann, der Verfasser des hamburgischen Kaufmannsromanes „Die Buddenbrooks“, müßte Kurt Martens, der Dichter des „Tagebuches einer Baronesse von Treuth“ und des Romans „Vollendung“, müßte Wilhelm Fischer, der die „Freude am Licht“ geschrieben, müßte Emil Strauß, der Schwabe, der Verfasser des

„Freund Hein", müßte Hermann Stehr, der Schlesier, mit seinem „Schindelmacher" und in gewissem Abstand auch Friedrich Huch mit seinem „Peter Michel", mehr noch mit seinen „Geschwistern" genannt werden. Sie alle beweisen, sei es mit ihrer Entwickelung, sei es gleich bei ihrem ersten schriftstellerischen Auftreten, daß die Periode des l'art pour l'art überwunden ist, daß die deutsche Romanliteratur in ihren tüchtigsten und hoffnungsvollsten Vertretern mit dem gesunden Empfinden des Volkes und dem Pulsschlage der lebendigen Gegenwart wieder warme Fühlung gewonnen hat.

Es ist nur eine natürliche Gefolgserscheinung dieser glücklichen Wandlung, über die wir uns aber deshalb nicht minder herzlich freuen dürfen, daß neben den mutig aufstrebenden Jungen auch die tüchtigen Alten, von einem umstürzlerischen Geschlecht allzulange und allzuverächtlich über die Achseln angesehen, wieder in die guten Rechte ihres Ruhmes und ihrer Verdienste eingesetzt werden. An ihrer Spitze steht heute, in seiner Führerschaft unbestritten, seit Spielhagen und Raabe verstummt sind, Paul Heyse, der „Nestor der deutschen Novelle", wie er gern genannt wird. Neue Überraschungen oder Wandlungen hat seine alternde Kunst uns nicht gebracht, seine Dichtung hat sich von der „L'Arrabiata" an eigentlich auf derselben, schon hier vorgezeichneten geraden und ebenen Linie bewegt, die, unbeirrt vom Sturm und Drang der Zeit, aber auch unbeirrt von subjektiven Stimmungen und Verstimmungen, auf das Ideal der „deutschen Musternovelle" hinzielt. Aber unerschöpflich reich hat sich der jetzt Siebzigjährige im Laufe von nunmehr fünf Jahrzehnten unaufhörlicher Schaffensfreudigkeit an neuen Erfindungen und Problemen erwiesen, wenn manche seiner Stoffe auch die Mühe des Suchens und die Freude des Findens nicht verbergen können. Noch immer sind es hauptsächlich Probleme des Liebeslebens, die den Meister zur Gestaltung locken und reizen; aber wer scharf zusieht, wird finden, daß doch auch bei ihm die milde Hand des Alters ihre sänftigende Macht bewährt. Aus dem Heidnisch-Sinnlichen lenkt er, wie seine hier schon einmal kurz erwähnten **Novellen vom Gardasee** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) beweisen, immer bewußter und entschlossener ins rein Seelische hinüber, und häufiger als ehedem verklärt ihm ein lächelnder Humor mit versöhnenden Abendrotstrahlen seine zarten, vornehmen Gestalten. Nicht zufällig nur ist Heyse an den schönen Gestaden des oberitalienischen Sees so heimisch geworden, nicht zufällig nur sind alle diese Novellen um den Gardasee mit seinen Cypressenhainen und Olivenhalden, mit seinen weiten Blicken über die blauleuchtende Flut, mit seinen tief in die Berge eingebetteten grauen Nestern und mit seinem milden, alles Weltweh heilenden Atem lokalisiert. Fern vom Geräusch der sorgenvollen Welt, darf hier der Mensch mehr als anderswo nur seinem Glück und seinem Schmerze leben; die Gefühle baden sich in den Wellen dieses Sees gleichsam rein von den äußeren Konflikten, Mißhelligkeiten und Schlacken des geschäftigen Treibens der Wirklichkeit. Dies ist der Garten Eden, den Heyses freispielende Phantasie braucht, um sich ganz ungestört und in ihrer ganzen Anmut entfalten zu können. So wenig reine Naturschilderung in den sechs hier vereinigten Novellen zu finden ist, wie viele ihrer intimsten Reize würden alsbald dahinsterben, sobald man sich einfallen lassen wollte, die zarten Blumen aus den südlichen Gefilden etwa in den hyperboräischen Norden zu verpflanzen! Und doch, so sehr der italienische Schauplatz sich geltend macht, nirgends verleugnet sich das Ich des Dichters, nirgends die deutsche Natur ihres Erfinners. Heyse selbst hat die gemeinsame Stimmung, die alle diese Novellen durchblüht, treffend eine Art „moralischen Zwielichtes" genannt, von dem grell oder mild beleuchtet die handelnd auftretenden Personen vor uns erscheinen. Die Leser werden sich der „Antiquarischen Briefe" erinnern, die zuerst in den „Monatsheften" gedruckt worden sind und nun hier, als eine der schönsten Gaben des Bandes, von neuem erscheinen. Über Altertümer und derlei Gelehrtes sonst wollte die resolute Hamburgerin ihrem zurückbleibenden Freunde vom Gardasee aus berichten; aber ihr an schöne, reine Menschlichkeit gewöhntes Herz spielte ihr bald einen Streich: statt der Antiquitäten bringt sie ein armes Hascherl, ein in seiner naiven Hilflosigkeit rührendes Waisenkind heim und ein häßliches Hündchen, den einzigen Schatz der Verlassenen, dazu. So wird der Irrgang eines Menschen, der sich tändelnd zu verlieren drohte, heiter und rein zur Harmonie gelöst. Und zu einer Lösung, einem Zusammenschließen sich einander verlierender Glieder kommt es am Ende in jeder dieser Novellen: Heyse ist auch heute noch ein Feind aller problematischen Reste. Selbst in den „Gefangenen Singvögeln", in denen symbolisch das traurige Schicksal der einsam welkenden Töchter von Toskolana geschildert wird, durchbricht am Ende die kleine Adelina die Stäbe ihres Käfigs, um in Venedig des Lebens und ihrer Gesangeskunst sich menschlich zu erfreuen. Am reinsten und ebenmäßigsten erfolgt die Lösung wohl in der Novelle „Macht der Stunde". In ihrem Heiligsten verwundet und beleidigt, kehrt die junge schöne Frau ihrem in einer heißen Stunde untreu gewordenen Gatten den Rücken, um sich vor ihm in die Einsamkeit der Berge zu flüchten; aber die „Macht der Stunde" kommt auch über sie, und als sie zurückkehrt, muß sie sich desselben Fehltrittes zeihen, den er an ihr begangen: verstehend und verzeihend reichen die beiden sich erneut die Hände ... Wie Heyses Phantasie, so ist auch Heyses Stil und Sprache jung geblieben; denn die abgeklärte Ruhe, der rhythmische Wogensang seiner ebenen, durchsichtigen Perioden — man denkt an Goethe, der sich vom Gardasee im Jambenfluß unterrichten ließ — hat ihm nicht etwa das Alter erst gegeben: schon in seinen frühesten Novellen finden sie sich in gleichem

Maße. Aber daß die Gabe der Jugend ihm treu geblieben ist, macht sie nur um so köstlicher, muß man doch nur zu oft erfahren, wie um die Wende der Siebziger auch über die Sprache des Frischesten ein Frosthauch kommt, der den Saft im Halm erstarren läßt und Eigenart in Manier verwandelt.

Daß Heyse davon verschont geblieben, lehrt ein vergleichender Blick, den man etwa aus dieser seiner jüngsten Novellensammlung hinüberschweifen läßt in die neue **Wohlfeile Ausgabe seiner Romane und Novellen**, die gerade jetzt bei Cotta in Lieferungen erscheint (vollständig in 48 Lieferungen zu je 40 Pfennig. Alle vierzehn Tage eine Lieferung). Die erste Serie bringt die großen Romane: nach den „Kindern der Welt" (Lieferung 1 bis 15) aus dem Jahre 1873 den Zeitroman „Im Paradiese" (Lieferung 16 bis 28), diese farbenglühende, geistreiche Schilderung der Münchener Kunstwelt aus den siebziger Jahren, das Werk, das wohl unter allen Büchern Heyses am meisten unmittelbare Beobachtung aus der Wirklichkeit des Lebens enthält. Gern wird — nicht mit Unrecht im allgemeinen — der Romanschriftsteller Heyse über dem Novellisten vergessen oder doch gering geschätzt; bietet sich nun aber eine so bequeme Gelegenheit wie hier, den Dichter auch in seinen Werken größeren Stils kennen zu lernen, so sollte man sie nicht versäumen: die reiche, schöne und tapfere Persönlichkeit, als die sich Heyse auch in den Romanen gibt, ist reichlicher Lohn für den Leser. Die handlichen Bände, für die die Verlagshandlung hübsche Einbanddecken hat herstellen lassen, sind einfach, aber gediegen ausgestattet.

An das Thema der „Antiquarischen Briefe" wird man erinnert, wenn man Wilhelm Jensens Novelle **„Gradiva"** liest (Dresden und Leipzig, Karl Reißner). Auch hier ein Mensch, der auf archäologische Suche auszieht und ein Herz gewinnt. Ein junger Altertumsforscher — Norbert Hanold ist sein Name — hat in einem Museum Roms ein Reliefbild entdeckt, das eine in wunderbarem Liebreiz leicht, wie geflügelt dahinschreitende Jungfrau darstellt. Das Problem dieses Schreitens beschäftigt ihn lebhaft und läßt ihn auch in Deutschland nicht los: ein Abguß des Reliefs schmückt sein Arbeitszimmer, er lebt und webt ganz mit der Gestalt und benennt sie, da die Tafel keine Bezeichnung trägt, für sich selber „Gradiva", die Vorwärtsschreitende. Denn ihr Gang, diese eigentümlich reizvolle Art, den Fuß zu heben, daß Zehen und Ferse fast eine Senkrechte bilden, ist es ja, was ihm hauptsächlich an ihr gefällt und ihn fesselt. Ist das nur Phantasie des Künstlers, fragt er sich, oder findet sich solcher Gang in Wirklichkeit? Er studiert die Frage, anfangs nur theoretisch auf dem Papiere, dann an der Wirklichkeit, indem er hinfort sorgsam auf den Gang der ihm vorübergehenden Damen achtet. Ein Traum zeigt ihm endlich an, daß er in Pompeji, der antiken Trümmerstadt, sein heißersehntes Ideal, die wahre „Gradiva" finden werde. Er sieht sie unter den Säulenhallen im Hause des Meleager in der Tat mehr als einmal; aber wie ein Phantom entschwindet sie ihm alsbald immer wieder. Lange vermag er an die Wirklichkeit des liebreizenden Bildes, das seine Schönheits- und seine Herzenssehnsucht in eins erfüllt, nicht zu glauben, dann verrät und bekräftigt ihm ein holder Zufall, daß er ein Nachbarskind, eine Jugendgeliebte aus der fernen Heimatstadt vor sich hat, die ihn hübsch artig schon eine Weile am Narrenseil führt. Will man noch mehr wissen? Oder ahnt man schon, daß die beiden bald ein glückliches Paar werden und daß unser Archäologe leicht das Geheimnis des Gradiva-Ganges aus nächster, traulichster Nähe wird studieren können? ... Der eigentliche Reiz und Zauber dieser Erzählung ruht aber nicht in der Fabel oder in der anmutigen Verknüpfung der Fäden der Handlung; er ruht in der lyrischen Stimmung, dem zarten Duft, der die kleine Geschichte umspinnt. Immer, wo Jensen Lyriker und Stimmungspoet sein darf, ist es eine Lust, ihm zu lauschen; nur der Sprache muß man dann und wann einige Eigenheiten zu gute halten, die einem empfindlicheren Geschmack wohl den reinen Genuß stören können. Wer den Dichter einmal liebt, den werden sie freilich kaum mehr stören, als den Liebhaber gewisse launische Unregelmäßigkeiten in den Zügen des geliebten Mädchens.

Man sollte denken, daß diese stilistischen Eigentümlichkeiten auch bei Jensen erst Früchte des Alters, das sich ja gern so etwas wie seine eigene Terminologie ausbildet. Aber dem ist nicht so. Eine der ersten Jensenschen Novellen, eine, die seinen schriftstellerischen Ruf mit begründen half, die Erzählung **„Unter heißerer Sonne"** (1869), erscheint soeben in neuer Auflage (Braunschweig, George Westermann; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), und wir sind überrascht, in dieser spannenden Darstellung eines Liebesabenteuers, das ein deutscher Naturforscher jenseits des Weltmeeres, in Venezuela, erlebt, neben den unveraltbaren Reizen der Jensenschen Erzählungs- und Stimmungskunst auch seine stilistischen Eigenheiten, vor allem sein behagliches Verweilen bei diesem oder jenem Nebenumstande, schon zu finden. Doch wissen wir ja derartige epische Qualitäten, durch einen atemlosen Telegrammstil unserer Romanschriftsteller allzusehr ernüchtert, heute wieder zu schätzen. Dazu kommt, daß das Meer und die exotische Natur, die Jensen, selber ein Kind der See, uns in einigen meisterhaften Bildern zu malen versteht, inzwischen neues Interesse für uns gewonnen haben. Seine Vorliebe für das traumhaft Visionäre, für das Dämmerige und halb Unbewußte findet zudem in den tropischen Landschaften des märchenhaft schönen Schauplatzes ein ergiebiges Feld. Wer Jensen von seiner charakteristischen Seite kennen lernen, alle seine Eigenheiten, aber auch alle seine liebenswürdigen Vorzüge beisammen haben möchte, der greife zu diesem Buche, das den Dichter im Jugendglanz und doch auch schon in seiner künstlerischen Reife zeigt.

So erfüllt Jensen bei aller Romantik von den Ideen der Neuzeit sein mag, sogenannte aktuelle Fragen haben seine Gestaltungskraft nie besonders gereizt, vielmehr ist er ihnen scheinbar geflissentlich aus dem Wege gegangen. Anders **Adolf Wilbrandt**. Er hat diese Zeitfragen gesucht und ist ihnen wohl auch da nachgegangen, wo sie sich gegen die Eigenart seiner Begabung zunächst spröde verhielten. So einst den Problemen des Sozialismus und des Spiritismus, so neuerdings dem Thema vom Frauenrecht. Ein tieferes Verhältnis aber, das zeigt sein Roman **Villa Maria** (Stuttgart, J. G. Cotta), hat er nicht eigentlich dazu gefunden. Er besitzt Routine und Geist genug, um auch aus diesem Stoff einen unterhaltenden, teilweise sogar spannenden und fesselnden Roman zu machen, aber ein Schaffen von innen heraus spürt man nicht, das Gefühl, daß sich die Entwickelung nur so vollziehen könne, wie sie es tut, bleibt aus. Der Fall erscheint vielmehr recht konstruiert, wenn von den zwei Schwestern der Villa Maria an der Außenalster bei Hamburg die jüngere, für die unbedingte Gleichheit der Geschlechter schwärmend und agitierend, von ihrer „eigenen Natur" ad absurdum geführt wird, indem sie unter der „Macht einer Stunde" einem brutalen und gewissenlosen Herrenmenschen zum Opfer fällt. Warum? Weil sie die Sitte mißachtet und mit einem jungen Schwächling von Maler auf und davon nach Capri gegangen ist, um in „freier Liebe", in einer „Probeehe auf Zeit" mit ihm zu leben, draußen aber bald gespürt hat, daß dieser müde Weichling für ihre kernige hamburgische Frauenkraft doch nicht der rechte Genosse. Das Gegenbild gibt die andere Schwester. Auch sie, obgleich glücklich verheiratet, läßt sich eine Weile von frauenrechtlerischen Ideen „umgarnen" und aus dem gesunden Gleichgewicht bringen, dann findet sie bekehrt den Weg zurück zu ehelicher Liebe und häuslicher Pflicht. Auch die scherzhafte Spielart des Frauenrechtlertums fehlt nicht: in der Mitte zwischen den beiden Schwestern Merker steht eine Liebe begehrende, Liebe entbehrende alte Jungfer, die sich einredet, gleichfalls überzeugte Vorkämpferin der Frauenrechte zu sein, in der Tat aber ganz in echt weiblicher selbstloser Opferfreudigkeit aufgeht. So lebhaftes Interesse diese beiden Frauengestalten, Adele und die alte wackere Jungfer, vorübergehend zu erregen wissen, die Trägerin der Handlung und der „Idee" ist und bleibt doch Maria. In Scham und Reue über ihre Selbsttäuschung und ihr weibliches Unterliegen geht sie am Ende in den Tod. Ist nun damit aber — das scheint doch das fabula docet sein zu sollen — die Widernatürlichkeit der Frauenbewegung erwiesen oder erhärtet? Erscheint diese Maria nicht vielmehr als eine verstiegene Ausnahme, deren exaltierter Unverstand weit über das Ziel hinausschießt oder die den gesunden Sinn der Bewegung, wie sie heute in ihren gemäßigten Formen sich darstellt, gründlich verkennt, diesen Sinn, der doch nur darin gipfeln kann, die Natur der weiblichen Individualität von ihr aufgezwungenen falschen Schranken und Banden zu befreien und sie in ihrer Reinheit und Unverfälschtheit sich entfalten zu lassen?

Es ist ein rühmliches Zeugnis für den Schriftsteller und Menschen Wilbrandt, daß er über das Weltmeer hinweg durch seine Bücher das Vertrauen eines schlichten Mannes gewann, eines deutschen Fabrikarbeiters, der nicht des Gewinnes oder sonst eines äußeren „Grundes" wegen, der allein aus heiliger Notwendigkeit zur Feder des Romanschreibers griff. Es war im Herbst 1900, als Wilbrandt aus Brooklyn-Newyork von einem gewissen **Hugo Bertsch** ein Manuskript zugesandt erhielt, das ein wildes, krasses Drama nebst allerlei lustigen Gedankengängen, „Phantasien auf hohem Seil", enthielt. So viel Eigenwüchsiges, Kühnes und Tiefsinniges in dem Wust zu finden war, ein ehrlicher Mann mußte sein Urteil und seine Aufmunterung zu weiterem Schaffen doch sehr dämpfen. Aber dieser Schriftsteller glaubte an sich und ließ sich nicht beirren. Nach Jahresfrist kam er wieder, und vor ihm her flog der ganze ungestüme Jubel der Schöpferfreude: Jetzt schreib' ich etwas — davor steh' ich selbst wie vor einem Wunder! Es handelte sich um den Anfang des Romans **Die Geschwister**, dem Adolf Wilbrandt jetzt mit einem warmen, menschlich schönen Vorwort das Geleite gibt (Stuttgart, J. G. Cotta). Ein seltsames Buch! An manchen Stellen unkünstlerisch, geschmacklos und trivial, an anderen hinreißend, groß und gewaltig als elementarer Ausbruch einer vom Leben hart in die Schule genommenen, doch niemals gebrochenen Persönlichkeit, das Ganze ein reiches Dokument menschlichen Ringens und Erlebens, der Kampfplatz unbändiger Kräfte, die empor wollen, an den Hemmungen aber erlahmen. Will man eine nähere Bezeichnung für das einzigartige Buch, so könnte man es nur einen „philosophischen Roman" nennen: die Betrachtungen und Reflexionen halten der Erzählung des Geschehens reichlich die Wage. Was — wenn es am Ende nicht doch der Zufall war — den Schwaben drüben in der Neuen Welt gerade zu Wilbrandt führte, ist schwer zu ersehen; wahrscheinlich ist es doch just die rhetorische Ader, die ihre Wahlverwandtschaft ausmacht. Wie dem auch sei, Wilbrandt hat sich durch die Einführung dieses Schriftstellers ein bleibendes Verdienst erworben, nicht bloß weil er einem Menschen, dem die Fülle der Gefühle und inneren Erlebnisse schier das Herz hätte sprengen müssen, die befreiende Möglichkeit verschaffte, sich durch „Bekenntnisse" im Goethischen Sinne die Seele zu erleichtern, sondern mehr noch, weil er unsere Literatur dadurch um ein Werk bereichert hat, das aus der Tiefe unserer Volkskraft heraufkommt und das als erster vollgültiger Bote der bisher so gut wie unvertretenen deutsch-amerikanischen Dichtung eine ganz neue Gattung einleitet. Denn das spezifisch Amerikanische in dem Buche ist unverkennbar, so gut deutsch auch der Grundzug. Die äußere Handlung verläuft sehr einfach. Ein

amerikanischer Arbeiter Tom Pratt verliert durch ein Unglück eine Hand, und der Hungertod starrt ihm ins Gesicht. Er schreibt an seine Schwester Jennie, die auch zwischen den Zeilen liest, daß er entweder verzweifelnd oder nicht recht bei Sinnen sei. Sie antwortet, sie wisse nichts Besseres, ihn zur Vernunft zu bringen, als die Religion, und bittet ihn, ihretwegen eine Messe zu besuchen. Er ist Freidenker, erinnert sich aber der glücklichen Tage seiner Kindheit, als er und Jennie am Sonntagmorgen freudig und glücklich zur Kirche gingen, und er geht. Es gefällt ihm, er geht oft, und nun streiten die Religion und seine anderen Anschauungen um die Oberherrschaft. „Es ist ein Roman, und die Lösung des Rätsels überlasse ich dem Leser," erklärt der Verfasser selbst. „Ich gebe vor allem kein Heilmittel an. Mein Leben ist mit Arbeit erfüllt gewesen, und ich habe gelernt. Vielleicht ist es die Folge der Vererbung, daß auch in stürmischen Wirbeln das Nachdenken meine Feder leitet. Mein Vater war Dorfschullehrer in Margaretshausen im Schwarzwald. Er starb jung, und ich mußte als Vierzehnjähriger nach Ulm gehen, um die Kürschnerei zu erlernen. Aber vom sechsten bis vierzehnten Jahre genoß ich Schulunterricht. Dann ging ich nach England und kehrte nach Deutschland zurück, um drei Jahre in Prenzlau beim 64. Infanterieregiment zu dienen. Danach wanderte ich nach Amerika aus. Ich habe schwer gearbeitet, in den Feldern Nordkarolinas, und ging nach Neuseeland, wo ich in Napier auf einem Holzhof arbeitete. Hierauf arbeitete ich wieder in London vier Jahre als Färber von Seehundsfellen, und dann kamen die Jahre der schwersten Arbeit in Amerika, zuerst als Erdarbeiter in Arkansas, dann in einem Eisenbergwerk in Südmissouri, dann in einem Kohlenbergwerk, von wo ich nach Newyork zurückkam. Vor dreizehn Jahren lernte ich meine Frau kennen; ich wußte, daß ich reif geworden und die Zeit meiner Wanderungen vorüber war ..." Wenig Besonderes, wird man vielleicht denken. Und doch: was klopft in dieser Seelengeschichte in Briefen dieser Arbeiter nicht alles, wie er sich ausdrückt, „mit der Zauberrute Poesie aus der Vergangenheit buntgewebtem Teppich"! Mit Recht bemerkt Wilbrandt, noch nie habe ein Mensch des „vierten Standes" mit so geist- und seelenvoller, hochaufflammender Beredsamkeit für die Rechte dieses leidenden Standes und gegen das Babel der Zeit gestritten. „Es ist aber die edle, reine Beredsamkeit des Dichters, der zuletzt, im ruhelosen Weitertrachten der Gedanken — ein echt deutsches Blut! — zum Philosophen wird. Die altpersische Weltvorstellung lebt auf eine wunderbare Art in ihm auf: der gute und der böse Geist, die den großen Weltkampf kämpfen, in dem der Geschaffene, der Mensch, mitstreiten soll. So findet sich der „Held" in der Schöpfung wieder zurecht, und die Sonne kann auch ihm wieder scheinen ..." Man weiß nicht, ob man dem Verfasser ein „Fortschreiten auf der so glücklich betretenen Bahn" wünschen soll. Die „Geschwister" sind zu stark, um viele ebenbürtige Geschwister haben zu können. Aber auch allein werden sie von der hohen Dichterkraft und dem stolzen Menschentum ihres Vaters zeugen.

Eine Lektüre zur Erholung und Erfrischung ist dieses Buch des deutsch-amerikanischen Arbeiters nicht; dafür rüttelt es zu heftig an unseren Nerven und auch wohl an unserem Gewissen. Eine Dosis Behaglichkeit und Lebensfreudigkeit mag deshalb willkommen sein. Wir finden sie in reichlichem Maße in Hans Hoffmanns jüngstem Skizzenbuche **Von Haff und Hafen** (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel), in dem er uns Neues von seiner nun schon wohlbekannten Lieblingsfreundin „Tante Fritzchen", der trefflichen Kapitänswitwe, erzählt: heitere Episoden von niederdeutscher Färbung meistens, von Lebensklugheit und Herzensreinheit durchsonnt und mit einem freundlichen Humor verklärt, der heute ach! so selten ist. Dabei erwarte man sich keineswegs bloße Stimmungsbilder oder Betrachtungen, die nur lose an einen flüchtig skizzierten Vorgang anknüpfen — o nein, Hoffmann bewährt sich auch hier als der geborene Novellist, der zu erzählen weiß und nie vergißt, daß die „Novelle" eben etwas Neues, „noch nicht Dagewesenes" bringen soll. Stimmung, Psychologie und Charakterstudien, in unserer jüngeren Novellistik nur allzu oft zu Alleinherrschern erhoben, sind ihm nur gute Diener; die Hauptsache bleibt die Fabel, die Erfindung, die „Geschichte". Gleich die erste Erzählung: „Rohleders hohe Minne", in der Erfindung originell und kühn, ist dafür ein sprechender Beweis. In den übrigen Erzählungen vermißt man manchmal wohl die Sorgfalt der psychologischen Begründung, aber auch sie erfreuen sämtlich durch die Frische der Erfindung und die Flottheit der Durchführung. Und immer erscheint am Ende Tante Fritzchen, dies goldene Alte Jungferngemüt, um in der Fabel den versteckten Kern der Lebensweisheit aufzudecken und sie alle zu höherer Einheit zu binden. Genug, an dem Mahl, das hier gedeckt ist, sollte niemand vorübergehen, dem es nach einer erquickenden und stärkenden Hausmannskost verlangt, der aber deshalb doch auf den literarischen Leckerbissen noch nicht verzichten möchte.

In der Kunst und Fülle der Erfindung vermögen sich mit dem Vertreter der „alten Schule", der Hoffmann im Grunde doch ist, unter den Jüngeren nur wenige zu vergleichen. Am ehesten käme wohl Georg Freiherr von Ompteda in Betracht, der neuerdings eine fast beängstigende Fruchtbarkeit entfaltet. Die künstlerischen Eigenschaften mögen unter dieser überergiebigen Produktion nicht selten leiden, in der Erfindungskraft und in der resoluten Art zu erzählen, vor allem frisch und flott ohne lange Winkelzüge und ohne alle stilistischen Verbrämungen auf das Was loszusteuern, verrät sich noch keine Ermattung. Auch Omptedas neuester Novellenband **Nerven** (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; Preis 5 Mk.) zeigt wieder, wie der unermüdliche Schriftsteller

aus ganz alltäglichen Begebenheiten immer neue Anregungen zu schöpfen versteht. In der ersten Novelle, die dem Bande den Namen geben mußte, schildert Ompteda mit neuen, zwingenden Mitteln den Kampf eines Mannes gegen seine Nerven und führt Seelenstimmungen und Konflikte vor, die heute leider zur Physiognomie der Zeit gehören. Unter den drei größeren Erzählungen des Bandes finden wir außerdem die Ehegeschichte „Lili", die vor Jahresfrist zuerst in den „Monatsheften" erschienen und mit ihrer scharfen Silhouette den Lesern gewiß noch in lebhafter Erinnerung ist. Den sonstigen Inhalt des Buches (391 S.) bestreiten kleinere Erzählungen, bald von übermütigem Humor erfüllt, bald graziöse Studien aus der Gesellschaft oder aus der militärischen Laufbahn des Verfassers.

Ompteda ist, wie mittlerweile allgemein bekannt sein wird, ein leidenschaftlicher Bergsteiger und Hochtourist. Die Alpenwelt hat ihm bereits früher Stoff und Anregung zu einigen vortrefflichen Novellen gegeben; jetzt hat er ihr auch einen Roman: **Aus großen Höhen** gewidmet, der wie eine begeisterte Huldigung für die Bergwelt (Dolomiten) erscheint (ebenda; Preis geh. Mk. 3.50). „Wer zu den Bergen kommt nicht mit Vorwitz und Keckheit, wer ihnen naht schönheitstrunken, erfüllt von ihrem Frieden, ihrer keuschen Herbe, wer sie bezwingt mit Dankbarkeit gegen die Natur, die ihm unvergessene Eindrücke schenkt, die ihm Hochgefühle bereitet, rein wie ihr Firn, unvergänglich wie ihr Felsenleib, wer ihnen demütig naht mit dem Gedanken: ich bin nur ein Staubatom gegen dich, gewaltige Natur, Jungbrunnen für uns arme Menschlein, wer zu ihnen spricht: ich danke euch, daß ihr mich Einkehr lehrt durch eure Einsamkeit, daß ihr mir Demut gebt durch eure Größe, daß ihr mir schenket höchstes Erdenglück: Rückkehr zur Schlichtheit, Einfachheit, zur Natur, daß ihr mich weiset, Gott in eurer Hoheit zu erkennen — dem sind die Berge Freund ... Wer aber den Bergen mit befleckten Händen naht, mit unlauteren Absichten, wer zu ihnen mit einer Sünde kommt, einer Schuld, dem vergelten sie's. Solche Leute weisen sie ab." Wie Leitmotive wiederholen sich diese Mahnungen in dem Roman, und die Katastrophen sind Belege für sie. Sowohl die Leichtsinnigen, Übermütigen, die plan- und sinnlos ihre touristischen Unternehmungen nur zu dem Zweck betreiben, einen neuen Rekord aufzustellen, als die, die „mit ihren Tiefengedanken die Berge entweihen", finden in den „großen Höhen" ihren Richter. Die Berg- und Gletscherwelt schafft dem Verfasser Stoff zu Bildern von blendender, hinreißender Pracht; an jeder gefährlichen Bergfahrt fühlen wir uns durch seine Schilderungskunst unmittelbar und leibhaftig beteiligt. Aber nicht bloß im Aussprechen, auch in der Kunst des Verschweigens ist Ompteda ein Meister. Die letzte große tragische Szene auf dem Gipfel zu Ende zu dichten, überläßt er der Phantasie des Lesers, und das ist vielleicht das Kühnste und — Künstlerischste an dem Buche, zugleich ungemein bezeichnend für Omptedas ganze Art, die es verschmäht, mit Hilfe einer schönen Sprache eine Situation bis auf die Neige auszuschöpfen, gerade da vielmehr abbricht, wo die Phantasie des Lesers so erhitzt ist, daß sie weiter zu eilen auf dem gebahnten Geleise gar nicht unterlassen kann.

Die Schriftsteller, die eine flotte Erzählungs- und Unterhaltungskunst mit literarischen Qualitäten zu paaren wissen, sind bei uns immer noch so spärlich vertreten, daß wir uns über jeden Zuwachs freuen dürfen. In die Reihe dieser „bürgerlichen Autoren" ist neuerdings mit zwei bald nacheinander erschienenen Büchern Georg Reicke, der Berliner Bürgermeister, getreten, der sich vorher schon durch eine gute Gedichtsammlung und ein paar Dramen einen literarischen Namen gemacht hatte. Reickes erster Roman, mit dem seltsamen Titel **Das grüne Huhn** (Berlin und Leipzig, Verlag von Schuster u. Löffler) — so genannt nach einer Sparbüchse, die den symbolischen Mittelpunkt bildet —, behandelt das alte Thema: ein Mann zwischen zwei Frauen; und auch die Variation ist nicht neu: diese beiden Frauen sind Mutter und Tochter. Aber nur scheinbar. Der Roman enthüllt uns am Ende, daß zwischen ihnen ein Blutsband nicht existiert, daß Ursine, die eigentliche Heldin, in Wahrheit ein Kind ist, das vom Mann in die Ehe mitgebracht wurde. Um sie kämpft der zweite Gatte Frau Lottes, einer Frau, die seiner so wenig ebenbürtig in Denken und Bildung. Ursine und Resius sind nach des Verfassers Darstellung füreinander wie geschaffen; die Hindernisse, die seine Romanphantasie ihnen auftürmt, stärken nur ihre Kräfte. Doch hat es sich Reicke, scheint mir, etwas gar zu leicht gemacht, Frau Lotte in den Schatten einer überwundenen Zeit, Ursine in das Licht einer neuen aufgehenden Sonne zu stellen. Trotzdem vermag diese nicht ganz unsere Sympathie zu erringen: dafür hat der Verfasser ihr zu wenig natürliche Leidenschaft und zu viel blasse Reflexion und Theorie mitgegeben. Mag man so an dem eigentlichen Problem des Romans manches verfehlt finden, an den Nebenhandlungen, mit denen er durchrankt ist, wird man desto größere Freude haben dürfen. Reicke glänzt hier mit einer Fülle echter Empfindung, sicherer Beobachtung und seelenvoller Schilderung. Namentlich die rührende Gestalt eines jungen, schwindsüchtigen Architekten, der in hoffnungsloser Liebe zu Ursine entbrannt ist und mit tapferem Humor sich über sein Unglück hinwegtröstet, ist trefflich gelungen. Auch psychologische Feinheiten gibt es reichlich, die für den Menschenkenner und Poeten gutes Zeugnis ablegen. Die Frauenfrage freilich, die stark in die Handlung hineinspielt, ist etwas allzu summarisch und deshalb auch oberflächlich behandelt; überzeugender wird für die Rechte der Persönlichkeit gegenüber dem Buchstaben, den „schönen Formen" der Gesetze plaidiert. „Was man nicht biegen kann, muß man brechen," hat die Sparbüchsverkäuferin zu Ursine gesagt, als diese fragte,

wie man denn den gesammelten Inhalt am Ende aus dem „grünen Huhn“ befreie. In den großen, entscheidenden Momenten des Lebens, so lautet die Mahnung des Romans, nicht paktieren; es gibt genug kleinere Momente, wo man es muß, mag man wollen oder nicht.

Wie das oft bei Erstlingsromanen von Schriftstellern der Fall, die viel erlebt und viel in sich aufgespeichert haben, bevor sie die Feder zum Schreiben ansetzten, so ist auch in Reickes erstem Roman die Komposition unter dem Druck der Neben- und Zwischendinge einigermaßen aus den Fugen geraten. Aber schon sein zweiter Roman: **Im Spinnenwinkel** (ebenda), eine Geschichte aus einer kleinen Stadt, hat diese Scharte ausgewetzt. Auch hier wieder quillt alles aus innerer Erfahrung und innerem Erlebnis; das gibt dem Ganzen den Stempel der Wahrheit und Ehrlichkeit. Doch es erscheint von einem ruhigeren und reiferen Kunstverstand gebändigt, Nebensächlicheres ist dem Bedeutenderen gebührend untergeordnet. So nehmen wir aus diesem zweiten Buch, obwohl es alles in allem weit weniger enthält als das erste, doch ein gut Teil mehr geistigen Gewinn mit davon. Dazu kommt, daß in dieser Geschichte von zwei einander liebenden Menschenkindern, die sich in zartestem gegenseitigem Verständnis oft so nahe kommen, aber doch einander nicht erringen können, auch das lyrische Element der Stimmung, das Reicke so schön beherrscht, zu seinem Rechte kommt. Augenscheinlich ist in diesem zweiten Roman mehr noch an eigenem Erleben des Dichters — meistens wohl aus seiner früheren Beamtenlaufbahn — übergegangen als in den mit Einzelbeobachtungen gar zu überladenen ersten. Die „Kleinstadt“ bewährt sich auch hier wieder einmal als nicht zu unterschätzender dichterischer Gehilfe des Poeten. Man darf der weiteren Entwickelung und Betätigung der stimmungs- und reizvollen Erzählungskunst Georg Reickes mit den besten Hoffnungen entgegensehen, wenn uns seine ruhige, kühle Art gewiß auch keine sonderlichen Überraschungen bringen wird.

Wer die feine Grenzlinie zwischen Literatur und bloßer Unterhaltungsschriftstellerei bestimmen will, sollte sie nicht allzu weit von dem Rain suchen, wo die Spezialisten zu finden sind. Ein Schriftsteller, der sich eine sogenannte „Domäne“ gründet, ist für die Kunst halb schon verloren, mag er durch die Beschränkung auf „sein“ Feld seine Routine noch so sehr ausbilden und innerhalb des Geheges noch so sorgsam auf gute Figur und gute Führung halten. An Publikum freilich wird es ihm nicht fehlen, und seine Leserschaft wird sich auch keineswegs allein aus den Berufs- oder Gesellschaftskreisen rekrutieren, denen der Spezialist seine Stoffe entnimmt; vielmehr gibt es immer auch in anderen Kreisen Leute genug, die es vorziehen, sich durch einen unterhaltenden Roman anstatt durch ein ernstes fachmännisches Buch über Eigenheiten eines Standes, eines Berufes, einer Liebhaberei zu unterrichten. Wilhelm Meyer-Förster, der Verfasser von „Alt-Heidelberg“, pflegt neuerdings mit Vorliebe den Sportroman. Wie er uns in seinem vielgelesenen, an den Hannoverschen Spielerprozeß anknüpfenden Roman **Heidenstamm** (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) die Laufbahn eines deutschen Herrenreiters geschildert hat — uns, sage ich, d. h. für alle, die den Roman lesen wollten, verständlich und fesselnd, nicht etwa bloß für die Sportsleute aus Beruf oder Liebhaberei —, so gehört auch in **Süderssen** (ebenda; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) sein Herz offensichtlich der Welt des grünen Rasens, obgleich er diesmal auch die der Börse und mittelbar sogar die der Bretter mit in die Handlung gezogen hat. Der Titelheld ist ein ehemaliger Offizier, der wegen eines Duells mit tödlichem Ausgang den Abschied nehmen mußte und nun auf dem Rennplatz den Lebenserwerb sucht. Ein schneidiger, vielbewunderter Reiter, weiß er doch das Glück nicht dauernd an seine Sporen zu fesseln, und so gerät er in Abhängigkeit von einem merkwürdigen Manne, der, einst ein gefeierter Heldendarsteller, jetzt seinen Ehrgeiz daran setzt, auch an der Börse und im Sportleben eine Rolle zu spielen. Die protzige und selbstgefällige Protektion dieses kaltherzigen Poseurs duldet Süderssen nur, weil er eine heiße Neigung zu dessen Tochter Eleanor, einem zarten, von frühester Jugend auf kränkelnden Mädchen, gefaßt hat. Als dem Vater das Geheimnis der Liebenden offenbart wird, enthüllt sich seine brutale Natur völlig, und wenn er auch schließlich aus Rücksicht auf den Zustand seiner Tochter seine Zustimmung erteilt, so ist es jetzt doch zu spät: das zarte Wesen stirbt in den Armen des Geliebten. Mit einem „Lächeln um den Mund, einem leeren Lächeln, ohne Ausdruck“ wankt Süderssen, der Träumer und Schwächling, nach Eleanors Tod, an deren Krankenlager er lange geharrt und gewacht, ohne Hoffnung ins freudlose Leben hinaus. Der Roman, stellenweise etwas müde und schleppend erzählt, erhält seine Beleuchtung durch die Szenen, die Vorgänge des Rennplatzes (Berlin, Hamburg, Baden-Baden) schildern, und durch die grellen Schlaglichter, die auf den Börsianer und Millionär Worms fallen; Süderssen selbst und die in ihn so hingebend verliebte Millionärstochter gleiten nur recht schattenhaft durch die Handlung, während die originelle Gestalt Worms' sich zu plastischer Lebenswahrheit rundet und uns zeigt, daß dieser Meyer-Förster eigentlich viel mehr könnte, als er für gewöhnlich will oder als seine Klugheit seinem Gefühle gestattet. — Auch in Meyer-Försters letztem, ziemlich gleichzeitig mit „Süderssen“ erschienenem Roman **Lena S.** (ebenda; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) finden wir den altgewohnten Schauplatz wieder. Aber hier ist seine Schilderung doch mehr Hintergrund als Selbstzweck. In seiner Heldin, die wir von der „kleinen Lena“ sich zur vollendeten Weltdame entwickeln sehen, hat Meyer-Förster eine Gestalt geschaffen, die echtes Zeitkolorit hat. Mit der Liebe zu dem Studenten George Dufour weiß

sie die Leidenschaft für die Sensation des grünen Rasens zu vereinen. „Lena S.“ tauft sie, die Tochter eines ehemals auf allen Turfplätzen Europas bekannten Herrenreiters und Rennstallbesitzers, nach ihrem eigenen Namen eine Killarneystute, auf die sie glänzende Erwartungen setzt, durch deren Siege sie reich und frei zu werden, das Glück zu erringen hofft. Was ihr verhängnisvoll wird, das ahnt der alte, prächtig gezeichnete Major von Schwerin, ihr väterlicher Freund: „Lena ist das geworden, was ihr Vater und wir alle aus ihr gemacht haben: eine Zigeunerin, die nie eine Heimat gehabt hat und nie eine Heimat haben wird, ein Mädchen, das zu Grunde geht an seinen Kinderjahren.“ Da hätten wir das Problem dieses Frauenherzens, aber recht lebendig wird es uns nicht, so wenig wie Lena Stennsberg selbst, weil der Verfasser — aus falscher Vornehmheit oder aus Unvermögen? — es verschmäht, in die Tiefen der Gefühle herabzusteigen, weil seine Darstellung immer nur die Oberfläche des Wassers kräuselt und allem elementar Leidenschaftlichen aus dem Wege geht. „Sich nur nicht echauffieren“ — das mag eine gute Regel für edle Pferde sein; der Dichter wird ohne eigene Herzensglut nicht siegen.

Seit Meyer-Förster mit seinem Schauspiel „Alt-Heidelberg“ einen so gewinnreichen Publikumserfolg errungen hat, lockt das dankbare Feld auch andere. Bei Richard Bong in Berlin, dem Verleger der „Berliner Range“ und jetzt des „Provinzmädels“, erscheint seit kurzem gleich eine ganze studentische Romanserie aus dem deutschen Universitätsleben unter dem Titel: Vivat Academia! Die bisher erschienenen beiden ersten Bände stammen aus der Feder Paul Grabeins, der sich vorher schon als ein begabter, frischer und fröhlicher Schilderer deutscher Burschenherrlichkeit bewährt hatte. Nun hat er in das reizvolle, lockende Milieu, das schon so oft seine Anziehungskraft bewiesen hat, eine leichte, behende Handlung hineinkomponiert, und es ist tausend gegen eins zu wetten, daß weder die erste seiner Geschichten: **Du mein Jena!** (geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), noch die zweite, die den Leser **In der Philister Land** (derselbe Preis) führt, dem klingenden Erfolge von „Alt-Heidelberg“ viel nachgeben wird. Wie gern auch bemooste Häupter noch einen Ausflug ins goldene Land der Jugend unternehmen, bezeugen die begeisterten und ermunternden Zuschriften, die der Verfasser vor und nach dem Erscheinen seines Jenaer Romans aus akademischen Kreisen erhalten hat. Selbst ein Theodor Mommsen hat ihm ein testimonium benevolentiæ gesandt. Und in der Tat! jugendliche Lebensfreude und jugendliche Wehmut atmet das Buch Seite für Seite. Das studentische Leben findet in Grabein einen Schilderer, der begeistert, weil er selber ehrlich begeistert ist und ganz in seinem Stoff aufgeht, und der zudem die Jenenser Welt mit all ihrem köstlichen Drum und Dran aus dem Effeff kennt. Der „Philister“-Band bringt die Fortsetzung der im ersten angesponnenen Erzählung. Was wird aus Hellmrich und Simmert, was wird aus Lotte und aus Pahlmann, was aus all den anderen Alemannen und Vandalen werden, mit denen wir die in Sommerpracht prangenden Hügel rings um Jena bestiegen haben, mit denen wir hinausgezogen sind zu lustigen Schlittenpartien und ernsten Waffengängen? ... Wer mit dieser Frage den ersten Band aus der Hand gelegt hat, der findet in dem zweiten ausgiebige Antwort darauf. Jeder nach seinem Charakter! So ziehen die einstigen Muli und Burschen, zu Männern geworden, an uns vorbei mit ihren verschiedenen, ernsten und heiteren Schicksalen. Die Erinnerung an das unvergeßliche Jena gießt ihre vergoldenden Strahlen natürlich auch durch diesen Band; zuletzt finden sich alle, von der Sehnsucht nach dem Jugendparadies bezwungen, noch einmal an der Saale grünem Strande zusammen und erneuern das Gedächtnis der schönen Burschentage. —

Eine alte Gewohnheit zwingt uns, den Frauenromanen in unserer Literatur noch immer eine gesonderte Stelle anzuweisen. Einleuchtende Gründe dafür zu finden, möchte jedoch recht schwer fallen. An Kühnheit in Stoffwahl und Problemstellung, an Realistik der Darstellung geben unsere Schriftstellerinnen ihren männlichen Kollegen längst nichts mehr nach; in jüngster Zeit haben uns ein paar auserlesene Werke außerdem bewiesen, daß sie auch in der Komposition, in der Kunst des Auf- und Ausbaues, in der künstlerischen Bezwingung einer historischen Zeitperiode und in der Konsequenz der Charakteristik hinter jenen nicht zurückzubleiben brauchen. Allen anderen voran muß hier Marie von Ebner-Eschenbachs Künstlerroman aus der italienischen Renaissancezeit, die **Agave**, genannt werden. Der glückliche Umstand, daß dieses Werk zuerst in diesen Heften vor die Öffentlichkeit getreten ist, überhebt uns der Mühe, es hier zu besprechen. Es wird allen Lesern als ein hohes, reines Kunstwerk von seltener Vollendung in treuer Erinnerung sein. Doch möchten wir nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß der Roman jetzt auch in Buchausgabe vorliegt (Berlin, Gebrüder Paetel); mancher wird danach greifen, um des künstlerischen Genusses, den er selbst aus der Lektüre gewonnen hat, auch andere teilhaftig werden zu lassen. — Wir benutzen die Gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, daß auch Ilse Frapans Roman **Arbeit** (ebenda), der sich aus Rücksicht auf unseren Leserkreis bei seiner ersten Veröffentlichung in den „Monatsheften“ einige Amputationen gefallen lassen mußte, inzwischen in unverkürzter Form als Buch erschienen ist.

Ossip Schubin hat uns bald nach der „Marška“, einer leidenschaftglühenden Dorfgeschichte aus dem von ihr so sicher beherrschten slavischen Leben, einen neuen Roman beschert, der freilich das literarische Bild dieser Schriftstellerin nicht verändert. Auch ihr **Refugium peccatorum** (Berlin, Gebrüder Paetel) erfüllt

uns mit Respekt, teilweise sogar mit Bewunderung für die virtuose Erzählerin, die ihre Leser kaum zu Atem kommen läßt und einen geschickten Effekt alsbald mit einem anderen noch geschickteren und wirkungsvolleren überbietet, aber Herz und Gemüt werden doch eigentlich nicht froh dabei. Ihre Bücher sind wie Brillantfeuerwerk, das leuchtet, aber nicht wärmt, oder, will man galanter sein, wie Champagner, den man eilig schlürfen muß, ehe er noch seine Schaumhaube verloren hat — sonst ist sein Reiz dahin. Der Stoff ist wieder äußerst kühn: ein junges Mädchen findet die Mutter, die sie längst gestorben wähnt, als lockere Genossin einer noch lockereren Lebemänner-Gesellschaft wieder. Um das Glück ihres Kindes nicht zu zerstören, schafft sich die Mutter mit eigener Hand aus dem Wege, während sich die Heldin ins Kloster, ins „Asyl der Sünder" zurückzieht. Wer Ossip Schubin kennt, wird sich leicht vorstellen können, wie wirkungsvoll sie die wechselseitige Tragik in dem Verhältnis von Mutter und Tochter auszubeuten versteht.

Mit einigen sehr erfreulichen Gaben ist nach längerer Ruhepause Helene Böhlau wieder erschienen. Ein neuer Frühling scheint ihrer Kunst zu erblühen, wenigstens nähern sich die fünf „altweimarischen Geschichten", die sie im **Sommerbuch** vereinigt hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; mit einem Titelbild von Hans Thoma), in Stoffwahl und Stimmung ihrer älteren Periode, der unter anderem die „Ratsmädelgeschichten" angehören. Durch mehrere dieser Geschichten wandelt die Gestalt Goethes: der Patriarch erscheint in der ersten, die von „Regine, der Köchin" und ihrem heimlichen Mutterweh erzählt, die berauschende Macht des jungen beherrscht die ergreifende Idylle „Sommernacht" und die zu Schluß nur etwas übertriebene schalkhafte Novelle „Jugend", die an Gottfried Kellers Humor erinnert. Es ist etwas Heimliches, Trautes, etwas Altfränkisches in diesen Erzählungen, und doch auch wieder das ganz moderne Empfinden einer feinsinnigen Frauennatur voller Wahrheit, Freiheit und Leidenschaft. In dem Romane „Halbtier" hatte sich diese Leidenschaft, von Entrüstung und Erbitterung gepeitscht, auf Irrwege verloren; hier wandelt sie im Sommerglanze auf duftigen, durchsonnten Wegen, ihres Pfades wie ihres Zieles sicher. — Gleichzeitig mit der neuen Novellensammlung sind zwei der wohl ältesten Böhlauschen Novellen, zu einem Band vereint, in neuer Ausgabe erschienen: „Der schöne Valentin" und „Die alten Leutchen" (ebenda). Kleinstädtisches Philisterium, warme Behaglichkeit enger Verhältnisse zu schildern, dafür hat Helene Böhlau ja von den weimarischen Musen eine besondere Gabe erhalten. In der zweiten dieser Geschichten, die vom Krämer Balduin Häberlein und der Jungfer Funzel Quittenbaum erzählt, sehen wir diese Sonntagsgabe in dem ganzen Zauber der Frische und Jugendlichkeit sich betätigen.

In die Heimat ihrer Kunst, zwischen Mosel und Rhein, ist auch Clara Viebig mit ihrer Geschichte **Vom Müller-Hannes** zurückgekehrt (ebenda; Preis M. 3.50). Seit ihrem vielbewunderten und vielgescholtenen „Weiberdorf" ist dies das erste „Eifelbuch", das die Schriftstellerin veröffentlicht. Dazwischen liegen, von kleineren Werken ihrer Feder abgesehen, der soziale Roman „Das tägliche Brot" und der historische aus der deutschen Vergangenheit „Die Wacht am Rhein". Die innere Ehrlichkeit, die ungekünstelte Kraft und Wahrhaftigkeit sind ihr geblieben; schätzen gelernt hat sie daneben aber auch die Gabe, Alltägliches unter dem Gesichtswinkel des Dauernden und Ewigen zu sehen und darzustellen. Und neben der treuen Wiedergabe des Milieus, seiner Belebung durch eine Fülle intimer Einzelzüge hat sie sich bemüht, auch den dichterischen Blick für die seelischen Tiefen, das „Mitempfinden ethischer Lebenswerte" zu gewinnen. So soll diese Geschichte vom Verfall des alten, eingesessenen Eifeler Müllergeschlechtes in letzter Linie die Geschichte einer sittlichen Erhebung sein. Alles Unglück, ob es gleich mit den härtesten Schlägen über ihn kommt, kann dem täppischen Müller-Hannes, der aus lauter Leichtsinn und Lebenslust seine Mühle und sich selber vernichtet, doch den Stolz nicht nehmen: ungebrochen steht er auf den Trümmern seines Glückes, an seiner Seite als einziger Stab und Stütze seines blinden Alters seine einzige Tochter, die tapfere Fränz. Ein Sonderlob verdienen die saftigen Schilderungen von Land und Leuten und bäuerlichen Verhältnissen des Eifellandes, wenn sie manchmal auch in die an sich dünne Handlung nicht ganz aufgelöst sind und mit ihrer ungeleckten Ursprünglichkeit zu den kultivierten Leuten, die die Schriftstellerin sich diesmal zu ihren Helden erkoren hat, nicht immer mehr ganz passen wollen.

Das Köstlichste vom Neuen habe ich mir bis zuletzt aufgehoben: das Buch einer anonymen Verfasserin mit dem seltsamen, rätselhaften Titel: **Briefe, die ihn nicht erreichten** (Berlin, Gebrüder Paetel). Die diese Briefe einer Verstorbenen an einen Verstorbenen geschrieben, sie war, heiße sie, wie sie wolle, eine Dichterin, ein großer, reiner Mensch mit einem starken Herzen und dem feinsinnigsten Empfinden. Die Welt hat ihr ihre Schönheiten gezeigt, ein Gott ihr die „tiefen Blicke" gegeben, mit denen sie den Menschen um sich herum in Herz und Seele schaut — nichts Menschliches ist ihr fremd geblieben. Die Umrisse des „Romans" sind sehr einfach: eine Freundin schreibt an ihren fernen Freund, der auf einer Entdeckungsreise in das Innere von China begriffen ist und den daher auf lange Zeit keine Zeile erreichen kann. Ihre Gedanken begleiten ihn auf allen seinen Wegen, nichts mag sie ihm verhehlen, nichts von ihrem täglichen Leben und Treiben, von ihrem stündlichen Fühlen und Denken, von ihren Erfahrungen und inneren Erlebnissen. Weit führt uns das Buch durch die Welt, von Ost nach West, von Nord nach Süd; der geisteskranke Gatte der Briefschreiberin stirbt; die Grüße an den fernen Freund reden eine

immer innigere, immer leidenschaftlichere Sprache — da dringen die ersten Nachrichten von der Belagerung in Peking nach Europa: der Freund ist unter den Eingeschlossenen. Wir erleben mit, welche Gefühle die Briefschreiberin bei den immer drohenderen Nachrichten bestürmen. Endlich kommt die Nachricht von der Befreiung: aber der Freund ist im letzten Augenblick noch gefallen. Da entsinkt auch der sterbenden Freundin die Feder ...

„Vielleicht," heißt es in dem Nachwort des Bruders, der die Briefe herausgegeben hat, „erreichen sie auch andere einsame Menschen, die noch auf der großen Lebensfahrt begriffen sind und gern einen Augenblick am Wege rasten, um auf die Stimmen derer, die vor ihnen gegangen sind, zu lauschen, wie sie leise aus der Vergangenheit klingen" ... Die Glocken werden nicht vergebens rufen. F. D.

In die Wechselbeziehungen zwischen **Weltall und Menschheit** eröffnet uns das so betitelte, hier bereits verschiedene Male besprochene Prachtwerk, das Hans Krämer im Deutschen Verlagshaus Rich. Bong u. Co. in Berlin herausgibt, neue überraschende und aufklärende Einblicke. Der erste Band des Werkes, das im ganzen 100 Lieferungen zu je 60 Pf. umfassen soll, liegt seit einiger Zeit abgeschlossen vor. Er behandelt die Erforschung der Erdrinde, das interessante Kapitel Erdrinde und Menschheit und die Erdphysik. Namentlich in diesem letzteren Teile muß man die anziehende und gefällige Darstellungsform bewundern, die der Bearbeiter Marcuse für den spröden, mathematisch-physikalischen Stoff gefunden hat. Der zweite Band, von dem schon genug Lieferungen ausgegeben sind, um ein Urteil zu ermöglichen, bringt aus der Feder des Heidelberger Anthropologen Dr. Hermann Klaatsch eine Schilderung der Entstehung und Entwickelung des Menschengeschlechts. Auch hier wieder erfreut bei aller Wissenschaftlichkeit und Objektivität, ja selbst bei aller Originalität der vorgetragenen Ansichten die geklärte Form der Darstellung. Die Abbildungen dieses Teiles wenden sich vornehmlich den Resultaten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen, besonders denen der Anatomie zu. Dazwischen bringen sie allerlei anscheinend ferner stehende Bilder aus alten Werken und aus der Kunst, die aber doch sämtlich zwischen den bereits geläufigen Vorstellungen und den neuen, die den Leser das Werk lehren will, vorteilhaft vermitteln.

Noch im Erscheinen begriffen ist die zweite (Lieferungs-)Ausgabe von Prof. Dr. Carl Chuns Schilderung der deutschen Tiefsee-Expedition (1898—1899) auf der „Valdivia" (Jena, Gustav Fischer; vollständig in 12 Lieferungen zu je Mk. 1.50, geb. 20 Mk.) unter dem Titel **Aus den Tiefen des Weltmeeres.** Sie bringt, wie uns die ersten neun Lieferungen beweisen, eine Reihe neuer Abbildungen, die eine wesentliche Bereicherung des Werkes bedeuten. An der wissenschaftlichen Verwertung der Expedition wird bekanntlich — nicht weniger als sechzig Forscher sind daran beteiligt — noch gearbeitet; hier handelt es sich, ohne daß wissenschaftliche Feststellungen und Schlußfolgerungen ganz zu vermeiden wären, hauptsächlich um die beschreibende Darstellung des Verlaufes der Forschungsfahrt, eines Unternehmens, das uns eine an Wundern reiche, bisher fast fremde Welt vor Augen führt. Eng verknüpft damit ist die Schilderung all der fernen, exotischen Länder, die die „Valdivia" angelaufen hat. Wir begrüßen im deutschen Kamerungebiet die Küstenstadt Viktoria und die von ihr so merkwürdig abstechende Gebietshauptstadt Kamerun. Dort an blauen Meereswogen ein herrliches Urwaldgebiet, von Lianen malerisch durchschlungen; hier an einer von Tropenflüssen gebildeten trüben Bai ein flaches Strandgebiet, aber ein rühmliches Zeugnis europäischer Kolonisation. Auf einer Dampfbarkasse fahren die Reisenden dann den Kongo hinauf. Mangrovebäume mit hoch aus dem Wasser aufragenden Wurzeln umsäumen die Ränder des Flusses, dichter Urwald hemmt den Blick. Wie ganz anders berührt uns die traurige Öde der südlicher gelegenen Fischbai mit ihren sandigen Dünen! Um so reicher war hier gerade die Ausbeute aus den Tiefen des Meeres. Es muß einen märchenhaften Eindruck machen, wenn am Abend die Wasserfläche zu phosphoreszieren beginnt und sich ein Raketenfeuer von Hunderten glühender Streifen entwickelt, die ebenso rasch wieder verschwinden, wie sie auftauchen. „Es waren große Fische," erklärt Chun, „welche bei dem Durchschneiden des Wassers die massenhaft an der Oberfläche angestauten Organismen zum Leuchten brachten ..." In der Doppellieferung 8/9, der letzten, die uns vorliegt, fesseln besonders die Mitteilungen über hinterindische Volksstämme, die am Mentawei-Becken, auf Nias und auf den Nikobaren wohnen. Die merkwürdigsten von ihnen sind die Nikobarer mit ihrem Geisterglauben, der sie die sinnreichsten Kampfesweisen gegen die Iwis, die Geister der Verstorbenen, finden läßt. Immer wieder aber kehrt die Schilderung vom Lande, so viel Neues und Interessantes sich hier noch darbietet, zu ihrem eigentlichen Gegenstand, dem Meeresleben, zurück. Und da muß darauf hingewiesen werden, daß diese zweite Auflage gegenüber der ersten schon viel ausführlichere Mitteilungen über die naturwissenschaftlichen Schätze der Expedition geben kann, da inzwischen die Forscherarbeit an dem mitgebrachten Material nicht unbeträchtlich fortgeschritten ist. Der Bilderschmuck, im ganzen 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckte Vollbilder, 2 Karten und gegen 400 andere Abbildungen, schwelgt in der Fülle des Neuen und Schönen, das die Grundnetze aus den schaurigen Tiefen der Weltmeere und Flüsse ans rosige Licht des Tages heraufbeför-

dert haben. — Im Anschluß an das Chunsche Werk mag übrigens auch wieder an Ernst Haeckels Prachtwerk **Kunstformen der Natur** erinnert werden, dessen Lieferungsausgabe (je 3 Mk.) rüstig fortschreitet (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Str.

* * *

Goethe und der Okkultismus. Von M. Seiling. (Leipzig, Verlag von Oswald Mutze.) — Wenn man diese Schrift nicht vom Standpunkt der Goetheforschung aus, sondern als einen Beitrag zur Geschichte des Okkultismus betrachtet, so wird man ihre stark übertreibende Tendenz einigermaßen begreiflich finden. Aber es bleibt doch eine arge Übertreibung, wenn der Verfasser sagt, „daß wir Okkultisten Goethe ganz und voll zu den unserigen zählen dürfen.“ Diese Behauptung stützt sich zunächst auf sogenannte okkulte Erlebnisse des Dichters. Doch ist von ihnen allen nur die bekannte hechtgraue Vision der Rede wert; die übrigen Erfahrungen sind entweder so schlecht beglaubigt oder so allgemeiner Natur, daß eine kritische Forschung sie unmöglich für einen Beweis mystischer Fähigkeiten bei Goethe ansehen kann. Wenn zweitens dichterisch gefärbte Erzählungen und gelegentliche Äußerungen herangezogen werden, so muß wohl entgegengehalten werden: aus allem dem folgt nur, daß Goethes weitspannender Geist auch die vielerlei Unerklärlichkeiten des Lebens berücksichtigt hat. „Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern.“ Will man ein solches Bekenntnis Okkultismus nennen, so war Goethe Okkultist; indessen welcher nachdenkliche und nicht einseitig verbildete Mensch wäre es dann nicht? Dafür, daß die neuere okkultistische Schule Goethe zu den ihrigen rechnen könne, hat der Verfasser, wie uns scheint, einen wirklich bündigen Beweis nicht erbracht. M. D.

* * *

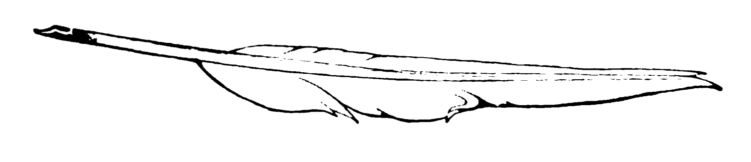
Die Ethik Huldreich Zwinglis. Von Konstantin von Kügelgen. (Leipzig, Richard Woepke.) — Dieses mit wählerischem Geschmack ausgestattete Büchlein hat für weitere Kreise deshalb eine Bedeutung, weil Zwinglis Ethik verhältnismäßig frei und modern ist. Der Verfasser kennzeichnet Zwingli ganz richtig als eine vorwiegend aufs Sittliche gerichtete Natur. Bei ihm reichten Gottes- und Menschenliebe einander die Hand; seine Grundüberzeugung ging dahin, daß der christliche Geist in den Lebenshandlungen sich ausdrücken müsse. Zwinglis Entwickelung war, im Vergleich zu der katastrophischen Entwickelung Luthers, eine stetige; ob sie aber so einheitlich war, wie es nach Kügelgens Darstellung aussieht, bleibt doch noch fraglich. M. D.

* * *

Streiflichter. Von Jul. Duboc. (Leipzig, Otto Wigand.) — Diese Sammlung von bereits erschienenen Aufsätzen ist deshalb gerechtfertigt, weil der Verfasser Eigenes und in angenehmer Form zu sagen weiß, auch da, wo er an Schriften anderer anknüpft. Neben rein philosophischen Erörterungen stehen Beiträge zur Frauenfrage, Kunstlehre, Politik. Am meisten haben uns die Altersbetrachtungen angezogen: sie sind von solcher Feinheit und Überlegenheit, daß jeder — mag er nun schon im höheren Alter stehen oder es in weiter Ferne vor sich erblicken — mit wehmütigem Genuß diesen Betrachtungen folgen wird. In ihnen und auch an anderer Stelle wird das Grenzland des Okkultismus betreten. M. D.

* * *

Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. Von Gustav Tiring. Bd. I. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Diese Schrift richtet sich mit einer großen und manchmal wohl unnötigen Entschiedenheit gegen alle religiöse und metaphysische Spekulation. Ihr Ursprung ruht in der Ansicht, daß die gegenwärtige Gesellschaft dem Verderben entgegeneile. Wir befinden uns jetzt in einem Zustand der Korruption und Überbürdung. Den besitzlosen Klassen geschehe starkes Unrecht; ihre Lohnsklaverei widerspreche dem Prinzip der Gleichheit, das gerechte Verteilung der Güter und namentlich auch des Rechtsschutzes heische. Andererseits aber übersieht der Verfasser nicht, daß die Ungleichheit eine natürliche Notwendigkeit für die Menschheit ist. Daher kann ein Ausgleich nur durch Gegenseitigkeit stattfinden. So wünscht er denn ein Gesellschaftssystem, innerhalb dessen gewisse Qualitäten, deren Anerkennung der einzelne fordern kann, auch wirklich anerkannt werden. Man wird nun, ehe eine Kritik möglich ist, den bisher noch nicht erschienenen zweiten Band abwarten müssen. M. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

November 1903

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCV. Band
Heft 566

Traum und Tag

Roman
von
Felix Hollaender

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Bunte Herbsttage, wo es im Gebirge in allen Farben glüht, funkelt und glitzert. Es schimmern die Bäume im Schmuck der gelben und roten Blätter, und wenn die Sonne des Morgens über Berge und Wälder, über Sträuche und Felder scheint und der Himmel klar und wolkenlos sich wölbt, so liegt über den Tälern Pracht und Freudigkeit. Und wenn am späten Nachmittag die Sonne sinkt und alles, alles in flüssiges Gold taucht und die Bauernhäuser mit ihren gelben Wellen gleichsam überströmt, und auf den Wiesen und zwischen den Bäumen ihre Lichter huschen und spielen, und die Berge in tiefblauem, gewaltigem Hintergrunde sich türmen, so ist es, als ob versunkenes Märchenland unversehens emporgetaucht wäre. Dann zieht der Abend herauf — in undurchdringlichem Dunkel liegt die Natur da.

In der Phantasie des einsamen Wanderers nimmt der Busch gigantische Formen an, Pappeln ragen in den Himmel hinein, aus der Erde steigt der Nebel empor, der die Weiden am Bache gespensterhaft umkleidet. Die Berge wachsen — wachsen ins Unendliche, und die Nacht und ihr Schweigen breiten über das Land ihren schweren, dichten Schleier ...

Markus Lenz ist im Dorfe geblieben, und am Abend wird in der Pfarrerstube musiziert oder von der alten, guten Zeit gesprochen.

Aber aus Lenz selbst wird man nicht recht klug. Seine anfangs so warme Mitteilsamkeit hat sich erschöpft. Er ist still und wortkarg. Nur am Flügel wacht er auf. Wenn die Tonwellen durch das Pfarrzimmer fluten, bleiben die etwa vorübergehenden Bauern mit ihren Weibern stehen und sperren Maul und Ohren auf.

Es kommt auch vor, daß er sich tagelang in sein Zimmer schließt und sich nicht sehen läßt. „Lenz hat sich eingesperrt," heißt es dann.

Röchtling hat einmal zu Kornelie gesagt: „Er ist mir in der Einsamkeit ein zu guter Hörer geworden — er hat das Sprechen verlernt."

Röchtling selbst aber erzählt aus der großen Vergangenheit.

Und es taucht auf wie eine Gestalt der Sage, rein, schön und makellos, das Bild des greisen Pastors Hötschmann: ein kleines, dünnes Männchen mit weißem Haupthaar, das auf der Kanzel groß und machtvoll erschien. Und wenn seine Stimme durch die Kirche brauste und er die Andacht mit Wor-

ten begann, die aus dem Alltäglichen herauswuchsen und ihm doch ureigen und natürlich waren, wie etwa: „Seid in Gott gegrüßt alle miteinander" — dann gingen die Herzen auf in Jubel, Demut und Dankbarkeit.

Pastor Hötschmann lebt noch heute in der Gemeinde, und niemand stärkt und kräftigt mehr die Erinnerung an ihn als Röchtling.

Hötschmann war ein Mittler zwischen dem prinzlichen Majoratsherrn und der Gemeinde. Und das ganze Dorf stand sich gut dabei.

Zwanzig Jahre vor Pastor Hötschmanns Einführung in sein Amt hatte für das Dorf die große Stunde geschlagen, damals, als der Prinz von Preußen, des Königs Friedrich Wilhelm III. Bruder, für hundertachtzehntausend Taler preußisch Courant die Herrschaft Fischbach erworben hatte. In einem abgesonderten Tale hatte das Dorf dagelegen, und nun auf einmal verbreitete sich der Ruf von seiner Lieblichkeit und Anmut. Parkanlagen nach englischem Geschmack entstanden, die Höhen der Umgegend wurden erschlossen und jetzt erst für den Besucher zugänglich gemacht.

Der König Friedrich Wilhelm III. kam zu Besuch auf das Schloß und mit ihm sein Schwiegersohn und seine Tochter, der Kaiser Nikolaus von Rußland und seine Gemahlin Alexandra Feodorowna, geborene Prinzessin Charlotte von Preußen.

Was waren das für Weihnachten in Fischbach, wenn die armen Leute vierhundert Reichstaler in barem Geld erhielten, wenn Mehl und Brot verteilt und den Kindern nagelneue Kleider und Schuhe aufgebaut wurden! Und zweitausend Reichstaler hatte der König und noch einmal zweitausend Reichstaler hatte seine Tochter, die Kaiserin von Rußland, gestiftet. Und später, als der König gestorben war, hatte die Kaiserin wiederum sechstausend Taler nach Fischbach gesandt.

Auf diese Weise war für die Gemeinde von Fischbach der Grund zu einem Vermögen gelegt worden, das allen Armen zu gute kam. Und so hatten die großen Zeiten begonnen.

14. Juni 1841 — das ist der Tag, wo Hötschmann in sein Amt eingeführt wurde. Die Leute sagen, nicht mit Pauken, aber mit Trompeten zog der Pastor ein. Denn der Mittelgärtner Christian Gottlieb Brauner schenkte an dem Tage für das Kirchenchor drei Trompeten im Werte von beinahe dreißig Reichstalern. Und der Magistrat von Hirschberg, der als Mitpatron galt, stiftete einen gläsernen Kronleuchter für die Sakristei. Und die Jungfrauen von Fischbach brachten eine blauseidene Decke für die Kanzel, und die Jungfrauen von Bärndorf, das auch zur Gemeinde Fischbach gehört, schmückten den Altar mit künstlichen Blumen.

Und ein Jahr darauf am Sonntag Invokavit konnte Hötschmann ein seltenes Jubelfest feiern: das hundertjährige Bestehen des Fischbacher Kirchspieles.

Der Altar erhielt ein neues Kruzifix von schwarzem Holz, mit echtem Silber geziert. Am Fußgestell stand: „Wilhelm, Prinz von Preußen, und seine Söhne Adalbert und Waldemar, 1842."

Und jeder von der Gemeinde steuerte gleich dem Patronatsherrn sein Scherflein bei.

Der Tischlermeister Schäl, auf dessen Grund und Boden vor hundert Jahren die Leute von Fischbach ihren ersten evangelischen Gottesdienst abgehalten, hatte mit Mühe und Schweiß das Altargeländer aus schwerem Eichenholz angefertigt, und sein Sohn August brachte für die Sakristei den neuen Taufstein und das Taufbecken.

Der Herr Amtmann Schimbke versah die Stufe rings um den Altar mit einem neuen Polster, und die jungen Leute hatten aus dem Ertrag ihrer Sammlung zwei Hörner neuer Bauart für das Chor gekauft.

Und mit welcher Weihe begann das Fest!

Der Turmknopf, der neu vergoldet war, wurde aufgesteckt, und gleichzeitig läuteten die Glocken, tief, hell und rein. Oben aber auf dem Turme wurden feierliche Choräle geblasen, die in die Stille des Tales hinunterklangen.

Die Glocken läuteten, die Musik setzte ein, und die Leute sangen im Festzug, der sich durch das mit Ehrenpforten geschmückte Dorf langsam dahinbewegte: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gott."

Nun aber kam erst die höchste Weihe. Es zogen die Leute in den Hof eben jenes Tischlermeisters Schäl, wo vor hundert Jahren,

auch am Sonntag Invokavit, die evangelischen Leute zum erstenmal als christliche Gemeinde in einer Scheune zusammengetreten waren.

Wie war der Hof geschmückt! Mit Tannengirlanden waren die Gebäude bekränzt, und hochragende Kiefern bildeten die Eingangspforte.

Als die Prinzessin Wilhelm Marie von Preußen mit ihrem Hofstaat erschienen war, um teilzunehmen an der Festesweihe, da sangen die alten und die jungen Leute in freudiger Begeisterung: „Hier, Vater, stehen wir, jung und alt.“

Von da aus ging es in die Kirche, und Hötschmann hielt die Festrede, von der die Mütter und Väter noch ihren Enkeln erzählten. Sein Thema handelte über die erste Chron. XVII, Vers 8 bis 12: „Was uns als einer christlichen Jubelgemeinde zu tun obliege ...“

Darauf sang der Pastor Haupt aus Buchwald die Präfation und Hötschmann den Segen. Dann erklang es vielstimmig in der Kirche: „Nun, so laßt uns Treu bewahren, von hundert Jahr zu hundert Jahren.“

Das war ein Tag!

Röchtling erzählte nach den Aufzeichnungen, die Hötschmann in sein Tagebuch gemacht hatte, und die dann der Gemeinde von Fischbach als Angedenken an ihren Seelsorger vermacht worden waren.

Kornelie Stillfried ließ die Arbeit ruhen, wenn Röchtling aus dieser Zeit berichtete. Für sie war Pastor Hötschmann lebendig. Ihr war er der beste Freund und Berater. Sie hing an ihm mit schwärmerischer Verehrung. Ihr war es, als ob sie ihn gekannt hätte, als ob sie Jahr und Tag mit ihm über den Kirchsteg durch das Dorf gegangen wäre.

Was gab es nicht alles von Hötschmann zu erzählen! ... Das war ein Mann! ...

Markus Lenz mußte erst langsam und allmählich für alles dies ein Ohr finden. Fremde Tore taten sich vor ihm auf, und er trat zaghaft, ängstlich, unruhig ein. Er empfand den geheimen Reiz einer neuen Empfindungswelt und atmete beklommen und furchtsam bei jedem Schritt, den er nach vorwärts tat, immer sorgend, er könnte versinken und vollends das Stückchen Land verlieren, auf dem er nach seinem Zusammenbruch gestrandet war.

„Ich fürchte,“ sagte er einmal zu Röchtling, als dieser ihn nach der Ursache seines Grames fragte, „daß ich doch noch an dem Konflikte des modernen Juden mich aufreiben werde. Ich bin um dreißig Jahre zu spät geboren. Vor dreißig Jahren wäre ich jeden Freitagnachmittag in die Schule gegangen — das ist nämlich der alte Ausdruck für Synagoge —, hätte am Sabbath meine Gebetriemen vorgenommen und mit Inbrunst mich in Jehovah versenkt. Ich hätte alle Vorschriften unseres Glaubens mit strengem, heiligem Eifer erfüllt, und die schönen religiösen Symbole hätten in ihrer stillen und doch großartigen Poesie das Feuer in mir geschürt und erhalten. Das Versöhnungsfest, das wir Jomkippur nennen — der Name hat etwas und klingt so voll —, hätte es mir mit seiner tiefen Grundidee angetan, und auch für die Feier des Abends, wo die silbernen Leuchter auf dem Tische brennen und der Hausvater das süße Brot schneidet, das zu den duftenden Speisen gereicht wird, wären meine Sinne empfänglich gewesen. Jetzt ist das Religiöse in mir tot, die Symbole liegen zerbrochen da, und die Scherben klirren am Boden. Zuweilen habe ich wohl noch aus Treue und Gewohnheit eine flüchtige Erinnerung an Vergangenes und entzünde dann in meinem Inneren jene kleinen Öllampen, die am Todestage meiner Großeltern, solange ich denken kann, Jahr um Jahr die Nacht und den Tag hindurch brannten. Aber mir ist zu Mute, als ob das Flämmchen ein gar kümmerliches Leben fristet und langsam verglimmt. Die Wurzeln, die in die tiefe Vergangenheit sich senken, sind bei mir verdorrt. Kein neuer Trieb schlägt in die Seele. Ich begreife nicht die einen, die sich zäh und fest an die alten Bräuche klammern und an dem orthodoxen Glauben streng festhalten, sich in die Ohren Watte tun, um keinen Laut von außen zu vernehmen — und ich verstehe noch weniger die anderen, die den großen Sprung über die Vergangenheit getan haben und dreist, frech und fröhlich leben, an gar nichts glauben und sich den Anschein geben, als ob niemals eine große Judenkultur existiert hätte, aus der ihre Eltern und Großeltern

die besten Kräfte gesogen haben ... Ist ihnen das Gedächtnis verloren gegangen? Sind sie zur Welt gekommen als ein neues, starkes Geschlecht, das durch keinen Erinnerungsballast beschwert ist und kühn und verwegen gleichsam von vorn anfängt? Sind sie Baumeister auf ganz neuem Grunde? Vielleicht robuste Seefahrer, die mit kräftigem Ruderschlag den großen Lebensstrom zerteilen? Oder sind es skrupellose Renegaten — Emporkömmlinge, die das Gewissen verlernt haben? Gibt es überhaupt ein Vonvornanfangen?"

Er machte eine Pause und wartete auf Röchtlings Antwort. Als der schwieg, fuhr er fort: „Herr Pastor, ich sage weder ja noch nein. Ich stelle Fragen und weiß im voraus, daß mir keine klare Antwort gegeben werden kann. Ich will nicht Menschen und Dinge deuten, ich will nur versuchen, mich zu deuten und zu begreifen. Und da sage ich denn: Ich bin ein armer, elender Schächer — ich bin heimatlos — ich bin durstig — ich hungere."

Und wieder hatte er jenes verstörte und blasse Aussehen, das Röchtling schon bei der ersten Begegnung aufgefallen war und das gleich damals sein Mitleid aufgerührt hatte.

„Sie werden sich in der reinen Luft der Berge gesund baden, glauben Sie es mir, Herr Lenz. Ein schwerer Weg liegt hinter Ihnen, und ein steiles Stück haben Sie noch vor sich. Stählen Sie Ihren Willen. Holen Sie tief Atem. Weiten Sie Ihre Brust — aber bleiben Sie nicht auf der Strecke! Kämpfen Sie um Gott — es ist ein Kampf, der Frieden bringt!"

„Ich habe Gott gesucht auf allen Wegen und sah nur Dunkel und Finsternis. Ich habe Gott mit lauter Stimme gerufen und mit verhaltenem Atem auf die Antwort gelauscht. Mir hat Gott kein Zeichen gegeben! Aus einem Gottsucher ist dann ein verstockter Mensch geworden, sich zum Leide und den anderen zum Verdruß. Die Welt braucht freudige Menschen, die den Kopf hoch tragen. Die Trübsalbläser fallen ihr zur Last."

Pastor Röchtling schüttelte milde das Haupt: „Geistige Kämpfe bleiben keinem Denkenden erspart; sie schaffen die Wiedergeburt der Seele. Ich wollte, Sie ließen für eine gute Weile das Grübeln. Gehen Sie den Weg, den Sie gehen müssen, aber brechen Sie mir nicht zusammen."

Lenz ergriff Röchtlings Hand; seine Haltung war demütig, sein Blick unstet.

„Herr Pastor," brachte er mühsam und mit erstickter Stimme hervor, „helfen Sie mir, wenn Sie können! Ich klammere mich an Sie voll Hoffnung und Vertrauen."

Röchtling sah ihn wie einen Kranken gütig und besorgt an. „Liebes Kind," sagte er langsam und zaudernd, „Sie dürfen nicht in diesem Kampfe zu Grunde gehen. Richten Sie gegen Ihre Leiden einen Damm auf. Vergessen Sie über Ihre Leiden nicht sich selbst. Ich halte, verzeihen Sie, das für das Bedenklichste, wenn die Unglücklichen mit ihrem Unglück eine Art von Kultus treiben. Ich will und muß in dieser Stunde gegen Sie aufrichtig sein, auch wenn ich Ihnen weh tue. Ich sage: Hat sich in diesem ewigen Dahindämmern ohne Wegrichtung und Ziel erst einmal der seelische Schmerz verbraucht, so bleibt eine gähnende Leere zurück, die erbärmlich ist, weil es keine Hilfe mehr gibt. Denn solch ein Mensch ist welk und dürr geworden und vermodert wie das Laub."

Lenz hatte mit angestrengter Aufmerksamkeit zugehört. „Ich glaube Sie zu verstehen, Herr Pastor, ich sehe die Gefahr. Ich weiß, daß ich am Rande eines Abgrundes stehe. Sie sind ein Arzt — was soll ich tun?"

„Arbeiten," antwortete Röchtling ernst.

„Ich habe nichts gelernt. Mein alter Beruf hat mich wie eine Last gedrückt. Ich kann sie nicht noch einmal auf mich bürden."

„Ergreifen Sie einen neuen!"

„Dazu ist es zu spät! Meine Kenntnisse sind lückenhaft, meine Arbeitsmöglichkeit ist gering."

„Lehren Sie!"

„Was sollte ich lehren?"

„Gott hat Ihnen die Gabe der Musik verliehen — lehren Sie Musik. Was würden Sie für einen Kantor abgeben! Das Lesen, Schreiben und Rechnen müßten Sie freilich als Lehrfächer hinzunehmen, denn der Kantor bei uns zu Lande muß ein Schulmeister und ein Musikus sein."

„Wer würde mich lehren lassen?"

„Vielleicht könnte ich Ihnen Gelegenheit dazu schaffen. Es kommt darauf an, wie Sie sich selbst zu der Sache stellen."

Markus' Züge hatten sich belebt, eine jähe Röte hatte sie überzogen.

„Ja, wenn das ginge," sagte er leise und mehr für sich, „wenn ich lehren könnte...!"

„Prüfen Sie sich. Und nun leben Sie wohl!"

In tiefer Erregtheit trat Markus Lenz den Heimweg an. Wünsche und Pläne bewegten ihn. Und als er mitten auf dem einsamen Wege Kornelie auf sich zuschreiten sah, da hörte er das laute Schlagen seines Herzens und blieb stehen. Und auf einmal hatte er das Gefühl, er müßte sich vor ihr bekennen, in dieser Stunde ihr Wort, ihren Rat hören. Es war ein innerer Zwang, der ihn zum Sprechen nötigte.

„Fräulein, was würden Sie dazu sagen, wenn ich umsattelte — wenn ich das Leben keck anpackte und es mit dem Dorfschullehrer versuchte? ... Denken Sie," fuhr er lebhaft fort, „Pastor Röchtling ist es, der mir diesen Rat gibt. Er kennt mich kaum und hat Vertrauen zu mir!"

„Rechtfertigen Sie es!" entgegnete sie freundlich.

„Wenn ich es nur vermöchte, Fräulein! Ich denke mir das Lehren so unendlich schwer. Nicht die kleinen Schädel zu öffnen, sondern in die Kinderseelen hineinzuleuchten! Ich habe als Junge davon geträumt. Mein Vater war nämlich Lehrer. Und wer weiß, ob ich es nicht auch geworden wäre, wenn nicht sein früher Tod —"

Er blickte scheu zur Seite und schämte sich seiner Redseligkeit. Ihre Gegenwart machte ihn immer befangen. Entweder verstummte er oder er überstürzte sich in raschen Worten, die er nicht zurückdämmen konnte. Ihr Anblick weckte in ihm die stärkste Freude — und doch mied er sie. Sie war ihm etwas Kostbares geblieben, dem er nicht allzuoft nahen durfte. Denn immer war er in Furcht und Sorge, sie könnte sich ihm ganz entziehen, ihm, dem Flüchtling, dem man aus Erbarmen eine Heimstätte bereitet hatte.

Kornelie dagegen wurde jedesmal betroffen und erschreckt durch sein scheues und zerrissenes Wesen, das zwischen Vertrauensfreudigkeit und Zurückhaltung beständig schwankte, und für das sie in ihrer schlichten Einfalt und schönen Ruhe keine Erklärung finden konnte.

Sie glich, wie Pastor Röchtling einmal gesagt hatte, einer Bergesquelle, auf deren Grund man blicken konnte. So aufrecht und edel wie ihr Gang ist ihre Seele — hatte er hinzugesetzt — eine Seele, die rein und klar gestimmt ist, aus der kein falscher Ton klingt.

„Ich will nach Söderich. Wenn Sie mich ein Stückchen begleiten würden, soll es mich freuen," nahm Kornelie wieder das Wort auf.

Lenz nickte zum Einverständnis nur mit dem Kopfe und schritt ihr zur Seite. Er war wieder in sein dumpfes Schweigen versunken, so daß es ihr ein wenig unbehaglich wurde.

„Wollen Sie mir nicht etwas von sich erzählen?"

„Mein äußeres Erleben ist dürftig und ohne Wechsel," entgegnete er.

„Es kommt doch nur auf das Innenleben an," erwiderte sie.

„Ich fürchte," begann er stockend, „daß ich zu den Menschen zähle, die nicht fertig werden. Es sind die Gezeichneten, Fräulein. Man trifft sie allerorten und liest es ihnen von den vergrämten Gesichtern ab."

„Ach nein, so sollen Sie nicht reden. Es hört sich herb und freudlos an!"

„Es sind auch freudlose Menschen, Fräulein Kornelie! Sie nehmen sich ernst und schwer — zu schwer vielleicht! Sie möchten aus sich das Ureigene herausholen, wenn ich es so ausdrücken darf. Sie stehen abseits vom Wege, fühlen lebendig, daß sie etwas zu sagen haben, und ringen um die Form. Sie möchten den Ton finden, von dem es heißt, daß er erst die Musik macht. Die meisten von ihnen müßten hundert Jahre alt werden, wenn sie das Ziel, das sie zuweilen im dämmernden Lichte zu sehen meinen, erreichen sollten. Mitten auf dem Wege sinken sie um ... Niemand erfährt von ihnen."

„Doch!" antwortete sie zuversichtlich. „Man erfährt von ihnen. Und wenn nur derjenige von ihnen wüßte, der das Ureigene — wie Sie es nennen — aus sich herausschöpft, der zur Vollendung kommt und den Kampf der Brüder, die vor der Reife gefällt wurden, in seinem Herzen begreift, weil er ihn selbst durchgemacht hat. Darin allein müßte ein Trost für alle Kämpfer liegen, die auf dem Felde bleiben. Ich meine, es ist wie

in einer Schlacht. Wir ehren das Andenken jener, die ihr Blut gelassen haben. Kommen Sie nur in unsere Dorfkirche, da lesen Sie die Namen der Getreuen, denen die Kugel mitten durch das Herz gegangen ist."

„Es ist doch nicht ganz so, Fräulein," entgegnete er, während er im stillen ihre Worte einsog wie den ersten Duft der Frühlingsblumen. „Es gibt nämlich geistige Kämpfer," fuhr er mit schwerer Zunge fort, „und zu ihnen mag ich zählen — Kämpfer, die ein ins Unfruchtbare gesteigertes Wollen besitzen, das zu ihrem Vermögen in traurigem Gegensatz steht. Sie schießen in die Höhe wie taube Ähren. Und wenn man ihre Seelen öffnen könnte — man würde wenig in ihnen finden. Kommen sie selbst zu der Erkenntnis, wie es mit ihnen steht, so brechen sie elend zusammen. Ich habe," fuhr er hastig fort, „eine sehr, sehr schöne Mutter gehabt. Sie war schlank wie Sie, Fräulein Kornelie, und auch mild und ernst wie Sie. Ihr Bild lebt in mir als das einer Frau von ungewöhnlicher Zartheit. Ich habe es als Junge nie recht begreifen können, wenn sie mich mit ihren großen Kinderaugen so unsagbar traurig anblickte. Viel, viel später verstand ich es. Sie hatte in meiner Seele gelesen."

Kornelie schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Lenz, ich kann Ihnen nicht folgen. Darf ich offen reden?"

„Ich bitte Sie darum, Fräulein."

„Nun, ich meine, daß aus Ihrer Art etwas spricht, das mich abstößt und befremdet. So ein Drang nach Anerkennung. Nein, das ist es nicht — es ist vielmehr eine böse Unruhe, die ich heraushöre. Sie wollten aus sich etwas Großes machen — und weil Ihnen das nach Ihrem Dafürhalten nicht gelungen ist, so wüten Sie nun gegen sich selbst. Sie möchten sich mit aller Gewalt verkennen und erniedrigen — verlangten zuerst ein Wachstum über ihre Kraft hinaus und betäuben sich jetzt mit einem Selbstvernichtungsdrang, der mich elend und traurig stimmt. Warum halten Sie sich nicht an das, was bei Ihnen vorhanden ist — an Ihre Musik? Warum suchen Sie nicht festen Fuß zu fassen, anstatt unstet wie ein Irrlicht hin- und herzufahren! Schlagen Sie Wurzeln! Und wenn Sie nur drei Fuß breit Erde sich abtrotzen," schloß sie, „drei Fuß breit, auf denen Sie fest, gerade und aufrecht stehen, so haben Sie mehr gewonnen, als verwegene Wünsche und Träume Ihnen vorzugaukeln vermöchten."

„Um dieses Stückchen Boden kämpfe ich, Fräulein Kornelie."

Sie sah ihn prüfend an, ehe sie sagte: „Ich habe einmal eine Stelle entdeckt, deren Sinn ich mir gemerkt habe: Der Mensch, der sich gefunden, besitzt mehr als alle Herrlichkeiten der Welt. Er ist kein Gescheiterter und Verzichtender, sondern ein Bejaher des Daseins."

„In Ihnen ist Klarheit und Schönheit!"

„O nein," erwiderte sie, und eine liebliche Schalkhaftigkeit huschte um ihren Mund. „In mir ist alles — Träumen und Erinnerung." Und ernster werdend, fügte sie hinzu: „Ich habe vor keinem Dinge größere Furcht als vor der Stunde, die mich aus diesem meinem Leben herausreißen könnte. Pastor Röchtling, sorge ich, hat recht, wenn er meint, daß in diesen Träumen eine Gefahr für mich liegt — ich weiß es wohl."

Eine lange Weile schritten sie wortlos nebeneinander her.

„Fräulein," hob Lenz dann unvermittelt wieder an, während es in ihm gärte und arbeitete, „können Sie es sich vorstellen, daß ein Mensch zu einem anderen Glauben übertritt?"

Sie sah groß und fragend auf und antwortete nicht sogleich.

„Nämlich," begann er wieder, „in den Tagen, wo ich mich nicht blicken ließ, habe ich mich beständig gefragt, ob ich die Kraft und den Mut dazu besäße. Ein Mensch, der einen Glauben verloren, soll wohl doppelt streng sich prüfen, bevor er einen neuen annimmt. Röchtlings Christentum hat für mich —" Er brach mitten im Satze ab und wartete auf ihre Antwort.

Sie aber sah still vor sich hin und zauderte sichtlich. „Es ist das eine so sehr schwere Frage," sagte sie endlich. „Hat ein dritter überhaupt das Recht, zwischen die Frage und den Fragesteller zu treten? Ich habe in schlaflosen Nächten darüber nachgedacht — damals, als ich zum erstenmal vom Übertritt unserer Prinzessin Marie zum katho-

lischen Glauben hörte ... Sie wissen, Pastor Hötschmann hat sie in unserer Kirche eingesegnet. Und der König und die Königin sind hier gewesen und ihr Bräutigam, der Kronprinz Maximilian von Bayern, der später, ich glaube, es war im Revolutionsjahre 1848, als Maximilian II. den Thron bestieg. Sie können sich vorstellen, was das für eine Feier war. Es war an einem Sonnabend, Mittags um zwölf Uhr, als die Glocken laut und vernehmlich läuteten und die Prinzessin mit ihren Eltern und Anverwandten in die Kirche trat. Mit welcher Freudigkeit legte sie ihr Glaubensbekenntnis und Taufgelübde ab! Pastor Hötschmann hat es in seinen Aufzeichnungen bekundet, und viele Leute im Dorfe wissen es noch von ihren Eltern, die dabei gewesen sind. Nun, am anderen Tage, dem zehnten Sonntag nach Trinitatis — Sie sehen, ich weiß Bescheid — hat Prinzessin Marie zum erstenmal das Abendmahl empfangen, an dem der König und die Königin, ihre Eltern und Geschwister teil hatten. Ein Hofprediger aus Berlin war da und teilte das Brot aus, Pastor Hötschmann den Kelch. Zum Schlusse gaben sich beide Geistliche gegenseitig das heilige Mahl. Nun, die Prinzessin ist später noch oft nach Fischbach gekommen, und jedesmal hat sie von Hötschmann, der ihr geistlicher Berater blieb, das heilige Abendmahl erhalten. Und keine Predigt in der Dorfkirche hat sie versäumt — Und jetzt stellen Sie sich vor, was hier für eine Aufregung entstand ... was das für einen Schrecken gab, als die Kunde eintraf, daß die Königin Marie am 12. Oktober 1874, am Gedächtnistage ihrer Trauung, zum katholischen Glauben übergetreten sei. Hötschmann hat es nicht wahr haben wollen und immer ‚Nein! ... Nein! ... Und abermals Nein!‘ gerufen. In seinem Zimmer ist er stürmisch auf und nieder gegangen, so daß die langen, weißen Haare flatterten und die dünnen Arme in kreisenden Bewegungen durch die Luft fuhren. Aber schließlich mußte er doch daran glauben. Und auf die Dauer gezürnt hat er ihr auch nicht, trotz seiner tiefen Trauer. Sie kennen ja die Schicksale der Königin Marie und ihrer Söhne, von denen der eine, der spätere König Ludwig, im Starnberger See ertrank, während der zweite Sohn, der jetzige König Otto, in völlige geistige Umnachtung fiel. Nun, Hötschmann ist ihr, wie gesagt, kein harter Richter gewesen, denn er mochte wohl zuletzt auf seine menschliche Art sich ihren Übertritt erklären. Und als sie dann am 17. Mai 1889 zu Hohenschwangau starb, da hat er ihr in unserer Kirche zwei Tage darauf die Totenfeier gerichtet. Und weil sie in ihrem Fischbacher Gesangbuch, das ich Ihnen im Schlosse zeigen kann — es sind darin noch viel vertrocknete Blumen, vor allem Sonntagsriechel — die Sterbelieder bezeichnet hatte, die nach ihrem Tode gesungen werden sollten, so hat Hötschmann trotz alledem ihre Bitte erfüllt. Und weshalb sollte man auch nicht dem Wunsch der ärmsten Seele gerecht werden! So hat man denn gesungen: ‚Christus, der ist mein Leben‘ und ‚Valet will ich dir geben‘ ...

„Sehen Sie, Herr Lenz, als ich das hörte, bin ich zunächst auch nachdenklich und irre geworden. Ich habe, wie gesagt, manche schlaflose Nacht darüber verbracht. Ich habe mich gefragt, wie kann man noch mit denen rechten, die nicht glaubensstark sind, wenn ein Mensch, der solch innere Freude an seiner Religion gehabt hat, seinem Bekenntnis untreu wird? Hötschmann hat später gemeint, sie hätte in ihrem Elend durch häufigeren Sakramentsgenuß sich stärken wollen. Ich für mein Teil bin in dem Punkte mit Hötschmann nicht einig. Ich glaube, damit ist noch wenig erklärt. Und erklären kann man so etwas überhaupt nicht, hab' ich nach all meinem Grübeln zuletzt gedacht. Ich denke, man soll Ehrfurcht haben, wenn einer solch einen Schritt tut, und zum mindesten kein Urteil wagen. Ich habe Ihnen die ganze Geschichte erzählt, Herr Lenz, weil Sie wissen wollten, wie ich zu der Sache stehe. So — jetzt bin ich angelangt. Haben Sie vielen Dank für die Begleitung und daß Sie mir so still und ruhig zugehört haben!“

Sie strich sich das Haar zurück, das ein wenig über ihre weiße Stirn gefallen war, und verabschiedete sich mit einem leichten Nicken ihres ernsten Gesichtes.

Er blickte ihr noch nach, als sie längst hinter der Tür eines niederen Bauernhauses verschwunden war.

Dies Haus stand auf Söbericher Grund und gehörte der Frau, die der Christine in der „Forelle" das größte Herzeleid bereitet hatte.

Auf das Drängen des Mädchens hatte sich Kornelie zu dem Gang entschlossen. Die Christine wollte um jeden Preis wissen, ob die Frau in Söderich ahnte, wie es mit ihr stünde.

Als Kornelie in die Stube trat, starrten sie vier Kinder im Alter von sieben bis zu drei Jahren neugierig an; erst nach einer geraumen Weile erschien die Frau. Sie war eine knochige Person, groß und hager, mit dünnem, strohgelbem Haar.

Kornelie wurde das Sprechen sauer, denn die Frau machte keinerlei Anstalt, sie nach dem Grunde ihres Besuches zu fragen. Da faßte sie sich ein Herz und sagte, weshalb sie eigentlich gekommen sei. Aber als sie geendet hatte, antwortete jene harten Tones: „Das hätte sich das Mädchen früher überlegen müssen. Im übrigen bin ich dem Manne nicht nachgelaufen. Der Mann ist zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob ich ihn nehmen wollte. Das können Sie von ihm selber hören," und an die Tür gehend, rief sie mit lauter Stimme: „Wilhelm, komm doch a mal!"

Zu Kornelies Überraschung trat unmittelbar darauf der Haushälter ein, der gerade zu Besuch anwesend war.

„Nu fragen Sie ihn selber," sagte die Frau, und als ginge sie die Sache nichts weiter an, verließ sie gleichmütig, ohne mit dem Haushälter auch nur einen Blick des Einverständnisses auszutauschen, das Zimmer.

Der Haushälter aber sah Kornelie finster an, so daß sie keinen Laut hervorzubringen vermochte und für Christine ganz hoffnungslos wurde.

Er stieß nur kurze Anklagen hervor. Aber aus jedem seiner Worte hörte Kornelie Härte und Lieblosigkeit gegen ihren Schützling heraus.

Da wich ihre Zaghaftigkeit einem hellen Zorne.

Der große Mann mit den kurzgeschorenen Haaren und den ergrauten Schläfen blickte verdutzt zu ihr auf. Das hielt freilich nicht lange bei ihm vor. Ja, als Kornelie ihn unmutig an das Unglück des armen Geschöpfes erinnerte, das es nicht verdient habe, mit einem Fußtritt beiseite geworfen zu werden, da brauste er auf und maß mit feindseligen Blicken die Kastellanin.

„Das Kind erkenn' ich nicht an — ich kümmere mich nicht a su viel um das Kind! Vom Leibe soll sie mir bleiben, sonst schlag' ich ihr die Knochen im Leibe zusammen! Su a Weibsgestell, das keine Ruhe gibt! Und wenn sie mir den Herrn Pastor auf den Hals schickt und ihre Mutter und ihren Vater dazu — mich rührt das ni. Soll se sahn, wo sie bleibt! Die Karnallje trägt mich bei den Leuten rum. Ich muß mich um darer wegen schief ansiehn lassa!"

Als Kornelie ihm ruhig entgegenhielt, daß das Mädchen nur das beste über ihn rede, lachte er höhnisch auf.

„Mag sie sprecha, asu wie sie will!" antwortete er kurz.

Da gab Kornelie den ungleichen Kampf auf und schritt zur Tür.

Aber nun auf einmal änderte ihr Gegner Haltung und Ton, als ob er plötzlich seines ungeziemlichen Betragens gegen das Fräulein sich bewußt würde.

„Nehmen Sie's nicht krumm!" stieß er halb entschuldigend hervor, „ich kann aber wirklich nicht dafür. Das Mädchen ist Ihnen rein wie toll. Sie werden sehen, das nimmt mit der noch ein schlimmes Ende!" Und knurrend setzte er hinzu: „Mußte die grade auf mich verfallen!"

Die Kastellanin entgegnete kein Wort. Sie wandte ihm den Rücken und eilte, so rasch sie konnte, davon. — —

Wer will sagen, daß er unser Fischbach kennt, wenn er nicht hinten in der Schenkstube der „Forelle" gesessen hat? Niedrige Wände und eine Decke mit hölzernen Kreuz- und Querbalken. An den kleinen Fenstern mit den breiten Nischen hangen weiße Gardinen und davor rote Schals, die schwarz getupft sind. Die beiden alten Bauernschränke, die Wanduhr mit ihrem schmalen Holzgestell und der niedrige Ofen mit den grünen Kacheln im Maria Theresia-Stil, die bunten Teller, die über dem schwarzledernen altmodischen Sofa eine lange, stattliche Reihe bilden — wie viel Geschlechter mögen sie gesehen haben! ...

Jetzt kommen die Handelsweiber und holen aus den Bauernhäusern die Teller, die Gott weiß wie lange von der Mutter auf die Tochter sich vererbt haben, und die Fremden, die zur Sommerfrische ins Gebirge kommen, tun es den Händlerinnen nach und plündern die Wirtschaften. Und die Großmütter, die halb lahm und halb blind auf Stöcken durch die Höfe latschen, ziehen ihre Runzeln in noch tiefere Falten und sprechen: „De Tella gahn weg — un das Geld giht weg und wird versoffa!“

In der „Forelle“ hält man die Teller in Ehren. Ja, auch die kunstlosen, bunten Drucke, die in den schmalen, verblichenen Goldrähmchen in der Schenkstube hangen, werden noch mit Respekt behandelt.

Über dem Türpfosten ist ein kleiner dunkler Rahmen angebracht. Was steht in dem Rahmen, dessen Innenfläche mit Saiten überspannt ist und auf den ersten Blick wie eine Zither aussieht? Fünf schwarze Buchstaben sind gerahmt — in fünf Buchstaben ist des Lebens stärkster Sinn enthalten ... „Liebe“ steht in dem Rahmen.

Und doch — wie oft tönen der Himmelsbotschaft zum Trotze von den Holzbänken und Holztischen her, über denen die Petroleumlampen hangen und ihren traulich guten Schein auf die erhitzten Gesichter werfen, derbe Flüche und wüste Schimpfereien! Zuweilen aber hört man nicht nur derbe Flüche, sondern auch das Rasseln von Gläsern, und bald darauf entwickelt sich im dicksten Tabaksqualm die schönste Prügelei, so daß der Schleußerin hinter dem Verschank bänglich wird und sie die Ohren spitzt, ob nicht etwa der Gendarm zufällig in der Nähe ist.

Schleußerin, sei unbesorgt! Bevor die Schädeldecken spalten und in die Brüche gehen, bevor die Knochensplitter fliegen, taucht Herr Pohl in seiner ganzen Länge aus dem Hintergrunde auf.

Wer aber glaubt, daß der Wirt von der „Forelle“ gegen eine solenne, regelrechte Bierschlacht etwas einzuwenden hat und mit strenger Miene den Moralischen macht, tappt gehörig im Dunklen!

Der Wirt in der „Forelle“ ist ein gewiegter Regisseur, läßt seine Puppen an den Fäden tanzen, Beine und Arme sich verrenken, die Köpfe aneinander stoßen, genau so wie der Herr Direktor vom Kasperletheater, der auch weiter keine Schmerzen aussteht, wenn seine Helden sich mit Hieben allzu reichlich traktieren.

Wird aber die Sache blutig ernst, dann erhebt sich der Forellenwirt, und jedermann weiß, daß die Vorstellung ihren Schluß erreicht hat — denn höchst eigenhändig befördert Herr Pohl einen nach dem anderen seiner treuen Gäste und Radaugenossen an die frische Nachtluft. Wehe dem, der lange fackelt und auf Widerstand sich einläßt, wenn der Wirt kurz und knapp mit lauter Stimme verkündet: „Feierabend!“

Herr Pohl hat eine kräftige, feste Hand und braucht bei dem Geschäft niemandes Unterstützung. Der Haushälter und die Schleußerin verschwinden wie auf ein verabredetes Zeichen. Sie mögen nichts hören und nichts sehen. Kommt es doch vor, daß das Theater noch ein Nachspiel hat, und zwar in Schmiedeberg vor dem Herrn Amtsgerichtsrat, bei dem die Leute sich gegenseitig verklagen und wohl dann auch über den Forellenwirt wegen seines wenig sanften Wesens und seiner breiten, wuchtigen Hände sich bitter beschweren.

Und einige, die zu den Pfiffigen gehören, behaupten gar, daß Herr Pohl den ganzen Teig eingerührt habe. Denn es geht das Gerücht, daß er die Leute hochnimmt und seinen Spaß mit ihnen treibt. Der Haushälter und die Schleußerin verduften, weil sie nicht Zeugnis ablegen wollen.

Die Leute von Fischbach sind prozeß- und händelsüchtig.

Herr Pohl ist Dorfschiedsmann, wohllöblich bestellter und zu Recht gewählter Dorfschiedsmann — aber weil er in seiner Schenkstube auch ungebeten des öfteren entscheidet, laufen sie nicht selten von ihm fort nach Schmiedeberg, scheuen, obwohl sie von Haus aus geizig und auf den Groschen versessen sind, keine Kosten, und erst wenn der eine Teil „verknackt“ ist, geben sie sich zufrieden und stellen sich, versöhnt und zu neuen Kämpfen gerüstet, in der Schenkstube der „Forelle“ wieder ein. Alles ist ausgeglichen, es darf der Tanz von neuem frisch beginnen.

Markus Lenz möchte es nicht glauben, wenn Herr Pohl mit tiefer Verachtung von

seinen lieben Gästen spricht, und auch Pastor Röchtling opponiert dem Forellenwirt. „Pohl ist ein Skeptiker, der nur das Böse entdeckt, er sieht nur die Süffel und beurteilt nach ihnen das Volk," hat er zu Lenz gesagt.

Der Forellenwirt, der den Pastor aufrichtig verehrt, nennt ihn einen schlechten Menschenkenner, und als Lenz sich auf die Seite des Pastors schlägt, zuckt er halb mitleidig mit den Achseln.

„Wünschte, Sie kämen nie zu einer anderen Meinung," erwidert er kurz. „Mich soll einer das Volk hier kennen lehren! Eine Bande ist es, eine verschlagene, engherzige Bande! Keiner möchte dem anderen den Bissen Brot gönnen! Das Saufen ist für sie das Höchste des Daseins. Ich sage Ihnen, die sterben, ohne zu wissen, daß sie gelebt haben. Nicht ein Funken Gemüts steckt in ihnen. Wehe der Frau, die nicht schuftet, bis sie die Glieder kaum noch zu rühren vermag! Am dritten Tage, nachdem sie geboren hat, muß sie aus dem Bett und bei der Arbeit sein, wenn der Mann sie nicht schief ansehen soll. Mir komme man nicht mit der schönen Phrase von den treuen, schlichten Gebirgsbewohnern! Saufbolde sind sie, und gar kein Verhältnis haben sie zu ihren Bergen! Wenn Sie hier im Dorfe drei Leute finden, die oben auf dem Kamme waren, so lasse ich mich hängen. Hier in der Schenkstube hat einer gesagt, und die anderen haben insgesamt beifällig genickt: ‚Wenn ich no wißte, zu woas die verfluchten Berge do sein — die im Land wissen es goar ni, wie gutt sie's han! Die scheenen Felder und die leichte Arbeit! Kricht ma nuff uff a Berg, geht einem der Odem aus, steigt ma hinob, muß ma sahn, daß ma nich uff'n Rücken fällt!'"

Es war an einem Sonntagabend, als der Forellenwirt hinten in der Schenkstube noch allein mit Markus Lenz saß und ihm auf seine Weise die Dörfler schilderte. Die Stube war leer, denn es war bereits spät in der Nacht.

„Und nun noch ein Beispiel für viele, Herr Lenz, damit sie erkennen, wie weit der Geiz der Leute geht," nahm der Wirt den Faden wieder auf, nachdem sie eine Weile das Gespräch unterbrochen hatten. „Also an einem Julivormittag kommt mir mein Opitz-Heinrich aus Bärndorf in die ‚Forelle'. Hatte in Fischbach irgend etwas zu tun. Der Kerl hat eine Visage, nicht zum Beschreiben, und an dem Tage Bartstoppeln, daß er wie ein leibhaftiges Schwein aussah. Der Dorfbarbier ist gerade bei mir und trinkt einen Bitteren. ‚Na, Opitz,' sag' ich, ‚wenn du willst, hast du's jetzt auf die bequemste Art und kannst dir mal billig den Bart schneiden lassen. Willst du?' — ‚Ich hätt' soweit nischt dawider,' meint er. — ‚Nu, da setz' dich ok zurecht! Schleifen Sie das Messer, Meister Bader, und rasieren Sie den Mann fein säuberlich!'

„Schön! Der Opitz-Heinrich wird eingeseift, was bei seinem Bartwuchs keine Kleinigkeit war. Und mein Bader geht an das Rasieren. Als die eine Seite fertig ist und der Kerl auf der linken vor Reinlichkeit nur so glänzt, schrei' ich: ‚Halt!'

„Der Bader setzt das Messer ab, mit dem er gerade die andere Seite traktieren wollte.

„‚Wer bezahlt nu eigentlich die Bartschur?' frag' ich und stell' mich dumm.

„‚Ich hab' kan Fennig,' platzt mein Opitz-Heinrich wie aus der Pistole geschossen heraus.

„‚Nu, ich doch erst goar ni! Was gibt mich dei Boart an, Karl?'

„‚Von wem krig ich mei Geld?' fragt der Bader.

„‚Von mir kein Fennig, kein Fennig,' wiederholt mein Freund Opitz halsstarrig.

„‚Von mir schon gar nich!' sag' ich.

„‚Gut,' meint der Bader. ‚Ist mir auch recht!' wischt das Messer ab, steckt es ein, setzt den Hut auf und wünscht einen guten Morgen.

„Na, und mein Opitz-Heinrich fährt mit dem Ärmel über die noch eingeseifte rechte Seite, trinkt sein Glas Bier bis auf die Neige aus, holt aus der Hosentasche einen Behm, mit dem er mich bezahlt, und macht sich gleichfalls dünne. Was tut der Kerl? Geht zur Hälfte rasiert nach Bärndorf. Ist ihm egal, ob er zum Gespött der Leute wird. ‚Umsunste', wie die Leute hier sagen, ja! Aber 'n Behm dran wenden — is nicht! Eher stirbt Ihnen der Mann!"

Der Forellenwirt kam nicht zu Ende. Stimmen wurden hörbar, und gleich darauf wurde von draußen die Tür geöffnet: fünf

Dorfmusikanten, die ramponierten, niedrigen Cylinder schief auf dem Kopfe, traten ein.

Der Forellenwirt zwinkerte Markus Lenz listig zu.

„Guten Abend, die Herren, womit kann ich dienen?"

„Nu, a Korn für jeden!"

Herr Pohl tritt hinter den Schenktisch, füllt vier Gläser und stellt vor jeden Musikanten eines, indem er den Fünften ausläßt.

Die Leute hatten inzwischen ein freches Volkslied angestimmt, in dem der Ton der tiefen und hellen Glocken auf höchst possierliche Art nachgeahmt wurde.

Jetzt war das Lied zu Ende. Man führte die Gläser zum Munde.

Der fünfte, ein breitstämmiger, untersetzter Mann mit einem fürchterlichen Schnauzbart und einem aufgedunsenen Gesicht, sitzt trocken da und blickt sich ärgerlich nach dem Forellenwirt um.

„Nu, wo bleib' ich?"

„Ihnen schenk' ich nicht ein!"

„Woas?"

Die übrigen halten die Ohren steif.

„Tutt mir leid, Ihnen schenk' ich nicht ein."

„Woas? Darf ma vielleicht wissa, weshalb?"

Er hat bereits einen dunkelroten Kopf und sieht den Wirt groß an.

„Sie machen auf mich keinen nüchternen Eindruck. Sie kennen die letzte Regierungsverordnung. Danach ist verboten, Leuten einzuschenken, die nicht mehr ganz nüchtern sind."

„Woas? Sie macha sich wohl an Spaß mit mir, Herr Pohl! Sie sein wohl selber a bissel nebelig — a bissel tumm sein Se — mecht ma sprecha, a bissel knabelig! Schenka Se mir nu ei oder ni?"

„Tutt mir leid; Sie machen, wie gesagt, keinen nüchternen Eindruck. Bitte, fragen Sie nur den Herrn!" Er wies auf Markus Lenz, der im Hintergrunde saß und die Scene aufmerksam verfolgte.

„Woas giht mich dar Herr an!"

„Dann fragen Sie die Leute hier an Ihrem Tisch!"

Der Wirt hatte mit den übrigen Musikanten einen Blick des Einverständnisses ausgetauscht.

„Nu, soag mal, Mimmel-August, wie kimmt dar der Mann fir?"

„Nu, a brinkel angeheitert wirschte am Ende goar sein, Koarle!" entgegnete der Angeredete.

„Woas? Ich hau dar das Horn ..."

„Da haben wir's ja," sagte der Wirt, „Sie drohen bereits!"

„Woas — ich sull Ihn' gedroht han?"

„Gedroht huste, Koarle!" mischte sich jetzt ein anderer ins Gespräch. „Un ganz kloar eim Kuppe bist du au ni mehr — da mecht Herr Pohl schon recht hoan!"

„An Kurn will ich — hier is a Behm — ich will an grussen — uf dar Stelle will ich an grussen Kurn!"

„Keinen Tropfen bekommen Sie!"

„Weeste woas, Koarle — du gihst zum Amtsvorsteher und klingelst ihn raus! Und läßt dir testieren, doaß de a nichternen Eindruck machst!"

„Das würde natürlich die Sachlage mit einem Schlage ändern," sagte der Forellenwirt mit der ernstesten Miene. „Sobald Ihnen der Amtsvorsteher — irren wäre ja menschlich ..."

„Woas pfeifa werd' ich Ihn'! Jetzt hoa ich's satt!"

Er hob drohend das große Horn empor und trat dicht auf den Forellenwirt zu.

Der zuckte mit keiner Wimper.

„Wenn's Ihnen zum Amtsvorsteher zu weit ist — am Ende ist es schon 'n bissel spät, so gehen Sie zum Doktor Zampel hinüber. Das Zeugnis des Doktor Zampel würde mir ebenfalls genügen."

Der Mann hob schwer den Arm auf.

In diesem Augenblick zerrten ihn die übrigen wieder auf die Holzbank.

„Mach' ok keine Sachen, Koarle! Gih ok zum Doktor Zampel — der Amtsvorsteher muß dar de Kusten dersetzen. Ich gleeb wirklich, daß du nichtern bist. Warum macht der Herr Amtsvorsteher su ane Verordnung!"

„Willste mich zum Besten hoan?!"

Der Angeredete, der Mimmel-August, klopfte mit der Faust auf den Tisch.

„Hoat ihrsch gehiert, ihr Leute — ihr seid Zeugen! Morgen gih ich uff Schmiedeberg."

„Gih ok, gih, wohin de willst. A netter Bruder biste! Kann sein, daß ich dir das Lader stramm ziehe!"

„Hier amol, ei dam Ton sprich du ok mit deiner Alen — mit mir ni ... bildst dar wohl ei, weil du dei Weib prigelst ...“

„Ich sull ma Weib geprigelt hoan — doas is ane gemeine Lige!“

„Nu aber sei stille, Koarle ... Das weeß doch a jedes Kind im Dorf, daß du deine Ale prigelst!“ mischte sich der Feist-Anton ins Gespräch, der bis jetzt stumm zugehört und das Opferlamm nur durch freundliche Blicke aufgemuntert hatte.

Einen Moment stand der Friebe-Koarl zitternd und fassungslos da. Dann wandte er sich, Rettung suchend und beinahe heulend, an den Hertwig-Fritze.

„Nu sag' ok amal, Fritze, wir sein doch immer gutte Leute gewast, hast du gehiert, doaß ich mei Weib ...“

„Nu red' doch nich a su tummes Zeug, Koarle,“ sagte der Hertwig-Fritze, „schließlich gleeb ich's selber, du hast dir an Affe oagetrunka! Huste mer ni erscht vurigen Dunnerstag von dar Prigelei erzählt ...?“

Diesen Schlag vermochte der Friebe-Koarl nicht mehr zu parieren. Er sah wie geistesgestört der Reihe nach seine Kumpane an.

„Nu gih ich heem,“ sagte er leise, „nu gih ich heem!“

Er hüllte das Horn in ein schwarzes Tuch ein und griff nach seinem ramponierten Cylinder.

„Nu wart ok a bissel ... wir gehn ja alle heem — ist ja schon spät,“ sagte der Mimmel-August.

„Ich gih heem — mach' du ok, was du willst,“ antwortete unerschütterlich der Friebe-Koarl.

An der Tür wandte er sich nach dem Forellenwirt um, der Cylinder saß ihm tief im Genick.

„Herr Pohl ... über die Schwelle tret' ich ni mehr, das dürfa Sie mir gleba! ... Mit nichten! a su a frevelhafter Mann wie Sie, Herr Pohl.“

Die Musiker drängten ihn lachend zur Tür hinaus, dem Wirt die Hände schüttelnd.

Der Forellenwirt schloß hinter ihnen zu.

„Was war denn das?“ fragte Lenz halb verblüfft, da er nicht recht wußte, was sich eigentlich abgespielt hatte.

„Das war der Humor unserer Leute! Wehe dem, den ihr Humor oder, besser gesagt, ihr Spott trifft! Sie stürzen auf ihn los wie der Geier auf das Aas. Mit vereinten Kräften hauen sie auf ihn ein. Erbarmen kennen sie nicht. Und jede Gelegenheit greifen sie beim Schopf, wenn sie sich amüsieren können. Unsere Leute haben halt einen Drang nach dem Theater! Und was den Mann da anbetrifft, so ist dem das schon öfter passiert und schadet ihm auch nichts. Das ist ein niederträchtiger Bursche mit allen Anlagen zum schweren Einbrecher. An dem ist nicht ein gutes Haar!“

Markus Lenz horchte befremdet auf.

„Irre ich nicht,“ warf er schüchtern ein, „so haben Sie die ganze Sache angezettelt?“

„Das stimmt! Ich will halt auch mal 'n Spaß haben. Im übrigen hat der Kerl mal meinem Hunde, der sich auf seinen Acker verirrt hatte, eine Sense nachgeworfen. Seitdem bin ich mit ihm fertig — das vertrage ich nicht. Wer meine Hunde anrührt, hat's mit mir zu tun. Bin halt der Ansicht, daß die Hunde bessere Menschen sind.“

Er lachte herb auf und sah Markus Lenz voll in das Gesicht.

„Lieber Herr, Sie müssen das nicht tragisch nehmen! Morgen hat der Mensch keinen Schimmer mehr — und übermorgen ist er wieder hier und säuft. Eine schlechte Rasse — Sie dürfen es mir glauben. Im elften Jahre bin ich hier — Gott soll geben, daß ich nicht mehr ins zwölfte komme!“

Markus Lenz sagte: „Ich kann Ihnen nicht ganz folgen, Herr Pohl. Mir will es scheinen, als ob Sie etwas verbittert und gallig Menschen und Dinge betrachten.“

„Mag sein! Leben Sie erst eine Weile hier! Seien Sie froh, wenn Ihnen das Nest im Rücken ist!“

„Ich habe die Absicht, ganz hier zu bleiben,“ entgegnete Lenz. „Nie im Leben habe ich so viel Freude erfahren wie hier!“

„So! ... Hm! ... Wenn Sie auf mich hören — überlegen Sie sich's dreimal! Es gibt hier nur drei Menschen, die etwas taugen: der Pastor — seine Frau — und die Kastellanin. Und diese drei — es sind die besten und redlichsten Leute — haben eine Brille auf, die sehen alles rosig! Es ist ein Jammer!“

„Ich bin fest entschlossen. Es ist ja schon unendlich viel, wenn man auf drei Menschen

stößt, auf drei wirkliche Menschen. Notabene glaube ich, daß der vierte in meiner Nähe sitzt."

„Seien Sie bedankt, Herr Lenz, aber das ist ein kleiner Irrtum! Ich erhebe keinen Anspruch darauf. Im übrigen wünsche ich Ihnen viel Glück — hoffentlich bereuen Sie es nie!"

Lenz stand auf. „Es ist spät geworden! Gute Nacht, Herr Wirt!"

„Gute Nacht, Herr Lenz!"

* *
*

Die Kastellanin hatte sich Christines Mutter aus Bärndorf kommen lassen und ihr erzählt, wie es mit der Tochter stehe.

Die Frau war wie erstarrt.

„Su a Mädel!" war alles, was sie hervorzubringen vermochte.

Kornelie sah, wie der Schmerz in der Frau arbeitete, die, obwohl sie die vierzig noch nicht überschritten haben mochte, zerarbeitet und verwelkt vor ihr stand.

In dieser Gegend führen die Frauen das elendeste Dasein. Sie schaffen von früh bis Abends und hören nur harte Worte. Die Männer gehen ins Wirtshaus und betrinken sich. Die Weiber hocken daheim und dürfen nicht mucksen. Der Mann bestellt mit seiner Frau das Feld, ist ihr Arbeitsgenosse und Vater ihrer Kinder. Aber im Leben steht man sich kalt und fremd gegenüber. Erst der Tod löst Empfindungen zwischen ihnen aus, ruft, zumal den Männern, bisweilen unklar ins Bewußtsein, daß ihnen das Weib nicht bloß ein Lasttier gewesen ist. Dann treiben sie mit der Verstorbenen einen Kult, den der Fernerstehende nicht begreift. Was etwa in den Leuten an Gemüt lebt, erstreckt sich allein auf die Kinder. Die mögen arten, wie sie wollen — die Eltern lassen nichts auf sie kommen. Jeder meint, die besten und bravsten Geschöpfe in die Welt gesetzt zu haben. Trifft eines ihrer Kinder ein Unglück, wird es vom Leben rauh gepackt und derb gezaust, dann jammern sie laut. Keiner stellt sich die Frage, ob er vielleicht selber an seinem Fleisch und Blut durch falsche Erziehung gesündigt habe.

Die Frau aus Bärndorf brauchte geraume Zeit, ehe sie sich faßte. Dann erzählte sie weitschweifig, daß das Mädel von klein auf durch sein sonderbares Wesen ihr zu schaffen gemacht habe.

„Ich hab' sie nicht bändigen können, Fräulein, ich nicht. Sie war ja ein guttes Kind, aber zu sunderbar war sie. Wenn der Voater sie vor die Augen krigt, der schlägt sie hoalb tot. Wie koan sich a Bauernkind mit su anem Kerl einlassen! ... Nu, ich war' ihr meine Meinung uffs Schnietla schmieren!"

Da nahm Kornelie sie bei der Hand und hieß sie freundlich, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen. Und in ihrer schmucklosen, schlichten Art machte sie dem Weibe klar, daß ihre Tochter unendlich viel gelitten und ein so schweres Kreuz auf sich geladen habe, daß man das tiefste Mitleid mit ihr haben und sie sanft wie ein krankes Menschenkind anfassen müßte.

Die Frau aus Bärndorf wurde allmählich weich. Alle ihre mütterlichen Empfindungen blühten auf, und große Tränen rannen ihr über die Backen.

„Sehen Sie," schloß die Kastellanin, „weil so ein Frauenunglück nur eine Frau verstehen kann, hab' ich Sie rufen lassen. Denn ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich mich nicht getäuscht habe. Sie müssen bei Ihrem Manne nun die Sache in die Reihe bringen, damit die Christine, wenn es so weit ist, getrost den Weg nach Hause findet und nicht obendrein noch Angst und Sorge aussteht."

Die Frau versprach, ihr möglichstes zu tun, während sie mit ihrer groben Schürze über ihre nassen Augen fuhr.

Als dann die Christine hinüberkam, küßte sie die Tochter auf den Mund und sagte bloß: „Du armes Dingla!"

Da fing das Mädchen, das einen ganz anderen Empfang erwartet haben mochte, herzzerreißend zu schluchzen an, so daß Kornelie und die Mutter Mühe hatten, sie zu beruhigen. Dann ließ Kornelie die beiden allein und ging zum Förster Leuschner, um mit dem wegen der Christine zu reden, weil die nach dem, was vorgefallen, selber aus der „Forelle" fortwollte und die Qual nicht mehr auszuhalten vermochte.

Sie berichtete alles dem Förster und endete: „So steht es also mit ihr, Schwager. Und nun magst du dich entscheiden,

ob du das Mädchen in dein Haus nehmen willst. Kommt ihre schwere Stunde, dann mußt du ihr freilich zehn bis vierzehn Tage Zeit geben, damit sie zu ihren Eltern fahren kann, bei denen auch das Kind bleiben soll."

„Wenn du sie für brav hältst, Schwägerin, bin ich gewiß einverstanden. Und ist sie mit meinem Jungen gut, so soll sie kein schlechtes Wort hören."

Er holte aus dem Nebenzimmer den Kleinen und hob ihn empor, damit Kornelie ihn genau betrachten konnte.

Es war ein derbes Kind, das ernsthaft still hielt und nur verlangend die runden Arme nach Kornelie ausstreckte.

„Findest du nicht, Schwägerin, daß er jetzt etwas von euch bekommt?"

Sie nahm den Jungen in ihre Arme und drückte ihn mütterlich an sich. „Ja!" entgegnete sie herzlich, „mich dünkt es fast, als ob er die Stirn und die Augen von Helene Stillfried hätte." Sie nannte sonderbarerweise die Verstorbene immer bei ihrem Mädchennamen.

Der Förster trug das Kind in sein Bettchen.

Als er wieder in das Zimmer trat, sah er erst Kornelie ein Weilchen fragend an, offenbar mit sich kämpfend, ob er sprechen sollte oder nicht. „Nämlich, Schwägerin, ich möcht' wissen, ob etwas Wahres dran ist — die Leute im Dorf erzählen, du hättest was mit Herrn Lenz."

Über das Gesicht der Kastellanin zog ein Schatten des Unmuts, so daß dem Leuschner-Förster seine Frage bitter aufstieß.

„Schwager," antwortete sie, „man soll nicht auf böse Mäuler hören! Nichts hab' ich mit Herrn Lenz. Aber weil er ein gescheiter Mensch ist, der ehrlich mit sich kämpft und ringt, ist es mir eine Freude, mit ihm zu plaudern. Und treff' ich ihn auf der Dorfstraße, so gehen wir auch ein Stück miteinander, ohne uns darum zu kümmern, daß schlechte Menschen hinter uns her reden."

„Magst du ihn denn?"

Sie schüttelte verwundert den Kopf. „Was soll denn das, Schwager? Seit wann stellst du die Menschen vor den Schuß? Bist, wenn du es durchaus wissen willst, auf grundfalscher Fährte. Gewiß mag ich ihn — Pastor Röchtling und seine Frau schätzen ihn auch. Wir haben Freude an seiner Musik und an seinem großen Ernst. Man kann doch auch in Zucht und Ehren an einem Menschen Freude haben, denk' ich!"

„Mir gefällt der Mann nicht — mir ist er zu unstät," erwiderte Leuschner. „Es hätt' mir um deinetwillen leid getan, Schwägerin. Nimm's nicht weiter krumm!"

Sie machte statt aller Antwort eine Bewegung zur Tür, und auch er griff nach dem Gewehr, um ins Freie zu treten.

* *
*

Auf dem Rückweg traf Kornelie Pastor Röchtling in Begleitung eines hageren Herrn mit schneeweißem Haupthaar und einem langen weißen Vollbart, wie ihn die englischen Lords tragen.

Sie blickte verwundert, beinahe erschreckt auf und verbeugte sich voll Ehrfurcht.

Wahrlich, es kam nicht alle Tage vor, daß man den alten Herrn von St. Goar, den Letzten, der aus der großen Zeit von Fischbach noch übriggeblieben war, auf dem Kirchsteg traf, Friedrich von St. Goar, Hofmarschall des weiland Prinzen Adalbert von Preußen.

Das Kreuz hoch oben auf dem Falkenberge, das die Prinzessin Marianne, des Prinzen Mutter, als ein Wahrzeichen des Glaubens und der Frömmigkeit hatte setzen lassen — das Kreuz und der Hofmarschall gehörten zusammen. Denn wie oft war der Marschall mit den hohen Herrschaften und den Gästen auf den Berg hinaufgeklommen. Und im Angesicht des schwarzen, schmucklosen Eisens mit der Inschrift: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, seine Nachkommen und dies ganze Tal" wurden die Erinnerungen gefeiert an den Prinzen Wilhelm von Preußen, an Friedrich Wilhelm III. Aber auch der Kaiserin von Rußland wurde gedacht, die von des Schlosses Herrin, der Prinzessin Marianne, leidenschaftlich verehrt, schwärmerisch geliebt und nur ihre „himmlische Tante" und „Frau Minnetrost" genannt wurde.

Und weiter — in den Gesprächen zwischen dem Prinzen Adalbert und dem Hofmarschall von St. Goar tauchen die ehernen Gestalten des Feldmarschalls Gneisenau und des Reichsfreiherrn von Stein auf, die einst

ebenfalls zur Tafelrunde von Fischbach gehört hatten.

Wie war der Herr Marschall in das Dorf gekommen, wo die schwerste Stunde seines Lebens geschlagen hat?

Das war in dem Gefecht bei Nachod Anno 66, als der Prinz mit seinem Adjutanten, des Herrn von St. Goar Bruder, in die feindliche Stellung ritt.

„Königliche Hoheit, wir reiten zu weit!"

„Hilft nichts, ich kann nichts sehen!"

Weiter geht's!

„Ich bitte dringend Eure Königliche Hoheit, sich in acht zu nehmen!"

„Gott schützt uns!"

Piff ... paff ... Und der Leutnant von St. Goar sinkt vom Pferde, von einer Kugel mitten ins Herz getroffen.

Da ist es dem Prinzen dunkel vor den Augen geworden — er hat die Sache selber später unserem Herrn von St. Goar erzählt und ihn gebeten, Hofmarschall bei ihm zu werden. „Kann die von St. Goar nicht mehr missen," hat der Prinz damals gesagt.

So ist Friedrich von St. Goar nach Fischbach gekommen und hat es anfangs gewiß nicht bereut.

Mitten auf dem herrschaftlichen Grunde hat er nun sein kleines Schloß und seinen wundervollen Park mit einer seltenen, von ihm selber angelegten Gartenkultur, wie man sie weit und breit im Lande suchen muß, und blitz und blank ist das Schloß, das mitten im Walde steht.

Der Prinz hat ihm den Grund und Boden zu eigen gegeben.

Der Marschall blieb, als die große Zeit zu Ende war. Was sollte er in der Welt da draußen? Hier hatte er Geschichte miterlebt im Kreise der Höchsten. Und wenn er einsam in seinem Parke auf und nieder geht, dann summt es ihm in den Ohren von längst verklungenen Melodien ...

Wann sieht man ihn je im Dorfe ...?

Muß wohl ein besonderer Anlaß sein, daß er neben Pastor Röchtling schreitet.

Der Hofmarschall hat mit Welt und Menschen abgeschlossen, ist ein vergrämter Einsiedler geworden seit damals, wo ihn das Unglück ereilte.

Hätte man ihn vor die Wahl gestellt, lieber vor Nachod wie sein Herr Bruder mit einem letzten Seufzer aus dem Sattel zu sinken, als diesen Tag zu erleben — der Hofmarschall hätte sich nicht einen Augenblick besonnen.

Es sei zur Ehre der Leute im Dorfe gesagt: keiner war da, der über des Herrn Marschalls Unglück sich gefreut hätte.

Ob freilich der Herr von St. Goar und mit ihm die Leute unseres Dorfes recht in ihrem Zorne hatten, wer will das sagen?

Soviel steht fest: Wenn dazumal der Herr Hofmarschall gesprochen hätte: „Hetzt den Kerl mit Hunden und Peitschenhieben aus dem Dorfe!" — die Leute wären ihm im Nu gefolgt, und dem Flößer-Heinrich, der bei Herrn von St. Goar Kutscherdienste tat, wäre es an den Kragen gegangen.

Wer hätte es dem Flößer-Heinrich, der niemandem etwas zu Leide tat und ein schlanker blonder Bursche war, zugetraut, daß er zu des Herrn von St. Goar einzigem Kinde aus zweiter Ehe, daß er zu Marianne von St. Goar die Augen begehrlich aufheben könnte!

Der Hofmarschall hat laut gelacht, hat geglaubt, sein braungelocktes Mariannele habe über Nacht den Verstand verloren, als es vor ihm niederkniete und ihn flehentlich bat, daß es dem Flößer-Heinrich angetraut würde. Als aber die Marianne in ihrer Todesangst gestand, daß sie dem Heinala, wie ihn jedermann nannte, längst mit Leib und Seele angehöre, und daß sie ihn heiraten müßte, wenn nicht die Leute mit Fingern auf sie weisen sollten ... da erst hat der Hofmarschall begriffen. Und wie die Diener erzählten, ist der große Mann, ohne einen Laut von sich zu geben, zusammengebrochen. Die Marianne hat aufgeschrien, und die Leute sind hereingestürzt und haben den Herrn von St. Goar auf sein Lager gebracht.

Am anderen Tage ist der Hofmarschall, auf einen schweren Stock sich stützend, zu Hötschmann ins Pfarrhaus gegangen und hat bei verschlossenen Türen mit dem alten Seelsorger verhandelt. Zwei Wochen später ist das Fräulein Marianne von St. Goar dem Flößer-Heinrich in die Ehe gefolgt. Einen Tag nach der Trauung reisten sie ab.

„In dem Lande, wo ich atme, ist für dich kein Raum," hatte der Hofmarschall zu seiner Tochter gesagt.

Der Flößer-Heinrich mußte mit seiner Frau übers Meer. Der Hofmarschall ließ ihm die Mittel auszahlen. Er selbst hat mit dem Menschen nicht ein Wort gesprochen, ihn nicht eines Blickes für wert gehalten. Auch bei der Trauung in der Kirche ist er nicht gewesen.

Von der Stunde an ist der Herr von St. Goar ein anderer geworden. Nur bei ganz besonderen Anlässen hat er sein Haus und seinen Park verlassen — so damals, als Hötschmann die müden Augen schloß und im Dorfe die Mütter ihre Kleinen auf den Arm nahmen und dem Sarge folgten.

Die da draußen durften dem Hofmarschall nicht schreiben. Er war mit ihnen fertig, im Leben und im Sterben. Und wenn ihn eins in seinen Leiden aufrecht gehalten hat, so war es der Gedanke, daß das Elend erst über ihn gekommen war, als die große Zeit längst hinter ihm lag.

Alles das wußte die Kastellanin, und darum hatte sie verwundert bei ihrem ehrfurchsvollen Gruß aufgeschaut. Denn wie viel Zeit war verstrichen, seit der Hofmarschall das letzte Mal aus seinem Bau gekrochen war. Indessen in ihrer Sinnesart lag es nicht, fremden Dingen nachzuspüren.

„Fräulein Kornelie —"

Sie wandte sich um und sah den Pastor eilig auf sich zuschreiten. Der Hofmarschall war nach links abgebogen.

„Einen Augenblick, Fräulein Kornelie!"

Pastor Röchtling legte väterlich seinen Arm in den ihrigen. „Hören Sie nur, was ich Ihnen zu erzählen habe: Unser Herr von St. Goar hat sich mit seiner Tochter ausgesöhnt. In den nächsten Tagen trifft sie hier ein. Freilich, Sie wissen es ja nicht, daß sie vor einem Jahre ihren Mann verloren hat. Der Hofmarschall wollte nicht, daß zu irgend jemandem darüber gesprochen würde. Nun ist die Sehnsucht nach der Heimat immer mächtiger in ihr geworden, und Herr von St. Goar hat freudig „ja" gesagt. Hätte wohl selbst nicht mehr gehofft, die Tochter wiederzusehen, an der sein ganzes Herz gehangen hat. Wenn man dem Tode näher rückt, sieht man alles menschlicher an, und die großen — oder sage ich vielleicht nicht richtiger, die kleinen Vorurteile fallen!"

Er hielt inne und atmete tief auf; denn diese unerwartete Wendung der Dinge hatte ihn ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht.

Auch Kornelie wurde erregt von dem, was sie soeben gehört. „Ich kann sie mir gar nicht mehr hierher denken," sagte sie nachdenklich. „Mit den St. Goars hat sie gebrochen und von der großen Vergangenheit sich losgelöst."

Röchtling ließ überrascht ihren Arm fahren, dann lachte er gutmütig auf. „Was sind Sie für ein wunderliches Menschenkind, Kornelie! In Ihre Träume paßt es nicht, daß ein Fräulein von St. Goar, dessen Vater im Schlosse die Honneurs gemacht hat, zu einem armen Bauernjungen hinabsteigt. Und ist es einmal geschehen, so gibt es auch für Sie nur den einen tragischen Ausweg, den der Hofmarschall gewählt hat. Meer und Land muß zwischen die Ärmste und ihre Heimat — sie hat sich selbst den Mutterboden abgetragen. Ist es nicht so?"

„Ja und nein, Herr Pastor! Und obwohl ich schon aus dem Ton Ihrer Stimme heraushöre, daß Sie anderer Meinung sind wie ich, so bekenne ich doch aufrichtig, daß in dieser Heimkehr für mich etwas liegt, das mich schmerzt — das mein Ehrgefühl ... ach, das ist ein falscher Ausdruck und trifft die Sache nicht; was ich sagen wollte, ist: ich sehe darin etwas Unschönes — etwas, das gegen die Schönheit geht!"

Röchtling blieb stehen. „Zuweilen flößen Sie mir einen gelinden Schrecken ein, der nur durch mein besseres Wissen, das ich von Ihnen besitze, weicht."

Als sie schwieg, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Ich habe mich immer dagegen aufgelehnt, wenn einer meiner Amtsbrüder sagte: Von meinem Standpunkt als Geistlicher muß ich das negieren. Was heißt das? Es gibt nur einen menschlichen Standpunkt! ... Sie, meine Liebe, sagen etwas Ähnliches: Was wider mein ästhetisches Empfinden geht, verwerfe ich. Die ästhetische Betrachtung steht über der menschlichen. Und wenn das Ästhetische gar verletzt wird in Bezug auf unser Schloß und seine Vergangenheit, so kann ein Wesen wie Sie, das sonst allen Menschen helfen möchte, hart werden. Ein Glück, daß das Menschliche in den meisten Fällen auch das Ästhetische ist! Habe ich recht oder nicht?"

„Ja, Herr Pastor, Sie haben recht," entgegnete sie ernst. „Sie lesen in meinem Inneren wie in einem aufgeschlagenen Buche. Und wenn da in meinem sittlichen Bewußtsein eine Lücke ist — ich kann nicht anders! Jeder Mensch hat wohl über sich die Entscheidung, aber wenn einer gegen das Ästhetische, wie Sie es nennen — ich sage lieber gegen das Schöne — verstößt, dann muß er die Folgen tragen und die Gefühle der anderen schonen. Ein Fräulein von St. Goar, das sich wie eine schlechte Dorfmagd ... Nein, Pastor Röchtling, das geht nicht! Es geht nicht, weil dann nicht nur alle Schönheit, sondern auch alle Vernunft, alles Sinngemäße zerstört wird. Wo ist dann die Grenze, frage ich?"

„Da, wo die Gemeinheit anfängt," erwiderte Röchtling befremdet. „Wo wollen Sie enden, liebes Fräulein, mit diesen Ihren Schönheitsnormen? Wenn dieser Heinrich Flößer alle Schätze des Gemütes in sich getragen hätte, wenn dieser Bauernjunge ein großer Dichter geworden wäre oder ein genialer Erfinder, was weiß ich — Sie werden mir zugeben, daß schon manches Mal aus dem unteren Volk eine Kraft emporgetaucht ist, die andere Werte schuf ... Wo geraten Sie dann mit ihren Schönheitsforderungen hin?"

„Herr Pastor, in diesem Falle wäre ja das Ästhetische erfüllt, denn ich habe ja nicht gesagt, daß das Fräulein von St. Goar einen Prinzen hätte heiraten müssen. Aber es verträgt sich nicht mit meinem Empfinden, daß der Leibkutscher des Hofmarschalls — nun, Sie erlassen mir den Schluß!"

„Ja," entgegnete Röchtling, „zumal wir uns in dieser Frage kaum einigen werden. Ich habe auch mit Ihnen über einen anderen Punkt zu sprechen: Frau Flößer hat geschrieben, daß sie nicht in ihres Vaters Haus wohnen möchte. Sie will nicht die alten Gesichter täglich um sich sehen, was ja aus vielen Gründen begreiflich ist. Außerdem verlangt sie vollkommene Einsamkeit, so daß auch die ‚Forelle' ausscheidet. Der Hofmarschall hat nun meinen Rat eingeholt, und mir ist kein besseres Quartier eingefallen als das beim Förster Leuschner. Herr von St. Goar ist ganz damit einverstanden, und ich möchte Sie bitten, mit Ihrem Schwager darüber zu reden. Sein Haus liegt abseits vom Dorfe. Will sie ihren Vater besuchen, so ist sie nicht neugierigen Blicken ausgesetzt."

„Herr Pastor, ich freue mich doppelt des Auftrages, weil aus ihm eigentlich hervorgeht, daß das Fräulein von St. Goar — ich nenne sie noch immer bei ihrem Mädchennamen — in ihrem Innersten von der gleichen Empfindung getragen wird wie ich. Denn ihr selbst ist es peinvoll, bei ihrem Vater zu wohnen und an die Vergangenheit wieder anzuknüpfen. Sie fühlt, daß sie losgelöst und entwurzelt ist."

Pastor Röchtling schüttelte den Kopf. „Nein," antwortete er, „so ist es nicht."

Aber Kornelie blieb hartnäckig bei ihrer Auffassung. „Erinnern Sie sich, Herr Pastor," sagte sie lebhaft, „daß die Prinzessin Marie von Preußen, die spätere unglückliche Königin von Bayern, die doch mit unserem Dorf enger verwachsen war als irgend eine andere Seele, mit keinem Fuße Fischbach mehr betreten hat, nachdem sie ihren evangelischen Glauben gewechselt hatte? Sie fühlte, daß damit alle Bande zwischen ihr und dem Dorfe zerrissen waren, und daß sie gegen die Schönheit früherer Erinnerungen sündigen würde, wenn sie als Katholikin wieder zu uns käme. Wobei ich noch bemerke, um ja nicht mißverstanden zu werden, daß ich gegen ihren Übertritt kein Wort sage, vielmehr mir vorstellen möchte, daß sie aus innerer Notwendigkeit so und nicht anders handeln konnte und mußte."

„Nun, wir werden ja bald sehen," meinte Röchtling mit leiser Ironie, ihr zum Abschied die Hand reichend, „wer von uns beiden im Recht ist."

Kornelie blieb in zwiespältigen Empfindungen zurück. Bei wem lag die Wahrheit? Bei Röchtling oder bei ihr? ... Und war es wider die Vernunft und die Güte, wenn sie zweierlei Maßstab an die Sache legte: die Christine begriff und freisprach, während sie das Fräulein von St. Goar verurteilte? ... War das ein übler Stolz, der in einem hochmütigen Standesgefühl wurzelte? ... Nein, sie wußte sich von Dünkel frei — aber ihre Seele sehnte sich nach Schönheit.

Ein leichter Schauer ging durch ihren Körper.

Sie fühlte aus Röchtlings Worten noch einen Vorwurf heraus, der sie aufrührte. Fehlte es ihr an Gemüt und versank sie in schönheitstrunkene Erinnerungen, weil es ihr an lebendiger Sinnesfreudigkeit gebrach? War sie vielleicht in ihrem Schlosse, trotz ihrer Jugendfülle, einsamer als der alte Hofmarschall, der sich aus seinem Grübeln und zornigen Spintisieren mit letzter Kraft herausgerissen und der menschlichen Stimme in sich Gehör geschenkt hatte, wenn er der Tochter die Hand zur Versöhnung reichte?...

Sie fühlte sich verwirrt und wußte sich auf all ihr Fragen keine Antwort.

* * *

Markus Lenz war übergetreten. Er hatte in der Folgezeit mit Pastor Röchtling gemeinsam die Heilige Schrift gelesen, und da, wo an seinen Willen und an seine Bereitschaft, zu glauben, Zweifel sich heranwagten, hatte die milde Beredsamkeit seines Seelsorgers immer wieder den Sieg davongetragen.

„Ich will Sie nicht zu einem theologischen Christen, zu einem Buchstabengläubigen machen," hatte Pastor Röchtling gesagt, „denn ich selbst traue nicht so recht den Bibelfesten, den Geradlinigen, die durch keine Zweifel gegangen sind. Ich möchte, daß Sie die menschliche Gestalt Christi sehen, der deshalb göttlich ist, weil er ein Mensch war, der mit einem so hohen Persönlichkeitsbewußtsein den Kampf gegen alle aufnahm und nach den Leiden sich sehnte, weil nur so sein Todesmut, seine Reinheit vorbildlich und erlösend werden konnten. Das innerste Christentum, meine ich, liegt darin, in sich fest zu werden, so viel Güte in sich zu entdecken, daß man gegen alle äußeren Anfechtungen gestählt und gekräftigt wird und selber allem Menschlichen ein tiefes Verstehen entgegenbringt. Diesem Ziel auch nur entfernt nahezukommen, heißt, den höchsten christlichen Standpunkt gewinnen — heißt, zu der Heiterkeit des Christen gelangen, der seine Seele weit geöffnet hat und, befreit von kleinen Ängsten, das Leben in seiner hellen Schönheit lebt."

Markus Lenz hatte wohl erwidert, daß das Ziel für ihn in unabsehbarer Weite liege, weil in ihm selbst zu viel Empörung und Aufruhr sei, und daß seine Natur von Hause aus kämpferisch sich immer gegen geistige Trägheit und Anmaßung aufgelehnt habe. Er müsse also von sich bekennen, daß ihm die Milde fehle.

Darauf hatte Röchtling erwidert, daß der Heiland doch gewiß den großen, flammenden Zorn gekannt habe, da er ja selber ein machtvoller Aufrührer gewesen sei, der seine wuchtigen Angriffe gegen die gerichtet hätte, die durch den Besitz frech und schamlos geworden waren. Und ein streitbarer Mann wie Luther, der das Leben mit kräftigen Händen und genußfähigen Sinnen angepackt, sei zweifelsohne ein guter Christ gewesen. Mit Wohlbehagen horchte Markus Lenz auf, wenn Röchtling, unbeirrt durch alle Einwendungen, ihn leise lenkte und von den Seitenpfaden des Zweifels auf die Straße des Glaubens führte. Er fühlte, wie er heiterer und freier wurde. Sein Auge verlor den trüben Schleier, sein Körper gesundete. Er war in einen Jungbrunnen gestiegen und lebte auf. Seine Brust weitete sich, und alles Dumpfe und Beengende der Stadt fiel wie eine kranke Hülle in der stärkenden Luft der Berge von ihm ab.

Er bewegte sich nicht mehr gedrückt und demütig — er trug den Kopf höher. Nur der Anblick Kornelies machte ihn befangen. Ihr klarer, ruhiger Blick schüchterte ihn ein. Denn immer angstvoller fühlte er, wie seine Gedanken zu ihr drängten, wie seine erwachte Freude am Dasein durch den stillen Zauber ihres Wesens wuchs, dessen Leuchtkraft man spürte, sobald man ihr nahte.

Und als Röchtling ihm von seinem mit Kornelie geführten Gespräch über das Prinzip der Schönheit als ein lebensentscheidendes Moment erzählte, da hatte er aus innerster Überzeugung geantwortet, daß diese Art ihres Schauens und Betrachtens für ihn farbig und duftig sei, und daß er sie nur so und nicht anders sich vorstellen könne.

„Verbrennen Sie sich nur nicht die Flügel an dieser schönen Flamme," hatte Röchtling lächelnd gedroht und hinzugefügt: „Wir brauchen Ihre Kraft, Herr Lenz, und Ihre unversehrten Flügel, damit Sie kleinen Seelen in die Höhe helfen."

Ein paar Tage nach dieser Äußerung kam an Markus von der Regierung ein Schreiben, das er lange in den Händen wog, bevor er es öffnete. Es enthielt im üblichen Amtsstil die Mitteilung, daß er zum Kantor in Fischbach bestellt sei.

Röchtling hatte es durchgesetzt, daß Lenz der Nachfolger des ersten Lehrers wurde, der einem Ruf in seine Heimat gefolgt war. Der Einfluß des Hofmarschalls hatte dazu beigetragen, daß man in Rücksicht auf seinen Bildungsgang und seine hohe musikalische Begabung zunächst auf ein ordnungsgemäßes Examen verzichtete.

Lenz verhehlte sich nicht, daß diese Entscheidung durch seinen Übertritt beeinflußt war. Und dieser Punkt machte ihm zu schaffen. Er war in eine neue Gemeinschaft eingetreten, und die ihn aufgenommen, fühlten nun die Verpflichtung, schirmend und schützend ihre Hände über ihn zu halten.

Es war nicht nach seinem Geschmack, daß der vermeintlich guten Tat die Belohnung auf dem Fuße folgte. Wer hätte sich um ihn gekümmert, wenn er nicht das Bekenntnis gewechselt hätte?!

Der Gedanke, daß bei irgend einem Menschen die Vorstellung aufkommen könnte, er hätte aus selbstischen Motiven gehandelt, beunruhigte und quälte ihn.

Er fühlte, daß er an einem Kreuzweg seines Lebens stand und eine ernste und schwere Verantwortung sich und den Menschen gegenüber auf seine Schultern gebürdet hatte.

War er stark genug, die Last zu tragen? ... Gott mochte es geben! ... Denn er sorgte, daß es noch eine gute Spanne Zeit dauern mochte, bevor er in das neue Gewand hineingewachsen sein würde.

So kam alles darauf an, ob seine Seele wachsen würde.

* * *

An einem hellen, klaren Tage, dessen herbstliche Luft rein und würzig von den Bergen kam, war Marianne Flößer in die Heimat zurückgekehrt.

Des Hofmarschalls Wagen, der sie in Lomnitz, wo Bahnstation ist, abholte, lud nur das Gepäck auf. Frau Flößer zog es vor, mit ihrem hochaufgeschossenen, sehnigen Jungen zu Fuß durch das Dorf zu gehen.

Des Herrn von St. Goar Wagen war nicht der einzige, der an diesem Tage nach Fischbach fuhr. In Lomnitz war ein großer Mann mit dunklem Haar, blitzenden Augen, einer breiten, machtvollen Stirn und einer kühnen, scharfgeschnittenen Nase, das männliche Gesicht von einem Vollbart umrahmt, gleichzeitig mit der nach der Heimat Hungernden aus der Bahn gestiegen.

Der Herr wies den Kutscher an, ihn in die „Forelle“ zu fahren. Frau Flößer aber schritt in tiefer Bewegung neben ihrem Jungen, der alten Wege und Stege kundig.

Sie war von hohem Wuchs und ganz in Schwarz gekleidet. Ihre Züge waren ungewöhnlich, nicht schön im landläufigen Sinne. Ein wundervoller Ernst und eine hohe Entschlossenheit ruhten auf ihnen.

„Sieh' nur unsere Berge, Junge, von denen ich dir so oft erzählt habe,“ sagte sie leise. Dann schwieg sie und konnte sich selbst nicht satt sehen an den grünen Matten und dunklen Bergzügen, auf denen die Lichter der Sonne wie zu einem frohen Empfange festlich tanzten, leichtfüßig hin und her wirbelnd.

Und als ein Bauernwagen an ihnen vorüberfuhr, dessen Schimmel glänzten wie der winterliche, schneebedeckte Kamm des Gebirges, da wurde der Ausdruck ihrer Miene weich und verklärt von einem gütigen Lächeln. „Junge, öffne deine Augen weit! Du stehst auf heimatlicher Erde. Atme mit kräftigen Lungen die Luft unserer Berge!“

Als dann aus der Ferne die alte, schattige Allee auftauchte mit ihren hundertjährigen Lindenstämmen, unter deren süßem, schwerem Duft alle Jugendträume aufgeblüht waren, da blieb sie in gebeugter Haltung stehen, ließ den Jungen eine Strecke Wegs voraneilen und gab ein Weilchen sich ganz der wehen Stimmung hin, die sie ergriffen hatte. Dann richtete sie sich wieder auf, fuhr sich mit einer kraftvollen Bewegung über die Augen, während ihr Gesicht finster wurde: „Junge, was läufst du mir davon!“ rief sie mit ihrer reinen, voll tönenden Altstimme und war wieder an seiner Seite.

Jetzt waren sie an der Dominiumsmauer gegenüber der „Forelle“ angelangt: das

Dorf mit seinen freundlichen, weißgetünchten Häusern und roten Ziegeldächern breitete sich vor ihnen aus. Die Türme der evangelischen und der katholischen Kirche blickten grüßend zu den Ankömmlingen herüber, und das schwarze Kreuz vom Falkenberge wurde sichtbar.

Frau Flößer gab dem Kutscher, der hinter ihnen gefahren war, ein Zeichen. „So, Heinala," sagte sie zu ihrem Jungen, „jetzt wollen wir einsteigen!"

Der geschlossene Wagen setzte sich in Bewegung, die Vorübergehenden blieben wie vor einem großen Ereignis stehen, sperrten die Mäuler auf, tuschelten und gestikulierten und blickten voll Neugier dem Gefährt nach, bis es am Waldessaum verschwunden war.

— — — — — — — — — — — — — —

In der niedrigen Försterstube ging Herr von St. Goar mit schweren Schritten auf und nieder.

Als jetzt der Wagen vorfuhr, blieb er gerade und aufrecht stehen und rührte sich nicht von der Stelle.

Gerade und aufrecht trat auch Frau Flößer mit ihrem Sohne ein, und in diesem Augenblicke hatten Vater und Tochter das gleiche Empfinden: die von St. Goar bewahren ihre Haltung, lassen sich auch im Unglück nicht zerbrechen. Aber der alte Herr war doch über die stolze Art der Tochter, die nicht den leisesten Versuch zur Annäherung machte, erstaunt und betreten. Erst nachdem sie sich eine Weile gegenüber gestanden und sich gleichsam stumm gemessen und durchdringend und ernst angeblickt hatten, sagte Frau Flößer, das Schweigen brechend: „So, da wären wir!"

Hatte der Hofmarschall in seinem Innersten davor gebangt, die schwere Hand auf den Scheitel eines gebrochenen Menschenkindes legen zu müssen, so war diese Furcht unbegründet gewesen. Die Frau, die da zu ihm emporsah, hatte etwas Trotziges und Ehernes — nichts von dem schweigsamen Mariannele, das leise singend und silbern lachend einst zu seinen Füßen gespielt hatte. Es schien dem Herrn von St. Goar eine flüchtige Spanne Zeit, als ob die Tochter zurückgekehrt war, nicht, um Versöhnung und Wiedersehen vor dem Tode zu feiern, sondern um Rechenschaft zu fordern.

„Willkommen in der Heimat!" Er reichte ihr die Hand, in die sie langsam einschlug. Und während sein Gesicht einen unsagbar müden und vergrämten Zug erhielt, fügte er hinzu: „Lassen wir die alten Geschichten vergessen und begraben sein."

„Nein," antwortete sie fest und ruhig und tat ihre beiden Hände auf den Kopf ihres Jungen. „Ich will, daß es zwischen uns klar wird — daß du weißt, wie es um mich steht. Das bin ich meinem Manne und meinem Jungen schuldig. Und nur so kann ich wieder heimisch werden. Also, Vater, ich habe nie bereut, was ich getan habe. Ich bin dem besten und treuesten Menschen gefolgt — sein Andenken ist mir heilig, und die Erinnerung an ihn will ich in meinem Jungen wach halten."

Sie nahm ihren schwarzen Kreppphut ab und ordnete ihr schweres, dunkles Haar, mühsam nur ihrer Erregung Herr werdend.

Der Hofmarschall trat eine Weile an das niedrige Fenster und starrte bewegungslos in die bunte Herbstlandschaft, ehe er sich wieder nach ihr umwandte. „Ich will meinen Frieden mit dir und weiter nichts," entgegnete er.

„Den Frieden will ich auch, aber nur, wenn du meine Gefühle achtest. Mein Junge hat an seinem Vater gehangen — es soll ihm hier niemand das Gedächtnis an ihn verkleinern. Und ist er auch nur ein armer Flößer und kein St. Goar, so soll er doch den Kopf hochtragen und seinem Namen Ehre machen. Die St. Goar sind schon im Siebenjährigen Kriege — daran ist nicht zu rühren — auf dem Felde geblieben ... von den Flößern weiß man es erst von 1866 her. Gewiß, das ist ein Unterschied — und es mögen auch noch andere vorhanden sein. Aber es können nicht lauter St. Goar herumlaufen — es muß auch Flößer geben. Und wenn sie redlich und getreu sind, wie der meinige es war, so sehe ich weiß Gott keine so furchtbar weite Entfernung zwischen beiden. Es tut mir schrecklich leid, Vater — aber den St. Goar-Stolz habe ich drüben gelassen."

Der alte Hofmarschall war nicht mehr zum Kampfe aufgelegt.

„Lassen wir das," sagte er noch einmal. „Ich werde deinen Empfindungen nicht zu

nahe treten, tu mit mir das gleiche — mehr verlange ich nicht!"

Zum Zeichen, daß er diese Unterredung nicht fortzusetzen wünschte, und daß es ihm ernst sei, mit ihr im Guten auszukommen, beugte er sich zu dem Jungen herab und küßte ihn.

Da senkte des Herrn von St. Goar Tochter still den Kopf, und der Friede war — äußerlich wenigstens — geschlossen.

Aus dem Nebenzimmer trat Christine, die ihren Dienst bei dem Leuschner-Förster bereits angetreten hatte.

Sie verbeugte sich tief vor Frau Flößer und wollte ihr die Hand küssen.

„Nicht doch ... nicht doch!" wehrte diese energisch ab, so daß das Mädchen über und über rot wurde und seine Verwirrung nicht verbergen konnte.

Frau Flößer musterte sie mit einem weiten Blick. „Sie sind die Förstersfrau?" fragte sie freundlich.

Die Christine wurde noch röter, bevor sie hilflos stammelte, daß die Frau Försterin blutjung im ersten Kindbette gestorben sei und daß sie selbst erst seit wenigen Tagen hier den Dienst verrichte. Der Förster sei in sein Revier gegangen, um die Herrschaften nicht zu stören, sie aber wolle nur fragen, ob der Kaffee jetzt erwünscht sei.

Sie hatte inzwischen ihre Scheu niedergezwungen und brachte das alles mit gutem Anstand hervor, in ihrer bescheidenen Stellung verharrend.

Frau Flößer sah von dem Mädchen zu dem sauber gedeckten Tische hin, auf dem Herbstlaub und bunte Treibhausblumen standen. Ihr Gesicht hellte sich auf.

„So einen Empfang lassen wir uns gefallen, was Heinala?" Und zu Herrn von St. Goar gewandt, erklärte sie: „Er heißt nämlich nach seinem Vater Heinrich! So, nun bringen Sie den Kaffee herein, er soll uns in der Heimat munden!"

* *
*

Kein Zufall hatte den Herrn, der mit Frau Flößer auf der Bahnstation ausgestiegen war, nach Fischbach geführt.

Gleichzeitig mit ihm traf ein Brief aus der Kanzlei des Großherzogs von Hessen-Darmstadt an die Kastellanin ein, der seine Ankunft meldete und die Weisung enthielt, dem Herrn Friedrich Geppert, Professor der Geschichte an einer süddeutschen Universität, alle Urkunden, Chroniken und die alten Schöppenbücher, mit einem Worte die ganze Schloßbibliothek zum Zwecke historischer Forschungen zur Verfügung zu stellen.

Kornelie Stillfried las nachdenklich das Schreiben, und ihre weiße Stirn kräuselte sich leicht.

Wer mochte es sein, der so unerwartet in die Einsamkeit des Dorfes hineingeschneit kam, um an die große Vergangenheit des Schlosses zu pochen?

Eine dunkle Angst stieg in ihr auf. Was hatte ihr Schloß mit der Welt und der Wissenschaft da draußen gemein?

Sie sah im Geist einen durch das Alter gebeugten Greis mit weißen Haaren und einer goldenen Brille, der in ihren geliebten Heiligtümern herumschnüffeln und die Brille emporrücken würde, um die alten Schriften besser zu enträtseln.

Etwas von geheimer Eifersucht regte sich in ihr. Sie zürnte ihrem Herzog, der kraft seines hohen Wortes dem Fremden die Türen ihrer Bücherschreine geöffnet hatte.

Nun gut, er mochte kommen. Sie würde schweigend das Schlüsselbund hervorziehen, die Schränke öffnen und ihm reichen, was er begehrte. Aber erleichtert würde sie erst aufatmen, wenn das Schloß und die Berge wieder hinter ihm lagen. —

Der Professor Friedrich Geppert saß in der „Forelle" bei einer Flasche Moselwein und ahnte nicht die freundlichen Gesinnungen, die seiner harrten. Die Leidenschaft des Forschers erfüllte ihn. Die würzige Luft der Berge schloß ihm die Sinne auf, die klare Schönheit des Herbsttages und die Lieblichkeit des Dorfes machten ihn froh und heiter. Dabei schlug sein Herz in ungewöhnlicher Erregung, ob er nun auch wirklich die Spur gefunden hätte, auf die er durch einen Glücksfall gekommen zu sein hoffte. In einem vergilbten Folianten hatte er entdeckt, daß ein Exemplar des Corpus doctrinae Philippi Melanchthonis, das der Meister selbst mit vielen und ausführlichen Randbemerkungen versehen hatte, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Herrn Elias

von Kanitz, damaligem Grundherrn von Fischbach, ehedem fürstlich Liegnitzischem Rat, mit zwölf anderen gelehrten Büchern der Kirche von Fischbach geschenkt worden war.

Nach diesem Exemplar war bisher vergeblich gefahndet worden, aber nun lag die Möglichkeit nahe, die kostbare Handschrift des teuren Meisters wiederzufinden, vielleicht sogar neue Bekenntnisse von unendlichem Werte der Vergangenheit zu entreißen.

Der Professor blickte in den Wein und sann über die wunderlichen Zufälle des Lebens. Die Weltabgeschiedenheit des Bergtales, die große Ruhe rings um ihn stimmte ihn rein und hoch. Auch tat es ihm wohl, den Stadtmauern und einer beengenden, traurigen Häuslichkeit für ein paar Tage wenigstens entronnen zu sein.

Er hatte vor Jahr und Tag in einem Gefühle der Dankbarkeit die ältliche Tochter seines Lehrers geheiratet und lebte mit ihr in einer kinderlosen Ehe, die glücklos war, weil es zwischen ihm und dieser Frau keine innere Gemeinschaft gab. Er hatte sich längst daran gewöhnt, auf alles Gemütsleben zu verzichten und ganz in seiner Arbeit aufzugehen, die ihn mit heiliger Freude erfüllte. Mit einem Aufstieg in die Berge sollte diese Forscherreise enden.

Eine Art von Jugendübermut hatte ihn gepackt, etwas von dem goldenen Leichtsinn seiner Schüler, die andächtig zu seinen Füßen lauschten, wenn nicht gerade der Früh- oder Abendschoppen sie hinausgelockt hatte. Den Bergstock in der Rechten, wollte er sich da oben für eine gute Weile austoben.

Alte Studentenweisen und Lieder fielen ihm wieder ein, und der Fechtboden, auf dem er als krasser Fuchs sich tüchtig herumgeschlagen und manches liebe Mal seinen Mann gestanden hatte, tauchte aus der Vergangenheit empor.

Wie weit lagen die Zeiten saftiger, überquellender Lebensfreude hinter ihm!

„Herr Wirt, noch eine Flasche, der Tropfen mundet mir!“

Herr Pohl korkt eigenhändig die Flasche auf und schenkt dem Professor ein, der in grundloser Ausgelassenheit schneller, als er es sonst zu tun pflegt, das edle Naß hinunterschlürft. Es rieselt feurig in seinem Blut, es blitzen die Augen.

„Herr Wirt, Sie trinken mit! ... Man wird an den Schläfen grau, und die Jugend will leise davonschleichen! Aber der Wein bringt Schönheit und Jugend zurück! Auf das Jungsein, Herr Forellenwirt!“

Herr Pohl stößt an.

* * *

Kunterbuntes Zeug hat der Professor in der ersten Fischbacher Nacht geträumt: die blaue Mütze auf dem Kopfe, steht er vor dem schwersten Gang. „Auf Säbel ohne Binden und Bandagen bis zur Abfuhr,“ lautet die Forderung. Die Kommilitonen stehen oben in seiner Studentenbude und holen ihn ab.

Es ist die letzte tolle Jugendsünde — dann kommt der große Strich — und des Lebens Ernst beginnt ... Wenn nur erst alles zu gutem Ende ausgeklungen wäre!

Auf dem Fechtboden ... Das Kommando ertönt ...

Er führt eine scharfe Klinge, hat eine feste Hand, weiß die Hiebe zu parieren.

Nur keinen lebensgefährlichen Streich führen! Das Ganze war ja nur eine Eselei ... Torheit, um dessentwillen zu kämpfen auf Leben und Sterben!

„Aufpassen!“ murmelt ihm jemand ins Ohr.

„Zum Teufel noch einmal ... der Hieb hat gesessen!“

Auf die Lippen gebissen! ... Keinen Laut hervorgestoßen!

Was ist denn das?! ...

Der Säbel entsinkt seiner Rechten. Er fällt rücklinks zu Boden ...

Die Sekundanten machen dem Paukarzt Platz ...

Was zieht der Kerl für ein fürchterlich ernstes Gesicht!?

„Doktor! Geht's zum Sterben — gut, so geht's zum Sterben!“

Sein Leibfuchs drängt an ihn heran.

„Hast noch was zu bestellen, Friedrich?“ fragt er mit einer schrecklich leisen Stimme.

„Für meinen Professor einen Gruß! ... Einen Gruß für die Kamerad...“

Herr Gott, wie wird ihm!

So eine eisige Kälte steigt von den Fußzehen nach oben, drängt zu dem Herzen.

Er reißt die Augen weit auf und sieht in diese verstörten, blassen Gesichter rings um sich herum.

„Kinder — ich will sterben ... Legt mich tiefer ... Sterben will ich!"

Sie tun es.

Der Leibfuchs beugt sich noch einmal zu ihm herab.

„Hast noch etwas auf dem Herzen, Friedrich?"

Er schüttelt nur den Kopf. Hat keine Seele auf der weiten Welt.

Noch ein letzter Atemzug — In Blitzesschnelle saust das ganze Leben an ihm vorbei ... Ausgelitten — überstanden ...

Die Kommilitonen stehen wie erstarrt an seiner Leiche, sind gerüttelt und geschüttelt ...

Wer wird es seinem Professor sagen? ... Sie wissen, der Professor hängt an ihm. Er ist sein Lieblingsschüler, auf den er alle seine Hoffnung setzt ... Heinrich Stutz, seinem Leibfuchs, wird die Meldung aufgetragen. Der nickt zu allem, während ihm die großen Tränen über die Backen rinnen ...

Der Professor schlägt die Augen auf und ist mit einem Satze aus dem Bett.

Was war das für ein wüster Traum?

Er tritt an das Fenster und blickt auf die Falkenberge ... Die Sonne lacht, und der Baum da unten im Garten bricht unter der Last der Früchte, auf denen die Lichter tanzen. Auf den Zweigen hüpfen vergnüglich die Blaumeisen.

Er atmet etwas schwer und ruft sich noch einmal die schreckhaften Bilder zurück, die ihn im Schlafe überfallen haben.

Wie kam er auf das tolle Zeug? Wo lag der Zusammenhang? Denn jeder Traum hat seinen Sinn und seine Verknüpfung. Ah! Das war's — gestern beim Weine. Rückerinnerungen! Der Fechtboden, das Cerevis ... und dann hatte die nächtliche Phantasie weitergesponnen — einen düsteren Faden. War eine schlimme Nacht gewesen!

Friedrich Geppert, Mensch mit den blitzenden blauen Augen, schrickst du vor Traumgespenstern zusammen? Er lachte ein wenig heftig auf. So etwas von dem alten Ammenglauben haftet doch jedem an! Der eine gesteht es ein, der andere leugnet es. Wie sagt man: Der erste Traum unter fremdem Dache — zum Kuckuck, jetzt ist's genug!

Er läßt das kalte Wasser über seinen Körper rieseln und fühlt mit Wohlbehagen, wie es freier und leichter in ihm wird.

So, nun hinunter!

„Guten Morgen, Herr Wirt, und keine Frage, was ich diese Nacht geträumt habe! Bleibt Amtsgeheimnis! Einen schwarzen Kaffee, stark und duftend wie eure Luft hier in den Bergen, wenn ich bitten darf!"

„Daran soll's nicht fehlen," sagt Frau Pohl, die auf die Schwelle tritt.

„Sie sind die Wirtin Wunderhold — bravo! So hab' ich Sie mir gedacht! Ich bin Friedrich Geppert — meines Standes deutscher Professor!"

Ah, der Kaffee tut ihm gut — wirkt wie belebend auf ihn ein — alle gute Laune kehrt zurück.

„Frau Wirtin, Sie verstehen sich auf das Gebräu! Nun eine Frage: Wann kann man honnetterweise im Schlosse seine Aufwartung machen?"

„Zu jeder Tagesstunde, Herr Professor, da drüben wird früh Tag gemacht!"

„Das wollt' ich hören. Hab's eilig! Guten Morgen, Herr und Frau Wirtin! Ich find' den Weg."

Schon hat er den weichen Filzhut aufgesetzt, und seine hohe Gestalt verschwindet durch die Tür.

„Der kann mir gefallen!" sagt des Wirtes Hausehre.

„Oho, mach' du mir keine Geschichten!" warnt Herr Pohl zärtlich. „Ich denk', wir sind beide aus dem Schwabenalter."

Er legt seine Hände um ihre Hüften. „Bist übrigens im Recht, Alte. Der hat so etwas Mannhaftes und Stolzes."

„Ja," entgegnet sie. „Und so einen hellen, freien Blick. Hast du gesehen, wie seine Augen leuchten?"

(Fortsetzung folgt.)



Tanzfest an einem flandrischen Hofe. (Miniatur aus einem Euryantheroman. 15. Jahrh.)

Der Gesellschaftstanz

Von

Oskar Bie

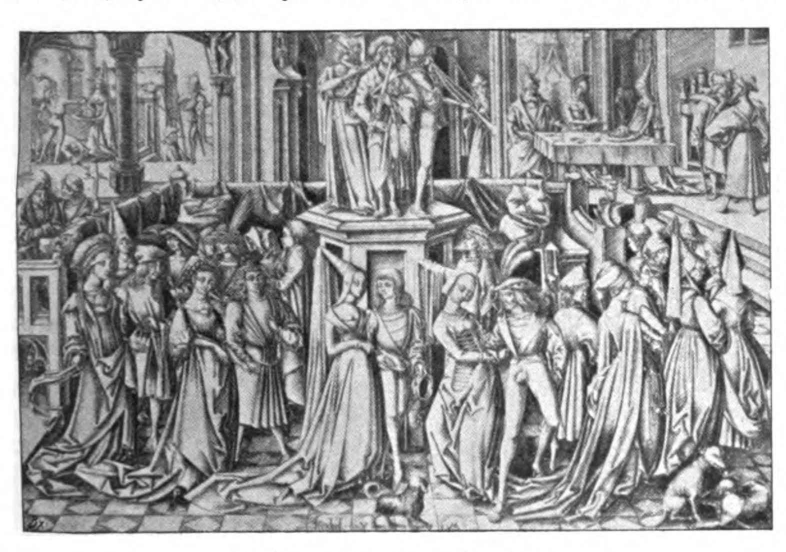
In dem Augenblick, da wir vor die Organisation des Gesellschaftstanzes gestellt werden, taucht diese Frage auf: Ist der Gesellschaftstanz ein bloßes Rhythmisieren des mondänen Verkehrs oder ist er ein Stilisieren des Volkstanzes? Sind die Volkstänze das Ursprüngliche, das Eigentliche und hat der Salon nur ihre Formen verfeinert? Nun, es ist hiermit wie mit der Liedmelodie. Auch sie kommt vom Volke, von den Wiesen, aus den Hütten. Aber die taktmäßige Monodie ist dennoch nicht aus ihm einfach organisch herausgewachsen, sondern die Kultur, die verfeinerte Kunst war eines Tages reif zur Monodie und zur Arie, und da nahm sie die Anregung und das Material vom Volke. Das Lied wäre niemals nur durch das Volk zum heutigen Kunstwerk geworden, aber vielleicht ganz allein durch die Gesellschaft. Jedenfalls geschah es so am besten, wie es geschah. Der Knabe pflückte das Röslein und stellte es in die Vase.

Man sieht, daß die Verhältnisse angenehm verwickelt liegen. Das Volk, das spanische, das deutsche, das französische, das italienische, das englische, tanzt seine uralten, unmerklich sich verändernden, sich verrohenden, sich abschleifenden Tänze. Indessen entwickelt die Gesellschaft aus ihrem Verkehr heraus ihre ersten allgemeinen Tanzformen, die vom Volke gänzlich abstechen: die Pavane und die Courante sind nichts als ein besseres spazierengehendes Paar. Die erste Renaissance kennt keinen Volkston. Aber der Rhythmus, der sich im stilisierten Verkehr bildet, öffnet die Sinne für den uralten Rhythmus des Volkstanzes. Takt, Schritt, Figur hat bei den Bauern von Poitou eine merkwürdige Form — man sieht sie sich an, überlegt, gestaltet, schleift, stilisiert und macht daraus das Menuett. Aus englischen Rei-

hentänzen macht man den Contre. Aus deutschen Drehern den Walzer. Nicht zufällig wird das Volk an dieser und jener Stelle von der Gnade des Salons bestrahlt, sondern es schließt sich an diesen Punkten ein notwendiger elektrischer Strom, Bedürfnisse der Gesellschaft treffen sich mit lebensfähigen Formen des Landes, durchgearbeitete Typen der Natur sind reif für die Kultur. Es ist eine organische Geschichte von Werbungen, die der sich rekrutierende Salon unter den Landtänzen vornimmt. Aller Impuls, alle Gestaltungskraft geht vom Salon aus.

Ich erwähne diesen Verlauf, um zu begründen, was am Volkstanz interessant und namentlich was uninteressant ist. Man verfängt sich in einem wirren gehäuften Material ethnologischer Merkwürdigkeiten, wenn man, um das Bild des Gesellschaftstanzes zu gewinnen, in allen Dörfern und Schenken herumsucht, wie da gesprungen und geschleift wird. Philologische Naturen, wie Böhme in seiner „Geschichte des deutschen Tanzes", mag es interessieren, alte Bauerntänze, den Drotter und Feyerltanz, den Zäuner und Firlefanz, den schwarzen Knaben, Bettlertanz, die schöne Müllerin und den Schmoller, zu sammeln und durch die Zeiten zu verfolgen, wie die Innungen in Bayern und die Landleute in der Pfalz gehopst sind. Für den Kunstliebhaber werden diese Dinge stark an Bedeutung zurücktreten. Er geht von den Gipfeln mit seinem Blick in die Täler, die Straßen interessieren ihn, auch ihre Anfänge, aber alles, was unten bleibt und roh, ohne Zusammenhang, ohne Klarheit verharrt, scheidet für ihn aus. Die Fabel von der notwendigen Psychologie des Volksmäßigen existiert längst nicht mehr. Alles, was war, ist psychologisch, Höhe und Tiefe, Kultur und Barbarei. Aber innerhalb des Psychologischen gibt es Vervollkommnungen, Organisationen, menschliche Werke — und zu ihnen zieht es uns. Ein Marcel, der sich an einem Menuettpaar entzückt, geht über hundert tanzende Dörfer.

Indem wir nun uns entscheiden, nur Kulturmaterial, nicht Rohmaterial des Tanzes zu betrachten, bleibt eine Fülle von Tatsachen beiseite, die von Tatsachenforschern gesammelt und gesichtet ist oder noch werden wird. Vielerlei stellen wir in ein Panoptikum. Zuerst alle die Barbarismen des Tanzes, die Bizarrerien à la Narrenschiff, das Gigerltum jeder Mode, die Roheiten ursprünglicher oder degenerierter Art. Alle die guten alten Deutschen, die eine Stirn wie gebackene Birnen oder Ackerfurchen haben, das offene Maul, als ob sie gebratene Tauben fangen, die blöken wie Veitshündchen und die Lippen spitzen, als ob sie saure Holzäpfel gefressen, die den Ameisenbauch gewaltig vor sich wegstrotzen und son=



Meckenem: Tanz vor der Herodias.

stige übelständige Tanzmanieren für gut halten. Es ist schön, daß sie gewesen sind. Wir stellen zu ihnen alle die uncivilisierten, auch an Höfen proletarischen Tänzer aller Zeiten und Länder, welche sich nach dem Muster des schönen mitteldeutschen Verses des Burkart von Hohenvels bewegen:

Wir sun den winter in stuben enphahen,
Wol uf, ir kinder, ze tanze sun wir gahen!
volgent ir mir,
so sun wir smieren
und zwinken und zwieren
nach leplicher gir.
Schone umbeslifen und doch mit gedrange.
Breste uns der pfifen, so vahen ze sange,
respen den swanz:
so sun wir rücken
und zocken und zücken,
daz eret den tanz.

Zu diesen wilden Völkerstämmen, die sicherlich ganz und gar ausgestorben sind, stellen wir die schlechten Tanzlehrer, wie sie einst in Leipzig im Nebenberuf als Handwerksgesellen, Kaufmannsjungen, Studenten, Mägde und Holzhacker herumliefen. Auch sie sind sicherlich von der Kultur hinweggefegt. Und noch eine Sorte schlimmster Proleten stellen wir dazu, die Tanzfeinde, deren weise Äußerungen man einst sorgsam gesammelt hat, und mit deren Widerlegung man einst Hunderte kostbarer Seiten vollschrieb. Es ist eine stattliche Zahl von frühesten Zeiten bis fast in unsere hinein, grämliche und spintisierende Leute von einer verdächtigen Moral und lasterhaften Tugend, die in der schlechten Luft des Zimmers nicht mehr die Kunst des Tanzes sahen, die wegen einiger wohlgeformter Beine um ihr Seelenheil Angst bekamen, die wegen einiger Verrohungen in trunkenen Stunden nicht die feineren Gifte der Sinnlichkeit, die Feinheit und Süßigkeit dieser höchst civilisierten Gifte merkten oder zugaben oder lieben konnten. Die Besseren von ihnen bewiesen aus der Hygiene, daß die Kunst des Menschen eine Sünde sei. Die Beschränkteren bewiesen es aus der Bibel. Sie überlegten sich jahrhundertelang, welche Tänze heilig und welche unheilig seien. Es war eine gewaltige Wissenschaft, sehr ehrbar und sehr gelehrt. Wie schön, daß man wenigstens einige heilige Tänze rettete; und wie geistvoll begründete man sie! 1754 noch schrieb einer die „Narren-Kurtzweil, d. i. Greuel des Tantzens". Er widmete seine Schrift keiner liebreizenden Prinzessin, keinem durchlauchtigen irdischen Herrn — er widmete sie Jesus.

Doch ich eile der Kultur des Tanzes entgegen. Schlingt euch weiter, ihr lieblichen Dorflindentänze und ihr wackeren Hochzeitsreigen, die ihr unverändert eure einfachen Sitten bewahrtet, bis ihr im Taumel verginget oder der Tanzmeister des Hofes euch auf das Parkett oder auf die Bühne verpflanzte! Wo es das Schicksal wollte, werden wir euch wiedersehen, und dann zieht ihr die große Straße mit hinauf, die Heerstraße der europäischen Tänze. Aber ich kann euch nicht alle nennen und beschreiben, denn ihr langweilt mich mit eurer primitiven Lyrik und barbarisch herzlichen Monotonie. Laßt euch von Kindergärtnerinnen sammeln, verschönt die Briefe der Reisenden, gebt den Kostümiers billige Muster, sterbt aus — ich habe Kultur getrunken und will weite, unendliche Wege der Menschheit gehen, darin ehrlich genug, daß ich kein Kind mehr sein kann und selbst das Kindliche ganz als Vervollkommnung empfinde. Es ist uns bei der Strafe des Orpheus genommen, rückwärts zu sehen.

Ich eile der Kultur entgegen. Zwei große Gruppen von Tanzkultur habe ich unterscheiden gelernt, deren Trennung ich durchführen möchte. Hier der Gesellschaftstanz, in dem man sich selbst tanzt — dort der maskierte Tanz, in dem man einen anderen tanzt. Jener keimt unmittelbar aus dem Verkehr, dem Zusammensein an sich, dieser bringt das Motiv der schönen Lüge hinzu. Die Verstellung bei jenem ist differenzierter und seelischer, bei diesem ist sie stofflich reicher und entwickelungsfähiger — denn man kann sie auf die Bühne verpflanzen. Süße Verstellung bleibt es auch bei jenem; denn wenn man sich selbst tanzt, tanzt man seine zartesten rhythmischen Regungen, seine stilisiertesten Gefühle und Bekenntnisse, seinen Körper als Seele und seine Seele als Körper — man tanzt die Kunst, die das Leben nicht brauchen kann und dennoch sehnsüchtig herbeiwünscht. Man tanzt die unwirkliche Wahrhaftigkeit losgelöster gesellschaftlicher Ideale, nichts als schönen stummen Verkehr, nichts als Symbole der Sympathie und Hochachtung und Eitelkeit und sozialer Rhythmik.

Der Gesellschaftstanz ist die verdichtete Form der Gesellschaftskunst, seine Figuren und Schritte sind die Bewegungsrhythmen der wachsenden Verkehrsformen, auf Stil und Einheit gebracht. Die Renaissance sieht den Verkehr als organisiertes Königtum an, und ihr Tanz ist eine Rangordnung vortanzender und nachtanzender Paare. Die Gruppe tanzt allein. König und Königin präsidieren dem Ball. Schichtwechseltänze, in denen der bleibende Herr eine neue Dame, die bleibende Dame einen neuen Herrn wählt, sind die Ketten, in denen die Mitglieder des Balles in subordinierter Folge sich aneinander schließen. Noch einmal verdichtet sich der französische Volksreigen zum Einzelpaartanz im Menuett. Im englischen Contre aber erwacht die neue Zeit. Demokratische Strukturen der Gesellschaft spiegeln sich wieder. Alle kommen jetzt gleichberechtigt an die Reihe, und, wie Meleaton pries, die Ersten werden die Letzten, die Letzten die Ersten. Das strenge Frankreich versucht noch einmal die destruktiven Tendenzen aufzuhalten. Der Contre wird hier zum festgelegten Cotillon mit bestimmter Paarzahl. Aber der moderne Rundtanz führt die Schlacht, die der Contre begann, zu Ende. Jeder kann mit jedem tanzen. Alle können zugleich tanzen. Die Gesetze der Höflichkeit ergeben sich von selbst. Kein Paar ist an das andere gebunden. Die Tanzkarte wird zu einer parlamentarischen Rednerliste. Die Geschäftsordnung gestattet jedem das Wort. Sieger ist der Liebenswürdigste und Geschickteste. Er wird Vortänzer, nicht mehr der Edelste von Geblüt.



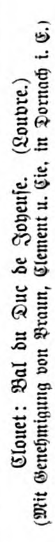
Karl Bantzer: Beim Tanz. Dorftanz in Nationaltracht.

Dies ist die rohe Linie der Stilgeschichte des Gesellschaftstanzes, die natürlich nicht gerade läuft. Oft geht sie seitwärts, oft spaltet sie sich, oft wendet sie sich auch ein

Stück zurück. Aber diese Richtung hält sie im ganzen ein, weil sie nichts gegen die Verkehrsformen der Gesellschaft unternehmen kann, sondern immer die Seele dieses Verkehrs sucht und ihr künstlerische Form gibt. Auch ohne daß starke Persönlichkeiten eingreifen, ist sie sensitiv genug, allen gesellschaftlichen Regungen spürend nachzugehen, sich von ihnen anregen zu lassen, ihren Keimen einen Boden zu geben, ihre Ideale bis zur letzten Reife zu pflegen, ja sogar — Ventile zu öffnen.

Die Dokumente der Tanzgeschichte sind Lehrbücher, Historien und Bilder. Die Lehrbücher sind das ergiebigste. Vom fünfzehnten Jahrhundert an geben sie eine Projektion der herrschenden Tänze und der Bewegungen in den Köpfen der Tanzmeister. Die Tanzmeister, die diese Bücher schreiben, sind in den seltensten Fällen auf der Bildungsstufe, die ihr schönes Material fordern könnte. Einige, wie Rameau im achtzehnten oder Cellarius im neunzehnten Jahrhundert, haben etwas esprit de Paris in sich aufgenommen und tragen ihrem Gegenstand einige Empfindung zu, kennen auch die allgemeinen Formen eleganter Sprache. Die meisten sind bessere Handwerker ihres Faches, sie zeichnen bestehende Bräuche auf, geben etwas Erfahrung aus ihren Unterrichtsstunden hinzu, im schlimmsten Falle schielen sie nach der ästhetischen oder gar ethischen Seite hin. Das wissenschaftliche Gefühl des Ausbaus eines Berufes ist ihnen fremd, sie sind oft neidisch und furchtsam vor der Konkurrenz, und wenn sie andere citieren, geschieht es in der Regel aus Bequemlichkeit oder Rechthaberei. Diejenigen, die kräftigere Erfinder oder wenigstens Empfinder waren, wie Beauchamps oder Marcel, haben gar nicht geschrieben. Eine ganz vereinzelte Erscheinung ist der alte Abbé Arbeau, der ein merkwürdiges und nicht unpersönliches Buch über den Tanz im sechzehnten Jahrhundert niederschrieb, aber nicht selbst herausgab. An Geist und Gefühl übertrifft alle Noverre, der berühmte Verfasser der Briefe über den Tanz zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts — aber gerade dieser gab kein Lehrbuch, sondern nur Essays im Plauderstil seiner Epoche. Und ähnlich trifft man elegante Äußerungen über den Tanz und seine Schwesterkünste in mehreren ästhetischen Briefen dieser Zeit, in Memoiren, in Privatkorrespondenzen, alles angenehme Spielereien wandernder Geister, die sich von der Methode fern halten und darum dem Historiker weniger Stoff zuführen.

Die alten italienischen Tanzbücher haben noch höfischen Charakter, besonders Caroso und Negri neigen zur bibliophilen Kunst und vornehmen Ausstattung. Die französischen Lehrbücher des achtzehnten Jahrhunderts tragen durchweg akademischen Charakter, die Grammatik ist ihr Ideal: Feuillet und Rameau arbeiten zugleich an der Vollendung der Tanzschreibkunst, der Choreographie, die trotz aller Versuche und Umbildungen eine Kuriosität geblieben ist. Die Bücher des Contretanzes nehmen gern die Form von Cyklen, laufenden Wochenschriften im englischen Charakter an. In dieser Art erscheinen in England und Frankreich und Italien zahlreiche Sammlungen, von denen die französischen durch Noblesse des Stiches hervorragen. Deutschland steht unter dem Einfluß von Paris, nur betreibt es diese Angelegenheit noch akademischer und noch grammatischer. 1717 erschien in Leipzig das dickste Buch, das je über Tanz geschrieben wurde, Tauberts rechtschaffener Tanzmeister mit schweren 1100 Seiten. So ausführlich, wie es in der Methode ist, so schwatzhaft ist es in den „Abwürtzungen", mit denen als mit allerlei merkwürdigen Passagen, lustigen Historien, vortrefflichen Sentenzen, Exempeln, Gleichnissen es auf deutsch, lateinisch und französisch durchsetzt ist. Viel Ballast lag den Tanzschriftstellern im Kopfe, länger als bei den Gebildeten ihrer Zeit sonst zu beobachten ist. Sie quälen sich nicht nur mit der Bibel, sondern auch mit der Antike. Unter hundert Büchern füllen siebzig ihre Seiten mit den bis zur Erschöpfung wiederholten Vergleichen moderner und antiker Tänze, mit einem Sammelsurium humanistischer Erinnerungen aus Lucian und Athenäus, das ihre Bildung beweisen sollte, aber eben das Gegenteil verrät. Selten sind das eigene Gedanken, der eine nimmt sie vom anderen, wie sie sich auch sonst munter abschreiben, um in den besten Fällen ihre Quelle totzuschweigen. Man hat oft die Empfindung, sie sieben zu müssen, um sie



Clouet: Bal du Duc de Joyeuse. (Louvre.)
(Mit Genehmigung von Braun, Clement u. Cie, in Dornach i. E.)

zu reinigen; aber sie bleiben unentbehrlich, denn sie allein nennen die Tänze, die wirklich getanzt wurden, und verschweigen die, die man nicht lernte.

Die Tanzlehren treten in der Zeit, da der Tanz an Kulturkraft gewinnt, verhältnismäßig spärlich auf. Sie nehmen im neunzehnten Jahrhundert, da der Tanz seine

Bedeutung allmählich verliert, bis zur Unübersehbarkeit zu. Das Motiv der Eitelkeit, des Mitsprechens hat eine große Anzahl von ihnen allein in die Welt gesetzt. Es gibt so elende Machwerke dabei, wie sie die Literatur oder Malerei niemals kannte. Auch die besseren leiden an Widersprüchen und Verwechselungen. Meist beginnen sie mit der Klage, daß die alte schöne Tanzkunst abstirbt, und tragen dann das ihrige dazu bei, die Verwirrung noch zu vergrößern. Ein herrschender Kopf, der das ganze Feld übersieht, einzelnes abschätzt, Zukünftiges fördert, Mißverständnisse beseitigt, Konventionen auflöst, ist unter ihnen überhaupt nicht zu finden. Schon früher klagten feinere Geister, wie Vieth in seiner Encyklopädie der Leibesübungen von 1794, über die schlechte Wirtschaft in diesen Tanzbüchern. Wer sie mit Historikerinteresse liest, kommt fast nie von einem gewissen Mißtrauen los. Ihm sind die Bücher bestenfalls Neigungen eines einzelnen Lehrers, Dokumente eines fliegenden Jargons. Über ihnen schwebt die unfaßbare wahre Geschichte der Schritte und Bewegungen, die sich unmerklich wandelt, alte Worte auf neue Dinge anwendet, von einem Praktiker leise modifiziert wird, auf dem Wege vom Lehrer zum Schüler, von Paris nach Odessa neuen Ansprüchen neue Werte schafft. Keiner der Schriftsteller ahnt, daß er in dieser schwebenden Mythologie der Begriffsbildungen lebt und befangen ist; jeder glaubt, daß seine Lehre nicht nur die richtige ist, sondern seit uralten Zeiten unverändert bestand; es herrscht der naivste Glaube an das Absolute des Tanzes. Der Historiker sucht hinter die Lehren und Exercitien zu sehen, Bücher sind für ihn nur Proben — Proben, wie er sie auf den herrschenden Jargon an irgend einer Tänzerin vornehmen könnte, das Geschriebene und Gelehrte wird für ihn durchsichtig, und er blättert in diesen Schriftstücken wie in ausgefüllten Fragebogen, streicht das Biblische und Antikische und sonstige Gebildete durch und versucht aus den Grammatiken die Sprache wieder herzustellen, sie in der Phantasie lebendig, leibhaftig, sinnlich und mit allen Reizen der Gegenwart auferstehen zu lassen, und vergleicht diese Zeit mit jener, die alte mit der neuen, England mit Spanien, Frankreich mit Rußland, stellt die Abweichungen fest und fügt langsam wieder die Kette zusammen aus den Gliedern, die da einzeln so herumliegen.


Scheufelin: Aus den „Hochzeitstänzen".

Wenig helfen hierbei die bisherigen Geschichtschreiber des Tanzes. Sie halten sich fast alle in jener ethnologischen Form, die Griechisches, Hebräisches, Japanisches und Französisches als abwechselnde Bilder aneinander reiht. So wird das meiste von dem, was sie beschreiben, eine kulturhistorische Sehenswürdigkeit ohne Kulturempfindung. Wohl spielt mitunter, wie associationsweise, ein griechischer Tanz in unser Gefühl hinein, oder wir träumen von der Salome und wir schlürfen die Kunst der Sada Yacco, aber das liegt alles in der Peripherie. Unser lebendiges Empfinden geht nicht weiter als bis zu den Renaissanceschriften über den Tanz zurück, von denen sich bis heute eine Kette schlingt, die die Kultureinheit und den künstlerischen Zusammenhang wahrt. Die Historiker des Tanzes haben infolge ihrer ethnologischen Veranlagung für diesen Zusammenhang wenig Raum und wenig Sinn. Die älteren, wie Bonnet, Menetrier, Cahusac, geben im Anschluß an ihre antiken Illusionen fast nur Ballettgeschichte. Die neueren aber stehen schon so außerhalb der großen Überlieferung, daß sie immer nur stückweise den Gang der Dinge überschauen. Voß schrieb eine Geschichte des Tanzes, die


Scheufelin: Aus den „Hochzeitstänzen".

noch gänzlich ethnologisch zusammengestellt war. Ein wahlloses Verzeichnis aller Tänze ist beigefügt. Czerwinski in seinem „Brevier“ machte es etwas besser, er hat die Italiener und Franzosen studiert, aber die mangelnde Schulung in stilgeschichtlichen und künstlerischen Dingen drückte auf seine Augen. Böhme in der Geschichte des Tanzes in Deutschland gab eine Kompilation fleißig gesammelter Dorftänze und Hoftänze mit ihrer Musik und viele wertvolle kulturhistorische Citate, ein echtes deutsches Gelehrtenwerk, das selbst der persönlichen Kultur ermangelt; aber es läßt wiederum die Tanztechnik beiseite. Einige neuere Monographien hielten sich auf der Oberfläche, öfters rutschten sie aus. Ein prachtvolles französisches Werk von dem Maler Gaston Vuillier, La Danse, das auch englisch mit Veränderungen herauskam, zeigte wohl angeborene Kultur, schöne Bilder, fließenden Text, die Frucht vielfacher Lektüre, aber keinerlei Urteil oder Kritik, oder nur Kenntnis des technischen Stoffes. Lexika litten an ähnlichen Differenzen — der Tanzlehrer hat nicht die historische Bildung, der Historiker kennt nicht die Tanzkunst, der Musiker nicht die Malerei, der Maler nicht die Musik. Im achtzehnten Jahrhundert erschien ein Lexikon des Tanzes von Compan, das früher viel geschätzt wurde, obwohl es in elender Weise aus Autoren (besonders Rameau) zusammengestoppelt ist, die der Kompilator nicht einmal nennt, und für die Zeit selbst eine so vollkommene Unkenntnis verrät, daß unter dem Wort Allemande nicht einmal die Tanzform mit den Armverschränkungen genannt wird, die gerade damals ganz Paris entzückte. Im neunzehnten Jahrhundert gab Desrat in Paris ein Tanzlexikon heraus, das mit größter Vorsicht zu benutzen ist, oft flüchtig, unrichtig, lückenhaft und nicht ohne industrielle Selbstbespiegelung. Eine Bibliographie des Tanzes ist ihm beigefügt, die einzige größere, die es gibt, und man kann sie für gewisse ältere Pariser Werke nachschlagen. Im übrigen giebt sie ein treffendes Spiegelbild der Unbildung und Verwirrung, die in den Büchern selbst herrscht.



Scheufelin: Aus den „Hochzeitstänzen“.

Die vollständige Bibliographie des Tanzes wäre auch ich nicht im stande zu liefern. Zu wenig Philologe, um mich andauernd mit dem leeren Sammeln von Titeln beschäftigen zu können, versichere ich aus einer längeren Erfahrung heraus, daß gerade in diesem Gebiete nur einige wenige Schriften für die Kenntnis der alten Schule von Bedeutung sind und daß das Gros der Bücher nichts als Echo, Machwerk, Stümperei darstellt, oft nicht einmal als Echo von tieferem Interesse. Je weiter in unsere Zeit hinein, desto gleichgültiger wird die große Masse der Schriften, deren wesentlicher Inhalt in den paar ernsteren, von stärkeren Persönlichkeiten verfaßten Lehren genügend dokumentiert vorliegt. Die Aufzählung sämtlicher Tanzlehren von Cornezano bis Freising wäre ein wüstes Chaos von Überschriften, welche dem Sammler langweilig, dem Forscher nutzlos sind. Ich werde aus dieser gewaltigen Literatur hervorheben, was fruchtbar war, in seiner Zeit und für uns. Es handelt sich auch hier nicht um eine kritiklose Registrierung kleiner und kleinster Meister, sondern um Kunstgeschichte. Ich habe vielerlei gelesen und verglichen, und zufällig durch irgend ein persönliches plastisch-musikalisches Interesse habe ich mehr zusammengebracht, als ein anderer bisher das Glück hatte. Öffentliche Bibliotheken liefern nicht alles, ich habe privatim weiter gesucht und besonders den Vorzug genossen, des alten Universitätstanzlehrers Freising Schätze durchmustern zu dürfen, der für das achtzehnte Jahrhundert mit viel Erfolg sammelte. Einiges ist von ihm aus schon weiter gewandert, wichtige und seltene Bücher gab er in die Berliner „Akademie der Tanzkunst“, die einen gänzlich unzureichenden Katalog ihrer Bibliothek gedruckt hat. Schließlich fühlte ich, wie sich der Kreis der Lektüre schloß. Ich hatte aus einer fast verschollenen Kunst Originale ge-

sehen und gelesen, ich genoß alte Feste wieder und die Reinheit ihrer Bewegungsrhythmik, ich konnte mir meine eigene Tanzgeschichte schreiben, in der der Duft der alten Zeiten nicht so ganz verloren ging: ein ungestörtes authentisches Material. So habe ich die Empfindung, daß im folgenden einiges erarbeitet und überdacht ist, das man in den bisherigen Historien nicht lesen konnte, und daß es nicht bloß an sich verdiente, aufgeschrieben zu werden, sondern gerade die Lücken einigermaßen füllen wird, die die einseitige Behandlung des Tanzes in früheren Schriften aufweisen mußte.

Für die erste oberflächliche Einteilung der Tanzliteratur sind die Bilder, Stiche, Zeichnungen gut zu befragen. Man findet instruktive Zeichnungen, die Stellungen und Bewegungen wiedergeben, aber diese sind meistens künstlerisch nicht viel wert und den Lehrbüchern nur illustrativ beigefügt. Man findet aber auch allerlei selbständige Tanzbilder, und diese sind wieder so allgemein, daß man auf die Form der Schrittfolgen oder der Figuren aus ihnen selten schließen kann. Doch sie geben die Anschauung der Zeit, das Wesentliche des Gefühls, das Charakteristische des allgemeinen Interesses. Reigen und Promenaden eröffnen die Folge, die Runkelsteiner Fresken, altfranzösische Miniaturen zeigen diesen Typus, nicht anders zeichnet Meckenem die tanzenden Paare vor der Herodias, Promenaden und Reigen werden zum Boccaccio gemalt und markieren den Tanz in alten Festbüchern. Ein neuer Typus erscheint vom siebzehnten Jahrhundert ab. Das einzelne Paar, besonders feierlich hervorgehoben, tanzt im Zirkel der großen Gesellschaft, so malt Clouet den Ball des Duc de Joyeuse, so geben die Kalender unter Louis XIV. das Menuett, so fixieren zahlreiche Festgravüren den wichtigsten Moment des Balles. Die Bewegung als solche wird kultiviert. Die Watteauschule tritt mit einer reichen Zahl von Tanzbildern hervor, die aus dem Menuett die einzelne schöne Stellung herausnehmen und in eine lose Gesellschaft als Mittelpunkt einsetzen. Die Allemandenstellungen mit verschränkten Armen geben neue Anregungen. Sie werden einzeln gestochen und werden von St. Aubin in seinen berühmten Bals in mehreren Touren vereinigt. Zahllose Tanzstundenbilder zeigen das Interesse für die Stimmung im Unterricht, für den Maitre und den Eleven, den Spieler, die begleitende Mutter. Der Contre ruft zuerst die Karikaturen wach. Man beginnt bequem und ungenau zu tanzen, man verbürgerlicht und verspießert in der Bewegung, und die Stifte des Gillray, Cruikshank, Debucourt, Newton, Kingsburg beeilen sich, diese Grotesken festzuhalten. Der alte deutsche Tanz, teilweise ein Rundtanz, hatte einst Aldegrever und Scheufelin begeistert, einzelne drehende oder schreitende Paare zu zeichnen. Jetzt bringt die Polka und der Walzer eine kleine Literatur von tanzenden Einzelpaaren, ohne Gesellschaft. Gavarni interessiert sich für die Bewegung jedes modernen Einzelpaares. Selbst die Mazurkatouren finden ihre Lithographen. Das Auge ist zugleich feinfühliger geworden für die Impression bewegter Körper, für die Kultur der verschwimmenden Linien des Balles. Selbst in der Plastik der Claudel wird das tanzende Paar eine eilende Woge, ein Augenblick bewegter Sinnlichkeit. Und das impressionistische Bild des Balles gibt das glitzernde Meer dieser Wogen, Einzelpaare, die sich im Duft und Schaum der Farben und Reflexe auflösen.



Aldegrever: Tanzendes Paar.

Der Gesellschaftstanz hat drei große Phasen durchlebt, wie sie sich ganz klar in der Folge der Bilder absetzen. Eine Zeit der feierlichen Aufzüge. Eine Zeit der persönlichsten Bewegungskultur. Und eine Zeit des allgemeinen Paartanzes. Ich brauche nicht zu erklären, wie diese Phasen sich notwendig ergänzen und die mittlere Vergangenheit und Zukunft in sich schließt. Historisch

gesprochen heißt die erste Phase: Renaissance; die zweite: die grands siècles; die dritte: die Rundtanzperiode, der Walzer mit der Mazurka-Enklave und dem Polkaintermezzo. Nach Nationalitäten unterschieden ist die erste Periode, die bis nach 1600 reicht, italienisch — die zweite bis 1800 französisch-englisch — die dritte, in der wir leben, deutsch-slavisch. Die Absätze sind ziemlich scharf und durch ganz Europa gleichmäßig. Die lokalen Verschiedenheiten spielen kaum eine Rolle im Gange der Lieblingstänze, die wie alle höhere Festkultur in der besseren Gesellschaft sämtlicher Erdteile die Einheitlichkeit elementarer Stile zeigen. Paris führt seit langer Zeit das Scepter, Paris winkt, prüft, gestaltet und befiehlt.


Aldegrever: Tanzendes Paar.

* * *

Ich will aus der ersten Periode des Gesellschaftstanzes, der italienischen Renaissance, nur die Hauptzüge zeichnen, um schnell zu der französischen Kunst unter Louis XIV. und XV. zu gelangen, die die eigentliche moderne Geschichte des Gesellschaftstanzes beginnt. Die Renaissance hat noch ein lokaleres Gepräge. Aus den alten Reigen und Singronden bildet sie eine Stufenfolge von Tänzen aus, die man bald in eine Suitenform, eine Reihe von langsameren zu schnelleren Tempi bringt. Die Tieftänze, basse danze, stellen den langsameren Typus dar, einen feierlichen promenadenmäßigen Aufzugstanz, die Hochtänze, alte danze, schließen daran den schnelleren, aber ebenfalls parallel getanzten Nachtanz. Der bekannteste Tieftanz ist die Pavane im Zweischlag, die in einer rhythmischen Folge von „einfachen“, das ist Anschlußschritten, und „doppelten“, das ist drei gewöhnlichen Schritten mit Anschluß, vom Paar des Herrn und der Dame getanzt wird. Der bekannteste Hochtanz ist die Gagliarde im Dreischlag, die ebenso von einem Paar gesprungen wird, mit vier abwechselnden Beinhebungen auf 1, 2, 3, 4, einem größeren Sprung auf 5 und der Stellung mit vorgesetztem, korrespondierendem Fuß auf 6. Varianten des Bassetanzes, schon nicht mehr bloß Aufzug, sondern bewegterer Gesellschaftstanz, leiten die Promenaden mit feierlichen, auf die Takte genau verteilten Reverenzen ein, den sich Kontinenzen anschließen, balancéartige Biegungen und Wiegungen des Körpers, in denen das Sichbrüsten, das pavoneggiando, das die Italiener als erste aller Bewegungen hochschätzen, zum schönen Ausdruck gelangt. Andere Balancébewegungen, Ripresen genannt, unterbrechen die Schrittfolge an rhythmisch hervorgehobenen Stellen. Auch die Gagliarde wird ähnlich ausgebaut. Sie hat ihre eigenen Reverenzen, sie teilt und kreuzt und verknüpft die Hupfschritte bis zu den künstlichsten Bewegungen, die mit Vorliebe gegen den Takt auf den Rhythmus eingeteilt werden, so daß erst nach einer längeren Folge von Tripeltakten die Kadenz eintritt, das Zusammenfallen des Bewegungsschlusses mit dem Musikschluß. Eine besondere Fortbildung der Gagliarde war die Volte, die nach provençalischem Vorbild rund im Drehen getanzt wurde, also wie unsere modernen Rundtänze, nur roher in der Beinbewegung (es ist ein heftiger Springtanz) und roher — in der Umfassung. Sie verbreitete sich bis nach Deutschland. Sehr ungalant sind die Franzosen gegen ihre Zeit, wenn sie aus falschem Patriotismus unseren nuancierten schleifenden Walzer aus dieser gemeinen degenerierten Gagliarde ableiten wollen.


Aldegrever: Tanzendes Paar sich küssend.

Virtuosen, Tanzmeister, Amateure bilden auf dieser Grundlage ein Album verzierter Tief- und Hochtänze aus, die sich mit allen nur denkbaren Schrittvariationen, besonders den Balancé- und Chassétypen, schmückten (Beug- und Gleichschritte sind hier noch unausgebildet) und nach Ländern, nach Ritterspielen, nach einem pantomimischen Stoff, nach edlen Geschlechtern mit den verschiedensten Namen tituliert werden. Herren und Damen, einzeln und zusammen, tanzen ihre Variationen, ihre „Mutanzen". Tempi, vom langsamen zu den schnellen der Gagliarde, des Saltarello, des Canario, der Cascarde, des Tordiglione werden als Suite in der „Sonata" aneinander gereiht. Statt eines Paares werden zwei und drei genommen, oder man mischt die Prozente der beiden Geschlechter in ungleichen Teilen. Wechselpaartänze werden konstruiert, in denen der bleibende Herr eine neue Dame, die bleibende Dame einen neuen Herrn engagiert, und gerade diese erlangen eine besondere Popularität, da man sich in ihnen alter Volksmotive erinnert und dabei die Gesellschaft allseitig beschäftigt. Schließlich nimmt man sogar allgemeine Tänze, richtige Contres auf.

Die Theoretiker arbeiten indessen an der Registrierung der tausendfältigen Bewegungen. So sehr man den Sinn für adelige Haltung und sinnliche Wirkung ausgebildet hat, so wenig ist man noch zu einem klaren System gelangt. Die Quattrocentisten Cornezano und Ebreo geben undeutliche Umrisse. Die Cinquecentisten Caroso und Negri, Repräsentanten der Mailänder Schule, bauen an einem Gerüste von Reverenzen, Kontinenzen, Ripresen, Puntaten, Fioretti, das sie nicht übersehen und mit jeder Auflage ändern. Sprünge und Drehungen sind bis zur äußersten Künstlichkeit in Rubriken gebracht. Eine barocke und doch primitive Architektur der Bewegungsrhythmik spricht aus den weitschweifigen Beschreibungen, die diese Tanzbücher füllen. Als Hauptzüge heben sich heraus die seguiti, pavanenartige Schrittfolgen, und die cinque passi, die gagliardenartige Schrittfolge. In die cinque passi, die vier Schritte der Gagliarde mit ihrem Kadenzsprung, wird als Verzierung allmählich die ganze komplizierte Bewegungslehre eingefügt. Schrittfolge — dies ist das wichtigste Interesse. Nicht die Bewegung als solche, sondern ihre Verbindung, ihr rhythmischer Bau, ihre Metrik im ganzen wohldisponierten Tanz.

In dem gleichzeitigen französischen Werk, in Vater Arbeaus Orchesographie, weht bürgerlicher Geist: provinziell, einfach, ländlich scheint seine Anschauung. Die Grundlage ist für Italien und Frankreich dieselbe, aber die Volksreigen haben hier schon wieder stärkeren Einfluß gewonnen. Die Bassetänze sterben ab, die Gagliarden sind verdorben, die Reigen, die Branles beherrschen die Mode. Arbeaus Buch liegt in der Mitte zwischen der alten italienischen und der neuen französischen Kultur. Es illustriert die Feste der Katharina von Medici, die die Promenadentänze aus Italien herüberbrachte und die Bauerntänze aus Frankreich hinzustilisierte. Die höfische Amateurkultur, die alle Tänze von Ebreo bis Negri charakterisiert, weicht neuen Gebilden. Wir nahen uns der großen französischen Epoche.

* * *

Die Lehrbücher des Gesellschaftstanzes machen im siebzehnten Jahrhundert eine Pause. Es ist die größte Pause, die sich in ihrer Folge beobachten läßt, und sie fällt gerade in die Zeit, da die wesentlichen Theorien und Praktiken des neueren Gesellschaftstanzes im mondänen Verkehr geschaffen werden. Die alten italienischen Tänze, die Pavanen, die Gagliarden, die vornehmen Amateurtänze Alta Regina, Alta Gonzaga, alle Bassetänze und ihre Gegenspiele aus der Volksüberlieferung, die Moresken und Kanarien waren vergessen. Sie lagen eingesargt in den Lehrbüchern des Caroso und Negri, die niemand mehr aufschlug und niemand mehr verstanden hätte. Jenes amüsante Lehrbuch des Mönches Arbeau, das 1588 in der französischen Provinz erschienen war, lebte noch wie in ferner Ahnenhoheit, aber man besaß nicht viel Exemplare davon, man las es niemals. Die Renaissance, die in intensiver Arbeit, aber ohne rechtes System Tänze und Tanzlehren bearbeitet hatte, blieb in der dunklen Vergangenheit. Gewisse Schrittfolgen, gewisse Grundanschauungen

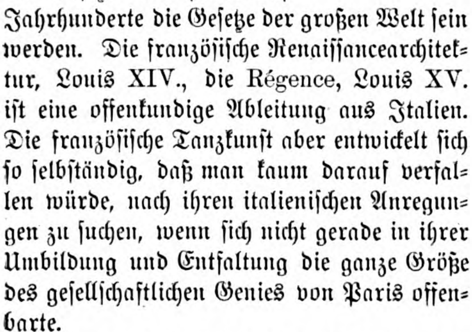
wanderten ihren unmerklichen theoretischen Weg von einem Lehrer zum anderen, wurden unmerklich mit den neuen Tänzen verschmolzen, eine neue Praxis ging von Frankreich aus und fand hier schließlich ein System, das sich fähig zeigte, auch über lokale Interessen zu einer Weltangelegenheit sich zu entwickeln, eine Weltsprache schöner Bewegungen zu werden. Dieses ganze Absterben der italienischen Tradition, die Neubildung der Gesellschaftstänze, die ersten mündlichen und theoretischen Systematisierungen füllen das siebzehnte Jahrhundert. Seit Arbeaus mythischem Werk war in Frankreich nichts über Tanz gedruckt worden. In den achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts erschien Meneetriers Schriftchen über das Ballett, aber dieses hatte auf die großen Veränderungen des Salons keine Rücksicht zu nehmen. Erst 1700 in Feuillets berühmtem Tanzbuch fließt uns die neue Quelle für die französische Kunst des Gesellschaftstanzes, dessen Theorie hier fertig durchgebildet daliegt. Der Tanz war reif geworden, wie er zu allen Zeiten, bei der Gagliarde nicht anders als beim Walzer, eine gewisse Zeit vegetierender Praxis brauchte, um diese Reife schriftstellerischer Formierung zu erhalten. Im Augenblick, da die Mode unter seinen wechselnden Gestalten sicher gewählt, die Übergangszeit überwunden, die Skala des höchsten und niedrigsten Gesellschaftstanzes aufgestellt ist, Individuelles und Soziales sich reinlich abgesetzt hat, greift der Lehrer zur Feder, wahrt die Überlieferung, systematisiert die Bewegungen und Schritte und beeilt sich, das Schwebende, Flüssige, Momentane choreographisch festzuhalten. Die bildnerische Tätigkeit des Tanzkünstlers genießt nicht den Vorzug des Plastikers, im Werke selbst uns noch nach Jahrhunderten zu erfreuen. Sie fließt mit den Lehrstunden, Soiréen, Bällen in den Strom der Zeit aus. Erst wo die Furcht um ihre sorgsame Erhaltung ihre Meister zwingt, zu schreiben und zu drucken, ist uns die Möglichkeit gegeben, das schwebende Bild ihrer beweglichen Kunst empfindend wiederherzustellen.



Luca della Robbia: Relief tanzender Engel.

Eine unendlich reiche und verfeinernde Arbeit liegt in den Neubildungen des Tanzes, die das siebzehnte Jahrhundert erlebte, ohne sie uns aufzunotieren. Eine unerhörte Entwickelung des Proportionssinnes, eine stetig vorwärts getriebene Energie in der Ausgleichung der Gesellschaftsbedürfnisse, ein

systematisch immer schärferes Präcisieren der beweglichen Plastik, der Hauptformen dieser festlichen Selbstschauspielkunst, der individuellen Möglichkeiten, höchster adeliger Exklusivität, buntesten Volkskarnevals, Ceremonialisierung der lieblichen Provinz und Entlastung der steifen Höflichkeit, alles dies war eine stille und selbstzufriedene, im Augenblick der Feierstunde ganz aufgehende Arbeit, die die französische Gesellschaft vollführte. Sie fühlt ihre europäischen Kräfte wachsen, sie ahnt, daß Italiens Erbschaft erst von ihr zu einer verpflichtenden Kultur erhoben werden soll, daß die Gesetze von Paris auf Jahrhunderte die Gesetze der großen Welt sein werden. Die französische Renaissancearchitektur, Louis XIV., die Régence, Louis XV. ist eine offenkundige Ableitung aus Italien. Die französische Tanzkunst aber entwickelt sich so selbständig, daß man kaum darauf verfallen würde, nach ihren italienischen Anregungen zu suchen, wenn sich nicht gerade in ihrer Umbildung und Entfaltung die ganze Größe des gesellschaftlichen Genies von Paris offenbarte.





Tänzergruppe, italienisch, 16. Jahrhundert. Aus Carosos Lehrbuch.

Nach der Hegemonie der Pavanen und Gagliarden, Tief- und Hochtänze, des Einzelpaartanzes war schon im sechzehnten Jahrhundert der Reigen, der allgemeine Tanz, der Wechsel- und Folgetanz wieder populärer geworden, wie er es einst gewesen war, ehe der Stil der Höfe dem sich präsentierenden schön tanzenden Paar den Vorzug gegeben hatte. Im Büchlein des Arbeau sinken die Bassetänze in Vergessenheit, und die Gagliarden sind korrumpiert, neues Leben steigt in den Branles auf, den Volksreigen, die aus allen Provinzen geholt, umgebildet, verziert und in eine sich verschuellernde Suitenfolge gebracht werden. Keine Vorstellung haben wir, wie sich dieser Prozeß im siebzehnten Jahrhundert im einzelnen fortsetzte. Ein internationaler Strom brachte neben italienischen Promenadentänzen spanische Sarabanden, die Chaconnen, die Passacaillen mit ihren schweren, feierlichen Schritten, Gavotten und Rigaudons, Gigen und Folien, Bourrées, Passepieds und Menuetts in die Gesellschaft, diese ganze Serie von Tänzen, wie wir sie immer wieder in den Festbüchern der Epoche citiert finden, aber das meiste davon stahl sich langsam in das Gebiet der reinen Musik hinüber, wo es selbständiger seine vielfach nuancierten Formen pflegen konnte, anderes hinterließ wie Bourrée und Rigaudon und Sissonne, nur einige Schrittnamen, denen man später als fossilen Überresten begegnet, mancherlei wie Sarabande und Gige erhielt sich als Etikett für die figurierten Solotänze, die das achtzehnte Jahrhundert parallel mit der Bühne in der feinen Gesellschaft kultivierte, die Gewohnheit destillierte aus der Fülle der zugebrachten Anregungen einige wenige Formen, die sich scharf voneinander absetzten und den hauptsächlichen Bedarf deckten. An ihnen wird gearbeitet, sie werden höfisch stilisiert, Überlieferungen italienischer oder spanischer Schrittfolgen werden in einfachster Verständlichkeit auf sie angewendet, und der neue Paartanz des grand siècle ist aus dem Reigen geboren. Madame de Sévigné, durch deren Briefe merklich die Tanzlust der Zeit zieht, schreibt einmal: „Mein größter Kummer ist der, daß Du nicht sehen kannst, wie man die Bourrées hierzulande tanzt. Es ist wirklich überraschend. Bauern, Bäuerinnen mit richtigerem Gehör als Du und mit einer Leichtigkeit, einer Geschicklichkeit — kurz, ich bin entzückt davon.“ Madame ist so entzückt, daß sie jeden Abend



Tänzergruppe, italienisch, 16. Jahrhundert. Aus Negris Lehrbuch.



Reigen der Grazien aus Botticellis „Frühling".
(Mit Genehmigung von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

 Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

eine Violine und ein Tamburin bestellt (die Violine ist also an die Stelle der älteren Schalmei gerückt) für vier Sous und sich vortanzen läßt. Dies ist die Stimmung, aus der die großen Tänze der Louis XIV.-Epoche entstanden sind. Bauernbranles, mit höfischen Augen angesehen.

Die Bourrée selbst können wir als Tanz nicht mehr rekonstruieren. Sie lebt in unserer Musik als fröhlicher Vierviertel, sie erscheint im achtzehnten Jahrhundert als amateurhaft figurierter Solotanz, sie hinterließ den Schrittnamen für die Folge von einem Beugschritt und zwei gewöhnlichen Pas, aber ist als Tanzform so schnell dahingegangen, daß sie in den Lehrbüchern nach 1700 nur noch wie eine alte Schublade funktioniert, in der nichts mehr zu finden ist. Den bretonischen Passepieds, den poitouschen Menuetts erging es besser. Sie eroberten sich Jahrzehnte, ja Jahrhunderte. Und doch ist ihr Schritt im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr nuanciert, Passepied wird einfach im schnellen Menuettschritt getanzt. Das Menuett, die höfische Umbildung des Tripeltaktes im Reigen von Poitou, bleibt Sieger.



Tänzergruppe, italienisch, 16. Jahrhundert. Aus Negris Lehrbuch.

Vor dem Menuett, teilweise gleichzeitig mit ihm, blüht die Courante. Die Courante beherrschte etwa die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, das Menuett beginnt in der zweiten. Die Courante und das Menuett sind Einzelpaartänze, jene ist die letzte Erinnerung an die Epoche der Bassedance, diese die neue Blüte des stilisierten Branle. Die Courante, nicht die Mischbildung, die Negri oder Arbeau einst darunter verstand, sondern der feierliche Paartanz, mit gravitätischen und geschleiften Schritten, den das siebzehnte Jahrhundert liebte, ist so lange lebensfähig, daß sie nicht bloß wie die Bourrée einen bestimmten Pas als Erinnerung an ihre Popularität vermacht, sondern zunächst noch als ganz präcise formulierter Tanz in den ersten Lehrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts beschrieben wird. Das Menuett läßt sie aber bald im Rücken. Seine Theorie beherrscht das ganze Säkulum, und von der Courante bleibt zuletzt, wie von allen einst beliebten Tänzen, doch nur das Etikett einer Schrittfolge übrig, die zu den Übungen des Conservatoire gehört.

Ich spreche hier nur vom Allgemeinen. Ich wies nur auf die Neubildung des Einzelpaartanzes hin, den die Epoche des großen Ludwig, seine ceremonielle Stimmung aus Überlieferungen, aus Volksanregungen stilisierte. Und ich muß ebenso schon jetzt auf die zweite Reaktion des Volksreigens hinweisen, die im Countrydance um 1700 bereits eintritt. Wie Italien von Paris auf die große Welt übertragen war, so wurde jetzt der „englische Tanz" durch dieselbe amalgamierende Kultur als Contre in verschiedenen Formen dem Einzelpaartanz an die Seite gestellt. Der steifen und feierlichen Aristokratie des alten Paartanzes erwächst ein demokratischer Rivale im Contre und Cotillon, ein Reigentanz aller mit allen, wie er einst schon das sechzehnte Jahrhundert in den italienischen Piantone, Chiaranza, dem Blumen- und Huttanz und den französischen rustikalen Branles amüsiert hatte. Jeder stilbildende Tanz hat seine starke Epoche und seine Nachklänge. Der Branle klingt bis ins siebzehnte Jahrhundert nach, um das Menuett abzusetzen. Das Menuett reicht bis 1800, um gleichzeitig den neuen Contre zu erleben. Der Contre klingt bis ins neunzehnte Jahrhundert nach, um den Walzer auftauchen zu sehen. Und der Walzer hat die Schwelle zum zwanzigsten Jahrhundert schon übertanzt.

So stellt sich das Bild des Gesellschaftstanzes in der großen französischen Ära: die Courante als Brücke zur Vergangenheit, das Menuett als Stilisierung des Branle zum Paartanz, der Contre als soziale Ausgleichung. Die Courante mutet noch italienisch an, das Menuett ist reinste französische Bildung, der Contre strömt mit den englischen Einflüssen ein, die das achtzehnte Jahrhun-

dert aus der alten in die neue Zeit umbilden halfen. Man braucht nicht zu sagen, daß in diesem Zusammenstoß von Renaissance und England auf dem Boden von Paris alles



Aus einem alten Münchener Feste. 16. Jahrhundert.

gegeben war, die Kunst des Gesellschaftstanzes zu einer centralen Macht zu entwickeln, die Höhenbildung hervorzurufen, die man Blütezeit einer Kultur zu nennen pflegt.

Der Gesellschaftstanz trat in das Stadium voller Bewußtheit ein. Die Ceremonie, die ihn großgezogen hatte, ernährte ihn. Sie schuf das Raisonnement des Tanzes, seine Methode und sein System, seine staatliche Anerkennung. Wie für Malerei einst, für Möbel jetzt, wurde auch für den Tanz in Paris durch feierliches Edikt des Königs Anno 1661/2 eine Akademie gegründet, deren Mitglieder über die Entwickelung dieser Kunst wie über die einer Sprache wachen sollten. Tanzakademien haben niemals positive Wirkungen ausgeübt. Der Tanz rekrutiert sich an gesellschaftlichen Vorbildern, auch an den Reigen der Bühne, heute sogar des Variété, aber er läßt sich nicht von Lehrern in Regie nehmen. Niemals hat ein einzelner Lehrer einen wichtigen neuen Tanz erfunden, der sich lebensfähig erwiesen hätte. Pécour hat sicherlich so wenig das Menuett aus dem Boden gestampft, wie wir einen Erfinder der Pavane, Courante, Gagliarde oder des Walzers und der Polka mit Namen nennen können: Die Tänze kommen und gehen wie Volkslieder, natürliche Bildungen einer Gesellschaftsgruppe, die diese bewegliche Plastik aus keinerlei Willkür, sondern aus bloßer Verfeinerung und Rhythmisierung ihrer sozialen Form sich heranbildet, auswählt, liebgewinnt und wieder fallen läßt. Die Akademie folgt dieser Lebenskunst auf den letzten Spuren. Sie registriert ihre Moden, rubriziert ihre Typen und sucht sie aus zünftigen Gründen möglichst vor Neuerungen zu bewahren. Ihre Existenz ist nur ein Beweis für das Bewußtwerden des Tanzes, das sich natürlich mit seiner Naivetät niemals vertragen hat. Die Gründung der ersten Akademie ist das erste Glockenzeichen für den nahenden Abschluß einer Epoche und den Beginn ihrer Kodifizierung. Im Falle Louis' XIV. bedeutet es die Sanktion einer Kunstgattung in so öffentlicher Form, wie es bisher nicht geschehen war.

Die Trennung vom Tanz der Bühne ist jetzt weder innerhalb der Akademie noch außerhalb mehr durchzuführen. Schon am Ende der italienischen Tanzrenaissance greifen die Virtuosenkünste professioneller Tänzer in die Einfachheit geselliger Unterhaltung hinüber. Was im Buche des Negri an Sprüngen und Pirouetten geleistet ist, konnte nur in der Theorie von einem Kavalier und seiner Dame verlangt werden. Aber immerhin, es wurde verlangt. Noch spät ins achtzehnte Jahrhundert hinein gehört ein kleiner Entrechat und eine niedliche Pirouette nicht zu Künsten, die eine wohlerzogene Tanzdame zu verschmähen braucht. Man blickte auf die Bühne als ein Ideal. Die Namen der großen Tänzer Beauchamps, Pécour, Ballon, l'Etang, Blondi, Dupré, Dumoulin, Marcel, die Guiot, die Prevost waren in aller Munde. Man sprach von ihren Spezialitäten wie von der Kunst der Claude und Lenôtre. Nationale Tänze, die in den Branles sich so gesellschaftsfähig erwiesen hatten, erschienen hier in allen Va-

riationen. Die zahlreichen Tanzrhythmen des siebzehnten Jahrhunderts lebten in wechselnden Intermezzi fort. Die Bewegungskunst war reinlicher, abgeklärter, vorbildlicher als bei den alten italienischen Festen. Die Stoffe näherten sich immer mehr dem Leben und seinen edelsten Vergnügungen. Die Kostüme verließen ihre ursprüngliche Puppenhaftigkeit, ihre Maskenschematik und Gerüstschwere und gaben dem Körper freiere Rechte. Das Ballett entwickelte sich als ein ungemein beachtetes verklärtes Spiegelbild jener stilisierten schönen und verschönten Gemeinschaft edel bewegter Menschen, die diese Epoche liebte. Und so begann ein lebhafter Wettstreit zwischen Bühne und Leben, Ballett und Gesellschaft, der das Theater zu einer Art Erziehungsinstitut des besseren Salons machte und den Salon zu einer steten Erfrischung, Renovierung, Aktualisierung des Theaters anspornte. Keine Pavane, Gagliarde, keine Alta Colonna oder Barriera ist durch die Bühne der italienischen Gesellschaft nahe gebracht worden. Aber Menuett und Contre, wie später noch Walzer und Polka, haben von der Bühne aus so zeitig, so häufig und so stark den Geschmack der Gesellschaft gebildet und angefeuert, daß es mehr als einen Historiker gegeben hat, der diese neueren Tänze unmittelbar von einer bestimmten Theater-Aufführung an datiert.

Das wichtigste war die Entdeckung der Bühnen-Tänzerin. Man hatte bis dahin keine Gelegenheit gehabt, außerhalb der Gesellschaft und des Volkes ein tanzendes Weib zu sehen. Bis zu Lullys Zeit wurde auf der Bühne nur von Männern getanzt, die freilich eine enorme Leistungsfähigkeit entwickelten und sicherlich viel Anmut; aber die Grazie der Frau war etwas Neues, sie verschob das Ideal, sie bildete die Ästhetik der schönen Bewegung um, sie brachte einen Einschlag von Sinnlichkeit, dem sich die Franzosen am wenigsten verschlossen. Es war eine Wendung wie in der griechischen Plastik, als nach Jahrhunderten nackter männlicher Ideale das Weib in den Kreis des künstlerischen Forminteresses trat. Schon in anderen Kunstsphären verweiblicht sich das ästhetische Gefühl um so lieber, als auf diesem Geschlecht die Berufslosigkeit, die Unbeschäftigtheit, der Daseinsgenuß in reinerem Glanze zu ruhen scheint. Beim Tanz mußte die Idealität der weiblichen Grazie überwältigend, hinreißend werden. So sehr sich der Kavalier der französischen Epoche in Tracht und Benehmen Mühe gab, den weiblichen Charme auch in seiner Erscheinung schmiegsam nachzubilden, er blieb doch immer wieder anbetender Schüler der Frau. Aus Frauenanmut sind die schönen Bewegungen geschaffen, die die gesellschaftliche Linie dieser Epoche zeichnen. In der Frau war der ideale Ausgleich fester und beweglicher Glieder, die ihr konträres Spiel im Gehen vollführen. In regelmäßigem Rhythmus vollenden die Beine ihre Beugungen und Streckungen, während der Oberkörper, wenn er die sinnlichste Wirkung erzielen will, ruhig und unbeirrt über der Glocke des Kleides steht und nur in einem leisen Lächeln der Lippen und Augen der inneren Heiterkeit Ausdruck gibt. Die Füße gleiten ihre leichten Schritte, die Arme strecken sich zu zarter Berührung aus, der Rumpf steht sicher und gerade — jener uralte und ewig neue Kontrast des Bewegten



Altes Münchener Tanzfest. 16. Jahrhundert.

und Unbewegten, den die Diseuse kennt, die während ihrer tänzelnden Bewegung das Publikum fascinierend starr von der Seite anblickt, den der federwallende Hut kennt, der in fester schräger Linie das lebendige Gesicht der Frau durchschneidet. Ist aber der Moment gekommen, aus dieser konträren Wirkung in die harmonische überzugehen und statt durch die Gegensätze beweglicher Glieder und fester Rümpfe durch die Einheit einer einzigen Bewegung, eines einzigen Stellungsmotives zu gefallen, so wahrt die graziöse Frau wohl die Konstanz des Körpers in jedem Anlehnen, jedem Bücken, jedem Neigen, aber sie gibt dazu ein klein wenig Bewußtheit, ein klein wenig Nachdruck, und in dem Maße dieses winzigen Überschusses liegt ihr tänzerisches Taktgefühl. Sie steht an der weißen Wandfläche in einer präraffaelitischen abwartenden Geradlinigkeit, die die Konturen ihres Kleides, das auf die Bewegung atmend zu warten scheint, gegen den Fond projiziert. Sie wiegt sich unmerklich im Gehen, neigt sich etwas länger, hält etwas langsamer an, lächelt etwas nach, schleppt ein wenig die Treppe hinab, hebt den Arm träger, unterstreicht ganz heimlich eine jede Bewegung, um sie über das Mechanische zum Bewußten, durch das Bewußte zum Ausdruck zu erheben. In dieser Bewegung geht sie nie ohne Rest auf, sie versteht etwas Letztes, Unausgesprochenes ahnen zu lassen, französische männliche Weiblichkeit, englische weibliche Männlichkeit; indem sie ganz leicht die Grenze überschreitet oder durch einen kleinen Überschuß die Phantasie reizt, fängt sie uns in einer unablässigen Neugierde auf ihren nächsten Schritt, ihren nächsten Bewegungsaccord, auf immer neue Wechselspiele von Situation und Körper, von Körper und Kostüm, von der silhouettierenden Rückseite über die ahnungsvolle Zeichnung des Profils zum offenen, aufrichtigen, unmittelbaren Enface. Die letzte und freieste rhythmische Kunst des beweglichen Körpers, im tanzenden Weibe zur vollendeten Idealität erhoben, läßt ihren Glanz von der Bühne in den Salon zurückstrahlen. Die Sterne der Sallé und Camargo leuchten über der lebensfrohen Gesellschaft von Paris. Die Frau, bisher die Tanzgespielin des Mannes, sieht ihr Geschlecht endlich auf der Höhe sinnlicher und technischer Vollkommenheit dieser Kunst, und von der Oper bis in die Soirée geht eine geheime, gleichmäßige, willig zugestandene Organisation der Schönheit des Tanzes durch den bindenden Zauber weiblicher orchestischer Tugenden.



Paartanz aus dem „Freidal“. 16. Jahrhundert.

Von dieser Zeit an gilt Frankreich unwidersprochen als der europäische Lehrmeister des Tanzes. Wie die technischen Ausdrücke der Musik und des Handels von Italien aus ihre Weltprägung erhielten, so gibt die französische Sprache bis zum heutigen Tage den Tanzbegriffen ihre allgemein eingeführten Namen. Die Methode und Nomenklatur Feuillets wird in alle wichtigen lebenden Sprachen übersetzt, seine Tanzschreibkunst erscheint deutsch, englisch, italienisch, die lokalen Unterschiede verschwinden gegen die Weltsprache der Pariser Schule. Die ganze Literatur ist von den Publikationen französischer Meister abhängig.

* * *



Tanzreigen aus dem „Freidal“. 16. Jahrhundert.

Der legendarische Beginn der französischen Tanzliteratur des grand siècle liegt in den Aufzeichnungen des geschätzten Beauchamps, von denen man bis heute gemunkelt hat, ohne sie auffinden zu können. Ob sie nun existieren oder existiert haben, ob nicht, in jedem Falle muß in seiner Lehre, in seiner Theorie der Ausgangspunkt dieser ganzen Schriftengruppe gesehen werden, die das beginnende achtzehnte Jahrhundert in Paris zeitigte. Für uns ist das erste Buch Feuillets Choregraphie ou l'art de decrire la dance par caracteres figures et signes demonstratifs, eine Grammatik der Schritte und Bewegungen mit der zugehörigen Schreibmethode, ein Werk, das in seiner grundlegenden Theorie und seinen technischen Termini sofort die weiteste Verbreitung fand und, was bisher in mündlicher Disziplin ausgebildet war, schriftlich, ja graphisch festlegte. Es ist Pécour gewidmet, also keinem fürstlichen Mäcenatenpaar mehr, wie es einst die Italiener mit ihren Lehrbüchern zu tun pflegten, sondern dem berühmten Tanzmeister, der zur Konstituierung des neuen französischen Tanzes neben Beauchamps offenbar das meiste geleistet hatte. Die Auflage von 1701 nennt sich augmentée, die erste war wohl 1700 erschienen. 1700 kam auch die erste Feuilletsche Tanzsammlung heraus, die das rein theoretische, analysierende Werk der Choregraphie praktisch ergänzte. Wie jenes die erste wirklich methodische Grammatik der Tanzkunst ist, so ist dieses Buch, das gewöhnlich in unseren Exemplaren dem vorigen angeheftet ist, die erste erhaltene Sammlung genau aufgezeichneter Tänze. In diesem Recueil des dances composés par Feuillet findet man eine Reihe figurierter Solotänze mit Noten und Tanzschrift, immer Seite für Seite die zusammengehörigen Musiktakte und Tanztakte. Ein drittes von Feuillet herausgegebenes Werk ist der ebenso 1700 erschienene Recueil der Pécourschen Tänze, von Feuillet mises sur le papier. Hier werden in derselben Weise einige Pécoursche figurierte Tänze publiziert, wie dort die von Feuillet komponierten. Spätere Auflagen variieren diese ersten Feuilletschen Bücher und fügen allerlei Kleinigkeiten hinzu. Man erkennt in der Gattung noch die Reste italienischer Überlieferung. In der Systematik wird kein gewöhnlicher Tanz beschrieben, und in den Tanzbüchern erscheinen nur figurierte Kompositionen: kein Mensch konnte von Feuillet lernen, wie ein regelrechtes Menuett oder eine Courante zu machen sei. Etwas bürgerlicher tritt er in einem vierten Werk auf, dem Recueil de contredanses, der 1706 erschien, aber schon 1699 privilegiert ist. Es ist das älteste Buch über Contres, mit Angabe der wichtigsten gebräuchlichen Schritte und Zeichnung aller Wegfiguren, durchaus praktikabel für jeden einfachen Salon.

Rameau, nicht etwa der berühmte Musikus, sondern der Tanzlehrer der Pagen der Königin von Spanien, gab seinen maitre à danser 1725 oder schon früher heraus. Schlechte kleine, von ihm selbst gefertigte Zeichnungen illustrieren die Lehre. Aber der Text ist zugleich praktischer und feinsinniger als Feuillet. Man findet neben der Beschreibung der wichtigsten Schritte die genaue Theorie der

Reverenzen, die sorgfältigste Aufzeichnung der Wege des Menuetts, eine genügende Courante und die ausführlichste Schilderung der Armbewegungen. Es fällt auf, daß Rameau in seiner historisch plaudernden Vorrede Feuillet überhaupt nicht nennt. Später schrieb er noch einen „Abregé“, ausdrücklich nur für die Tänze de la ville, die Gesellschaft, bestimmt, in dem er die Tanzschrift Feuillets fortbildet und eine etwas präcisere Systematik durchführt. Der zweite Teil des Abregé bringt wirkliche Tänze, und zwar Pécoursche, in Noten und der Rameauschen Choregraphie, von denen sich nur einige mit den von Feuillet veröffentlichten decken. Rameau verspricht am Schluß seiner Bücher gern neue Werke über Ballett oder über Tanzschrift des Theaters, aber sie sind wohl nie erschienen.

Ein Schüler Feuillets, Magny, gibt 1765 seine Choregraphie heraus. In der Vorrede wimmert er, dann schreibt er Feuillet ab. Gegen Rameau bedeutet er einen Rückschritt, da er die Fehler Feuillets noch mitmacht, was er Pietät nennt. Leeren Raum benutzt er zu einer sehr ausführlichen Analyse der Menuettreverenzen. Angehängt sind einige Solotänze und Contres, in denen die Widersprüche zu Feuillets und Rameaus Publikationen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Die Recueils finden ihre Fortsetzung auch ohne größere vorangehende Systematik. Einem früheren Büchlein von Dezais, das nicht mehr vorhanden ist, folgte der Recueil seiner Contres von 1712, eine Fortsetzung Feuilletscher Arbeit; Feuillet selbst hatte seit 1706 zweiunddreißig Contres veröffentlicht. 1762 erschienen die famosen Recueils von Delacuisse, le Repertoire des Bals, wie die meisten dieser Werke ganz gestochen, auch im Text. Diese Theorie-Pratique des Contredanses ist mit einem Gedicht der schön tanzenden M. de F..... dediziert. Ein paar einleitende Bemerkungen, die wichtigsten Contrefiguren, einige Zeichen für die Contretanzschrift und das übrige die Tänze selbst. Das „Repertoire“ ist eine richtige Zeitschrift mit Bilderversprechungen, Vorreden, Fortsetzungen, Kaufanzeigen, Anonymitäten, ein wechselnder Salon für die neuesten von Meistern oder Dilettanten erfundenen Contres. Alle acht Tage ist ein Blättchen da für vier Sous. Zuerst kommt immer eine Seite mit den einstimmigen Noten, die zweite Seite zeigt die Beschreibung der Figuren, die dritte die Choregraphie mit Notizen, die vierte ein Gedicht auf die Melodie. Alles sehr fein und sehr zierlich gesetzt. Ausgezeichnete Figürchen von tanzenden Pärchen (von St. Aubin) illustrieren stellenweise Bewegung und Wechsel der Contrepaare. Die Gedichte hören in den späteren Bänden auf. Nur auf dem Titelblatt stehen öfters noch kleine gereimte Dedikationen, die letzten Nachklänge der üppigen Sonette, mit denen einst Caroso seine Tänze edlen Damen zu Füßen legte.

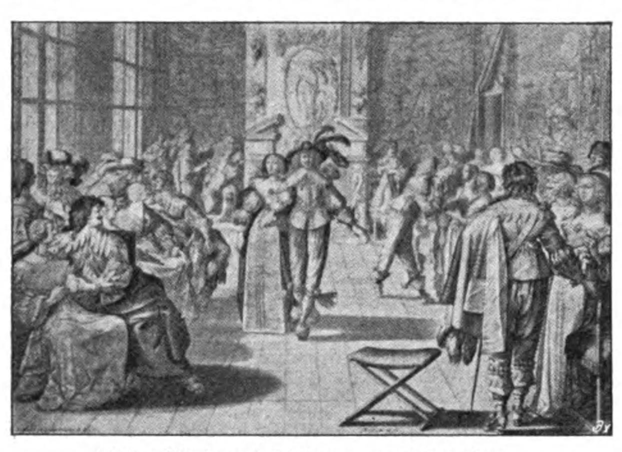
Die Mode der Allemande, des Armverschränkungstanzes, die schon in die letzten Heftchen des Delacuisse bedeutend hineinspielt, hat eine kleine Sonderliteratur hervorgerufen. Herr Dubois (de l'Opéra) gibt um 1760 seine Principes d'Allemandes heraus mit mäßigen Stichen von zwölf solcher Touren, die die Paare in Anfangs- oder Mittenstellungen der beschriebenen Tänze vorführen. Auch die Stiche eines ähnlichen Werkes von Guillaume, Positions de l'Allemande, 1768, leiden nicht an künstlerischem Ehrgeiz. Derselbe Guillaume tritt noch einmal mit seinen Caractères de la danse Allemande figurés en taille telle quelle s'exécute en Wauxhall hervor — hier liegt das Hauptinteresse auf der Einleitung, die einige wichtige Schrittschilderungen überliefert, Prototype der Polka.

Unter die wertlosen und unoriginalen Bücher gehört nicht bloß Compans Lexikon von 1787, dessen Widmung die Guimard entgegennehmen mußte, sondern auch ein Tanzbuch von Martinet, 1797, das letzte französische dieser Epoche, in dem dem Menuett grabgeläutet wird.

Ich komme zu den Deutschen. Sie stürzten sich sofort auf die neue Kunst der Franzosen und studierten sie, wenn sie etwas gelten wollten, an Ort und Stelle. Die Namen der großen französischen Tänzer waren von ihnen ebenso gekannt wie von den Parisern. Man sprach von den Gigen und Entrées Ballons, von Pécours, des Hoftanzkomponisten, Sarabanden und Chaconnen, von den Blitzbewegungen Blondis und Magnys. „Wer in Paris gewesen und

die Opern besuchet, der wird wohl rühmen müssen, er habe Maitres gesehen, über deren Geschicklichkeit und unbegreifliche Geschwindigkeit er sich nicht sattsam zu bewundern wüßte." Man verschaffte sich die schriftlichen Aufzeichnungen der Pariser Tanzlehrer und hütete die abgeschriebenen Manuskripte wie einen Schatz. Die Kultur siegte rapide. Das Vorbild Frankreichs empfahl jetzt alle die wunderbaren und „bezaubernden Stellagen" der Dame, empfahl einen Tanz, dessen einzige Sprache die war, „als ob man sich sehnete, das Frauenzimmer nicht aus den Augen zu verliehren." 1703 erschien Behrs „Anleitung zu einer wohlgegründeten Tanzkunst". Paschens Buch „Beschreibung wahrer Tanzkunst" kam 1707 heraus und erwarb sich viel Ansehen. Der „Tanzmeister" Bonins, eines geborenen Parisers, ist Jena 1712 datiert. Meleaton, dessen „Nutzbarkeit des Tantzens" 1713 erschien, schrieb ihm die Vorrede, in der er sich über die schlechten deutschen Operntexte merkwürdig ereifert. Hübsche Titelkupfer mit einem wohlkultivierten Tanzunterricht zieren gern diese Bücher. Mit antiken, russischen, chinesischen Reminiszenzen werden die Seiten gefüllt. Die Einteilung ist gewöhnlich die in belle oder basse danse, das ist Gesellschaftstanz, serieux ballet, haute danse, das ist das große Ballett, und Comique oder Grotesque. So sehr auch die Trennung von Theater und Gesellschaft durchgeführt wird, in Wahrheit faßt die Theorie beides zusammen, wird die Choreographie auf beides gleichmäßig verwendet, und sind die nobelsten Stadttänze doch im Charakter eines Pas de deux von der Bühne. Nach französischem Muster wird die Analyse des schönen Stehens und Gehens vorgenommen, es werden die wichtigsten Pas und Temps erläutert, Reverenzen und Kadenzen als Anfänge und Schlüsse besonders ausführlich behandelt und eine ordentliche Courante und ein Menuett gelehrt.

Mit Tauberts „Rechtschaffenem Tanzmeister" von 1717 tritt der Deutsche charakteristisch in die Tanzliteratur ein, der Deutsche insofern, als in diesem ausführlichsten Buch, das je über Tanz geschrieben wurde, eine Pedanterie, Schwerfälligkeit, Gelehrtheit steckt, die es unlesbar macht. Taubert besaß viel ehrlichen Willen und auch viel Zeit (denn er schrieb es noch vor Leipzig, in Danzig, während einer Krankheit), aber das Talent des Schriftstellers, einen Stoff sprachlich zu bezwingen und in ein darstellendes Kunstwerk umzusetzen, war ihm versagt. Er möchte ein



Bosse: Ein tanzendes Paar. 17. Jahrhundert.

Grammatiker des Tanzes sein. Er denkt sich: der eigentliche Tanz ist die „Poesie", während das gute Benehmen die „Prosa" ist. Er will die Orchestik wie eine Metrik durchnehmen nach solchem Beispiel: „Aus diesen besagten Hauptpas und Pas composés nun, wenn sie wieder, gleichwie die Worte in einer Oration connectiren, auch hin und wieder mit einigen andern theils steifen, theils gebogenen Pas simples und figurirten Schritten meliret werden, entstehet eine gantze Clausul, als welches gar füglich mit denen Commatibus und Punctis verglichen wird, weilen die wol-regulirten Täntze alle ihre Intercisiones und Abschnitte haben. Und endlich kömmt durch die Composition und Connexion derer Punctorum und Periodorum ein gantzer Tantz oder Rede per Gestus et Actiones heraus, daß also ein Tantz gleichsam composita oratio et ornata ex multis partibus concreta ist."

Man kann sich diese meistersingerlichen Davidsbelehrungen nicht auf die Dauer anhören. Es macht Mühe, aus den elfhundert Seiten das Fleisch herauszulösen. Und doch

ist es schließlich nicht undankbar. Taubert salbadert nicht nur allerlei über Ball und Gesellschaft, Tracht und Benehmen, Tanzlehrer und ihre Honorare, deutsche Unbildung und französische Kultur, er citiert nicht nur ausführlich einige ältere Schriften, er erwähnt neben polnischen auch die englischen Tänze als erster in Deutschland, freilich ohne genauere Beschreibung; er benutzt vor allem französische Originale, geschriebene und gedruckte, für seine sehr eingehende Schritt- und Bewegungslehre und übersetzt die ganze Feuilletsche Choregraphie. Wenn man sich durch seine Paragraphie, seine entsetzlichen Abteilungen und Unterabteilungen an die richtigen Stellen durchgewunden hat, findet man die ehrlichste und anschaulichste Darstellung der Courante und des Menuetts, die man sich nur wünschen kann.

Der Inhalt der Tanzschriften bleibt nun im Grunde immer derselbe, nur daß die Courante ganz schwindet, das Menuett nachläßt, der Contre an Raum gewinnt. Wo auch vom Theater die Rede ist, wird die alte Einteilung in Gesellschafts-, höheren und niederen Ballettanz beibehalten. Das Benehmen, die Reverenzen, die Ballsitten und Hochzeitsgebräuche werden mehr oder minder ausführlich behandelt, die Schritte meist minder, die albernen historischen Einleitungen opfert man zu Gunsten einer dringenderen Praxis.

Charles Paulis Elemens de la danse, Leipzig 1756, sind wenig wert, aber gehen auf die Contres schon besorgter ein. Karl Christoph Lange gibt 1762 eine „choreographische Vorstellung der Englischen und Französischen Figuren in Contretänzen" heraus, die in der Schrift auf Rameauscher Stufe steht, aber die ältere Choreographie geschickt auf die geringeren Anforderungen der Contres umschaltet. Was Taubert für die Grammatik der Paartänze versucht hatte, versucht er in abgekürzter Form für die Touren und Figuren des Contre. Auch er ist ein Schulmeister. Er gibt eine Reihe Tafeln mit laufend gezählten Wegzeichnungen aller möglichen Contrefiguren, erst englischer mit beliebiger Reihe, dann französischer mit festgelegter Paarzahl, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten Verschlingungen im schmiedeeisernen Gitterstil, und glaubt nun durch bloße Anreihung verschiedener solcher Muster den leichteren oder schwereren Contre zusammenstellen zu können. Hundertsiebzehn Figuren hat er für den englischen, vierzig für den französischen Contre herausgebracht. Dann komponiert er einen Tanz etwa aus Nr. 34, 57, 99 und 117. Doch die Zeit hierfür war vorbei; im allgemeinen gab man lieber nach englischem Muster mit wenigen notwendigen Erklärungen Musik und Beschreibung neuer Contres in kleinen Querheftchen heraus, wie es 1773 C. Chr. Fricke, der Universitätstanzlehrer von Helmstedt, in seinen „Neuen englischen Tänzen" tat, die gleich mit den Partiturstimmen in einen niedlichen Karton eingeschoben sind. Aus den höfischen noblen Tanzwerken war die bürgerliche Grammatik, aus der Grammatik der Taschenalmanach geworden, adlig verziert in Paris, billig und provinziell in Deutschland. Noch lange erhält sich die Publikation der neuen Tanzmelodien und Tanzfiguren im Kalenderchen.

England geht von Anfang an auf praktische Mitteilung und selbst in der Theorie auf hygienische Anschauung. Kellom Tomlincons Prachtwerk The Art of dancing, London 1735, ist die einzige wichtige Übertragung der gutfranzösischen edlen Tanzkunst, das Menuett ist in den Feuilletschen Zeichen aufnotiert. Feuillet selbst war von Weaver ins Englische übersetzt worden, der weniger durch seinen Essay towards an history of dancing, 1712, in dem schon Arbeau eine lächerliche Rolle spielt, als durch seine Anatomical and mechanical lectures upon dancing, 1721, mit ihrer sportmäßigen Auffassung der Bewegungsformen eine markante Stelle in der Literatur einnimmt. Die häufigsten englischen Publikationen sind die sogenannten Dancingmasters, in denen kurz und bündig neue Melodien und Figuren für Contres mitgeteilt werden. Fast jedes Jahr erschien ein solches Heftchen. Volksreigen, alte Lieder mischen sich darunter. Es gibt Bändchen, die — beispielsweise 1706 (13. Edition) — 364 Tänze im Querformat bringen. Eine der vollständigsten Sammlungen ist Longman und Broderip: Compleat collection of 200 favorite Countrydances, Cotillons and Allemands, performed at Court, Bath, Tunbridge and all



Pourbus: Ein Ball am Hofe des Erzherzogs Albert von Österreich.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

polite assemblies, set for the Violin, Hautboy or German Flute with the newest and moth admired figures to each. Die Noten sind einstimmig, darunter steht die Tanzbeschreibung in Depeschenstil mit Zeichen für die Teilschnitte und Wiederholungen. Giovanni Andrea Gallini gab 1771 seine Critical observations on the art of dancing heraus mit ungemein langweiligen historischen Exkursen, ohne Choreographie (die doch unleserlich sei), vierundvierzig Cotillons und einem Gedicht auf den großen Marcel, der Gallinis Lehrer war. Man sieht, die Engländer verlangten nicht viel von ihrer Tanzliteratur, ihre Grammatik war die des Sports, ihre Terminologie eine Übertragung der französischen, ihr Hauptinteresse die Contres, die sie in die Weltliteratur eingeführt hatten und durch unermüdlich neue Collections auf dem laufenden hielten. Sie sehen auch im Tanz nur den Nutzen für die Bewegungskultur, eine Schule des brauchbaren gesellschaftlichen Ausdrucks, Charaktertraining. „Mein Mädchen," heißt es in einem Briefe des Spectator, „zeigte in der einen Viertelstunde, da sie tanzte, die angeborenen Triebe einer bescheidenen Jungfrau, einer glücklichen Frau, einer edelgesinnten Freundin, einer gütigen Mutter und einer gelinden Hausfrau."

Zu den genialen Franzosen, den fleißigen Deutschen, den praktischen Engländern kommen die Italiener, die, ihrer alten Neigung und künstlerischen Disposition entsprechend, das französische System barockisieren. Obwohl sie, wie alle Nationen, von Feuillet abhängig sind, vergessen sie doch nicht ihre Vergangenheit. Sie hatten die Tanzkunst geschaffen, ihre ersten Lehren veröffentlicht, sie nach Frankreich exportiert. Man erinnert sich hier in Italien im achtzehnten Jahrhundert besser der älteren Tanzschriften als in Frankreich. Mehrfach wird die „älteste italienische Schrift", der Ballarino perfetto des Messer Rinaldo Rigoni, Mailand 1468, genannt, den wir nicht mehr zu besitzen scheinen. Caroso wird citiert. Negri allerdings ist verschollen. Man interessiert sich übereifrig für den Tanz, noch mehr für seine Ballettvirtuosität als seine gesellschaftlichen Reize. Man polemisiert nicht bloß in der Art deutscher Tanzschriftsteller, die häufig im Schimpfen auf Kollegen ihre Beweiskraft erschöpfen, sondern man disputiert, wägt ab, widerlegt, entscheidet sich. Der Tanz hat wissenschaftliche Ehre. Und seine Praxis, seine augenblickliche Kultur steht so hoch, daß in Italien der seltene Fall passiert: ein Tanzautor, Magri, verzichtet nicht nur auf längere historische Exkurse, sondern bekämpft sie sogar. Man höre diesen Ketzer: „Mir ist egal, ob das Tanzen von den Korybanten in Phrygien oder von den alten ägyptischen Königen erfunden ist; Plautus, Terenz, Phädrus, Cicero, Marzial haben mit dem Tanz so viel zu tun als die Krebse mit dem Mond." Noverres sublime Bücher über das Ballett beginnen hierher zu wirken. Man will die hervorragende Virtuosität durch eine edlere Bildung stützen. Doch was übrigbleibt, ist meist nur die gesteigerte Virtuosität. Die italienischen Tanzbücher des achtzehnten Jahrhunderts sind Hochschulen der Springkünste. Der Verzierung werden wie in der Musik die größten Opfer gebracht. Das Battement wird angebetet. Einst in der Renaissance war das distinguiert höfische Mailand das Zentrum der Tanzschule, jetzt ist es das flatternde Neapel.

Die beiden wichtigsten Neapeler Autoren sind Dufort und Magri. Dufort, der in Frankreich lernte, bekennt in seinem Trattato del ballo nobile, 1728, die Emanzipation des Gesellschaftstanzes, der neben Fechten und Reiten zu den edlen Übungen zähle. Er gibt eine saubere, nicht unselbständige Methode der Schritte und Bewegungen, erläutert das Menuett, kennt aber den Contre erst vom Hörensagen. Gennaro Magri legte in seinem Trattato di ballo, 1779, eines der bedeutendsten Dokumente dieser Literatur nieder. Einer philologisch scharfen Analyse sämtlicher Pas, Stellungen, Armhaltungen und besonders Sprünge der französisch-italienischen Schule ohne Choreographie folgt im zweiten Teil mit Choreographie die Beschreibung des Menuetts und des Contres, wobei uns die lokalen Reigenformen von Neapel, das Verhältnis Italiens zur englischen und zur französischen, das heißt zur indeterminierten und determinierten Manier des Contres auseinandergesetzt wird. Den Schluß bildet eine interessant ausgeführte Tanzgraphitür den neuen Contre, die ja

ganz andere Ziele verfolgen muß als die einstige Beauchamps-Feuilletsche, welche für Einzelpaartänze erfunden war.

Spanien, das einst in der Pavanenzeit den modernen Tanz hatte inaugurieren helfen, tritt langsam vom Schauplatz ab. Ein Buch, mehr kurios durch die Schrullenhaftigkeit seines Verfassers als wichtig für die Entwickelung der Tanzkunst sind des Don Preciso Elementos de la Ciencia Contradanzaria, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Madrid herauskamen. Don Preciso ist zu lebhaft und geschwätzig, um die spanischen „Stutzer und die Fräuleins von der Mode“ englische Contres zu lehren. Man lacht, wenn man ihn liest, aber lernt nicht. Er gibt Ratschläge, diese schwierige Wissenschaft mit dem Stuhl im Zimmer zu üben. Alte, neue Zeit, Volk, Industrie, Hof, Gesellschaft, Theater, Kostüm, alles wirbelt in seinem Kopf. Auch er bedauert das Schwinden der alten guten Zeit, eine Trivialität, die kein Tanzlehrer vermieden hat. Er versenkt sich in die Erinnerung an die einstigen „platonischen“ Tänze, da Herr und Dame noch vierzehn Schritt getrennt marschierten. Aber er ist witzig genug, seine Zeit und seine Landsleute nicht zu statuenhaft zu nehmen. Wie es schließlich immer in Spanien war, kennt er keinen anderen Tanz als den pantomimischen und weiß neben Fuß und Arm auch die beziehungsvolle Sprache des Blickes wohl zu schätzen. Er nennt allerlei Contrefiguren pantomimischen Charakters, die dieser Tanzform eine lokale, eine traditionelle Note geben: Umbildungen spanischer Volksmotive im Stil des Pariser Salons.

Dies, denke ich, ist die Hauptliteratur des Tanzes bis 1800, aus der wir die wahre Gestalt der alten Gesellschaftstänze ablesen werden. So lokal verschieden sie ist, sie gravitiert doch nach Paris, das die Tanzmeisterin von Leipzig wie London, von Neapel wie Madrid wird, ja selbst in Ostindien, wie uns Taubert versichert, die Feuilletsche Kunde verbreitet hat: ein Imperium von Bewegungskultur.



Tanzunterricht. Titelkupfer aus Bonnets Tanzlehrbuch. 18. Jahrh.



Das Menschheitsideal im Spiegel der Musik

Eine historische Betrachtung

von

Wilhelm Freudenberg

Es gibt Dinge, die erst sichtbar werden, wenn man sie aus der Ferne betrachtet, und die dem Blick entschwinden, wenn man, in der Absicht, sie genauer zu betrachten, näher an sie herangeht, wie z. B. der Regenbogen. Ein solcher Regenbogen ist auch der Begriff des Ideals, der einen beträchtlichen Teil des Horizontes überspannt, weithin am Himmel des menschlichen Geisteslebens sichtbar ist und sich doch leicht vor dem Blicke verflüchtigt, wenn man versucht, ihn als etwas Feststehendes zu betrachten. Er entspringt dem Bedürfnis des denkenden Menschen, sich über den Zweck des Daseins und das Endziel menschlicher Entwickelung klar zu werden, sich auszumalen, worauf denn schließlich alles hinausläuft. Diese Frage hat die Menschheit zu allen Zeiten und überall, wo sich eine höhere Kultur entwickelt hat, beschäftigt; sie spiegelt sich daher in der Kunst und Philosophie aller Kulturvölker in der mannigfachsten Weise wieder. Natürlich auch in der Musik; aber erst von der Zeit an, da die Musik in die Reihe der selbständigen Künste tritt. So lange, wie die Musik nur dekorative Zugabe zu dramatischen und festlichen Veranstaltungen war, diente sie Gelegenheitszwecken, bei denen ihre Aufgabe äußerlicher Natur war. Erst dadurch, daß ihr Aufgaben von innerer, ethischer Bedeutung gestellt wurden, entwickelte sie sich allmählich zu künstlerischer Selbständigkeit, und das geschah zuerst in der christlichen Kirche des Mittelalters, die bekanntlich die Geburtsstätte der Musik als selbständiger Kunst geworden ist.

Dies ist also der Zeitpunkt, an den unsere Betrachtung über den Einfluß des jeweiligen Menschheitsideals auf die Musik anknüpfen muß. Da die Musik nicht mit Worten und Begriffen arbeitet, sondern mit Tönen, so kann der Reflex von Bewegungen des Geisteslebens in der Musik nur als Stimmungsbild zum Ausdruck kommen, und um ein solches Stimmungsbild richtig zu verstehen, muß man nach den Ideen und Anschauungen suchen, unter deren Herrschaft das Geistesleben der Zeit steht. Wir wollen von den verschiedenen Strömungen des geistigen Lebens, die oft gleichzeitig und in entgegengesetzten Richtungen durcheinander fluten, nur diejenigen in Betracht ziehen, die sich auf das Menschheitsideal, die ideale Bestimmung des Menschen beziehen, sowohl weil diese die bedeutungsvollsten sind, als auch weil gerade in ihrem Dienste die Musik angefangen hat, sich zu der herrlichen Kunst zu entwickeln, als die wir sie heute besitzen. Sie tritt in ungeahnter Schönheit und Reinheit zuerst im Dienste der Religion auf. In ihm gibt sie uns das Bild des religiös gesinnten Menschen, wie ihn die christliche Kirche des Mittelalters als Ideal aufstellt. Dies Ideal war von der Kirche so klar gezeichnet, daß auch das Stimmungsbild, das es in der Kirchenmusik wiederspiegelte, völlig klar und verständlich wiedergab, was es einzig wiedergeben konnte: die Gefühle, mit denen der gläubige Christ vor seinen Gott trat. Dieser gläubige Christ war das Ideal der Kirche. Sein Dasein auf dieser Erde hatte keinen anderen Zweck als den der Vorbereitung für ein jenseitiges ewiges Leben. Sein Herz durfte nicht an irdischen Dingen haften, sondern nur auf die Ewigkeit gerichtet sein, und je mehr er schon in diesem Leben allen irdi-

schen Wünschen entsagen und sich in stetem Dienste Gottes auf die Ewigkeit vorbereiten lernte, um so mehr näherte er sich dem Ideal, zu dem nach dem Willen göttlicher Weltordnung, wie sie die Kirche lehrte, alle Menschen bestimmt waren. Wer es darin am weitesten brachte, wurde ein Heiliger, und der Heilige ist die greifbarste Verkörperung des kirchlichen Menschheitsideals. Äußerlich ließ sich dieses Ideal natürlich nicht durchführen, aber desto mehr hat es nach innen, auf die Phantasie gewirkt und der gesamten Kunst des christlichen Mittelalters seine Züge aufgeprägt.

Wir brauchen nur an die Darstellung der Heiligen durch die Bildhauerkunst und Malerei zu denken, um uns dies Verhältnis klar zu machen. Das gemeinsame, unausgesprochene Bestreben aller Künstler war, das Ideal von Heiligkeit, den göttlichen Seelenfrieden der Weltentsagung, wie es die Kirche lehrte, in den hundertfachen Wiederholungen derselben Personen und Begebenheiten immer intensiver zu erfassen und plastischer zu gestalten. Die bekanntesten Schöpfungen dieser Kunst sind die Raffaelischen Madonnen, vor allem die Sixtinische, die in der Tat ganz besonders geeignet ist, den Begriff der Heiligkeit im Gewande künstlerischer Schönheit zu veranschaulichen, und diese Verklärung des Heiligkeitsideals, wie sie in den Raffaelischen Bildern vorherrscht, ist auch die Grundstimmung der gleichzeitigen Kirchenmusik, namentlich derjenigen Palestrinas, den man von unserem Standpunkt aus ganz wohl einen musikalischen Raffael nennen könnte. Denn in seinen Kirchengesängen vereinigt sich die schwärmerische Weltabgeschiedenheit mit der wunderbarsten musikalischen Klangschönheit in einer Weise, wie sie sonst nie wieder vorkommt. Da nun aber bekanntlich die großen Künstler jener Zeit nicht etwa selber Heilige waren, sondern zum Teil recht weltfrohe Menschen, so geht daraus um so mehr hervor, wie sehr das von der Kirche aufgestellte Menschheitsideal auf die künstlerische Phantasie wirkte und sich gleichsam eine eigene Kunst schuf, in der es nach Ausdruck rang.

So kam es, daß auch die Musiker immer wieder dieselben biblischen und kirchlichen Texte komponierten, genau so, wie Maler und Bildhauer immer dieselben Figuren und Begebenheiten aus der biblischen und kirchlichen Geschichte bearbeiteten, im strikten Gegensatz zu der heutigen Art des Kunstschaffens, die das konventionelle Festhalten an bewährten Typen nicht liebt. Denn nicht die Neuheit der Ideen oder Abwechselung im Stoff war es, wonach damals die Kunst strebte, sondern die Darstellung eines Ideals, das die Vorstellungen der christlichen Welt beherrschte. Diesem Ideal entsprechend gestaltete sich auch der Stil der Kirchenmusik. Jedes Hervortreten allzu persönlicher Empfindung war daraus verbannt. Die Dissonanz des inneren Lebens, die in der modernen Musik die Hauptrolle spielt, durfte sich in der verklärten Sprache begeisterter Frömmigkeit nicht breit machen. Nur wie flüchtige, leichte Schatten eines überwundenen Zustandes irdischer Unvollkommenheit huschen die Dissonanzen, des selbständigen Auftretens beraubt, zwischen den reinen Harmonien hindurch, um in dem überirdischen Glanz einer heiligen, von allen Schmerzen des Erdenlebens gereinigten Stimmung alsbald wieder zu verschwinden. Die Sprache dieser Art von religiöser Musik heißt bis auf den heutigen Tag der reine Stil. Und in diesem Stil hat die Musik trotz der beengenden Regeln des musikalischen Satzes, die durch ihren Zweck begründet waren, eine Größe technischer Meisterschaft in Bezug auf Kombination des Aufbaues und Behandlung der menschlichen Stimmen erreicht, daß sie darin von keiner Phase der späteren Entwickelung hat übertroffen werden können. Wer sich näher mit dieser Musik befaßt, wird es dem berühmten Heidelberger Juristen Thibaut nicht übel nehmen, daß er ein besonderes Büchlein über die Reinheit der Tonkunst geschrieben hat, in welchem er die Ansicht verficht, daß der Palestrinastil das Höchste und Schönste sei, was die Musik überhaupt hervorgebracht. Man mag darüber anderer Ansicht sein, allein es gibt ja auch Leute, die heute noch behaupten, Raffael sei der größte Maler gewesen. Der Fall liegt ziemlich ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß es heutzutage leichter ist, immer wieder Raffaelische Bilder zu betrachten und zu bewundern, als Palestrinasche Chorgesänge zu hören. —

Mit dem Verblassen des kirchlichen Menschheitsideals schlägt auch die Kunst andere Wege ein. Der Protestantismus stellte zwar auch ein religiöses Ideal auf, nämlich das Ideal einer allgemeinen Priesterschaft aller Gläubigen, im Gegensatz zu der katholischen Lehre von der Autorität der Kirche, aber daraus ließ sich kein greifbares, anschauliches Bild konstruieren, das als Typus für den einzelnen hätte gelten können. Es war mehr nur eine Theorie, deren praktische Folge darin bestand, daß im protestantischen Gottesdienst die Gemeinde zum Kirchengesang herangeholt wurde, wodurch jedes Mitglied der Gemeinde Gelegenheit erhielt, sich am Gottesdienst aktiv zu beteiligen. Dadurch entstanden die Choräle, die an sich zwar ein unschätzbares Besitztum auch der Kunst sind, aber keinen Anhalt zur Vorstellung dessen boten, was man etwa vom protestantischen Standpunkt als Gegenstück zu dem Heiligen der katholischen Kirche hätte bezeichnen können. Nur die Figur des Heilandes selbst blieb von dem Wandel der Ansichten unberührt und wurde das ausschließliche Thema der protestantischen Kirchenmusik, aber nicht mehr als ein für menschliche Weltentsagung erreichbares Ideal, sondern als Verkörperung Gottes selbst in seinem Sohne, zu dem nun nach protestantischer Auffassung jeder gläubige Christ sich in direkte Beziehung setzen konnte, ohne der Vermittelung der Kirche oder ihrer Heiligen zu bedürfen. Es macht sich deshalb auch in der protestantischen Kirchenmusik alsbald das persönliche, individuelle Empfinden bemerkbar gegenüber dem beinahe unpersönlichen Charakter der katholischen Kirchenmusik, und wir können am großen Joh. Seb. Bach häufig wahrnehmen, daß der Ausdruck religiösen Empfindens bis dicht an das Dramatische streift. Auch scheut Bach weder vor Dissonanzen noch vor Rhythmen zurück, die bisher von der Kirchenmusik verfemt waren, was seine Zeitgenossen und seine Zuhörer gelegentlich sogar unkirchlich fanden; aber der Kampf, den Vernunft und selbständiges Denken gegen den starren Standpunkt der katholischen Kirche begonnen hatten, ging unaufhaltsam weiter, und je mehr dem denkenden Menschen das Gefühl der eigenen Kraft und die Berechtigung persönlicher Auffassung zum Bewußtsein kam, um so mehr mußte ihm allmählich das Bedürfnis fühlbar werden, an Stelle des alten, auf Weltentsagung beruhenden Heiligkeitsideals ein neues Menschheitsideal für die Phantasie zu schaffen, in dem die neu erwachten Kräfte ein neues Endziel erblicken konnten. Bach und Händel hielten zwar an den Vorlagen, die ihnen die Kirche und die Bibel darboten, noch fest, aber schon in vielen Fällen überwiegt bei ihnen der künstlerische Charakter ihrer Werke den religiösen, und während sie die biblischen Stoffe des Herkommens wegen beibehalten, gehen sie in der künstlerischen Ausgestaltung weit über die Grenzen des vom religiösen Standpunkt aus Notwendigen hinaus und schaffen auf diese Weise der Kunst neue großartige Ausdrucksformen, die nach und nach dahin führen, den ohnehin noch losen Zusammenhang mit der Kirche und ihren Idealen ganz fallen zu lassen und die Musik als freie Kunst auf eigene Füße zu stellen, womit also nun ihre Verweltlichung beginnt.

Hier nun aber vereinigt sich die aus der Kirche hervorgegangene Musik mit anderen Strömen der musikalischen Entwickelung, mit der Oper und dem aus dem Tanze entstandenen Instrumentalformen und bildet sich immer mehr zu einem universalen Ausdrucksmittel für alle Stimmungen aus, die das Menschenherz bewegen. Somit eröffnet sich auch ihren Beziehungen zu neuen Menschheitsidealen ein neues Feld, und die neuen Menschheitsideale ließen nicht auf sich warten. Denn wenn auch der Glaube an das von der Kirche aufgestellte Ideal des für ein jenseitiges Leben bestimmten Menschen seine Zauberkraft verloren hatte, so blieb doch die innere Zuversicht, daß es ein jenseitiges oder diesseitiges Menschheitsideal überhaupt geben müsse, bestehen. Ein innerer Trieb, aufgestachelt durch innere und äußere Leiden, die das Leben mit sich bringt, spiegelt dem Menschen immer einen Zustand von Vollkommenheit und Seelenfrieden vor, in den auszumünden der Zweck des Daseins sein müsse. Da für die Erinnerung in reiferen Jahren die Kindheit etwas von diesem Seelenfrieden und der damit verbundenen Heiterkeit hat, so mag es wohl gekommen sein, daß Menschen auf einer niederen Bildungsstufe, als ihnen die eigene Schwäche

und die Leiden des Daseins ins Bewußtsein traten, die Sehnsucht nach einem höheren Zustande mit der Erinnerung an die Kindheit verknüpften und auf die Idee gerieten, den ersehnten Zustand eines reineren Daseins bereits besessen, dann aber verloren zu haben. Dieser Gedanke prägt sich klar und deutlich in der Sage vom verlorenen Paradies und dem Sündenfall aus.

Wir haben bereits gesehen, welchen Weg die Kirche vorgezeichnet hat, das Verlorene wiederzugewinnen und den Menschen dem höchsten Zwecke seines Daseins zuzuführen. Nachdem der Glaube an die kirchliche Lehre aber erschüttert war, stand der ungläubig gewordene Teil der Menschheit wieder vor derselben Frage, und es ist höchst interessant und merkwürdig, daß der Hauptapostel des neuen Menschheitsideals beinahe wieder an derselben Stelle einsetzt wie die Sage vom Paradies. Das neue Ideal, das nun für eine Zeit lang die Gemüter und die Phantasie der Künstler beschäftigte und beherrschte, war der Naturmensch Rousseaus. Rousseau erklärte alles Unglück und alle Verderbtheit der Menschen aus der Kultur und nahm an, daß der Mensch, wie er aus der Hand der Natur hervorgegangen, rein und unverdorben sei und sich diese Reinheit nur durch das engste Zusammenleben mit der Natur erhalten könne. Das ist, wie man sieht, wieder die Ansicht vom Paradies, nur mit Weglassung der übernatürlichen Zutaten. Der Anklang, den diese Rousseausche Lehre fand, ward für die zeitgenössische Kunst eine Anregung zum Kultus des Natur- und Landlebens, der in zahllosen Idyllen und Schäferspielen seinen Ausdruck fand und in bescheidenem Maße bis auf den heutigen Tag seinen Platz in der Kunstgeschichte behauptet, wenngleich es damit nie bis zu einem eigentlichen Höhepunkt menschlicher Lebensauffassung hat kommen können, weil die Unhaltbarkeit dieser Anschauung gar bald von der Macht der Tatsachen bewiesen wurde. Dennoch sind unter ihrem Einfluß einige der herrlichsten Werke entstanden, die allem Wandel der Zeiten zum Trotz ihren berückenden Zauber mit ungeschwächter Kraft immer und immer wieder ausüben, nämlich: die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ von Haydn und die Pastoralsinfonie Beethovens, die das reinste paradiesische Glücksgefühl atmen, das dem Menschen aus dem Leben in der Natur erwächst. Nur kann dies Verhältnis zur Natur erst bei einem Menschen eintreten, der durch die Kultur hindurchgegangen ist und dadurch das Verständnis für die Rückkehr zur Natur erhalten hat, nicht aber, wie Rousseau meinte, bei einem von der Kultur noch unberührten Menschen, der geistig gar nicht entwickelt ist. An diesem inneren Widerspruch scheiterte denn auch die Lehre Rousseaus, und sein Ideal des natürlichen Menschen mußte anderen Idealen Platz machen.

Wenn ein Herrscher gestürzt ist und mehrere Thronprätendenten vorhanden sind, so pflegt nicht erst einer den anderen ausreden zu lassen, um alsdann in aller Gemütsruhe seine Ansprüche geltend zu machen, sondern sie treten meist gleichzeitig auf und befehden sich wohl gar noch untereinander. So ging es auch auf dem Gebiete des Geisteslebens zu, nachdem durch die Reformation die Alleinherrschaft der katholischen Kirche und ihrer Ideale gebrochen war. Auf dem Boden des Protestantismus, der im Prinzip dem Christen die Religion zu einer persönlichen Gewissenssache machte, mußte ein Zustand des Suchens nach einem neuen Menschheitsideal eintreten, in welchem allmählich ganz verschiedene Auffassungen über die Bedeutung des Lebens und die Bestimmung des Menschen auftauchten. Diese nahmen mehr und mehr einen praktischen Charakter an, indem sie die für das menschliche Denken unlösbare Frage nach dem Jenseits aus dem Spiele ließen und sich, anstatt das Leben zu verneinen und die Welt als Teufelswerk gering zu schätzen, geflissentlich auf den Standpunkt der Bejahung des Lebens stellten und von da aus die Frage nach der Bestimmung des Menschen zu beantworten suchten.

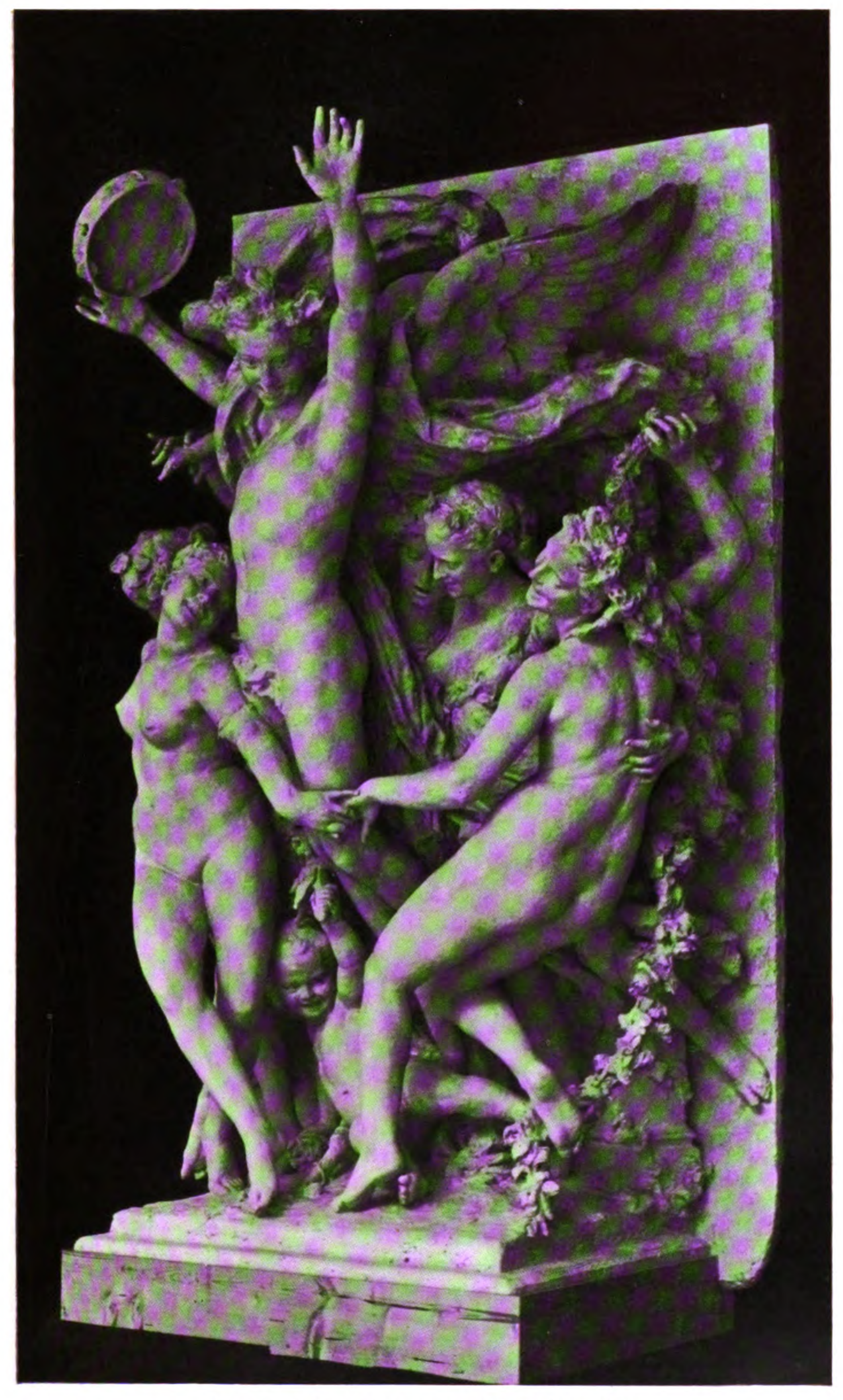
Da treffen wir denn gleichzeitig mit der Rousseauschen Lehre vom Naturmenschen auf das Ideal, das die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts neu aufblühende Freimaurerei aufstellte. Es war das Bild des von allgemeiner Menschenliebe erfüllten Weisen, der in der sittlichen Läuterung seines Wesens den Zweck des Daseins erblickte und auf der Höhe der Weisheit und Tugend zum Führer aller derer wurde, die nach demselben

Ziele strebten, ohne in dem Wirrsal des Lebens den Weg zu diesem Ziel aus eigenen Kräften finden zu können. Das Bild eines solchen Weisen verkörperte die Freimaurerei in der Person des Meisters vom Stuhl, und die nach Erkenntnis der Tugend und Weisheit Suchenden gliederten sich je nach dem Grade ihrer Entwickelung in Lehrlinge, Gesellen und Meister. Dieser freimaurerische Weise und sein Verhältnis zur übrigen Menschheit hat die Phantasie eines unserer größten Musiker zu einem wunderbar herrlichen Werke befruchtet, das wir alle kennen als Mozarts „Zauberflöte", das unvergängliche Denkmal freimaurerischer Lebensauffassung, in welchem Sarastro als der erhabene Weise inmitten seiner Jünger, die bereits den Tempel der Erkenntnis betreten haben, dasteht, während Tamino als Suchender auftritt, der noch fortwährend irrt, aber wegen der Lauterkeit seines Wollens und Strebens für würdig befunden wird, in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen zu werden. Dieses Ideal eines edlen Weisen, dem noch ein gewisser Heiligenschein anhaftet wegen der von wahrer Weisheit unzertrennlichen Selbstlosigkeit, wurde durch die Klassiker unserer großen Literaturperiode, die meistens Freimaurer waren, namentlich durch Lessing und Goethe, als Humanitätsideal populär und ist es teilweise heute noch. Es hat mit den bisherigen Menschheitsidealen das gemeinsam, daß es für den ethischen Wert des Menschen nur das in Anrechnung bringt, was er an sich selbst ist, ohne Rücksicht auf irgend welche Stellung im Leben. So faßte es auch noch Beethoven auf, als er in Napoleon Bonaparte einen in ethischem Sinne großen Menschen zu erblicken glaubte, von dem mit Zuversicht zu erwarten sei, daß er seine Macht nur dazu benutzen würde, die Völker von ihren bisherigen Tyrannen zu befreien und sie im Genuß der neu erworbenen Menschenrechte zu beglücken. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für den Einfluß des Humanitätsideals auf Beethoven, als daß er die Widmung der symphonia eroica an den ersten Konsul der französischen Republik wieder zurücknahm, als er hörte, daß Napoleon sich zum Kaiser werde krönen lassen.

In der nun folgenden langen Kriegsperiode veränderten sich allgemach die Züge eines Ideals, das man sich bisher in seinen verschiedenen Wandlungen doch immer als mit dem Begriff einer Persönlichkeit vereinbar gedacht hatte, und nahmen mehr die Form von Theorien an. Wie im Protestantismus die Idee von der allgemeinen Priesterschaft an die Stelle des katholischen Heiligen trat, so löste sich das Bild des milden Weisen in die Forderung der allgemeinen Bruder- und Menschenliebe auf. An die Stelle des Idealmenschen und der Verklärung der Persönlichkeit trat das Verlangen nach Idealzuständen, und da ist es wieder Beethoven, der in der Neunten Sinfonie das Wort ergreift, gleichsam um den ganzen Entwickelungsgang der Menschheit auf dem Wege des Suchens nach einer Lösung der Daseinsfrage zu rekapitulieren.

Im ersten Satze zeigt er das von dem ganzen Ernste der Frage ergriffene, von Zweifel und Verzweiflung hin und her geworfene Gemüt des Menschen. In dem Scherzo stürzt sich der Mensch in den Strudel des Lebens, um in ausgelassener Weltfreudigkeit die bangen Fragen des grübelnden Geistes zu betäuben. In dem Adagio schwingt sich die Seele bis zu einer verklärten Heiligkeit empor, die allen Leiden des Lebens entrückt ist und alle irdischen Bande abgestreift hat. Aber als wenn er sagen wollte, die Heiligkeit sei für den Himmel und nicht für die Erde und lasse den Drang nach Liebebedürftigkeit, der uns alle beseelt, unbefriedigt, kehrt der Komponist wieder zur Erde zurück und stimmt den großartigen Freudenhymnus auf die Menschenliebe an, in der allein alle Rätsel des Lebens ihre praktische Lösung finden können. Das ist nächst der Heiligen Schrift das erhebendste Evangelium, das der große Geist eines innerlich großen Menschen der Welt geschenkt hat.

Hinter Beethoven kann man einen großen Strich machen. Ist seine Musik auch weltlich, so weisen doch die Empfindungen und Stimmungen des stets nach Idealen ringenden Meisters noch einen deutlichen Zusammenhang mit der Stimmung früherer Zeiten auf, die die Musik als hohe Kunst nur so weit anerkannte, als sie dem religiösen Bedürfnis des Menschen entgegenkam. Auch für Beethoven ist die Kunst noch ein Teil



Carpeaux: Tanzgruppe an der Pariser Oper.
(Mit Genehmigung von Amsler & Ruthardt in Berlin.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



des göttlichen Wortes: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Man könnte dieses Wort getrost als Motto vor die Werke Beethovens setzen. Aber mit dieser Auffassung der Kunst ist es nun vorbei.

Jetzt geht es bergab, nicht mit dem guten Willen, sondern mit der Fähigkeit, die gewonnene Erkenntnis im allgemeinen Bewußtsein lebendig zu erhalten. Die vorläufige Unmöglichkeit, die Bedürfnisse des Daseins durch allgemeine Menschenliebe zu lösen, obgleich bereits das Christentum nur darin alles Heil erblickte, erforderte gebieterisch Abhilfe, denn die Menschheit steht nicht still, und nach den langen Kriegen der napoleonischen Zeit drängte sich das Verlangen nach politischer und wirtschaftlicher Erstarkung bei den wieder frei gewordenen Völkern so in den Vordergrund, daß die allgemeinen Menschheitsideale zurücktreten mußten. Es kam sogar eine Philosophie auf, welche die Lehre aufstellte, daß der Staat die ideale Form des menschlichen Zusammenseins sei, und daß der Mensch nur als Staatsbürger den idealen Zweck seines Daseins erfüllen könne. Diese mehr nützliche als philosophisch unanfechtbare Ansicht mußte zur Verneinung der Persönlichkeit, des Individuums führen und nachteilig auf eine Kunst wirken, die ihre Kraft einzig nur aus der Persönlichkeit ziehen konnte.

Sie zieht sich denn nun auch wirklich von der Behandlung großer Ideen von menschheitlicher Bedeutung zurück und beschränkt sich mit mehr oder weniger Erfolg auf den Kultus der überkommenen Formen, bis Richard Wagner mit der ganzen Leidenschaft eines Revolutionärs dem Staat und der Gesellschaft den Fehdehandschuh hinwirft und die Emanzipation des Individuums von dem Staatsbürgerbegriff proklamiert. In unverkennbarem Parallelismus mit Rousseau stellt er nun wieder den natürlichen Menschen, abgelöst von aller Konvention und Geschichte, als Idealmenschen auf, geht aber weiter als Rousseau, indem er seinen Idealmenschen nicht bloß beschreibt, sondern künstlerisch verwirklicht. Es ist die Figur des Siegfried im Ring des Nibelungen, der er, nach seiner eigenen Aussage, die Züge seines Idealmenschen aufprägte, oder wenn man will: in der er die Züge seines Ideals erkannte und dichterisch verkörperte. Dieser Siegfried ist ihm ein Prototyp der ursprünglichen Menschennatur, die sich in allem naiv und mit schrankenlosem Selbstbewußtsein gibt. Wie die Natur selbst ist er zart bis zur Weichheit und gewalttätig bis zur Roheit und steht, um ein später geprägtes Wort zu gebrauchen, jenseits von gut und böse. Er unterscheidet sich dadurch wesentlich von den früheren Idealtypen, die einen moralischen Hintergrund hatten. Aber es ist eine Gefahr dabei. Der Siegfried ist das Ideal eines Menschen, der *hinter* uns liegt, und den wir uns allenfalls denken können als eine Gestalt aus vorgeschichtlicher Zeit, da noch keine Kultur das Geschöpf der Natur verbogen und die Urwüchsigkeit seiner Triebe gebrochen hatte. Nun erfordert aber die Sehnsucht nach Verwirklichung der Ideale, die mit dem Suchen nach Idealen unlöslich verknüpft ist, daß wir das erkannte Ideal auf die *Zukunft* projizieren, einerlei ob das Ideal der Vergangenheit angehört oder neu ist. Denn auch die Rückkehr zu einem alten Ideal kann sich nur als Bewegung in die Zukunft vollziehen, und da ist denn die Frage, wie wir ein Siegfriedideal für unsere fernere Entwickelung fruchtbar machen können, viel schwieriger zu beantworten, als es bei den früheren Idealen der Fall war. Sollen wir in der Rückkehr auf einen vorgeschichtlichen Zustand das Heil erblicken, oder sollen wir es bei der Bewunderung des künstlerisch unvergleichlichen Meisterwerkes Wagners, dieser in sich abgeschlossenen Phantasiewelt bewenden lassen? Aber warum soll ich diese Frage stellen, da die neuere Philosophie und Kunst schon die Antwort gegeben hat? Wir besitzen bereits die Fortsetzung des Siegfriedideals in dem sogenannten Übermenschen, dem geraden Gegenteil des mittelalterlichen Heiligen.

Es hat sich auch ein Philosoph gefunden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, uns den Übermenschen ex officio zu lehren, nämlich Nietzsche in seinem Zarathustra. Wenn man sich nun im Zarathustra über das Wesen des Übermenschen zu belehren sucht, so möchte man wohl manchmal das Entzücken Nietzsches über die ungewöhnliche, bilder- und gleichnisreiche Redeweise, die ihm eines Tages

als für die neuen Offenbarungen einzig tauglich einfiel, dadurch erklären, daß ihn diese Redeweise der Notwendigkeit überhob, mit klaren, allgemein verständlichen Worten nach dem Beispiel anderer großer Denker zu sagen, was er denn eigentlich will und meint. Jedenfalls ist der Übermensch nicht gedacht als Exemplar eines Bewußtseinszustandes, der durch irgend einen inneren Läuterungs- oder Entwickelungsprozeß zu erreichen ist, was das charakteristische Merkmal aller früheren ethischen und religiösen Ideale war. Der Übermensch scheint nur als vereinzelte Erscheinung gedacht zu sein, als Mensch, der durch eine außer ihm nicht wieder vorhandene Vereinigung der höchsten geistigen und körperlichen Fähigkeiten zum Herrschen berufen ist, während alle übrigen, die nicht das Glück haben, Übermenschen zu sein, nur als Staffage für ihn in Betracht kommen, gleichsam um den Abstand zu markieren. Daher ist auch gar nicht abzusehen, was wir mit einem solchen Phantom anfangen sollen.

Das Mitleid, die Fähigkeit des Gemütes, die Liebe anderer mit zu empfinden und daraus den Antrieb zur Hilfeleistung zu entnehmen, galt bisher für das edelste aller der Heilmittel, die die Natur dem Menschen zum Schutz gegen die Leiden des Lebens verliehen habe. Der Übermensch hingegen erblickt darin nur eine Schwäche. Die Popularität, die er trotzdem erlangt hat, wäre unverständlich, wenn man nicht im Zusammenhang historischer Betrachtung berücksichtigen wollte, daß nach der Münchhausenschen Theorie vom Choc und Gegenchoc das allgemeine Bewußtsein von dem äußersten Punkt, wo es durch übertriebene Forderungen des Glaubens, der Demut und Selbstbeschränkung in seinem berechtigten Daseinsgefühl verkürzt war, allmählich nach der entgegengesetzten Seite zu weit gependelt ist und für den schrankenlosen Selbstverherrlichungstrieb und die Sucht nach rücksichtsloser Auskostung der eigenen Persönlichkeit eine Parole braucht, die der Sache einen philosophischen Anstrich gibt. Da tut denn der Fetisch Übermensch gute Dienste. Denn wenn auch der Titel Übermensch streng genommen nur einem, dem obersten von allen, zukommen kann, so wimmelt es doch neuerdings von mehr oder minder verkappten Übermenschen in der Kunst und Literatur, und er hat auch bereits seinen Einzug in die Musik gehalten.

Ganz im Gegensatz zu Siegfried und seinem Nachfolger Zarathustra steht der Parsifal Wagners. Als wenn Wagner das Unzureichende des Naturideals, das er im Siegfried dargestellt, gefühlt hätte, verherrlicht er im Parsifal das entsagungs- und opferwillige Mitleid als diejenige Tugend, der der höchste Preis gebühre, und nähert sich, bekanntlich durch Schopenhauer angeregt, wieder der christlichen Anschauung. Die beiden Standpunkte, der des Siegfried und der des Parsifal, schließen, wenn man sie ernst nehmen will, einander aus. Der eine hebt den anderen wieder auf, wie denn auch Wagner zu der Zeit, da er den Ring des Nibelungen dichtete, die christliche Auffassung auf das heftigste befehdete, während er später wieder einlenkte.

Nun sind künstlerische Stimmungen keine philosophischen Systeme, wenn sie auch dadurch angeregt werden, und so können Kunstwerke, wenn sie auch entgegengesetzte Standpunkte einnehmen, ganz gut nebeneinander bestehen, sobald sie nur in sich selbst konsequent durchgeführt sind. Man muß nur nicht Kunstwerke zur Quelle philosophischer Erkenntnis machen wollen, selbst wenn der Abglanz einer philosophischen Weltanschauung über ihnen schwebt. Dann entstehen auch keine Schwierigkeiten und keine Mißverständnisse. In der Kunst haben alle Platz: der christliche Heilige, der Rousseausche Naturmensch, der gütige Weise und Vertreter der allgemeinen Menschenliebe, der vorgeschichtliche Sagenheld, Parsifal und Zarathustra. Sie alle sind der Wiederschein jener geheimnisvollen Sehnsucht nach dem Ideal, das wie die Wolke vor dem Volke Israel in der Wüste, so am Himmel der suchenden Menschheit voranzieht und wie eine Wolke fortwährend seine Gestalt verändert.



Jean François Millet: Die ersten Schritte.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

Jean François Millet

Von

Lothar Brieger-Wasservogel

(Nachdruck ist untersagt.)

Ein Wald jahrhundertealter Bäume, deren verwunderlich seltsame Laubverschlingungen ihre bizarren Formen der erhitzten Phantasie eines spätgotischen Baumeisters zu verdanken scheinen, zwischen dunklen Tannen einzelne weiße Birken hervorleuchtend gleich dem Gewand einer Märchenprinzessin oder der schlanken Gestalt einer neckischen Elfe, und dann plötzlich mitten im finstersten Dickicht ein lichter, klarer Weiher, erhabenen Friedens voll, auf dem stille weiße Schwäne in ungestörter Einsamkeit ihre Kreise ziehen. Das ist der Wald von Fontainebleau, den man im Herbste durchwandern soll, wenn das Absterben der Natur den Eindruck des Geheimnisvollen noch verstärkt. Kommt man dann an den Saum, so dehnt sich das Flachland weithin aus mit fruchtbar fetten Äckern, auf denen die Bauern pflügen, und mit fern am Horizont auftauchenden Dörfern. Hat man Glück, so begegnet man auf seinem Wege wohl auch einem ängstlich davonfliehenden Reh oder einer alten Holzsammlerin, gleich der Hexe des Märchens.

Die Natur hat hier offenbar alle Requisiten der Romantik auf einem Platze vereinigen wollen, um den Menschen zu zeigen, daß sie Dinge zu bieten vermag, welche die von träumerischer Phantasie ersonnenen — oft auch erklügelten — Ideallandschaften an reiner Schönheit um Unendliches übertreffen. Marlotte und Barbizon luden ordentlich alle jene, die, von der Wirklichkeit angeekelt, es liebten, sich einsam mit der Natur zu unterhalten, gastfreundlich zu sich ein. Aber diese Einladung wurde lange Zeit nicht gehört, und erst allmählicher Entwickelung gelang die Entdeckung des Waldes von Fontainebleau.

Ein eigenartiger — unseres Erachtens nach sehr glücklicher — Umstand war es,

daß nicht die Romantiker nach Fontainebleau gerieten, sondern prinzipienfeste Realisten, welche sich bestrebten, die Natur so getreu wie möglich wiederzugeben, in der richtigen Überzeugung, daß man sie mit menschlichen Kräften nur verschlechtern, aber sicher nicht verbessern könne. So ist es uns erspart geblieben, den Zug der heiligen Familie durch eine halb antike, halb modern romanische Landschaft mit anschauen zu müssen oder Sappho zu bewundern, auf einem Fontainebleauer Felsen die Harfe spielend. Unzweifelhaft wären die konsequenten Schüler Claude Lorrains zu solchen Anachronismen gekommen, wenn sie ihrem Bestreben, die wirkliche Natur nur als nun einmal notwendige Staffage und als Mittel zu betrachten, Barbizon und Marlotte dienstbar gemacht hätten.

Zu guter Stunde waren es Leute ganz anderen Schlages, die den Wald von Fontainebleau verherrlichen sollten. Keine romantisch verwirrten Köpfe, die über dem Ideensuchen oder der schönen Linie die Freude an der klaren Wirklichkeit vergessen hatten, sondern kühlere, beinahe etwas nüchterne Beobachter, welche nicht über die Natur hinaus-, sondern in sie hineinstrebten. Die innige Liebe, welche aus ihren Werken vertraulich zu uns spricht, ist jenem sorgfältigen Studium des Kleinsten zu verdanken, jenem darwinistischen Prinzip in der Kunst, welche von den meisten Anhängern des Alten so mißverständlich als Kälte verschrien wurde. Nicht erhaben, sondern vor allem wahr wollen wir sein, die Wirklichkeit war zu jeder Zeit die höchste Lehrmeisterin aller Kunst, und es giebt nur eine Schönheit — die Wahrheit.

Es ist gewiß ein eigenartiges Zusammentreffen, daß Millets eigentliches Manifest, „Der Kornschwinger“, in die Zeit der Revolution und der großen Sozialisten, in das Jahr 1848 fällt. Millet selbst hat sich jederzeit energisch gegen den Vorwurf gewahrt, ein malerischer Pamphletist demokratischer Zeitströmungen zu sein, man darf seinen Versicherungen wohl Glauben schenken. Wie traurig aber gerade die Wirklichkeit, welche er wiederzugeben sich bemühte, damals sein mußte, erkennen wir klar aus den Urteilen der damaligen Kunstkritiker, eines Rousseau, Saint-Victor, Gautier, die sich über Millet als einen Propheten des Häßlichen entsetzten.

Um Millets kulturelle Bedeutung zu würdigen, muß man die Stellung betrachten, welche der Bauer vor ihm in der Kunst eingenommen hat. Das Altertum kennt den Sklaven nur als eine komische Theaterfigur, als ein Wesen von tierähnlicher Dummheit und Dumpfheit, über das der vornehme Mensch spöttisch lächelt. Wo uns unter den Denkmälern der Antike Sklavenfiguren begegnen, ist es immer dieselbe Gestalt: der kurze Leib mit den dicken Beinen, das grinsend ins Breite verzogene Gesicht mit dem begehrlich aufgerissenen Mund. Die Niederländer stellen dann den Bauern als einen fortwährend betrunkenen derb-sinnlichen Tölpel hin, der nichts kennt und kann als plumpe Liebesscenen und Raufereien. Es war die echte Kunst des Bürgertums, das aristokratische Allüren annehmen möchte und alle körperliche, durch keinerlei Wohlstand verklärte Arbeit verachtet. Dann kam die Zeit der Schäferspiele mit der süßlichen Unwahrheit Watteaus und Bouchers, es kam Jean Jacques Rousseau mit seinen romantischen Schwärmereien für die Glückseligkeit der Landbewohner. Schnetz und Robert malten ihre Bauernbilder, hübsche, glatte Theaterscenen ohne Kenntnis und Würdigung der Wirklichkeit. Nach den wirklichen Leiden und Freuden der Bauern fragte man nicht, der Künstler fühlte sich viel zu sehr über ihnen erhaben, als daß er seine Studien unter ihnen gemacht, sich zu ihrem Vorkämpfer aufgeworfen hätte. Die allgemeine Verachtung lastete schwer auf den Bewohnern des Landes. Ging schließlich ein Künstler selbst aus dem Bauernstande hervor, so war er eifrig bemüht, seine Vergangenheit dadurch vergessen zu machen, daß er sich möglichst geschickt in die Manier der Lieblinge des Hofes oder der Bourgeoisie hineinfand und oft charakterlos selbst über die Geschlechter spottete, von denen er abstammte. Man glaubte damals überhaupt nicht, daß die Wirklichkeit Größe in sich bergen könne. Die Kleinlichkeit des politischen Lebens hat jeden Sinn für den Alltag erstickt und eine fast krankhafte Sehnsucht wachgerufen, die sich in orientalischen Farbenräuschen und Haremsträumen, in allem, was absonderlich und

gleichfalls krankhaft war, förmlich bis zur Bewußtlosigkeit berauschte.

In traurigster Weise lag vor dem Auftreten der Schule von Fontainebleau die Landschaftsmalerei danieder. Man war dazu gelangt, der Natur jeden selbständigen Wert abzusprechen und sie nur noch als Coulisse zu benutzen. Jede Liebe zu den wirklichen Dingen war erloschen, und anstatt ihres emsigen Studiums galt eine genaue Kenntnis der antiken Literatur als die zu jeder künstlerischen Tätigkeit durchaus erforderliche Grundlage. Es gehörte zu den obersten Grundsätzen, daß die Malerei sich nicht mit profanen Dingen beschäftigen, sondern nur „Ideen" ausdrücken dürfe. Unter „Ideen" verstand man aber keineswegs Gedanken, sondern lediglich Episoden, die in allgemein bekannten literarischen Werken bereits behandelt waren, wobei denn — in Erinnerung an den ersten Napoleon — die heroische Literatur der Römer bevorzugt wurde und unendlich viele und unendlich flache Variationen über das gleiche Thema entstanden. Die ganze Mythologie wurde neu belebt, und man paßte die Figuren nicht etwa der Landschaft an, in der sie sich bewegten, sondern war umgekehrt bemüht, so lange in unnatürlichster Weise an der Landschaft herumzukünsteln, bis sie einigermaßen mit den hineingestellten Episoden harmonierte. Man malte schnell und schlecht, vor allem „aus dem Kopfe", ohne Lebenskraft, ohne das geringste Anschauungsvermögen. Die Bilder sanken zum Werte schlechter Illustrationen hinab. Alles in allem war es das mauvais genre, welches wir als „Feuilletonmalerei" zu bezeichnen pflegen, bloß noch zum Extrem getrieben. Selbstverständlich machten infolge dieser literarischen Malerei auch die Figuren nicht den Eindruck warm pulsierenden Lebens, sondern sahen drein wie Modellpuppen, denen man romantisch drapierte Mäntel umgeworfen hat. Der Faltenwurf wurde das Wichtigste.

Charakteristisch für die ganze Richtung sind die Lehren, welche der Meister dieser Künstler, Valenciennes, in einem berühmten Traktate gegeben hat. Nachdem er behauptet hat, daß man mit einem Bleistiftstrich aus einer Hütte einen Palast und aus einem Stein ein Gebirge machen könne — in so hohem Grade war also die Landschaft bloße Staffage! —, fährt er fort: „Vor allem soll die Landschaft durch eine an Gefühlen reiche Handlung zur Seele des Beschauers reden, durch eifriges Lesen der alten Dichter begeistere sich der Maler, die Natur mit den Augen Sapphos und Theokrits anzusehen, sie mit Halbgöttern, Nymphen und Satyrn zu bevölkern."

So die scholastischen Anhänger einer mißverstandenen Antike. Wie aber mußte ihnen zu Mute werden, als nun plötzlich unter sie ein Bauer trat, der, mit seinen Sinnen für die Wirklichkeit begabt, in dieser mehr Heroismus und Größe sah als in allen Dichtwerken, ein Maler, dessen Gegenwartsgewissen die heimische Scholle und deren arbeitsame Bewohner mehr liebte als die Lieder Theokrits!

* * *

In einer kleinen Talsenkung des Cotentins, eines der ödesten, fruchtlosesten, verarmtesten Landstriche Frankreichs, der sich von Cherbourg aus nach Süden wendet, liegt der kleine zur Gemeinde Gréville gehörige Weiler Gruchy. Malerisch wunderschön gelegen, macht dieser Weiler doch den Eindruck tiefsten Elends mit seinen dürren Wiesen, seinen vom Meer bespülten kahlen Felsen und den kleinen, aus rohen Steinblöcken plump zusammengefügten, moosbewachsenen Hütten. An einer dieser Hütten befindet sich eine Tafel:

Ici est né le peintre
Jean François Millet
le 4 octobre 1814.

Jean François war der älteste Sohn des Bauern Jean Louis Nicolas Millet und ist zeitlebens auf diesen Ursprung stolz gewesen, dem sein Schaffen nicht den geringsten Teil seiner monumentalen Größe verdankt. Seine Erziehung wurde von dem äußerst weitblickenden Vater in durchaus unbäuerischer Weise geleitet: mit zwölf Jahren begann der zukünftige Maler Latein zu lernen. Virgil war sein Lieblingsautor. Weit höher aber schätzte er die Bücher, welche er zu Hause vorfand: Augustinus, Hieronymus, Bossuet, Fénelon und vor allem die Bibel. Diese Jugendlektüre hat später bestimmenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Ohne sie wäre das

Biblisch-Einfache seiner Zeichnungen und Gemälde, deren Monumentalität und hoher ethischer Wert kaum denkbar.

Indessen beabsichtigte der Vater keineswegs, einen Gelehrten aus ihm zu machen, sondern verwendete ihn, sobald das Wachstum es zuließ, zur Feldarbeit. Jean François Millet war bis zu seinem zwanzigsten Jahre Bauer, pflügte das Feld, half die Herde hüten und erfüllte so alle Arbeiten seines Berufes. Von Natur ein Grübler, kam er wohl bald dazu, über diesen Beruf nachzudenken. Biblische Reminiszenzen mischten sich mit diesen Gedanken und mögen in ihm die Ansicht wachgerufen haben, daß der Bauer der echteste Vertreter des Menschengeschlechtes im Sinne Gottes sei. Denn Millet war tief religiös, fast einseitig darin, daß er alles vom Standpunkte der Bibel aus beurteilte. Die Liebe zum Bauernberufe hat ihn denn auch während des ganzen Lebens nicht verlassen, und noch der Sterbende kehrte wieder zu derselben armseligen Hütte zurück, in welcher er einst zum erstenmal das von ihm über alles geliebte Licht begrüßt hatte.

Erschien ihm so der Bauer als der reinste Mensch, so hatte er andererseits im einsamen Landleben Zeit genug, sich mit vollem Herzen in die Schönheit der Natur zu vertiefen. Früh reifte so in ihm die Erkenntnis, daß sie, erhaben über alles Werk von Menschenhänden, die Schönheit selber wäre. Seine Jugend erzog ihn gleichzeitig zur Einfachheit im Denken und Handeln, lehrte ihn alles Komplizierte und Gekünstelte hassen und legte auf diese Weise den Charakter fest, der ihn später zum größten Maler des modernen Frankreich machen sollte.

Frühzeitig wurde das Talent in dem Knaben wach, und er fing — ohne jede Anregung von außen her — an, das, was ihn an der Landschaft und ihren Bewohnern interessierte, mit dem Bleistift festzuhalten. Waren das auch alles nur unreife und kindliche Versuche, so war der Sinn für das Charakteristische doch bereits stark genug in ihnen ausgeprägt, um den scharfsinnigen Vater darauf aufmerksam werden zu lassen, daß hier mehr als Zeitvertreib und Spielerei vorläge. Er kannte in Cherbourg einen alten Maler-Sonderling, Von du Moucel, der neben geringen malerischen Fähigkeiten doch einen für jene Zeit außergewöhnlich guten Geschmack besaß. Diesem stellte er seinen nunmehr zwanzigjährigen Sohn und dessen Zeichnungen vor. Du Moucel erkannte sofort das große Talent, welches sich hier verbarg, und veranlaßte den alten Millet,

Jean François Millet: Eine Mutter.
(Nach einer Photographie von S. Kuhn in Paris.)



Jean François Millet: Rinderhirtin.
(Nach einer Photographie von S. Kuhn in Paris.)

ihm den Sohn als Schüler zu überlassen. François blieb nur zwei Monate — bis zum Tode seines Vaters — bei Moucel, von dem wohl nicht viel zu lernen war. Sein nächster Lehrer wurde Langevis de Chevreville, dessen größtes Verdienst es freilich ist, dem zukunftsreichen Schüler beim Stadtrate von Cherbourg ein Stipendium für Paris ausgewirkt zu haben, das sich bis zu tausend Franken pro Jahr steigerte und Millet ein sorgenfreies Studium ermöglichte.

Paris machte auf den ernsten, fast puritanisch gesinnten Maler zunächst einen recht schlechten Eindruck. Die überall sich zur Schau stellende Sinnlichkeit und Perversität stießen ihn ab und verleideten ihm die französische Hauptstadt fürs ganze Leben. Hingegen überwältigten ihn die großen Kunsteindrücke, welche er jetzt vom Louvre aus empfing. Michelangelo wurde sein Abgott, fand sich doch in der einfach großen Natur des Bauernsohnes vieles dem großen Florentiner Verwandtes! Auch die großen italienischen Primitiven, bei denen er sein Ideal der möglichst höchsten Wirkung mit den denkbar einfachsten Mitteln als Wirklichkeit vorfand, zogen diesen beweglichen Geist aufs mächtigste an. Von den Franzosen wurde Poussin sein Liebling, dessen Landschaften bei höchster Technik ja bereits eine sehr innerliche Naturempfindung atmen. Dagegen empfand er sowohl vor seinen pornographischen Zeitgenossen wie vor den theatralischen Schlachtenmalern heftigen Abscheu, was ihn indessen nicht hinderte, in das Atelier des faden Phraseurs Delaroche einzutreten, der damals von seinen Zeitgenossen sehr übertrieben bewundert wurde, und bei dem man überdies das meiste lernen konnte.

Sehr beliebt war der junge Millet bei seinen neuen Kameraden nicht. Der „Dorfjupiter", wie sie ihn wegen seiner plumpen Manieren und seiner unstörbaren Ruhe nannten, hatte vieles auszustehen, ehe er sich Ansehen verschaffte. Auch Delaroche konnte ihm, bei aller entschiedenen und für beide ehrenvollen Anerkennung des großen Talentes, der

verschiedenen Richtung wegen natürlich keine besondere Freundschaft entgegenbringen. So verließ denn Millet im Jahre 1839 das Atelier und mietete sich mit seinem Freunde Morolle zusammen ein kleines Atelier in der Rue de l'Erf.

Gleich vielen großen Künstlern war Millet Zeit seines Lebens kein besonderer Ökonom und besaß eigentlich nie eine richtige Schätzung vom Werte des Geldes, so daß es bei ihm auch in den verhältnismäßig besseren Zeiten immer schmal damit bestellt war. Gerade in dieser ersten Zeit selbständigen Schaffens aber mangelte es daran so stark, daß der Künstler sich trotz heftigen Abscheus und Widerwillens genötigt sah, allerhand dem Zeitgeschmack entsprechende kleine Süßlichkeiten und Verfänglichkeiten à la Boucher und Greuze zu malen, die ihm etwa fünfundzwanzig Franken das Stück einzubringen pflegten. Daß bei derartig interesseloser und schneller Arbeit, die außerdem der Natur des Schaffenden so vollständig widersprach, kein Meisterwerk entstehen konnte, versteht sich wohl von selbst. Die „Schäferszene" und die „Romanlektüre" seien als wenigstens halb erträglich genannt. Es sind Arbeiten reiner Handfertigkeit, Fabrikarbeiten.

Die vielen Sorgen, welche Millet an der Ausführung seiner eigentlichen Ideen hinderten, verbitterten ihm bald den Aufenthalt in Paris. 1841 finden wir ihn in Cherbourg wieder, wo er ein kleines Atelier gemietet hatte und das Leben und Treiben der Fischer malerisch zu verwerten suchte. Freilich verließ ihn die Not des Daseins auch hier nicht und zwang ihn sogar dazu, Firmenschilder zu malen. Daß Millet diesen Entbehrungen gegenüber den Mut fand, sich mit Pauline Virginie Ono zu verheiraten, dürfte Zeugnis genug dafür sein, wie felsenfest er von einer besseren Zukunft für sich überzeugt war. Mit seiner jungen Frau nunmehr nach Paris zurückgekehrt, erreichte er es im Jahre 1844 endlich, mit zwei im Salon ausgestellten Bildern einigen Erfolg zu erringen. Aber dasselbe Jahr raubte ihm auch seine Frau, deren schwache Gesundheit solchen Anstrengungen nicht gewachsen war. Verbittert und vereinsamt zog sich Millet in seine Heimat zurück. So tief ihn der Verlust aber auch traf, erkannte er doch bald, daß er nicht allein leben könne, und ging im Jahre 1845 mit Catherine Lemaire aus Lorient seine zweite und glücklichere Ehe ein, der eine Anzahl gesunder Kinder entsprießen sollten. Im Dezember des Jahres traf das Paar in Paris ein im glücklichen Besitze von neunhundert Franken, die der Gatte unterwegs durch das Malen von allerhand Gelegenheitsstücken zusammengebracht hatte. In die nächsten Jahre fällt auch vor allem seine Bekanntschaft mit Sensier, der ihm, allen Mißdeutungen, welche man daran geknüpft hat, zum Trotz, für das ganze Leben ein aufrichtiger und hilfsbereiter Freund war, ebenso wie Rousseau. Sensier besaß gerade das kaufmännische und ökonomische Talent, welches dem Meister durchaus fehlte, und Millet hat denn auch oft genug und mit Dank anerkannt, wie nützlich ihm Sensier in mancherlei Beziehung gewesen ist. Auch von Rousseau besitzen wir Zeugnisse, die Sensiers Charakter als einen durchaus reinen erkennen lassen.

Den großen Bauernmaler Millet, den Entdecker eines neuen Weltteiles für die Malerei, erkennen wir zum erstenmal in dem 1848 im Salon zur Ausstellung gelangten Gemälde „Der Kornschwinger". Hier ist auch der letzte Rest der Feuilletonmalerei, die das Publikum mehr durch die im Bilde erzählte Geschichte als durch das Bild an und für sich interessieren möchte, fortgefallen. Einfach und mächtig ist die Haltung des Mannes, der sich kräftig zurückbeugt, um die Strohmatte zu halten, in der sich das Korn befindet. Außer ein paar Säcken ist auf dem Bilde nichts als dieser Mann, auf den sich also die Aufmerksamkeit des Beschauers aufs glücklichste konzentriert. Ein einfacheres Motiv läßt sich kaum denken, keine bessere Vermeidung alles Nichtssagenden und Überflüssigen. Die Farben in schöner Harmonie, das Blau der Hose und das Rot des Kopftuches, das weiße Hemd und das goldene Getreide ohne jede störende Dissonanz ineinander übergehend.

1849 ging Millet, da in Paris die Pest ausbrach, mit seinem Freunde, dem großen Tiermaler Jacque, nach Barbizon, dessen Zauber ich geschildert habe. Hier fand er alles, was er zu seiner Entwickelung brauchte: gleichgesinnte Genossen, wie Rousseau, den

wundervollen, poetischen Biera-Forst und am Rande des Waldes dann goldgelbe Kornfelder mit den darauf arbeitenden Bauern, welche ihm größere Helden des Lebens bedeuteten als alle Berühmtheiten der Antike. Das Bauernblut in ihm beginnt sich stärker zu regen als je. 1867 schreibt er: „Ich bin Bauer, Bauer!“ Und seinem Freunde Sensier erzählt er, er habe den „cri de la terre“ vernommen. Die Erde, d. h. die Ackererde, und diejenigen, welche ihr am nächsten stehen, die Bauern, nehmen für die nächste Zeit seine ganze malerische Kraft in Anspruch. Er bedichtet den Heroismus im Alltag. So entsteht der „Säemann“, der über das in Feiertagsstimmung ruhende Land mit dem am Horizont auftauchenden Turme von Chailly dahinschreitet, mit einer beinahe segnenden Gebärde die lebenspendenden Körner ausstreuend. Gleichen und ähnlichen Stimmungen verdanken Bilder wie „Der Garbenbinder“, „Rast der Erntearbeiter“, „Die Schafschererin“, „Die nähenden Mädchen“ und viele andere ihre Entstehung. Millet kommt gar nicht auf den Gedanken, Idealbauern hinstellen zu wollen. Er hält sich aufs genaueste an die Natur; gerade wie sie sind, häßlich und oft schmutzig, mit aufgedunsenen Gesichtern und abgearbeiteten Händen erscheinen sie ihm „schön“, d. h. wahr und rührend als die echtesten Vertreter des menschlichen Heroismus, des harten und unermüdlichen. Ja, er ging oft beinahe zu weit in dieser Naturwahrheit, so daß Saint-Victor, sonst in vielem Millets Anhänger, den „Mann mit der Hacke“ als ein tierähnliches Ungeheuer verspottete. Charakteristisch ist eine Anekdote, die Sensier in seiner Biographie des berühmten Freundes erzählt. Demnach habe der Papst bei Millet eine „unbefleckte Empfängnis“ bestellen lassen und dieser als Ausführung dann ein



Jean François Millet: Kornschwinger.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

französisches Landmädchen gemalt, das voll inniger Liebe auf ein in ihren Armen liegendes Kind herabsah, während der Himmel in überirdischem Licht erstrahlte. Was der Papst zu diesem sonderbaren Bilde gesagt hat und wohin es verschwunden ist, hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen. Für Millet war eben der Bauer der reinste Typus der Gattung Mensch.

In allen Gemälden dieser Jahre spielte bereits die Landschaft meist eine bedeutende



Jean François Millet: Der Säemann.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

Rolle. In der letzten Zeit seines Lebens läßt dann Millet die Figurendarstellung überhaupt fallen, um sich ausschließlich der Landschaft zu widmen. Vor allem ist es das Licht, dessen Darstellung und Einfluß ihn immer wieder reizt.

Man bewundert staunend, mit welch riesigem Können Millet sogar auf seinen einfachsten Stiftzeichnungen, die übrigens von vielen vielleicht nicht mit Unrecht bedeutend höher eingeschätzt werden als seine Gemälde, diesen Einfluß des Lichtes darzustellen vermag. Es ist ihm — hier nennt man ihn wohl mit vollster Berechtigung den Michelangelo der Malerei — vollständig gelungen, das Allergewaltigste mit den allereinfachsten Mitteln darzustellen. Ganz natürlich ist es wiederum, daß sich seinen Prinzipien gegenüber nicht alle Motive gleich ergiebig erwiesen, so daß es von ihm ebenso sehr gute wie sehr, sehr schlechte Bilder gibt. Mittelmäßige Bilder aber, darf man sagen, hat Millet überhaupt keine geschaffen.

Am 20. Januar 1875 ist Millet arm, wie er geboren war, in Barbizon gestorben. Trotzdem sich seine Verhältnisse in den letzten Jahren bedeutend gebessert hatten, war es dem in Gelddingen kindlich unerfahrenen Manne doch niemals gelungen, auf einen etwas grüneren Zweig zu kommen. Der Geschäftssinn ging ihm eben ab. Welche ungeheuren Preise seine Gemälde heute erzielen, ist bekannt. So brachte das Bild „Angelus“, nicht einmal sein bestes Werk, 800 000 Franken. Mögen diese Preise recht übertrieben sein, was ich keineswegs leugnen möchte, so beweisen sie doch in erfreulicher Weise, welchen Einfluß Millets große und gesunde Kunst ausgeübt hat. Millet gehört zu denen, welche keine Schule für sich in Anspruch nehmen kann, die als „modern“ oder „unmodern“ bezeichnen zu wollen einfach lächerlich wäre. Er ist ganz sein Eigener. Das aber sind nur die Größten.

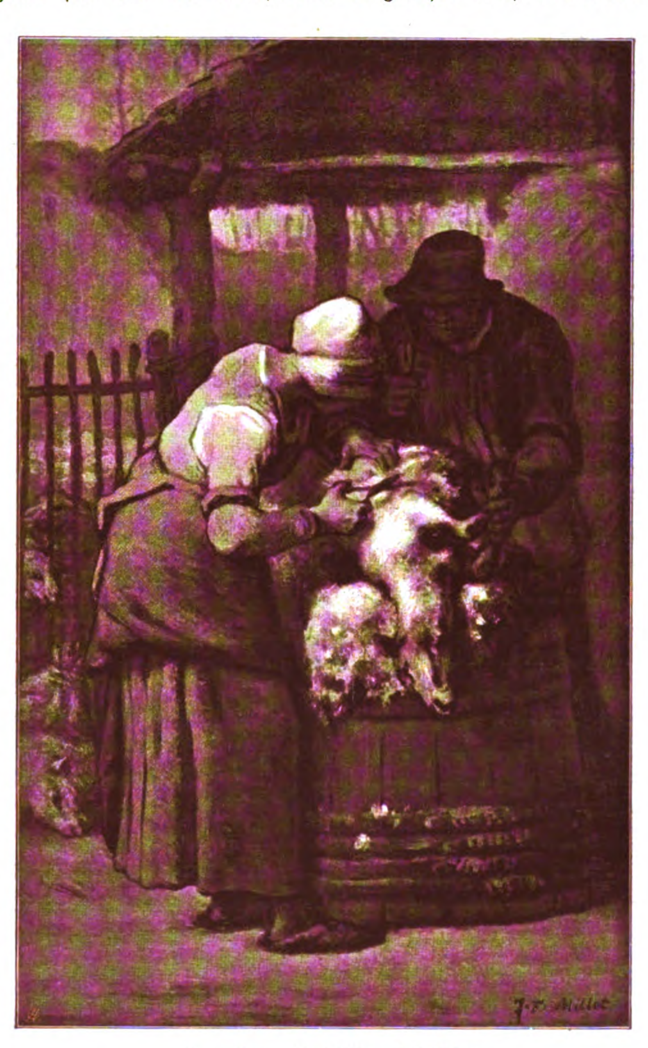
* * *



Jean François Millet: Angelus.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

Haben wir im vorhergehenden möglichst kurz das äußere Leben und die künstlerische Entwickelung Millets zu zeichnen versucht, so bleibt es uns nun noch übrig, zu betrachten, welche Gesetze er selber seinem künstlerischen Schaffen zu Grunde legte. Das ist eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, da Millet zu jenen Naturen gehörte, die ein starkes Mitteilungsbedürfnis dazu treibt, sich anderen gegenüber über die zartesten Intimitäten ihres Schaffens in Briefen auszusprechen. Von den persönlichen Zeugnissen des Meisters, auf denen sich unsere Darlegung aufzubauen hat, sei vor allem eines in größerem Auszuge hergesetzt. Der Schriftsteller Theodore Pelloquet hatte für den vielumstrittenen „Mann mit der Hacke" energisch Partei ergriffen, und Millet sprach ihm dafür in einem längeren Briefe seinen Dank aus: „Die Gegenstände eines Bildes sollten niemals den Eindruck machen, als hätte ein Zufall sie zusammengeführt, sie sollen vielmehr in notwendiger und zwingender Beziehung zueinander stehen. Die Gestalten, die ich darstelle, sollen auf ihren Platz gehören, und es soll unmöglich sein, zu denken, daß sie anders sein könnten, als sie sind. Ein Werk soll aus einem Guß sein, und die Personen und Gegenstände müssen stets einen Zweck haben. Ich habe die größte Abneigung gegen überflüssiges Beiwerk, so glänzend es auch sein mag, es zerstreut und schwächt den Gesamteindruck. Die Schönheit liegt nicht in der Natur der dargestellten Dinge, sondern in dem Drange des Künstlers, sie darzustellen, und dieser Drang an sich produziert das Maß der Kraft, mit welcher die Aufgabe ausgeführt wird. Jedes Ding kann schön sein an seinem Ort und zu seiner Zeit; davon losgelöst ist es andererseits nicht schön. Was ist schöner, ein gerader Baum oder ein verkrüppelter? Derjenige, der an seinen Platz gehört. Für mich liegt die Schönheit der Dinge in der Übereinstimmung. Absolute Schönheit ist mir immer als eitle Täuschung erschienen; die Natur ist reich genug, alle Bedürfnisse zu befriedigen."

Vergleicht man die hier ausgesprochenen Ansichten mit den vorher mitgeteilten von Valenciennes, so wird man unschwer die reformatorische Stellung Millets verstehen. Der Künstler protestiert von vornherein gegen jede Ästhetik, die einen absoluten Maßstab der Schönheit aufstellen und nach diesem alle Kunstwerke in gleicher Weise beurteilen



Jean François Millet: Schafschur.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

möchte. Die wirklichen Regeln des Schaffens liegen in des Künstlers eigenem Inneren; versteht er es, ihnen gerecht zu werden, so wird er auch eine in seinem Bezirke bedeutsame Leistung hervorbringen. „Schön“ und „häßlich“ sind nur Begriffe, denen jeder seine ganz individuelle Auslegung angedeihen lassen darf. Nichts ist an und für sich schön oder häßlich, es erhält diese Bedeutung immer erst durch die Umgebung, der es eingefügt ist. Das war ein umstürzlerischer Gedanke für die Zeit des mißverstandenen Klassizismus, und doch stand wiederum der wirklichen Gesinnung des Altertums nichts näher als dieser Gedanke, der an Sokrates erinnert, hinter dessen Faunmaske sich ein Gott verbarg.

Millets Theorie mutet uns fast naturwissenschaftlich an. Wir sind nach ihm ein Glied in der großen Ordnung der Natur, haben also gar nicht das Recht, klüger sein zu wollen als sie; alle derartigen Versuche sind Künstelei, nicht Kunst. Hat die Natur einen Baum irgendwo hingesetzt, so ist das von vornherein gut und richtig, schön; verpflanzen wir den Baum in eine diametral entgegengesetzte Umgebung, so wirkt er dadurch häßlich. Jeder Gegenstand, jede Person, sie haben ihren ganz bestimmten Zweck. Es ist die erste Pflicht des Künstlers, diesen Zweck zu erkennen und ihm zu dienen. Je zweckmäßiger die einzelnen dargestellten Dinge sind, d. h. je bereitwilliger sie sich dem erstrebten Gesamteindruck harmonisch beiordnen, desto vollkommener ist das Werk. Der Beschauer muß den Eindruck empfangen, als würde das Bild, sobald nur das Geringste des Dargestellten wegbliebe, seinen ganzen Wert verlieren, so einheitlich muß das Ganze wirken. Das Kunstwerk soll so überzeugend sein wie irgend ein Naturgesetz, eine innere Notwendigkeit muß seine Teile einen und jeden Gedanken an das Zufällige von vornherein ausschließen. Die innere Beziehung soll nicht erst gedanklich klar werden, sondern sofort ins Gefühl gehen. Je stärker er so zu wirken versteht, desto größer ist ein Künstler, mag er nun Rübenfelder oder biblische Szenen darstellen. Was so Millets Theorie vor allem auszeichnet, ist die Gleichgültigkeit an den dargestellten Gegenständen. Nicht nach ihrem literarischen Gehalte soll der Beschauer das Bild beurteilen, sondern nach ihrer inneren Überzeugungskraft. Es bleibt eins, ob einer Cäsar malt oder einen Bauern, wenn sich nur jeder gleich sagen muß: „Das ist Cäsar“ oder „Das ist ein Bauer.“

Millet ist da keineswegs ein Anhänger des Photographischen in der Malerei, vielmehr steckt in seiner naturalistischen Doktrin unendlich Geistigeres als in allen abstrakten Theorien. Wenn man doch endlich einmal von dem Irrtum zurückkommen wollte, daß „sich an die Natur halten gleichbedeutend mit Abschreiben sei“. Der Maler sieht wohl die natürlichen Dinge, aber die Schönheit liegt nicht in ihnen, sondern in seiner Auffassung von ihnen. Sonst wäre es ja kinderleicht, ein großer Maler zu sein. Denn die Technik allein — Böcklin sagte einmal zu Floercke, daß ein Pudel die auch lernen könne. Man muß immer wieder auf den Unterschied zwischen der malerischen Idee und dem Gegenstand der Darstellung hinweisen, zwei grundverschiedene Dinge, die nur zu oft immer wieder zusammengeworfen werden. Ohne malerische Ideen kann natürlich keiner auskommen. Ja, in gewissem Sinne darf er sogar die Natur vergewaltigen. Da er nicht sie selbst wiedergibt, sondern nur das, was er in ihr sieht, muß er manches von ihrem Beiwerk weglassen, er muß sich bestreben, möglichst noch primitiver zu sein als die Natur. Die Forderung größter Einfachheit kehrt in allen theoretischen Briefen Millets wieder. Der innere Drang des Künstlers, von allem Gesehenen nur das Charakteristische, das auf den ersten Blick Uberzeugende zu geben, bedeutet in seiner höchsten Stärke, wo Wille und Tat sich decken, für Millet das Geheimnis des Genies. Der Künstler wird so allmählich zum selbständigen Schöpfer, der eine neue Welt erzeugt, welche mit der alten nur das Große, das Bedeutsame und Bezeichnende gemeinsam haben darf. Das ist Millets Ästhetik.

* *
*

Als Beispiele der Anwendung dieser Ästhetik könnte man Millets sämtliche Bauernbilder anführen. Seine Entwickelung in die-



Jean François Millet: Die Kartoffelleger.
(Nach einer Photographie von S. Kuhn in Paris.)

ser Richtung zeigt am deutlichsten, wie seine Werke für ihn nicht etwa Phrase bedeuteten, sondern ernste Wahrheit. Auf den ersten Bildern zeigt sich noch ein gewisses Nachgeben gegenüber dem Zeitgeschmack, die Bauern und Schäferinnen haben noch etwas leicht Theatralisches an sich. Aber immer mehr ringt er sich zu biblischer Einfachheit durch, immer „häßlicher" werden — im Zeitsinne — seine Bauern. Saint-Victor sagt über den „Mann mit der Hacke", der vielleicht gewaltigsten Verkörperung Milletscher Gedanken, ungefähr folgendes: „Herr Millet hat weit suchen müssen, um solch einen Trottel zu finden. Solche Leute sind nicht einmal im Irrenhaus von Bicêtre gewöhnlich. Kein Funken von Intelligenz vermenschlicht dieses ruhende Tier."

Man sieht, welchem Mißverstehen Millet in seinem primitiven Bestreben, immer reiner nur das Charakteristische zu geben, begegnen konnte. Endlich war es ihm gelungen, in einem Bild endgültig das Facit des Bauernstandes zu ziehen in seiner ganzen Erniedrigung, aber auch in seiner ganzen übermenschlich vegetativischen Kraft, und seine mächtige, einzig an Michelangelo meßbare Leistung fand den Spott selbst seiner wohlwollendsten Kritiker!

Es sei gern zugegeben, daß der „Mann mit der Hacke" auch heute noch selbst den willigen Beschauer unsympathisch berührt; das ist aber ein rein menschliches, kein künstlerisches Gefühl. Wir lieben es nicht, die „Bestie im Menschen" uns nackt angrinsen zu sehen. Der „Edelmensch", die verfeinerte Kultur in uns empört sich gegen den Spiegel, der uns die Grundlagen unserer Natur deutlich zeigen möchte. Werden wir uns aber nie von unserer kleinen, oft recht albernen Eitelkeit frei machen können, um endlich einmal ein Kunstwerk rein als solches ohne Nebengedanken zu genießen? Dann werden wir uns sagen müssen, daß gerade das Abstoßende des Bildes seine Größe beweist, daß hier mit unglaublich einfachen Mitteln eine überwältigend große Wirkung erreicht ist, eine an Michelangelo erinnernde Wir-

kung, neben der vieles in der Antike — der Laokoon z. B. — uns kleinlich und alltäglich erscheinen muß?

Millets Stil ist in der Malerei das, was der Stil der Bibel für die Literatur bedeutet. Er ist religiös in dem Sinne, daß Natur und Mensch nicht vereinzelt für sich dastehen, sondern sich miteinander durchdringen, in einer höheren Einheit aufgehen: der Verehrung eines schöpferischen Gottes. Auch wir von heute, die Millets naiver Religiosität fernstehen, können uns ihrer starken, tief innigen Wirkung nicht entziehen. Das Große, Einfache ist zugleich so tief und unendlich wie der gestirnte Himmel, unlösbare, mystische Geheimnisse verbergen sich hinter den grandiosen Linien des Malers. So scheint er fast einer anderen Rasse anzugehören, ein Abkömmling jener biblischen Erzväter zu sein, die auf den Wiesen Kanaans ihre Herden weideten und dabei in gedankenvollen Betrachtungen der weiten, erhabenen Natur sich ergingen.

Millets bei uns in Deutschland bekanntestes Bild dürften die „Ährenleserinnen" sein. Auf weitem Felde beaufsichtigt der Besitzer das Einsammeln der Garben. Höchste Eile tut not, denn der dunstige Himmel scheint ein Gewitter zu verkünden, und ängstlich herumflatternde Vogelschwärme suchen ein Asyl zum Schutze gegen den kommenden Regen. Im Vordergrunde sind drei arme Frauen begierig bemüht, aufzulesen, was durch Zufall zurückgeblieben ist. Wunderbar ist es zum Ausdruck gekommen, wie sie so ganz von ihrer doch nur recht armselig sich belohnenden Arbeit erfüllt sind, nicht rechts noch links sehen, gar nicht auf das heraufziehende Gewitter zu achten scheinen, sondern mit ihren harten, von der Not abgemagerten Händen nur möglichst viele von den kümmerlichen Ähren zu erraffen suchen. Das zwingt zum Mitgefühl. Die menschliche Not hat hier ihren monumentalen, einfach ergreifenden Ausdruck gefunden. Der trüben Stimmung hat Millet noch durch die Farben einen besonderen Ausdruck verliehen. Wir kommen etwas später noch auf die farbigen Auffassungen des Meisters zu sprechen.

Das Bild „Angelus" — wie bereits gesagt mit 800000 Franken bezahlt — wurde lange Zeit für Millets bedeutendstes Werk gehalten. Ist es heutzutage auch in dieser Wertschätzung etwas gesunken, so bietet es dennoch des Ergreifenden genug. Ein geringer Umfang: 54 Zentimeter hoch, 65 breit. Zwei einfache Gestalten auf freiem Felde haben während ihrer Arbeit die Glocken des Angelus läuten hören, die Geräte beiseite gelegt und stehen jetzt mit gefalteten Händen, vom Abendlichte verklärt, da. Das tiefe Gefühl, welches sich in diesem Menschenpaar ausspricht, wird seine Wirkung auch auf den skeptischen Menschen einer dekadenten Kultur nicht verfehlen. Der Kritiker freilich wird viel an der Farbengebung auszusetzen haben, welche die feine beabsichtigte Wirkung keineswegs erreicht, sondern vielmehr, etwas grob und unharmonisch erscheinend, die meisterhafte Zeichnung beeinträchtigt.

Ein Seitenstück zum „Angelus" bietet gewissermaßen das Gemälde „Die Kartoffelleger". Wieder ein Menschenpaar. War dort das Gebet dargestellt, so möchte Millet hier die Arbeit charakterisieren. Eine herrliche Landschaft, die weite Ebene im duftigen Horizont verschwimmend, ganz am äußersten Horizont das Häuschen, in dem das Paar wohnen mag. Links unter den Apfelbäumen ein Esel. Die Körbe hat man ihm abgenommen, in einem von ihnen schläft das Kind der beiden. Die Gebärde, mit der die Frau die in ihrer Schürze enthaltenen Erdfrüchte ausstreut, hat etwas Mächtiges, Segnendes an sich, das denn wohl freilich etwas theatralisch wirkt in dem Bestreben, die Heiligkeit der Arbeit überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Millet hat das Licht außerordentlich geliebt, seinem liebevollen Studium verdankt er seine höchsten Wirkungen. So auf dem schönen, jetzt in der Sammlung Mesdag befindlichen Pastell eines „ruhenden Winzers", an welchem das Bewundernswerteste die überzeugende Darstellung der staubigen Luft mit den sie heiß durchzitternden Sonnenstrahlen ist, auf dem Gemälde „Der Feierabend", wo die Abendstimmung, das träumerische Ineinanderverfließen von Erde und Luft bezaubert, oder auf der schönen Landschaft „Der Winter", deren feine Stimmung ebenfalls nur durch eine geradezu raffinierte Lichtausbeutung verständlich wird. Sein in Frankreich beliebtestes Bild soll die „Schäferin, die ihre



Jean François Millet: Die Ährenleserinnen.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E.)





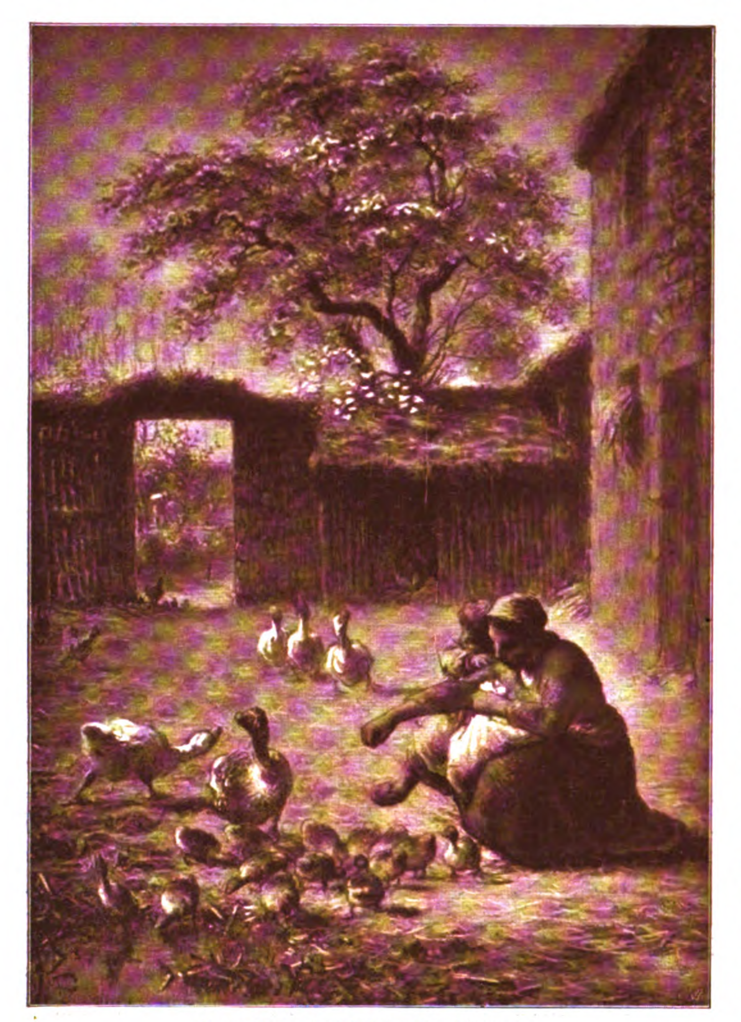
Jean François Millet: Ruhender Winzer.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

Herde heimführt" sein. Eine milde Oktoberstimmung, in welche die durch Wolken verschleierte Sonne ihr sanftes Licht ergießt. Auf der großen, im Hintergrunde von blau verträumten Hügeln begrenzten Ebene blühen allerhand Feldblumen, Krokus, Rittersporn. Aus der Einöde erhebt sich einsam und daher von monumentaler Wirkung die Gestalt einer lieblichen, in ihre Strickarbeit vertieften Schäferin. Ihre Lieblichkeit wird dadurch noch mehr gehoben, daß die Kleider, wie immer bei Millet, an die primitive Einfachheit biblischer Hirten erinnern und so durch kein überflüssiges Beiwerk die Aufmerksamkeit von dem Antlitz der Gestalt ablenken. Hat denn nicht Raffael nach gleichen Grundsätzen gehandelt — wenn dieser Vergleich hier statthaft erscheinen mag —, als er seine Sistina so unauffällig wie möglich bekleidete, um dadurch den Beschauer ganz an die Reinheit und Schönheit des Antlitzes zu fesseln? Schäfer und Schäferin bilden überhaupt für Millet mit die beliebtesten Objekte der Darstellung. Der Wald von Fontainebleau ist reich an solchen Gestalten. Überall mußten sie dem nach Stoffen suchenden Maler begegnen und daher sein Interesse in hohem Grade wachrufen. Ihre Tätigkeit bildete für ihn die Ergänzung zur strengen Arbeit der Landleute — die Ruhe. So hat er sie denn immer friedlich und unbewegt dargestellt, mit sanften, sorglosen Zügen, denen der Kampf ums Dasein seine Spuren noch nicht aufgeprägt hat. Einzig hier kann man vielleicht von ihm behaupten, daß er die Natur idealisiert habe.

* * *

Millet liebt keine prickelnden Farbenspiele, wie eben die Farbe für ihn nie Selbstzweck wird, sondern stets nur ein Mittel bleibt, um die zeichnerisch dargestellten Empfindungen noch zu verdeutlichen. Er benutzt sie nur zum Ausdruck. Darum ist auch in seiner Farbengebung nichts Glänzendes und

Schimmerndes, sie ist erdig wie die Leute selbst, die sie beleben soll. Düster und fest ist seine Erde, hart und umwölkt sein Himmel, das aber paßt zu der großen Menschheitstragödie der Arbeit, die sich zwischen ihnen abspielt. Oder würden seine ernsten,



Jean François Millet: Die Fütterung.
(Nach einer Photographie von S. Kuhn in Paris.)

biblisch einfachen Gestalten vielleicht besser wirken, wenn sie auf üppiger Wiese unter lachendem italienischem Himmel ihre abgearbeiteten Körper zur Schau trügen? Jeder Einsichtige muß sich da sagen, daß der vor allem von Fromentin gerügte „Fehler“ nicht in des Meisters Können, sondern in seinem Wollen liegt. Da, wo er dergleichen Ausdrucksmittel nicht bedarf, in seinen Landschaften, in seinen Stilleben, finden wir eine Farbenfreudigkeit, die auf den ersten Anblick denjenigen überraschen muß, der von seinen Bauernbildern herkommt. Bei der Figur ist ihm die Zeichnung Hauptaugenmerk, die Farbe nur Nebensache, dagegen legt er auf Luft und Licht als auf die Quellen der Harmonie aller Dinge den größten Wert. Dementsprechend sind grau und braun die Hauptfarben, gelb, blau und rot treten in gedämpften Farbentönen dazu.

Von den „Ährenleserinnen“ ist die am weitesten links graubraun und grau gekleidet, die rechts graublau, die in der Mitte bringt das nötige farbige Leben in die Gruppe, lila, hellblau, rosa. Die Kopftücher sind — in der Reihenfolge — blau, ziegelrot, gelbbraun. Das sind außerordentlich feine Abstufungen, die nur einem höchst entwickelten Farbensinne so vollkommen gelingen konnten. Alle Farben sind äußerst gedämpft. Im „Angelus“ leuchtet die weiße Schürze des Weibes unter den Strahlen der Sonne golden auf und bildet eine schöne Harmonie mit den roten Ärmeln und dem roten Kopftuch. Im „Winzer“ sind die Haupttöne hellgrau und gelb, wodurch das Vibrieren der staubigen Luft — besonders durch den gelben Hut des Winzers — seine lebenswahre Betonung erhält. Die „Schäferin, die ihre Herde heimführt“ trägt einen blauen Rock, einen goldbraunen Kapuzenmantel und ein rotes Kopftuch. Einfach und schlicht sind auch die Farben in der „Kirche von Gréville“. Ein bräunliches Grau in den verschiedensten



Jean François Millet: Schafhirtin.
(Nach einem Kohlendruck von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E.)

Schattierungen. Mattblau der Himmel, trübgrüne Gräser auf der Kirchhofmauer. Am farbigsten von Millets Bildern erscheint mir „Der Frühling". Zu schwarzgrau, hellgrün und braun fügt er hier noch rote, weiße und gelbe Tupfen hinzu, und auch die blaue Farbe ist in dem im Hintergrunde befindlichen Manne vertreten. Aber alle diese Farben sind vornehm abgestimmt, keine tritt aufdringlich und herrschend hervor, sondern ordnet sich bereitwillig dem Gesamteindruck unter, niemals wird die Farbe Hauptsache, sondern sie bleibt immer nur Mittel zur Belebung der Zeichnung.

Es ist kein Wunder, daß diese Abgetöntheit dazu geführt hat, zu erklären, Millet sei überhaupt kein Maler, er verstünde sich nicht auf die Farbe, und seine Bedeutung läge vor allem auf dem Gebiete der Zeichnung. Daß dieser Vorwurf durchaus unberechtigt ist, haben wir bereits gesehen. Er läßt sich daraus erklären, daß die neueste Zeit wieder außerordentlich farbenfreudig geworden ist — man werfe vor allem einen Blick auf den diesbezüglichen Umschwung im modernen Kunstgewerbe! — und der Abgetöntheit Milletscher Meisterwerke nicht immer vorurteilslos gegenüberstehen kann. Andererseits läßt es sich nicht leugnen, daß auch für Zeiten, die des Künstlers farbigen Auffassungen feindlich gegenüberstehen mögen, seine Zeichnungen doch immer ihren unübertrefflichen Wert behalten werden.

Bei Millet ist streng zwischen „Croquis" und „Dessin" zu unterscheiden. Croquis ist die Skizze zu einem Werke, die Vorstudie, Dessin ist dagegen ein völlig in sich abgeschlossenes Kunstwerk. Im „Dessin" beabsichtigt Millet eine vollständig bildmäßige Wirkung zu geben, bei der die Farbe gänzlich überflüssig ist. Mit völlig einfachen Mitteln bringt er in feinster Ausarbeitung alles hinein, Leben und Gefühl der Gestalten, Luft und Licht! Diese „Dessins" werden jederzeit das Bewunderungswürdigste, das Unübertreffliche an Millets Lebenswerk sein, selbst wenn man seinen Gemälden, die übrigens durch starkes Nachdunkeln infolge oft übermäßig angewandter Eiweißbindemittel teilweise schon jetzt nur noch einen halben Genuß zulassen, nicht mehr die jetzige Schätzung entgegenbringen wird. Die Zeichnungen sind die schlagendsten Beweise eines außerordentlichen Genies, denn nur ein solches vermag mit den allerprimitivsten Mitteln Größtes hervorzubringen. Man braucht nur einige der vielen Zeichnungen Fontainebleauer Schäfer und Schäferinnen zu betrachten, um die Wahrheit dieser Worte einzusehen. Die Charakteristik der einfachen Linie erscheint aufs äußerste ausgebeutet. Millet selbst erkannte hier seinen eigentlichen Beruf und hat auf diesem Felde so viel gearbeitet, daß trotz aller Schaffensfülle seine Ölgemälde die Zahl von hundert kaum übersteigen. Die Technik ist meist einfacher Schwarzstift auf weißem Karton, mitunter leichte Tönung, die größeren Zeichnungen sind auch oft farbig behandelt.

Daneben sind die Croquis wunderbare Zeugnisse von der Gewalt und Kraft, mit der Millet den ersten auf ihn einstürmenden Eindruck überwältigte und verwertete. Sein Streben nach dem Charakteristischen zeigt sich hier am deutlichsten, ein Moment, eine Bewegung sind es gewöhnlich, die ihn fesseln und zum Schaffen anreizen. —

Von hervorragenden Malern, die stark von Millet beeinflußt wurden, seien nur folgende genannt: in Frankreich Bastien-Lepage, in Belgien Meunier, Strugs, in Holland Israels, in Deutschland Liebermann und in Österreich Segantini.

* *
*

Zum Schlusse seien noch eine Anzahl Briefstellen angeführt, die den reinen Charakter des Mannes und seine innige Naturliebe ins rechte Licht zu setzen geeignet sind:

„Wenn ich einen Wald zu malen hätte, so möchte ich nicht, daß man an Smaragde oder Topase, an kostbare Farben aller Art dächte, sondern vielmehr an sein dunkles Grün, welches das menschliche Herz zugleich weitet und zusammenschnürt."

„Ich komme mir gleich einem vor, der rein, aber mit schwacher, kaum zu vernehmender Stimme singt."

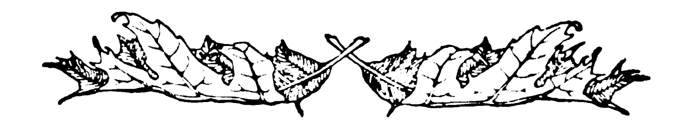
„O, wie schön das ist! Seht diesen Schäfer, der, eingehüllt in seinen weiten groben

Mantel, zur Farm zurückkehrt! Er gehört einer fremden Rasse an, scheint von den alten biblischen Hirten abzustammen. Gleich seinen Vorvätern liest er während der langen Winternächte im großen Buche des Himmels, dessen Buchstaben die Sterne bilden."

„Ich sehe ganz wie sie die kleinen Blumen, von denen Christus sagte: Ich sage euch, daß auch Salomo in all seiner Pracht nicht bekleidet gewesen ist als derselbigen eine. Aber ich sehe auch in der dampfenden Ebene die pflügenden Pferde und an einem steinigen Ort einen völlig abgehetzten Menschen, dessen Keuchen man den ganzen Tag gehört hat, und der sich einen Augenblick aufzurichten sucht, um Atem zu schöpfen. Dies Drama ist gehüllt in Schönheit." (Wer denkt hier nicht an den „Mann mit der Hacke"?)

„Mir erscheint eigentlich nie die lustige Seite, sie ist mir unbekannt, ich sah sie nie. Das Heiterste dünkt mir die Ruhe zu sein. Sie sitzen unter den Bäumen im Wohlgefühl der Ruhe, da erscheint auf einem kleinen Pfade eine armselige Gestalt mit einem Reisigbündel. Die stets überraschende Weise, in welcher Sie diese Figur plötzlich erblicken, führt Sie sofort auf die Müdigkeit, das trübe Menschenschicksal zurück. Auf den Feldern, manchmal an den unfruchtbarsten Orten erblicken Sie hackende Gestalten. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen. Ist das die fröhliche Arbeit, an die uns manche glauben machen wollen? Und doch befindet sich gerade da für mich die wahre Menschlichkeit, die wahre große Poesie."

„Ich habe nur an den Menschen denken lassen, der sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß, nie aber habe ich irgend ein sozialistisches Plaidoyer beabsichtigt. Ich bin Bauer, Bauer!"



Rosen im November

Was willst du noch, du Späte, Bleiche,
Der Rose allerletztes Kind?
Entlaubt hat fast im Wald die Eiche,
Der um dich saust, der kalte Wind.

Wie frierend bebst du leis' am Stiele,
Halb welk schon in der Knospe Kleid:
Vom ewig einen Rosenziele —
Wie bist du ach! so fern und weit!

Nie wirst du dich zur Pracht entfalten
Und Düfte hauchen in die Welt;
Nie spendend deines Reichtums walten:
Der Süße, die dein Kelch enthält.

O Todgeweihte vor dem Leben!
Wir Menschen kennen dieses Leid:
Betrogen um des Wesens Streben,
Ein Opfer sonnenloser Zeit.

Anna Gräfin Pongracz





Wo landet das Schiff?

Novelle

von

Johanna Klemm

(Nachdruck ist untersagt.)

Die beiden schönen Schwestern Matthesius, die einander so ähnlich sahen und doch so ganz verschieden waren, verlobten sich zu gleicher Zeit. Und zwar nicht mit Professoren, Privatdozenten oder sonstigen Vertretern des Gelehrtenstandes, wie es traditionell für die Professorentöchter von N., sondern mit Offizieren.

Zwei Herren von Arnstedt waren es, Vettern und intime Freunde, blonde, ritterliche Gestalten, ein wenig mitgenommen von zweijährigem Leben in den Kolonien, was vielleicht das Anziehende ihrer Erscheinung noch erhöhte. Sie verbrachten einen längeren Urlaub in der Universitätsstadt, um dann zur Schutztruppe zurückzukehren, der sie noch ein ferneres Jahr verpflichtet waren. Als Gäste der Schwester von Walter von Arnstedt, die an einen Professor Ebner verheiratet war, kamen sie sogleich in den akademischen Kreis, der, wenn auch die größere Geselligkeit mit dem April zu Ende gegangen war, auch noch um diese Zeit treu zusammenhielt, in dem besonders die Matthesiusschen Damen mit der jungen Frau Ebner in regstem Verkehr standen.

Sie lebten noch nicht lange in der alten Stadt am Meere, waren von einer süddeutschen Universität heraufgekommen und galten gewissermaßen noch immer als Fremde. Viel bewundert, aber auch ebenso oft erstaunt kritisiert. Sie hatten ein freieres, unbefangeneres Benehmen, waren in manchem anders als die Töchter dieses Landes, zudem galt die Jüngere für unheimlich gelehrt.

Maria Matthesius war die Beliebtere. Ihre sanfte Madonnenschönheit gewann schneller die Herzen, und ihre ruhigen Augen gaben weniger Rätsel auf als die der Schwester.

In Julianas Antlitz, das von fast ganz gleicher Bildung war, wie von demselben Farbenreiz, strahlten die Augen wie zwei schwarze Sonnen, das dunkle Haar bauschte sich kühner um die Stirn, und der Mund mit der kurzen Oberlippe schien immer zu tausend Widersprüchen bereit.

Sie war den Jüngeren, trotz aller Bewunderung, die sie einflößte, doch vielfach unbequem. Sie war stets voll brennender Fragen, sprach über Dinge, die man nur ihrer Schönheit verzieh, und mißachtete Gesprächsstoffe, die sonst gerade die Schönheit heraufbeschwört, vollständig. Man hätte sich gern manchmal ruhig ergehen mögen in ihrer Gesellschaft, statt allzeit zum Kampfe bereit zu sein, in dem sie doch so bald nicht ihren Meister fand.

Hans von Arnstedt war der erste, vor dem sie zuweilen schwieg, aber mit desto konzentrierterem Ausdruck gegenüber dem beredten Feuer seiner Erzählungsweise, wenn er von jener fremden Welt sprach, die in den letzten Jahren im Vordergrunde seiner Interessen gestanden, für Juliana aber in Wahrheit und zugestandenermaßen eine fremde Welt bildete.

So sah er sie vielleicht weniger glänzend und geistvoll, aber schöner und wärmer als alle bisher, und er selbst, in einem glücklich gesteigerten Vollgefühl seiner Persönlichkeit, überragte zum erstenmal scheinbar bedeutend den sonst in keiner Weise ihm nachstehenden Gefährten.

Aber es war nur eine kurze Zeit, wo von Imponieren und Unterordnen die Rede sein konnte, von irgend welcher Berechnung und Herrschaft des Geistigen überhaupt; sie waren bald nichts als Menschen, die, einem unbekannten Gotte folgend, hingerissen und unaufhaltsam einander zustrebten.

Frau Professor Ebner, die trotz ihrer Gleichalterigkeit mit den Matthesiusschen Damen sich gewissermaßen verantwortlich fühlte für die mutterlosen Mädchen, denen ihre Häuslichkeit jetzt so verhängnisvoll zu werden schien, erschrak fast über diese intensive schnelle Annäherung, wenn sie auch für ihren Bruder Walter heimlich gewünscht hatte, was sich zwischen ihm und Maria ebenso leise wie bei den anderen beiden stürmisch und offenkundig vollzog.

Als sie in ihrer Betroffenheit mit ihrem Manne darüber sprach und seine Meinung wissen wollte, wie sie sich dabei verhalten müsse, sagte er nur lächelnd: „Die Hände davon lassen! Diese Elitemenschen brauchen keinen Vormund. Die Natur macht einfach ein Meisterstück, wenn sie diese vier zusammenbringt.“

Und die Natur schien derselben Meinung zu sein. Mitten in die Wunder der Frühlingszeit, in welcher die Erde jedes Jahr noch einmal etwas vom Paradiese hat, traf das krönende Meisterstück dieser Doppelverlobung.

Professor Matthesius fiel aus den Wolken! Da er meistens dem Olymp mit seinen Göttern und Heroen näher stand als der kümmerlichen Menschenerde, glich eine plötzlich verlangte Berührung mit dieser schon manchmal einem unsanften Falle.

Nicht, daß er etwas gegen die Wahl seiner Töchter hatte! „Aber mein Gott, wie spreche ich mit Offizieren?“ sagte er zu Ebner, der, als er den Kollegen im Besitz der schriftlichen Werbung seiner Verwandten wußte, zu etwaiger Hilfe herbeigeeilt war. „Was soll ich mit ihnen anfangen? Es wird mit ihrer klassischen Bildung nicht weit her sein, und ich — ja, ich habe keine Ahnung von militärischen Dingen. Im Vertrauen, ich kenne nicht einmal die Waffengattung, der sie angehören! Jeder einzelne der hellumschienten Achaier ist mir vertrauter als so ein deutscher Offizier.“

Der Kollege tröstete, daß es den beiden wahrscheinlich nicht so sehr darauf ankäme, mit dem Vater ihrer Auserwählten Fachgespräche zu führen, daß sie vorläufig nur darauf brennten, bei dem Verehrten sich Sohnesrechte zu erwerben. Des Professors Miene klärte sich, er bedurfte nur noch kurzer Sammlung, sich in die neue Situation zu finden, dann — vor sich hinmurmelnd: „nicht länger entbehrend des teuren Sohns!“ — schickte er sich an, die Freier zu empfangen.

Die jungen Männer standen wie auf Kohlen der anscheinend wohlangelegten längeren Rede gegenüber. Da kamen zum Heil wie von ungefähr Maria und Juliana herein, der alte Herr verwirrte sich plötzlich, und mit einer ungeschickten Handbewegung lenkte er über: „Also, meine werten Zuhörer, — ah, ah, meine lieben Herren — Sie haben diese Mädchen erwählt — meine Töchter sind seit lange freie Herrinnen ihrer Entschlüsse — mich brauchen Sie wohl nicht dazu.“

„Aber Vater,“ fiel Maria ein mit sanftem Vorwurf in den feuchten Augen, „wir brauchen deine freudige Zustimmung, deinen Segen!“

Das begriff der Professor, und da er schon die Hand seiner Ältesten in der seinen fühlte, faßte er ohne weiteres eine von den Männerhänden dazu und wollte sie ineinander fügen.

Aber Juliana sprang lachend dazwischen: „Das ist nicht der Rechte, Vater, den mußt du *mir* geben!“

Vor seinen betroffenen Augen umfaßten sich Hans und Juliana, und dann wurde er selbst in die vierfache Umarmung hineingezogen.

Von nun an ging alles wundervoll. Man machte eine kurze Weile gar keine Ansprüche an ihn, und dann bei dem schnell improvisierten Verlobungsdiner hatte er sich nicht bloß gefaßt, sondern schon in eine Art Begeisterung gesteigert, die sich in den feinsten, „antiker Form sich nähernden“ Tischreden äußerte. Anakreontische Lebensweisheit erklang vor den glücklichen Paaren aus dem alten Munde, und im Hinblick auf sein eigenes, dem Ende schon zugewandtes Leben, dessen Winter noch nicht durch das Grab,

sondern durch einen doppelten Frühling in seiner Umgebung geschützt zu werden scheine, wollte er die unsterblichen Verse auf „Anakreons Grab“ zitieren. Da befiel ihn eine kleine Gedächtnisschwäche — verzeihlich, denn Goethe gehörte für ihn gewissermaßen schon zu den Modernen —, und zu seinem Staunen fiel ihm Walter helfend in die zögernde Rede.

Jetzt war er beruhigt, seine Töchter nicht völligen Barbaren ausliefern zu müssen, und erging sich noch behaglicher im Preise der Liebe, als lebten längst vergangene Zeiten in ihm auf.

„Daß meine älteste Tochter diesen Weg gehen würde, hab' ich nie bezweifelt,“ sagte er sinnend, „denn sie gleicht ganz meiner holden Gattin, die nichts war als ein geborenes Weib,“ — was Maria eine hohe Röte in die reine Stirn trieb — „aber meine Jüngste! Die glaubte ich ganz der Pallas verfallen, nun ist es doch Kypris geworden. Freilich — wo sozusagen ‚der mutige Renner Achilleus‘ selbst in die Bahn tritt, ist der Sieg nicht zu verwundern!“

Mit dieser scherzhaften Wendung nahm er Hans von Arnstedts Arm, diesen glücklich von Eifersucht über Walters vorherige Auszeichnung erlösend, und hob die Tafel auf, wobei Hans strahlend bemerkte: „Nicht wahr, Vater, ohne Achill kein Homer! Ohne Helden keine Sänger!“

Nun waren die vier einander überlassen. Sie traten in den Garten, der voll Jasminduft war in stiller, unbewegter Luft unter dem lichten Abendhimmel, an dem die Sterne leise hervortraten.

„Fast tropische Düfte, aber ein deutscher Garten, und vertraute Sternbilder. Und hier nun meine Heimatlichter, meine ewigen Leitsterne!“ sagte Walter und sah tief und ernst in Marias Augen.

Die anderen beiden sprachen nicht. Sie standen in dem dichtesten Jasmingebüsch und küßten sich jauchzend, bis eine köstliche Unruhe sie hin und her trieb, von den Rosen zu der Weinwand, vom Garten in das Haus.

Dann wollte Hans Julianas Zimmer sehen, das neben dem Saale lag. Ganz sinnend blieb er mitten darin stehen und sagte: „Hier also lebst du, dies sind die Dinge, die immer unter deinen lieben Händen sind — hier wirst du sitzen und von mir träumen, wenn ich fern bin.“

Über Juliana kam es wie Befangenheit, die sich in Schelmerei verbarg. „Hier wird gearbeitet, mein Herr, und nicht geträumt, streng gearbeitet! Hat man dir nicht gesagt, daß ich eine Gelehrte bin? Und hast du dich nicht gefürchtet?“

„Ach, laß die Gelehrte! Sei nur gelehrig, mich so zu lieben wie ich dich!“

„Das kann ich schon, Hans!“

„Was hab' ich dann zu fürchten?“

„Willst du mich gleich prüfen?“

Er setzte sich vor ihren Schreibtisch und zog sie auf sein Knie. Aber da sprang sie auf. „Ich will Licht machen, Hans!“

„Nein, laß, laß! Es ist hell genug, du leuchtest selbst wie eine schöne weiße Kerze. Und was funkelt da in deinem Licht?“

Er nahm unter den Kunstgegenständen auf ihrem Schreibtisch ein Glas auf, eine schön irisierende rote Schale auf schlankem, delphinumwundenem Schaft. Juliana nahm sie ihm plötzlich ab und lief damit in den Saal, wo noch die verlassene Tafel stand, von Hausfrau Maria heute zum erstenmal vergessen.

Sie goß Wein in das rote Glas, zerpflückte eine Rose, die sie getragen, und streute die Blätter hinein. „Da!“ sagte sie, selber glühend wie eine Rose, „endlich muß es doch seine Bestimmung erfüllen, das arme Glas!“

Sie tranken es zusammen aus, und er meinte, eigentlich müsse man jetzt das Gefäß zerschmettern, um dies sei es aber wohl schade.

„Ach,“ sagte sie, „es hat schon einen Sprung. Aber lieber keine Scherben heute!“ und sie setzte es achtsam nieder.

Dann hing sie an seinem Halse und sagte geheimnisvoll: „Du — das war ein Trankopfer!“

„Von der Göttin selbst gebracht — Kypris du!“

„Nicht Kypris, aber ein Heidenkind bin ich, das weißt du doch?“

„Ich weiß nicht, was du sonst bist, will auch nichts wissen, — wenn du nur mein bist!“

* * *

Aber — „ich bin ja ein Heidenkind," sagte sie wieder bei einer anderen Gelegenheit, „das mußt du wissen, Hans." Er wollte darüber lächeln, aber sie beharrte ernsthaft, sie wurde zum erstenmal so, wie sie früher sich oft im Gespräch gegeben: kühn, in unerschrockenen geistigen Spekulationen sich ergehend, keine Konsequenzen scheuend.

Er sah es an wie ein glänzendes Feuerwerk, ohne es noch ernst zu nehmen, ohne nur allem zu folgen, bis sie schließlich sagte: „Ich bin nicht gläubig wie Maria, die meiner Mutter gleicht. Ich bin meines Vaters philosophisches Heidenkind."

Es riß doch plötzlich etwas an ihm, wie sie so frei und in sich selbst ruhend vor ihm stand, aber er konnte noch keine andere Frage formen als: „Glaubst du an mich, Juliana?"

„Wie an mein Leben!" sprach sie schwörenden Tones.

Er drückte sie an sich und schwieg.

Aber sie nahm das Thema wieder auf. „Wie an mein Leben, sag' ich, aber ich meine nur dieses Leben, ich kenne nur dies einzige, nichts nach dem Tode, kein ewiges!"

Er hielt sie eine Armlänge von sich ab. „Warum sagst du so etwas, mein Lieb? Das ist gar nichts für deinen schönen Mund."

Aber da lachte sie zornig. „Ich bitte dich, Hans, soll ein schöner Mund nie etwas Ernstes sagen?"

„Das ist nicht ernst, das ist traurig!"

„Ist es dir traurig, daß ich so denke?"

„Soll es nicht traurig sein, wenn du von Tod sprichst und von einem Ende unserer Liebe mitten in der höchsten Daseinsfülle?"

„Ich will nicht davon sprechen, Liebster, wenn du es nicht willst. Ich will sagen: Ich glaube an das Leben, an seine Schönheit und Kraft und Fülle, an alle Schätze, die wir ihm entnehmen, an alle Seligkeit, die wir hineingießen werden. Ich glaube an unsere Liebe, die so stark und freudig glüht, daß sie fast den Tod bezwingen möchte und genug Kraft hätte für ein zweites Leben, wenn es uns gegeben würde. Ist dir das nicht genug?"

„Es ist genug!" murmelte er überwältigt.

* * *

Hans von Arnstedt war eine echte Soldatennatur. Geradeaus und unkompliziert. Er kannte keine Nebenwege. Auf „Treue und Glauben" ruhte sein ganzes Wesen. Und er schloß von sich unbewußt auf die anderen, die ihm nahe standen oder zu ihm gehören sollten. In keiner Weise einseitig, ja in gewissem Sinne sogar kühn und phantasievoll, stand er doch Grübeleien und religiösen Zweifeln ganz fern. Nie im Leben hätte er sich träumen lassen, je solche Gespräche mit seiner Braut zu führen.

Er nahm sie, wie gesagt, im Anfang nicht ernst, und dann, als Juliana sein instinktives Zurückweichen empfand, schwieg sie. Weniger aus Klugheit oder Nachgiebigkeit — die Zeit war wirklich zu kurz, die ihnen noch vergönnt war, die Gegenwart forderte ihr volles seliges Recht. Jeden Tag konnte das Kommando kommen, das die beiden Offiziere zurückrief, jede Stunde war schon ein Geschenk.

Sie nahmen es so. Sie ließen alles hinter sich, was sich beschwerend auf ihre Herzen legen konnte, die schon unter der Nähe des Scheidens schauerten.

An den langen, schönen Junitagen machten sie häufig weite Spaziergänge. Wenn sie dann am Stadtwall auf der hohen Bastion standen und auf das Wasser sahen, machte der Anblick des bescheidenen Hafenlebens Maria so wehmütig, daß sie sich abwandte, während Juliana sich längst jede Einzelheit der Schiffe und ihre verschiedene Eigenart hatte erklären lassen.

Sie hätte Hans am liebsten begleitet, wenigstens eine Strecke, etwa bis England. Aber das wollte er nicht. Nicht an irgend einem fremden Ort, hier in der sicheren Heimat wollte er ihr Bild zurücklassen.

„O Deutschland," sagte er einmal bei solcher Gelegenheit, „keine Tropenpracht, keine Palmenwelt mit allen Wundern kommt gegen deine frischen Wiesen und dein Buchenrauschen! Ich glaube, noch im Paradiese könnte mich Sehnsucht befallen nach dieser grünen Heimaterde!"

„Siehst du!" rief Juliana stürmisch, „ist die Erde nicht schön genug, den Himmel erwarten zu können? Was denkst du dir bei einer Ewigkeit, in der du Heimweh bekommen könntest? Was scheltet ihr mich, daß

ich so fest mit beiden Füßen auf dieser lieben grünen Erde stehe?"

„Aber es sind nur deine Füße," sagte Maria sanft, „deine Seele ist doch nicht staubgeboren und kann nie im Irdischen Ruhe finden!"

* * *

Das Kommando war nun da und damit der Abschied.

In entsetzlicher Aufregung wanderte der Professor durchs Haus aus Furcht vor dem Kommenden. Aber sie machten es ihm leicht, er fand, daß er sich Heldentöchter erzogen habe.

Walter und Maria trennten sich vor seinen Augen wie treue, tapfere Menschen, die sich in höherem Schutze wissen.

Hans und Juliana standen in ihrem kleinen Zimmer, noch mit dem Entschluß ringend. Endlich sagte er: „Wenn du es könntest, Juliana —" Aber seine Stimme brach, und sie fragte sanft: „Was, mein Hans?" wenn auch nicht ohne Unruhe, was nun kommen möchte.

„Wenn du in dieser Stunde nicht weinen wolltest —!"

Sie atmete tief. „Das kann ich. Sieh mich an!"

Er sah ihre zitternden Lippen sich teilen, er sah ihre Augen lächeln, hoffend, gläubig — da stotterte er noch: „Und wenn Gott —"

Dann küßte er sie rasch, fast hart auf den lächelnden Mund und ging fort. Von der Straße grüßte er noch einmal herauf, und in seinem Gesicht lag ein furchtbarer Ernst. Juliana aber stand am Fenster und lächelte.

* * *

Nach solchem Abschied scheint die Zeit vorläufig still zu stehen. Man weiß nicht, was das Leben plötzlich für ein Gesicht hat, und ratlos greift man hier und da nach irgend einer Beschäftigung, die eine so zwecklos wie die andere findend.

Die ersten Tage brachten aber dann noch die ersten Briefe, deren schnelle Beförderung anzeigte, daß die beiden noch nicht den Kontinent verlassen hatten. Dann wurden die Pausen etwas länger, dann war es nicht mehr zu berechnen — und nun kam die Zeit, wo das Schiff auf hoher See und erst am Bestimmungsort wieder anlegen sollte.

Die Schwestern waren nicht mehr müßig. Aber der Professor konnte vergessen, daß er einmal eine Tochter hatte, die mit ihm die griechischen Klassiker im Urtext las oder mit philosophischen Studien ihm folgte. Dafür hatte er jetzt zwei Töchter, die ihn lieblich umsorgten, denn in Juliana regte sich zum erstenmal der Trieb nach häuslich weiblicher Betätigung. Sie wollte doch auch das Geheimnis ergründen, warum durch Marias Hand das Haus immer und überall zu einer wahren holden Heimstätte wurde, wie auch Hans dies erkannt hatte.

Wenn sie las, waren es jetzt nur Zeitungen, Kolonialblätter, Schiffsberichte. Sie fand, daß sie so viel zu lernen hatte, um Hans überall folgen zu können, daß ihre bisher gerühmte Gelehrsamkeit eigentlich keinen Wert hatte für das Leben. Seltsam, und es kränkte sie nicht einmal! Alles Vorige war für sie vergangen, alles neu geworden durch ihre Liebe.

Wenn nur in dieser leeren Zeit, wo keine Nachricht kommen konnte, der Schlaf ihnen treu geblieben wäre! Aber Maria lag oft stundenlang wach, mit geschlossenen Augen, still, die Hände gefaltet. Oder sie machte Licht und las etwas, das friedlichen Glanz in ihre gespannten Züge brachte. Juliana aber saß aufrecht, oder sie wanderte leise und rastlos hin und her, oft fiebernd den Morgen erwartend.

Es waren die kurzen, hellen Sommernächte, wo das erste Morgenlicht so bald dem verblassenden Abendrot folgt. Einmal in der Frühe trieb die Unruhe Juliana so weit, daß sie nach unten schlich, durch den Saal in ihr kleines Wohnzimmer, um an einem Brief für Hans weiter zu schreiben.

Da sah sie etwas Eigentümliches. Durch einen Spalt der zugezogenen Vorhänge fiel ein Strahl der aufgehenden Sonne, der traf nur das rote Glas auf ihrem Schreibtisch und ließ es in der umgebenden Dämmerung aufleuchten wie ein magisches Gefäß. Ganz gebannt blickte Juliana darauf hin und nahm es langsam auf. Sie schob die Vorhänge auseinander und hielt das Glas gegen

das Fenster, zu dem der rosig angeglühte Morgenhimmel hereinsah. Leise, wie entrückt, sprach sie:

Der Morgensonne entgegen
Heb' ich mein rotes Glas,
Die füllt es mit funkelndem Segen,
Mit purpurnem edlem Naß.

Gleich Rosenblättern blinken
Die Morgenwölkchen darein —
Ich will dir Minne trinken
Und selig wie damals sein —

Da sah sie plötzlich den Sprung in dem schlanken Schaft, und wie von etwas Unerklärlichem getrieben, setzte sie das Glas nieder, aber so hart, daß es klirrte. Die rote Schale lag am Boden, und sie hielt nur noch den delphinumschlungenen Fuß in der Hand.

Ihre Augen öffneten sich weit, und mit trockenen Lippen phantasierte sie weiter:

O hebe zum durstenden Munde
Die trüg'rische Schale nicht,
Sie birgt einen Sprung am Grunde,
Und hart an den Lippen zerbricht

In blutig rote Scherben
Ein armes leeres Glas —
Wach auf, du! dein Lieb will sterben,
Sein Blut ist das rinnende Naß!

Am Tage nach dieser Vision im Frühlicht brachten die Zeitungen Schiffsnachrichten, die die Schwestern mit bleichen Gesichtern voreinander zu verbergen suchten.

Dann kamen schon vorbereitende Depeschen ins Haus: Schwere Stürme auf See, Schiffsunglück!

Dann: Untergang der „Weser".

Die Liste der Geretteten. Leutnant von Arnstedt II stand darin.

Eine ganz unbekannte, hohe, leere Stimme fragte: „Und Leutnant Arnstedt I?"

Juliana wußte nie, wem sie diese Frage gestellt hatte und wer ihr die Antwort darauf schuldig geblieben. Sie war in dem Augenblick erstarrt. Maria hatte gesehen, wie sich ihr Mund weit geöffnet hatte wie zu einem furchtbaren Schrei, aber er war nicht laut geworden. Sie hatte auch keine Worte, keine Tränen, und der armen bevorzugten Schwester, die kaum ihres Glückes sich ganz bewußt zu werden wagte, fiel es zu, Juliana aus ihrer Erstarrung zu wecken, weil man für ihren Verstand fürchtete.

Mit den schmerzlichsten Vorstellungen, die bei ihr selbst Tränenströme entfesselten, bezwang sie endlich auch die trockenen Augen Julianas, aber es war nur ein kurzes, stoßweises Weinen, das wenig Erlösung brachte. Aber sie sprach doch wieder, und — merkwürdig, ohne Klagen. Als Maria sie einmal kummervoll bewundern wollte, sagte sie nur: „Ich habe ja immer gewußt, daß alle Geschöpfe leiden müssen. Welches Recht hätte ich auf Schonung?"

Besuche nahm sie nicht an, keinen einzigen. Fertig werden wollte sie mit ihrem Unglück allein. In ihrer Seele war das unbewußte Flehen jener armen Hero an der Bahre ihres am Ufer zerschellten Geliebten: Berührt ihn nicht!

Ach, sie besaß nicht einmal seine Leiche, die lag am fernen Strand — aber auch sein Andenken sollten sie ihr nicht berühren, ihren Gram nicht betasten, nicht pflücken und ziehen an ihren Erinnerungen, das ungeheure Ganze ihres Schicksals nicht zerstücken.

Sie trug auch keine Trauerkleidung. „Er mochte mich nie in Schwarz," sagte sie zu Maria, die ihr wie selbstverständlich das Passende besorgen wollte, „er wollte mich immer in lichten Farben sehen, freudig wie das Leben selbst! Ich will sein Gedenken lieber in tausend Rosenblättern baden, als in schwarzen Flor hüllen!"

So trug sie Blumen in ihr Zimmer, soviel sie erlangen konnte, sein Bild mitten darin und sie davor in einem hellen Kleide, mit ihm redend wie zu einem Lebendigen.

„Ich will nicht glauben, Hans, daß du gestorben bist," konnte sie wieder und immer wieder sagen, „wenn ich dich immer lebend denke, immer aufrecht, wie ich dich einzig kenne, lebst du! Dann bist du nur fern, nicht tot!"

Aber das waren Vorstellungen einer Ekstase, die nicht vorhalten konnte. Die Wirklichkeit überfiel sie dann um so grauer und trostloser. Sie hatte es ja immer frei bekannt: Ich glaube an kein Leben nach dem Tode, ich kann es nicht. Was uns stirbt, ist uns verloren, es gibt kein Wiedersehen.

Nun kämpfte sie den Kampf mit dem fürchterlichen Nichts. Und davon ging es aus wie eine Lähmung, die alles Leben zum wesenlosen Schatten machte.

In dieser Zeit begriff sie zum erstenmal jene Lebensangst, von der sie wohl gehört, aber die sie nicht verstanden hatte. Doch ihre Natur bäumte sich dagegen, sie wollte stärker sein als die anderen.

Sie kehrte zu ihren Büchern zurück. Stieß die wirkliche Welt sie aus, mußte jene geistige unerschöpfliche Geisteswelt sie aufnehmen mehr denn je als ihr Kind. Manche Stunde gelang es ihrem geschulten Geist, sich gänzlich zu absorbieren, um so schlimmer war dann aber das trostlose Frösteln, das sie befiel, wenn sie eine erste Pause machte.

Sie las jetzt wieder mit ihrem Vater die klassischen Schriftsteller und suchte sich ganz in die Ideenwelt der Alten hineinzuleben, auch in ihre Vorstellung vom Tode. Und was sie las, das spann sie aus auf langen einsamen Gängen, die sie zu Marias Kummer oft heimlich unternahm und über das Maß ausdehnte.

Eines Abends war sie am Fluß entlang gegangen, jenseits des Hafenplatzes, wo er durch stille Wiesen zieht. Da fühlte sie plötzlich eine bleierne Müdigkeit und setzte sich an einer kleinen primitiven Landungsbrücke auf einen der großen Pflöcke, die zum Festlegen der Boote bestimmt waren.

Da sah sie ein mit Steinen beladenes Boot, das stromab kam, und fragte ohne Besinnen den Bootsmann, ob er sie mit zurücknehmen wolle bis zur Bastion. Der Alte sah sie erstaunt an und meinte lakonisch: „Ist kein Platz für 'ne feine Dame." Sie achtete aber nicht darauf, sondern schickte sich einfach an, hinüberzusteigen. Da bot er ihr die harte Hand, legte einen Sack auf die einzige schmale Bank am vorderen Ende und ließ sie sitzen.

Sie sagte nur: „Danke, ich bin so sehr müde," und der Alte: „Wird aber langsam gehen, ist keine Lustfahrt, hab' schwer geladen." Dann schwieg er die ganze Weile, und sie dachte: Du weißt nicht, wen du fährst, wer schwerer beladen ist, dein Boot oder ich.

Langsam fuhren sie zwischen dem grünen Gelände dahin. Der Fluß trieb bleifarbene träge Wellen, und auf den Wiesen lag ein fahler Schein, der die tausend Blumen fast schon farblos erscheinen ließ.

„Asphodelos," murmelte Juliana, und sogleich wurden ihr die leise steigenden Nebel zu den schwankenden Schatten jener unterweltlichen Wiesen, zu denen der schweigende Fährmann auf dem dunklen Fluß die Seelen fährt.

Immer mehr erlosch das Licht; landwärts, um die Stadt lagerte noch ein mattrötlicher Dunst, über dem Wasser aber wallten näher und näher die grauen Schleier.

Und wie die Nebel, so verdichteten sich auch Julianas traumhafte Vorstellungen und wurden zu Versen:

Ob du wandelst auf den Asphodeloswiesen,
Teurer Schatten, ruhelos und bang?
Horchst zurück du nach der grünen Erde,
Auf der letzten Menschenstimme Klang?

Fühlst du es, wie meine Tränen fließen,
Wie mein Herz mit seinem Jammer ringt,
Fliehst du darum noch des Stromes Welle,
Der dir sonst ein tief Vergessen bringt?

Ach, dann müßt' ich meine Seele stählen,
Schweigen heißen meinen lauten Schmerz,
Sonst behältst du ja im Reich der Schatten
Noch dein schlagendes, dein Menschenherz!

Willst du trinken? Tu's! Will dich nicht stören,
Neige dich hinab zur dunklen Flut,
Tu' den einen Zug aus jenem Wasser,
Und gelöscht ist alles Sehnens Glut.

Ach, nun seh' ich dich mit stillem Antlitz,
Ganz gelöst von mir, ganz frei!
Aber ich — ich darf nun wieder weinen,
Wehren nicht dem eingepreßten Schrei.

Denn erst jetzt hab' ich dich ganz verloren,
Zu den sel'gen Geistern schwingst du dich,
Und indes auf der verarmten Erde
Werd' zum ruhelosen Schatten — ich.

In dieser Nacht schlief sie leichter ein als sonst, durch das Spinnen ihrer Phantasie unter den Flußnebeln schien sie in eine Traumwelt versetzt. Aber die Scheinruhe hielt nicht vor, mitten in der Nacht erwachte sie und sagte sofort laut und bewußt: „Willst du trinken? Tu's! Will dich nicht stören —"

Und dann brach sie in Tränen aus, als wäre ihre Verlassenheit erst jetzt eine vollständige.

* *
*

Indessen las Maria auch nicht ohne Unruhe die Nachrichten von Walter. Seine Gesundheit war schwankend geworden, er vertrug das Klima weniger als vor dem in

Europa verbrachten Urlaub. Der nächste Brief brachte dann die Nachricht, daß er ohne sein Nachsuchen Dispens erhalten habe, schon jetzt in die Heimat zurückzukehren. Da schon ein Arnstedt dem Kolonialdienst zum Opfer gefallen, wünschte man den anderen dem deutschen Heere zu erhalten.

„Das ist einmal gerecht und gut!“ rief Juliana mit ihrer alten Lebhaftigkeit, die ihre Schwester fast bestürzt machte, und als sie in Marias Gesicht noch eine Scheu mit dem offenen Glück kämpfen sah, setzte sie rasch hinzu: „Sei doch glücklich, Maria, sei es ganz! Achte nicht auf den Schatten, den ich werfe, ohne es zu wollen.“

Sie bezwang sich aufs äußerste in dieser Zeit, die Walters Ankunft vorausging. Sie wurde teilnehmend und zugänglich in dem Gefühl eines unbewußten Stolzes: Ich will neben der Glücklichen kein Gegenstand des Mitleids sein.

Sie täuschte selbst Maria, die allmählich wagte, ihre Freude mehr zu zeigen, sie täuschte ihren Vater, der sie glücklich ein heldenhaftes Weib nannte, und sie täuschte die Menschen, die von ihr sagten: Die schöne Juliana Matthesius hat sich schon getröstet! Diese gelehrten Frauen haben doch eigentlich kein Herz.

Als im September das Theater eröffnet wurde, sprach sie sogar davon, hinzugehen. Maria erschrak und wollte es ihr ausreden. „Der Menschen wegen?“ fragte Juliana, „du weißt, daß ich ihretwegen nie etwas tue oder lasse.“

„Aber du selbst — mutest du dir nicht zuviel zu?“

„Ich selbst habe so oft das Reden über die Kunst und ihre erhabenen Ziele und Zwecke mitgemacht, warum soll ich ihre Kraft nicht einmal erproben?“

Das klang für Marias Ohren wie Spott, und sie traute dem Experiment nicht. Juliana aber saß scheinbar ruhig in ihrer Loge und hörte die Tannhäuserouverture mit einer Art schmerzlichen Lust. Aber als dann das Spiel anhob, kämpfte sie plötzlich mit einer widrigen Empfindung. Das waren die vertrauten Künstler nicht mehr, die das Beste aus ihren Rollen machten, es waren ihr plötzlich geschminkte Marionetten, die etwas menschlich Heiliges profanierten. Erst als sie mit geschlossenen Augen dem Pilgerchor lauschte, hatte sie wieder ein reineres Gefühl. Aber dann — die suchende Elisabeth! Die furchtbare Frage: „Kehrt er mit den Begnadigten zurück?“

Die ganze Vernichtung: „Er kehrt nicht zurück,“ machte ihr aber nicht mehr zu schaffen als das „mit den Begnadigten“.

* * *

Als Walter erwartet wurde, fuhr Maria mit ihrem Vater zur Bahn, um den Verlobten abzuholen. Juliana hörte den Wagen vorfahren und ging ins Vorzimmer, um ohne Aufschub dem schweren Augenblick standzuhalten.

Aber sobald sie unten im Flur seine Stimme hörte, diese gewisse Arnstedtsche Stimme, die beide Vettern gemeinsam hatten, floh sie mit wild klopfendem Herzen zurück bis in den letzten Raum der Zimmerflucht. Dann kam Marias Stimme, die zaghaft ihren Namen rief — sie blieb zurück, und Walter trat allein über die Schwelle.

Und nun — ja, was half nun aller Kampf, wo war ihre vermeintliche Kraft? Sie fühlte nur das eine: dieser steht aufrecht da, auf der Schwelle der Heimat, der andere liegt in fremden Sand gestreckt.

Einen einzigen Schritt trat sie auf ihn zu, dann schwankte der Boden, und das Licht erlosch. Walter fing die Sinkende auf.

Es war keine lange Ohnmacht, und sowie sie erwachte und Marias angstvolles Gesicht über sich erkannte, sagte sie mit einer hastigen verschüchterten Stimme: „Verzeih' mir, das wollte ich nicht. Aber sieh mal, seine Stimme — das, das war zu viel.“

„Mein armes Kind, wir hätten's dir ersparen müssen,“ sagte Maria erschüttert, „ich bin ganz zerrissen von Selbstvorwürfen.“

„Nein, nein, warum ersparen?“ flüsterte Juliana weiter, „einmal mußte es ja doch sein. Aber glaubst du — sag' ehrlich! — du würdest es einfach tragen, wenn es umgekehrt, wenn Hans zurückgekommen und der andere ausgeblieben wäre — siehst du, du zuckst schon bei dem bloßen Gedanken! Also der eine hier, der andere im tiefen Meer oder am fremden Strand — ohne Wiedersehen!“

„O, mein Herz, halt still! Gottes Hand wird ihn auch finden im Meeresgrund oder am fernen Strand und wird ihn dir zuführen — einst! Euer Wiedersehen ist nur vertagt, aber es ist euch gewiß!"

Juliana klammerte sich an die Hand der Schwester und sah sie durchbohrend, beinahe feindlich an. „Der Neid, o, der Neid!" murmelte sie dann.

„Juliana! O meine Schwester!" schrie Maria leise auf und verbarg ihr Gesicht.

Da kam sie zu sich und sagte in ganz verändertem Ton: „Ach, du glaubst, der Neid auf dein Bewahrtsein macht mich wahnsinnig? Nein, o nein, so erbärmlich bin ich nicht gesunken! Dein Glück werd' ich ertragen, mich mit dir wieder freuen lernen; was meinen Neid weckt, ist nicht dein Glück, sondern dein Glaube!"

* * *

Am nächsten Tage war Juliana so weit gefaßt, daß sie ihrem Schwager gegenübertreten, ja in einer wahrhaftigen und schönen Weise ihn begrüßen konnte. Aber nun war es an ihm, sich tief befangen zu fühlen, auch so ergriffen von ihrer völlig durchgeistigten Schönheit, daß er ungeschickt nach Worten suchte und sie es war, die im Anfang das Gespräch führte. Nach einer kleinen Pause sagte sie dann: „Sprich jetzt nur von Hans, ich warte darauf."

Und so schwer es ihm wurde, so sehr brannte es ihm doch auch auf der Seele, von dem lieben verlorenen Gefährten zu sprechen. So fing er an, von der Zeit vor der Katastrophe zu erzählen, von der anfangs so glücklichen Fahrt, von ihrer noch glückseligeren Stimmung, mit der sie einander das Heimweh zu verscheuchen suchten, indem sie Bilder der Zukunft heraufbeschworen, bis der entsetzliche Sturmtag kam.

„Schon war höchste Gefahr im Anzug," erzählte Walter, „als wir, Seite an Seite stehend, die Möglichkeit eines furchtbaren Ausganges erfaßten. ‚So glücklich zu sein wie wir — und vielleicht davon zu müssen — gibt Gott das zu?' sagte Hans, und eine große Hoffnungslosigkeit dämmerte in seinem Blick auf. ‚Aber vielleicht entkommt einer!' — Das Schiff schütterte, und die See brüllte und riß tausend Wellenrachen auf. Dann wieder kurze Pause. ‚Der eine tritt dann zu seinem Glück ein trauriges Erbe an, das er kostbar hüten muß: die verlassene Schwester. Aber die Aufgabe wird für dich oder mich eine ungleiche sein. Deine sanfte Heilige wird vollends zum Engel werden — mein schönes Heidenkind wird sich empören — aufbäumen — aber sag' ihr — sag' ihr —' Er schrie es schon, und unser ‚Hilf Gott!' erstarb vor einem grauenvollen Ton. Im nächsten Augenblick das Chaos — schon sah ich ihn kämpfen — dann kämpfte ich selbst."

Sie schwiegen alle. Juliana saß aufrecht, mit großen trockenen Augen. „Ich habe das letzte Wort nun nicht zu hören bekommen, das du mir sagen solltest," sprach sie endlich, „was war es wohl? Als er fortging, verlangte er als letztes, daß ich nicht weinte, lächeln sollte ich! Und ich habe es über mich vermocht. Lächelnd habe ich ihn geküßt, lächelnd ihm nachgewinkt. Vielleicht verlangt er das auch jetzt?"

Über ihre beschatteten Züge ging ein herzzerreißender Ausdruck, Walter aber nahm ihre Hand und sagte sanft: „Nein, Schwester Juliana, *meine* Schwester durch sein Vermächtnis, er würde dich weinen lassen! Aber was er aussprechen wollte, war ganz gewiß: Sag' ihr, sie soll an ein Wiedersehen glauben!"

* * *

Daß Walter von Arnstedt die Ausschaltung vom Dienst notgetan, zeigte sich noch weit mehr, als die Erregung der ersten Tage etwas nachließ. Er hatte nur ganz kurze Zeit bleiben wollen aus Furcht, Juliana durch seine Gegenwart zu schaden, da aber bestand zum erstenmal Maria auf ihrem Recht.

„Niemand darf dich jetzt pflegen und dir wohltun als ich," sagte sie fest. „Kann es hier nicht geschehen, müssen wir alles daran setzen, unsere Verbindung zu beschleunigen. Geh' es, wie's geh', anderen lassen kann ich dich jetzt nicht mehr."

Aber auch Juliana ahnte schon, was in den beiden vorging, und sie tat alles, um sie über sich täuschend zu beruhigen.

So blieb Walter; einem tiefen Ruhebedürfnis nachgebend, lag er in den sonnigen Septembertagen im Garten, alles Grübeln und die gewaltsamen Erschütterungen der letzten Zeiten von sich weisend.

Oft hörte er geduldig des Professors weltferne Abhandlungen und freute sich über das zufriedene Gesicht, mit dem dieser ihn dann verließ, in dem Gefühl, seinem kranken Gast die Zeit vertrieben zu haben und nun desto sicherer in seine Büchereinsamkeit zurückkehren zu dürfen.

Oft saß das Brautpaar allein in stillem unbeobachtetem Glück, zuweilen auch war Juliana Walters einzige Gefährtin. Seit sie sich an seine Gegenwart gewöhnt, empfand sie sogar allmählich einen starken Zug zu ihm als demjenigen, der ihrem Hans im Leben am nächsten gestanden, der seine letzten Augenblicke geteilt hatte. Oft und oft freilich durchschauerte es sie noch, wenn ein Ton, eine Bewegung, die große verwandtschaftliche Ähnlichkeit, die zwischen den beiden bestanden, zum Ausdruck kam, aber im ganzen schien sie ruhiger und natürlicher. Walter und Maria sprachen oft davon, daß sie noch auf völlige Seelenheilung hofften.

Eines Morgens waren beide Schwestern im Hause beschäftigt. Juliana ging Maria jetzt mehr in allem Häuslichen zur Hand, da sie daran dachte, sie bald völlig ersetzen zu müssen.

Walter lag im Garten in seinem langen Stuhl. Er trug nicht mehr den weißen Anzug mit dem Tropenhelm, den Juliana nie ohne Grauen sehen konnte, sondern eine bequeme Joppe und einen recht verschossenen Jägerhut.

Beide Schwestern unterbrachen sich zugleich in ihrer Arbeit und sahen nach ihm hin durch das breite Fenster des Gartensaales. Da faßte Juliana Marias Arm und sagte wieder in dem erregten, verschüchterten Flüsterton, den sie jetzt lange nicht gehabt: „Sag' mir doch, wie sollen wir uns denn das Wiedersehen denken? Würdest du Walter nicht auch am liebsten so sehen — mit dem lieben braunen Gesicht, mit den Augen bald müde, bald blitzend, eben mit Menschenaugen, und mit der wechselnden Haltung, dem wechselnden Tone — so, so wie ich Hans immer sehe? Sage, daß du dir nicht den Cherub vorstellst mit glänzenden Flügeln und stillen, wesenlosen Augen!"

Erschrocken umfaßte sie Maria und küßte sie auf die armen, fast irren Augen. „Laß doch, laß doch," bat sie, „du marterst dich mit Fragen, auf die dir niemand antworten kann!"

„Aber warum kann mir niemand antworten? Warum ist alles so rätselhaft? Ach, Maria, ich werde euren Gott nicht begreifen, und ich kann mich nicht nach eurer Seligkeit sehnen!"

„Wer kann das, mein Kind? Was wäre das für ein Gott, den wir begriffen — was das für eine Seligkeit, die nicht über dem Maßstab unseres irdischen Wahnes vom Glück stünde?"

„Über dem W a h n? Ist deine Liebe ein Wahn? Bist du nicht selig in deinem Besitz?"

„Ich wäre es nicht, wenn ich mein Schicksal nicht im Lichte der Ewigkeit ansähe," sprach Maria fest, „denn unser irdisches Glück steht unter dem hängenden Schwert."

Von nun an schwiegen sie wieder über diese Sache, aber in Juliana war ein beständiges Ringen, das in seiner Stille und Wortlosigkeit sie fast verzehrte. Einmal glaubte sie, daß eine Krankheit im Anzuge sei, aber ohne erkennbare Symptome gingen diese Tage großer Schwäche wieder vorüber, zum erstenmal weniger von der treuen Schwester beachtet, die nun einmal ganz mit dem eigenen Geschick beschäftigt war, da in kurzer Zeit ihr stilles Scheiden aus dem Vaterhause bevorstand.

In einer dieser letzten Nächte hörte sie aus Julianas Zimmer ein leises, lindes Weinen, wie wenn ein Kind sich in den Schlaf weint, dazwischen, als sie an die Tür schlich, in unbeschreiblichem, auch fast kinderhaftem Tone: „Wiedersehen — Wiedersehen!"

Maria wagte nicht einzutreten, aber sie flehte, daß es ihr vergönnt sein möchte, der Schwester vor der Trennung noch einen wirklichen Trost zu gewähren.

Da fand sie Juliana einmal bei der Bibel. Mit glühenden Wangen und trostlosen Augen saß sie da, und auf Marias freudigen Anruf sagte sie hastig: „Ich suche ihn, o, ich suche Gott täglich! Aber es ist,

als wenn er sich noch verbirgt, als wenn er sich nicht finden lassen will."

„O, mein Herz," sagte Maria ergriffen, „laß dir helfen auf dem fremden Wege!"

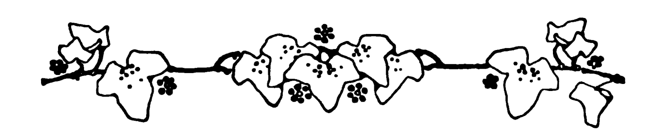
„Helfen? Von Menschen meinst du? Nein, wenn ich den Zugang allein nicht finden kann — Aber siehst du, auf mein Fragen find' ich überall mehr Erschreckendes, als was Trost und Mut gibt."

„Darum sollst du dir helfen und das Rechte suchen lassen."

Sie wehrte wieder und fuhr erregt und sich überstürzend fort: „Was ich auch sonst bin, ehrlich war ich wenigstens immer! Und wenn ich Gott frage, ob er mich annimmt, trotzdem das erste, was mich auf diesen Weg trieb, nicht — die Sehnsucht war, Gottes Angesicht zu schauen, sondern das heiße Verlangen, mein verlorenes Glück einst wiederzusehen — wenn ich so fragend die Bibel aufschlage und finde den Spruch: ‚Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!' — dann, Maria, dann fühle ich mich verworfen!"

Sie hielt zitternd inne und deckte die Hand über die Augen. Auch Maria bebte unter der Schwere dieser Frage. Aber nur einen Augenblick. Dann schlug sie mit kundiger Hand das Buch auf und las: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte —"

In vorgeneigter Haltung stand Juliana, die Worte von den Lippen der Schwester nehmend. Ich jage ihm aber nach! wiederholte sie feierlich, und aus ihren Augen brach ein zaghafter Strahl, der etwas hatte vom Licht der Ewigkeit.



Mein Bethlehem

Niemand hat es je geglaubt,
Daß ich wirklich seßhaft würde.
Ach, und süße Sehnsuchtsbürde
Beugt auch mir doch Herz und Haupt!

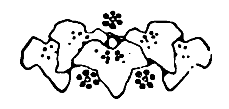
Nicht die Berge weißgekrönt,
Die sich fern im Blau erheben;
Nicht ein buntes Wanderleben
Ist es, was mein Herz ersehnt.

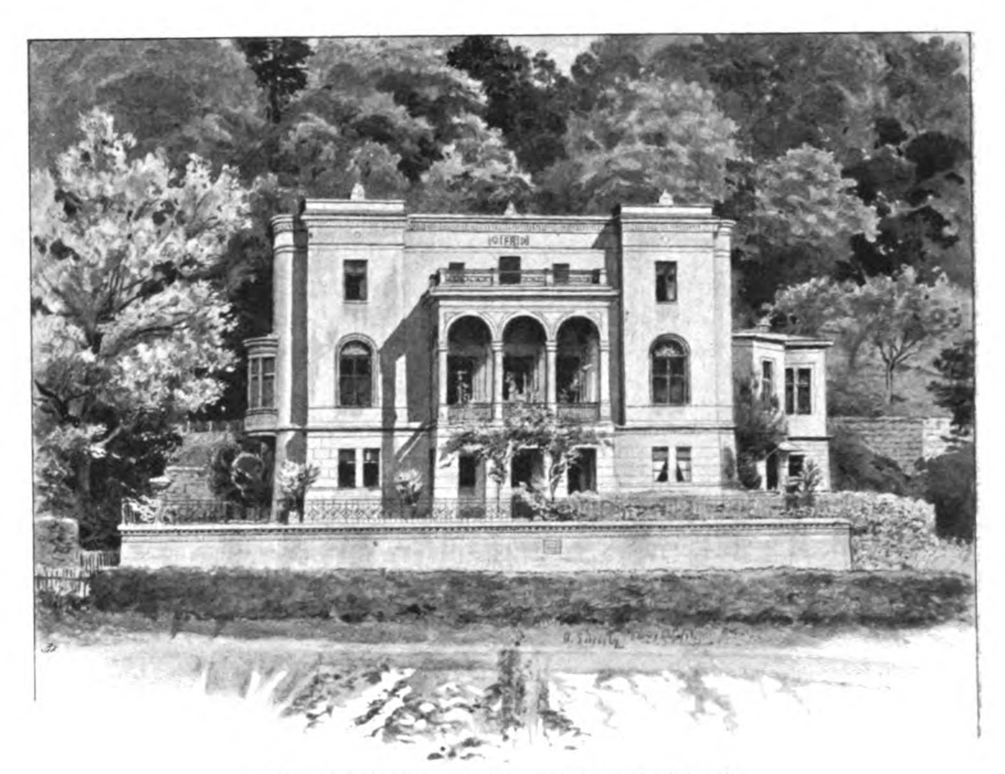
Aber suchen muß ich gehn
Eine Fremde, Unbekannte,
Die ich träumend Liebste nannte,
Doch im Wachen nie gesehn!

Führend sah ein Stern herab
Auf der Könige gläubiges Wallen
Zum Marienkind, das allen
Liebe und Erlösung gab ...

Zeig' auch mir die Stätte an,
Stern, zu meinen Häupten hangend,
Wo sie weilt, die mich umfangend
Leid durch Liebe lösen kann! — —

Georg Busse-Palma





Front des Reuter= und Wagnermuseums in Eisenach.

Wagnermuseum und Wagnerdenkmal

Von

Wilhelm Kleefeld

(Nachdruck ist untersagt.)

Wie ein über die Jahrzehnte zurück=hallendes Echo des Kampfrufes um Wagner, um Wagnersche Kunst scholl es im vergangenen Sommer durch die Lande.

War der Streit der Meinungen, wie er um den lebenden Genius getobt, zu neuer Entfaltung um des Toten Gestalt erwacht? War die Gegnerschaft, die sich so schwer und wuchtig gegen die schweigenden Denk=mäler seiner Partituren aufgelehnt hatte, zu neuem erstarktem Ringen gegen seine Person in kaltem Marmor entflammt?

Nein, dieser Zank und Streit hatte nichts gemein mit dem ehrlichen Krieg der über=zeugten Kunstgegner, dieser peinliche, ver=stimmende Austausch von Unhöflichkeiten drehte sich im Grunde nicht um Wagner, seine Gestalt und seine Werke, er richtete sich vielmehr gegen die vermeintliche Gefahr, der Genius Richard Wagners und sein Anden=ken, wie sie im reinen Gedächtnis des Vol=kes leben, könnten durch einen allzu lauten und bunten Festbetrieb eher entweiht als, was man doch hüben wie drüben wohl wünschte, verherrlicht und erhöht werden. Das schuf dann eine feindselige Erhitzung der Gemüter, die man im Grunde nur be=klagen konnte.

In der aufwallenden Leidenschaft wurde sogar die These verkündet, es bedürfe über=haupt keines Denkmals aus Stein und Erz für den Dichter, der sich mit unauslöschlicher Schrift in die Herzen eingegraben, die deutsche

Nation sehe ihren Helden hehrer und klarer, als ihn der Meißel des Bildners hinzuzaubern vermöge.

Gewiß haben diejenigen recht, die erklären, es brauche des sichtbaren Wahrzeichens nicht, um der Welt unseren Dank zu melden für den Meister, dessen gewaltiger Dämon ihn zwang, so unglaublich Großes zu schaffen. Gewiß sprechen diejenigen die Wahrheit, die sagen, für Wagner kämpfen ganz andere Mächte, ihm huldigt der lebendige Gegenwartsgedanke seiner Kunst mehr als hundert Standbilder.

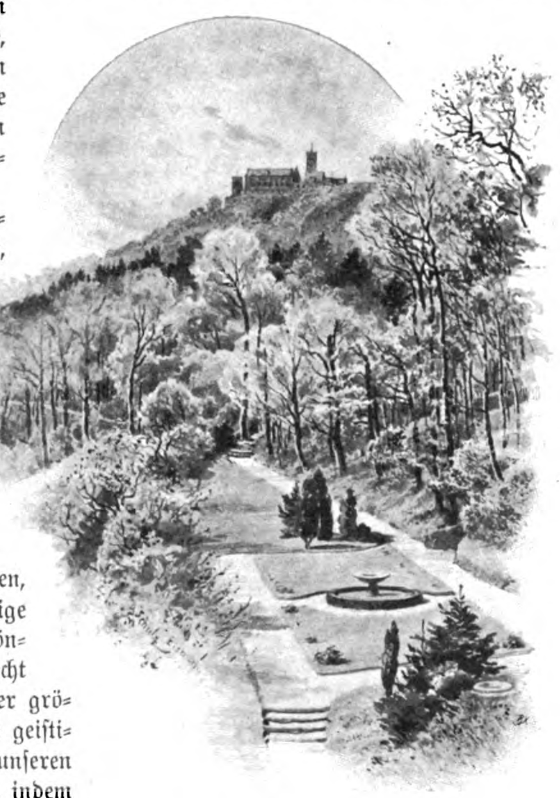
Doch hat sich nun einmal die Tradition gebildet, die Heroen aller Gebiete in dieser im letzten Grunde sinnigen, würdigen und charakteristischen Weise zu ehren; darum keine langen Diskussionen, keine Spiegelfechtereien — zollt Wagner den Tribut, den ihr Goethe, Schiller, Beethoven gezollt! Aber glaubt nicht, daß diese Tat euch der zahllosen übrigen Pflichten gegen ihn überhebe, glaubt nicht, daß diese Pflicht gegen seine Person die in gewissem Sinne höheren, anspruchsvolleren Pflichten gegen seinen Geist, seine Werke ersetze.

Gustav Eberleins würdiges Wagnerdenkmal im Berliner Tiergarten, so schön es sein mag, so feinsinnig es uns des Meisters Gestalt und Wesen verlebendigt, es befreit den weiten Kreis der Wissenden und Vertrauten nicht von der untilgbaren, unvergänglichen Schuld, die die Diener der Kunst und der Wissenschaft tragen, der Wagner geglüht. Und diese Schuld kann nicht durch Feste und Schaustellungen, sondern nur durch Arbeit und geistige Regsamkeit beglichen werden. Wir können Wagner nur in dem Sinne gerecht werden, daß wir seinem Geist immer größere Ausbreitung geben, daß wir die geistigen Ziele seines Wirkens uns und unseren Mitmenschen immer klarer erschließen, indem wir das Gut seiner Taten zu dem Gut der Nation, der Kultur machen.

Um den verschlungenen Pfaden seines geistigen Wachsens und Wirkens nachzugehen, bedarf es neben der klanglichen Verlebendigung der Werke auch der forschenden Begleitung der Entwicklungsphasen, des wissenschaftlichen Erfassens der aus dem inneren Drang geborenen Bekenntnisse.

Vor einigen Jahren trat bereits ein Institut ins Leben, das diesen Zielen zusteuerte, das Wagnermuseum in Eisenach. Die Zeit hat gelehrt, daß die Hoffnungen, welche die Begründer daran knüpften, eitel, die Befürchtungen der Widersacher aber leider sehr berechtigt waren.

Die Geschichte des Museums mahnt an eine launenhafte Komödie. Ein in Wien ansässiger Privatmann benutzte die Muße seines arbeitreichen Lebens zunächst zu seiner persönlichen Unterhaltung und Erbauung, Wagnererinnerungen zu sammeln. Mit Bienenfleiß trug er alles, was ihm unter die Finger kam, zusammen, alles, was den Namen Wagner führte, was nur im entferntesten auf Wagner, seine Familie, seinen Kreis, seine Werke, seine Ideen hinwies oder dahin zu deuten war. Nikolaus Oesterlein



Blick vom Museumsgarten auf die Wartburg.

war kein Fachmann, er war Laie, Dilettant und dachte gar nicht daran, höheren Anspruch zu erheben. Erst die Not trieb ihn dazu, die Gefahr, der Fülle des Stoffes nicht mehr Herr zu werden, der Summe von Sammelstücken nicht mehr Raum bieten zu können in seinem Privathaus. So entschloß er sich, die aufgespeicherten „Schätze" in für die Öffentlichkeit bestimmte Räume überzuführen und als Wagnermuseum der breiten Allgemeinheit zu überliefern. Das war am 3. April 1887 in Wien. Die anschwellende Wagnerliteratur, von den bändereichen Monographien hinab bis zu den unscheinbarsten Zeitungsausschnitten, sprengte bald auch diese begrenzten Räume, und der Sammler sah sich genötigt, um dem Museum einen entsprechenden Platz zu verschaffen, an das öffentliche Interesse zu appellieren. Oesterlein trug seine Sammlung zum Verkauf an. War der Preis von 90000 Mark auch nicht so erschreckend hoch, so schien er den Kennern und Fachleuten doch zu hoch in Anbetracht der stark anfechtbaren Bedeutsamkeit.

So mußten noch Jahre vergehen, bis der Handel zum Abschluß kam. Mittlerweile gab es viel Streit über den würdigsten und zweckmäßigsten Platz.

Da Wien, der Sitz des damaligen Museums, keine ernste Miene machte zum Erwerb, so wurde Weimar vorgeschlagen. Einige begeisterungsfähige Männer betrieben den Plan. Man legte die Beziehungen des Genius zu den Thüringer Landen dar. Hatte nicht der Sängerkrieg der Wartburg neuen Glanz verliehen? Und war es nicht Wagner — wie der Mitbegründer des Wagnermuseums sich ausdrückte —, „der in den ewig frischen Kranz geistiger Großtaten, der unsere grüne Heimat umschlingt, neue unverwelkliche Blumen und Blätter band?" Während die Zinnen der Wartburg durch den Willen ihres Burgherrn zu neuem Glanz erstanden, Stein auf Stein zum kreuztragenden Bergfried sich türmte, entflammte allerorten der Tannhäuser die Gemüter, und mehr als jeder andere Dichter und Sänger seit der Minnesängerzeit ließ Wagner auf dem von der Landgrafenburg beschatteten Berge die blaue Blume zu züchtigem Werk sich verjüngen. Die neue Bewegung der dramatischen Musik, die den Stempel Richard Wagners trägt, ging großenteils von Weimar aus, wo auch ein „treuer Nachbar" des Großherzogs oft und bis zu seinem in Bayreuth erfolgten Ende Aufenthalt nahm: Franz Liszt, der Schöpfer der „Heiligen Elisabeth". So umschlingen und verschlingen zahlreiche Fäden und Beziehungen den Bayreuther Meister mit der Thüringer Heimat, mit der Wartburg, mit Weimars Fürsten und mit jedem, der stolz mit Rothari, dem Edlen, sagen kann: „Ich bin ein Thüring."

Die Thüringer Lande also glaubten einen Anspruch auf Wagner zu haben; da aber Weimar mit der Verwirklichung des Planes zu lange zurückhielt, so mußten eifrige Männer der Tat die Nachbarstadt Eisenach dafür zu gewinnen. Mit heimischen und fremden Mitteln wurde der Fonds geschaffen, und nunmehr, nachdem auch der Großherzog seine Geneigtheit angedeutet, nachdem Anfang des Jahres 1895 der Aufruf von Eisenach aus über die Lande geklungen, wurde bereits am 4. März jenes Jahres der ersehnte Wunsch Wirklichkeit.

Eisenach erhielt das Wagnermuseum. Ein eigenartiger Zufall, der dem kritischen Beurteiler eher als Hemmnis erscheinen mochte, hatte den Plan begünstigt und beschleunigt. Am 9. Juni 1894 war die Witwe Fritz Reuters in Eisenach gestorben und hatte die Villa am Eingang des Helltales am Fuße der Wartburg, worin der Lebensabend des Dichters verglommen, der Schillerstiftung vermacht. Die verschiedenartigsten Pläne der dementsprechend zweckmäßigsten Verwertung tauchten auf, schienen aber alle schwer oder gar nicht ausführbar. Man übertrug die weitere Verfolgung der Nutzbarmachung einem geschäftigen, arbeitsfrohen Manne, Hofrat Joseph Kürschner, der den Gedanken eines Reutermuseums ausbaute und, als die Wagnermuseumsfrage so viel ventiliert wurde, auch mit kecker Zuversicht diesen an sich so heterogenen Gedanken damit verknüpfte. Er setzte denn auch den Ankauf der Villa durch die Stadt Eisenach, die zweckentsprechende Renovierung und Ausnutzung als Reuter- und Wagnermuseum durch. So sind zwei recht ungleiche und schwer vereinbare Geister zusammengeführt worden. Mehrere Zimmer sind ziemlich streng in dem Zustande, wie sie



Revolutionsbilder aus der Dresdener Zeit Richard Wagners.

einst Reuter bewohnt hat, pietätvoll diesem gewidmet, die größere Zahl der Räume aber ist dem Größeren freimütig überlassen worden: Richard Wagner.

Wenn gegen diesen Familienanschluß sich vom Standpunkte des Bayreuthers auch manches einwenden ließ, gegen die Lage des Wagnermuseums als solche dort in dem Herzen Deutschlands, im Angelpunkt der ethischen und künstlerischen Reformbewegungen seit dem letzten Halbjahrtausend, kann schwerlich etwas ins Feld geführt werden. Draußen vor den Toren der schmucken Stadt Eisenach, wo sich die geräuschvolle Geschäftstätigkeit in lauschige Natureinsamkeit verliert, steigt man auf leichtgeschwungenem Pfade zu dem säulengetragenen Hause empor, dessen freie Fronten ein zierlicher Garten umrahmt, dessen Fenster den Blick nach allen Himmelsrichtungen über die Berge und Wälder führen, dessen Dach die trotzige Wartburg grüßt. Man wandelt über behagliche Treppen und tritt in lichte Räume, die einen stillen Poeten mit stimmungsvoller Laune füllen, die aber für ein Museum, zumal für ein Wagnermuseum, drückende Beschränkung zeigen.

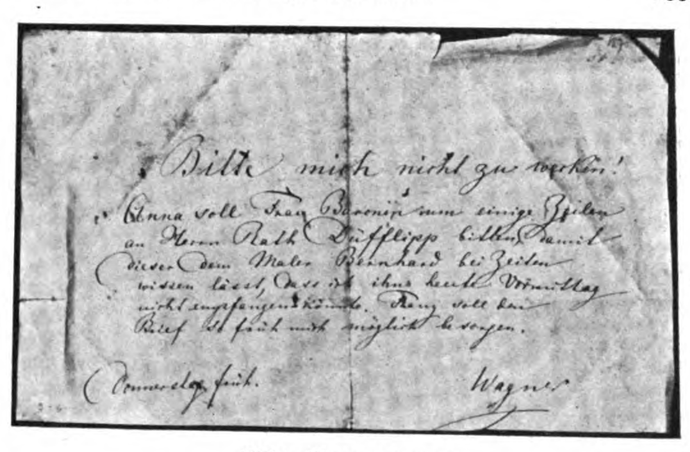
Dankbrief Richard Wagners aus dem Jahre 1878.

Durchwandern wir als harmlose Beschauer die Räume! Im ersten Zimmer, dem größten der Flucht, Wagners Leben. Bilder aus der Leipziger Kinderzeit, das Geburtshaus auf dem Brühl, die Familienmitglieder, dort das Klavier, an dem der Lehrer Weinlig den ersten Unterricht erteilte. Dann Würzburg, Magdeburg, Lauchstädt, Riga, Memel, Königsberg. Endlich Weimar und Dresden! Viele große Namen der sonnigen und der stürmischen Dresdener Tage, Revolutionsbilder, Steckbrief. Der Weg führt zur freien Schweiz, dann über Karlsruhe nach München. Den Münchener Triumphen gilt das zweite Zimmer, das den beiden großen Persönlichkeiten, die die siegreiche Entscheidung herbeigeführt, ein Denkmal setzt: König Ludwig und Franz Liszt. Von hier betritt man das Bayreuthzimmer mit all den bekannten Porträts der Freunde und Widersacher, mit den Seitzschen Kostümskizzen zu den „Nibelungen", durch Wagners eigenhändige kritische Randbemerkungen besonders wertvoll gemacht, mit den etwas fremdartigen Parsifalblättern des Spaniers Egusquiza, mit der Originalzeichnung zu dem Sgraffitogemälde über dem Eingang der Villa Wahnfried in Bayreuth, vom Schöpfer Robert Krauße selbst gestiftet, mit hundert und aberhundert Bildern und Dokumenten der Festspieljahre 1876 und 1882.

Auf den Ort der höchsten Lebensentfaltung die Kammer des Todes. Das Venediger Sterbehaus, der Vendramin, die Totenmaske und andere Erinnerungen an den Heimgang erhalten einen lichten Rahmen durch die warmblütigen Familienbilder, die Kinder in verschiedenen Kostümaufnahmen und das eigenartig fesselnde, wenn auch für manchen gewiß nicht geschmackvolle Bild von Jonkowsky, die heilige Familie, deren Köpfe die Züge der einzelnen Glieder der Familie Wagner, von Cosima bis zu Siegfried, tragen.

Von hier tritt man auf das Treppenhaus, dessen Absätze mit Illustrationen zu Wagnerischen Werken, mit Theaterzetteln usw. geschmückt sind, steigt empor zum oberen Stock-

werk, an den Porträts der Darsteller vorbei, und gelangt in ein Zimmer, das auf Wagnerische Werke bezügliche Gemälde aufweist, in ein Zimmer mit Altbayreuther Ansichten und Kuriosis der Festspieljahre und steht plötzlich — vor verschlossenen Türen. Sie führen zu Aufbewahrungsräumen für noch nicht völlig gesichtete Sammelmappen und zu der Bibliothek.



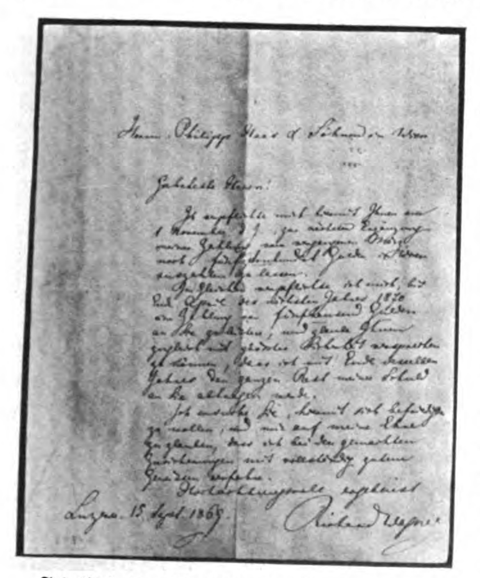
Bitte mich nicht zu wecken!
Anna soll Frau Baronin um einige Zeilen an Herrn Rath Düfflipp bitten, damit dieser dem Maler Bernhard bei Zeiten wissen lässt, dass ich ihn heute Vormittag nicht empfangen könnte.

Donnerstag früh.

Wagner

Billett Richard Wagners.

Eine Glasscheibe gestattet einen sehnenden Blick aus der Ferne auf diese an sich gewiß nicht zu unterschätzende Wagnerbibliothek; einen wehmütigen Seufzer sendet der Fremde zu diesen unzugänglichen Schätzen und geht kopfschüttelnd, zweifelgeplagt seiner Wege. Wenigstens ging er zu Lebzeiten des Eisenacher Begründers der Sammlung, er mußte gehen, da man damals die Bibliothek nur als Schaustück präsentierte. Zwar erkannte schon dieser Begründer manche der zahlreichen Mängel, er entschuldigte sich gleichsam selbst wegen dieser Bibliothekseinrichtung, er erklärte selbst manches für mangelhaft und unzureichend. Wenn wir mit ihm gern über die durch die moderne Technik erzwungene Ausbreitung der photographischen Reproduktion gegenüber anderen vom künstlerischen und Sammlerstandpunkt wertvolleren Nachbildungen hinwegsehen, wenn wir zugeben, daß bei einem Museum, das zu Lebzeiten eines Heroen entwickelt, bei dem Museum eines Modernen überhaupt, gewisse Erscheinungen ganz anders hervortreten als bei den Klassikern der Poesie und Tonkunst, wenn wir der Presse und den Kuriosis des modernen Weltverkehrs auch einen Platz einräumen wollen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß hier gerade diesen Neben- und Begleiterscheinungen der wichtigste, für manche Episoden beinahe der einzige Platz bereitet ist.



Luzern. 15. April 1869.

Richard Wagner

Schuldschreiben Wagners aus Luzern (1869).

Was soll uns diese Überfülle von Scherzen, wie illustrierten Bayreuther Briefbogen und Ansichtskarten, was soll uns all der Kleinkram moderner Geschäftsreklame! Es ist erstaunlich, mit welchem Mangel an kritischer Beurteilung, mit welcher heiteren Vorurteilslosigkeit Nikolaus Oesterlein das Material zusammengetragen hat. Neben der vielgenannten Rienzi-Partitur mit den Korrekturen Wagners nimmt sich der „in Wien 1875 (?) gebrauchte Taktstock“ oder der „unscheinbare Federhalter, mit dem der Meister den Ring des Nibelungen niederschrieb“ (?) sehr — harmlos aus. Neben der Düllschen Kolossalbüste des Königs Ludwig wirken die unter seiner Regierung geprägten Goldmünzen und das Porträt des „Hoflakaien Mayr“ höchst — sonderbar. Neben den seltenen Bildern der ersten Gattin und der Anzeige der Vermählung mit Cosima, wie dem Bild

des neuvermählten Paares, wie es Hand in Hand uns entgegentritt, erscheint uns das Porträt des Professors Puschmann fast

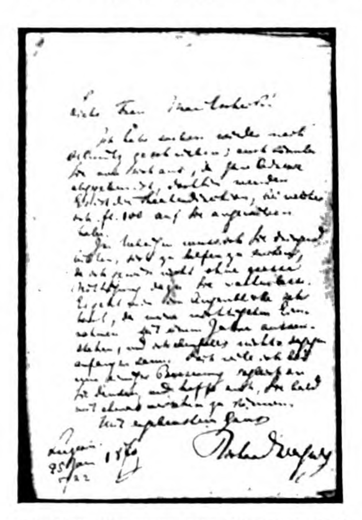


Brief von Bülow mit Anschrift Wagners.

kränkend, dieses Mannes, der einst den Dichter in einer „Aufsehen erregenden Schrift zu den geistig Defekten zählte“.

Gerade hier wird uns klar, wodurch diese Verstimmung hervorgerufen ist. Nicht durch die Tatsache des Vorhandenseins dieser sachlich außenstehenden Dinge, sondern durch das Auftauchen gerade an diesem unpassenden Platze, durch die unzweckmäßige Anordnung überhaupt. Was soll mitten in der chronologischen Folge der Wirkungs- und Lebensstätten das ausgebreitete Bild der Meistersingerzeit, des Nürnbergs Hans Sachsens, usw.? Es mußte offenbar das ganze Material in zwei große Gruppen gesondert werden, eine chronologische, dem Lebensgang folgende, und eine sachliche, d. h. inhaltliche, die der Entwickelungslinie des Schaffenden in der Richtung seiner angeschlossenen Werke nachgeht.

Wie hat Oesterlein den gedruckten vierbändigen Katalog geordnet? Er gliedert den gesamten Stoff in sechs Abteilungen. Zunächst Richard Wagner-Schriften, gesammelt und einzeln, Textbücher in verschiedenen Ausgaben, Programme zu Konzertaufführungen Wagners. Alles sehr wohl angängig! Die Handschriften, Autographen und Faksimile sind nicht sehr reich. Von den Briefen sind die wertvolleren längst auf andere Weise in den Besitz der Öffentlichkeit gelangt. Vierzig Briefe an Professor Friedrich Schmitt in Nürnberg sind zur Herausgabe neuerdings vorbereitet. Die Schreiben an Angelo Neumann sind bemerkenswert, auch die Originalkorrekturbogen des Aufsatzes „Über das Dirigieren“ mit Randbemerkungen Wagners läßt man sich gern gefallen. Unter den bloßen Unterschriften Richard Wagners zwingt uns der Primawechsel über hundert Gulden ein melancholisches Lächeln ab, ein derbes Lachen aber die „Inschrift auf einem Bierhumpen für Emil Heckel in Mannheim“. Die nachdrückliche Hervorhebung gelegentlicher Citate aus Briefen und flüchtiger Witzworte, wie bei dem Besuch einer Aufführung von „Arria und Messalina“ in Wien, schließt die Gefahr ein, daß ein leicht hingeworfener Ausspruch versehentlich zum Wagnerdogma erhoben werde. Unter den Manifesten gewinnt eines unser besonderes Interesse. Es enthält die Verwahrung gegen einen bei Schott herausgegebenen Nachdruck der bei Schlesinger in Paris erschienenen Heineschen „Grenadiere“ wegen Entstellung des beigegebenen deutschen Textes von Heine. Die auf dem Fuße folgende Neuerklärung



Schreiben Wagners aus Luzern (1870).

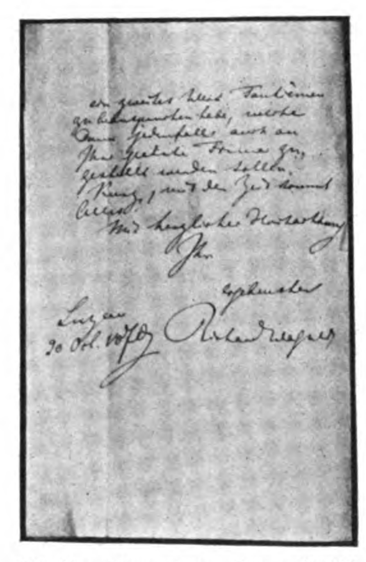
Wagners belehrt uns, daß nur die falsche Textausgabe, nicht etwa ein widerrechtlicher Nachdruck gerügt werde.

Endlich folgen die musikalischen Kompositionen. Endlich! Man stürzt mit geistigem Heißhunger darüber her. Wo ist die Partitur des „Parsifal“, des „Tannhäuser“? Von Autographen nur ein kleiner Bruchteil, von den Pariser Bearbeitungen, auch im Druck, kein vollständiges Bild! Den Forscher interessiert die „Trauersinfonie zur feierlichen Beisetzung der Asche Karl Maria von Webers, ausgeführt während des Zuges vom Ausschiffungsplatz bis an den katholischen Friedhof zu Friedrichsstadt-Dresden am 14. Dezember 1844, nach Melodien der ‚Euryanthe‘ arrangiert von Richard Wagner“. Freilich nur in einem „Klavierarrangement von Ad. Blaßmann“ oder die „Gde. Fantaisie sur la Romanesca. Fameux air de danse du XVI. siècle par Henri Herz op. 111. Arrangée à quatre mains par Richard Wagner“ oder „Lieblingsmusik aus der ‚Favoritin‘ pour Piano seul par Richard Wagner“. Vielleicht auch geben die „drei Lieder für eine Sopranstimme mit Pianofortebegleitung, komponiert von Dr. Richard Wagner op. 15“ oder die Phantasie für das Pianoforte von Richard Wagner dem im Augenblick Überraschten unwillkommene Rätsel auf.

Zahlreich sind die Übersetzungen und Bearbeitungen Wagnerscher Werke. Von den Porträts hätten wohl die Originale genügt, die schlechten Nachbildungen aus Zeitungsblättern sind überflüssig. Ob die Visitenkarten „Richard Wagner“ wirklich von dem Bayreuther stammen und die Rosette aus rosa Atlasstoff wirklich aus Richard Wagners Arbeitszimmer in Venedig?!

Die Abteilung „Über Richard Wagner“ stapelt kritiklose Berge von bedrucktem Papier auf. All die zahllosen Reden und Widerreden, die Wagners Werke und noch mehr seine Schriften plötzlich in fast erschreckender Saatfülle ausgelöst! Wichtiges und Interessantes, wie „Dekoration und kostümliche Szenierung der Oper ‚Lohengrin‘ von Richard Wagner, im Auftrage des Dichters entworfen von Ferdinand Heine“, schlummert da neben Dutzenden von gleichgültigen Tagesworten, die sich die unberufensten Kritiker über Wagner erlaubt haben. Wenn man so wahllos alle Zeitungen, Zeitschriften, fremde Musikwerke und Geschichtswerke zusammenträgt, so könnte in diese Rubrik schließlich jede Zeile eingereiht werden, die überhaupt jemals über Musik geschrieben worden ist.

Was hat das Titelbild auf einem Militärmarsch von Conräder mit Richard Wagner zu tun! Besser und fruchtbringender gestalten sich die Abteilungen „Wagner-Vereine“ und „Bayreuth“. Hier ist gewisse Vollständigkeit und Übersichtlichkeit der Anordnung. Alle die Vorgänge vor und während der ersten Festspiele, dann der Rückschlag, die erneuten Kampfrüstungen, dieselben



Mit herzlicher Hochachtung

Ihr

ergebener

Richard Wagner

Luzern 30 Okt. 1870

Schreiben Wagners aus Luzern (1870).

Erscheinungen 1882 sind der Beachtung wert. Mit drei Notizen über „Vorbereitendes zum dritten Bühnenfestspiel 1883“ schließt die Sammlung.

In der Kuriosa-Abteilung finden sich Tänze, Märsche, Salonstücke über Wagnersche Motive, Parodien in Text und Musik. Wagner als musikalischer Struwelpeter, Karikaturen, besonders französische — freilich nicht annähernd so vollständig, wie sie John Grand Carteret in seinem „Wagner en carricatures“ vereint, Tannhäuser als Zukunftsposse, satirische Gedichte usw. Daneben aber auch Wagnersekt, Wagnerkrawatten mit geschmacklosem Bild, Parsifalzigarren und ähnlicher ärgerlicher Tand!

Nach dieser Entgleisung plötzlich wieder ein Anlauf zu ernster Arbeit, ein nachträg-

licher Anlauf, der in Anhängen beigeschlossen ist. Aus Quellenwerken zur Stoffwahl erstehen Quellenstudien, reiche Hinweise und Wegführer für arbeitsfrohe Wanderer, Handschriften von Wagner nahestehenden Personen, ein Anlauf zur historischen Charakteristik der gesamten Wagnerschen Zeit. Eine große Zahl von Mappen und Paketen ist noch ungesichtet und ungeordnet; wie der sanguinische Begründer meint, „nicht viel weniger“ als der katalogisierte Teil. Vielleicht findet sich darin noch manches, das an die Seite der wertvollen Autographen in Ton und Wort gesetzt werden kann.

Der neue Bibliothekar, den die Stadt Eisenach berufen hat, wird da wirksam eingreifen und dem wissenschaftlichen Publikum in ernster Weise dienstbar sein. Ein Archiv freilich — wie der Begründer gehofft — kann aus dieser Sammlung nicht erstehen. Aus dem Schaustück kann kein Forscherobjekt schon seine Früchte getragen und wird das Ziel in gewissem Sinne erreichen helfen.

Bei Wagner könnte ein solcher Aufruf für das Wesentliche wenig versprechen. Solche Schätze käuflich zu erwerben, gelingt heute nur den großen kapitalkräftigen Bibliotheken. Die königliche Bibliothek in Berlin konnte so gleichsam zu einem Archiv für Mozart, Weber und Mendelssohn werden, sie konnte ein überreiches Material für Bach, die wichtigsten Autographen Beethovens erwerben. Bei Wagner ist die Sachlage ähnlich wie im Jahre 1856 bei Mozart. Damals bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier erscholl der Ruf, ein Mozartarchiv zu gründen. Man wies auf die Gunst des Zufalls hin, die die weitaus überwiegende fast vollständige Zahl der Manuskripte in den Händen des Verlegers André vereinte. Man wies darauf hin, daß bei Beethoven die Manuskripte in alle Welt zerstreut, von Haydn das

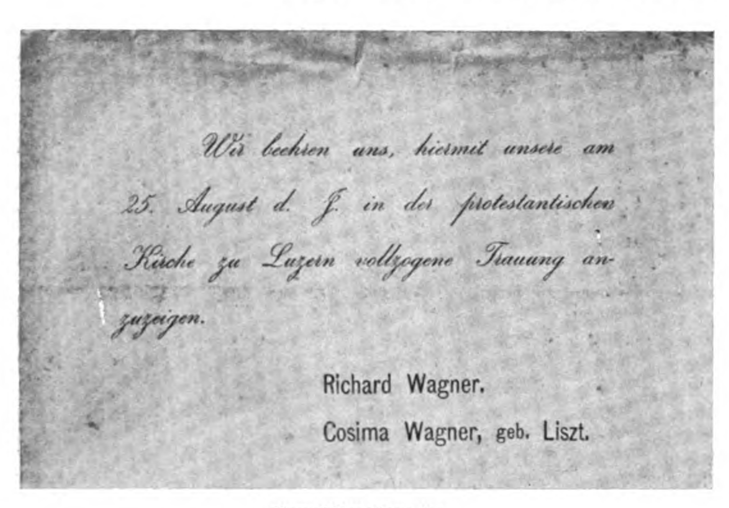


Parsifalblätter von Egusquiza.

herauskristallisiert werden. Was der deutschen Nation aber not täte zur ernsten würdigen Verherrlichung ihres großen Meisters, wäre ein wissenschaftlich erfaßtes Richard Wagnerarchiv.

Und wo könnte dieses seinen Platz haben? In Eisenach? Wohl kaum! Für Lisztdokumente ist Weimar ein günstiger Brennpunkt. An der Stätte seines langjährigen Wirkens, in den Räumen seines gern immer wieder aufgesuchten Landaufenthaltes, der Hofgärtnerei, berühren sich die Ziele des Gefeierten mit den Wünschen der ihm Nahestehenden und der noch lebenden zahlreichen Verehrer und Schüler. Der Aufruf für Liszt hat wenigste zu finden sei — man dürfe also bei Mozart die Gunst nicht verscherzen.

Sollen wir beim hundertsten Geburtstage Wagners in eine ähnliche Lage kommen, die verstreuten Manuskripte nicht mehr auffinden zu können? Jetzt sind sie im Wahnfried und im Besitz des Königs von Bayern, des Erben des kunstfreundlichen Ludwig II., vereint. Es ist ein leichtes, sie zu sammeln. Die ungemein schwierige Frage bei Mozart, wer die Kosten trage, erledigt sich hier von selbst. Der bayerische König besitzt das meiste, er wird das Fehlende ohne große Opfer hinzufügen und so dem hehren Meister ein Denkmal setzen, der für immer mit Bayerns



Wir beehren uns, hiermit unsere am 25. August d. J. in der protestantischen Kirche zu Luzern vollzogene Trauung anzuzeigen.

Richard Wagner.
Cosima Wagner, geb. Liszt.

Vermählungsanzeige.

Musikgeschichte eng verbunden ist. Wenn man bei Mozart dem Enkel Josephs II., „des herrlichen Kaisers, der Mozart liebte und ihn zu manchen seiner schönsten Schöpfungen anregte, wenn er ihm auch wenig Geld gab", die Last aufbürdete, so schwindet hier die Bürde, sie wandelt sich in den Lohn für die opferfreudige Huld des Ahnen Ludwigs II.

Die bayerische Regierung müßte mit den Erben im Wahnfried eine Einigung herbeiführen, wo der Sitz des Archivs sein soll, in München oder in Bayreuth. Beide müßten im Notfall verzichten zu Gunsten der Öffentlichkeit, des Volkes, Deutschlands, der Weltkultur. Vielleicht würde eine Entscheidung erst für spätere Zeit zu erzielen sein, nach dem Tode der Hüterin, die sich nicht von dem Besitz trennen mag.

Aber der Weg müßte jetzt gesichert werden, wenn nicht später große Verwirrung befürchtet werden soll. Jetzt ist alles Wichtige in Bayreuth und München vereint. Seien wir auf der Hut, daß kein widriges Geschick es uns entführe!

Vielleicht entschließt sich dann großmütig auch das Wagnermuseum, das Archivwürdige an Bayreuth abzutreten, die Manuskripte, die beinahe erschöpfende Geschichte der Festspiele 1876 und 1882. Für die letzten zwanzig Jahre müßte mit gesteigerter Gründlichkeit das Material nachgetragen und so durch fortlaufende Ergänzung das Archiv immer auf dem laufenden Zeitpunkt erhalten werden. Die Welt hat nur eine verschwommene Vorstellung, was dort in den Geheimkammern des Münchner Hofarchivs und des Bayreuther Wahnfried zu finden sein wird. Jedenfalls hat man die Autographen aller Schöpfungen in Ton und Wort dort zu suchen, zugleich aber auch die Entwürfe, Skizzenblätter, Entwickelungsdokumente bis zur ausgereiften monumentalen Endgültigkeitsgestalt. Erst der Einblick in diese stetige Selbstförderung, in dieses von innen heraus treibende Wachstum des Genius kann uns seine ganze Geisteshoheit erschließen. Erst der Einblick in die Studierkammer, in die kritische Um- und Neugestaltung eines Werkes, die Durchführung von den ersten aufflackernden Keimideen bis zur Verdichtung von Plänen und Entwürfen und der endlichen kampfreichen



Richard und Cosima Wagner.

Losringung vom Schöpfungsakt, die Erlösung des Geistes von der schlackenreichen Materie wird über die wahre Größe, die überragende Bedeutung des Genius völliges Licht verbreiten.

Es ist keine Gefahr, daß der Meister durch die Kenntnis dieser Intimitäten des Geistes an Ansehen bei seinen Jüngern verliere. Es steht nicht zu befürchten, daß man in den Wandelgängen des allmählichen Aufwärtsstrebens, in den Schlupfwinkeln asketisch durchgerungener Kunstläuterung zu einer geringeren Einschätzung der Genialitätssumme gelange. Ganz im Gegenteil! Während man jetzt zuweilen ratlos vor den aufgetürmten Bergen tondramatischer Gestaltungskraft steht, ohne die Höhe auch nur annähernd zu ermessen, wird man in diesen Hilfsmitteln des künstlerischen Werdeganges die Maße finden, die die am Horizont entschwindende Wegesstrecke gliedern und ordnen, die uns eine Handhabe bieten, durch Vergleiche ein Urteil, einen kritischen Überblick zu gewinnen.

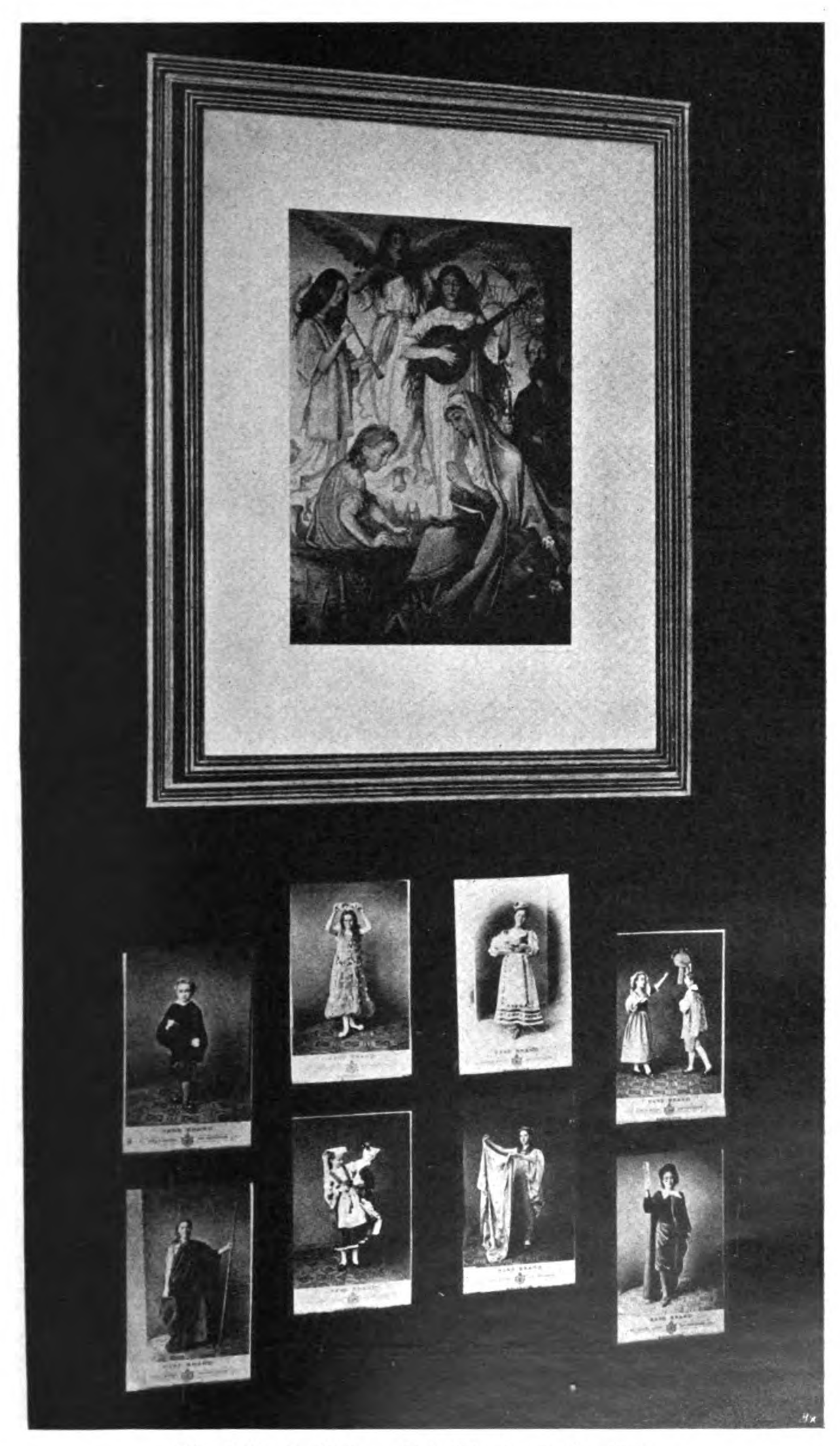
Und in diesem Sinne werden auch die Briefe, selbst der private Gedankenaustausch, zu unschätzbaren Mittlern, indem sie die Brücke bauen zwischen dem Menschen und dem Künstler, indem sie auf den Schwingen allgemeinmenschlichen Empfindens uns emportragen zu dem reinen Äther genialer Geister, indem sie neue Gesichtspunkte eröffnen zum Erfassen dieser Geisteshoheit, Gesichtspunkte, die von ganz anderer Seite uns einen stilleren, vertrauteren Pfad weisen zu der abgeschiedenen Selbstgenügsamkeit des allen Nichtkongenialen unfaßbaren Größenbewußtseins.

Welchen Einfluß gewinnen in solcher Betrachtung alle Aufzeichnungen kritischer oder reflektierender Art, die sich auf die Erlebnisse seiner Zeit, auf die Erscheinungen des mitstrebenden Tages, der mitkämpfenden Freunde und Widersacher beziehen! Wie wird da jedes Wort der Unterhaltung, der Mitteilung zum Wegzeiger für gewisse Grundbedingungen der Kunstauffassung und der Kunstbezwingung!

Wie wird erst aus diesen mühsam zusammengetragenen Steinen und Steinchen sich ein neues Mosaikbild formen, das trotz der zahllosen Bruchstellen, trotz der Lebensarmut des Stoffes und der diesem Stoff eigentümlichen Linienverzerrung erst eine historisch getreue Unterlage bildet, auf der sich das Lebensdenkmal des ausgelebten Geistes um so pulskräftiger, lichtvoller und verständniswirkender emporhebt! Und in diesem Rahmen gewinnen Stücke wie Entwürfe von Briefen an Meyerbeer aus dem Wagnermuseum neues blühendes Leben, das sich der Gesamtgestalt erfolgreich mitteilt. In diesem Zusammenhang wird das „Famose Blatt“, das Hans von Bülow dem Museum schenkte, ganz anderes Interesse gewinnen; zu der Charakteristik der Pariser Zeit, der Zeit der geplanten Faustsinfonie und der entwickelten Faust-Ouverture wird es ein wertvoller, vielleicht überraschender Baustein werden.

Wie wird sich aus diesem ergiebigen Quell vielleicht ein ganz neues Bild des jungen Wagner widerspiegeln, des Wagner der Lehrzeit und der ersten Schöpfungsarbeiten! Wenn sich einmal die stammelnden Dichtversuche des Knaben, die ersten Gedankenflüge des Jünglings in annähernder Vollständigkeit erschließen, dann wird erst überhaupt dieses bisher in phantastischer Rückschlußfolgerung konstruierte Gebilde wirklich Anspruch auf Geltung und Wahrheit erheben können. Wenn wir einmal die Schülerarbeiten, die Geheimnisse der Studierstube vor uns entfaltet sehen, treten wir mit ganz anderen Waffen der Beurteilung an die ersten selbständigen Werke, wie die Sonate, Ouverturen und Sinfonien, heran. Vielleicht geben auch noch reichlicher erhaltene Reste der „Jugendsünden“: „Die Hochzeit“, „Liebesverbot“ und dergleichen, neue Fingerzeige für die ausgesprochene Bühnenwendung nach der kirchlich-akademischen Schulbildung. Vielleicht gestatten uns etwa noch verborgene, bisher völlig übergangene Schlußentwürfe, wie wir sie bei einem so arbeitsfreudigen, schaffensdrängenden Leben auch während und nach dem Abschluß von Tetralogie und Parsifal noch sicher annehmen müssen, einen belehrenden Ausblick auf weitere Absichten, denen der Tod ein Ziel gesetzt hat.

Nicht zu unterschätzen wäre vor allen Dingen die so oft in den Spalten der Tagesblätter zitierte Selbstbiographie, deren kleine Anfangsteile der Öffentlichkeit angehören.



Die „heilige Familie“. — Kinderbilder der Familie Wagner.

Zur Zeit steht es ja noch nicht einmal fest, ob sie nur in dem Reiche der Fabel lebt oder tatsächlich unter der strengen Wahnfriedbewachung in dem Hausarchiv schlummert.

Man hat die Bismarckmemoiren freimütig unter gewissen Einschränkungen dem Volk übergeben, es wäre wohl mit den Wagnermemoiren bei gewissenhafter Sichtung ohne Gefahr für die öffentliche Ordnung und die Autorität der Respektpersonen in Kunst und Politik ein Geschenk der Nation darzubieten, vorausgesetzt, daß dieses vielumstrittene Dokument überhaupt existiert. Jedenfalls wäre es schon eine Erlösung für den peinlich gewissenhaften Forscher, wenn er durch Besichtigung dieses Archivs die überzeugende Gewißheit gewönne, daß diese geheimnisvolle Schrift gar nicht besteht.

Alle diese durchaus nicht unbedeutsamen Fragen könnten durch ein solches Wagnerarchiv gelöst und in geschichtskritischer Form beantwortet werden. Die Gunst der Gegenwart käme der Forschung da in nie zuvor gebotener Zuverlässigkeit zu Hilfe. Wir ernteten da den Lohn für unser frühzeitig begonnenes Einsetzen der Forscherarbeit, die zu Lebzeiten des Meisters bereits eröffnet, jetzt zwanzig Jahre nach dem Tode schon in gewissem Sinne zu einem Abschluß gelangen konnte. Ein Aufruf an alle Gesinnungsgenossen, die einst ein Band der Freundschaft oder des Berufes mit Wagner verknüpfte, würde ohne allzu große Mühe und Opfer auch das noch etwa Fehlende in diesem gigantischen Bilde der Richard Wagner-Zeit herbeischaffen, so daß Hoffnung auf ein geschlossenes Ganze vorhanden wäre.

Auf diese Weise könnte ein Denkmal geschaffen werden, wie es in gleicher Bedeutsamkeit, in gleicher Zuverlässigkeit und historischer Treue wohl kaum einem Geistesheroen schon gewidmet worden ist, ein Denkmal, würdig des Gefeierten, würdig unserer vom Verständnis für die Ziele der Wissenschaft so hehr emporgetragenen Zeit. Wagnerdenkmal und Wagnermuseum wären dann keine verschiedenen Begriffe mehr, sondern dienten beide in schöner Einhelligkeit und in gegenseitiger Durchdringung ein und demselben hohen Gedanken: der immer lebendigen Feier des Wagnerschen Genius.



Das Reuter- und Wagnermuseum in Eisenach.



Keine Geschichte

Eine Skizze

von

Fürchtegott von Haale

(Nachdruck ist untersagt.)

„Wenn du nur wolltest, Marie, wenn du nur wolltest," scherzte er und schlenkerte die Rechte seiner Gattin symbolisch hin und her; „wenn du, alle Stiefmutterbedenken hinter dich werfend, unserem kleinen Unband mit dieser weißen Hand geben wolltest, was ihm gehört. Das würde dem Baby ganz heilsam sein. Ich bin ja leider," setzte er kleinmütig hinzu, „dem Ding gegenüber ohne Kraft und ohne Zorn. Du mußt, denn ich kann es nicht."

„Das ist's — die Stiefmutter wird vorgeschoben, die soll's, der Vater kann es nicht."

Da fing es in seinem Auge wunderlich zu glänzen an.

„Liebste, ist es ein Wunder?" sagte er leise. Es ging ein Beben durch seine Stimme. „Ist es ein Wunder? Sie ist das lebendige Ebenbild einer Frau, die ich mehr als mich selbst geliebt habe."

Die Angeredete hatte sich ihrer Näherei wieder zugewendet, nun ließ sie Stoff und Maschine. Es wurde still; ihre Augen vergossen Tränen.

„Ich hätte es nicht tun sollen," schluchzte sie, „ich hätte einsam und für mich bleiben sollen. Was kann die Zweite einem Manne sein, dessen Liebe in Kirchhofserde ruht? Voll und reich sind deine Gaben, dein Herz ist edel und gut. Aber Liebe, wahre Liebe ist das nicht. Und ich dürste nach Liebe. Gieb mir ein Tröpfchen echter, ein Tröpfchen wahrer Liebe!"

Er stand ratlos vor ihr. „Aber Marie!" rief er einmal über das andere. „Was ist das doch? Eifersucht auf unsere Tote? Beste, wie kommst du darauf?"

Er strich über ihr Haar.

„Was alles in so einem Ding, in einem kleinen zierlichen Frauenkopf Platz hat!" versuchte er zu spaßen. Und er rechnete auf: „Französisch, ein bißchen Italienisch und Literatur und Romane, Stadtgeschichten und ... tausend Hausstandssachen und ... Grillen und Sorgen und — Grabben, wie wir Plattdeutsche sagen."

Die Tränen hatte er ihr weggeküßt. Aber ernst sah sie noch immer drein.

Er schob einen Stuhl zu ihr ans Fenster und zog sie an sich. „Lieb' ich dich nicht genug? Wenn ich der Verstorbenen ein treues Andenken bewahre — ist das gar keine Gewähr für Lebende? Verehre ich nicht das Frauengeschlecht überall, wo es sich in seinen natürlichen Linien zeigt, bewundere ich nicht den scharfen Blick für das Maß der Dinge? Die Frau, die ich genommen habe, die jetzt an meinem Herzen ruht, auf ihren Scheitel häufe ich alle ihren Mitfrauen gemachten Komplimente. — Mariechen," fing er wieder an. „Nahmst du nicht einen Mann mit breiter Brust? Und kann in breiter Brust ein enges Herz wohnen? Du sollst dich wundern, was das Herz für Räume hat! Komm, wir gehen hinein. Hier der Saal der Erinnerung. Helldunkel und groß und stumm. Und dumpf und schwer rieselt das Schweigen vom Gewölbe her. Darin hängt das Bild derjenigen, die du um meine Liebe neidest. Wie ganz anders, Wand an Wand mit ihm, der andere Raum. Es ist eine Art Kapelle. Schwere Vorhänge, ruhige, gefaßte, tröstende Falten. Weich und wuchtig fällt die lautlos schwingende, eichene Tür hinter uns zu. Ein kaum hörbarer Hauch, wie ein mildes Ausrufungszeichen,

wie der Fingerzeig einer hoch erhobenen, weißen, eleganten Hand. Nur ein Marmorbild ist in dem Raum. Das ist ... ja, das bist ... das bist du, meine liebe, meine geliebte Frau!"

Der so redete, war ein wunderlicher Mann. Ein das Leben so schwer, so ernst nehmender Mann und konnte so phantastisch sein, und gleich wieder so komisch und albern. Nun griff er nach dem Hausschürzchen seiner Frau und ließ die grünen, die roten, die blauen, die purpurnen Farben, das ganze schillernde Paradestück ließ er durch seine Hände gleiten.

Lange konnte man ihm nicht gram sein. Auch seine Frau war es nicht mehr. Die Rede hatte sie angenehm erwärmt — sie ging ja oft in stolzen Wogen —, das Hantieren ihres Mannes mit der Schürze stimmte sie munter.

„Phantast!" lachte sie. „Her mit der Schürze!"

Ihr kam das alles so wunderlich vor, Lachen und Lächeln ging über ihr Gesicht. Die schwarzen Augen, der Mund, die weißen Zähne — alles lachte.

Der Mann stand vor ihr, vor ihrer Reinheit, vor ihrer Schönheit. Vor ihrer Sanftmut, vor ihrer Güte stand er — wie ein richtiger Geizhals, der nichts von seinen Schätzen missen will.

Und stand und war glücklich. War glücklich — lange Zeit ... drei Minuten vielleicht. Ganze drei Minuten war er vollständig glücklich.

Sein Geist wanderte, bis er ihren Atem spürte. Sie sagte ihm was ins Ohr. Sie war wieder ernst und in halber Trübsal.

„Aber so," flüsterte sie, „wie du die Erste geliebt hast, so liebst du mich doch nicht."

Seine schwere, grobe Hand fuhr leicht über ihren Scheitel: „Großes Kind," sagte er, „weiß ich, ob du recht hast? Kann man Liebe um Liebe nach Kilo und Gramm abwägen? Und, wenn du recht hättest, sind wir schon am Ende? Kann nicht um so voller ausklingen, was leise begonnen hat? In den ersten Jahren unseres Zusammenseins, da kam wohl noch ein Mißklang vor. Und jetzt, wie lange ... wie viele Jahre schon ... und immer voller, immer reiner stimmen wir zusammen."

„Ja," erwiderte sie. Sie sprach es schüchtern und leise. „Das alles ist recht. Und gut bist du wie einer ... Aber ..."

„Aber?" ermunterte er.

„Die Welt nennt dich einen Künstler, und ich weiß, du bist es. In deinen Gestalten erkenne ich die Lieblinge deiner Seele, aber deine zweite Frau und ihre Liebe sind nicht darunter."

Was hatte er darauf zu sagen? Was hatte die Geschichte ihrer Ehe darauf zu sagen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte seine Frau bisher nicht angedichtet, weil ihn die Liebe nur eines Zimmers Länge zu tragen brauchte. Dann hatte sie, was sie ersehnte. Sollte aber jemals ihr Besitz in Frage gestellt werden, dann wird die Idee ihres Wesens vor ihn hintreten und von ihm heischen: Gestalte mich, oder auch: Gestalte deinen Schmerz!

Dann wird er auch ihre Geschichte schreiben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte Grund, behutsam mit dem Geschick zu reden. Er wußte, was es heißt, das Unglück heraufbeschwören.

Im Brautstand seiner ersten Ehe erkrankte die Geliebte, die Hochzeit mußte verschoben werden — Jahr um Jahr. Sein Beruf hielt ihn fern von ihr. Und er verzehrte sich in Sehnsucht. Da schrieb er: Ich ertrag' die Trennung nicht mehr. Ich will dich heiraten. Mag der Himmel, wenn wir vereint sind, alle Leiden, die ich verdiene, in vollem, in gerütteltem und geschütteltem Maß auf meinen Scheitel häufen: ich werd' es tragen.

Er heiratete eine kranke Frau. Drei Tage gaben seine Vorgesetzten Urlaub. Er brachte seine Frau nach einem Gesundbrunnen. Das junge hübsche Weibchen wurde auf der Reise getragen. So krank war es. Es folgte ein langes Jahr ... dann besserte sich das Leiden. Hatte der Himmel die Lästerung nicht gehört? — O doch, er hatte gehört — er hatte ein gutes Gedächtnis, aber auf einen Sonnentag kam es nicht an. Krankheit folgte — viele Jahre. Ersparnisse gingen hin. Und dann endlich ... endlich ... kam der Erlöser ... kam der Tod.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das war lange her ... Er hatte zum zweitenmal gefreit. Er lebte glücklich mit

seiner Frau. Und das Glück vertiefte sich mehr und mehr.

Die Zeit verging ... Es rollten die Jahre.

Noch war die Geschichte der zweiten Frau nicht geschrieben, aber der Himmel fing an, Rohstoff zu sammeln.

Er saß am Schreibtisch und wiegte die Seele in dem köstlichen Gefühl, sein Weib in der Nähe zu haben. Die Tür ist angelehnt — in ihren Gemächern, da waltet seine Frau.

Meine Frau!

Er wog die beiden Wörter mit dem Feingewicht der Liebe auf seiner Zunge. Für ihn war es ein unsagbares Glück, sagen zu dürfen: meine Frau. Die nette, bescheidene, immer und immer liebliche, in ihrem Tun nie die Linien der Schönheit verletzende kleine Frau — von allen geschätzt. Wer wußte besser als ihr Gatte, wie sehr sie das Lob verdiente?

War er poetisch angeregt, dann sah er sie hoch oben im Himmel, im blauen Meer der Ewigkeit auf weißen Wolken. Weiches Halleluja ringsum und auf Tuben blasende Englein, ein ganzer Troß.

Meine Frau!

Ein Rauschen und Knistern webt um mich her. Sie, die ich liebe, schwebt wie eine Geflügelte daher. Ein kleines Klingen — das ist die Blumengießkanne. Ein schüchterner Wasserschwall — die Kanne wird aus dem Blechgefäß gefüllt. Hübsch und reinlich und behutsam tränkt mein Weibchen ihre durstigen Blumen. Ein wischender, schabender Laut. Der großen Palme lange Blätter und Zweige werden geputzt.

Ob sie nicht mal herein zu ihrem Manne kommt? Nein, sie kommt nicht. Wie kann sie wissen, daß meine Seele just in diesem Augenblick mehr als sonst nach ihrer Liebe bangt?

Er ruft.

„Marie, Mariechen!“

„Was, mein Lieber?“

„Mußt mal herkommen.“

„Muß ich wirklich kommen?“

Man hört, wie die Wasserkanne hingesetzt wird. Da füllt ihre Gestalt den Türrahmen

Der am Schreibtisch ist ein Sechziger und die Frau, die jetzt in die Stube kommt und ihn umarmt, hat die Fünfziger erreicht. Volles graues Haar deckt in weichen Silberwellen den vornehm geformten Kopf. Striche der Jahre liegen um Schläfe und Mund und Kinn. Aber Jugend, unverwüstliche Jugend und Güte lachen ihr aus Mund und Augen.

Er ist aufgestanden, er tappt nach einer Cigarre — zum vollständigen Glück gehört der Glimmstengel und blauer Rauch —, er zündet die Cigarre an und pafft und dreht die zierliche, noch immer jugendlich und leicht gehobene Gestalt seines Frauchens rund herum. Er bewundert diese im schwarzen dunklen einfachen Hauskleid so mädchenhaft behende Figur. Und umarmt sie und küßt sie und kann sich im Zärtlichtun nicht erschöpfen und fragt und flüstert: „Glaubst du nun, daß meine Liebe echt ist?“

Sie streicht mit linder Hand über seine Stirn und antwortet: „Ja, ich glaube.“

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, ich glaube — hat sie gesagt. Und er drückt sie mit aller Kraft an sein Herz. Er weiß, in der nächsten Zeit wird er ihre Geschichte erleben. Stelle den Preis nicht zu hoch, gütiger Himmel! bittet er.

Sie hat jahrelang ein rätselhaftes, in bestimmten Zwischenräumen auftretendes, von den Ärzten verschieden beurteiltes Leiden. Der Chirurg hält einen operativen Eingriff, einen Eingriff auf Leben und Tod, für dessen Erfolg und Ausgang er nicht einstehen könne, für notwendig. Und sie hat sich entschlossen. Beim nächsten Anfall soll sie zur Klinik.

Und nun wartet sie, wartet auf den Anfall und auf das Messer des Chirurgen. Und ist inzwischen heiter und stäubt Blumen und wischt Palmen ab und umarmt und tröstet und liebt ihren Mann.

Die wenigen Tage, die ihr blieben, brachten, äußerlich betrachtet, eine sonnige, eine heitere, eine lachende Zeit. Es wurden Betten und Teppiche geklopft, das ganze Haus wurde gekehrt. Sie rüstete sich für eine lange ... lange Reise ... eine Reise, vielleicht auf Nimmerwiederkehr. Sie konnte jeden Augenblick auf den Operationstisch geworfen werden.

Was war das für eine tapfere Frau! So oft es ging, hielt ihr Gatte sie in den Armen und suchte ganz sachte mit Augen und Hand

die Linien, wo das rohe Messer sich hineinfressen werde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie kam aus einer kleinen lustigen Kaffeegesellschaft zurück. Gefaßt, nur mit einem müden Zug. „Mir ist, als ob die Schmerzen kommen wollen," sagte sie ruhig. „Dann geht es wohl morgen los."

Sie kramte in ihrer Kommode und las vergilbte Briefe. „Ich möchte mich an alles Liebe erinnern, was mir im Leben widerfahren ist," sagte sie. „Und ich hab' so viele, ach, so viele liebe Menschen getroffen."

„Das kennst du wohl noch gar nicht, lieber Mann?" Sie hielt ihm ein Paket Briefe hin. „Lies, lies! Ich sehe nichts darin, daß ein junges Mädchen mal einen Mann lieb gehabt hat, den man nicht geheiratet hat. Nicht geheiratet hat ... nun ... weil die Verhältnisse es nicht zuließen ... weil es nicht ging. Lies, mein lieber Mann; was da geschrieben steht, gereicht uns beiden nicht zur Unehre."

In der Nacht entschied es sich, da begannen die Schmerzen. Ein paarmal kam wohl ein schüchternes, zaghaftes: „Wenn er sich aber irrt ..." oder „Ich fühl' einen galligen Geschmack im Munde. Wenn Doktor Steiger doch recht hätte!" Aber dann wurden alle Zweifel willensstark niedergebogen: „Wenn er es verantworten kann, dann kann ich es auch. Ich habe es satt. Es mag werden, wie es will."

In der Klinik gab es wieder Aufschub und quälende Ungewißheit. Die Kranke mußte vierundzwanzig Stunden auf der rechten Seite liegen, um eine angriffsfähige Lagerung des Organs herbeizuführen. Ob es gelingen werde, war ungewiß. Die für die Operation notwendigen Vorbereitungen wurden nichtsdestoweniger vorgenommen.

An ihrem Bette saß der Gatte und las ihr die unsterblichen Geschichten Gottfried Kellers, die „Leute von Seldwyla", vor: Die gerechten Kammacher; Spiegel, das Kätzchen; Romeo und Julie auf dem Dorfe.

Romeo und Julie fesselten sie sehr. „Man erlebt alles mit," sagte sie, „so lebendig ist es dargestellt. Wir überzeugen uns, daß ihnen nichts übrigblieb als der Tod. Es gibt also etwas in uns, was über das Grab hinausweist."

Die drei gerechten Kammacher belustigten sie. Sie lachte in ihren Schmerzen und lag auf der rechten Seite und ließ sich die Haut bürsten und rasieren, damit der Operateur ihr morgen früh mit dem Messer den Leib aufschneiden könne.

Über das, was bevorstand, sprachen sie wenig.

„Ich würde mich gern für dich hinlegen," versicherte er einmal.

Sie sah mit ihren schwarzen Augen gar zu lieb drein: „Das brauchst du gar nicht zu sagen," erwiderte sie. „Das weiß ich. Ich weiß, daß du mich lieb hast, wie man auf Erden nur lieben kann."

Von Zeit zu Zeit kam der Arzt und untersuchte. „Es liegt schon günstiger," versicherte er. „Ich hoffe, wir können."

Abends um neun Uhr kam er zum letztenmal.

„Es bessert sich immer mehr. Wenn gnädige Frau heute nacht fleißig auf der rechten Seite liegen, dann wird es gehen."

Und gnädige Frau lagen tüchtig auf der rechten Seite.

Morgens sieben Uhr fand die letzte Untersuchung statt.

„Es geht," erklärte der Arzt. „Dann wollen wir gleich."

„Ja!" sagte die Tapfere.

Als ihr Mann zugelassen wurde, zog sie sich zum Opfergang an.

„Der zweite Kreuzgang wird uns erspart," rief sie ihm entgegen. „O, du lieber Guter! Du warst mir ein treuer Helfer! Das ist die echte Liebe. Noch einmal in meine Arme, und grüße unser Kind! Und dann — wie Gott will!"

Er ging im Garten der Klinik ruhelos umher ... so lange, wie der Kranz elektrischer Lampen an der Decke des Operationssaales glühte.

* * *

Es folgten bange Monate. Seine Frau litt große Schmerzen, und er konnte nicht lindern; der Zustand war lange Zeit Besorgnis erregend, und er konnte nicht helfen.

Die Geier des Mitleids, des Grams, der Sorge nagten an seinem Herzen, er lernte die Sage von den Leiden des gefesselten Halbgottes verstehen.

Aber er war kein Prometheus, kein gigantischer Trotz wuchs aus seinem Schmerz. Der beugte ihn vielmehr, beugte ihn zum selbstquälerischen, spürenden Grübeln. Das Buch seines Lebens schlug er auf und forschte nach seinen Sünden, forschte nach seiner Schuld. Das Bild des verstorbenen Vaters erschien: Vergib mir, Vater, was ich gegen dich gefehlt habe! — Die verewigte Mutter stand vor ihm … O, du, mit deinem Herzen voll Liebe, wie hab' ich's dir vergolten! — Den Geschwistern, den Brüdern, den Schwestern, schrieb er: Ich war nicht immer brüderlich, vergebt mir! Und seine Jugendgeliebte trat vor ihn hin: blaß und leidend, und dann sah er sie tot im schwarzen Schrein. Ich hab' dich lieb gehabt, und doch tat ich dir weh … Vergib!

Die Schatten der Freunde kamen … Viele schüttelten den Kopf. Und dann ein langer, langer Zug … Hunderte, Tausende, mit denen ihn das Leben zusammengeführt hatte.

Was ich gegen euch gefehlt haben mag — vergebt!

Hämische, hassende Gesichter waren darunter … die lachten über seine Bitte. — Die meisten waren gleichgültige Menschen — wenige, aus deren Miene Teilnahme für den Gedemütigten sprach.

Ich suche die Hoffnung, ich suche die Zuversicht. Wo ist der Weg, der zur Hoffnung führt?

Die Gleichgültigen stockten. Sie sprachen eine Zeichensprache untereinander und richteten den Zeigefinger gegen ihre Stirn. Und durch ihre Reihen ging ein Gemurmel: Dem fehlt's da … der arme, arme Mann.

Wo geht der Weg zur Zuversicht?

Da trat ein Mann aus der Schar, den kannte er. Es war einer, der einstmals sein Widersacher gewesen war, der einzige, den er wirklich gehaßt hatte. Wußte er jetzt auch nichts mehr von Haß, so hatte er doch immer ein unangenehmes Kältegefühl, wenn er diesen Mann und seinen goldenen Kneifer sah. Der trat aus der Menge heraus, reckte den Arm und den Finger und sagte: „Da geht der Weg zur Hoffnung.“ Und er, der das alles im Halbschlummer sah, kam zu sich … Ihm war, als hätte man ihm die Heimat gezeigt.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Norden an den trägen Flußwindungen des großen Gewässers ist er zu Hause, in der Gegend der großen, wilden Moore. Einstmals sind die Moore flache Bodenmulden gewesen, in denen der Strom, wenn er sein Bett verließ, Wasser und Schlamm zurückgelassen hat, die von den untergegangenen Geschlechtern der Torfmoose aufgesogen worden sind. Moor ist emporgewachsen, eine neue, nach Wärme begehrende Decke ist emporgehoben worden.

Die Decke ist trügerisch und weich, vor einem Jahrhundert ist sie's noch mehr gewesen. Aber die heiße Sonne besucht auch diese Einsamkeit und zieht ihren goldenen Bogen über sie her. Wie dürstete sie nach Licht und Wärme! Die heiße Sonne zieht ihren goldenen Bogen über sie her, trocknet die neue, die junge, die schwarze Erde und dörrt sie, und tut ein Mehreres, sie schmückt sie auch. Es sproßt die graubraune Erika: das unechte Heidekraut mit den feingefiederten Zweiglein, aber auch die echte Heide mit den zarten Rosaglockenblüten. Der stille Glanz beider Schwestern verklingt einsam im Moor.

Vom Süden her sieht ein kleiner Turm über das braunrote Moor, vom Norden her grüßt ein größerer. Sie sehen sich … aber nur in dämmernder Ferne. Wie der Finger eines Frommen, der vom Weltende her der anderen frommen Hand den Weg zum Himmel weist. So zeigen sie in die Wolken. Wie Gebirgsstöcke zweier Wanderer, die nichts voneinander wissen und neben ihrem Stab im Grase lagern. Sie wissen nichts voneinander, spähen aber nach derselben Wolke. Eine Wolke ist es, die am Himmel wie ein lachender Gott in der Höhe steht. Und beiden bedeutet es die Zuversicht in treuer fröhlicher Brust.

Von Turm zu Turm quer durch die Wildnis führt ein viel gewundener, ein schwarzer Weg. Wenn die Hoffnung auf eintönig geraden Strecken ermüden will, schlägt er schnell einen Bogen. Man erkennt das selbst in der Ferne an den wilden Weiden, die am Wege wachsen. Und mit jeder Wendung lebt die Hoffnung wieder auf.

Als er, von dem wir erzählen, vor Jahren sein Dorf wiedersah, und sein Auge den Weg entlang über das Moor glitt: wie

glich doch der schwarze, beschwerliche Weg seinem Leben, wie glichen die Windungen seinen Irrtümern!

Und er ging den Weg seines Lebens, die Straße seiner Irrtümer.

Sie war weich und die Geleise waren tief. Er aber war des zum Himmel ragenden Turmes getrost. Und trug ein unbeirrtes, ein eigensinniges Gottvertrauen, ein eigensinniges Gefühl der Freude in zuversichtlicher Brust.

Das war der ihm gezeigte Weg. Und nun ging er Nacht für Nacht über das Moor in immer gleichem, in immer beharrlichem Traume.

Lange Zeit lag er Abends in wachem Zagen. Wenn aber der Schlaf seine Augen schloß, dann war er im Moore.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wenn er im Moore war, wollte er gehen, konnte aber nicht. Die Knie versagten den Dienst. Und das tat ihm ein Wesen an, das neben ihm stand und ihn bannte. Es hatte das Angesicht eines Mannes und Gestalt wie ein Mensch, die Züge nicht roh, aber finster und ernst, die Augen brennend.

Laß mich! flehte er das Wesen an. —

Laß mich! Wer du auch seiest. Du trägst ein menschliches Angesicht, da hast du auch ein menschliches Herz in der Brust. Zum Turme der Hoffnung will ich ... Laß mich gehen!

Die Gestalt aber blieb stumm.

Er erhob die Hände, er flehte: Sprich das erlösende Wort! Ich will zu dem Turme, der nach oben zeigt. Weshalb trittst du mir in den Weg? Weshalb hinderst du mich? Ich sah dich doch nie und kenne dich nicht, ich tat dir nie was zuleide.

Du irrst, erwiderte die Gestalt, und ihre Stimme klang dumpf und schwer. Du irrst, du kennst mich wohl und tatst mir auch was zuleide und noch mehr denen, in deren Namen ich das tue, was ich tue. Ich bin der Abgesandte der Seelen, denen du harte Worte gesagt, der Rächer derer, denen du unrecht getan hast. Ich bin der Wägemeister des Gewissens, und die ... das sind meine Diener. Sieh' hin!

Der Mann, von dem wir reden, sah hinter sich. Eine lange Zeile kleiner Gestalten kniete am Boden. Und alle sammelten etwas aus dem Wegschlamm. Und bei dem Wägemeister stand einer, der wog, was gesammelt war, in feinen, an winzigen Balken hangenden Schalen.

Sie sammeln deine Seufzer, deine Schmerzen, deine Sorge, deinen Gram, ich laß es wägen. Wir sammeln und wägen, bis das Zünglein einsteht, bis dein Leid das Leid aufwiegt, das du anderen zugefügt hast. Und wenn das Zünglein einsteht, dann kommst du nach dem Turme der guten Hoffnung.

— — — — — — — — — — — — — — —

So träumte er Nacht für Nacht.

Eines Morgens wachte er erfrischt auf und war guter Dinge. Ich werde gute Nachricht von der Klinik haben, sagte er. Ich bin des Leides quitt, ich stand am Turme der guten Hoffnung.

* * *

Es war Frühling geworden, aber noch verging ein ganzes Jahr. Und dann sproßte wieder der Waldmeister.

Ein Freund von mir pflegte zu sagen: Drei Dinge gibt es, die ich mit keinem Menschen teile: mein Buch, meinen Wein und mein Weib. Meine Bücher sind ein Noli me tangere, die verleihe ich nicht. Selbstverständlich schränke ich den Namen „mein Buch“ ein auf die Werke, die meinem Wesen etwas hinzugetan haben. Ein solches Buch zu verleihen wäre Lieblosigkeit und unrecht, dreifach unrecht: unrecht gegen den Verfasser, unrecht gegen das Buch und unrecht gegen mich selbst. Ein Buch, das meine Liebe besitzt, darf ich ebensowenig in fremden Händen sehen wie meine Frau in fremder Männer Armen.

Und Wein, den ich mit anderen zusammen trinke, ist nicht das, was ich meinen Wein nenne. Jener ist ein allen gehöriger Wein. Die Freude, die Stimmung, die er in mir erweckt, geht nicht in mich hinein, sondern aus mir heraus. Für Freundschaft, für die landläufige Begeisterung, für Bratenreden, zur Entladung der kleinen geistigen Funkenfeuer — vortrefflich! Aber für das, was den Menschen wirklich reich macht, für die Erschließung der eigenen noch unerschöpften

Geheimnisse — nicht zu gebrauchen. Will ich meinen Wein trinken, dann gehe ich in mein Kämmerlein und schließe die Tür hinter mir zu. Und trinke und warte auf das, was ganz sicher kommt. Der Dichter Hauff, der verstand es. Während der Troß seiner Freunde sich schalen Vergnügungen hingibt, ganz allein in den tiefsten Ratskeller hinab und eine ganze Gespensternacht hindurch getrunken. Etwas Ähnliches hab' ich auch schon ausgeführt. Und habe gesungen: „Und so trink' ich, trinke, trinke." Und habe mit mir angestoßen. — „Stoße an, du, tinke, tinke!"

Allein bin ich auch, wenn ich mein Weib bei mir habe. Dann ist sie mein, ich bin sie selbst, und sie ist mein anderes Ich. Nur in etwas feinerer Legierung; rauhe, erdige, nicht aufgehende Restbestände sind im Tiegel zurückgeblieben. Wenn vor mir und meiner Frau des Rheines Rebensaft im Römer perlt, dann trinke ich meinen Wein. Und seitdem mein Weib mir wiedergeschenkt ist, hab' ich mich schon mehr als einmal des süßen Weines vollgesogen. Und ich trinke, trinke, trinke, stoße mit mir, daß heißt mit meinem Weibchen, an und lärme: tinke, tinke!

So sagte mein Freund, und dieser Freund ist der, von dem diese Geschichte handelt.

Meine Frau ist zwar eine geflickte — scherzte er weiter —, aber lieb habe ich sie doch; ich bin noch weniger als früher bereit, sie auszuleihen. Ich kann sie schon deshalb nicht ausleihen, weil ich sie keinen Augenblick entbehren kann.

Du — sagte er zu mir, derselbe also, von dem ich in dieser Geschichte erzähle —, es ist etwas Herrliches um den Besitz einer solchen Frau. Das war eine große und gründliche Hauptreparatur, nun kann sie noch lange halten. Wie frisch von der Jungmühle — eine richtige Wiedergeburt.

Es kommt mir immer so unnatürlich vor, wenn ich sie in den Baumreihen unserer öffentlichen Anlagen am Arme führe und nicht mit beiden Armen an mein Herz drücken darf.

Zuweilen, wenn wir keinen Menschen sehen, frage ich, ob's hier nicht mal zu machen sei. Aber sie antwortet: Es geht nicht. — Und es geht wirklich nicht.

Nach dem Wald ist zwar nicht gar so weit, aber er ist ein hochstämmiges Gehölz, die Kronen raunen über uns allerlei Ironisches, und ein dritter kann weit durch die Stämme sehen. Ich kenne nur eine Stelle, dicht und verwachsen genug, eine, die allenfalls genügt.

Der Verschönerungsverein hat eine Bank hingesetzt. „Für Liebende!" hat ein Schalk fein und säuberlich mit dem Taschenmesser hineingeschnitten. Eine treffende Widmung! Die Bank wirkt auf junge zärtliche Paare, wie Pflöcke, die der Bauer seinem Hausfirst aufsetzt, auf ansiedelungslustige Störche. Die Störche bauen sich ein Nest für Jahre, die Besucher der Liebesbank richten sich für ein Stündchen ein.

Es ist eine vielbesuchte Bank, der ausgetretene Fußsteig zeigt es. Am ehesten hat man noch Montags — die Sonne muß aber noch ziemlich hoch stehen — Aussicht auf ein Plätzchen.

Für Liebende! — Wie Brautleute sitzen wir Alten auf der vom Verschönerungsverein eingerichteten Bank, Hand in Hand. Unsere Augen sind Liebe, und was wir sprechen, ist Liebe! Wie hat sich alles so herrlich gewendet! Unser Unband ist ein großes Mädchen geworden, der Zielpunkt unserer gemeinschaftlichen Liebe. Und hat es uns, hat es der Mutter in aufopfernder Pflege vergolten.

Noch heute saß ich auf der Liebesbank und küßte meiner Frau die Hand. Und dann sagte ich: So, Frauchen, nun haben wir was erlebt, nun will ich nach Hause gehen und deine Geschichte schreiben. Aber die geküßte Hand fuhr über meine Wangen: Laß das, mein Lieber, es bedarf keiner Geschichte mehr. —

Wir sind uns einig geworden, es bedarf keiner Geschichte. Und ich schreibe keine Geschichte.

So plauderte der Held meiner Erzählung.

Als ich dem Ehepaar begegnete, kamen sie wieder von der Liebesbank.

Er war in übermütiger Laune. Er spaßte über seiner Gattin „inwendiges Krüppeltum" und lachte, immer höflich und zart gegen die, die er anbetet ... Und sie — sie in ihrer vornehmen, in ihrer klassischen

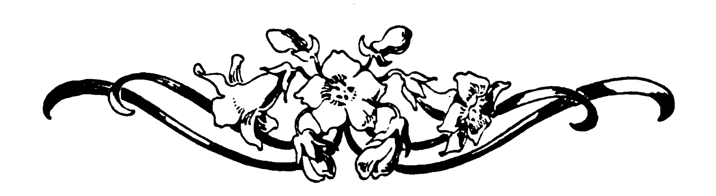
Ruhe — Hut ab! Meine Hochachtung, gnädige Frau!

Wie gingen sie so fröhlich dahin! Es bedarf wirklich keiner Geschichte. Sie glaubt auch so an seine Liebe. — Er ein alter Mann und keineswegs groß und stattlich oder vornehm, so schlecht und recht, wie der liebe Gott nur einen Bürger erschaffen kann. Auch sie schon im Silberschmuck des Alters, aber noch immer leicht und behend und in ihrer Weise noch immer mädchenhaft schön. — Die alten Leute! Wie bräutlich sie an seinem Arme hängt, wie bräutigamsgleich und zart er sie führt!

Die durch das Laubdach fallenden Sonnenbilder fließen ihnen über Hut und Röcke; die, die ihnen begegnen — die meisten kennen sie —, grüßen respektvoll. Und der Goldweidenstumpf mit den vielen schlanken jungen Sprossen rafft alle seine Wedel zusammen und verbeugt sich tief.

Es kann das mit dem Windstoß zusammenhängen, der über das Wasser fegt, es kann aber auch angeborene Achtung vor Seelen sein, die ein tiefinnerliches Glück zusammenhält.

Das mag nun sein, wie immer — ihre Geschichte will er nicht schreiben.



Aus dem Psalter der Liebe

I.

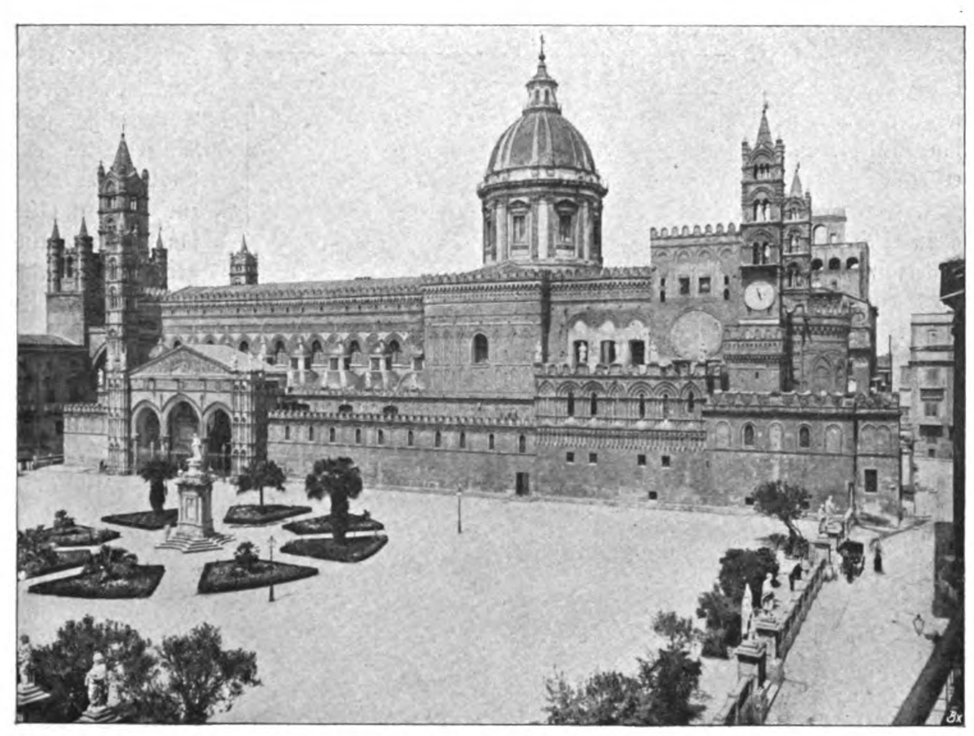
Wie einsam sind wir mitten im Gedränge,
Wie wenigen in Liebe zugetan;
Es bleibt uns fremd die laute, bunte Menge,
Wir wandeln fern von ihr auf stiller Bahn;
Und ob die Menschen lärmend uns umgeben —
Wir sind in unsrem Fühlen ganz allein;
Doch plötzlich fällt ein Glanz auf unser Leben,
Auf unsern dunklen Pfad — der Sonnenschein.
Die Seele jauchzt, die Lebenspulse schlagen,
Die Lippen stammeln Lob- und Dankgebet;
Wir fühlen selig uns emporgetragen,
Ein Hauch der Gottheit heilig uns umweht …
So ist's, wenn in der seligsten der Stunden
Wir unsres Herzens Heimatherz gefunden.

II.

Zwei Ströme fließen vom Gebirge nieder,
Durch einsam finstre Schluchten schäumen sie;
Von Fels zu Felsen hallt ihr Brausen wider
Als düstre, schwermutsvolle Melodie.
Da öffnet sich das Tal: samtgrüne Matten
Und helle Triften ruh'n im Sonnenschein,
Die Herde sucht der Bäume kühle Schatten,
Rings atmet Frieden alles und Gedeih'n;
Und hier, hier einen die gequälten, wilden,
Einsamen Wellen beider Ströme sich;
Sie finden sich in seligen Gefilden
Und fließen ineinander wonniglich.
Mein Lieb! Das ist das Glück, das uns gegeben,
Dies Ineinanderfluten zweier Leben.

Olga von Gerstfeldt





Der Dom von Palermo.

Deutsche Kaisergräber in Italien

Von

Julius von Pflugk-Harttung

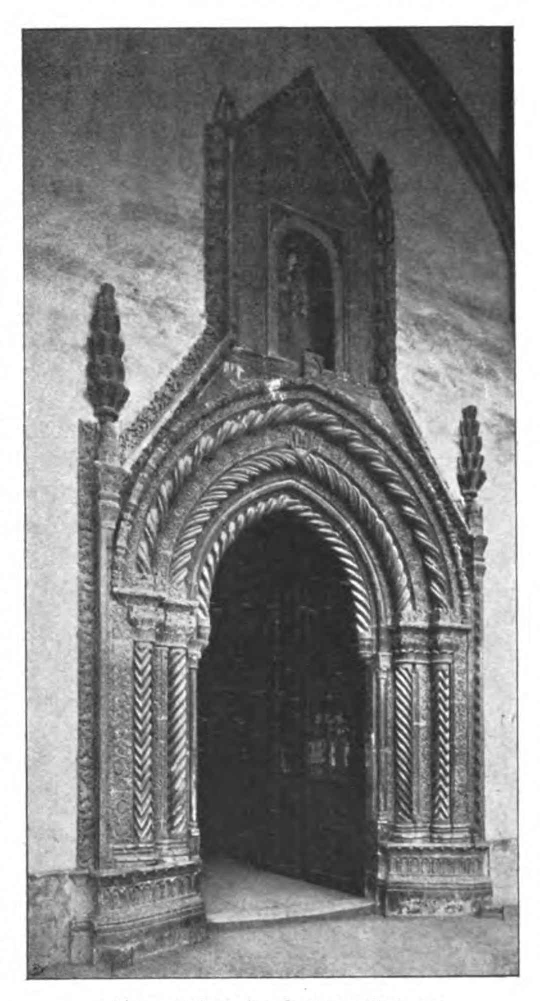
(Nachdruck ist untersagt.)

Jener Zauber, der alljährlich Tausende von deutschen Reisenden über die Alpen führt, ist so alt wie die Geschichte des deutschen Volkes. Er ist ihm und Italien eine Quelle des Glückes und zugleich sein Verhängnis geworden. Segen hat er Deutschland kulturell gebracht: im Glauben, in Bildung, Kunst, Gewerbe und Handel; Glück gewährte er den körperlich und geistig absterbenden Italienern durch Zufuhr neuen Blutes, neuer Kräfte; aber zum Verhängnis gestalteten sich die nationalen Gegensätze und die daraus erwachsenden unnatürlichen Verhältnisse. Die Kultur wurde erkauft mit Gewalttat, Haß und Tod. Deutschland und Italien sind staatlich daran zu Grunde gegangen.

In der ältesten Zeit äußerte jener Zug nach Süden sich als Drang nach Besitz, später als der nach Herrschaft. Die Cimbern und Teutonen kamen, um Land zu erwerben, um sich in Italien niederzulassen, und ebenso machten es die Goten und Langobarden. Als dann aber das Frankenreich erstarkte und gebietend wurde, erhielt jener Trieb seinen Ausdruck im Kaisertume, in einer bloß politischen Verbindung Italiens mit dem Hauptlande. Diese Auffassung blieb in der Folgezeit und wurde durch Otto den Großen 962 im Dome St. Peters nach Karls des Großen Vorbild erneuert. Aber nur zu bald sollte er empfinden, welch eine Last der äußerlich glänzende Gewinn bedeute: sein Sohn und sein Enkel sind ihr erlegen.

In Rom standen sich zwei Parteien schroff gegenüber: eine national-römische und eine kaiserliche. An der Spitze der Nationalpartei oder des in ihr vorwaltenden eigenwilligen

Adels befand sich das Haus der Crescentier, dem es gelang, ein gleichsam erbliches Patriziat zu begründen. Mit allen Mitteln arbeitete man hier den Befugnissen des Kaisers entgegen; da man sich diesem aber nicht gewachsen fühlte, so suchte man nach einem Bundesgenossen und fand ihn in dem byzantinischen Reiche, welches seine alten Ansprüche auf Weltherrschaft immer noch nicht vergessen hatte und gerade damals wieder breiteren Boden in Süditalien gewann. Schon bei Lebzeiten des Papstes Benedikt VI. erhob die Adelspartei einen Gegenpapst, nahm Benedikt gefangen und tötete ihn. Doch auch der Adelspapst vermochte sich nur kurze Zeit zu behaupten; für sein Leben fürchtend, floh er nach Konstantinopel. Unter dem Drucke der Kaisermacht gelangte Benedikt VII. auf den Stuhl Petri, der sich trotz der unruhigen Haltung der Römer behauptete.



Eingangspforte im Dome zu Palermo.

Die Dinge lagen so, daß sich Kaiser Otto II. genötigt fand, im Jahre 980 nach Italien zu ziehen. Der Papst kam ihm bis Ravenna entgegen, beide vereint feierten das Osterfest 981 zu Rom in glänzender Versammlung. Bald wandte Otto seine Blicke nach Süden, wo neben den Byzantinern ein zweiter Gegner erstanden war: die Araber. Durch schwere Erschütterungen im Inneren des griechischen Reiches begünstigt, hatten sie begehrlich um sich gegriffen und sich den größten Teil Calabriens und Apuliens unterworfen. In diese unsicheren Verhältnisse griff Kaiser Otto ein. Bei Cotrone kam es zur Schlacht. Anfangs siegte der Ungestüm der Deutschen; ihre hitzige Verfolgung scheint sie dann aber in einen Hinterhalt geführt zu haben. Das Schicksal wendet sich zu Gunsten der Sarazenen, denen es gelingt, das feindliche Heer völlig zu schlagen und zu zersprengen. Mit wenigen Getreuen flüchtet der Kaiser am Meeresstrand einher, wo er zwei griechische Schiffe gewahrt. Ein Jude gibt ihm sein Pferd, mit welchem er im Meere zu dem einen Schiffe gelangt. Aber dies verweigert die Aufnahme. Otto muß ans Land zurück. Schon werden arabische Reiter sichtbar; in solcher Not versucht der Kaiser sein Glück bei dem zweiten Schiffe, welches er schwimmend erreicht, und in das er von der Bemannung hineingezogen wird. Vor den Sarazenen ist er sicher; nun aber droht Gefahr durch die Griechen, denn sie wollen die kostbare Beute nach Byzanz bringen. Nur durch List und Kühnheit vermag er, sich ihnen zu entziehen und in Rossano ans Land zu retten. Ein Zeitgenosse sagt: „Dahingesunken war, vom Schwerte getroffen, die purpurne Blüte des Vaterlandes, des blonden Germaniens Zier, vor allem ihm so teuer, der mit ansehen mußte, wie das Volk Gottes den Händen der Sarazenen übermittelt, wie der Christenheit Ruhm unter der Heiden Füße getreten ward.“

Tief gebeugt, begab sich der Kaiser nach Capua und Rom und dann nach Verona, wo er einen großen Reichstag versammelte. Im Anblick der gewaltigen Zahl von Getreuen, die aus den verschiedensten deutschen Gauen, aus Böhmen, aus Nord- und Mittelitalien zusammengeströmt waren, richtete Otto sich wieder auf und faßte neue weitreichende Pläne. Ohne Widerspruch wurde sein kleiner Sohn zum König erwählt und ein neuer Zug gegen die Sarazenen beschlossen.

Als der Kaiser Verona verließ, soll Abt Majolus von Cluny ihm zugerufen haben: „Gehe nicht nach Rom, denn wenn du es tust, siehst du die Heimat nimmer wieder; du wirst dorten dein Grab finden.“ Ob der fromme Abt dies wirklich gesagt hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls begab sich Otto nach Rom und starb dort am 7. Dezember 983. Unruhe und Unmut zehrten ihm am Lebensmarke: daheim im Norden hatten die Wenden schwere Verheerungen angerichtet, und im Süden blieb die Schmach, welche die Sarazenen dem kaiserlichen Namen zugefügt hatten, immer noch ungesühnt. Den des Klimas und der fremden Lebensweise ungewohnten Kaiser befiel eine schwere Verdauungsstörung, verbunden mit Erbrechen. Um schnell zu gesunden, nahm er eine zu starke Dosis Aloe, welche verhängnisvoll wirkte: Schwellung der Darmschleimhaut und unstillbare Blutung stellten sich ein. Als der jugendlich ungestüme Mann sein Ende nahen fühlte, sah er ihm gefaßt entgegen; er verteilte seine Barschaft, legte vor dem Papst und den umstehenden Geistlichen die Beichte ab und empfing die Sterbesakramente. Dann hat er in den Armen seiner Gemahlin seine Seele ausgehaucht. Unter großem Gepränge wurde die Leiche in der Vorhalle der Peterskirche beigesetzt. Der blühende achtundzwanzigjährige Jüngling ist der erste deutsche Kaiser gewesen, der den Drang nach Süden mit dem Leben bezahlte; er sollte nicht der letzte, wohl aber der einzige bleiben, der seine Ruhestätte im ewigen Rom gefunden hat.

Suchen wir uns die Grabstätte Ottos II. zu vergegenwärtigen. Der mittelalterliche Dom St. Peters war ein gewaltiger Prachtbau, der wie kein zweiter, durch ehrwürdige Denkmäler geheiligt, die Macht und Pracht des Papsttumes vor Augen führte. Über die Stufen einer breiten Freitreppe gelangte man auf eine Plattform, von da in den Portikus mit den Fronttürmen, der in das Paradies überging und schließlich in die Hauptkirche. Letztere war fünfschiffig und gipfelte hinten in der Confessio S. Petri und dem Throne des Papstes. Das Paradies bildete einen offenen, viereckigen Vorhof, rings von einem gedeckten Säulengang umgeben. In der Mitte des freien Raumes befanden sich der Brunnen, die eherne Pinie und der Cantharus. War der Petersplatz überschritten, die Freitreppe erstiegen,



Grabmal König Rogers I. im Dome von Palermo.

und hatte man durch das eherne Tor mit der Inschrift der karolingischen Schenkung den Portikus betreten, so durchschritt man die Tür, über der das berühmte Mosaik des auf dem Meere wandelnden Petrus prangte, und gelangte in den Vorraum. Wandte man sich hier sofort links, so gewahrte man eine Kapelle, die Ädikula, mit der Rückwand an einen der Eingangspfeiler gelehnt, und daneben, etwas weiter vorspringend, das Grabmal Ottos II. Es befand sich also an einem augenfälligen Platze. Kam man von einem linken Seiteneingange, so bewegte man sich geradeswegs darauf los.

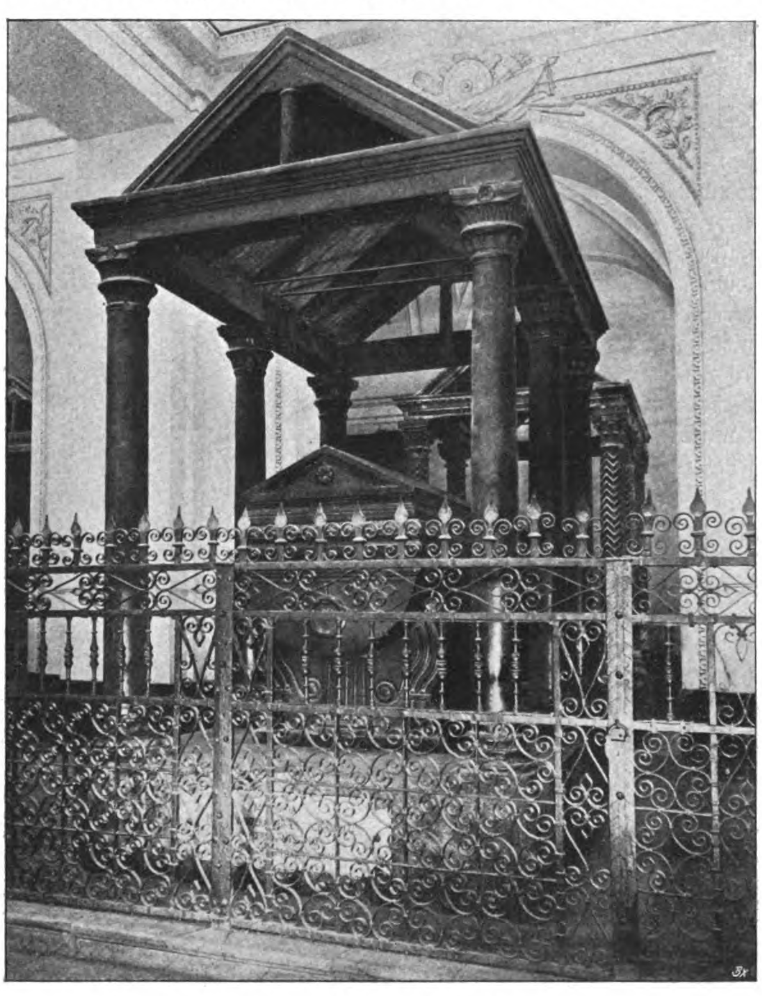
Die zunächst befremdliche Tatsache, daß das Grabmal nicht in der Kirche selber, sondern in deren Vorhof errichtet war, beruhte auf der Anschauung, daß die weltlichen Fürsten gewissermaßen die Türhüter der Kirche, die „ostiarii piscatorum“ (die Wächter der Gräber der Fischer) seien. An sich wurde es vorn weit mehr gesehen, ja es befand sich geradezu im Gewühle des Alltagslebens, denn bei dem regen Besuche der Apostelbasilika durch Pilger und Gläubige, der selbst nachts nicht aufhörte, hatten sich die Händler mit Weihgeschenken und Erfrischungen der Treppen und Vorhöfe bemächtigt, um dort ihr Gewerbe zu treiben. Daneben knieten fromm die deutschen Fremdlinge und verrichteten still ihr Gebet am Grabe. Und auch noch ein anderer Vorgang vollzog sich guten Teils in nächster Nähe: die feierlichen Kaiserkrönungen. Am Mittelbogen des Einganges pflegte der Papst mit glänzendem Gefolge den die Stufen heraufsteigenden Herrscher zu empfangen; beide schritten dann bis zur Kirche der Maria in Turri, wo der König einen Eid auf das Evangelienbuch leistete. Diese Kirche oder Kapelle befand sich an der linken Ecke des Paradieses, also dicht bei dem Grabe. Nach dem Eide begab sich der Papst zum Hauptaltare, während der König durch die Chorherren von St. Peter begrüßt und mit den kaiserlichen Gewändern und Abzeichen ausgestattet wurde. War dies geschehen, so zog man unter hallendem Gesange zur silbernen Pforte der Basilika, mithin an dem Grabe vorüber. Dem zu Krönenden diente es gleichsam zur Warnung, war es eine böse Vorbedeutung; aber keiner hat sie verstanden.

Als Otto II. gestorben war, legte man seine Leiche in eine gestriegelte Arca, die an beiden Enden je durch eine weibliche und eine männliche Halbfigur, in der Mitte mit einem nackten Genius verziert war. Gewöhnlich meint man, es handle sich um die Bildnisse eines Konsuls und seiner Gemahlin. Dieser Sarg nun wurde in eine Kiste gesetzt, deren Wände aus weißen und grünen Marmorplatten bestanden, und das Ganze mittels eines mächtigen Porphyrdeckels geschlossen, der dem Mausoleum Hadrians entstammte. Vervollständigt wurde das Grabmal durch ein Mosaik.

Das Bildwerk, 1,69 Meter in der Höhe und 2,20 Meter in der Breite messend, stellt Christus dar mit Paulus zu seiner Rechten und Petrus zu seiner Linken. Es zeigt ganz eigenartige Arbeit, die sich dadurch erklären läßt, daß Theophano es für ihren verstorbenen Gemahl herstellen ließ, es mithin aus einer Zeit stammt, wo die musivische Technik in Italien verloren gegangen war. Die lose, faltenreiche Gewandung und Haltung der Gestalten, die Züge des Heilandes mit den scharfen Linien, großen Augen und verhältnismäßig weichen Umrissen deuten auf hohes Alter. Petrus hält, ganz dem abendländischen Brauche zuwider, eine Gurte mit drei gleichmäßigen Schlüsseln in der Hand. Christus erscheint als Mann mit kurzem Vollbart und langem schwarzem Haupthaar, in der Mitte gescheitelt; während er die Rechte, mit zwei Fingern segnend, erhebt, runzelt er die Stirn und schaut ernst, fast feierlich halb nach oben.

Jahrhundertelang sind die Gebeine des Kaisers unberührt geblieben. Dann gewann der Gedanke Gestalt, die alte Basilika St. Peters durch einen neuen Prachtbau zu ersetzen. Um dies zu können, mußten die vielen Grabstätten entfernt werden. Da man sie aber doch möglichst erhalten wollte, so legte man unterhalb des Fußbodens der Kirche ausgedehnte Gewölbe an, soweit solche nicht schon vorhanden waren: die sogenannten vatikanischen Grotten. Im Jahre 1610, zur Zeit Papst Pauls V., ist dann auch die Gruft Ottos II. geöffnet worden. Es geschah in Gegenwart eines Notars, der darüber ein Protokoll verfaßte und sonstige Angaben machte. Daraus erhellt, daß nur noch das

Knochengerüst übriggeblieben: es zeigte niedrigen Wuchs, gute Zähne, einen kleinen Kopf, der zerbrochen war. Leider ging den irdischen Resten bei der Überführung in die Grotten alles verloren. Der antike Sarkophag gelangte in den Hof des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal, wo er als Wasserbehälter diente und, wie es scheint, spurlos verschwunden ist — der gewaltige Porphyr-Deckel wurde durch Fontana zu einem Taufbecken umgearbeitet und prangt in seiner verjüngten Gestalt jetzt im Dome St. Peters. Für die Gebeine fertigte man einen neuen Sarg aus weißem Marmor, indem man den alten ohne die Figuren nachbildete und in der Mitte an Stelle des Genius die Inschrift „Otto secundus imperator augustus“ setzte. Auf diesen Sarkophag wurde ein gewölbtes Dach gefügt, getüncht und mit Stuck überzogen. Dadurch erzielte man eine gewaltige Masse von mehr als dreieinhalb Metern Länge, welche, weit in das Mittelschiff des Ganges vorspringend, äußerlich das größte Denkmal der vatikanischen Grotten ist. Man wollte eben die ursprüngliche Gestalt des Grabmals möglichst wiederherstellen und es auch mit dem Porphyrdeckel versehen, was aber unterblieb. Es befindet sich in den „alten Grotten“ im kürzeren Südschiffe der Unterkirche, unmittelbar neben der Abschlußwand, ebenso, wie einst, nach der Eingangsseite zu. Das Mosaik wurde von ihm getrennt und erhielt in den „neuen Grotten“ nahe der eigentlichen Confessio seinen Platz. Dafür aber wurde dem Toten sinnig ein anderes Grabmal beigesellt, das seines Freundes und Verwandten, des von ihm erhobenen deutschen Papstes Gregors V., welcher ebenfalls in Jugendblüte, kaum dreißig Jahre alt, dahinsterben mußte. In der Größe kommt das Grabmal des Papstes dem des Kaisers weitaus nicht gleich, ist aber von bedeutenderem Kunstwerte, weil es aus einem altchristlichen Sarkophage besteht mit figurenreicher Darstellung und einer großen Inschrift darüber.



Grabmal Kaiser Heinrichs VI. im Dome von Palermo.

So ruhen die beiden Deutschen aus der Wende des ersten Jahrtausends nebeneinander unter zahlreichen Gewaltigen der Erde, die dort unten still und friedlich im Dämmerlichte versammelt sind.

Wie dem Kaiser Otto II., so hat seinem Sohne, Otto III., der Drang nach Süden den Tod gebracht. Er, der Rom liebte wie kein zweiter, der es zum kaiserlichen Haupte der Welt machen wollte, er mußte erleben, wie die Bewohner Roms ihn von sich stießen und in offener Empörung wider ihn losschlugen. Da sank er in der Burg von Paterno krank auf das Schmerzenslager; unten dehnte sich weit die ewige Stadt und dunstig die wüste Campagna. Seine zarte Gesundheit vermochte dem zehrenden Fieber nicht lange zu widerstehen. Am 23. Januar 1002 hat er seinen letzten Atemzug verhaucht, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt. Kurz vor seinem Tod erkannte er das Fruchtlose seines phantastischen Strebens; deshalb wollte er auch nicht in der undankbaren Stadt, bei seinem Vater am Tiber, sondern zu Aachen neben Karl dem Großen in der deutschen Kaisergruft begraben sein. Rings tobte der Aufruhr. Mit dem Schwerte mußte der Leichenzug sich den Weg nach der Heimat bahnen.

Das war das Ende von Sohn und Enkel des Neubegründers der Kaisermacht. Und nicht bloß den deutschen Kaisern, auch den deutschen Päpsten wurde der Drang nach dem Süden zum Todesschicksale. Sie alle sanken vor der Zeit in die Gruft: Gregor V., Klemens II., Damasus II., Leo IX. und Viktor II. Einer von ihnen bekleidete seine Würde nur dreiundzwanzig Tage, ein zweiter die seinige zehn Monate, keiner mehr als wenige Jahre. Es war, wie wenn die Sonnenglut Italiens das deutsche Mark versenge, als begehre Italien sein Land und seine Kronen nur für Söhne des eigenen Landes.

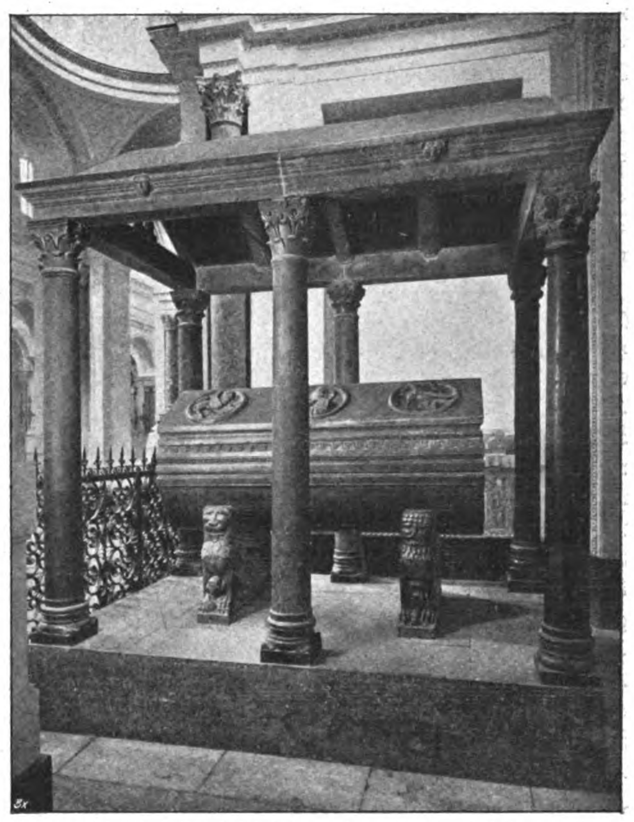
Diese Tragik ist auch den folgenden Herrschern verblieben, welche jenseits der Alpen untergingen.

Nach langem, schwerem Ringen schien endlich der Traum des Kaisertums erfüllt zu werden: es schien auf der Höhe seiner Erfolge, auf dem Gipfel der Macht zu stehen. Dies geschah am Ende des zwölften Jahrhunderts. Da vereinigte das staufische Herrscherhaus die deutsche Kaiser- mit der sizilianischen Königskrone und vermochte, auf beide gestützt, eine Weltpolitik zu treiben. Der Widerstand der deutschen Fürsten war derartig gebrochen, daß Heinrich VI. ihnen den Plan der Erblichkeit des Reiches vorlegen konnte, der Aufruhr der sizilianischen Großen war im Blute seiner Führer erstickt, das Papsttum durch eine kluge italienische und weitschauende orientalische Politik gelähmt. Die Könige von England, Cypern, Antiochien und Armenien bekannten sich als Lehnsleute des Staufers, der griechische Kaiser zahlte Tribut, und Heinrichs Bruder Philipp feierte die glänzende Vermählung mit der griechischen Kaisertochter Irene.

Schon war ein deutsches Kreuzfahrerheer in Akkon gelandet, schon erschien Philipp in Italien, um Heinrichs Sohn, den kleinen Knaben Friedrich, den Erben Siziliens, zur Krönung nach Deutschland zu geleiten, schon rüstete der Gewaltige sich selber zur Seereise, um sich zum Herrn von Palästina und damit zum natürlichen Gebieter der Christenvölker zu machen. Die Welt schien verwandelt, die Zeit Gregors VII. erloschen zu sein. Abt Joachim von Floris hatte verkündet: „Vernimm, o Kaiser, nicht etwa meinen, vielmehr Gottes Ratschluß. Nicht dein Werk ist es, daß du die Bosheit bestrafst, mit der Rute deines Zornes die Kirche triffst und die Völker niederhältst. Gott hat dich zum Hammer der Erde gemacht." Begeistert hatte Peter von Ebulo dem gewaltigen Staufer zugerufen: „Mit siegreicher Lanze wirst du alle Teile zum Ganzen vereinigen und das Reich wiederherstellen, wie es vordem gewesen. Wieder wirst du das Gebäude der Kirche und des Reiches bis zu den Gestirnen aufrichten und, wenn es keinen Feind mehr gibt, neben Jupiter das Ruhelager aufschlagen."

Ein anderes Ruhelager war dem Kaiser beschieden. Wie so vielen Deutschen wurde auch ihm die Fieberluft Italiens verhängnisvoll. Eine heftige Krankheit ergriff ihn, wurde aber überstanden. Zur Erholung pflegte er Anfang August 1197 in der Nähe Messinas der Jagd. Da befiel ihn nachts abermals das Fieber. Nach längerer Unsicherheit fühlte der Kaiser sein Ende nahen.

Er wußte, welcher Haß gegen ihn und die Seinigen lodere, wie nur eiserne Gewalt ihn niederhalte, wie seine ganze Stellung wesentlich auf ihm persönlich, auf seinem vernichtenden Willen beruhe, wie alles ins Schwanken geraten würde, sobald er die Augen geschlossen. Deshalb machte er ein Testament, in dem er Nachgiebigkeit anempfahl. Dann starb er am 28. September zu Messina in Gegenwart seiner Gemahlin Konstanze, welche seinem Hause Sizilien eingebracht hatte.



Grabmal Kaiser Friedrichs II. im Dome von Palermo.

Kaum war er verschieden, als der nationale Ingrimm der Italiener emporloderte. Nur mit Lebensgefahr vermochte Philipp nach den Alpen zu entkommen. Konstanze verbannte alle Deutschen aus ihrem Reich und folgte ihrem Gemahl bald ins Grab; und um das Verhängnis zu erfüllen, starb auch der schwache Papst Cölestin III. und erhielt in Innocenz III. als Nachfolger einen der gewaltigsten Kirchenfürsten, welche jemals den Stuhl Petri innegehabt haben. Was der Kaiser gesäet, erntete der Papst. Selten hat die Weltgeschichte einen jäheren Wandel gesehen.

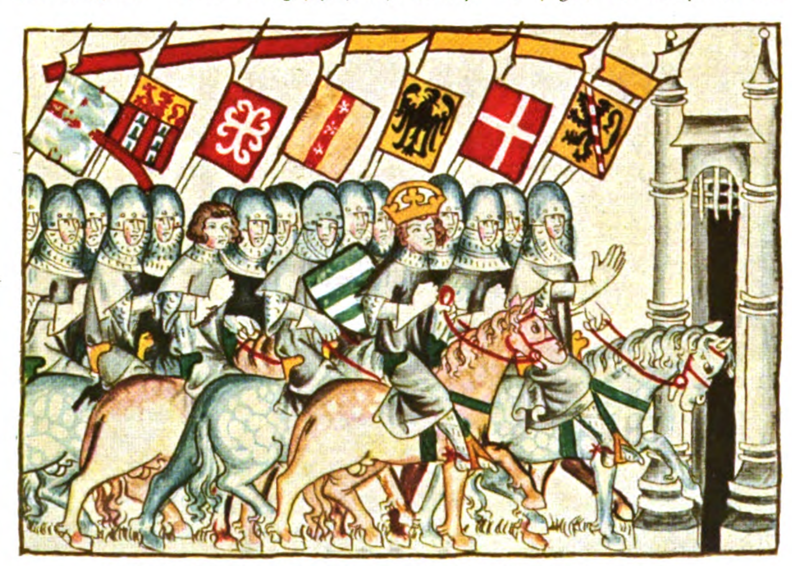
Tieftrauernd geleitete das Heer die Leiche des zweiunddreißigjährigen Staufers nach Palermo, wo sie im Dome beigesetzt wurde. Hier hat man sie zweimal ihrer Ruhe beraubt. Am 18. Oktober 1491 wurde das Grabmal auf Befehl des Vizekönigs Acugna in Gegenwart der Erzbischöfe von Palermo und Messina geöffnet. Da fand man den Körper ganz erhalten, bis auf den unteren Teil der Beine vom Knie an, auf dem Kopfe hatte er ein goldverbrämtes Barett mit Gehänge, wie es die Mosaiken von Monreale für die Kaiser darstellen. Die zweite Besichtigung geschah am 11. August 1781 bei Arbeiten in der Kathedrale durch den Fürsten von Torremuzza. Über diese besitzen wir die vortreffliche Beschreibung eines Augenzeugen, aus der erhellt, daß die Leiche das erste Mal nicht unberührt blieb.

Der Körper erwies sich mumienhaft zusammengetrocknet, die rechte Hand und der untere Teil der Beine vom Knie an waren abgebrochen, die Hand lag zu Füßen. Das ziemlich lange Haupt- und das Barthaar zeigten rotblonde Färbung. Den Körper bedeckte ein gelbliches Gewand mit scharlachroter Borte, worin mit Gold ornamentale Hirschkühe und Adler zwischen romanischem Blattwerk gewebt waren. Einen seidenen Gürtel verzierten Fransen und Bänder. Die Beine steckten in Hosen, welche zugleich als Strümpfe dienten. Die Füße waren mit schönen Schuhen bekleidet, oben von Tuch mit goldenen Mustern durchwirkt und kleinen Perlen besetzt. Der Handschuh, welcher die eine Hand bekleidete, war vortrefflich gewirkt und unten mit Rand versehen. Am Fußende lag eine Krone von Tuch und gelber Seide, rund herum eine Einfassung

mit goldenen Arabesken und arabischer Inschrift, hinten zwei breite Seidenbänder niederhängend, ebenfalls verziert, doch ein anderes Muster und, nach den eingewebten Tierfiguren zu urteilen, abendländische Arbeit zeigend. Im übrigen fanden sich weder Schwert noch sonstige Waffen, aber einige Löcken abweichenden Haares und Papier mit neuerer Schrift.

Auch der Sohn, dem Heinrich VI. das glänzende und doch so verhängnisvolle Erbe hinterließ, wurde in Palermo beigesetzt, wie er in Palermo geboren war. Die Geschichte dieses Mannes, Friedrichs II., des geistig bedeutendsten Staufers, bildet einen ununterbrochenen Kampf, ein zermalmendes, verzweifeltes Ringen zwischen Kaiser- und Papsttum, voll der erschütterndsten Wechselfälle. Im Anfang der vierziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts schien der Laie endgültig triumphieren, das Papsttum im alten Sinn erlöschen zu sollen. Fast zwei Jahre lang wagten die zitternden Kardinäle den Stuhl Petri nicht wieder zu besetzen, und als sie es unter dem Drucke Frankreichs taten, da wählten sie am 25. Juni 1243 einen Freund des Kaisers. Aber die geschichtliche Macht des Papsttums verwandelte ihn in dessen Feind, zu einem Gegner, der die ganze Entwickelung ins Gegenteil verkehrte. Sein Konzil erklärte den Kaiser für abgesetzt, die päpstliche Partei in Deutschland wählte Heinrich Raspe als Gegenkönig, die Nationalpartei in Italien erhob aufs neue das Haupt und nahm, verbündet mit der Kurie, den Kampf auf gegen den Vertreter des Reichsgedankens. Unerschüttert, mit furchtbarer Willenskraft bot der Kaiser allen Schicksalsschlägen die Stirn. Wieder begann sein Stern zu steigen, alle widerstrebenden Mächte rief er auf zum Kampfe: Sarazenen, Griechen, Sizilianer, norditalienischer Adel und Deutsche folgten seinem Banner. Als universaler Kaiser hoffte er auch universal zu siegen. Dem griechischen Kaiser schrieb er: „Wir tun Deiner Kaiserlichen Majestät kund, daß wir, gestärkt und geleitet durch himmlische Fürsorge, gesund sind, uns in Wohlfahrt befinden, über unsere Feinde tagtäglich siegen, und daß bei uns alles nach Wunsch glücklich gelenkt und geleitet wird."

Bald sollte sich zeigen, wie eitel menschliche Entwürfe! „Der für alle Unbesiegbare unterlag allein dem Gebot des Todes." In letzter Zeit wiederholt von Krankheit heimgesucht, wurde er zwischen Foggia und Luceria von der Ruhr befallen. Am 10. Dezember verfaßte er sein Testament, worin er sagte, er mache es an der Grenze des Lebens, bei siechem Leibe, doch klarer Erinnerung und gesundem Denkvermögen. Drei Tage später, am 13. Dezember 1250, lag er auf der Totenbahre. In seinem Vermächtnisse hatte er bestimmt, daß er im Dome zu Palermo begraben werden wolle, der Ruhestätte seines Vaters und seiner Mutter. In Erfüllung dieses Wunsches begab sich der Trauerzug von Foggia nach Tarent. Die Leiche ruhte auf einem purpurroten Bette, voraus schritt die treue sarazenische Leibwache, es folgte ein Zug vornehmer Reiter,



Marsch Kaiser Heinrichs VII. nach Neapel. (Codex Balduineus.)

eine große Anzahl schwarz gekleideter Barone und Stadtbürgermeister. Von Tarent ging es zu Schiff nach Messina, welches man am 13. Januar erreichte. Hier wurde der Sarg eine Zeitlang im Dom ausgestellt, um dann in der Kathedrale von Palermo feierlich beigesetzt zu werden.


Kaiser Heinrichs VII. Leiche wird nach Pisa gebracht. (Codex Balduineus.)

Friedrich hatte seinen Sohn Konrad zum Erben im Kaiserreich und Königreich eingesetzt und über die anderen Söhne und Enkel genaue Bestimmungen getroffen. Sein Haus schien in ihnen allen fortblühen zu sollen auf lange Zeit. Ferner hatte er verfügt, der heiligen römischen Mutterkirche sei mit Wahrung aller Rechte und Ehren des Reiches das Ihrige zurückzuerstatten, wenn sie dem Reiche das Seinige wiedergäbe. Das klang versöhnlich, bedeutete aber Fortsetzung des Kampfes. Und prophetisch verkündeten die Feinde: „Mit diesem Friedrich soll das Imperium ein Ende nehmen. Ob er schon Nachfolger hat, sie werden dennoch des kaiserlichen Namens und der römischen Hoheit beraubt werden.“ So ist es geschehen: sie alle hat Italien ins Grab gestürzt. Schon am 20. Mai 1254 erlag sein Sohn Konrad der Fieberluft des Südens, und am 29. Oktober 1268 fiel das Haupt des letzten Hohenstaufers auf dem Karmelitermarkte zu Neapel durch Henkershand.

Nur ein so gewaltiger Geist wie der Friedrichs II. war im stande gewesen, den Kampf um die Weltherrschaft zu führen. Mit seinem Tode brach der universale Reichsgedanke tatsächlich zusammen.

Wie im Leben, so hat der Staufer auch im Grabe nicht die Ruhe gefunden, welche der schwere Porphyrsarg ihm zu verheißen schien. Als dieser, wie der seines Vaters, 1781 geöffnet wurde, zeigte sich, daß er drei Körper beherberge: zwei lagen oben, einer darunter. Die beiden oberen erkannte man als den Peters II. von Aragon, der 1342 dort beigesetzt worden war, und den anderen als den einer Frau oder eines Jünglings. Nachdem beide entfernt waren, sah man die Leiche Friedrichs II.: in allen Teilen, auch im Gewande, vortrefflich erhalten. Das Haupt ruhte auf einem Lederkissen, woneben links der goldene mit Erde gefüllte Reichsapfel lag, auf dem aber das Kreuz fehlte. Den Kopf umschloß eine offene Krone, deren Gestell von vergoldetem Silber mit kleinen Perlen und Steinen geschmückt war. Den Körper bedeckte ein dreifaches Gewand: zunächst ein Leinenhemd, das bis auf die Füße reichte, über den Hüften durch einen leinenen Gürtel zusammengehalten; auf der linken Schulter war ein rotes Seidenkreuz befestigt, das Zeichen des Kreuzfahrers; am Halse und an den Ärmeln zeigte es sich verziert und hier mit einer arabischen Inschrift versehen. Das Obergewand war von hellroter Seide und hatte weite Ärmel mit einem Goldbesatz. Es war ebenfalls von einem Gürtel umschlossen, und zwar von einem seidenen, mit einigen vergoldeten Rosen besetzten. Als äußeres Gewandstück diente ein Mantel, sehr gut gewebt, auch von hellroter Seide, am Rande geschmückt mit Adlern und anderem Zierat, auf der Brust durch eine Goldagraffe be-

festigt, mit einem Amethyst in der Mitte, den Edelsteine und Perlen einfaßten. Die Beine steckten in Hosen, welche ebenfalls als Strümpfe dienten, die Füße in Schuhen, oben mit einem Hirsche verziert, Sporen waren angeschnallt. An der linken Hüfte hing umgegürtet ein nicht besonders langes Schwert, dessen Holzgriff von feinstem Filigran besponnen und sonst sehr schön durch vergoldetes Silber verziert war. Das Schwertgehänge bestand aus dunkelroter, musterdurchwebter Seide, vorn mittels eines silbervergoldeten Schlosses von geschmackvoller Arbeit zusammengehalten, die handschuhlosen Hände lagen gekreuzt über dem Bauche, der rechte Mittelfinger trug einen Goldring mit großem Smaragd.

Nach Angabe des Mattheus Parisius ließ Friedrich II. sich vor seinem Tode in Cisterciensertracht kleiden, in der er auch starb. Augenscheinlich wollte der Gebannte mit diesem Gewande vor seinem Gott erscheinen. Nachher ist es ihm dann aber wieder ausgezogen und er in Kaisertracht beigesetzt worden.

Der Sarg Friedrichs II. und der Rogers I., des Vaters seiner Gemahlin, sollen ursprünglich in der Mitte des Palermitaner Domes gestanden haben und erst beim Umbau zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an ihren jetzigen Platz gebracht sein; doch ist das augenscheinlich unrichtig, denn nach den von Daniele mitgeteilten Stellen haben sie sich mindestens schon Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dort befunden, wo man sie heute sieht, das ist in einer Kapelle gleich vorn im rechten Seitenschiffe. Hier erheben sich sechs Gräber, frei stehen vier, von denen die vorderen zwei den beiden Kaisern gehören, das rechte Heinrich VI., das linke Friedrich II., dahinter erblickt man neben Heinrich VI. das seiner Gemahlin Konstanze I., neben Friedrich II. das König Rogers I. von Sizilien. Dazu gesellen sich noch zwei Grabmäler in der linken und rechten Seitenwand. Es sind die Wilhelms, des Sohnes König Friedrichs III. von Aragon, und Konstanzes II. (von Aragon), der Gemahlin Kaiser Friedrichs II.

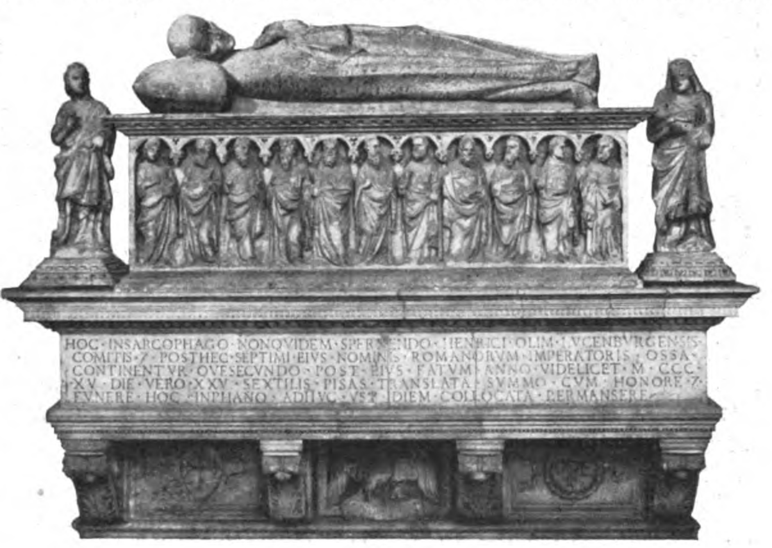
Betrachten wir die vier freistehenden Monumente. Der Grundgedanke für sie scheint der eines antiken Tempels gewesen zu sein. Auf schwerem Unterbau erhebt sich je ein von sechs Säulen getragenes Gebäude, unter dessen flachem Giebeldache der mächtige Sarkophag steht. Die Denkmale der beiden Kaiser sind ganz aus Porphyr, in den beiden anderen bloß die Sarkophage. Diese bestehen aus Kiste, dachförmigem Deckel und Untergestell. Der Sarkophag Heinrichs blieb einfach ohne Schmuck, nur an den Seitenwänden der Länge nach wurde er einfach und ernst verziert; vorn und hinten zeigt der Deckel im Dreieck eine Rundscheibe und eine einfache Krone, die Kiste einen ausgemeißelten runden Griff. Die Kiste steht auf schwerem Gestell, das links und rechts in Löwenfüße ausläuft. Die Säulen sind glatt mit wenig hervortretendem Doppelkapitäl.

Das Grabmal Friedrichs II. ist etwas reicher ausgestattet. Hier wurde das Tempelgesims durch Köpfe verziert, die Säulen zeigen Nachbildung korinthischer Kapitäle. Der Sargdeckel hat auf jeder Seite drei Medaillons: in der Mitte einmal Christus, einmal die Madonna mit dem Kinde, seitwärts die Symbole der Evangelisten, je mit einem Buche versehen (das betreffende Evangelium darstellend). Der Sarkophag bietet auf der einen Seite das Kreuz, auf der anderen einen Löwenkopf mit einem Ring im Maule, darüber im Deckeldreieck die Kaiserkrone. Die Füße des Sarkophags wurden zu vollen Löwen ausgearbeitet, die zwischen ihren Klauen Köpfe halten, welche sie niederdrücken. Die Arbeit beider Denkmäler erweist sich gut in der Politur und im Ornamente sauber und sorgfältig, dagegen in der figürlichen Darstellung plump, entsprechend der Härte des Gesteins; die Wirkung der rotbraunen Farbe ist ernst.

Die Gräber Rogers und Konstanzes sehen heiterer aus, weil in ihnen das Gebäude, der Baldachin, von weißem Marmor ist, reich ausgelegt mit buntem Mosaik. Die sizilianische Farbenfreude tritt ebenso deutlich in ihnen zu Tage wie das große Geschick, welches man in solchen Buntarbeiten besaß. Der Porphyrsarg Konstanzes trägt einen glatten, unverzierten Deckel, die Füße sind ähnlich denen der Kiste des Gemahls. An der Seite findet sich: einmal ein Kreuz im Ring und darüber die Kaiserkrone, das andere Mal unten der Adler Siziliens und

im Deckel eine Blumenvignette. Für das farbige Mosaik des Baldachins wurde stark Gold verwendet, in den Säulen walten Sterne, in den Dreiecken mehr Geflecht und Rundscheiben vor. Die drei besprochenen Sarkophage sind unten als Tonnenrundung gearbeitet, sie alle bestehen aus zwei gewaltigen Blöcken, einem für den Sarg, einem für den Deckel, nur der Konstanzes wurde aus drei Stücken zusammengesetzt. Anders der Sarkophag Rogers: er ist eine mächtige viereckige Kiste mit schrägem Dach und umfaßt mehrere Stücke, ganz ohne Schmuck. Diese Porphyrmasse ruht auf einer an den Rändern verzierten weißen Marmorplatte, der je vier zusammengekauerte Gestalten (zwei links und zwei rechts) als Träger dienen; kunstvoll erscheinen sie unter der gewaltigen Last wie zusammengedrückt. Der Baldachin ist wie der Konstanzes, in seinen Einzelheiten aber abweichend. Auch hier wurde in den Säulen das Sternmuster in Gold bevorzugt, an der Decke Bandwerk, Streifen und dunkle Scheiben. Dem Sarkophage, wie auch der Zeit des Begräbnisses nach, ist Rogers Grab das älteste.

Ergänzt wird diese Denkmalsgruppe durch zwei Seitengräber. Links in einer Wandnische befindet sich das des Herzogs Wilhelm: es ist ein vorspringendes Relief, von dem die Seitenansicht in der Mitte mit der Gestalt des Verstorbenen in Mönchstracht geschmückt wurde. Das Gesicht erscheint bartlos und etwas verfallen. Wesentlich wichtiger ist das Grab in der Mauer der rechten Seite. Es bietet einen antiken Sarkophag, dessen Skulptur eine große Jagd auf Löwen, Eber, Hirsche und anderes darstellt. In der Mitte bemerkt man einen Reiter mit eingelegter Lanze auf einen gegen ihn eindringenden Löwen lossprengend. Auch dieses Denkmal, das Konstanzes II., wurde geöffnet und ihm eine Anzahl Kleinodien entnommen, welche noch jetzt in der Sakristei des Domes aufbewahrt werden. Unter ihnen ist die Krone der Kaiserin am bedeutendsten; sie darf als eines der kostbarsten Schmuckstücke gelten, welche uns aus dem Mittelalter verblieben. Die Wölbung ist von gekupfertem Golde, der Rand und die Rippen sind mit großen Edelsteinen und Perlen besetzt, das Ganze zeigt eine ungemein vornehme Farbenwirkung.



Grabmal Kaiser Heinrichs VII. im Camposanto zu Pisa.

Als Kapelle der fürstlichen Gräbergruppe dient der mächtige Dom von Palermo: leider eine der vielen schlimm verunzierten Kirchen, denen man gerade in Süditalien oft begegnet. Sein Äußeres zwar (außer der Kuppel) prangt in schönster Gotik, das Innere aber ist modern. Dort haben wir noch Portale, Türme, Dach, Fenster, Chor von großartiger Schönheit, Reinheit und gediegenem Reichtume. Der Chor der Rückseite wurde mit schwarzer Lava in seinen architektonischen Teilen und Linien ausgelegt, was ungemein plastisch wirkt. Von dem vornehmen Domplatze tritt man durch ein üppiges dreigeteiltes Portal und durch eine gotische Vorhalle in das Innere und fühlt sich alsbald nicht wenig durch dessen Nüchternheit,

durch die leblose Kälte einer nachgebildeten Renaissance überrascht, welche das Bauwerk am Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstellt hat. Links von diesem Eingang gewahrt man die Gräberstätte: sie füllt den Raum von zwei Kapellen, mit zwei grauen Säulen an den Seiten, oben Tonnengewölbe mit Rosetten, stillosen, halbrunden Fenstern und nachgemachten antiken Trophäen. Alles wurde mit weißem Stuck überzogen und vorn durch ein hohes, modernes Gitter geschlossen. So macht die Grabhalle einen ungemein weihe- und stimmungslosen Eindruck, der durch zu helles Licht noch verstärkt wird. Die Umgebung paßt schlechterdings nicht zu den ernsten und würdigen Formen der Kaiserdenkmäler.

Wie ganz anders wirkt die alte Krypta unter dem Chor des Domes! Sie ist gotisch, ein schön gewölbter und gerippter Raum, und liegt mit ihren zahlreichen Gräbern in dämmerndem, träumerischem, feierlichem Halbdunkel.

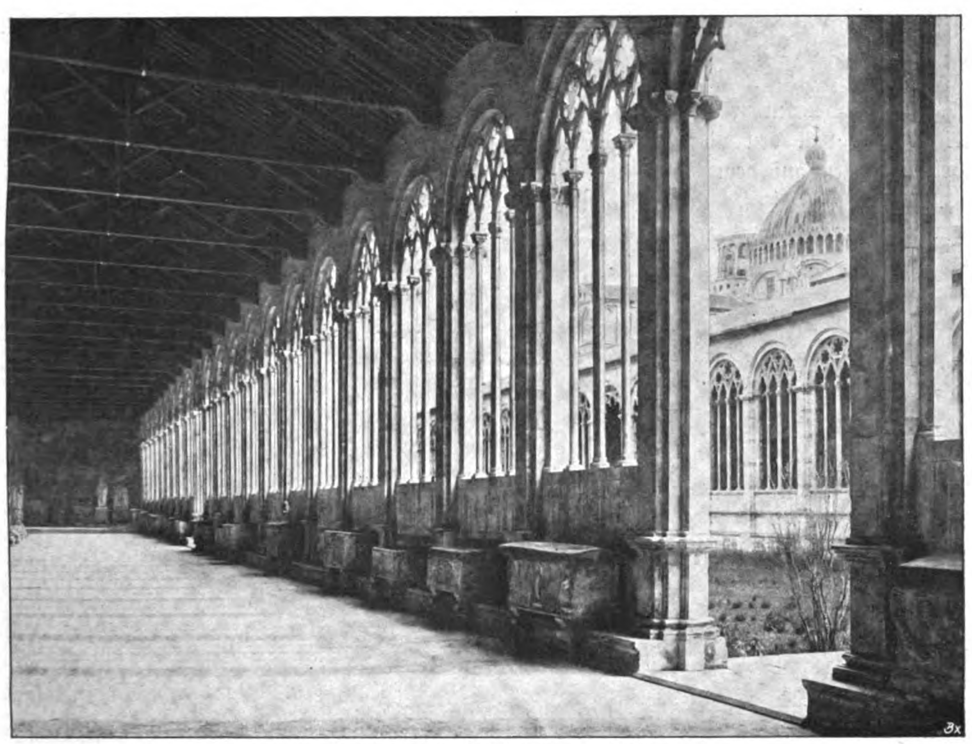
Friedrichs Sohn, Konrad IV., ist, wie wir sahen, ebenfalls in Italien gestorben. Es geschah unter ähnlichen Umständen, wie sie seinerzeit bei Otto II. und Heinrich VI. obwalteten. Im Frühjahr 1254 hatte er bei Melfi und Venosa seine Streitkräfte versammelt. Hoffnungsvoll schrieb er, daß er im Begriffe stehe, mit einem auserlesenen Heere von 20000 Mann zum Schrecken seiner Feinde aufzubrechen, wenn die göttliche Allmacht seine Fortschritte nicht hemme. Da griff sie ein, die göttliche Allmacht. Schon längere Zeit litt der Staufer am Fieber; Aufregung und Kummer steigerten die Krankheit; ein verstärkter Anfall warf ihn zu Lavello unfern Melfi aufs Sterbelager. In der Nacht vor dem Himmelfahrtsfeste, am 21. Mai 1254, ist er verschieden. Sein Grab ist verschollen. Man brachte seine Leiche nach Messina, wo sie wahrscheinlich mit einem Teile des Domes in Flammen unterging. Eine andere, weniger glaubwürdige Lesart will wissen, daß sie nach Palermo geschafft werden sollte, aber von den Bürgern Messinas ins Meer geworfen wurde.

Konrads Nachfolger in Sizilien, König Manfred, ist tapfer um seine Krone fechtend bei Benevent 1266 gefallen. Am dritten Tage nach der Schlacht fand man die Leiche nackt unter einem Haufen Erschlagener. Sein glücklicher Nebenbuhler, Karl von Anjou, ließ den Toten in ein leinenes Hemd hüllen und an der Brücke des Calore auf dem Rosenfelde beisetzen. Aber der Haß der Kirche ruhte nicht, bis ein Befehl des Papstes den Verdammten aus der Erde riß und an der Grenze Latiums versenkte.

Und als zwei Jahre später das Haupt des unglücklichen jungen Konradin mit denen seiner Anhänger unter der Hand des Henkers gefallen war, da gebot Karl, die Toten am Strande zu verscharren, „als seien sie vom Meere ausgeworfen"; nur ein Steinhügel verkündete, daß er den Leib des letzten Hohenstaufen bedecke. Erst später errichtete Karl II. eine Kapelle über dem Grabe.

Der staatliche Zusammenhang zwischen Deutschland und Italien, den das Kaisertum darstellte, war im Blute seiner Vertreter erstickt. Mehrere der nachfolgenden Herrscher ließen ihn deshalb auch auf sich beruhen; erst der Luxemburger Heinrich VII. trat hochgemut wieder dafür ein. Aber es erging ihm wie so vielen anderen. Er bezahlte sein Streben mit dem Leben und wurde der letzte Kaiser, der in Italien seine Ruhestätte gefunden hat.

Kein Geringerer als Dante begrüßte in Heinrich den starken Löwen aus Juda, der sich des Jammergeschreies der allgemeinen Gefangenschaft erbarme, den Bräutigam Italiens, den göttlichen Augustus und Cäsar. Es gelang Heinrich, die Oberhand zu gewinnen, nach Rom durchzudringen und die Krone zu erlangen. Jetzt galt es den Todfeind des Kaisergedankens, den mächtigsten Landesherrn Italiens, den König von Neapel, zu bezwingen. Mit Friedrich III. von Sizilien schloß der Unternehmende ein Schutz- und Trutzbündnis, im Mai 1313 verhängte er über den Anjou die Acht, entsetzte ihn seines Reiches und verurteilte ihn zum Tode. Robert fand seinen natürlichen Bundesgenossen im Papste, dieser bedrohte jeden Angriff auf Neapel als päpstliches Lehen mit dem Banne. Trotzdem setzten sich Friedrich und Heinrich in Bewegung. Alles stand auf des Schwertes Schneide. Schon rüstete der bedrohte Anjou in einem Hafen einige schnell segelnde Galeeren aus, um nach der ersten verlorenen Schlacht vor der Rache



Kreuzgang des Camposanto zu Pisa.

der Deutschen dem befreundeten Frankreich zuzusteuern. Aus Pisa zog Heinrich mit reisigem Heer einher, wie eine Vernichtung drohende Wetterwolke; nach Rom sandte er einen Bevollmächtigten voraus, welcher die baldige Ankunft von Gewappneten melden und im Namen des Kaisers Ordnung schaffen sollte. Da brach alles zusammen. Der Luxemburger fühlte sich krank; vergeblich suchte er Heilung in den Bädern von Macereto. Es blieb ihm nur, sich weiter bringen zu lassen. Aber in dem armseligen Flecken Buonconvento verschlimmerte sich sein Zustand dermaßen, daß er Halt machen mußte. Nachdem er fromm das Abendmahl genommen hatte, verschied er am 24. August 1313. Sofort verbreitete sich die Meinung, der Kaiser sei von seinen Feinden vergiftet worden. In Wirklichkeit wird er dem gefährlichen Klima erlegen sein.

Der Codex Balduineus stellt den Tod Heinrichs bildlich dar. Ausgestreckt ruht der Verblichene auf dem Paradebett, eingehüllt in den pelzverbrämten Kaisermantel, den eine kostbare Agraffe vor der Brust zusammenhält, er hat die Kaiserkrone auf dem Haupte, die Hände behandschuht und gefaltet. Um den Entschlafenen steht sein ritterliches Gefolge mit den lebhaftesten Gebärden der Trauer. Schnell zerstreute sich das Heer, nur die Deutschen und die treuen Pisaner blieben bei der Leiche. Diese wurde in einen Sarg gelegt und dann von Rittern in voller Schlachtrüstung an der Seeküste entlang nach Pisa zurückgetragen. Am 2. September, einem Sonntag, fand die feierliche Einsegnung und Bestattung in dem herrlichen Dome statt. Der Erzbischof selber vollzog die traurige Handlung, rund um den Katafalk brannten hohe Wachskerzen. Wie die übrigen Kaiser, so wurde auch der Luxemburger im vollen Schmucke seiner Würde dem Sarge übergeben.

Wenige Jahre später, 1316, ließ die Bürgerschaft dem Vorkämpfer der Ghibellinen ein prächtiges Marmordenkmal im Dome durch Tino di Camaino, einen der ersten Meister seiner Zeit, errichten. Das Denkmal war in der Art der neapolitanischen Fürstengrabmäler gehalten und bestand demnach aus zwei Teilen, aus dem erweiterten Sarkophag und dem gotischen Baldachin. Der

Sarg, mit den elf Aposteln in Hochrelief geschmückt, wurde von zwei Statuen getragen: eine Pisa, die andere Christus darstellend, jene unten von den vier Tugenden, dieser hier von den vier Evangelisten umgeben. Oben auf dem Sarge lag die Gestalt des Kaisers, angetan mit dem Kaisermantel, wohinein Reichsadler und luxemburgische Löwen gewirkt waren; die aus den weiten Ärmeln hervorblickenden Hände kreuzten sich über der Brust, der Kopf ruhte auf einem Kissen, halb zugewandt dem Beschauer. Der Raum über dem Toten war als Betthimmel gedacht. Zwei Engel, einer zu Häupten und einer am Fußende, hielten die Vorhänge zurück, um den Toten sichtbar zu machen. Das Dach des Betthimmels schmückte oben die Madonna mit dem Kinde. Links und rechts von diesem Aufbau ragten leicht und zierlich zwei gotische Säulenbündel empor, verbunden durch ein gotisches Giebeldach, welches, sich über dem Betthimmel erhebend, ihn gleichzeitig beschattete.

Das Grabmal sollte nicht an seiner Stätte bleiben, sondern mußte verschiedene Wanderungen durchmachen, bei denen der größte Teil verloren ging. Im Jahre 1494 wurde es nach der Kapelle der Incoronata gebracht, doch auch hier war ihm keine Ruhe beschieden, denn im Jahre 1727 erhielt es seinen Platz in der Kapelle der Madonna Sotto gli Organi, bis es 1830 in dem ehrwürdigen Campo Santo, der Ruhmeshalle Pisas, Aufnahme fand. Aber von dem prächtigen Werke war nur noch der Sarg mit der Gestalt geblieben. Neben ihn stellte man zwei Gewandfiguren, entweder vom ursprünglichen Werke oder fremde (wohl letzteres), und fügte unten eine große Platte bei mit moderner Inschrift.

Das Grabmal befindet sich jetzt auf der linken Schmalseite des herrlichen Kreuzganges, hier aber nicht in der Mitte, denn diese ziert die Statue des Giovanni di Niccola Pisano; schräg darüber hangen die Hafenketten Pisas. Leider verschwindet das Werk in der Umgebung. Links und rechts stehen höhere Grabmäler, über ihm zieht eines der großen Camposantobilder das Auge auf sich, fast gerade davor ragt die Büste von Amedeo di Savoia (1897) und ein umfangreiches Grabmal von Mossotti. So ist also die Aufstellung keineswegs besonders würdig. Der Sarkophag wurde als nebensächliches Ausstellungsstück behandelt, was seinem Gegenstande ebensowenig wie seinem Kunstwert entspricht.

In künstlerischer Hinsicht gehört das Werk zum Besten, was das erste Viertel des vierzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Die liegende Gestalt ist von einer stillen, fast wehmütigen Würde verklärt. Der schwere Mantel bildet wenige, aber sicher durchgeführte, ernste Falten. Das reiche Gewebe ist mit größter Sorgfalt wiedergegeben und war ursprünglich durch Bemalung belebt, so daß noch Spuren von Vergoldung erhalten blieben. Am meisten zieht der Kopf den Blick auf sich. Das bartlose Gesicht hat hervortretende Backenknochen, unter denen es stark abfällt, wodurch es ein leidendes Gepräge erhält. Die Züge sind fein und edel, zumal Augen und Stirn, die Nase ist wohlgeformt, aber kurz, der Mund üppig und fest geschlossen; wie die fast geradlinigen Augenbrauen deutet er auf jene Willenskraft, die den Herrscher in so hohem Maße auszeichnete. Das Haar wallt schlicht bis zur Kinnhöhe herunter. Der Oberkopf erweist sich ungenügend bearbeitet, wohl weil er ursprünglich mit einer Metallkrone verziert war, die dann abhanden gekommen ist.

Das Denkmal Heinrichs VII. steht an Größe weit hinter den anderen zurück, an Kunstwert aber scheint es alle zu übertreffen.

Damit scheiden wir von den verirrten Söhnen des Vaterlandes, welche ein erhabener, aber undurchführbarer Gedanke, welche der Drang nach Süden in die Ferne trieb, wo sie ihre Kraft vergeudeten und ihre Gesundheit verloren, wo sie eine Krone suchten und fanden — das Grab.





Max Halbe

Eine Charakteristik

von

Eberhard Buchner

(Nachdruck ist untersagt.)

Man pflegt Halbe als den namhaftesten Vasallen Gerhart Hauptmanns hinzustellen. Mit Recht und mit Unrecht. Die köstliche Treffsicherheit der naturalistischen Schilderung bleibt für mein Empfinden Hauptmanns höchstes Verdienst, und in diesem Punkte hat Halbe in der Tat viel von Hauptmann gelernt. Aber man vergesse nicht: in seinen besten Werken gibt sich Hauptmann stets als naiven, objektiven Beobachter; Halbe dagegen könnte als Prototyp des unnaiven, des sentimentalischen, subjektivistischen Dichters gelten. Ich denke an die Charakterisierung des naiven Dichters, die Schiller gegeben hat: „Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht wie ein schlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, sondern will wie das Gold in der Tiefe gesucht sein. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; er ist das Werk, und das Werk ist er; man muß des ersteren schon nicht wert

oder nicht mächtig oder schon satt sein, um nach ihm nur zu fragen."

Da ist Halbe von anderem Schlage. Seine Dichtungen sind leidenschaftliche Selbstbekenntnisse. Das Persönliche ist es, das in ihnen so außerordentlich interessiert. Auch der oberflächlichste Sucher muß den Dichter darin auf den ersten Blick erkennen. Das naive Kunstwerk begnügt sich damit, zu erzählen, objektiv hinzustellen, zu konstatieren. Will man aber den Geist des sentimentalischen wiedergeben, so hat man mit Fragezeichen und Ausrufezeichen oder mit verträumten Gedankenstrichen zu arbeiten. Solche Kunst entbehrt stets der letzten Reife, aber sie kann dafür entschädigen durch alle die mannigfachen Reize, die Jugend und Werdedrang auf uns auszuüben vermögen.

Halbe ist 1865 in Guettland, einem westpreußischen Dorfe, geboren. Er studierte zuerst Jura, dann Geschichte und Germanistik, widmete sich nach seiner Promotion aber alsbald ausschließlich der Dichtkunst. Seit langen Jahren lebt er in München. Vierzehn Bände hat er uns bis jetzt gegeben. Wer sich durch sie hindurcharbeitet, macht eine seltsame Entdeckung. Es gibt da Wendungen, denen er immer wieder begegnet; gewisse Vorstellungen, die immer wieder auftauchen; stereotype Empfindungen, von denen er sich immer von neuem, und oft wenn er es gar nicht erwartet, überfallen sieht. Ich kenne keinen Dichter, bei dem dies in gleich wunderlich hohem Maße der Fall wäre. Es macht zunächst vielleicht den Eindruck der Armseligkeit, einen Dichter als Plagiator seiner eigenen Werke zu finden. Aber man muß es verstehen lernen. Eine Kunst, die ein unmittelbares Lebensbekenntnis ist und demgemäß in der Individualität ihres Dichters ihre absoluten Grenzen haben muß, kann sich vor Wiederholungen gar nicht schützen. Der Mensch ist vielseitig, aber es gibt Punkte, auf die er stets wieder zurückgreifen muß, Zentralpunkte seines Wesens und Lebens, Grundanschauungen, Lebensanschauungen. In Halbes Kunst handelt es sich dabei weniger um gedankliche Zusammenhänge als um gewisse Empfindungskomplexe. Leitmotivartig sind sie durch sein ganzes Lebenswerk versprengt.

Auf diese Leitmotive kommt es mir in erster Linie an. Man darf die Einheitlichkeit des Halbeschen Schaffens nicht wie bei anderen Dichtern in den von ihm behandelten Stoffen suchen. Wenn er auch einzelne Stoffe bevorzugt, so könnte sich seine Kunst doch in jedem Lande ansiedeln. Sein Ausflug in die italienische Renaissance hat das gezeigt. Die Willkürlichkeit, mit der er die meisten seiner Dramen gewaltsam zu Ende führt, beweist überdies zur Genüge, daß er den Schwerpunkt seiner Kunst auf ganz andere Gebiete legen wollte. Halbe ist letzten Endes Empfindungsdichter. Er ist der Lyriker unter unseren Dramatikern. Ich möchte sagen: er hat seine Empfindungswelt dramatisch ausgestaltet. Dabei kommt natürlich so etwas wie ein Maskenspiel zu stande. Unter hundert Masken kann sich solch eine Empfindung verstecken. Aber es sind eben stets Masken, der Scharfblick des Kenners wird sich durch sie schwerlich düpieren lassen, und kommt er trotzdem in die Versuchung, so werden ihn die Leitmotive, von denen ich sprach, immer wieder eines Besseren belehren.

Es ist fast überflüssig, noch zu bemerken, daß bei dieser Kunst auch in der Konzeption das Empfindungsmoment die erste Rolle spielt. Hauptmanns Poesien, selbst wenn sie wie etwa das „Hannele" oder das Scherzspiel „Schluck und Jau" scheinbar meditierenden Inhalts sind, wachsen unmittelbar aus Lebensstudien, Lebensbeobachtungen heraus. Hauptmann dichtet, was er sieht, Halbe, was er empfindet. Das Volkslied „Lang, lang ist's her" bildet eine bessere Angabe des Inhalts der Halbeschen „Jugend" als jede Erzählung des folgenschweren Leichtsinns der zwei jugendlichen Verliebten.

Nach allem Gesagten ist es klar, daß die Reize und Vorzüge der Halbeschen Dichtung stiller und intimer Art sind. Sie gipfeln nicht in grandiosen Effekten und außerordentlichen poetischen Überraschungen. Man denke etwa an einen stillen Wiesenweg: es fehlen die großen Schönheiten, aber die Blüten, über die du schreitest, und mögen sie noch so unscheinbar sein, strömen jenen süßen Duft aus, der dich in holde Träume wiegt und dich mit unnennbarer Seligkeit erfüllt. Freilich kann man achtlos über solche Wiesen gehen. Nicht ohne weiteres enthüllt Halbes

Kunst ihre Reize dem großen Publikum. Es braucht so ein wenig Andacht, so ein wenig sympathisierende Stimmung, um ihm gerecht zu werden.

Man könnte demnach auf die Gedichte Max Halbes gespannt sein. Aber es gibt ihrer wenige. Eines, „Amselschlag“ überschrieben, will ich hierher setzen:

Trüb senkt sich nieder
Der Spätmärztag.
Hör' ich dich wieder,
Mein Amselschlag?

Aus knospigen Zweigen
Verdämmernd schon,
Im Abendneigen,
Süß lockender Ton.

Gleich Kindheitsahnen
In Knabenbrust,
Von dunklen Bahnen
Noch unbewußt.

Von Märchenländern
Und Frührotglanz.
Von Duftgewändern
Und Elfentanz.

Verklungener Saiten
Ein schluchzender Klang.
Durchrungener Zeiten
Ein Sturmgesang.

Gebangt, gelitten,
Tirilit, Tirilit.
Verlangt, erstritten,
Tirilit, Tirilit.

Es liegt eine wundervolle Inbrunst in solchen Versen. Sie sind so aus tiefstem Empfinden heraus geschrieben. Ich könnte mir nicht denken, wie uns der Dichter mit Hunderten solcher Lieder überschwemmen möchte. In seltenen Festtagsstunden sind sie entstanden, und das sichert ihnen ihre Eigenart. Daß sie sich im Tone mit der Schlichtheit des Volksliedes geben, kann ihre Wirkung natürlich nur verstärken.

Doch nun zum Dramatiker! Das erste Drama, das Halbe veröffentlichte, ist längst vergessen. Man mag dem „Emporkömmling“ heute wohl nur noch ganz selten begegnen; nimmt man ihn zur Hand, so hat man unwillkürlich den Eindruck, vor einem Stück Vergangenheit zu stehen. Gegenwartswert haftet der Dichtung nicht an, und gäbe es nicht allerlei Ansätze aufzuweisen, die später ihre Fortsetzung und Entwickelung finden, so wäre es besser, die Hände von der Ausgrabearbeit zu lassen. Das Stück ist recht eigentlich als ein Schulstück zu betrachten. Wie sauber und klar traten aus unseren Schulaufsätzen die Dispositionen heraus! Jede Verworrenheit läßt sich schematisieren. Für ein Kunstwerk reicht dieses natürlich nicht aus. Alles klingt gewollt und beabsichtigt, steif und unartistisch, und das Ganze leidet daher an einer Trockenheit, die beim Leser ehrliche Langeweile erzeugen müßte, wenn nicht hin und wieder eine flottere, in Einzelheiten interessante Szene für Abwechselung sorgte. Ich denke etwa an die Spielszene im ersten Akte. Für die übergroße Geschwätzigkeit entschädigt der im ganzen recht leidlich geglückte Versuch, die Konflikte möglichst allseitig zu beleuchten, Partei und Gegenpartei in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen zu lassen; und für einige derbe sprachliche Geschmacklosigkeiten die hübsche Stimmungsmalerei, die sich hier und da Geltung verschafft. Den Personen aber fehlt so ziemlich jede Körperlichkeit. Teils sind sie überhaupt nicht charakterisiert, teils in so scharfer Einseitigkeit, daß sie wie personifizierte Ideen anmuten.

Leise, ganz leise klingen die Leitmotive des Halbeschen Schaffens zum erstenmal an. Da ist ein sonderbar ausgeprägtes Heimatsempfinden. Ein starkes Gefühl für den Wert alles Ursprünglichen, Bodenständigen. Die vielleicht oft philisterhafte Freude des Grundbesitzers an seinem Grund und Boden wird von ihm mit unendlicher Wärme empfunden und mit idealstem Glanz umkleidet. Steht dieses heiligste Eigentum in Gefahr, so läßt Halbe alle Nuancen berechtigter und unberechtigter Schwärmerei und Sentimentalität spielen. — Ein anderes: Halbes Menschen haben in den entscheidenden Augenblicken ihres Lebens immer die Empfindung, unter einem unerbittlichen Zwange zu stehen. Nicht als ob Halbe konsequent mit einer Schicksalsidee arbeitete. Ich finde, daß eine solche Schicksalsidee für unser modernes Empfinden den Eindruck der Tragik überhaupt völlig aufheben müßte. Die Tragödie beginnt erst da, wo an den freien Willen und die Verantwortlichkeit des Menschen geglaubt wird. Und Halbe glaubt wohl daran bis zu einem gewissen Grade. Aber im letzten Moment, im Augenblick, wo der Würfel fällt, stürmt auf seine Helden stets ein dumpfes Gefühl ihrer Unzuständigkeit und Erbärmlichkeit ein. Es überkommt sie ein Ahnen, als wäre all ihr Glauben und Wissen, all ihr Wollen Selbstbetrug gewesen, als stünden hinter dem Leben doch noch große, unerkannte Mächte und Gewalten, die sich damit belustigen, uns wie die Marionetten durchs Leben tanzen zu lassen. Nur ein tastendes Ahnen ist es, ein Fragen und Ringen um den Sinn des Lebens, wie es die Folge schwerer Schicksalsschläge und bei

Halbe auch außerordentlich gesteigerter Freude bildet. In einer lastenden Resignation klingt es aus. Man hat sich und anderen nichts mehr vorzuwerfen. Man droht mit der Faust nach oben: „Der Herrgott da droben hat sich an mir versündigt!"

Der Tod steht im Hintergrund der meisten Halbeschen Dichtungen. Die erste und die letzte Szene des „Emporkömmlings" gehört dem Totengräber. Totengräber Maschke hat das Glück, alle seine Zeitgenossen zu überleben. Er ist wie eine Schildwache, die der Herrgott abzurufen vergessen hat. Es steckt ein köstlicher, wenn auch cynischer Humor in dem Gedanken, daß die Menschenkinder Tragödien erleben und sterben, um so einem alten Maschke eine Freude damit zu machen. Die Menschen von Halbes Gnaden führen den Tod gern im Munde, vor allem die Liebenden. Der Dichter kommt kaum in einer Liebesszene an diesem Gedanken vorbei. Man denkt an die Liebe Tristans und Isoldes in Wagners Dichtung.

Auch in das zweite Drama Halbes, die zuerst 1890 in der „Freien Bühne" erschienene „Freie Liebe", spielt die Todessehnsucht hinein. Winter, der Held des Stückes, träumt: „Ja, ja, untertauchen! Und am liebsten gar nicht wieder raufkommen." Aber ich glaube, ich verstehe Halbe recht, wenn ich das Drama trotzdem als ein Werk der Lebensfreude bezeichne. Alle Mittel werden aufgeboten, um Trübsinn und Melancholie und Todessehnsucht in die Flucht zu jagen. Die Tatkraft soll siegen. Der Held des Dramas möchte ein Held des Lebens werden. Es steht viel Träumerei in dem Buche, aber sie sollte und durfte nicht die Oberhand gewinnen. Beim Erwachen weiß man noch all die süßen Träume, die den Schlummer segneten. Aber man reibt die Augen und dehnt die Glieder, und der erste Sonnenstrahl, der uns trifft, führt uns ins volle Leben zurück. Das etwa der Charakter des zweiten Halbe.

Noch ein wenig eingehender! Der Sehnsucht nach dem vollen, starken, großen Leben soll ihr Recht werden. Winter ist zu diesem Zwecke nach Berlin gekommen. Etwas Ungeheures will er schaffen. Schriftsteller ist er, Schriftsteller und Bohemien. Wohin ihn das Leben treiben wird, weiß er nicht. Was fragt er danach! Nur fühlt er, wie eine Kette nach der anderen von ihm abfällt. Er schreibt etwas Lebensfreudiges. Alice, von deren Bann er sich noch nicht ganz lösen kann, sagt seltsam:

„Was Lebensfreudiges ..."

Winter (in starker Bewegung): „Ja, Fräulein Alice, was Lebensfreudiges! Was meinen Sie dazu?"

Alice (zuckt die Achseln). (Schweigen.)

Winter: „Ja ja, das fehlt Ihnen ..."

Alice: „Finden Sie das so wunderbar?"

Winter: „Nein, wunderbar finde ich das nicht." (Schweigen.)

Alice: „Sie sind 'n Mann ... Sie haben was erlebt ... Sie haben 'ne Vergangenheit. Wir haben keine Vergangenheit. Sie haben Erinnerungen ... Sie kennen was vom Leben. Möglich, daß man da lebensfreudig wird ... Bei uns is das alles nicht. Wir haben immer zu Haus gesessen. Wir haben nicht mal 'ne Gegenwart ..."

Auch Alice muß er dahinten lassen. Sie kann nicht wachsen, und sie steht seinem Wachstum im Wege. Sie trägt keine Werdekräfte in sich. Winter erkennt sie in ihrem tiefsten Wesen. Sie ist „wie ein kühler, heiterer Herbsttag. Der Sommer liegt schon so weit ... so über Mittag. Die Sonne scheint. Ja. Glanz, aber keine rechte Wärme! So was Melancholisches!" Das Melancholische, gegen das er kämpfen muß, liegt aber auch in ihm selbst. Immer wieder muß er sich die Kraft zum Leben abringen. Er ist jeder Stimmung hingegeben, er ist nervös und launisch und schwelgt in wirklichem und eingebildetem Unglück. Er quält seine Freunde und Luise, seine kindlich einfältige, aber entzückende und liebenswerte Geliebte. Das sind schwere Siege.

Eines beschäftigt Winter, den Träumer, vor allem. Er fragt einmal Alice: „Kennen Sie die Geschichte von dem Manne, der auszog, seine Jugend zu suchen?" Und ein andermal sitzt er mit Alice und ihrer Klavierlehrerin am Abend zusammen. Die Dämmerung bricht herein. Er liebt die Dämmerung. Dann setzt in der Ferne auf einem der Nachbarhöfe ein Leierkasten ein. Man hört verwehte Töne. Da sagt er: „Wissen Sie, so 'ne Erinnerungsstimmung, so, als ob die Jugend wieder heraufkäme. Wissen

Sie, so als ob sie da aus der Ecke her langsam heraufstiege. So ganz langsam ... so schattenhaft."

Erahnen schwül, Erschauen klar,
Im Reifedrang des Strebens
Bergauf, bergab, im dreißigsten Jahr,
An der Mittagsscheide des Lebens —

heißt es in dem Motto der „Lebenswende". Die Mittagsscheide des Lebens spielt bei Halbe eine große Rolle. Er liebt es, seine Menschen zwischen eine scharf abgegrenzte Vergangenheit und eine ebenso scharf abgegrenzte Zukunft zu stellen. Sie wissen nicht, sollen sie der einen klagend nachschauen oder der anderen sehnsüchtig die Arme entgegenbreiten. Die Jugend liegt hinter ihnen, die großen Mannestaten noch vor ihnen. Sie wissen und fühlen, daß ihre Sonne im Zenith steht, daß gerade die Gegenwart entscheidende Gewalt über ihr Leben gewinnen muß. In solchen Momenten hört man den Pendelschlag der Weltenuhr, man fühlt, wie die Zeit unbarmherzig ihre Straße zieht. Sie tritt alles zu Boden. Daß sich die Zeit nicht aufhalten läßt, daß ihre Minuten, Stunden, Tage und Jahre nie zurückgebracht werden können, empfindet man als schwerstes Schicksal. Aber es liegt Süße in diesem Empfinden. Es ist krankhaft reizvoll, sich mit einem „nie wieder" herumzuschlagen. Eine stille Melancholie legt sich auf die Sinne, und von ihr umspielt, strahlt die Vergangenheit in einem nahezu magischen Licht. Alles mild und abgetönt, aber zauberhaft schön und wohl wert, daß wir unsere heißesten Tränen in andachtsvollem Gedenken vergießen.

Als Kunstwerk steht die „Freie Liebe" ungleich höher als Halbes Erstling. Von einer äußeren Handlung kann man kaum reden. Es ist ein psychologisches, ein sehr intimes Drama. Doch darf man nicht meinen, daß sich seine Sprache etwa in seelischen Unverständlichkeiten erginge. Sie ist so herzerquickend frisch und natürlich, so gerade aus dem alltäglichsten Leben herübergenommen. Ganz überraschend ungezwungen wirkt oft der Dialog. Die psychologischen Entwickelungsmomente liegen meist mehr hinter als in den Worten. Es wird in ganz kurzen, zuweilen wohl abgerissenen Sätzen gesprochen. Sehr fein ist es, wenn sich die Worte mühen, wirklich einmal einen tieferen Sinn direkt auszuprägen. Sie tasten sich dann an das Problem heran, kommen von dieser, von jener Seite, versuchen hier und versuchen da. Sätze können es nicht sein, es bleiben einzelne Worte, und das klingt gerade so ungeschickt und täppisch und doch verständig und weise, wie wir es im Leben zu machen pflegen, wenn wir derartigen Fragen gegenüberstehen.

Mit dem nächsten Drama erzwang sich Halbe den Zutritt zur Bühne. Das ist schließlich ein wichtiger Moment für jeden Dramatiker. Der „Eisgang", 1892 in der „Freien Bühne", 1895 in Buchform (wie alle Werke Halbes, den „Emporkömmling" ausgenommen, im Verlag von Georg Bondi, Berlin) erschienen, ist in der Tat das erste einigermaßen bühnengerechte und theaterwirksame Stück des Dichters. Vielleicht hat Halbe sogar zu viel Wert auf die äußere Wirkung gelegt. Die zarte Innerlichkeit, die die „Freie Liebe" kennzeichnet, ist ein wenig verflogen, nur hier und da kommt sie noch zu Worte. Alles ist derber angefaßt, mit mehr Effekt gegeben. Der Schluß des ersten Aktes, in dem ein Betrunkener schluchzend und gröhlend den Tod des alten Tetzlaff verkündigt, ist stark aufregend. Große Worte werden nicht immer vermieden und kleine, feine Nuancen sehr oft vergessen. Der Ausgang des Ganzen ist unmotiviert, völlig beliebig. Verzeihlich wird er nur dann, wenn man ihn symbolisch zu deuten versucht. Das ist überhaupt das Novum des „Eisganges": die Ereignisse erhalten neben der nächstliegenden natürlichen eine sekundäre symbolische Bedeutung.

Ich gebe die Grundlinien der Handlung. Das Flußbett der Weichsel soll reguliert werden. Es ist hohe Zeit, drohende Gefahr im Anzuge. Nicht allen macht es die Regierung damit recht. Der alte Tetzlaff, Besitzer in Trampenhuben, jammert: „Ich sage Ihnen, Herr Bauführer, die Kalamität mit den Leuten jetzt! Wenn wir den Strombau bekommen, eine Lohnverteuerung wird das ..." Aber es ist auch zu spät. Der Eisgang bringt das Fürchterliche. Der Damm reißt, der Strom hat sich selbst sein Bett gesucht. Hugo, des alten Tetzlaff Sohn, geht in den Fluten unter. Und die Deutung: das Volk

steht auf, der Arbeiter beginnt sich als Mensch zu fühlen, die soziale Frage erregt die Köpfe und eine neue Zeit muß anbrechen. Es besteht die furchtbare Gefahr, daß der neue Geist alle Schranken, die ihm entgegenstehen, niederreißen wird; die Herren werden zugrunde gehen, und die einst Getretenen werden ihre Sieger sein. Weltrevolution! Die Alten verstehen das nicht; der alte Tetzlaff wird das erste Opfer der neuen Zeit. Und Hugo, der sich seiner Stellung zum Trotz auf Seite der Geknechteten stellt, ihr zweites. Eisgang! Der Strom ließ sich nicht regulieren, das Recht bricht sich selbst seinen Weg. „Die Sünden der Vergangenheit, Doktor! Doktor, unsere Väter! Das kommt über uns!“ Das ist die Erkenntnis Hugos, in letzter Stunde, in letzter Gefahr.

Hugo ist eine tragische Persönlichkeit. Er ist der Herr, und als solcher teilt er naturgemäß die Interessen seines Standes. Der Sieg der Arbeiter ist sein Untergang. Er hat sie als seine Feinde zu betrachten, aber sein Herz gehört seinen Feinden. Im entscheidenden Moment hält er folgende Rede:

„Ihr wollt's menschlich haben? Höchst verständig. Kann nur gebilligt werden. Ganz meine Ansicht! Menschen werden! Haltet euch dran, daß ihr nachkommt. Höchste Zeit! Ihr seid nicht dazu da, bloß zu pflügen und zu lokomobilen, Schnaps zu saufen und weiter nichts zu denken. Ihr sollt Menschen werden wie alle anderen Menschen und sollt auch wissen, daß ihr Menschen seid, verstanden! Menschen! Höchst schwierige Sache! Könnt mir glauben! Nur möglichst bald damit anfangen! Das sage ich als Mensch zu euch!“

So ist er in der Lage, gegen sich selbst kämpfen zu müssen, sich selbst ins Unglück stürzen zu müssen. In seltsamer Bewußtheit hat er das erkannt.

Im Grunde empfindet Hugo, wie ein Halbescher Held empfinden muß. Er steht in rührender Ratlosigkeit zwischen Wollen und Müssen. „Wir wollen aber noch nicht, was meinst du, Schwesterchen? Wir wollen noch kämpfen!“ Das kann er sagen und dann doch wieder allen freien Willen in Abrede stellen. Und Grete grollt anklagend: „Ach! Man wird ja so!“ Damit ist dem Gedanken an Tod und Vernichtung Tür und Tor geöffnet. Wie ein Erlöser kann er erscheinen. Heiße Seufzer umwerben ihn. Und wieder spielt die süße Melancholie hinein, die für Halbe so charakteristisch ist. Hugo lauscht: „Abendläuten! Hörst du? Dann hat das Lied ein End'!“ Im Garten der Tetzlaffs liegt das Erbbegräbnis. Da wandert der alte Tetzlaff hin und her, hin und her. „Er hat wohl Grund, die zu beneiden!“ sagt Hugo. Und er vertieft sich in wollüstiges Gedenken an alles, was einst war, und an alles, was einst sein wird. Ein andermal fragt ihn Grete: „Da geht Papa! Bei den Gräbern ... Was er da nur wieder sucht?“ Und Hugo antwortet: „Seine Jugend, Schwesterchen! Unser Vater sucht seine Zeitgenossen.“

Halbes Weg führte aufwärts. „Der Emporkömmling“ zeigte ihn in jenem unbestimmten und unbestimmbaren Werdestadium, dessen Ende und Ziel sich nach keiner Seite hin erkennen läßt. Ein Werk ohne bedeutende künstlerische Qualitäten. Die „Freie Liebe“ wies viel schlichte Innerlichkeit, viel Wärme und Stimmung, der „Eisgang“ eine sichere Problemstellung und wirksame Charakterbilder. Halbe ist Theaterdichter geworden. Nun noch ein Schritt weiter, und er schafft ein anerkanntes Werk, ein Meisterwerk, seine „Jugend“. Die Bühnen reißen sich um ihn. Halbe steht auf der Höhe seines Erfolges. Seitdem heißt er nun schlechthin der Dichter der „Jugend“. Er kann in Zorn geraten, wenn er das hört. Ich möchte ihn einen Märtyrer des Erfolges nennen. Fast all seinem späteren Schaffen und Dichten ist die Wirkung auf das große Publikum versagt geblieben. Keines der späteren Werke hat gezündet. In seinem Können und Wollen ist er weit über die „Jugend“ hinausgegangen, aber niemand will das wissen. Begeisterte Anerkennung ist immer ein Danaergeschenk; für die Zukunft hat man ihre Folgen zu fürchten.

Halbes „Jugend“ ist überschätzt worden. Sie ist groß in ihrer Art, aber ihre Art ist klein. Halbe hat keineswegs sein Tiefstes darin gegeben. Genrehaft stellt er eine Episode vor uns hin, die notwendig entzücken muß, die aber eben immer nur eine Episode, beschränkt im Ausblick, mit engen Horizonten bleibt. Gewiß hat Halbe schon Tags nach der Vollendung des Werkes gewußt, daß er Größeres leisten müsse und

könne. Er ist denn doch mehr als ein Idyllendichter. Nur eine Zeit, die so wie die unsere zu Gunsten kleiner künstlerischer Effekte auf die grandiosen Reize eines gewaltigen, bedeutsamen Stoffes verzichtet, konnte sich bis zu einer schier grenzenlosen Vergötterung eines meisterlichen Genrestückchens verlieren. Es ist fast Tragik zu nennen, daß ein Dichter, der sich zu freier stolzer Menschlichkeit entfalten möchte, vom Publikum auf ein wenn auch süßes, so doch am Ende einfältiges und gleichgültiges Liebesspiel festgenagelt wird. Es wäre traurig, wenn Halbe heute noch nur der Dichter der „Jugend" wäre.

Ich meine, wohl jeder meiner Leser hat das Werk gesehen oder hat es gelesen. So gehe ich über den Inhalt hinweg. Der Höhepunkt liegt zweifellos in der Stimmungsmalerei des zweiten Aktes. Hans schwelgt in der fast arroganten Zuversicht der Jugend: „Ich werde nicht Schiffbruch leiden. Ich habe ja so ungeheuer viel Hoffnung! Ich kann ja gar nicht untergehen!" Der Kaplan predigt die Nichtigkeit alles Irdischen, und Onkel Hoppe gedenkt in wehmütiger Freude der eigenen Jugendzeit. Wie sie vor ihm aufwächst! „Lang, lang ist's her", singt Annchen aus dem Salon herüber. Es ist eine Stunde, wie man sie nie vergißt, eine Stunde, die ewig sein müßte. Es zittert so vieles in der Luft, so wunderliche Geheimnisse spinnen sich fort von Mensch zu Mensch, aber kein Wort weiß sie zu nennen. Man liebt die Gegenwart, den Augenblick. „Nach zehn Jahren!" sagt Hans, „nach zehn Jahren ... dann sind wir alt und kalt." Und Annchen überbietet ihn noch: „Ach, Hanschen, morgen um diese Zeit sind wir vielleicht schon tot! Wer kann wissen." Unsere Volkslieder reden ähnliche Sprache. Dem Ausgang fehlt wieder die zwingende Notwendigkeit. Er scheint mir geradezu trivial. Ich will nicht entscheiden, ob die „Jugend" zu einem anderen Schluß führen oder ob sie überhaupt jedes markanten Abschlusses entbehren sollte. Mag sein, daß das letztere der Fall ist. An mancher Kunst erscheinen harte Linien, klare Umrisse nahezu als eine Unmöglichkeit.

Auf den glänzendsten Erfolg folgt eine der kläglichsten Niederlagen. Ja, Max Halbes „Amerikafahrer" wurde im Berliner „Neuen Theater" mit aller Entschiedenheit abgelehnt. Seitdem ruht er bei den Toten. Und doch hätte er ein viel besseres Schicksal verdient. Ich finde es prächtig, daß der Verfasser der „Jugend" einen „Amerikafahrer" schreiben konnte, ein gereimtes Scherzspiel, so voll sprudelnder Laune und behaglichen Humors, wie man's, in der deutschen Literatur wenigstens, so bald nicht wieder antreffen kann. Sollte ich Parallelen ziehen, so würde ich etwa an Kleists „Zerbrochenen Krug" erinnern. Die technischen Mittel, mit denen die beiden Dichter arbeiten, sind zwar keineswegs die gleichen, ihre Stoffe haben kaum eine Gemeinsamkeit aufzuzeigen, aber die allgemeinen Eindrücke, die man vom „Zerbrochenen Krug" und vom „Amerikafahrer" mit heimträgt, sind einander nahe verwandt. Das Stück behandelt die Schicksale Meister Polzins, der das Amt des Nachtwächters (mit Schnarre bewaffnet) mit seinem Schneiderberufe wohl zu vereinen weiß. Er ist lahm und schwerhörig und in hundert und tausend Dingen ein kurioser Kauz. Er will und soll nach Amerika. Seine junge hübsche Frau ist nahe daran, ihm Hörner aufzusetzen. Ihre zwei Verehrer haben dem Meister mit ihr das Geleit zur Bahn gegeben. Nun suchen sie sich gegenseitig ins Weite zu komplimentieren. Plötzlich langt Polzin wieder an. Er bringt einen Schein, darauf liest Julie folgende Worte:

Es hat der Präsident der Vereinigten Staaten
Mitsamt Kongreß und hohen Senaten
Nach allerneusten Akten und Noten
Bei Strafe die Einfahrt von Krüppeln verboten.

Polzin ergreift wieder Besitz von seiner Frau, die beiden anderen ziehen betunkt von dannen. Am betunktesten Schmück, der in seiner Liebestollheit das Geld zur Überfahrt gestellt hatte. Natürlich gibt es viele nette kleine Pointen und Späße, die hier nicht einzeln verzeichnet werden können. Ich finde das Ganze sehr keck, frisch und übermütig. Wäre es dementsprechend gespielt worden, wäre Halbe damit wohl glücklicher gefahren. Etwas unangenehm wirken die vielen Sprachgewaltsamkeiten. Die Pronomina sind stellenweise ganz abgeschafft, die Sätze überhaupt verkürzt, wo es nur irgend

sein konnte. Unangenehm ist es und doch auch wieder ulkig. Dank solcher Sonderlichkeiten ist so etwas wie ein aparter Stil zu stande gekommen. Für das Lebenswerk Halbes ist der „Amerikafahrer“ naturgemäß von geringerer Bedeutung. Ein Intermezzo, nicht mehr, nicht weniger!

Ein Jahr nach dem „Amerikafahrer“, 1896, erschien die „Lebenswende“. Halbe hat sie mit Recht als eine Komödie bezeichnet, aber es ist eine bitter ernste Komödie. Der Komik der einzelnen Geschehnisse und Charaktere steht ein schweres, unbarmherziges Schicksal entgegen, das in allem seine Hand hat und sich durch keine Lächerlichkeit, keine Komik aus dem Felde schlagen läßt. Es ist eine jener Komödien, bei der man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll.

Kämpfende Menschen stellt Halbe in der „Lebenswende“ vor uns hin. Sie wissen es alle, daß das Leben ein tückisches, neidisches Ding ist. Und sie stellen sich ihm mit ausgesprochenem Mißtrauen gegenüber. Möglichst viele Vorteile gilt es ihm abzujagen, es gilt, sich mit ihm abzufinden. Der Kompromiß des Menschen mit dem Leben, das ist eigentlich das Problem des Stückes. Von den fünf Menschen, die ich oben Kämpfer nannte, hat einer nahezu ausgekämpft. Das ist Heyne. Er hat sich besiegt gegeben, oder er ist doch ganz nahe daran, es zu tun. Noch einmal flackert so etwas wie Hoffnung in ihm auf, aber das Glück, das er fassen möchte, gleitet ihm aus den Händen. Nun wird seine Resignation chronisch sein. Olga Hensel ergeht es zunächst ähnlich. „Ich hab' mein Teil erlebt,“ das ist ihr Wort. Und sie kokettiert fast mit ihrer Gleichgültigkeit gegenüber allem, was ihr der Tag bringt und was ihr die Zukunft noch bringen könnte. Sie hat ihren Bräutigam einst verloren, jäh und unvermittelt. Seitdem trauert sie um ihn. Dabei aber ist sie jung und schön und stark und kühn, so ein rechter prächtiger Lebensmensch. Plötzlich entdeckt sie das wieder. Eine mächtige Liebe wächst in ihr auf. Sie will sich ihr opfern. Den schmierigen alten Jahnke will sie heiraten, damit er Weyland, ihrem Geliebten, mit seinem Gelde die Ausnutzung einer epochemachenden Erfindung ermögliche. Sie freut sich an ihrem Opfer, wie sich asketische Büßerinnen an ihren Wunden und Striemen freuen mögen. Freilich nimmt es das Schicksal nicht an. Das ist so eine seiner Lächerlichkeiten. Ein Zweifel an Weyland setzt allen ihren Plänen ein rasches Ziel. Sie wird frei bleiben, und ein anderer wird das Geld zahlen. Der andere aber ist — das Schicksal wartet mit seinem ironischsten Witz auf — Heyne. Olga, in deren Wohnung das Stück spielt, hat eines ihrer Zimmer an Ebert vermietet. Ebert ist versumpft und verbummelt. Das sind andere auch. Das ihm Eigentümliche ist die seltsam naive Selbsterkenntnis. Doch über tiefsinnige Betrachtungen kommt es bei ihm nicht hinaus. Er ist viel zu schwach, um sich zu einem Willensakt aufzuraffen. In seiner Hoffnung, daß ein Messias kommen werde, um ihn aus seinem Zustand zu erlösen, hat er entschieden etwas Tragikomisches. Zudem etwas Kindliches, Kindisches; Wirklichkeiten sieht er überhaupt nicht. So bringt er das Kunststück fertig, sich mit Berta Schmidt, Olgas Nichte, zu verloben, ohne daß sich diese mit ihm verlobt. Er fällt in jede Falle, die ihm das Leben stellt, hält alles Glänzende für Gold, ist dem Leben hilflos und wehrlos preisgegeben, und wenn er nicht gestorben ist, sumpft er heute noch. Berta ist die Kalte, etwa nach dem Modell der Alice in der „Freien Liebe“. Das Leben prallt einfach an ihr ab, es kann ihr nicht beikommen. Es mag ihr die furchtbarsten Tragödien vorführen, ihr Puls jagt nicht und ihr Herz schlägt nicht schneller. Siebzig Schläge in der Minute tut es, nicht mehr.

Alle diese sind am Ende lebensmüde. Das Leben hat sie enttäuscht und enttäuscht sie stündlich. Sie sind schlechte Ringer. Ihnen tritt Weyland gegenüber. Auch er hat Stunden, wo er kampfmüde ist. Als Olga das Bild ihres verstorbenen Bräutigams verhängen will, weil es ihn nur traurig mache, bekennt er:

> „Traurig, Olga? Beruhigen kann es einen! Jemand, der all den Kampf hinter sich hat. Ist das nicht Trost? Ganz schlimm kann's dir ja nicht gehen. Zu guter Letzt hängst du auch so an der Wand, wandelst als ein Schatten durch die Erinnerung. Ich finde das schön.“

Ein Halbescher Held kann solchen Reflexionen gar nicht entgehen. Natürlich ist

Weyland auch Fatalist. Es ist sein Lebensprinzip, seiner Natur zu folgen, aber er weiß auch, daß er dabei gar keine Wahl hat. Was er tut, das muß er tun. Das ist der Refrain, der durch das ganze Buch stetig wiedertönt. Aber während der Fatalismus der anderen dumpf und hoffnungslos bleibt, trägt er bei Weyland einen fast optimistischen Charakter. Ich muß sein Kredo zitieren: „Ich glaube an ein Etwas, das uns durch Kampf und Tod hoch und immer höher hinaufhebt.“ Dieser Glaube macht ihn stark und sichert seinem Wollen und Streben den Sieg. Er glaubt an das Leben. Er glaubt, daß jeder, der sich hohe Ziele setze, sie auch erreichen müsse. Das ist so eine Art ewiger Gerechtigkeit. Und um dieser Gerechtigkeit wert zu sein, rührt er die Hände. Er arbeitet heiß und schwer, rastlos und unermüdlich. Für Zeitvertreib hat er keine Muße. Auch nicht für die Liebe. Sein Leben ist seine Arbeit. Und sieht es da dunkel aus, so weiß er, irgendwoher muß ihm doch das Heil winken. Es muß. Weylands Erfindung beruht in einem neuen Erzgußverfahren. Es ist ihm gelungen, den Guß in einem Stück herzustellen, ähnlich, wie es die Renaissancemeister einst leisten konnten. Der borghesische Fechter ist die Figur, an der er sein Verfahren zuerst erprobt. Am Schluß des letzten Aktes wird sie aus dem Ofen gehoben. Heyne sagt lächelnd: „Ein kämpfender Mann,“ und Weyland jubelt, ihm in die Arme stürzend: „Sieg! Sieg!“ Der Symbolist in Halbe kommt wieder zu Wort: das Stück ist ein starkes Lebensbekenntnis.

Bei keinem der anderen Halbeschen Dramen erscheint mir die Fabel selbst gleichgültiger als in der „Lebenswende“. Der hohe Reiz, den die feine Lebenskomödie auf den gebildeten Leser ausüben muß, beruht fast ausschießlich auf der Charakterisierung der einzelnen Menschen. Da ist Wundervolles gegeben.

Das nächste Werk Halbes ist eine Dorfgeschichte: „Frau Meseck“. Frau Meseck ist eine alte Frau, die nicht sterben kann und nicht sterben will. Mit ihrem ersten Gatten hat sie die goldene Hochzeit gefeiert, mit ihrem zweiten feiert sie nun die silberne. Fünfundneunzig Jahre zählt sie jetzt. Ihre Ehe mit Meseck war ein großes Trauerspiel. Ihr zähes Greisentum hat seine Jugend erdrückt, gemordet. Eine furchtbare Wut hatte in dem einst Schüchternen und Bescheidenen wild aufbegehrt. Aber es war eine ohnmächtige Wut. Wenn das Weib nachts ruhelos durch Stuben und Gänge schritt, so hatte er gemeint, eine lange Vergangenheit zöge hinter ihr her, eine Wolke des Gewesenen und Verstorbenen. Dagegen hatte er sich nicht wehren können. Nun ist silberne Hochzeit. Im Dorfkrug sitzt das Jubelpaar. Die kirchliche Feier wird bald beginnen. Der Hagel prasselt an die Scheiben. Meseck denkt an seine Saaten, die verderben werden. Dann denkt er an sein Leben. Und wieder packt ihn die alte Wut. „Du bist schuld an allem, allem, allem, du Gespenst, du!“ brüllt er. Seine Faust hebt sich, saust hernieder. Aber sie hat ihr Ziel verfehlt. Meseck stürzt hinaus, in den Stall, dort findet man ihn erhängt am Türpfosten. Ein leises Triumphgefühl durchzieht die Alte, daß sie nun auch ihn, den einst so Jungen, so Starken überlebt hat. Dann aber erwacht ihr Bedauern: „Armer Jung, armer Jung!“ Und endlich ihre Sehnsucht; Tränen brechen ihr aus den Augen: „Wer doch auch schon so weit wäre! O Gott! Wer doch auch schon so weit wäre!“

Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit dies Bild gezeichnet ist. Jedes Wort ist bedeutungsschwer, von nachhaltiger Wucht und Kraft. Wieder hat sich Halbe nicht damit begnügt, realistische Schilderungen zu bieten. Es wächst so etwas wie eine Allegorie aus seiner Dichtung heraus. Ein stolzer freier Mensch sieht sich unter eine unheimliche, ihm mit Vernichtung drohende Macht gestellt. Er möchte ihr entrinnen, aber von allen Seiten sieht er sich umstellt. Eine leichte Hoffnung auf die Zukunft steigt in ihm auf; doch ihm gehört nur die Zeit, dem Furchtbaren aber, das ihn bedroht, die Ewigkeit. Er ist ein Verlorener. Nie findet er die Freiheit wieder. So wird er alt, so wird er schwach.

Eine zweite Novelle ließ Halbe der „Frau Meseck“ folgen: „Ein Meteor“. Sie bietet wenig neue Gesichtspunkte zur Beurteilung seiner Kunst, wiederholt im wesentlichen die in der „Freien Liebe“, im „Eisgang“ und vornehmlich in der „Jugend“ angeschlagenen Erinnerungsmotive. Wenn man so will, ist

sie das sentimentalste Werk, das Halbe geschrieben hat. Große erschütternde Momente fehlen ganz, dafür ist an zarten, überzarten Stimmungsreizen nirgend ein Mangel. Der Held ist ein Dichter, der in seiner Jugend ein Werk geschaffen hat, das weitgehende Hoffnungen weckte. Dann verstummt er. Er hat die Lust am Leben verloren. Noch einmal ein Aufflackern. Er findet ein Mädchen, das er lieben kann. Selige Stunden. „Wie ein Frühlingstag," sagt er. Aber dann: „Und doch ganz anders! Ach, ganz, ganz anders." Possenspiel ist das alles, der Herbst ist kein Frühling. Nie wieder wird ihm der Frühling lachen. Die Vergangenheit bleibt ewig tot. Mag sein, daß der Frühling jung und neu kommt, aber er ist nicht mehr der Mann, seine Blüten zu pflücken. Die Todessehnsucht steigt in ihm auf: „Wozu, wozu dies alles? Warum sich nicht lieber hinstrecken in den lauen Sonnenschein, in dies verträumte süße Schweigen, die Augen schließen und hinüberdämmern, um nie wieder zu erwachen? O, wer ein Ende gefunden hätte der traurigen Komödie!" Er findet das Ende. Der Selbstmord beschließt seine süßromantischen Qualen.

Diese Novelle zeigt Halbe in Gefahr, die Weichheit, die in seiner künstlerischen Eigenart beschlossen liegt, zur Weichlichkeit ausarten zu lassen. Er hat immer der Träumerei Tür und Tor geöffnet, doch er hat ihr ihren Platz gewiesen, er ist ihr Herr geblieben. Nun aber versucht sie ihn zu tyrannisieren. Halbe rettet sich. Das scharfgeprägte Heimatsgefühl, Bodenständigkeitsgefühl, dessen ich schon bei der Besprechung des „Emporkömmlings" Erwähnung tat, verlangt in ihm sein Recht. Das führt ihn auf andere Bahnen, anderen Zielen entgegen. Das Wort Heimatskunst könnte, wäre es nicht zum Schlagwort geworden, wohl zur Charakteristik der nächstfolgenden Werke Halbes herangezogen werden. Von zwei Dramen habe ich da zu sprechen, die freilich zeitlich einander nicht unmittelbar folgen, untereinander aber doch eine überraschende Verwandtschaft zeigen, ähnliche Stoffe in ähnlicher Form behandeln. Es ist „Mutter Erde" (1898) und „Haus Rosenhagen" (1901). Den Wert beider Stücke schlage ich sehr verschieden an. „Mutter Erde" ist eines der besten, „Haus Rosenhagen" nach meinem Gefühl eines der uninteressantesten Werke, die Halbe geschrieben hat.

Freilich fesselt „Mutter Erde" mehr durch Einzelheiten als durch eine großartige Gesamtkonzeption. Man ist verdrießlich über die offensichtlichen Fehler, die dem Stücke anhaften. Halbe hat sich nur für seinen Helden, nicht aber für dessen Widerpartner interessiert. So sind diese reine Puppen geworden, automatische Figuren, die ihre Lektion abplärren und sich dann gehorsamst zurückziehen. Paul Warkentin ist der Sohn eines ostpreußischen Gutsbesitzers. Er ist seiner Heimat untreu geworden, hat sich mit der Tochter eines Professors, einer begeisterten Frauenrechtlerin, verheiratet und seine ganze Kraft den Bestrebungen, die das Leben seiner Frau ausfüllen, geopfert. Sein Vater hat nicht mehr nach ihm gefragt, die Verbindung mit der Heimat scheint gelöst. Doch der Tod des Vaters führt ihn zurück, und Frau Hella bringt er mit sich. Jetzt entspinnt sich folgender Kampf: Gehört er Frau Hella und ihrer Frauenzeitung, oder gehört er dem Land, das ihn geboren hat, der Pflicht, die an ihn als einzigen Erben eines großen, durch Generationen vererbten Hofes nun herantritt? Wundervoll ist das Problem gestellt. Beim Eintritt in das väterliche Haus erwacht in Paul die Erinnerung: „Ei, der Kronleuchter im vollen Glanz! Der alte Kronleuchter! Gott, was war das für ein Heiligtum, als man Kind war! Das ist nett von Tante, daß sie den Kronleuchter angesteckt hat." Hella aber sieht die Gefahr, sie will abreisen: „Die alten Geister sind wieder wach in ihm geworden. Sie drängen ans Tageslicht. Da heißt es beizeiten ankämpfen. Er darf nicht hier bleiben. Um keinen Preis darf er bleiben in dieser Luft, die einem den Kopf benimmt, in dieser Leichenluft!" Paul steht noch zwischen den Parteien. Der Tod des Vaters hat ihn so weich gestimmt. Leer scheint ihm sein ganzes Leben, er ist ein bankerotter Mann. Immer mächtiger wächst die Vergangenheit empor. Er sieht Antoinette, die er einst liebte. An einen Prahlhans und Saufbruder hat sie sich fortgeworfen. Aber sie ist geblieben, was sie war. Er führt sie unter die Erlen am Bache. Draußen im Schnee wollen sie die Kindheit suchen. Bei dem großen Leichenschmaus —

eine von Halbe geradezu virtuos gegebene Szene — sieht er sie wieder. Er schaut in ihre Augen. Sie fragt ihn, was er dort suche. „Vielleicht mein verlorenes Leben," antwortet er. Und sie finden sich, um sich nicht mehr zu lassen. Hella tritt dazwischen: „Was ist das, Paul?" Paul: „Eine Dame, die ich von früher kenne! ... Adieu." Es kommt der Entscheidungskampf. Paul kündigt ihr die Ehe. Der Entscheidung folgt die Abrechnung. Paul erkennt: „Ein Künstler hätte ich werden können, im Leben oder in der Kunst, gleichviel! Und zum Bettler hast du mich gemacht, zur Maschine, die Tag für Tag ihren gleichen Singsang abschnurrt! Um mein Leben hast du mich betrogen, du Teufel! ... Gib's mir zurück." Und Hellas Antwort: „Warum hast du dich betrügen lassen! Deine Schuld." Antoinette kommt. In süßer Liebe neigen sich zwei Menschen zueinander. Sie dürfen einander nicht leben, denn Hella gibt den Gatten nicht frei. So wollen sie miteinander sterben. Paul: „Es ist nicht wert, daß man erst lebt. Wir haben's erfahren!" Antoinette: „Nicht, Paulchen, wir beiden Verlorenen?!" Und sie reiten in die Nacht hinaus. Dort wartet ihrer der Tod. — Wäre Hella ein Mensch von Fleisch und Blut, wundervoll hätte diese Tragödie werden müssen. Jeder Mensch wächst mit seinem Gegner. Wer sich aber nur gegen papierene Wortheelden zu wehren hat, imponiert uns nicht.

Der Konflikt in „Haus Rosenhagen" trägt einen ähnlichen Charakter. Die Rolle Pauls spielt Karl Egon, des alten Rosenhagen Sohn. Er hat seinem Vater sein Wort gegeben, auf dem Grund und Boden der Familie auszuharren. Seine Liebe zu Hermine Diesterkamp will ihn seinem Versprechen untreu machen. Hermine will ihm gehören, aber nicht hier. Hinter den Wäldern! Er soll ihr folgen in die weite Welt. Es hält ihn fest und es zieht ihn hinaus. Aber die Heimat siegt. Er bleibt ein echter Rosenhagen. „Hier auf dem Boden stehe ich und falle ich!" das hat er gelobt. Und so kommt es. Ehe noch Hermine dem Hause den Rücken gekehrt hat, fällt Karl Egon dem Konflikt mit dem Nachbar, dem Todfeinde der Rosenhagens, dem alten Voß, zum Opfer. Er stürzt von einer Kugel getroffen ... Mich hat das alles so kalt gelassen. Wenn Karl Egon sagt: „Ich fürchte mich, zu werden wie die Väter, wie die Nachbarn, wie alle hier. Gemein, gewöhnlich zu werden, fürchte ich mich. Das steigt wie die Wiesennebel aus unserem Boden auf, das hüllt einen wie ein Leichentuch ein, daß man Weg und Steg verliert und elend im Morast umkommt. Davor fürchte ich mich"; wenn Karl Egon so spricht, so ist damit dem Problem, das sich Halbe in seinen beiden Heimatsdramen gestellt hat, zweifellos eine neue Seite abgewonnen. Aber die Worte müßten in der Charakteristik Karl Egons tief innerlich begründet sein; daran fehlt es. Dagegen entschädigt die alte Frau Rosenhagen, Karl Egons Großmutter, für viele dürre und trockene Stellen, die das Buch bietet. Sie ist älter als Frau Meseck. Wie diese sitzt sie im Gartenhaus und zerbricht sich den Kopf über Namen und Art der Sterne. Sie ist von jenem halb übermütigen, halb verzweifelten Leichtsinn beseelt, den bei Halbe sonst nur die Backfische und jungen Mädchen zur Schau tragen, und cynisch dabei: „Es ist ja alles eins! Zu guter Letzt fressen uns ja doch die Würmer." Sie hängt am Leben: „Für mich ist jeder Tag was Neues. Ich freue mich über jeden Tag, wo ich aufwach' und das Sonnenlicht seh' und mir sagen kann, ich bin noch auf der Welt, und ich bleib' auch noch 'ne Weile auf der Welt." Der Arzt hatte ihr einmal prophezeit, sie werde noch ihre ganze Familie überleben. Daran hat sie ihren Spaß. „Ich wart' bis zum Jüngsten Tag, und wenn die Posaunen blasen, nehme ich mir eine Extrapost und fahr' vierspännig zu unserem Satan seiner Großmutter. Und wenn der Doktor will, kann er mir Gesellschaft leisten." Man nimmt nur ungern Abschied von diesem Lebenswunder.

Die größte Überraschung, die Halbe seinem Theaterpublikum je geboten hat, folgte zu Ende des Jahres 1898. Daß Halbe, der bisher nur moderne Stoffe behandelt hatte, sich an eine Renaissancetragödie heranwagte, erschien als ein geradezu sensationelles Ereignis. Der Erfolg der Aufführung war kläglich. Schon im ersten Akte fand das Publikum Grund zur Heiterkeit oder glaubte ihn wenigstens zu finden. Und diese Stim-

mung nahm stetig zu. Schließlich wurde gepfiffen und geschrien, getrampelt und gezischt. Eine Stimme von oben, die sich Gehör zu schaffen wußte, verlangte, daß man die Helden auf der Bühne wenigstens in Ruhe sterben lassen solle. Andere riefen nach dem Vorhang, und endlich ward ihnen ihr Wunsch gewährt. Halbe, der bereits mit dem „Amerikafahrer“ einen eklatanten Mißerfolg erlebt hatte, stand zum zweitenmal vor einem Theaterskandal.

Die Kritik hat sich von jeher in Ehrenrettungen aller Art gefallen. Man weiß, daß die durchgefallensten Werke am Ende oft am meisten Chancen haben. Mit den Jahren steigen sie im Kurs; eines Tages erfolgt ihre Bühnenauferstehung, und keiner wagt sich mehr daran, dem Auferstandenen ein Leids anzutun. Ich meine, daß mit diesen Dingen mancher Unfug getrieben wird. Im Falle Halbe aber muß ich mich selbst zu etwas derartigem verstehen. „Der Eroberer“ läßt alles weit hinter sich, was Halbe je geschaffen hat. Weder vorher noch nachher hat er ihn erreicht. Es ist das Werk, um des willen Halbes Name nicht vergessen werden kann, das Werk, das uns berechtigt, ihn in die erste Reihe unserer lebenden Dramatiker einzurechnen.

Ich will damit beginnen, das allgemein Menschliche aus der Tragödie herauszuholen. „Der Eroberer“ ist die Tragödie des Alters, eine furchtbare Tragödie. Drei Menschen braucht ein Dichter, um sie zu skizzieren: ein Weib, treu und schön und leidenschaftlich, aber ihr Antlitz fängt an zu welken, ihre Jugend will schwinden, ihr Frühling will gehen. Und sie klammert sich an ihren Frühling: Geliebter, daß ich dich halten kann, daß du nicht von mir gehst! Sie weiß, daß sie sich furchtbar rächen könnte. Dann ein Mädchen, sehr jung, sehr schön, sehr kokett und selbstgefällig, ein wenig listig, ein klein wenig bösartig. Und sinnentoll und hingebend, eine lebensselige Abenteurerin. Endlich ein Mann, fest und streng und ernsthaft. Doch er weiß: „Vielfach der Mann, auf Weite bedacht, einfach das Weib! Das wird wohl bleiben.“ Und er spricht:

„Ein Rausch ist mir das Weib, ein sprudelnder Jungbronn, der mir Herz und Sinne vom Wust des Alltags frei badet! Erneuerung such' ich an eurer Brust, quellende Verjüngung, der Freude unermeßlich reiches Farbenspiel, die Verödung, den Überdruß abzuwehren, die aus dem stumpf gemeinen Dasein uns angrinsen! Soll ich den Blick ängstlich an einer einzigen Farbe, sei's auch die schönste, festheften, wenn sich weit über meinem Lebenshimmel ein ganzer Regenbogen bunt hinwegspannt? Mit entzückten Sinnen will ich die Strahlen in mich einsaugen, tausend wechselvolle Farben gleich Botschaft fremder Welten, unbekannter Sterne in dieser einzigen Brust zusammenfassen ... So kost' ich ein Stücklein vom Paradies voraus! So bin ich Mensch gewesen!“

Dann umfängt ihn das Mädchen und sagt wohl: „Herr, Ihr schwärmt!“ Und sie herzt ihn und küßt ihn. Aber ihr und ihres Herrn Leben ist bedroht.

Diese Tragödie kann zu jeder Zeit und an jedem Orte spielen. Wenn sie Halbe in die Renaissancezeit gelegt hat, so ist er damit keineswegs einer inneren Notwendigkeit gefolgt. Der Konflikt ist nicht ohne weiteres ein Renaissancekonflikt. Zweierlei mag ihn dabei bestimmt haben. Einmal das: die tiefsten Tragödien liegen weitab von unserem Leben. Sie müssen Abstand halten. Das Heilige, Gewaltige, das die Tragödie beherrscht, darf mit dem Alltäglichen, Gewöhnlichen nicht in zu innige Verbindung treten. Der künstlerisch empfindende Mensch wird die Tragödie stets in der Ferne sehen. In jedem Tempel wollen von den Gläubigen weite Dimensionen empfunden werden. So wird man dem Dichter dankbar sein, wenn er die Tragödie in zeitliche Entfernung stellt. Damit ist ihm auch die Möglichkeit geboten, ihr einen ungewohnten Stil zu geben. Dies Ungewohnte kann eine große Tragödie kaum je entbehren. Das ist der Grund, der dagegen sprechen konnte, die Tragödie des Alters in einem modernen Milieu spielen zu lassen. Ein anderer spricht speziell für die Renaissance: Der Mann, dessen Charakter ich mit Halbes Worten skizzierte, ist ein Mensch der Skrupellosigkeit. Alles ist mein, so etwa ist der Sinn jeder Rede, die er im Munde führt. In stolzester Selbstherrlichkeit schreitet er daher. Soll sich solch ein Mensch unsere Sympathie erwerben, so muß er große Ziele haben, sich gewaltige Aufgaben setzen. Die Renaissance hat Überfluß an diesen Menschen. Der Typus des Renaissancemenschen trägt zwar noch andere

Züge, die Hauptsache aber bleibt jene unbekümmerte Sorglosigkeit um Satzungen, Rechte und Pflichten, jener Drang, allem, allem zum Trotz die eigene Individualität durchzusetzen und zu behaupten. So nannte Halbe den Mann, der sich zwischen Jugend und Alter zu entscheiden hat, Lorenzo, macht ihn zum Herrn eines meerumbrausten Kastells und legt ihm die kühnsten Eroberer- und Herrscherpläne ins Herz. Agnes ist sein Weib, Ninon seine Geliebte.

Das Drama ist glänzend komponiert. Leise klingen im ersten Akte die entscheidenden Themen an. Lorenzo kehrt vom Kriegszug zurück. Dietrich, sein Feldhauptmann, meldet ihn und preist seine Taten. Da fragt

Ninon: „Seid Ihr nicht stolz, Madonna, einen solchen Gemahl zu haben? Wie manche mag ihn Euch neiden!"

Agnes: „Hab' ich ihn für mich allein? Gehört er nicht der Welt? Sein Leben ist ein Kampf. Muß ich nicht jede Stunde fürchten, ich verlier' ihn?"

Ninon: „Wer sollte ihn Euch wohl nehmen, gnädige Frau?"

Agnes: „Niemand, wenn nicht der Tod."

Wenige Augenblicke später schmeichelt

Ninon: „Schön seid Ihr, jung."

Agnes: „Jung, Ninon? Mit dreißig Jahren?"

Ninon: „Seid Ihr nicht jugendfrisch wie eine?"

Agnes: „Doch ist es nicht das gleiche wie einst. Man geizt mit jedem Tage. Jede neue Sonne bringt es näher, das Gefürchtete, das Letzte."

Ninon: „Den Tod?"

Agnes: „Das Alter. Alter ist schlimmer als Tod."

Lorenzo trifft ein. Agnes gesteht ihm: „Ich bin treu, zu treu."

Lorenzo: „Ich nicht?"

Agnes: „Ich weiß nicht, manchmal fürcht' ich, du bist's nicht, ich verlier' dich."

Während Agnes für einen Augenblick das Gemach verläßt, tritt Ninon ein. Sie hat ihr Tüchlein verloren, und Lorenzo legt es ihr um die Schulter und betrachtet sie:

Lorenzo: „Wie alt seid Ihr, Ninon?"

Ninon: „Neunzehn, hoher Herr."

Lorenzo: „Ein junges Blut!"

Ninon: „Nimmer allzusehr!"

Lorenzo: „Schön seid Ihr, Ninon, jung und schön."

Der zweite Akt zeigt Lorenzo vor der Entscheidungsschlacht, die ihm die Herzogskrone bringen soll. Ungeheure Pläne durchstürmen ihm den Sinn. Man sieht, wie er über der Tragödie steht, die sich nun abspielen muß. Kaum hat er für Agnes Zeit, und auch Ninon ist ihm nur süßes Spiel. Aber süß ist es. „Weich ruht sich's an deinem Busen, Ninon," so träumt Lorenzo, da er ihre ersten Küsse genommen hat. Agnes gehört der dritte Akt. Sie ist argwöhnisch geworden. Nun wird der Argwohn zur Gewißheit. Lucian, Ninons Bruder, der zusammen mit Ninons Bräutigam, Battista, einem geschworenen Gegner der Tyrannenherrschaft Lorenzos, in das Schloß eingezogen ist, hat das Feuer mächtig geschürt.

Die beiden letzten Akte bringen die Rache an Ninon und Lorenzo. Der wundervollen Liebesnacht beider folgt eine wirre und flüchtige Reihe von Szenen, denen, was in diesem Werke ganz besonders auffallen muß, samt und sonders die letzte Durcharbeitung fehlt. Mit einer Ungeschicklichkeit, die jeder Aufführung gefährlich werden muß, wird das Schlafzimmer Ninons zur nächtlichen Stunde zum Schauplatz erregtester Debatten gemacht. Es geht wie im Taubenschlag. Den letzten der Besuche bildet eine alte Zigeunerin, die Ninon im Auftrag von Agnes den Trank gibt, der sie in ewigen Schlummer versenken soll. Noch weiß es Lorenzo nicht. Wenige Stunden trennen ihn von dem Auszug. „Warte bis übermorgen, Bester, bis morgen wenigstens!" fleht Agnes. Aber er bleibt fest: „Keine Minute länger als nötig, Agnes! Das Glück von Tausenden ruht jetzt in meiner Hand." Er ist stolzer denn je: „Nach einer Krone streck' ich meine Hand aus! Den will ich sehen, der sie mir noch entreißt." Doch noch ehe seine Zeit abgelaufen ist, hat er alles erfahren. Agnes wimmert um Liebe. Aber er stößt sie zurück. Lucian und Battista stürzen herein. Battista zückt den Dolch auf Lorenzo, stößt zu. Schande hat er in Blut abgewaschen, die Freiheit zurückgewonnen, das Vaterland wird ihm dankbar sein. Pierino, Lorenzos kleiner Sohn, ballt die Faust: „Vater, ich will dich rächen!" Er ist Lorenzos echter Sohn. Er wird es tun.

So ziemlich jedes Jahr hat Halbe ein neues Drama auf den Markt geworfen. Das

Werk des Jahres 1899 sind „Die Heimatlosen“. Etwa Marke und Stimmung der „Jugend“. Überhaupt der frühe Halbe. Etwas weich und sentimental, aber sehr zart und intim in manchem Wort, in manchem Gedanken. Die Nebenpersonen sind teilweise interessanter und schärfer getroffen als die eigentlichen Helden des Dramas. Karl Degenhart, Bureaubeamter und verkrachtes Genie in einer Person, schlägt so ziemlich alles aus dem Felde, was Halbe bisher an Charakterisierungskunst geboten hat. Lotte, die im Mittelpunkt der Handlung steht, kann man wohl als Typus einer Halbeschen Dramenheldin ansprechen. Eine kleine Wandlung gegen ihre Vorgängerinnen scheint da aber immerhin zu bestehen. Lotte ist trotziger, wilder als Olga, als Annchen oder Antoinette. Ein gewisser fatalistischer Übermut lebt in ihr. Nicht nur mit Tränen in den Augen wird an den Tod gedacht, sondern auch mit Achselzucken und Fingerschnippen oder klingendem Lachen. „Ein kurzer Moment, ohne groß Besinnen! Was ist viel dabei!“

Leben, leben, leben — wie ein unendlicher Sehnsuchtsruf gellt es durch das Dasein des kleinen Mädels. Wenn aber die Sehnsucht ihre Erfüllung nicht findet, dann das Ende, das Nichts, der Tod! Lotte geht unter. Sie ist aus der Provinz gekommen, den Eltern durchgebrannt. In der Berliner Bohème will sie sich austoben. Es geschieht ihr nichts so gar Besonderes, sie wird verführt, entehrt, weggeworfen. Sie hat so viele Leidensgenossinnen. Eine Starke könnte sich vielleicht wieder erheben, sie aber geht daran zugrunde. Sie hat ihre Heimat verlassen und sich keine zweite schaffen können. Heimatlos! Degenhart faßt das Los dieser Armen in schöne Worte: „Aus der alten Heimat sind wir heraus, die neue liegt tausend Stunden weit vom Horizont. Jetzt lagern wir unterwegs auf dem Marsch und schlürfen das Manna der Wüste. Prosit!“ Das Stück spielt in einer Berliner Pension, kein zweiter hätte mit ähnlicher Virtuosität solch ein Pensionsleben schildern können. Die paar Äußerlichkeiten hätte sich natürlich jeder abzugucken gewußt. Aber die seltsame, halb freie, halb modrige Luft, die für ein derartiges Pensionsleben bezeichnend ist, die charakteristische Färbung, die in diesen Räumen und Gängen jedes Wort, jeder Gedanke mit innerer Notwendigkeit annehmen muß — das dichterisch festzuhalten und wiederzugeben, erfordert eine geradezu raffinierte Kunst. Es liegt viel Bravour in diesem Werk, und man kann vielleicht, obgleich die „Heimatlosen“ nicht den Anspruch erheben dürfen, den bedeutendsten Dramen des Dichters beigezählt zu werden, sagen, daß sich das technische Können Halbes nie glänzender bewährt hat als vor dieser Aufgabe.

Die „Heimatlosen“ hatten ganz freundlichen Erfolg. Freilich, Zischer gibt es in Halbepremièren immer. Lebhafter ging es bei der nächsten Première zu, die „Das tausendjährige Reich“ brachte. Die Begeisterung war wärmer, aber auch die Entrüstung vernehmlicher. Zum erstenmal spielte man Halbe im „Deutschen Theater“. Lange genug hat er darauf warten müssen. Als ich Halbe tags darauf traf, war er fieberhaft erregt. Seine liebbesorgte Frau hatte ihm die Zeitungen vorenthalten, und so wußte er nicht, ob er einen Erfolg oder einen Mißerfolg davongetragen hatte. Noch einmal spielte man das Stück, dann wurde es vom Repertoire abgesetzt.

Nach meiner Ansicht tritt „Das Tausendjährige Reich“ dem „Eroberer“ nahezu ebenbürtig an die Seite. Freilich hatte Halbe bei seinem Stoffe keine Gelegenheit, alle Finessen seiner intimen Dialogführung spielen zu lassen. Hierin mag die Erklärung dafür liegen, daß das Drama, alles in allem genommen, ein wenig unpersönlicher anmutet, als man es bei Halbe sonst gewöhnt ist. Halbe steht seinem Stoff um eine Nuance ferner als in den meisten seiner anderen Werke. Aber die Großartigkeit dieses Stoffes läßt das bald vergessen.

Ich formuliere kurz: „Das tausendjährige Reich“ ist die Tragödie der Blindheit, die sich sehend glaubt, der Schuld, die sich rein weiß, des Wahnes, der sich für wahr hält. Der Schmiedemeister Drewfs glaubt von Gott dazu ausersehen zu sein, das tausendjährige Reich aufzurichten. In diesem Wahn häuft er Schuld auf Schuld. Alle Sorge und Rücksicht des Alltags wirft er hinter sich. Infolge eines himmlischen Zeichens glaubt er sein Weib des Ehebruchs schuldig. Er quält sie, bis sie in den Tod geht. Seine Tochter

läßt er zur Dirne werden. Er blickt zum Himmel: „Dein Wille geschehe.“ Sein Wahn gleicht dem frömmsten, kindlichsten Glauben. Er will nicht Lohn, nicht Ehre. In seinem naiven Egoismus sieht er in den äußeren Geschehnissen Zeichen und Offenbarungen, die Gott ihm, dem Auserwählten, sendet, in den Schicksalsschlägen, die seine religiöse Verstiegenheit auf sein Haupt herabbeschwört, Prüfungen, die ihm auferlegt werden, in seiner Härte gegen Weib und Tochter ein Opfer. So steht er unerschüttert am Grabe seines Weibes, so ruft er, als die Menge, der Pastor an der Spitze, sich gegen ihn erheben und die Schar seiner Glaubensbrüder ihn verlassen will, getrost und fest den Himmel zum Zeugen der Wahrheit an: „Herr über Leben und Tod, über Donner und Blitz, sie sagen, ich habe gelästert und gemordet und geraubt. Du weißt, was ich getan habe, hab' ich für dich gethan!“ Der Himmel antwortet: die Schmiede steht in Flammen. Drewfs ist vernichtet: „Herr mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Und nun bricht sein Glaube zusammen, Stück für Stück. Er erkennt: sein Glaube ist ein Wahn gewesen. Und dieser Wahn war die Schlinge, „die wo ihm der Satan hat umgeworfen und hat ihn hinter sich gezogen wie der Fleischer das Kalb.“ Ein wilder Trotz wächst in ihm auf: „Herrgott im Himmel! Sieh auf dein Werk. Mein Weib hab' ich umgebracht, mein Kind hab' ich verstoßen, mein Hab und Gut ist hin! Mein Leben habe ich verspielt! Herrgott, sieh auf dein Werk!“ Er will sich — das Stück spielt 1848 — den Revolutionären anschließen. Nur etwas niederreißen, vernichten, morden! Aber dann bricht er zusammen. „Ich bin verflucht in Ewigkeit!“ das ist sein letztes Wort. Im Fluß findet sein Leben ein Ende.

Die Gestalt Drewfs' bedeutet eine glänzende psychologische Studie. In einem medizinischen Buche finde ich Halbes Schmied als Beispiel der religiösen Paranoia angeführt. Man darf sich dadurch nicht irreführen lassen. Ich glaube nicht, daß Halbe der Dichtung ein pathologisches, sondern lediglich ein psychologisches Problem zugrunde gelegt hat. Das pathologische Bild hat sich erst später aus dem psychologischen Studium heraus ergeben. Will man da irgendwelchen Schluß ziehen, so könnte es nur der sein, daß der Dichter unbewußt der ärztlichen Diagnose in die Hände gearbeitet hat. Es gibt solch eine unbewußte Weisheit beim dichterischen Schaffen. Wie fern Halbe ein rein pathologisches Interesse liegt, sieht man wohl am besten daraus, daß er im ganzen Verlauf seines Werkes nie den Versuch macht, den Wahn des Schmiedes als Krankheit aufzufassen und mit dieser Auffassung seinen Helden der Verantwortung zu entziehen. — Lene, Drewfs' Töchterlein, wird man der Lotte aus den „Heimatlosen“ sehr ähnlich finden. Sie sorgt dafür, daß das harte, schwere Drama nicht ganz des Zaubers Halbescher Stimmungsmalerei entbehre.

Ich komme zu dem jüngsten und gleichzeitig dem chaotisch verworrensten Werke, das wir von Halbe haben, dem „Walpurgistag“. Es scheint mir gehaltvoller als alles, was Halbe früher geschrieben, aber zugleich auch unvollkommener und unfertiger. Die Ruhe und Klarheit, zu der sich seine Individualität im „Eroberer“ durchgerungen, ist dahin, neue Ziele haben sich ihm eröffnet; aber die Wege, die er einschlägt, um diese Ziele zu erreichen, gehen zu gern abseits in die Irre. Ich bin in Verlegenheit, wie ich dem Kern des Werkes nahekommen soll. Schweift der Dichter von der geraden Straße ab, so ist auch der Kritiker leicht in Gefahr, ein gleiches zu tun. Es ist nicht leicht, sich vor den vielen falschen Wegweisern zu hüten, die der Dichter in solch ein Werk hineingestellt hat.

Wir scheiden Schauspiel und Komödie, Schauspiel und Posse. Halbe vermengt eines mit dem anderen. Ein ernsthaftes Problem stellt er in ein Possenmilieu. Schließlich kann ihm das niemand verwehren. Aber er hätte nicht vergessen dürfen, daß alles im ernsthaften Drama eine andere Wertung beansprucht als in Komödie oder Posse. Was für den Possenhelden erstrebenswert ist, ist für den tragischen Helden ein Nichts. Sie reden verschiedene Sprachen und stammen aus verschiedenen Welten. Sie können sich weder einigen, noch einander befehden, denn sie stehen einfach in keinem Verhältnis zueinander. Es gibt keine Basis, auf der sich Vergleiche ziehen ließen. Ich nehme ein Beispiel aus Halbes Stück. Es spielt in

Schilda, hier Eckardsbronn genannt; in Eckardsbronn, wo jedermann reimt und dichtet, am schönsten Jan Peter, der gekrönte Dichterkönig. Hier die Probe:

> Ist nicht ein gut Gewissen
> Das allerbeste Ruhekissen?
> Gibt's denn ein schöner Sterbekleid
> Als Wackersinn und Biederkeit?

Ich frage, was soll Ansgar, der „Dichter des Frühlings“, in Schilda? Was soll ihm ein Königskranz, den Jan Peter getragen? Ansgar kann die Hände nicht danach strecken. Es ist unmöglich. Halbe könnte mir entgegenhalten, daß Ansgar ja gerade den Ruhm der Schildaer von sich weist und seiner unwürdigen Vaterstadt den Rücken kehrt. Freilich ist das das Ergebnis. Aber das Stück behandelt eben doch die Auseinandersetzung Ansgars mit seinen Volksgenossen und verrät, wie Ansgar jahrelang vergeblich nach der Krone Jan Peters gestrebt hat. Man kann es drehen und wenden, man steht hier vor Unmöglichkeiten. Friedrich den Großen kann man nicht in das Märchen von der Knusperhexe einführen und die Knusperhexe wiederum nicht in ein anderes Gesellschaftsdrama. Die Posseneinkleidung sei damit abgetan.

Wir kommen zu den Konfessionen. Halbe erzählt die Geschichte eines Dichters, der sich mit einem Jugendwerk den begeisterten Beifall seines Publikums errang, dann aber in der Gunst der Menge rasch fiel und nun unter ihrem Haß und ihrer Verachtung zu leiden hat. Der Dichter ist ein toter Mann, und „ein toter Mann ist nicht mehr als eine tote Katze, und tote Leichen gehören sechs Schuh tief unter die Erde“. Aber der Haß ist gegenseitig. Und vor allem die Verachtung. Wollüstig ergeht sich der Dichter in Beschuldigungen und Anklagen, bis er sich von dem Urteil der Masse frei zu machen und sich auf sich selbst zu stellen wagt:

> „Einst waret ihr mir mit eurem Urteil, mit eurem Gericht das Maß aller Dinge, und so manches üble Mal habt ihr gegen mich und meine Art entschieden. Darüber wär' mir fast das Herz zerbrochen. Aber was im Anfang ein Unheil schien, ein kaum erträgliches, seht, Freunde, das hat sich am Ende zum Glück gewandelt. Denn es hat mich auf mich selbst gestellt. Es hat mich gelehrt, auf niemand zu hoffen, auf niemand zu bauen als auf die eigene Kraft. Es hat mich gelehrt, Ruhm und Preis, Schimpf und Verkennung in gleicher Weise zu verachten. So steh' ich nun wie in einem wetterfesten Mantel da und sehe Lob und Tadel, Beifall wie Mißgunst lächelnd an mir herunterrinnen.“

Ich brauche nicht zu sagen, daß das als eine persönliche Erklärung aufzufassen und bei der Aufführung (in Dresden) auch tatsächlich so aufgefaßt worden ist.

Neben dieser persönlichen Tendenz stehen die rein künstlerischen Absichten des Werkes. Wieder zeigt Halbe eine Lebenswende. Ansgar schreitet vom Frühling in den Sommer. „Drei Menschenalter,“ erklärt ihm Meister Theophrast, „sind dem Sterblichen zugemessen, mein Heros. Das erste liegt hinter dir, nun finde den Mut zum zweiten.“ An solchem Wendepunkt treffen stets viele Wege zusammen. Erika eröffnet Ansgar den ersten. Sie schenkt ihm ihre Liebe. Den Sänger des Frühlingsliedes liebt sie. Sie will ihn der Kunst zurückgewinnen. Wenn er die Leier ergreift, wird sie ihm die Hand reichen. Im Liede wird sich der Sänger zu seinem Frühling zurückfinden. Theophrastus Spenser, der Cyniker, ein Weiser, ein Heiliger in seiner Weisheit, zeigt einen anderen Weg. Er erzählt eine köstliche Geschichte:

> „Ich habe zwischen Damaskus und Babylon einen Kameltreiber gekannt, der wußte dir alle Cisternen weit und breit bis zum Tigris hin auswendig. Und mit den Kamelen ging er um wie mit seinesgleichen. Es war ein Vergnügen, mit dem Burschen durch die Wüste zu reiten. Aber denke dir, der Kerl hat in seinem ganzen Leben keinen einzigen Vers oder Reim gemacht. Was sagst du dazu, Ansgar, mein Knabe? Könnte es nicht mehr solche Kameltreiber geben?“

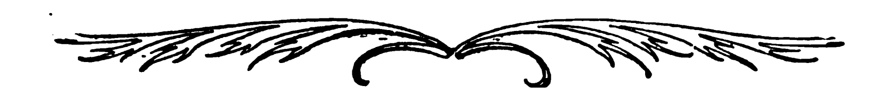
Man fühlt sich in Versuchung, die herrlichen Theophrastworte alle zu zitieren. Ihre Lehre ist immer die gleiche: Was ist ein Dichter, was ist ein Sänger! Werde reif und weit. Hänge dich nicht an Worte. Enthirne dich, entdichtere dich, entseiltänzere dich. Glaube an die Erde, an das Leben, an deine Triebe. Und dann steh' fest. Erika siegt, denn Ansgar singt vor dem Eckardsbronnen. Und Theophrast siegt, denn Angar läßt seine Lorbeeren willig im Stiche. Wunderbar ist in der entscheidenden Szene der Kampf beider, der Kampf um eine unsterbliche Seele.

Nicht ein anmutiger, ein feiner — nein, ein großer Dichter hat hier das Wort.

Halbe teilte einst in einer Zuschrift an ein Berliner Blatt mit, daß der „Walpurgistag“ der erste Teil einer Trilogie sein solle, die in ihrem weiteren Verlauf ihren Helden vom ästhetischen Ideal fort durch soziale und politische Entwickelungsstadien hindurch zu einer geklärten, vielleicht resignierten Menschlichkeit hinaufführen und zugleich im Rahmen eines langen, drei Zeitalter umspannenden Menschenlebens die wechselnden Geistesströmungen des vergangenen Jahrhunderts widerspiegeln wolle. Ich gebe die Worte wieder, um Perspektiven zu bieten, obgleich ich an den letzten Teil der Verheißung heute noch nicht glauben kann.

In dem gleichen Briefe spricht Halbe die Hoffnung aus, daß sich eines Tages die Nebel des Mißverständnisses zwischen dem Werk und seinem Leser und Zuschauer senken werden und die Sonne tiefster, seligster Sommerheiterkeit, die dem Autor bei seinem Schaffen leuchtete, auch den Leser ein wenig anlächeln wird. Er ist vertrauensvoll und hoffnungsselig.

Zu hoffnungsselig. Das Werk der Erfüllung ist der „Walpurgistag“ nicht. Halbes Bild steht nun vor uns. Noch heute ist Halbe ein Werdender, keiner von den Fertigen, Klarbestimmten. Er hat zu oft und viel mit der Vergangenheit geliebäugelt. Das hat seine Entwickelung gehemmt. Man wartet auf die große Überraschung, die er noch bringen wird. Trotz des „Eroberers“. Er tastet nach Weltanschauung, Lebensanschauung. Merkwürdig oft taucht die Frage nach der ewigen Wiederkunft in seinen letzten Werken auf. Überhaupt wird er philosophischer und damit breiter. Von Haus aus ist er Stimmungspoet, aber er hat mit seinem Pfunde gewuchert, er hat sich an große Dinge herangewagt, ohne sich und seine Eigenart zu verleugnen. Oft hat er Rückfälle zum Kleinkleinlichen, Genrehaften gehabt, aber im ganzen hat sein Weg aufwärts geführt. Der Zeit, wo Träumerei und Reflexion alles galt, ist bei ihm eine Zeit gefolgt, die sich durch die Sehnsucht und den Willen zur Tat kennzeichnet. Vieles hat Halbe gesagt, nur das letzte nicht, das Höchste nicht, und darauf warten wir.



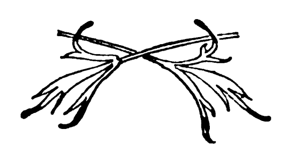
Der sterbende Baum

Der Sturm zerbrach im Waldesraum
Einen jungen unbelaubten Baum,
Mit zuckender Faser hält er sich fest
Am Wurzelstamm, eh' die Kraft ihn verläßt.

So müd' ist er, so sterbensmatt,
Er sorgt um kein einziges grünes Blatt,
Doch weiße Blüten jagt er ans Licht,
Daß ein Leuchten aus seinen Zweigen bricht.

Und durch die atemlos lauschende Luft
Sein letztes Sehnen in Düften ruft ...
Er weiß, wenn die Blüten zerflattert sind,
Säuselt durch tote Zweige der Wind.

Maria Stona





Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Wieder, wie einst in den achtziger und neunziger Jahren, zeigt sich unser deutsches Bühnenleben von einem lebhaften Reformbedürfnis beherrscht. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sich diese Neuerungsbewegung weit weniger ungestüm und umstürzlerisch vollziehen als in jenen Tagen, da der junge Naturalismus Sturm lief und Miene machte, die Burg der dramatischen Tradition gleich bis auf den letzten Stein vom Erdboden zu vertilgen. Dafür bürgt schon, daß die Reformideen heute weit zwiespältiger sind als damals und weit unklarer durcheinander brodeln. Die Stürmer und Dränger der neunziger Jahre standen in seltener Einhelligkeit dicht geschart beieinander; ihr Herzog war der Dichter des bürgerlichen Schauspieles „Vor Sonnenaufgang", welchem eine wohlbedachte Vorsehung den Namen Hauptmann gegeben zu haben schien, ihre Bundesfahne der konsequente Naturalismus, ihr Feldgeschrei der Ruf: Zurück zur Wahrheit, zur Wirklichkeit des täglichen Lebens! Von dieser skrupellosen Einmütigkeit ist heute wenig zu spüren, vielmehr erlebt man das seltsame Schauspiel, daß dasselbe hier wie dort gleich heiß ersehnte Ziel auf zwei einander ganz entgegengesetzten Wegen zu erreichen gesucht wird, daß zwei Extreme, wie sie scheinbar feindseliger gar nicht gedacht werden können, einig sind nur in der Überzeugung, der bisherigen Gewaltherrschaft des dramatischen Naturalismus müsse so bald und so gründlich wie möglich ein Ende gemacht werden, damit der Thron wieder frei werde für eine fürstlichere Krone und ein fröhlicheres Szepter, als die abgedienten es waren. Auf der einen Seite bemüht man sich, Leben und Wirklichkeit möglichst hoch über sich selbst zu erheben, aus diesem Dasein mit Hilfe der Kunst die feinen und feinsten Reize herauszudestillieren, die Schwere der Wirklichkeit durch ein romantisch-artistisches Spiel der Phantasie und Stimmung lächelnd zu besiegen; auf der anderen Seite ruft man alle guten Feld- und Hausgeister des Volkstümlichen und Heimatlich-Nationalen an: „Fort mit den gepfefferten Ragouts der literarischen Dekadence, fort mit dem angefaulten Wildbraten und falschen Champagner, her mit einem tüchtigen Stück grauen Kornbrotes und einem Trunk frischen Wassers, wie die deutsche Muttererde sie spendet!"

Dieser Zug zum Volkstümlichen, diese „Heimatkunst"-Bewegung geht Hand in Hand mit einer mehr oder weniger bewußten Abkehr von Berlin, dem viel geschmähten und viel gefürchteten „Wasserkopf" des literarischen Deutschlands — als könnte über Nacht auch bei uns, wie längst schon in Frankreich, das Gespenst der Zentralisierung aller Kunst Wirklichkeit werden und könnten alle Quellen, Bäche, Flüsse und Ströme des lieben Vaterlandes von der einen und einzigen Spree aufgesogen werden! So heilsam und notwendig die möglichst mannigfaltige künstlerische Betätigung aller deutschen Stämme nun auch sein mag, so übel es um unsere Dichtung bestellt sein würde, wenn sich der Emporkömmling Berlin etwa eine Gewalt- und Alleinherrschaft in deutschen Kunstdingen anmaßen wollte — mir scheinen die Kanonen, die gegen diese Furchtgebilde aufgefahren werden, denn doch gar zu laut zu donnern. Jedenfalls stehen die Erfolge, die diese secessio in provincias, diese „Los von Berlin"-Bewegung bisher aufzuweisen hat, in schlechtem Verhältnis zu dem aufgeregten Lärm, den zum Teil schon die Vorbereitungen für ihre Veranstaltungen hören ließen.

Gar vielseitig, weit zerstreut und buntscheckig waren die Betätigungen der dramatischen Landschaftskunst, wie sie in diesem Sommer zuerst in größerem Umfang und planvollerem Zusammenhang sich regten. Von dem Einfall Hauptmanns, in Schreiberhau eine ständige Bühne zu errichten, von dem Projekt des Berliner Schauspielers Emanuel Reicher, bei Bansin an der Ostsee ein „Deutsches Festspielhaus in freier Natur" zu erbauen, von dem Unternehmen des Königl. Oberregisseurs Max Grube, für den Rheinischen Goethe-

verein in Düsseldorf den gesamten „Faust“ in völlig neuer Einrichtung mit August Bungerts „belästigender Musik“ darzustellen, soll hier noch nicht einmal die Rede sein. Das alles mag mit dem Kern und Wesen jener Bewegung nicht allzuviel zu tun haben und sich eher mit d'Annunzios selbstgefälligem Plane vergleichen, am Albaner See eine Spezial- und Separatbühne für seine eigenen dramatischen Schöpfungen erstehen zu lassen. Was von anderen, dem geschäftigen Theatergetriebe ferner stehenden Leuten geschah, ist wichtiger und bezeichnender. Von der äußersten Grenze der deutschen Nordmark bis herab in den äußersten Süden Deutschlands pflanzt sich die Bestrebung fort, von Friesland über den Harz und Thüringen, über das sächsische Erzgebirge bis an die Pegnitz, wo man eine Reihe von Hans Sachs-Spielen in Hans Sachsischer Technik zur Darstellung bringt, und an die Donau, nach Niederösterreich, wo Pöchlarn, die Stadt Rüdigers, Nibelungen-Volksschauspiele veranstaltet, natürlich wie überall bei diesen Unternehmungen mit Hilfe kunstbegeisterter Dilettanten.

Ein scheinbar besonders glücklicher Zufall sorgte dafür, daß an dieser Heimatkunstbewegung auch der beteiligt wurde, der unter der jüngeren Schriftstellergeneration am schnellsten zu Ruhm und Popularität gestiegen ist, der sich jedoch nie an der lauten Propaganda beteiligt hat, sondern, wie der Künstler soll, bildete, indes die anderen redeten. Als die Heimat rief und für einen außergewöhnlichen Anlaß eine außergewöhnliche Festdichtung erbat, überredeten ihn sein Herz und seine schaffensfröhliche Zuversicht doch, einmal die leisen Sohlen des Epikers von den Füßen zu streifen und den dramatischen Kothurn zu besteigen. So kam es, daß Gustav Frenssen für das Husumer Heimatsfest und dreihundertjährige Stadtjubiläum das Festspiel schrieb. Natürlich mochte sich der Dichter des „Jörn Uhl“ nicht mit den billigen Lorbeeren begnügen, mit denen sonst wohl die „berufenen“ Festdichter zufrieden sind. Im Feuer der Arbeit trat in verlockender Gestalt der Ehrgeiz an ihn heran, aus dem ursprünglichen Gelegenheitsstück ein Drama zu schaffen, ein regelrechtes fünfaktiges Drama, das von Husum aus weiterziehen und mit seiner dichterischen Kraft auch außerhalb Schleswig-Holsteins deutsche Herzen bezwingen könne. Als das Werk ihm dann aber ferner rückte und er ein ruhigeres, objektives Urteil gewann, sah er in seiner klaren Bescheidenheit ein und bekannte es mit gelassener Offenheit: „Was ich geschrieben habe, bleibt für diesen Ort und diese Festzeit geschrieben. Ich weiß sehr wohl, daß das draußen nicht wirken kann. Wenn es hier nur seine Schuldigkeit tut, fühle ich mich belohnt genug. Was man einen echten, einen geborenen Dramatiker nennt, das werde ich schwerlich jemals werden.“ Die Aufführungen in Husum bestätigten dies Urteil: auch wenn man die Unzulänglichkeiten der technischen Bühnenmittel und der zum größten Teil von gutmeinenden Dilettanten bestrittenen Aufführung abzieht, Frenssens „Heimatsfest“ (Buchausgabe bei G. Grote, Berlin) mußte sich dem unbefangenen kritischen Beurteiler bald als das Werk eines durch und durch episch schauenden und gestaltenden Künstlers offenbaren, das mit aller Fülle des Gemütes und Innigkeit des Herzens, mit all seiner genrehaften Behaglichkeit und sinnenfrohen Lebendigkeit über den Mangel an innerer dramatischer Bewegung und geschlossenem Aufbau nicht hinwegtäuschen kann. Dramatisch fruchtbar ist allenfalls nur der Konflikt, der Sönke Erichsens Seele bewegt, aber diese Gestalt des einst zur Notzeit der Heimat untreu Gewordenen, dann von der Erinnerungsgewalt der Heimat Gerichteten hat der Dichter leider mit so viel Marterpfeilen tragischer Selbstzerfleischung gespickt, daß der Sinn eines „Festspieles“, einer über den Alltag sieghaft und befreiend emporhebenden Weihedichtung durch diese grausame Exekution eher aufgehoben als vertieft erscheint. Nur allzu mächtig wächst dieser dem Untergange geweihte getreue Ungetreue über den Rahmen seiner kleingeistigen Umgebung hinaus; er sprengt sie, aber er erhöht und weitet sie nicht. Und nur schlecht wollen die schmetternden Schlußfanfaren:

> Nun weg mit allem, was talgig stockt,
> Was in Sorgen sitzt und im Bösen hockt,
> Es scheint die Sonne; es weht der Wind;
> Es lacht die Heimat: es lacht ihr Kind

zu der gedrückten Stimmung passen, mit der Wahnsinn und Tod Sönke Erichsens uns belasten. So bleibt am Ende von dem Ganzen doch der Eindruck einer allzu einförmigen und engen Sphäre, die dem in die Ferne schweifenden Geiste des friesischen Seefahrervolkes, wie die Geschichte ihn widerspiegelt, nicht gerecht zu werden vermag. Frenssen hat auch hier geahnt und im Geiste gesehen, was der Moment von dem großen Dichter verlangen durfte — zu allüberall zwingender Kunst zu gestalten vermochte es seine von Ort und Gelegenheit doppelt gefesselte Hand nicht. Auch einem so unverkennbaren Könner wie ihm also ist es nicht beschieden gewesen, einer bewußten und gewollten Heimatsdichtung die Fittiche zu leihen, auf denen sie sich über den lokalen Bannkreis ihrer Geburt hinweg in die deutsche Weite schwingen könnte.

Am meisten von sich reden gemacht hat unter den Bestrebungen zur Gründung eines deutschen Heimat- und Landschaftstheaters das von Dr. Ernst Wachler, dem Redakteur der „Weimarischen Zeitung“, in die Wege geleitete Unternehmen, unter freiem Himmel, auf dem Hexentanzplatz, wo Sehring kurz zuvor die mit Hendrichsschen Bildern geschmückte Walpurgishalle errichtet hatte, sogenannte „Harz-Festspiele“ zu veranstalten. Auch hier erscholl der Kampf- und Werberuf wider die Großstadt und ihr nivellierendes „Gesellschaftstheater“, für Landschaft, Gau und Stamm, für volkstümliche Frische und Buntheit, für festtägliche Erhebung über das Niveau des geschäftigen Alltags. Die Gefahr

des Dilettantismus, der bisher — Bayreuth und Orange ausgenommen — alle ähnlichen Veranstaltungen: die Passions- und Lutherspiele, die Meraner Volksbühne, das Liechtensteinspiel in Schwaben, der Meistertrunk in Rothenburg, die Kinderzeche in Dinkelsbühl, das Naumburger Hussitenfest, zum Opfer gefallen sind, verkannte man dabei nicht, wohl aber glaubte man das Mittel gefunden zu haben, sie zu beseitigen. „Wir beabsichtigen," hieß es in dem ersten Aufruf, „neue, noch unbekannte Schöpfungen lebender Dichter, nur für diese Stätte verfaßt, zur Darstellung zu bringen. Für 1903 ist ‚Walpurgis', ein Festspiel zur Frühlingsfeier, bestimmt, mit der Musik von Max Vogrich; für später sind Werke von Lienhard, Sohnrey, Hans von Wolzogen u. a. in Aussicht genommen. Hat das Unternehmen Erfolg, so ergeht im Herbst ein Aufruf an die Autoren, uns das zu verschaffen, was wir brauchen: nichts Geringeres als ein neues Drama, volkstümlich und zugleich vom höchsten Adel, das nach des Grafen Schack Ausspruch nur im öffentlichen Wettstreit der Dichter geboren werden kann." Darauf allerdings kommt es an; der Unterschied zwischen diesem Programm und der bisherigen Übung ist nur der, daß man früher meinte: erst der Kopf, dann die Kappe, erst das Drama, dann die Bühne. Was nützt uns Rhodus, wenn der Springer fehlt?! Anstatt den vornehmen Mäcenaten Schack anzurufen, der wohl ein feinsinniger Interpret der Weltliteratur, auf praktisch dramatischem Gebiet aber nicht mehr als ein wohlmeinender Dilettant war, hätte es dem Wagnerianer Wachler wohl näher gelegen, das Gedächtnis dessen zu beschwören, der bereits die ganze Reihe seiner musikalisch-dramatischen Reformwerke vom „Fliegenden Holländer" bis zur „Götterdämmerung" geschaffen hatte, ehe er das stolze Wort sprach: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können; wollen Sie jetzt — und wenn Sie wollen, werden wir eine Kunst haben." Was kann der erhabene Schauplatz, was kann die schöne landschaftliche Umgebung nützen, wenn die Kunst, die da auftritt, ihrer nicht würdig ist, sie nicht so weit überragt, daß wir die Hülle über dem Kern, den Körper über dem Geist vergessen! Doch sehen wir, was zunächst an dramatischer Kunst auf diesem landschaftlich gewiß außerordentlich schönen Naturtheater geboten wurde! Das Festspiel „Walpurgis", dessen Komponisten der Aufruf nennt, dessen Dichter er verschweigt, die erste Darbietung auf dem Hexentanzplatz, war von keinem anderen als von Ernst Wachler selbst. Doch gibt es sich mehr als Prolog des ganzen Unternehmens, denn als selbständiges, eigentliches Drama. Die dürftigen, nur lose verbundenen Geschehnisse: die Wahl einer Maibraut, Frau Holdes und Wodans Besuch im sächsischen Bauernhause, wird man als dramatische Handlung schwerlich ansprechen wollen. Und wie keine Handlung, so hat das Stück — ich führe absichtlich das Urteil eines dem Unternehmen sehr sympathisch gesinnten und nahe stehenden Schriftstellers an — auch „keine Charaktere, die seelisch vertieft sind, keine zwingenden, logischen, spannend auseinander folgenden Vorgänge". Die Sprache dagegen, wird in durchsichtigem Wohlwollen hinzugefügt, ist „anmutig, gehaltvoll und von schöner Klangwirkung". Reservierter kann sich ein erklärter Freund der Sache nicht gut ausdrücken; niemand wird uns verdenken, wenn, wie er, auch wir „die Entwickelung der Sache abwarten" und einstweilen die Lobeshymnen und Erfolgprophezeiungen gewisser thüringischer Blätter ebenso gelassen an unserem Ohr vorüberwehen lassen wie die triumphierenden Grabgesänge, die ein Teil der reichshauptstädtischen, aber auch ein Teil der dem Schauplatz benachbarten hannoverschen Presse anstimmt, wenn es die baldige Umwandlung des Höhenfestspieltheaters in ein — Kurtheater drunten in Thale voraussagt.

Auch in Thüringen selbst haben Wachlers Pläne, alte Volksbräuche zu beleben und so eine neue dramatische Bewegung von den einzelnen deutschen Volksstämmen und Landschaften aus zu schaffen, bereits Fuß zu fassen gesucht. In einer Broschüre „Wie kann Weimar zu einer neuen literarischen Blüte gelangen?" (Weimar, H. Böhlaus Nachf.) hat er, wieder mit einem Ausfall gegen die „graue, einförmige Sündflut der Großstadtliteratur" wie gegen die Zola, Ibsen, Björnson, Strindberg, Tolstoj, Maeterlinck, das Evangelium der dramatischen Dezentralisation gepredigt. Wie das Musikdrama in Bayreuth, so soll in Weimar das reine Wortdrama seine Heimat finden; aber nicht das Zentrum einer „Literatur der Bildung", sondern ein Mittelpunkt der „Literatur der Volksgemeinschaft" soll die thüringische Residenzstadt werden. „Soll" und immer wieder „soll"! Wo ist denn nur der Gott, dem dieser Tempel errichtet werden wird? Wo ist der Richard Wagner dieses zweiten Bayreuth? Einer von denen, die sich in der Wachlerschen Broschüre über den Zukunftsplan äußern, spricht es mit naivem Takt aus, was hier das erste und nicht das zweite sein müßte: „Weimar wird zu einem neuen Zentrum deutschen geistigen Lebens werden, wenn es bedeutende Menschen (sagen wir lieber: Künstler) haben wird!" Oder um mit Hans Sachs zu reden: „Hier fragt sich's um die Kunst allein, wer will ein Meistersinger sein." Heinrich Sohnreys „Dorfmusikanten" (Buchausgabe bei Georg Heinrich Meyer in Berlin), die in Klettbach i. Th. und dann in Weimar ihre Uraufführungen erlebten und nun von hier aus einen Eroberungszug durch die deutschen Lande (auch nach Berlin!) machen sollen, mögen sehr echte, Sinne und Seele erfreuende, durch Farbe und Musik bunt bewegte Bilder aus dem thüringisch-fränkischen Dorf- und Gemütsleben auf die Bühne führen, an denen ein unverdorbener Geschmack seine herzhafte Freude haben darf, aber als Erbe und Nachfolger auf dem Thron eines Goethe und Schiller ist diese festfrohe Kirmeß- und Spinnstubendramatik denn doch wohl zu arm im Geiste und zu rückständig in der Idee.

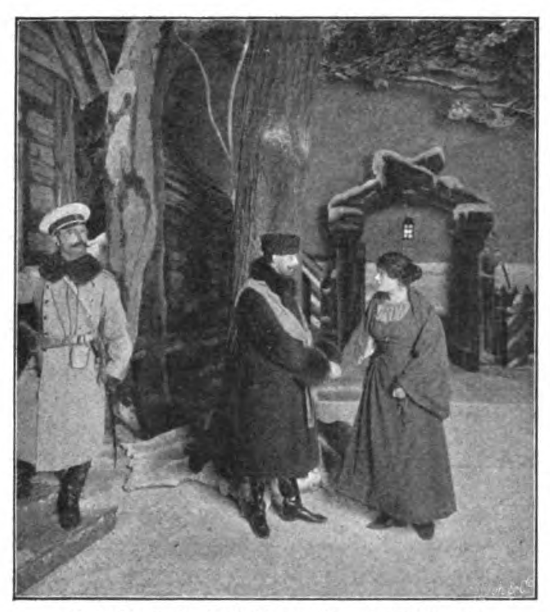
Anders steht es mit dem Gedanken eines „Thüringischen Theaterbundes", der gleich-

falls von Wachler unterstützt wird, wenn wir recht sehen, aber eigentlich von Eisenach ausgeht. Dem Monopolwesen des Berliner Bühnenkapitals soll hier die Genossenschaft kleinerer (Provinz-)Bühnen entgegengesetzt werden, die durch organisierte Arbeitsteilung — besser wäre wohl: organisierten Zusammenschluß — in den Stand gesetzt sind, „nach Inhalt und Form so Gutes zu leisten wie die selbständigen Einzelbühnen in Berlin." Thüringen sei durch seine Hofbühnen der gegebene Boden für einen solchen genossenschaftlichen Versuch, als dessen Ziel man neuerdings mit einem glücklichen Schlagwort die Schaffung von „Theaterprovinzen" aufgestellt hat, einer Verbindung von mittleren und kleineren Theaterstädten zum Zwecke des Austausches gut gelungener Gastspiele. Die Idee des „Städtebundtheaters", in Oberschlesien, Oberhessen und Rheinland bereits mit leidlichem Erfolge verwirklicht, erfährt hier eine Weiterbildung, von der man sich für unser deutsches Bühnen- und Darstellungswesen in der Tat allgemein Förderliches versprechen darf. Vor allem wenn wirklich das Hauptaugenmerk auf die „Anbahnung eines reicheren, mannigfaltigeren Lebens der dramatischen Dichtung und ihrer Bühnendarstellung" gerichtet und die unfruchtbare Polemik gegen Berlin endlich untergepflügt wird. Daß freilich auch hier im Hintergrund immer noch die große Frage bestehen bleibt: Ist für den Rahmen denn auch der geistige Inhalt da? ist selbstverständlich.

Wo Thüringen Feste feiert und Banner aufwirft, will das bewegliche Sachsen, seine nächste Base, nicht hinter dem Ofen hocken. Fast gleichzeitig mit den Harzfestspielen hat sich im Chemnitzer Stadttheater das „Sächsische Volkstheater" aufgetan. Auch hier fehlte es gleich nicht an lauten, weithin hallenden Begrüßungs- und Lobeshymnen. Man sprach von einem „Kulturjubel", einer „Art von Kulturlachen" und bewillkommnete in einem der preisgekrönten Dramen ein Stück wirklichen, unverfälschten Kulturlebens, wie es Erzgebirge und Thüringer Wald bergen, „wo," ich zitiere auch hier einen Freund und Förderer der Sache, „die naivste Idyllik ländlicher Kuhstallstimmung mit allen Einflüssen der höchsten deutschen Geisteskultur sich berührt, wo Beethoven und Richard Wagner das tägliche Gespräch sind, wo Bach seinen pietätvollen Kultus findet und dazwischen die Milchkuh brüllt, die Erdäpfel die wichtigste Sorge irdischen Gedeihens sind und der Bliemchenkaffee das Mißtrauen kaffeekundiger Feinschmecker zuletzt doch besiegt." Man sollte meinen, ein solches Stück Bodenkultur hätte sich in der Heimat erst einmal festwurzeln und auswachsen müssen, bevor es auf Wanderschaft ging — aber nein, kaum waren drei, vier Wochen verflossen, da hieß es eines Tages: Sachsen in Berlin! und im „Thaliatheater", wo sonst Guido Thielscher und Genossen ihr unverfälschtes Berlinisch sprechen, ertönte plötzlich die erzgebirgische Mundart. Nicht allzu lange freilich, denn Berliner Kritik und Publikum stimmten den Enthusiasmus der Heimat alsbald um ein beträchtliches herab. Hier erst durchschaute man recht die Schablone, die Handlung und Charaktere in Richard Demmlers Arbeiterdrama „Karl Fiedler" (Buchausgabe bei Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart) beherrscht, erkannte die Wiederkehr typischer, auf dem Theater nur allzu bekannter Menschen und Dinge und konstatierte die Abhängigkeit von Langmanns „Bartel Turaser", mittelbar auch von Hauptmanns „Webern" in dieser tendenziösen Tragödie vom Märtyrer seiner Überzeugung, der endlich doch erliegt und sich selber richtet. Dagegen fand die sächsisch-thüringische, von den Klängen der Musik umschmeichelte Behaglichkeit, das fröhlich-anheimelnde Kleinleben, das in Paul Quensels Komödie „Das Alter" (ebenda) sein munteres Spiel treibt, auch an der Spree die freundliche Duldsamkeit, die ihm gebührt. Reformatorischen Geist freilich oder gar die Schauer der Zukunft wird auch der Ahnungsreichste in dieser lehrsamen Idylle schwerlich wittern.

Alle diese Provinzunternehmungen, ob erfolgreich oder verfehlt, sind von ein und derselben Absicht und Hoffnung beseelt: sie wollen in die deutsche Dramatik mehr Leben, Licht, Freude und Fröhlichkeit bringen, als unter dem dumpfen Druck des Naturalismus ihr vergönnt sein konnte. Einst versuchte man diese Auflichtung und Beflügelung mit Hilfe des „Überbrettls". Das aber erwies sich bald als zu oberflächlich und leichtfertig für unseren deutschen Ernst; jetzt eben sind die „Elf Scharfrichter" in München dabei, seine letzten nennenswerten Überbleibsel auszukehren. Der Vater des Gedankens, Herr von Wolzogen, freilich war klug und gewandt genug, schon beizeiten das bessere Teil zu erwählen und andere die Brosamen sammeln zu lassen, wo er selber einst an fetter Tafel saß. Erfindungsreich, wie er ist, macht er aus der Schamade alsbald eine neue Fanfare, aus dem Epilog des alten schleunigst den Prolog eines neuen Unternehmens, das nichts mehr und nichts weniger bezweckt, als an Stelle der im Schema erstarrten Wiener Operette und anderer verwahrloster Gattungen der heiteren Tonkunst ein deutsches Singspiel zu setzen, das vom feinen musikalischen Lustspiel bis zur ausgelassenen Posse mit oder ohne Dialog alle Gattungen der dramatisch-musikalischen Frohkunst umfassen soll.

Doch gibt es auch ernstere Männer als Wolzogen, die jetzt aus einer ehrlichen, leidenschaftlichen Sehnsucht heraus nach Freude und Heiterkeit auf der deutschen Bühne rufen. Ernst von Wildenbruch, der getreue Eckart nicht nur seines lieben Weimars, erhebt auch hier wieder seine mahnende und ermunternde Stimme: „Wenn er doch aufwachen wollte, der Schläfer, der mächtige lachende Kerl, der deutsche Schalk! Daß wir die Purzelbäume seines Geistes wieder sehen könnten, die ganze Völker zum Lachen bringen, sein Lachen wieder hörten, das vor ihm nur einer gelacht hatte, der göttliche Schalk Aristophanes; daß unser Volk wieder ein fröhliches Herz bekäme, das Lachen wieder lernte, das heilige Lachen über sich selbst, daß es sich daran



Schlußszene in Tolstoj-Batailles „Auferstehung". Aufführung im Berliner „Lessingtheater".

gesund lachte und Nergelei und Schimpferei und Verbitterung und Verbissenheit sich von der Seele lachte! ... Überall regen sich die Anzeichen, daß das Verständnis für diese Dinge erwacht, daß der deutsche Geist sich auf sich selbst zu besinnen anfängt. Noch ist das Genie nicht gekommen, in dem der mächtige lachende Kerl, der deutsche Schalk, verkörpert wieder ans Licht träte; aber nicht verkennen und vor allem nicht unterdrücken soll man darum die Regungen und Bestrebungen, die zum Teil wenigstens geben möchten, was jener uns gewiß geben würde." Und er ruft trotz mancher kritischer Bedenken den Leuten von der Heimatkunst sein Glückauf zu und gibt der hoffnungsvollen Frage Raum: „Ist das nun ein Anfang? Ist das ein Fenster, durch das man in die Zukunft hinaussieht? Verspricht das Wachstum und werdende Kraft?"

Alle diese Anregungen und Fragen, für die man von heute auf morgen weder Erfolg noch Antwort erwarten darf, verhallen auch in Berlin, das trotz alledem noch immer der Haupt- und Kristallisationspunkt des deutschen Theaterlebens ist, nicht ohne Echo. Die vielen Wandlungen, die während des letzten Jahres in den Leitungen der Berliner Bühnen vor sich gegangen sind oder die in absehbarer Zeit bevorstehen, haben ihre Ursache denn doch tiefer als in bloßen Kapitalschiebungen. Man merkt: auch hier will etwas Neues werden, wenn auch vorläufig nur erst die Schollen krachen und der Eisgang mehr Verwirrung als Befreiung schafft. Selbst in die Hochburg des dramatischen Konservativismus, ins Königl. Schauspielhaus, dringt etwas vom neuen Geiste der Heimatkunst, wenn gleich in der ersten Neuaufführung neben Theodor Herzls trotz tiefsinniger Allüren und feingeschliffener Form recht spielerischem und charakterlosem Gedankendrama „Solon in Lydien", einem echten, rechten Erbstück der alten Schauspielhausübung, ein so kräftiges Stückchen deutschfröhlicher Dramatik auftritt wie Fritz Lienhards Schelmenspiel „Der Fremde" (Buchausgabe bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart). Dort eine dramatisch und theatralisch nicht unwirksame Szene: Solon, der harte Gesetzgeber und weich fühlende Mensch, reicht dem jungen Eukosmos, den sein Herz liebt, mitten im Rausche des Glückes den Todesbecher, weil er dessen Zaubergabe, aus dem Nichts in unerschöpflicher Fülle Brotmehl für die Menschheit zu erzeugen, als ein politisches Übel erkannt hat, darum herum aber in drei langen Akten ein blasses, schemenhaftes Gebilde von abstrakten Philosophismen; hier, in Lienhards Schwank von Till Eulenspiegel, der durch halb ernstes, halb scherzhaftes Spiel ein herbes Mädchenherz gewinnt, um es dann doch einem braven Bauernburschen in die Hände zu legen und selbst, seinem tragischen Geschick getreu, in seine stolze Einsamkeit zurückzukehren, in knappem Rahmen ein saft- und kraftstrotzendes, kerniges Menschentum, eine erquickende Frische und ein innerstes Erleben. Von Lienhard als Dramatiker wird ausführlicher die Rede sein müssen, wenn auf die Berliner Bühnen erst eines seiner inzwischen entstandenen großen Dramen kommt, für die dieser bescheidene Einakter, dies leichte Zwischenspiel in seinem aufsteigenden dichterischen Schaffen, hoffentlich der Vorläufer war. Hier soll einstweilen nur der Freude Ausdruck gegeben werden, daß ihm nun endlich der überlange verschlossene Weg auf die Berliner königliche Bühne und damit in die Reichshauptstadt gebahnt worden ist.

Sonst kamen die hervorragenderen Berliner Theaterstücke, über die bisher zu berichten ist, meistens wieder aus dem Auslande. Ins „Lessingtheater" hielt Tolstoj seinen Einzug. Leider nicht mit einem neuen Originaldrama, sondern nur mittelbar, als — Romanschriftsteller. Ein bühnengewandter Franzose nämlich, Henry Bataille, hat die „Auferstehung" zu einem fünfaktigen Schauspiel verarbeitet, so gründlich verarbeitet, daß er es sich beinahe hätte ersparen können, den Namen des großen Russen neben dem seinen überhaupt noch auf den Zettel zu setzen. Von dem geistigen Gehalt des Romans, von seinem sittlichen Ernst und seinem reformatorischen Bekennermut ist wenig oder nichts übriggeblieben, um so sicherer aber hat der gewiegte Theater- und Publikumskenner alles das ins grelle Bühnenlicht zu zerren verstanden, was eine starke äußere Wirkung versprach. So erleben wir in dem ersten Bilde — von „Akten" zu sprechen, wollen wir der Bescheidenheit des Bearbeiters überlassen — die trotz österlichem Geläut recht prosaische Verführung der reizenden

Katjuscha durch den flotten Gardeleutnant; so sind wir im nächsten Zeuge, wie Nechljudow unter seinen Gewissensqualen zusammenbricht, als er, zehn Jahre später, dieselbe inzwischen tief gefallene Katjuscha nicht zu vier, wie bei Tolstoj, sondern gleich zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt sieht; so begleiten wir ihn im dritten Bilde zur Maslowa ins Weibergefängnis, dessen wüste Szenen dem unerbittlichen Naturalismus des Originals nichts nachgeben, wohl aber alle seine psychologischen Vergeistigungen unterschlagen; so verfolgen wir im vierten staunend den dreisten Versuch des Franzosen, uns die innere Bekehrung der Maslowa umständlich an der Abweisung eines zärtlichen Lazarettgehilfen zu demonstrieren, und folgen Nechljudow und dem Zuge der Verurteilten endlich, wie nicht anders zu erwarten, in die Schnee- und Eiswüste Sibiriens, wo die begnadete Maslowa in einer Rührszene dem ungeliebten Manne die Hand reicht, um den Geliebten vor sich zu bewahren. Das gibt meistens nicht üble Bühnenprospekte — namentlich das letzte Bild, Nechljudows Abschied von der Maslowa, ist von malerischer Wirkung —, innere Glocken aber rufen aus diesem Melodrama nicht, es müßten denn die wörtlichen Citate sein, die der zweite wie der letzte „Akt“ mit habgierigen Händen aus dem Reichtum des Originals sich schöpfen.

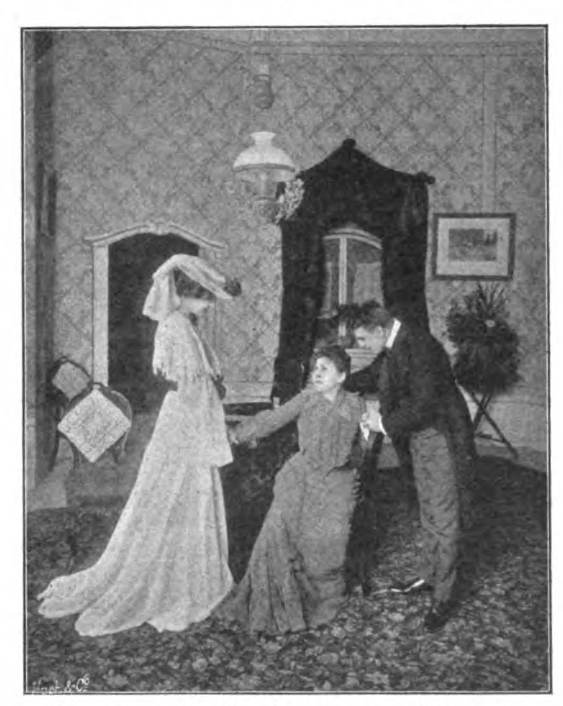
Von der gleißenden Verführerin „Dramatisierung“ wurde auch der allzu früh (1898) verstorbene vlämische Dichter Georges Rodenbach heimgesucht, als er Maeterlinck, van Lerberghe und andere seiner träumerisch versonnenen Landsleute mit ihren Stimmungsdichtungen auf der Bühne so unerwartete Erfolge ernten sah. So legte er noch kurz vor seinem Tode selber Hand an seinen Roman „Bruges-la-morte“ („Das tote Brügge“, deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski; Berlin, Julius Bard; geb. 3 Mk.) und ruhte nicht eher, als bis er aus diesem von Brügges schweigendem Wehmutszauber umsponnenen Buch ein aller lyrischen Reize bares vieraktiges Drama: „Das Trugbild“ (Le mirage) gezimmert hatte, das nun allein die äußere Romanhandlung in ihrer perversen Nacktheit zur Schau stellt. Ein Dreißigjähriger, der seine heißgeliebte Frau früh verloren, zieht sich mit seiner Trauer in das tote Brügge zurück, um ganz der Erinnerung an die Tote zu leben und mit den Andenken, die sie ihm hinterlassen, namentlich mit einer Flechte ihres rotblonden Haares, einen förmlichen Kultus zu treiben. Da gewahrt er eines Abends auf einsamem Spaziergang eine weibliche Gestalt, die — im wörtlichsten Sinne — seiner Genoveva aufs Haar ähnlich sieht. Selig in dem Wahne, den Tod so wenigstens durch seinen glücklichen „Ähnlichkeitssinn“ um die Beute betrogen zu haben, gerät er bald so unter den verwirrenden und entsittlichenden Bann der fremden Person, daß er auch noch nicht von ihr los kann, als er schon die ganze Gemeinheit ihrer Seele erkannt hat. Erst als die Schamlose mit lachendem Hohn die wie ein unantastbares Heiligtum bewahrte Haarflechte der Verewigten aus dem Glaskästchen nimmt, um sie sich um den Hals zu schlingen, erwacht er jäh aus seiner Gefühlsverwirrung. Ein Griff, ein Zusammenzerren des Zopfes, und Jane, das „Trugbild“, stürzt erdrosselt zu Boden. Sie mußte sterben, weil sie das „Mysterium“ nicht geachtet hatte, weil sie nicht wußte, daß es hier etwas gab, das „unantastbar“ war ... Man wird mir recht geben, wenn ich meine, daß das von einer feilen Dirne, einer Dirne an Leib und Seele, denn doch etwas zu viel verlangen heißt, daß diese „sittliche Forderung“ durch den, der sie stellt, wie durch die, an die sie gestellt wird, als eine doppelt lächerliche Farce erscheint. Mehr lächerlich als erschütternd fanden denn auch die Zuschauer das Ganze mitsamt seiner brutalen Schlußszene, obwohl das „Deutsche Theater“ auf die Darstellung außerordentlichen Fleiß und feinsinnigste Sorgfalt verwandt hatte. Nicht genug, daß zwei seiner allerersten Kräfte, Oskar Sauer, der tiefgründige Psychologe, und Irene Triesch, die berückende Könnerin, an die beiden Hauptgestalten all ihre reifste Kunst verschwendeten — um die lyrische Stimmung zu erzwingen, war



Björnstjerne Björnsons Lustspiel „Geographie und Liebe“. Aufführung im „Berliner Theater“.

außerdem der Maler Fernand Khnopff, ein Landsmann des Dichters, für die Inszenierung gewonnen worden. Aber vergebens: das Drama blieb so tot wie Brügge, so tot wie die früh verstorbene Genoveva.

Mit einem schönen Akte der Pietät eröffnete seine diesjährige Spielzeit das „Berliner Theater“, von dessen Leitung Paul Lindau nun schon geschieden ist, um sich in Muße auf seine im Herbst 1904 beginnende Direktorentätigkeit am „Deutschen Theater“ vorzubereiten. Auch die neue Direktion erinnerte sich aber, daß das ehemalige Haus Barnays seinen neuerworbenen literarischen Ruhm doch eigentlich nicht sowohl Meyer-Försters flott-fröhlichem Studentendrama „Alt-Heidelberg“ und seinem unsterblichen Prinzen Karl Heinz zu danken hat, als vielmehr dem Dichter des Doppeldramas „Über unsere Kraft“. Da Neues von dem Siebzigjährigen schwerlich so bald zu erwarten sein wird, schlug man unter Björnsons älteren Werken nach und fand da aus seiner zweiten, der modern-sozialen Schaffensperiode das uns auf deutscher Bühne lange nicht mehr entgegengetretene Lustspiel „Geographie und Liebe“ (einzig berechtigte deutsche Übersetzung bei Albert Langen, München). Wie in allen Dramen aus jener Zeit, so verbirgt sich auch in diesem geistvollen Lustspiel hinter der scheinbar so leicht und harmlos dahinplätschernden Handlung von dem anspruchsvollen Professor und der wirksamen Kur, die mit seinem gelehrten Egoismus vorgenommen wird, ein gut Stück von Björnsons reformatorischen, einen neuen Lebensgeist der Wahrheit und Sittlichkeit fordernden Ideen. Nicht mit Unrecht hat man das Lustspiel ein Seitenstück zu Ibsens „Nora“ genannt. Dort wie hier dreht es sich im Grunde um die Frage nach der rechten Ehe, aus deren Idealbild Björnson die schier traditionell gewordene naive Selbstsucht des Mannes mit feiner Satire austreiben möchte, um an ihre Stelle das gegenseitige Verständnis, die gegenseitige geistige Teilnahme und einander achtende Rücksicht zu setzen. Leider sind diese auch heute noch keineswegs unzeitgemäßen Gedanken zum Teil in eine etwas altbackene Technik gekleidet. Das Publikum ließ sich denn auch von der zähen Kruste abschrecken und drang zu dem edlen Kerne, den sie birgt, kaum recht durch.



Oskar Wildes Komödie „Eine Frau ohne Bedeutung“. Aufführung im Berliner „Neuen Theater“.

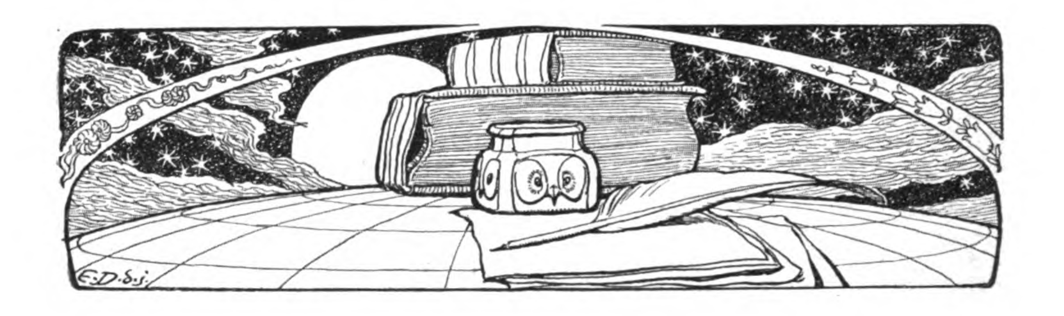
Aus der ernsten in die heitere Sphäre erobernd vorzudringen, wagte, wie das „Berliner Theater“ bei Björnson, das „Neue Theater“ bei Oskar Wilde. Ob es damit beim deutschen Publikum Erfolg haben wird, ist mehr als fraglich. Die unerhörte Kunst dramatischer Verdichtung, die in Wildes tragischem Einakter „Salome“ waltet, zwingt auch uns; die modernen Komödien des eisigen Ironikers, in denen der Verächter der englischen Gesellschaft einen merkwürdigen Bund mit dem Schüler der Dumas fils und Augier, der überlegene Satiriker einen noch merkwürdigeren mit dem sentimentalen Moralisten schließt, werden auf große Schwierigkeiten des Verständnisses stoßen. Gewiß: Wildes Esprit sprudelt gerade hier am glänzendsten, die spitzen Aperçus, die kecken Paradoxen, die funkelnden Antithesen jagen einander nur so, der Dialog läßt seine elegantesten Florettkünste spielen — wir haben unser Feinschmeckervergnügen daran; aber vermögen wir das alles wirklich auch seinem Inhalt und seinem eigentlichen Zwecke nach zu würdigen? Verstehen wir sie auch nur, diese hundert und aberhundert von Bosheiten und Bissigkeiten wider den cant der englischen Gesellschaft, wider die Erziehung und Moral der Geschlechter, wider die heuchlerische Gesittung, die unter vornehmer Kühle ihre Herzensroheit verbirgt? Was übrigbleibt, wenn man all die geistreichen Verbrämungen abzieht, sind die Schicksale dreier Menschen, deren Schilderung zwischen Tragik und Komik stetig hin und her schwankt, ohne beides zu dem einheitlichen Kunststil der Tragikomödie irgendwo recht zu verbinden. Lord Illingworth, ein gewissenloser, cynischer Lebemann, trifft nach zwanzig Jahren inmitten seiner „vornehmen“ Gesellschaft mit seiner verlassenen Jugendgeliebten zusammen, deren Sohn er eben ahnungslos zu seinem Privatsekretär gemacht hat. Der Junge schätzt sich glücklich, eines so erfahrenen, klugen Mannes Vertrauen zu genießen. Da tritt die Mutter

dazwischen und fordert ihr Eigentum zurück. Der Lord aber will den Sohn nicht mehr fahren lassen, halb aus Trotz, halb aus dumpfen Vatergefühlen. Den Willen der Mutter wird er schon niederzwingen; sie ist ja nur eine „Frau ohne Bedeutung“. Aber er irrt sich: die „Frau ohne Bedeutung“ gewinnt es über sich, vor dem geliebten Sohn ihre ganze Schande zu enthüllen, um ihn vor dem verderblichen Einfluß des Vaters zu schützen. Es gelingt ihr, nachdem sich Lord Illingworth selbst in seiner vollen schamlosen Lebemännermoral vor ihm bloßgestellt hat. Den treuen Sohn belohnt alsbald die Hand einer reichen puritanischen Amerikanerin; der cynische Gentleman von Vater wird von der wehmütig triumphierenden Mutter als ein „Mann ohne Bedeutung“ beiseite geschoben ... Ist das nun Scherz, ist das Ernst, ist das Hohn oder Satire, ist das nur ein breitgeschlagenes, sich selbst vernichtendes Epigramm — wir wissen es nicht. Der seelische Gewinn, den wir aus diesem vieraktigen „Schauspiel“ davontragen, ist jedenfalls sehr gering, trotz der glänzenden Regie (Richard Vallentin) und Darstellung, die ihm das „Neue Theater“ unter Max Reinhardts Leitung mit Kräften wie Emanuel Reicher, Rosa Bertens, Luise Dumont und Hedwig Wangel zu teil werden läßt.

Ins Residenztheater ist mittlerweile der herkömmliche Pariser Schwank eingezogen. Er ist anständiger, als man sonst wohl von Alexander Bisson, dem Verfasser des „Schlafwagenkontrolleurs“ und der „Madame Bonivard“, gewohnt ist. „Das beste Mittel“, das in dem Stücke gefunden und gleich dreifach erprobt wird, bezieht sich nämlich keineswegs, wie man vermuten möchte, auf die Verschleierung ehelicher Untreue, sondern gilt vielmehr der Verhütung, Heilung und Verspottung ehelicher Eifersucht wie der Erhaltung ehelicher Treue. Man sieht, Alfred Capus der Moralische macht Schule in Frankreich.

Was unsere deutsche Dramatik diesen zum Teil immerhin interessanten Ausländereien in Berlin bisher entgegenzustellen hat, ist seinem Umfang nach recht wenig. Von einem im „Lessingtheater“ aufgeführten Berliner Volksstück: „Geschwister Lemcke“ von Richard Skowronnek und Leo Walther Stein abgesehen, das ganz im alten L'Arrongeschen Fahrwasser schwimmt, kommen als literarische Gaben nur zwei Einakter in Betracht, und auch diese sind von Wiener, nicht von reichsdeutschen Autoren. Eine feine, nicht bloß geist-, sondern auch seelenvolle Charakterskizze liefert Marie Eugenie delle Grazie, diese vielseitig begabte Dichterin, die überall, in der Lyrik, im Epos, in der Dramatik ihre eigenen Wege geht. Leider hat ihr das „Residenztheater“ die „Sphinx“ aus dem Vierblatt von Einaktern („Zu spät“) gelöst, in dem jeder einzelne erst seinen rechten Halt und Sinn gewinnt. Aber auch für sich allein weiß dieses Lustspielchen von dem alternden Junggesellen, der in seiner tauben Gelehrteneinsamkeit „zu spät“ die Stimme seines Herzens versteht, sich als Studienblatt einer echten Künstlerin zu behaupten; in dem entscheidenden Gespräch wird sogar für einen flüchtigen Augenblick in Lebens- und Gemütstiefen hinabgeleuchtet, wie sie sonst im deutschen Drama der Gegenwart nur selten sich auftun (Buchausgabe bei Breitkopf u. Härtel, Leipzig).

In der virtuosenhaften Kunst, die Hülle plötzlich wie auf Zauberwort von versunkenen und geheimnisvoll verborgenen Schätzen der Seele wegzuziehen, in einer „lebendigen Stunde“ einem armen Komödianten dieser Welt die Maske zu lüften, darin besteht auch der eigentümliche Reiz des Einakters „Der Puppenspieler“ von Arthur Schnitzler, mit dem das „Deutsche Theater“ dank Albert Bassermanns mit- und nachdichtender Verkörperung der Titelrolle einen hübschen Erfolg erzielte. Georg Merklin, der einst so viel versprach, hat im Leben Schiffbruch gelitten, wohlverdient, da hinter seinem prahlerischen Gehaben nie etwas Tüchtiges, geschweige denn Geniales steckte. Um seine innere Hohlheit vor sich selber zu verbergen, posiert er sich in die Rolle eines — man beachte den echt Schnitzlerischen Doppelsinn des Wortes! — Puppenspielers hinein, der, allen überlegen, die Menschen an seinen Drähten tanzen lasse. Das allein hielt ihn in seinem elenden Lohnschreiberdasein aufrecht. Nun kommt aber ein Moment, wo er im Gespräch mit einem alten Jugendfreund erfährt, daß an dem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens er selber die gefoppte Puppe war, noch dazu die eines kleinen dummen Mädchens, das er in übermütiger Laune dem gutmütigen Kerl von Freund zum Spielen hinschob, das dann aber diesem ein stolzes, starkes Lebensglück aufbaute, indes er selbst an der vorgezogenen schöneren Geliebten bald vollends zu Grunde ging. Einen Augenblick scheint es, als wollte diese Erkenntnis endlich einmal echte Gefühle in ihm auslösen, als wollten Gram, Schmerz und Reue über seine verlorenen Tage in ihm aufquellen — aber für einen Augenblick nur, dann nimmt er die alte Maske wieder vors Gesicht und schlüpft in sein Puppenspielerkleid zurück. Er ist wieder der alte Prahlhans, der alte Komödiant, der eben ohne die Ibsensche „Lebenslüge“ nicht existieren kann. Nur wissen wir jetzt, daß tief, tief unten auf dem Grunde seiner Seele doch die stummen Schmerzen schlummern, und über seinem Haupte sehen wir ein schwaches, kleines Schimmerchen, wie einen Abglanz des bitteren Heldentums der Resignation. Schnitzlers Studie könnte mehr als ein funkelndes Virtuosenstück, es könnte eine Lebensdichtung sein, wenn ihr Schöpfer anstatt des feinen Witzes das gütige Lächeln des welterlösenden Humors hätte und seine Hand den großen wuchtigen Zug anstatt der haarscharfen Strichelkunst. Aber auch so wollen wir uns dieses beweglichen Talentes freuen.



Literarische Rundschau

Aus dem Leben der Sprache

Von philosophischer Seite — es sei nur an Mauthners „Kritik der Sprache" erinnert — wird der Sprache als künstlerischem Ausdrucks- und praktischem Verständigungsmittel neuerdings eine starke Skepsis entgegengebracht. Ein Mathematiker von Fach, Karl Otto Erdmann, hat den Grundton dieser Erwägungen mit prägnanter Kürze und Schärfe in dem Leitsatz ausgedrückt, den er seiner Schrift über **Die Bedeutung des Wortes** (Leipzig, Ed. Avenarius; Preis geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.20) voranstellt: „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren." Erdmann zeigt, wie die Worte infolge ihrer Unklarheit und Vieldeutigkeit Anlaß zu zahlreichen Mißverständnissen geben, daß unsere geistigen Kämpfe oft um trügerische Schemengebilde ausgefochten werden, hinter denen keine Sachen stehen. Genug, er ist geneigt, den Wert der Sprache als geistiges Verkehrs- und Verständigungsmittel recht gering anzuschlagen, und seine Beispiele lassen uns in der Tat erkennen, wie schwer es oft ist, Gedanken, Vorstellungen und Tatsachen völlig klar und unzweideutig auszudrücken, wie zwei manchmal ganz dasselbe mit ganz verschiedenen, scheinbar einander vernichtenden Worten meinen, wie andererseits scheinbar ganz einfache Worte ganz verschieden aufgefaßt werden. Besonders die Rechtsgelehrten werden hier viele Belehrungen und Anregungen finden, zumal da der Verfasser, manchem der Leser vielleicht durch seine tapferen Essays „Alltägliches und Neues" bekannt (vgl. „Monatshefte" April 1898, S. 140), in seiner lebendigen, „gegenständlichen" Darstellungsweise viele konkrete Beispiele anführt und überhaupt den an sich schwierigen Stoff allgemein verständlich zu behandeln versteht. Nur einen Einwand muß man bei solchen und ähnlichen sprachphilosophischen Betrachtungen immer wieder erheben: die abstrakten Werturteile, an denen hier die Bedeutung einzelner Worte abgemessen wird, setzen eine Isolierschicht voraus, die es im Leben der Sprache nicht gibt. Sie sehen nicht die Herkunft, die Familienbande, die das einzelne Wort mit verwandten verknüpfen, nicht die Beziehungen und Verbindungen, die bei ihm mitsprechen.

Selbstsicherer als die Psychologen verfahren die Physiologen in der Sprachwissenschaft. Skrupel und Zweifel sind bei ihnen ungern gesehene Gäste. Der amerikanische Professor R. L. Garner z. B. ergeht sich in seinen Untersuchungen über **Die Sprache der Affen** in so selbstbewußten metaphysisch-transzendentalen Spekulationen, daß wir Deutsche es mit Genugtuung begrüßen, wenn der deutsche Übersetzer und Herausgeber seines kühnen Buches, Professor William Marshall in Leipzig, seine kritischen Einschränkungen dazu macht (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Wie Garner zu seinen bereits 1884 begonnenen Studien kam, hat er selbst erzählt. Er beobachtete einmal einige Affen im Zoologischen Garten zu Chicago, und er gewann den Eindruck, als ob die Tiere miteinander sprächen und sich auch verstünden. Der Eindruck ließ ihn nicht wieder los, bis er schließlich auf den Gedanken verfiel, einen Phonographen vor einen außergewöhnlich geschwätzigen Affen zu stellen. So gelang es ihm, einige der Töne aufzufangen und festzuhalten. Dann nahm er die Walzen mit nach New York und stellte den Apparat dort vor anderen Affen auf. „Sowie ich nun das Instrument in Bewegung setzte, merkte ich, daß der Affe verstand, was das Instrument sprach, und er begann auch gleich nach dem Affen zu suchen, den er in dem Instrument vermutete. Ich nahm seine Antworten in einem anderen Phonographen auf, und da der New Yorker Affe immer wieder, wenn ich die Töne des Chicagoer Affen wiederholte, auch dieselbe Antwort gab, so konnte ich daraus wohl mit aller Bestimmtheit schließen, daß er wirklich verstand, was der erste Affe gesagt hatte." Im afrikanischen Urwald, an der Südküste des Sees Nkami dehnte Garner diese Experimente alsbald auch auf Gorillas und Schimpansen aus, immer den Käfig im Rücken, in den er sich flüchtete,

sobald ihm die Versuchsobjekte zu nahe auf den Leib rückten. Seine lebensgefährlichen Studien sind nicht ohne Früchte geblieben: er hat sehr viele gänzlich neue zoologische Beobachtungsresultate aus der Wildnis mitgebracht, die für die Tierpsychologie gewiß von großer Bedeutung sind. Äußerst interessant ist z. B. die Beobachtung, daß zwei Affenindividuen verschiedener Arten ihre beiderseitigen Sprachen verstehen lernen, ja unter gewissen Umständen sogar versuchen, sich der Sprache des anderen zu bedienen. Ob freilich Garners Resultate auch für die Urgeschichte und Entwickelung der menschlichen Sprache von Wert sind, darf vorerst bezweifelt werden. Auch der deutsche Herausgeber, von Fach Zoologe, drückt sich in Bezug darauf sehr vorsichtig aus: „Wenn diese Übersetzung dazu Veranlassung geben sollte, daß denkende, beobachtungstüchtige Landsleute, die viel Zeit, Geduld und die nötigen Mittel haben, sich den von Garner begonnenen Beobachtungen zuwendeten und sie weiter ausdehnten, so wäre ihr Hauptzweck erreicht.“ Einstweilen möchten wir Garners Buch mehr dem Tierfreund als dem Philologen und Prähistoriker empfehlen.

Dem Geiste Darwins begegnen wir auch in der Sammlung von sprachwissenschaftlichen Aufsätzen, die Dr. M. Freudenberger **Beiträge zur Naturgeschichte der Worte** betitelt hat (Leipzig, Ed. Avenarius; geh. 2 Mk.). Daß Entstehen und Vergehen in der Welt der Sprache durch die gleichen Ursachen geregelt wird wie in der organischen Welt, und daß die wichtigsten Erscheinungen der natürlichen Entwickelung sich auch auf sprachlichem Gebiete beobachten lassen — das ist der leitende Grundgedanke aller seiner Einzelabhandlungen, die im übrigen schon durch ihre evolutionistischen Titel gekennzeichnet werden: „Protoplasma“; „Kampf ums Dasein“; „Rudiment“; „Kreuzung“; „Ausgestorbene Zwischenstufen“; „Reversion“ (Rückkehr zur großelterlichen Bildung) usw. In seinen etymologischen Streifzügen durch die Sprachen der Welt ist der Verfasser manchmal auf Irrwege geraten — namentlich seine chinesischen und hebräischen Belege sollen, wie fachmännische Kritik behauptet, selten ganz stichhaltig sein —, auch bedient er sich massenhaft und oft mehr verwirrend als klärend überflüssiger Fremdwörter; doch üben seine Untersuchungen, die an Bekanntes und Geläufiges anknüpfen, um flugs in die Höhen wissenschaftlicher Forschung zu dringen, gerade auf den Laien offenbar sehr viel Reiz aus. Nur sollte man sich immer gegenwärtig halten: man kann wohl manche sprachliche Erscheinungen mit naturwissenschaftlichen Vorgängen vergleichen und durch sie veranschaulichen, aber beides ohne Einschränkung einander gleich zu setzen, erscheint als ein verfehltes, vom Verfasser selbst vielfach unfolgerichtig durchbrochenes Unternehmen.

„Die Sprache ist durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden“: dieser Satz Wilhelm von Humboldts leite aus der allgemeinen Sprachwissenschaft hinüber zur deutschen insbesondere. Da begegnet uns zunächst an der Schwelle eine gedankenreiche Schrift von Franz Nikolaus Finck, die den **Deutschen Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung** betrachtet (Marburg, N. G. Elwert; geh. 2 Mk.), um die Kräfte zu bestimmen, welche die „innere Form“ der deutschen Sprache gebildet haben. Der Engländer James Byrne ist ihm darin Führer und Gehilfe. Ein paar der Finckschen Sätze seien hier angeführt: die treue Bewahrung des grammatischen Geschlechts nimmt der Verfasser für den Beweis, daß wir uns vom Glauben an die Belebung der ganzen Natur schwerer frei machen können als unsere Stammesgenossen (z. B. die Engländer); die Möglichkeit, im Affekt das Hauptwort vor das Eigenschaftswort, das Zeitwort vor das Subjekt zu setzen, zeugt ihm für ein besonders kräftig vordringendes Gefühl, dagegen für ein geringeres Maß von Vorbedacht; die bei uns so stark ausgeprägte Subjektivität des Verbums nimmt er als ein Zeugnis dafür, daß die Deutschen ihr Handeln mehr als die anderen durch den eigenen Willen bestimmen lassen. Zu bedauern bleibt, daß Finck bei diesen anregend und lebendig vorgetragenen Ausführungen neben der geistigen Begabung nicht noch mehr die historischen Mächte, die auf sie eingewirkt haben, und die Lautlehre herangezogen hat, die heute kein sprachwissenschaftliches Werk mehr entbehren kann, wenn anders es wahrhaft fruchtbar sein soll.

Mit dem Grundgedanken der Finckschen Schrift berührt sich der einer außerordentlich inhalts- und aufschlußreichen Beispielsammlung zur **Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes** von Oberschulrat Dr. Albert Waag, Privatdozenten für deutsche Sprache und Literatur an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe (Lahr i. B., Moritz Schauenburg; geh. 3 Mk.). Auf Grund von Herm. Pauls Deutschem Wörterbuch wird hier der geschichtliche Bedeutungswandel von etwa tausend Wörtern unserer Sprache durch die Jahrhunderte verfolgt, wobei wir auf jeder Seite reizvolle Blicke in das „ewig wechselnde Leben der Wortseele“ tun. Goethes „gegenständliches“ Denken, von dem unvergeßlichen Rudolf Hildebrand so verständnisvoll und fördernd gepflegt, findet in Waag einen neuen Priester. Seine Wortbiographien-Sammlung, so darf man sich wohl ausdrücken, wendet sich an alle Gebildeten, die ein Bedürfnis empfinden, über ihre Muttersprache tiefer nachzudenken, vor allem an die Lehrer der deutschen Sprache, denen durch derartige Betrachtungen die Klarheit des Denkens und die Wärme des Empfindens gestärkt werden muß. Doch hat der Verfasser durch eine leicht lesbare, ansprechende und fesselnde zusammenhängende Darstellungsart dafür Sorge getragen, daß auch das Interesse weiterer Kreise, insbesondere der Frauenwelt — seiner Frau hat er deshalb das Buch gewidmet — für diese psychologische Seite des Sprachlebens geweckt werde.

Wenn wir die Forderung der Übereinstimmung mit den modernen germanistischen Forschungs-

grundsätzen als unerläßliche Vorbedingung auch für solche Bücher über deutsche Sprache aufstellen müssen, die wesentlich populäre Zwecke verfolgen, d. h. für Lehrer und vorgeschrittenere Zöglinge höherer Schulen wie für die gebildete Laienwelt überhaupt bestimmt sind, so schmilzt die Zahl der empfehlenswerten Erscheinungen recht zusammen.

Verhältnismäßig leicht gemacht wird es dem Leser in Otto Weises Buch **Unsere Muttersprache,** das innerhalb weniger Jahre bereits die vierte Auflage erlebt hat (Leipzig, B. G. Teubner; vornehm geb. Mk. 2.60). Von Behaghels bekanntem Buch unterscheidet sich dieses im wesentlichen dadurch, daß es die Sprache mehr im Zusammenhang mit dem Volkstum betrachtet und die sinnlichen Vorstellungswerte herausarbeitet. Der Geist Herders lebt in ihm auf, dies lebendige Sicheinfühlen in die heimliche Poesie der Sprache. Wechselwirkung zwischen Sprache und Volksart; Mundart und Schriftsprache; Norddeutschland und Süddeutschland im Spiegel der Sprache; Zeitgeist und Stil; heimischer Sprachschatz und Fremdwort: diese und ähnliche Fragen behandelt Weise deshalb mit sichtlicher Vorliebe. Die Beispiele sind in der neuen Auflage wieder vermehrt und verbessert, die literarischen Verweise, die Behaghel leider ganz vermissen läßt, bis auf die neueste Zeit ergänzt worden. Auch ist ein ganz neuer Abschnitt über die Veränderungen der Redensarten hinzugekommen. Will man Zweck und Bedeutung der beiden verwandten Bücher von Weise und Behaghel abgrenzen, so darf man wohl sagen, daß Behaghel mehr für wissenschaftlich geschulte Leute, Weise mehr für die gebildete Laienwelt, insbesondere für Eltern schreibt, die eine anregende und zuverlässige Anleitung in Händen haben möchten, um mit ihren heranwachsenden Kindern Fragen der Muttersprache, wie jeder Tag und jede Stunde sie aufwirft, lehrend und lernend erörtern zu können.

Von der dichterisch beseelten Auffassung und Behandlung deutscher Sprachfragen, wie Weise sie in „Werden und Wesen unserer Muttersprache“ bewiesen hatte, war es nur ein kurzer Schritt zu dem hübschen Buch **Ästhetik der deutschen Sprache,** das er inzwischen seinem weitverbreiteten Erstling in gleicher Stoffanordnung und Ausstattung hat nachfolgen lassen (ebenda; geb. Mk. 2.80). Unsere zünftige Sprachwissenschaft, auch die philosophische Ästhetik, hat sich diesem reizvollen Gebiete bisher fast ganz ferngehalten: Themata wie „Lautmalerei“, „Gefühlswert der Wörter“, „Geschmack im bildlichen Ausdruck“, „Die Frau und die Sprache“, „Feilen und Überarbeiten bei unseren Dichtern“ sind systematisch und im Zusammenhange kaum je behandelt worden, so zahlreich die zerstreuten Bemerkungen sein mögen, die sich in Aufsätzen, gelehrten Monographien, Wörterbüchern, Lebensbeschreibungen usw. darüber finden. Sie mit emsigem Fleiß zusammengetragen, gesichtet, geschmackvoll verbunden und ausgenutzt zu haben, darf als das eigentliche Verdienst des Weiseschen Buches angesehen werden. Viel Eigenes und Neues zu geben, ist nicht sein Ehrgeiz; manchmal mag man sogar finden, daß die Gewährsmänner sorgsamer hätten ausgewählt werden können; aber gerade die Fülle und Buntheit der Beispiele und Anführungen wird die Leser ergötzen und bilden. Eine Ergänzung zu diesem Buche bilden desselben Verfassers **Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung** (ebenda; geb. Mk. 1.40). Die Sammlung will in erster Reihe durch das Beispiel wirken und bietet darum eine vielleicht nur noch nicht streng genug gesichtete Auswahl von Prosastücken, zu denen Erläuterungen des Herausgebers nur in Gestalt von kurzen Anmerkungen treten. Diese gehen aber überall auf das Wesentliche und Innere des Stiles, mit einem Wort auf das Charakteristische des Schriftstellers ein.

Zum Kapitel „Ästhetik der deutschen Sprache“ gehört auch Otto Schroeders tapferes, lebensfrisches und scharfsinniges Büchlein **Vom papiernen Stil,** das jetzt, vierzehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, in fünfter durchgesehener Auflage vorliegt (ebenda; geh. 2 Mk., geb. Mk. 2.80). Es ist mit seiner energischen Unterscheidung zwischen Hören und Lesen und mit seiner eindringlichen Forderung einer lebendigen „gesprochenen und gehörten Sprache“ zum bahnbrechenden und wegbereitenden Vorläufer der Wustmannschen „Sprachdummheiten“ geworden, denen dann mehr als eine Frucht ins Gehege gefallen, die eigentlich auf Schroeders Boden gewachsen ist. Namentlich für Wustmanns verdienstvollen Kampf gegen die steifleinenen Gesellen „letzterer“, „derselbe“, „derjenige, welcher“ hat Schroeder die Waffen geschmiedet. Zum Glück ist Mühe und Kampf nicht ohne Erfolg geblieben: wenigstens scheint mir, als sei, zumal in Büchern und Zeitschriften, das tote „Tintendeutsch“ jetzt überall im Rückzuge begriffen.

Gustav Wustmann selbst freilich teilt diese tröstliche Meinung nicht. Vielmehr leitet er die neueste, dritte, reich vermehrte und sorgsam verbesserte Auflage seiner bekannten **Sprachdummheiten** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; in Leinwand geb. Mk. 2.50) mit dem Stoßseufzer ein, das Buch habe doch eigentlich wenig genützt. Meine eigenen Beobachtungen lehren mich Tag für Tag das Gegenteil. Ganz deutlich ist zu bemerken, daß seit dem Erscheinen des Wustmannschen Buches gerade gelehrte Schriftsteller auf ihren sprachlichen Ausdruck weit mehr Sorgfalt verwenden, sich einer größeren Klarheit, Einfachheit und Natürlichkeit in ihrem Stile befleißigen als früher. Lächerlich gemacht zu werden, verträgt der deutsche Gelehrte nun mal am allerwenigsten; vielleicht konnte diese seine verwundbarste Stelle wirklich nur ein „Schulmeister“ ausspähen. Gewiß: manches von den Wustmannschen Lehren und Ratschlägen kleidet sich in ein gar zu rechthaberisches, diktatorisches Gewand; er selbst vergißt im Feuer des heiligen Eifers nur zu oft, daß er ein Anregebuch schreibt, keine gesetzgeberische Sprachlehre. Aber das kann doch nur vorübergehend verstimmen. Als dauerndes, sich dank der steten

Erweiterung und Erneuerung des Buches stetig verjüngendes Verdienst dieser „Sprachdummheiten" bleibt die Tatsache bestehen, daß sie das Sprachgefühl in weiten, gelehrten und ungelehrten Kreisen geweckt, geschärft, veredelt, daß sie der einst bedrohlich anwachsenden Steifheit, Schwerfälligkeit und Schwülstigkeit unserer Sprache erfolgreich Einhalt geboten haben. Doch schießt — das durfte man nicht anders erwarten — zwischen der guten Saat natürlich immer wieder neues Unkraut hervor; seinem Wachstum zu wehren, ist Wustmann, Gott sei Dank, noch mit der alten Frische, Derbheit und beneidenswerten Entschiedenheit auf dem Plan. Allen denen, die in unserer Sprache noch etwas mehr als ein bloßes Verständigungsmittel sehen, sei deshalb die neueste Auflage warm empfohlen, auch den Besitzern der ersten und zweiten Ausgabe, zählt diese jüngste doch 473 Seiten anstatt 320 wie die erste, und ist sie außerdem doch um ein ins einzelne gehendes Inhaltsverzeichnis vermehrt. So erst wird das Buch zu einem wirklich praktischen Nachschlagewerke.

Seit dem 1. Januar dieses Jahres haben unsere Behörden, seit Ostern, dem Anfang des neuen Schuljahres, haben auch unsere Schulen die neue deutsche Rechtschreibung angenommen. Die Bestrebungen um eine einheitliche deutsche Schreibweise haben, wie man weiß, eine lange Vorgeschichte. Schon im Jahre 1876 trat auf Veranlassung des Ministers Falk eine wesentlich unter Rud. von Raumers Einfluß stehende Konferenz von Sprachforschern, Schulmännern und Buchdruckern zusammen, um eine „größere Einigung in der Rechtschreibung" anzubahnen. Falks Nachfolger, von Puttkamer, nahm dann 1880 auf Grund dieser Vorschläge eine Regelung der Rechtschreibung für die preußischen Schulen vor, nachdem ihm ein Jahr zuvor Bayern und Österreich vorangegangen waren. Es folgten die übrigen deutschen Staaten und auch die Schweiz. Bei mannigfachen Verschiedenheiten im einzelnen bestand der gemeinsame Fortschritt in der stärkeren Berücksichtigung des phonetischen Prinzips. In Preußen stieß infolge Bismarcks ablehnender Haltung (Erlaß vom 28. Februar 1880!) die einheitliche Durchführung der neuen Schreibweise auf heftigen Widerstand: zwischen Behörden- und Schulorthographie kam es zu keiner Versöhnung. Gerade dadurch aber blieb ein Stachel im Fleisch, der das Verlangen nach einer Einigung nicht wieder einschlafen ließ. Als dann das Bürgerliche Gesetzbuch entstand, mehrten sich von Tag zu Tage die Stimmen, die die hier beobachtete Schreibung (Hausorthographie der Reichsdruckerei) als Norm und Muster empfahlen. Einzelne Zweige der Verwaltung, so namentlich die Justizbehörden, gingen mit gutem Beispiel voran, Post und Telegraphie schlossen sich an, und im Jahre 1900 holte der preußische Kultusminister Dr. Bosse abermals eine Reihe von Gutachten ein, die den Gegenstand betrafen. Darauf fand unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors Dr. Althoff im Jahre 1901 im engeren Kreise von Sachverständigen eine Besprechung statt, in der sich sämtliche Teilnehmer darüber einigten, daß die bisherige sogenannte Puttkamersche Schulschreibung, mit kleinen Veränderungen, als allgemeine deutsche Rechtschreibung zu empfehlen sei. Nach langen Hin- und Herverhandlungen, vor allem auch mit den deutschen Bundesstaaten und mit Österreich, ist dann das amtliche Regelbuch für ganz Deutschland festgestellt worden. Leider geht es nun aber auch diesmal nicht ohne querköpfigen Widerstand ab, und zwar sind es gerade einige große, einflußreiche Zeitungen, die es der Würde der „sechsten Großmacht" schuldig zu sein glauben, hartnäckig an der alten Schreibung festzuhalten oder eigensinnig ihre eigene Hausorthographie zu pflegen. Ein Einigungswerk — Deutschland sollte das gelernt haben! — kommt niemals ohne gutwillige Zugeständnisse auf der einen wie auf der anderen Seite zu stande. Es darf ohne weiteres zugegeben werden, daß die neue deutsche Rechtschreibung viele Widersprüche in sich birgt — sollte aber in einer Angelegenheit, wo sich immer und ewig die verschiedenen Grundrichtungen: lautliches, geschichtliches, folgerichtiges Prinzip widerstreiten werden, nicht die Möglichkeit, mit Hilfe eines charaktervollen Friedens zur Einigkeit zu kommen, alle Bedenken niederschlagen?

Den Sprachgelehrten sei deshalb keinen Augenblick verwehrt, an der Reichsorthographie auch ferner ihre Kritik zu üben, so wenig wie dem Politiker, Historiker und Nationalökonomen an der Verfassung und den Einrichtungen des Deutschen Reiches. So wird sich auch der Laie mit Nutzen in die Schrift des Würzburger Germanisten Prof. Dr. Oskar Brenners: **Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung** vertiefen (Leipzig, B. G. Teubner). Namentlich die Kapitel über Ziele und Arten der Rechtschreibung, über die allgemeine Geschichte der deutschen Orthographie und die Proben aus ihrer geschichtlichen Entwickelung werden allgemein interessieren.

Wie vorauszusehen war, hat die neue Regelung der Rechtschreibung alsbald viele Federn in Bewegung gesetzt. Mit dem ministeriellen Fünfzehnpfennigheftchen „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis" war es nicht getan. Das praktische Leben, die Schulen, der Verkehr usw. erhoben an die Regelbücher ihre eigenen Sonderanforderungen. So haben wir eine ganze Anzahl solcher Leitfäden und Wörterverzeichnisse erhalten, an deren munterem Wettbewerb wir uns freuen dürfen, wie der reichstreue Deutsche an dem bunten Sonderleben unserer Bundesstaaten. Im Weidmannschen Verlage zu Berlin, dem auch die Ausgabe des amtlichen Regelbuches anvertraut worden, ist daneben, bearbeitet von Prof. Dr. Gustav Gemß (inzwischen gest.), ein ausführlicheres **Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung** nebst Worterklärungen und Verdeutschung der Fremdwörter erschienen (2. erweiterte und umgearbeitete Auflage des Kleinen deutschen Wörterbuches; geb. Mk. 1.50).

Seine Eigenart besteht darin, daß es neben der Schreibung auch noch andere Punkte, namentlich grammatischer, bisweilen auch stilistischer Art, berücksichtigt und, wenn es sich in Kürze tun läßt, auch über Herkunft und Ableitung der Wörter einiges verlauten läßt (z. B. Mesner, nicht mit Messe zusammenhängend, sondern entstanden aus lat. mansonarius = gleich Hüter des heiligen Gebäudes). — Auch der „Duden" ist natürlich in neuer Ausgabe alsbald auf dem Plan erschienen. Die 7. Auflage von Konrad Dudens **Orthographischem Wörterbuch der deutschen Sprache** trägt den Zusatz: „Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz geltenden amtlichen Regeln" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; in Leinwand geb. Mk. 1.65). Die neue Ausgabe schickt dem alphabetischen Wörterverzeichnis eine Zusammenstellung der einschlägigen Regeln für Rechtschreibung und Grammatik voraus und bringt im Vorwort eine lehrreiche Kennzeichnung der deutschen Rechtschreibung, an deren Gestaltung ja der Verfasser vielfach tätig mitgewirkt hat. Auch für gute Verdeutschungen von Fremdwörtern und für die Ehrenrettung manches halb vergessenen altertümlichen oder guten mundartlichen, auch technischen Wortes findet sich innerhalb des Verzeichnisses häufig Gelegenheit. — Der Verfasser gibt seit Jahren, als Sonderabdruck aus der Neuhochdeutschen Grammatik von Bauer-Duden, eine kleinere Ausgabe zum Gebrauch für Schulen und zur Selbstbelehrung heraus: **Die deutsche Rechtschreibung** nebst Interpunktionslehre und ausführlichem Wörterverzeichnis (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung). Auch diese ist in neuer (7.) Auflage erschienen. Sie behandelt die Regeln ausführlicher, das Wörterverzeichnis knapper als die große. — Über den Zweck eines bloßen orthographischen Nachschlagewerkes geht Karl Erbes **Ausführliches Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) gleichfalls weit hinaus. Auch hier finden wir die neuen Rechtschreibregeln, die Lehre von den Satzzeichen, die Fremdwortverdeutschung und mancherlei Aufschlüsse zur deutschen Wortkunde sowie Ratschläge für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Die Anordnung verrät den praktischen Blick des Schulmannes. — Dr. A. Vogels bei Langenscheidt in Berlin erschienenes **Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache** mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen (geb. Mk. 2.80) hat seinen besonderen Wert, wie schon der Titel andeutet, in der grammatischen Behandlung fast aller von ihm aufgeführten Wörter. So sind die Hauptwörter durch alle Fälle durchdekliniert, von den Zeitwörtern die Hauptformen, die oft Schwierigkeiten bieten, nach einem feststehenden Schema aufgeführt, die Eigenschaftswörter gesteigert usw. Alles Regelwerk ist dagegen auf ein Mindestmaß beschränkt. Demnach wird sich der „Vogel" hauptsächlich für den Gebrauch in gebildeten Familien mit heranwachsenden Kindern, im Amte und im Kontor eignen.

Daß die heutige Reichsrechtschreibung nur ein Zwischenziel auf dem Wege zum Ideal einer deutschen Zukunftsrechtschreibung ist, darüber herrscht bei den Männern der Wissenschaft kaum ein Zweifel. Brenner und Duden sprechen es unzweideutig und nicht ohne Schärfe aus. Ein Stillstand in der gesunden Bewegung darf nicht eintreten: es wird weiter reformiert. Selbstverständlich fehlt es dabei nicht an Meinungsverschiedenheiten über Weg und Steg, aber in einem sind sich wohl alle einig: nur um eine **Einheitsschreibung** kann es sich handeln. Otto Sarrazin, der verdiente Leiter des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, hat den Mut gehabt, mit einem so benannten Büchlein als erster auf die Schanze zu springen (Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn; zweite vermehrte Auflage; Preis 80 Pf.). Die in dem nunmehr geltenden amtlichen Wörterverzeichnis zugelassenen vielen Doppelschreibungen (abends, Abends; in bezug auf, in Bezug auf usw.) geben ihm Anlaß und Recht dazu. Mit grimmigem Humor hat man gesagt, das eine stehe fest, „daß die doppelten und gar dreifachen Schreibungen den wirklichen Zweck einer Vereinbarung über einheitliche Schreibweise zu Schanden, zu schanden und zuschanden machen und dadurch einen Teil des angestrebten Einigungswerkes zu Grunde, zu grunde und zugrunde richten, wobei es nicht viel nützt, zu untersuchen, wer sich diese Verschlimmerungen hat zu Schulden, zu schulden und zuschulden kommen lassen." Für den Unterricht mag dieses Schwanken in der Tat zu bedauern sein; der Schüler kann in die Lage kommen, je nach den abweichenden Ansichten der Lehrer von Abteilung zu Abteilung seine Schreibweise umlernen zu müssen. Dieses Bedenken hat Sarrazin wohl auch in erster Reihe veranlaßt, den Grundsatz aufzustellen: für jedes Wort eine Schreibweise. Als Richtschnur für seine Wahl, die den Benutzern ihre Wahl ersparen soll, haben dem Herausgeber möglichste Lauttreue, Folgerichtigkeit und Einfachheit nach einheitlichen Gesichtspunkten — selbstverständlich genau im Rahmen des amtlichen Regelbuches — gedient. Aus vielen Stimmen, die inzwischen in der Presse, in Versammlungen und Rundschreiben laut geworden sind, darf man entnehmen, daß Sarrazins Vorgehen schon heute einem allgemeinen Bedürfnis entgegenkommt. Es sei nur erinnert an den „Aufruf für eine deutsche Einheitsschreibung", den der Westfälische Provinziallehrerverein veröffentlicht hat und der im wesentlichen dieselben Forderungen erhebt, die Sarrazins Wörterverzeichnis tatsächlich schon erfüllt. Auch das Königl. Preuß. Staatsministerium hat sich, wie die Beschlüsse vom 11. Juni 1903 zeigen, in manchem von Sarrazin belehren lassen und ist seinen ausgleichenden und vereinheitlichenden Vorschlägen gefolgt, wie er selbst sich hinwiederum in der zweiten Auflage seines verdienstvollen Büchleins mit den neuesten amtlichen Vorschriften in Einklang gesetzt hat. Ausdrücklich empfohlen als Ergänzung des „Amtlichen Wörterverzeichnisses" wird Sarrazins „Ein-

heitsschreibung" außerdem vom Minister der öffentlichen Arbeiten in einem Erlaß an die Königlichen Eisenbahndirektionen vom 12. September d. J.

Mannigfach sind die Quellen, aus denen sich unsere Sprache immer von neuem erquickt und erfrischt. Den Mundarten, die die zünftige Sprachwissenschaft allzu lange mit vornehmer Geringschätzung betrachtet hat, sind neuerdings die Fach- und Berufssprachen zur Seite getreten, um der Allgemeinsprache neue Anschauungswerte und sinnfällige Ausdrücke zuzuführen, und unsere Sprachgelehrten sind rüstig an der Arbeit, eine nach der anderen wissenschaftlich darzustellen und zu erschließen. Professor Friedrich Kluge, dem auf demselben Gebiete bald Konrad Burdach und John Meyer folgten, wandte sich zuerst der deutschen Studentensprache zu (Straßburg, Karl J. Trübner, 1895), dann widmeten sich andere der Weidmann-, der Sport- und der Soldatensprache (Dr. Paul Horn). Inzwischen hat sich, angeregt durch die Gutenbergfeier im Jahre 1900, eine Bearbeitung der **Deutschen Druckersprache** von Dr. Heinrich Klenz angereiht (ebenda; geh. Mk. 2.50). Leider zeigt sich die Sprache der „schwarzen Kunst", dieser deutschen Erfindung, so stark von fremdem Mischmasch, namentlich aus Alt- und Neulatein (Verkehr mit den Gelehrten) und Französisch (Verkehr mit Paris) durchsetzt, daß aus ihrem Boden der deutschen Schriftsprache schwerlich ein Jungbrunnen entspringen wird. Seine Freude wird man nur an wenigen reindeutschen Bezeichnungen haben können, wie „Schweizerdegen" (ein Setzer und Drucker in einer Person, wobei „Degen" = junger Gehilfe), und an einer Anzahl humorvoller Ausdrücke, wie „Hochzeit" (Doppelsatz eines Wortes), „Leiche" (Auslassung eines Wortes), „gewichste Schuhe" (bei einem Buchstaben, der noch mit Farbe bestrichen in den Setzerkasten zurückwandert), „Hose" (eine durch eine danebenstehende Abbildung verkürzte Satzzeile), „Jungfrau" (fehlerfrei gesetzte Kolumne), „Fliegenkopf" (blockierter Buchstabe: ■), „Zwiebelfische" (zusammengefallener Satz), „Sauerkraut" (mit berechneter, aber noch nicht ausgeführter Satz).

In diesem Zusammenhang, doch in wohlgemessener, respektvoller Entfernung von der ehrenwerten „schwarzen Zunft" sei kurz auf den populären Vortrag hingewiesen, den Professor Dr. Stumme, wesentlich im Anschluß an Friedrich Kluges Rotwelschforschungen, im Widerspruch aber oft zu Avé-Lallements bekanntem Buch **Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen** in den „Hochschulvorträgen für jedermann" (Nr. XXXII) veröffentlicht hat (Leipzig, Dr. Seele u. Co.).

Fruchtbarer als die Fachsprachen erweisen sich für die Bereicherung und Neubelebung unserer Sprache die Quellen, die in den Werken unserer schöpferischen Dichter und Denker sprudeln. Goethe steht darin allen anderen voran. Mancherlei einzelnes ist über seine Sprache geschrieben worden; eine zusammenfassende Arbeit — von Konrad Burdach dürfen wir sie wohl dereinst erwarten — fehlt noch immer. Bis sie erscheint, wird man sich auch an den einzelnen Bausteinen erfreuen dürfen, die von kundiger Hand beigesteuert werden. So sei hier mit warmer Empfehlung auf den lebensvollen und inhaltreichen Vortrag von Prof. Stephan Waetzoldt über **Die Jugendsprache Goethes** hingewiesen, den er in der zweiten vermehrten Auflage zusammen mit Abhandlungen über „Goethe und die Romantik" und „Goethes Ballade und ihre Quelle" herausgegeben hat (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung; geh. Mk. 1.60.). — Der direkten Äußerungen Goethes über sein Verhältnis zur Sprache gibt es nicht allzu viele. (Friedrich Kluge hat sie gesammelt und künstlerisch verwertet für seinen Vortrag „Goethe und die deutsche Sprache", der sich in Heft 22 der „Wissenschaftlichen Beihefte zur Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins" veröffentlicht findet.) Zu bedauern bleibt jedenfalls, daß uns die geplante und bereits niedergeschriebene Entgegnung Goethes auf Friedrichs des Großen geistreiche, aber völlig verständnislose und grob entstellende Schrift **De la littérature allemande** (1780; nebst Chr. W. von Dohms deutscher Übersetzung in zweiter vermehrter Auflage neu herausgegeben von Ludwig Geiger in den „Deutschen Literaturdenkmalen" von A. Sauer, Nr. 16, Berlin, B. Behrs Verlag; geh. Mk. 1.50) vorenthalten geblieben ist. Anstatt ihrer müssen wir uns mit Justus Mösers Entgegnung: **Über die deutsche Sprache und Literatur** (1781) begnügen, die in einem vortrefflichen kritischen Neudruck, herausgegeben und eingeleitet von Carl Schüddekopf, jetzt wieder leicht zugänglich ist (ebenda; Nr. 122; geh. 80 Pf.). Mösers Schrift, in ihrer Form ebenso höflich-vornehm, wie in ihrem Inhalt tapfer und entschieden, findet für die patriotische Überzeugung, daß die Deutschen des antiken und französischen Gängelbandes in Literatur und Sprache entraten könnten, und daß, wer einen Wieland, Lessing und Goethe habe, vor keiner anderen Nation zu erröten brauche, herrliche Worte, die auch der Gegenwart noch manches Beherzigenswerte zu sagen haben. — Der Sprache eines anderen Niederdeutschen, dessen Dichtungen der plattdeutschen Mundart im Tempelbezirk der deutschen Literatur ein dauerndes Anrecht auf „Hüsung" erworben haben, hat Prof. Karl Friedrich Müller seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er ist der Verfasser zweier Studien, die sich liebe- und verständnisvoll mit der **Sprache Fritz Reuters** (Leipzig, Max Hesse; Preis 80 Pf.) und mit dem **Mecklenburgischen Volksmund in Fritz Reuters Schriften** beschäftigen (ebenda; geh. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50). Die zweite Schrift namentlich, eine Art Reallexikon zu den Werken des volkstümlichen Humoristen, wird zumal jetzt, kurz vor dem Erlöschen des Buchhändlerprivilegs für Reuters Dichtungen, in Nord- und Süddeutschland viele dankbare Benutzer finden. — Lessing hat den Ausspruch getan, an Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter an seinen Wer-

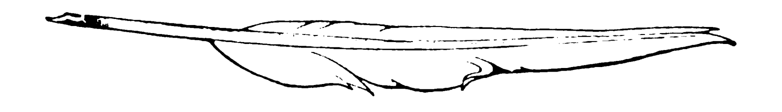
ken mache, studiere man die feinsten Regeln der Kunst; Goethe wollte den verschiedenen sprachlichen Fassungen eines „unablässig zum Besseren arbeitenden Schriftstellers“ wie Wieland sorgsamste Beachtung gewidmet wissen. Weniger zum Ruhme des Lyrikers C. F. Meyer als zu sprachlich-ästhetischen Beobachtungen und Belehrungen für den Leser scheinen uns auch die fleißigen, taktvollen Studien geeignet zu sein, die Heinrich Moser, ein feinsinniger Nachempfinder der zartesten Nuancen im dichterischen Ausdruck, an den **Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers** angestellt hat (Leipzig, H. Haessel; geh. 4 Mk.). Meyer war, darin Platen ähnlich, ohne die rechte ursprüngliche lyrische Begabung — ein Lied ist ihm niemals gelungen —, aber gleich jenem besaß er ein sehr scharf ausgeprägtes künstlerisches Gewissen, das sich im Feilen und Umarbeiten der ersten Fassungen kaum je genug tun konnte. Diese strenge künstlerische Arbeit des Dichters an sich selber zu verfolgen, bereitet nicht nur dem literarischen Feinschmecker ein ausgesuchtes ästhetisches Vergnügen, sondern eröffnet zuweilen auch Blicke in die Geheimnisse der Dichterwerkstatt, wie man sie in manchen umfangreichen Ästhetiken vergebens sucht. Zudem bringt Mosers liebenswürdiges, nur im Ausdruck etwas geziertes Buch zahlreiche Erstabdrucke und Zwischenfassungen sowie die zum erstenmal gesammelten Gelegenheitsgedichte Meyers.

Aber um sprachschöpferisch und sprachbereichernd zu wirken, braucht man keineswegs immer ein Dichter zu sein, wenigstens kein Dichter von Beruf. Bismarcks Beispiel allein kann das bezeugen. Wie in eine deutsche Literaturgeschichte — mehr als eine hat das bereits erkannt und danach gehandelt —, so gehört sein Name hinfort auch in die deutsche Sprachgeschichte. Die sprachlich-psychologische Skizze, die Dr. Theodor Matthias nach den Briefen an Johanna von Puttkamer entwirft (Leipzig, Friedr. Brandstetter; geh. 3 Mk.), zeigt uns in der Tat **Bismarck als Künstler**: eine auf fester, lebendiger Weltanschauung ruhende Persönlichkeit, die mit Künstleraugen in die Welt und in seine eigene Seele blickt, um das Geschaute mit künstlerischen Mitteln in künstlerischen Formen zu gestalten. Liebevoll hat Matthias Bismarcks stimmungsvolle Naturschilderungen, seinen Bilderreichtum, seine charakteristischen sprachlichen Eigenarten ans Licht gezogen und meistens feinfühlig erläutert. Nur vor Verallgemeinerungen hätte sich der Verfasser mehr hüten sollen, wie man von einem Buche, das dem „Künstlerischen“ gewidmet ist, auch wohl hätte verlangen dürfen, daß es die einzelnen Beobachtungen glatter und runder zu einem einheitlichen Bau verarbeite, der von Schutt und Scherben, Splittern und Spänen der Maurer- und Zimmermannsarbeit weniger sehen läßt.

Ein reichhaltiges, dabei sehr handliches alphabetisches **Deutsches Sprichwörterbuch**, herausgegeben von Dr. Franz Tetzner, ist nunmehr auch in der Reclamschen Universalbibliothek für billiges Geld zu haben (Leipzig, Philipp Reclam jun. R. U. Nr. 4416—4420; geh. 1 Mk., geb. in Ganzleinen Mk. 1.50). Selbstverständlich konnte keine absolute Vollständigkeit angestrebt werden, wie seinerzeit (1867) Wander es tat; vielmehr mußte die Auswahl innerhalb der zu Gebote stehenden 574 Seiten sich auf die gegenwärtig gebräuchlichsten (schriftsprachlichen) Sprichwörter innerhalb des deutschen Sprachgebietes beschränken. Für den täglichen Gebrauch des nicht fachmännisch gelehrten Benutzers genügt diese Zusammenstellung aber vollständig, zumal da der Begriff Sprichwort hier in weitem Sinne gebraucht ist und auch fest geprägte Redensarten, Volksreime, Wetterregeln, geläufige Citate und Schlagworte umfaßt.

Lebhafte Teilnahme ist in den letzten Jahrzehnten an den Forschungen über die deutschen Eigennamen zu beobachten gewesen. Es hängt das offenbar mit der von Gobineau, Chamberlain, Driesmans u. a. gepflegten Rassenlehre zusammen. Jetzt hat Professor Albert Heintze es unternommen, die wesentlicheren Ergebnisse der Forschungen eines Förstemann, Pott, Vilmar usw., soweit sie **Die deutschen Familiennamen** betreffen, einem größeren Kreise, dem der Gebildeten überhaupt, in möglichst übersichtlicher und faßlicher Form darzulegen (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.). Demgemäß schildert der erste Teil des Buches zusammenhängend die deutschen Familiennamen nach ihrer Entwickelung und ihren Klassen, während der zweite eine lexikalische Zusammenstellung der wichtigsten Bildungselemente (und Namen) enthält. Besondere Aufmerksamkeit ist dabei der landschaftlichen Verteilung der Familiennamen geschenkt. Das Buch ist ein lebendiges Beispiel dafür, daß sich auch scheinbar so „trockene“ Gebiete wie dieses von einem warm und vaterländisch fühlenden Manne, wie Heintze, frisch, anschaulich und anregend behandeln lassen.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Dezember 1903

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCV. Band
Heft 567

Traum und Tag

Roman

von

Felix Hollaender

III.

Des Professors Herz schlägt höher. Die Berge liegen vor ihm im bläulichen Dunst. Die Umrisse der Senkungen und Hebungen treten haarscharf hervor, und auf der Dorfstraße scheinen die Ziegeldächer in der Beleuchtung der Herbstsonne blitz und blank gewaschen wie die Stube eines Bauernhauses um Weihnachten, Pfingsten oder Ostern herum. Die langen Alleen der Ebereschen, die der Herr Hofmarschall veredelt hat, glänzen im Schmucke der roten Beeren. Aus dem Parke, wo es geheimnisvoll raschelt und rauscht, grüßt das Schloß aus uralten Baumgruppen freundlich zu ihm hinüber, und der wilde Wein, der sich an den Mauern emporrankt, ist ebenfalls rot gefärbt und von Sonnenfunken übersät.

So, nun mag mir Gott gnädig sein wie diesem schönen Herbsttage!

Er steht vor dem Portale, wo die alten Kanonen, die der Prinz Waldemar aus Indien heimgebracht hat, ernst und feierlich Wache halten.

Der Professor lacht herzhaft auf. Seht mich nicht so grimmig an, ich fürcht' mich nicht! Wem mögen wohl eure Kugeln um die Ohren gepfiffen, wen mögen sie mitten ins Herz getroffen und heimbefördert haben? Setzt nicht so feierliche Mienen auf! Habt ausgedient! Und mögt ihr einst noch so sehr gewütet haben, heut' steht ihr als Wahrzeichen des Friedens Posten! Seid gegrüßt von einem deutschen Professor, der auch am Friedenswerk arbeitet! Träf' ich nur meinen Philipp Melanchthon so unversehrt wie euch!

Und wieder kommt die Forschererregung über ihn und eine drückende Angst, er könnte um alle seine Hoffnungen betrogen werden.

Jetzt, wo die Entscheidung fallen soll, wagt er es nicht, an der Glocke zu ziehen, als wollte er von dem Schicksal noch einen letzten Aufschub erzwingen.

Was ist mit mir? Liegt es an der Luft der Berge? Bin ich über Nacht ein anderer und zaghaft geworden? Ist doch sonst nicht meine Art, daß ich verängstigt dreinschaue. Kopf hoch! Findest du deinen Melanchthon, so verlier' im Freudentaumel nicht den Verstand. Und ist es nichts, so füg' dich drein! Nicht alle Blütenträume reifen!

Er zieht an der Glocke und ist einen Augenblick später in dem schmucken Burghof und blickt mit einem heimlichen Lächeln zu den angebauten Galerien empor.

Der Torwart steht bescheiden zur Seite.

„Ich bin der Professor Friedrich Geppert!"

Der Alte nickt und geht voran.

Sie steigen die Treppe zum ersten Stockwerk empor und treten in den kleinen Vorraum.

Der Diener bittet den Fremden, sich ein wenig zu gedulden, und verschwindet.

Der Professor hört kaum auf ihn hin, seine Erregung hat ihren Siedepunkt erreicht. Er schaut sich nicht um, sieht nicht die Lithographien aus der Sammlung der Brüder Boisserée, nicht die Heiligenbilder, nicht das Abendmahl nach dem Bilde des Leonardo da Vinci in Eisen gegossen, nicht das Holzwerk aus dem sechsten Jahrhundert, das in ungelenken Figuren die Hochzeit der Herodias darstellt, nicht die Glasmalerei, die in satten, leuchtenden Farben den Ritter St. Georg zeigt, wie er mit dem Schwert auf den Lindwurm einhaut.

Was sind ihm die historischen Erinnerungen des Schlosses in dieser heiligen Stunde, wo sein Herz zu Philipp Melanchthon drängt?

Jetzt endlich öffnet sich die Tür, und vor ihm steht Kornelie Stillfried.

Er schrickt zusammen, als ob er aus einem Traum gerissen würde. Vor dieser holden Wirklichkeit versinkt für eine flüchtige Minute alle Vergangenheit.

Dann faßt er sich rasch, verbeugt sich mit einer freien, ehrfurchtsvollen Bewegung vor der Kastellanin und nennt seinen Namen.

Das also ist der Eindringling! Eine mädchenhafte Scheu und Verwirrung bemächtigt sich Kornelies. Der wird vor ihren Schätzen Achtung und Ehrfurcht haben — sie weiß es. Sie blickt in seine klaren, durchdringenden Augen und senkt ein wenig den stolzen Kopf.

Und als ob sie Abbitte leisten müßte für das ihm im stillen zugefügte Unrecht, sagt sie freundlich: „Herr Professor, seien Sie willkommen in unserem alten Schloß! Möchten Sie hier finden, was Sie suchen!“

Wie klingt ihm ihre Sprache in den Ohren! Und jede ihrer Bewegungen ist von Adel — und wie eine Fürstin trägt sie sich in ihrem schlanken Wuchs.

„Ich danke Ihnen aufrichtig. Ich komme allerdings mit einer großen Sehnsucht und einem tiefen Wunsch im Herzen. Finde ich die Erfüllung, so würde ich meiner Wissenschaft keinen geringen Dienst leisten. Es handelt sich um ein Buch aus dem sechzehnten Jahrhundert, das hier in Ihrem Schlosse sein soll. Der Verfasser ist der berühmte Philipp Melanchthon — es führt den Titel: Corpus doctrinæ christianæ Philippi Melanchthonis.“

Er strich sich mit der Hand das Haar zurück und blickte in banger Erwartung zu ihr empor.

Betroffen von dem tiefen Ernst seiner Worte, erwiderte sie mit leiser Stimme: „Herr Professor, darf ich Sie in die kleine Sakristei führen — sie liegt am Ende dieser Räume. Dort finden Sie die alten Bücher und Schriften. Es ist unstreitig eines der gelehrten dreizehn Bücher, die der damalige Grundherr, Elias von Kanitz, gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts unserer Kirche schenkte, und die, wie ich leider hinzufügen muß, bis auf drei im Laufe der Zeiten zu Grunde gegangen sind. ... Nein nein,“ fügte sie schnell hinzu, als sie seine ängstliche Ungeduld bemerkte und wahrnahm, wie seine Miene sich verdüsterte, „gerade der Philipp Melanchthon ist vorhanden, wenn auch nur in einem Bruchstück. Bitte, kommen Sie, Herr Professor!“

Er folgt ihr durch die Zimmerflucht des Schlosses und spürt, wie seine Pulse klopfen.

Und jetzt stehen sie vor dem kleinen Gitter der Sakristei, deren hohe Fenster Bilder in altdeutscher Glasmalerei zeigen: in der Mitte den Heiland, zu beiden Seiten Heiligenbilder und unten rechts das mecklenburgische Wappen mit den beiden Ochsenköpfen. Zwei Säulen tragen aus Alabastermarmor die Büsten des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Der kleine Raum ist bekleidet mit indischem Seidenstoff.

Kornelie zieht das Schlüsselbund hervor und öffnet das Gitter. Ihre schlanken, weißen Hände beben, als sie jetzt einen der alten Bücherschreine öffnet und das vergilbte, morsche Buch hervorholt, um es dem Professor zu reichen.

Friedrich Geppert schlägt es hastig auf, während sie an seinen Zügen hängt. Und als seine Miene sich verdüstert und eine schmerzhafte Enttäuschung sein Gesicht beherrscht, da ist es ihr, als ob sie selbst einen großen Gram erlebt hätte.

Der Professor schlägt jedes Blatt langsam und sorgfältig auf, bis er am Ende des

Buches angelangt ist, in dessen Mitte ein großer Abschnitt fehlt.

Dann rafft er sich auf, und mit einer Stimme, aus der Kornelie ein leises Zittern herauszuhören meint, sagt er: „Liebes Fräulein, das ist nicht der Melanchthon, den ich suche. Das Exemplar, nach dem ich fahnde, war mit einer Fülle von Randbemerkungen versehen, die Melanchthon eigenhändig hineingeschrieben hatte, und am Ende befand sich ein Anhang von zwölf Oktavseiten, auf denen der Meister Ergänzungen zum Texte hinzugefügt hatte ...“ Einen leichteren Ton suchend, fügte er nach einer Weile hinzu: „Nun, das muß man überwinden ... Aber was ist Ihnen, mein Fräulein? Sie schauen ja noch verstörter drein als ich.“

„Herr Professor, ich komme mir Ihnen gegenüber so schuldbeladen vor.“

Er sah sie befremdet an, sie aber fuhr hastig fort: „Als gestern das Schreiben aus dem großherzoglichen Kabinett eintraf, das Ihre Ankunft meldete, lehnte ich mich in meinem Inneren gegen Sie als einen Eindringling auf, der an den alten, mir so teuren Heiligtümern rühren wollte. Ich weiß,“ fügte sie in lieblicher Verwirrung hinzu, „wie kindlich und töricht das war. Nun, wo Ihnen unser Schloß solch eine Enttäuschung bereitet, kommen mir meine Gedanken sündhaft vor, als ob ich mich durch sie mit den Geistern dieses Hauses gegen Sie verschworen hätte. Zum mindesten sollen Sie von meiner Engherzigkeit wissen.“

Er betrachtete sie eine kurze Weile sinnend. Unter seinem prüfenden Blicke tauchten sich ihre Züge in ein dunkles Rot, so daß er unwillkürlich einen Moment ihre Hand ergriff und mit warmer Stimme sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit — aber an dem Melanchthonunglück haben Sie trotz alledem keine Schuld. Und nun können wir wohl einen guten Frieden schließen, nicht wahr?“

Sie hielt ihm ihre Rechte hin, die er lange festhielt. Wenigstens dünkte es sie so. Aber dennoch entzog sie ihm die Hand nicht.

Beide schwiegen eine geraume Zeit.

„Wenn ich mir nur dieses Dunkel aufzuhellen wüßte!“ sagte dann der Professor grüblerisch. „Wie kommt dieser Band hierher, und wo ist der, den ich suche? Sollte er am Ende doch noch irgendwo verborgen sein?“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Nein, Herr Professor, das glaube ich nicht. Ich kenne jeden Nagel in — beinahe hätte ich gesagt in meinem Schlosse.“

„Es ist ja das Ihrige,“ warf er schnell ein, „denn Ihre Seele hat davon Besitz genommen.“

„Bis heute habe ich das auch geglaubt, Herr Professor. Durch Sie bin ich eines Besseren belehrt. Nicht nur meine ganze Seele, sondern auch meine ganze Habsucht ist auf alles dies gerichtet. Ich gönnte Ihnen ja nicht einmal den Melanchthon! Vielleicht aber kann ich Ihnen Ihr Rätsel lösen; es ist weniger schwierig, als Sie meinen. Jener Herr Elias Kanitz, der die gelehrten Bücher unserer Kirche schenkte — die Kirche von damals steht längst nicht mehr —, hatte, wie es in der Urkunde heißt, bestimmt, daß sie der Fischbacher Gemeinde auf ewige Zeiten verblieben und jederzeit die Pfarrherren, welche derselben begehren und bedürfen, darinnen, doch ohne Schaden der Bücher, studierten. So oft ein Pfarrherr aber fortzöge oder stürbe, sollten der Scholz und die Kirchenväter einen gelehrten Mann oder benachbarten Pfarrer nachsehen lassen, ob die Bücher nach dem ausgestellten Verzeichnis alle noch vorhanden wären. Fehle eins, so sollte es aus dem Nachlaß des Pfarrers wiederersetzt werden, damit sie nicht untergingen. So muß wohl der echte Melanchthon eines Tages bei der Nachlaßprüfung vermißt worden sein, und an seine Stelle ist — Gott sei's geklagt — dieser hier gekommen.“

„Nun wird mir freilich alles klar,“ entgegnete der Professor, als sie tief aufatmend geschlossen hatte. „Und nun sehe ich auch, daß alle Erwartung und Liebesmühe umsonst ist.“

Sie nickte betrübt. Da mußte der Professor, trotz des eigenen Schmerzes, den er als Forscher empfand, unwillkürlich über den betrübten Ausdruck ihrer Miene lächeln. Und indem er einen heiteren Ton anschlug, sagte er: „Mit dem Melanchthon ist es nichts — aber wer weiß, ob wir nicht auf der Jagd nach dem Glück irgend etwas anderes Schönes entdecken.“

Sie reichte ihm stumm den zweiten Band. Es waren Luthers „Postilla ecclesiastica“.

„Damit ist es freilich auch nichts; denn dies Buch ist noch in manchem alten Exemplar vorhanden.“

Und als sie ganz verzagt und kleinmütig ihm den dritten ihrer Schätze reichte, der den Titel führte: „Consensus orthodoxus de Coena domini“, brach er beim Anblick ihres Gesichtes, aus dem nunmehr jede Hoffnung geschwunden war, in ein stürmisches und befreiendes Gelächter aus.

Gleich darauf jedoch wurde er wieder ernst.

„Mein liebes Fräulein, werden Sie nicht mutlos — ich für mein Teil gebe das Entdecken noch nicht auf. Dieses ist freilich ein Bissen für Theologen, mit dem ich nicht viel anzufangen weiß.“

Sie schloß langsam den Schrein, während sich ein fremdes, wunderliches Gefühl ihrer bemächtigte.

Der Professor folgte lautlos ihren anmutigen Bewegungen, und es dünkte ihn, als ob nie im Leben ihm so viel Holdseligkeit und süße Einfalt begegnet wäre. Sie erschien ihm wie ein vollendet schönes Sinngedicht, wie eine zarte Poesie, die mit der Wirklichkeit nichts gemein hat.

Als sie ihn dann leise fragte, wie lange sein Aufenthalt etwa währen würde, und wann sie ihm das Schloß zeigen dürfte, denn er sei wohl jetzt schwerlich in der rechten Stimmung, da durchdrang ihn ein reiches und ganz neues Gefühl der Freude. Und von ganz ungefähr fiel ihm die alte Bibelmär ein von Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.

* *
*

Röchtling hatte dem Professor in der „Forelle“ einen Besuch abgestattet, und der Landpastor und der Gelehrte hatten schnell aneinander Gefallen gefunden. Der Professor wußte beim ersten Blick, als Röchtlings hünenhafte Gestalt durch die Tür der „Forelle“ trat, daß das ein Mann nach seinem Herzen war. Wo gab es aber auch im ganzen Lande noch einen Pastor mit so zerhauenem Gesicht und so viel Güte in den Augen!

Es stellte sich beim Schoppen Hirschberger Bieres heraus, daß man gemeinsame Freunde besaß und auf dem gleichen Fechtboden in Berlin gefochten hatte.

„Tempi passati!“ sagte Röchtling. „Aber wenn ich noch einmal jung und grün würde, ich triebe es wieder so!“

„Fiducit!“ Der Professor trank ihm zu.

Als der Pastor nach einer ziemlich langen Sitzung sich erhob, mußte der Gast versprechen, den Nachmittag und den Abend im Pfarrhause zu verleben.

Der Professor nutzte die Zwischenzeit: er ging durch das Dorf und hatte seine Freude an jedem Gehöft, das wie ein malerisches Bild seinem Auge entgegenlachte. An den Häusern zogen sich die weiße und die blaue Klematis empor, die letzten, die der Sommer noch übriggelassen hatte, und in den Gärten standen noch vereinzelte Stauden Georginen, die in ihrer zarten rosaroten Zeichnung von den alten Lindenbäumen, die vor den Häusern stolz und kraftvoll Wacht halten, sich freundlich abhoben.

Aber das Schönste war die Fülle der schwerbeladenen Obstbäume. Die roten und die weißen Äpfel leuchteten und lockten, und die großen braunen Birnen luden zum Genuß ein. Es war ein Segen ohne Ende, wohin das Auge des Professors blickte.

Vor einem kleinen Reliefmonument blieb er stehen. Am Sockel stand geschrieben: „Dem Doktor Christian August Kriegel, das dankbare Fischbach.“

Weiter schritt er, immer den kleinen Fluß zur Seite, der sich wie ein schmales, silbernes Band durch das Dorf hinzieht. Und nun stand er außerhalb der Straße, wo der Aufstieg zu den Falkenbergen anfängt.

Er klomm den Weg empor, ohne in der Försterei zu rasten, und wenn ihm auch das letzte Stück ein wenig sauer fiel, so nahm er doch guten Mutes die ausgetretenen Stufen, die zu dem mit dem mächtigen schwarzen Kreuz geschmückten Gipfel führen.

Nun stand er auf der Höhe, atmete tief auf und ließ sich das erhitzte Gesicht vom Winde kühlen. Er blickte in die geheimnisvolle Tiefe, in die der Fels jäh abstürzt. Kein Gefühl des Schwindels überkam ihn. Kein Laut verlor sich in seine Einsamkeit — nur ein flüsterndes Waldrauschen drang

aus dem dunklen Geäst der breiten Fichten und Tannen zu ihm. Und dann sah er weit über die grünen Wiesen und Halden und über braunes Ackerland, das sich bis zu der schwarzen Pracht des Waldes hinzog. Weiter strebte sein Auge zu den sanft anschwellenden Höhen, die ganz allmählich sich erheben, bis machtvoll das Hochgebirge weit übersehbar sich ausbreitet. Ganz im Hintergrunde, von den Bergen gleichsam eingeschlossen, lag ein kleines Städtchen, dessen Türme und Giebel in dem ausgeströmten Sonnenlicht leuchteten und glänzten.

Der Professor genoß den heiligen Frieden. Er hatte den Hut vom Kopfe genommen und ließ es zu, daß der Wind sein volles Haar ungestüm zauste. So ein Freiheitsjubel klang und sang in ihm.

Wie seltsam war das zugegangen! Er hatte vor wenigen Stunden eine stolze Hoffnung zu Grabe getragen, hatte es erlebt, wie ein schöner Traum, der in seiner Vorstellung schon Wirklichkeit geworden war, leicht zerflatterte — und dennoch stand er hier auf der Höhe des Berges, von einem Lust- und Lebensgefühl getragen, dessen er sich nie für fähig gehalten hätte.

Aber eine Stimme rief ihm zu: Sei auf deiner Hut! Die Luft in den Bergen ist wie schwerer alter Wein! Manch einer verträgt sie nicht! Es ist ein toller, herber Wind, der hier um deine Ohren pfeift. In den Bergen ist es nicht geheuer! Hat mancher Spötter schon am eigenen Fleisch erfahren müssen, der den Meister Rübezahl verhöhnt. Wem die Schläfen leicht zu grauen beginnen, der soll den Fuß mit Vorsicht setzen. Und wer beherzten Sinnes auf die Berge steigt, der vergesse nicht den Abstieg! Kaltes Blut, Professor! Du mußt ins Tal hinab! Es sind nur die großen, flüchtigen Augenblicke, wo man die Höhenluft mit allen Poren trinkt!

Langsam und ernst steigt Friedrich Geppert vom Falkenberge hinab ins Fischbacher Tal. Zwischen Stirn und Nasenwurzel hat sich ihm eine tiefe Falte gegraben.

* *
*

Pastor Röchtling war ins Schloß gegangen, um Kornelie für den Abend in das Pfarrhaus zu bitten.

Er selbst war in gehobener Stimmung; das Gespräch mit dem Professor hatte ihn angeregt und aufgerührt, und wenn er auch in seiner Dorfeinsamkeit nicht gleich anderen Amtsbrüdern in einen geistigen Stillstand und ein träges, gemächliches Dahinleben untergetaucht war, vielmehr aus dem einförmigen Alltag sich in seine Wissenschaft geflüchtet hatte, so bedeutete doch die Anwesenheit des Professors für ihn unendlich viel.

Es war ihm, als ob er Zusammenhänge, die er wie lockere Fäden hatte fallen lassen, wieder aufnahm, als ob ein Stück fast verklungener Jugend von neuem stürmisch bei ihm Einlaß begehrte. Große und bewegende Fragen waren aufgerollt worden, und im Gegensatz der Meinungen und Auffassungen empfand Röchtling, wie seine Spannkraft wuchs, und wie er sich entzündete an der großzügigen Art des Professors. Er stand einem gelehrten Forscher gegenüber, dessen starkes Temperament ihn mit fortriß, dessen Denkart und Geschichtsauffassung ihm ganz neue Gesichtspunkte eröffnete.

Und so trat er in tieffreudiger Stimmung vor Kornelie Stillfried, ohne zu ahnen, daß in ihrem Leben die entscheidende Stunde geschlagen hatte, daß Friedrich Geppert die Wurzeln ihrer Persönlichkeit gelockert hatte und bis auf den Grund ihrer Seele gedrungen war. Ihr strahlendes Gesicht fiel ihm beim ersten Blick auf und die Ergriffenheit ihres Wesens, die sie nicht verbergen konnte.

Aber viel zu sehr in dieser Stunde mit sich selbst beschäftigt, spürte er den Ursachen dieser Veränderung nicht nach. Es ging ihm wie allen Menschen, die in den gesteigerten Augenblicken des Lebens es als selbstverständlich annehmen, daß die anderen wie sie empfinden.

Er nahm Kornelies beide Hände und sagte: „Ich komme nur im Sprunge zu Ihnen hinauf, um Sie für heute abend zu uns zu bitten. Es gilt die Wissenschaft zu feiern,“ fügte er lächelnd hinzu, „die wir ja nicht jeden Tag in unserer Einsamkeit beherbergen dürfen.“

Als sie, während ihr bei diesen Worten das Herz höher schlug, rasch erwiderte, daß sie gern und freudig seiner Einladung Folge leisten werde, unterbrach er sie mit einer sprunghaften Lebhaftigkeit, die ihm sonst

nicht eigentümlich war. Und mit einem feinen, glücklichen Lächeln sagte er: „Sehen Sie mich nicht so großäugig und verwundert an, mein liebes Fräulein! Auf den Enthaltsamen wirkt der Wein stärker und berauschender als auf den an ihn Gewöhnten, und mir ist es," setzte er hinzu, „als ob ich Wein getrunken hätte. Das ist das große Glück, das aus der Begegnung mit bedeutenden Menschen fließt: man wird sich seiner eigenen Kräfte erst bewußt. Große Geister haben etwas Erlösendes und Erweckendes, sie ziehen einen aus der dunklen Tiefe empor."

„Ja," erwiderte sie, und in ihren Augen leuchtete es geheimnisvoll auf, „sie haben etwas Lösendes."

Als Pastor Röchtling Kornelie verlassen hatte, blieb sie mit einem stillen Jauchzen zurück. Es erfüllte sie mit tiefem Jubel, daß der Professor nicht auf sie allein so wunderbar gewirkt hatte; und daß gerade Pastor Röchtling so sprach, dessen ernste Natur sich nicht blenden ließ, bereitete ihr eine stolze Genugtuung.

Dann aber wurde ihr bang zu Mute und beklommen. Ein dunkles Gefühl beschlich sie, als ob sie von allen Seiten bedroht würde und sich vor unsichtbaren Feinden retten müßte. Auch durfte ja niemand wissen, was in ihr vorging — am allerwenigsten der Professor.

Als aber der Abend heraufstieg, empfand sie klar und zwingend, wie ihr ganzer Stolz zusammenbrach, wie eine fremde Ungeduld sie ergriff und alle ihre Sehnsucht ins Pfarrhaus drängte. Da, zum erstenmal in ihrem Leben, stieg eine große Faueneitelkeit in ihr auf, der Wunsch, sich zu schmücken und schön zu sein. Und sie schämte sich dessen nicht, summte vielmehr leise Töne vor sich hin, während sie aus ihren kargen Schätzen das Kleid für den Abend heraussuchte. Es war ein grünes Tuchkleid, das mit einer schmalen Pelzborte als einzigem Schmuck verbrämt war. Mit unruhigen Händen, die leise zitterten, legte sie es an. Dann holte sie sich aus der tiefsten Lade das Kostbarste hervor, was sie besaß: ein großes silbernes Kreuz, dicht mit blauen Türkisen besetzt. Es war das einzige Erbstück, das sie von ihrer Mutter hatte. Sie wußte, wieviel Glück und Tränen an diesem Kreuz hingen, das die Frühverblichene in der Zeit ihres kurzen Glücksrausches zum Geschenk erhalten hatte.

Die überschlanke, feine Gestalt der Mutter tauchte vor ihr auf, die mit verträumten Augen nach unerreichbaren Sternen geblickt hatte und eine kurze Zeit der Liebe und des Glückes mit einem großen Leid hatte bezahlen müssen.

Auf einen zarten Traum war ein Tag gefolgt, der mit seinem grauen, trüben Licht von süßer Dämmerung alle Schleier hinweggerissen hatte, und statt des schönen Traumes blieb eine nackte, grausame Wirklichkeit, in der eine arme Frauenseele, ohne zu klagen, langsam verblutete.

Ein leichtes Frösteln ging durch ihren Körper. Auch ihr ganzes Dasein erschien ihr plötzlich wie ein Traum. Jetzt erst drang das Tageslicht zu ihr, aber sie empfand es mit einem unsagbaren, freudigen Behagen, wie leuchtende, warme Sonne, die alles in ihr Gold tauchte und ihre Seele und ihren Körper aufblühen machte.

Auch sie hatte dahingeträumt, aber nun war der Tag hereingebrochen wie der Zauberer Frühling und hatte ihre schlummernden Kräfte und Triebe geweckt.

Während sie hastig den weiten Mantel um sich schlang und eilig das Schloß verließ, scheuchte sie alle bösen Erinnerungen weit von sich. Es brauchte nicht auf jeden Traum ein böses Erwachen zu folgen. Warum sollte der Tag mit der leuchtenden Sonne nicht noch schöner sein als der Traum?

* * *

Im Pfarrhause brennen die Lichter.

Zu Ehren des Professors sind geladen: Frau Marianne Flößer, geb. von St. Goar, das Fräulein Kornelie Stillfried und der Kantor Markus Lenz.

Das Pfarrhaus liegt inmitten des Kirchhofes, und als der Professor über den kleinen Gottesacker schreitet, empfindet er den tiefen Frieden, der von ihm ausgeht.

Nichts Beängstigendes und Beklemmendes liegt über dem Kirchhof von Fischbach. Die lange Reihe der Linden gibt ihm etwas Trautes, schier Einladendes. Und im Pfarrhause selbst läßt es sich leben. Die Frau Pastorin

kommt nicht aus ihrer gottgesegneten Ruhe. Jeder Gast wird mit der gleichen Herzlichkeit behandelt, ohne Komplimente und große Worte.

Als jetzt Markus Lenz aus den Tasten des Instrumentes machtvolle Töne holt, da lauschen die Gäste andachtsvoll. Und an der Kirchhofsmauer stehen die Bauern mit ihren Bäuerinnen, die Stellenbesitzer und Häusler und lugen neugierig in das hell erleuchtete Haus.

Markus Lenz hat geendet und setzt sich still an seinen Platz. Kein lauter Beifall oder tönender Wortschwall tut ihm weh.

Er möchte einen Blick von Kornelie auffangen, einen einzigen Blick — aber die Kastellanin blickt verschlossen vor sich nieder, daß er nicht wagt, sie aus ihrem Sinnen zu reißen. Das Schweigen wird erst unterbrochen, als der Professor fragt: „Wer ist der Doktor Kriegel, dem man das Monument gesetzt hat?"

„Der Doktor Christian Kriegel ...?!"

Es leuchten die Augen. Und Röchtling sagt: „Der beste Mann, den neben Pastor Hötschmann unser Dorf besessen hat."

Und Frau Marianne Flößer fügt ergänzend hinzu: „Der war in allen Nöten hilfreich wie ein Engel und gefürchtet wegen seiner Grobheit im ganzen Hirschberger Tale. Denn wenn es Matthäi am letzten war, haben sie ihn gerufen bis nach Freiburg und Warmbrunn und noch weiter. Und wenn er mit seiner stämmigen, breiten und behäbigen Gestalt und dem mächtigen Bauernschädel zu den Leuten kam, dann glaubten sie, der Heiland sei ihnen erschienen. In jedem Bauernhofe ist der Doktor Christian August Kriegel gekannt und berühmt."

Die große Fischbacher Zeit mit ihrem Glanze schließt sich vor dem Professor auf. Das Andenken an den Doktor Kriegel, den besten Freund von Pastor Hötschmann, wird lebendig.'

„Draußen auf dem Kirchhof liegt des Doktors Kriegel schlichter Grabhügel — im Dunkel der Nacht nicht sichtbar," sagt Pastor Röchtling, „aber morgen wird er Ihnen gezeigt, Herr Professor! Denn kein guter Freund des Hauses darf das Dorf verlassen, der nicht an Hötschmanns Grab und an dem des Doktors Kriegel und zuletzt am Hügel des armen Karl Ehrenfried Bertermann, weiland Schneiders und Inwohners zu Fischbach, geweilt hat. Nicht alle Schnurren, die in unseren Bergen über den Doktor Kriegel von Mund zu Mund getragen werden, kenne ich, aber ein gut Teil davon sollen Sie hören:

„War ein vierjähriges Bürschlein, als er mit seiner Mutter und fünf älteren Schwestern von Schmiedeberg, wo sein Vater, Franz Florian Kriegel, als ein armes Registratorlein ins Gras gebissen hatte, nach Fischbach kam. Und gleich am dritten Tage war er der Mutter ausgerückt, die ihn nach vielem Suchen endlich in der Schulstube fand.

„‚Lassen Sie mir das Jingerla,' hatte der Kantor gesagt, ‚das kann ich brauchen!'

„Und so hat der Christian August früher als die anderen Kinder zu lernen begonnen und war bald allen über.

„Aber auf dem Heimweg hat das kleine Bübla den Knaben und den Mädeln ein rotes Bandla um den Puls gebunden und mit entschlossener Miene erklärt, er sei der Dukter und müsse ihnen zur Ader lassen.

„Und aus dem Kinderspiel ist dann ein großer Ernst geworden. Denn als der Junge aus der Schule kam, ist er schnurstracks zum Bader gegangen und hat ihn gefragt, ob er ihn in die Lehre nehmen wolle. Der Bader hat ja gesagt. Drei Jahre ist er bei ihm gewesen, dann hat er sich mit siebenundzwanzig Behm und einem kräftigen Stecken auf den Weg gemacht und ist bis Breslau gelaufen, wo er bei einem Chirurgus zweiter Klasse unterkam und bis spät in die Nacht hinein in Medizinbüchern las, die er sich abgedarbt und abgehungert hatte. Und erst wenn das letzte Stümpfchen Licht verglimmt war, hat sich der arme Junge in seiner Bodenkammer auf den Strohsack geworfen und lange mit offenen Augen noch geträumt, wie er den Menschen helfen könnte.

„Aber die Sehnsucht zog ihn nach der Heimat, und eines Tages war er wieder im Dorfe. Und weil der alte Bader just zur letzten Ruhe getragen wurde, zog er in das leere Haus ein und wurde Dorfarzt zu Fischbach.

„Und bald wußte man es in den Bergen, was für eine glückliche Hand der neue Bader

hatte, der sich Chirurgus zweiter Klasse nannte, und welch einen scharfen Blick. Sein Ruf drang bis zum König Friedrich Wilhelm III., der ihn ins Schloß befehlen ließ.

„Das war freilich nicht so einfach, wie der König glauben mochte, denn zwei geschlagene Stunden hat des Königs Majestät warten müssen, ehe Christian August Kriegel dem Rufe folgte. Und als Friedrich Wilhelm ihn wegen der Verspätung etwas ungnädig anfuhr, hat sich Christian August, der damals noch schlank und ohne Körperfülle war, gerade aufgerichtet, hat stramm dagestanden und, ohne mit der Wimper zu zucken, gesprochen: ‚Majestät mögen allergnädigst verzeihen — aber bei mir geht es nach der Reihe! Nur wenn einer Zahnschmerzen hat oder es ihm an den Kragen geht oder eine Mutter in Kindesnöten liegt, wird von der Regel abgewichen!‘

„Der König hat den Kriegel eine Weile groß und fest angesehen. Der aber stand da, als ob er aus Erz gegossen wäre. Dann hat der König kurz geantwortet: ‚Er hat recht!‘

„Und Christian August Kriegel ist wieder nach Breslau geschickt worden, hat ein Jahr die Universität besucht und in den Krankenhäusern gearbeitet.

„Als er nach Fischbach zurückkehrte, war er zum Chirurgus erster Klasse avanciert und zum doctor medicinae.

„Und nun hat er Tag und Nacht keine Ruhe mehr gehabt, und von seiner eigenen Hochzeit haben sie ihn zum Krankenlager weggeholt ...

„Was hat der Mann im Leben zusammengearbeitet!

„Sommer und Winter fuhr er in einem hundsschlechten Wagen ohne Federn über Land. Sein Schwestersohn saß auf dem Bock. Und die Pferde waren jung und wild — und der Junge da oben bekam es mit der Angst und durfte sich nicht umblicken. Angst und Furcht hatten die Jungen und die Alten vor dem Doktor Kriegel. ‚Junge, verflixter, wirst du auf die Steine achten! Soll der Wagen umschmeißa? — Die Zügel stramm gehalten, Junge! Ich werd' dir das Fahren beibringen! Wird er die Fuchsklauen auf der Stelle ausziehen!? Beweg' er seine Tatzen hin und her — erfrieren so weit weniger — und besser fahren kann er!‘

„Und bevor er in das Krankenhaus trat, machte er noch einmal kehrt: ‚Er fährt, bis ich wiederkomme, auf und nieder, damit mir die Gäule nicht steif werden! Verstanden? ... Mit seinem Vieh muß man Erbarmen haben!‘

„Also der arme Junge mußte hin und her fahren, ob der Doktor eine Stunde und länger am Krankenlager zubrachte, ob ihm die Finger klamm und blau wurden und er die Zügel kaum noch zu halten vermochte. Und wehe, wenn er es sich einfallen ließ, etwa vor Ungeduld mit der Peitsche zu knallen. Einmal hat er es versucht — dann nie wieder. ‚Den Blick hab' ich mei Lebtag ni vergessa!‘ hat er erzählt, als er ein Mann mit grauen Haaren war. Und hinzugefügt hat er: ‚Bei dem kunnt' ma das Fahra lerna!‘

„Kopf an Kopf saßen die Leute in der Sprechstunde. Der Doktor trat herein und fragte der Reihe nach einen jeden, was ihm fehlte, und der Reihe nach ließ er sie in sein Studierzimmer treten. Nur wenn einer, wie bereits gesagt, vor Zahnschmerzen die Hölle zu sehen meinte, sagte er kurz: ‚Wir wollen erst dem Wurm da helfen,‘ und eins — zwei — drei — und die Wurzel war gezogen. Viel Federlesens wurde nicht gemacht.

„Einmal drängte eine Gräfin Rotkirch vor den Bauern in sein Zimmer. Da hätte man den Christian August Kriegel sehen müssen! ‚Was hat sie hier zu suchen? Was will sie?‘ — ‚Herr Doktor, ich wollte Sie bitten, mich außer der Reihe ...‘ — ‚Hinaus! sage ich — hinaus!‘ — ‚Herr Doktor, ich bin die Gräfin Rotkirch —‘ — ‚Und wenn sie der Teufel in eigener Person ist — ich sage hinaus!‘ Im Nebenzimmer haben sich die Bauern geduckt — so furchtbar dröhnte seine Stimme."

Der Professor lachte herzhaft, und die anderen stimmten fröhlich mit ein.

Röchtling aber fuhr fort: „Die Frau eines armen Stellenbesitzers, der bis über die Ohren verschuldet war, hat er Tag und Nacht sechs Monate behandelt. Und die Frau Doktor, die Rösel hieß und nach seinen Vorschriften die großen Flaschen mit den Medizinen braute, die die Leute für ein paar Pfennige bekamen, mußte tagaus, tagein das Essen und den Wein hinüberschicken.

Als die Kranke endlich genesen war, kam sie de- und wehmütig herüber: ‚Ich wullt um de Rechnung bitta!‘ — ‚Ist gutt!‘ erwiderte Kriegel, der mit den Bauern ihre Sprache sprach. — ‚Mei Mann hoat's ma duch uffgetraga!‘ — ‚Scher Sie sich heim!‘

„Die Frau wagt kaum noch aufzusehen. ‚Ich mecht Se doch schien bitta, Herr Dukter, weil mein Aler — un schimpft mich sunst zusamma!‘ — ‚Jetzt ist's genug! Nichts zu fressa han und die Dukterrechnung verlangen! 's gibt keine Rechnung! Quitt sind wir! Und nun hinaus — Sie sieht doch, daß die Leute warten!‘

„Solche Fälle kamen beim Doktor Kriegel täglich vor, und Frau Rösel jammerte, daß ihr Herd zu klein sei, um all die Tiegel und Töpfe zu fassen, in denen für die armen Leute Krankenkost gekocht wurde.

„Wehe aber dem, der unserem Doktor falsch kam!

„War da ein reiches Fräulein von Chamonté, drüben in Erdmannsdorf, bei der der Doktor unzähligemal vorgefahren war. Fünfundsiebzig Reichstaler schrieb er auf die Rechnung. Das Fräulein, das immer von des Doktors billigen Preisen gehört hatte, war vor Schrecken starr. Ob er's nicht billiger machen könnte? Christian August Kriegel hielt noch an sich — sagte kein Wort — schüttelte nur mit dem Kopfe. Dann sollte der Doktor wenigstens den Wein abziehen, den sie ihm jedesmal vorgesetzt habe. ‚Hm!‘ machte Kriegel, ‚Papier und Tinte her!‘ Er schreibt eine neue Rechnung. ‚Hundertfünfzig Reichstaler, nach Abzug des Weines!‘ Das Fräulein von Chamonté macht verglaste Augen. Der Doktor zieht sich den Mantel an. An der Tür spricht er: ‚Ist das Geld nicht in drei Stunden in Fischbach, so kostet's dreihundert Reichstaler — ihr schreib' ich die Rechnung nach der Taxe.‘ Und innerhalb von drei Stunden waren hundertfünfzig Reichstaler bei ihm in Fischbach. Zu Reichtümern hat er's nicht gebracht. Das Geld von den Wohlhabenden kam den Armen zu gute.“

Pastor Röchtling machte eine kleine Pause. „Für heute mag's am Ende genug sein,“ meinte er. Doch als der Professor ihn herzlich bat, weiter zu erzählen, nahm er bereitwillig den Faden wieder auf: „Grob wie Bohnenstroh war der Doktor — und ein Stück Grobheit konnte er vertragen.

„Die Tiroler Bauern aus Zillertal, die Friedrich Wilhelm III. bei Erdmannsdorf angesiedelt hat, als sie um ihres Glaubens willen aus der Heimat geflüchtet waren, duzten ihn, und er duzte sie wieder.

„Eines Tages warf er einen von ihnen hinaus. Der Mann stellte sich vor dem Hause auf und geigte von unten her mit durchdringender Stimme dem Doktor Bescheid, daß die Patienten ihren Ohren nicht trauen wollten. Kriegel trat an das Fenster. ‚Kerl, reiß das Maul nicht so weit auf! Kannst keinen Spaß vertragen? Kommst auf der Stelle 'nauf — wollen wieder gutt sein!‘ Und der Mann kam.

„Sechsundsechzig war's, wo der Doktor Kriegel im Schlosse Erdmannsdorf das große Lazarett errichtete — sechsundsechzig, wo viele Leute aus Fischbach auf dem Felde blieben, wo des Herrn von St. Goar Bruder den tödlichen Schuß erhielt, wo die Grenadiere Adolf Klose, Karl Fukner und Karl Ernst Bräuer an ihren Wunden verbluteten, wo Wilhelm Gottlieb Drescher bei Austerlitz fiel, und wo der König Wilhelm, als er am 4. August bei Wischau die große Truppenschau auf dem Marschfeld hielt, vor den Königsgrenadieren den Degen zog und sagte: ‚Ich ehre euch dadurch, daß ich vor euch den Degen ziehe, denn ihr habt mir und euch Ehre gemacht!‘ Darauf setzte sich Se. Majestät an die Spitze des Regiments und führte es dem General von Steinmetz im Parademarsch vor. Das haben Fischbacher Grenadiere erzählt, die dabei gewesen sind. Respekt vor diesen Braven! Sie haben Blut und Leben auf dem Felde eingesetzt und bis zum Tode ihre Pflicht erfüllt!

„Aber was der Doktor Christian August Kriegel damals geleistet hat und gar Anno siebzig, das ging über Menschenkraft!

„In das Jahr siebzig fällt die härteste Stunde seines Lebens.

„In der Schlacht bei Wörth fielen aus unserem Kirchspiel der Musketier Ernst Benjamin Kleinert, der Muketier Wilhelm Ebel und die Grenadiere Hermann Leuschner und Wilhelm August Nähring. Und dreifach verwundet wurde in derselben Schlacht, in der Nähe von Fröschweiler, unseres Doktors ein-

ziger Sohn und einziges Kind, der königliche Leutnant, Herr Richard Kriegel. Mit zerschmetterter Hüfte war er aus dem Kampfe getragen. Der Leutnant Richard Kriegel wollte in der Heimat sterben.

„Das war das erste Mal, wo unser Doktor zitterte, wo seine großen Augen starr und groß und größer wurden. ‚Junge ... Junge ... Junge ... wie haben sie dich zugerichtet!‘

„Dann hat er sich zur Seite gewandt, und seine alte, treue Rösel, die Frau Doktor, hat zum erstenmal im Leben ihren Mann weinen sehen, hat ihn stützen müssen. ‚Junge, wenn ich dich nicht zusammenflicke, will ich ein Hundsfott und ein Pfuscher sein und an dem Tage meinem Handwerk valet sagen!‘

„Das war ein Kampf mit dem Tode, den der alte Doktor Kriegel kämpfte. Dem Tode hat er den Jungen abgerungen.

„Und als er nach zwanzig Monaten, am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis, zum erstenmal mit dem Leutnant in die Dorfkirche trat, da ist die Gemeinde wie ein Mann aufgestanden, und die Orgel hat brausend eingesetzt, und wie aus einem Munde haben Männer, Frauen und Kinder gesungen: Ehre sei Gott in der Höhe!

„Und wie hat Hötschmann an diesem Sonntag gesprochen! Dreißig Jahre sind es her, aber wer dabei war, sieht ihn mit seinen flatternden weißen Haaren, als wenn es gestern gewesen wäre, ja, hört seine Stimme, die noch im Greisenalter voll und rein wie Erz klang.

„Und was für reichliche Spenden sind an diesem Tage in unseren Klingelbeutel gefallen! Es wollte der ärmste Mann nicht zurückstehen, und wenn es sein letzter Behm gewesen wäre! ...

„So, jetzt kennen Sie unseren Doktor Christian August Kriegel!“ schloß Pastor Röchtling.

„Haben Sie Dank, daß ich ihn kennen lernen durfte!“ entgegnete Friedrich Geppert. „Wie Sie da erzählten, ist mir, dem Historiker, ein Stück Geschichte lebendig geworden. Und darauf kommt es an, Geschichte lebendig zu machen, sich den Kern von Mensch und Dingen herauszuschälen.“

„Wenn Mensch und Ding auch wirklich einen Kern haben,“ warf Frau Flößer leise dazwischen.

Der Professor verbeugte sich vor der großen, ernsten Frau: „Gewiß, nur dann lohnt es sich, und damit rühren sie eine der schwierigsten Fragen der historischen Forschung sowie des Menschlichen überhaupt auf. Manche Strebungen verflossener Zeiten mögen uns zunächst hohl und eitel erscheinen, während sie den Zeitgenossen bedeutsam waren. Es ist dann unsere Aufgabe, ich möchte fast sagen, unsere Pflicht, nicht so ohne weiteres über die Menschen und Geschehnisse den Stab zu brechen und, ehe wir uns zu einem Urteil entschließen, unsere ganze Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit zusammenzuraffen. Wir begreifen ja wohl erst aus der Kenntnis des Vergangenen unsere eigene geistige und materielle Entwickelung.“

Kornelie wurde bei diesen Worten unruhig. Sie sah hilfesuchend zu Röchtling hinüber, der sich ihren Blick nicht zu deuten wußte. Sie wurde aber den Gedanken nicht los, daß Frau Flößer und der Professor zu gemeinsamem Angriff gegen sie sich verbunden hätten, daß scharfe Spitzen gegen sie gerichtet worden wären. Und zum erstenmal fühlte sie, wie ein unschöner Verdacht in ihr wuchs. Hatte man den Professor gegen sie aufgewiegelt, von ihrem geistigen Hochmut ihm erzählt?

Sie mußte sich wehren. Und mit einer Leidenschaft der Stimme, deren Tonfall alle aufhorchen ließ, sagte sie: „Ich bitte es mir nicht übel auszulegen, wenn ich mich in das Gespräch mische. Ich weiß, daß ich nur aus einem rein menschlichen und persönlichen Empfinden urteile, und daß dieses Empfinden nur für mich selbst etwas bedeuten kann. Ich meine also auch, daß wir mit allen unseren Fasern an die Vergangenheit gebunden sind und nicht von ihr loskönnen, ebensowenig wie der Bauer von seiner Scholle. Wir müssen die Treue gegen die Vergangenheit wahren und doppelt wahren, wenn wir zu ihrer Hüterin bestellt sind. Lehnt sich unser Gefühl dagegen auf, so müssen wir es zum Schweigen bringen, weil es sonst zu einem Bruche mit uns selbst kommen kann — ich behaupte sogar: kommen muß.“

Nun war es ausgesprochen und hatte wie eine bittere Anklage geklungen.

Röchtlings Gesicht verfinsterte sich. Die Frau Pastorin starrte Kornelie betroffen an.

Sie hörte deutlich aus der tiefen Stille heraus, daß Kornelies Worte einen Stachel zurückgelassen hatten.

Kornelie fühlte es auch, und ihre Miene wurde hart und trotzig. Und doch hätte sie nicht eine Silbe zurücknehmen mögen, denn es wurde ihr auf einmal klar, daß sie unbewußt eine Schutzmauer für sich selbst aufgerichtet hatte.

Die letzten Stunden waren schicksalschwer gewesen. Der Boden unter ihr hatte nachgegeben, ihre festen Wurzeln waren gelockert worden.

Nun stand sie wieder aufrecht. Unaufgefordert hatte sie ein Bekenntnis abgelegt, an das sie wie an einen Pfahl gebunden war, so daß sie sich nicht zu regen und zu rühren vermochte. Ob sie innerlich einen wunden Schmerz spürte — sie blickte doch klar und ruhig, wenn auch mit glühenden Wangen, Frau Flößer und den Professor an. Gleichzeitig aber ertappte sie sich bei dem Bewußtsein, daß sie nach harten Worten hungerte und jede noch so bittere Antwort wie Balsam auf ihre Wunde empfunden hätte.

Als aber Frau Flößer ihrem Blicke standhielt und ernst entgegnete, daß es etwas Stolzes und Schönes um die Treue gegen die Vergangenheit sei, und daß sie dem Fräulein Stillfried nur zustimmen könne, dunkelte es vor Kornelies Augen.

„Es fragt sich nur,“ fuhr Frau Flößer fort, „ob es nicht eine Treue gegen sich selbst gibt, die lebendiger, kraftvoller und vielleicht auch größer ist — größer, weil sie im Gegensatz zu jener anderen Treue, die leicht erstarren und zu einem leeren Begriffe werden kann, ein inneres Wachstum hat.“

In dem Tone ihrer Antwort lag so viel Zurückhaltung und Vornehmheit, daß Kornelie wieder ihres ganzen Zwiespaltes sich klar ward. Die Wunde, die sie geschlossen wähnte, fing von neuem zu bluten an.

Zum erstenmal stellte sich Röchtling in Gegenwart anderer in bewußten Gegensatz zu ihr, als er bestimmt und kühl einwarf: „Ich stehe auf dem gleichen Standpunkt wie Sie, Frau Flößer. Schon bei einer früheren Gelegenheit, wo es sich um die gleiche Sache handelte, wenn auch die Streitfrage von unserer Freundin anders formuliert und mehr ins Ästhetische übertragen wurde, habe ich mir zu bemerken erlaubt, daß solche konstruierte Voraussetzungen die Grundlagen aller Dogmen sind.“

Kornelie Stillfried kräuselte die weiße Stirn. Sie hatte Röchtling verstanden. Der leise Unmut und die überlegene Ironie, die ihm in kritischen Augenblicken eigen waren, hatten sie getroffen.

Es wurde ihr im Zimmer dumpf und enge. Sie hätte am liebsten die Fensterflügel weit geöffnet. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu: Du hast dich vergangen, hast die Gastfreundschaft dieses Hauses mit häßlichen Worten verletzt. Aber eine andere Stimme in ihr rief: Wehre dich mit allen deinen Kräften, gib nicht nach, du kämpfst für deinen innersten Besitz.

Während sie noch mit diesen Widersprüchen rang, sagte der Professor, mit der Hand sein Haar zurückstreichend: „Wir sind da in eine furchtbar ernste Debatte gekommen, und es klingt fast, als ob jeder, der sich zur Sache äußert, in einer geistigen oder, sage ich lieber, in einer Gemütsnotlage weit über sein Wollen hinaus eine Art von Bekenntnis ablegt ... Ich meine, davor soll man sich hüten!“ Und mit einem großen Ernste, der Kornelie erschütterte, setzte er nach einer kleinen Weile hinzu: „Man kann aus solch verhängnisvoller Stimmung leicht dazu gelangen, sich für alle Zukunft festzulegen. Wie viele Forscher sind schon daran zu Grunde gegangen, daß sie der einmal ausgesprochenen Hypothese zuliebe blind und taub gegen alle Einwände wurden. Von der inneren Verbitterung will ich gar nicht reden.“

„Herr Professor,“ erwiderte Kornelie, und bei diesen Worten erhob sie sich, von innerer Unruhe getrieben, „ich fühle deutlich, wie sehr ich Anstoß errege, wenn ich auf mein Recht poche. Ich fühle, daß Pastor Röchtling, daß Sie mir alle gram sind. Ich kann nicht anders.“ Und wie um Verzeihung bittend, wiederholte sie noch einmal: „Ich kann nicht anders.“ Ein schmerzhafter Ausdruck trat auf ihr Gesicht. „Ich gebe zu, daß man sich in eine Hypothese verrennen kann — aber wenn es sich um das Wesentliche in einem handelt, so darf man keinen

Schritt zurückweichen — man darf dann nicht umfallen! Oder man gleicht einem Soldaten, der den Fahneneid bricht. Gott sei davor, daß ich in grenzenloser Selbstüberschätzung zwischen mir und denen, die für eine großartige Überzeugung ihr Blut hingaben, Vergleiche ziehe. Aber eine Überzeugung bleibt noch eine Überzeugung, auch wenn sie aus einer armen Seele kommt! Und so halte ich fest an dem, was ich vorhin gesagt habe: Wer sich von seiner Vergangenheit loslöst, sündigt wider sich selbst! Und die Sünde gegen sich selbst ist gleich der wider den heiligen Geist!"

„Nun wird es zu bunt!" rief Röchtling, und seine Stimme hatte etwas Zorniges. „Das Wesentliche ist nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart! Der Heiland fordert für den schlimmsten Sünder Vergebung, wenn er sich kraftvoll von seinen Sünden loslöst und Bekenntnis ablegt. Sie aber — nein," unterbrach er sich, „ich bin ein Tor und bitte um Vergebung, Fräulein Kornelie! Das Beispiel des Professors trifft auch Sie. Sie haben sich in eine Konstruktion verliebt! Aber weil Sie von Hause aus schlicht und einfältig sind, werden Sie auch ohne unser Zutun den rechten Weg finden."

Bevor noch Kornelie etwas entgegnen konnte, riß Markus Lenz das Wort an sich. Er hatte diesem ganzen Gespräch mit vorgebeugter Haltung gelauscht — jede Äußerung Kornelies war ihm wie eine Offenbarung.

„Herr Pastor," begann er mühsam und zaudernd, „ich glaube, daß das Fräulein mit einer Wahrhaftigkeit und Härte, die vor keiner Folgerung zurückschrickt, das tragische Problem in uns freigelegt hat ... Man geht zu Grunde, wenn man über sich und seine Vergangenheit hinaus will. Es ist etwas, das über Menschenkraft geht."

„So? Meinen Sie? Das wird ja immer lustiger! Nun, ich bin der Ansicht, daß man sich dann zum Sklaven seiner selbst macht! Frau Flößer, ich nehme mein Glas und trinke auf Ihr Wohl! Sie sind für mich ein verkörperter Beweis schöner und kraftvoller Menschlichkeit!"

Die sah Röchtling erst eine Weile still und nachdenklich an, ehe sie erwiderte: „Ich fühle mich weder als Sünderin noch als Heldin. Ich habe einmal im Leben manchen Leuten einen tiefen Schmerz und eine große Enttäuschung bereitet. Es geschah nicht aus einem bewußten Wollen heraus, sondern weil ich einen braven Menschen über alles liebte. Ich gebe aber ohne weiteres zu, daß ich jammervoll zusammengebrochen wäre, wenn Gott es nicht so gut gefügt hätte. Mein ganzes Zusammenleben mit diesem Manne wurde zu einer wundervollen Rechtfertigung meines Handelns. Ich durfte während all dieser Jahre erkennen, daß mich mein Instinkt nicht betrogen hatte. Und so gewann ich einen neuen Stolz und ein neues Selbstbewußtsein."

Sie lächelte auf eine gütige Weise, und sich an Kornelie wendend, sagte sie mit Wärme und Herzlichkeit: „Wenn ich den Kopf hoch tragen darf, so bin ich persönlich ganz ohne Verdienst dabei. Sie aber, mein Fräulein, könnten statt meiner eine St. Goar sein, so fest und heroisch sind Sie in Ihrem Herzen."

„Jetzt habe ich als Hausfrau das Wort," rief die Frau Pastorin, „und mein Wort lautet: Schluß der Disputation und zum Tee mit geröstetem Brot! Die Herrschaften haben ja alle rote Köpfe, und es ist, als ob statt eines freundlichen Beisammenseins eine blutige Schlacht geschlagen worden wäre. Also noch einmal: ich bitte, mir ins Nebenzimmer zu folgen."

Als man wieder um den runden Eßtisch saß, in dessen Mitte der kupferne Teekessel surrte und brodelte, schien eine fröhlichere und leichtere Stimmung aufzublühen.

Der Professor hatte Markus Lenz ins Gespräch gezogen und war erstaunt, in diesem Dorfschulmeister nicht nur einen bedeutenden Musiker, sondern auch einen außerordentlich feinen Geist zu finden, der auf allen Gebieten zu Hause war und ihn durch die Selbständigkeit des Urteils, dem er jedesmal eine eigene Form zu geben wußte, immer wieder überraschte.

Wer hätte gedacht, daß er auf der Suche nach dem Philipp Melanchthon einen so auserlesenen kleinen Kreis finden würde, in dem jeder einzelne eine Persönlichkeit darstellte. Und was für eine Bewandtnis hatte es mit dieser ernsten Frau, die ganz in

Schwarz gekleidet war, und von der ein Hauch der Größe ausging?

Alles das tauchte rasch in ihm auf, um schneller wieder zu versinken.

Sein Denken und Sinnen zog ihn zu Kornelie hin, die ihm in ihrer herben Leidenschaftlichkeit, und wie sie mutig für ihre Überzeugung stritt, noch reizvoller erschien als am Morgen, wo ihre Lieblichkeit ihn bezwungen hatte.

Markus Lenz verabschiedete sich. Er klagte über Kopfschmerz und Müdigkeit. In der Tat sah er angegriffen und blaß aus.

Damit war das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Und weil Kornelie und Friedrich Geppert den gleichen Weg hatten, sagte Röchtling scherzend: „Fräulein Stillfried, ich vertraue Ihnen den Professor an."

Eine kleine Weile gingen Kornelie und der Professor still und wortlos nebeneinander. Das undurchdringliche Dunkel der Nacht hüllte sie ein. Sie vermochten einander nicht zu sehen, nur ihre Nähe fühlten sie.

Der Professor unterbrach die Stille: „Ich bin Ihrem Schutze anvertraut und des Weges nicht kundig, darum bitte ich Sie, mich freundlichst zu führen und mir ihren Arm zu reichen."

Sie tat es. Aber kaum, daß sie ihn berührte. Sie fror, und der Professor fühlte, daß sie zusammenzuckte.

„Liebes Fräulein," rief er erschreckt, „was ist Ihnen?"

„Nichts ... nichts," entgegnete sie hastig. Und nach einer kleinen Weile: „Der ganze Abend steckt mir noch in den Gliedern. So ist es, wenn man sich wie ein Kind auf etwas gefreut hat!" Dann fügte sie leise klagend hinzu: „Was müssen Sie alle von mir gedacht haben! Und das Schlimmste ist: ich würde es das nächste Mal genau wieder so machen! Ist das nicht schrecklich?"

„Nein, mein Fräulein, das ist gut so! Röchtling hat recht: man kann nur aus sich selbst heraus zu neuen Erkenntnissen gelangen."

Sie blieb plötzlich stehen und versuchte trotz der Finsternis in seine Augen zu sehen. „Herr Professor, ich werde zu keiner anderen Erkenntnis kommen. — Ich fürchte mich vor großen Worten," sagte sie zaghaft, „aber ich glaube, darin liegt mein Schicksal."

Als der Professor sie herzlich bat, sich nicht dem Druck einer düsteren Augenblicksstimmung hinzugeben, erwiderte sie in festem Tone: „Nein, ich weiß es." Und rasch ablenkend, fuhr sie fort: „Das Böse an dem Abend war, daß Pastor Röchtling mir entgleitet und ich ihm. Denn es war heute in kurzer Aufeinanderfolge das zweite Mal, daß wir einander nicht mehr begriffen."

„Liebes und verehrtes Fräulein, geistige Auseinandersetzungen und Kämpfe bringen wahrhafte Menschen nur oft noch enger zusammen als zuvor."

„Nein," antwortete sie traurig, „hier hat sich zwischen uns eine Tiefe aufgetan. Wir haben uns fremd und hilflos angesehen und in unserer Not gewußt, daß es darüber weder Weg noch Steg für uns beide gibt."

„Pastor Röchtling hat in seiner Geradlinigkeit für alles ein Verstehen und Verzeihen, vermute ich. Und Sie?"

„Ich sage: alles verstehen und — nicht verzeihen! Ich halte in bestimmten Fällen das Verzeihen für — Frevel!"

„So wünsche ich," sagte der Professor kühl, von dieser Härte abgestoßen, „daß Sie selbst vor einem solchen Konflikt bewahrt bleiben mögen."

Sie schloß die Lippen fest aufeinander. Es war ihr, als ob seine Worte ihr Inneres ausbrannten.

Sie waren vor der „Forelle" angelangt, und sie reichte ihm stumm die Hand zum Abschied.

„Nein, Fräulein, auf die Art trennen wir uns nicht! Ich will nicht, daß so ein herbstlicher Nachtfrost unsere junge Freundschaft zu nichte macht. Kommen Sie, wir gehen noch ein Stück zusammen!"

Indem er sie ein wenig fester an sich zog, ohne daß sie sich wehrte, schritten sie weiter, und bald darauf bogen sie in die große Wegstraße ein, wo die alten Linden stehen. Die Stille und das Dunkel der Nacht ketteten sie aneinander.

Einen Augenblick wollte sie sich wehren — ihr Mädchenstolz lehnte sich gegen ihn auf — dann aber gab sie nach, und ein Glücksrausch erfüllte sie und zog sie empor, daß ihr der Boden unter den Füßen weicher

und die Luft über ihr leichter vorkam. Es war ihr, als ob sie dahinschwebte.

Der Professor stand unter dem gleichen Zauber, und in seinem Jubel vergaß er vollends den Philipp Melanchthon, die ganze Wissenschaft, und daß er ein armes, gebundenes Menschenkind war. Auf einmal fragte er: „Ist es denn möglich, daß wir uns erst wenige Stunden kennen?“

Und sie entgegnete: „Nein, wir waren lange beieinander, ohne es zu wissen.“

Da wird es dem Professor Friedrich Geppert bange ums Herz, und seine breite Brust ist ihm wie zugeschnürt.

Du bist ein Mann und darfst deine Augen nicht schließen! Was hat das Glück vor deiner Tür zu suchen? Mein stolzes, schönes Mädchen, wirf den Kopf in den Nacken, beiße die Zähne zusammen und reiße dich mit aller Kraft von mir los!

Und sein Haus taucht vor ihm auf, das ihm nie so öde und arm erschienen ist wie in dieser Stunde. Er sieht eine hagere Frau mit dünnem, glattgescheiteltem Haar und einem kalten Gesicht, in das der Standeshochmut seine Linien eingegraben hat. Sie sitzen bei Tisch und essen zusammen, sie teilen das Schlafgemach, empfangen Gäste und erwidern die Besuche — und eines weiß nichts vom anderen.

Er nimmt in seinem Hause die Mahlzeiten ein ... aber ist es wirklich sein Haus, erfüllt von freudigem Leben und sinnlicher Heiterkeit? Oder lebt er in vier kahlen Wänden, die ihn frieren machen, weil keine Herzenswärme sie erfüllt? ...

Sei nicht herb und lieblos! ruft er sich selber zu. Oben im zweiten Stock ist dein Reich. Regale, die von der Erde bis zur Decke reichen, und wo Buch dicht neben Buch steht. Und wenn an kalten Winterabenden die Studierlampe mit dem grünen Augenschirm auf dem Tische brennt und vor dir ganze Stöße von Notizen und Exzerpten ausgebreitet liegen, und wenn deine Feder rastlos über das Papier saust, als wenn sie von innen geführt würde, und Bogen an Bogen sich reiht, mit schwarzen Buchstaben dicht und eng beschrieben, funkelt dann nicht aus deinen Augen Schöpferfreude, glaubst du dann nicht, den großen Zweck und Sinn des Daseins lebendig zu fühlen? ...

„Herr Professor, wo sind Sie?“ fragt Kornelie in tiefen Ängsten.

Als sie keine Antwort erhält, entringt sich ihr ein qualvolles, leises Schluchzen.

* * *

In der Schenkstube ist es knüppelvoll. Die Leute toben und lärmen. Der Qualm der Tabakspfeifen hüllt sie ein. Wehe dem, der an den Tisch sich wagt, wo die Bauern tafeln! Im Dorfe hält man auf Standesunterschiede. Hier sitzen die Bauern, da die Stellenbesitzer, dort die Häusler. Und auf jedem Tische steht neben dem Bier das Quartierdel Korn und das Beisatzgläsel, aus dem gemeinsam getrunken wird, das im Kreise herumgeht.

Herr Pohl hat hinter dem Schenktisch alle Hände voll zu tun.

Die Tür geht auf, und herein treten die Musikanten. Sie werden mit Jubel empfangen.

„Ich ga a halbes Quartierdel für die Spieler!“ ruft der Hertwich-Fritze. „Kummt har — satzt euch! Seeft einen!“

Die Musikanten lassen es sich nicht zweimal sagen.

„Nu, alter Freund, wie geht's uns?“ fragt Herr Pohl den Friebe-Koarl.

„Ich ha mit Ihn' nischt zu tun, Herr Pohl!“

„Nanu, warum denn so böse?“

„Macha Sie mich nicht wieder zum Affa!“

„Sie wollen wohl Krach machen?“

„Mit Ihnen beileibe nicht!“

„Na, dann ist's gutt!“

„A Tusch, ihr Leute! Spielt uns a Tusch!“

Die Musikanten blasen. Die Bauern klopfen mit den Gläsern auf den Tisch und johlen vor Jubel.

Die Musiker haben ihren Korn längst ausgetrunken, einer nach dem anderen von ihnen hat bereits die Flasche neu füllen lassen.

„Nu, Koarle,“ meint der Mimmel-August, „jetzt bist du dran!“

„Ei dam Hause ga ich ni fiern Biehm zum besta — ei dam Hause ni!“

„Nu, warum denn nicht?“ fragt unschuldig wie ein geschorenes Lamm Herr Pohl.

„Sie warn's schun wissa!“

„Seh' einer den Kerl an! Wie der sich ausspielt!"

Am Bauerntisch gibt man ein Zeichen. In der Schenkstube wird es still.

„Nu, Koarle, sag ok: gibste werklich nischt zum besta? Wer han doch alle schun gegan. Willste alleene a Drickeberger macha? Scham dich ok!"

„Was fiern Drickeberger? Du weest ganz genau ..."

„Goar nischt weeß ich!"

„Huste nich selber darbei gesessa?" Und auf den Wirt weisend: „Der hoat ma doch damals ni eingeschenkt!"

„Ja, alter Freund," mischt sich Herr Pohl ins Gespräch, „heut' ist das eine ganz andere Geschichte. Heut' sind Sie nüchtern! Heut' schenk' ich Ihnen ein, soviel Sie wollen!"

„Ei dem Hause keef ich mer nich e Quartierdel meh' ..."

„Gih ok," ruft der Mimmel-August, „wir wissen's besser! Du willst nichts gan, du zähes Luder!"

„Hal ok de Frasse!"

„Und du schamst dich nich?" schreit der Hertwich-Fritze, „du schamst dich nich, du verknuchtes Luder, fortwährend mit uns zu saufa?"

Ein Höllenlärm entsteht an allen Tischen, ein schmetterndes Gelächter.

„Jetzt seid einmal ruhig, ihr Leute!" ruft Herr Pohl mit Donnerstimme.

Und wieder wird es lautlos still. Alle wissen, der Hauptspaß kommt, sobald der Wirt die Sache in die Hand nimmt.

„Erscht will ich einmal mit dem Henrik Witboi ein Wörtel reden," beginnt Herr Pohl. „Wie kommen Sie denn dazu, alter Freund, den Wegweiser zur ‚Forelle' mitsamt dem Pfahl von Ihrem Garten über den Zaun zu werfen?"

„Sie warn's schun wissa!"

„Gar nichts weiß ich!"

„Nu, da war ich's Ihn' ok san! In mein Garten kimmt de Tafel nich meh'! Woas schenka Se mir nich ei!?"

„Witboi, seien Sie nicht verrückt!"

„Ich heeß nich Witboi! Se wissa, wie ich heeße!"

„Witboi," wiederholt der Wirt unbeirrt — „ich geb' a halbes Quart, und Sie stellen die Tafel wieder auf."

„Gan Sie zum besta, was Se wull'n, Herr Pohl, de Tafel kimmt nich meh' hin!"

„Also mein letztes Wort: Ich geb' ein halbes Quart Breslauer!"

„Und wenn Se an ganzen Liter gan!"

„Schön ... bis jetzt han wir im Gutten gesprochen! Nun werd' ich Ihn' was anderes erzählen. Kommt de Tafel nicht morgen hin, zeig' ich Sie beim Herrn Paster an! So ein Kerl muß aus dem Verschönerungsverein heraus! Sie sind ein Hanswurst! ... Sie stören den Verkehr ..."

Der Friebe-Koarl erhebt sich, und indem er beide Fäuste auf den Tisch stützt, während seine Augen irr im Kreise einen nach dem anderen fixieren, bringt er mühsam die Worte hervor: „Woas — ich stör' den Verkehr ...?"

„Jawohl!" schreit einer vom Tische der Bauern, „du störst a Verkehr! Herr Pohl hat recht! Du mußt raus aus'm Verschönerungsverein! Du bist a Verhinderer!"

„Woas bin ich? ... A Verhinderer ...?"

„Ju, das biste," schallt es ihm im Chor aus allen Kehlen entgegen. „A Verhinderer biste! ... A Verhinderer! ... Un wenn de de Oga noch asu weit uffreißt — a Verhinderer biste —"

Und von allen Seiten treffen ihn höhnende Blicke. Und plötzlich ruft einer mit kreischender, durchdringender Stimme: „Hen-" und ein zweiter: „rik" — und ein dritter: „Wit-" und ein vierter: „boi!" Und im Takte schlagen sie die Gläser auf die Tische, und alle brüllen aus Leibeskräften in einem fort: „Hen—rik — Wit—boi!"

Das war der Spottname, den der Friebe-Koarl im Dorfe hatte.

Und wie diese Rufe mit scharfer Silbentrennung ihm im Ohre gellen, da packt den Mann ein rasender Zorn. Er hebt sein metallenes Horn, und weit ausholend, ist er gerade im Begriff, es auf den Kopf eines der Schreier niedersausen zu lassen, als ihm unerwartet der Wirt in die Arme fällt.

„Sie wollen sich wohl unglücklich machen, Friebe-Koarl! Wäre ja noch schöner! Wegen schwerer Körperverletzung nach Schmiedeberg zum Rat — wie ...?"

Der Mann taumelt ernüchtert zurück, unverständliche Worte mit schwerer Zunge hervorbringend.

Aber die Bauern stehen von ihren Sitzen auf und wollen mit geballten Fäusten auf ihn losgehen.

„Ruhe, ihr Leute! Jetzt ist's genug!" ruft Herr Pohl, indem er sich vor den Friebe-Koarl in seiner ganzen Positur hinstellt und ihn deckt.

Und dieses „Ruhe, ihr Leute!" verfehlte auch diesmal auf niemanden seine Wirkung.

Der Wirt war unter ihnen wie ein Tierbändiger — er übte mit seiner ganzen Erscheinung auf sie eine Macht aus, der sie sich, wenn auch widerwillig und knurrend, nicht zu entziehen wagten. Sie kannten diesen Ton und wußten, daß es da keinen Widerspruch mehr gab.

Es war zwischen ihnen ein sonderbares Verhältnis. In allen Nöten holten sie seinen Rat ein, ließen sich ihre Schreibereien von ihm aufsetzen, zogen ihn ins Vertrauen und — fürchteten ihn. Jeder hatte die stille Angst, von dem Forellenwirt, dessen Überlegenheit sie anerkannten, hochgenommen zu werden.

Herr Pohl hatte sich seine Leute erzogen — Ordre parieren mußten sie und durften nicht mucksen.

„Wie gefällt euch denn der neue Kantor?" fragt der Wirt ablenkend.

„Nu, dar kunnte bleiben, wo er war," meint der Pesek-Geisler.

„Nanu, was habt ihr denn mit dem schon wieder? Der Mann hat euch doch gewiß noch nichts getan! Habt ihr im Leben schon mal eine solche Kirchenmusik gehabt, wie der sie euch am letzten Sonntag vorgemacht hat?"

„Die paßt für de Städter, für uns ne! Was braucht er de Froovölker mitsingen zu lassen?"

„Warum ist mein Schwiegervater, der ale Minstertischler — vierzig Joahr hat er mitgesunga — nu uff eemal nich mehr gutt genug?" brummte der Sieber-Müller.

„Na, Sieber-Müller, der Meister Minster is gutt und recht — aber beim Singen pfiff er doch schon etwas durch die Fistel! Glaubt mir's: im ganzen Hirschberger Kreise gibt's nich mehr solch Kirchenchor. Der könnte nach Breslau an'n Dom kommen!"

„Nu, da sull er doch schun an a Dom giehn," brüllte der Koppe-Gustav, „wir war'n ihn nich missen! Wär' er ok erscht wieder furt!"

„Jetzt sprecht aber mal vernünftig, Leute, was hat euch denn der Kanter Lenz getan? Is er nich gutt zu den Kindern?"

„Woas," meinte der Drescher-Großgärtner, der bis dahin anscheinend ohne Teilnahme zugehört hatte, indem er zum erstenmal die Pfeife aus dem Munde nahm. „Woas, der gutt zu den Kindern? Hoat er nich mein Koarl heemgeschickt, die Mutter sull ihn erscht urdentlich wascha? ... Is das nich a Blamage vor'n ganzen Durfe? So a eegebildeter Affa weeß an Dreck, wie's bei unser eenen zugieht! Dar paßt vor de Stadt — vor uns ni!"

„Und ich war Ihn' noch was san, Herr Pohl," nahm unter lautloser Stille der Hampel-Bauer, der gleichzeitig Gemeindevorsteher war, das Wort: „tumm sein inse Kinder nich! Bei dem aber warn se tumm gemacht! Acht Tage hoat ihm dar Paster gezeigt, wie a's machen sull! Und macht er's asu? ... Ju, an Dreck! Und doas sag' ich nich alleene. Der zweete Lehrer sagt's auch asu!"

Und indem er die Stimme senkt und die anderen die Ohren spitzen, setzt er in gedämpftem Tone hinzu: „Aber — ma braucht sich nich wundern! A richtig gelernter Lehrer is er nich! Der Paster hoat uns den Mann uffgehalst. Kann sein — ich soag's dam Paster noch amal urdentlich. Es braucht ja nicht heut' und morgen sein! ... Ich wer mer's schun abpassa!" ...

Die erbitterte Stimmung, die hier gegen Markus Lenz zum Ausdruck kam, wurde im ganzen Dorfe geteilt.

Der Lehrer vermochte nicht den rechten Ton für die Fischbacher Bauern zu finden.

Er war in die Schulstube getreten mit den besten Vorsätzen und treuesten Wünschen. Aber es schien, als ob die Herzen der Kinder sich ihm von der ersten Stunde an verschlossen hätten, als ob feindliche Blicke ihm aus allen Ecken begegneten.

Hundertmal hatte er sich gesagt: Du mußt es mit Nachsicht und Güte versuchen — du mußt dir ihre Liebe erkämpfen. Mit seiner Musik wollte er sie an sich ziehen. Und wenn er ihnen lustige Weisen auf der Geige vorspielte, so hörte er wohl ein Lachen

und Kichern, aber die Liebe und das Vertrauen wollten sich nicht einstellen.

Er glaubte bei allen diesen kleinen Wesen auf einen heimlichen Trotz und unbeugsamen Widerstand zu stoßen, den er sich nicht zu erklären wußte. Und weil sie sich im Gemüt ihm versagten, fiel ihm auch das Lehren sauer. Sie hörten ihm mit tauben Ohren zu, und so sehr er sich mühte und quälte, sie schüttelten eigensinnig die Köpfe und begriffen ihn nicht.

Lag das an ihm? Fehlte ihm die Gabe des Lehrers? Vermochte er es nicht, sich ihnen verständlich zu machen?

Er schämte sich vor Röchtling und wollte ihm seine Not nicht eingestehen.

Der Pastor hatte ein so grenzenloses Vertrauen zu ihm — an jedem Sonntag nach der Kirchenmusik drückte er ihm die Hand, und die Frau Pastorin trat hinzu und konnte sich nicht genug tun in ihrer Herzensfreude über sein Spiel.

Er hatte sich gesagt: Du fängst es falsch an — du mußt ihnen zeigen, daß du ihr Herr und Meister bist. Geht es nicht mit der Güte, so versuche es einmal mit der Strenge.

Und so hatte er am anderen Morgen ein neunjähriges Mädel heimgeschickt, das in einem verwahrlosten Aufzug in die Schule gekommen war, und einen Jungen hatte er gehörig gerüffelt, der seine Arbeiten nicht gemacht hatte.

Da sahen ihn die Kinder erschreckt an und duckten sich vor ihm. Aber in ihren kleinen Seelen wucherte der Groll, und der Kampf gegen den Kantor wurde hinfort heimlich, jedoch nicht minder heftig geführt.

Da, mit jener Grausamkeit, deren nur Kinder fähig sind, ersannen sie tausend kleine Ränke, um ihn zu kränken und in Zorn zu bringen.

Trat er morgens in die Schulstube und legte die Hand auf das Katheder, so zog er sie eilig zurück, denn sie war ganz in Tinte getaucht. Oder wenn sein Blick auf die Tafel fiel, so sah er, daß eine ungelenke Hand die Kreide geführt und in verzerrten Linien sein Konterfei hinzuwerfen unternommen hatte.

Oder ein boshaftes, leises Gelächter erscholl hinter seinem Rücken. Drehte er sich um, so wurde es im Nu mäuschenstill, und all sein Drohen half nichts — der kleine Sünder war nicht zu ermitteln.

Die Kinder hielten zusammen wie eine feste, starke Mauer, die nicht zu durchbrechen war.

Markus Lenz wurde von einem heftigen Groll gepackt. Eine tiefe Erbitterung erfüllte ihn und eine Todesangst vor diesen harten Kinderseelen, die kein Erbarmen kannten.

Führte er vor den Eltern Klage, so schüttelten die Leute den Kopf, oder sie zuckten mit den Achseln. Jedes nahm sein Wurm in Schutz und fühlte sich durch die Zornworte des Lehrers noch obendrein gekränkt.

Denn das ist ja die wunde Stelle bei den Fischbacher Bauern, daß sie auf ihre Kinder nichts kommen lassen. Wehe dem, der sie in ihrer Affenliebe angreift! Er hat verspielt — ein für allemal.

„Ich weeß nich," hatte ihm eine Bäuerin mit größter Seelenruhe erwidert, „es is doch beim vurigen Herrn Kanter geganga ... do han doch die Kinder gefulgt! Da is doch nischte vorgekomma, mecht ma sprecha!"

Was sollte er da erwidern?!

Und als ob sich die Leute einen Hauptspaß machen wollten — bei jeder Gelegenheit rieben sie ihm den vorigen Herrn Kantor unter die Nase.

Was hatte er ihnen getan, wodurch diesen tollen Haß auf sich geladen?

Daß die Kinder im Hause hörten, wie die Eltern derbe Witze über ihn machten, wußte er nicht. Und ebensowenig kam ihm der Gedanke, daß die Bauern ihn für anmaßend und hochmütig hielten, weil er sich nicht an ihren Biertisch setzte und mit ihnen plauderte, wie sie es von seinem Vorgänger gewohnt waren und auch von dem zweiten Lehrer, der mit ihnen trank und gegen Markus Lenz schürte.

Es war das ein Mensch mit schwarzgeschniegeltem Haar und dunklen, kleinen Augen, die hinter einer Stahlbrille unstet und lauernd hin und her fuhren.

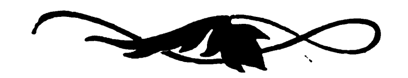
Er hatte nach dem Abgang des vorigen Kantors wohl geglaubt, daß er hinaufrücken würde, und sah in Markus Lenz den Vernichter seiner Wünsche und Hoffnungen. Aber was seinen Ärger bis ins Maßlose

steigerte, beruhte auf einem schlecht unterdrückten Gefühle des Neides und der Mißgunst. Er sah, wie Röchtling Markus Lenz in sein Haus zog und einen engen Verkehr mit ihm suchte, während er abseits und hungernd beiseite stand. Er fühlte deutlich, wie sehr der neue Lehrer ihm überlegen war, und er haßte Lenz, weil der sich von ihm ferne hielt und seine Nähe mied.

Gut, dachte Markus, ihr habt den Kampf gewünscht — nun wollen wir sehen, wer von uns der Stärkere ist.

Und in dem Gedanken an Kornelie fühlte er seine Kraft und seinen Willen gestählt.

(Fortsetzung folgt.)

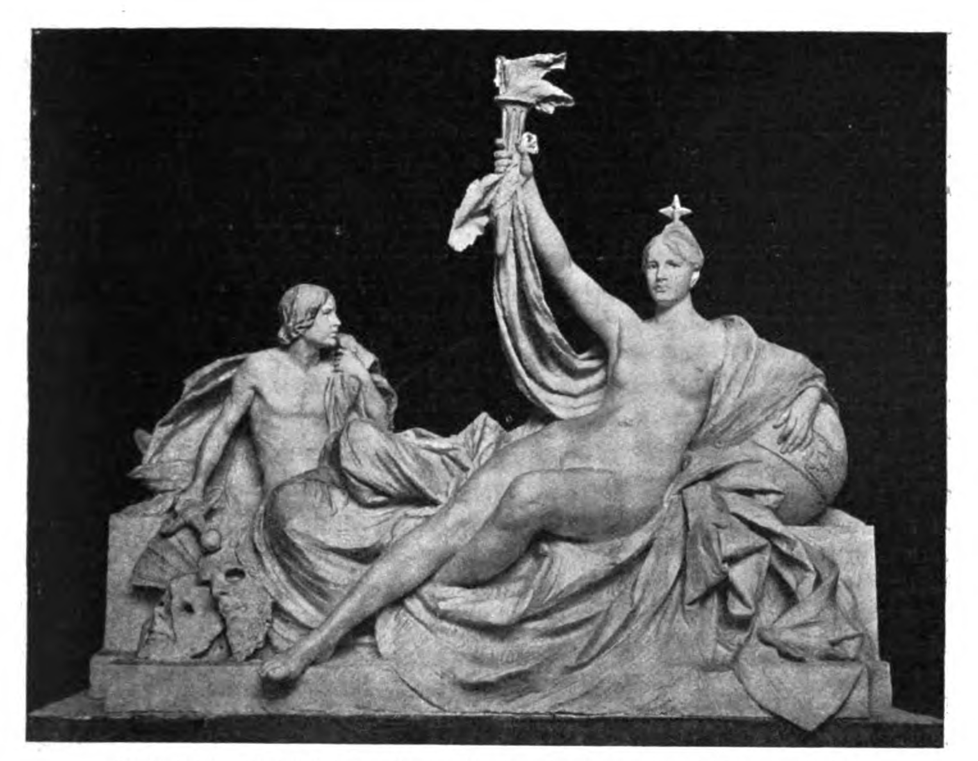


Die Mutter

Sie sagen, die Zeit heile alle Schmerzen —
Was ist die Zeit einem treuen Herzen?
Sie sagen, der Trost habe nie gelogen ...
Jahre sind nun ins Land gezogen,
Und immer und immer noch kann ich's nicht fassen,
Daß du, mein Liebling, mich hast verlassen.
Weißt du noch, wie du versprachst: „Wir beide
Halten zusammen in Not und in Leide?
Wenn ich erst groß bin, dann kannst du ruh'n,
Mutter, dann brauchst du nichts mehr zu tun!"
Wenn ich erst groß bin! — —
Mich krönte das Glück und mich krönte der Harm,
Mich nahm das Leben in seinen Arm,
Doch immer noch will's meine Seele nicht fassen,
Daß du, mein Herzblatt, mich hast verlassen! — —
Und wenn ich deine Geschwister sehe
Und fühle ihre süße Nähe
Und höre ihr Lachen und ihr Scherzen ...
Für mich ist's wie Vorklang neuer Schmerzen;
In mir sitzt die bohrende, tödliche Angst:
So sehr du auch liebst und sorgst und bangst —
Ein Zufall, und es ist alles vorbei! — —
Und mir ist, als hör' ich den letzten Schrei
Und seh' sie entgleiten und gehen den Weg,
Den du gegangen, den dunklen Steg.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Seit du fort bist, verstört mich das Leben!
Wohl hat es mir seinen Segen gegeben,
Wohl hat es, wie keine, mich überschüttet,
Aber sieh — mein Herz ist wie zerrüttet,
Es fragt sich ängstlich: Wie lange noch?
Denn es weiß, sein Glück zerbricht ja doch!
Es weiß, daß die Augen, die heut' ihm leuchten,
Sich morgen vielleicht schon im Tode feuchten! ...
Sag' — wenn man so wissend ist, kann man dann leben,
Wie die Blinden sorglos am Abgrund schweben?
Wie die Satten, die Sichern erhaben sein
Über die Seligkeit, über die Pein? —

Sie sagen, die Zeit heile alle Schmerzen —
Was ist die Zeit einem treuen Herzen?

Hildegard von Hippel.



Adolf Brütt: Die Wahrheit. Gruppe über dem Nordportal des Reichstagsgebäudes.

Adolf Brütt

Von

Friedrich Fuchs

Die äußere Lage eines Kunstzweiges, wie sie ein Künstler vorgefunden hat, der, in seine Zeit hineingeboren, aus ihr als Schaffender sich emporhob, wird immer mit ihren Beziehungen und Bedingungen dargestellt werden müssen, wenn man nicht bloß den Schönheitswert der Werke, sondern auch dem Verdienst der Kampfestaten die ganze Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Denn soll von einem Künstler und nicht nur von einer Kunst gesprochen werden, so ist's vorzüglichste Pflicht, anzuerkennen, mit welchen täglichen Widrigkeiten seine idealen Absichten zu kämpfen hatten, und darauf hinzuweisen, wie desto höher deshalb noch manches starke Werk anzuschlagen sei, oder um wieviel nachsichtiger manche schwächere Leistung beurteilt werden müsse. Das große Schöne erklärt sich zumeist selbst genügend, als daß es noch besonders müßte angepriesen werden; — und was läßt sich denn in Worten sagen? Doch kann es schon mehr Zweck haben, zu schreiben darüber, unter welchen Umständen dies Schöne denn entstand, welch ein Mensch dazu gehörte, es zu schaffen, weil in solchen Beispielen das Lehrreiche, zumal das Tröstliche und Erbauliche enthalten ist, das alle, die wir leben und streben, von neuem immer nötig haben.

Aufs allgemeine hin kann man sagen, daß den Künstlern und ihrer Kunst schon geholfen sei, wenn bloß irgendwer Aufgaben stellt, Geld hergibt. Hat der Bildhauer nur seinen Block, der Maler seine Wand zur Verfügung, dann müßte jeder seiner Sache froh sein und Dinge hervorbringen, daß es

für alle Mitwelt eine Lust sei, zu leben. Dies denken wir als die, welche vor die langen Reihen der vollendetsten Tatsachen gestellt sind. Es ist doch die Wahrheit, eine, die freilich wie ein grandioser Witz der Geschichte sich anhört, daß das größte, freieste Schöpfungswerk monumentaler Malerei, die Decke der Sixtinischen Kapelle, jener Auftrag war, vor dem Michelangelo aus Rom davonfloh, sich nach Florenz in Sicherheit brachte, um erst nach schweren Nötigungen des mediceischen Papstes dem ihm widerwärtigen Befehle zu gehorchen.

Den Nimbus edlen Gönnertums hat ja durch die Erforschung der intimen Zusammenhänge inzwischen mancher schon historische Mäcenas eingebüßt, zuletzt erst der Graf Schack, dem Böcklin so Unendliches zu verdanken gehabt haben sollte. Denn durch die Aufzeichnungen Gustav Floerkes ist es bekannt geworden, in welch peinliche Bedrängnisse, materielle und moralische, Böcklin oft dadurch geriet, daß Schack Bilder bestellte und dann nicht nahm. Indessen sagt man sich still, daß trotz aller kleinseligen oder großsüchtigen Eigenwilligkeit der Auftraggeber so viele herrliche Werke allein deren Unternehmerwillen das Dasein danken; und wo mitunter ein hoher Künstlerplan mag zu Grunde gemäkelt worden sein, da hat vielleicht ebensooft der klingende Lohn dann einem niedergehaltenen Geiste wieder zu der gottähnlichen Muße verholfen, woraus Werke von köstlichster Reife entstehen konnten.

Schließlich sind der Künstler und sein Mäcen Zeitgenossen, wozu beide Teile einander stets mit demselben Rechte gratulieren mochten; und durch das Zusammentun des Bestellers und des Erfüllers entstand noch allemal die Kunst, die ihrer Zeit entsprach: aus der Luft meinetwegen, die sie zugleich atmeten. Staatsgeschichtliche und kunstgeschichtliche Epochen haben so ihre gleichzeitigen Höhepunkte. Ein üppiges politisches Kraftbewußtsein gab den Maßstab her für die Reiterstandbilder der venetianischen Condottieri, für den Gattamelata des Donatello und für den Colleoni des Verocchio. Und wie hätte auf einer Spreebrücke das gloriose Monument des Großen Kurfürsten anders erstehen können als unter dessen sich selbst zum Könige krönendem Nachfahren. Damals, zu all jenen Zeiten höchster Kunstblüte, verband noch eine einheitliche Weltanschauung die an der Kultur beteiligten; die sogenannte allgemeine Bildung, deren wir uns heute erfreuen, hatte noch nicht diese Unruhe der Gefühle in die Welt gebracht. So konnte es möglich sein, daß die großen Künstler der Renaissance niemals daran dachten, anderes zu machen, als was von ihnen verlangt wurde. Wenn aber der kurzen Ära tatkräftigen Aufschwunges, fröhlichster Initiative die langen Jahre folgten, da man von Eroberungen ausruhte und nur in Erinnerungen schwelgte, dann wurden die Wünsche der selbstgefälligen Gönner, die nur etwas im anerkannten Stile des Vorhergeschaffenen haben wollten, für die Künstler zum unvermeidlichen Verhängnis. Was ehedem Empfindung und Ursprünglichkeit gewesen, war nun Manierismus und Eklektikertum. Und dann sehen wir die Tragödien und Martyrien derjenigen Künstler sich abspielen, deren heilig überzeugter Wille sich nicht den gewöhnlichen Forderungen beugen mochte. Doch genießen wir wohl gelegentlich auch mal ein Schauspiel mit dem glücklichen Ausgang, daß der Handelnde durch Klugheit und Charakterstärke sich über Anfechtungen und Verstrickungen behauptete.

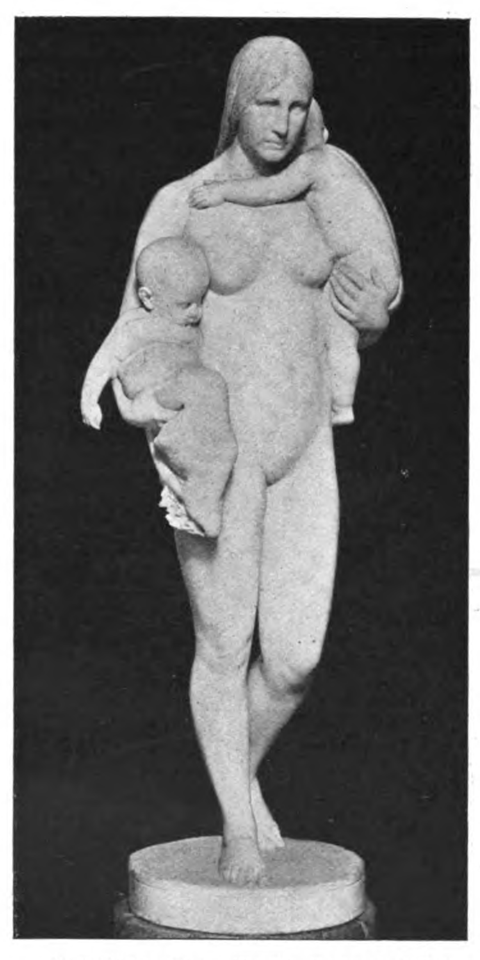
Die heutigen Maler bekennen sich sehr zufrieden, daß ihnen durch die regelmäßigen großen Kunstausstellungen ein Zustand der Unabhängigkeit geschaffen worden ist, daß nun nicht mehr der Wunsch eines Bestellers, sondern der eigene Antrieb des Künstlers das der Zeit entsprechende Kunstwerk hervorbringe. Ob diese neue Situation so durchaus für ideal zu gelten hat; ob die Maler auf ihre eigene Rechnung und Gefahr denn nicht nur eine gewisse Anzahl kleiner Werke unter Ausschluß aller monumentalen Ehrgeize produzieren können; ob die schnell wechselnden Geschmacksgelüste des großen Publikums sie nicht zu noch weit ärgeren Zugeständnissen als vorher drängen und die bequeme Zugänglichkeit aller Neuerscheinungen nicht die eklektischen Neigungen erst recht befördern müsse; und ob nicht die durch kein natürliches Gleichgewicht von Nachfrage und Angebot mehr geregelte Produktion schon einen allgemeinen ökonomischen Mißstand mit den traurigsten Einzelfällen von Künstler-

bankerotten verursacht habe — das alles bleibe jetzt dahingestellt. Denn hier soll von Bildhauerei, von einem Bildhauer gesprochen werden, und dessen Kunst ist von allen freien Künsten die am wenigsten freie. An den Raum und an den Rohstoff gebunden, findet sie die Möglichkeiten des Bildens in Grenzen vorgeschrieben, die seit den ersten Anfängen kaum erweitert worden sind. Auch ein Rodin wird keine plastischen Landschaften zuwege bringen. Das Repertoire der plastischen Darstellung hat natürlich im Schritt mit den Änderungen der Lebensgewohnheiten allerhand äußerliche Abwechselung erfahren, aber doch nie in dem üppigen Maße wie bei der Malerei, die allein aus Kostümierungen die selbständigsten Wirkungen beziehen konnte. Für die Plastik bleibt als höchstes ständiges Problem die Architektur des menschlichen Körpers, die aufs neue zu erfassen und zu beseelen des Bildhauers Persönlichkeitssache ausmacht. Aber dann die übrige Gebundenheit. Der Maler kann schon eher die Kosten für Leinwand, Farben und Rahmen an die Ausführung einer Idee wagen, die ihn bewegt. Wann hätte aber der andere so viel in seiner Tasche, um daraus den Marmorblock, den Bronzeguß und wohl noch Helfershände zu bezahlen und — hinterher den Verlust verschmerzen zu können? Denn für dergleichen gewichtige Werke, so vollkommen gelungen sie sein möchten, findet sich nicht überall leicht ein Platz. Vielerlei Skulptur kennt die Bestimmung nur für einen ausschließlichen Zweck. So ist denn der Bildhauer wie ein Baumeister auf eine Bestellung angewiesen und solcherweise doppelt abhängig: von den Bedingungen, die erstens der Auftraggeber und zweitens der Zweck stellt, nämlich auch der Fleck, wo das Kunstwerk stehen und wirken soll. Der vollkommenen Lösung einer derartigen Aufgabe wird freilich noch eine ganz besondere Schönheit eigen sein: der Stil des Notwendigen. Den tragen z. B. die Bauten Schinkels, und den Charakter nobler Sparsamkeit haben all die Berliner Standbilder aus dessen Wirkungsjahren.



Adolf Brütt: Gerettet. (Berlin, Nationalgalerie.)

Es wird auch die Zeit kommen, da man die preußische Skulptur der Gegenwart mit



Adolf Brütt: Eva. (Berlin, Nationalgalerie.)

freundlicheren Augen betrachtet als eben noch jetzt, indem jeder es für sein Lebensrecht hält, allem, was dicht vor ihm entsteht und nicht nach seiner Zufriedenheit ausfällt, eifernd zu widerstreben, bei Kunstwerken wie bei anderen Dingen oft aus Gründen, die nicht rein sachlich sind, sondern aus gemischten Gefühlen sich herleiten, aus ärgerlichen unbehaglichen Zeitstimmungen, aus Vorurteilen gegen die Maßnahmen der Personen, die mit den betreffenden Sachen zu tun haben. Wir erleben es auf diese natürliche Weise, daß anderwärts die Schöpfung der Berliner Siegesallee — die Gesamtschöpfung oder die Stiftung! — als Tat hoch respektiert wird, während man sie in Berlin selbst kaum als das fürstliche Geschenk zu würdigen weiß. Würde man es etwa einem Privatmann verdenken, daß er für sein gutes Geld auf der Einhaltung seiner Bestimmungen besteht, daß er mit Pietät die ihm von den Eltern überkommenen Kunstanschauungen pflegt? Da soll man seine Meinung gegen die Künstler kehren, deren künstlerische Gedanken keine überredende Macht haben, und die nicht nur nachgiebig, sondern sogar zuvorkommend sind, unkünstlerische Vorstellungen zu befriedigen, selbst in Fällen, wo sich's nicht mehr um die Wünsche des direkten Bestellers, sondern des Kaisers überhaupt handelt. Ein unerbauliches Schauspiel bietet sich, wie sich's noch überall und immer in der Nähe eines Thrones abzuspielen pflegte. Heutzutage aber, bei uns zu Lande, ist es gleich ein Massenschauspiel.

Ob jemals zuvor eine solche Fülle von Werkverträgen einer Bildhauerschaft in den Schoß fiel wie in den letzten fünfzehn Jahren derjenigen von Berlin? Wer dort in den westlichen Villenkolonien spazieren geht, kommt an so manchem Sitz des Wohlstandes vorüber, der durch das hohe Werkstattfenster und das Türschild sich zu erkennen gibt als das eigene Heim eines der Denkmalindustriellen, welche die patriotische Konjunktur zu nützen verstanden. Denn nicht allein, daß Wilhelm II. das Andenken seiner Ahnen und deren verdienstvollster Ratgeber im Bilde zu verherrlichen sucht und dafür fast ausschließlich die plastische Darstellung ersehen hat — auch das Volk selbst will seine Fürsten und Helden aus großer Zeit auf gleiche Weise ehren. Und die Provinzen, die Hauptstädte und die kleinsten Kreisstädte versorgen sich mit Kaiser- und Kriegerdenkmälern, mit Bismarcks und Moltkes. Soviel schwarze Pünktchen auf der großen deutschen Landkarte, soviel Standbilder mit einem Mal. Damit nicht genug, profitieren auch die Denker, Dichter und Künstler der Nation von diesem Zuge der Zeit, und allerorten ist man im besten Schwunge, den Heimatgrößen auf dem Markt oder in den Anlagen ihr gutes Recht werden zu lassen.

Das sind nun für die Bildhauer fette Jahre; die großen können großmütig den kleinen von ihren Aufträgen abgeben, und aus den Ateliers, wo sonst fischschwänzige Nixen und anderes beliebtes Brunnengetüm hergestellt wurde, gehen nun die stehenden und reitenden Figuren hervor, an deren

Uniform jeder Knopf und jede Schnur vorschriftsmäßig nachgebildet ist. Auf daß auch jede kleinste Gemeinde wohlfeil zu ihrem kompletten Standbilde komme, haben die Bildgießereien durch Kontrakte mit den Künstlern vorgesorgt, denen von jeder Vervielfältigung ihrer Arbeit eine Tantieme zusteht. Aber auch in den allerersten Ateliers selbst geht es fabrikmäßig zu. Im Anfang freilich regten die mit ansehnlichen Preisen ausgestatteten Wettbewerbe, die von den Denkmal-Komitees der Großstädte zur Erlangung von Entwürfen ausgeschrieben wurden, die Vorstellungskraft aller nur irgendwie Bestrebten gewaltig an, und in der Tat ließ sich aus der Unzahl der Einsendungen so mancher groß gedachte Plan herauskennen, deren Urheber freilich meist Architekten waren — wie denn Bruno Schmitz der einzige ist, der sich mit seinen Landschafts-Monumenten durchsetzte —, während die Bildhauer sich mit wenigen Ausnahmen (Adolf Hildebrand) besorgt um porträtähnliche Auffassungen zeigten und höchstens, um doch Gedankenschmuck anzubringen, die Postamente mit mehr oder weniger stilisierten Allegorien und Emblemen versahen. Ebensobald jedoch wich die Begeisterung einer tiefen Enttäuschung und Gleichgültigkeit, als die Künstler wahrnahmen, wovon und von wem sich die Preisrichterkollegien bei ihren Entscheidungen bestimmen ließen. Entwürfe, die den deutschen Reichsgedanken auf monu-



Adolf Brütt: Schwerttänzerin.

mentale Weise symbolisieren wollten, tauchten fortan nicht mehr auf, sie hätten anders als Kennwort erwählt haben können: Per aspera — ad acta! Erst die vertrauenerweckende Zusammensetzung der Jury — das muß hier in Parenthese gesagt werden —, die für die Freie Stadt Hamburg das Bismarckdenkmal aussuchen sollte, gab manchem noch einmal wieder Mut, sich aufzuschwingen; und wirklich fiel hier die Wahl auf einen Entwurf, der wenigstens in „Wucht und Größe, in steinmäßiger Schlichtheit und Geschlossenheit" seine Wirkung suchte, ob auch das Motiv — Bismarck als Roland —, statt aus dem Geist unserer Zeit heraus empfunden zu sein, aus der Vergangenheit herangebracht sein mag.

Nun man die Praxis kannte und nun man sah, welche Auffassungen lediglich beliebt waren, fanden sich alsbald die Künstler darein, nur noch in der gewünschten Trivialität zu wetteifern, und als das Konkurrenzwesen glücklich etwas in Mißkredit gebracht war, bekamen gleich die bewährtesten Spezialisten die direkte Aufforderung zur Anfertigung eines Entwurfes gemäß beigefügtem Liegeplan und Kostenvoranschlag. Dadurch wurde wenigstens die Ausbeutung vieler hoffnungsfroher Kräfte eingeschränkt. So steht denn unser Land voller Denkmäler, von denen eines dem anderen zu gleichen scheint, alle Standbilder von solcher korrekten Natürlichkeit, daß die Sachverständigkeit keines Schneiders daran etwas auszusetzen hätte, und Löwen, Kanonenrohre, Palmenwedel in einer so täuschenden Nachahmung, daß jeder, der auch schon in einem Panoptikum war, noch staunt, wie so etwas bloß möglich ist.

Eine ganze Künstlerschaft sehen wir aufgehen in dem Streben nach prompter Erfüllung kunstfremder Wünsche und nach gutem Verdienst. Ein Geschäftsgebaren wird zur Schau getragen, so naiv, so zeitgemäß, daß es nicht die Reklamemittel der Zeitungen verschmäht. Kein hoher Atelierbesuch, von dem der Bericht mit allen schmeichelhaften Einzelheiten nicht sogleich in das Abendblatt lanciert würde. Die Besten von ehedem sind den Zielen, die da hoch und frei stehen, abgewandt und entfremdet allen idealistischen Studien. Auf den großen Kunstausstellungen begegnet man zwischen den zum Überfluß auch noch dorthin versetzten Gußmodellen der Denkmäler und einer Unzahl gleichgültiger Porträtbüsten nur den in Gips geformten schüchternen und nüchternen Nacktheiten einiger solcher, deren Handwerkliches vielleicht nicht zu dem Aufbau überlebensgroßer Stand-



Adolf Brütt: Schleswig-Holstein. Sockelgruppe vom Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Kiel. (Nach dem Tonmodell aufgenommen.)

bilder ausreicht. Kleinkunst, die etwa die Bronzetechnik veredelt zeigt, fehlt auch. Die findet sich allenfalls bei den Sezessionen, zu denen sich wohl drei oder vier feine, doch nicht eben produktive Talente mehr aus vornehmtuerischer Berechnung als aus rücksichtsloser Überzeugung gesellt haben. Hüben wie drüben müssen sensitive Franzosen und sensationelle Belgier herbeikomplimentiert werden, daß mit deren „Kollektionen" die Dürftigkeit der „plastischen Abteilung" maskiert werde. Und früher war es doch so anders gewesen, als Begas noch Zeit fand für beschwingte Merkure, bebende Psychen und galante Centauren. Wie Kronos seine Söhne verspeiste, so hat dann der Berliner Meister auch die Schar seiner Schüler, die durch ihn schon zu fertigen Künstlern geworden waren, wieder als seine Geschöpfe für sich verbraucht, indem er sie zur Bewältigung der massenhaften Denkmalsaufträge heranzog. Höchstens ein paar, die sich noch rechtzeitig abseits retteten, sieht man sich mühen, von den verhängnisvollen Einwirkungen wieder frei zu werden.



Adolf Brütt: Studienkopf in Marmor.

Während so denn mancher seinen Künstlerschild allmählich erblinden ließ, daß sein Name nicht mehr obenan steht, und während von vielen der Name ganz aus den Ehrenregistern verschwunden ist, hat einer vielmehr seinen guten Klang verstärkt und ist in der ersten Reihe an die Spitze gerückt: Adolf Brütt. Trotz allem und allen! Und es ist eigenstes Verdienst ausschließlich. Jedes Werk ein Dokument seiner künstlerischen Konsequenz, seiner Gesinnungstreue, seiner Idealsstärke. Denn nicht etwa, daß er's hienieden besser getroffen hätte als die anderen, insofern er von Hause aus gut gestellt gewesen wäre oder Aufträge anderer Art oder von so anderer Seite erhalten hätte, um in jeder Beziehung froher und unabhängiger schaffen zu können. Brütt hat im Gegenteil keine der Erwerbsgelegenheiten verschmähen dürfen, er hat Denkmalsaufgaben zu denselben Bedingungen wie alle übernommen, nur ist er dabei mit mehr Liebe und Gewissen verfahren, so daß alle diese Werke, ob sie gleichwohl unter dem Zwange peinlicher Vorschriften erwuchsen, die reinen Züge seines Wesens aufweisen: die freudige Sachlichkeit, die heitere Vornehmheit, die einfache Herzlichkeit.

Was es nun sei: ein Kaiser Wilhelm-Monument in Kiel, ein Kaiser Friedrich in Breslau oder eines derer aus der langen Reihe der Siegesallee, es will einem durchaus ein Bedauern unangebracht erscheinen, daß sich dieser Künstler mit derlei Dingen befassen mußte. Wenn auch er selbst diese Sachen gegen das, was er im übrigen will und durchgesetzt hat, womöglich lieber mit einem Lächeln geneigten Verständnisses zurückgestellt wissen möchte, für uns gibt es daran noch genug zu respektieren und anzuerkennen, so sehr gleichgültig wir eben durch das viele andere geworden sind. Doch keineswegs unterscheiden sich da Brütts Schöpfungen durch eine besondere symbolisierende Architektonik. Denn, wie gesagt, er unterstand dem gleichen Zwange, mußte sich denselben Wünschen fügen; und davon abgesehen, hätte auch nicht jede der Denkmalspersonen, die ihm darzustellen oblagen, die Steigerung zum Symbol vertragen. Ihm wurden für die Siegesallee die Standbilder Ottos des Faulen und Friedrich Wilhelms II. zugeschoben, welche beide doch wahrlich aus keinem anderen Grunde als der Vollständigkeit wegen zu ihrem Denkmal gekommen sind. Was hat Brütt

aber aus den heiklen Herren zu machen verstanden! Welche bildsäulenmäßige Geschlossenheit zunächst! Wie amüsant ist sodann an dem gepanzerten Markgrafen die Schlaffheit und an dem fridericianisch staffierten Könige die unverantwortliche Wohlgenährtheit charakterisiert worden, ohne daß dabei die Herrschaften aus der ihnen bestimmten

Adolf Brütt: Otto der Faule.
(Standbild in der Siegesallee zu Berlin.)

Repräsentationsrolle fielen! Und schließlich zu welch steinernen Feinheiten werden immerhin all die sonst kaum plastisch zu genießenden anekdotischen Einzelheiten! Kein zweiter hätte sich mit solchem Anstand aus der Affäre gezogen.

Aber Brütt verfügt nicht bloß über das sichere Lächeln. An den Bismarcks, die er gemacht hat, besonders an dem kolossalen, der oben im schleswigschen Norden auf dem „Knivsberg" steht, tut sich sein begeisterungsfreudiger Ernst kund. Mehr noch, verstärkt durch das Moment der Heimatsliebe und Frauenbewunderung, tritt die Idealität zutage an der allegorischen Bronzegruppe „Schleswig-Holstein", die sich vorn am Postament des Kieler Kaiserdenkmals befindet. Und es ist wiederum sehr bemerkenswert und für des Künstlers Art bezeichnend, wie hier der Eindruck von einer schönen Erhabenheit nicht eigentlich in erster Linie durch den Aufbau, die Gliederung und die Formbehandlung erzeugt zu werden scheint, sondern — dem naturalistischsten Beiwerke zum Trotz — fast völlig durch den lebensähnlichen innigen Ausdruck der sympathischen Typen, der von den Gesichtern aus sich strahlend über die Gestalten verbreitet und so die ganze Gruppe verklärt.

Nirgends gibt Brütt Leeres und Hohles, überall ist er echt; niemals zeigt er sich eines Pathos beflissen, immer bleibt er gelassen, wie seine Natur ist. Und mit dem guten Gewissen, doch stets sich treu geblieben zu sein, mochte sich's für ihn all die Jahre hindurch zwischen den Denkmalsmodellen schon weiterleben lassen. Sein Ideal ward nicht versehrt, und eines Tages konnte er in seinem Atelier den schwarzen Vorhang zurückschlagen, hinter dem er in heimlicher, sorglich ersparter Muße, in frohester Freiheit des Wünschens an einem Marmorblocke gemeißelt hatte: — im Frühjahr 1903 war die „Diana" fertig. Nun, der Staat hat ihm das Werk gleich abgekauft, und die Ausstellungsjury gab ihm schleunigst die „Große Goldene", die ihm in Paris für anderes freilich schon vorher zuteil geworden war. Das Beste am Erfolg aber mußte ihm sein, daß weder die Freunde noch alle Welt von der Tat wie von dem Werke gar so unmäßig überrascht waren, weil man es eben von ihm nicht anders erwartet hatte.

Denn was er bis 1890, nämlich ehe denn die Hochflut der Denkmalsaufträge herein-

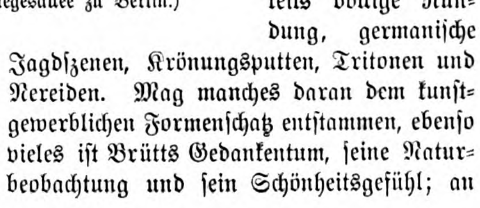
brach, geschaffen hatte, lebt ja und zeugt für ihn. Wer hätte die Nationalgalerie passiert, und ihm stünden nicht am lebendigsten von allen Eindrücken der alte Fischer, welcher die junge verunglückte Schwimmerin auf seinen treuen Armen an den Strand trägt, vor Augen und die sinnende „Eva“, die langsam mit der Bürde ihrer beiden Sprößlinge dahinschreitet. 1887 entstand die große Bronze, der Marmor wurde schon drei Jahre später vollendet; und auch diese kostbaren Arbeiten sind freie und selbständige Unternehmungen, wozu der Künstler immer erst in jahrelangem Mühen mit mindestens gleichgültigen Aufträgen die Mittel erwerben mußte.



Adolf Brütt: Friedrich Wilhelm II.
(Standbild in der Siegesallee zu Berlin.)

Der Mann Brütt hat sich selbst gemacht. Ein Nordfriese ist er, stammt aus Husum, der Stadt Theodor Storms, wo er am 10. Mai 1855 geboren wurde, kam aber schon im zweiten Lebensjahre mit den Eltern nach Kiel, die ihn, „so gut es ging“ (wie er sagt), erzogen und dann zu einem Steinbildhauer in die Lehre gaben. Auf keine bessere Weise kann das Vorstellungsvermögen bei einem angehenden Plastiker angeregt werden als in der praktischen Schule eines solchen gediegenen Handwerkers — wenn er nur gerade kein Stuckateur ist.

Im Kieler Museum der Gipsabgüsse tat sich dem jungen Brütt die Schönheitswelt der Antike auf, und er zeichnete dort in seiner Freizeit. Dies Studium und diese Praxis zusammen, mit welcher jugendlichen Befangenheit sie auch noch betrieben werden mochten, mußten doch einen guten Grund legen, auf dem sich fußen ließ, wenn die Natur mit ihren verführerischen Reizen angestürmt kam. Alsbald zog er dann nach Berlin, vielleicht mehr, weil's dort zu verdienen als zu lernen gab. Auf der Akademie sehen wir ihn auch nur für kurze Zeit, kaum drei Semester, im Bildhaueraktsaal, den damals Schaper unter sich hatte. Er scheint früh fertig gewesen zu sein, und man ist auch bald auf ihn aufmerksam geworden. Silbernes Tafelgerät, das dem damals prinzlichen, jetzt kaiserlichen Paar zum Hochzeitsgeschenk gemacht wurde, ist nach Brütts Entwürfen ausgeführt worden. Es weist in Rokoko-Stilisierung reichen Figurenschmuck auf, teils flache Reliefs, teils völlige Rundung, germanische



Jagdszenen, Krönungsputten, Tritonen und Nereiden. Mag manches daran dem kunstgewerblichen Formenschatz entstammen, ebenso vieles ist Brütts Gedankentum, seine Naturbeobachtung und sein Schönheitsgefühl; an

einigen Gestalten ist sein Typus schon unverkennbar. Die zufällige Vertrautheit mit der „Metallbranche" mußte ihm noch oftmals als Erwerbsquelle in dringlichen Fällen dienen; es darf wohl verraten werden, daß jener sturmbehaubte Landsknecht oder Schloßhüter aus eitel Zinkbronze, der mit seiner Laterne so manche Salonecke erleuchtet, auch zum œuvre Brütt gehört. Leider hat aber der Lampenfabrikant ein besseres Geschäft damit gemacht als der Künstler.

Ein Gutes hat derart niedere Arbeit: daß man sich nicht daran verderben kann; denn das höhere Empfinden ist ja nicht beteiligt. Aber sobald man mit fremden Dingen sich abzugeben gezwungen ist, die mit dem eigenen großen Wollen konkurrieren, besteht die Gefahr, aus seinem Geleise heraus in die Spuren eines anderen zu geraten, und es würde ein Wunder gewesen sein, wenn der junge Brütt, als er dann längere Zeit im Atelier von Begas an großen Arbeiten zu helfen hatte, ganz von dem Meister, der damals nicht der von heute war, unbeeinflußt geblieben wäre. Doch wie schnell schon hatte er sich wieder! Gleich die erste bedeutendere Unternehmung, eben das Bronzewerk „Gerettet" von 1887, zeigt ihn unabhängig sowohl hinsichtlich der Stoffwahl als des Gefühlsausdruckes und der Formgebung. Will man durchaus Zusammenhänge konstruieren, weil man nicht gleich zugestehen möchte, daß da jemand nur aus sich selbst etwas entnommen habe, so ließe sich auf parisersche Anregungen eher schließen, die durch damals gerade vielfach kolportierte Photographien nach modernen französischen Plastiken auch zu Brütt Eingang gefunden haben könnten. Diese fast sensationelle Kontrastierung — der alte verwitterte, plumpgestiefelte Seebär und in seinen grobschlächtigen Armen der feine, jugendschöne, leblose Mädchenkörper, an dessen Formen — eine plastische Sensation für sich — das nasse dünne Badegewand sich anschmiegt — läßt sie nicht ganz von ferne an jenes Franzosenstück denken, an jenen Gorilla, der ein ohnmächtiges nacktes Menschenweib davonschleppt? Ganz von ferne! Denn hier beim deutschen Werke handelt es sich um nichts weniger als um einen Roheitsakt; und das Sensationelle liegt ausschließlich im formal Ästhetischen, in den rein plastischen Gegensätzen. Wohl fesselt zugleich auch das Motiv



Adolf Brütt: Doppelbüste meiner Söhne.

die naive Teilnahme auf das äußerste; jeder wird sich unwillkürlich den dramatischen Verlauf des voraufgegangenen Rettungswerkes vergegenwärtigen, vielleicht auch noch die Szenen, die sich nun nach der glücklichen Landung wohl abspielen müßten. Wie taktvoll und weise aber hat der Künstler den allerruhigsten Moment, da alle Gebärden ausgeschaltet sind und nur der plastische Akt des Tragens und Getragenwerdens in Frage kommt, für sich ausgewählt! Zu welcher statuarischen Würde ist dadurch das Vorkommnis erhoben worden!

Wenn hier schon die Auffassung etwas von einem elementaren Gleichnis in sich hat, so bringt das Werk, welches Brütt drei Jahre später auf die Ausstellung schickte, die „Eva", erst in noch reinerer Abstraktion ein Lebenssymbol zur Verkörperung. Aber gleichwohl wiederum mit derselben unbefangenen Naturfrische der Formen und der Bewegung. Leichtgebeugten Hauptes, aus weiten, fast starren Augen — mit dem Mutterblick — schaut das Weib auf seinen Weg. In jedem Arm ein Knäblein tragend, scheint Eva halb bedrückt und halb beglückt von ihrer verantwortungsreichen Bürde. Nun ist es abermals ein feiner Zug künstlerischer Weisheit, daß der kleine Kain und der kleine Abel nicht als völlige Bambini gebildet sind, um so etwa durch ihre allerliebsten Reize unsere Teilnahme vom Mutterschicksal abzulenken, sondern so, daß sie uns nicht anders als wie zwei Bündel erscheinen, an denen nicht leicht zu tragen ist. Kain, der den Hals der Mutter mit einem Arm umschlingt, blickt über ihre Schulter nach rückwärts; der schlummernde Abel hat sein Köpfchen zur Seite geschmiegt. Die statische Anmut und Bedeutsamkeit der Gruppe — wie die breite Last des Oberteils auf den schmalen engschreitenden Füßen ruht — ist ganz herrlich, und mit einem klaren warmen Schönheitsgefühl ist die üppige Natur in Marmor übersetzt.

Nur gibt man sich von diesen Vorzügen nicht im ersten Augenblick schon Rechenschaft, weil an der Verkörperung zuerst der sinnreiche Gedanke, das hineingelegte Gefühl ansprechen, dessen Ausdruck hier so innig stark ist, daß man an eine ganz besondere Herzensbeteiligung des Künstlers glauben möchte und wohl annehmen darf, es handle



Adolf Brütt: Der junge Wilhelm.
(Standbild für das noch zu enthüllende Denkmal auf der Luiseninsel im Berliner Tiergarten. — Nach dem Tonmodell aufgenommen.)

sich bei diesem Werke um eine unmittelbare Widmung an die Gattin. In ausgezeichneten Fällen kann sich's umgekehrt verhalten, daß der absolute Formeneindruck vorwirkt, während das seelische oder stoffliche Motiv erst nachträglich das Interesse beansprucht, mitunter wohl gar die verschiedensten Deutungen zuläßt. Ob wir bei einer Figur Michelangelos etwa einen David oder einen Giganten vor uns haben, ist uns angesichts der großartigen Architektonik dieser Statue gleichgültig, aber so ganz eben auch nur bei Schöpfungen von solcher selbstherrlichen Plastik. Dem David Donatellos möchte man schon lieber den David Verocchios vorziehen, weil bei diesem die schöne Jünglingsgestalt zugleich mehr unser poetisches Vorstellungsbedürfnis befriedigt. So gewiß Adolf



Adolf Brütt: Figur vom Marktbrunnen in Husum.

dung und Stimmung wird bei ihm die Form herausgearbeitet, erhält sie ihre tiefere Beseelung. Daran liegt es, daß wir vor der „Eva" nicht gleich angehalten werden zu ästhetisierenden Unterscheidungen, sondern daß wir Inhalt und Form, das Poetische (sogar das Ethische) und das Architektonische als Gesamtes froh erregt empfangen — ein gleichsam schmerzloser Kunstgenuß. Brütts „Eva" und Hildebrands „Jugendlicher Mann" stehen sich in der Nationalgalerie nahe gegenüber. Scheint es nicht, als fühle sich dort der Marmor warm an und hier so kalt?

Wenn nun schon in der Art der Intuition — von Temperament und Schönheitstypus überhaupt zu schweigen — Brütt von Begas verschieden ist, dem das Körperliche, die Gliederaktion als das Darstellenswerteste gilt, dann unterscheidet die beiden besonders noch die Technik. Der Ältere begnügt sich bei den Einzelheiten mit einer salopp eleganten, geistvollen, malerisch dekorativen Andeutungsweise, die mit der Zeit ganz notwendig zur unleidlichen Manier entarten mußte, indessen Brütt konsequenter darauf hinarbeitet, tatsächliche Form zu geben. Hält man jetzt freilich seine jüngste Arbeit, die „Diana", in ihrer reiferen, vielmehr strengeren Plastizität gegen das Werk von 1890, dann will's einen dünken, als ob in der Art, wie an der „Eva" ein Augenlid, das Haar oder ein Fingerglied gemacht ist,

Hildebrand namentlich in bezug auf viele heutige Bildhauereien recht hat, wenn er es bezeichnend findet, daß mit der Unfähigkeit für die architektonische Weiterentwickelung des Nachahmerischen sich das dunkle Gefühl einer künstlerischen Unfähigkeit einstelle und dann dieser Mangel durch eine stoffliche Beimischung, durch tiefsinnige Bedeutung usw. ersetzt werden solle, so gewiß darf der, welcher ein Architektone ist und das Artistische meistert, das Herz mitreden lassen, das er besitzt.

Brütt geht bei der Figur vom Gesicht aus. Er sagt es selbst. Aus der inneren Empfin-

doch noch leise Spuren des begasmäßig zeichnenden Modellierholzes wahrzunehmen wären.

Brütt bezeichnet selbst die Persönlichkeit, dessen bildhauerische Grundsätze ihm als Leitstern gedient hätten bis auf den heutigen Tag. Mit höchster Verehrung spricht er von Leopold Rau, dem 1880 jung Verstorbenen. Wir kennen aus der Nationalgalerie die kleinen in Bronze roh gegossenen Sockelfiguren, skizzenhafte Konkurrenzarbeiten, entworfen für eine Vittoria der Ruhmeshalle und für ein Liebigdenkmal — sinnbildliche Grüppchen, die nicht höher als dreißig Centimeter sind und monumental wirken. Stellt man zum Vergleich, was Brütt an gleichartigen Aufgaben gelöst hat, z. B. eben die Kieler Sockelgruppe „Schleswig-Holstein“ oder die Gruppe „Wahrheit“ über dem nördlichen Reichstagsportal, dann läßt sich in der Tat beobachten, daß die außerordentliche Sinnfälligkeit des allegorischen Gedankens und das Überzeugende des hehren Gefühls bei beiden durch dieselben Kompositionsprinzipien (u. a. das Dreieck) erzielt wird und durch die ruhevollen großen Gebärden der gelagerten Gestalten. Nur daß an den ausgeführten Sachen des einen nicht die anatomischen Übertreibungen wie in den Skizzen des anderen vorkommen.

Die „römische Periode“ gibt es in der Entwickelung Brütts nicht. Allerdings ist er zweimal in Florenz und in Rom gewesen, aber das waren nur Stationen auf der sechswöchigen Tour durch ganz Italien. Schlenderjahre hat er sich nie gönnen dürfen; er mußte aus guten Gründen die Hände rühren. Wie vieles hat er nicht noch außer dem, was hier schon angeführt ist, geschaffen: eine große Anzahl von Porträtbüsten und von dekorativen Arbeiten für Kirchen und monumentale Profanbauten. Die Johanniskirche in Gießen besitzt ein großes Altarblatt; im Treppenhaus des Reichsversicherungsamtes steht sein schöner, eigenartiger Uhrbau, im Reichstagsgebäude, in der Reihe der Kaiser, sein „Heinrich der Vogler“. Für die Heimatstadt schuf er das Stormdenkmal und den Marktbrunnen. Im Berliner Tiergarten wird bald von zwei neuen Marmormonumenten die Hülle fallen: vom „Kaiser Friedrich“ vor dem Brandenburger Tor und vom „Jungen Wilhelm“ auf der Luiseninsel. Ein großer Brunnen für Kiel ist im Entstehen. Wo wäre da Zeit für Studienfahrten geblieben?

Nichts mehr als Erholungsreisen sind auch die drei Besuche in Paris gewesen, die jedesmal nur auf eine zwölftägige Rückfahrkarte zur Weltausstellung unternommen wurden. Sicherlich wird der eilige Reisende nicht am Louvre und Luxembourg vorübergegangen sein, und Chapu wie Falguière werden ihn mit ihrer positiven Eleganz schon angesprochen haben. Ob aber nicht der Reingewinn



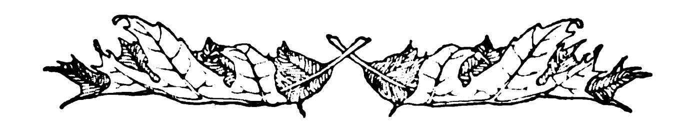
Adolf Brütt: Diana. (Berlin, Nationalgalerie.)

etwa der ersten Pariser Reise der war, daß er in irgend einer Schaubude der Worlds fair die Orientalin sich produzieren sah, die ihn dann zu der „Schwerttänzerin“ begeisterte? Hier kommt uns Brütt auf einmal anders, mit einem Werke ganz ohne Tiefsinnigkeit und geistige Vorbehalte, das eine bedingungslose Lebensbejahung ausdrückt und weiter nichts will als die Freude an den Evolutionen einer Tanzenden beteuern. Es ist außerdem überraschend, wie ihm die Absicht geglückt ist. Als ob er Spezialist für derlei sei, hat er das Charakteristische des maurischen Tanzes, der mehr mit Armen und Hüften als mit den Füßen exekutiert wird, herausgesehen und in einer Hauptphase gesteigert. Der schütternde Rhythmus, die Sequenzen der monotonen Melodie, das Fanatische, das Faszinierte, alles ist ausgesprochen, aber doch einfach und bedeutend. Welches Lebensgefühl also in Brütt steckt! Der Reiz der Rasse konnte ihn freilich zu einer genauen naturalistischen Behandlung der Körperformen verführen; der Kopf erscheint für sich veredelt. Aber erstens ist die Figur Bronze, und dann ist die Bronze künstlich stark patiniert. Dadurch wußte er in kluger Erkenntnis das vielleicht allzu Nachgeahmte wieder künstlerisch wirkend zu machen.

Während seinerzeit „Gerettet“ und „Eva“ sogleich vom preußischen Staate honoriert wurden, hat merkwürdigerweise die „Schwerttänzerin“ seit 1891 noch keine bleibende Stätte gefunden. Brütt konnte bei sich wohl annehmen, daß an dem Erfolg der ersten Arbeiten deren poetische Tendenz nicht unbeteiligt sei. Daß er nun nicht, wie vielleicht mancher andere getan hätte, spekulierte, zeugt für die Reinheit seiner Kunstabsichten. Würde er eine Sache nicht allein um ihrer selbst willen tun, dann hätte er schwerlich abermals ein kostspieliges Werk gewagt, das auch wieder nur eine Anbetung der Form ist und nicht zugleich die Illustration eines fesselnden Geschehnisses oder sinnigen Gedankens. Zwar heißt das neue Werk „Diana“; vielleicht ist es aber ebensogut keine Diana, trotz der Jagdkappe mit der Lunasichel darauf, sondern einfach eine jugendliche Weibgestalt, die, des beengenden Gürtels ledig, soeben aufatmet. Hieran wird recht deutlich, was diesen echten Künstler denn eigentlich inspiriert, nämlich ein Erlebnis. Er hatte sich wahrlich nicht vorgenommen, doch mal eine Diana zu machen, sondern eines Tages im Atelier wird er das Modell, wie sich's entkleidete, über der unwillkürlichen Bewegung betroffen haben, die so wunderbar dies befreite Aufatmen ausdrückte. Was will der Name, was wollen Kappe, Köcher und Sandalen besagen? Diese mythologischen Bezüglichkeiten sollen nichts weiter als das Allernatürlichste ein bißchen verbrämen. Ein kleines klassizistisches Entgegenkommen. Es wäre nicht vonnöten gewesen. Denn das Göttinnengleiche käme gleichwohl zum Ausdruck, allein in der Nacktheit: das Leichtfüßige der hochschreitenden Artemis durch die gazellenhafte Schlankheit dieser Glieder und das Keusche durch die Arglosigkeit in der Miene wie in der Bewegung, dann jedoch durch diesen kühlen reinen Hauch, der über den feinen Formen liegt. Sobald erst die Statue zwischen den Bildwerken der Nationalgalerie stehen wird, wird ersichtlich werden, was diese künstlerische Arbeit eigentlich auszeichnet. Denn nichts ist dort, was sich ihren plastischen Eigenschaften nahe verwandt zeigte; auch Brütts frühere Werke sind anders. In der Skulpturenhalle des Luxembourgmuseums ließen sich mit mehr Erfolg Vergleiche anstellen. Denn diese deutsche Diana ist so elegant, wie es bisher nur französische Marmordianen waren. Doch wiederum wirkt bei den Franzosen die Eleganz auf unser Empfinden pathetisch posiert im Habitus und in der Formengebung akademisch manieriert, während die Eleganz bei Brütt in der Bewegung gerade diese wunderbar intime Natürlichkeit und in der Modellierung diese köstlich herbe Frische behalten hat.

Zwischen „Schwerttänzerin“ und „Diana“ liegen die zwölf Jahre der Denkmalsproduktion. Wie nun weder die Anerkennung (offiziell ist Brütt seit 1894 Professor und seit kurzem Senator der Akademie), noch der Zwang seiner Natur haben schaden können, wie er sogar ohne viel höhere Zwecke gewachsen ist, das zeigt sich noch an anderem. Erstlich an der über alles vortrefflichen Doppelbüste seiner prächtigen Söhne, wo sich seine bildhauerische Empfindung, vielleicht durch

Rodins Kühnheit bestärkt, freier gibt als je zuvor; dann jedoch an einem Werke, dessen Erscheinung durch aller Art örtliche Vorschriften bedingt wurde: an dem Brunnen für Husum. Schon die Architektur mit ihren dem Granitmaterial angepaßten germanisierenden Schmuckmotiven kann als eine höchst glückliche Lösung gelten. Und ein amüsanter Einfall ist es, daß die hier wegen der Viehzucht unumgänglichen Ochsenköpfe nicht etwa als Wasserspeier, wie sonstwo, verwendet sind, sondern aus dem unteren Becken das überschüssige Wasser aufzuschlucken haben. Die schöne Hauptsache aber bleibt die krönende bronzene Figur: eine schmucke friesische Dirne mit einem Ruder steht frei aufgerichtet, weit ausschauend und dem Seewind entgegengestemmt, der ihre Schürze flattern läßt. Welche Anmut in Holzpantinen! Welch einzige Vereinigung von derber Natürlichkeit und freiester Idealität! Es konnte gar nicht anders sein, als daß, kaum nachdem die Hülle gefallen war, dies Standbild beim Volke seinen Namen hatte („dat isern Wiw") und die selbstbewußte Stadt sich die über ihren Marktplatz ragende Silhouette zum festlichen Wahrzeichen erkor. Denn wie der Figürlichkeit eine hohe spezielle Symbolik innewohnt, solche Befriedigung allgemeiner künstlerischer Wünschbarkeiten gewährt diese Schöpfung Brütts in all ihrer plastischen Selbständigkeit.



Gewißheit

Der eine Tag verdrängt den andern.
Und unaufhaltsam rollt die Zeit;
Das ist ein Kommen und ein Wandern.
Und mancher gibt mir das Geleit.

Bald ist die Hoffnung mir Begleiter.
Bald bin ich müde. matt. verzagt;
Bald steh' ich hoch auf goldner Leiter.
Die strahlend bis zum Himmel ragt.

Bald lieg' ich weinend tief im Staube.
Bald ist das Herz mir voll und warm;
Bald schwindet mir der Mut. der Glaube.
Bald ruht die Welt in meinem Arm.

Ich weiß nicht. ob ich wache. träume.
Nur eines ist mir ganz gewiß:
Die Liebe dringt in alle Räume
Durch Leid und Nacht und Finsternis.

Wilhelm Kunze



Von ewiger Liebe

Erzählung

von

Otto von der Pfordten

(Nachdruck ist untersagt.)

Weihnachtsabend war's und richtiges Weihnachtswetter. Es schneite in großen Flocken, sanft und dicht senkten sie sich auf Dächer und Bäume. In der großen Stadt schmolzen sie freilich zuerst auf den feuchten und schmutzigen Straßen, aber sie kamen immer eifriger, immer dichter, unermüdlich lautlos herabgeflogen. Und sie siegten mit ihrer zähen Ausdauer; auf den schmelzenden Gefährtinnen faßten erst wenige Posto, dann immer mehr und mehr, und schließlich lag eine weiche weiße Decke auch über die häßliche kotige Straße gebreitet, und man sah nur noch Weiß, die Farbe des Friedens.

Auch sie paßten zur Weihnacht, diese Flocken. Den Schmutz der Welt zudecken, emsig, unermüdlich, sanftmütig, das ist der Liebe Arbeit. Viel Flocken verschlingt er, triumphierend, protzig; sie werden braun wie er oder sie zerschmelzen. Aber die Liebe läßt nicht nach; nicht in Sturmesbrausen, nicht mit

der Gewalt rollenden Donners fährt sie daher in der Wolke — nein, mit stillem, sanftem Sausen, in fast unmerkbarem Tupfen leise wallender Schneeflocken deckt sie das Gemeine, hüllt es ein, daß es schweige. Ein Sieg ohne Lärm, ein Kampf, geführt mit den Waffen sanfter Ausdauer und unabläſſigen Willens. Das ganze Jahr führt ihn die Liebe mit dem Schmutze, und am Weihnachtsabend hat sie gesiegt — man sieht nur eine weiße Decke ringsum, und Liebe und Frieden herrscht in der heiligen Nacht. — —

Das Weib, das einsam und müde sich durch die leere Straße schleppte, empfand nichts von dem Zauber; ihr sangen die Schneeflocken kein Weihnachtslied. Sie hatten sich schwer auf sie gelegt; die Falten des Ärmels und das Kopftuch, das sie mühsam zusammenhielt, lagen dicht voll Schnee. Sie war zu matt, zu gleichgültig, um sie abzuschütteln. Jetzt flogen sie auch in den schlechtbeschützten Hals, schmolzen auf dem warmen Körper und wurden zu Wasser. Ein Frösteln lief durch ihren Leib, aber sie schritt weiter, ziellos scheinbar, jedenfalls fühllos und stumpf.

Eine Zeitlang hatte sie sich an dem Straßengetriebe aufrecht erhalten. Das müde Auge war von den wechselnden Bildern mit schwachem Reize zum Sehen gestachelt worden, doch empfand sie kaum etwas. An den glänzenden Läden, der paketbeladenen Menge, durch das Gewühl des Christmarktes, durch den am letzten Tage doppelt laut ertönenden Lärm der Ausrufer und Verkäufer war sie durchgeschritten, ohne eine Miene zu verziehen. Es weckte keine Wünsche mehr in ihr, nur hielt es sie aufrecht, die Bewegung rüttelte die nachlassenden Nerven zu schwach zuckenden Regungen. Sie sah die Menschen, die Wagen, die Dinge, ohne sie sehen zu wollen.

Dann ging sie ziellos weiter, in ruhigere Straßen, wo die Flut zu ebben begann. Da sah man viel beleuchtete Fenster, viel heimkehrende erwartungsvolle oder befriedigte Gesichter. Von den Fensterreihen oben strahlte oft eines weit heller als die anderen: ein Christbaum brannte dahinter, von frohen Menschen umstanden; wer scharf sah, entdeckte wohl eine hüpfende, huschende Kindergestalt, oder man hörte die alten, ewig neuen Lieder von der stillen heiligen Nacht von Kinderstimmen gesungen. Sie hörte und sah nichts. Von der beglückenden Stimmung, die solch ein Abend allen bringt, die nur ein Wesen haben, das sie erfreuen können, kam nichts über sie. Die leisen Töne der Kinderstimmen, der gedämpfte Lichtglanz der hinter Gardinen und Vorhängen geborgenen Bäume war zu schwach, er rüttelte sie nicht auf.

Nur einmal hatte sie gelächelt, matt, herzzerreißend, wie die Irren lächeln. Das Kind einer armen Mutter, auf ihrem Arm hängend, hatte mit lautem Ah — ah! einen nahe am Fenster strahlenden Baum begrüßt und zurücksehnend die Hände danach gestreckt. Dort oben war sie gewesen, die Arme bei den Reichen; das arme Kind hatte sich der strahlenden Herrlichkeit wohl noch mehr erfreut als die Kinder des Hauses; reich beschenkt zog die Mutter dankbar heim in ihre kleine Behausung, und es war kein ungestilltes Sehnen, nein, ein glückliches Erinnern, ein Rückblicken nach eben genossenem Glück, das dem Kinde die Ärmchen emporzog und dem Mündchen sein kräftiges jubelndes Ah entlockte.

Da hatte Marianne gelächelt.

Dann starrte sie der Mutter nach, und mit unwillkürlicher Armbewegung fuhr sie an ihre linke Seite, wo ihr Kind zu ruhen pflegte, als sie es noch nicht begraben hatten.

Die Stelle war leer und voll Schnee; die rechte Hand sank zurück, etwas wie ein Seufzer, aber ohne Farbe und Klang, drang aus der engen Brust. Dann begannen die Füße wieder zu marschieren. Sie liefen von selbst, als seien sie aufgezogen wie ein Uhrwerk, als wollten sie ein Ziel erreichen, von dem doch der arme Kopf da oben nichts wußte. Der hatte ihnen keinen Befehl erteilt, und doch liefen sie weiter und weiter. Noch ruhiger wurden die Straßen, immer geringer der Menschenstrom. Die Zeit war vorgerückt, jetzt war alles zu Hause. Von den Türmen schlug es neun Uhr; in vielen Häusern waren die Bäume schon wieder ausgelöscht; die Menschen saßen heiter beim Essen, und die Kinder spielten mit ihren neuen Spielsachen.

Marianne war, ohne daß sie es gemerkt hätte, der Erschöpfung nahe. Sie wollte,

als sie von ihrem ärmlichen Dachstübchen ausging, sich recht müde laufen, um dann doch etwas traumlosen Schlummer zu finden, nun war sie weitab gekommen von der Gegend der Stadt, wo wenigstens eine leere Stube und ein Lager ihrer harrten.

Sie befand sich im Zustand eines Schlafwandlers, kaum schleppte sie noch den Körper weiter, und doch sah sie wie im Traum die Häuser, die Gärten, den Schnee. Nicht einmal den Hunger empfand sie mehr. Sie wollte sich umsehen, wo sie war, um nun doch noch nach Hause zu finden, aber sie kam nicht damit zurecht. Sie faßte den Gedanken, zu fragen, wo sie gehen solle; jetzt suchte sie nach Menschen, aber keiner kam mehr des Weges. Hier waren nur villenartige Gebäude mit kleinen Vorgärten, die sie von der Straße abschlossen. Niemand hörte in dem weichen Schnee ihren schwachen Tritt, und einen der vornehmen Portiers herauszuklingeln und nach der Richtung zu fragen, hätte sie nicht gewagt.

Da stolperte sie über einen Prellstein, den sie im Schnee übersehen, und schlug mit dem Kopf hart gegen einen vorstehenden Klingelgriff von blinkendem Metall.

Der Schlag hatte sie betäubt, sie richtete sich nur zum Sitzen auf und strich sich über den schmerzenden Kopf. Wie sie so saß, fiel der Schein einer nahen Laterne gerade hell strahlend auf den absichtlich so angebrachten Griff. Auf ihm stand in deutlicher Schrift:

Dr. W. Herbeck.
Nachtglocke.

Die Worte trafen ihr Auge, ohne daß sie hätte lesen wollen. Anstatt sich aufzurichten, sank sie in den Schnee zurück. Die rechte Hand fuhr nach der Herzgegend, der Kopf sank auf den Prellstein. Keine Bewegung, die Klingel zu ziehen — nein, der Kopf wandte sich unwillkürlich ab von den glänzenden Lettern, als das Bewußtsein entschwand.

Und nun begannen die Schneeflocken ihr emsiges Werk. Sie eroberten ein Plätzchen der regungslosen Gestalt nach dem anderen; nur auf der Stelle, wo das Herz schlagen sollte, schmolzen sie.

* * *

Ganz ohne Geräusch war dies alles trotz des weichen Schnees nicht vor sich gegangen. Oben im Hause war ein Fenster nur angelehnt gewesen, aus dem sich vorher schon oft ein Frauenkopf wie suchend herausgeneigt hatte. Auch jetzt erschien er wieder am Fenster. „Bist du's, Wilhelm?" rief es herunter. Keine Antwort.

Da beugte sich der Frauenkopf weiter vor, so daß auch ihm die Flocken sich rasch auf das Haar legten.

Die Frau Doktor sah etwas Dunkles im Schnee liegen — was es war, sah sie nicht recht. Eben wollte sie das Fenster wieder schließen, da regte sich eine Hand an der dunklen Masse, die rechte war's, die erschlaffend vom Herzen herabsank. „Ein Mensch," klang es oben; „Rieke, Rieke, sieh mal schnell nach, was da ist!" Bald erschien das Mädchen, in ein dickes Kopftuch gehüllt, und spähte vorsichtig durch die Eisentür des Vorgartens. Dann kehrte sie kopfschüttelnd wieder um. Oben entstand ein lebhaftes Hin- und Herreden: was sollte man tun?

Aber die Frau Doktor war ein energischer Charakter und an ärztliche Pflichten gewöhnt; so entschied sie sich bald: „Ein Patient wird es sein, der meinen Mann noch holen wollte und vor Mattigkeit umgefallen ist. Komm rasch und laß uns sehen." Beide Frauen erschienen wieder mit einer Laterne, denn der Schnee hätte jedes Licht verlöscht. Sie brauchten aber die Hilfe des Hausmeisters, den Rieke herbeiholte, um die Ohnmächtige aufzuheben und in das Wartezimmer des jungen Arztes auf eine Chaiselongue zu legen. Alles mögliche wurde versucht, sie ins Leben zurückzurufen, aber noch immer nicht wollte das Bewußtsein wiederkehren. Da klang draußen die Gangtür, vom Schlüssel des Hausherrn geöffnet.

Er trat rasch in das Zimmer; vom Licht der Untersuchungslampe grell beleuchtet, lag da eine Kranke, und seine Frau bemühte sich darum. Das Mädchen war nach der Apotheke gelaufen. Und das Gesicht — das Gesicht — wer war es doch?

Im selben Augenblick stand die junge Frau auf, um ihren Gatten zu begrüßen und das Vorkommnis zu erklären. Da schlug auch schon die Ohnmächtige die Augen groß auf.

Zwei Augenpaare starrten einander an; über das Gesicht des Doktors fuhr ein Blitz fahlen Entsetzens, und die Frauenlippen murmelten: „Wilhelm.“ Dann schloß die Kranke die Augen wieder. Während dieses Augenblickes war mit zwei anderen Augen eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Sie waren ahnungslos ruhig zu dem Gatten aufgeschlagen gewesen, jetzt ging ihr Ausdruck über in ungläubiges Staunen, heftigen Schreck und endlich in unwillige Eifersucht, als die junge Frau die Bewegung auf dem Gesicht ihres Mannes bemerkte.

Aber der war rasch Herr der Situation. Den leise gehauchten Vornamen von den blassen Lippen hatte seine Frau vielleicht im Aufstehen überhört. Das andere war leicht zu erklären. Er kannte die Patientin, die er aus Mitleid behandelt hatte; er erklärte ihr Leiden, ordnete an, was zu geschehen habe, und entledigte sich jetzt ruhig des schwerbeschneiten Pelzes und seiner Instrumente. Noch in der heiligen Nacht hatte er soeben einem kleinen Weltbürger ans Licht des Lebens verhelfen müssen, darum wartete seine Frau so lange mit der Bescherung. Es war nicht leicht gewesen, aber seine Kunst hatte gesiegt. Der Fall hier war leichter.

Wein wurde eingeflößt, der Körper warm gerieben, das allzu nasse Gewand durch alte Kleider der gnädigen Frau ergänzt. Bald lag die traurige Gestalt warm und neubelebt auf dem Lager; nur der Schlummer wollte nicht weichen. Immer wieder sanken die Lider zu, so oft sie auch krampfhaft sich gehoben hatten, und dem Munde entfloh kein Laut, der jemand hätte beunruhigen können. Nach einer halben Stunde war man einig, freilich unter sehr verschiedenen Nebengedanken, daß die Frau ruhig hier liegen bleiben sollte, bis sie von selbst erwachte. Rieke sollte von Zeit zu Zeit nachsehen. Doktors aber gingen hinüber ins Wohnzimmer, um ihre Geschenke in Empfang zu nehmen, die sie sich zugedacht hatten. Die Tafel, besonders die der Dame, war reich und kostbar besetzt; aber ein Christbaum wurde nicht angezündet. Der brennt nur, wo Kinder sind.

Auch die Frau Doktor hatte dank ihrer guten Erziehung den Ton augenblicklich wiedergefunden, in dem sie sonst mit ihrem Gatten verkehrte, und eine Frage rasch hinabgeschluckt, die schon über die Lippen wollte. Der Ton der Gatten war recht herzlich an dem Abend, nicht ganz so kühl wie sonst; sie sprachen ihre Freude an den reichen Gaben, die sie selbst und ihre Eltern und Verwandten bereitet, fast lebhafter aus, als es bei so verwöhnten Menschen natürlich war. Es war, als sollte etwas Unangenehmes verwischt werden; emsig wie die Schneeflocken draußen mühten sich Mann und Frau, heiter, freundlich und gemütlich zu sein. Bald saßen sie nebeneinander an dem Speisetisch, und der Doktor ließ sich das Weihnachtsessen nach beendeter Tagesarbeit schmecken. Ebenso friedlich und ruhig gingen die Gatten schlafen. Die Fremde konnte ja ruhig weiter schlafen bis zum Morgen, denn zum Heimkehren war's ja doch zu spät. Der Doktor erzählte seiner Frau, sie habe keine Angehörigen, die sie erwarteten, und Ruhe sei das beste für ihren Zustand. So wurden die Lichter gelöscht; nur die Tür nach dem Korridor blieb offen, damit Rieke es hören könne, wenn die Kranke erwachte.

Beim Gutenachtsagen senkte der Mann noch einmal einen tiefen prüfenden Blick in die Augen seines Weibes, aber sie schauten ihn freundlich und unbefangen an. Sie hatte augenscheinlich nichts gehört.

* * *

Die arme Frau in der seltsamen Umgebung des Vorzimmers schlief fest und tief einen traumlosen Schlaf. Und hätte sie geträumt — von dem Seltsamen, das sie erlebt, wäre es nicht gewesen; eher von dem, was sie seit Wochen alle Nächte träumte, von ihrem einzigen Kinde, das sie nicht mehr hatte. Die Frau Doktor lag mit geschlossenen Augen, ruhig atmend unter der Decke; unablässig tönte vor ihren Ohren das eine Wort, der seltsam aufflackernde Laut, den sie aus der Kranken Munde vernommen. Sie überlegte, sie kombinierte nicht; nur unbestimmte Angst vor etwas Geheimnisvollem und die Empfindung bewegte sie, daß in ihre bisher so ruhige Ehe etwas Störendes eingetreten sei. Es war ja keine glühende Leidenschaft gewesen, die sie mit ihrem Gatten zusammengeführt, dem früheren Assistenten ihres Vaters, und auch die Stürme auf- und abwogender

Gefühle waren ihnen erspart geblieben. Es war alles so klar und ordentlich gewesen bis zum heutigen Tage, verständig und angenehm, wie es ihrer Erziehung und ihrem Wesen entsprach.

Das nie gekannte Gefühl der Eifersucht nagte an ihr und bereitete ihr zunächst eine leise quälende Pein, die sie nicht schlafen ließ. Daneben regte sich unbewußt eine brennende Begierde, mehr aus jenem Munde zu hören als das eine Wort, das sie vernommen hatte.

Der Herr des Hauses war der einzige, der die Situation klar übersah. Welcher unglaublich ungeschickte Zufall! Anfangs hatte er sich sehr geärgert über die Unverschämtheit Mariannes, am Weihnachtsabend in sein Haus zu platzen und in solcher Weise. Nach der genauen Erzählung seiner Frau mußte er sich freilich sagen, daß eine Absicht hier kaum vorlag. Hatte doch die Unglückliche die Klingel nicht berührt, vor der sie zusammengesunken war. Es schien doch nur ein Zufall, aber einer, der sehr unangenehm werden konnte. Er war sich klar bewußt, ein kühnes Spiel zu wagen, als er entschied, daß die Fremde unter seinem Dache bleiben sollte. Doch schien es ihm am geeignetsten, den völlig Unbefangenen zu spielen. Morgen bei ruhigem Bewußtsein erwacht, würde sie ihn und sich gewiß nicht verraten; er kannte ihren Charakter. Und er versprach sich in der Stille, dann besser für die Arme zu sorgen, die nun doch einem Elend verfallen war, vor dem er sie sicher bewahrt zu haben gehofft hatte.

Draußen hatten die Schneeflocken indessen noch eine Weile versucht, ihre sänftigende Decke auch über dieses Haus und seine Bewohner zu breiten, bald aber hatten sie es aufgegeben.

* *
*

Von den Türmen schlug es in langsamen Schlägen Mitternacht. Die dunkle Gestalt im Wartezimmer fuhr von ihrem Lager auf und starrte wild in das vom Mondlicht beschienene Gemach, sich mit der Hand Augen und Stirn reibend, um zur Besinnung zu kommen. Ein heller Strahl hatte sie getroffen, da man vergessen, hier die stets zurückgeschlagenen Vorhänge zu schließen. Langsam dämmerte in ihr das Bewußtsein, wo sie sich befand.

Da war ein Tisch mit Büchern und Kunstwerken — viele Stühle drum — Blumen am Fenster — Kupferstiche an den Wänden. Eine Tür stand angelehnt; offenbar hatte man sie nicht geschlossen, um die Kranke nicht zu wecken — ein paar Schritte, sie stand in einem anderen Raume, dem Studierzimmer des Arztes. Auf dem Schreibtisch, grell vom Mond beleuchtet, eine Photographie — ein Brautpaar; die Braut kannte sie nicht, aber ihn — ihn — kannte sie wohl.

Da war sie schon auf den Schreibstuhl gesunken und starrte das Bild an; ihre Gedanken begannen sich zu ordnen. Noch war sie wie im Traum — wie geistesabwesend bewegten sich zuckend ihre Hände. Sie ergriffen unwillkürlich ein schönes Papiermesser aus Bronze, von der Form eines Dolches. Das richtete sie bald gegen das Bild, bald gegen sich selbst, unablässig. Sie bohrte damit gegen ihr Herz, bis sie leisen Schmerz empfand, dann ritzte sie das Glas, das dort die zwei Menschen deckte und schützte — kraftlos und schwach waren die Bewegungen, aber sie wiederholte sie.

Das dauerte eine ganze Weile. Der Mond rückte vor und lag nun nicht mehr voll auf dem Bilde, sondern auf ihr selbst. Da öffnete sich die Tür weiter, und auf der Schwelle stand eine zweite weibliche Gestalt, die unhörbar leise durch die Reihe der Zimmer gekommen war. Den Schlafrock rasch übergeworfen, die schönen Haare in einfachem Knoten, lehnte sie überwältigt an dem Türpfosten.

Vor ihr, auf dem Stuhl ihres Mannes, saß eine Geistererscheinung. Die schwarzen Haare hingen in Strähnen an dem abgezehrten Gesicht herunter, das einfache Gewand sah im tiefen Schatten aus wie ein Büßerkleid; nur die Augen starrten im Mondlicht unheimlich vor sich hin. In den mageren Händen hielt sie einen Dolch und drückte ihn langsam bohrend gegen das Herz, ohne Anstrengung, nur leicht die Finger auf den Griff gelegt, die keiner Kraftäußerung fähig waren.

Plötzlich packte die junge Frau ein Furchtgedanke; sie vergaß, wie stumpf die Spitze des Messers war, das sie selbst ihrem Bräu-

tigam geschenkt hatte, sie konnte nur die Stellung nicht mehr sehen, die Spitze gegen ein Herz gerichtet, das ... so fuhr sie mit der Hand danach, um es wegzureißen: „Sie sollen sich nicht töten —“ Im Geist ergänzte sie den Gedanken: jetzt nicht und später auch nicht.

Marianne fuhr auf, das Messer fiel auf den Teppich, und die beiden Frauen standen sich gegenüber.

„Wer sind Sie?“ rief die Fremde. Die Erscheinung in der Tür sah ganz anders aus als die Photographie.

„Die Frau des Arztes, der Sie beherbergt,“ sagte ruhiger die Frau Doktor. „Sie lagen gestern abend bewußtlos vor unserer Tür, wir mußten sie die Nacht über hier behalten. Was wollen Sie hier an dem Schreibtisch meines Mannes?“

Aber die Unglückliche war nicht fähig, auf diesen ruhigen Ton einzugehen; ihre Gedanken waren zu weit abseits gewesen in der Vergangenheit, um die ihr gänzlich gleichgültige Gegenwart zu erfassen.

„Das ist seine Frau,“ murmelte sie vor sich hin. „Wissen Sie das so sicher?“ sagte sie plötzlich lauter. „Auch mir hat er gehört, Sie sind die zweite, Sie sind der Eindringling! Sie haben mir alles zerstört, was ich besaß — nun sitz' ich hier und bleibe auch, bis er kommt und uns beide sieht — beide — nebeneinander. Ja, ja, so lange. Rufen Sie nur, ich warte.“

Die junge Frau durchrieselte ein unheimlicher Schauer. Sie fürchtete sich namenlos vor diesem Gemisch von Verstand und Irrsinn. Und dennoch blieb sie mutig stehen; unbewußt wollte sie von der Fremden noch weiteres erfahren, Gewißheit haben. Aus diesem Gefühl heraus sagte sie kurz: „Was glauben Sie für ein Recht zu haben an meinen Mann?“

Da fuhr Marianne auf, und es war, wie wenn ein plötzlicher Windstoß in schlaffe Segel fährt, daß der Kahn auf einmal rasend vorwärts stürzt, um dann scheinbar stillstehend wieder weiterzugleiten. „Was ich — für ein Recht? — Haben Sie ihn geliebt wie ich, haben Sie durch ihn gelitten wie ich, geduldet, geweint, geflucht und gebetet und ihn dennoch geliebt? Ja? Sie auch? Wissen Sie, was das ist — Liebe im Elend — Liebe in der Verzweiflung? Ja? Sagen Sie es, wenn Sie es auch kennen, dann sind Sie meine Schwester, meine Genossin. Oder haben Sie ihn noch mehr geliebt als ich — ach, das ist unmöglich! Unmöglich, sag' ich Ihnen! Oder glauben Sie? Wirklich?“

Die junge Frau gab keine Antwort. Das war weit schlimmer, als sie je gefürchtet und erwartet hatte. Sie war auf das Schlimmste gefaßt, sie fühlte die Gegnerin schon auf sich zuspringen und sie fassen, würgen, niederwerfen. Aber der Sturm war schon vorbei. Marianne hatte gar nicht auf die ausbleibende Antwort gewartet.

Sie hatte das Bild ergriffen, das sie vorhin angestarrt, und hielt es in den Händen: „So hat er neben mir nicht gestanden, so ruhig, so freundlich. Wenn wir zusammen gingen — selten genug und nur wenn es dunkel war —, dann preßte er meinen Arm in den seinen. Dann hängte ich mich an ihn, so warm, so hingebend, so innig. Und wir sprachen von allem und doch von nichts, von demselben immerfort, wie wir uns liebten. Hat er Ihnen das alles auch gesagt? Die tausend zärtlichen Namen gegeben? All die süßen Schmeichelworte? Und wie schön er mich fand — damals — mich! Jetzt freilich — Ja, wer all das erlebt hat, was ich — aber ich will es Ihnen erzählen, gerade Ihnen. Ein Mensch soll es doch einmal hören, und ihm hab' ich die Hälfte verschwiegen, was sag' ich — fast alles. Es hätte ihn so traurig gemacht. Und ich liebte sein Lachen so sehr, wie er noch das Bärtchen hatte, dünn, ganz schwach, und das tanzte um die feinen Lippen. Lacht er denn noch so viel wie damals?“

Die Zuhörerin war nicht im stande, etwas zu antworten, sie hatte es auch nicht nötig; ihr Gegenüber wartete nicht, was sie wohl sagen würde. Indes sich der jungen Frau ein apathischer Zustand bemächtigt hatte, in dem sie alle die Nadelstiche nur wie eine einzige Pein fühlte, rauschte die Rede der anderen in dem Sessel da unaufhaltsam weiter, ohne Erbarmen, ohne eine Ahnung, was die Zuhörerin darunter litt. Sie wühlte in ihrem Schmerz, und hätte sie denken können, was die junge Frau empfinden mußte, sie hätte es ihr vielleicht doch nicht erspart.

Die Demütigungen der Eltern, der Freundinnen, der Nachbarn, das Erkalten der Liebesflamme, die Katastrophe, das Elend, der Tod ihres Kindes, dessen Liebreiz sie in glühenden Farben der Mutterliebe schilderte, ihre eigene Krankheit und ungestillte Sehnsucht nach —

Da trat der ein, von dem sie sprach.

Aus schweren Träumen jäh aufgefahren, hatte er das Lager seiner Frau leer gefunden, rasch den Schlafrock umgeworfen, sie im Wartezimmer bei der Kranken gesucht und — beide hier gefunden. Noch hatte ihn Marianne nicht erblickt; seine Frau lehnte regungslos am Türpfosten.

Und immer noch flutete der Redestrom der anderen weiter, während der Mond auf den schwarzen Haarsträhnen lag, die sich nur noch leise bei heftigeren Worten bewegten. Ganz kurz nur hörte er zu, dann trat er entschlossen vor. Seiner Frau zuflüsternd: „Sie spricht im Fieber," rief er die Kranke kräftig an: „Fräulein Marianne!"

Wie ein Blitz traf der Ton und das Wort. Das blasse Gesicht fuhr nach dem Sprecher herum, starrte ihn eine Sekunde lang an, dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Der Arzt trat auf sie zu und versuchte sie mit den gewohnten Ausdrücken ärztlicher Hilfeleistung zu beruhigen. Sie ließ es willenlos geschehen. Sie sträubte sich auch nicht, als er sie schonend und sorgsam von dem Sessel aufhob, nur das Weinen wollte nicht nachlassen. Aber es war kraftlos, schwach, wie das stiere Heulen der Irren, gleichmäßig, ununterbrochen. Es hörte sich herzzerreißend an, mehr tierisch als menschlich, der reine leidenschaftslose Naturlaut eines schmerzgequälten Körpers. Es hielt noch an, als er sie wieder auf das Ruhebett gelegt und in die Decken eingehüllt hatte; er setzte sich neben das Lager und legte seine Hand auf die fieberheiße Stirn, wo das Blut an die Schläfe tobte; da ließ das Stöhnen nach und ging in leises Wimmern über, wie das eines Kindes. Er merkte, daß seine Hand beruhigte, und ließ sie dort liegen; da streckte sich der ermattete Körper langsam aus, die zuckenden Hände sanken auf die Decke, die Lippen murmelten Unverständliches. Nach fünf Minuten konnte er die Hand von der Stirn wegziehen, ohne daß sie danach hastig gegriffen wie vorher. Marianne schlief.

Als der junge Arzt mit einem tiefen Aufatmen der Erleichterung aufstand, nach seiner Frau zu sehen, fand er sie ohnmächtig hingestreckt auf dem Teppich seines Zimmers.

* * *

Der Morgen des ersten Weihnachtstages brach an, und die Sonne kämpfte siegreich mit dem Frühnebel. Spät und schlaftrunken erwachte Rieke. Ihr war, als hätte sie in der Nacht seltsames Geräusch gehört, aber es hatte nicht genügt, sie aus dem gewohnten tiefen Schlafe zu wecken. Jetzt erfaßte sie die Angst; sie sprang nach der Gangtür: die war von innen verschlossen wie am Abend. Sie lugte in das Wartezimmer, die Kranke schlief fest, warf sich heftig umher und redete irre, wachte aber nicht auf. Nun ging das Mädchen an ihre gewohnte Beschäftigung — alles war ja wie gewöhnlich. Sie mußte doch wohl geträumt haben. Im Herrenzimmer war der Schreibtischstuhl verrückt, ein Dolchmesser lag auf dem Boden, das sonst immer seinen Platz oben hatte; da sagte sie sich: der Herr war an seinem Schreibtisch, das war's. Er schien schon vor ihr aufgewesen zu sein, denn bald erschien er, vollständig angezogen, mit Hut und Mantel, und begann in seinem Zimmer auf und ab zu gehen. Sie machte Feuer und ging ihren anderen Geschäften nach; vieles Nachdenken war nicht ihre Sache.

Bald schien der Doktor seinen Entschluß gefaßt zu haben. Marianne mußte aus dem Hause, sobald wie möglich, ehe seine Frau erwachte, die erst gegen Morgen in einen apathischen Schlaf gesunken war. Er verließ das Haus und kehrte schon nach einer halben Stunde mit einer Schwester vom nahen Krankenhause, einer Krankenbahre und zwei Trägern zurück. Geschäftsmäßig trat die Schwester an das Lager der Kranken, ihren Zustand zu prüfen, indes die Träger Decken und Kissen herrichteten, um sie hinabzutragen. Der Doktor stand schweigend am Fenster und sah in den Schnee hinaus, der in der Morgensonne glitzerte. Die Kinder des Hausmeisters waren schon unten im Vorgarten, sie hatten zum Christfest Schau-

fel und Spaten bekommen und waren eifrig daran, einen Schneemann zu bauen; es ging nicht recht vorwärts, denn der Schnee ballte sich zu schwer, und unversehens hatte eines dem anderen eine Kugel zugesandt, was jedesmal mit lautem Jubel begrüßt wurde. Die frischen roten Gesichter glänzten vor Arbeit und Freude, und die wenigen Vorübergehenden blickten mit Vergnügen nach dem fröhlichen Treiben, dem auch der ernste Mann dort oben am Fenster schweigend zusah.

Es dauerte eine ganze Weile. „Herr Doktor,“ sagte endlich leise die Diakonissin.

Da fuhr er herum: „Was ist, Schwester; sind Sie noch nicht so weit?“

Die Krankenpflegerin stand verlegen. Der Arzt mußte doch so gut wissen wie sie, daß die Kranke da nicht transportabel war. Das Fieber raste, der Puls ging hoch, während die Hände und Füße sich eiskalt anfühlten. Jetzt hinaus in die kalte Morgenluft — das war der Todesstoß für das kranke Geschöpf! Das wußte er so gut, wie sie es wußte; es ihm sagen, war also eine Beleidigung.

Und dennoch — es schien, als dächte er nicht daran, mit dem ungeduldigen Gesicht, das er da ihr zuwandte. War es denn nicht ihre Pflicht, ein Wort zu sagen, das ihn bestimmte, zu warten, wenigstens einige Stunden, wenigstens bis die Mittagssonne die Luft erwärmt und die Feuchtigkeit aufgesogen hatte?

„Herr Doktor,“ begann sie nochmals, „wir haben 96 Puls!“

„Ich weiß,“ sagte der Arzt kurz, „in der Nacht war schon hohes Fieber. Es ist ein Nervenfieber augenscheinlich.“

Noch einen Anlauf. „Es ist draußen sehr kalt heute morgen,“ stammelte die Pflichtgetreue verwirrt, „die Sonne ist noch nicht lange —“

„Rieke, bringe noch meine Schlafdecke zum Zudecken, die ist sehr warm,“ sagte der Unerbittliche rasch, wie wenn er sich selbst widersprechen müßte. Er wußte ja alles, was ihm die Schwester sagen konnte; der Arzt und der Mensch in ihm kämpften einen heftigen Kampf, der sich aber in keiner Miene verriet.

Die Schwester drehte sich wieder zu der Kranken, ihre Verstörung zu verbergen. Sie wußte nicht, was sie denken sollte von dem jungen Herrn, den sie nicht anders kannte als barmherzig und feinfühlend.

Rieke brachte die Schlafdecke. Niemand nahm sie ihr ab.

Wieder eine Pause.

Die Schwester kämpfte mit sich selbst. Was ging es sie schließlich an. Aber — es war ein Mitmensch, der vor ihr lag, ein wehrloses Opfer, um das das Los geworfen wurde. Sie sollte, sie mußte.

Unwillkürlich sprach sie in der Angst lauter, als der Respekt und die Gewohnheit sie sonst gelehrt hatte. „Herr Doktor, es geht wirklich nicht! Wollen Sie nicht nochmal hierher kommen, untersuchen, den Puls fühlen — ich kann mich ja verzählt haben. Wollen Sie nicht das Thermometer einlegen; ich kann sie so nicht hinbringen, der Herr Oberarzt wird mich schelten. Bitte, kommen Sie doch nur noch einmal hierher.“

Aber er kam nicht. Was die Frau da aussprach, er hatte es sich fortwährend selbst gesagt. Aber dagegen eine andere Stimme: Nur fort aus dem Hause, von deiner Frau, daß das Haus wieder rein wird, wie es war, die rasende Nervenaufregung schwindet; nur erst fort, dann — ja dann wird es sich finden. Im Krankenhaus ist sie am besten gepflegt. Zweite Klasse, nicht bei den Armen — er will oft hinkommen, Wein mitbringen, alles tun. Aber fort, von hier fort!

Die Worte der Schwester hatten ihn getroffen wie ein Messer. Er vergaß zu antworten; unwillkürlich legten sich seine Hände ineinander und preßten sich, daß es schmerzte. Was sollte nun werden?

Da tat sich leise die Tür des Nebenzimmers auf, und die junge Frau trat ein. Sie hatte die erregten Worte der Schwester gehört. Nun kam sie ruhig auf die Gruppe zu und sagte mit Freundlichkeit: „Sie meinen, die Arme sollte lieber hier bleiben, Schwester?“ Und als diese nickte, gab sie ruhig die nötigen Befehle, die Fremdenstube zu heizen, das Bett neu zu beziehen und die Wärmflasche zu füllen. Die Träger wurden fortgeschickt, die Schwester blieb. Sie hätte am liebsten der jungen Frau die Hand geküßt oder den Saum ihres Morgenrockes, wagte es aber nicht und half nur

ruhig beim Umbetten. Bald lag die Kranke in dem freundlichen, sonnigen Zimmer.

Der Doktor hatte seiner Frau nur einen einzigen langen Blick zugeworfen, ein „Dann ist es gut, sie bleibt hier!“ gemurmelt und weiter kein Wort mehr gesagt. Bald fühlte sich auch die Schwester überflüssig. Wieder war es die Frau Doktor, die kurz entschieden hatte, sie bedürfe niemand und wolle die Kranke selbst pflegen. Da hatte sich die Schwester empfohlen. Die Hand, die sie beim Abschied küssen wollte, hatte die Hausfrau ihr entzogen, kein Lächeln war auf ihre Lippen gekommen bei den dankbar begeisterten Worten der Pflegerin.

Als die junge Frau nach ihrem Manne suchte, um ihn noch einiges zu fragen, ihm ihre Entscheidung zu erklären, da war er fort; um Besuche zu machen, wie das Mädchen berichtete.

Aber in den Anlagen des nahen Parkes sahen die wenigen Spaziergänger einen ruhelosen Wanderer, der, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, keinen Sinn zu haben schien für die köstliche Winterpracht der Natur, die ihn umgab.

* * *

Gegen Mittag kam der junge Arzt wieder heim in Begleitung einer Wärterin, die gerade frei war. Seine Frau wollte Einspruch erheben, die Kranke selbst pflegen, niemand Fremdes im Hause haben, allein der Doktor überzeugte sie in kurzen Worten, daß dies nicht ginge, vor allem schon der Leute wegen. Die Flurklingel, die eben ertönte und Besuch von Verwandten brachte, hob schnell die Diskussion auf; die Pflegerin blieb. Es gelang der jungen Frau gut, ihre Erregung zu verbergen und die Besucher sogar heiter zu empfangen.

Die Welt mit ihren Anforderungen trat rasch zwischen sie und ihren Mann; noch hatten beide kein Wort über die Vorfälle der letzten Nacht gewechselt. Zum Mittagsessen waren sie wie alljährlich zu den Schwiegereltern gebeten. Sie verständigten sich rasch, daß dies ohne Aufsehen nicht zu umgehen war.

Die Kranke war versorgt und noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen.

Man hielt das Ehepaar lange fest im Kreise der Verwandtschaft, und niemand ahnte, was die beiden bewegte. Sie brauchten ja nicht miteinander zu reden vor den anderen; jedes gab sich für sich allein Mühe, heiter zu erscheinen, und da sie auch für gewöhnlich nicht allzu lebhaften Temperamentes waren, erschienen sie heute nicht viel ruhiger als sonst. Die junge Frau war zumal am Weihnachtsfeste nie besonders froh erschienen, da ihr das Kinderlachen im eigenen Hause fehlte; sie hatte einmal offen eingestanden, daß ihr ein Christbaum und die Kinderfreude immer einen Stich ins Herz gäben.

Es war spät am Abend, als sich das Ehepaar losgemacht hatte und nun durch den kalten Winterabend der Wohnung zuschritt. Sie gaben sich nicht den Arm wie sonst wohl; die junge Frau wickelte die Arme fest in den Mantel und ging, so rasch sie konnte. Wieder fiel kein Wort zwischen den beiden.

Als sie ihr Haus erreicht, betraten sie unwillkürlich beide zuerst das Zimmer, wo die Kranke lag. Eine gedämpfte Lampe brannte; die Wärterin strickte; die Patientin lag ruhig.

Die Wärterin berichtete dem Arzt sachlich ihre Beobachtungen; dieser gab noch einige Anordnungen und ging dann in sein Studierzimmer. Die junge Frau aber rückte sich einen Stuhl an das Bett und saß lange da und studierte sorgfältig die Züge, jede Linie, jede Falte des früh gealterten Gesichtes da im Bette. Die Fieberröte verschönte es; man konnte leicht erkennen, wie die Züge gewesen sein mochten, als sie noch jung war. Die Frau malte sich das Gesicht aus, wie es gewesen sein mochte, als ihr Mann es geküßt und gekost hatte. Vielleicht malte sie zu idealistisch. Dann trat sie vor einen Spiegel und sah sich selbst an.

Und dann ging sie hinaus und ordnete den Teetisch zum Abend wie alle Tage.

* * *

Beim Tee unterhielten sich die beiden über die Krankheit. Der Arzt gab erklärende Auskunft auf die kurzen Fragen seiner Frau; es sei ein heftiges Nervenfieber, die Kräfte schwach, jetzt noch gar nichts zu sagen. In

einigen Tagen sei die Kranke ohne Zweifel transportabel. Noch immer dachte er an das Äußerliche, dachte daran, den Stein des Anstoßes wenigstens aus dem Gesichtskreis zu entfernen; sie schon lange nicht mehr.

Sie hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln. Ohnehin eine ruhige, wohlerzogene Natur, hatte sie den langen Vormittag genutzt, um ihre Gedanken zu ordnen. Daß Marianne hier bleiben sollte, war ihr klar; ganz anderes gab ihr immerfort zu denken.

Das Mädchen ging ab und zu, um abzuräumen; der Doktor zündete sich eine Cigarre an. Nun kam Rieke sicher nicht mehr herein, es war ganz still in den behaglichen vorderen Zimmern, aber den beiden Menschen war es doch wie ein Alp auf der Brust, daß sie nun allein waren.

Einen ganzen Tag lang hatten Verhinderungen aller Art ihnen ermöglicht, ruhig zu bleiben; nun mußten sie sich sprechen. Aber keines schien einen Anfang zu finden. Die junge Frau faßte zuerst Mut, sie wollte auf ihr Ziel losgehen mit Todesverachtung.

„Hast du sie sehr lieb gehabt, Wilhelm?“ fragte sie ganz plötzlich und wie selbstverständlich.

Ihr Mann sah sie lange an — voll, gerade ins Gesicht; dann sagte er langsam: „Ja.“

„Und du hast sie verlassen.“

Er wandte sich ab. „Wir paßten nicht zueinander.“

„Passen wir besser zueinander?“

„Emma! ich bitte dich.“

„Nein, weiche mir nicht aus, sage mir die Wahrheit, Wilhelm.“

Er trat einen Schritt näher auf sie zu, doch ohne sie zu berühren. „Ich denke, das müßtest du doch nun nach drei Jahren so gut wissen wie ich, Emma,“ sagte er ernst.

„Meinst du — ja — das freut mich,“ die Stimme der jungen Frau, bisher klar und ruhig, kam ins Wanken, „aber —“

„Was meinst du, Emma?“ sagte er beinahe weich.

Da warf sie sich schluchzend an seine Brust und stammelte: „Sie — sie — hätte dir Kinder schenken können! Gewiß — und ich —“ Das übrige erstarb in bitterem Weinen.

Wilhelm beruhigte sie, so gut er konnte. Sie war auch bald wieder gefaßt und zog sich beinahe mit Scham aus seinen Armen. Sie saßen wieder am Tisch.

Da starrte sie ruhig vor sich hin, mit noch vom Weinen trüben Augen, und sagte leise: „Kann man sich deswegen scheiden lassen?“

Er fuhr auf. „Emma, das geht zu weit, du tust mir und dir unrecht,“ und er wollte auf sie zu und ihr sagen, daß er sie liebe und sie nicht lassen wolle; aber sie floh vor ihm, heftig abwehrend.

„Nein, nein! Sage nichts; ich weiß alles. Unsere Ehe war eine Konvenienzehe. O, wie ich das Wort immer gehaßt habe! Und nun bin ich selbst eine solche — solche elende Frau. Du hast geheuchelt — alles geheuchelt. Sie hast du geliebt. Und nun sei wahr, sei einmal wahr. Sage mir's, sage mir's ins Gesicht, daß ich es höre — ich will es hören!“

Das war zu viel für ihn. „Wenn du es besser weißt, brauche ich dir ja nichts mehr zu sagen. Wer weiß, ob du mir jetzt glaubst, was ich dir sage. Ich habe ja immer gelogen.“ Und damit schoß er hinaus und in sein Studierzimmer.

Als er nach einer Viertelstunde zurückkam, den Faden wieder anzuknüpfen, seine Frau zu beruhigen, der gegenüber er doch unmöglich lange den Beleidigten spielen konnte, da war sie nicht mehr da. Sie saß wieder drüben in dem Krankenzimmer und starrte in ihr Schicksal — auf die traurige Gestalt dort, die ihr Schicksal bedeutete.

Der Doktor ballte die Hände vor Ärger, aber da war nichts zu machen. Die Pflegerin saß dabei, vor ihr konnte er nichts reden. Und seine Frau schüttelte nur schweigend den Kopf, als er sie bat, herüberzukommen.

* * *

Frau Doktor Emma Herbeck kam sich selbst wie verwandelt vor; es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr etwas begegnet war, was sie gänzlich irritierte, und daß sie Worte gesagt hatte, die sie nicht ganz vertreten konnte. Sie war die Tochter eines berühmten Geheimen Medizinalrates; aufgewachsen in vornehmem Familienkreise, gut

erzogen; und ihr Leben war ohne besondere Erregungen dahingeflossen. Sie war nicht besonders hübsch, doch ohne irgend häßlich zu sein; so hatte sie nicht zu viel Verehrer gehabt, und doch war sie stets wohltuend beachtet worden. Klug und belesen, hatte sie sich die Welt ihrer Meinung nach ziemlich klar zurechtgelegt. Sie hatte gehört, daß eine Frau nicht gut tut, den Mann viel um sein Vorleben vor der Ehe zu quälen, und hatte nie eine solche Frage an ihn gestellt. Er war ihr drei Jahre ein trefflicher, aufmerksamer Gatte gewesen und sie ihm ebenso eine gute Frau und Hausfrau; übergroße Zärtlichkeit und Schwärmerei war freilich nie dabei gewesen, und sie hatte es auch nicht vermißt. Sie war dergleichen von ihren Eltern nicht gewohnt; es lag nicht in ihrer Natur. Flüchtige Beobachter erklärten die jungen Leute für ein musterhaftes Ehepaar; sehr scharfblickende vermißten wohl ab und zu etwas — bei ihr die Weichheit, bei ihm einen sichtbaren Ausdruck von Glück. Aber auch das Gegenteil war nie zu Tage getreten; kaum daß sie je sich eines Streites erinnern konnte.

Daß ihr Mann anders hätte sein können, wäre ihr nie eingefallen. Sie vermißte es nicht und hielt sein Wesen gegen sie für echte wahre Liebe. Denn auch sie wollte geliebt sein und glaubte zu lieben; entrüstet hätte sie es abgewiesen, hätte jemand etwas in ihrer Neigung vermißt. Sie glaubte alles gegeben zu haben, was sie an Wärme besaß, und ebensoviel empfangen zu haben. So war's bis gestern. Und nun? Alles erschien ihr verwandelt, ihr ganzes Leben eine Täuschung und Lüge. Nicht daß sie empört gewesen wäre, daß ihr Mann vor ihr eine andere geliebt. Sie wußte, das war meistens so — mußte wohl so sein. Sie hatte genug Romane gelesen, um das zu begreifen, und war praktisch und vernünftig genug angelegt, um diesen Gedanken zu ertragen.

Aber wie hatte er die andere geliebt! Was da aus den wirren, halb phantasierten Schilderungen der Unglücklichen aufstieg, das war nicht das Bild ihres Gatten, wie sie ihn kannte.

Rücksichtslos in ihrer Erregung, hatte die Arme ihr nichts erspart, alle Zeichen einer jugendlichen, heißen, unbesonnenen Leidenschaft enthüllt und mit schmerzlicher Wonne in all den tausend kleinen Beweisen einer Liebe gewühlt, die — das sah die junge Frau mit Entsetzen — sie nie erhalten, nie gegeben hatte. So also konnte der Mann lieben, den sie drei Jahre lang den ihrigen genannt hatte!

Oder hatte sie es an etwas fehlen lassen? War dieses arme Weib wirklich so unendlich liebenswerter als sie? Schön war sie wohl auch nicht gewesen, was man so nennt — aber es mußte doch etwas sein, etwas in ihr liegen, das einen Mann fesseln kann, ihren Mann gefesselt hatte. Gefesselt? Und doch hatte er die Geliebte verlassen, vergessen und um sie geworben, die doch ganz anders war?

Das waren Rätsel, die die junge Frau sich nicht zu entwirren vermochte. Sie hätte wohl von ihrem Manne Aufklärung haben mögen, aber sie konnte einstweilen noch nicht ruhig mit ihm reden. Und er schwieg wieder seit dem verunglückten Gespräch am Abend, schwieg beharrlich, und was in ihm vorging, konnte sie nicht erraten. Sein Beruf schien ihn wieder völlig in Anspruch zu nehmen.

Ein Tag war so vergangen und noch ein halber; da meldete ihr die Pflegerin, daß die Kranke zum Bewußtsein erwacht sei und sich besser fühle, wenn auch noch sehr schwach.

Frau Emma eilte an das Bett; eine blasse Hand streckte sich ihr entgegen: „Verzeihen Sie mir, Frau Doktor, all das Böse, was ich gesagt — Sie sind so gut."

Eine Röte stieg in das Gesicht der jungen Frau. Sie drückte die Hand leise und sagte: „Ich — ich will Ihnen gern vergeben. Regen Sie sich nur nicht auf. Sie sollen jetzt wieder gesund werden. Sie dürfen nicht an all das Schlimme denken. Wie fühlen Sie sich denn?"

Und dann redeten sie von dem Zustand, dem Fieber, der Pflegerin, die die Nächte gewacht hatte. Frau Emma war nicht umsonst Tochter und Frau eines Arztes. Sie brachte der Kranken selbst einen kühlenden Trank und ordnete ihr die Kissen so gut, daß die Arme meinte, sie läge wie im Himmel. Die Frauen plauderten eine Weile leise von allem, nur nicht von dem, was die Herzen bewegte; dann wurde es still; die blasse

trockene Hand lag in der warmen starken der jungen Frau und auf einmal war die Kranke wieder entschlummert.

Unbemerkt hatte der Doktor den Kopf zur Tür hereingesteckt und die Gruppe gesehen. Er hatte der Pflegerin abgewinkt und war kopfschüttelnd in sein Zimmer gegangen. Draußen fing der Schnee an zu schmelzen. Tauwetter war im Anzuge. Was er so lind und weich bedeckt hatte, mußte wieder an die Oberfläche kommen, nicht lange, und die weiße Decke war geschwunden. Was mochte dann alles wieder zu Tage kommen, das einige Zeit unter ihr geschlummert hatte?

* *
*

Die nächsten Tage brachten nichts Neues. Die Kranke erholte sich sichtlich, die Pflegerin konnte entlassen werden. Der Doktor besuchte das Krankenzimmer nur in Gegenwart seiner Frau und sprach dann nur wenig, rein Medizinisches; er ermutigte die Patientin, und diese ließ ihn reden, ohne ihm zu widersprechen. Die junge Frau war viel in Anspruch genommen von Besuchen und Verwandten, die gewohnt waren, in der Festzeit mit ihr zusammen zu sein. Es gelang ihr auch, sich zu beherrschen, und niemand merkte, daß da etwas nicht in Ordnung sei; die wenigen, die von der Anwesenheit einer Kranken durch irgend einen Zufall vernommen, hatten keinen Anlaß, das auffällig zu finden, da die Frau Doktor ruhig erklärte, das sei ein „interessanter Fall“ aus ihres Mannes Praxis, den er ganz in der Nähe studieren müsse.

Ihr eigener Vater, dem das wohl nicht eingeleuchtet hätte, kam nicht oft zu den jungen Leuten, da er trotz seines Alters noch sehr beschäftigt war, in den Weihnachstagen schon gar nicht. Aber eine gab es doch, die alle wohlerzogene Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit nicht zu täuschen vermochten, das war die Mutter des Doktors.

Die alte Frau kam öfter ins Haus; sie war Witwe und liebte ihren Sohn zärtlich. Sie hatte seine Frau ängstlich beobachtet, ob sie ihren angebeteten Sohn auch glücklich mache, und war im ganzen doch meist zufrieden nach Hause zurückgekehrt. Ein wenig kühl war's ja in den eleganten Räumen; so recht von Herzen behaglich konnte es der alten Frau nie werden. Aber sie schob es selbst auf die einfacheren Lebenskreise, in denen sie aufgewachsen war, und die gute alte Zeit, in der sie mit ihrem Seligen so glücklich gehaust hatte, bis ihn der Tod vor wenigen Jahren von ihrer Seite riß. Daß aber diesmal etwas in der Luft lag, das konnte sie sich nicht ausreden. Nun waren die beiden gar höflich miteinander wie die fremdesten Menschen — und draußen der interessante Fall: sie schüttelte ihren klugen alten Kopf — den machte man ihr nicht weiß.

Die alte Frau war zuerst im Zweifel, an wen sie sich wenden müsse, um zu erfahren, was dahinter stäke. Ihr Sohn war ihr vertrauter, die Schwiegertochter fremder. Allein der Herr Doktor war zunächst nicht zu fassen. Nach dem Essen schützte er Arbeit vor, Besuche, Besorgungen — das bestärkte die Mutter: er wich ihr aus. Nun saß sie beim Kaffee mit der Schwiegertochter allein. Sie hatten nicht oft vertrauliche Aussprachen, diese zwei. Die feiner und gebildeter erzogene junge Frau hatte zwar einen unbewußten Respekt vor der alten, aber eine gewisse fremde Scheu; sehr herzlich waren sie nie miteinander gewesen. Und doch hatte Frau Emma jetzt ein unbestimmtes Gefühl, daß sie und ihr Mann die Sache allein nicht fertig bringen würden, daß ein drittes gut sei, und daß sich von allen Menschen diese Frau am besten dazu eigne. Als das Gespräch bald stockte und die Mutter sich entschloß, auf den Busch zu klopfen, da wurde es ihr ganz unerwartet leicht gemacht: die junge Frau schüttete ihr ohne Hehl ihr ganzes Herz aus. Die alte Dame war erst sehr betroffen und sah traurig nach der Tür, hinter der das Arbeitszimmer ihres Sohnes lag. Das hätte sie ihm nie zugetraut, ihrem einzigen. Und hätte er sich ihr nur anvertraut, sie hätte gewiß für die Arme genügend gesorgt; diese wäre nicht ins Elend gekommen und die ganze Verwickelung ausgeblieben.

Nachdem sie sich lange mit dem gequält, was nicht mehr zu ändern war, kam sie endlich auf das, was nun geschehen solle. Aus dem Hause, sobald als möglich — das war ja klar. Und dann eine passende Stelle,

womöglich nicht in derselben Stadt — das ließe sich alles besorgen; und dann sollte die junge Frau ihrem Mann verzeihen, und alles war wieder gut. Mit diesen Ansichten stieß sie jedoch auf einen ganz unerwarteten Widerstand.

Die junge Frau, die den Tatbestand ziemlich einfach und rasch berichtet und die Klagen und Seufzer der Mama ruhig angehört hatte, erhob sich jetzt auf einmal ziemlich erregt und sagte: „Nein, Mama! So einfach ist es nicht. Wilhelm hat die Frau da draußen nicht nur unglücklich gemacht, sondern auch sich und mich dazu. Er hat sie geliebt, wie er mich nie geliebt hat. Er hat mich nur aus Berechnung genommen. Und dazu bin ich mir zu gut — zu gut. Ich will nicht mehr. Wer aus dem Hause geht, das bin ich! Zurück zu meinen Eltern. Ich habe nur gewartet — ich wollte ihnen die Festtage nicht verderben. Und dann ist es auch gleich, ob ein paar Tage früher oder später. Ich wollte die Frau noch gesund pflegen — ich wollte — ich weiß nicht ... aber ich konnte mich noch nicht entschließen. Mama versteht mich darin sicher nicht. Aber du, du mußt mich verstehen. Er soll die Frau haben, die er liebt. Und das bin ich nicht, sicher nicht — und wir sind ja auch nicht aneinander gebunden."

„Nicht?" sagte die alte Frau erstaunt, „nun, ich meine, ihr wäret doch drei Jahre verheiratet?"

„Sollen wir deshalb unser ganzes Leben unglücklich nebeneinander hergehen, Mama, weil wir uns drei Jahre lang weiß gemacht haben, daß wir uns lieben?"

„Ja, liebst du ihn denn nun nicht mehr?"

Die junge Frau zuckte nervös mit den Fingern, sie rückte an den Möbeln, sie ging auf und ab. In ihr wühlte es, es stieg ihr beklemmend die Brust herauf; sie sah die alte Dame von der Seite an, dann war sie auf einmal nahe bei ihr, faßte ihre Hand, ließ sie wieder los, kniete neben ihr und legte den Kopf in die Hände auf ihren Schoß.

Die alte Frau hob die Tochter liebevoll auf und sagte: „Ich weiß schon. Sag' nichts. Versprich mir nur eines: Red' nicht in dem Tone mit Wilhelm wie eben mit mir. Es kommt dir ja doch nicht von Herzen. Ich gehe jetzt, damit du dich beruhigst — morgen komm' ich wieder." Und dann nahmen die Frauen einen so zärtlichen Abschied wie noch nie, seit sie sich kannten.

Auf der Treppe prallte die alte Frau fast auf ihren Sohn, der heimkehrte. Da war sie rasch gefaßt. Er müsse sie heimbegleiten. Er sträubte sich etwas, aber schließlich konnte er's doch nicht weigern. Sie hängte sich fest in seinen Arm; so gingen sie eine Weile schweigend. Endlich sagte sie, als sie in der Abenddämmerung fast allein auf der Straße waren: „Höre, du, ich weiß alles."

Er zuckte ein wenig zusammen: „Hat dir Emma —"

„Jawohl hat sie, und du benimmst dich ja, wie ich's nie von dir gedacht hätte." Nun warf sie ihm vor, weshalb er ihr früher nicht vertraut, nicht genügend für die Arme Sorge getragen habe.

Das wies er zurück und verteidigte sich energisch. Er habe alles getan, was seine Pflicht gewesen sei, und nur ihr Stolz habe Marianne ins Elend gebracht. Seit seiner Verheiratung wisse er nicht mehr, wo sie lebte, habe sie zu Hause geglaubt bei ihren Eltern; sie habe absichtlich unter falschem Namen gelebt, damit er sie nicht fände. Das habe er jetzt herausgebracht. Er hätte sie nie so weit kommen lassen; und jetzt erst — von fremden Leuten — habe er erfahren ... Hier stockte der Redeeifer.

„Was denn, sag' es mir, Wilhelm."

Des Doktors Stimme klang dumpf und unsicher. „Ihr — mein Sohn ist gestorben, und sie hat es mir nicht mitgeteilt. Ich wollte ihn erziehen lassen. Als ich die letzten Tage nachforschte, wo sie wohnte, wie sie gelebt, da hab' ich's erfahren. Und jetzt — eben — komm' ich —" — er machte eine lange, schwere Pause — „von seinem Grabe, Mutter, komm' ich eben."

Der Arm der Mutter zog sich rasch aus dem seinen; sie mußte etwas an ihrem Schleier richten.

Nun schwiegen sie wieder lange. Da war schon das Haus erreicht, wo sie wohnte. Sie bat ihn, mit heraufzukommen. Er folgte mechanisch und ging dann oben ruhelos auf und ab.

„Mutter," sagte er endlich, „laß mich heute hier. Ich will ganz spät nach Hause gehen.

Ich kann heute Emma doch nicht mehr sehen. Und sie, die andere, auch nicht. Und sie sind beide in derselben Wohnung — beide." Es schauderte ihn fast.

Die Mutter schickte rasch ihr Dienstmädchen: der Herr bliebe den Abend bei ihr und käme erst spät.

So waren Mutter und Sohn allein.

Aber sie sprachen nicht von dem, was da kommen sollte. Wie ein Funken eine Flamme auflodern läßt, wenn er in versteckten, geheimen Zündstoff fällt, so hatte der Anblick des Kindergrabes in dem vorher so gefaßten Manne den Zauber alter Liebeszeiten wachgerufen. Alles schüttete er der Mutter aus, wie es gekommen, wie es gewesen. Er schilderte ihr das Enkelkind, als lebe es noch; mit den Farben, in denen der stolze verliebte Vater sein Vaterglück beschreibt. Er habe ihr ähnlich gesehen, ihr, der Großmama, ihre Augen habe er gehabt und die feinen Hände. Und ein kräftiger Junge sei es gewesen, und er hätte ihn in eine gute Schule bringen wollen, jetzt, wo er sechs Jahre alt geworden wäre, und er hatte es nur aufgeschoben, weil er bis dahin doch wenig hätte helfen können und gedacht hatte, Marianne habe Geld genug. Und dann vielleicht, später, hätte seine Frau ihn adoptiert... hatte er gedacht, geplant; und jetzt, jetzt — „Du wirst nie Enkel haben, Mutter, nie!"

Die alte Frau war zu Tode erschrocken bei dem Ausbruch einer Leidenschaft, die sie nach der Schilderung der Schwiegertochter von ihres Mannes Benehmen gänzlich erloschen geglaubt. Sie starrte ängstlich vor sich hin und wehrte nur halb erstickt ab: „Um Gottes willen, Wilhelm, was redest du!"

„Ich war glücklich damals, Mutter, glücklich wie nie wieder im Leben. Aber ich wußte es nicht. Ich wußte nicht, wie kalt es sein kann, wie eiskalt, eine Frau haben, die man nicht liebt, und so ein Grab, worin zwei weiche Ärmchen schlafen, die sich um meinen Hals schlangen. Die liegen nun da unten. Und nun habe ich niemand, für den ich arbeite."

Der Mutter wurde angst; sie zündete die Lampe an. Bisher hatten sie fast im Dunklen gesessen. Sie fühlte, das Grab stieg neben ihr empor, eine kleine Stimme rief: Großmama! Das war nicht zu ertragen, das Licht mußte helfen.

Da brannte es hell, und sie sah in die blassen, erregten Züge ihres Sohnes. Das war doch ihre einzige Sorge, was noch mit ihm werden sollte. „Liebst du sie denn immer noch, Wilhelm?" fragte sie endlich.

Er starrte sie an: „Wenn ich das selbst wüßte. Ich bin irre geworden. Als ich mich von ihr trennte, da war ich so sicher: ich konnte sie nicht heiraten. Ich war es mir selber schuldig; meine Existenz, meine Stellung im Leben, mein Stolz als Mann waren untergraben, wenn ich es tat. Ich kenne solche Ehen aus meiner Praxis — es ist allemal ein Unglück. Und da riß ich mich los, und sie machte mir's nicht schwer. Sie war wohl schon damals zu stolz. Sie sagte selbst, ich solle mich verloben und sie vergessen. Und doch hat sie sich von da an ängstlich verborgen. Sie konnte es doch nicht ertragen."

„Und du, Wilhelm, du hast sie vergessen gehabt?"

„Beinahe, Mutter, beinahe. Es ging alles so günstig, so leicht. Emma schien so für mich zu passen, wir quälten uns nicht viel mit Liebe, aber sie war mir sympathisch, so wohlerzogen, so ruhig und sicher. Ich dachte, das wäre gerade das Rechte für die Ehe. Es ging ja auch ganz gut. Aber heute, Mutter, heute ist es mir, als sei die andere meine Frau. Sie war die Mutter meines Sohnes — ist das nicht die wahre Frau des Mannes?"

Die alte Frau war sprachlos. Da waren nun die beiden Gatten auf demselben Punkt angelangt — es kostete ein Wort, und sie trennten sich. Und doch und dennoch — *sie* durfte es nicht sagen, das Wort. Von ihr sollte er nicht hören, wie sich die Gedanken begegnet hatten. Und hatte Emma nicht zum Schlusse halb und halb gestanden —

Sie wußte nichts als ihm dieselbe Frage zu stellen: „Liebst du denn Emma nicht mehr, gar nicht mehr?"

Da schüttelte er traurig den Kopf. „Ach, Mutter, das fragst du so und ist doch nicht so leicht zu beantworten. Man ist doch nicht umsonst drei Jahre verheiratet. Das ist es ja eben, daß ich nicht mehr weiß, was ich fühle. Neulich war's anders. Da hatte ich

nur Mitleid mit Marianne. Aber ich wußte noch nicht — ich war noch nicht da draußen gewesen auf dem Kirchhof. Wenn ich jetzt heimkomme, mein' ich, ich müßte zu ihr treten, zu der Kranken, und mit ihr reden von ihrem — unserem Kinde. Und die andere ist seit drei Jahren meine Frau. Mutter, Mutter, weißt du nicht, zu wem ich gehöre?"

Sie sollte nun raten, die arme, alte, im Innersten erschütterte Mutter. Und das war ihr Sohn, ihr stolzer Sohn, der so vor ihr stand. Sie faßte ihn endlich beim Kopfe, küßte ihn und sagte: „Laß mich jetzt allein, Wilhelm. Ich kann nicht mehr. Es ist zu viel für mich. Ich bin auch nicht mehr die jüngste. Laß es bis morgen. Geh' jetzt nach Hause und schlaf' lieber in deinem Zimmer. Sprich heute nicht mehr. Emma wird dich nicht quälen. Und die andere, sie wird wohl schon schlafen; laß es bis morgen. Ich komme wieder zu euch. Daß bis dahin kein Unglück geschieht, nicht wahr, das versprichst du mir?"

Er versprach es, und so schieden sie.

Sie blieb allein mit ihren Sorgen und Gedanken.

Sie betete heiß und inbrünstig für ihren Sohn, für ihr einziges Kind. Bisher hatte er ihr so viel Freude gemacht, fast nichts als Freude; nun fühlte sie namenlose Qual im Mutterherzen. Der kommende Tag mußte es entscheiden, das sah sie klar. Länger konnte die unerträgliche Spannung nicht dauern.

Der nächste Tag war Sylvester, der letzte dieses Jahres.

* *
*

Die Kranke hatte eine schlechte Nacht gehabt — kaum gegen Morgen hatte sie ein wenig Schlummer gefunden. Die junge Frau hatte lange bei ihr gesessen am Abend; so wohl ihr das getan, die Gedanken hatten sie doch nicht ruhen lassen.

Es war ihr auch zu seltsam gegangen mit dieser ihrer Feindin, die sie in jener Nacht mit Wonne gequält und verwundet hatte. Nicht mit einem Worte waren die beiden wieder darauf zurückgekommen. Und doch hatten sie viel gesprochen: von ihren Erlebnissen, die so gänzlich verschieden waren. Das machte, sie waren sich gegenseitig keine Rivalinnen mehr. Die junge Frau hatte sich eingeredet, ihren Mann verlassen zu wollen, und die Kranke dachte nicht daran, ihn im Ernst zu gewinnen.

Emma aber wollte die kennen, der sie ihren Mann überliefern wollte, und Marianne die Frau des Mannes, den sie liebte. Denn heiliger war das Band der Ehe für die Unglückliche als für die Glückliche. Marianne fiel es nicht ein, jetzt noch zu hoffen; Gott hatte gesprochen, der Bund war gesegnet — sie verstoßen und ihr Kleinod im Grabe. Die wilden Gedanken, die die Fieberhitze aufgescheucht, vor den Sonnenstrahlen der langen Tage waren sie auf immer zerflattert. So schwach fühlte sie sich auf ihrem Lager, daß eine ihr sonst nicht eigene Milde über sie gekommen war. Die Fürsorge, die man um sie verbreitet, empfand sie mit einem dem Verwöhnten unbekannten Behagen. Von diesem weichen Lager, dem freundlichen Zimmer, dem Wohlgeruch der Luft wollte sie nicht mehr weg in den Kampf und die Sorge hinaus. Und sie hatte die ruhigen versöhnenden Gedanken einer Sterbenden.

Frau Emma fühlte das wohl, aber sie widersprach nicht. Mit der Genesung würde das alles anders werden. Einstweilen hatte diese Frau und ihr Wesen für sie den Reiz des Niegesehenen. Was für Schwierigkeiten hatte sie durchgemacht, was erduldet für den Mann und das Kind, für ihren Stolz und ihre Liebe! Frau Emma spürte, daß das eine ganz andere Flamme und Kraft gewesen war als in ihr selbst, sie wollte gern neidlos bewundern, aber zu ihrem Schrecken merkte sie, daß sie jetzt, wo sie ihn verlassen wollte, den Mann heißer liebte als je zuvor. Etwas in ihr sagte, sie sei auch solcher Leidenschaft fähig; nur hatte das Schicksal sie nicht von ihr gefordert.

Marianne aber hatte so viel aus ihren Reden gemerkt, daß die junge Frau die Sache tiefer, innerlicher nahm, als sie ihr zugetraut hatte. Und das ließ sie nicht schlafen. Was sollte aus dem allen werden? Sie fühlte klar, daß sie diese Ehe zerstörte mit ihrer Gegenwart, und hatte nicht Hoffnung und Energie genug in ihrer ermatteten Seele und dem siechen Körper, um sich des-

sen zu freuen, wie sie vielleicht früher vermocht hätte.

So kam der Morgen, schlichen die Stunden hin. Niemand kam zu ihr, obwohl sie Türen gehen und Tritte sich regen hörte. Endlich tat sich die Tür auf, und eine ihr fremde alte Dame trat auf die Schwelle. Sie sagte ihr, sie sei des Doktors Mutter, und bäte sie, mit ihr zu reden.

Marianne hatte ein Gefühl stolzer Befriedigung. Früher verschmäht und verstoßen — jetzt kam man zu ihr, der armen Kranken; was konnten sie nur wollen, diese Leute? War sie jetzt so wichtig geworden, wo sie sich am Ende geglaubt? Sie konnte nur stumm mit dem Kopfe nicken.

„Ich komme zu Ihnen — Wilhelms Mutter, mein Kind; Sie haben viel gelitten — ich weiß alles. Wollen Sie mir antworten auf manches, was mich drängt, Sie zu fragen?"

„Ja, gern," sagte die Kranke und richtete sich in den Kissen halb in die Höhe.

„Mein Sohn hatte mir alles verheimlicht, sonst hätte ich mich längst um Sie gekümmert, und es wäre nie so weit mit Ihnen gekommen. Nun fühle ich mich verantwortlich für ihn, für meinen einzigen Sohn, was er verschuldet und unterlassen. Zürnen Sie ihm sehr wegen seiner Schuld?"

Die Kranke wandte sich ab; dann sagte sie ruhig: „Es war nicht seine Schuld allein. Ich warf mich selbst weg — weil — weil ich ihn so sehr liebte."

„Also wollen Sie ihm verzeihen?"

„Es ist längst verziehen. Ich habe die Welt gesehen seither — er war ja noch jung — und es war schön, wir waren so glücklich. Doch einmal im Leben! Nein, ich trage es ihm nicht nach."

„Aber er hatte doch wenigstens die Pflicht, für Sie zu sorgen und für das Kleine?"

„Ich wollte selbst sorgen, alles tragen, ihm nichts danken müssen. Begreifen Sie das nicht? Ich wollte aus dem Jungen was Ordentliches machen, damit er sähe, daß ich auch was tauge — ach, es war zu schwer! Und dann, sehen Sie, wie sie ihn mir fortgetragen hatten — auf den Kirchhof hinaus — da verließ mich alle Kraft; und ich sank — bis zur Bettlerin. Aber nun ist's ja doch gut; ich sterbe jetzt, und dann ist Ruhe — für ihn und mich."

„So dürfen Sie nicht reden; mein Sohn will Sie wieder gesund machen, sagt er mir; es sei nicht lebensgefährlich. Das müssen Sie auch glauben."

„Ich fühl' es aber besser; ich bin ganz vorbereitet; er braucht mich nicht zu schonen. Es ist keine Kraft mehr in mir. Lassen Sie mich ruhig sterben, so ist's am besten."

Die Mutter sah, daß ihr die Kranke entschlüpfte. Das war nicht die Absicht ihres Kommens, etwas anderes wollte sie wissen.

Eine Pause trat ein. Dann sagte sie freundlich: „Das steht nun in Gottes Hand. Mein Sohn sagt mir, Sie würden gesund werden, und dem Arzte muß man glauben. Wenn Sie nun also doch wieder kräftig sind — wo wollen Sie dann hin? Können Sie nicht heim zu Ihren Eltern?"

„Nein," sagte die Kranke hart, „niemals. Das können Sie nicht von mir verlangen — Sie kennen das nicht. Ich war ein stolzes Mädchen zu Hause und im Dorfe, und keiner durfte mir zu nahe kommen. Jetzt — so heimkommen: sie würden mich mit Füßen treten. Das ertrag' ich nicht. Aber es ist ja auch nicht mehr nötig."

„Ja, was wollen Sie dann tun? Haben Sie — nehmen Sie mir die Frage nicht übel, bitte, nicht wahr? —, haben Sie keinen Mann gefunden, den Sie, der Sie — heiraten wollte?"

Da lächelte die Kranke. „Mich will keiner mehr. Sehen Sie mich doch an. Da machen Sie sich keine Sorge. Es muß ja nicht jede heiraten. Und ich könnte doch keinen gern haben."

„Nicht, niemals," sagte die alte Dame fast seufzend, „weil — weil Sie ihn noch lieben, meinen Sohn, meine ich?"

„Das können Sie doch nicht ändern und ich auch nicht."

„Und Sie wollen es ihm sagen ... ihn seiner Frau — abwendig machen?" stieß die Mutter in ihrer Herzensangst heraus.

„Wer sagt das? Ich will ja sterben, gern sterben."

„Aber Sie werden es nicht, und wenn mein Sohn — Mein Gott, sagen Sie mir nur das eine: Glauben Sie denn, daß Sie ihn glücklich machen würden?"

„Ihren Sohn — wie denn?"

„Wenn Sie — doch noch seine Frau würden?"

Da war es heraus. Die Kranke schloß die Augen. Vor ihren Augen tauchte eine Welt von Träumen empor, die sie selbst geträumt vor Jahren, wachend und im Schlafe. Ein eigenes Heim, viel einfacher wohl als dieses kostbare, schöne, aber doch traulich, gemütlich. Sie drin als Hausfrau, heiter, fleißig, unermüdlich. Ihr Mann voll Arbeit, voll Sorgen, aber sie wollte ihm viel abnehmen und ihm helfen und mit ihm sich plagen, bis es ginge, und ihre Liebe sollte ihm Ersatz sein für entbehrten Glanz und Genuß. Und zwischen ihnen ihr Kind, ihr Sohn, ihr Glück — da polterten Schollen auf einen Sarg. Sie schlug die Augen wieder auf —

„Ich habe wohl geträumt?"

„Nein, nein, wollen Sie mir nicht antworten?"

„Nicht geträumt — Sie meinen wirklich, er könne mich noch wollen?"

Die alte Dame bewegte sich ungeduldig. „Ich meine, ob Sie —"

„Ich? — Ich? Das fragen Sie mich? Ich soll entscheiden?"

„Ja, ja, das müssen Sie, das müssen Sie."

„Hat er denn mit Ihnen gesprochen?"

„Ja — nein — alle beide; sie kommen nicht wieder zusammen in ihren Herzen, seit Sie täglich und stündlich vor ihnen stehen. Sehen Sie, da weiß selbst eine alte Mutter nicht zu helfen. Ich weiß nur eins: mein Sohn soll wieder glücklich werden und froh. Und einig mit sich selbst. Und geehrt von den Menschen. Wieviel hab' ich mich um ihn gesorgt, und nun ist alles wie zerstört! Wollen — können Sie ihn mir wieder glücklich machen?"

Marianne starrte vor sich hin auf die weiße Decke, auf der ihre weißen, fleischlosen Finger lagen, die sich unwillkürlich falteten wie zum Gebet. Sie antwortete nicht. Und die alte Frau rang die Hände und schaute angstvoll nach ihr hin. Plötzlich hob Marianne die rechte Hand, als wollte sie nach einer Krone greifen, in die Luft, dann sanken Hand und Körper kraftlos zurück, und ihre Lippen flüsterten: „Ich muß ja sterben." Die Mutter sprang auf und mühte sich um die Kranke, die sie einer Ohnmacht nahe glaubte; es war aber nicht so, sie erholte sich rasch und lag, neu gebettet, wieder ruhig da. Dankend drückte sie die Hand der Besorgten und sagte mit eigentümlichem Lächeln: „Seien Sie ruhig, ich will Ihren Sohn glücklich machen." Da ging draußen die Gangtür, feste Schritte klangen, und in die Tür trat Doktor Herbeck.

Er begrüßte die Frauen ruhig nach ärztlicher Gewohnheit und stellte die üblichen Fragen an die Kranke. Auch diese antwortete sachlich, gewöhnt an den ruhigen Gehorsam der Kranken gegen den Arzt. Sie klagte wenig, vor allem über die große Schlaflosigkeit der letzten Nacht, die sie sehr heruntergebracht. Der Doktor zögerte erst, dann schrieb er ein Rezept für Morphiumtropfen und schärfte während des Schreibens der Patientin ein, ja nur zehn Tropfen auf Zucker zu nehmen und diese nur, wenn sie merkte, wieder keinen Schlaf finden zu können. Denn natürlicher Schlaf sei besser als künstlicher; es heiße hier aber von zwei Übeln das kleinere wählen, da ihr die Schlaflosigkeit entschieden geschadet. Das Mädchen würde die Tropfen bringen.

Der geschäftliche Teil war erledigt — eine Pause trat ein, während der Doktor noch die Feder hielt, mit der er geschrieben, und die Mutter die zwei Menschen unruhig beobachtete. Da klang vom Lager her eine ruhige, leise Stimme: „Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich mit Ihrem Herrn Sohn rede, was ich auf dem Herzen habe?"

Die alte Dame war gleich bereit, sich zurückzuziehen, einmal mußte das ja doch kommen.

„Nein, bitte, bleiben Sie, ich bitte Sie darum. Ich möchte lieber, daß Sie zuhören. Wollen Sie sich einen Augenblick hersetzen zu mir — Herr Doktor?"

Der Doktor tat es schweigend.

Da begann sie wieder: „Es ist der letzte Tag im Jahre heute, Wilhelm. Laß mich dich noch einmal du nennen wie in alten Zeiten — es tut mir wohl. Und gib mir deine Hand, willst du?"

Er streckte sie hin und murmelte: „Marianne, verzeihe mir."

„Davon will ich nicht sprechen. Deine Frau hat es gut gemacht, soviel sie konnte.

Ich habe sie früher gehaßt, weil ich dich ihr nicht gönnte — dir konnte ich nie so recht von Herzen böse sein. Du hast den Mut nicht gehabt, es mit mir zu wagen — das ist nun vorbei. Aber deine Frau hat mich bei sich behalten und gepflegt; sie hätte es nicht nötig gehabt, und ich hatte sie sehr beleidigt und gekränkt. Das vergess' ich ihr nicht. Aber sag' mir die Wahrheit, Wilhelm, ganz ehrlich, nicht wahr? Ich werde nicht mehr aufstehen vom Bett — und ihr legt mich dann zu meinem Kleinen, nicht?"

„Nein, Marianne, du irrst dich, wahrhaftig; du bist nicht lebensgefährlich krank! Dein Körper wird's überwinden, glaube mir."

„Nicht sterben, wirklich nicht?" murmelte sie. „Ich hatte es bestimmt geglaubt."

„Du mußt dem Arzte glauben," beteuerte er nochmals.

Da raffte sie sich auf und sprach vor sich hin: „Dann muß es also doch sein." — Und zu ihm: „Etwas anderes — ganz anderes sollst du mir noch sagen. Wie kam es, daß — sie deine Frau wurde? Hast du sie gewollt — oder hat man dich beredet? Nahmst du sie nur, weil sie — reich war und gebildet und die Tochter des berühmten Professors?"

Es wurde ihm schwer, zu antworten, und er ließ ihre Hand los. „Das verstehst du doch nicht, Marianne."

„O doch. Ich habe viel gelernt — seit — seit du mich nicht mehr gesehen. Erkläre mir's nur — ich will es schon begreifen. Aber sag' mir die Wahrheit — schone mich nicht: deine Mutter hört zu."

Er warf einen Blick auf die Matrone, deren Auge feierlich auf ihm ruhte. Da sagte er ernst: „Nein, Marianne, belügen will ich dich nicht. Es war ganz freiwillig. Ich glaubte — ich hoffte, sie sei die rechte Frau für mich. Und nur des Geldes halber ist's nicht gewesen, ich dachte mir das Leben recht angenehm mit ihr. Und ich glaubte sicher, ich würde sie lieben."

Die Kranke machte wie befriedigt „Ah", aber sie war noch nicht befriedigt. „Und dann — wie habt ihr gelebt? Warst du glücklich?"

„Ich war nicht unglücklich, Marianne; sie ist eine gute, treue Frau. Es wollte nicht so werden, wie ich's mir gedacht — ich schob es darauf, daß wir — allein blieben. Aber es war doch vielleicht anders. Es stand etwas zwischen uns — wie ein Schatten."

„Ich," sagte die Kranke ruhig. „Und unser Kleiner. Doch der ist nun tot. Das weißt du ja wohl?"

Er nickte.

„Ich wollte ihn erziehen und tüchtig machen, daß du dich nie zu schämen hättest. Gott hat's nicht gewollt. Er hat mir's wohl nicht zugetraut. Nun liegt er — da draußen, und ich bin immer noch da."

Ein Schauer ging durchs Gemach. Der Arzt sagte leise und nahm ihre Hand wieder: „Ich war — bei ihm — gestern abend."

„Das ist gut von dir. Hast du ihm Blumen gebracht?" Ihre Stimme war bitter, aber sie weinte nicht.

„Ja," sagte er. „Ich habe das Grab gekauft."

Sie nickte. Dann wieder mit Anstrengung: „Hat dir deine Frau Vorwürfe gemacht — wegen ihm?"

„Nein, Vorwürfe nicht."

„Sie hätte ihn wohl gar lieb gehabt, deinen — unseren Jungen?"

„Ja, vielleicht." Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Das ist nun alles vorbei. Sie ist auch gut. Nur hat sie ein leichtes Leben gehabt. Unsereins hat's schwerer. Aber sie kann nichts dafür. Sie war also immer gut mit dir — und treu — und du ihr auch, nicht wahr?"

„Ja, Marianne," sagte er erschüttert, „ich kann's nicht anders sagen. Ich kann ihr keinen Vorwurf machen, keinen."

Die Kranke wurde unruhig, sie atmete schwer. „Bitte, kommen Sie zu mir, gnädige Frau." Die Mutter trat liebevoll an das Kopfende und half Marianne sich emporrichten.

Die faßte auch ihre Hand und drückte sie.

„Wilhelm, nun weiß ich — Sie hören mich auch, nicht wahr? Jetzt kann ich Ihnen antworten, wie Sie vorher wollten. Sie ist deine Frau, die rechte Frau. Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden — so heißt's, nicht wahr? Der Mensch — ich armer, schwacher Mensch — nein — nein. Wer weiß — ob ich ... die

Verantwortung ist zu groß. Dein Glück — du hast es schon. Ich danke euch — euch beiden — ihr habt es gut gemeint; aber ich will den Frieden haben, da drinnen. Und nun ist mir wohl. Und Sie — Sie wollen mich — ein wenig lieb haben? — Nicht wahr — — Mutter?“

Und sie legte den Kopf bebend vor Erregung an die Brust der Matrone, die sie an sich preßte wie ein Kind und einen Kuß in das Haar drückte, das schwarze starke einer tapferen Heldin. Der Doktor barg seinen Kopf in die Betten vor ihm, und man hörte keinen Laut in dem Zimmer.

Da ging wieder die Tür, und Frau Emma trat auf die Schwelle. Sie hatte keine Ahnung, was da verhandelt worden; die Schwiegermutter hatte sie gebeten, die Kranke kennen lernen zu dürfen, und sie hatte es gern gestattet. Dann hatte sie ihren Mann heimkommen hören, und auf einmal war eine Seelenangst in ihr aufgestiegen, die sie unwillkürlich hineintrieb.

Nun stand sie an der Tür, die Hand aufs Herz gedrückt, regungslos. Das war das Ende — das Ende, das sie selbst gewollt. Nun sah sie es mit Augen — seine Mutter hielt die Tochter umschlungen — sie hieß sie willkommen. Nun war es Zeit zu gehen, wie sie längst gewollt hatte.

Aber sie ging nicht, die Natur siegte. Als ihr Gatte sich aufrichtete, da schrie sie auf: „Wilhelm!“ und stürzte auf ihn zu, klammerte sich an ihn und verschlang ihn mit dem Blick. „Wilhelm, du hast —“

Weiter kam sie nicht. Denn mit strahlendem Antlitz, wie nach schwerem, siegreichem Kampfe, sagte Marianne ruhig: „Seien Sie ihm nicht böse, Frau Doktor. Wir haben uns noch einmal gesprochen, zum letztenmal — und die gnädige Frau war ja auch dabei. Sie hätten es alles hören dürfen — nicht wahr? Nun hab' ich nur eine Bitte, wollen Sie mir die erfüllen?“

Frau Emma war noch keines Wortes fähig, sie nickte nur.

„Lassen Sie mich jetzt allein und kommen Sie heute abend nicht mehr herüber. Ich bin so müde — sehr müde. Geben Sie mir Ihre Hand, Frau Doktor, ich danke Ihnen. Aber, nicht wahr, Sie sprechen nicht mehr mit mir — ich kann nicht mehr. Wenn die gnädige Frau so gut wäre — es ist freilich sehr unbescheiden —, wenn Sie noch ein wenig bei mir blieben, bis es dunkel wird? Wollen Sie?“

„Ja, gern,“ sagte die alte Frau mit bebender Stimme, „gern, mein Kind.“ Und sie rückte sich einen Stuhl an das Bett.

Die junge Frau erwachte wie aus einer Betäubung und drückte warm die kalte Hand, die sich ihr entgegenstreckte.

Da faßte sich der Doktor und sagte: „Sie hat recht, Emma, wir wollen gehen. Schlafen Sie, wenn möglich, heute nacht; dann wird es morgen besser gehen. Nicht wahr, Marianne?“

„Ich will mir Mühe geben; gute Nacht!“

„Schlafen Sie wohl,“ sagte mechanisch die junge Frau.

Dann hatte sie ihr Mann hinausgeführt. Und die alte Frau blieb allein mit der Kranken. Nun wußte sie, daß da jemand ihren Sohn geliebt, wie selten einer geliebt wird auf Erden. Und sie nahm den armen müden Kopf zwischen beide Hände, legte ihn sanft in die Kissen und liebkoste ihn zärtlich, wie man ein Kind lieb hat, dem man es zeigen will.

Nach einer Weile schien es, als sei die Kranke eingeschlummert; da schlich sich die Mutter leise hinaus, nahm Hut und Mantel im Gange und entfernte sich, ohne Abschied genommen zu haben von ihren Kindern.

Sie hätte es nicht vermocht. Sie eilte durch die stillen Straßen, holte ihr Buch und ging in die Kirche zur Abendfeier des letzten Tages im alten Jahre; heute mußte sie noch mit ihrem Gott reden und ihm ihr volles Herz vertrauensvoll ausschütten. Und erleichtert und beruhigt ging sie von Predigt und Gesang nach ihrem einsamen Hause.

* * *

Im Doktorhause herrschte scheinbare Ruhe. Draußen schneite es wieder in dichten Flocken wie am Weihnachtsabend. Und am Fenster des matt erleuchteten Zimmers standen der Doktor und seine Frau und sahen hinaus in das winterliche Treiben. Sie hatten sich ausgesprochen — endlich. Mann und Frau hatten einander gebeichtet, was sie auf dem Herzen hatten, und sich die wilden Gedanken

gestanden, die sie die Zeit über gehegt. Und sie hatten sich fest umschlungen, als wolle sie eine feindliche Macht trennen, und sie waren es doch nur selbst gewesen, die voneinander gewollt. Es war, als wüßten sie erst jetzt, daß sie sich liebten und zueinander gehörten.

Nun sahen sie hinaus in das Schneetreiben, und ihre Gedanken glitten unwillkürlich zu der hinüber, die in demselben Wetter vor ihr Haus verschlagen worden war.

„Nicht wahr, Wilhelm, sie muß nicht sterben, du willst sie wieder gesund machen?“

„Ich hoffe es, bestimmt glaub' ich es.“

„Und du — du wünschest es nicht, daß sie stirbt? Sag' es mir, Wilhelm. Das ängstigt mich so. Sprich es aus, daß du es nicht wünschst!“

„Sieh mich an, Emma, und glaube mir. Sonst hatten wir uns viel frohe und heitere Neujahrswünsche zu sagen — auch einen unerfüllten, immer versagten; heute wollen wir nur eines wünschen, daß sie wieder gesund und kräftig wird.“

„Ja, das wollen wir, von ganzem Herzen,“ stimmte die junge Frau ein und drückte ihres Mannes Hand. „Sieh, ich fürchte sie nicht mehr. Wir sind einig. Und wir wollen schon für sie sorgen — wir beide zusammen — mir ist, als gehörte sie zu uns. Ich habe so viel gelernt von ihr, was du nicht weißt. Und nun hab' ich sie förmlich lieb, wie du sie lieb gehabt hast. Es ist so seltsam.“

„Ja, du Gute, das wollen wir. Sühnen, soviel ich kann, und du hilfst mir. Und die Mutter. Und wir halten zusammen, nicht wahr, Emma?“

Sie faßte ihn fest, ihren Mann, und besiegelte das Gelübde mit einem Kuß. Dann fuhr sie wieder zusammen. „Wenn nur die Nacht noch vorüber ist! Mir ist so angst. Soll ich nicht einmal nach ihr sehen?“

„Sie bat bestimmt, du mögest nicht mehr kommen. Laß ihr den Willen, mein Kind. Ihr Wille war es ja, der den Bann gebrochen. Sie war stärker als wir, ist es nicht so?“

„Ja, ja, Wilhelm — es war wie ein Zauber, der uns gefangen hielt. Aber nun ist er gelöst.“

„Und du hast Mut? Wenn sie nun wieder umhergeht, und du mußt sie sehen und sprechen, wirst du dann nicht mehr schwanken; wirst du auch stark sein, Emma?“

„Und du, Wilhelm, du auch, du auch?“

„Morgen beginnt ein neues Jahr,“ sagte er wie seufzend. „Neu und schwer — für uns alle. Wir müssen recht mutig sein, nicht wahr, meine Frau?“

Die antwortete nicht; plötzlich zog sie den Gatten in das dunkle Zimmer nebenan, sein Arbeitszimmer, wo die Geister umgegangen in jener Weihnachtsnacht. „Hier setze dich her, auf diesen Stuhl, Wilhelm. Und hilf mir, damit wir Kraft behalten und den festen Willen, was auch kommen möge.“

Der Mond drang wieder wie damals durch den leiser und leiser fallenden Schnee und warf seine Strahlen in das dunkle Zimmer, und es war eine andere, mildere Gruppe, die er nun beleuchtete. Die Schneeflocken hatten doch erreicht, was sie gewollt, und der Friede war eingekehrt ...

Auch drüben im Krankenzimmer? Noch schien es nicht so. Marianne konnte den versprochenen Schlaf nicht finden, obwohl es dunkel im Zimmer und ruhig im Hause war. Sie hatte geglaubt, ein Gefühl tief innerer Befriedigung zu finden, und anfangs hatte sie es auch empfunden. Es war süß und selig für sie gewesen, in den Armen seiner Mutter zu ruhen — der Friedensabschluß eines schweren Kampfes. Dann aber hatten die Gedanken nicht abgelassen, sie zu quälen.

Silvester war's, und morgen begann ein neues Jahr. Was sollte es ihr, was all die kommenden? Sie sah kein Ziel und keinen Weg. Eins fühlte sie klar, fort mußte sie — weit, weit fort. Fort von ihm, von dem sie sich nun auf immer gelöst, der da drüben so mutig der Zukunft entgegensah. Sie fühlte sich jetzt mutloser — gegen ihren Willen. Sie durfte ihn nicht mehr sehen, nie mehr sprechen, sonst war es mit ihrer Überwindung zu Ende; neben ihnen leben und tagtäglich sehen, was doch ihr Werk war, das konnte sie nicht. Hatten die da drüben wohl eine Ahnung, was es sie gekostet? Und wenn auch — sie fühlte deutlich: nur einmal konnte sie stark sein, dann war sie wieder ein Weib, ein liebendes

Weib. Am liebsten wäre sie noch diese Nacht weit, weit weggegangen, hinaus an das Grab ihres Kindes.

Von dem mußte sie ja nun auch fort, von dem einzigen, das ihr gehörte. Ach, da draußen zu liegen unter dem weißen Schnee — wie mußte es schön sein und friedlich! Sie spann sich ein in den Gedanken: sie sah sich neben ihm im Grabe liegen, wie sie das Kind so oft warm neben sich gebettet hatte; ihre Arme umschlangen es wieder. Eine wilde Sehnsucht überkam sie nach dem Kleinod, das ihr geschenkt und wieder entrissen war, nach seinem Abbild, ihrem Sohn. Sie wollte, sie mußte ihn wieder haben. Nun saß sie wieder aufrecht und griff in das Dunkel; es war leer um sie, öde, wie das neue Jahr, das ihrer harrte. Alles bäumte sich in ihr auf gegen ihr Schicksal; sie — so glückbedürftig — nun so liebeleer. Sie glaubte es nicht auszuhalten — ein Leben lang; sie wollte den Verzicht zurücknehmen, ihn fragen, noch einmal, ob er sie denn nicht mehr liebe, ob es denn möglich sei, daß sie ...

„Nein," sagte sie sich, „das darf nicht so fortgehen, ich habe ihm versprochen, zu schlafen. Ich will die Medizin nehmen." Sie machte Licht; ein Flor lag um ihre Augen, sie sah nicht deutlich. Da war das Tropfenglas und da der Zucker. Nun hieß es zählen — wieviel Tropfen waren es doch, zehn oder zwölf? Ihre Hand zitterte —

Da fing die nahe Turmuhr an zu schlagen — Mitternacht — sie zählte mit den Schlägen. Das war das neue Jahr, eben versinkt das alte. Versinkt in das Grab. Das Denken fing wieder an, und sie sollte doch zählen. Das Licht brannte gar nicht hell. Da fiel eine Wanduhr ein, die große auf dem Gange; nun eine andere, eine dritte — nein, viele, hundert zu gleicher Zeit. Sie schlugen alle, sie hörte sie deutlich, wie sie meinte; — und die Tropfen fielen auf den Zucker. Wollte das nicht aufhören? — Da klang es auf der Straße, vielstimmig, lärmend — Fenster öffneten sich, der Gegengruß tönte herab: „Prosit Neujahr — Glückseliges neues Jahr" — da ließ sie das Tropfenglas fallen und schlang den halbzerfallenen Zucker hinunter.

Wie das bitter war — betäubend fast. Nun mußte sie schlafen — fest schlafen. Wieder begannen Uhren zu schlagen, Glocken zu läuten — Stimmen riefen Neujahr, Prosit Neujahr ... „Neujahr" — war das nicht ein feines Stimmchen, das sie kannte? Ein Silberstimmchen, ein süßes Stimmchen — sie wollte horchen — war es ihr Kind, das rief? Sie mühte sich noch, es zu hören — da verschlangen es andere Töne, ein Gebrause, ein wildes wirres Pochen und Lärmen, das allmählich schwächer wurde und schwächer.

Auch draußen wurde es still, und die Fenster schlossen sich.

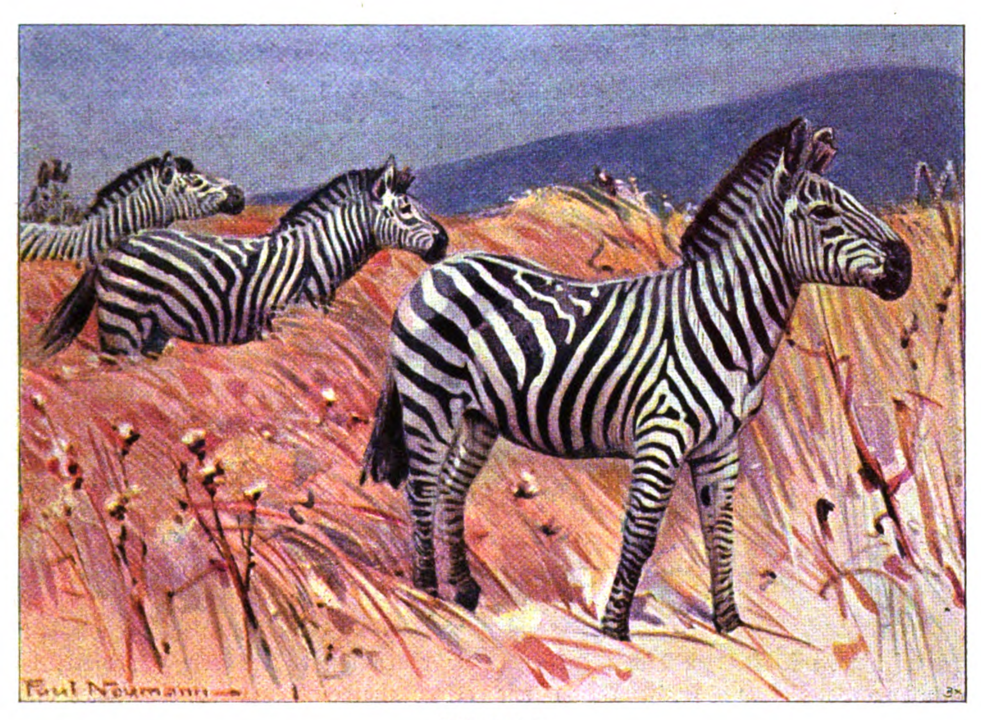
Um ein Uhr verlosch das Licht. — —

* *
*

Sie legten sie draußen zu ihrem Kinde. Als sie bei ihm ruhte, standen zwei Menschen an dem offenen Grabe, im Innersten erschüttert. Sie hielten sich fest an der Hand, denn sie zitterten beide. Gott wußte es, sie hatten es nicht erfleht. Aber es war ihnen, als sei da jemand geschieden, der zu ihnen gehörte, zu ihnen beiden ...

Die Liebe ist eine Kraft, ewig und unzerstörbar wie die Kräfte der Natur. Nie kann Liebe vergehen, ohne daß Liebe entsteht; die sterbende Liebe der Mutter erzeugt eine neue Saat in ihrem Kinde. Eine verlöschende Flamme entzündet zum Leuchten die andere; ein Mensch reicht dem anderen die Fackel. Hier erlosch ein leuchtender Herd ewiger Liebe, aber er hatte vorher den Brand wahrer Liebe entfacht in anderen Herzen.





Böhms Zebra.

Einhufer

Ein aktuelles Kapitel aus der Zoologie

von

Ludwig Heck

Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen und -aquarellen von Paul Neumann.

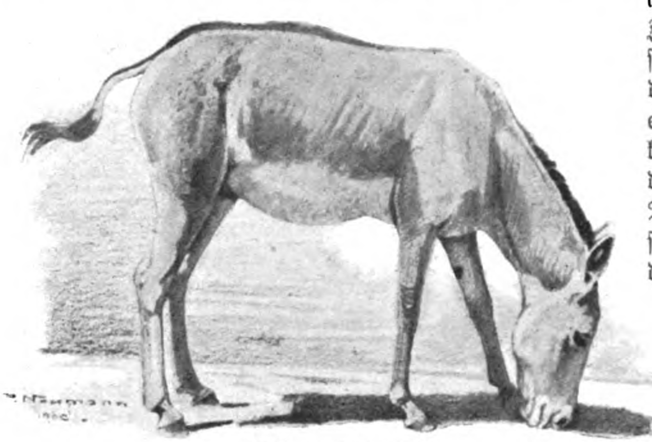
Die Frage der Zebrazähmung und die Einführung zahmer Zebras aus der Massaisteppe in Deutsch-Ostafrika, die man jüngst im Cirkus Busch reiten und fahren sehen konnte, alle die Pläne von Schaffung eines gegen Seuchen und namentlich gegen den Stich der Tsetsefliege festen Nutztieres für unsere Kolonien, die sich daran knüpften, ferner das hocherfreuliche Ereignis, daß dank der Unternehmungslust unseres großen Hamburger Tierhändlers Hagenbeck endlich die wirklichen, echten, seinerzeit von dem berühmten russischen Asienreisenden Przewalski entdeckten Urwildpferde aus der Mongolei lebend auf dem Tiermarkt erschienen: alles das hat gerade in unseren Tagen wieder die besondere Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Einhufer oder Pferdeartigen gelenkt und rechtfertigt eine übersichtliche, gemeinverständliche Betrachtung dieser kleinen, aber eigenartigen und hochbedeutsamen Säugetiergruppe in diesen Blättern.

So möge denn nachstehend eine solche Betrachtung folgen.

Wenn wir das Wort „Einhufer“ dem Sinne nach genau erfassen, so liegt darin schon die ganze systematische Charakteristik der Tiere, die diesen Namen tragen, und es ergibt sich weiter daraus die Bedeutung, die sie im Haushalte der Natur und des Menschen haben.

Die Einhufer oder Pferdeartigen besitzen an jedem Fuße nur eine Zehe, und diese einzige Zehe ist nicht nur von oben mit einem glatten Nagel oder einer scharfen Kralle, sondern allseitig mit einem Huf aus harter, zäher Hornmasse umgeben. Dadurch wird

die Berührung und Reibung des Körpers mit dem Erdboden auf das denkbar geringste Maß vermindert, und man wird sofort darauf hingelenkt, in dem Pferde das ausgeprägte Lauftier zu sehen, ebenso wie die Flossenfüßer (Seehund, Seelöwe) kraft ihrer Flossenfüße ohne weiteres sich als die Schwimmtiere erweisen und die Nagetiere kraft ihrer Nagezähne eben als das, was sie heißen.



Dschiggetai oder Kulan.

Die Säugetiere, zusammengehalten durch die gleiche Art der Fortpflanzung und Brutpflege, die ihnen ihren Namen gegeben hat, gehen in allen übrigen Beziehungen auseinander in die verschiedenen Lebensmöglichkeiten, die auf der Erde geboten sind. Eine solche Lebensmöglichkeit ist die Steppe mit ihrem Graswuchs, und diese nutzen neben zweihufigen Wiederkäuern (Antilopen, Rindern) die Einhufer aus: sie erscheinen so als Steppengrasfresser und Steppenschnelläufer, denen in ihrem wasserarmen Wohngebiet kein Weg zur Tränke zu weit ist, und die, beweglich und wanderfähig, stets, auch in der größten Trockenheit, noch auskömmliches Weideland zu finden wissen.

In der Stellung der Einhufer im System, überhaupt in der ganzen systematischen Anordnung der verschiedenen Huftierformen, ist mit den Fortschritten der Paläontologie, mit der Aufhellung der Abstammung und wirklichen Stammesverwandtschaft in neuerer Zeit eine große Veränderung vor sich gegangen. Früher — die älteren Leser werden es in der Schule noch so gelernt haben — teilte man die Huftiere sehr einfach und äußerlich, sehr einleuchtend ein in Einhufer, Zweihufer und Vielhufer. Danach standen die Einhufer ganz allein. Durch ausgestorbene Zwischenformen, die, namentlich seit auch Amerika planmäßig durchforscht wird, in immer erstaunlicherer Fülle zu Tage kommen, hat sich aber neuerdings herausgestellt, daß sie den Tapiren und Nashörnern nahe stehen, und man vereinigt sie daher jetzt mit diesen zu einer Unterordnung der Unpaarhufer, denen die Paarhufer (Wiederkäuer, Flußpferde, Schweine) gegenüberstehen.

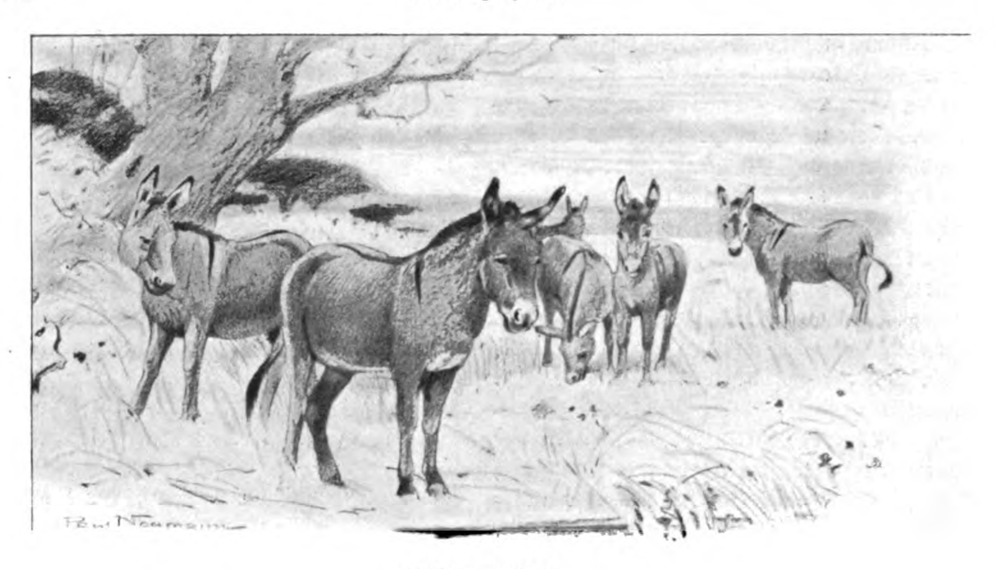
Unter sich zerfallen die Einhufer wieder in die echten Pferde mit dem Hauspferd, die gelben asiatischen Wildesel, die grauen afrikanischen Wildesel mit dem Hausesel und in die gestreiften Zebras oder Tigerpferde. Die beiden letzten Gruppen, die auch die Heimat Afrika miteinander teilen, graue Wildesel und Zebras, sind besonders eng verwandt, so eng, daß sie im Skelett gar nicht zu unterscheiden sind, und dem entsprechend vertreten sie sich auch geographisch; d. h. wo in Afrika Wildesel leben, im Küstengebiete Nubiens und des Somalilandes, da gibt es keine Zebras. Umgekehrt kommt das einzige echte Urwildpferd, das heute noch lebt, der mongolische Tarpan, in den Einöden der Tsungarei zwischen Altai- und Tianschan-Gebirge neben einem gelben Wildesel vor; mein Freund Falz-Fein hat beide zusammen von da erhalten. Das deutet schon darauf hin, daß Przewalski, der berühmte russische Asienreisende, in dem ihm zu Ehren genannten Equus przewalskii wirklich ein echtes und urwildes, d. h. nicht von dem zahmen Pferde abstammendes und also nur verwildertes Pferd entdeckt hat.

Dieses hochinteressante Tier — was könnte interessanter sein als eine wilde Stammform des hauptsächlichsten Arbeitstieres des Menschen, des Pferdes! — ist jetzt, wie gesagt, zum erstenmal in größerer Anzahl (achtundzwanzig Stück) durch Hagenbeck auf den Tiermarkt gekommen, und den Weg zu diesem

sensationellen Import zeigte ihm eben mein Freund Friedrich Falz-Fein auf Ascania Nova im südrussischen Gouvernement Taurien. Dieser begüterte Großgrundbesitzer und begeisterte Tierliebhaber, der in seinem einsamen Steppenkönigreich und zu seiner eigenen Freude einen Tierpark ohnegleichen unterhält, hatte schon einige Jahre vorher mit Hilfe des Petersburger Akademikers und Museumszoologen Büchner sich Urwildpferde zu verschaffen gewußt, und diese waren natürlich, als ich ihn vor zwei Jahren besuchte, um einen Tiergeschenktransport von ihm abzuholen, mein größtes zoologisches Erlebnis auf der ganzen, an lehrreichen fachmännischen und allgemeinen Eindrücken so überreichen Reise. Es sind mittelgroße Tiere, in der allgemeinen Erscheinung die gewohnten Gestalten der Zebras und Wildesel nicht überragend; im einzelnen haben sie etwas Maultierartiges dadurch, daß sie ein wenig schmalbrüstig sind, und namentlich durch den nur an der Endhälfte langsträhnig, an der Wurzel kurzzottig behaarten Schwanz. Als echte Pferde im allerengsten Sinne erweisen sie sich aber durch die kurzen Ohren, die den ganzen Kopf so entscheidend kennzeichnen. Noch mehr freilich gibt in dieser Beziehung der wissenschaftliche Systematiker darauf, daß Equus przewalskii nicht nur an den Vorderbeinen, wie die übrigen Einhufer, sondern auch hinten „Kastanien" hat, d. h. haarlose, warzige oder hornige Stellen, welche man als letzte oberflächliche „Marken" der verschwundenen Fußzehen deuten zu dürfen glaubt. Die Kastanien an allen vier Beinen, wie sie das zahme Pferd, der Equus caballus des alten Linné, aufweist, bedeuten eben deshalb auch tatsächlich mehr für nächste Verwandtschaft mit diesem, beweisen, daß wir es in Equus przewalskii mit einer wilden Urform von Equus caballus zu tun haben und nicht mit einer der vielen gelben Wildeselformen des asiatischen Riesenfestlandes, wie man früher vielfach, ich selbst auch, glaubte. Dazu konnte die Farbe des Urwildpferdes verleiten, die bis zu einem gewissen Grade wechselt, von weißgelb bis rotgelb zu schwanken scheint, wenn ich nach den Falz-Feinschen Stuten und nach dem Hagenbeckschen Fohlentransport urteilen darf. Auffallend — und bei den dunklen Exemplaren am meisten — ist noch die hell abgesetzte Muffel (Maulpartie), und es ist wiederum nicht ohne Bedeutung, daß auch diese Eigentümlichkeit des Wildpferdes beim Hauspferd, namentlich bei den hellbraunen der kalten Schläge, wiederkehrt. Jedenfalls sind die Zeiten vorbei, wo man den Ur-



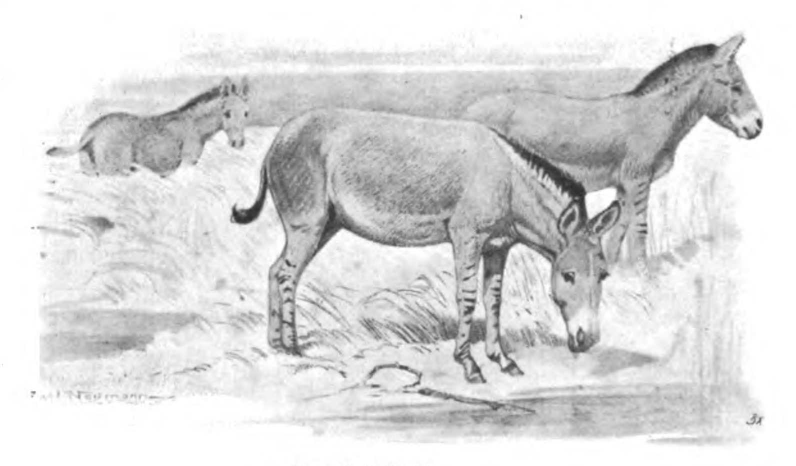
Persischer Wildesel (Onager).



Nubischer Wildesel.

sprung unseres Pferdes im dunkeln lassen oder es auf fernerstehende Einhufer, wie die gelben Wildesel Asiens, zurückführen zu müssen glaubte, wie übrigens auch in der neuesten Auflage von Brehms Tierleben noch geschieht. Heute kann kein Zweifel mehr obwalten, daß die Hauspferde abstammen von Urwildpferden, mit denen sie durch allerengste Verwandtschaft im Sinne der wissenschaftlichen Systematik verbunden, wie sie in demselben Sinne zugleich von den übrigen Einhufern getrennt sind.

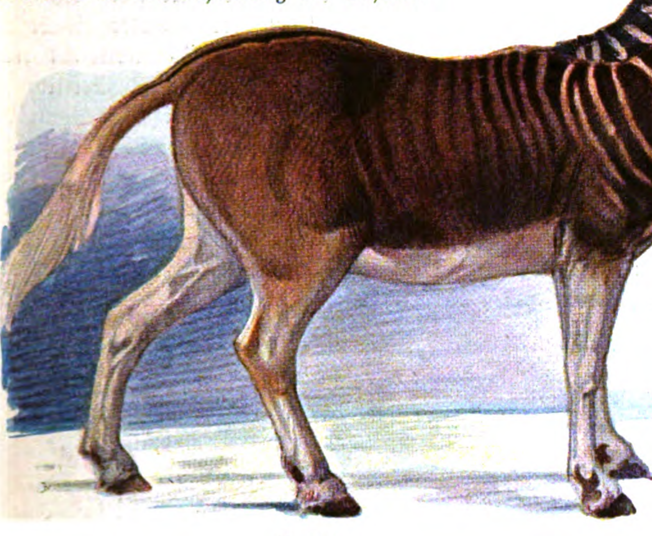
Damit soll aber natürlich nicht gesagt sein, daß alle Pferde aller Länder von Equus przewalskii abzuleiten wären. Im Gegenteil: die Erdrinde der Alten sowohl als der Neuen Welt birgt eine solche Fülle fossiler Pferdereste, daß man um Stammformen wahrhaftig nicht verlegen zu sein braucht, und ein zweites, echtes Urwildpferd, der südrussische Tarpan, hat bis vor wenigen Jahrzehnten in Europa selbst gelebt. Der Vater meines Freundes Falz-Fein hat noch die letzte Stute gesehen, die im Winter 1876 bei Glatteis von Bauern totgeschlagen wurde. Wie diese Tierart, die doch an wissenschaftlichem Interesse ganz einzig dastand, ein



Somali-Wildesel.

wahres wissenschaftliches Juwel war, gerade von wissenschaftlicher Seite hartnäckig verkannt und bis zur Vernichtung vernachlässigt

wurde, das spottet allerdings jeder Beschreibung: heute ist vom europäischen Tarpan nichts, aber auch rein gar nichts erhalten; kein Museum, weder in Rußland noch sonstwo, besitzt auch nur ein Haar von dem Tiere! Da müssen die Erinnerungen und Überlieferungen aushelfen, die glücklicherweise nicht allzu spärlich sind. Auf Grund derselben können wir behaupten, daß der ausgestorbene europäische Tarpan, von dem russischen Naturforscher Pallas zuerst als Equus caballus ferus beschrieben, im ganzen dem zahmen Pferde noch bedeutend ähnlicher war als der noch lebende asiatische, mit dem er in der Behaarung des Schwanzes und der kurzen, aufrechtstehenden Mähne ohne Stirnschopf übereinstimmte. Die Farbe war grau, mausfahl, mit schwarzen Beinen und schwarzem „Aalstrich" längs des Rückgrates. Diese große Ähnlichkeit ist auch nicht mehr als natürlich; denn wir müssen ja doch annehmen, daß die östlichen Pferderassen von dem europäischen Tarpan abstammen. Falz-Fein hält heute noch eine kleine südrussische Bauernstute, die die eigenartige Tarpanfärbung in der Vollkommenheit aufweist. Für die westlichen Rassen, namentlich die schweren, die sogenannten „kalten Schläge", nimmt man ein schweres, großes, langköpfiges Wildpferd der Diluvialperiode als Stammvater an, dessen Knochenreste von dem großen Cuvier als Equus caballus fossilis beschrieben worden sind. Mittlerweile haben selbstverständlich unzählige Mischungen stattgefunden, und überhaupt müssen wir angesichts der Völkerwanderungen auch für das Pferd Eduard Hahns grundlegender Vorstellung eines gemischten Ursprunges der Haustiere zuneigen. Es sind sicher in den verschiedenen Weltteilen verschiedene Wildpferdarten gezähmt worden, und deren mehr oder weniger gemischte Nachkommen sind ebenso sicher unsere heutigen Hauspferde. Immer aber handelt es sich nur um Urwildpferde im allerengsten Sinne; Wildesel und andere wilde Einhufer in die Entstehungsgeschichte unseres Pferdes einzumengen, besteht nicht die geringste Nötigung oder auch nur Berechtigung.



Quagga.

Freilich, wenn man solchen feurigen Hengst oder solche elegante Stute von den gelben asiatischen Wildeselarten hocherhobenen Kopfes an ihrem Gehegegitter entlang traben sieht, strotzend von unbändigem Mute, dann versteht man Brehm einigermaßen, der den transkaspischen, durch Turkestan bis in die Mongolei sich verbreitenden Dschiggetai oder Kulan (Equus hemionus Pall.) durchaus für würdig befand, der Urahn des edlen Pferdes zu sein. Unleugbar sind ja die gelben asiatischen Wildesel noch am pferdeähnlichsten, weil sie kurze Ohren haben, und darauf bezieht sich auch der lateinische Name der genannten Art, der „Halbesel" bedeutet; aber der Schwanz ist ein richtiger Eselsschwanz, in der Wurzel ganz kurz, nur am Ende langquastig behaart, und außerdem fehlen, wie gesagt, die hinteren Kastanien.

Das Riesenfestland Asiens mit seinen endlosen Steppen und Einöden hat natürlich Spielraum genug gegeben für eine ganze Reihe wohl unterscheidbarer geographischer Formen, vom dunkelrotbraunen Kiang (Equus kiang Moorkrooft) Tibets, der aus seiner unzugänglichen Heimat bis jetzt nur in ganz wenigen Exemplaren herausgekommen ist, bis zu dem fast weißen Equus onager Pall. aus Nordpersien, dem Onager der Alten, der in einer sehr schönen Stute seit Jahren im Berliner zoologischen Garten lebt. Wenn man dieses Tier, dessen Bau das Entzücken jedes Pferdekenners ist, in seinen Bewegungen beobachtet, so zweifelt man nicht, daß es sich weit in die dürrste Steinwüste wagen darf: die „trockenen", federnden Läufe tragen es spielend täglich meilenweit zur Tränke, und daß es, ausgewachsen und gesund, vom Menschen zu Pferde eingeholt und gefangen werden könnte, erscheint als eine Unmöglichkeit.

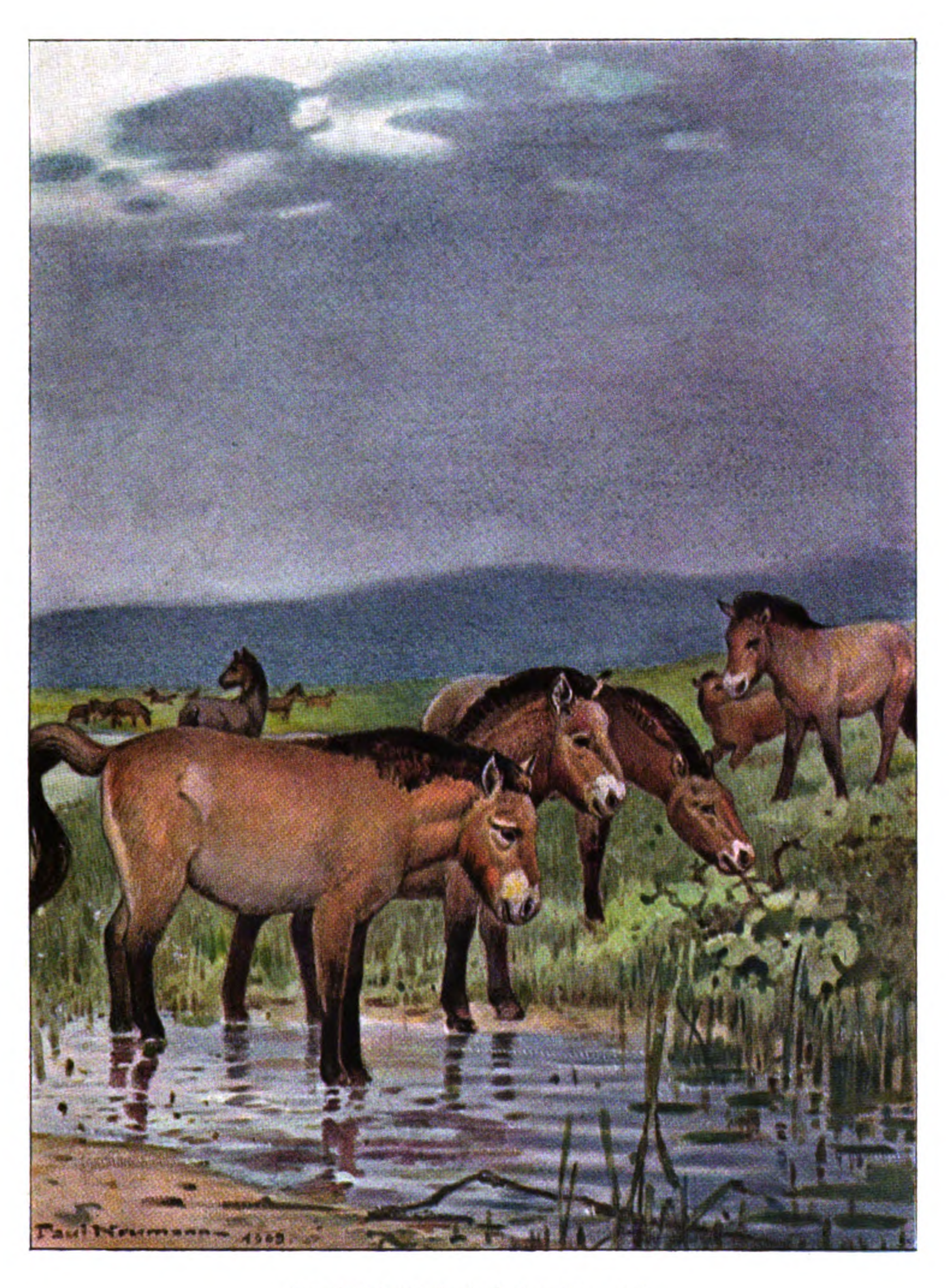
Auch in der Stimme nähern sich die gelben Wildesel den Pferden: sie wiederholen das J=A so rasch hintereinander, und das wahrhaft fürchterliche Stimme nur zu deutlich, daß sie mit unserem volkstümlichen Sänger Langohr eines Stammes sind. Unser Esel ist neben dem Perlhuhn das einzige Haustier, dessen Stammbaum wir in Afrika zu suchen haben, allerdings im nordöstlichen, wo ja uralte Kulturvölker gewohnt und gewirkt haben. Und zwar ist der Hauptbeteiligte ohne Zweifel der nubische Wildesel (Equus africanus Fitz.), der ja auch mit unserem immer müden und doch unermüdlichen Grauchen gemeinsam das Kreuz auf den Schultern trägt. Ein dunkles Band längs des Rückgrats, das bei den Asiaten mehr oder weniger stark und breit ausgebildet ist, kehrt hier schmäler wieder und kreuzt sich auf den Schultern mit einem kurzen Querband. Dieses Schulterkreuz fehlt der zweiten afrikanischen Wildeselart, dem Somali=Wildesel aus dem Küstengebiete der Somali=Halbinsel und Südabessiniens (Equus somaliensis Noack), der erst 1884 auf Grund Mengesscher Importe von Noack=Braunschweig als neu erkannt und beschrieben worden ist. Er hat aber dafür eine zebraartige



Bergzebrastute mit Zebroidfohlen vom Shetlandpony.

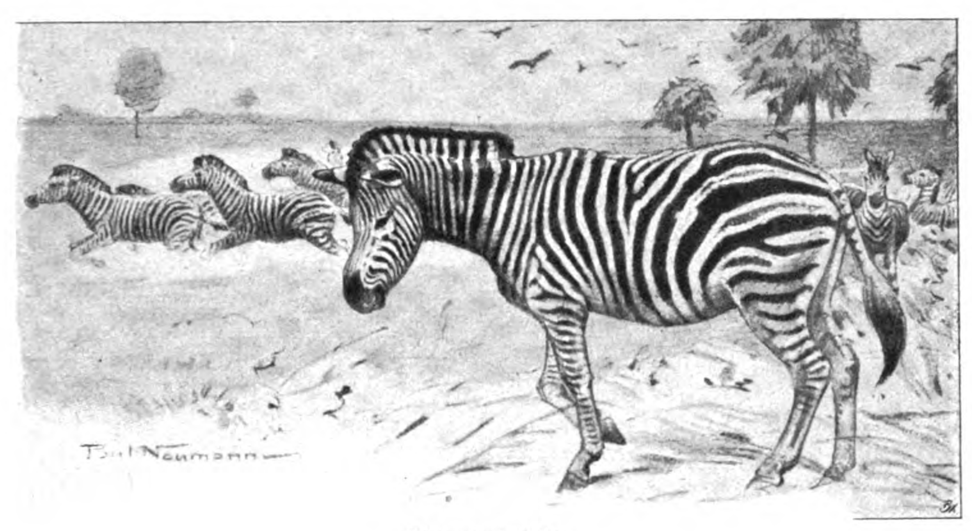
A ist so kurz und heiser, daß das Ganze wie eine Art Wiehern klingt.

Dagegen verraten die grauen afrikanischen Wildesel, mit denen wir zur letzten Gruppe der Einhufer übergehen, durch ihre Querbänderung der Beine, und im Hinblick auf diese ist es bedeutungsvoll, daß die Beinstreifen auch bei afrikanischen Hauseseln auftreten. Das erlaubt die Vermutung, daß auch der Esel, wie die meisten Haustiere,



Urwildpferd (asiatischer Tarpan).

Zu Heck: Einhufer. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Chapmanns Zebra.

gemischten Ursprunges ist. Somali-Eselblut argwöhnt der schärfere Tierkennerblick auch schon aus der allgemeinen Erscheinung bei den schweren, großköpfigen, eigentümlich rötlich gefärbten Waschenzi- (den gewöhnlichen Neger-) Eseln, die jetzt aus Deutsch-Ostafrika herüberkommen.

In der Geschichte unserer wissenschaftlichen Kenntnis der afrikanischen Wildesel haben die Beinstreifen eine ganz verhängnisvolle, verwirrende Rolle gespielt dadurch, daß der Afrikareisende Theodor von Heuglin, nachdem er den nubischen Wildesel richtig entdeckt hatte, bei seiner Beschreibung als Typus unglücklicher- und schwer begreiflicherweise offenbar das Fell eines streifenbeinigen Hausesels zugrunde legte. Er nannte deshalb den nubischen Wildesel taeniopus, d. h. Streifenfuß, obwohl er in reinblütigen, wilden Exemplaren gar keine Streifen an den Beinen hat, und schrieb ihm außer den Beinstreifen auch noch das Schulterkreuz zu, was nun wieder der reinblütige, streifenbeinige Somali-Wildesel nicht hat. Unter diesen Umständen ist es nicht weiter zu verwundern, daß mein Vorgänger in der Direktorstelle am Zoologischen Garten in Berlin, Bodinus, aus einem Mengesschen Eselimport die echten somaliensis verschmähte und sich einen richtigen taeniopus Heuglin, d. h. einen Hausesel oder Wildeselmischling mit Schulterkreuz und Beinstreifen aussuchte, und daß dieser unser „sanfter Heinrich", wie er im Berliner Garten hieß, von Gustav Mützel mit bekannter Genauigkeit porträtiert, heute noch als Mustertier des afrikanischen Wildesels in „Brehms Tierleben" prangt.

Mit den Wildeseln vertreten sich in Afrika, wie eingangs gesagt, die Zebras geographisch und erweisen sich schon dadurch als denkbar nächste Verwandte im naturgeschichtlichen System. Außerdem versichern die Anatomen, daß beide im Skelett nicht zu unterscheiden sind. Das will dem Laien schwer einleuchten, der das Zebra oder Tigerpferd mit seiner schwarzweißen, wie mit Ölfarbe angelegten Querstreifung für eines der absonderlichsten Tiere hält. Es hat freilich kürzere Ohren als der Esel, und auch die Streifung ist, wenn man alle Arten in Betracht zieht, nicht überall gleich stark ausgebildet.

Einen Übergang macht in dieser Beziehung das nur auf der vorderen Körperhälfte gestreifte, oben dunkelbraune, nach unten und hinten bis zu Weiß heller werdende Quagga (Equus quagga Gm.) aus dem Gebiete südlich des Oranjeflusses, das heute längst ausgerottet ist wie die meisten großen Tiere Südafrikas: die braven Buren brauchten sein Fell als Kornsack und Packtuch.

Etwas besser ging es der eigentlichen kapischen Wildpferdform, dem sogenannten Bergzebra (Equus zebra L.), das vermöge seiner starken, dichten, bis auf Hufe und Schwanzwurzel durchgeführten Querstreifung

einen gewissen Gegensatz zum Quagga bildet: es wird noch in einigen kleinen, halbzahmen Herden geschont, unter anderem angeblich bei Cradock, und ist daher auch hier und da noch in zoologischen Gärten zu sehen. Ich pflege eine Stute, die uns jetzt schon das zweite Zebroid (Zebramischling) von einem gelben Ponyhengst gebracht hat. Diese Mischlinge werden sehr hübsche Tiere, erben vom Vater die gelbe Grundfarbe, von der Mutter die schwarze Streifung und sind, genau genommen, als Maulesel zu bezeichnen, da das Zebra in diesem Falle dem Pferde gegenüber als Esel zu gelten hat.

Als Quagga und Bergzebra aufgebraucht waren, deckte den Bedarf der zoologischen Gärten etwa ein Jahrzehnt lang eine dritte Tigerpferdeart, das Burchells-Zebra (E. burchelli Gray.) aus dem früheren Oranje-Freistaat und Kaffernland südlich vom Vaalflusse, das auf braungelblichem Grunde an Kopf und Rumpf dunkel gestreift ist; auf den Keulen und Beinen verblassen und verschwinden die Streifen. Es waren schöne, edle, sehr pferdeartig aussehende Tiere, aber die Hengste bei aller Pracht und allem Feuer oft wahre Unholde an Bösartigkeit! Seit ich den Tiermarkt übersehe, d. h. seit 1886, ist kein eigentliches Burchells-Zebra mehr aus Afrika herübergekommen, und heute existieren überhaupt nur noch einige wenige alte Exemplare. Extinctus! Ausgerottet! mit Ausrufezeichen heißt es in Trouessarts Säugetierverzeichnis auch von diesem herrlichen Tier, an das sich für mich schöne Jugenderinnerungen meiner aufflammenden Tierliebhaberei knüpfen.

Die Tierhändler, in erster Linie Reiche-Alfeld, gingen nun immer weiter nach Nordosten vor, um Zebras und andere Tiere zu holen, und brachten so nacheinander: Equus chapmanni Layard, dem burchelli ähnlich, aber bis auf die Hufe gestreift und noch durch besondere schwache Zwischenstreifen auf den Keulen ausgezeichnet, und Equus transvaalensis Ewart, von chapmanni vor allem durch das Fehlen der Zwischenstreifen unterschieden, die beide jetzt den Hauptbestand der zoologischen Gärten an Zebras ausmachen. Nachdem man einmal auf diese feineren Unterschiede aufmerksam geworden war, nicht zuletzt durch die zielbewußten Arbeiten meines Freundes Prof. Matschie vom Berliner Naturwissenschaftlichen Museum, ergaben sich bald durch die Jagdbeute der vielen modernen Afrikajäger und -forscher noch eine ganze Anzahl unterschiedener Zebra-Lokalformen. Aus unserem nördlichen Deutsch-Ostafrika kam Equus bœhmi Mtsch. hinzu, auf weißem Grunde gleichmäßig, aber nicht sehr dicht gestreift, das schon der vortreffliche, zu früh verstorbene Forschungsreisende Böhm in seinen wunderhübschen Aquarellskizzen sehr charakteristisch verewigt hatte.



Grevys Zebra.

Diese letztere Art bringt seit einigen Jahren die Kilimanjaro-Handels- und Landwirtschaftsgesellschaft in größerer Anzahl auf den Markt durch ihren Geschäftsführer Bronsart von Schellendorf, der es verstanden hat, mit Hilfe befreundeter Eingeborenen in der Massaisteppe den Zebrafang im großen zu organisieren, und seine Zebras auch schon — das ist nicht wegzuleugnen! — bis zu einem gewissen Grade gezähmt nach der Küste und nach Europa liefert. Ich habe

zwei seiner Sendungen bei Hagenbeck in Hamburg gesehen und mich überzeugt, daß die Tiere mindestens ebenso zahm sind wie noch nicht ganz fertige und sichere Pferde und jedenfalls sehr viel zahmer als die jungen Steppenpferde aus Rußland und Amerika, die doch schließlich alle noch ganz brauchbar und leistungsfähig werden.

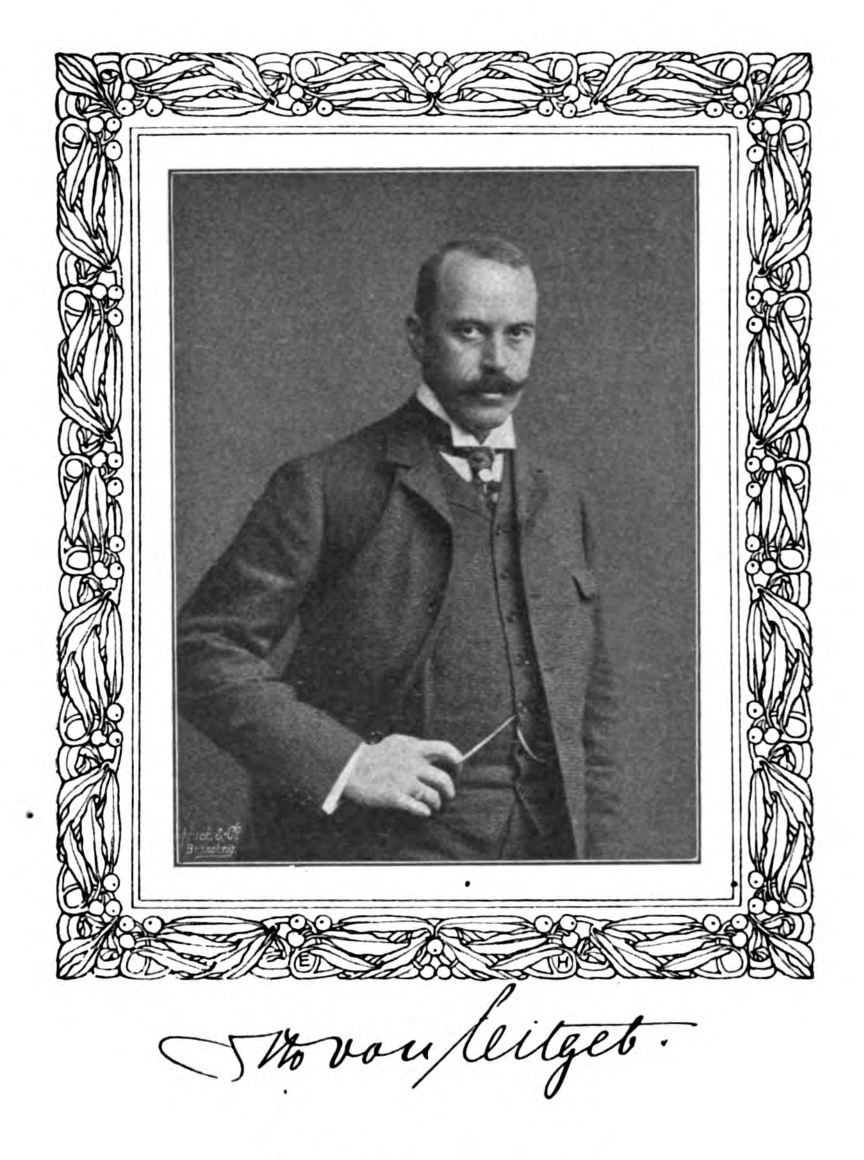
Wie lange diese Brauchbarkeit des Zebras dauert und wie weit seine Leistungsfähigkeit geht, das müßte wohl allerdings erst noch genauer ausprobiert werden; jedenfalls ist aber heute schon die Überlieferung von seiner völligen Unzähmbarkeit gründlich erschüttert.

Ich möchte übrigens glauben, daß diejenige Zebraart, die sich am meisten von allen zur Zähmung eignet, das Grevysche Zebra (E. grevyi A. M-E.) aus Abessinien ist: es ist am größten und am ruhigsten, wenn man nach den wenigen bis jetzt nach Europa gekommenen Exemplaren urteilen darf. Die Stute des Pariser Akklimatisationsgartens stand am Halfter und unter der Decke, im Stall und im Stand zwischen den Wagen- und Reitpferden!

Die hochinteressante, von unseren kolonialen Vereinen und Gesellschaften jetzt ins Rollen gebrachte Frage, ob aus den Zebras heute noch nützliche Haustiere für die Arbeit in den Tropen herauszuzüchten und heranzubilden wären, ist in ihrer praktischen, wirtschaftlichen Bedeutung gar nicht zu unterschätzen; denn die teure Beförderung auf dem Menschenkopf durch den schwarzen Träger verträgt eben nur eine verhältnismäßig sehr kostbare Ware: ganz zu geschweigen von den Schwierigkeiten, die sich für die meisten kolonialwirtschaftlichen Unternehmungen an die Arbeiterfrage knüpfen. Daß der Neger und seine Vorfahren die Möglichkeit und Gelegenheit gehabt hätten, sich aus der afrikanischen Tierwelt ebenso gute Haustiere zu schaffen wie die vor- und altgeschichtlichen Bewohner Asiens und Europas aus den ihrigen, daran braucht man wohl nicht zu zweifeln, und daß diese Gelegenheit nicht benutzt worden ist, sondern der Neger von den anderen Menschenrassen sich deren Haustiere sozusagen geborgt hat, das muß man wohl als einen Beweis der Minderwertigkeit der schwarzen Menschen ansehen. Eine ganz andere Frage ist es aber, ob es heute noch rätlich und angebracht erscheint, ein afrikanisches Wildtier, insonderheit das Zebra, zu einem Haus- und Arbeitstier heranziehen zu wollen, oder ob es vielmehr, nachdem die Haustiere als Gemeingut der Kulturmenschen einmal da sind, ungleich rationeller und praktischer wäre, diese in ihren Eigenschaften so zu beeinflussen und zu verändern, daß sie auch in den afrikanischen Tropen ausdauernd und leistungsfähig bleiben. Dabei kommt vor allem eins in Betracht: das ist die Widerstandsfähigkeit gegen den Stich der fürchterlichen Tsetsefliege, die ja stellenweise in Afrika die Viehhaltung völlig unmöglich macht und namentlich die Transporttiere der militärischen und der anderen Expeditionen auf das verhängnisvollste gefährdet.

In dieser Beziehung gereicht es mir nun zu ganz besonderer Freude, mit einem zuversichtlichen Ausblick in die Zukunft schließen zu können. Als der Stationschef von Sansanne Mangu, Oberleutnant Thierry, zum Urlaub nach Deutschland zurückkehrte, brachte er als Geschenk für den Zoologischen Garten in Berlin zwei Barbaponies, allerliebste kleine Pferdchen, aus dem Hinterlande von Togo mit, die tsetsekrank waren. Ich überwies sie infolgedessen sofort dem Kochschen Institut, und dort ist inzwischen Marinestabsarzt Martini unter der Oberleitung unseres großen Bacillenforschers mit guter Aussicht auf Erfolg emsig an der Arbeit, Material und Methode zur Immunisierung gegen das Tsetsegift zu gewinnen. Man darf heute schon öffentlich die Hoffnung aussprechen, daß dies gelingen, daß also eine der wichtigsten Fragen afrikanischer Viehhaltung in absehbarer Zeit günstig gelöst werden wird.





Seine Frau

Erzählung

von

Otto von Leitgeb

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war ein Vorfrühlingsabend, und ich saß in meinem Restaurant. Draußen stürmte es. Manchmal schlug der Regen laut an die Fenster, und man hörte die blätterlosen Bäume des kleinen Hotelgartens im Winde rauschen. Nur wenige Gäste waren im Zimmer. Es war ein Abend, an dem man gern früh schlafen geht, wenn man allein ist; einer von den Abenden, an denen einsame Junggesellen ein bißchen melancholisch werden können. Da kam noch ein kleiner alter Herr, der zu Nacht essen wollte. Aber die Speisekarte war erschöpft; er mußte etwas frisch zu Bereitendes bestellen. Mitten im Zimmer stand er, hatte noch seinen Mantel um, die Galoschen an den Füßen, rückte an seiner Brille und unterhandelte mit dem Oberkellner. Ich hörte müßig zu und fing diese einzelnen Sätze auf: „... Doch vorher bringen Sie einmal Schin-

ken — für meine Frau! ... Aber nicht fett! Das mag sie nicht ... Für mich ein Glas Bier. Eine warme Limonade — für meine Frau. Mit ziemlich viel Zucker ... Ja, und ein Brötchen lassen Sie aufschneiden und ganz leicht bähen — für meine Frau ... Alles gut besorgt! Wir haben keine Eile —"

Daran fiel mir nichts auf als die regelmäßige kleine Pause vor den Worten „für meine Frau". Als ob sie dem Gesagten Nachdruck oder einen besonderen Wert verleihen sollten. Nachdem er abgelegt, ging der alte Herr dann im Zimmer auf und nieder. Ich dachte mir, daß dies mit dem letzten Zuge angekommene Fremde seien, daß die Frau nur eben erst ein wenig Toilette nach der Reise mache, und daß das alte Paar — gewiß gemütliche, fröhliche Menschen — nachher mitsammen essen werde. Dann hört man diese eifrigen Redensarten wohlgelaunter Reisender, die vor Nacht noch die Herberge erreicht haben, von ihren Erlebnissen plaudern, von den kleinen Widerwärtigkeiten und Lustigkeiten unterwegs. Das erlebt man ja häufig in den Fremdenhotels. Ein bißchen Neid kam über mich und die Gleichgültigkeit des Stammgastes. Ich vertiefte mich aus Langerweile wieder in meine Zeitung. Auch dachte ich durchaus nicht mehr an diese neuangekommenen Gäste, bis ich, nach einer geraumen Weile aufsehend, gewahrte, daß der alte Herr noch immer allein dasaß. Übrigens hatte er inzwischen sein Mahl begonnen und aß rasch und sorglos. Nun stellte ich mir vor, wie ärgerlich es sein müßte, eine Frau zu haben, die einen mit derart rücksichtsloser Unpünktlichkeit im Stiche läßt! Es befriedigte mich, daß der Alte, wahrscheinlich nach reichlichen Erfahrungen, wenigstens so weit selbständig und egoistisch geworden war, sich nicht mehr quälen oder seine Speisen kalt werden zu lassen. Ab und zu schien er an dem unberührten Gedecke neben ihm zu rücken. Dies war sicherlich eine Äußerung des Unwillens. Denn es war ja lächerlich, daß alles dastand und die Frau nicht kam, um zu essen: der Schinken, der Braten, das geröstete Brötchen und die Limonade, die natürlich längst kalt geworden waren.

Ich senkte meine Stirn wieder in die Zeitung. Endlich wurde ich schläfrig, zahlte und ging, konnte mich aber nicht enthalten, an der Tür noch einen ironisch-mitleidigen Blick nach dem verlassenen Ehesklaven zu werfen. Du geduldige Seele! dachte ich. Nun hatte er abgespeist und qualmte aus einer Zigarre. Na, darüber ärgert sich dann hoffentlich die trödelnde Frau, wenn sie kommt! — Also ging ich, hatte keinen Anlaß, weiter an dies fremde Paar zu denken, und habe es nach diesem Abend jedenfalls sofort wieder vergessen. —

Darüber vergingen mehrere Wochen. Da sitze ich eines Abends wieder beinahe allein im Hotelzimmer, als die Tür aufgeht und mein alter Herr von damals hereinspaziert. Ich erkannte ihn sogleich wieder. Und nun gab es fast ganz die gleiche Szene wie damals und fast die gleichen Redensarten. Es war ganz dasselbe Bild, nur daß der Alte keine Galoschen trug, denn wir hatten ruhiges, klares Wetter. Nun, diesmal war ich in der Tat ein wenig neugierig. Heute würde ich seine Frau doch wohl kennen lernen, dachte ich; sie konnte ihn doch nicht ewig im Stiche lassen. Also nahm ich die Zeitung nicht wieder auf und beobachtete die Situation. Aber es ereignete sich durchaus nichts Merkwürdiges, außer daß die Speisen aufgetragen wurden, auch die warme Limonade, daß der Alte allein dasaß, aß, rauchte und daß seine Frau wahrhaftig auch heute nicht erscheinen wollte. Ich weiß nicht, wie es sich bei dem kühlen Gleichmut meiner Beobachtung begab, daß ich darüber in eine seltsame Erregung geriet, daß ich beinahe das Gefühl eines Erlebnisses hatte, und daß ich vor heller Neugierde ganz unruhig wurde. Vielleicht verriet sich das in meinem Gesicht, oder starrte ich den Herrn auffällig an; denn nun ließ e r sich ein Zeitungsblatt kommen und verbarg sich dahinter. So beschloß ich, ihn „auszusitzen". Richtig erschien diesmal seine Frau überhaupt gar nicht! — Auf einmal bildete ich mir in meinen zügellosen Gedanken ein, dieser weißhaarige Mann müsse so unvorsichtig gewesen sein, sich ein junges, lebenslustiges Weib zu nehmen. Es wäre möglich, daß sie ihn hintergeht! Man könnte sich vorstellen, daß sie an den Abenden, wo sie ihn im Stiche läßt, mit einem anderen ist. — Und es ist peinlich, Zeuge eines solchen Betruges zu sein. Eigentlich

empfinde ich wahres Mitleid mit diesem kurzsichtigen, ahnungslosen, geprellten alten Menschen, ich bin aufgebracht über die unbekannte, leichtfertige Frau. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung bringe ich es beinahe zuwege, daß ich den Mann wie einen Freund betrachte und beginne, gegen seine Frau eine geringschätzige, gehässige Gesinnung zu nähren.

Aber dieser weißhaarige Stoiker schien sich meiner Seele nicht im geringsten aufzuregen! Es wurde spät, er zahlte. Ich hörte genau, wie er alles zahlte, auch für seine launenhafte Frau. Kaum war er gegangen, so rief ich den Oberkellner heran.

„Sagen Sie mal, wer ist denn dieser alte Herr?"

„Das ist doch Professor Hartmann!"

„Ach, ja richtig!" sagte ich, als ob ich es eigentlich gewußt hätte. „Nun, das ist ein seelenguter Mensch —"

„Ja, ja, gewiß!" meinte der Kellner.

„Eine seltene Natur, wirklich!" sagte ich, so ironisch wie möglich. „Eine goldene Natur, ein Ausnahmemensch, ohne Zweifel —"

Der Kellner lächelte und bestätigte gutmütig: „Gewiß, gewiß!"

„Na, und — und?" fragte ich nun ärgerlich. „Sagen Sie mir bloß gefälligst, läßt den seine Frau jedesmal so sitzen, wenn er hier zu Nacht ißt, — was?"

„Ach ja —" meinte der Kellner nachsichtig.

„Das ist ja lächerlich!" platzte ich nun los. „Mir sollte das geschehen! Das würde ich mir just gefallen lassen!"

Der Kellner blickte mich an und entgegnete: „Seine Frau ist nämlich tot —"

„Wa—as?" rief ich ganz verblüfft.

Und der Kellner antwortete: „Er hat seine Frau nämlich schon vor mehreren Jahren verloren —"

Vielleicht wollte er mir noch mehr erzählen, aber im Nebenzimmer klopfte ein Gast ans Glas, und er lief weg. Ich weiß nicht weshalb, aber es kam mir auch vor, als könnte ich mich nicht weiter da am Wirtshaustische mit dem verschlafenen Aufwärter über den seltsamen alten Menschen unterhalten, und ich ging nach Hause. Aber mit einem langen Umwege durch die helle, stille, kalte Frühlingsnacht. Denn die Gedanken an den alten Herrn und sein sonderbares Treiben ließen mich nicht los. Und nun konnte ich ihn nicht mehr vergessen.

Lebhaft wurde der Wunsch in mir rege, Professor Hartmann kennen zu lernen. Es hielt nicht schwer. Er war ein Privatgelehrter und besaß eine große Münzensammlung und schöne alte Bilder, die er ganz gern ansehen ließ. Nähere Bekannte hatte er bloß wenige; diese aber waren alte Freunde. Durch einen von ihnen, einen Arzt, erhielt ich eine Einführung in das kleine, schmucke Haus, das in einem schmalen, sonnigen Garten etwas außerhalb der Stadt lag. Ein alter, gebrechlicher Diener und ein ebenso altes Frauenzimmer, das die kleine Wirtschaft führte, waren dort Hartmanns Hausgenossen.

Ich erwartete, alsbald etwas von besonderen Schrullen oder von Verrücktheit an dem alten Herrn zu entdecken, ward aber darin enttäuscht. Sein ganzes Wesen war sauber, geregelt und ordentlich gepflegt wie sein Äußeres, und die hellblauen Augen sahen so freundlich-ernst und besonnen durch die dicken Brillen, daß sie unmöglich der Spiegel einer verschrobenen Seele sein konnten. Desto neugieriger machte mich der Gedanke an seine Frau, und ich unterließ nichts, um etwas über sie zu erfahren. Auch da erlebte meine sensationslustige Neugierde eine Art von Enttäuschung. Jetzt, wo ich Hartmann selber kennen gelernt, von dem ich nie früher gehört, schien er aller Welt bekannt, und ich erfuhr, daß außer mir selbst jedermann irgend etwas von dem Kultus wußte, womit er das Andenken einer Verstorbenen umgab. So war ich bald im Besitz eines Stückes seiner Lebensgeschichte.

Sie hatten sich jung gefreit und während ihrer ganzen Ehe in ungetrübtem Glücke gelebt. Sie waren niemals auch nur auf einen Tag getrennt gewesen, hatten von jeher in dem Gartenhause gewohnt, waren kinderlos geblieben und hatten von ihrem ausreichenden Vermögen vielen Menschen Wohltaten erwiesen. Auch erzählte man, daß Frau Edith an den Arbeiten ihres Mannes teilgehabt und in allem sein guter Genius gewesen sei. Der Tod hatte sie nach ganz kurzer Krankheit fortgerafft.

Aus meiner flüchtigen Bekanntschaft mit Hartmann wuchs ein beinahe regelmäßiger

Verkehr, denn er war nicht menschenscheu. Wenige Freunde hatte er auch bloß, weil er seinerseits keine neuen suchte; man mußte ihn finden, wie es mir zufällig gelungen war. Es fügte sich, daß wir sehr vertraut miteinander wurden, und daß ich oft in seinem Hause aus und ein ging. Dann haben wir manche Abende miteinander verplaudert. Und das wußte ich so einzurichten, daß der alte Herr herzlich mitteilsam wurde, als ob es ihm wohltäte, von gewissen Dingen zu sprechen. Übrigens hatte ich innerlich die Entschuldigung für mich, daß es sehr bald nicht mehr die nackte Neugierde war, die mich leitete, sondern daß ich die aufrichtigste Neigung zu dem gütigen, frischen Greise empfand.

Da war es selbstverständlich, daß er mir mit der Zeit auch davon sprach, wie tief ihn der schwerste Verlust seines Lebens betroffen habe. Ach, wie unerforschlich grausam ist es, den Gefährten von der Seite zu verlieren, wenn man vereint schon so weit gewandert ist, daß man beinahe das Ende des Weges erreicht hat! Damals wollten ihm befreundete Menschen helfen. Sie wollten ihn bewegen, fortzureisen, sein Haus zu verkaufen oder doch es zu ändern. Sie wußten, wie er an seinem bisherigen Leben gehangen; sie sahen es zerstört und wollten es seinen Blicken entziehen. Da entdeckte er aus der Tiefe der Erinnerungen seines Herzens neue, seltsame Kräfte, die nun erwachten, nun, da es ihre Zeit war. Wäre es nicht unmenschlich und ungeheuerlich gewesen, etwas an seinen Gewohnheiten, an seiner Lebensordnung, an seinem Haushalte zu ändern? Hatten sie es nicht mitsammen geschaffen, und so geschaffen, wie es für ihr Leben bleiben sollte? Waren sie beide nicht alt genug geworden, alles um sich zu sammeln, woran ihr Herz, ihre Gedanken, ihr Interesse, ihre Bedürfnisse gehangen, und das alles ihnen vertraut und lieb geworden war?

Im Hause also war alles wie zu Frau Ediths Lebzeiten an Ort und Stelle geblieben. Neben Hartmanns Zimmer lag das seiner Frau. Hier stand ihr Bett und daneben auf dem Tischchen die Leselampe. Das Buch, das sie zuletzt in Händen gehabt, lag aufgeschlagen dabei. Im Wohnzimmer standen alle Bücher, die sie abends mitsammen zu lesen gepflegt. Dort war auch das Harmonium, das Frau Edith gespielt. In dem Erkerchen am Fenster lag Frauenarbeit. In einem Körbchen bemerkte ich ein feingesticktes Damentaschentuch; man mochte denken, daß es gerade erst weggelegt worden sei. Ein paar Blumenstöcke blühten auf dem Fensterbrett, und auf dem Tischchen lagen einige an Frau Edith adressierte Briefe, als hätte sie der Bote eben erst gebracht, und sie würde sie sogleich vorfinden, wenn sie wieder ins Zimmer hereinträte. In einem hellgrün lackierten großen Vogelbauer hüpfte eine Drossel und guckte ab und zu erwartungsvoll um sich. Hier saß Hartmann oft stundenlang, wie er mir erzählte. Und diese Briefe! Mochte ich es sehen? Sie waren uneröffnet. Sie sind nach ihrem Tod eingetroffen. Es war etwas ganz Eigenes, diese Briefe zu betrachten. Jahrelang liegen sie nun hier. Ob ich glaubte, daß sie dennoch wisse, was darin steht? Aber diese Frage verwischte er rasch und sagte, am köstlichsten würde die Schönheit und der Friede in ihm, wenn er in dem alten, großen Armstuhl ausruhe, der neben seinem Schreibtische stand. Frau Edith pflegte manchmal zu kommen und still hier zu sitzen, während er arbeitete. Oft merkte er es bloß an einem leisen Rauschen ihrer Kleider. Denn sie war so klein, zart und leicht von Gestalt; sie trat beinahe unhörbar auf. Ihr Schritt war so leise, sagte Hartmann, wie wenn eine Blume zu Boden fällt. Manchmal las er ihr seine Arbeit vor, ihre Meinung zu hören.

Einmal sagte er: „Doch niemandem könnte ich begreiflich machen, was sie mir gewesen ist ... Als wir so jung waren, daß wir von unserer Liebe sprachen, da wußten wir noch lange nicht, was es ist, wenn zwei Menschen wirklich eins sind. Das waren wir. Und das wußten wir erst, als wir anfingen, alt zu werden. Denn da erst begriffen wir alles, was man früher ahnungslos erlebt. Und da wir eins waren, muß ich für uns beide zu Ende leben —“

Ganz sonderbare Sachen vertraute er mir oft in unserem Geplauder an ... Er hatte sozusagen die Seele entdeckt in der Welt der leblosen Dinge; er hatte ihre Sprache gelernt — so eine geheimnisvolle, merkwürdige

Sprache. Es ist ein unfaßbares Rätsel. Aber man stößt auf die geheimsten Zusammenhänge, es ist eine Welt von namenlosen, verborgenen Kräften; und doch ist sie immer da und äußert ihren Einfluß in jedem Augenblick. Wenn er davon sprach, fand er Ausdrücke und Bezüge, die etwas Verwirrendes an sich hatten, so sehr näherten sie sich der Vorstellung, daß ein geliebtes, abgeschiedenes Wesen seiner ganzen Umgebung etwas Wirkliches vom eigenen Dasein zurückgelassen haben müsse. Ist es möglich, daß dieser Gegenstand tausendmal mit ihren Händen in Berührung gekommen, und daß nichts davon daran haften geblieben? Wir wissen bloß nicht, was es ist. Oder daß ihre Blicke tausendmal einen anderen getroffen, ihm gleichsam einen Gedanken, eine Empfindung mitgeteilt haben, und jeder Hauch davon wäre vergangen? Oder daß dies feine, alte Tüchlein tausendmal den Hauch von ihren Lippen genommen, und nichts, gar nichts mehr sei davon da? Wir begreifen vielleicht bloß nicht, worin es besteht, da wir so unwissend sind ...

Nach und nach fühlte ich mich selbst von all diesem beeinflußt und lebte mich sozusagen in den Geist ein, der Hartmanns Haus erfüllte. Ja öfter, besonders wenn ich abends dort war, glaubte ich eine eigenartige, mystisch aus den Räumen und leblosen Dingen hervorwehende Atmosphäre zu spüren, die uns umgab, und hatte manchmal die Empfindung, als würde ich mich kaum wundern, wenn plötzlich aus dem Dunkel der offenen Tür des Nebenzimmers, lautlos, wie es im Leben geschehen, Frau Edith über die Schwelle träte und sich zu uns setzte, in hellem Kleide von leichtem, geblümtem Stoffe, dessen leises Knistern sie höchstens verriet, wenn sie zwischen uns Platz nahm. Denn jedesmal, wenn ich bei Hartmann zu Abend aß, war auch für den dritten das Gedeck aufgelegt. Der alte, taube Florian servierte vor dem leeren Sessel, als ob eine Person darauf säße, und der Professor legte die Speisen auf den Teller, Gang für Gang. Er erzählte mir indes auch, daß sie früher monatlich einmal abends im Hotel gegessen hatten. Darum halte er es auch jetzt noch so. Und er erinnerte sich, mich dort zuerst gesehen zu haben.

Hin und wieder fragte ich mich alles Ernstes, ob die schwärmerische Willenskraft dieses phantastischen Menschen nicht doch noch viel weiterginge, als er mir anvertraute, und ich wollte mir einreden, daß es ihm sicher schon gelungen sei, Frau Ediths Geist in ihr verlassenes irdisches Heim zu rufen. Es schien an einigen Abenden von dunklem, stürmendem Dezemberwetter, wenn wir lange aufsaßen, wirklich eine Art von Gespensterstimmung dazusein — wenn es im Hause so tiefstill war, hier und da eine Diele knackte oder eine vergessene Tür schlug, die Hängelampe unter dem weitreichenden grünen Schirme nur gedämpftes Licht ins Zimmer goß und von den alten Bildern an den Wänden geisterbleiche Gesichter auf uns herabblickten.

Eines Tages, als ich in der Dämmerung von einem Spaziergange zurückkam, in Hartmanns Nachbarschaft von Unwetter überrascht wurde und bei ihm Zuflucht suchte, bin ich tatsächlich vor einer Erscheinung, die mir entgegentrat, heftig zusammengeschrocken.

Der Professor war nicht daheim, aber die alte Sabine bat mich, doch in sein Zimmer hinaufzugehen. Hier war es dunkel; Hagel schauerte gegen die Fenster, das Zwielicht lag fahl über dem Fußboden. Ich setzte mich auf einen Stuhl, fuhr jedoch unwillkürlich sofort auf, als mein Blick in die Tür des Nebenzimmers fiel. Dort stand regungslos auf der Schwelle eine weibliche Gestalt. Sie trug ein helles, lang herabfließendes Kleid und rührte sich nicht. Aber ich wußte im Augenblick, daß es Frau Edith sei.

Gleich darauf schämte ich mich meiner kindischen Regung und wollte auf die Erscheinung zugehen, um mir Aufklärung zu verschaffen.

In diesem Augenblick kam Hartmann. Auch ihn hatte das Unwetter überrascht, und er mochte rasch über die Treppe heraufgelaufen sein, da er so außer Atem war. Er ließ Licht bringen und schalt auf Florian, daß dies nicht früher geschehen. Indessen schloß er, ohne daß ich an seinem Benehmen etwas Besonderes merkte, jene Tür zum Nebenzimmer, indem er sagte, daß starker Luftzug da sei, was mir selbst nicht aufgefallen war.

An diesem Abend habe ich mich wirklich in einer gewissen, beinahe gruseligen Aufregung von ihm getrennt.

Nein, ich fühlte mich doch nicht immer im stande, solch ein Leben zu begreifen! Denn das meine war immer hausbacken, immer nüchtern, tatsächlich geblieben. Sicherlich bäumte sich diese Gesundheit, diese glatte Geradheit und Verständlichkeit in meinem Wesen auf gegen so etwas, das ganz aus der Art schlug. Hoho, die Liebe! Ja, was soll denn gar so Übermenschliches daran sein? Hoho, wie groß sich die Leute dünken, die glauben, sie wären wahrer Liebe begegnet! Narreteien, Narreteien — oder noch Ärgeres, was weiß ich. He, wenn es etwas Menschliches ist, wenn es uns Menschen allen gehört, warum weiß ich nichts davon, warum kann es mich beinahe ärgern, daran denken zu müssen, wenn ich einsam in meiner Junggesellenecke im Wirtshause sitze und der Wind wieder einmal in den traurigen, kahlen Bäumen draußen in dem wüsten, kleinen Hotelgarten rauscht? Es ist Larifari. Man darf nicht erwarten, daß ein besonnener Mensch etwas unfaßbar Großartiges dahinter ahnt, ja — So also dachte ich trotzdem manchmal, wie zur Notwehr, wie um mich vor dem zu verteidigen, womit ich nichts zu tun hatte ... Ich begann mich gegen die Verwirrung zu sträuben. Was war denn ein Leben, das nur mehr dazusein schien, um ein anderes herzugaukeln, das längst vom Tode vernichtet worden? Nein, es konnte bei dem alten Manne doch nicht richtig sein, wenn er auch noch ganz gesund, oft fast jugendlich war. Dies alles waren krankhafte Zustände. Es gab Sachen, die waren allzu absonderlich. War das nicht ganz unglaublich? So zum Beispiel hörte ich, daß er, wenn er ins Theater ging, regelmäßig zwei Sitze nahm, wovon der leerbleibende für seine Frau bestimmt war. Es hieß auch, daß er, wenigstens früher, wenn er eine kleine Reise machte, zwei Billette dafür löste, obwohl man dies nicht recht glauben wollte und nicht nachweisen konnte. Davon war ich selbst Zeuge, wie ihm eine alte Dame mit ernster, herzlicher Liebenswürdigkeit einen Gruß auftrug an seine Frau. Sie hatte einen Blumenstrauß in seine Wohnung gesandt. Denn seinen nächsten Freunden schienen irgendwelche Gedenktage bekannt, die er im Herzen bewahren mochte, und an denen man Blumen für seine Frau zu ihm sandte. Hartmann trug sie dann auf den Friedhof; ich wußte aber, daß er damit auch das Tischchen im Erker oder das Zimmer seiner Frau oder ihr Gedeck auf dem Speisetische schmückte. Und nie kam ein Kranz; stets waren es nur duftende, farbenhelle Sträuße, wie sie lebende Menschen erfreuen.

Eines Tages kamen wir mitsammen bei einem Kunsthändler vorbei. Da blieb Hartmann stehen und rief: „Sehen Sie da im Fenster das Figürchen! Es ist unerschöpflich, welche Arbeit die menschliche Erinnerung fortwährend vollbringt. Wirklich vergessen kann man wohl gar nichts. Es taucht bloß manches nicht auf den Ruf wieder ins Gedächtnis. Jetzt erst erinnere ich mich, daß Edith sich jahrelang dies Figürchen aus Tanagra gewünscht hat, und doch habe ich ihr diesen Wunsch nicht erfüllt. Nun aber muß ich es für sie kaufen!“ Und ganz glücklich über den Fund nahm er es mit nach Hause.

Kann jemand von mir verlangen, daß ich solche Handlungen ganz erklärlich finde? Wer erklärt sie mir?

Übrigens wurde er, als wir besser miteinander bekannt geworden, auch weniger zurückhaltend. Wider Willen — da ich ein durch und durch nüchterner Geselle bin — rührte mich auch etwas dabei; ich weiß nicht, wie es kam. Seine hellen Augen konnten einen eigentümlichen, Nachsicht oder Verständnis erbittenden Ausdruck annehmen, als ob man den Menschen gewöhnlich keine Zartheit zumuten dürfte, wenn er zum Beispiel sagte: „Sie wissen ja, es ist für meine Frau!“ Und einmal, als ich ihn verließ, sagte er an der Wohnungstür plötzlich: „Ja, Sie werden doch meine Frau noch grüßen wollen!“ Da mag ich sehr erstaunt dreingesehen haben. Er aber lächelte und fuhr fort: „Nun, dies ist gar nicht phantastisch. Sehen Sie selbst!“ Damit führte er mich wieder in die Wohnung zurück bis in sein Arbeitszimmer und zog hier einen Vorhang beiseite, den ich bisher für eine Portiere gehalten hatte. Dahinter hing an der Wand Frau Ediths lebensgroßes Bild. „Es ist von einem berühmten Maler,“ sagte er, „und so ähnlich,

wie ein gemaltes Bild nur überhaupt sein kann. Wenn ich allein bin, ist es niemals verdeckt. So oft ich meinen Blick erhebe, sehe ich sie. — So, nun haben Sie ihre persönliche Bekanntschaft gemacht!"

Hier muß ich nun sagen, daß alle diese Dinge bei unserem häufig gewordenen Verkehr doch nicht etwa beständig wie Schemen sich zwischen uns zwei lebenden Menschen bewegten, als hätte sich ein unbegreifliches und unheimliches Schattenbild neben uns eingenistet — etwa wie in einem Hause, dessen Fenster auf den stillen Totengarten eines Gottesackers sehen, und die Luft, die es durchweht, käme nur von Grabblumen, finsteren Cypressen und modernden Kränzen. Ich habe hier eben bloß alles, was das eine anging, erzählt, wie sehr es auch in dem Zeitraum von mehr als einem Jahre verstreut gelegen. Im übrigen war an unserer Bekanntschaft durchaus nichts Absonderliches, und ich habe den Umgang mit Hartmann herzlich genossen. Jedoch konnte ich nicht umhin, dem Arzte gegenüber gelegentlich die Frage aufzuwerfen, ob Hartmanns Seele nicht dennoch krank sei. Denn sein alles einschließendes Anklammern an ein Gut, das auf so natürliche Weise verloren gegangen, sagte ich, kann nicht gesundes, klares Bewußtsein sein. Es kommt mir bloß vor wie das Fiebern einer Wunde, zu deren Heilung seine gealterte Natur nicht mehr die Kräfte aufbringen konnte. Allein der Arzt, einer von Hartmanns ältesten Bekannten, widersprach mir mit viel Ruhe und Bestimmtheit. Und da ich aus seiner Art wieder herauszufühlen meinte, daß ich für meine Neugierde und Sensationsgelüste hier nicht am rechten Orte wäre, bereute ich meine Fragen lebhaft.

Es begab sich außerdem, daß mir Hartmann selbst ein kleines Beispiel von Besonnenheit lieferte.

Da war ich zu ihm gekommen, und er bat mich aus irgend einem Grunde, mich ein Weilchen im Wohnzimmer zu gedulden, bis er käme.

Ohne an etwas zu denken, öffnete ich das Harmonium und fand unter dem Deckel ein Liederbuch liegen, das sehr vergriffen aussah und aufgeschlagen war bei dem alten Liede: „Warum sind der Tränen so viel unterm Monde?" An den Fuß der Seite hatte Hartmann die Worte geschrieben:

„Ich will dich immer und immerhin lieben und deine Tage, wie ich nur kann, schön und glücklich machen."

Darunter aber stand in einer ganz feingerundeten Frauenhand die Erwiderung:

„Und ich will trachten, daß dir das nicht ein Stündchen lang soll sauer werden, und daß du immer noch ein Stückchen glücklicher bist als ich."

Als ich dies las, empfand ich etwas, das wirklich eine Art von Rührung gewesen sein mag. Ich setzte mich an das Instrument und wollte das alte Lied spielen. Kaum aber hatte ich ein paar Tasten niedergedrückt, so stürzte Hartmann ins Zimmer, machte eine beinahe verzweifelte Gebärde und rief flehend: „Ich beschwöre Sie, halten Sie ein — halten Sie ein!", so daß ich mich beinahe erschrocken erhob. Er ging ein paarmal auf und nieder, ohne mich anzusehen, blieb dann plötzlich vor mir stehen und sagte wieder ganz ruhig:

„Verzeihen Sie mein unverständliches Gebaren! Niemand außer Edith hat jemals dies Instrument berührt, und ich hatte so in Gedanken, daß nie mehr ein Ton daraus erklingen sollte —"

Ich stotterte eine Entschuldigung.

„Es ist meine eigene Schuld," fuhr er fort, und in seiner Stimme drückte sich die gewaltsame Überwindung des Unabänderlichen aus. „Nun ist es geschehen —! Sie begreifen, wie seltsam mich das berühren mußte. Allein, da es so bestimmt sein mochte, finde ich mich hinein. Denken Sie nicht weiter daran! Aber da es geschehen ist, bitte, spielen Sie mir das alte Lied vor!"

Und danach setzte er sich hinter mir in die Tiefe des Zimmers, und ich spielte.

Endlich dankte er mir, kam und schloß den Deckel wieder. Vorher legte er das Notenheft wieder ebenso hin, wie es früher gewesen. Dabei wies er auf jenes Geschriebene.

„Dazumal," sagte er, „waren wir beide junge Menschen. Edith war über dem Liede traurig geworden, und ich wollte etwas Liebe-

volles zu ihrem Troste sagen. Freilich weiß ich nicht, ob ich gehalten habe, was ich damit versprochen. Sie aber hat ihr Wort erfüllt. — Ja, ja, trotz allem! — Aber gelt, warum sind der Tränen so viel unterm Monde?" —

Seit diesem Tage behandelte er mich anders als früher. Vielleicht, als ob es mich ihm doch näher gebracht hätte, daß ich die Tasten berührt hatte, auf denen noch keine anderen als Frau Ediths Hände gelegen hatten. Vielleicht auch, daß er etwas von mißtrauischer und verständnisloser Regung in mir ahnte, wie ich sie gegen den Arzt geäußert hatte. Denn es kam danach viel häufiger vor, daß er von seinen innersten Erlebnissen sprach und mir mit Offenheit sein Herz zeigte, etwa wie man einem Freunde überwundene Schicksale anvertraut.

Eines Tages sagte er: „In einem haben Sie recht. Natürlich ist es für einen Menschen, der seine Vernunft behalten hat, ganz unmöglich, sich über den grausamsten Verlust zu täuschen. Ich weiß sehr gut, wie armselig und unbedeutend die Lebensgewohnheiten sind, die ich aufrecht erhalten habe, weil sie in der guten Zeit so gewesen. Es geschieht jedoch, weil ich den Wert gewisser Dinge anders schätzen gelernt habe. Etwa so, wie ein arm gewordener Reicher sich kleiner Ersparnisse aus früherer Zeit erinnert. Damals hat er nie daran gedacht; jetzt kommen sie ihm bedeutend vor. Werden wir uns in einer glücklichen Stunde bewußt, was wir dem duftenden Walde verdanken, durch den wir gehen, oder der blühenden Wiese, deren Blumen unsere Füße knicken, oder einem Sommerabend, an dem uns das Herz so weit geworden, als umfaßte es eine Welt; oder einem Wintertage mit seiner Dämmerung und Heimlichkeit und seinen friedlichen Stunden, die wir am Kamin in wunschlosem Frieden verplaudert; oder einem gewissen Buche, das uns so zu Gemüte gegangen, daß es uns besser gemacht hat; oder dem Liede eines Vögelchens, das uns einmal so seltsam gefesselt; oder einer ganz kleinen Freude, die wir mitsammen erlebt, und die ein Band um uns geschlungen — oder hundert anderen Dingen? Ohne daß wir es merken, ist keines an uns vorübergegangen, ohne seinen Eindruck zu hinterlassen. Wir waren damals nur zu beschäftigt, das Leben war noch reich, wir hatten zu wenig oder zu viel Zeit, wir waren zu glücklich, um uns lange damit abzugeben. Immer kam ja wieder Neues. Tausend stumme Genossen umgeben uns in den leblosen Dingen um uns her, unsere Häuser und Bilder, unser Hausrat, unsere Bücher, bis herab zum geringsten Gegenstand, dessen wir uns bedienen. Haben Sie niemals ein altes Kleidungsstück betrachtet, — vielleicht war es in Ihrem Elternhause noch vorhanden, — vielleicht war es eine Mantille, die die Großmutter getragen, wie sie als schöne junge Frau an Großvaters Arm gelustwandelt, nicht von der kleinsten Ahnung gestreift, daß sie, sie selbst früher wieder Staub sein werde als das Stückchen Seide, an dem die gewebten Blumen und Borten nun im Kasten verbleichen, wo man dies letzte Erinnerungsstück der Großmutter bewahrt?"

Die Erinnerung an meine Vision befiel mich, und ich sagte auf gut Glück: „Gewiß hütet Sabine die Kasten und jedes Fädchen, das sie einschlossen, und jedes Stück, das einmal durch die Hände gegangen, die Ihnen so teuer waren —"

„Ja freilich!" nickte Hartmann. „Es ist, als ob sie uns nie verlassen hätte. — O, Sabine und auch Florian! Eigentlich war es seltsam. Wir haben uns nie besprochen. Aber sie teilten mit mir den Wunsch, daß alles so bleiben möge, wie es einst gewesen. Beinahe ohne daß ich wußte oder den Wunsch danach aussprach, haben sie es so eingerichtet. Ach, die schönen, vollen Kasten hütet Sabine wie ihre Augäpfel! Manchmal wird alles geöffnet, in die Luft getan. Ich entsinne mich. Einmal sind Sie an solch einem Tage hergekommen. Ich fürchtete, daß Sie mich fast für kindisch halten müßten. Sie warteten auf mich in meinem Zimmer, die Tür daneben stand offen, und meiner guten Edith alte Kleider hingen alle da auf einem Kleiderrechen; haben Sie etwas davon bemerkt?" —

Und ein andermal sagte er: „Ja, die ganz kleinen Ereignisse, was sind sie gewesen in den Augenblicken, da wir sie erlebt haben? Nur die Flut der Zeitminuten, die fortwährend am Gestade unseres Lebens verrinnen... Ich habe gearbeitet in dem meinen, ich war

viel beschäftigt und hatte dabei ein teures Wesen an meiner Seite, das alles mit mir teilte. Da hatte ich so wenig Zeit und Anlaß wie andere, mich mit den Nebendingen abzugeben. Nachdem aber meine große Prüfung gekommen, war ich zu alt und müde für viele Arbeit oder gar um mich von der äußeren Welt in meiner inneren beirren zu lassen. Eine Zeitlang war mein ganzes Wesen stumpf. Gedankenlos und apathisch lebte ich hin. Ich konnte mein Herz nicht damit versöhnen, daß alles vergangen sein sollte, womit ein entschwundenes Leben begleitet gewesen, alles, was die kleinen Ereignisse ausgemacht, die uns bloß äußerlich umgeben, und die ja doch vielleicht so viel vom wirklichsten eigenen Wesen tragen, Neigungen, Gewohnheit, Vertrautheit, Verständnis und Hilfe; woran man sich gelehnt, sich gestützt, was man zur Arbeit gebraucht, was einen in Mußestunden unterhalten, was Gedanken angeregt und ein Leben lang gewissermaßen wie das Werkzeug für den Alltag treulich gedient hat. Da tauchten unzählige kleinere und größere Erinnerungen auf wie die kleinen Ersparnisse des Verarmten. Es gab so viele Dinge um mich her, die ich förmlich nach dem Entschwundenen fragen konnte. Oder war wirklich etwas davon daran zurückgeblieben? Mir schien, ich entdeckte einen Hauch, eine Berührung, einen Blick, eines von den tausend teuren, verstummten Worten daran, von den vielen lebendigen, beweglichen Gedanken; vielleicht wurde es zum Wegweiser einer ganz bestimmten Erinnerung, die plötzlich klar und deutlich in mir erwachte? — Ach nein, nein! Von alledem kann man wohl einem dritten nichts begreiflich machen! — Oder wollen Sie dennoch ein Stückchen weit dieser Empfindung folgen? Könnten Sie die Empfindung vielleicht umsetzen zu etwas, das nicht ganz wertlos erscheinen möchte, wenn man es im Herzen bewahren will? — Sehen Sie hier, in dem Zeitungsblatt von heute. Es ist ein kleiner Ausweis darin, Quittungen von Gaben für das Waisenhaus drüben. Da steht ein gewisser Betrag und daneben: ‚Frau Edith Hartmann‘. So hat sie es dreißig Jahre lang gehalten. Niemandem schadet es, mir aber ist es das richtige, daß sie auch weiter dasteht, nicht ich. Das ist ihre Gabe, wir haben uns über alles verständigt. Und was sie damit meinte, was sie für Interesse und Sorge, wieviel Güte, Anteil und Menschlichkeit sie daran wendete, lebt doch fort. Denken Sie bloß, wenn ich einen einfachen Spaziergang mache, einen kleinen Gang unter Bäumen, deren Äste damals schon über uns gerauscht und geblüht; einen Feldweg vielleicht, den wir oft betreten, den dieselben Steinchen bedecken, an dem dieselben Gräser wuchern; in den Äckern, durch die Gattertür, die ihre Hand oft aufgestoßen. Draußen liegen etwa die kleinen Bauernhäuser, — wir haben alle Menschen gekannt, die darin leben. Ich sehe das Dorfkirchlein wieder, in demselben Nachmittagslichte, wie an einem Tage, der sich durch irgend eine kleine Besonderheit gerade meinem Gedächtnis eingeprägt hat. Die Glocken schlagen an; genau kenne ich ihren Klang, ihren Rhythmus, das Verhallen ihrer Stimme. Sie tragen etwas durch die Luft und gießen es linde aus um mich her — lauter vertraute Erinnerung. — Und ich nahm alle unsere Gewohnheiten wieder auf, ich folgte den gewohnten Stunden unter den gewohnten Umständen. Allmählich begann ich mein ganzes Leben danach einzurichten. Was hatte ich sonst noch davon? Ich bin alt, und der Weg kann nur mehr kurz sein. Ich habe beinahe die Empfindung wiedergewonnen, als schritte ich ihn nicht so ganz allein. Nein, gewiß nicht! Sie ist bei mir, immer und überall. Ich weiß es!“

In dieser Art konnte mir Hartmann oft vorerzählen. Und es war beinahe berückend, wie sich die Vergangenheit in ihm belebte. Es schwebte darin etwas, das nicht in Ausdrücken zu fassen war, das aber menschliches Erleben irgendwie zur Unsterblichkeit, zur Unvergänglichkeit weihen konnte.

Konnte ich bei diesem alten Menschen, der sein Leben abgeschlossen hatte, in die Lehre gehen, um zu erfahren, was die Liebe ist? Mich dünkt, dafür müsse man zur Jugend gehen, die lachend und jubelnd den Frühlingsgarten des Lebens durchwandelt, wo es nur Blühen gibt und kein Verwelken; nur Genießen, kein Entsagen; nur Sonne und Tag, nicht Nacht noch Tod. Aber wie? Ist denn die Liebe nicht bloß eine? Oder es gibt die feige und die mutige, die blinde

und die unreine Liebe; die Liebe der Egoisten und die der Enttäuschten; die Liebe der Kranken und die der Gesunden; die Liebe der Schwächlinge und die der Kraftvollen ... Gibt es aber auch eine (und es sollte nur diese eine geben), und sie hieße die große Liebe? Und allein ihrer wäre das Unsterbliche, das Unvergängliche, und ihre Heimat wäre im Reiche des Unbegreiflichen, denn sie stammt von dort, wohin wir den Ursprung aller Güte, aller Schönheit, alles Glückes verlegen ... Und unsere armen, hungernden, einsamen, hilflosen Menschenherzen können sie höchstens als ein anvertrautes Gut besitzen, das ein Höherer zu kurzem Genusse geliehen, und darum kann ihr auch der Tod nichts anhaben ...

Ich mußte öfter darüber nachdenken an meinen einsamen Abenden, wenn mich die Vorstellung verleitete, wie weit man denn das Leben teilt mit einem Wesen, womit uns diese eine Liebe verbindet, die einzige unvergängliche ...

Und mir kam vor, daß meine Freundschaft mit dem alten Manne als eine köstliche Erfahrung in mir bestehen bleiben müßte. Aber das Schönste und Zarteste und Wertvollste liegt weit über den Armseligkeiten hinaus, die man erzählen kann, denn es wären Dinge, wofür keiner menschlichen Sprache genug Ausdruck verliehen ist. Denn was der Sprache anheimgegeben, das ist auch aller Kleinlichkeit und Entstellung, jeder Lüge und Entheiligung ausgesetzt, wie Menschen sie verüben. Weil dies eine aber unantastbar und heilig bleiben muß, weil es Gott gehört und nicht den Menschen, darum sollte es unerreichbar bleiben für unsere dürftige Sprache und nur in der stummen Tiefe der Ahnungen des Herzens zu begreifen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Jahre darauf starb Professor Hartmann. Ich eilte in das verwaiste Haus hinaus. Da war etwas Merkwürdiges seinem Tod unmittelbar vorausgegangen. Florian erzählte es mir, dem die Augen voll Tränen standen. Was für ein unergründlicher Entschluß mochte Hartmann geleitet haben? Er hatte nämlich an diesem Morgen die zwei Briefe geöffnet und gelesen, die seit Jahren auf dem Arbeitstischchen seiner Frau gelegen! — Was war geschehen? Welche Wendung war plötzlich in seinem Gefühl eingetreten? Oder ... hatte er sein eigenes Ende kommen gefühlt, und daß er nun gewissermaßen für seine Frau, die es selbst nicht mehr gekonnt, diese Nachrichten in Empfang nehmen müsse? — Ein jäher Einfall fuhr mir durch den Sinn. Hier lag vielleicht die Spur eines tragischen Geschickes verborgen. Gott weiß, wie mir auf einmal der Verdacht wieder vorschwebte, den ich einmal genährt, als ich mir vorgestellt hatte, daß der betagte Mann ein junges Weib haben könnte, das ihn betrügt! — Was stand nun in jenen Briefen, die sie nicht mehr erreicht hatten, und die sie nicht mehr hatte vernichten können? Von wem waren sie? — Vielleicht verrieten sie ein Geheimnis, das ein Leben lang geschickt gehütet gewesen, so sorgsam gehütet, daß es nur in der Überraschung des Todes aus der Hand verloren worden, und dann ist es jahrelang dort gelegen auf dem Tischchen neben dem Körbchen mit der unterbrochenen Frauenarbeit und Frau Ediths feingesticktem Taschentuch, und der alte Mann in seiner blinden, phantastischen Treue hat auch das wie ein teures Vermächtnis bewacht, ahnungslos. Grausames, höhnisches Geschick! — Dann, in dieser vom Schicksal geleiteten Stunde, hat er die Briefe aufgerissen ... Da ist das Heiligtum seines Lebens, wie vom Blitze getroffen, zerschmettert, zertrümmert, in schwarze Splitter zerrissen, vor seinen Augen in einen Abgrund gestürzt. Denn alles war Wahn und Lüge gewesen. Und sein Herz stand still ...

Etwas krampfte sich in meiner Brust zusammen. Es schien zu wahrscheinlich, daß diese Briefe mit seinem plötzlichen Tode irgendwie zusammenhingen. Aber ... konnte ich vielleicht die zwei Briefe einsehen? Ja, durfte ich das? — Und der alte Florian meinte, weshalb nicht? Es werden doch wohl keine Geheimnisse darin stehen! Er reichte sie mir hin.

Förmlich gierig durchflog ich sie; zu meiner Schande sei es gestanden.

Der eine war in der zitterigen Hand einer alten Dame geschrieben, die der Freundin die Verlobung einer Enkelin mitteilte und sonst noch gleichgültige, kleinliche Fa-

milienangelegenheiten erzählte, wie um eine lange Pause in der Korrespondenz zu überbrücken. Der andere war von Kinderhand, auf einem geblümten, mit Bleifeder liniierten Briefbogen, und enthielt den Dank für ein sehr schönes Bilderbuch, das Tante Edith dem Patenkinde geschickt hatte. — Ich legte die Briefe wieder auf das Tischchen und hatte alle Mühe, meine Bewegung zu verbergen.

Hier an dieser Stelle war Hartmann morgens leblos zusammengesunken, eben als er mit Florians Hilfe seiner Drossel frisches Futter geben wollte. Man hatte ihn aufs Bett gelegt, und Florian war spornstreichs zum Arzt gelaufen, denn er hatte von seinem Herrn den Befehl erhalten, diesem unverzüglich Meldung zu bringen, wenn der Fall einmal eintreten werde. Der Arzt kam, konnte bloß den Tod bestätigen, kehrte nach Hause zurück und suchte aus seinem Schreibpult einen Brief Hartmanns hervor, den ihm dieser vor Zeiten unter besonderen Versprechungen eingehändigt hatte. Und es zeigte sich nachher, daß er Briefe des gleichen Inhaltes verschiedenen Personen übergeben hatte, um die Erfüllung des darin enthaltenen Wunsches in jeder Art zu sichern. Auch dieser letzte Wunsch war etwas absonderlich. Er schrieb nämlich, es sei zwischen ihm und seiner Frau ausgemacht worden, daß an seinem Grabe ein Kranz in ihrem Namen niedergelegt werde. Je nach der Jahreszeit, in welcher er abberufen würde, waren die Blumen genau bezeichnet, die dazu verwendet werden sollten, nach dem Wunsche seiner Frau. Es war überhaupt umständlich angeordnet, wie der Kranz nach ihrer genauen Angabe verfertigt sein müsse, seine Größe, das Band dazu, und was er kosten dürfe. —

Auch ich ging, dem alten Herrn die letzte Ehre zu erweisen, wie man sich sonderbarerweise mitunter ausdrückt, während es doch eine Ehre für denjenigen ist, der sich würdig fühlt, einen guten Menschen auf seiner letzten Fahrt zu begleiten.

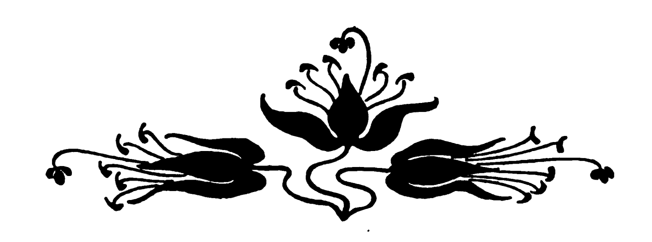
In dem kleinen Gemache, wo er aufgebahrt lag, waren so viele Menschen, daß ich Mühe hatte, einen Blick auf das Antlitz des Toten zu werfen. Ein wahrhaft verklärter Ausdruck ruhte darauf. Das Zimmer war mit Blumen erfüllt. Zu Füßen des Sarges aber lehnte ganz für sich ein schweres Gewinde von weißen und lila Fliederblüten, deren Duft den ganzen Raum durchatmete. Der Arzt flüsterte mir zu, daß dies Frau Ediths Kranz sei. Ich hätte ihn gern näher betrachtet, aber man begann jetzt die Blumen zu entfernen und hob den Sarg. Auf dem Friedhofe stellte man ihn neben den seiner Lebensgefährtin in die Gruft, und dann wurden einige Reden gehalten. Man sprach von Hartmanns Gelehrsamkeit, seiner Wohltätigkeit und seinen sonstigen bürgerlichen Verdiensten in anerkennenden Worten. Aber es fiel mir dabei etwas auf. Jeder der Redner schien nach eindringlichen und bedeutsamen Worten zu suchen, um zu sagen, daß hier zwei Menschen ruhten, deren Leben das *eine* Glück erfüllt hatte, vor dessen gottbegnadetem Segen alle irdischen Güter erbleichen. Mir schien, daß es nicht bloß an meiner eigenen Stimmung gelegen hatte. Lieber nehme ich an, daß uns allen etwas nicht Gewöhnliches ans Herz griff. Denn es war so merkwürdig und hatte etwas Ergreifendes und Seltsames an sich, an einem offenen Grabe von der Schönheit und Süßigkeit der Liebe reden zu hören, besonders da mir deuchte, herauszuhören, wie es gewissermaßen gegen das Vorhaben dieser Männer geschehe, daß sie über alles andere hinweg schließlich nur von dem einen Gedanken erfüllt wurden, weil es für diesen Toten nichts, gar nichts anderes von unvergänglicher Erinnerung geben konnte als die Liebe, die diese beiden entschlummerten Herzen in sich getragen. Und man konnte heraushören, wie es in unvorbereiteten Worten geschah, daß sich jeder bemühte, zu zeigen, daß er dies begriff und mitfühlte. Es war eine Stimmung, wie ich sie nie sonst bei einem gleichen Anlaß erlebt habe. Unter diesen Menschen, dachte ich, sind viele, die sich kaum kennen. In der nächsten Stunde trennen sie sich als Fremde und begegnen einander dann wieder einmal gleichgültig und erinnerungslos. Einige haben vielleicht Kränkungen, ja Feindseligkeiten gegeneinander im Sinn. Anderen würde es eine Verlegenheit bereiten und gewiß höchst überflüssig erscheinen, öffentlich zu bekennen, daß sie die Liebe für ein herrliches,

unvergleichliches Gut halten. Hier, für eine kurze Weile, stehen sie alle überwältigt von der einen, unaussprechlichen Empfindung. Etwas wahrhaft Göttliches schwebt gemeinsam durch alle Herzen, vereint Freunde und Fremde und macht sie wenigstens für diese kurze Spanne besser und edler. In einem oder dem anderen bleibt ein verklärender Schimmer davon vielleicht sogar haften. Und wäre es bloß die Ahnung, daß der Tod nur der Abschluß auf dieser Erde ist, diesem kleinwinzigen, vom Schweiße der Arbeit und den Tränen der Armut durchfurchten Bröckchen der Schöpfung ...

Endlich zerstreute sich die kleine Versammlung still über die Gräber hinweg.

Ich zögerte und wollte gern der letzte sein. Es war nach und nach etwas wie eine leise Beschämung über mich gekommen. Manchmal hatte ich für Hartmann so kleinliche, kritische, ja mißtrauische Gedanken gehabt. Etwas wie eine Entschuldigung oder eine stille Abbitte schwebte mir vor. Jedenfalls wollte ich ihm zuletzt noch allein meinen eigenen stillen Gruß zurufen.

Als sonst niemand mehr auf dem Friedhofe war, blieb ich denn noch eine Weile an dem frischen Grabe stehen und hing meinen Gedanken nach. Alle die Blumen hatte man rund umher niedergelegt, obenauf aber lag Frau Ediths Kranz aus Fliederblüten, so daß er wohl gerade die Brust des hinabgesenkten Toten decken mochte. Da beugte ich mich herab und brach eine kleine Blütenrispe ab, um sie mit mir zu nehmen. Und ich dachte, daß, wie ich gehört, dieser Kranz ganz genau nach den Angaben Frau Ediths gemacht worden sei. Nun konnte ich mich nicht enthalten, die breite Bandschleife, die in Falten lag, etwas zu entwirren, und da las ich in unwillkürlicher Bewegung, was mit goldenen Lettern darauf gedruckt stand: „Dem langerwarteten Gefährten — Willkommengruß von seiner Frau.“



In der Dämmerung

Wir saßen still am Fenster
Und sah'n aufs Meer hinaus.
Die Sonne war versunken,
Die Strahlen loschen aus.

Doch auf den Wellen träumte
Noch wundersame Glut,
Und fern am Horizonte
Da schien es rot wie Blut.

Still war das Meer, so stille,
Wie wenn zur Abendruh'
Ein Kind in Mutterarmen
Sacht schließt die Augen zu.

L. Rafael



Aus dem Psalter der Liebe

Von

Olga von Gerstfeldt

I

Umfangen von der Grabeskirche Schauern,
Beredt im Schweigen, steh'n wir Hand in Hand;
Dumpf hallen Schritte von Gewölb' und Mauern,
Ein Echo trägt sie fort von Wand zu Wand.
Der Laut des Lebens hier im Grabesschweigen,
Er kündet doppelt uns Vergänglichkeit;
Verhallend muß ein jeder Schritt bezeugen
Schrittweisen Lebens kurze Endlichkeit.
Mein Freund! Auch wir geh'n gleichen Weg mit allen,
Auch wir sind ja dem Grabe zugewandt;
Auch unsre Schritte hallen — und verhallen ...
Doch Dank sei Gott, wir gehen Hand in Hand!
Der Widerhall von unserm Gang auf Erden
Soll aus der Liebe nur geboren werden.

II

O milder Abendstern, o Hesperus!
Wie blickst du freundlich in mein Auge nieder,
Liebkosest mich mit deinem Strahlenkuß
Und weckst in mir die Weisen neuer Lieder.
Die Lieder aber einen sich zum Kranz,
Den ich der Liebe auf die Stirne setze;
Ihr Antlitz strahlt nun in verklärtem Glanz:
Sie öffnet lächelnd ihre reichsten Schätze.
Doch du mein Abendstern, mein Hesperus,
Blick' auch auf meinen Freund, den fernen, nieder,
Liebkose ihm mit deinem Strahlenkuß
Die traumgeschloss'nen, arbeitsmüden Lider.
So sei dein Strahl ein Trost getrennten Seelen,
Die dich zu ihrem Liebesboten wählen.

III

Gleich wie ein Pilger naht dem Wunderschreine,
Der ihm verheißt der Gottheit Gegenwart,
Darin sein Glaube schaut das ewig Eine,
Von dem er Rettung in der Not erharrt:
So nahe ich der Liebe Hochaltare,
Auf dem die heil'ge, keusche Flamme brennt;
Er birgt für mich das Eine, Ewigwahre,
Das meine Seele gottgeboren nennt.
Ich sinke in die Kniee, selbstvergessen,
Von meines heil'gen Schreines Glanz gebannt;
Ich kann des Wunders Tiefen nicht ermessen
Und falte nur anbetend Hand in Hand:
O Gnadenbild der Liebe, hör' mein Flehen!
Vollende du das Wunder, das geschehen.



Konstantinopel: Gesamtansicht.

Zwischen drei Weltteilen

Eine moderne Orientfahrt

von

Viktor Laverrenz

I.

Von Genua bis Konstantinopel.

Wer hätte es noch vor zwanzig, dreißig Jahren für möglich gehalten, daß man so en passant drei Weltteile, Europa, Asien, Afrika, in der knapp bemessenen Zeitspanne von sechs Wochen lediglich zu seinem Vergnügen besuchen kann? Keiner ermüdenden Eisenbahnfahrt bedarf es, keines Ärgers mit touristenschneidenden Hotelwirten oder trinkgeldwütigem Gasthauspersonal, keiner Sorge um das Gepäck oder die gefürchtete Zollrevision. Schon mit dem Beginne der Fahrt in Genua, mit dem Besteigen des schwimmenden Hotels, der luxuriös eingerichteten Hamburger Lustjacht „Prinzessin Viktoria Luise", haben alle Strapazen ein Ende. Spielend und bequem schleppt uns das schöne Schiff von Genuß zu Genuß, wobei das Schleppen nicht nur ein Mittel zum Zweck, sondern selbst ein Genuß in der anspruchsvollsten Bedeutung des Wortes ist.

Noch hatten die Winterstürme im nordischen Deutschland ihre Herrschaft nicht ganz aufgegeben, da rüstete ich mich zu der schönen Frühlingsfahrt. Auf dem Brennerpaß lag noch der Schnee, und unwirtlich blies der Wind von den eisesstarren Firnen hernieder, als der Zug durch die Klüfte der Alpen dem sonnigen Süden entgegeneilte. Einen Vorgeschmack lachender Frühlingslust boten bereits die liebliche Poebene und die oberitalienischen Seen, deren erquickende Bilder an den Wagenfenstern des rastlos dahinjagenden Zuges vorüberflogen.

Verona, Mailand zogen als kurze Etappen wie Wandelbilder vorbei, und selbst die ragenden Schroffen der Apenninen vermochten unserem Hasten kein Halt zu gebieten; wir hatten ja nur das eine Ziel vor Augen: Nach Süden! Nach Süden!

Die Ankunft auf dem Bahnhof von Genua entpreßt dem Touristen manch schweren Seufzer, vergegenwärtigt ihm aber zugleich, wie wohl er daran getan, den „Seeweg" nach Asien einzuschlagen, denn hier war die einzige, daher Gott sei Dank auch letzte Landstation, an welcher man um seinen Besitz hartnäckig und mit Ausdauer kämpfen mußte. Zarte Gemüter hatten noch tage- oder vielmehr nächtelang unter den Nachwehen der schrecklichen Szenen fürchterlicher Verwirrung zu leiden, die hier unter den Gebirgen von Koffern, Plaids, Schachteln und sonstigen dem Kulturmenschen Europas unentbehrlichen Reiseutensilien herrschte, denn in ihren Träumen erschienen, einem Alp vergleichbar, schreiende Facchinos, die berüchtigten italienischen Gepäckträger, die der Haltbarkeit deutscher Reiseeffekten Unglaubliches zumuten und sie demgemäß behandeln.

Was kann der Tourist anderes tun als mit stiller Teilnahme, eine Träne im Auge, zuschauen, wie die Koffer aus dem Eisenbahnwagen einfach auf den Bahnsteig gestürzt werden, und glücklich mag sich derjenige preisen, der nicht alles kurz und klein wiederfindet, was er den dienstfertigen Facchinohänden ganz und heil ausgeliefert hat.



Im Hafen von Villafranka.

Nach anderthalbstündigem Kampfe gelangt, wer ein Sonntagskind ist, in den Besitz der Trümmer des Seinigen, rettet sie in eine glücklich aufgetriebene Droschke und flüchtet selbst mit einem Seufzer der Erleichterung in das Gefährt, welches den Erschöpften hinunterstuckert zum rettenden Hafen.

Aber hier, welch ein Anblick! Da liegt das schlanke, weißgestrichene Schiff am Kai, wimpelgeschmückt, strahlend im Glanz elektrischer Lampen — denn es war Abend geworden, ehe wir in Genua eintrafen —, und aus den beiden hochragenden Schornsteinen mit den blitzenden Messingreifen quirlen verheißungsvoll zwei Rauchsäulen in die kühle Nachtluft empor.

„Jott sei Dank, et wird jeheizt; er roocht schon!" rief ein behäbiger Berliner aus, der fast gleichzeitig mit mir vorgefahren war und zwischen einer Pyramide von großen und kleinen Gepäckstücken sich aus dem Wagen hervorquälte, der rundlichen Ehehälfte mit derber Galanterie beim Aussteigen behilflich.

„Mutter, hast du ooch alle deine Schachteln?"

„Ja, ick habe sie eben noch mal nachjezählt: siebenundzwanzig."

Gottlob hatte ich nicht unter einem solchen embarras de richesse zu leiden. Aber dennoch atmete ich erleichtert auf, als mich die gastlichen, blendend gescheuerten Planken des imposanten Schiffes empfingen.

„Welche Kabine?" fragte ein diensteifriger Steward, der sich mit Hilfe einiger Kollegen meines Gepäckes bemächtigte.

„Nummer siebenundfünfzig."

„Bitte hier!"

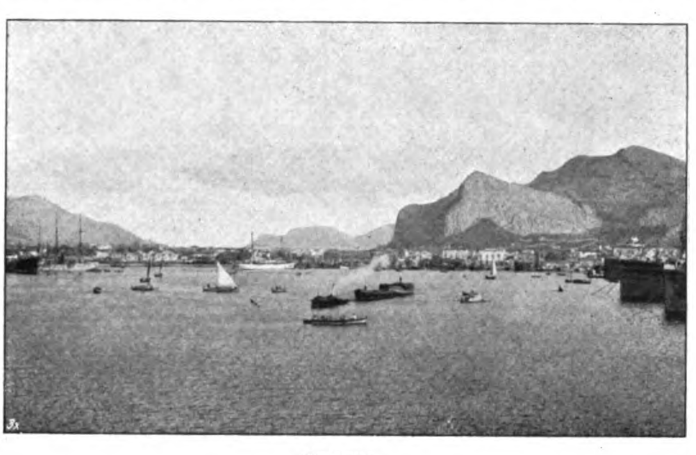
Ich hatte kaum Zeit zu folgen. Bald öffnete sich im Salondeck das reizende Gemach, welches für sechs Wochen mein Heim bilden sollte. Jetzt schnell ein wenig Toilette gemacht und dann in den glänzend erleuchteten Speisesaal, die Leere des inneren Menschen nach des Tages Last und Mühe durch Speise und Trank aufzufüllen.

Ich will den Leser nicht mit einer langatmigen Schilderung der Rivierastationen behelligen; dergleichen liest er zuverlässiger im Reisehandbuch nach. Auch die Seefahrt als solche soll nur insofern einen Platz in meinen knappbemessenen Schilderungen einnehmen, als „etwas zu sehen" ist.

Man glaubt es gar nicht, welche ungeheure Wichtigkeit der „Jachttourist" diesem Umstande beilegt. Die Worte „Es gibt etwas zu sehen" jagen ihn auf, mag er im bequemen Deckstuhl sitzen und sich der edlen „Siesta" oder, wie es bei einer Orientfahrt stilvoller heißen müßte, dem „Kef", jenem träumenden Nichtstun der Mohammedaner, hingeben, mag er die Koje zu einem stärkenden Schlummer aufgesucht haben oder im Salon bei dem siebengängigen Lunch sitzen. Elektrisiert springt er auf, greift nach dem stets im Bereich seines Armes befindlichen Opernglas, jetzt meist in der Form eines Triederbinocles, und stürmt mit den Worten: „Wo, wo?" auf Deck. Wehe dem unglücklichen Steward oder dem bedauernswerten Schiffsjungen, der ihm bei seinem wißbegierigen Beginnen in den Weg läuft, dreimal Wehe dem armen Seeoffizier, der auf die unglaublichsten Fragen Antwort geben soll.

Ach, wie oft muß man sich zwischen zwei Genüssen entscheiden! Schwer ist in vielen, sehr vielen Fällen die Qual der Wahl. Wer möchte auf die Betrachtung der duftigen Rivieralandschaft verzichten, die von Genua bis Villafranka sich wie ein Wandelpanorama dahinzieht, getaucht in jenes ätherentstammte Blau, wie es nur das Ligurische Meer und der Pinsel Böcklins hervorbringen können? Wer aber auch auf die konkreteren Freuden der Tafel, die von dem Küchenchef der „Prinzessin" mit so großem Raffinement ersonnen und ausgeführt sind?

Die erste Fahrstrecke ist nur kurz. Der Dampfer, der des Morgens um acht Uhr Genua verlassen hat, wirft bereits um zwei Uhr nachmittags in der wohlgeschützten Bai von Villafranka Anker. Das wie ein Schwalbennest an den steilen Felsenhängen klebende



Palermo.

Städtchen hat seinen italienischen Charakter bewahrt, obgleich es bereits seit 1860 Frankreich einverleibt ist und seit jener Zeit auf den Rufnamen „Villafranche" hört.

Die malerischen Vorzüge des Felsennestes wurden von den Passagieren schnöde mißachtet. Die meisten stürmten sofort nach Monaco, ein geringerer Teil nach Nizza. Das Londoner Weltreisebureau von Cook & Son, welches an Bord zwei Vertreter hatte, fand mit seinen Landausflügen noch wenig Gegenliebe. Die Verbindung nach den beiden Rivierastädten mittels der imposanten Eisenbahn Paris-Lyon-Méditerrané (P. L. M.) ist zu bequem und vielen Touristen auch von früher bekannt; da fährt man lieber auf eigene Faust. Später, wenn die Schwierigkeiten sich mehren, kann man mit Cook gehen und ihm die manchmal nicht geringen Sorgen des Arrangements überlassen.

Göttliches, sonnenbeschienenes, paillondurchströmtes Nizza! Wer könnte all' deine Reize würdigen, du an die Riviera verlegtes Klein-Paris mit deinen schattigen Boulevards, der stolzen Avenue de la gare, der vornehmen, palmenbesetzten Promenade des Anglais, deinem Toilettenluxus und — deinen schrecklichen Automobilen. Sie allein können einem den gottgesegneten Landstrich verleiden. Wer Geld und nichts zu tun hat, geht an die Riviera und „autelt". Von

Nizza aus machen die modernen Renndroschken die große Kunststraße am Südabhange der Seealpen, die berühmte Route de la Corniche, nach Osten und Westen unsicher


Palermo: Straßenhandel.

und füllen die Atmosphäre mit mißduftendem Benzingeruch.

Der Abend bietet uns ein wunderbares, im Programm nicht vorgesehenes Schauspiel, ein Meerleuchten, wie man es in solcher Stärke nur an der Riviera beobachten kann. Ein wenig ermüdet, kehren wir zu später Stunde nach Villafranka zurück, um uns nach dem unvermeidlichen Zank mit den unverschämten italienischen Bootsleuten an Bord zu begeben. Da, was ist das? Unser kleines Fahrzeug scheint in flüssigem Silber zu schwimmen; jeder Ruderschlag wirbelt Millionen von Demanten auf zu flaumig leuchtendem Schaum; von den Ruderblättern tropft bläulich-weißes, gespenstisch schimmerndes Phosphorlicht, die rauschende, von dem schlanken Boot aufgeworfene Bugwelle leuchtet mit geheimnisvoller Kraft wie das Schwert des Gylippus, und weit, weit hinter uns her ziehen, allmählich breiter und breiter werdend, die langen Furchen gleißenden Schaumgeriesels wie Myriaden in bleichem Mondlicht glitzernder Eiskristalle; das Kielwasser unseres Bootes strahlt wie geschmolzenes Metall oder eine Milchstraße von Abendsternen. Die Erscheinung, die ich noch nie in so glänzender Schönheit erschaut habe, läßt mich die Unverschämtheit der Villafranker Schiffer, welche aus unserem Besuch mit beneidenswerter Unverfrorenheit am liebsten ein Vermögen herausschlachten möchten, schnell vergessen.

Der folgende Tag ist dem Besuche Montecarlos gewidmet. Eine Schilderung des Ortes und seiner verführerisch schönen Anlagen darf ich mir hier ersparen. Nur auf eins möchte ich aufmerksam machen. Ein Gang durch die Straßen der Oberstadt von Montecarlo wird gemeinhin von dem Touristen versäumt — sehr mit Unrecht, denn von hier erschließen sich dem Wanderer nach allen Richtungen hin die herrlichsten Ausblicke auf das idyllisch an der Bucht gelegene Condamine und die kleine malerische Felsenhalbinsel, auf welcher Monaco liegt, die alte Seeräuberfeste, deren trutzige Zinnen heute nur noch interessante Ruinen sind. Fürwahr, wäre das „Kasino“ dort unten nicht, dessen Anblick immer und immer wieder an verlorene Millionen, an Tausende vernichteter Existenzen und an Hunderte von Selbstmorden erinnert, man könnte das Bild entzückend nennen.

Rasch wechseln die Bilder auf der flüchtigen Fahrt. Um sieben Uhr lichtet die Jacht ihre Anker und dampft aus der Bai von Villafranka, welche der französischen Kriegsflotte einen der wichtigsten Stützpunkte im Mittelmeer bietet, in den herniedersinkenden Abend hinaus. Der Kurs geht um das Kap Corso, die Nordspitze Korsikas, herum und wendet sich dann gerade gen Süden. Die Küsten der korsischen und der sardinischen Insel bleiben uns jetzt lange Zeit zur Rechten, denn der aufmerksame Kapitän steuert das Schiff so, daß seine Passagiere möglichst viel zu sehen bekommen. Den ganzen folgenden Tag begleiten uns die malerischen Umrisse der romantischen Küstengebirge; dann wendet sich die „Prinzessin“ hinüber nach der Nordküste Siziliens. Bereits in aller Frühe des nächsten Tages wird vor

Palermo geankert. Das imponierende Massiv des der Stadt vorgelagerten Monte Pellegrino hat mit seinen markanten Formen schon von weitem unser Auge gefesselt.

„La Felice", die Glückliche, wird die Metropole Siziliens mit vollem Recht genannt, denn nicht nur ihre prachtvolle Lage, sondern auch ihr köstliches ozeanisches Klima machen sie zu einer wahrhaft glücklichen Stadt. Aber freilich, diese beneidenswerten Gaben der Natur waren die Veranlassung zu mancherlei Unglück: eroberungslustige Herrscher und Völker haben oft in blutigen Kriegen um den Besitz dieser Perle des Tyrrhenischen Meeres gerungen. Phönizier, Römer, Goten, Sarazenen, Normannen, Franzosen und Italiener waren im Laufe der Jahrhunderte die beati possidentes dieser schönen Inselstadt, die übrigens auch durch inneren Aufruhr häufig genug in ihrer behaglichen Ruhe erschüttert wurde. Die berüchtigte Sizilianische Vesper, durch welche alle Franzosen auf der Insel ermordet wurden, nahm 1282 hier ihren Anfang.

Architektonische Ruinen aus dem Altertum besitzt Palermo nicht. Im allgemeinen ist es eine rege moderne Hafen- und Handelsstadt von echt italienischem Typus; aber die interessanten mittelalterlichen Monumente, bei denen namentlich der eigenartige normannisch-sarazenische Baustil eine bedeutende Rolle spielt, fesseln den Besucher ungemein und nötigen auch dem blasiertesten Weltenbummler Bewunderung ab.

Getreu meinem Bestreben, nicht allzu tief mich in Einzelheiten zu verlieren, möchte ich mich nicht zu einer Aufzählung der Sehenswürdigkeiten hinreißen lassen, die sich hier unwillkürlich aufdrängen will; aber einiges muß man schon namhaft machen, um die Fülle des Gebotenen zu charakterisieren. Der Palazzo Reale, ein gewaltiger Königspalast sarazenischen Ursprungs in dominierender Lage, ist allein schon wegen der pompösen Capella Palatina, die er in sich schließt, sehenswert. Die Kapelle ist nicht groß, aber der Eindruck des säulengetragenen, über und über mit Mosaiken bedeckten, von farbigen Gläsern seltsam beleuchteten Inneren ist überwältigend. Die malerische Wirkung dieses wunderbaren Kircheninterieurs wurde uns dadurch recht deutlich ad oculos demonstriert, daß in der Vorhalle unter sehr mangelhaften Luft- und Lichtverhältnissen nicht weniger als drei Maler und eine Malerin saßen, welche sich mit mehr oder minder glücklichem Erfolge der Wiedergabe dieses eigenartigen, von goldig gedämpftem Glanz überhauchten Gotteshauses befleißigten. Meiner Ansicht nach müssen diese Märtyrer der Kunst in dem zugigen, halb dunklen Korridor sich, wenn nicht lebenslänglichen Rheumatismus, so doch sicherlich einen hartnäckigen Schnupfen holen und sich gleichzeitig der Erblindung aussetzen.

Als Nummer zwei im Programm der Firma Cook & Son, die uns hier als Reisemarschall dient, ist ein Besuch der im zwölften Jahrhundert von dem Erzbischof Walther auf der Stätte einer bereits früher vorhandenen, aber verfallenen Kirche erbauten Kathedrale zu nennen. Sie besitzt einen beträchtlichen Umfang und besteht aus einem ganzen Komplex von Gebäuden, in denen man dem Fremdenführer lange Zeit folgen



Inneres des Domes zu Monreale bei Palermo.

muß, um seinen in bewunderungswürdig rasch fließendem Italienisch gegebenen Erklärungen gerecht zu werden.

Doch Königspaläste und Kathedralen hat man in vielen Städten; nicht so eine Kapuzinergruft, welche in unterirdischen Gewölben viele Tausend mumifizierter Leichen an den Wänden in sitzender, stehender oder liegender Stellung aufgestapelt zeigt. Hier in dieser ungeheuren Gruft umfängt uns bei dämmerigem Licht die Stille des Grabes, und es würde uns von den kahlen, grinsenden Schädeln die Majestät des Todes in den kühlen Gewölben entgegenwehen, wenn nicht der Cicerone mit wahrhaft schaudererregender Zungengeläufigkeit auf alle besonderen Merkwürdigkeiten, deren Erwähnung er für geboten erachtet, hinwiese.

Blühendes Leben und lachendes Sonnenlicht empfingen uns, als wir dem Totenreich entstiegen, und dieser leuchtende, alles überflutende Glanz war notwendig, um unser Gemüt wieder gesund zu baden. Die traurigen Bilder hätten sonst einen allzu tiefen Eindruck in uns hinterlassen.

Am Nachmittag führt uns eine Wagenfahrt durch die lieblich grünende Conca d'oro, die goldene Muschel, jenes fruchtbare, landschaftlich reizvolle Tal, in welches Palermo gebettet ist, und an dessen oberem Ende das berühmte Städtchen Monreale auf Felsenhöhen liegt. Schon allein die Fahrt in der würzigen Luft durch das vegetationsreiche Tal mit seinen hübschen Landhäuschen und seinen heiteren Bewohnern wäre lohnend, auch wenn sich nicht an ihrem Endpunkt die wohlerhaltene, in normannisch-sarazenischem Stil gebaute, aus dem zwölften Jahrhundert stammende Kathedrale befände.

Übrigens: mancher unserer Herren Pfarrer würde nicht ohne einen stillen Neid auf die lauschende Menge geblickt haben, die zur Zeit unseres Besuches — es war abends gegen sechs Uhr und kein besonders feierlicher Anlaß vorhanden — das ungeheure Hauptschiff der Kirche bis zum Erdrücken füllte, obwohl Monreale nur 17000 Einwohner zählt. Die Besucher, zum weitaus überwiegenden Teile Frauen, hingen andächtig an den Lippen des italienischen Priesters, der in bilderreicher Rede mit lebhaftem Ausdruck zu den Seinigen sprach. Die imponierende Architektur, die überaus prächtige Mosaik mit ihrer reichen Verwendung von Gold, künstlerisch ausgeführte Schnitzereien und der stimmungsvolle, von einem architektonisch vollendeten Kreuzgang umgebene Binnengarten fanden unsere einstimmige Bewunderung.

Noch einmal führt uns der Weg durch die liebliche Goldmuschel, jetzt beim Abwärtssteigen rasch wechselnde, aber stets malerische Ausblicke auf das Tyrrhenische Meer bietend, auf dessen blauen Fluten wir die in blendendem Tropenanstrich leuchtende „Prinzessin Viktoria Luise" wie ein sauberes Spielzeug liegen sehen.

Drei Tage Seefahrt waren uns von Palermo bis zur nächsten Anlegestelle beschieden, Grund genug zur Furcht vor der Seekrankheit für die Ängstlichen, zur Freude für die Gewissenhaften, welche keine Stadt betreten, ohne vorher den Baedeker oder Meyer auswendig gelernt zu haben, und zum Frohlocken für die — Skatbrüder, die nun drei Tage lang ungestört dreschen können, vorausgesetzt daß der Wettergott es erlaubt. Ja, es muß gesagt werden, an den Pranger gehört es: auf dieser herrlichen Fahrt durch gottgesegnete Länder und Meere hatten sich bereits mehrere seßhafte Skatgesellschaften gebildet, die in dem gemütlichen Rauchsalon oder in der auf Deck befindlichen „wonnigen" Laube — diese Bezeichnung stammte von unseren Damen — ihre Spielwut entfalteten.

Zur Genugtuung der Nichtspieler machte ihnen Poseidon wenigstens am ersten Tage einen Strich durch die Rechnung. Er gebot Wind und Wellen, ein Tänzchen aufzuführen, welches manchen in die Koje warf und den Obersteward, den Gewaltigen des Speisesaales, veranlaßte, die gefürchteten Schlingerbretter auf der Tafel zu befestigen, die bei ängstlichen Gemütern schon durch ihr bloßes Vorhandensein Seekrankheit zu verursachen pflegen.

Das Schiff nimmt seinen Kurs an der Nordküste von Sizilien entlang durch die Straße von Messina, deren tückische Strudel Scylla und Charybdis unsere modernen Dampfer nicht mehr fürchten. Ab und zu bietet sich der prachtvolle Anblick vorübergleitender Segelschiffe in dieser belebten Fahr-

straße. Um das Kap Matapan, die Südspitze der Balkanhalbinsel, herum nimmt die Jacht, Kandia zur Rechten, Attika und Euböa zur Linken, ihren Weg zwischen den griechischen Inseln hindurch, gerade auf jene schon im Altertum berühmte Meeresstraße zu, welche Europa von Asien scheidet.

Eine Durchfahrt durch die Dardanellen ist keine Kleinigkeit, nicht etwa weil die Fahrstraße als solche für Schiffe gefährlich wäre. Im Gegenteil, sie ist breit und tief genug und ohne unterseeische Klippen. Aber die türkische Regierung gestattet selbst ehrsamen Handelsschiffen und harmlosen Touristendampfern nur zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang die Passage, und so mußte denn unsere unschuldige „Luise“, die ein wenig voreilig eingetroffen war, angesichts der beiden Dardanellenschlösser, Sidd el Bahr auf europäischer Seite und Kum Kalessi auf asiatischer, vor Anker gehen, bis der heraufdämmernde junge Morgen ihr die Freiheit wiedergab.



Kaiks (Boote) im Hafen von Konstantinopel.

Uns Fahrgästen war diese Verzögerung gar nicht unlieb, gab sie uns doch Gelegenheit, die Durchfahrt in aller Ruhe am hellen Tage zu genießen. Die sechste Morgenstunde, zu welcher die Weiterfahrt angetreten werden sollte, fand alle Passagiere, die nicht unverbesserliche Langschläfer waren, bereits auf Deck. Angesichts der beiden hier zusammenstoßenden Kontinente tauchten die alten historischen Erinnerungen aus der Gymnasialzeit selbst bei den ältesten Herren aus der Versenkung empor. Hier blickten wir auf echt klassischen Boden; in der flachen Bucht zur Rechten hinter Kum Kalessi war die hellenische Flotte zu Beginn des Trojanischen Krieges gelandet, und nicht weit davon landeinwärts lag das ehrwürdige Ilion, dessen Trümmer Schliemann aus dem Schutt der Jahrhunderte an das Tageslicht gezogen hat.

Weiterhin treten die Ufer näher und näher zusammen, und dort, am engsten Punkte der Wasserstraße, wo heute sich die Forts Kilid ül Bahr (europäisch) und Tschanak-Kalessi (asiatisch) erheben, überschritt einst Xerxes den Hellespont. Hier ließ auch der große Alexander von Gestade zu Gestade eine Schiffbrücke schlagen, und diese Stelle ist gleichzeitig der Schauplatz der Sage von Hero und Leander, der Ort, wo nahezu zwei Jahrtausende später Lord Byron den erfolggekrönten Versuch wagte, es dem altgriechischen Schwimmer gleichzutun.

Kap Abydos zur Rechten und Sestos zur Linken schließen die Straße ab; an der lebhaften Hafen- und Handelsstadt Gallipoli auf europäischer Seite vorüber fährt man in das Marmarameer, die klassische Propontis, ein. Türkische Schuten, geführt von festragenden Mohammedanern, beleben das Fahrwasser, und mit stolzer Genugtuung bemerken wir, daß unter den uns begegnenden Dampfern ein beträchtlicher Teil die deutsche Flagge zeigt. Mit dem Opernglase entdecken wir am Lande bei den mit Geschützen gespickten Befestigungswerken allenthalben türkische Soldaten, ein Beweis dafür, welche Wichtigkeit der „kranke Mann“ dieser Wasserstraße, die zwei Weltteile scheidet, beilegt.

Das Landschaftsbild, welches sich dem Beschauer bot, erweckte übrigens Enttäuschung, denn es fehlte das belebende Element, die Sonne. Wo diese mangelt, fehlt dem Orient das Versöhnende, das Heitere, was man von ihm erwartet, ja was man von ihm als

etwas unbedingt Dazugehöriges verlangen muß. Der Himmel war mit düsterem Gewölk umzogen, ein grauer, melancholischer Dunst lagerte auf den Wassern. Die Einfahrt zum Bosporus, wo das Wunderbild Konstantinopels aus den Fluten emportauchen sollte, zeigte sich als eine tote, undurchdringliche Nebelwand, und vergebens spähten unsere Augen nach den kuppelgekrönten Moscheen, den schlanken Minarehs aus, von denen die Reisehandbücher so begeistert zu erzählen wissen.

Langsam und bedächtig tastet sich der Dampfer zwischen vier und fünf Uhr dem türkischen Stambul entgegen, dessen häuser- und cypressenbedeckte Höhen wir zunächst erblicken sollten. Schon macht sich unsere Stewardkapelle auf dem Vordeck bereit, die Ankunft im Hafen mit fröhlicher Musik zu feiern, aber noch immer nichts um uns als Nebel und mißfarbiger Dunst! Also das ist die berühmte Einfahrt in einen der schönsten Golfe der Welt? Es ging uns wie so häufig im Leben: der übermäßig angespannten Erwartung folgte grausame Ernüchterung.

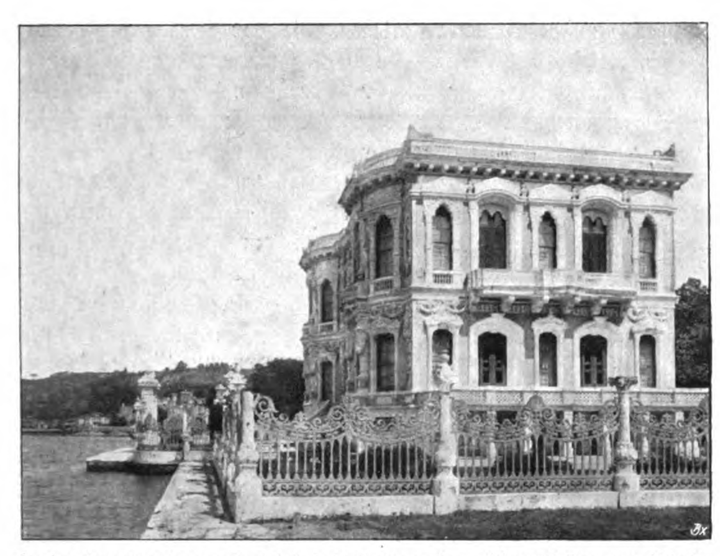
Da fährt der Wind über das Wasser. Die Nebel zerreißen, auf einen Augenblick stehlen sich ein paar vereinsamte Sonnenstrahlen über die Landschaft, und plötzlich liegt es vor uns, das Häusergewirr des alten Byzanz, ein Konglomerat von Dächern, Zinnen, Kuppeln, Moscheen, Türmen, Minarehs, Cypressen, übereinander gestapelt und geschachtelt, scheinbar wie der Inhalt einer regellos hingeworfenen Spielzeugschachtel. Unsere Brust durchzittert ein Seufzer der Befreiung, die Stewardkapelle intoniert die türkische Nationalhymne, der Dampfer biegt um die Spitze des alten Serai, der Hafen öffnet sich, Kriegsschiffe mit türkischen, russischen, deutschen und englischen Flaggen wachsen empor, der Wasserspiegel des Goldenen Horns erglänzt, und jetzt rasseln donnernd die Ankerketten der „Prinzessin Viktoria Luise“ durch die Klüsen. Wir sind im Hafen von Konstantinopel.

Nur wenige Plätze gibt es auf Erden, die in gleicher Weise wie Stambul die Einbildungskraft des Reisenden erregen. Aber so viel auch darüber geschrieben worden ist, so viele tausend Abbildungen auch von ihm verbreitet sind, die Vorstellung, welche sich der Abendländer von der Bosporusstadt macht, entspricht ganz und gar nicht dem Bilde, welches sie ihm in Wirklichkeit bietet. Schon allein der fürchterliche Schmutz, der sich in den gänzlich verwahrlosten Straßen mit den wild herumlungernden, herrenlosen Hunden emportürmt, spottet selbst der kühnsten Phantasie, und auch das von dem unserigen so grundverschiedene Leben und Treiben namentlich in den türkischen Stadtteilen ist für den „gebildeten Mitteleuropäer“ ein so fremdartiges, daß er bei dem ersten Gange durch die Orientstadt aus dem Staunen nicht herauskommt.



Konstantinopel: Pforte des Sultanspalastes an den „süßen Wassern von Asien“.

Neugier, höflicherweise Wißbegier genannt, hatte auch uns in so hohem Grad ergriffen, daß wir selbst auf das sonst so heilig gehaltene Diner im Salon verzichteten, um uns nur ohne Zeitverlust mittels des der Firma Cook & Son gehörigen kleinen Dampfers, der den Verkehr zwischen der Lustjacht und dem Lande vermittelt, auszuschiffen und in den Strudel zu stürzen. Den geheiligten Boden des Osmanischen Reiches darf man nicht



Konstantinopel: Bosporuspalast des Sultans an den „süßen Wassern von Asien“.

ohne weitere Förmlichkeit betreten. Es ist vielmehr die etwas langweilige Passierung der Douane nebst dem damit verbundenen Paßbureau erforderlich.

In einem unmittelbar am Hafenkai belegenen, altergeschwärzten Schuppen, den wir als Stall nicht einmal unseren Eseln anzubieten wagen würden, sitzen fünf türkische Beamte in einem nahezu lichtlosen Raume, um unsere Papiere zu prüfen. Ich begreife nicht, wie Menschen — und das sind schließlich die Türken doch auch — es in jener unwürdigen Umgebung nur eine halbe Stunde aushalten können, denn die Luft ist mit Düften geschwängert, die keineswegs zu den Wohlgerüchen Arabiens gezählt werden dürfen. Schwarzer, klebriger Morast bedeckt den Boden, so daß binnen wenigen Minuten unser Schuhwerk sich mit einer zähen Schlammkruste bedeckt.

Der Stempel, den die türkischen Beamten, mit denen man sich ganz gut in französischer Sprache verständigen kann, unseren Päſſen aufdrücken, verschafft uns freien Ausgang aus dem von einem Polizeiposten bewachten Schuppen, und wir befinden uns nun in einer Hafenstraße. Ja, dürfen wir wirklich das schöne, ehrsame Wort Straße auf diesen aus Löchern und Schlamm bestehenden, von schmutzigen Holzbuden, baufälligen Häusern und zerfallenen Zäunen regellos flankierten Weg anwenden? Zottige Köter lungern allerorts umher, rasseloses Hunde-Proletariat, dem Schakal ähnlich, meist zerkratzt und zerbissen, nicht selten einäugig. In stillen Winkeln erblickt man auch wohl eine Idylle aus dem Tierreich, eine Hundemutter, die mit ihren sechs oder acht Säuglingen im Kote liegt.

Unser ganzes Interesse aber nimmt das buntfarbige internationale Gewimmel in Anspruch, das wie ein ungeheurer Ameisenhaufen durcheinander wirbelt. Nicht nur alle Völker Vorderasiens, sondern auch sämtliche europäische Nationen sind hier vertreten. Türken, Bulgaren, Armenier, Perser, Albanesen, Serben, Montenegriner, Bosniaken, Deutsche, Franzosen, Engländer, Griechen, Italiener, Russen, spanische Juden bilden ein Gemisch, in dem man sich nur schwer zurechtfinden kann.

Ohne einen zuverlässigen Dragoman (Führer und Dolmetscher), der Sitten und Gebräuche, die Sprache und, last not least, das für uns schwer erkennbare türkische Geld kennt, kann man sich unmöglich orientieren. Man ist einem solchen auf Gnade und Ungnade überliefert. Aber das Bedürfnis hat zugleich die Mittel zu seiner Befriedigung erzeugt; schon bei der Landung wird man von einer ganzen Wolke von deutsch, französisch und englisch sprechenden Führern in Empfang genommen, denen man sich in den meisten Fällen getrost anvertrauen darf.

Da die Tageszeit schon vorgerückt war, so verzichteten wir auf den Besuch Stambuls, der eigentlichen Türkenstadt, in welcher das Leben mit Sonnenuntergang vollständig erlischt. Es gibt schlechterdings dort am Abend nichts zu sehen, zumal eine Straßenbeleuchtung nicht existiert und man höchstens die Anwartschaft hätte, sich auf dem über alle Beschreibung elenden Pflaster, wo ein solches überhaupt vorhanden ist, den Hals zu brechen. Unser erster Besuch gilt

daher den beiden europäischen Vorstädten Galata, dem Sitz der Kaufleute, unmittelbar am Hafen und zwar auf dem nördlichen Ufer des Goldenen Hornes gelegen, und dem noch weiter hinauf sich erstreckenden Pera, dem Wohnort der diplomatischen Körperschaften.

Die Bewohner dieser Stadtteile sind zumeist Christen; sie gehen in europäischen Anzügen, die Damen unverschleiert. Zwischen ihnen bewegen sich allerdings auch viele Festräger, aber auch diese vorwiegend in schwarzen Gehröcken. Zahlreich sind aber auch die buntgekleideten „Hammals“ vertreten, die Konstantinopel eigentümlichen Lastträger, meist Bulgaren, Albanesen und Griechen, die hier eine um so größere Rolle spielen, als die Straßen sehr steil sind und zum Teil geradezu aus Treppen bestehen.

Der Verkehr von Lastwagen ist an vielen Stellen unmöglich, und so werden denn die Lasten zumeist auf dem Rücken befördert. Es ist unglaublich, welch fabelhafte Ladefähigkeit solch ein Hammal besitzt, und mit wie kolossalen Gewichten diese dürren, ausgemergelt scheinenden Kerle die steilen Höhen emporklimmen. Mauersteine, Schutt, Sand, Balken und dergleichen werden in der Regel durch Pferde befördert, denen diese Lasten in höchst eigentümlicher Weise auf dem Rücken befestigt werden. An den Straßenecken halten fliegende Händler Eßwaren und Erfrischungen für die unteren Klassen des Volkes feil; in der Hafengegend aber gibt es besonders viele türkische Kaffeehäuser, in denen man die malerischsten Gestalten erblicken kann.

Es ist wahr, malerisch sind diese Figuren sämtlich, wenngleich ihre Kleider zumeist nur aus Fetzen bestehen, die von einer Schmutzkruste überzogen sind.

„Ick möchte bloß wissen, wie die Kerle det Morjens in die richtigen Löcher rinfinden, wenn sie sich anziehen,“ bemerkte der Berliner sehr treffend. Die Schwierigkeit, in ihre aus Löchern bestehenden Anzüge hineinzufinden, haben sie freilich nicht alle Tage, denn der Türke pflegt sich des Abends nicht, wie wir, auszuziehen, sondern in seinen Kleidern zu schlafen.

Nicht ohne weise Absicht hat Mohammed, der Prophet, die vielen täglichen Waschungen vorgeschrieben, die vor jedem Gebet vorgenommen werden müssen; sonst würde der Orientale noch mehr in seiner Schmutzkruste erstarren. Dieser Wasserscheu hat aber der Reformator einen heilbringenden Damm entgegengesetzt, und in den Straßen Stambuls kann man an den öffentlichen Brunnen, die sich namentlich in der Nähe von Moscheen in größerer Anzahl zu finden pflegen, die gläubigen Moslemin ihre Reinigungen vornehmen sehen. Insonderheit morgens und abends, wenn von den schlanken Minarehs der Ruf der Muezzin herniedertönt: „O Allah! Du Allerbarmer! Du Allernährer! Du Erschließer der Pforten! Der niemals fällt und niemals aufsteht — Allah ist Allah und Mohammed sein Prophet!“

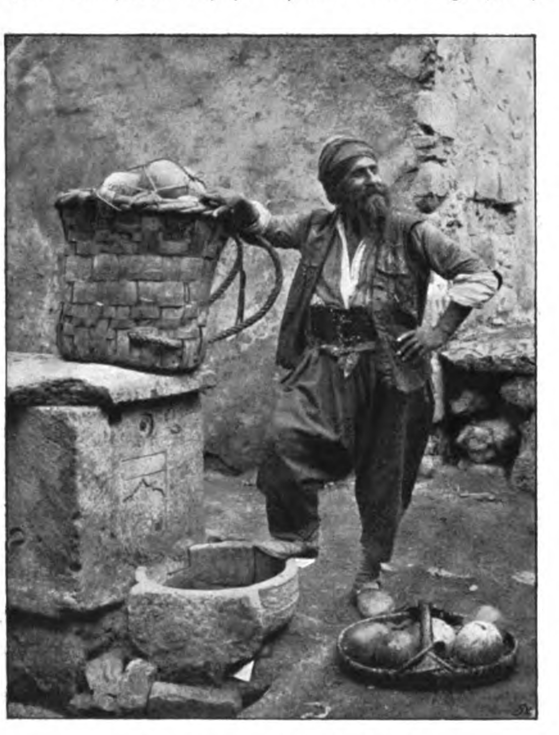
Wer diese Gebetmahnungen zum erstenmal hört, kann sich schwer eines Lächelns erwehren, denn sie werden häufig in einem uns völlig ungewohnten Singsang in die Welt hinausgeschrien, und besonders grotesk wirkt der Ruf, wenn ein solcher heiliger Muezzin eine dünne Stimme besitzt und sich durch ein krähendes Schnarren verständlicher zu machen strebt. Eigentümlich berühren den Abendländer auch die echt orientalischen Hand- und Kopfbewegungen, mit denen der geistliche Rufer seinen Worten mehr Nachdruck zu geben sucht.

Es ist ein merkwürdiges Ding um den Glauben. Der Mohammedaner ist in noch viel höherem Grade als der Christ und der Jude von der alleinigen Richtigkeit gerade seiner Religion überzeugt, und wenn wir dieses fanatische Volk — alle Orientalen sind Fanatiker — bei seinen Andachtsübungen beobachten, so nötigt uns der heilige Ernst, der unverkennbar echte Glaubenseifer, mit dem sie ihnen obliegen, unwillkürlich Achtung, ja eine gewisse Bewunderung ab.

Da kommt ein „Hadschi“ die Straße herauf, ein Pilger, der soeben von seiner Wanderung nach Mekka zurückkehrt, die jeder gläubige Moslem wenigstens einmal in seinem Leben unternehmen muß. Stolz trägt er das grüne Turbantuch (oft in einem fürchterlichen, seinem zerrissenen Anzug entsprechenden Zustande), um den roten Fes gewunden, auf dem Kopfe, denn nur dem Hadschi, der die heilige Kaaba zu Mekka gesehen, ist es gestattet, den grünen Turban

zu tragen. Auf seinem Rücken führt er einen aus einer Ziegenhaut genähten Schlauch mit sich, gefüllt mit dem segenbringenden Wasser aus dem heiligen Brunnen Zemzem in der Prophetenstadt. Demütig treten die Gläubigen an ihn heran und lassen sich das wohltätige Naß spenden, das alle Krankheiten heilt.

Die fanatischsten unter allen Mohammedanern sind die Perser. Sie feiern alljährlich in Konstantinopel ein blutiges Bußfest zu Ehren ihrer unglücklichen Propheten Hassan und Husseïn, welche die Sekte der Schiiten, zu der sich die Perser bekennen, gründeten und später ermordet wurden. Zu diesem Blutfest strömen die gläubigen Schiiten aus allen Teilen des Osmanischen Reiches zusammen, und selbst aus Persien wallen sie herüber, denn daheim wird es nicht mit so übertriebenem Fanatismus begangen wie unter den Ungläubigen und den Falschgläubigen. Auch die Zuschauer kommen nicht selten von weit her, und der Orient-Expreßzug bringt Besucher aus Paris, Berlin und Wien, ja aus London und Amerika herbei.



Melonenverkäufer in Konstantinopel.

Ein besonderer Glücksumstand hatte auch uns gerade zu diesem seltenen Feste nach Konstantinopel geführt, ein Glücksumstand insofern, als die Lage dieses Bußtages wandelbar ist und sich nur schwer berechnen läßt. Diesmal (1903) fand das Fest am 8. April, dem neunten Abend des türkischen Monats Moharrem, statt. Sonnenuntergang war vorüber, als sich im Validehan zu Stambul, der Karawanserei der Perser, eine vieltausendköpfige Menge versammelte. Der Anblick des großen, von Kontoren und Warenhäusern persischer Kaufleute umgebenen Hofes, in dessen Mitte sich eine kleine Moschee erhebt, war geradezu grotesk. Zur Seite waren Logen abgeteilt, in denen die persische Gesandtschaft, sowie sonstige vornehme Perser und die Gesandten anderer Völker Platz genommen hatten. Rund um die Moschee herum war ein großer Platz mit Stricken abgesperrt, an dem ein dreihundert Mann starker Kordon türkischer Infanterie Posto gefaßt hatte zur Verhütung von Ausschreitungen, die in früheren Zeiten nicht selten durch die in ihrer Phantasie überhitzten Fanatiker begangen worden sind. Außerhalb der Postenkette drängte sich eine tausendköpfige Zuschauermenge, die zum weitaus größern Teil aus Christen bestand. Brennende Harzfackeln, Lampions und Pechpfannen erleuchteten die Szene mit einem rötlichen, unsicher flackernden Lichte. Grausig, wie der Vorhof der Hölle, nahm sich der weite, von düsteren Gebäuden eingehegte, mit einer dichtgedrängten, aber unter einem dumpfen Drucke lautlos verharrenden Menge aus. Und nun schritt ein Zug heran, so seltsam, wie man es in einer Stadt Europas nicht für möglich halten sollte. Szenen wildester Verzweiflung, bei denen das Blut in Strömen fließt, kennzeichnen die Leichenklage um Hassan und Husseïn, die schnöde Dahingemordeten, und mancher verzückte Schiit geißelt sich im Andenken an die Qualen der geheiligten Märtyrer derart, daß er ohnmächtig, zuweilen sterbend zusammensinkt.

Schaurig erklingt in der unheimlich erleuchteten Nacht der monotone Gesang:

> Allah! du bist weltbesitzend,
> Allah, ich bin den Himmel erreichend.
> Husseïn, du bist blutbespritzt,
> Husseïn, ich bin Tränen vergießend.

Da ziehen die Gläubigen in zwei langen Abteilungen daher, angetan mit weißen, bis auf den Boden reichenden Bußgewändern, mit scharfen Säbeln den kahl geschorenen Schädel zerfleischend, daß das herabsickernde Blut das Totenhemd färbt. Diese rostbraun gefleckte Leinwand ist das Kleinod, welches dem Frommen einst untrüglich die ewigen Freuden des Paradieses erschließt, wenn er von seinen Kindern oder Enkeln darin begraben und womöglich mit der berüchtigten Leichenkarawane nach Kerbela, dem Wallfahrtsort der Schiiten, gebracht wird.

In einzelnen Abteilungen, mit heiligen Fahnen, umschreiten die Büßer in bestimmtem Rhythmus vier- bis fünfmal schreiend, schluchzend, die Namen ihrer Heiligen Hassan und Husseïn in wildem Schmerz hervorstoßend, das Gotteshaus. Alt und jung, Greise und Kinder, suchen sich in der Selbstmarterung gegenseitig zu übertreffen. Gemäßigtere schlagen in eben jenem Takte nach der Musik mit der Rechten auf die Herzgrube, soweit der Schmerz überhaupt erträglich ist; andere haben sich mit Ketten belastet, die an in den Körper getriebenen Nägeln hängen; mit Messern und Dolchen, mit Geißeln, Schwertern und Beilen wird gegen das Fleisch gewütet, denn man will sich selbst die Schmerzen beibringen, welche die Heiligen Hassan und Husseïn haben erdulden müssen.

Immer fanatischer ertönt der Gesang; der schreitende Gang wird zum Tanz; in den Augen lodert ein wilder Haß, ein unheimliches Feuer, das sich hier und da bis zum Irrsinn steigert. Das Blut fließt reichlicher, immer nervenaufregender erschallt der gellende, stoßweise hervorgebrachte Klageruf: „Hassan! Husseïn!" Der Schall der Becken und Posaunen mischt sich mit dem Toben der zu wütender Leidenschaftlichkeit erwachten Büßer, den grollenden Bässen der Priester, dem Weinen und Schluchzen der Menge. Markerschütternde Klagelaute erdröhnen, als die an langen Stangen befestigten, aus Blech geformten, blutig bemalten Hände vorübergetragen werden; Priester mit aufgeschlagenen Pergamentrollen folgen, mit Grabesstimme die heiligen Sprüche in den tosenden Tumult hineinschreiend, lange Trauerfahnen wanken und schwanken daher, von halbnackten Fanatikern umtanzt, die bereits der Tobsucht verfallen zu sein scheinen. Die Ketten klirren, die Geißeln klatschen auf das rohe Fleisch, das Blut spritzt bis auf die unbeteiligten Zuschauer hinüber, und immer wieder klingt die furchtbare, doppelstimmige Leichenklage gellend dazwischen: Hassan, Hassan! Husseïn, Husseïn!

Jetzt nähert sich das seltsame Fest seinem Höhepunkt. Neue Gestalten tauchen auf. Ein Pferd, mit schwarzen Decken behängt, wird vorübergeführt; auf seinem Rücken sind einige Tauben angebunden, welche, geängstigt von dem sie umbrüllenden Orkan, an ihren Fesseln zerren. Ein Kamel schwankt heran, auf seinem Rücken ein tief verschleiertes Weib, mit einem hölzernen Rahmen an Hals und Händen gefesselt. Sie entfacht die Orgie von Jammer und Reue durch lautes Schreien zu immer größerer Wut. Sollte man glauben, daß dieser Ausbruch des Fanatismus, der bereits an der Schwelle des Wahnsinns steht, noch steigerungsfähig ist? Wer daran gezweifelt hat, soll eines Besseren belehrt werden, denn jetzt naht, aus der Moschee hervorgetragen, das Allerheiligste des Blutfestes, die wächserne Leiche Husseïns, des Sohnes Alis, des Propheten. Sie ruht auf einem schwarz verhängten Pferde, über und über bedeckt mit Pfeilen, das todesstarre, bleiche Antlitz zu den Sternen gerichtet. Ein Taumel maßloser Wut ergreift die ihrer Sinne nicht mehr mächtige Menge, und mit Entsetzen bemerken die Zuschauer, daß die durch maßlose Selbstkasteiung in einen wahren Blutrausch versetzten Büßer immer wilder und wilder gegen sich wüten, bis die mißhandelte Natur nicht mehr Widerstand zu leisten vermag. Reihenweise brechen sie ohnmächtig zusammen.

Allmählich verstummt die furchtbare Totenklage. Die Wildesten sind dahingesunken und liegen auf dem blutgedüngten Boden; hier und da windet sich einer in hysterischen Krämpfen und widerlichen Zuckungen am Boden. Die Krankenträger beginnen ihr



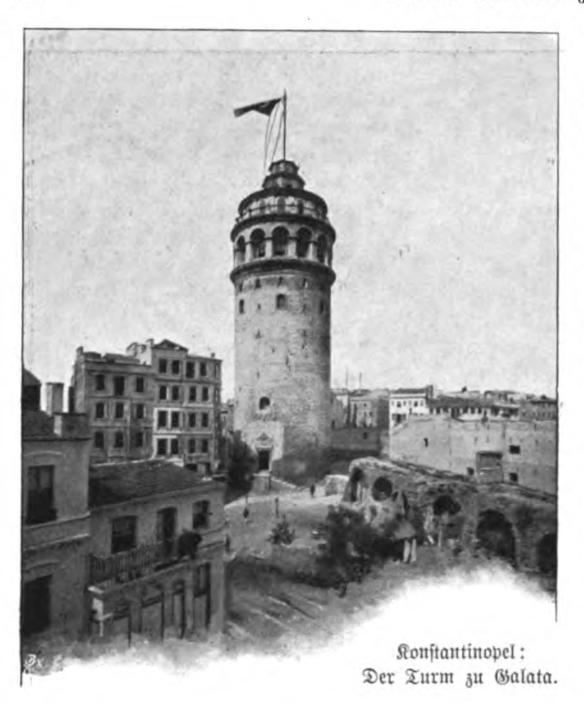
Konstantinopel: Bücherverkauf.

trauriges Werk und schaffen die Verwundeten in die zum Hospital eingerichteten Räume des „Hans“. Die Pechfackeln verlöschen nach und nach, Röcheln und Stöhnen ertönt allerorten, nur hier und da erschallt wohl noch einmal ersterbend ein vereinzelter Schrei des Wahnsinns; das Blutfest der Schiiten ist zu Ende. Schaudernd wendet sich der Europäer von dem fürchterlichen Bilde, welches ihn in den tiefsten Tiefen seiner Seele erregt hat; nie in seinem Leben wird er die grausigen Eindrücke vergessen, die er hier empfangen hat.

Welch anderes Bild bietet sich uns, als wir jetzt im schlanken Kaik über das Goldene Horn gerudert werden! Feierlich ist die Silbersichel des Mondes, das Symbol der Türkei, aufgegangen und übergießt die weiten, glitzernden Wasser mit seinem milden Licht. Scharf heben sich die dunklen Konturen der Stadt und des Hafens von dem hellen Nachthimmel ab. Wie Nadeln ragen die Spitztürme der Moscheen über dem Dächermeer empor, hier Stambul, dort Galata und Pera, jenseits auf kleinasiatischem Boden Skutari. Jetzt ist Konstantinopel schön, und das liebliche Bild mit dem friedlichen Hafen, dessen tausend Lichter im gurgelnden Wasser spielen, versöhnt uns einigermaßen mit dem blöden Ausbruch des Fanatismus, dessen Zeuge wir soeben gewesen sind.

Der folgende Tag bot uns freundlichere Eindrücke. Konstantinopel besitzt etwa vierhundert Moscheen, darunter die Aya Sophia Jamisi, das hervorragendste Bauwerk byzantinischen Stils überhaupt. Der Grundstein dieses prächtigsten aller Gotteshäuser wurde vom Kaiser Justinian im Jahre 502 gelegt, und nicht weniger als zehntausend Arbeiter sollen an dieser erst später zur Moschee umgestalteten Sophienkirche geschafft haben.

Der Besucher wird bei ihrem Betreten geradezu überwältigt von dem Anblick, der sich ihm bietet. Die Kühnheit der mächtigen, scheinbar in der Luft schwebenden Kuppel, die Pracht des Schmuckes von Marmor und Mosaikarbeit, die ungeheure Wucht der riesenhaften Säulen, die unfaßbare Größe des überdachten Raumes, zu dessen Schmuck die Tempel der alten Götter zu Heliopolis, Ephesus, Delos, Baalbek, Athen und Kyzikos ihrer Säulen beraubt wurden, ist nicht



Konstantinopel:
Der Turm zu Galata.

mit der Feder zu schildern. Nur wer selbst in ihr gestanden hat, vermag den imponierenden Eindruck dieses ungeheuren Bauwerkes zu erfassen. Außer ihr sind in erster Linie die graziöse Achmedmoschee, die kolossale Solimanmoschee mit ihren prachtvollen Säulen aus rosafarbenem Granit, die elegante Mohammedmoschee, die ganz aus Marmor erbaute Osmanmoschee, die neuerbaute Validémoschee unmittelbar am Bosporus und die idyllische Moschee des Sultans Bayazed mit ihrem berühmten Taubenhof zu nennen.

Einen vortrefflichen Überblick über Konstantinopel erhält man vom Turme von Galata aus, der, einst eine stolze Befestigung, heute nur Feuermeldezwecken dient. Eine Hauptmeldestelle der reichshauptstädtischen Pompiers ist hier etabliert, und Tag und Nacht wird von seiner Höhe aus Wache gehalten. Denn wehe, wenn in diesem enggebauten Labyrinth von Holzhäusern einmal Feuer ausbricht! Die Feuerlöschapparate sind die primitivsten, die man sich denken kann; die Handdruckspritzen meist tragbar, da sie in den engen steilen Gassen sonst nicht transportiert werden könnten. Die türkische Regierung hat in betreff der Feuersgefahr eins ihrer „weisesten“ Gesetze erlassen: „Derjenige, in dessen Haus ein Feuer ausbricht, hat für den ganzen dadurch entstehenden Schaden aufzukommen.“ Brennt also, was sehr wahrscheinlich und nicht selten vorgekommen ist, ein ganzes Stadtviertel nieder, so muß er alles von dem gefräßigen Element Zerstörte bezahlen; kann er's nicht, so wird er eingesperrt. Probatum est!

Einige Worte über das Frauenleben dürften nicht ganz unwillkommen sein. In den Straßen der Türkenstadt Stambul sieht man verhältnismäßig wenig Frauen. Soweit sie dem mohammedanischen Glauben angehören, gehen sie noch heutigestags verschleiert, wenngleich sich bei den vornehmen türkischen Damen mehr und mehr die Sitte einzubürgern beginnt, den Schleier durchsichtiger werden zu lassen. Das moderne europäische Kostüm gehört noch zu den Seltenheiten. Bei Ausgängen wird der berüchtigte Damenstraßenanzug mit dem vorschriftsmäßigen „Feredje“ getragen, eine Art Mantel, der die ganze Figur umhüllt wie ein Sack und sie zum unförmigen Klumpen gestaltet. Hingegen halten es die türkischen Damen keineswegs für entwürdigend, ihre Füße, die mit eleganten Pariser Lackstiefeln bekleidet zu sein pflegen, bis zu einer Höhe zu zeigen, welche bei uns sittliche Empörung herausfordern würde.

Es gilt für unanständig, eine „Hanum“, Dame, auf der Straße überhaupt anzusehen, selbst wenn das schärfste Auge unter dem plumpen Straßenmantel keine Figur und unter dem schauderhaften schwarzen oder grünen Schleier kein Gesicht zu enträtseln vermöchte. Bei der Begegnung wendet der Türke seinen Blick diskret zur Seite. Das Photographieren auf der Straße ist gesetzlich verboten; indessen ist mir kein Fall bekannt, daß einem unserer objektwütigen Amateure oder dem mitreisenden Berufsphotographen das Handwerk gelegt worden wäre.

Dem gläubigen Mohammedaner untersagt schon sein Glaube, sich photographieren zu lassen; er würde nicht in Mohammeds Himmel kommen, wenn sein Antlitz auf Erden abkonterfeit worden wäre. Daher findet man in ganz Konstantinopel kein Bild des Sul-

tans, und ebensowenig gibt es türkische Photographen in Stambul. Die wenigen Ateliers in Galata und Pera gehören Ausländern, meist Franzosen. Einen Ersatz für das fehlende Porträt des Monarchen bietet der kaiserliche Namenszug, den man bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten anzubringen liebt.

Das Hauptvergnügen der Frauen ist ein sehr harmloses. Es besteht darin, daß sie am Freitag, dem türkischen Sonntag, hinauspilgern auf die Kirchhöfe, welche die Stadt im weiten Kreise umziehen, und sich dort nach Herzenslust ausschwatzen. Man setzt sich dabei auf die Gräber, packt die mitgebrachten Eßvorräte aus, spielt mit den Kindern, hält eine Art Kaffeeschlacht ab und kichert trotz des ernsten Ortes, an dem man sich befindet, sehr viel. Da die Männer diesen „Vergnügungen“ fern bleiben, kann der Schleier gelüftet werden. Naht sich jedoch ein Franke (Europäer), was offenbare Entrüstung hervorruft, so fällt alsbald wieder der Schleier über die vorübergehend enthüllten Reize.

Die Ausdehnung der Totenfelder mit ihren beturbanten, durchweg schiefstehenden Leichensteinen rings um die Stadt herum ist ungeheuer. Reitet man an der durch Belagerungen, Erdbeben und den Zahn der Zeit



Türkischer Friedhof in Konstantinopel.

zu einer malerischen Ruine gestalteten Stadtmauer entlang, welche sich von Aiwan-Serai am Goldenen Horn bis Jedi-Kule am Marmarameer über Täler und Hügel fast sieben Kilometer lang dahinzieht, so hat man zur Rechten eine fast ununterbrochene Kette von Kirchhöfen mit mehr oder weniger üppiger Vegetation.

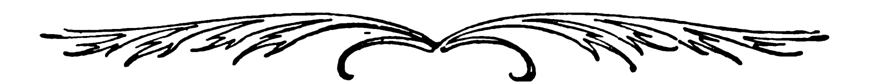
Die Straße ist entsetzlich vernachlässigt und voller Löcher; es gehört schon Heroismus dazu, sie im Wagen zurückzulegen, und mehrtägige Gelenk- und Sehnenschmerzen sind eine unvermeidliche Folge davon. Volles Lob, ja offene Bewunderung aber verdienen die türkischen Pferde; sie leisten auf diesen erbärmlichen Wegen geradezu Erstaunliches und nehmen selbst die steilsten Anhöhen in schlankem Trabe. Ein preußisches Kavalleristenherz aber blutet, wenn es sieht, was der Türke seinem Pferde als Reit-, Zug- und Lasttier zumutet; doch diese vierbeinigen, aus eitel Sehnen bestehenden Lebewesen empfinden offenbar eine solche Behandlung nicht als Unbill; Hindernisse scheinen für sie nicht zu existieren, und das ist gut, sonst könnte man sie auf den Straßen des Osmanischen Reiches nicht brauchen.

Schade, daß das im Allgemeininteresse knapp bemessene Reiseprogramm uns nicht einen längeren Aufenthalt in der türkischen Reichshauptstadt gestattet. Mit aufrichtigem Bedauern scheiden wir von ihrem bunten, wirbelnden Straßenleben, und selbst an seine Hunde haben wir uns so weit gewöhnt, daß wir Mitleid empfinden, als wir erfahren, auf welche Weise vor einiger Zeit ein Herrscher der Gläubigen sie radikal entfernen wollte. Da nämlich der Koran das gewaltsame Töten der Tiere, soweit sie nicht zum Schlachtvieh gehören, verbietet, so kam der geniale Sultan auf die Idee, die armen Köter auf eine der am östlichen Ende des Marmarameeres belegenen Prinzeninseln schaffen zu lassen, wo sie verhungern sollten. Dort spielten sich nun unter den dreißigtausend Ausgesetzten so fürchterliche Szenen ab — die Ärmsten zogen nämlich das gegenseitige Auffressen dem ihnen zugedachten Hungertode vor —, daß selbst

der tierfreundliche Türkenkaiser ein menschliches Rühren fühlte und die Überlebenden zurückzutransportieren befahl. So blieben der Kaiserstadt ihre Hunde erhalten, und dies ist in gesundheitlicher Hinsicht nicht zu bedauern, sonst würden sich die aus den Fenstern auf die Straße geworfenen Küchenabfälle zu Bergen türmen, da außer diesen Tieren sich niemand um deren Beseitigung kümmert.

Die Fahrt durch den sagenumwobenen Bosporus gehört zu den schönsten, die ich in meinem Leben gemacht habe. „Wie auf dem Rhein" windet sich der Dampfer, den Biegungen der Fahrstraße folgend, zwischen den in lieblichem Grün prangenden, bergigen Ufern dahin; jede Wendung bringt einen neuen, überraschenden Ausblick. Eine ganze Kette von Palästen, Schlössern, Ruinen, Kiosks, Türmen, eleganten Villen, einfachen Landhäusern, Dörfern mit Moscheen und Minarehs, Gärten und Haremshäusern zieht sich am Ufer oder auf Bergeshöhen dahin. Links passieren wir unter anderem Therapia und Böjükdere, rechts Skutari, Anadoli Hissar und Anadoli Kawak. Das Fahrwasser zeigt sich reich belebt. Flinke Lokaldampfer rauschen von einem Ufer zum anderen; schnelle Kaïks, jene türkischen, schmalgebauten Langboote, fliegen vorbei, und aus den Fenstern der Uferhäuschen wehen geheimnisvoll bewegte Schleier oder Tücher dem schmucken Schiffe einen Gruß zu. Auch unsere Passagiere sind in eifrigster Tätigkeit; mit den allzeit bereitgehaltenen Operngläsern suchen sie eine der winkenden Haremsschönen zu erspähen, indessen gelingt es selten, mehr zu erschauen als eine weiße, reichberingte Hand.

(Fortsetzung folgt.)



Jahres Ende

Sie rauschten hin, des Jahres letzte Wogen,
Im Strom der Zeit verlor sich ihre Spur,
Und ferne Meereswüsten dämmern nur,
Von grauen Nebelschleiern überflogen.

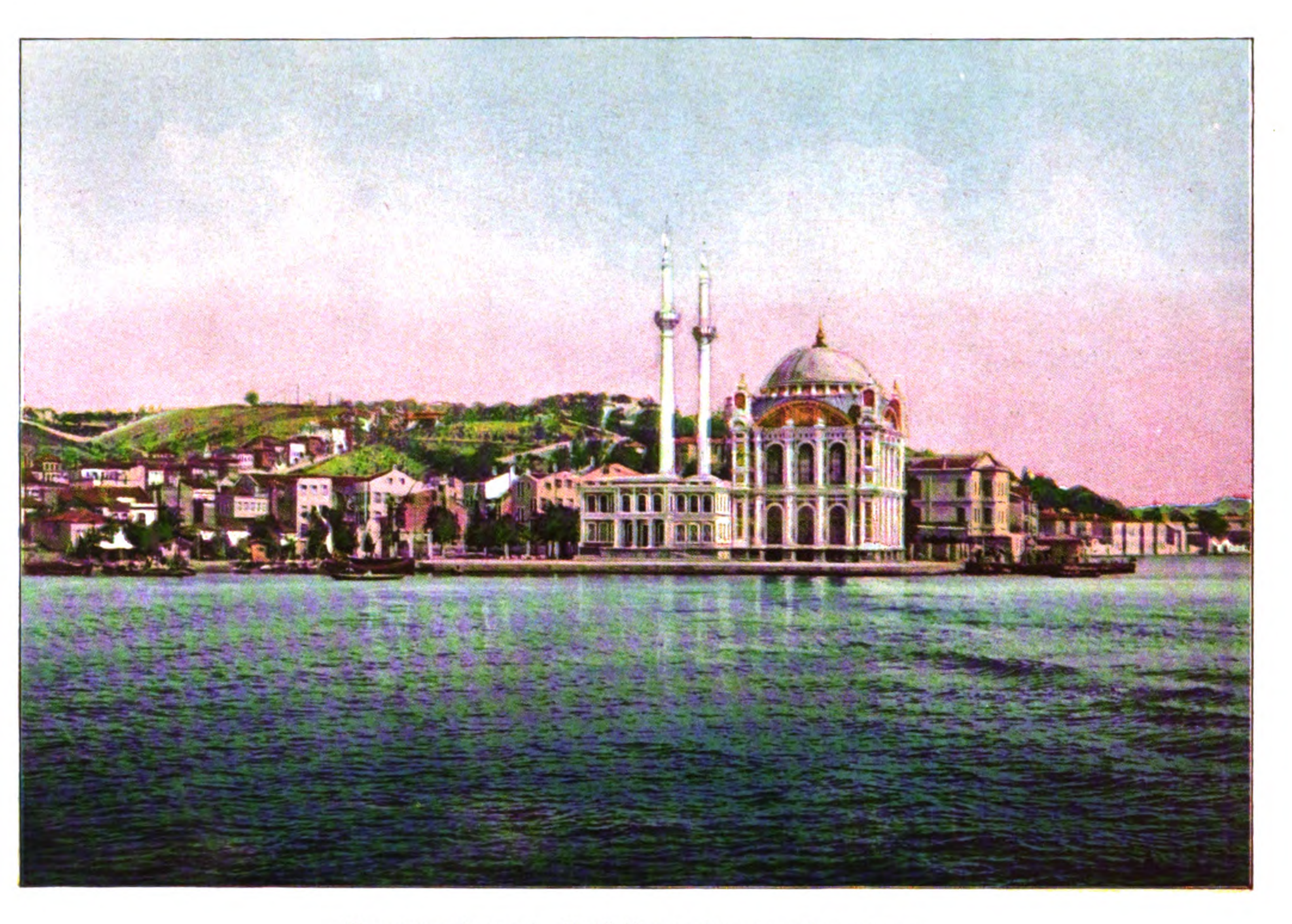
Dort winkt das Leid, in seinen blassen Händen
Die Schale, die von unserm Herzblut quillt —
Ein Antlitz, wie die Priest'rin, ernst und mild,
Die unsre Gabe weiht den Opferbränden.

Und dort die Freude mit den feur'gen Sternen,
Die flammenweckend unser Herz durchglüht!
Der Strahlen Loderkraft ist all versprüht,
Und Stern um Stern erlischt in Nebelfernen.

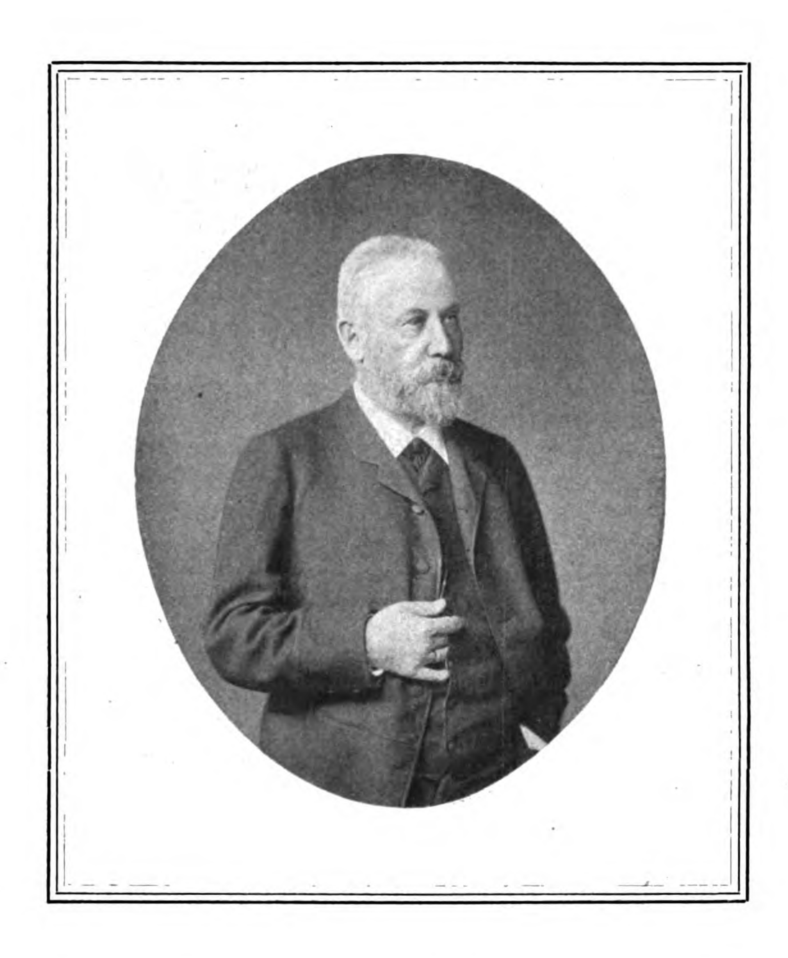
Und wir am Ufer stehn mit stillem Herzen
Und sehn sie schwinden auf der Flut der Zeit:
Die Freude — eines Scheines Nichtigkeit,
Ein heilig Opfer unser Leid und Schmerzen.

O. Wentorf.





Konstantinopel: Validémoschee am Bosporus.



Wilhelm Dilthey

Leben und Schaffen eines Philosophen der Gegenwart

Von

Herman Nohl

Nach langem, heißem Sommer naht bisweilen ein Herbst, in dem die Natur ihre ganze Herrlichkeit zeigt, wo die blauen Tage nicht enden wollen und bei allem Zauber der Farbe eine seltsame Klarheit jede Ferne zu erschließen scheint. So entfaltet sich wohl manchmal auch ein Menschenleben, und es ist dieselbe Klarheit, die einen dann überkommt, derselbe rätselhafte Lebenszauber und ein mystischer Reichtum, der in seiner gedrängten Fülle den süßen Schmerz des Unfaßlich-Faßlichen erregt.

Am 19. November dieses Jahres hat Wilhelm Dilthey seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Wer unter dem Bann seiner mächtigen, ewig produktiven Lebendigkeit steht, wird es kaum glauben; aber er sagt es oft selbst: „Die Tage werden mir zu kurz; als ich jung war, hatten sie einige Stunden mehr.“ Das ist die Trauer seines nie rastenden Geistes. Wir, die die Früchte seiner Arbeit genießen, fühlen dafür eine reife Schönheit, die nur durch das lange, unermüdliche Wirken eines fruchtbaren Lebens möglich wird.

Von dem Leben des Lehrers und Philosophen ist wenig zu erzählen. 1833 in Biebrich am Rhein als Sohn eines Konsisto-

rialrates geboren, studierte Dilthey in Heidelberg und Berlin Theologie und Philosophie, kam dann als Dozent nach Basel, Kiel, Breslau und 1883 nach Berlin. Die Erlebnisse des modernen Menschen gehen bei der Rationalität unseres Daseins in seiner Innerlichkeit vor sich: Lebensverhältnisse der allgemeinsten Art, Beruf, Familie, Freunde, Kunst und Weltanschauung und ihre Wirkung auf das Gemüt bilden sein Schicksal, das dann im Gespräch oder in der Kunst laut wird. Aber Dilthey ist ein schweigsamer Mensch. Seine Feinfühligkeit mag die Naturen nicht, die sich in der Offenheit ihrer Seele gefallen, und nur in die großen Gestalten seiner historischen Phantasie läßt er etwas von dem Reichtum seines eigenen Erlebens eingehen. Schließlich erlag das dann auch alles früh vor der ganz elementaren Macht seines Denkens, das ihn unausgesetzt beherrscht, und dessen Zergliederung nichts entgeht. Immer tiefer grub er sich in seine Arbeit ein, wo jeder neue Blick eine frische Ader geistiger Wirklichkeit an das Licht hob. Das wurde nun sein Leben. Mit der Sonne beginnt auch ihm der Tag, und nun steht alles im Dienst seines Schaffens. Ein Arbeitskünstler, hat er die geniale Fähigkeit, Zeit und Verhältnisse in jeder Lage zu benutzen, die Umgebung für seine Hilfe anzustellen — wie er auch von allen unseren Gelehrten das stärkste Verständnis für die Bedeutung der Organisationen der Wissenschaft gegenüber ihren neuen Aufgaben besitzt. So grübelt er denn im Winter, den er haßt, weil er so lichtlos ist, und dem er gern nach dem Süden entflieht, in seiner Stube, umgeben von den Büchern und Papieren. Sobald aber die ersten warmen Tage nahen, zieht er hinaus auf den großen Balkon des Hauses zwischen wilden Wein und leuchtende Blumen, die freundliche Tochterhände gepflanzt haben: mitten in der Großstadt wogende Baumgipfel, scheinbar endlos, und vom Garten herüber tönt Musik. Da kommen dann Stunden unaussprechlichen Wohlbehagens, und hier erwächst jene volle Stimmung, die den Zauber seiner schönsten Sachen ausmacht.

Für die Darstellung seiner philosophischen Entwickelung fehlen heute noch die Mittel. Wie vielen der großen Philosophen, lag ihm nie etwas daran, seine Werke gedruckt zu sehen; Schätze liegen in seinen Schränken verborgen, sehr viel ist, pseudonym veröffentlicht, überall zerstreut. Schon Ribbeck macht ihm in seinem Briefwechsel den Vorwurf, daß man seine Sachen stets suchen müsse, und daß er sein Licht unter den Scheffel stelle. So kann man die Entstehung seiner Gedanken nicht deutlich machen. Er wird indes den Blick in die Wahrheit des Lebens, der seine Philosophie konstituiert, wie die meisten kontemplativen Denker früh getan haben.

Aber auch nur den ganzen Horizont seiner Geistesarbeit zu übersehen, ist unmöglich. Die meisten seiner Werke sind Fragmente geblieben. Es liegt etwas Tragisches darin, aber es ist das nicht allein in seinem Charakter gegründet, tiefer noch in der Wahrheit seiner Philosophie selber. Allerdings bleibt in ihm, trotzdem er wie wenige fühlt, daß das wesenhafte Interesse alles Wissens die Macht über die Gestaltung des Lebens ist, die Kontemplation meist Sieger. Es geht ihm hier in seiner Schriftstellerei wie im Gespräch: mit wenigen packenden, wie in weiter Ferne erschauten Zügen läßt er eine riesige Anschauung vor dem Zuhörer auftauchen, dann faßt ihn plötzlich die Fülle der Gesichte, und er versinkt in brütendes Schweigen. Aber schließlich ist es doch die innere Notwendigkeit seines eigenen Gedankens, der, auf den er seine Geistesarbeit gebaut hat, der sein ganzes Lebensgefühl ausmacht, dieses immerwährende Bewußtsein von der Einheit und Totalität alles Lebens, das jedes einzelne Buch nur ein Teil werden läßt. Es ist ein Schicksal, wie es ähnlich Nietzsche gehabt hat: seine Auffassung der Wirklichkeit, die nur die freie Lebendigkeit suchte, hatte ihre wahre Form im Aphorismus. So ist es auch nur die andere Seite von Diltheys Universalität, die immer auf das Ganze geht, und von seinem ganz einzigen Instinkt für das Leben in allen Dingen, seine ewige Irrationalität und Unendlichkeit, wenn er trotz seines starken künstlerischen Willens nur Bruchstücke bieten kann. Schließlich vereinigen sich doch alle seine Arbeiten, wie in Goethes Mahomet die Wasser, mit innerer, unaufhaltsamer Folgerichtigkeit zu einem mächtigen Strom

geistigen Lebens, der am Ziel breit ausgeht in die ewige Unermeßlichkeit des Wirklichen.

Aus der frommen Schule des theologischen Elternhauses brachte er ein Verständnis der Religiosität, dieser tiefsten Funktion unseres Geistes, mit; seine ersten Arbeiten waren religionsgeschichtliche, über Hamann, Baur, vor allem über Schleiermacher, dem er dann später die Biographie zu schreiben begann. Das Wesen der Religion, ihre verschiedenen Formen, ihre Entwickelung in Europa ist seitdem ein wichtiges Feld seines Nachdenkens geblieben.

In der historischen Schule der Böckh und Ranke, die er auf der Universität hörte, Trendelenburgs, mit dem er viele Jahre hindurch arbeitete, gewann er den Blick für die Vergangenheit, diesen breiten Untergrund unseres historischen Daseins, für die Relativität aller Begriffe, die wir fixieren wollen, für die ewige Entwickelung alles geistigen Lebens und für den Eigenwert jeder Form, in der sich die Wirklichkeit ausspricht. Damals wurde er der Wahrheit einer geistigen Welt sicher, die ihre eigenen, von der Naturwissenschaft unabhängigen Gesetze hat, deren jeder von uns in der unmittelbaren Überzeugung der eigenen, inneren Erfahrung gewiß ist, die er aber in ihrer ganzen Wirklichkeit vollständig nur erschaut in der Breite der Geschichte.

Dazu kam ein ästhetisches Vermögen, eine künstlerische Feinfühligkeit von eigentümlicher Stärke, die sich auch in musikalischer und dichterischer Produktion äußerte — haben doch die „Westermannschen Monatshefte" vor langen Jahren einmal eine Novelle von ihm bringen können. Früh war sein Interesse nachverstehend auf das poetische Schaffen gerichtet. Die Vorarbeiten zum Schleiermacher führten ihn zu Goethe, Lessing, Novalis; in unseren Heften erschienen, zum Teil unter Pseudonymen wie W. Hoffner, Karl Elkan, W. v. Kleist, eine Fülle von Charakteristiken und Analysen der Dichter aller Nationen: Hölderlin, Balzac, Alfieri, Dickens usw. Hier fand nun seine lebendige Natur, die in jedem philosophischen System den Zwang und die Beschränktheit fühlte, den vollständigen und freien Ausdruck des Daseinsgehaltes, ungebunden von der Logik des Erkennenwollens und trotzdem so wahr wie jede wissenschaftliche Wahrheit auch. Von der Dichtung aus, nicht aus der Ethik wie Schleiermacher, ging ihm das Auge auf für das Problem der Individualität, ihren Wert und ihre höchste Wirklichkeit. So begriff er als die letzte Funktion der Kunst die schöpferische Interpretation des Sinnes und der Bedeutung von Welt und Leben, wie sie seine Poetik begeistert verkündet hat. Die tiefe Wahrheit, die seit Shaftesbury, Goethe und der Romantik in der Poesie geahnt wurde, ihre Würde, ihr inniger Zusammenhang mit Mythos, Religion und Philosophie, ist hier in oft ergreifender Analyse rein entwickelt worden. Zugleich steigerte aber seine fortwährende Lektüre poetischer Produkte — ist es doch bis heute noch seine Gewohnheit, immer ein Dichtwerk auf dem Tisch zu haben, oft für ihn das einzige Mittel, in dem bunten Treiben der Phantasie von dem Drucke der schweren Arbeit auf Augenblicke frei zu werden — seine Kraft der Hingabe an historisches Leben, sein Verständnis anderer Individualitäten und ihrer Tendenzen, nicht zuletzt die Fähigkeit jenes tiefinnerlichen Ausdrucks für das Unergründliche, Irrationale, durch alle Begriffe nicht Auszuschöpfende jeder singularen Erscheinung. Eine ganze Anzahl von Worten hat er genial neugebildet, die seiner eigentümlichen Ansicht des Lebens entsprechen und in unsere Sprache übergegangen sind. Von der Dichtung aus ersah er jene hohe Möglichkeit von künstlerischer Darstellung, die er in seinen Werken verwirklicht hat. Der Schmelz der Sprache, wo jedes Wort wie von einem heißen Gefühl durchglüht, jedes Bild wie von innen gesehen ist, jeder Satz in seiner intensiven Spannung einen unabsehbaren Reichtum birgt, hat nur in den Schriften der großen Mystiker seinesgleichen. Und dazu kommt eine Fähigkeit, in großen Umrissen zu sehen, die Dinge zusammenzubringen und in spannenden Situationen zu gruppieren, eine Phantasie, in schöpferische Vorgänge jeder Art bis zu den innersten treibenden Kräften einzudringen, ein Stilvermögen, das jeder Verschiedenheit gerecht wird, so daß manches, was er geschrieben hat, von hinreißender Schönheit ist.

Auf solchem Untergrund sind seine Arbeiten entstanden. Lange Jahre war seine

Wirksamkeit bestimmt durch den Gegensatz zu der naturwissenschaftlichen Kultur im Anfang der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Eigengewalt der geistigen Welt hat er damals wieder in das Bewußtsein gebracht. Gegenüber der Skepsis jener Generation hat er die absolute, jede Erkenntnis von der Außenwelt überragende Gewißheit der inneren Erfahrung kritisch erwiesen. Mit großartigen Worten spricht er sich in der Einleitung zur Biographie Schleiermachers über die Absicht seines Werkes aus: in der historischen Arbeit den tiefen Gehalt jener großen Zeit der inneren Bildung aus der Vergessenheit wieder heraufzuheben und für die Gegenwart fruchtbar zu machen. In dieser Tendenz wurzelt das eigentliche Pathos des gewaltigen Torso. Dilthey hat damals bei der Arbeit gemerkt, daß es einer breiteren und festeren Grundlegung bedürfe. Der Plan einer Kritik der historischen Vernunft tauchte langsam vor ihm auf. Er ist ein Mensch, dem das Denken stets in engster Beziehung zum Handeln steht, dem jede theoretische Aussage ein treibendes Verhältnis zum Willen hat — das hat ihn früh weit von der historischen Schule getrennt und ihn mit Comte und dem englischen Positivismus in Verbindung gebracht. Hier erfüllte er sich mit der größten Leidenschaft unseres Jahrhunderts, das Dasein zu regeln, nach unserer Erkenntnis zu gestalten, die Entwickelung in die eigenen, bewußten Hände zu nehmen, wie über die Natur, nun auch über die Gesellschaft Herr zu werden. So hat er seine „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ begonnen, gleichsam das Vorspiel zu einem riesenhaften Cyklus von Werken, der folgen soll, das aber schon alle Motive angibt, die später verarbeitet werden müssen. Es ist unmöglich, den Reichtum dieses Buches auch nur annähernd auszuschöpfen. Man wird bisweilen an die Phänomenologie Hegels erinnert. Das war eine ganz neue Art, den Zusammenhang des geistigen Lebens anzusehen. Noch steht der Gegensatz gegen die Vergewaltigung des seelischen Bereiches durch die Naturwissenschaft und ihre Methoden am Beginn und bleibt für die meisten daher der Brennpunkt. Aber der Gegensatz ist viel allgemeiner und entsprang aus dem wundervollen Lebensgefühl, das ihn überall Ganzheit, Einheit, Lebendigkeit, bewegte Fülle, Streben und Entwickelung erblicken läßt. So stellte er einem Comte und Buckle den vollen Menschen gegenüber, den ganzen Bereich seines seelischen Erlebens; so forderte er von der historischen Schule eine Beziehung ihrer Arbeit auf unsere Aktivität, die ewige Regsamkeit unseres Willens; so begann er vor allem seinen Kampf gegen die Metaphysik.

Ein kraftvoller Realismus bäumte sich in ihm auf gegen alle Abstraktionen, wie Nebel verschwinden diese Gespinste. Fast widerlich sind ihm damals diese systematischen Träumereien gewesen. Langsam läßt er die Welt des Bewußtseins in der ungeheuren Weite ihrer Geschichte erstehen, um dann in der Darstellung der intellektuellen Entwickelung die Notwendigkeit und den Untergang der Metaphysik zu erweisen. Und daran knüpft dann eine neue Erkenntnistheorie an, die die letzten Grundbegriffe im Gegensatz zu den blassen Abstrakta Kants und aller seiner Nachfolger aus der Totalität der Lebenskräfte des Menschen erwachsen zeigt, eine Realpsychologie, die, frei von allen mageren Hypothesen, analytisch-beschreibend den herrlichen Reichtum unserer Seele in der empirischen Fülle ihrer unendlichen Erscheinungen zu fassen versucht. Ein berauschender Strom von ursprünglicher Erfahrung, neu erblickter Wirklichkeit, pulsenden Lebens an jedem Punkt umwogt einen; was starr und fest war, bekommt Bewegung, was gebunden war, Freiheit, nirgends ein logischer Zwang, grenzenlose Möglichkeiten überall: lebendiger hat auch Nietzsche das Leben nicht zu ergreifen vermocht, wahrer auf keinen Fall.

Und hier tut sich nun ein neuer Gegensatz auf, von dem aus das Letzte und Tiefste in Diltheys Geistesart und Gedankensystem am schärfsten bestimmt werden kann. Nichts ist ihm mehr verhaßt als die leere Selbstgenügsamkeit des Individuums, dies vergebliche Wühlen in der eigenen Subjektivität, „das Nietzschesche Elend“, wie er es genannt hat. Je stärker der Individualismus in Deutschland anwuchs, um so mehr betonte er die Hingabe an die großen Objektivitäten. Es ist in neuer Form der Kampf, den schon Hegel gegen die Philosophie der Subjektivität ausfocht. Ihm ist eine Aus-

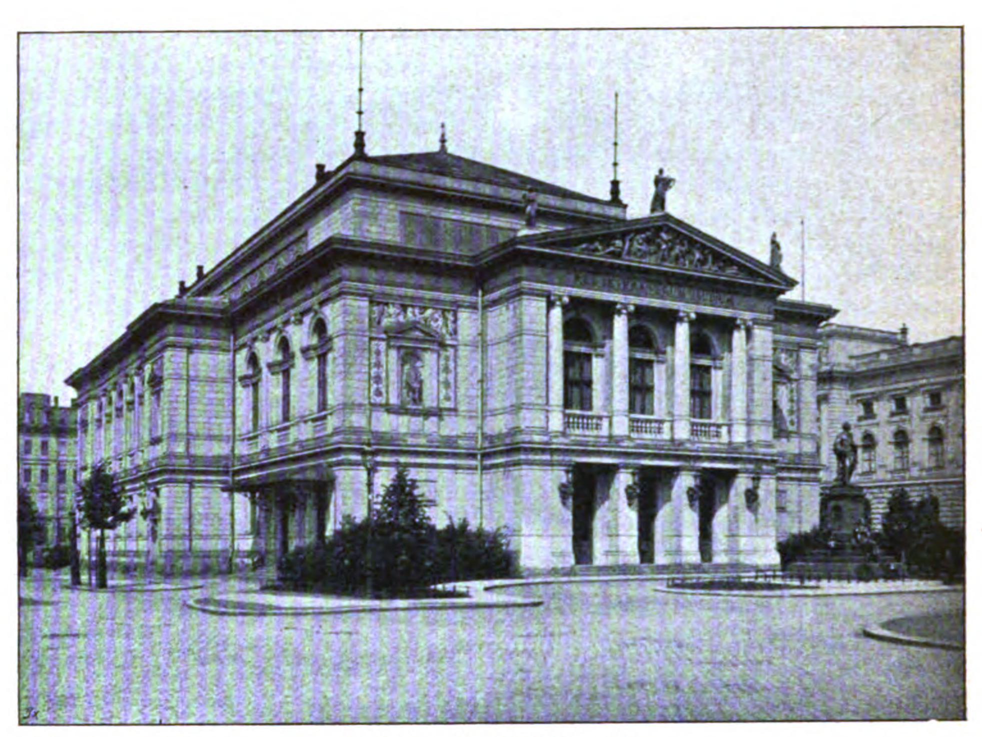
sage über das, was der Mensch ist, nur möglich durch die Betrachtung seiner geschichtlichen Ausbreitung. Hier befreit er sich von den Schranken seines Ich und erschöpft die Mehrseitigkeit der Wirklichkeit in der ganzen Ausdehnung der historischen Gestalten. Es ist sein ethisches Pathos, das das höchste Ziel des Menschen in der Arbeit an den Zweckzusammenhängen sieht, in die der einzelne eintritt, und die ihn überleben. Und gegenüber der absoluten Willkür des genialen Subjekts, gegenüber der Verzweiflung der Schwachen an jeder Möglichkeit von allgemeiner Bestimmung hat er die Aufgabe zu lösen angefangen, die seit der Herrschaft der historischen Weltanschauung immer dringender wurde, aus dem ewigen Fluß und der bunten Verschiedenheit der geschichtlichen Erscheinungen herauszukommen zu festen Sätzen, die ein bewußtes Handeln ermöglichen. Hierher gehört seine Pädagogik, seine Poetik, sein Aufsatz über die Typen der Weltanschauung. Neue Ergebnisse wird das kommende Werk bringen. So hat er aus der Struktur der Einzelseele wie aus der eines allgemeinen Zweckzusammenhanges Normen entwickelt, die dem Wandel der Geschichte entnommen sind. Tiefer noch sieht er in dem Ablauf der geschichtlichen Erscheinungen selbst Bildungsgesetze, Regeln, die in der Entwickelung selber gelegen sind und zur Norm gemacht werden können. Schließlich erschaut er mit einer historischen Intuition ohnegleichen Typen der Menschheit, jeder eine Möglichkeit der Bewußtseinsstellung zum Dasein verwirklichend, in der Geschichte sich nebeneinander entwickelnd und in ihrer Gesamtheit die Totalität der Wahrheit repräsentierend. Immer tiefer ist er in den Gang der Geschichte hineingestiegen, zunächst nur um Vergangenes vom Lebendigen zu trennen, dann immer mehr hier die Struktur der Wirklichkeit erfassend, gleichsam das natürliche System der geistigen Erscheinungen entdeckend.

Die ganze intellektuelle Geschichte der Menschheit hat er so heraufgearbeitet aus der Vergangenheit, von dem Entstehen der griechischen Wissenschaft aus dem Mythos bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und dem Erwachen des historischen Bewußtseins. Und nun verkünden seine Bücher eine neue Gemütsverfassung: sie führen hinaus in das brausende Meer des ewigen Lebens: Unendlichkeit überall, Wirklichkeit und Wahrheit an jedem Punkt, wo freie Kraft sich entwickelt, Unwahrheit nur, wo verneint wird und fremdes Dasein ausgeschlossen wird, im Mitgefühl und Nacherleben alles erfaßbar, was menschlich ist, und schließlich doch Ordnung und Gestaltung, Zusammenhang und Gesetz, wo der einzelne weiterarbeiten kann mit dem Gefühl der fruchtbaren Gemeinschaft und des sicheren Fortschrittes.

So ist das Lebenswerk Diltheys die Erfüllung der Tendenzen einer langen Vergangenheit und doch zukunftsfroh und jung, ein Ausdruck unseres drängenden Lebens, seiner Weiträumigkeit, seines Machtwillens, seines Verlangens nach Steigerung seiner Realität, nicht durch die Qual der Selbstbetrachtung, sondern durch Erschließung fremden Daseins überall und Hingabe an die großen Systeme der Kultur. Zugleich wundervoll deutsch in seiner Gemütstiefe und Seelenschönheit, in seiner unendlichen Innigkeit des Verstehens jeder Größe auf dieser Erde.

Möge ihm noch eine glückliche Zeit beschieden sein — man kann nicht sagen zur Vollendung seiner Arbeit, denn sein Werk bringt ein Menschenleben nicht zum Ziel, aber eine Zeit lebensstarken Schaffens und fruchtbarer Wirkung.





Neues Gewandhaus: Vorderansicht.

Das Leipziger Gewandhaus

Seine Geschichte und seine künstlerische Bedeutung

Von

Felix Körner

(Nachdruck ist untersagt.)

Gewandhaus! Welch seltsamer Name für ein Konzertinstitut, für einen Musentempel, in dem der abstrakten Tonkunst hehr und schlicht gehuldigt wird! Wie so oft, hat hier der Zufall Patendienste geleistet. Der Saal befand sich seinerzeit in einem Bau, „worinnen die fremden Tuchmacher feil hielten". Die Tuchmacher also gaben dem Hause den Namen, in welchem den Musen eine Zuflucht gewährt wurde. Das ist, bei aller äußeren Zufälligkeit, doch bezeichnend für das Werk und seine Schöpfer. Wenn in Leipzig, dem damaligen Brennpunkt des kaufmännischen Lebens, auch naturgemäß der Handel in allen seinen Wechselerscheinungen das große Wort führte, der geschäftliche Sinn der Leipziger Bürgerschaft vergaß darum die edlen Ziele nicht, er baute mitten im bunten Getriebe des Meßverkehrs der Tonkunst einen würdigen Altar.

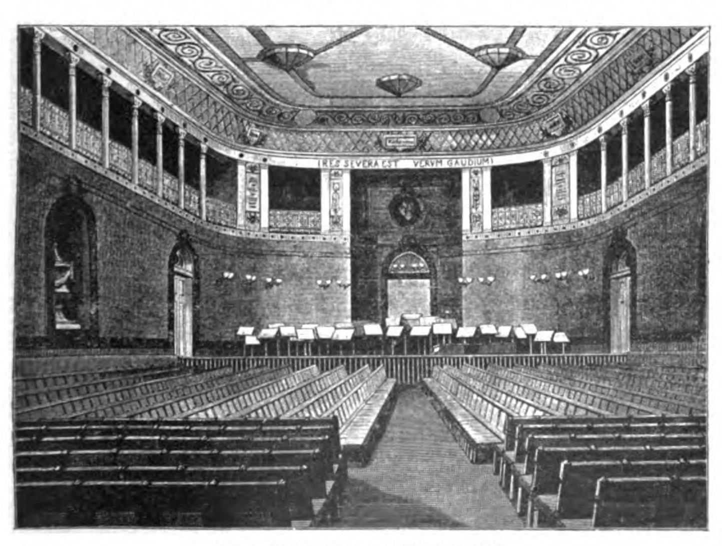
Nicht höfischer Prunk also, nicht Fürstengunst, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast ausschließlich das Vorrecht künstlerischen Mäcenatentums in Anspruch nahm, war es, was das Haus ins Leben rief — aus den Mitteln der kaufmännischen Bürger ward die Kunststätte errichtet, die nun zum selbstbewußten Gedenken der Geschehnisse bis auf den heutigen Tag den Namen Gewandhaus führt.

Die Gewandhaus-Konzerte haben eine Geschichte, schon lange ehe sie in diesen Bau einzogen. Wenn auch in erster Linie von lokalem Interesse, bietet diese Geschichte doch ein



Altes Gewandhaus: Vorderansicht.

allgemeines Bild vorzeitlichen Musiklebens, welches weit über interne oder Fachkreise hinaus seine Anziehung übt. Aus kleinsten, bescheidensten Anfängen haben sich diese Konzerte entwickelt und seit dem Jahre 1781 zu einer dauernden Institution verdichtet. Freilich weisen die Quellen auf viel frühere Zeit zurück. Über hundert Jahre früher wurde der Same ausgestreut, aus dem diese denkwürdige Saat aufschoß. Wiederholt haben widrige Verhältnisse dem mühsam Begründeten den Boden entzogen. Oft will es scheinen, als breche die Entwickelung des Konzertgedankens ab; ein jäher Riß schneidet wiederholt in die Veranstaltungen ein. Aber wenn auch eine durchgeführte Stetigkeit nicht nachweisbar ist, muß man doch als sicher annehmen, daß die Anregung der einmal begonnenen Konzertbetätigung auch in diesen klanglosen Zwischenpausen weiterglomm und so das Wiederaufflackern der musikalischen Bestrebungen doch auf die uralten bemerkenswerten Vorbilder zurückweist.



Altes Gewandhaus: Innenansicht.

Bereits im siebzehnten Jahrhundert sind die ersten Keime zu diesen Konzerten nachweisbar in dem sogenannten Collegium musicum. Der Name deutet auf die Universität und die akademischen Teilnehmer hin. Ob wir nun Kaspar Ziegler und sein Collegium Gellianum (1641) oder Johann Kuhnau (in den achtziger Jahren), den berühmten Vorgänger Bachs auf dem Stuhle des Thomaskantorats, als den eigentlichen Begründer ansehen, das fällt für den modernen Betrachter wenig ins Gewicht; damit mag sich der Historiker abfinden. Unter den späteren Führern dieses Kollegium fallen Namen wie Georg Ph. Telemann, ein ungemein fruchtbarer und seiner Zeit gefeierter Komponist von Opern und Kirchenwerken, und Joh. Seb. Bach auf, der während seines Leipziger Kantorats auch sieben Jahre (1729 bis 1736) dieses Institut leitete.

Ein Moment kennzeichnet diese frühen Versuche gegenüber

den späteren Gewandhaus-Konzerten vornehmlich: der Anstrich all dieser Übungen war ein akademischer, Ausübende wie Zuhörer rekrutierten sich fast ausschließlich aus den Kreisen der Universität. Der Anklang, den das Unternehmen dort fand, war ein so nachhaltiger, daß sich schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts Konkurrenzvereine bildeten. Die Konzerte fanden in der Mehrzahl in den Kirchen statt; aber — und das ist beachtenswert — es waren auch noch regelmäßige Veranstaltungen in einem öffentlichen Saale festgesetzt, die also jedenfalls der weltlichen Musik gewidmet waren. Neben den Bachschen Kantaten hat man dort also auch wohl seine Orchestersuiten zu suchen. Zu Anfang der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bildete sich neben den akademischen Musikkollegien auch ein solches „unter Direktion der Herren Kaufleute", das sogenannte „Große Konzert", durch sechzehn Personen „so wohl Adel- als bürgerlichen Standes" begründet. Diese Gesellschaft gab gegen Bezahlung Eintrittskarten aus, deren Blatt in Bild und Wort auf das heitere Ziel der Tonmuse hinwies. „Vetat tristari" lautete das Geleitwort: „Traurigkeit sei hier verbannt." Die Ausführenden bildeten ein Orchester aus Streichern, Flöten, Oboen, Fagotts und drei Sängern. Alle Musiker, die sich abwechselnd in Instrumenten wie in Gesang unterstützten, waren vielseitig verwendbar. Kantaten, Oratorien, Dramen kamen so zur Aufführung.

Freilich schlug der schöne Plan, ein großes Konzerthaus zu errichten, zunächst fehl. Aus dem geplanten Musiksaal wurde — ein Theater. Freilich erlahmte zeitweise die Kraft in der Fortführung der Konzerte, aber das Interesse war doch bereits so rege geworden, daß die Wiederbelebung nur eine Frage kurzer Zeit sein konnte. Und die Wiederbelebung kam, als ein Mann von der persönlichen und musikalischen Tüchtigkeit Johann Adam Hillers, des erfolgreichen Singspielkomponisten, in Leipzig Fuß faßte. Er fand die Unterstützung der Studenten und des Adels, und bald war das „Große Konzert" wieder in vollem Gange. — Hiller setzte seinen Stolz darein, Werke aller bedeutenden Tonmeister den Leipzigern vorzuführen. Da er aber auch Oratorien und Opern in konzertmäßiger Wiedergabe in den Vordergrund seiner Bestrebungen stellte, mußte er vor allem darauf bedacht sein, brauchbare Sänger zu bekommen. Ein paar tüchtige Solistinnen wußte er an das Unternehmen zu fesseln. Um aber besonders dem Chor einen höheren Aufschwung zu leihen, gründete er eine Art Konservatorium mit halböffentlichen Aufführungen, an welchen neben den eigentlichen Schülern auch begabte Musikliebhaber der Stadt teilnahmen.

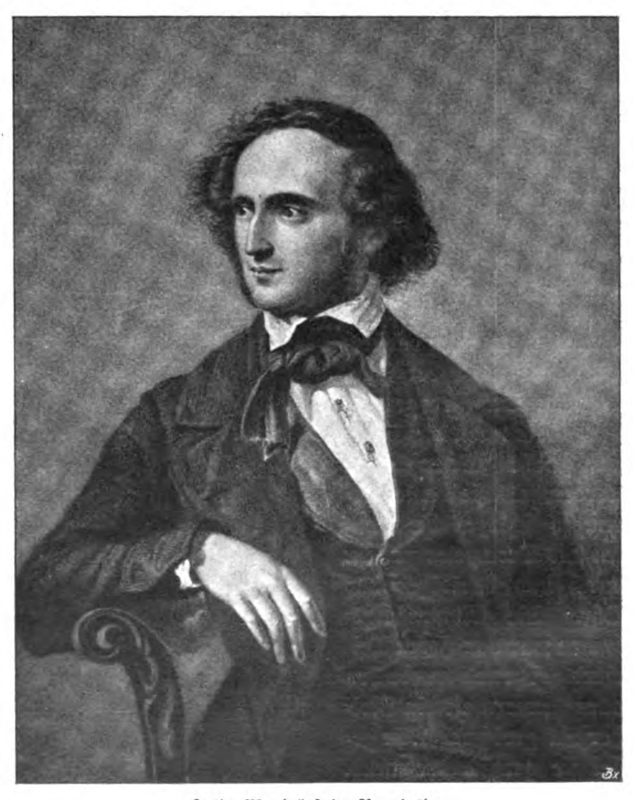
Johann Adam Hiller.

Diese „musikübende Gesellschaft" wuchs. An Händels Tedeum konnte sich Hiller mit ihr heranwagen, sogar an die Einrichtung einer neuen Musikveranstaltung, der „Concerts spirituels" konnte er gehen. Freilich traten diese Neuschöpfungen dem alten „Öffentlichen Konzert" ins Licht, das denn auch 1778 eines sanften Todes verschied. Die musikübende Gesellschaft aber lebte. Sie lebte still und zurückgezogen zunächst, aber wohl nur um Kraft zu neuen größeren Taten zu sammeln.

Der kunstsinnige Bürgermeister hatte den Bau eines großen Konzertsaales im Gewand-

hause durchgesetzt, von welchem Hiller mit seiner Gesellschaft 1781 Besitz nahm. In der Einrichtung griff die neue Gesellschaft auf die früheren Gepflogenheiten zurück. Das Orchester bestand aus siebenundzwanzig Personen. Zwei Solistinnen und zwölf Chorsänger gehörten zum Stamm. Vierundzwanzig Konzerte fanden im Winter, in der Advents- und Fastenzeit, daneben Concerts spirituels, wie auch Oratorien, „ernsthafte" Opern und andere „Singstücke" statt. Das Programm gliederte sich in zwei Teile. Im ersten Teil eine Sinfonie, Arie, Konzert, auch ein Duett oder Instrumentalquartett; im zweiten Teil Sinfonie, Arie, Chor.

So ist also das eigentliche Gewandhaus-Konzert unmittelbar nicht aus dem jahrhundertalten „Großen Konzert" mit öffentlichem Charakter, sondern aus der mehr privaten Charakter tragenden musikübenden Gesellschaft hervorgegangen. Zwölf Mitglieder bildeten das Direktorium, welches die Leitung und Verwaltung innehatte. Die Mitglieder waren Subskribenten, als Gäste konnten nur deren Damen oder zum Besuch weilende Interessenten eingeführt werden. Am 25. November 1781 fand die Einweihung des Saales, also das erste der für alle Zeiten mit goldenen Lettern in die Geschichte der Tonkunst eingetragenen Gewandhaus-Konzerte statt. Über den Gesamteindruck dieses Konzertes dürfte es interessant sein, den Bericht eines Zeitgenossen zu vernehmen: „Ich freute mich ungemein," heißt es da, „als ich hörte, daß diesen Abend der neue Concertsaal, dessen Erbauung etliche tausend Thaler kostet, eingeweihet werden sollte. Vielleicht kann keine Stadt in ganz Deutschland einen solchen Concertsaal aufweisen. Es waren über 500 Personen zugegen, und doch war noch viel Platz übrig. Die Decke ist von Oesern gemalt, und nach der Versicherung aller Kenner ein Meisterstück in dieser Art. Das Gemälde war in drey Gruppen eingetheilt. Die erste stellte die Vertreibung der wilden Musik unter der Gestalt eines Satyrs und die Aufnahme der edlen Harmonie unter dem Bilde eines Genius vor, der mit einem Notenbuche in der Hand, worauf der Name Bach, als des Wiederherstellers der guten Musik, zu lesen war, herbeyflog. An der mittelsten sah man den Apoll mit den Grazien, den die Terpsichore, Polyhymnia und Thalia umgaben. Die geistliche Musik saß an der Seite mit einem Buche in der Hand. Dies alles soll anzeigen, mit was für Gegenständen und mit welchen Theilen der Musik man in diesem Saal unterhalten werden wird. Die dritte Gruppe schildert die Gewalt der Musik unter der bekannten Geschichte des Orpheus. Er spielt die Leyer, und Löwen und Tiger werden gebändigt und lauschen auf seine Töne.



Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die Musik macht in diesem hohen geschmackvollen Saale eine herrliche Wirkung. Herr Berger spielte mit allgemeinem Beyfalle ein Concert auf der Violine, und man konnte



Ferdinand Hiller.

herab, allemal einfiel, das eine vortreffliche Wirkung machte."

Also die Ausstattung des Saales war würdig, ja künstlerisch; die Anordnung des Tonapparates in Bezug auf Pauken und Trompeten etwas befremdend und der Akustik nicht günstig, obwohl die Ausführung als gelungen bezeichnet wurde. Dem klanglichen Übelstand half man durch zweckmäßigere Aufstellung der Trompeten bald ab, so daß der Saal nun den Anforderungen der Akustik voll genügte und später geradezu als ein Muster der Klangdeutlichkeit galt.

Nur vier Jahre blieb Hiller im Amt, ein verlockender Ruf zog ihn nach auswärts. Sein Schüler und Freund, Johann Gottfried Schicht, ward der Nachfolger, der fünfundzwanzig Jahre das Zepter des Gewandhauses in Händen hielt. Schicht, ein biederer, kerniger Musiker, ohne geniale Extravaganz, war der geeignete Mann, die neue Institution zu festigen, ihr Achtung und Ansehen zu ver-

die zartesten und feinsten Töne in der äußersten Entfernung des Saales vernehmen. Doch war auch die Stille des Auditoriums außerordentlich. Ueber dem Orchester, in dessen Mitte eine Orgel zum Gebrauche der Concerts spirituels steht, sind zwey Logen, die eine für den Pauker und die andere für die Trompeter; dadurch wird nun wohl der Platz auf dem Orchester gewonnen, allein wenn die Stimmen nicht stärker besetzt werden, als sie heute waren, so schlagen die Pauken und Trompeten zu sehr durch und beleidigen das Ohr. Die Einweihungshymne war von Herrn Reichard gesetzt und wurde von allen Kennern als ein Meisterstück gerühmt. Mir gefiel sie ganz ausnehmend. Die erste Stanze wurde vom Chor und die anderen von einzelnen Stimmen gesungen; doch so, daß der Chor bey der Stelle: Komm, Musik, vom Olymp segnend



Julius Rietz.

schaffen. Es standen ihm die Kunstereignisse glückbringend zur Seite. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten ihre Sonnen, und der Abglanz ihrer Strahlen fiel auch auf die Konzerte im Gewandhaus. Ein glücklicher Künstler, der sich zum Dolmetsch solcher Kunstempfindungen machen durfte! Mit den künstlerischen Zielen verband man auch bald humane. Man gab Konzerte zu Gunsten der Armen, man gründete einen Orchester-Pensionsfonds, dem die Einnahmen bestimmter Abende zuflossen. So reihten sich den Abonnements-Konzerten eine Zahl von Extrakonzerten an.

Nach langen Erwägungen und Kämpfen innerhalb der Verwaltung entschloß man sich, den Saal auch fremden Künstlern zu überlassen, die selbständige Aufführungen veranstalteten. Kein Geringerer als Mozart erschien 1789, um „eine musikalische Akademie in dem großen Konzertsaal" zu geben. Drei seiner Sinfonien, zwei seiner Klavierkonzerte und eine Klavierphantasie führte er auf. Trotzdem war der Saal — „fast leer". Ein erschütterndes Gegenstück bildet das Konzert, das Mozarts Witwe 1796 zu ihrem „Vorteil" veranstaltete. Sie übermittelte darin der Öffentlichkeit „die letzte Arbeit ihres seligen Mannes, sein großes Requiem".

Die beiden folgenden Leiter, Joh. Ph. Christ. Schulz (1810 bis 1827) und Christ. Aug. Pohlenz (1827 bis 1835), versahen ihren Dienst, ohne sich oder dem Institut außergewöhnliche Beachtung zu erringen. Wohl mehr Zufall als Absicht hat ein paar bemerkenswerte Daten in ihre Amtszeit gestreut. Unter Schulz erschien am 6. März 1826 Beethovens „Neunte", die der Kritiker Rochlitz für „eine höchst merkwürdige Verirrung des durch seine gänzliche Gehörlosigkeit unglücklich gewordenen Mannes" erklärte. Das Orchester hatte das Werk zu Gunsten seines Pensionsfonds gewählt und trotz der ablehnenden Aufnahme seine Wiederholung am 30. März zum Armenkonzert durchgesetzt. In kurzen Zwischenräumen erschien das anspruchsvolle Werk immer wieder, ein Beweis, daß das Interesse wuchs; seit 1857 fand alljährlich mindestens eine Aufführung statt.



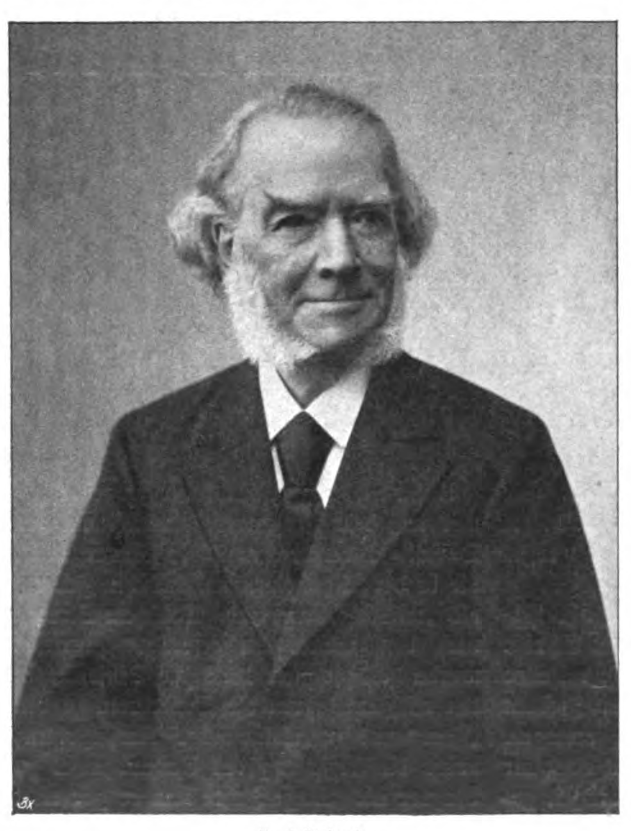
Niels W. Gade.

Unter Pohlenz erscheint der junge Wagner auf dem Programm, zunächst mit der D-moll-Ouverture, am 23. Februar 1832, die in der Allgemeinen musikalischen Zeitung als „mit sichtbarem und glücklichem Streben nach dem Würdigsten gefertigt" gepriesen wurde. Es folgten 1833 die Sinfonie, in den nächsten Jahren die Ouverturen zu den „Feen" und zu „Columbus". Nach Pohlenz bricht die Beziehung des Gewandhauses zu Wagner ab. Lange Jahre kam er gar nicht mehr zu Wort, dann tauchten kurze Fragmente vereinzelt auf und verschwanden meist schon nach ein- bis zweimaliger Wiederholung. Die Freundschaftsbeziehung zu dem Landsmann wurde gerade von Leipzig am wenigsten gepflegt, es hatte sich dort ein

Konservativismus ausgebildet, der den Musikrevolutionär verfemte, wie Dresden den Achtundvierziger.

Das Festkonzert zum fünfzigjährigen Gründungstage (1831) gab Anlaß zu einer historischen Musikrevue, in deren letzter Phase Weber mit dem Oberon-Finale zu Worte kam. Unter Schulz erhielt Zutritt und weitgehendste Beachtung auch schon das Jugendwerk eines Musikers, dessen Name bald den Gewandhaus-Konzerten den größten Glanz verleihen sollte: Felix Mendelssohn-Bartholdys G-moll-Sinfonie erschien am 1. Februar 1827, und acht Jahre später trat ihr sechsundzwanzigjähriger Schöpfer selbst an die Spitze des bereits zu Weltruf gekommenen Gewandhaus-Orchesters.

Mendelssohn ging sogleich mit vollem Eifer an die große Aufgabe. Er bekundete seinen künstlerischen Ernst zunächst dadurch, daß er alle Proben persönlich leitete und nicht mehr die Einstudierung und häufig auch die Vorführung der Instrumentalwerke dem Konzertmeister — wie das bisher häufig geschah — überließ. Für diesen verantwortungsvollen Posten wußte er keinen Geringeren als Ferdinand David zu gewinnen, mit dessen Hilfe er das Orchester bald in Ausdruck und Präzision des Vortrags auf eine so erstaunliche Höhe brachte, daß Schumann äußern konnte, „im Vortrage der Sinfonien finde es unter den Deutschen wohl kaum seinesgleichen“. Hand in Hand mit dem künstlerischen ging auch der geschäftliche Aufschwung, zur großen Befriedigung der Verwaltung. Der Name Mendelssohn übte eben seine Wirkung. Und welche Tätigkeit ging von ihm aus! Im ersten Jahre bereits erschienen sämtliche Beethovensche Sinfonien in dem Programm (außer der ersten in C-dur). Neben Beethoven galt die Begeisterung vor allem dem großen Altmeister Bach. Wie Mendelssohn 1829 in Berlin die erste Aufführung der Matthäus-Passion mit erfolgreicher Energie durchgesetzt hatte, so erachtete er es hier als eine seiner hehrsten Künstlerpflichten, Bachs Werke dem Verständnis der Kunstfreunde zu erschließen. Mehr noch, er suchte auch nach einem äußeren Mittel, dem Genius des Großen die ihm gebührende Ehrfurcht zu bezeugen; er gab die Anregung zur Errichtung eines Bachdenkmals an der Stätte, der er seine besten Kräfte gewidmet, der Thomaskirche. Er erließ die Subskription, er veranstaltete Konzerte zu diesem Fonds, und bereits zu Anfang des Jahres 1843 hatte er die freudige Genugtuung, sein Streben von Erfolg gekrönt zu sehen. Unter seiner meisterhaften Leitung fand die musikalische Festfeier zur Enthüllung des Denkmals statt.

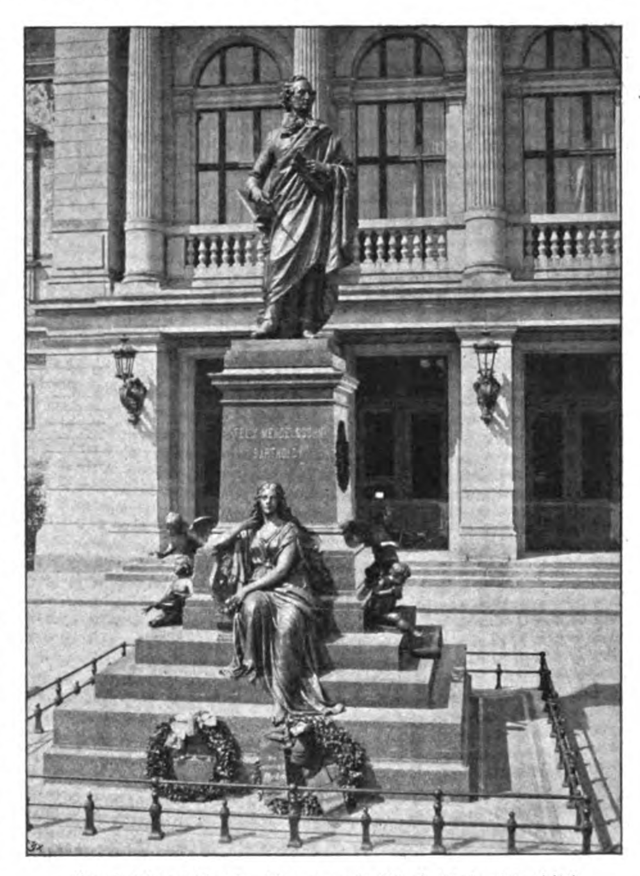


Karl Reinecke.

Neben Bach richtete Mendelssohn die Aufmerksamkeit der Gewandhaus-Gemeinde auch auf die anderen Größen der Vergangenheit. Wiederholt ordnete er ganze Cyklen historischer Konzerte an, in

welchen außer dem Thomaskantor namentlich Händel und Gluck gehuldigt wurde. Und welch eine Entfaltung musikalischer Macht ging z. B. von Händels „Israel in Ägypten“ aus! Über zweihundertfünfzig Sänger und beinahe siebzig Spieler waren vereint. Welch ein Aufstieg in den fünfundsechzig Jahren des Bestehens!

Aber auch die Lebenden werden nicht vergessen. Schumann wird als Sinfoniker ins Gewandhaus eingeführt, Niels W. Gade gibt die ersten Proben seines Talentes. Vor allem aber schüttet Mendelssohn selbst das Füllhorn seiner Kompositionskunst über Leipzig aus. Auch noch in dritter Eigenschaft leistete er dem Gewandhaus wertvolle Dienste: als Klavierspieler brachte er zahllose Werke der Klassiker und Romantiker zu schönster Wirkung. Daneben glänzten Solistennamen wie Klara Schumann, David, Joachim, Liszt, Karl Reinecke, Vieuxtemps und andere. Die Teilnahme für das Gewandhaus stieg so schnell und kühn, daß man sich 1842 genötigt sah, den Saal zu vergrößern. Man ging mit großer Besorgnis an die Arbeit, freute sich aber, feststellen zu können, daß der Umbau ohne Schädigung „der anerkannt vortrefflichen Akustik“ vonstatten gegangen war.



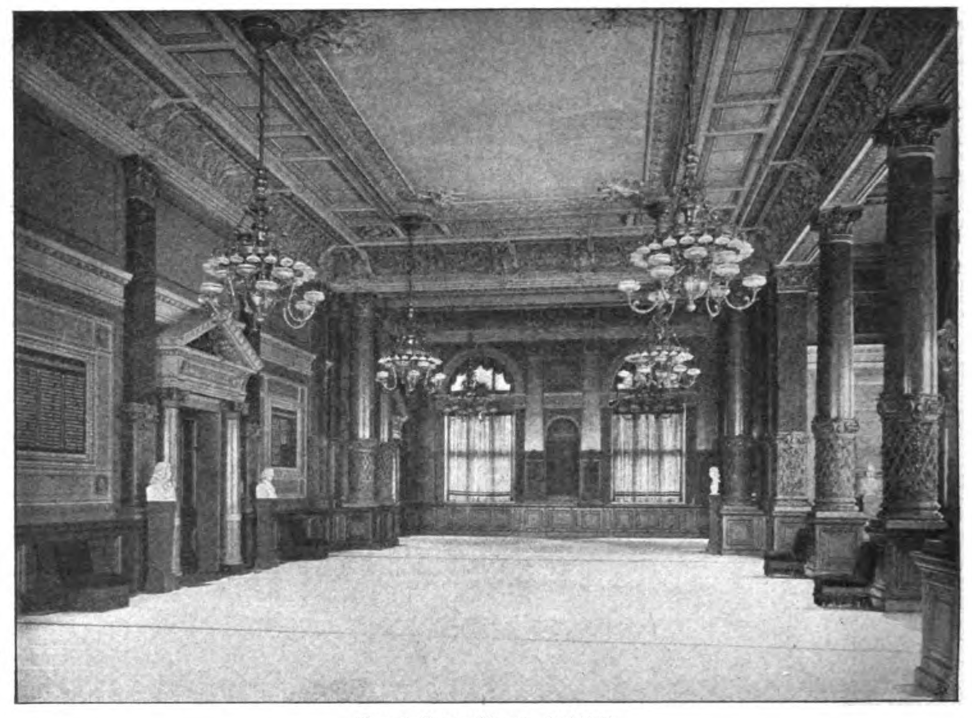
Neues Gewandhaus: Eingang mit Mendelssohn-Standbild.

So wirkte Mendelssohn im anregendsten Austausch mit den Besten seiner Zeit sechs Jahre hindurch. Da kam der ehrenvolle Ruf nach Berlin, wo man ihn als königlich preußischen Hofkapellmeister begehrte. Schweren Herzens ließ man ihn in Leipzig ziehen, nicht ohne ihm das Versprechen abzunehmen, seine Teilnahme für das Gewandhaus auch ferner zu bewahren. Mendelssohn willigte gern in diese Aufforderung ein und hat sein Versprechen denn auch getreulich gehalten. Freilich kam auch einmal ein Winter, in welchem die aufreibende Tätigkeit, die namentlich durch häufige Gastreisen nach England noch gesteigert war, ihm persönliches Eingreifen versagte. Gewöhnlich aber fand er sich mehrere Wochen des Winters in Leipzig ein, um eine Anzahl von Konzerten selbst zu dirigieren.

Während seiner Abwesenheit ward zunächst Konzertmeister David und, da man dessen wertvolle Mitarbeit bei den Violinen zu sehr vermißte, 1843 auf Mendelssohns eigene Empfehlung Ferdinand Hiller mit der Führung des Orchesters betraut. Hiller fand sich nicht zurecht; er wich „in den Zeitmaßen“ zu sehr von Mendelssohn ab und hatte mancherlei Zusammenstöße mit der Leitung. So folgte 1844 Niels W. Gade, den man als Tonsetzer bereits schätzen gelernt hatte. Drei Jahre wirkte er mit und an der Seite Mendelssohns, dessen Tod dem Glanze der Gewandhaus-Konzerte plötzlich die Lichtquelle entzog. Alle Ehren hatte man auf sein Haupt gehäuft; man hatte, seinen Vorschlägen entsprechend, die „Musik-

schule“ errichtet, die Universität hatte ihn zum Ehrendoktor, die Stadt zum Ehrenbürger ernannt.

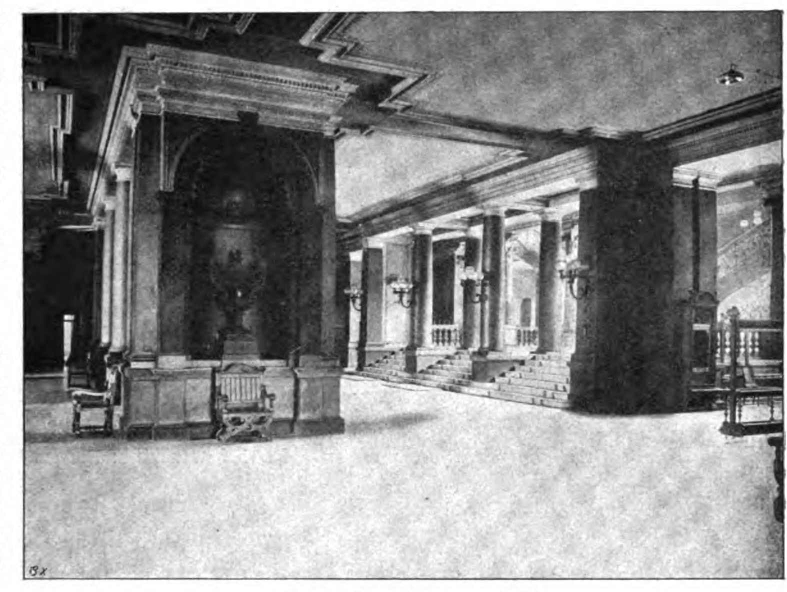
Nun war das Licht erloschen. Leipzig und das Gewandhaus blieben in tiefster Trauer zurück. Zu einer rührenden Huldigung für den Toten gestaltete sich die Gedächtnisfeier, welche die Mitglieder der Konzertdirektion und seine nächsten Freunde veranstalteten. Am Nachmittag des 7. November bewegte sich von der Johanniskirche aus ein langer Zug von Freunden und Verehrern des Entschlafenen, unter ihnen die Vertreter der Behörden und der Geistlichkeit, nach dem Trauerhause in der Königstraße, um den überreich mit Palmenzweigen, Lorbeerkränzen, Blumen und einem kostbaren Bahrtuch geschmückten Sarg nach der Paulinerkirche zu geleiten. Vor dem Sarge schritten die Mitglieder des Orchesters, die Lehrer und die Studierenden des Konservatoriums, neben dem von vier schwarz verhüllten Pferden gezogenen Sarge gingen, die Enden des Bahrtuches tragend, Schumann, David, Gade, Hauptmann, Rietz und Moscheles. Unmittelbar hinter ihnen schritten die nächsten Verwandten, dann folgten die Geistlichen, die Behörden der Regierung, der Stadt und der Universität, Offiziere in Uniform und ein unübersehbarer Zug von weiteren Leidtragenden aus den verschiedensten Kreisen der Einwohnerschaft. Vor dem Portale des Mauricianum wurde der Sarg abgehoben und in die erleuchtete, schwarz ausgeschlagene Kirche gebracht. Ein Studierender des Konservatoriums legte einen silbernen Lorbeerkranz auf den Katafalk zu Füßen des Toten nieder.



Neues Gewandhaus: Vestibül.

Die Feier wurde mit dem allgemeinen Gesang der Schlußverse „Erkenne mich, mein Hüter“ aus dem Paul Gerhardschen Gedichte „O Haupt voll Blut und Wunden“ unter Posaunen- und Orgelbegleitung eröffnet. Es folgte nach kurzem Orgelzwischenspiel der Choral aus Paulus „Dir, Herr, dir will ich mich ergeben“, von den zu ungefähr 600 Stimmen vereinigten Sängerchören unter Gades Direktion vorgetragen. Sodann betrat der erwählte Sprecher, Pastor Howard von der reformierten Gemeinde, die auf dem Altarplatz etwas erhöhte Rednerbühne und hielt in einfach würdiger Weise

dem Entschlafenen die Gedächtnisrede. Er wies darauf hin, daß die rechte Würdigung seines Lebens mit darin bestehe, „von der reichen Begabung und Ausschmückung dieser nun vollendeten Seele nichts zu vergessen, nichts zu übergehen von dem, was davon am meisten in das Auge der Welt gefallen, in das Ohr derselben gedrungen sei.“ Das Andenken des für Leipzigs Kunstleben bedeutungsvollen Musikers schwebte denn auch weiter über dem Gewandhaus, mit großer Pietät wurden die geistigen Beziehungen zu dem sonnigen Romantiker gehütet und bewahrt. Bei der Wahl der folgenden Leiter ging man deshalb von dem Gedanken aus, die Tradition Mendelssohns fortzuspinnen, gleichsam die Ära Mendelssohn festzuhalten. Der treue Kunstgenosse, sein Intimus des Herzens und der Kunst, Konzertmeister David, gab die Mittelsperson ab. Sein Urteil, sein Wunsch ward ausschlaggebend. Er ergriff in der Folge selbst zuweilen den Taktstock und teilte die Direktion mit Gade und Rietz, der auch Mendelssohn von früherer Zeit Freund und Kampfgenosse gewesen, trat eine Reihe von Jahren auch willig das Zepter an Rietz ab, dem er, der Zeuge der großen Mendelssohn-Epoche, einzig zu folgen sich gern bereit fand.

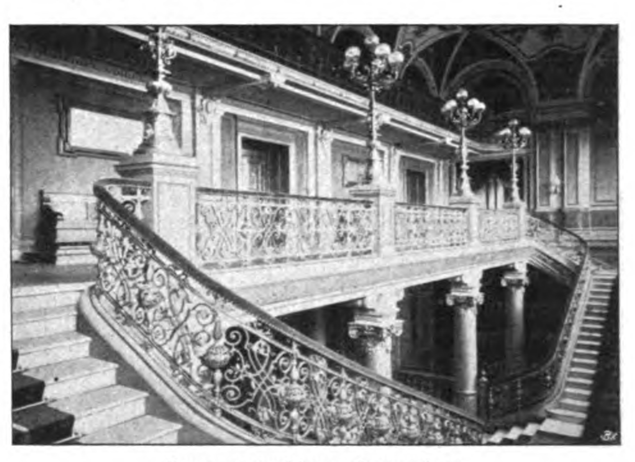


Neues Gewandhaus: Vestibül.



Neues Gewandhaus: Treppenhaus.

Es war also kein neuer selbständiger Klang, der von Rietz ausging, es war ein Nachhall der Mendelssohn-



Neues Gewandhaus: Treppenhaus.

schen Harfe, deren Reinheit und Wohllaut Rietz, der Herausgeber der Mendelssohnschen Werke, zu hüten für sein Amt und seine Pflicht hielt. Wenn man diese pietätvolle Auffassung ehren muß, so ist es auf der anderen Seite doch zu bedauern, daß das Kunstleben des Gewandhauses dadurch stagnierte, daß die persönliche Note aus dem Saale verschwand und die kraftvolle Eigenart dem Mittelpunkt des Musiktreibens fehlte. Der Orchesterkörper selbst geriet in einen unruhigen Fluß. Ein Künstler wie Joachim war nicht dauernd zu fesseln. Freilich wurde manches Neue in diesem Interregnum von 1848 bis 1860 gebracht. Berlioz, Rubinstein, Brahms erschienen auf dem Plan. Aber das Interesse war nicht mehr auf die frühere Höhe zu bringen. Es begannen allerhand Streitigkeiten über Programmfragen, über Neubesetzungen und Autoritätsangelegenheiten.

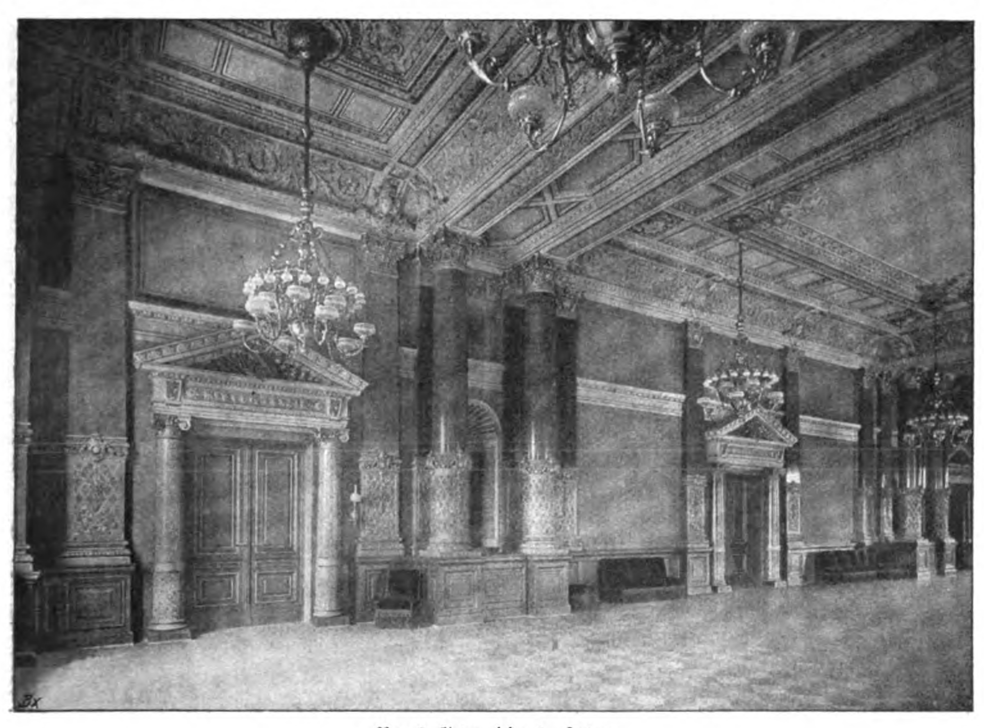
Nachdem Rietz 1860 als Hofkapellmeister nach Dresden gegangen, ward die Spannung bald noch größer und drückender. Da Hiller und Gade nicht zu erreichen waren, entschied man sich für Karl Reinecke, dessen Klavierspiel schon vor Jahren im Gewandhaus Bewunderung erregt hatte, und der als Komponist und Dirigent Achtung genoß. Reinecke stand denn auch fünfunddreißig Jahre an der Spitze des gefeierten Instituts. Er bewährte sich als strebender, ernst arbeitender Künstler, mit regster Hingebung an seine Ziele. Er pflückte die Lorbeeren in reichstem Maße, er feierte das Jubiläum des hundertjährigen Bestehens 1881, er feierte den Abschied von dem alten schlichten Hause und den Willkomm in dem neuen Prunkbau, er genoß alle Ehren, die der Bedeutung seiner Stellung zukamen. Wohl traten an die Stelle der bewährten Konzertmeister David und Raimund Dreyschock tüchtige junge Kräfte, Engelbert Röntgen und Henry Petri, wohl sangen, geigten und spielten zahllose Künstler von klangvollem Namen um die Palme, wohl gaben Schumann und Brahms den Programmen oftmals den Stempel neuer Weihe — die Bedeutung des Gewandhauses stieg doch nicht mehr zu früherer Höhe. Dies hatte die verschiedensten Gründe: einmal waren jetzt auch in vielen anderen Städten verwandte Institute ins Leben getreten, die ohne Leipzigs Schuld das Gewandhaus aus seiner bevorzugten, einzigartigen Stellung drängten. Dann hatte die mehr als je gehütete Pietät für Mendelssohn eine verstaubte Kunstrichtung gezeitigt, die fast überwiegend schwachem Epigonentum huldigte. Kraftvolle Kampfnaturen neuer Richtung, wie Wagner, Berlioz, Liszt, waren geradezu verfemt. Jeder neue Lufthauch wurde von dem



Neues Gewandhaus: Treppenhaus.

Körper des Gewandhauses, wie eines alternden, kränklichen Organismus, mit äußerster Peinlichkeit fern gehalten. So bildeten sich aus den Kreisen des jungen Deutschlands heraus Neben- und Gegenströmungen, die in eigenen Vereinigungen, wie „Liszt-Verein“, „Euterpe“, durch moderne Aufführungen gegen das Zopftum Protest erhoben. Dazu kam, daß die Teilnahme an den Gewandhaus-Konzerten allmählich zu einem ererbten Recht herabsank, das sich vom Ahnen auf den Enkel übertrug und alle durch Geburtsmißgeschick Fernstehenden von dem Genuß ausschloß. Die Erbsitze des Gewandhauses galten gleichsam als Fideikommiß der Primogenitur. Es bildete sich so eine hierarchische Versammlung, die den Besuch der Konzerte mehr als Vorrecht ihrer Geburt denn als Preis ihrer künstlerischen Bestrebungen ansah. So wichen die Kunstfreunde im Saal immer mehr den Kunstprivilegierten.

Aus diesem Dilemma suchte man einen Ausweg, indem man 1875 auch zu den Generalproben Eintrittskarten zu halben Preisen ausgab. Da diese Generalproben sich in nichts von den Aufführungen unterschieden, wurden sie bald der Sammelpunkt aller ernsten echten Kunstfreunde, während die „Gönner“ nach wie vor mit ihren eleganten Damen das Abendkonzert füllten. Man hielt dafür, daß auch der alte, modernen Ansprüchen nicht mehr genügende Saal einer Erneuerung bedürfe. So entschloß man sich, einen herrlichen Prachtbau aufzuführen, in der Vorstadt frei und sonnig gelegen, dessen Ausstattung außen und innen der Bedeutung des alten aristokratischen Institutes entsprach.



Neues Gewandhaus: Foyer.

Mit welcher Bewunderung sprechen die Teilnehmer der Einweihung von den ersten Eindrücken! Aus dem Vestibül mit den dunkelgrünen Säulen stieg man auf spiegelblanken Marmorstufen zu den Sälen empor. Dem Renaissancegeschmack entsprechend, wird der ganze olympische Götterstaat zur Veranschaulichung der musikalischen Tendenzen zitiert. Im Giebelfelde, welches die Säulenhalle der Hauptfront schmückt, erblickt man Apollo unter den Hirten. Auch der Künstler Neid lugt aus einer Ecke mißgünstig hervor — wie die Fama meint, als abschreckendes Beispiel. Die Figuren über dem Giebel

symbolisieren die Instrumental- und Vokalmusik.

In den Nischen der beiden Frontseiten ist den durch Büsten verewigten Heroen der Tonkunst der Ehrenplatz eingeräumt.

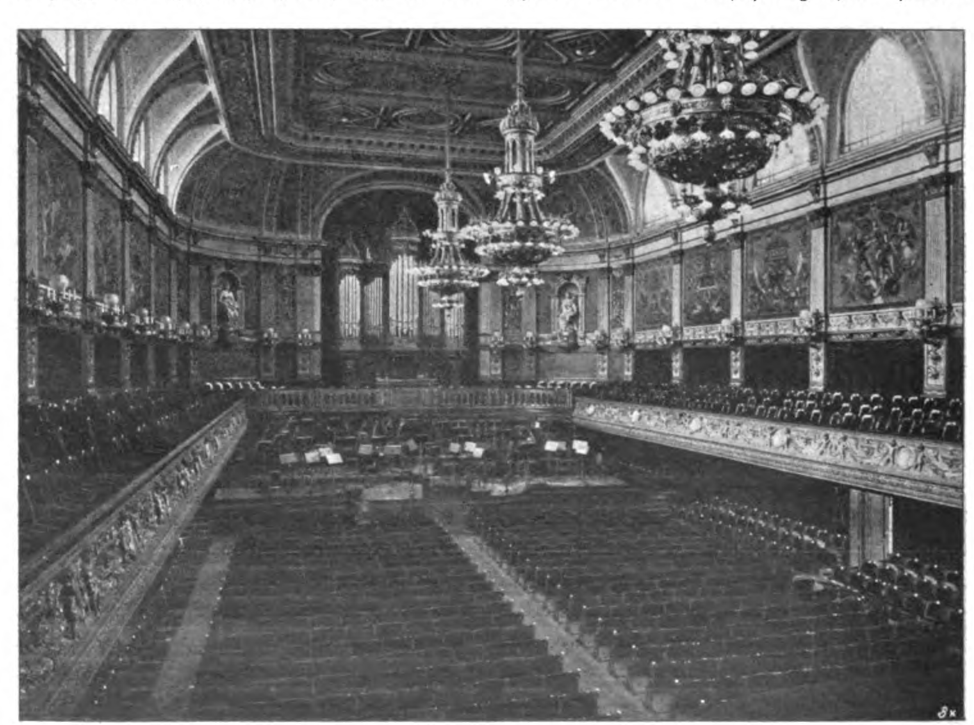
Das Foyer ist von roten Säulen getragen, deren Basis goldenes Gitterwerk umrahmt.

Im großen Saal bedecken die Nordwand fünf Gobelingemälde. Eine herrliche, auf einem Greif emporschwebende Frauengestalt in der Mitte repräsentiert die Sinfonie, deren vier Sätze in dem Ausdruck der vier sie umgebenden Figuren verkörpert sind. Der erste Allegrosatz ein Phantasus, das Adagio eine Psyche, ein klagender Genius, das Scherzo eine bacchantische Gestalt und das Finale ein Liebespfeile versendender Eros. Das Sinfoniebild ist umgeben von ornamentalen Darstellungen verschiedener Figuren. Auch die Sirenen fehlen nicht. Ein Teppichbild zeigt Orpheus, der die Tiere zähmt; an den Seiten stehen Sphinxe, Amoretten bringen die Saiten der Lyra zum Erklingen.

Die himmelblaue Decke des großen Saales veranschaulicht einen Sternenhimmel, den Olymp, wo Jupiter, Juno, Venus und Saturn nebst den Sternbildern des Tierkreises thronen. In den vier Eckfeldern der Decke tragen Sphinxe Medaillons mit den Emblemen der Kunst, Wissenschaft, des Handels und der Gewerbe. Die Decke selbst ist gleichsam als Spiegelgewölbe konstruiert und in verschiedene symmetrische Felder gegliedert. Drei Kronleuchter und acht Sonnenbrenner spenden Licht im Überfluß.

Von den Logenbrüstungen grüßen uns die Bildnisse aller hervorragenden Tonmeister. Vom Foyer rechts: Mozart, Mendelssohn, Spohr, Schumann, Schubert, Weber, Volkmann, Wagner; vom Foyer links: Haydn, Gluck, Händel, Bach, Cherubini und Beethoven.

So war also das langerwogene Werk zu hehrem Glanze gediehen. Freilich hatte man die Vorarbeiten auch in einer den Ansprüchen voll genügenden Form entwickelt. Man hatte ein Preisausschreiben veranstaltet, das eine stattliche Zahl zum Teil sehr wertvoller Arbeiten zu Tage förderte. Die Preisrichter hatten kein leichtes Amt. Sie sprachen den Sieg den Architekten Gropius und Schmieden zu und betrauten Baumeister Goldschmidt mit der Ausführung ihres Planes.



Neues Gewandhaus: Konzertsaal.



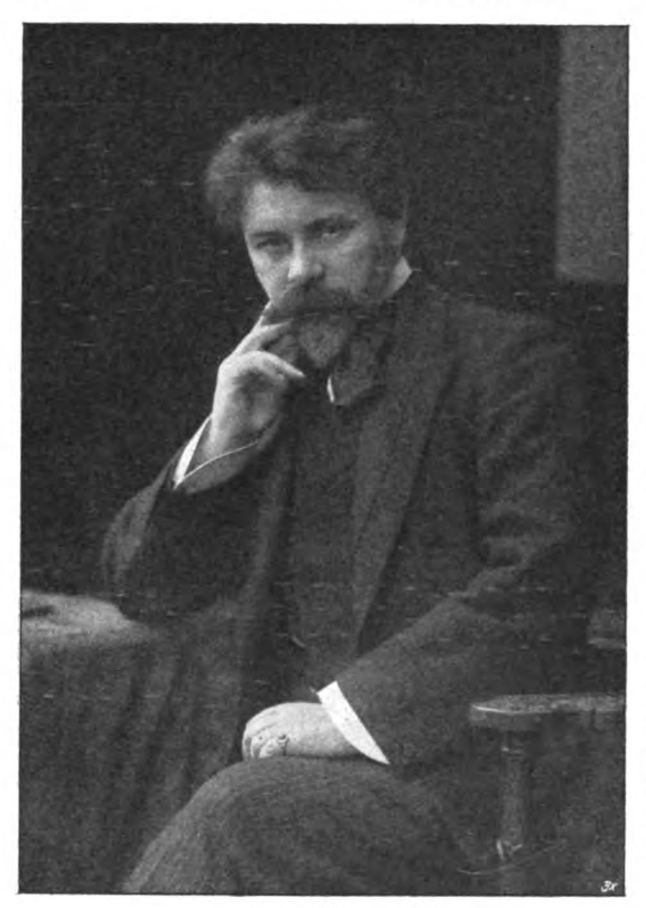
Das versammelte Orchester im neuen Gewandhause.

Viel Zeit zu verlieren gab es nicht; man entfachte Feuereifer und konnte wenige Wochen nach dem einhundertjährigen Saaljubiläum im alten Hause den ersten Spatenstich zum neuen, auf dem Areal des alten Botanischen Gartens gelegenen Hause tun.

Mittlerweile war man noch über eine andere wichtige Frage schlüssig geworden: da das neue Haus einen Konzertsaal höchsten Maßstabes erhalten sollte, mußte natürlich auch die Anschaffung einer großen Konzertorgel genehmigt werden. Die Firma Walker in Ludwigsburg erhielt den Auftrag, diese Orgel zu bauen, und hat denn auch bei der Ausführung dieses Kunstwerkes ihre besten Kräfte eingesetzt.

Wie aber fand man sich mit der Kostenfrage dieses Prunkbaues ab? Sobald einmal die naheliegende Diskussion betreffs des großen, zu solchem Hause notwendigen Kapitals eingeleitet und dabei immer der Hauptgedanke festgehalten worden war, dem Konzerthaus den Charakter eines Kunstinstituts rein zu bewahren und es vollständig unabhängig zu machen von irgend welcher erwerblichen Rücksicht, mußte bei der Bedeutung eines derartigen Unternehmens für den Ruhm der Leipziger Einwohnerschaft deren Opferwilligkeit stark mit in Rechnung gesetzt werden. Die Hoffnung auf größere Schenkungen hatte sich bald erfüllt, die Hauptsumme des Baukapitals aber war beschafft worden durch sogenannte „Stiftungsanteile und Anlehensscheine“. Einen „Stiftungsanteil“ konnte sich jeder erwerben durch eine unverzinsliche und im Eigentum der Gewandhaus-Konzertgenossenschaft bleibende Einzahlung von 500 Mark, während die „Anlehenscheine“ in der Höhe von je 1000 Mark mit der Bestimmung emittiert wurden, daß sie allmählich zurückgezahlt werden und dann nach zwei Prozent p. a. veranschlagter Verzinsung in Gegenrechnung auf Konzertabonnements gebracht werden sollten. Den Übernehmern der Stiftungsanteile und der Anlehensscheine wie ihren Rechtsnachfolgern blieb das Recht gesichert, für die Dauer des Konzertinstituts einen festen Abonnementsplatz in dem neuen Konzerthause einzunehmen und nach der Reihenfolge der Anmeldungen die Auswahl unter den Plätzen zu treffen.

Die künstlerischen Erwägungen waren, wie man sieht, Sieger geblieben; die Leipziger



Arthur Nikisch.

an ihn die überraschende Aufforderung, seine Entlassung nachzusuchen. So trennte er sich von der Stätte, der er sein Leben gewidmet, sang- und klanglos, ohne vom Publikum und vom Orchester Abschied nehmen zu können.

Nun wollte man sich entschädigen für all die Jahre eingerosteten klassizistischen Treibens, für all die Entbehrungen neuzeitlicher Anregung und Befruchtung. Man suchte einen Mann, dessen künstlerisches Glaubensbekenntnis die Bürgschaft bot für moderne Auffassung, moderne Programmeinrichtung und moderne Versinnlichung. Diesen fand man in der Person des Professors Arthur Nikisch. Nikisch ist nicht Komponist. Das bedeutet einen großen Vorteil für den Dirigenten, dessen Urteil so von keiner Parteirichtung einseitig beeinflußt wird. Nikisch ist Weltmann. Er ist weit gereist, hat fast alle Nationen der Erde musikalisch durchforscht und so eine Fülle des Stoffes in sich aufgenommen, die ihm als Born des Wissens und Urteilens wertvolle Dienste leistet. Wenn bei der Wahl der zu interpretierenden Werke also ein gesunder Objektivismus waltet, so ist Nikisch in der Interpretation doch immer subjektiv genug, seinen persönlichen Stil zur Geltung zu bringen. Bei Mozart und Beethoven tritt er sogar gelegentlich etwas allzu modern in die Schranken. Er gestattet sich Dehnungen der Tempi, Modifikationen der Phrasierung, die den klassischen Meistern nicht immer vorteilhaft zu Gesicht stehen. Um so verdienstlicher tritt diese seine individualistische Kunst aber bei allen modernen Werken zu Tage. Brahms, Berlioz können sich keinen hingebenderen Dolmetsch ihrer Tongefühle wünschen. Das Höchste, Staunenswerteste aber an orchestralem Glanze tritt bei den Schöpfungen zu Tage, die den Ausdruck halb lässig verhaltener Leidenschaft,

Bürgerschaft hatte der idealen Sache großmütige Opfer gebracht. Sie konnte sich mit Stolz des neuen Besitzes freuen.

Der herrliche Hauptsaal weist ein Podium auf, das 350 Personen Raum bietet. Darüber die 53 Stimmen enthaltende Orgel mit drei Manualen und einem Pedal. Der Hörraum hat bei stark besetztem Orchester 1450 und bei kleiner Besetzung 1520 Sitzplätze. Der kleine Saal für Kammermusik ist so groß wie der alte Gewandhaussaal und enthält gegen 700 Sitze.

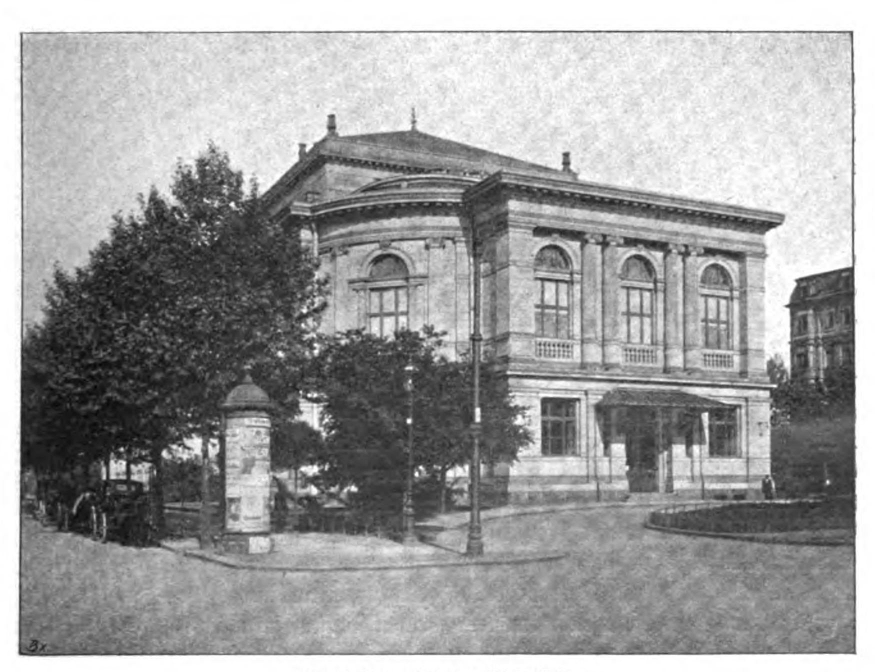
Am 27. März 1884 nahm man Abschied von dem alten Haus, vom 11. bis 13. Dezember wurde der neue Musentempel durch drei große Konzerte eingeweiht. Reinecke hatte die Festleitung. Im folgenden Jahre feierte er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Noch zehn Jahre sollte er in gewohntem ruhigem Geleise weiter wirken, da trat aus dem Kreise der Verwaltung heraus

die Beleuchtung mystisch verklärter Dämmerung tragen. Für Tschaikowsky ist Nikisch geradezu ein Erlöser geworden, ein Apostel, der des Meisters Tonwelt erst dem großen Publikum zu erobern verstanden hat.

Die großen Fähigkeiten, die enorme Arbeitsfreude Nikischs haben so in kurzer Zeit dem Gewandhaus neuen Nimbus verliehen. War es früher die große ahnenreiche Tradition, die hier ihre goldenen Fäden spann, so hat jetzt das Tonwort der Lebenden seine imponierende, herrliche Gewalt dargetan. Die Stätte der Erinnerungen ist wieder eine Stätte des Lebens, des wirkenden, schaffenden, pulsierenden Musiklebens geworden, an dessen Entfaltung die zeitgenössischen Schöpfer in gleicher Hingebung mitarbeiten wie die genießenden Hörer.

Unter den zahlreichen, gleichstrebenden Instituten Deutschlands hat das Leipziger Gewandhaus sich wieder den Ehrenplatz errungen, den ihm die Geschichte zugewiesen hat. Die Geschichte hatte den Ruf seiner Bedeutung weit über die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle hinausgetragen und das Gewandhaus zu einem Sammelplatz ernster, hochstrebender Kunstfreunde gemacht. In Verbindung mit dem angesehenen Konservatorium zeigte es den Lernenden, Bildungseifrigen den Weg zu echter, reiner, bedeutsamer Tonentfaltung. Von weit her strömten die jugendlichen Scharen zusammen, England und Amerika namentlich sandten ihre Talente nach der Pleißestadt, deren Weltruf in musikalischer Hinsicht unerreicht war.

Der Eifer der konkurrierenden deutschen Großstädte schien Leipzig vorübergehend diesen Vorrang streitig zu machen; es bedurfte der ganzen Energie eines tatkräftigen, zielbewußten Führers, den gefährdeten Posten erfolgreich zu verteidigen. Die Gefahr ist nun abgewendet, die Tradition hat sich behauptet, die ruhmvolle Geschichte ward lebenskräftige Gegenwart. Mit erneutem Interesse strömen aus allen Himmelsrichtungen die Freunde der Kunst in den festlichen Saal, mit erneutem Glanze steigt die Wertschätzung des internationalen Interessentenkreises für das alte, hehre, geweihte Institut — das Leipziger Gewandhaus.



Neues Gewandhaus: Rückansicht.



Paul Heyse als Dramatiker

Von

Erich Petzet

(Nachdruck ist untersagt.)

Es gehört zu den erfreulichen Folgen, die das vielumstrittene Zensurverbot von Paul Heyses „Maria von Magdala“ unbeabsichtigt gezeitigt hat, daß ein lebendigeres Interesse für den Dramatiker Heyse erregt worden ist, den man so lange über dem Novellisten vernachlässigt hatte. Es ist allerdings begreiflich, daß man sich gern einer etwas schwierigen und wenig dankbaren Aufgabe entzog; denn, wie Gottfried Keller so prachtvoll charakteristisch sagt, „diese schöne, spezifisch künstlerische Persönlichkeit gehört einmal zu den Erscheinungen, welche der schnöden Routine die größte Unbequemlichkeit verursachen, und von denen sich die weihelosen Konversationsschriftsteller und die Unkräuter aller Art abwenden wie die Hunde von einem Glas Wein. An den ersten Wortreihen, welche ein solches Talent hören läßt, erkennen sie die ihnen fremde Mundart des Schönen, den Wohlklang der wirklichen Poesie, und sofort wird nach einem Schlag- oder Scheltwort ausgeschaut, mit welchem der Verhaßte zu verpönen, zu insultieren gesucht wird. Da hört man dann geringschätzige Tadelwörter, wie Formgewandtheit, glatte Verse, Geleckheit“ usw. Das bequemste und wirksamste Schlagwort Heyses Dramen gegenüber entnahm man aber dem Ruhme, den niemand ihm streitig machen kann: er sei auch auf der Bühne der große Novellist und kein Dramatiker.

Heyse spricht in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ aus, er könne einen Sinn in dem Tadelworte von dem novellistischen Charakter eines Dramas nur dann finden, „wenn eine novellistische Handlung auf der Bühne nur in einer Reihe zuständlicher Situationen vorgeführt wird, die das Gemüt des Zuschauers allein von der psychologischen Seite beschäftigen, eine lebhaftere Spannung jedoch nicht hervorzubringen vermögen.“ Dies „Nur“ trifft natürlich auf keines von Heyses Stücken zu; sie alle zeigen eine sichere Kunst des Aufbaues, eine bühnenkundige Steigerung, die oft zu mächtig bewegten, echt dramatischen Höhepunkten und scharfen Peripetien führt. Nicht immer freilich ist es gelungen, diesen dramatischen Kern ins Licht zu stellen, ohne zu seiner Erklärung und Vorbereitung „zuständlicher Situationen“ zu bedürfen, die vorwiegend von der psychologischen Seite interessieren. Die unbekümmerten Ansprüche Shakespeares an den Zuschauer, in der Exposition die Voraussetzungen, und wenn sie noch so unglaubhaft wären, sich rasch erzählen zu lassen und einfach hinzunehmen, kann Heyse nicht stellen; er läßt nicht leicht schlechtweg berichten, ohne den Bericht mindestens dialogisch einzukleiden, aber er verzichtet auch nicht leicht darauf, feinere Farbentöne auch da mitzugeben, wo es wirksamer wäre, nur die Grundlinien der Zeichnung anzulegen. Dies finden wir wiederholt bei ihm in der Exposition; manchmal jedoch widerspricht auch im Fortschreiten der Handlung eine allzu breite Ausführung dem Drängen einer kritischen Situation. Ob man aber daraus einen allgemeinen Vorwurf des Novellistischen gegen Heyses Dramen ableiten kann, erscheint doch recht zweifelhaft, wenn man bedenkt, wie kraftvoll er an anderer Stelle den Freskostil der Bühne beherrscht. Gewiß

würden die Stoffe von manchen seiner Dramen sich auch trefflich zu Novellen geeignet haben, wie ja z. B. „Frau Lukretia“ nur eine der Troubadournovellen ins Dramatische und Venetianische übersetzt und „Maria Moroni“ und „Vanina Vanini“ nach novellistischen Vorlagen gearbeitet sind. Wir haben aber nicht nur die Tatsache, daß Shakespeare höchst charakteristische Novellen zu rein dramatischen Dramen umgedichtet hat, sondern auch die, daß umgekehrt Gottfried Keller und Turgenjew aus Shakespeareschen Dramen die Grundlagen zu Meisternovellen entnehmen konnten. Mag also öfters auch Heyses Neigung zu feinen, psychologischen Problemen und ihrer subtilen Ausarbeitung über die derberen Anforderungen des Theaters den Sieg davontragen, so ist doch wohl in keinem seiner Stücke der spezifisch dramatische Gehalt zu verkennen, und nie wird ein schiefes Schlagwort, auch wenn es an eine Seite von Heyses Eigenart rührt, die ganze Vielseitigkeit seines dramatischen Schaffens zu decken vermögen.

Daher ist auch die Charakteristik von Heyses Dramen, die Georg Brandes vor nun bald dreißig Jahren so scharfsinnig aufgestellt hat, trotz vieles Treffenden doch nicht ausreichend. Er meinte: „Die eigentliche Ursache, warum Heyse bei seiner großen Befähigung für die Bühne doch nicht entschieden durchdringen konnte, ist ohne Zweifel die, daß er das eigentliche deutsche Pathos, das Schillersche, nicht besitzt. ... Das eigentliche dramatische Pathos aus voller Brust wird bei ihm leicht unkünstlerisch-national, patriotisch und ein bißchen alltäglich. Hierzu kommt, daß die Darstellung der eigentlich männlichen Aktion nicht seine Sache ist. In wie hohem Grade er auch in seiner Poesie über die passiven Eigenschaften des Männlichen, wie Würde, Ernst, Ruhe, Unverzagtheit, gebietet, es fehlt doch ihm, wie Goethe, ganz das aktive Moment. Ein kräftig eingreifendes Handeln, das ein Ziel verfolgt, ist so wenig der Kern seiner Dramen wie seiner Novellen und Romane.“

Es ist begreiflich, daß Brandes dem nationalen Zuge in Heyses Schaffen keine Sympathie entgegenbringt, und daß es ihm entgangen ist, wie echt künstlerisch sich in „Hans Lange“, „Kolberg“, „Jungfer Justine“ u. a. der Geist ausspricht, aus dem die deutschen Großtaten von 1864, 1866 und 1870/71 geboren wurden. Wir dürfen uns gerade dieses Zuges herzlich freuen, um so mehr, als wir wahrlich nicht allzu viele Dichtungen aufzuweisen haben, die der großen Zeit der nationalen Erhebung und Einigung würdig sind. Daß dabei der pathetische Schwung Schillers nicht erreicht wird, ist richtig; dafür bleibt uns aber auch leere Rhetorik erspart, und dem Lobe der ernsten, männlichen Helden Heyses wird jeder aus vollem Herzen zustimmen, der den „Hadrian“ oder „Die Weisheit Salomos“ gesehen oder gelesen hat. Kann man aber dem Don Juan, dem Grafen Königsmark, dem Hans Lange u. a. m. zielbewußtes Handeln absprechen? Auch hier ergibt sich, daß die Vielgestaltigkeit der Dichtungen Heyses aller Bemühungen, sie unter ein Schlagwort oder einen einzigen Gesichtspunkt zu bringen, spottet. Um ihm gerecht zu werden, muß man auf das Generalisieren verzichten und bei den einzelnen Werken neben ästhetischen auch historische Gesichtspunkte zur Geltung kommen lassen.

Über fünfzig Dramen hat Heyse verfaßt; fast alle haben das Lampenlicht gesehen; keines ist gänzlich abgelehnt worden; einzelne gehören seit zwanzig, ja beinahe vierzig Jahren zum sicheren Bestand unserer Spielpläne. Das sind Tatsachen, die es denn doch unmöglich machen sollten, den Namen Heyses in einer Geschichte des deutschen Dramas zu übergehen. Freilich sind nicht alle seine Gaben von gleichem Gewicht. Ihm nimmt, wie Mozart, woran er rührt, unter der Hand künstlerische Form an; nicht bloß Großes und Mächtiges, auch kleine oder seltsame Motive erhalten von ihm poetische Gestaltung und persönliches Gepräge. Wird ein Historiker die Bedeutung Mozarts für die Oper nach seinen kleinen Singspielen abmessen wollen? Auf die Hauptwerke ist der Nachdruck zu legen; doch daß auch aus den kleineren Stücken eine harmonische, künstlerische Individualität zu uns spricht, daß auch in ihnen sich eine überreiche Schaffenskraft auslebt, die „so glorreich unbekümmert bildet wie die Allmutter Natur“, das erst gibt dem Bilde des Künstlers das volle, warme Leben, das den

Kunstphilister in seinen Fehlgriffen verdrießen mag, dem dankbaren Beobachter aber den ganzen Reichtum einer einzigartigen Persönlichkeit erschließt.

Die packendste dramatische Schlagkraft hat Heyse in volkstümlichen Dramen erreicht, in denen er mit frischem Realismus die Bahnen weiter verfolgt hat, die nach „Wallensteins Lager“ fast einzig Heinrich von Kleist mit glühendem Patriotismus und untrügbarem Wirklichkeitssinn, aber auch unter Einwirkung der Romantik erfolgreich beschritten hat. Seine „Lust an der Fülle des Daseins“, und zwar gerade an dem Wert und Gehalt deutschen Wesens, kommt in „Hans Lange“, „Kolberg“ und „Jungfer Justine“ in einer Lebenswärme der Gestalten, einer Energie der Handlung, einer Frische der dramatischen Bewegung zur Geltung, welche die stärksten Bühnenwirkungen erzielt, wie sie poetisch dem Besten in unserer Literatur zur Seite gestellt werden darf. „Diese vertrunkenen pommerschen Junker,“ rühmt Adolf Stern mit beredter Wärme von „Hans Lange“, „die im rechten Moment doch das Rechte tun, dieser Bauer Hans Lange mit seiner sprichwörtlichen Volksweisheit und seiner Bauernpfiffigkeit, welcher sich selbst in der Stunde der Gefahr nicht rühren und die Tochter und das Erbe ablisten läßt, dieser jugendliche Herzogssohn, der das Zeug und den besten Vorsatz hat, ein ganzer Mann zu werden, und doch in gewissen Zügen den prinzlichen Schlingel nie verleugnet, sie sollten eben alle nur hundert Jahre alt sein, um höchst gelehrte Abhandlungen über den Humor in diesen Gestalten und über die symbolische Bedeutung der frisch-realistischen Szenen wachzurufen.“

Kaum geringer ist die Bedeutung des vaterländischen Dramas „Kolberg“. Daß der historische Stoff hier ein gut Stück epischen Charakters in sich trägt, indem der Heroismus der Verteidiger sich eben im Ausdauern und Abwehren, nicht in Angriff und fortschreitender Aktion bewährt, das hat Heyse selbst nicht verkannt. Um so wunderbarer ist die zündende Schlagkraft des Stückes, das eine prachtvolle Steigerung in sich schließt, in der Szene im Ratskeller (II. Akt) die ganze Meisterschaft Heyses in der Behandlung von Volksszenen dartut, vor allem aber im vierten Akt einen Gipfel dramatischer Wirksamkeit erreicht, der nicht leicht überboten werden kann. Diese Stimmungsgewalt der ganzen als rettungslos enthüllten Situation, diese schlichte Größe der so reich variierten Charaktere, diese Fülle von überraschenden und doch aus dem tiefsten Wesen der Menschen hervorgehenden Wendungen der Handlung hat Heyse nirgends übertroffen.

Von leichterer Art, auf einen reinen, vollen Ton befreienden Humors gestimmt ist „Jungfer Justine“, die im dritten Akt am Morgen der Schlacht bei Hochkirch einen ähnlichen dramatischen Schlager bringt wie „Kolberg“. Ganz ebenbürtig den beiden genannten Dramen ist sie aber in der Charakterzeichnung der Heldin, und nicht schöner hat Heyse offenbart, daß ihm nichts Menschliches fremd ist, als in der lebenswarmen Darstellung dieses treuen alten Dienstboten mit all seiner Borniertheit und all seiner Empfindungsreinheit und -tiefe. Hält man die große Reihe prächtiger Charakterköpfe aus dem Volke zusammen, die Heyse mit ebensoviel Liebe wie Naturwahrheit in seinen Dramen ausgestaltet hat, dann sieht man erst recht, wie tief und fest er in deutschem Wesen und im warmen Leben wurzelt, und wie weit er entfernt ist von dem Wahngebilde eines idealisierenden Salondichters, der nur einem weltentfremdeten Schönheitskultus lebt.

Auch in minder wirksamen Dramen, wie z. B. den „Grafen von der Esche“ oder „Ludwig dem Bayern“, der übrigens, mit Uhlands gleichnamigem Drama verglichen, aufs schlagendste lehrt, wie bühnenkundig Heyse die epische Vorlage in dramatische Handlung umzusetzen versteht — auch hier sind immer die Figuren aus dem Volke von ungemein klarer Anschaulichkeit und Echtheit. Ein Drama wie „Weltuntergang“, das unter dem Mangel eines überragenden Helden leidet und in einzelne Episoden zu zerflattern droht, erhält durch diese packende Kraft der Charakteristik des deutschen Bürgertums einen wahrhaft großartigen einheitlichen Zug. In prachtvoller Steigerung sind hier die Wirkungen der Furcht vor dem Jüngsten Tage in den verschiedenen Charakteren in all ihren Nuancen geschildert

und bis zu einem so gewaltigen harmonischen Zusammenklang, der Versöhnung der streitgeschiedenen Konfessionen, geführt, daß mit Recht die ganze Bevölkerung einer Stadt als Held des Dramas gelten darf — ein Wagnis, wie es nur einem großen Dramatiker gelingen konnte. Ähnliches finden wir, wenn auch weniger glücklich, in den „Weibern von Schorndorf", in denen aber wie in „Elisabeth Charlotte" die aufgestellten Probleme nicht bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführt sind. Doch kommt hier auch der Humor Heyses wieder erquicklich zur Geltung, der seine reizendste Schöpfung in „Rolands Schildknappen" gegeben hat. Mit prächtigem Realismus ist das Musäussche Volksmärchen für die Bühne gewonnen und dabei durch die Einführung des wackeren Hans zu den drei faulen und feigen Schildknappen, durch die Verwandlung der Waldhexe in Frau Fortuna und die veränderten Schlußschicksale ihrer Wundergaben ebenso ethisch wie poetisch gehoben worden. Nur in Shakespeareschen Lustspielen findet man sonst eine solche Vereinigung derber Komik und zarter Poesie, realistischer Gestaltung und gedankenvoller Lebensweisheit, eine so befreiende, reine, heitere Stimmung, die aus aller Misere des Lebens herausreißt und doch so tief im Menschendasein mit all seinen Schwächen und Stärken wurzelt, sie begreift und verklärt. Nicht vergessen darf man aber in diesem Zusammenhange auch die zwei orientalischen Märchenstücke Heyses „Die glücklichen Bettler" und den „Buckligen von Schiras", die nicht bloß an Schillers „Turandot", sondern auch an Raimunds Zaubermärchen denken lassen; besonders die ersteren, deren packende Komik freilich in erster Linie Gozzi verdankt wird, verlohnten sicher eine Wiederbelebung auf der Bühne.

So glücklich aber Heyse in der Fortbildung der bodenständig realistischen Richtung Heinrich von Kleists war, so bedeutend steht er auch als Fortsetzer der klassischen Bestrebungen da, die von Goethe und Schiller über Grillparzer in die Gegenwart herüberragen. Wer diesen heutzutage die Berechtigung absprechen will, der mag sich allerdings mit kühler Anerkennung der poetischen Vorzüge dieser Dramen begnügen. Wem aber das Gefühl und der Sinn für die innere Notwendigkeit der Verschiedenartigkeit des Stiles bei Verschiedenartigkeit der Probleme nicht abhanden gekommen ist, der wird auch hierin die lebendige Kraft des Dramatikers nicht verkennen. Das Stilgefühl Heyses wie seine Meisterschaft in der Durchführung der einmal angeschlagenen Tonart ist ungemein fein und sicher, gleichviel ob es sich um Blankvers, Knittelvers oder Prosa handelt; ganz selten scheint ein Zweifel angezeigt, z. B. bei „Don Juans Ende" und „Maria von Magdala", ob nicht der Vers angemessener gewesen wäre als Prosa. Doch einheitlichen Stil haben alle seine Dramen, auch die, bei denen man, wie in der „Hochzeit auf dem Aventin" oder der „Tochter der Semiramis", die Kraft des Mitreißens vermissen mag. Am strengsten aufgebaut im Sinne Schillers sind die beiden Trauerspiele „Elfride" und „Graf Königsmark". In kunstvollem Parallelismus von Spiel und Gegenspiel ist die Handlung sorgfältig aus den wenigen Charakteren hergeleitet, auf die sich das ganze Interesse konzentriert, und in Szenen zur Entscheidung geführt, die einen Bühneneindruck von bleibender Wirkung hinterlassen müssen. Ganz ohne künstliche Annahme ist dies freilich nicht gelungen; allein die Fugen in der Konstruktion sind höchst geschickt verdeckt — Erich Schmidt hat darüber in seinen „Charakteristiken" sehr lehrreiche Beobachtungen angestellt —, und die Feinheit der Charakteristik, die in Elfride ein Meisterwerk weiblicher Seelenkunde geschaffen hat, die packende Gewalt der entscheidenden Situationen und die Macht der prachtvollen Sprache sichern beiden Tragödien volles Leben auf dem Theater. Und würdig steht ihnen „Don Juans Ende" zur Seite, dessen Schlußszene des dritten Aktes schon beim bloßen Lesen mit zwingender Anschaulichkeit vor unser Auge tritt. Die technische Feinheit des Aufbaues ist hier wieder tadellos, bis in kleine Nebenzüge und Nebenpersonen hinein; höher noch aber steht die Größe des hier aufgestellten und gelösten psychologischen Problems: die Entwickelung des Don Juan der Sage zu innerer Umkehr und sühnendem Selbstgericht, ohne Weichlichkeit, ohne Moralisieren, einfach durch die Gewalt der neugeschaffenen Gestalten des Gegenspiels, die

eine ganze Welt der Reinheit und Liebe, die Don Juan geleugnet und verscherzt hat, überzeugend verkörpern. Heyse hat wiederholt in ähnlicher Weise Stoffe der Sage vermenschlicht und verklärt; mit besonderer Wärme z. B. den „Meleager“ und den „Perseus“, über den Brandes so feinsinnig spricht. Ganz frei aus verschiedenen Elementen der Sage und Legende ist die Fabel der „Schlimmen Brüder“ gebildet, die von allen dramatischen Gedankendichtungen der deutschen Literatur vielleicht am meisten bühnengemäß sind. In dem knappen Rahmen eines Fünfakters ist hier eine Verherrlichung des künstlerischen Schaffens gegeben in drei Vertretern der freien Künste, die ihre gefährlichen übernatürlichen Kräfte und Veranlagungen vom Teufel, ihrem Vater, her, trotz der Versuchung durch die ewige Verführerin Eva, durch Weltlust und Beifall der Welt, doch in der Berührung mit reinem weiblichen Adel läutern und, „entrückt der schmerzlichen Begier“, in der Verklärung reiner Schönheit ihr tiefstes Wesen auszuleben lernen. So klar die typische Absicht der großzügigen Dichtung ist, so kraftvoll und reich ist doch die Charakteristik im einzelnen.

Und in der Kraft und Folgerichtigkeit der Charakteristik liegt ein Vorzug aller Heyseschen Dramen. Von der Energie Shakespeares, die in der „Francesca von Rimini“ in voller, wilder Ursprünglichkeit ausbricht, und des jugendlichen Schiller, der in den „Pfälzern in Irland“ neben Otto Ludwigs „Erbförster“ anzuklingen scheint, bleibt auch in den abgeklärteren Werken späterer Zeit ein gutes Teil unverloren, auch in den antiken Dramen, die mit ihrer reichen Aussprache des persönlichen Innenlebens des Dichters sich an Goethe anschließen. Das Meisterwerk unter ihnen und ein Meisterwerk schlechthin ist der „Hadrian“, ein Drama, das in Athen preisgekrönt und jubelnd aufgenommen, in Deutschland aber noch nicht aufgeführt worden ist. Die Gestalten darin, namentlich dieser grüblerische, feinsinnige und doch gewaltherrische, leidenschaftliche alte Kaiser und sein ebenso schöner wie geistig adeliger, naturwüchsiger und in der Überkultur zu Grunde gehender Liebling, sind von einer Tiefe der Anlage und Feinheit der Individualisierung, die Handlung mit ihrem idyllischen Vorklang, ihrer gewaltigen Steigerung, ihrer erschütternden Katastrophe und ihrem elegischen Ausklingen ist von einem Reichtum packender Szenen und von einer Gewalt der Tragik; die Darstellung der inneren Motive und Seelenzustände ist von einer Fülle und Hoheit der Lebensweisheit und Menschenkenntnis, die auch einem großen Künstler nur bei der innerlichsten Anteilnahme an seiner Dichtung erreichbar sein konnte. Die Kraft des sittlichen Charakters, auch im tiefsten Leid den Glauben an ein Ewiges zu wahren und die Kunst des Lebens in der Gegenwart nicht zu verlieren, sie hat in „Hadrian“ eine großartige Verherrlichung gefunden. Eine Ergänzung dazu in lichteren Tönen ist „Die Weisheit Salomos“, die als aller Weisheit Krone noch lehrt, sich fremden Glückes neidlos zu erfreuen. Aber auch diese Lehre wird nicht didaktisch vorgetragen, sondern aus der bewegten Handlung lebensvoller Gestalten erwächst sie organisch, wie von selbst in einem echten Drama, das sein Bühnenrecht so lange behaupten wird wie Lessings „Nathan der Weise“.

Es würde den Rahmen, der dieser Übersicht über Heyses Dramen gesteckt ist, weit überschreiten, wollten wir dem Ideengehalt und der dramatischen Kunst im einzelnen gerecht werden, die sich in dem schwermütigen „Alkibiades“, in den glutvollen „Sabinerinnen“, die uns interessante Parallelen zu Gustav Freytags „Fabiern“ bieten, in „Maria von Magdala“, dem „Heiligen“ und dem „Verschleierten Bild zu Saïs“, worin des Dichters Verhältnis zu Christus, Christentum und Kirche so vornehm und hoheitsvoll Ausdruck gefunden hat, offenbaren. Jedes dieser Dramen atmet so starkes individuelles Leben, daß man wahrhaftig nicht von bloßer Freude am Bewältigen schwieriger Stoffe reden darf, sondern die Aussprache einer freien, großen Persönlichkeit darin nicht übersehen kann. Das aber ist die beste Probe von Heyses Künstlerschaft, daß er bei aller inneren Teilnahme an seinen Problemen, ja sogar in der Polemik nicht lehrhaft und doktrinär wird, sondern stets bildet und Gestalten schafft und belebt. Bilde, Künstler, rede nicht! Das ist ihm angeboren.

Es würde in seinem Bilde etwas fehlen, wenn er zu dem tumultuarischen Verismus der achtziger und neunziger Jahre nicht Stellung genommen hätte. Aber sein Kampfdrama „Wahrheit?“ ist trotzdem ein Kunstwerk geworden, dessen Handlung sich interessant und logisch aus den Charakteren entwickelt, und dessen Charaktere Menschen von Fleisch und Blut sind — darunter eine der prächtigsten Schöpfungen Heyses, die alte Großmutter Ehrhardt mit ihrer abgeklärten, vernünftigen und liebevollen Lebensweisheit. Mag Heyse mit dem Rechte des Schaffenden in der Ablehnung dessen, was ihm in der Kunst nicht kongenial ist, zu weit gehen: wo diese Abneigungen zu Worte kommen, erhalten sie auch ihre Berechtigung im Rahmen des Kunstwerkes, und unberührt vom Hauche des modernen Lebens ist Heyse darum wahrhaftig doch nicht geblieben.

Mit „Wahrheit?“ können sich die übrigen modernen Schauspiele Heyses — „Das Recht des Stärkeren“, „Getrennte Welten“, „Ein überflüssiger Mensch“ — nicht messen, wenn auch „Prinzessin Sascha“ ein sehr erfreuliches Bühnenstück ist. Sie alle werden noch übertroffen von einigen kleinen Dramen, die sich als die künstlerisch bedeutendste Überleitung von Lessings „Philotas“ und Goethes „Geschwistern“ zu den bei vielen heutigen Dichtern so beliebten Einaktern darstellen. Nicht im Sinne der Schicksalstragödie, der diese Form freilich auch sympathisch war, sondern im Sinne des antiken Theaters bieten Heyses Einakter den Schlußakt einer durch sittliche Hoheit ihrer Konflikte ausgezeichneten Handlung, deren Vorbedingungen sich mehr zur Erzählung als zur Bühnendarstellung eignen. Daß in dem engen Rahmen, der alle lyrische oder epische Breite ausschließt, in wenige, ja eine einzige dramatische Situation konzentriert, ein ganzes Menschenschicksal packend zusammengefaßt wird, ganze menschliche Charaktere in ihrem tiefsten Wesen klargestellt werden und eine mächtige Erschütterung mit den knappsten Mitteln erreicht wird, das erfordert und beweist nicht bloß die Kunst und Größe des Dichters, sondern die Kraft des Dramatikers. „Ehrenschulden“, „Zwischen Lipp' und Bechersrand“ und „Eine Dantelektüre“ sind wohl die Hauptwerke dieser Gruppe, der noch der „Stegreiftrunk“, „Die schwerste Pflicht“, „Eine erste Liebe“, „Simson“ und „Frau Lukretia“ angehören. Diesen Dramen vom höchsten sittlichen Adel und der ernstesten tragischen Gewalt stehen ferner auch heitere Einakter zur Seite, die uns die ethische Milde und den Humor Heyses liebenswürdig zum Bewußtsein bringen — leichte Ware zum Teil, deren man sich auf Liebhaberbühnen gut bedienen könnte, teilweise aber auch von einer Feinheit und doch Drastik der Charakterzeichnung, daß wenigstens „Unter Brüdern“ von unseren Theatern nicht verschwinden sollte. Auch die beiden größeren Lustspiele Heyses, „Gott schütze mich vor meinen Freunden“ und „Ein unbeschriebenes Blatt“, sind glücklich in der Grundidee, reich an prächtigen Typen und nicht ohne ungesuchte Situationskomik, freundliche Gaben, die wir selbst unter dem übergroßen Reichtum Heyses nicht missen möchten.

Dieser Reichtum des Dichters ist mit den angeführten Dramen noch nicht erschöpft. Wir haben noch nicht gesprochen von „Ehre um Ehre“, das eine ungemein geistvolle Vereinigung französischer und Lessingscher Elemente bietet, von der „Göttin der Vernunft“, welche die Goetheschen Revolutionsdramen weit hinter sich läßt, wenn sie auch des epischen Schwergewichtes nicht Herr wird, endlich von den italienischen Dramen „Maria Moroni“, „Die Fornarina“, „Vanina Vanini“ und „Der Stern von Mantua“, die sämtlich in ihren Heldinnen prachtvolle psychologische Charakterköpfe zeichnen und Szenen von bewegtem dramatischen Leben, der „Stern von Mantua“ sogar einen ununterbrochenen Wechsel der widerstreitendsten Empfindungen in meisterlich konzentrierter Handlung enthalten. Auch hier sehen wir mit Feinheit auf derbere und darum erfolgreichere Dramen der jüngsten Zeit vorgedeutet („Monna Vanna“), wie bei den Einaktern, beim Märchendrama, beim biblischen und beim Volksschauspiel. Und so ergibt sich dem historischen Blick, daß auch Heyses Drama wie seine Novelle keine veraltete Kunstrichtung vertritt, sondern ihre notwendige Stellung einnimmt in der Entwickelung unserer Literatur. Wohl wurzelt sein Schaffen in dem Mutterboden unserer Klassiker und ihrer romantischen Nachfolger; aber hoch empor

ist es gewachsen und hat sich weit ausgebreitet nach den verschiedensten Seiten, nirgends platte Nachahmung und Nachempfindung, sondern individuelle, vielgestaltige Früchte eines überreichen, aus dem eigenen Innern strömenden Schöpferdranges zeitigend. Er durfte es wagen, Goethes vielgetadelten und doch unbesiegbaren Dramen, denen auch Grillparzer ruhmreich nachgestrebt, ähnlich geartete folgen zu lassen; denn er besitzt die innere Fülle, die mächtig fesselt, auch in gemäßigter Bewegung. Er konnte an Schiller sich anschließen; denn fehlt ihm auch dessen glänzendes Pathos, so doch nicht die Kunst des dramatischen Aufbaues, und zu der kraftvollen Charakteristik männlichen Wesens fügt er eine Feinheit und Klarheit weiblicher Seelenzeichnung, die Schiller fremd ist. Er konnte auch auf Lessing zurückblicken; denn ihm ist neben der quellenden Schaffenskraft — Pumpwerk und Röhren sind ihm freilich fremd — auch der scharfe und feingebildete Kunstverstand eigen, der die Bühne im Auge behält und darum wohl von Shakespeare lernen kann, ohne in die von zügelloseren „Genies“ so gern nachgeahmten äußeren Formlosigkeiten zu verfallen. Darum konnte er auch — was die Romantiker selbst nicht fertig gebracht — die Romantik für die Bühne fruchtbar machen in köstlichen Stücken voll deutscher, volkstümlicher Poesie. Und darum verliert er auch in seinem romantischen Zuge nicht den Boden unter den Füßen, sondern bildet mit schmiegsamerer Kraft weiter, was Heinrich von Kleist knorrig und rauher begonnen. Darf man das Weiterschreiten auf dem Wege zu kräftigerem Realismus, zu immer ungekünstelterer, reinerer Natur verkennen, weil Heyse Otto Ludwigs mühevolles Ringen, Hebbels herbe Gewaltsamkeit nur unmerklich streift und nie seinen Glauben an ein Ideal der Schönheit verleugnet? Er hat trotzdem nicht vom alten Erbe gezehrt, sondern mit dem vollen Einsatz einer ganzen Künstlerpersönlichkeit an seiner Entwickelung mitgearbeitet, künstlerisch reicher als Gustav Freytag mit übergeleitet vom Alten zum Neuen, und er hat sein Leben in der Gegenwart in modernen Einaktern bewährt, die unübertroffen geblieben sind. Aber er war der älteren Generation zeitig vorausgekommen und darum unbehaglich geworden; und den Jungen war er zu reif und abgeklärt, als sie tumultuarisch den Schauplatz betraten. Heftig angefeindet von beiden Seiten, ward er lange das Opfer von Schlagworten. Wird man sich jetzt darüber klar werden, wieviel warm pulsierendes Leben in Heyses Dramen vorliegt, wieviel er im Märchen- und im modernen Drama, im philosophischen und historischen Volksschauspiel vorausgenommen hat, was bei späteren Dichtern zu aktuellen Schlagern geworden ist? Heyses Rolle in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas ist noch nicht zu Ende; so wenige auch heute zu seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis schwören, es ist noch keineswegs überwunden. Und mögen sich auch immer viele von der unbequemen künstlerischen Idealität seiner Dramen abwenden, es werden auch nie die anderen fehlen, die sich der tiefen Realität dieser Schöpfungen bewußt bleiben und die sich dankbar an dem edlen Wein laben, der ihnen hier ausgegoren, klar und duftend in goldener Schale geboten wird.





Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Es gehört heute keine Prophetengabe mehr dazu, um unserem Theater eine Wiedergeburt der Romantik vorauszusagen. Rings um uns blühen Zeichen und Wunder genug, die nicht nur ihr Nahen verkünden, die schon ihr lebendiges Dasein bezeugen. Wenn man will, kann man bereits in Hauptmanns vor sechs Jahren erschienenem Märchendrama von Rautendelein und dem Nickelmann ihr erstes Lebenszeichen erkennen. Wie das Schneeglöckchen den Frühling, meistens etwas verfrüht und selber noch fröstelnd, läutete diese „Versunkene Glocke" den Lenz der neuen Dichtung ein. Es kamen Kälterückschläge, wie auch die Natur sie fast alljährlich erlebt, die den leise quellenden Saft noch einmal erstarren ließen: der „Fuhrmann Henschel" erschien, dies Gipfelwerk des deutschen Naturalismus, und machte auch anderen Mut, noch einmal die volle Konsequenz ihrer herben Alltags- und Wirklichkeitskunst zu ziehen — den Siegesgang der Sonne und mit ihr des Lichtes, der erwachenden Lust an Farbe, Duft und Melodien vermochte das nicht aufzuhalten. Rostands „Cyrano de Bergerac", mit dessen Darstellung Coquelin soeben wieder in Deutschland neue Triumphe feiert, erschien und entführte uns auf den Schwingen seiner romantischen Phantasie und Verskunst ins heroische Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts; Sudermann warf seine vom Sagen- und Märchenhauch der Vorzeit getragenen „Drei Reiherfedern" in die Lüfte; Halbe tauchte mit seinem „Eroberer" in die düster glühende Zeit der Renaissance und versuchte sich bald darauf an einem phantastischen Lustspiel; Hauptmann („Der arme Heinrich") und Wildenbruch („König Laurin") kehrten fast gleichzeitig bei der Sagen- und Legendenwelt des deutschen Mittelalters ein; Schnitzler stieg mit seinem tiefsinnigen, wenn auch zerflatternden „Schleier der Beatrice" ins Bologna des sechzehnten Jahrhunderts hinab; und endlich entfaltete, durch farbentrunkene Märchendramen, wie „Pelleas und Melisande" und „Aglavaine und Selysette", angekündigt, Maeterlincks „Monna Vanna" ihren romantisch-theatralischen Mantel, um im Berliner „Deutschen Theater", mitten im Lager des Naturalismus, einen unerhörten Erfolg zu erringen. Auch formglatte Mit- und Nachläufer, wie Schönthan und Koppel-Ellfeld mit ihrem bunten Lustspiel „Renaissance" oder Friedrich Adler mit seinen Nachdichtungen der alten Spanier Calderon und Tirso de Molina, seien dabei nicht vergessen. Was die anderen in Barren oder ungeläutertem Erz ausgaben, setzten sie in Scheidemünze um und halfen so auch ihrerseits, die Stimmung des Publikums auf den neuen Kurs vorzubereiten.

So unverkennbar nun aber auch alle diese Stimmen zu einem Grablied der realistischen Alltagskunst, zu einem Auferstehungssang einer farbenfrohen, heroischen Phantasiekunst zusammenklingen, eine einfache Wiederkehr der alten romantisch gefärbten Theaterkunst, wie es wohl geschehen ist, darf man in dieser Renaissance doch keineswegs sehen. In die neuen Dichtungen der Rostand, Maeterlinck, Hauptmann, Schnitzler, ja selbst der Halbe und Wildenbruch sind Elemente der modernen Weltanschauung und Kunstübung verschmolzen, Erkenntnisse der Psychologie und Charakteristik, die sie von dem Epigonendrama der siebziger und achtziger Jahre für immer scheiden. Deutlich zum Bewußtsein gebracht wurde uns dieser Unterschied zwischen Alten und Jungen durch das Erscheinen der romantischen Tragödie „San Marcos Tochter" von Arthur Fitger, die zunächst im Prager Deutschen Landestheater, dann auch im Berliner „Schillertheater" starken Erfolg hatte (Buchausgabe in der Schulzeschen Hofbuchhandlung [A. Schwartz], Oldenburg; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Freilich gab es eine Zeit, wo auch der Bremer Maler und Dichter halb und halb zu den Stürmern und Drängern gerechnet wurde. In den neunziger Jahren, als die „Freie Bühne" gegründet wurde, da suchte man, wie bei Anzengruber und Voß, so auch bei dem Verfasser der „Hexe", die gegen die offizielle Kirche, und der Tragödie

„Von Gottes Gnaden", die gegen das Fürstentum revoltierte, Fühlung und Stütze; sein Radikalismus schien den sozialistischen Tendenzen der neuen Dramatik willkommenen Vorspann zu leisten. Bald aber erkannte man, daß in seiner Art, die Dinge zu sehen und zu gestalten, doch noch allzuviel Theatralisches und gesucht Antithetisches, gepaart mit ungesunder Überreizung, steckte, um ihn den Jungen zuzugesellen, und daß sein Erfindungsreichtum mehr auf phantastischer Willkür als auf realistischer Anschauungskraft beruhte.

Seine jüngste „romantische Tragödie" hat diese alte Abgrenzung nur bestätigt, so sehr die Dichtung auch dem Zuge der Zeit entgegenkommt und so lebhaft ihr Konflikt im Kern auch an Hauptmanns „Armen Heinrich" erinnert. Den Stoff zu seinem Drama hat Fitger einem serbischen Volksliede entnommen, das Talvj mitteilt. Darin wirbt Zernojewitsch Iwan für seinen Sohn Maxim um des Dogen von Venedig Tochter. Aber „Schmerzenskrankheit, böses Gift der Blattern, hat den schönen Sohn Maxim ergriffen, hat ihm schlimm entstellt das schöne Antlitz; häßlicher ward keiner noch gesehen". Da verfällt Iwan, um das vielversprechende Band nicht zu zerreißen, auf die List, Milosch, den Woiwoden, „einen Helden von Ansehen, dessen Schönheit alles überstrahlet", in Maxims fürstliche Gewänder zu kleiden, „daß er in Venedig gelt' als Bräutigam." Das war der Keim, aus dem Fitger seine fünfaktige Tragödie entwickelte, oder, besser: zu dem seine bewegliche Phantasie sie sich erfand. Aus Ragusa wird das strahlende Byzanz, aus dem Sohn des Zernojewitsch Iwan wird der Kaiser Maximus, aus Milosch dessen jüngerer Zwillingsbruder Maximinus. Nun braucht es die um den wahren Bräutigam betrogene Lavinia, des Dogen Marco Urano reich gebildete und doch so kindlich mitleidsvolle Tochter, von dem gesunden, schönrednerischen, durch eidbeschworenen Betrug auf den Thron gehobenen Kaisersohn nur zu dem kranken, von Leidenschaft zerrissenen, aber tieferen Bruder zu ziehen, und der Konflikt ist da. Lavinia hört von ihrer Amme, daß, wo alle anderen Mittel versagten, das reine Blut einer reinen Jungfrau noch helfen könne. Aus dem Virgil, aus Dante, aus den Einsetzungsworten des Abendmahls in der Bibel liest sie sich die Bestätigung dieses Ammenglaubens. Und sie geht hin und bietet sich dem Arzt in seinem nächtlichen Laboratorium als Opfer an. Widerstrebend, endlich aber doch von seiner Staatsklugheit überredet, nimmt dieser scheinbar es an. Der Beweis solcher aufopfernden Liebe, hofft er, wird den Kranken von seiner verzweifelnden Unrast heilen und die wilden Wogen seiner Seele, die dem bedrohten Augenlicht so unheilvoll werden können, zu sanfter Ruhe glätten. Er trifft seine Vorbereitungen, wir sehen ihn wirklich — anders als bei dem zaghaften Hauptmann — die Messer wetzen und den Puls der Jungfrau zum Schnitt entblößen, da schreit Maximus auf: „Nein! nein! Ich will nicht!" Lavinia ist gerettet; nicht aber, wie bei Hauptmann, nahm Gott den frommen Willen auch hier für die Tat: Wunder duldet die aufklärerische Gesinnung eines Dichters wie Fitger nicht. Maximus erkennt die Verlobte des Bruders, noch ehe sie im Dämmer des Morgens entfliehen kann; nun schlingt sich ein Knoten um ihn „in schrecklicher Verschürzung, den keines Gottes Finger freundlich lösen, den nur des Schicksals Hand zerhauen kann". Er sieht den Frühglanz nicht, der draußen den Osten rötet, ihm tanzt ein Flockensturm, ein Funkenspielgestöber verwirrender als je um das Haupt: die Erregung des Augenblicks hat ihn mit völliger Blindheit geschlagen. Aber innerlich hat auch ihn der Opfermut geläutert: der grimme Neid, der seit Lavinias Erscheinen sein Herz mit Bitterkeit erfüllt hat, ebbt zurück, und gern gönnt er dem Bruder die Gunst der Götter. Ein Entsagender, der überwunden hat, tritt der Kranke, freilich mehr der Staatsraison als einer tieferen Gefühlsmacht zuliebe, beiseite und trinkt den Giftbecher, indes der gesunde, statt seiner gekrönte Bruder mit der Dogentochter im Hochzeitszuge schreitet. Auch sie freilich weit eher durch die Raison der Staatskunst als durch Bande des Herzens oder gar der Leidenschaft miteinander verbunden.

Wie bei mancher mit lyrischen Empfindungen überladenen Szene, so fragt man sich auch am Ende: war solcher Aufwand dieses Preises wert? Wohl erlaben wir uns an der sauber und eben dahinfließenden Verssprache des Dichters, wohl erfreut manch schönes, hohes Wort, wohl hat manche Szene atemversetzende dramatische Kraft, wohl entfaltet sich die Al-Fresko-Malerei des historischen Hintergrundes manchmal zu farbenreicher, nicht bloß dekorativer Wirkung — aber das Ganze hat doch mehr Theater- als frisches pulsendes Lebensblut. Nirgends schlägt das bezwingende Gefühl: so und nur so kann der Konflikt sich entwickeln und lösen, alle Bedenken und Zweifel aus dem Felde. Ja, nicht selten sehnt man sich bei der operhaften Ausgestaltung geradezu nach der Musik, die die Lücken und Widersprüche der Handlung mit berauschenden Tönen überbrücke. Wollen wir die entscheidende Szene mit Hauptmanns dramatischer Legendendichtung vergleichen, so vermissen wir schmerzlich die wenn auch religiös verzückte Naivität, die sein deutsches Waldmädchen so wohl kleidet, wie der Schilderung der vernichtenden Krankheit und der Opferszene die heilige Glut und Ekstase des Glaubens fehlt, die uns aus dem „Armen Heinrich" entgegenschlägt. Um das zu wagen, ist, wie sein Arzt Palämon und seine Dogentochter Lavinia, der Dichter selbst zu wohlgebildet und ästhetisch wohlerzogen. Zudem zeigt er sich allzusehr im Bannkreis unserer klassischen Dramen befangen, um als ein Eigener gelten zu können. Motive aus der „Braut von Messina", aus Kleists „Robert Guiscard", ja auch aus „Wilhelm Tell" klingen störend an. Und das Ganze hat doch zu wenig Mark und innere Seele, zu wenig elementare Naturtöne, als daß man es

für mehr denn ein anständiges Schulstück gelten lassen könnte. Romantik, wie wir sie heute ahnen, ersehnen und uns umwittern fühlen, ist weniger glatt und durchsichtig, weniger kühl und verständig, wenn sie auch schwerlich bald dem Theater ein so wuchtiges tragisches Pathos schenken wird, wie Fitgers Tragödie es hat.

Die Führer und Träger der realistischen Kunst von einst, heute dem Sturm- und Drangalter längst entwachsen, vermögen den Mut zur hohen Tragödie nicht zu fassen. Das Meer ist ihnen zu weit und zu wild. Lieber plätschern sie, um doch die literarischen Ansprüche nicht ganz aufzugeben, im Ententeich der „Komödie“, wobei sie nur leider allzu leicht ins Röhricht des Schwankes geraten. Auch **Hermann Sudermann** ist in seinem jüngsten Stück „**Der Sturmgeselle Sokrates**“ (Buchausg. bei J. G. Cotta, Stuttgart; geh. 2 Mk.) hinter dem Ideal einer politischen Komödie, das er sich unverhohlen gesteckt hat, weit zurückgeblieben. Er wollte das erlösende Lachen über eine Epoche unserer nationalen Vergangenheit entfesseln, über die der Fuß der Geschichte dann siegreich, nichtachtend, zum Teil sogar verächtlich hinweggeschritten ist, statt dessen aber hat er, selber ohne festen Standpunkt und ohne die rechte entschlossene Liebe für einst oder jetzt, für rechts oder links, nur ein enges, gedrücktes Zustandsbildchen aus einer ostpreußischen Kleinstadt der siebziger Jahre zu geben vermocht, das weder tiefere symbolische Bedeutung, noch Perspektiven in Zeit und Welt zu bieten hat. „Ein Stück nationaler Seelengeschichte“ hat Sudermann nach seinem eigenen Ausdruck schreiben wollen. „Weiter nichts.“ Dieses leichtherzige „Weiter nichts“ verrät die schnellfertige Harmlosigkeit, mit der er an die auch in der scherzhaftesten Beleuchtung noch ernste und verantwortungsvolle Aufgabe herangetreten ist. Wer die Irrgänge unserer vaterländischen Bewegung heraufbeschwört, der das Schicksal in gelassener Größe dann doch gab, was sie auf falschen Wegen vergebens suchte, sollte sich doppelt und dreifach prüfen, ob er dazu auch den rechten Beruf hat. Es ist nicht möglich, Dramen aus der inneren deutschen Geschichte zu schreiben, ohne alte Wunden zu berühren. Deshalb sei die vaterländische Dichtung, wie Wildenbruch einmal schön gesagt hat, gleich der Lanze des Achill: sie selber heile die Wunden, die sie schlägt. Aber nur ein ganzer Mann, ein wahrhafter, entschlossener Charakter und ein mit voller, wärmster Liebe in der Seele seines Volkes lebender und webender Dichter darf diese Waffe führen. Er muß Ehrfurcht haben vor den Irrtümern der Vergangenheit, mitfühlendes Verständnis auch für ihre eingebildeten Schmerzen und anderseits auch wieder den ganzen Stolz und die volle, mitjubelnde Freude über das, was eine glücklichere Zeit uns errungen hat, und woraus alles, was wirklich lebendig und bedeutungsvoll sein soll in unserer nationalen Dichtung, sei es Tragödie, sei es Komödie, am Ende seinen Atem schöpfen muß. Sudermann verfügt über diese Weihe der Auffassung nicht. Er betrachtet die Gegensätze des Einst und Jetzt nur als eine ergiebige Stoffquelle für seinen bescheidenen Witz, und der Konflikt zwischen einer einst vielleicht großzügigen, dann aber verkleinerten und versteinerten Idee der Vergangenheit und dem ewigen Fluß der vorwärts drängenden Entwickelung gerät ihm zu einem kleinlichen und peinlichen Spießbürgerschwank, dessen Bestes das wohlgefällige Behagen und die liebevolle genrehafte Ausgestaltung gewisser Kleinstadttypen bleibt.



Szene aus Hermann Sudermanns Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates“. Aufführung im „Lessingtheater“ zu Berlin.

In einer ostpreußischen Stadt tagt auch nach Königgrätz und Sedan der Klub der „Sturmgesellen“ fort, eine schon stark zusammengeschmolzene Vereinigung alter Achtundvierziger, die noch immer in hoffender Ehrfurcht zu dem verblichenen schwarz-rot-goldenen „Kattunfetzen“, der „Oriflamme ihrer Begeisterung“, emporblicken, sich in Gerstensaft und großen Worten berauschen, über alle Fortschritte der Gegenwart hochmütig die Nase rümpfen und mit Beratungen über Gewehrlieferungen, Revolutionsheere und Ausrottung aller reaktionären Gewalten dem künftigen Messias der Volksbefreiung die Wege

zu ebnen glauben. Die Seele der Fünf, die sich große Namen aus der revolutionären Geschichte, wie Catilina, Giordano Bruno, Poniatowski usw., beilegen, ist Albert Hartmeyer, der Zahnarzt, den sie „Sokrates“ nennen, weil er einst als Student, des Aufruhrs angeklagt, vor den Richtern erklärt hat, lieber den Schierlingsbecher trinken zu wollen, als seinen Idealen untreu zu werden. Er ist stolz auf seine Gesinnungstüchtigkeit und sein Märtyrertum, hat er seiner Überzeugung doch auch seinen medizinischen Beruf opfern müssen, und hat er doch sogar, einzig von der treu ausharrenden Liebe einer Kellnerin, seiner jetzigen weinerlich duldsamen Frau, getröstet, ein paar Jahre im Gefängnis schmachten müssen. Sein einziger Kummer ist, daß es mit den „Sturmgesellen“ nicht mehr recht vom Flecke will. Da kommt sein Freund, der Rabbiner, ein „findiges jüdisches Köppchen“, auf den rettenden Einfall, die heranwachsenden Söhne in den Bund aufzunehmen. Zunächst sollen mit dem Sohn des Rabbiners die beiden Söhne Hartmeyers in die Geheimnisse eingeweiht und auf die heiligen Satzungen verpflichtet werden. Als man eben in wenig feierlicher Sitzung dabei ist, tritt der Landrat in die Tür, er, den die Denunziantenriecherei der „Sturmgesellen“ mit den blutigsten geheimen Fehdebriefen verfolgt hat. Aber er kommt nicht etwa als Rächer, sondern in Amtssorgen. Der Jagdhund eines prinzlichen Gastes, dessen Wohl und Wehe ihm anvertraut ist, wird von einem bösen Zahngeschwür geplagt. Wer befreit ihn die „arme Töle“ davon? Der Tierarzt hat wieder einmal seinen Quartalsrausch; so wendet er sich in jovialer Laune an die Liebenswürdigkeit Hartmeyers. Der aber erglüht in seinem feurigsten Männerstolz vor Königsthronen und weist das schmachvolle Ansinnen entrüstet zurück. Eher will er sich die rechte Hand abhauen lassen! Er kann und will nicht Fürstendiener sein. Der Landrat, durch die Absage geärgert, fängt an zu sticheln und zu drohen, da tritt Hartmeyers älterer Sohn vor, heimlicher Hospitant bei den Sozialdemokraten und Zahnarzt wie sein Vater, und erklärt sich mit lachendem Gleichmut zu der Operation bereit. Darob furchtbares Entsetzen und Vaterfluch über die Streberseele! Um den Verräter auszumerzen, wird alsbald ein Bundesgericht einberufen und dazu auch der „Alte vom Berge“, der Freiherr von Laucken-Neuhof, ein demokratischer Junker vom Schlage der Saucken-Tarputschen, geladen. Man hält ihn, obwohl er seit sechs Jahren fern geblieben, noch immer für einen Getreuen und Unentwegten, muß nun aber in der Sitzung erfahren, daß er sich längst mit der neuen Zeit abgefunden hat und die Ideen von 1848 verachtet wie herrenlose Hunde, die niemandem nütz sind. Er macht denn auch wenig Federlesen und löst in einer kleinen Viertelstunde, anstatt den „Verräter“ zu bestrafen, den ganzen Sturmgesellenbund auf. Hartmeyer senior gerät in gelinde Raserei: „Das ist Fahnenflucht! Das ist Junkertum! Das ist Verrat, das ist —“ Wenn alle wanken, er will treu bleiben. Hat er den einen Sohn verloren, so bleibt ihm doch der andere, der Burschenschafter. Und der — das weiß er — wird Feuer sein von seinem Feuer, die Tat von seinen Gedanken, wie Heine sagt. Aber auch hier bleibt die Enttäuschung nicht aus. Bald muß er hören, daß aus den Arminen, aus *seinen* Arminen, ein feudales Korps geworden ist, welches die Juden — auch dem jungen Markuse ist das begegnet — von ihren Bänken weist und dafür in Sprechweise und Manieren den Offizieren nachäfft, und daß der Junge, nach seinem politischen Bekenntnis befragt, etwas vom Deutschen Reich und deutschen Kaiser, von Treue gegen Thron und Heer in den sprossenden Bart murmelt. Da verstößt der doppelt Geschlagene mit dem älteren auch den jüngeren Sohn und zieht sich in trotzige Einsamkeit zurück. Aber das Archiv, das Geheim-Archiv! Bei der Auflösung des Bundes hat man es unter das jungfräuliche Bett der „blonden Ida“, der allgefälligen Schenkmamsell des Vereinslokals, gerettet. Wird es dort sicher sein? Die Sturmgesellen selbst wissen ja nur zu gut, wieviel Spuren dorthin führen. Und alsbald kommt denn auch die Kunde, daß all die Revolutionsprotokolle und Aufrufe zum Barrikadenbau der Behörde in die Hände gefallen sind. Dem Philosophen fährt die Angst ins schlotternde Gebein, und als nun gar, just am Sedantage, der Landrat zu ihm ins Zimmer tritt, glaubt er sein letztes Stündlein gekommen. Aber wie angenehm wird er enttäuscht! Aus dem gegen ihn erlassenen Todesurteil wickelt der immer Joviale einen Orden, einen Orden für treue Dienste, die Hartmeyers Sohn einst dem prinzlichen Jagdhund geleistet hat. Der Alte flucht, lacht, schiebt den Orden beiseite, liebäugelt mit ihm, tritt ihn mit Füßen und bricht in ein „bitterliches Weinen“ aus. Ernst aber braucht diese Verzweiflung niemand zu nehmen. Über ein kleines wird Sokrates der Sturmgeselle den funkelnden Ordensstern an seine Brust heften und sich auch öffentlich damit zeigen; ja wer weiß, vielleicht erscheint er schon an demselben Abend im Kreise seiner Familie — die Versöhnung mit den verstoßenen Jungen hat der Rabbiner bereits bewerkstelligt — ordengeschmückt bei der Sedanfeier der „Bürgerhalle“, für die er ja die Hymne auf die deutschen Frauen gedichtet hat.

Das ist Sudermanns Revolutionsdrama von 1848. Dürfte man das Stück als naive ostpreußische Kleinstadtkomödie betrachten, so möchte man getrost eine gewisse Frische, Herzhaftigkeit und niederländisch behagliche Ausmalung des Spießbürgermilieus daran rühmen. Auch Ansätze liebevollerer Charakteristik sind darin. Wenigstens haben der vom Leben zu resignierten Kompromissen erzogene Rabbiner und sein früh verbitterter Sohn, der sich für erlittene Demütigungen mit geistigen Waffen einst rächen zu können hofft, Züge, denen man Lebenswahrheit

und echte Zeitfarbe nicht absprechen soll. Unser Szenenbild, das einen Auftritt aus dem dritten Akte wiedergibt, hält den Moment fest, wo sich beide über die Judenfrage auseinandersetzen, wo sich ruhseliges Alter und kampfentschlossene Jugend für immer scheiden. „Wie gesagt, Vater, wir verstehen uns nicht," tönt es von den Lippen des Jungen. „Du stehst noch mit einem Fuß im alten Ghetto und glaubst dich zu wunder welcher Dankbarkeit verpflichtet, weil man dich 'raus ließ. Ich wittere bereits die Luft eines neuen, in das sie uns sperren wollen, weil sie uns fürchten, weil wir im freien Spiel der Kräfte ihnen zu groß wurden ... Das wird nichts weiter sein als hier und da ein kühles Lächeln, ein sehr höflicher Absagebrief und ein unerwiderter Besuch und wird doch tausendmal schmerzlicher auf die Gemüter drücken als die stinkende Gasse von dazumal. In dieser Welt werde ich zu leben haben, Vater. Ich muß geistiges Kapital zusammenscharren dafür ... Um euren demokratischen Marasmus mitzumachen, wie du es lächelnd tust, Vater, dazu hab' ich keine Zeit." Und dagegen der Alte: „Mein lieber Sohn, als Gott der Herr das Eisen schuf, so steht im Talmud geschrieben, da erzitterten alle Bäume, aber das Eisen sprach zu ihnen: Hütet euch nur, mir Holz zum Stiele zu geben, dann wird euch kein Schaden von mir geschehen. Zwei Fehler hast du begangen: durch zu große Demut und zu großen Dünkel. Aber gut: ich will mal den Fall setzen, du hättest recht, und die Welt will mal wieder nichts von uns wissen, der Deutsche will nicht, daß wir mit ihm Deutsche, der Russe, daß wir mit ihm Russen, der Franzose, daß wir mit ihm Franzosen sind. Dann werden wir eben **das** sein, was sie nicht sein **wollen**, und werden so der Menschheit das kostbarste Kleinod aufbewahren, das sie besitzt, und das sie achtlos weggeworfen hat: den Menschen. Aber hierfür müssen wir uns auch würdig halten." Auch wenn man ihre Herkunft aus Lessings „Nathan" nicht verkennt, behaupten diese Worte ihren zeitgeistigen Wert und ihr selbständiges Gepräge.

Mit besonderer Sorgfalt hat Sudermann den Charakter des mit flatternden Fahnen zur neuen Zeit übergegangenen ehemaligen demokratischen Junkers ausgestaltet. Wie Schillers Marquis Posa, hat er während der dichterischen Arbeit eine merkwürdige Metamorphose durchgemacht. Anstatt, wie der Freiherr der ersten Fassung, voll trotzigen Ingrimms („Herr, wenn du gnädig bist, dann schenk' uns ein neues Jena, damit Deutschland noch mal wird, wie es hat werden wollen") in seinem Winkel zu verenden, hat er sich in der endgültigen Fassung zu einem brutalschlauen Kompromißler gemausert, der aus den neuen Verhältnissen agrarisches Kapital schlägt. Die Figur sollte so aus einem Stück Fleisch und Blut des Dichters, das sie anfangs war, zu einer mit künstlerischer Objektivität erschauten und gestalteten Individualität werden. Leider ist das nicht gelungen. Wir sehen nichts von der mit sich ringenden Entwickelung und Wandlung des Mannes, und was er bei seinem ersten und einzigen Auftreten herauspoltert, macht deshalb viel weniger den Eindruck eines persönlichen Bekenntnisses, das aus der Seele muß, als den einer willkürlich aufgeklebten Etikette, eines Spruchbandes, wie es wohl auf alten Holzschnitten den Theaterfiguren der Moralitäten aus dem Munde hängt.

Das ist und bleibt überhaupt der Grundfehler, der Sudermanns politischer Komödie die Grube gräbt: es lebt in den Leuten, die der Verfasser seinen jämmerlichen Sturmgesellen gegenüberstellt, nicht das geringste von dem positiven, neu aufbauenden Geiste der Bismärckischen Zeit. Dabei hilft es wenig oder gar nichts, auf den Zeitpunkt zu verweisen, in dem das Stück spielt: Mitte der siebziger Jahre. Alle lebendige Dichtung will von heute, von uns aus gesehen und geschaffen sein; anderenfalls darf sie höchstens auf kultur- oder literarhistorischen Liebhaber- und Antiquitätenwert Anspruch erheben. Mag Sudermann noch so nachdrücklich und verletzt erklären, der Niedergang und die Auflösung der Demokratie, wie die siebziger Jahre sie mit sich brachten, jene Entartungs- und Umwandlungsprozesse, die unter der erdrückenden Übermacht Bismärckischer Ideen und Erfolge in den Gemütern sich vollzogen, seien es gewesen, die ihn zur Konzeption eines so spinösen Stoffes bewogen — wir messen eine politisch-vaterländische Komödie, die uns im Jahre 1903 dargeboten wird, mit dem Gefühl und Bewußtsein der Gegenwart und lassen die Berufung auf Erinnerungsbilder der Jünglingsjahre, auf ostpreußische Jugendbekanntschaften, die „knietief im Spießbürgertum steckten", allenfalls nur als mildernden Umstand gelten. Ein beschämender Anblick ist und bleibt es, wenn ein Dichter der Gegenwart, ein Mann, von dem man Ruhe des Urteils, Weitblick des Verstandes und Herzens und Ruhe der Gerechtigkeit verlangen darf, mit den spielerischen Händen eines Knaben „ein Stück nationaler Seelengeschichte" zu schaffen sich vermißt, dem so wie diesem alle bleibende Bedeutung, alles Wachstum ins allgemein Menschliche, alle Durchblicke und Fernsichten in den Geist der vaterländischen Geschichte fehlen. Weder mit Ibsens „Volksfeind", der einen ähnlichen, äußerlich engeren, innerlich viel tieferen und weiteren Konflikt behandelt, noch mit einer der Raabeschen Erzählungen, in denen die Narrheit von 1848 mit so viel liebenswürdigem, warmem Humor gestäupt wird, darf sich diese Komödie aus der politischen Kinderstube auch nur von ferne vergleichen. Selbst Wildenbruch hat, worauf schon anderswo hingewiesen, das Motiv der von der Zeit und der Entwickelung überholten Vergangenheit weit tiefer und freier erfaßt. Nein, die Lanze des Achill, sie ist für den geistreichen Salon- und Gesellschaftsdramatiker Sudermann wirklich zu schwer.

Auch zu schauspielerischen Glanzleistungen bot das Stück dem Berliner „Lessingtheater" bei



Szene aus Emil Rosenows Komödie „Kater Lampe". Aufführung am „Berliner Theater" zu Berlin.

der sonst durchweg würdigen Erstaufführung keine rechte Gelegenheit. Die Titelrolle, der zuliebe Georg Engels sein otium cum dignitate auf ein paar Monate verließ, ist mehr trottelig-banausisch als komisch; auch der Rolle des gichtischen, auf zwei wuchtigen Krücken einherhumpelnden „Alten vom Berge", die mehr polternhaft als derb und kernig charakteristisch, wußte Adolf Kleins Intelligenz wenig abzugewinnen. Am interessantesten erschien noch der Rabbiner Markuse in der Darstellung Emil Höfers, der sich allmählich aus lebensweisen oder skeptisch resignierten Juden eine Spezialität zu schaffen beginnt.

Es scheint, als sei uns Deutschen, wenn wir der Komödie nachjagen, einstweilen noch geboten, hübsch am Ufer zu bleiben, anstatt auf die hohe See des Welthumors eines Shakespeare oder Cervantes hinauszusteuern. Behaglichkeit kleidet uns einstweilen noch besser als Kühnheit, niederländische Genrehaftigkeit, die sich am Alltagsleben festsaugt, besser als aristophanische Großzügigkeit, die „legt, des Herakles Zorn in der Brust, furchtlos an die Mächtigsten Hand an". So verpuffte auch in Emil Rosenows Komödie „Kater Lampe", die mit gutem Erfolge im „Berliner Theater" gespielt wurde, die politische und soziale Satire in nichts, bestehen aber blieb ein tüchtiges Stück wohliger, humorgewürzter Milieu- und Charakterschilderung, wie Kleist sie im „Zerbrochenen Krug", wie Hauptmann sie im „Biberpelz" geübt hat, dem Rosenow zudem sichtlich nacheifert. Die Enge und Kleinlichkeit des gewählten Stoffes freilich verstimmt auch hier. Was Rosenow von seinem vierbeinigen Helden erzählt: wie er einem armen Schnitzergesellen gepfändet wird, dann, als der Geselle durch Erbschaft wohlhabend geworden, wieder ausgelöst werden soll, inzwischen aber vom allzu karg besoldeten Gemeindediener in einen Lampe umgewandelt und verzehrt worden ist, noch dazu mit Hilfe der nichts ahnenden Obrigkeit — diese Spaßhaftigkeit ist kaum ein Schwank im Hans Sachsischen Sinne, geschweige denn eine „Komödie". Aber freilich, wo Schmalhans Küchenmeister ist, muß man wohl oder übel selbst einem schnurrenden Kater einmal Geschmack abgewinnen. Von dem homo novus der Kulissen aber, der für einen Anfänger immerhin ein nicht gewöhnliches dramatisches Talent mitbringt, erwarten wir bald Stärkeres und Gehaltvolleres.

Alles übrige, was sonst aus den letzten Wochen an dramatischen Erscheinungen noch zu Bericht steht, kam wieder einmal aus dem Auslande. Es wird sich eine gedrängte Behandlung um so eher gefallen lassen müssen, als es seine Einführung bei uns durchweg der Laune und dem Zufall verdankt und durch keinen Faden innerer, dem Geist der Gegenwart entsprungener Notwendigkeit mit unserem lebendigen Gefühl und Bedürfnis verbunden ist. Zwischen den Beeten der dramatischen Weltliteratur auf und ab zu spazieren und wahllos hier ein Bäumchen, dort ein Blümchen auszureißen, um es eins, zwei, drei in unseren Garten zu verpflanzen, unbekümmert darum, ob es hier Wurzel fassen und die rechte Luft zum Gedeihen finden werde, das rechnet schwerlich zu den Pflichten und Verdiensten des deutschen Theaters. Nur mit der Ratlosig-

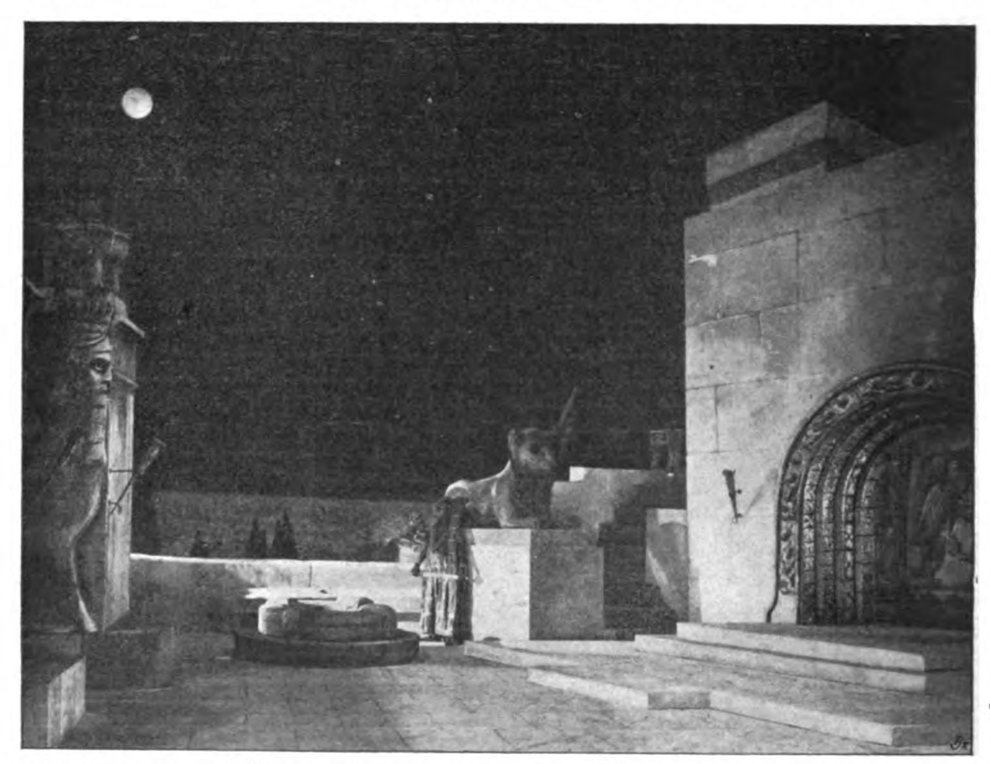
keit und Armseligkeit unserer augenblicklichen dramatischen Produktion ist es zu entschuldigen, wenn unsere Bühnen auf diese Art in dramatische Petrefaktensammlungen oder allenfalls in literaturgeschichtliche Kollegsäle verwandelt werden.

Am meisten Berechtigung hat von all diesen fremdländischen Adoptionen vielleicht noch der Versuch des „Berliner Theaters“, uns mit dem Italiener Enrico Annibale Butti bekannt zu machen. Von moderner italienischer Dramatik — Gabriele d'Annunzio, Eleonore Duses verhätschelten Liebling, ausgenommen — bringt im allgemeinen nur wenig zu uns. Pietro Cossa, Felice Cavallotti, Tommaso del Testa, Paolo Fambri, Giuseppe Costetti sind uns fremd geblieben; nur von Giacosa und von Roberto Bracco haben wir einige Prosadramen aus der modernen italienischen Gesellschaft kennen gelernt. Wir würden also dankbar sein, wenn uns ein italienkundiger, nicht bloß geschäftsmäßiger Dolmetsch mehr aus der dramatischen Gegenwartsliteratur eines Volkes vermittelte, dessen Land wir schwärmerisch lieben, dessen Geschichte wir verwandtschaftlich respektieren, dessen Geistes- und Gewissenskämpfe wir mitfühlend verfolgen. Butti, hieß es, ließe uns in das geistige Ringen des jungen Italiens tiefere Blicke tun als die Mehrzahl seiner landsmännischen Kollegen, die mehr oder minder noch dem französischen Gesellschaftsdrama Frondienste leisteten. Er sei ein einsamer Wanderer in seiner Heimat, ein leidenschaftlicher Wahrheitssucher und unerschrockener Bekenner; darum blühe ihm im tändelnden Süden kein Erfolg. Solcher Ruhm ist immer ein zweischneidiges Instrument. Wenn man einem Südländer die herbe, starre Firnenkälte des Nordens nachsagt, so liegt der Schluß sehr nahe, daß er nur lose im Boden seines Volkes und seiner Heimat wurzelt und daher auch kaum ein Ganzer und Eigener sein wird. Seit wir Butti dank Otto Erich Hartlebens Vermittelung auf deutscher Bühne kennen gelernt haben, vermögen wir die Gleichgültigkeit seiner Landsleute gegen einen so wenig sinnlichen, einen so rührenden und lehrsamen Dialektiker sehr wohl zu begreifen. Sein vieraktiges Drama „Luzifer“ (deutsch von Otto Erich Hartleben und Ottomar Pilz; Berlin, S. Fischer; geh. 2, geb. 3 Mk.) behandelt den Konflikt zwischen Glauben und Unglauben mit jener zaghaften Unparteilichkeit, die wir heute so gern für überlegenes Verstehen und schöne Menschlichkeit nehmen. Der freigeistige Professor Alberini, der sich aus den Fesseln der zelotischen Kirche losgerungen hat, glaubt seinen Sohn durch gleiche Erziehung gegen alle Versuchungen eines kleinmütigen Glaubens gefeit zu haben; statt dessen muß er erleben, daß der Junge, als der erste große Schmerz, der unverschuldete Tod seines aus einer starr orthodoxen Familie stammenden Weibes, an seine Tür pocht, verzweifelnd zusammenbricht und den Vater vor Gott verklagt, weil er ihn nicht beten gelehrt habe. So siegt scheinbar doch die Kirche, wenn auch der „Lichtbringer“ Alberini sich seine Überzeugung nicht gleich beugen läßt. Für Italien mag die Frage, die hier aufgeworfen wird, brennende Bedeutung haben; uns dringt sie durch den Pelz nicht recht an Herz und Seele. Die Krankheit der jungen Frau als „Strafe Gottes“ aufzufassen, widerstrebt unserem künstlerischen Gefühl, das erzogen ist, im Drama allein die aus den Charakteren fließenden Konsequenzen zu verehren; der Konflikt: kirchengläubig oder nicht? hat für uns seinen tragischen Stachel schier verloren. So können wir in der Zufuhr dieser handlungsschwachen Diskussion über ein stumpf gewordenes Thema keine sonderlich wertvolle Bereicherung unseres Bühnenschatzes erblicken, wenn wir auch dankbar sind für den interessanten Einblick, den das Drama uns in das Geistesleben des modernen Italiens verschafft.

Vollends toten literarhistorischen Gelüsten verdankt Henry Becques (1837 bis 1899) Schauspiel „Die Raben“ seine Wiedererweckung. Vor zwanzig Jahren durfte diese mehr peinliche als tragische Schilderung einer Nachlaßregulierung, bei der gewissenlose Wucherer eine Witwe und ihre Töchter um das Erbe bringen, bis diese selbst in den Schmutz zu ihren Peinigern hinabsteigen, als kühn und revolutionär gelten, und auch vor einem Jahrzehnt noch machte es, von der „Freien Bühne“ als realistisches Schulbeispiel herbeigerufen, eine gute Figur. Heute hat es seinen Ruhm dahin. Gewiß, Becque, dieser Todfeind aller Bühnenkonvention, behält in der Geschichte des französischen und damit mittelbar auch unseres Dramas seine Verdienste. Seine diskrete Charakterschilderung, seine gelassene Skepsis, seine allen rohen Effekten vornehm aus dem Wege gehende Ehrlichkeit und Schlichtheit haben in die künstlichen Bauten der Dumas fils und Augier eine heilsame Bresche geschossen; aber heute sind wir weiter gekommen, heute wollen wir über die dürre Skelettdramatik Becques hinweg und hinaus zu einer blühenderen, fröhlicheren, erhebenderen und siegreicheren Kunst. Deshalb haben wir weder Zeit noch Lust, jenem zu seinen Lebzeiten vielleicht verkannten Franzosen jetzt auf deutschem Boden Ehrenpforten zu bauen, selbst nicht, wenn die feinsinnige, jedes Fältchen auseinanderlegende Regie- und Schauspielkunst des „Neuen Theaters“ sich dafür ins Zeug wirft.

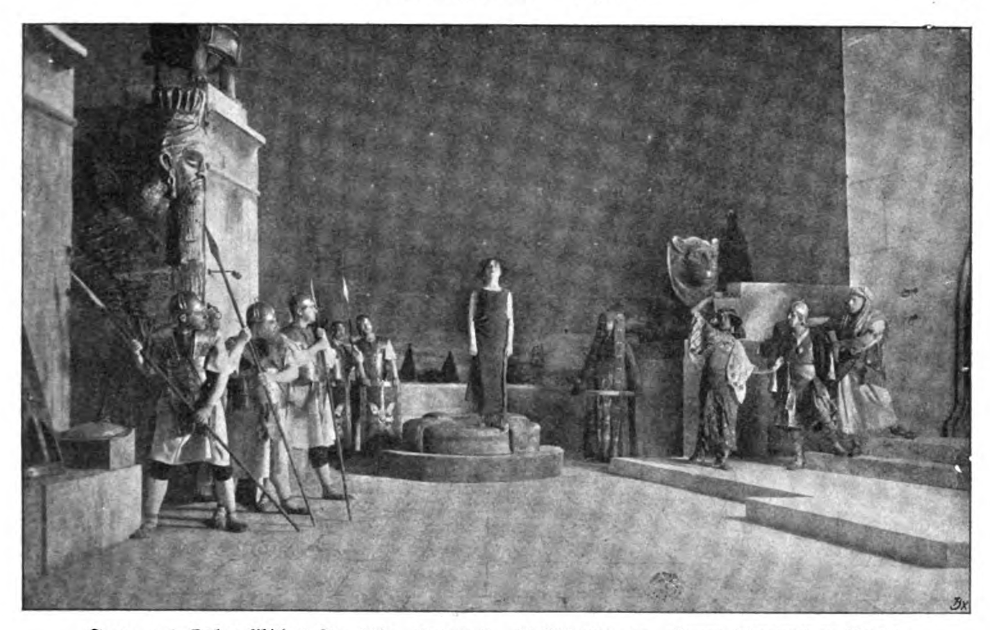
Wie wenig die Franzosen sich durch Ehrlichkeitsfanatiker wie Becque in ihrer robusten Theatralik haben beirren lassen, kann man an Oktave Mirbeaus Komödie „Geschäft ist Geschäft“ ermessen. Da kehren ganz munter und getrost die alten Gespenster der Kulissen: die ungefüge, lehrbuchartige Charakteristik, die sorglose Romantechnik, die grobdrähtige Intrige als Revenants wieder, nur in etwas anderer, moderner Verkleidung. So kann es eine ganze Weile geschehen, daß wir sein Bild des skrupellosen, über fremdes und eigenes Familienglück unbarmherzig dahinstürmenden „Napoleons der Geschäfte“, dieser Bestie der Großspekulation, für eine künstlerisch vornehme Charakterstudie halten, bis wir uns

als die Gefoppten erkennen und verstehen, daß das alles nur um der einen großen wirkungssicheren Explosionsszene wegen da ist. Alles andere legt nur die Minen dafür. Man stelle sich vor: dem Millionär ist soeben seine einzige Tochter, aus Ekel vor den schmutzigen Geschäften des Vaters, auf- und davongegangen; der Sohn, ein blasierter Tunichtgut, das einzige aber, daran der eitle Erzeuger mit Affenliebe hängt, wird ihm nach einem Automobilunfall als Leiche ins Haus gebracht; zwei Gauner, mit denen er verhandelt, wollen aus dem Schmerz und der vermeintlichen Verwirrung des Vaters Kapital schlagen und schieben ihm einen geschickt gefälschten Vertrag zur Unterschrift hin — was tut dieser „brasseur d'affaires"? Unterzeichnet er gedankenlos, zerreißt er den Vertrag, wirft er die Betrüger zur Tür hinaus? Im Gegenteil! Sein Schmerz beirrt ihn nicht, seine Tränen machen ihn nicht blind. Ein Blick, und er ist Herr der Lage. Er drückt den Gaunern die Feder in die Hand und diktiert einen Zusatzparagraphen, der das Debet in ein Kredit verwandelt. Ruhig, klar, überlegen, eisern, unwiderstehlich. „Les affaires sont les affaires". Dann erst wankt er zu der Leiche versteht, muß diese wuchtige Szene zu einem unentrinnbaren Effekt werden. Vergessen sind die nach oberflächlichster Romanschablone gearbeiteten Figuranten der hochherzigen Tochter, der gedrückten Frau, des nichtsnutzigen Sohnes, des feudalen Aristokraten aus der alten Zeit; der Franzose erscheint als großer Kenner und Künstler. Und wir gehen aus dem Theater, noch ganz erschüttert und zerschlagen von der bis zur Grausamkeit naturalistischen Schauspielkunst eines Albert Bassermann, der in einem Augenblick weinen kann, daß ihm die Tränen über die Wangen laufen, und im nächsten wie ein Imperator in niederschmetternder Größe auf dem Schlachtfelde steht. Dann aber kommt das kritische Nachdenken, und alsbald zerflattert das Trugbild in leere Schemen. Einem Prestidigitateur haben wir zugesehen, einem Maschinenmeister, der mit einem Blech Donner, mit Kolophonium Blitze erzeugt. Wir erkennen die Menschen als Puppen, ihre Reden — auch die inhaltreichste, in der sich der Vertreter des modernen Materialismus und Mammonismus mit dem Repräsentanten des ancien régime, des adligen Feudalismus der alten Zeit, auseinandersetzt — als ein wirres Gemengsel von Pathetik und Sentimentalität.



Inszenierung zu Oskar Wildes „Salome", von Louis Corinth und Max Kruse für das „Neue Theater" zu Berlin geschaffen.

seines Sohnes. Furchtbarste Verzweiflung und eisigste Geschäftssicherheit, so eng nebeneinander gedrängt — unter den Händen eines Schauspielers, der auf seinem Instrument zu spielen In Wien, wo die Titelrolle einen weniger starken Schauspieler fand als am Berliner „Deutschen Theater", blieb der Erfolg denn auch vollständig aus. Eine Charakterkomödie nach



Szene aus Oskar Wildes Tragödie „Salome". Aufführung am „Neuen Theater" zu Berlin.

Molièreschem Muster, auch wenn sie ein gut Teil künstlerischer wäre als die Mirbeaus, findet bei den nach schöner, gefühlvoller Sinnlichkeit durstenden Wienern auch heute noch recht wenig Gegenliebe. Und wenn sie nun vollends, wie hier, erleben müssen, daß ein freier Geist wie Mirbeau, den sie in Romanen und Novellen voller verhaltener Leidenschaftlichkeit und glänzender Beobachtungsgabe kennen gelernt haben, am Theater sich selbst vergröbert und erniedrigt, so verwandelt sich ihre enttäuschte Liebe wohl gar in Groll und Haß.

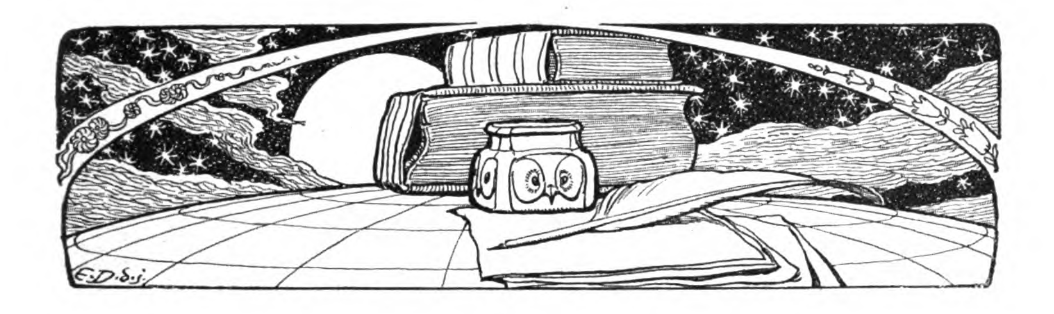
Auf daß auch das zweite fetischartig verehrte Th der französischen Dramatik nicht fehle, stellt sich Pierre Wolff mit seiner „Biscotte" ein. Herrscht bei Mirbeau die Theatralik, so herrscht bei ihm die These. Im Französischen führt das Stück, das der Verfasser oder der „freie" deutsche Bearbeiter Benno Jacobson anspruchsvollerweise eine „Komödie" nennt, den bezeichnenden Titel „Le cadre" („Der Rahmen"). Damit ist die These angedeutet: Eine Frau, auch die charmanteste, braucht die richtige Umgebung, um ihren Reiz zu behaupten. Spanne einen feinen, galanten Watteau in einen plumpen, breiten Holzrahmen, und er verliert seinen Duft; setze eine Frau, die eben, im geschmackvoll ausgestatteten Studio des Liebhabers, noch wie ein kostbarer Edelstein blitzte, in eine grobe, rohe Umgebung, in der sie mit den Wölfen heulen muß, und aller Charme ist dahin! Der Marquise de Seige, die ganz Paris ihrer quicken, pikanten Frische wegen Biscotte nennt, geht es so. Der hyperästhetische Liebhaber, bisher völlig vernarrt in sie, verläßt sie, als er sie zum erstenmale im „Salon" ihres Gatten mitten unter anrüchigen Damen und Herren zweideutige Brettilieder singen und den Cake-Walk tanzen sieht. Allerlei lustige Foppereien und Düpierungen ranken sich herum; wenn das flott und graziös gespielt wird, wie im „Trianontheater" zu Berlin, so mag es für ein paar müßige Abendstunden anmutig unterhalten. Man darf schon von einer Erlösung sprechen, wenn man in einem Pariser Schwank statt platter Witz- und Zotenreißerei einen leidlich geistreichen Dialog und eine hübsche Idee antrifft und statt des widerlichen Cocotten-Parfüms in einer Szene etwas von jenem feinen geistigen Dufte verspürt, den Donnay oder Porto-Riche ihren Mondänen zu geben verstehen.

Völlig in das Milchbad der frommen Denkungsart taucht derselbe Pierre Wolff mit seinem Lustspiel „Das große Geheimnis", das dem Berliner „Residenztheater" die oft entweihte Schwelle reinigt und, wie in Frankreich, so von hier aus zweifellos seinen Siegeslauf auch durch das ganze gerührte Deutschland nehmen wird. Der Sohn hat eine Geliebte aus den Arbeiterkreisen. Hat sie — das ist das Ungewöhnliche bei dieser Pariser „Geschichte im Hemdchen" — schon fünf Jahre lang. Die Eltern sind empört. Aber heimlich — der Großpapa zwischen zwei und vier, die Großmama zwischen vier und fünf Uhr — schleichen sie zu dem Nest des kleinen illegitimen Enkels in der Vorstadt und freuen sich an seinen drolligen Naivitäten. Das ist das „große Geheimnis", das sie voreinander haben. Eines Tages weiß ein gefälliger confident es dann doch so einzurichten, daß sie sich in ihrer großelterlichen Liebe voreinander demaskieren. Tränen, Rührung, Verzeihung, elterlicher Segen: „Es müßte eigentlich jeder seine Geliebte heiraten." Man möchte das Dingelchen birchpfeifferisch-sentimental nennen, wenn der Franzose nicht seine flimmernde Grazie darüber gebreitet hätte und eine leise weltmän-

nische Ironie aufblitzen ließe, sobald die Geschichte allzu hausbacken trivial werden will ... Tout s'arrange. Einst hatte Frankreich die comédie rosse, die „Schindmähren-Komödie“ des unerbittlichsten Naturalismus, jetzt hat es die comédie rose, die Rosen- und Vergißmeinnicht-Komödie, wo alles in Lieb' und Wonne schwimmt. Auch uns Deutsche läßt man von dem neuen Segen kosten. Warum auch nicht? Einen Humoristen wie Richard Alexander nach all den Schwerenöterrollen einmal als zärtlichen Großpapa zu sehen, ist zudem auch ein Gewinn, der nicht verachtet werden darf. —

Ausnahmsweise muß hier, wo für gewöhnlich nur von der dramatischen Produktion gesprochen wird, mit ein paar Worten von einem Beispiel dekorativer Bühnenkunst die Rede sein, weil es eine ebenso kühne wie vielversprechende Neuerung bedeutet. Als das Berliner „Neue Theater“ zu Anfang dieser Spielzeit sein Programm verkündete, verhieß es u. a. auch den Versuch, Richard Wagners Kunstideal nahezukommen und in dem begrenzten Rahmen der Schaubühne eine Vereinigung aller Künste anzustreben. „Malerei und Bildhauerkunst sollen alle groben Kulisseneffekte verdrängen und das äußere künstlerische Bild gestalten, während die Musik das Wort erhalten soll, wo der Stimmungsgehalt der Dichtung es fordert.“ Von den ersten Früchten dieses Strebens nach dem Wagnerischen „Gesamtkunstwerk“ war schon im vergangenen Jahre bei der Aufführung des Maeterlinckschen Märchendramas „Pelleas und Melisande“ hier zu berichten. Jetzt, in der ersten öffentlichen Vorstellung von Oskar Wildes „Salome“, diesem bis zur raffinierten Klügelei stilisierten tragischen Bilde aus einer wilden exotischen Zeit, ward ein weiterer Schritt auf dem Wege getan. Mit Hilfe des Bildhauers Max Kruse und des Malers Louis Corinth ist hier aus dem einheitlichen Schauplatz: Terrasse vor dem Palast des Herodes, eine eigene Dichtung von bestrickender und doch unaufdringlicher Schönheit geschaffen worden, aber nur, um dieses Kunstwerk alsdann wieder so eng und innig mit dem des Dichters zu vermählen, daß beides zu einer vollen, reinen Sinfonie zusammenklingt. Ich brauche das Bühnenbild nicht näher zu beschreiben, da unsere Illustrationen, die sowohl die leere Szene wie die Wirkung der Personen auf dem dekorativen Hintergrunde zeigen, in anschaulichster Weise den Eindruck vermitteln. Anders als das hauptsächlich auf historische Echtheit bedachte Meiningertum holt sich diese impressionistische Szenenkunst aus der Dichtung selber ihre Eingebungen: so verschwinden die Kulissen und Soffitten, so erlischt das Rampenlicht, und dank einer perspektivisch zum Zenit strebenden Steinenanordnung wird die Vorstellung erweckt, als wölbe sich das Firmament wirklich wie die Himmelskuppel über den Schauplatz, der nun allein vom Monde, den rötlichen Fackeln oder dem rechts aus dem funkelnden Tore strömenden Festesglanz erhellt wird. Man soll solche virtuosen Neuerungen der äußeren Bühnenkunst nicht geringschätzen. Zumal bei suggestiven Stimmungsdichtungen, wie diese „Salome“ eine ist, deren Schöpfer das Wort gesprochen: „In der Kunst ist der Körper die Seele, die Form ist alles“, werden sie der künstlerischen Illusion wertvolle Hilfen leisten. Wer in diesem Rahmen einmal die nicht genug zu preisende Kunst Gertrud Eysoldts, vor allem in der berückenden Tanzszene, bewundert hat, wer die abgezehrte Prophetengestalt des Johannes im härenen Gewande aus der unterirdischen Tiefe der Zisterne emporbräuen, wer auf diesem Hintergrunde die raunenden Gruppen der jüdischen Schriftgelehrten und Zeloten wie die lachende Siegerfrechheit der jungen Römer sich bewegen und das fahle Mondlicht im breiten Schwerte des starr schweigenden Henkers sich spiegeln sah — der wird die kostbare Fassung nicht mehr entbehren wollen. Nur darüber sollten wir wachen, daß aus dem Rahmen kein selbstherrliches Schmuckstück, daß aus dem guten Diener kein schlechter Herr werde.





Literarische Rundschau

Wie in den Vorjahren, so betonen wir auch zu Anfang dieser, insbesondere weihnachtlichen Büchern und Kunstblättern gewidmeten Rundschau, daß sie wesentlich praktischen Zwecken dient. Sie will nicht kritisieren, auch nicht einmal besprechen — dazu würde bei den meisten, oft noch von der Druckerschwärze feuchten Büchern nicht einmal die Zeit, geschweige denn der Raum ausreichen —, sondern nur referieren, berichten über das, was da ist, und mit Hilfe einer längeren Erfahrung Rat erteilen, wie man aus dem Wust das Bessere und Beste herausfindet. Daraus ergibt sich von selbst, daß, wenn möglichst allen Bücherliebhabern, gelehrten wie ungelehrten, ästhetischen wie praktischen, etwas geboten werden soll, ab und an auf Erscheinungen früherer Jahre zurückgegriffen werden muß. Eine bloße Erwähnung wird hier manchmal als eine Empfehlung gelten müssen, wie denn diese zum Lakonismus verurteilte „Literarische Rundschau" überhaupt alles das, was nur in einer eingehenderen Besprechung gesagt werden kann, einer ruhigeren Zeit des Jahres überlassen muß.

Wir beginnen unsere Wanderung bei der deutschen Nationalliteratur und verweilen zunächst einen Augenblick bei den neuen Klassikerausgaben, die uns der deutsche Buchhandel beschert hat. An ihrer Spitze verdient Herder zu stehen, der kühne Pfadfinder und allseitig belebende Anreger. Dies Jahr, wo wir in dankbarer Pietät die hundertste Wiederkehr seines Todestages feiern, werden wir besondere Veranlassung haben, seiner zu gedenken und uns in seinen Werken heimisch zu machen. Von **Herders Werken** ist im Bibliographischen Institut zu Leipzig und Wien eine fünfbändige Auswahl erschienen, die für das deutsche Haus die wärmste Empfehlung verdient (geb. in fünf Leinenbänden 10 Mk.). Professor Dr. Theodor Matthias, der sein künstlerisches Verständnis gerade für spezifisch national fühlende und schaffende Künstler vielfach schon betätigt, hat sie herausgegeben. Sie ist nicht nur mit sorgfältiger Textkritik durchgesehen, sondern auch durch Anmerkungen erläutert. Mehr als alle vorausgegangenen Teilausgaben berücksichtigt diese den Kritiker Herder. Auf seine wenig bedeutenden eigenen Dichtungen wird hier fast ganz verzichtet, dafür aber ist er auch mit theologischen Schriften ebenso als der warmherzige religiöse Erwecker wie als der geistvolle Bibelkundige und als der gedankentiefe Christenlehrer zu Gehör gebracht. Der beides in Wechselwirkung zeigende Abriß seines Lebens und Schaffens, der die Ausgabe einleitet, und die sämtlichen Einführungen in die Einzelschriften möchten die Anschauungen wieder gegenwärtig machen, aus denen diese Schriften einst entstanden, und zugleich etwas von der Begeisterung wiedererwecken, mit der Herder selbst in alle geistigen Kämpfe und Bewegungen seiner Zeit fördernd und führend eingriff. Herders Bildnis nach dem besten zeitgenössischen Porträt, das es von ihm gibt (von Bury), und eine Anzahl von Faksimilia nach Manuskript- und Briefstellen sind beigefügt.

Die Goethebücher des Jahres, darunter auch die neuen Ausgaben seiner Werke, sind erst letzthin hier ausführlich gewürdigt worden (Septemberh. 1903). Uns bleiben nur ein paar kurze Nachträge. Die große Cottasche Jubiläumsausgabe (in 40 Bänden) von **Goethes Sämtlichen Werken,** die gediegenste und zuverlässigste, die wir — die Weimarer kostspielige Sophienausgabe ausgenommen — heute haben, ist inzwischen um einige Bände weiter vorgerückt. Der achte Band bringt die Singspiele mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower, der vierundzwanzigste den dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit" mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. (Der Preis für den Band beträgt geh. Mk. 1.20, in Leinen geb. 2 Mk., in Halbfrz. geb. 3 Mk.) Die Jubiläumsausgabe bietet bekanntlich nur diejenigen Schriften des Dichters und Denkers Goethe, in denen dieser selbst die Summe seiner Lebensarbeit sah, und die er daher als seine „Werke" letztwillig herausgab. Von dem der Masse nach sehr beträchtlichen Material, das aus dem Nachlaß Goethes, sowie durch sonstige Funde hinzuge-

wachsen und in der monumentalen Weimarischen Ausgabe mit den „Werken" vereinigt ist, bringt sie nur das in künstlerischer und wissenschaftlicher Bedeutung wirklich Bedeutende. Diese Gesichtspunkte werden sie für das gebildete deutsche Haus besonders geeignet erscheinen lassen.

Wer sich mit einer **Auswahl aus Goethes Werken** begnügen will, dem bietet sich die vom Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien) neu erscheinende dar. Ihr Herausgeber ist Professor Dr. Karl Heinemann, derselbe, dem wir die vortreffliche populäre Goethebiographie verdanken; ihm zur Seite stehen eine ganze Anzahl erprobter Fachmänner und Spezialforscher. Die Ausgabe, von der bisher zehn Bände (in Leinen geb. je 2 Mk.) erschienen sind, wird im ganzen dreißig Bände umfassen. Auch hier findet sich vor jedem Bande eine sachkundige, die literarhistorischen Voraussetzungen, die biographischen Daten und die nötigen kritischen Maßstäbe an die Hand gebende Einleitung. Die Ausstattung (blauer Ganzleinenband) vereinigt einen durch die moderne Buchkunst geläuterten Geschmack mit einfacher, kräftiger Gediegenheit.

Gedanken aus Goethes Werken hat der kunstsinnige ehemalige Münchener Musikdirigent Hermann Levi gesammelt, dem wir auch aus Goethes Märchen und Prosaerzählungen schon eine hübsche Auswahl verdanken. Aus einem Abreißkalender, den Levi für das Haus Wahnfried mit Goethischen Sentenzen füllte, ist diese Arbeit, seine letzte, entstanden. Man suche hier nicht die landläufigen „geflügelten Worte", die Zitate aus Faust, Iphigenie, Tasso, Egmont usw. Gerade um weniger Bekanntes, Verborgeneres und Intimeres war es dem Sammler zu tun; so haben namentlich die Prosawerke, aber auch die Briefe und Gespräche (besonders die mit dem Kanzler von Müller) reichlichen Stoff geliefert. Die Auswahl ist gewiß zunächst und vor allem individuell-charakteristisch für die hohe Kultur und den feinen Geschmack des Sammlers selbst, aber auch anderen, gleichgestimmten Seelen wird sie, abseits von der Heerstraße wandelnd, die die große Masse geht, manche Schönheiten aufdecken, die ihnen bisher entgangen sind. Der zarte Band, in Elzevirformat, ist ein kleines Juwel der Buchkunst und darf somit für Geschenkzwecke noch besonders empfohlen werden (Verlag von F. Bruckmann, München; Preis Mk. 3.50).

Auch von **Goethes Briefen** haben wir neuerdings zwei gute Ausgaben erhalten. Die von Eduard von der Hellen herausgegebene, bei J. G. Cotta erscheinende (jeder Band geb. 1 Mk.) reicht mit ihrem dritten Bande bis in den Oktober 1797. Ihn beherrscht Christiane von Vulpius, bei der Goethe nach seiner Heimkehr aus Italien zum Ersatz für die mancherlei Enttäuschungen, die seiner in Weimar bei den alten Freunden warteten, ein neues Glück fand, und dann das langsam, aber erfreulich emporkeimende Freundschaftsverhältnis zu Schiller. Wir begleiten den Dichter nach Venedig und Schlesien, in die Campagne nach Frankreich und vor das belagerte Mainz, wieder zurück nach Weimar und abermals in die Fremde, durch die Schweiz und Süddeutschland. Ausgiebige Anmerkungen des Herausgebers räumen dem Leser auch hier alle Schwierigkeiten des Verständnisses aus dem Wege. — Um fünf Jahre zurück führt uns der dritte Band der von Philipp Stein herausgegebenen **Goethe-Briefe** (Berlin, Otto Elsner; mit Goethes Bildnis aus dem Jahre 1786 nach dem Gemälde von J. W. Tischbein; Preis eleg. broschiert 3 Mk., geb. 4 Mk.). Hier fühlen wir uns mit dem Briefschreiber ganz im Banne Italiens. Der Mensch in Goethe wird frei, der Künstler bewußter: die „Iphigenie" wird ihrer künstlerischen Vollendung entgegengeführt, für den „Wilhelm Meister" wird geerntet, an „Faust" gedacht, „Tasso" vollendet. Oper, Naturwissenschaften, Dramaturgie — der Genius entfaltet seine ganze allgeschäftige Vielseitigkeit. Auch hier tritt dann der in Goethes Brust ausgefochtene Kampf zwischen Charlotte und Christiane beherrschend hervor. Christianes Name eröffnet weiter auch noch den vierten Band, während an seinem Schlusse schon der Freundschaftsbund mit Schiller sich ankündigt, der eine so früchtereiche neue Periode in Goethes Leben und Schaffen heraufführen sollte. Das alles wird, wo Auslassungen und Kürzungen im Interesse der Übersichtlichkeit geboten waren, durch klare, sichere Verbindungsbrücken des Herausgebers zusammengehalten. Gute Register erleichtern den Gebrauch.

Ein Dichter wie Goethe wird am Ende immer sich selber der beste Erläuterer bleiben. Dr. Hans Gerhard Gräf hat, wie die Leser aus früheren Besprechungen wissen, die dankenswerte Aufgabe übernommen, eine Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke herzustellen, also **Goethe über seine Dichtungen** sprechen zu lassen. Der dritte Band dieser Sammlung wendet sich — die epischen sind in den beiden ersten Bänden behandelt — den dramatischen Werken zu (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt [Rütten u. Loening]; geb. 7 Mk.) und begleitet in alphabetischer Reihenfolge die Dramen „Amire" bis „Fastnachtspiel vom Pater Brey" mit Goethes eigenen Aufzeichnungen und Erläuterungen. Den Mitgliedern der Goethegesellschaft wird der Band zu einem Vorzugspreise (6 Mk.) geliefert. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, welchen geistigen Reiz es hat, einen Goethe in der Werkstatt zu beobachten, ihm bei der Arbeit zuzusehen, an seinem Ringen sich zu stärken, an seinen Erfolgen zu lernen. — Dem Gräfschen Werke an die Seite stellt sich das jetzt in dritter Auflage hübsch ausgestattete Buch von Geheimrat D. Dr. Theodor Vogel: **Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen** (Leipzig, B. G. Teubner; geh. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.40). Neuerdings nachgeprüft und ergänzt, aber vollständig auch jetzt noch nicht, bietet es in sachlich und zeitlich geordneter Zusammenstellung Aussprüche des Dichters über religiöse Fragen, wie er sie in den verschiedenen Perioden seines Lebens,

in gehobenen wie in gedrückten Stimmungen, in feierlichen Kunstformen wie in der zwanglosen Sprache des Alltags getan hat. Über Gott und Welt, über Kämpfen und Wirken des Menschen, über Christus und Christentum, über Offenbarung und Kirchengeschichte findet man in dem Buche Worte von bleibender Bedeutung. Leider wirkt der Buchschmuck von Erich Kuithan manchmal etwas gar zu aufdringlich, weil er allzuviel „sagen" will.

Eine neue Ausgabe von **Wilhelm Heinses Sämtlichen Werken**, die heute wieder leidenschaftlich entzückte Liebhaber finden, gibt der Inselverlag in Leipzig heraus (vollständig in zehn Bänden zu je 6 Mk., geb. in Halbleder 8 Mk., in Ganzleder 9 Mk.; im Subskriptionspreis billiger). Die neue Ausgabe, von Dr. Karl Schüddekopf in Weimar redigiert, ist äußerst vornehm ausgestattet und mit kritischer Korrektheit hergestellt. Erschienen sind bisher Band 2, 4, 5 und 6, die vornehmlich die beiden wichtigen Romane „Ardinghello" und „Hildegard von Hohenthal" enthalten. In einer Zeit, in der Dichter wie d'Annunzio und Pierre Louys so viel Liebe und Bewunderung finden, darf gerade für diese beiden Werke ein erneutes Interesse angenommen werden. Allen literarischen Feinschmeckern, Kunstliebhabern und Literaturpsychologen wird die neue Heinse-Ausgabe, die die Laubes weit in den Schatten stellt, daher sehr willkommen sein.

Wie für Heinses Renaissanceroman, so scheint jetzt auch für die deutsche Romantik eine lebhaftere Teilnahme zu herrschen. Alle ihre Freunde wird jedenfalls die kostbare Ausgabe von **Eichendorffs Gedichte** entzücken, die sich in den bei S. Fischer (Berlin SW.) erscheinenden „Pantheon-Ausgaben" findet (in rotes Juchtenleder geb. Preis Mk. 2.50). Emil Strauß, der Verfasser von „Freund Hein", hat die Auswahl getroffen und die Textrevision besorgt, ein junger in der Romantik wohlbewanderter Literarhistoriker die Einleitung dazu geschrieben. Mit feinem Geschmack in Antiqua auf Büttenpapier gedruckt (von Drugulin), in zierlichem, doch keineswegs puppenhaftem Format, ist hier nach dem Vorbild der englischen Temple-Ausgaben ein Muster an Eleganz und Gediegenheit geliefert.

Seit das Privileg für Grillparzer erloschen ist, haben wir eine ganze Anzahl billiger Ausgaben von **Grillparzers Sämtlichen Werken** (mit den wichtigen Tagebüchern). Besonders sei auf die kürzlich in den sogenannten „Leipziger Klassiker-Ausgaben" (Leipzig, Max Hesses Verlag) erschienene hingewiesen. Sie liegt schon jetzt vollständig in sechzehn Bänden (geb. in vier Bänden Preis 6 Mk.) vor und empfiehlt sich namentlich durch die gediegenen Einleitungen, die ihr Herausgeber, Professor Moritz Necker, jedem einzelnen Band mit auf den Weg gegeben hat. Auch für die erläuternden Anmerkungen, Bildnisse, Schriftproben und Register wird der Benutzer dankbar sein.

Theodor Körners Sämtliche Werke sind in demselben Verlage und in derselben Ausstattung in neuer vervollständigter und kritisch durchgesehener Ausgabe erschienen (geb. Mk. 1.60). Körners Biograph Eugen Wildenow hat ihr eine biographisch-kritische Einleitung vorangestellt, die auf den neuesten Forschungen fußt und ein sehr lebendiges Bild des Dichters entwirft. Im Anhang finden sich auch die sonst gewöhnlich übergangenen dramatischen Fragmente und Entwürfe.

Grabbes Sämtliche Werke sollte man jetzt nur in der vierbändigen Auswahl erwerben, die Eduard Grisebach mit textkritischen Anhängen und einer Biographie des Dichters herausgegeben hat (Gesamtpreis 12 Mk., Einzelpreis für den Band 4 Mk.). Sie läßt die älteren von Gottschall und Blumenthal als unzuverlässig und antiquirt erscheinen; zudem ist sie vom Verlage (B. Behr, Berlin) in gediegenster Weise ausgestattet worden.

Die in demselben Verlage erschienene Ausgabe von **Hebbels Sämtlichen Werken** ist mittlerweile gleichfalls zum Abschluß gekommen. Durch ihre sorgfältige Textbehandlung, durch die prächtigen Einleitungen ihres Herausgebers Richard Maria Werner läuft sie allen früheren und gleichzeitigen den Rang ab. Von ihren zwölf Bänden sind fünf den Dramen und dramatischen Entwürfen, zwei den Gedichten, je ein Band den Erzählungen und historischen Schriften und zwei den kritischen Arbeiten gewidmet (jeder Band Mk. 2.50). — Als notwendige Ergänzung dazu begrüßen wir die neue, den Werken auf dem Fuße folgende Ausgabe von **Hebbels Tagebüchern**, die für die Kenntnis des Charakters Hebbel und für das tiefere, intimere Verständnis seines dichterischen Schaffens nicht entbehrt werden können (bisher drei Bände, je 3 Mk. geh., 4 Mk. geb., für Abnehmer der „Sämtl. Werke" billiger).

Etwas Auserlesenes beschert den Freunden des tiefsinnigen Grüblers und Denkers Otto Ludwig der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig: ein schmales, geistig aber um so gehaltvolleres Büchlein voller **Gedanken Otto Ludwigs**, aus seinem Nachlaß ausgewählt und herausgegeben von Cordelia Ludwig (geb. Mk. 2.50). Nachdenklichere Gemüter finden hier feingeschliffene Aussprüche über Leben und Kunst, Dichtung und Politik, die ihnen Anregung in Hülle und Fülle darbieten werden.

Aus der neueren Lyrik müssen wir uns begnügen, vorerst eine knappe Auslese zu halten. Wir kehren zunächst bei der älteren Generation ein und stellen an die Spitze die **Gedichte von Hermann von Gilm** (Innsbruck, A. Edlingers Verlag; Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Die Zeit hat mittlerweile erwiesen, daß Gilms Gedichte von starker Lebenskraft erfüllt sind und noch heute ursprünglich und jugendfrisch wirken. Seine politischen Lieder und Kampfgedichte sind voll edler Begeisterung für unvergängliche Ideale, in strenge künstlerische Form gezwungen; sein Liebeslied entzückt durch Anmut und Innigkeit; Gedankenreichtum und Sprachschönheit schmücken seine Verse, und in Lieb und Haß spiegelt sich reizvoll die Natur des herrlichen Tiroler Landes wider. Die vorliegende Ausgabe, auf starkem

Papier zweifarbig gedruckt, bringt eine gute Auswahl der Gilmschen Dichtungen, mit Buchschmuck von Max Bernuth und einer Biographie des Dichters von Hugo Greinz.

Auch Paul Heyse stellt sich mit einer neuen lyrischen Gabe ein. Sein **Wintertagebuch** bringt die Lieder und Strophen, die dem greisen Dichter und Denker mit dem immer noch so jungen, sonnigen Herzen sein Aufenthalt in Gardone am Gardasee im vergangenen Winter beschert hat. Hier finden sich Herzensbekenntnisse, Naturbilder und vor allem zu anmutiger Poesie verklärte, nur scheinbar kleinliche Erlebnisse des Tages: eine Begegnung, eine wiedererweckte Erinnerung aus der Jugendzeit, das Porträt eines Freundes u. a. Alle diese Strophen und Verse ziert das, was Heyse auch im Alter treu geblieben: die Grazie, die Eleganz der Rundung, die feine Kultur der Form (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.20).



Paul Heyses Villa in Gardone.
Vom Einband des „Wintertagebuch (Gardone 1901—1902) von Paul Heyse". (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.)

Von **Martin Greifs Gedichten** kann C. F. Amelangs Verlag in Leipzig in vornehmer moderner Ausstattung die siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe vorlegen (geb. in Ganzleinen, mit einem Porträt in Heliogravüre nach Hans Thoma; Preis 5 Mk.). Das Ahnungsvolle und bei aller Knappheit Stimmungsvolle hat dem schwäbischen Dichter eine treue Gemeinde von Freunden und Bewunderern geschaffen. Fast immer geht Greifs Lyrik von der Natur aus, oder sie kehrt zu ihr zurück; sie hat ihm sein reinstes und bestes Schaffen befruchtet. Solche Gedichte, hat man mit Recht gesagt, lassen sich nicht im Sturm erobern; sie verlangen vielmehr mit ihrer konzentrierten Prägnanz das regste Mitarbeiten unserer unzerstreuten Sinne. Wer für das Einfache, Wahre und Kerngesunde sich Geschmack bewahrt hat, dem wird dieser Band Greifscher Lyrik gewiß eine Freude machen. — Einer Gesamtausgabe von **Heinrich Seidels Gedichten** (Stuttgart, J. G. Cotta; Preis 3 Mk.) wird das deutsche Haus an seinem Herde eine warme Stätte gönnen. Seidel ist auch in seiner Lyrik ein Poet des stillen, friedlichen Glückes, das fern vom Lärm der Welt seine Hütten baut; die Idyllik der Berliner Vororte, dieser „Inseln der Seligen" im brandenden Ozean der Großstadt, ist seine Domäne: einen „Theodor Storm der Berliner Vororte" hat man ihn darum wohl genannt. Daß er zudem einer der wenigen unter den lebenden Lyrikern ist, der über sonnigen Humor verfügt, wird ihm den Weg in die Herzen nicht erschweren. — Behender und ein gut Stück burschikoser ist Johannes Trojans Humor, dem wir eine Sammlung **Neuer Scherzgedichte** verdanken (ebenda; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50). Es sind meistens leichtbeschwingte Gelegenheitsgedichte, wie ein frisch und fröhlich mit dem Tage lebender Poet sie aus dem Ärmel schüttelt: ohne große Tiefe, aber in ihrem Witz nie verletzend und in ihrer Sinnigkeit nie trivial. Trojan ist noch immer einer der glücklichsten Schüler Scheffels, deren wir uns erfreuen. Realistisch-humoristische Bilder aus der Börse, den Naturwissenschaften, der Technologie bestätigen seine alte Geschicklichkeit in der Parodie, der doch immer die warme Liebe für alles Tüchtige und Ehrliche die Feder führt. — Weitaus das Urwüchsigste, Frischeste und Deutscheste, was uns dieser Herbst an neuen lyrischen Gaben bringt, ist Detlev von Liliencrons **Bunte Beute**, ein Gedichtband, der trotz mancher Schrullen und Geschmacksentgleisungen den Dichter in seiner alten Naturfrische und Ursprünglichkeit zeigt (Berlin, Schuster u. Löffler; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Es sind Balladen darin, wie sie in Deutschland, seit Fontane tot, keiner außer Liliencron schreibt. Nur mit Bürger, Goethe und etwa der Droste-Hülshoff darf man Liliencron darin vergleichen. Aber auch einfache und innige Liebeslieder und stimmungstiefe Naturbilder finden sich in der Sammlung. An ihr sollte niemand vorübergehen, den es nach kräftiger, männlicher Kost in der Lyrik gelüstet.

Mit Liliencrons verwegener Keckheit und Frische verträgt sich für den, der tiefer blickt, sehr wohl die geistigere Innerlichkeit, die in Fritz Lienhards **Gedichten** lebt. Lienhard ist als einer der Hauptvertreter der neuen Heimatkunst, die seine wesentlich ethische Bedeutung jedoch keineswegs erschöpft, zu bekannt, als das man ihn weiter zu charakterisieren brauchte. Die neue Gesamtausgabe seiner Gedichte (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; geh. 3 Mk.) wird namentlich überall da freundliche Aufnahme finden, wo man vaterländischen Sinn und ein gemütvolles Innenleben pflegt.

Eine Auswahl aus Gustav Faltes **Gedichten** findet man in dem schon früher hier angezeigten

und warm empfohlenen Büchlein von Dr. M. Spanier: **Gustav Falke als Lyriker**, das auch eine Charakteristik und ein Lebensbild des Dichters enthält (Hamburg, Alfr. Janssen; geb. 1 Mk.). Die Auswahl selbst ist etwas zu zart ausgefallen.

Von lyrischen Anthologien verlangt der wählerischer gewordene Geschmack heute einen besonderen Charakter oder wenigstens eine feste Silhouette, wenn sie ihre Daseinsberechtigung erweisen wollen. So hat Arno Holz **Aus Urgroßmutters Garten** einen Rokoko-Frühlingsstrauß duftiger lyrischer Blüten gebunden, in dem wir namentlich die Anakreontik und die Goethische Jugendzeit (Gleim, Weiße, Uz, Jacobi, Gotter, Hagedorn, Bürger, Matthisson, Günther, Goethe selbst u. a.) vertreten finden. Es liegt ein eigener Reiz in dieser Sammlung, zumal da der Verlag (Dresden, Carl Reißner) dem Bande eine ganz aparte, im Rokokogeschmack der Zeit gehaltene Ausstattung gegeben und die Blätter mit echten Vignetten aus dem achtzehnten Jahrhundert verziert hat. — Ein **Hausbuch deutscher Lyrik**, wie es einst Storms Sammlung unseren Eltern war, ist der von Ferdinand Avenarius besorgte, vom „Kunstwart" herausgegebene stattliche Band, der jetzt schon in dritter, vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt (München, Georg D. W. Callwey; mit Zeichnungen von Fritz Richard Schmidt; geb. 3 Mk.). Nicht dem Lernen, dem Leben soll dies Buch dienen. Ein Begleiter soll es sein durch die große Welt draußen vom Erblühen bis zum Verschneien, aber auch durch die kleine Welt drinnen vom Reifen der Seele durch Liebesscherz und Liebesernst und Ehe, durch Freude und Trauer und Zweifel und Festigung bis zum Scheiden und bis zum Ausblick darüber hinaus auf das Bleibende. Kurz: zu Sammlung und Vertiefung, zu Stärkung und Trost soll die Sammlung den Lebenssegen unserer Lyrik mitgeben. Zu seiner Empfehlung braucht es nicht mehr als diese Zweckbestimmung und Charakteristik. — Eine Liederlese moderner Sehnsucht mit dem wenig glücklichen Titel: **Wir sind die Sehnsucht** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) verfolgt ähnliche Ziele. Sie ist gedacht als „ein neuer Aufblick nach den ewigen Sternen, als ein erhöhtes Händeausstrecken nach all dem unerreichbar Schönen, Wahren und Guten, als das heutige Heimweh nach Gott und ganz erlöster Ewigkeit". Grundsätzlich sind hier nur lebende Lyriker aufgenommen, aber auch Originalbeiträge sind nicht ausgeschlossen worden. Im ganzen stellt die von K. E. Knodt besorgte Sammlung sich als ein Vorläufer und Diener jener geistigeren, innerlicheren Kunstbewegung dar, die jetzt immer mehr an Boden gewinnt.

Bei der erzählenden Literatur müssen wir uns mit einer einfachen Aufzählung oder einer kurzen Andeutung des Inhalts der einzelnen Werke begnügen. Wir wählen deshalb zunächst nur solche Autoren aus, deren literarische und künstlerische Physiognomie allgemein bekannt ist, bei denen demnach meistens die bloße Nennung des Titels ihrer neuesten Produktion genügt, um Kenner und Liebhaber danach greifen zu lassen. Wir lassen dabei den Notabeln der deutschen Erzählungsliteratur billigerweise den Vortritt und schicken nur noch voraus, daß auch in diesem Jahre Willibald Alexis mit einer neuen wohlfeilen Ausgabe seines vaterländischen Romans **Der falsche Waldemar** (Leipzig, Philipp Reclam jun., Reclams Universal-Bibliothek Nr. 4448—4453) vertreten ist, und daß von Herman Grimms großem Roman **Unüberwindliche Mächte**, der auf die Schlachtfelder von 1866 führt und geistreiche Bilder aus dem Leben der Aristokratie wie der amerikanischen Neukultur (Emerson) entwirft, eine neue, die dritte Auflage erscheint (Stuttgart, J. G. Cotta; zwei Bände geh. 8 Mk.). Auch von Ernst Wichert kommt noch ein letzter Gruß mit einer Novellensammlung **Geschichten im Schnee** (Dresden, Carl Reißner). — Paul Heyses neues Novellenbuch führt als Eingangs- und Titelnovelle die zuerst in den „Monatsheften" veröffentlichten **Moralischen Unmöglichkeiten** und vereinigt damit drei kleinere Erzählungen aus jüngster Zeit (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 4.50). — Von Peter Rosegger empfangen wir eine Sammlung novellistischer Skizzen und zeitgemäßer Betrachtungen unter dem Titel **Das Sünderglöckel** (Leipzig, L. Staackmann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk., in Halbfrzbd. 6 Mk.): auf derbe Strafpredigten folgen heitere versöhnende Geschichten, die tapfere Abwehr von Torheiten und Sünden unserer Tage geht Hand in Hand mit einer sanft überzeugenden Erziehung zum Guten und Schönen. — Auch Adolf Wilbrandt ist mit einem neuen Romanbande: **Familie Roland** vertreten (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 3 Mk., in Lwd. geb. 4 Mk.), der den beliebten Erzähler in seiner alten, heiter dem Leben zugewandten Liebenswürdigkeit zeigt. — In das sechzehnte Jahrhundert führt Ludwig Ganghofer seine Leser in dem farben- und ereignisreichen Roman **Das neue Wesen**, den A. F. Seligmann mit seinem Künstlerstift illustriert hat (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. Mk. 5.40). — Aus einem deutschen Herrscherhause, aus demselben, aus dem Michael Georg Conrad seinen Roman „Majestät" kürzlich geschöpft hat, holt sich Richard Vossens unermüdete Phantasie den Stoff zu seinem Roman **Ein Königsdrama**, der nicht verfehlen wird, Aufsehen zu erregen (Stuttgart, J. Engelhorn; geb. Mk. 1.50).

Aus den fremden Literaturen kann hier zunächst nur das Wichtigste und Wertvollste hervorgehoben werden. Mit besonderer Empfehlung weisen wir auf **Sophokles' Ausgewählte Tragödien** hin, wie sie Adolf Wilbrandt, unter Entfernung des „störend Fremden", mit Rücksicht auf die Bühne übertragen hat (2. Aufl.; München, C. H. Beck). Die Auswahl enthält den „König Ödipus", „Ödipus auf Kolonos", „Antigone" und „Elektra". Seit Professor v. Wilamowitz-Moellendorf, der gelehrte Philolog, in seiner eigenen Übersetzerpraxis so glücklich für eine freiere Behandlung der griechischen Tragödien

eingetreten, ist auch das Vorurteil der gelehrten Welt gegen Wilbrandts Bearbeitungen geschwunden. Wir geben ihm heute aus vollem Herzen recht, wenn er gesteht, ihm komme es hauptsächlich darauf an, die alten Meister „wieder lebendig zu machen", d. h. nicht bloß für den modernen Leser, sondern vor allem für den modernen Zuschauer.

Eine Ausgabe der **Gesammelten Werke John Ruskins** (1819 bis 1900), des Dichters, Ästhetikers und Nationalökonomen, des großen Reformators, der die Umwälzung der künstlerischen und sozialen Kultur Englands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wesentlich mit bestimmt und herbeigeführt hat, ist seit einiger Zeit im Verlage von Eugen Diederichs (Leipzig) im Erscheinen begriffen. Band I enthält „Die sieben Leuchter der Baukunst", eine kritische Bauphilosophie, Ruskins architektonisches Glaubensbekenntnis; Band II („Sesam und Lilien") bringt Vorträge, in denen der Weg zur Vertiefung der Lebensziele und -freuden gewiesen wird; Band III („Der Kranz von Olivenzweigen") erörtert die Probleme der Wechselwirkung von Krieg und Frieden; in Band IV finden wir Ruskins Ansichten über die Beziehungen der Kunst zur Moral, zur Religion und zu den Lebensformen der Kulturvölker; Band V („Diesem Letzten!") birgt sein sozialpolitisches Programm; Band VI und VII („Präterita") füllt die Selbstbiographie; Band VIII bis X („Die Steine von Venedig"), Ruskins Hauptwerk auf architektonischem Gebiet, schreiten von der Kunstwirtschaft zu seinen Idealen in der Volkswirtschaft hinüber; die letzten Bände endlich behandeln „Moderne Maler", auch sie vom einzelnen immer in die Tiefe und Weite dringend. Von besonderer Bedeutung für die Erziehung zur Kunst, für das ästhetische Genießen der Landschaft ist der jüngst erschienene Band dieser Schlußserie: „Von der Schönheit der Berge" (geh. 10 Mk., geb. 11 Mk.). — Eine Einzelausgabe der **Präterita**, der Selbstbiographie Ruskins, übersetzt und herausgegeben von Th. Knorr, ist bei J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) in Straßburg erschienen. Die Übersetzung kürzt etwas, erhält aber vollkommen die naive Geradheit und die kindliche Unbefangenheit, mit der hier ein bedeutender Mensch die Geschichte seines Lebens erzählt (2 Bände; geb. je 4 Mk.).

Henrik Ibsens Sämtliche Werke liegen nunmehr in der historisch geordneten und kritisch durchgeführten Ausgabe von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther abgeschlossen vor (Berlin, S. Fischer; neun Bände). Der zuletzt erschienene erste Band enthält die Gedichte Ibsens in neuer Übertragung. Sie geben über die seelischen Grundstimmungen des Dichters, über seine Vorbilder, über seine sozialen Anschauungen, über seine politischen Empfindungen, über seine Werde- und Reisezeit willkommenen Aufschluß. Die Prosaschriften, die hier zum erstenmal in deutscher Sprache veröffentlicht werden, zeigen uns Ibsen als kecken kritischen Fechter. Er nimmt das Wort zu den schwebenden Theaterfragen seines Vaterlandes, die sich wesentlich um die Stiftung einer Nationalbühne drehten; er verteidigt seine eigene Theaterleitung und sein Repertoire; er sucht dem „norwegischen Drama" die Wege zu ebnen; er beleuchtet nach strengsten künstlerischen Forderungen wertvolle belletristische Erscheinungen der Zeit; er legt seine Ansichten von Schauspielkunst in den eingehendsten Analysen bestimmter Theateraufführungen nieder; er macht gegen den Vorwurf des Deutschenhasses Front und stellt sein Verhältnis zur Sozialdemokratie fest, ja er entpuppt sich unvermutet auch als anziehender Reise-, Natur- und Kulturschilderer. Von Ibsens Reden ließen sich nur zwölf entdecken, doch in dieser kleinen Zahl finden sich Stücke von der allergrößten Bedeutung: seine Bekenntnisse über Heimat, Kunst, Ideen der Zeit, Arbeiter- und Frauenfrage usw. In die Verdeutschung der Gedichte und des Dramas „Catilina" teilten sich Chr. Morgenstern, Ludwig Fulda u. a. Die von Paul Schlenther verfaßte Einleitung betont besonders stark das biographische Moment in den Gedichten. — Daneben sind, in den „Pantheon-Ausgaben" desselben Verlages, **Ibsens Gedichte** (in Leder geb. Mk. 2.50) auch einzeln zu haben. Übersetzung und Einleitung sind dieselben wie in der Gesamtausgabe.

Schwedische Lyrik, in Deutschland bisher so gut wie unbekannt, hat Hanns von Gumppenberg ausgewählt, verdeutscht und zu einem schmucken, gut ausgestatteten Bande zusammengestellt (München, Verlag von Dr. J. Marchlewski u. Co.; geb. 6 Mk.). Wir erkennen daraus, daß sich die neuere schwedische Lyrik auszeichnet durch schlichte Herzlichkeit, gesunde Unmittelbarkeit des Naturgefühls, durch Schönheit und Feinheit der Formen wie durch kräftige nationale Eigenart. Die Übertragungen geben die Originale in Rhythmus, Reimordnung und Strophenbau wie auch in der Bildersprache mit voller Treue wieder und wirken trotzdem fast wie selbständige deutsche Dichtungen.

Ein vorzügliches Geschenkwerk für den Literaturfreund und Patrioten, auch für jugendliche Leser sind **Fähnrich Stals Erzählungen** von dem finnischen Nationaldichter Joh. Ludw. Runeberg. In der neuen deutschen Übersetzung von F. Tilgmann (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; in Originaleinband 6 Mk.) wirken sie fast mit der vollen, ungebrochenen Kraft der edlen vaterländischen Begeisterung, von der das Original erfüllt ist. „Fähnrich Stal" behandelt die ruhmvollen Kämpfe, die Finnland in den Jahren 1808 und 1809 geführt hat. In der Zeit der neuen Bedrückungen und Verfolgungen, die das charaktervolle, strebsame Volk jetzt wieder durch die russische Politik zu erdulden hat, erscheint ein Neudruck besonders zeitgemäß.

Leo N. Tolstojs Gesammelte Werke, mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von Raph. Löwenfeld, bietet der Verlag von Eugen Diederichs (Leipzig). Serie I, nahe vor dem Abschluß, enthält die sozial-ethischen Schriften, Tolstojs „Beichte", seinen „Glauben", seine Aus-

führungen über die Frage: „Was sollen wir tun?“, Aufsätze über Moral und Religion usw., Serie II bringt die theologischen Schriften, Serie III die Dichtungen. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen. Dieser Gesamtausgabe liegen — was anderen gegenüber besonders betont zu werden verdient — die Originale Tolstojs zugrunde, so daß hier zum erstenmal vollständige und zuverlässige Texte geboten werden. Jedem einzelnen Werke geht eine Einleitung voraus, die in gedrängter Kürze das Notwendige über die Motive der Entstehung, die Zeit der Abfassung und den Zusammenhang mit dem Gesamtschaffen des Dichters und seinen persönlichen Schicksalen darlegt.

An allgemeinen deutschen Literaturgeschichten, wie das vergangene Jahr ihrer eine ganze Anzahl, wenigstens in neuen Ausgaben, brachte, sind heuer nur zwei zu verzeichnen. Da ist zunächst die **Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur** von Professor Dr. Anselm Salzer (vollständig in zwanzig Lieferungen zu je 1 Mk.; 4°; München, Allgemeine Verlagsgesellschaft), die, auf katholischer Grundlage fußend, ausschließlich für katholische Leser bestimmt ist. Was die Illustrierung betrifft, so waren wohl Königs oder Leixners bekannte, auf protestantischer Weltanschauung ruhende Werke vorbildlich; doch hat die Verlagshandlung, namentlich in der viel weiteren Ausdehnung des kulturgeschichtlichen Bildermaterials, auch eigene Wege eingeschlagen. Von einer großen Anzahl wertvoller literarischer Denkmäler gelangen hier überhaupt zum erstenmal Proben zur Veröffentlichung. Der Darstellung des Verfassers darf, nach den vorliegenden sechs Lieferungen zu urteilen, ruhige, von keiner Tendenz entstellte Gerechtigkeit in der Bewertung der dichterischen Erzeugnisse, sicheres ästhetisches Urteil und Vertrautheit mit den neuesten wissenschaftlichen Forschungen nachgerühmt werden. Die beiden Literaturgeschichten, die man bisher in katholischen Häusern hauptsächlich fand: Lindemann und Brugier, werden von der Salzerschen zweifellos tief in den Schatten gestellt werden. Sie ist die erste wirklich in modernem Sinne, leicht verständlich, lebendig und anregend geschriebene deutsch-nationale Literaturgeschichte, die bewußt die katholische Weltanschauung vertritt. — Gleichfalls noch im Erscheinen begriffen ist der die neuere und neueste Zeit behandelnde Schlußband der **Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte** von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler (Wien, Karl Fromme; vollständig in siebzehn Lieferungen zu je 1 Mk.). Angenehm berührt auch hier die gut deutsch-österreichische Gesinnung und das sichtliche Streben nach Objektivität den verschiedenen nationalen, konfessionellen und politischen Erscheinungen gegenüber.

Neben den allgemeinen Literaturgeschichten werden immer die Biographien und Einzelcharakteristiken ihren Reiz und ihre Bedeutung behalten. Hier ist an erster Stelle die dritte verbesserte Auflage von Karl Heinemanns **Goethe** zu nennen und zu rühmen (Leipzig, E. A. Seemann; geh. 10 Mk., geb. in Leinen 12 Mk., in Halbfrzbd. 14 Mk.). Die ausführlichen Besprechungen, die die beiden ersten Ausgaben in den „Monatsheften“ gefunden haben, werden noch in Erinnerung sein. Die neue Auflage hat an Bildermaterial (271 Abbildungen, 5 Kunstbeilagen, darunter 2 Farbendrucke: Goethes Porträt nach Rabe, Schillers Porträt nach Kügelgen) wie an Textergänzungen und -berichtigungen starke Bereicherung erfahren. Die äußerst umfangreiche Literatur der jüngst vergangenen Zeit, namentlich die des Jubeljahres 1899, zeigt sich sorgfältig berücksichtigt. So sind einige Partien, wie die über den „Faust“, über „Die natürliche Tochter“, über die Kaiserin Maria Ludovica, auf Grund neuer Quellen völlig umgestaltet worden. Das Buch wird sich in der verbesserten Fassung zu den alten Freunden sicher manche neue erwerben.

Die Wertschätzung Eduard Mörikes, vor einem Jahrzehnt noch auf eine verhältnismäßig kleine Gemeinde literarischer Feinschmecker beschränkt, ist allmählich zum Gemeingut der Gebildeten geworden. Seine Werke und damit auch seine Persönlichkeit gewinnen sich immer neue Freunde und Bewunderer. So dürfen auch seine Briefe, die soeben im Auftrage seiner Hinterbliebenen Professor Dr. Karl Fischer und Dr. Rud. Krauß herauszugeben beginnen, auf besonderes Interesse rechnen. Der vorliegende erste Band von **Eduard Mörikes Briefen** (Berlin, Otto Elsner; geh. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.), dem ein zweiter und letzter binnen kurzem folgen soll, umfaßt die erste Lebenshälfte des Dichters, von der glücklichen Ludwigsburger Knabenzeit bis zu den Jahren, da der Mann im Cleversulzbacher Pfarrhaus eine bleibende Stätte gefunden hat. Wir verweilen bei dem werdenden Theologen im Uracher Seminar und im Tübinger Stift, geben dann dem Pfarrvikar auf seinen Wanderfahrten das Geleit und sind Zeugen seiner schweren inneren Kämpfe, seines qualvollen Ringens um die äußere Existenz. Wir sehen sein einziges größeres Werk, den „Maler Nolten“, die erste Ausgabe seiner unsterblichen Gedichte entstehen. Überall tun wir Einblicke in seine ästhetischen Grundsätze und Überzeugungen. Aber fast noch heller und reiner als sein Geist leuchtet uns sein Gemüt entgegen. Liebe und Freundschaft heißen seine Leitsterne. Mörike ist ein wahrer Virtuos der Freundschaft, den es drängt, sein von Gefühlen überströmendes Herz in den Busen der treuen Genossen auszugießen. Ja, die zahlreichen Briefe an Luise Rau, die Verlobte des Pfarrvikars, die sich über einen Zeitraum von vier Jahren erstrecken, bilden den Mittel- und Höhepunkt dieses Bandes: lyrische Ergüsse in Prosa, die nach Gehalt und Form Mörikes Versen würdig an die Seite treten, dabei allesamt aber von einer Reinheit und Keuschheit, einer Wahrhaftigkeit und Echtheit, wie man sie so bald nicht wiederfindet. Die kurzen orientierenden Einleitungen vor jedem

Abschnitt geben in ihrer Gesamtheit ein übersichtliches Bild vom Leben des Dichters. Der Text ist möglichst wenig mit Fußnoten belastet, die Gelehrsamkeit fast ganz in den Anhang verbannt, so daß der fortlaufende Genuß der Lektüre keine lästige Störung erleidet, denen aber, welche sich genauere Kenntnis von Einzelheiten verschaffen wollen, dennoch die Möglichkeit dazu gegeben ist.

Ein literarisches Porträt des Schwarzwälder Dorfdichters **Heinrich Hansjakob** zeichnet der Lütticher Universitätsprofessor Heinrich Bischoff (Kassel, Georg Weiß; mit einem Bildnis des Dichters; geh. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.20). In der Zeit der „Heimatdichtung" wird dieses Lebensbild des kernigen Freiburger Stadtpfarrers, in dem wir neben Richard Bredenbrücker ein süddeutsches Seitenstück zu Gustav Frenssen sehen dürfen, lebhafte Teilnahme finden. Namentlich der Abschnitt über Hansjakobs Stellung in der deutschen Dorfdichtung ist lehrreich.

Durch **Klassische Dramen und ihre Stätten** wandern wir mit Robert Kohlrausch in seinem neuesten Buch, das wieder von der glücklichen Schilderungsgabe des Verfassers zeugt (illustriert von Peter Schnorr; geh. 5 Mk.; Stuttgart, Robert Lutz). Unsere Leser kennen Kohlrauschs lebendige und farbenreiche Art, zu erzählen und zu schildern, aus dem Aufsatz über das moderne München und aus dem nun in seinem Buche wiederkehrenden Aufsatz über Heilbronn und Kleists Käthchen, der zuerst in den „Monatsheften" veröffentlicht worden ist. Außer Kleists „Käthchen" und den „Prinzen von Homburg" behandelt Kohlrausch von Shakespeare den „Kaufmann von Venedig", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Hamlet" und „Romeo und Julia", von Lessing die „Emilia Galotti", von Goethe den „Götz", den „Tasso" und den „Faust", von Schiller den „Fiesco" und den „Tell". Neben den örtlichen behält er, wie selbstverständlich, immer auch die geistigen und literarischen Beziehungen im Auge.

Einem Großen im Reiche der Bühne gilt Dr. Heinr. Hub. Houbens erschöpfende Monographie: **Emil Devrient**, eine aus dem Vollen arbeitende Darstellung seines Lebens und Wirkens unter Benutzung und teilweiser Veröffentlichung seines handschriftlichen Nachlasses (mit zahlreichen Kunstbeilagen und Abbildungen: Porträts, Rollenbildern, Karikaturen usw.; Frankfurt a. M., Literarische Anstalt [Rütten u. Loening]; Preis 9 Mk.). Ein reiches Künstlerleben wird uns durch dies Buch erschlossen, eine Persönlichkeit, die stark genug war, ein Menschenleben hindurch die Theatergeschichte zu beherrschen, und die ihren Stolz darein setzte, der jungen Literatur ihrer Epoche ein getreuer Eckart zu sein. Der fast dreihundert Nummern zählende Briefwechsel Devrients gibt eine zwischen ernster Würdigung, behaglichem Scherz und scharfer Satire bunt wechselnde Darstellung aller Ereignisse jener Epoche, die die Sphäre der Literatur und des Theaters bewegen. Die Briefschreiber sind neben Devrient selbst in erster Linie die Dramatiker des jungen Deutschland: Gutzkow, Freytag, Prutz, denen Otto Ludwig, Mosen, Kühne, S. Mosenthal, Roderich Benedix, Charlotte Birch-Pfeiffer Gefolgschaft leisten. Die Kritik vertreten: Ludwig Tieck, Karl Frenzel und H. Th. Rötscher. Freunde, wie Karl von Holtei, führen dann die lange Reihe von Namen aus Emil Devrients engerem Kollegenkreise an. Sympathien und Antipathien persönlicher und künstlerische Art treten uns in dem Briefwechsel mit Bogumil Dawison, Ludwig Dessoir, Franz Wallner, Louis Schneider, mit den Kolleginnen Marie Seebach, Charlotte von Hagn, Zerline Gabillon, Constanze Dahn entgegen. Namen wie Herzog Ernst II. von Koburg, Richard Wagner usw. vervollständigen die Galerie berühmter Zeitgenossen.

Dem heimischen Meister aus einer großen Vergangenheit geselle sich eine Koryphäe des Auslandes aus der lebendigen Gegenwart! Ein Italiener, Luigi Rasi, schildert uns in einem liebenswürdigen Buche **Die Duse**, die heute wohl als die Königin der internationalen Bühne gelten darf (deutsch von M. Gagliardi; mit 43 Abbildungen; Berlin, S. Fischer; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Der Verfasser kennt Eleonore Duse aus der nächsten Nähe; er ist ein Kollege von ihr und hat oft mit ihr zusammen gespielt. So fand er für sein Buch eine reizvolle Form: von einer bestimmten Theatervorstellung ausgehend, plaudert er, wie sich die Anknüpfungen ergeben, die Zeit hinauf und hinunter. Wir sehen die Duse in ihrer armen Jugend, ein Theaterkind, das früh auf die Bühne kommt und manchmal hungert: die Anfänge ihrer Künstlerschaft sind wie von einem dumpfen trägen Druck befangen, den sie nur manchmal mit stürmischer Gewalt durchbricht, bis schließlich ihr Genie, überraschend und neu, alle Augen auf sich zwingt und zu immer höherer Meisterschaft durchdringt. Wir sehen die große Künstlerin auf den Proben und bei Premieren, als Kollegin und große Dame, in ihrem Stolz und in ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit: immer sie selbst, die Duse.

Die Reihe der Lebensbilder und Denkwürdigkeiten aus der vaterländischen Geschichte wird durch eine Monographie über **Philipp Melanchthon**, den Præceptor Germaniæ, von Georg Ellinger (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung; Preis 14 Mk.) eröffnet. Ihr Hauptbestreben ist, die geistige Persönlichkeit Melanchthons herauszuarbeiten — denn das äußere Leben dieser feinen reizbaren Natur bietet wenig Besonderes —, doch hat der Verfasser es sich angelegen sein lassen, auch für weitere Kreise verständlich zu bleiben. Warm und unzweideutig bekennt sich das Buch zu der aus der Reformation erwachsenen Weltanschauung, aber es behält als Kind der Gegenwart Freiheit genug, in der Stellungnahme zu den Fragen des Glaubens vielfach von dem Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts abzuweichen. Die Darstellung befleißigt sich äußerster Schlichtheit und Einfachheit und behält immer die großen Züge

an dem Persönlichkeits- und Zeitbilde im Auge. — Professor Dr. Joh. Nep. Sepps bekanntes umfangreiches Lebensbild **Ludwig Augustus, König von Bayern,** das den bezeichnenden Untertitel: Das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste trägt, ist in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen (mit zwei Bildnissen; Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz; geh. 10 Mk.). — Aus der neueren und neuesten Bimarckliteratur verdienen Robert von Keudells aus den Jahren 1846 bis 1872 stammende Erinnerungen an **Fürst und Fürstin Bismarck** (Berlin und Stuttgart, W. Spemann; geh. 12 Mk., geb. Mk. 13.50) nochmals mit besonders warmer Empfehlung hervorgehoben zu werden. — Dazu treten die von dem unermüdlichen Heinrich von Poschinger zusammengestellten Aufzeichnungen: **Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde** (mit zahlreichen Abbildungen und Faksimilia; Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.; Preis geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Das Werk enthält eine große Zahl höchst interessanter Gespräche Bismarcks und bildet, da der greise Staatsmann sich bekanntlich in Hamburger Freundeskreisen besonders heimisch fühlte und sich hier am offensten aussprach, eine reiche Fundgrube für die Beurteilung des Fürsten als Menschen sowohl wie als Politikers. Mehrere bisher unbekannte photographische Aufnahmen Bismarcks sowie einige Briefdrucke erhöhen den Wert des Buches. — Ein schlichtes Lebensbild **Moltkes,** das in seinem kritischen Teile sich eingehend mit den strategischen Taten des Schlachtenlenkers beschäftigt, entwirft F. Freiherr von der Goltz in einem neuen Bande der bekannten Sammlung „Vorkämpfer des Jahrhunderts“ (Berlin, Georg Bondi; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50).

Aus der Fülle der kulturgeschichtlichen Werke erwähnen wir nur einige hervorragendere Erscheinungen, die vaterländisches Interesse haben. Die viel erörterte und heftig umstrittene Frage nach der **Heimat der Indogermanen** betrachtet Dr. M. Much im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, und zwar in einem Buche, das in dem Schwarm seiner Mit- und Nachläufer eine überragende Stellung einnimmt (Berlin, Herm. Costenoble; geh. 7 Mk.). Much hat sich die Aufgabe gestellt, die Länder um das westliche Ostseebecken als die Heimat der Indogermanen nachzuweisen. Viele Gelehrte haben es schon seit längerer Zeit abgelehnt, Asien als diese Heimat ferner noch anzuerkennen, allein bei der Ermittelung des enger umgrenzten Gebietes in Europa gehen sie noch sehr auseinander. Auf die archäologische Hinterlassenschaft der Länder Europas wurde hierbei bisher fast keine Rücksicht genommen; dem gegenüber prüft Much jenen lehrreichen Schatz der materiellen Hinterlassenschaft der ältesten vorgeschichtlichen Bevölkerung Europas darauf, inwiefern er eine einheitliche, ureigene, von anderen Völkern unabhängige Kultur darstelle und sich mit der Kultur und Ausbreitung der Indogermanen in Übereinstimmung befinde. Zu diesem Zwecke zieht er die hinterlassenen Werkzeuge und Waffen aus Stein, den Bernsteinhandel, die großen Gräberbauten, die Haustiere, die geographische und physikalische Beschaffenheit des Landes in Betracht und stellt so die auch für die Politik wichtige Frage unter einen neuen aufschlußreichen Gesichtspunkt. — Eine gemeinfaßliche Darstellung der **Mythologie der Germanen** haben wir in dem bei Karl J. Trübner in Straßburg erschienenen Werke Elard Hugo Meyers, des Freiburger Germanisten (geh. Mk. 8.50). Es weiß, unter Verzicht auf alle Gelehrsamkeitskrämerei, rein durch seine Schilderung zu wirken und lädt den Gebildeten zu freiem Genuß wissenschaftlicher Erkenntnis ein. Das Fortleben des Mythus wird überall möglichst bis in die neue und neueste Zeit verfolgt und so für den Leser eine Brücke unmittelbaren, lebendigsten Verständnisses von der Gegenwart in die ferne Vergangenheit geschlagen. — **Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker** vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts skizziert Professor Dr. Alwin Schultz mit gewohnter Meisterschaft im vierten Bande des von den Professoren G. von Below und F. Meinecke herausgegebenen „Handbuches der mittelalterlichen und neueren Geschichte“ (München, R. Oldenbourg; geh. 9 Mk.). Das Hauptgewicht ist auf die deutschen Verhältnisse gelegt. Da es dem Verfasser hauptsächlich darauf ankommt, dem Leser die Gelegenheit zu bieten, sich durch eigene Anschauung eine Vorstellung von den Erscheinungen der Vergangenheit zu verschaffen, so ist immer wieder auf die Kunstdenkmäler verwiesen, auf Kunstdenkmäler in weiterem Sinne, d. h. auch auf solche Dokumente, Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte, die auf ästhetischen Kunstwert keinen Anspruch machen können, aber kulturgeschichtlich desto lehrreicher sind. Wie in Hirths „Kunstgeschichtlichem Bilderbuch“ sind viele dieser Denkmäler als Abbildungen herangezogen worden. — Von dem Altmeister der deutschen Kulturgeschichte, W. H. Riehl, liegen die **Kulturstudien aus drei Jahrhunderten** jetzt in sechster Auflage vor (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Riehl, das zeigt sich auch in diesem unveralteten Buche, war immer beides in einem: Forscher und Darsteller, Dichter und Denker, Gelehrter und Künstler. Seine Forderung, ein wissenschaftlicher Schriftsteller solle forschen wie ein Gelehrter und schreiben wie ein Künstler, hat er selber am besten erfüllt. Aber noch mehr: Mann und Werk, Leben und Schaffen fallen bei ihm in eins zusammen, die Persönlichkeit ist hier von ihrem Werke nicht zu trennen: sie ist völlig darin aufgegangen. So werden beide noch lange lebendig weiterwirken. Die Älteren unter uns kennen und lieben ihn; möge auch den Jüngeren ein kräftiger Trunk aus dieser gesunden Quelle deutscher Volkskunde munden. Auf einzelne in diesem Band uns begegnende Kabinettstücke Riehlscher Darstellungskunst („Das landschaftliche Auge“, „Das musikalische Ohr“, „Geige und Klavier“ usw.) machen wir besonders aufmerksam.

Für die Kultur- und Naturgeschichte Berlins wichtig und aufschlußreich sind drei neue Erscheinungen, die im übrigen einen sehr verschiedenen Charakter tragen. In das Berlin der dreißiger und vierziger Jahre führt uns Sebastian Hensel in seinem Buche **Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren** (Berlin, B. Behrs Verlag; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.), um dann nach einer längeren Wanderzeit durch Schlesien, Ostpreußen, Frankreich usw. beim Berlin der Gründerzeit von neuem einzukehren. Wichtig sind Hensels Erinnerungen namentlich für den Nationalökonomen, den Industriellen, den weiterblickenden Kaufmann und für Angehörige ähnlicher Berufsarten. Der Verfasser ist der weiteren Kreisen bekannt und vertraut gewordene Autor des Buches „Die Familie Mendelssohn"; literarische und schöngeistige Fäden spinnen sich auch aus seinem neuen Buche vielfach in tonangebende Berliner Kreise, namentlich in solche des Vormärz hinüber. — Patriarchalische Bilder aus dem Berlin der siebziger Jahre zeichnet in Novellenform Franz Breda in seiner Sammlung **Im Frey-Haus** (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), die aber auch modernere Stücke enthält. — **Berliner Bilder** aus den letzten Jahren hält in hundert Momentaufnahmen der freundliche, gemüt- und humorvolle Plauderer Johannes Trojan fest (ebenda; geb. 4 Mk.). Die Aufnahmen sind meist auf der Straße gemacht, eilig erfaßt, eilig entwickelt, eilig kopiert, aber das gerade leiht ihnen den „Augenblicksreiz", den manche weit sorgsamer ausgeführte Zeichnung nicht haben würde. Um von der Fülle der Gesichte einen Begriff zu geben, zitieren wir einige Kapitelüberschriften als Schlagworte: Aberglaube in Berlin — Der galante Schutzmann — Das Fundbureau — Der Mädchenwechsel — Berlin als Frühlingsfrische — Die Laubenkolonie — Im Zoologischen — Heimlich in Berlin — Spiritismus in Berlin usw.



Ernestine von Wildenbruch als Hofdame (1828).
Aus: „Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft, herausgegeben von A. von Boguslawski." (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.)

Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft legt uns Generalleutnant z. D. A. von Boguslawski eine Sammlung von Frauenbriefen vor (Stuttgart, J. G. Cotta; mit zwei Bildnissen; geb. 6 Mk.), die von zeitgeschichtlicher Bedeutung sind, zugleich aber den Reiz individueller Porträts haben. Bei unseren Lesern werden sie ein besonders lebhaftes Echo wecken, da sie zum Teil dieselbe Fischbacher Zeit behandeln, auf deren Hintergrunde Felix Hollaender seinen Roman „Traum und Tag" sich abspielen läßt. Die erste Briefschreiberin ist die Hofdame Albertine von Boguslawska — ihre Briefe erstrecken sich auf die vier Regierungsjahre 1822 bis 1826 des alternden Königs Friedrich Wilhelms III. —; die zweite, die das Wort führt, ist Ernestine von Wildenbruch, die Mutter des Dichters Ernst von Wildenbruch, und ihre Briefe, die von 1842 bis 1858 reichen, sind zum Teil aus Beirut, Athen und Konstantinopel datiert, wo ihr Gatte, Louis von Wildenbruch, preußischer Generalkonsul und Gesandter war, zum Teil aus Berlin, wo sie die Jahre von 1848 bis 1850 verbrachte. Während sich die Briefe des Fräuleins von Boguslawska hauptsächlich auf Ereignisse am Hofe erstrecken (Verheiratung des Königs mit der Gräfin Harrach; Liebesdrama des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Elise Radziwill) und nur gelegentlich das literarische Leben streifen (Alexander von Humboldt, Bettina, Jean Paul, Schillers Familie, Goethe), bieten die Briefe Frau von Wildenbruchs ein weit bewegteres Bild. Es sind schwankende Verhältnisse, die ihre Feder im Orient schildert, und das kleine Preußen hatte Mühe genug, sich im Ränkespiel der Diplomatie aufrecht zu erhalten. Zwischen den ernsten Betrachtungen aber finden sich manche liebenswürdigen Züge mütterlichen Stolzes über das Gedeihen des Sohnes, des am 3. Februar 1845 geborenen Ernst. Über die Berliner Revolution im Jahre 1848 hören wir Worte des tiefsten Abscheus; bei ihren streng konservativen, in altpreußischen Traditionen aufgewachsenen Anschauungen mußten die Ereignisse, die ihr geliebtes Königshaus mit dem Untergang zu bedrohen schienen, erschütternd auf Frau von Wildenbruch wirken. ... Lebensvoller, als manche historische Studie es vermöchte, haben so die beiden Frauen die Zeit, in der sie lebten, und den Boden, auf dem sie aufwuchsen, geschildert. Dabei

spricht aus allem ein tiefes sittliches Gefühl, eine durch nichts zu erschütternde nationale Gesinnung.

Dieses aus weiblicher Feder stammende Memoirenwerk mag zu einigen anderen deutschen Frauenbildern hinüberleiten. Nach bisher zum größten Teil unveröffentlichten Briefen und anderen Niederschriften zeichnet uns Eleonore von Bojanowski ein Lebensbild von der **Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar** und verflicht damit eine eingehende Darstellung ihrer Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen (ebenda; mit einem Porträt; geh. Mk. 7.50, geb. 9 Mk.) Man vermute in dieser Biographie einer edlen und hochsinnigen Frau aus großer Zeit nicht etwa eine liebedienerische Verherrlichung; die Verfasserin, mit jedem wissenschaftlichen Rüstzeug vertraut, hat ihre schwierige Aufgabe mit ebensoviel Takt wie Freimut gelöst. Auch für die reichlich eingestreuten Briefe an Frau von Staël, Herder, Lavater, Schiller, Goethe u. a. wird man dankbar sein. Was dem Buche seinen besonderen Wert gibt, ist die ruhige Offenheit, mit der die lange Entfremdung des herzoglichen Paares dargestellt und erörtert wird. Das Bild der hohen Frau in ihrer herben Resignation, von Goethes Dichtersonne umstrahlt, gewinnt dadurch nur noch an Verklärung. „Ein Fels der Güte" hat Herder sie genannt. Wie tapfer sie bei aller scheuen Zurückhaltung zu sein vermochte, haben die napoleonischen Jahre bewiesen, über die wir hier neue Aufschlüsse erhalten. Für alle Freunde der Goethezeit wie der klassischen Überlieferungen unserer Literatur wird das vornehme Buch eine erwünschte Gabe sein.



Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar.

Aus: „Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen usw. von E. von Bojanowski." (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.)

In die Verlobung ihrer Enkelin Augusta mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen vermochte sich die Großherzogin nur schwer zu finden. Sie fühlte, daß hier das Herz nicht sprach, und ermaß wohl an ihrem eigenen Leben, wieviel Bitternisse das bringen konnte. Auch sah sie die Schülerin Herders und Goethes nicht ohne Bangen in die norddeutsch-preußische Sphäre verpflanzt. Der jungen Prinzessin früh gefestigter „kräftiger Wille", der, wie Charlotte von Schiller schrieb, „nichts losläßt, was er erfaßt", hätte sie trösten dürfen. Welch bewußtes, sicheres Leben, welch reichen Wirkungskreis sie sich geschaffen hat, zeigt uns das Lebensbild **Kaiserin Augusta**, das Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem auf Grund eines noch recht lückenreichen Materials zu entwerfen gewagt hat (mit zahlreichen Bildnissen, geschichtlichen Abbildungen und Zeichnungen von Alex. Franz; Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung; geb. 9 Mk.). Zwar ist die Einzelliteratur über die Kaiserin schon mächtig angewachsen, aber von ihrem inneren Leben, von dem Werden und Reifen dieses „abgeklärten, erhabenen Geistes", wie die Verfasserin sagt, war bisher wenig bekannt. Diese Lücke füllt, soweit es für den Augenblick möglich, die vorliegende Biographie aus. Geschichtliche Objektivität wird man an der Schilderung manchmal vermissen, niemals aber die Liebe und die warme Begeisterung für den Gegenstand, Tugenden, die nach Hebbels treffendem Wort bei aller biographischen Arbeit obenan stehen müssen.

In die Familie unserer jetzigen Kaiserin führt der Briefwechsel zwischen **Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg**, den Paul Rachel herausgibt (mit 6 Bildnissen; Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung [Theodor Weicher]; geh. 6 Mk., geb. Mk. 7.50). Das uns unmittelbar vor Schluß dieses Heftes zugehende Buch sei hier zunächst nur kurz angezeigt. Es bringt eine weit ausgreifende historisch-biographische Einleitung des Herausgebers und außer den inhalts- und bezugreichen Briefen der Fürstin aus den Jahren 1790 bis 1812 auch einige Briefentwürfe des Herzogs, dem als edlem, hochherzigem Gönner Schillers allein schon ein unvergängliches Denkmal in unserer Geistesgeschichte gebührt.

Mit besonderer Freude und Empfehlung weisen wir auf die Tagebuchblätter hin, die Magdalene Prince, geb. von Massow, auf ihren Reisen im „dunklen Erdteil" niedergeschrieben hat, und die uns nun **Eine deutsche Frau im Inneren Deutsch-Ostafrikas** zeigen (Verlag von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin; Preis geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50). Die tapfere, kluge Gattin eines unserer bekanntesten Schutztruppenoffiziere, die als

erste deutsche Hausfrau die Gefahren eines Aufenthaltes im Inneren Deutsch-Ostafrikas übernommen und bestanden hat, schildert hier die verschiedenartigsten Eindrücke und Erlebnisse. Sie war ihrem Gatten Tom Prince im Jahre 1896 nach der neuen deutsch-ostafrikanischen Heimat gefolgt. Der letzte gefährliche Gegner der deutschen Herrschaft, der Sultan Quawa von Uhehe, galt damals, nach der Erstürmung seiner Hauptstadt, für überwunden, ein Erfolg, an dem Hauptmann Prince in anerkannter Weise beteiligt gewesen war. Aber die Zeit sollte lehren, daß ein solcher Schlag nicht genügt, ein afrikanisches Kriegervolk niederzuhalten. In Dar-es-Salaam erhielt Prince den Befehl zur Übernahme der an der Grenze von Uhehe gelegenen Station Perondo, um die friedliche Unterwerfung des Volkes der Wahehe durchzuführen. Die Verfasserin beschreibt nun in ihrem Tagebuch in lebendigster Weise ihre „Hochzeitsreise" in das Innere Ostafrikas, den schwierigen Transport und den Marsch der Karawane, den Urwald mit seinen Wegehindernissen, die Tropenfauna und die Farbenpracht der Vegetation. Sie schildert Land und Leute, die Gründung und Entwickelung der neuen Station Iringa, ihre Hausfrauenfreuden und -leiden, das Stations-, Kriegs- und Jagdleben. Da Frau Prince vier Jahre im Berglande Uhehe zugebracht und daher den ganzen Waheheaufstand miterlebt hat, so erhalten wir aus ihrem Tagebuch auch ein wildbewegtes Bild dieser Unruhen, die erst nach einer neuen Expedition gegen den Sultan Quawa und nach dessen Tod zum Abschluß kamen. Insbesondere seien diese unterhaltenden, in einem äußerst sorgfältigen Deutsch niedergeschriebenen Tagebuchblätter, denen Abbildungen charakteristischer Szenen aus dem Stations- und Tropenleben beigefügt sind, unserer deutschen Frauenwelt ans Herz gelegt.

Hieran mag sich gleich der Hinweis auf drei Bücher für Mütter oder erwachsene junge Mädchen schließen, die sich mit Fragen der weiblichen Erziehung und Bildung befassen. Die Leserinnen werden das vortreffliche Buch von A. Matthias kennen: „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?" Von ihm ist Dr. Hugo Gruber, Direktor der Viktoria-Luisen-Schule und des Lehrerinnenseminars in Wilmersdorf-Berlin, angeregt worden zu seinem Buche **Unserer Ruth Lernjahre**, einem Beitrag zur Erziehung der weiblichen Jugend, der ein würdiges Seitenstück zu jenem Werke abgibt (München, R. Oldenbourg; geb. 4 Mk.). Wie dort, so paart sich auch hier bei der Erörterung von Fragen wie: Lehrer oder Lehrerin für die weibliche Jugend, Umgang, Lektüre, Pensionat, Fortbildung in der Familie, Notwendigkeit der Berufswahl, Eintritt in die Gesellschaft usw. praktischer Sinn mit gemütvoller, tiefer Auffassung des Lebens, frische, ungekünstelte Darstellung mit sittlichem Ernst. Am ausführlichsten sind die Kapitel „Mädchengymnasium", „Frauenstudium" und „Berufswahl" behandelt; hierfür findet das Elternhaus an dem erfahrenen Schulmann und Menschenkenner den zuverlässigsten Berater, weil er einen vermittelnden und versöhnenden Standpunkt zwischen den Extremen einnimmt. — Der Frage nach der weiblichen Berufswahl ist auch der Führer gewidmet, den Amalie Baisch im Verein mit anderen pädagogischen Mitarbeiterinnen unter dem Titel: **Das junge Mädchen auf eigenen Füßen** hat erscheinen lassen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; eleg. geb. 3 Mk.). Wir haben hier eine Art Berufslexikon mit allen nötigen Aufschlüssen, mit Adressen und Kostenanschlägen. Was man wissen und leisten können muß, wenn man Kindergärtnerin oder Lehrerin und Erzieherin, Gesellschafterin oder Krankenpflegerin werden möchte, das findet man hier angegeben; neben dem häuslichen Beruf wird die kaufmännische und gewerbliche Tätigkeit, die Wirksamkeit auf kunstgewerblichem Gebiet erörtert; Kapitel wie: „Die Musik als weiblicher Beruf", „Der Weg zur Bühne", „Im Künstleratelier", „Der wissenschaftliche Beruf" machen den Schluß.

Plaudereien über die Frage: **Wie mache ich mich beliebt?**, die in Wirklichkeit ernster sind, als ihr etwas spielerischer Titel vermuten läßt, bietet C. v. Franken in einem hübsch ausgestatteten Buche, das im Verlage von Levy u. Müller in Stuttgart erschienen ist (geb. 3 Mk.). Lehren des guten Tons und der feinen Sitte werden hier eigentlich nur nebenher behandelt, das Hauptgewicht dieser anregenden Plaudereien liegt auf den Lehren der „Welterfahrenheit und Weltklugheit". Konkrete Beispiele aus dem Leben, heitere Verse und Zitate dienen dabei zur Erläuterung und zur Belebung des Textes.

Gesundheit und Erziehung als eine Vorschule der Ehe betrachtet Universitätsprofessor Dr. med. Georg Sticker in einem ernsten, für körperliche und geistige Wiedergeburt unseres Volkes begeistert eintretenden Buche, das in kurzer Zeit die zweite (vermehrte) Auflage erlebt hat (Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung; geb. 5 Mk.). Es verfolgt die Absicht, jungen Leuten, die aus dem Elternhaus und der Schule in das freiere Leben treten, ärztliche Aufklärung über Dinge zu geben, auf die viele von ihnen mit Unruhe oder mit Leichtsinn sehen, über die aber, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, jeder, dessen Erziehung als abgeschlossen gelten soll, klar und täuschungslos aufgeklärt werden sollte. „Sie sind ernst. In ihnen liegt die Strenge des Lebens", aber auch, wie wir hinzusetzen, seine Weihe und seine Würde.

Mit ähnlichen, nur mehr das Gemüts- und Geistesleben des heranwachsenden weiblichen Geschlechts betreffenden Fragen beschäftigen sich die Betrachtungen in dem Buche **Frauentrost**, das bereits in vierter Auflage vorliegt (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung; geb. Mk. 1.80). Allgemein verständlich und anregend geschrieben, will dies Buch, das auch jedem jungen Mädchen unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, eine Vertiefung und Verinnerlichung der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern innerhalb wie außerhalb der Ehe herbeiführen, eine klarere Erkenntnis und eine gerechtere Beurteilung weiblichen Wesens und Wertes anbahnen helfen und zeigen, wie und wo das Weib seine beson-

dere Kraft und Freude im Leben finden und spenden kann.

Dem Musikfreunde bietet sich Houston Stewart Chamberlains monumentales Werk **über Richard Wagner** jetzt, von dem Bilderschmuck befreit, in einer schlichten, aber durchaus gediegenen reinen Textausgabe dar (München, F. Bruckmann; 544 Seiten, mit Titelbild; geh. 8 Mk., in Ganzleinen geb. 10 Mk.). Es zieht in knapper und doch erschöpfender Weise den Lebensgang, die Werke, die Schriften und Lehren Wagners in den Kreis seiner Betrachtung und bietet somit nicht nur eine Biographie oder eine musikalisch kritische Wertschätzung des Komponisten, sondern stellt uns die Gesamterscheinung des Künstlers und Menschen Wagner plastisch gerundet vor Augen. Die innere geistige Entwickelung Wagners ist es, die hier so groß und imponierend hervortritt wie in keinem anderen Buche über den Bayreuther Meister. Zudem schreibt Chamberlain einen ungewöhnlich ausdrucks- und daher auch eindrucksreichen, geistvollen Stil. — Ein interessantes Kapitel aus Wagners Leben stellt Sebastian Röckl in dem Buche **Ludwig II. und Richard Wagner** dar (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhdlg.; geb. Mk. 2.50). Auf Grund der neuesten Veröffentlichungen, der gleichzeitigen Tagespresse und zahlreicher mündlicher Mitteilungen von Persönlichkeiten, die den Verhältnissen nahe standen, ist hier der Versuch gemacht, ein wahrheitsgetreues Bild dessen zu geben, was Richard Wagner in unmittelbarem Verkehr mit dem König am Starnberger See und in München in den Jahren 1864 und 1865 geschaffen und erlebt hat. — Hauptsächlich dem Genius Wagners gelten auch die gesammelten Aufsätze, die aus Friedrich von Hauseggers Nachlaß unter dem Titel **Gedanken eines Schauenden** (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.; mit einem Bildnis in Photogravüre; geh. 10 Mk., in Leinen geb. 12 Mk.) erscheinen. Bei der Auswahl hatte der Herausgeber das Ziel vor Augen, durch Anordnung der Aufsätze im Leser den überzeugenden Eindruck zu wecken, daß sie alle einer ganz bestimmt gearteten Welt- und Kunstanschauung entsprungen sind. Der erste Teil, der der Betrachtung des lebendigen Kunstwerkes gewidmet ist, darf in der Hauptsache als eine willkommene Fortsetzung zu Hauseggers bekanntem Buch „Unsere deutschen Meister" angesehen werden, welches die Heroen der deutschen Musik: Bach, Mozart, Beethoven und Wagner würdigt. Der zweite Teil umfaßt die kunsttheoretischen Aufsätze, in denen untersucht wird, welcher Art die Beziehungen zwischen den Mitteln der Tonkunst und dem sich ihrer bedienenden Menschen sind, und wie beschaffen das Empfindungsleben eines Menschen sein müsse, damit es zur künstlerischen Äußerung dränge und ihrer fähig sei.

Aus der Kunstliteratur können wir fürs erste nur ein paar zu Geschenkzwecken besonders geeignete neue Erscheinungen aufführen. Die bei Bruno Cassirer in Berlin erscheinende „Bibliothek ausgewählter Kunstschriften" ist um zwei weitere Bände vermehrt worden: Band III und IV bringen Eugène Fromentins **Alte Meister Belgiens und Hollands** (beide Teile in einem Bande geb. Mk. 7.80). Eberhard von Bodenhausen hat das Werk verständnisvoll und gut lesbar übersetzt. Eigenart und Bedeutung des in Frankreich als klassisch anerkannten Buches beruht darauf, daß der Verfasser, selber ein Maler, es meisterhaft versteht, die Kunstbegeisterung nicht bloß zu wecken, sondern auch fruchtbar zu machen. Dabei hilft ihm seine außerordentliche Schilderungsgabe ebenso wie sein Sinn für schlichte, klare Sachlichkeit. Seine „Alten Meister", die Frucht einer 1875 unternommenen Reise durch Belgien und Holland, betrachten die Galeriewerke immer mit den Augen und Empfindungen eines Menschen unserer Zeit, frisch, unmittelbar und frei von bloßen kunsthistorischen Rücksichten, oft, als wüßte und kennte er von den Meistern gar nichts weiter als das Gemälde, das er just vor sich hat. Der Gewinn, den ein vornehmlich kunstgenießender Leser aus dieser Art ziehen muß, leuchtet gewiß ohne weiteres ein. — Ähnliche Zwecke verfolgt der von der Union (Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) herausgegebene „Moderne Cicerone". Diese Sammlung von Führern durch die berühmten Museen der Welt will den Fremden auf seinem Gange durch die Kunststätten begleiten und ihm helfen, die Kunstwerte zu verstehen und recht zu genießen. Das unterscheidet sie vorteilhaft von landläufigen Reisebüchern wie Meyer oder Bädeker. Wertvoll ist die Einschaltung ausgewählter Abbildungen der Hauptwerke; die Betrachtung und spätere Erinnerung findet eine gute Stütze daran. Der neueste Band gilt der **Kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien** (geb. 3 Mk.). Er ist verfaßt von Dr. Wilh. Suida und enthält 105 Abbildungen und einen Plan. Ein zweiter Band, der den übrigen Gemäldesammlungen Wiens gilt, soll in Kürze folgen.

Die bekannte im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheinende Sammlung **Berühmte Kunststätten** hat wiederum eine Bereicherung um mehrere Bände erfahren. In Nr. 20 schildert uns Adolf Philippi die Hochburg der italienischen Renaissancekunst: Florenz in einer möglichst ungelehrten, von allen schwierigen Atelier- und Fachausdrücken absehenden Darstellungsweise; 222 Abbildungen von Kunstwerken leisten ihm bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe Hilfe. Nr. 21, von Franz Pascha bearbeitet, ist der alten Kalifenstadt an den Ufern des Nils: Kairo, gewidmet (mit 128 Abbildungen); hier wird auch das Landschaftliche gebührend berücksichtigt und liebevoll die historische Entwickelung verfolgt. In Nr. 22 endlich schildert uns Prof. Berthold Riehl, der Kunsthistoriker, ein Sohn des Münchener Kulturhistorikers, Augsburgs Entwickelung vom frühen Mittelalter bis in die Zeit des Barock und Rokoko. 103 Abbildungen führen uns dabei alle irgendwie bemerkenswerten Kunst- und Baudenkmäler der mittelalterlichen Patrizierstadt vor Augen. — Von dem kostbaren Mappenwerk **Die Malerei**, das in demselben Verlag erscheint, liegen uns die Liefe-

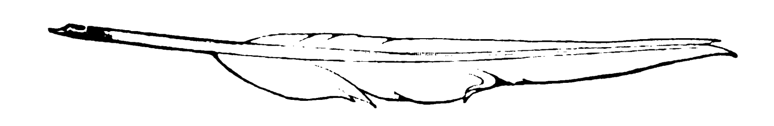
rungen elf bis vierzehn vor. Sie bringen eine Anzahl weltberühmter Gemälde alter und neuerer Meister in künstlerisch ausgeführten Farbendrucken, u. a. Pesnes Bildnis Friedrichs des Großen, Millets Ährenleserinnen, Murillos Kinder mit der Muschel, Tizians Karl V., Raffaels Sixtinische Madonna usw. Jede Lieferung enthält acht solcher Tafeln, einzeln auf grauen Karton geklebt, so daß jedes Bild leicht auch in besonderen Rahmen gespannt werden kann. Die Bilder begleitet ein knapper, von berufenen Federn verfaßter Text. — Das weitverbreitete Unternehmen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien: der **Hausschatz älterer Kunst**, eine Sammlung von Radierungen und Kupferstichen, die gleichfalls in Lieferungen erscheint, steht kurz vor dem Abschluß. Die in den letzten Lieferungen erschienenen Radierungen William Ungers nach Rembrandts „Sitzendem Mann", nach Rubens' „Sieg und Tod" aus dem Decius Mus-Zyklus der Lichtensteinschen Galerie in Wien und nach dem von einem Schüler Rembrandts, vielleicht von B. Fabritius, herrührenden „Christus vor Pilatus" gehören zu den vorzüglichsten Leistungen der reproduzierenden Graphik. Fast auf der gleichen Höhe halten sich Blätter wie: F. van Mieris' „Männliches Bildnis", radiert von W. Hecht, Adrian von Ostades „Unterbrochenes Spiel", radiert von A. Juppe, S. Ruysdaels „Landschaft", radiert von G. Greu, Wouvermans „Düne", radiert von W. Krauskopf. Rubens ist ferner durch das Schlußbild des berühmten Decius Mus-Zyklus der Liechtensteinschen Galerie, die „Leichenfeier des Decius Mus", vertreten, Murillo durch eine prächtige „Madonna mit Missionären", Tiepolo durch eine schwungvolle „Verklärung Mariä", Terborch durch ein anmutiges Sittenbild, Franz Hals durch ein kühn behandeltes männliches Bildnis. Der Preis jeder Lieferung mit fünf Blatt Radierungen beträgt 3 Mk.

Ein von derselben Gesellschaft herausgegebenes Einzelkunstblatt verdient besondere Empfehlung als Wandschmuck. Es ist ein mit peinlichster Sorgfalt ausgeführter Farbendruck nach dem Bilde **Herbstabend** von Eduard Kasparides, die Reproduktion eines Gemäldes, das sich im Besitz der österreichischen Unterrichtsverwaltung befindet. Kasparides ist eines der begabtesten Mitglieder des „Hagenbundes", und seine gleich großzügigen wie farbenprächtigen Landschaften voll kräftiger Eigenart und stimmungsvoller Tiefe sind wohl allen Besuchern der Ausstellungen dieser Künstlervereinigung in bester Erinnerung. Auch das in Rede stehende Blatt weist alle zeichnerischen und koloristischen Vorzüge des Malers auf. Das Motiv scheint dem Wiener Prater entnommen zu sein: ein Teich, umstanden von Bäumen, umhüllt von der satten Buntheit des Herbstes, überwölbt von einem leuchtenden Himmelsblau. Die Reproduktion, ein Kombinationsdruck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, erscheint in der Nuancierung der Farben außerordentlich gelungen. Mit seiner starken dekorativen Wirkung entspricht das in einer Bildfläche von 57 × 57 cm vorliegende Blatt aufs vollkommenste den Anforderungen, die man heute an einen künstlerischen Wandschmuck stellt. Der Preis beträgt 30 Mk.

Zum Schluß wollen wir das photographische Album nicht unerwähnt und unempfohlen lassen, das Ottomar Anschütz in Berlin mit Allerhöchster Genehmigung zum Besten der durch Wassersnot Geschädigten von **Cadinen**, dem Sommeraufenthalt unserer Kaiserfamilie, herausgegeben hat. An der Spitze steht ein durch seine künstlerische Auffassung ausgezeichnetes Porträt der Kaiserin; ihm folgen im bunten Wechsel Bildnisse der kaiserlichen Prinzessin und der Prinzen, Ansichten von Land und Leuten, Bauten und Plätzen, z. T. nach Aufnahmen, die aus der Kaiserin eigenem Apparat hervorgegangen sind. Besonders stark vertreten finden sich genrehafte Szenen aus dem Dorfleben und intim belauschte harmlose Vergnügungen der kaiserlichen Kinder, die sich in der freien Natur Cadinens mit aller Ungezwungenheit zu tummeln pflegen. —

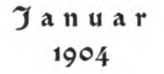
Nur eine erste Auslese aus der für das Fest zu Gebote stehenden Literatur konnte in diesem Hefte gegeben werden. Das gleichfalls noch vor Weihnachten erscheinende Januarheft wird die Lücken zu ergänzen suchen und namentlich den naturwissenschaftlichen, geographischen und ethnographischen Erscheinungen gerecht zu werden sich bemühen.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Januar 1904



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCV. Band Heft 568

Traum und Tag

Roman

von

Felix Hollaender

IV.

Friedrich Geppert hatte sich einen vollen Tag im Dorfe nicht sehen lassen. Er war mit dem frühesten nach Schmiedeberg gegangen und hatte die Stadt, die mit ihren alten Giebelhäusern und zahllosen Erinnerungen wie ein weltentrücktes kleines Paradies inmitten der Berge liegt, besichtigt. Dann war er auf einsamen Wegen gewandert in schweren Sorgen und überquellendem Jubel.

Im Herbste reifen die Trauben — die Äpfel- und Birnbäume drohen unter ihrer Last zusammenzubrechen — die Walnuß sprengt voll und trächtig die grüne Hülle ... Der Herbst ist die Zeit der Erfüllung ...

Warum sollte er sich gegen sein Glück wehren? Wer wußte, wie kurz und knapp es ihm bemessen war! ...

Er war sich der ganzen wuchtigen Verantwortung bewußt, die er auf sich lud. Hatte er das Recht, sich wie ein Jüngling Hals über Kopf seiner Leidenschaft zu überlassen? ... Und durfte er den schönen Frieden Kornelies stören, die arglos und heiter, voll Vertrauen zu ihm emporsah?

Und woher nahm er den Mut, die Frau in seinem Hause elend zu machen, die ohne inneren Besitz sich mit harten, festen Händen an ihn klammerte? ... War es nicht seine Pflicht, das Bündel zu schnüren und sich heimlich davonzustehlen, bevor er sich selbst verloren hatte?

Fort, ihr lästigen Fragen, die ihr wie krächzende Unglücksvögel mir zu Häupten kreist!

Jeder Mensch hat ein heiliges Recht auf sich! Und der Wanderer, der einen langen Weg gegangen ist und halb verdurstet endlich sein Ziel erreicht, faßt mit beiden Händen den Krug, führt ihn zum Munde und trinkt — trinkt ohne Besinnen! Nur trinken — den Durst löschen — mag nachher kommen, was da kommen soll!

Nein, er stiehlt sich nicht davon. Aber keine trügerischen Hoffnungen will er wecken. Sie muß es wissen, daß er wie ein Hund an der Kette liegt.

Zum erstenmal fühlt er gegen seine Frau, die kühl und ruhig ihre Pflichten erfüllt, einen wilden Zorn. Wie einen Gimpel hat man ihn, den grünen Burschen, eingefangen ... Von seinem Dasein hat sie allen Blütenstaub genommen! Und wenn er jetzt die Kette zerreißt — was dann?

Er ächzt dumpf in sich hinein. Er weiß, daß es kein Loskommen gibt. Das Moralische in ihm ist zu stark — das Kantische, das Kategorische.

Er wird leise Kornelies Hände zum Abschied nehmen, zum Abschied ohne Ende. Er fürchtet sich davor — er fürchtet den großen dunklen Blick ihrer ernsten Augen, die sein Inneres vor ihr enthüllen.

Muß es sein, dann nicht lange erst gefackelt! Zerbrich nicht! Hab' Kraft für beide — halte das liebe Kind! ...

Und nun ist er wieder oben im Fischbacher Schlosse. Sie tritt ihm entgegen, blaß und verhärmt und durch Tränen lachend.

Was hat sie in diesen vierundzwanzig Stunden des Alleinseins durchgemacht! ... Kein Wort des Vorwurfs — alles ist vergessen, denn er ist da ...

Ihr Anblick erschüttert ihn. Ihre Hand versinkt und wächst in die seine ...

Schweigt, ihr guten Vorsätze! Kläfft und bellt mir nicht mein Glück zuschanden!

„Kommen Sie, Herr Professor," sagt sie, und ihre Stimme zittert vor verhaltener Freude. „Ich muß Ihnen zeigen, was mir das Liebste hier im Schlosse ist."

Sie führt ihn durch die Flucht der Zimmer, deren schlichte Einfachheit und edler Stil seinem Auge wohltut. Sie macht ihn im Vorübergehen auf die kleinen Erker aufmerksam, deren Sitze Gebetstühlen gleichen.

Überall an dem Holzwerk und dem Gemäuer ist die gotische Form streng durchgeführt. Und zu den Glasmalereien in ihren echten, leuchtenden Farben stimmen so wundervoll die altdeutschen Bilder aus der Sammlung der Brüder Boisserée, mit denen die Prinzessin Marianne in trautem Verkehr gestanden hat.

Die Brüder Boisserée! Wieviel Erinnerungen weckt ihr Name in dem Professor! Und mit einer stillen Rührung betrachtet er diese einfältigen Bilder, deren gerade Linien beim ersten flüchtigen Blicke steif und ungelenk erscheinen und seltsam ihn anmuten. Aber je länger er sie betrachtet, desto lebendiger werden sie in ihrer schlichten Innerlichkeit und süßen Kindlichkeit.

Nun sind sie in dem Zimmer, wo der große Doppelschreibtisch steht, an dem Prinz Wilhelm und Prinzessin Marianne gemeinsam gearbeitet haben.

Kornelie nimmt ein kleines Büchlein, in blauen Sammet gebunden, vom Schreibtisch und reicht es stumm dem Professor.

Er betrachtet voller Bewunderung das feine Pastellbild auf der Vorderseite, das ein liebliches Mädchenbildnis darstellt.

„Wer ist das?" fragt er, während er sich in die edlen, ernsten Züge versenkt, die bei aller Anmut durchgeistigt auf ihn wirken. Und dann blickt er Kornelie lange an und sagt: „Fast möchte ich glauben, es sei Ihre Mutter —"

Sie wehrt erschreckt ab, greift nach dem Büchlein und schlägt es auf.

Es ist eine Art von Tagebuch, dicht und eng beschrieben. Aber die feinen Buchstaben sind längst verblaßt und das Papier vergilbt. Auf der letzten Seite stehen Verse.

Kornelie liest sie mit ihrer melodischen Stimme:

„Das Auge spiegelnd des Himmels Blau,
Die Stirn bekränzt mit blonden Flechten,
Mit Gold durchwirkt das blaue Kleid,
Erscheinst du, wie nach kalten Nächten
Der erste warme Tag erfreut."

„Nicht wahr?" sagt Kornelie leise, „der diese Verse gedichtet, hat sie begriffen. Das Bildchen stellt nämlich die Prinzessin Elise Radziwill dar!"

Der Professor weiß im Augenblick nicht Bescheid.

„Sie müssen es doch wissen, Herr Professor!" Und mit lieblicher Schalkhaftigkeit fügt sie hinzu: „Die Prinzessin gehört ja gewissermaßen zur ‚Geschichte'. Und der Dichter der ‚Effi Briest', den ich auch hier in unserem Schlosse herumführte, hat das Büchlein nicht aus der Hand gelassen und zu mir gesagt, es sei das Schönste im ganzen Schlosse. Und ich habe ihm voll Freude geantwortet: Ja, das finde ich auch. Und denken Sie, Herr Professor, er hat wie Sie sofort gemerkt, daß ich mit der Prinzessin ein wenig Ähnlichkeit habe. Und dann haben wir miteinander geplaudert, als ob wir Gott weiß wie lange schon alte Freunde wären. Und ganz zuletzt erst hat er mir gesagt, daß er Theodor Fontane heiße und eine Stunde vom Schlosse für den Sommer und Herbst eine kleine Villa gemietet habe. Ich bin über und über rot geworden, denn ich war damals noch viel dümmer als heute und dazu ein blutjunges Ding. Ich schämte mich auch, daß ich so frei von der Leber weg mit ihm gesprochen hatte. Als wenn

es so gar nichts wäre und einem alle Tage passierte, Theodor Fontane zu sehen. Trotzdem faßte ich mir ein Herz und bat ihn um Verzeihung wegen meines dummen Geschwätzes. Da hat er mich so lieb angesehen, wie ich es Ihnen nicht beschreiben kann, und mich aufgefordert, ihn in der Villa Gottschalk in Drehaus zu besuchen. Das habe ich dann auch an einem schönen Sommertage getan. Ich habe mit ihm und der Frau Doktor, der er mich vorstellte, auf der Veranda gesessen und in die blauen Berge geschaut. Und wie stolz und glücklich bin ich gewesen! — Aber," unterbrach sie sich plötzlich, „was werden Sie von mir denken, Herr Professor! Ich zeige Ihnen das Bild der Prinzessin und rede von mir. Seien Sie, bitte, nicht böse!"

Er nahm ihre Rechte und drückte sie leise.

Da sah sie zu ihm empor mit so viel Innigkeit und Glauben, daß ein weites Glücksgefühl ihn durchdrang.

Sie entzog ihm sanft die Hand. Und erst nach einer langen Weile sagte sie mit einem verträumten Lächeln: „Sie müssen es doch wissen, Herr Professor, daß der Kaiser Wilhelm einmal sterblich in die Prinzessin Elise verliebt war."

„Ja, jetzt fällt es mir ein — wie sollt' ich das nicht wissen! Aber nun sollen Sie es mir genauer erzählen, denn eine so gute und schöne Gelegenheit findet sich wohl nicht bald wieder."

„Herr Professor, es ist ja nicht viel zu erzählen, und furchtbar traurig ist es eigentlich auch. Also das Fräulein hieß der Engel von Ruhberg, denn in Ruhberg, das auch hier ganz in der Nähe ist, hatte der Fürst Anton Radziwill sein Schloß. Und alle Welt war verliebt in sie — am meisten aber der spätere Kaiser Wilhelm, der damals noch jung war und Prinz Wilhelm hieß und mit seinem Vater, dem König Friedrich Wilhelm III., und seinem Bruder, dem Kronprinzen, so gern nach Fischbach kam. Und wenn dann der Fürst Anton Radziwill mit seinen Töchtern Wanda und Elise hier im Schlosse Besuch machte, war die Freude groß. Und die Prinzen fuhren nach Ruhberg hinüber, wo Musik gemacht, gesungen, gelacht und getanzt wurde. Der Fürst Anton setzte sich selbst an den Flügel und spielte den Herrschaften auf. Aber noch schöner war es wohl, wenn er ernste, große Musik vortrug, obwohl Prinz Wilhelm hierfür nicht das richtige Verständnis hatte. Sie erinnern sich vielleicht, Herr Professor, daß der Fürst ein großer Künstler war. Er hat ja auch die Musik zum ‚Faust' komponiert. Das nur nebenbei. — Also, Prinz Wilhelm, welcher hier eigentlich nur eine zweite Rolle spielte, weil sein älterer Bruder ihn durch seine Laune und seinen Geist in den Schatten stellte (ausgenommen freilich bei der Prinzessin Marianne, die mit ihrem scharfen Blick sofort erkannte, wieviel Tüchtigkeit und Gemüt im Prinzen Wilhelm steckten) — ich sage, unser Prinz suchte jede Gelegenheit, um mit der Prinzessin Elise zusammenzusein. Und das Fräulein erwiderte von ganzem Herzen seine Neigung. Das war schön und unsagbar ernst zugleich. Und unsere Prinzessin Marianne oder Frau Minnetrost, wie die Kaiserin Alexandra Feodorowna ihre ‚himmlische Tante' gern zu nennen pflegte, empfand den Zwiespalt, der sich hier auftat. Sie wußte, daß an ein Bündnis nie zu denken war, schon weil die Prinzessin Elise, von allem anderen ganz zu schweigen, den katholischen Glauben bekannte. Und doch schrak sie davor zurück, das zarte Glück der beiden Menschenkinder zu zerstören. Aber was blieb zuletzt übrig — und so hat sie den Prinzen Wilhelm und die Prinzessin Elise jedes für sich beiseite genommen und wie eine Schwester ihnen zugesprochen. Denn sie begriff den Schmerz der beiden, weil ihr Herz selbst jung und liebend war. Und Prinz Wilhelm ist abgereist nach einem erschütternden Abschied. Und schließlich hat er's verwunden. Wenn er auch viele Jahre später, als er wieder nach Fischbach kam, in die rote Schreibmappe die bewegenden Worte schrieb: ‚Nach drei Jahren wieder hier — was liegt dazwischen! Durch teurer Herzen Empfang und Aufnahme nun, ach! halb ein Fremdling hier. Der ewig dankbare Wilhelm!'

„Nun, er konnte nicht anders — er mußte sich losreißen; er hatte damals schon ein hohes Pflichtgefühl, über das er nicht hinwegkam.

„Aber die Prinzessin Elise war von der Stunde an zerbrochen — und in dieses Büchlein hier hat sie ihre letzten Bekenntnisse

aufgezeichnet. Sie ist dann ganz jung gestorben und hat bestimmt, daß das Büchlein nach ihrem Tode der Prinzessin Marianne ausgehändigt würde. Und unsere Prinzessin hat für sie das wunderschöne Wort gefunden, das alles sagt: Sie war eine Himmelsblume."

Nun schwieg Kornelie tief aufatmend. Ihre Wangen hatten sich während des Erzählens lieblich gerötet, und aller Stolz und Trotz, den der Professor in jener erregten Abendgesellschaft an ihr wahrgenommen hatte, war aus ihrem Gesicht verschwunden. Nur stille Freude und Hingebung waren auf ihm zu lesen.

Durch das hohe Fenster fiel die lachende Sonne auf ihr weiches, schweres Haar. Wie ein schönes Heiligenbild erschien sie ihm — wie etwas Kostbares und Edles, das man nur mit Ehrfurcht betrachten, aber nicht anrühren durfte.

Und wieder blickte er prüfend und forschend auf das feine Pastellbildchen und verglich die Züge der Prinzessin mit denen Kornelies.

„Das ist doch ein hübscher Zufall," sagte er, „daß Theodor Fontane und ich die gleiche Ähnlichkeit entdeckten." Und mit warmer Stimme fügte er hinzu: „Ich bilde mir wirklich etwas darauf ein, denn nun habe ich mit dem Dichter, den ich von den ‚Jungen' am meisten liebe, doch etwas gemein! Es ist jetzt zwischen uns dreien ein heimlicher Bund."

„Ja," sagte sie, „ich liebe ihn auch — und von seinen Büchern mag ich besonders die ‚Effi Briest', weil darin eine große und tiefe Wahrheit ist. Aber nein, darüber will ich lieber schweigen, sonst kommen wir wieder auf das böse Gespräch von neulich abend." Und nach einer kleinen Pause: „Ich möchte mir diese Stunden nicht verderben. Hier," sagte sie, auf ein anderes Buch weisend, „ist das Nibelungenlied, das der Prinz nicht aus den Händen ließ. — Herr Professor," unterbrach sie sich, „Sie müssen mich schelten, wenn ich so redselig werde. Ist sonst nicht meine Art. Aber Ihnen möchte ich alles zeigen, was mir lieb und teuer ist."

„Und ich höre Ihnen voll Freude zu und bin von Herzen dankbar, liebes Fräulein!"

Als sie darauf den Kopf schüttelte, fragte er: „Glauben Sie mir nicht?"

„Ja," entgegnete sie scheu — „ich hatte nur eine so furchtbare Angst —"

„Vor mir?"

„— daß Sie ohne Abschied fortgegangen sein könnten! Den ganzen langen Tag habe ich auf Sie gewartet!"

„Und wenn ich nicht gekommen wäre, wenn ich unerwartet oder ganz plötzlich hätte abreisen müssen ...?"

„Bitte, bitte, fragen Sie nicht!" Sie wendet sich zur Seite und bedeckt beide Augen mit der Linken.

„Fräulein Stillfried —"

Sie läßt die Hand sinken und blickt wie ein gehorsames Kind zu ihm empor.

„Fräulein Stillfried, ich hätte so nicht abreisen können!"

Er möchte ihr alles sagen und bringt kein Wort hervor.

Was sind das für Gewalten, die seinen Willen lähmen!

„Fräulein ...!"

„Herr Professor ...!"

„Fräulein Stillfried, ich will, bevor ich reise, auf Ihre Berge steigen. Bitte, kommen Sie mit! Da oben in der Höhe läßt es sich freier sprechen."

„Ich freue mich so sehr, Herr Professor, wenn Sie mich mitnehmen!"

Sie sind beide hinter den Tisch vor das große Fenster getreten und blicken über den langen Laubengang hinweg in den Park, wo der Wind von den alten Linden die Blätter fegt.

Aber der Professor wendet sich rasch von dem Bilde ab und betrachtet sinnend den Raum.

Da hängt der Große Kurfürst und an der anderen Wand Fürst Blücher mit blitzenden Augen. Und vor dem niedrigen weißen Kachelofen stehen die Schirme, von der Prinzessin eigenhändig gestickt. Und dem Ofen gegenüber das schmale, viereckige Sofa und die alten Lehnstühle mit den roten Lederpolstern. Und jetzt bleibt das Auge des Professors auf der Waffensammlung haften, die hinter Glasverschluß aufbewahrt wird.

Kornelie erklärt ihm jedes Stück: „Die meisten hat Prinz Waldemar, des Prinzen und der Prinzessin jüngster Sohn, aus dem indischen Feldzuge heimgebracht. Da ist ein indisches Schlachtmesser, mit dem fremdlän-

dischen Namen Kuckerru, dort ein stolzer Waffenschmuck aus weißem und aus schwarzem Roßhaar mit silbernen Beschlägen, wie ihn die schottischen Krieger an der rechten Hüfte getragen. Und hier sind kurze Römerschwerter — und dort ein Säbel mit roter Sammetscheide und reichen Goldstickereien, von der Ostindischen Kompanie dem Prinzen Waldemar zum Geschenk gemacht. Und dies, Herr Professor, sind die Rittersporen, die der König Gustav Adolf von Schweden anlegte, wenn er auf sein Schlachtpferd stieg. Und nun sehen Sie nur die Fülle von Dolchen und Reiterpistolen, die ein schwächliches Gemüt angst und bange machen können."

So führt sie den Professor in das mächtige gewölbte Speisezimmer mit dem gotischen Kronleuchter und der Eichenbekleidung; an den Wänden sind kapellenförmige Einschnitte mit Bronzefiguren, die Karl Martell, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein und Tilly darstellen. Und auf dem riesigen runden Eßtisch steht die echte russische Teekanne, reich in Gold und Silber getrieben, die die Kaiserin von Rußland der geliebten Tante mitgebracht hatte. Und jeder Gegenstand bekommt Leben, und es ist dem Professor, als ob die Prinzen und Prinzessinnen und die preußischen Könige auferstünden und hier an dem runden Tische tafelten ... Und der Becher kreist — und die große Fischbacher Zeit ist wieder wach und lebendig ...

Sie treten jetzt an den großen Tisch des Bibliothekszimmers, auf dem Mappen und Bücher gehäuft liegen.

„Hier ist es gut sein," sagt der Professor mit einem Blick auf den behaglichen, einfach und vornehm ausgestatteten Raum.

„Das dachten die Prinzen und Prinzessinnen auch," antwortet sie. Und indem sie ein kleines, dünnes Büchelchen zur Hand nimmt, fährt sie fort: „An kalten Winternachmittagen brannte in beiden Kaminen gerade so wie heute ein wärmendes, frohes Feuer, und Pastor Hötschmann wurde heraufgerufen. Alles saß rings um ihn herum im Kreise und lauschte seiner tönenden Stimme, wenn er aus dem Schleiermacher vorlas oder aus Hölderlins Gedichten, den die Prinzessin Marianne über alles liebte. Aber eines Tages ist Hötschmann wieder hinaufgerufen worden — und als die Herrschaften begierig warteten, machte er ein sehr geheimnisvolles Gesicht, zog aus der Rocktasche ein dünnes blaues Heft hervor und sagte, zur Prinzessin gewandt: ‚Heut' nehme ich mir die Freiheit, nicht aus dem Hölderlin und nicht aus dem Goethe und nicht aus dem Schleiermacher zu lesen, sondern Ihnen die Gedichte eines schlesischen Poeten vorzuführen, und noch dazu eines, der unter uns in Fischbach lebt und ganz im stillen, ohne viel Aufsehens davon zu machen, seine lustigen Verse schmiedet.'

„Als dann alle auf ihn einstürmten, er sollte den Namen des Dichters nennen, hat Hötschmann den Kopf geschüttelt und hat nein gesagt. Und trotz alles Drängens ist er dabei geblieben. Erst die Gedichte und dann der Name des Dichters —

„Und nun beurteilen Sie selbst, was Hötschmann zuerst seinen Hörern vorlas:

Gieht ma amol vergnügt schpozieren
Im Summer uff doas freie Feld,
An hürt de Vogel jubilieren,
Woas doch am jeden wuhlgefällt;
Ja, do vergißt ma olla Kummer,
An wär' ans Harze noch so vuhl,
Es werd em leichter, werd em wuhl,
Es werd em au im Harza Summer.

Ma hürt derr Stoare lustig Pfeifa,
Derr Schperliche vertraulich Lied,
Derr Lercha an derr Meesa Schleifa,
An tausend anderes Gepiep.
Ma hürt de kluga Gänse schnoatarn,
An do derbeine monchmol au,
Derzwischa anne Pauerschfrau
Mit ihra faula Mänscharn koatarn.

Woas ies doas ferr a lustig Treiba,
Es underhält ees goar zu gutt.
Ma well 'm liebsta sitza bleiba,
Dieweil's em goar zu lomper tutt.
Tutt's doch wie Davids Horfe klinga,
Bal huch, bal tief, bal groob, bal fein,
Ma muß, 's koan goar ne anderich sein,
Zu guderletzte mitte singa.

So ies mersch ackerat geganga,
Mei Harz ies sümmerich geworrn,
Derr Summer hot drin oagefanga,
Ufft hürt ma schun de Frösche quorrn.
De Stoare, Lercha, Finka, Meesa
Sein drinne eiquottiert an au
Die ale, biese Pauerschfrau;
Do gibt's a Singa und a Beesa.

Drum, woas ich ferr Gedichte mache,
Se sein a su gemengeliert,
Bal sein se ferr an ernste Sache,
Bal wieder, woas ma garne hiert.

Denkt ne, es sein geliehrte Drama,
Do tätt ihr mich goar sichr verkenn';
An breng' ich selda Dam an Jenn
An Pille, die a sich koan nahma.

Derbeine bien ich stork on Holma,
Ich koan's ne a su gutt imhüll'n,
Ich breng' euch Zoppa stoats der Polma,
Weil die a Sak viel besser füll'n;
An koan ma sich derbeine wärma,
De Polma sein zum Stoat och bluß.
An doß ich pauersch reda muß,
Doriiber derft err euch ne härma."

„Das ist ja eine wirklich lustige Poesie, so einfach und herzlich — ein paar Ausdrücke hab' ich freilich nicht verstanden. Was heißt das: ‚Derbeine bien ich stork on Holma?'"

„Sehen Sie, so ist es den Herrschaften auch gegangen. ‚Im Holme sein' ist gut Fischbachisch und heißt: deutlich — grob werden. Und die andere Stelle, über die Sie wahrscheinlich gestolpert sind: ‚Ich breng' euch Zoppa stoats der Polma' lautet verdeutscht: ‚Ich bring' euch Zapfen statt der Palmen.'"

„Und wer ist der Dichter?" fragte der Professor.

„Ich mache es wie Pastor Hötschmann und sage, Sie sollen es selber raten:

Dorchs Dichta wurd', wie sich's geziemt,
Amol a Schuster siehr berühmt;
Glei wurd' de ganze Zunft derhoba,
Denn's Werk muß doch a Meester loba.
De Schneider argert's au noch meh',
Doß su an Pechdrohtsiele
Berühmt sol sein, drum dichta se,
Denn e Norr macht err viele."

„Also ein Gevatter Schneider! Ich sage bravo!"

„Ja," antwortete sie, „ein Dorfschneider war's — und was für einer! Und die Prinzessin Marianne hat's zuerst gar nicht glauben wollen — und in die Zeile: ‚Mei Harz ies sümmerich geworrn' hat sie sich ordentlich verliebt. Hötschmann wenigstens hat es erzählt."

„Und wie hieß der Mann?"

„Sie haben im Pfarrhause schon seinen Namen gehört, als von unserem Doktor Kriegel die Rede war. Er hieß Bertermann — Karl Ehrenfried Bertermann, weiland Schneider und Inwohner zu Fischbach, wie auf seinen gesammelten Gedichten steht. Denn die Gedichte hat der Doktor Kriegel, gleich als Bertermann gestorben war, nach Hirschberg in die Redaktion vom ‚Boten aus dem Riesengebirge' gebracht, und dort sind sie dann gedruckt worden."

„Und was war er im Leben für ein Mann?"

„Ach, Herr Professor, er war zeitlebens wie ein Kind, gut, froh und einfältig. Und keiner hat ihm ein böses Wort nachgeredet, als sie ihm so jung das Grab gerichtet haben. Denken Sie nur, er ist nicht über dreißig Jahre alt geworden."

„Und sein Handwerk hat er verstanden?"

„Und wie! Sie können es schon daraus sehen, daß er für Hötschmann und den Doktor Kriegel gearbeitet hat. Er soll gar possierlich ausgesehen haben, war dürr, hager und bartlos und hatte einen schrecklich langen Hals und eine furchtbar große Nase. Aber wasserhelle Augen, die so gut und fröhlich dreinschauten, daß jeder seine Freude an ihm hatte. Sonntags und Wochentags trug er immer denselben Rock, der auf beiden Seiten ganz gleich gearbeitet war. An allen Feiertagen aber wandte er ihn um und sagte dann: ‚Ihr Leute, heut' ha ich mene Sunntagskledasche on.' Und wenn die Kinder auch ihre Possen mit ihm trieben, so ist er ihnen darum nicht gram gewesen. ‚Kinder sind gutt — mit den Kindern muß ma freundlich sein!'

„Und wenn er durch das Dorf auf Arbeit ging, sind sie ihm unter Hallo und Heidi nachgelaufen.

„Wie sah es lustig aus, wenn ihm das Winkelmaß und die lange Schere aus der Rocktasche hervorlugten. Und in der Rechten trug er eine kräftige Weinrebe und in der Linken das Bügeleisen. Denn damals hatte der Schneider keine eigene Werkstatt, sondern ging zu den Kunden ins Haus. Und die Naht wurde noch mit dem Winkelmaß gemessen.

„Und so ist Bertermann in die Weberhütte und ins Pfarrhaus gekommen, zum Häusler und zum Bauern, und überall hat er die Augen aufgetan und beobachtet, und keiner hat sich vor ihm groß Zwang angetan. Er selbst hat so ein Schneiderlein auf seiner Wanderung beschrieben:

Mit Winkelmoaß und Bügeleisa,
Sowie an Schar an Fingerhutt,
Reest seine edle Kunst zu weisa,
Derr Schneidermeester Hoasamutt.

A gieht uff Arbeet vuller Freeda,
Daß har de Leutlan koan belleeda.
Salbst, woas der Schöpfung ne gelung,
Doas repariert a gutt genung.

„Am liebsten aber ist er wohl zu Pastor Hötschmann gegangen. Denn dort gab's in reicher Fülle, was er sonst nirgends fand: Bücher! Und davon hat er sein Lebtag nicht genug bekommen können. Als Junge hatte er immer davon geträumt, Lehrer zu werden. Nun, er war armer Leute Kind, und es hat zu so verstiegenen Wünschen nicht gelangt. Aber seinen Humor und seine Lebenslust hat er darum nicht verloren. Er hat den Huxtbitta gemacht, und wenn im Dorfe eine Hochzeit oder sonst was los war, wenn Kirchmeß gefeiert wurde — der Bertermann-Schneider durfte gewiß nicht fehlen. Hat gesungen und gesprungen, Reden gehalten, Verse geschmiedet und das ganze Volk belustigt. Dabei ist er ein braver, guter Sohn gewesen und hat mit seinen sauren paar Greten, wo er nur konnte, ausgeholfen. Ein paar seiner Freunde haben ihm denn auch die letzten Spargroschen abgezwackt. Das hat ihm freilich einen argen Stoß versetzt — und von der Zeit an hat er vom Sparen nichts mehr wissen wollen und mehr, als ihm gut tat, dem Schnaps zugesprochen. Vorher war er der nüchternste Mensch — weder Trinker, noch Spieler, noch Raucher, höchstens eine Prise Schnupftabak hat er hin und wieder genommen. Er war in seinen Lebensansprüchen von einer rührenden Bescheidenheit. Am Mittag ein Teller mit Kartoffeln und am Abend eine Tasse dünnen Kaffees und eine Brotschnitte, die selten einmal mit einem bißchen Schmalz kärglich gestrichen war.

„Und so furchtbar jung mußte er weg! Wie die große Typhusepidemie in unserem Dorfe ausbrach, war er einer der ersten, den sie auf das Lager warf. Was war das für ein Jammer! Der Doktor Kriegel ist jeden Tag dreimal bei ihm gewesen und Pastor Hötschmann auch.

„‚Bertermann, Sie müssen mir gesund werden — nehmen Sie sich zusammen!' hat der Doktor an seinem Lager gescherzt, wie er schon wußte, daß er ihm nicht helfen konnte.

„Aber wie unser armer Schneider den Doktor so verdammt traurig und todesmatt angesehen und gar kein Wort erwidert hat, ist dem Doktor Kriegel das Scherzen vergangen. Und als dann die schreckliche Not sich einstellte und er keine Luft mehr bekam, da hat Kriegel, der sich sonst eher die Zunge abgebissen hätte, bevor er einen seine innere Weichheit und Herzensgüte merken ließ, sich nicht mehr beherrschen können, und ganz leise hat er zu ihm gesagt: ‚Bertermann, die Arme hoch über den Kopf genommen und nun tief Atem holen — passen Sie auf, es wird gehen.'

„Aber der Kranke hat so seltsam mit den Augen gezwinkert, daß allen, die an seinem Lager standen, weh und bange wurde. Geklagt hat er während der ganzen Zeit mit keinem Sterbenswörtchen. Er hat gefühlt und gewußt, daß es mit ihm zu Ende ging. Und als Hötschmann ihm das Abendmahl reichte, hat er sich mit letzter Kraft noch einmal in seinem ärmlichen Bett aufgerichtet und ist in Jesum Christum eingegangen.

„Das war der Schneider Karl Ehrenfried Bertermann, dem sein Unteroffizier beim Militär, wie er selbst in einem seiner lustigen Lieder aus der Rekrutenzeit hinterher lachend erzählte, zugerufen hat: ‚Fünf suche Porschlan oder acht mach' ich vu Lehm ei enner Nacht!'

„Aber trotz seines schwächlichen Körpers war er im Leben ein fröhlicher, tapferer Volkssänger, der den Kopf in guten und in schlechten Tagen hoch gehalten und im Sterben bei allen Schmerzen die Zähne aufeinander gebissen und mit keiner Wimper gezuckt hat."

Sie schwieg und blickte mit Augen, die in tiefer Erregung glänzten und leuchteten, zu dem Professor empor.

Der aber sagte nach einer langen Weile, bewegt von diesem einfachen Geschick: „Er war ein Liebling der Götter, sein Andenken ist gesegnet ..."

* * *

Ungefähr um die gleiche Zeit, wo die Christine in Bärndorf mit einem schwächlichen Mädchen niederkam, hatte der Haushälter die Witwe in Söderich geheiratet.

Das Mädchen lag apathisch und teilnahmlos in ihrem Wochenbett.

Und wenn Frau Flößer oder Kornelie sie besuchten — die eine mit einer guten Hühnersuppe im Korbe, die andere mit einem Täubchen —, so lehnte sie die stärkende Nahrung ebenso wie den gütigen Zuspruch trotzig ab. Und jammerte die Mutter: „Mädel, mach ok nich su a Gesicht — sterb ma ni furt," so gab sie keine Antwort und warf sich unruhig zur Seite.

Auch das Neugeborene durfte ihr nicht nahe kommen. Kornelie vertrat bei ihm Mutterstelle. Und so oft sie in aller Frühe nach Bärndorf ging, um dem Kinde das Bad zu bereiten, erfüllte sie eine weite Freude und ein frommes, mütterliches Gefühl.

In diesen Tagen ihrer jungen Liebe fiel eben alles Herbe von ihr, und die ganze Fülle ihrer Herzensgüte strömte wie ein reicher Gottessegen über die vergrämte Wöchnerin.

Solch aufopfernder Sorge und Treue vermochte die Christine auf die Dauer nicht zu widerstehen. Ihre Härte schmolz wie der letzte Schnee unter der Frühlingssonne.

Und als sie wieder zu Kräften kam, konnte sie die Stunde kaum erwarten, in der Kornelie sich einzustellen pflegte.

Eines Tages nahm sie ihre Hand und küßte sie. Aber die Kastellanin entzog sie ihr heftig, so daß die Wöchnerin zusammenzuckte. Nur wenn Kornelie am Bette der Christine Frau Flößer traf, wurde sie einsilbig und wortkarg. Sie wehrte sich mit leidenschaftlicher Kraft gegen die Tochter des Herrn von St. Goar, obwohl sie Frau Flößers stillen Ernst in seiner Schönheit und Reinheit empfand ...

* * *

Die Gemeinde hatte zu Pastor Röchtling eine Deputation gesandt, um über Markus Lenz Klage zu führen.

Röchtling durchschaute das Spiel. Er wußte, daß hinter dem ganzen Treiben der zweite Lehrer steckte, der die feindselige Stimmung der Leute gegen Markus Lenz mit allen erdenklichen Mitteln zu schüren suchte. Er wußte aber auch, daß er die Erbitterung der Gemeinde gegen seinen Kantor kaum noch zu zügeln vermochte.

Das schroffe Auftreten des Lehrers, der zurückgezogen lebte, weder Karten spielte, noch trank, war nicht dazu angetan, ihm Freunde zu erwerben.

Die Fischbacher Bauern besitzen ihren Stolz und Dünkel. Ein Lehrer, der nicht schön mit ihnen tut und sich nicht müht, von dem einen eine Gans, von dem anderen einen Sack Kartoffeln und von dem dritten einen Meter Holz zum Präsent zu erhalten, hat schon von vornherein bei ihnen verspielt. Die Fischbacher geben gewiß nicht gern. Es ist ein habsüchtiger Menschenschlag, der seine Groschen zusammenhält. Es muß sich schon um eine so große Sache wie den neuen Kirchturm handeln, wenn der Pastor sie dazu bringt, ihren Säckel zu öffnen. Setzt sich aber so ein armes Luder von Schulmeister aufs hohe Pferd und rührt keinen Finger, um ihre Gunst zu erlangen, so werden sie falsch und tückisch. Und verlangt er gar von den Kindern, daß sie ihre Aufgaben abliefern und gewaschen und gekämmt die Schulstube betreten, so ist er für sie ein unmöglicher Mann, der aus dem Dorfe herausgebissen werden muß, koste es, was es wolle.

Ja, wenn der Herr Pastor in solch einer Frage nicht auf ihrer Seite ist, dann mag der Herr Pastor sehen, wo er bleibt.

Röchtling versucht, die Leute zu beruhigen. Er stellt ihnen vor, daß ihren Kindern eine strenge Zucht fürs ganze Leben nur zum Segen gereichen würde, daß der Lehrer von Grund aus herzensgut und ein Mann sei, dessen sie sich mit Stolz rühmen könnten.

Die Bauern schütteln die Köpfe.

„Für uns ist er zu gutt," meinen sie. Und dann beschweren sie sich, daß ihren Kindern das Lernen sauer fiele, weil der Lehrer ihnen unnütze Dinge beibringe und neue Methoden einführe.

„Das is a eigensinniger Kopp — a ganz verdrehter Mensch, mecht ma sprecha," schloß der Gemeindevorsteher Hampel wuchtig seine Anklage.

Röchtling lächelte bedrückt und schwermütig.

„Was wollt ihr eigentlich?" fragte er unwirsch. „Daraus könnt ihr doch dem Manne keinen Strick drehen, daß er den alten Zopf beiseite geworfen und auf eine klügere und gescheitere Art als früher unterrichtet."

„Wir han auf die alte Art Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, und es ist auch

gegangen, Herr Pastor," entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe der Gemeindevorsteher, und die anderen nickten stumm dazu.

„Das bestreitet niemand. Aber deshalb werdet ihr den Lauf der Welt nicht aufhalten."

Die hellen Augen des Pastors funkelten voll Zorn.

„Hat man früher Dampfmühlen gekannt? Nein! ... Hat man etwas von Dreschmaschinen gewußt? Wieder nein! ... Leute, seid doch nicht so kurzsichtig! Bildet euch doch nicht ein, daß ihr die Weisheit mit Löffeln gegessen habt und berufen seid, über so schwierige Sachen ein Urteil abzugeben. Wer murrt da? ... Ist es etwa eine Schande oder ein Makel, daß ihr von Schuldingen nichts versteht? Will ich damit einen Vorwurf gegen euch aussprechen? ... Fällt mir nicht ein! Ihr arbeitet wie die Lasttiere! Ihr tut eure Pflicht! Ich bin der erste, das freudig anzuerkennen. Aber was nicht eures Amtes ist, davon laßt die Hände! Der Hampelbauer würde mich schön anschauen, wenn ich ihm vorschreiben wollte, wie er sein Feld bestellen soll. Nun also! ... Der Lehrer ist gut, darauf könnt ihr euch verlassen!"

Die Bauern zogen still ab — keiner antwortete mehr —, aber Röchtling blickte ihnen mutlos nach. Er fühlte, daß er nicht einen von ihnen überzeugt hatte, daß sie mit ihren harten Schädeln auf ihrer Meinung beharrten und sich nicht im mindesten von ihm beeinflussen ließen. Er war nur dazu da, um Kindtaufen abzuhalten, zu konfirmieren, Brautpaare einzusegnen und den Toten das letzte Geleitwort zu geben. Und selbst bei solch feierlichen Anlässen drang nur ein karger Lichtschimmer aus ihren verschlossenen Herzen.

Er hatte einmal davon geträumt, seinen Gemeindekindern nicht nur von der Kanzel das Wort Gottes zu künden, sondern ihnen in allen Ängsten und Nöten nahe zu sein. Und mochte er es sich auch nicht völlig eingestehen — in seinem Herzen wuchs immer mehr die Furcht, der Forellenwirt könnte mit seiner Menschenkenntnis und Skepsis ihm gegenüber recht behalten.

Die Frau Pastorin riß ihn aus seinem Grübeln: „Was ist dir in die Krone gefahren?" fragte sie, denn sie las auf seinen Zügen Unmut und Ärger, „du machst ein Gesicht, als ob —"

„Leugne ich nicht," fiel er ihr in die Rede. „Du hast ja die Leute kommen und gehen sehen. Nun, sie haben nichts Gutes gebracht. Sie konspirieren. Sie sind mit einem förmlichen Antrag bei mir gewesen — verlangen, daß ich Lenz fallen lasse."

Die Frau Pastorin erschrak.

„Da haben wir's! Ich habe dir immer gesagt: Du bist zu gut zu ihnen — du solltest ihnen gehörig den Kopf waschen. Statt dessen aber ..."

„Still, meine Liebe, still! Du bist ein gutes Weib, wenn du auch manches nicht einsiehst! Ich bin dazu da, um mit ihnen in Frieden zu leben und im Guten auszukommen. Soll ich mich in Harnisch bringen lassen? Im übrigen werde ich mit unserem Freunde noch meine Not haben — du darfst es mir glauben! Ich wünschte, man könnte ihm etwas mehr Güte und Humor einimpfen. Damit würde er bei unseren Leuten weiterkommen. Unterbrich mich nicht, ich weiß im voraus, was du einwenden willst. Darüber ist zwischen uns kein Meinungsunterschied. Ich decke Lenz, und wenn ich mit der ganzen Gesellschaft ... Nun, so weit sind wir ja gottlob noch nicht!"

Die Pastorin trat auf ihn zu.

„Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt. Ich wollte nur sagen, daß mir Lenz von Tag zu Tag lieber wird. Ich schätze ihn doppelt, weil er einen eigenen Sinn hat, auf den er besteht. Gut, er ist ein Grübler und hat seine Schrullen. Wer hat sie nicht von uns? Und dann meine ich: es ist ein wahres Glück für dich, daß hier im Dorfe ein Mensch ist, mit dem du ein vernünftiges Wort reden kannst."

Röchtling sah sie zwinkernd an.

„Ist es wirklich so schlecht mit uns bestellt? Haben wir nicht den Herrn von St. Goar, Frau Flößer und das Fräulein Kornelie ...?"

„Der Herr von St. Goar lebt in einer anderen Welt — Frau Flößer kommt aus einer anderen Welt. Und das Fräulein ..."

Sie hielt inne und sah ihn fragend an.

„Das Fräulein," sagte er nachdenklich, „erscheint mir freilich selbst verändert. Da

glaubt man einen Menschen zu kennen, und plötzlich stellt sich heraus, daß man den innersten Kern nicht entdeckt hat. Das spricht natürlich nicht gegen Kornelie Stillfried. Ich habe Achtung vor jeder selbständigen Meinung, auch wenn sie mir zuwider läuft. Aber wer hätte geahnt, daß in diesem Wesen so viel Unversöhnlichkeit, so viel Strenge — ich möchte fast sagen, so viel Dogmatik stecken könnte!"

„Wie merkwürdig," antwortete sie, „daß ich nicht im mindesten überrascht war. Sie ist mit ihrer Überlegenheit und Selbstbeherrschung ein abgeschlossener Mensch, an dessen Überzeugungen nicht zu rütteln ist. Notabene, hast du bemerkt, mit welchem Feuer Markus Lenz ihre Ansichten verteidigte?"

Er überhörte ihre Frage.

„Wer kann von sich behaupten, daß er fertig und abgeschlossen ist? Niemand, sage ich! Mich hat es befremdet, daß sie mit solcher Feindseligkeit Frau Flößer gegenübertrat, die übrigens wie eine Edelfrau, wie eine echte St. Goar sich benommen hat. Ich wundere mich doppelt über diese Strenge, da doch ihre eigene Herkunft —"

„Willst du ihr vorwerfen," unterbrach sie ihn, „daß ihre Mutter in ihrer Leidenschaft eine schwache Stunde gehabt — soll sie deshalb —?"

Röchtling schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Wie kannst du mich nur mißverstehen! Mache ich den Sittenrichter? Ich stelle mich jetzt nur auf den Standpunkt des Fräuleins selbst. Ich sage, man sollte zum Mitleid gestimmt sein, wenn die eigene Mutter in der Stärke des Gefühls Norm und Sitte übertrat. Ich will es ganz dahingestellt sein lassen, ob ein Mißachten der Sitte zuweilen nicht Sittlichkeit bedeutet. Ich wiederhole es, mir war ihre Art peinvoll und doppelt unangenehm in Gegenwart des Professors."

„Du nimmst die Sache zu ernst."

„Mag sein, daß ich mir nur einbilde, ein Gewitter in den Gliedern zu spüren, während die Luft rein ist. Kann mir nicht helfen, ich werde so ein bängliches Gefühl nicht los."

„Du bist deiner Bauern wegen verstimmt."

Er richtete sich auf und trat dicht an sie heran. „Wie kannst du so törichtes Zeug reden! Mit den Bauern werde ich fertig, auch wenn sie mit ihren Trotzköpfen die Türen mir einrennen. Davor ist mir nicht angst — aber wie wird das mit Lenz werden?"

„Ich bürge dir für ihn."

„Ich frage mich im stillen," fuhr er unbeirrt fort, „ob ich mit meiner Bekehrung nicht etwa vorschnell gehandelt habe. Lenz ist ein Mensch, der beständig in sich gräbt und sich zuletzt noch selber untergräbt. Kann ein solcher Charakter überhaupt zu einem inneren Christentum gelangen — muß er nicht seiner ganzen Anlage nach alles Positive ablehnen? Es gibt vielleicht Naturen, deren Stärke gerade darin liegt, einen Glauben, ein Bekenntnis nach dem anderen abzuschütteln. Ich kann Lenz den Bauern gegenüber decken, auch wenn es harte Kämpfe kosten sollte. Bin ich aber im stande, ihn vor sich selber zu schützen?"

„Du bist es! Merkst du denn nicht," fügte sie nach einer Weile hinzu, „daß Lenz sich selbst eine Schutzmauer errichtet hat, daß sein ganzes Sehnen zu Fräulein Stillfried drängt?"

Pastor Röchtling legte beide Hände auf die Schultern seiner Ehefrau: „Das gerade ist für mich das Ernstliche und Bedenkliche. Ich fürchte, er ist, ohne sich völlig darüber klar zu sein, im Hinblick auf das Fräulein Christ geworden. Er hoffte, durch seinen Übertritt eine Kluft zu überbrücken, und muß nun erkennen ..."

Er kam nicht zu Ende, da das Mädchen an der Tür klopfte und Frau Flößer meldete, die unmittelbar darauf eintrat.

„Störe ich die Herrschaften?" fragte sie, indem sie zögernd auf der Schwelle stehen blieb.

„Im Gegenteil," antwortete Röchtling. „Wir haben uns ja seit dem stürmischen Abend noch nicht wiedergesehen. Meine Frau und ich sprachen gerade davon. Es mag Ihnen verwunderlich genug vorgekommen sein!"

„Nein," erwiderte sie voller Überzeugung. „Wenn auch heftige Worte fielen und der Sinn, der hinter dem Worte stand, vielleicht noch bitterer war als das Wort selbst, so habe ich doch Ihr Haus mit einem Gefühle der Befriedigung verlassen."

„Sie zürnen dem Fräulein nicht?" fragte Röchtling erstaunt.

„Darüber dürfen Sie unbesorgt sein — ich wünschte ihr im Gegenteil nahezutreten. Sie ist eine feine Seele, das empfindet man beim ersten Blick.“

„Das ist sie,“ bekräftigte die Frau Pastor, „und kein Mensch vermag sich ihrer Eigenart zu entziehen.“

Und Pastor Röchtling setzte hinzu: „Es ist, als ob das Schloß für sie gebaut wäre. Sie erfüllt es mit ihren Schönheitsträumen, in denen sie lebt und webt. Und vielleicht wird gerade dies für sie zum Verhängnis, daß sie aus versunkenen Erinnerungen sich eine Gegenwart zurechtgehämmert hat, die, weil sie nur in ihrer Vorstellung existiert, einen falschen Sinn des Daseins ihr offenbart.“

„Ich möchte,“ antwortete Frau Flößer leise, „mir dieses Wesen nicht anders vorstellen und wünschen, als es ist. Bei ihr deckt sich Lebensauffassung und Person, was selten genug vorkommt. Ich finde das wundervoll, wenn auch meine robustere Natur und meine Sinnenfreude sich gegen jede weltliche Abkehr sträubt und mehr auf irdische denn auf himmlische Dinge gerichtet ist. Aber bei ihr stimmt es, und das ist das Entscheidende.“

„Ich fürchte nur,“ erwiderte er, „um in Ihrem Bilde zu bleiben, verehrte Frau, daß dem Fräulein der härteste Konflikt bevorsteht, wenn das Himmlische und das Irdische in ihr zusammenprallen, wenn das Leben ihre strengen Theorien schonungslos über den Haufen wirft. Dann müssen die äußeren Geschehnisse durch die Deutung, die sie selbst dem Leben gibt, für sie tragisch werden. Ich bekämpfe also in ihr das Heroische als das Lebensfeindliche.“

Frau Flößer sah den Pastor lange in tiefem Nachdenken an, ehe sie mit gedämpfter Stimme hervorbrachte: „Das Heroische ist wohl immer das Lebensfeindliche, und dennoch gibt es erst unserem Dasein Duft und Farbe.“

Sie schwiegen eine Weile.

Dann fragte Frau Flößer: „Ist es wahr, daß der Vater des Fräuleins ein Graf Lehnsdorf gewesen ist?“

„Es soll ein Graf Lehnsdorf gewesen sein,“ antwortete Röchtling, „der sich in ihre Mutter, die als bescheidene Näherin in vornehme Häuser kam, leidenschaftlich verliebte. Das Mädchen wurde dann an einen Gutsbeamten, Namens Stillfried, verheiratet und brachte in ihrer Ehe noch eine zweite Tochter zur Welt. Niemals,“ schloß er, „habe ich die Unterschiede der Geburt so unmittelbar feststellen können wie damals, wo das Fräulein mit dieser ihrer Schwester, einem frohen, warmblütigen Ding, hier in Fischbach einzog.“

„Mir kommt sie immer wie eine Prinzessin vor,“ sagte Frau Röchtling. „Und in der Tat gibt es auch Leute,“ setzte sie rasch hinzu, „die in dem Grafen Lehnsdorf nur eine vorgeschobene Person sehen und fest behaupten, daß der Großherzog von —“

„Das sind Gerüchte, die fremde Sommergäste ausgestreut haben und am wenigsten von dir verbreitet werden sollten!“ Damit schnitt Röchtling unwillig seiner Frau das Wort ab.

Aber die Pastorin, durch den ungewohnten und strengen Ton ihres Mannes herausgefordert, sagte mit Nachdruck: „Es sind mehr als leere Gerüchte!“ ...

* *
*

An einem klaren, wolkenlosen Herbsttage — die Luft war warm und flüssig — holte der Professor das Fräulein zum Aufstieg in die Berge ab. Und wie er jetzt ihr zur Seite schritt, da hatte er eine stille Freude an der stolzen Art ihres Ganges und ihrer aufrechten, freien Haltung, aus der so viel Würde und schönes Selbstbewußtsein zu ihm sprachen.

Sie wollten nach Schmiedeberg und von da aus nach den Grenzbauden. An der Kreuzung des Weges blickten sie noch einmal durch das kahle Geäst der schwarzen Zweige auf das Schloß, das, von der Herbstsonne beleuchtet, in stiller Pracht schwermütig und märchenhaft hinter dem dunklen Wallgraben lag.

Als der Professor in die alte Lindenallee einbiegen wollte, deren laublose Stämme groß und erhaben in die Landschaft ragten, rief das Fräulein mit herzhafter Stimme: „Halt! Sehen Sie, Herr Professor, hier stehen wir auch auf historischem Boden, denn in den großen Fischbacher Zeiten wurden unter

diesen mächtigen Baumriesen Jahrmarktszelte aufgeschlagen — damals ging man noch nicht nach Hirschberg. Und mitten unter die Dorfbewohner, die zum Markte drängten, um ihre Einkäufe zu besorgen, mischten sich die hohen Herrschaften. Da sah man den König Friedrich Wilhelm III. mit den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm, da sah man den Schloßherrn mit der Prinzessin Marianne, die von Stollberg und Kreppeldorf mit ihren Damen, die Grafen von Jannowitz und Reuß von Stonsdorf, den Fürsten Anton von Radziwill mit seinen schönen Töchtern — und wenn das Glück hold war, konnte man mitten unter dem sich tummelnden Volke den Feldmarschall von Gneisenau und den Freiherrn von Stein herauserkennen. Und mancher armen Landfrau, die mit ihren paar Gräten hilflos vor all dem Reichtum stand, der ihr in die Augen stach und doch für sie unerschwinglich war, fiel plötzlich von ungefähr ein harter Taler oder gar ein goldener Dukaten in den Schoß."

Der Professor hörte ihrem lieblichen Geplauder zu, und das Herz ging ihm auf, während zugleich eine tiefe Trauer ihn durchdrang.

Warum war das Glück so spät auf ihn zugeeilt, warum durfte er es nun, wo es ihm nahe war, nicht an sich reißen ...?

Ein bitteres Empfinden stieg in ihm auf. Er war einsam und allein gewesen vor seiner Reise in die Berge, aber des ganzen Elends, das seiner in der Heimat wartete, wurde er sich jetzt erst bewußt. Gelehrte Arbeit und Forschung hatten ihn bis dahin ausgefüllt, so daß die schmerzhafte Leere in seinem Gemütsleben ihm erst jetzt ganz fühlbar wurde.

Er fuhr plötzlich zusammen, als ob es ihn fröstelte.

Da sah sie tief erschrocken zu ihm empor und wagte es doch nicht, eine Frage an ihn zu richten. Ihre Züge drückten jedoch so viel Hingebung und Besorgnis aus, daß ein warmer Hauch des Glückes ihn traf.

Der Forst tat sich vor ihnen auf — der Wald mit seiner großen Einsamkeit und seinem tiefen Schweigen, das hin und wieder nur durchbrochen wurde durch das Fallen dürrer Blätter, durch das Krächzen des Nußhähers, der beutelustig hoch über die Gipfel flog, durch das Balzen des Birkhahns, durch das Gekläff der Hofhunde, das vom Dorfe her zu ihnen herüberklang.

Schweigend schritten sie durch die Stille, jedes dem anderen so nahe, voll des Verlangens, sich Liebes und Gutes zu sagen, ihre Herzen voreinander aufzuschließen, und doch zurückgehalten durch die bange Scheu und Angst, ein einziges lautes Wort könnte ihre junge Seligkeit zerklirren machen.

Nun tauchten die ersten Häuser des kleinen Schmiedeberg vor ihnen auf, und bald war die Stadt mit ihren engen Gassen, mit ihren Giebelhäusern, alten Toren und Kolonnaden erreicht. Und weil es vom Turme zwölf schlug, gingen sie in den „Goldenen Stern", um dort zu Mittag zu essen.

Mitten auf dem Wege blieb Kornelie stehen.

„Sehen Sie, Herr Professor, in diesem Hause hat während des Siebenjährigen Krieges der Große Friedrich gewohnt, und nun führe ich Sie noch zu der Wohnstätte des armen Karl von Holtei, den ich von allen schlesischen Dichtern am meisten liebe."

Auf einmal brach sie in ein herzhaftes Lachen aus, und als der Professor sie fragend und verwundert ansah, erwiderte sie: „Ach, mir fiel gerade die Stelle aus den ‚Vagabunden' von ihm ein. Kennen Sie dieses lustige und wehmütige Buch, Herr Professor?"

„Nein, ich kenne es nicht."

„Nun, es wird da eine zigeunerhaft herumwandernde Gauklerbande geschildert, die in ihrem großen grünen Wagen die Dörfer abklappert und Vorstellungen gibt. Und die Frau des Hexenmeisters, der an der Spitze der Truppe steht, ist guter Hoffnung, und die ganze Gesellschaft betet inbrünstig zu Gott, er möchte doch eine rechte Mißgeburt zur Welt kommen lassen, zur Hebung des Geschäftes, das dringend einer neuen Attraktion bedarf. Und wenn ich mich recht erinnere, geht ihr Gebet dahin, es möchte ein Menschenkind werden ohne Arme und Beine."

Der Professor stimmt in ihr helles Lachen, das ihm silbern klingt, mit ein. Er nimmt seine Brieftasche heraus und notiert: „Karl von Holtei, Die Vagabunden".

Sie aber sagt: „Es ist eins von den vergessenen Büchern, um die es jammerschade ist.“

Nun treten sie in den Gasthof und bestellen das Mittagsmahl.

Und als der leichte, goldene Wein vor ihnen steht, füllt der Professor die Gläser. Er stößt mit ihr an und blickt dabei in ihre weit geöffneten Augen, die in Liebe schimmern und glänzen.

Da läßt er den Arm schlaff sinken, und sein Gesicht umschattet sich von neuem.

Sie merkt es sofort, und ihre Augen füllen sich mit Tränen, obwohl sie mutig gegen den Schmerz ankämpft, der in ihr arbeitet.

Er sucht vergebens nach Worten, die sein unstetes Wesen deuten, ihr sagen sollen, weshalb er es nicht wagt, mit vollen Zügen aus dem Becher des Glückes zu trinken. Oben auf den Bergen wird sie es erfahren. Aber schon der Gedanke daran schafft ihm neue Pein und Not.

Nach einer Weile faßt sie sich, nimmt ihr Glas ein wenig in die Höhe und sagt mit einer Stimme, die leicht zittert: „Auf Ihr Glück — auf Ihr Wohl — auf Ihre Freude, Herr Professor!“

Dann trinkt sie das Glas mit einer stolzen Bewegung bis auf den letzten Tropfen aus. Und fast übermütig: „Herr Professor, Sie sollen mir heute guter Laune und von ganzem Herzen froh sein. Denn wer weiß, was auf diesen Tag folgt — für mich wenigstens —“ fügt sie nach einem Weilchen hinzu.

„Für Sie?“ fragt er leise.

Da sieht sie mit einem großen, dunklen Blick zu ihm empor, und mit jener Offenheit, deren ein liebender Mensch nur fähig ist, sagt sie: „Ich habe solche Furcht, Herr Professor, Sie könnten, wenn Sie zu Ihren Schülern und gelehrten Freunden zurückgekehrt sind, uns vergessen wie das Bild einer Landschaft, das für einen flüchtigen Augenblick dem Wanderer sich aufgedrängt hat.“

Er antwortet kaum hörbar: „Was ich von hier mitnehme, ist die unverdiente Ernte meines ganzen Daseins. Gebe Gott, daß ich unter dem Reichtum nicht zusammenbreche.“

Sie vernimmt in tiefer Freude seine Worte und hört zugleich aus ihnen einen Ton heraus, der ihr unsagbar wehe tut ...

Das Mahl ist beendet, und beide erheben sich, um den Aufstieg anzutreten.

Sie hat das Bedürfnis, sich ihm mitzuteilen, und so erzählt sie ihm von ihrer Jugend, von ihrer Mutter — und wovon sie niemandem zuvor die leiseste Andeutung gemacht, ihm erzählt sie es in ihrer schlichten, einfachen Weise, daß die Mutter vor ihrer Heirat einem hohen Herrn angehört, und daß sie selbst nur in der frühesten Kindheit ihren Vater, einen großen, stattlichen Mann, in einer blitzblanken, glänzenden Uniform, zwei- oder dreimal gesehen habe.

Sie erscheint ihm wie ein Bergquell, auf dessen Grund er zu sehen vermag — ihm ist, als ob er sie nicht Tage, sondern von Anbeginn seines Denkens und Fühlens kennt.

Aber als sie schüchtern zu seinem eigenen Leben übergeht und leise sagt, sie hätte eine hohe Freude, daß er an solcher Stelle stehe und zur Lösung so großer Aufgaben berufen sei, da steigt ihm die Schamröte ins Gesicht. Er bleibt mitten auf dem Wege stehen.

„Ich will,“ antwortet er, „daß auch Sie in mein Innerstes blicken und mich nicht anders beurteilen, als ich gerade von Ihnen beurteilt sein möchte. Ich habe auch einmal in einer Art von geistigem Hochmut den deutschen Professor für ein bevorzugtes Wesen gehalten, das sich von allen anderen abhebt. Ich darf zu meiner Ehre sagen, daß ich von dieser Auffassung sehr schnell zurückgekommen bin, sowohl aus der Erkenntnis meiner eigenen engen Grenzen als auch aus der Einsicht, daß es nirgends so viel Dünkel gibt wie gerade hier. Sie sind stolz auf ihr bißchen erworbenes Wissen und ahnen oft nichts von der Größe des wahren Forschers. Sie verfolgen sich mit Neid und Scheelsucht — ihre ganze Begierde läuft darauf hinaus, emporzusteigen, ihren Schülern und Anhängern Stellungen und Pfründen zu verschaffen und ihre Widersacher und Gegner mit allen Kräften herabzusetzen und zu schädigen. Wie viele von ihnen sind armselige Kärrner, und nur ganz abseits stehen einige wenige, die auf die Höhen der Forschung geklommen, in ihre Tiefen hinabgestiegen sind. Denn durch erworbenes Wissen, liebes Fräulein Kornelie, wird man noch lange nicht zu einem alles durchdringenden Geist. Wem nicht Gott eine beflügelte Phantasie und

einen seherischen Blick verlieh, der sollte von seinem bißchen Existenz nicht gar so viel Wesens machen!"

„Ihnen gab Gott alles," entgegnet sie mit starker Stimme. Und während ihre Züge sich röten, fährt sie rasch fort: „Herr Professor, es ist mir, obwohl ich unbeträchtliches Menschenkind eigentlich kein Urteil aussprechen darf, eine unumstößliche Gewißheit, daß Sie Persönlichstes und Eigenstes zu geben vermögen und auf die Seelen derer wirken müssen, die Ihnen zuhören."

Und als sie mit feinem Instinkt auf seinem Gesicht eine Art von Befremdung über ihre Ausdrucksweise zu lesen meint, sagt sie mit einem kühnen Blick ihrer Augen, in denen unverhüllte Bewunderung und Hingabe liegt: „Ich fühle, daß das Worte sind, die groß und feierlich klingen! Verlachen Sie mich nicht als Schwärmerin — bei mir sind es nicht nur Worte, bei mir ist es eine Überzeugung! Sie müssen mir glauben!"

„Ich glaube Ihnen, und nie im Leben hat mich ein Glaube reicher gemacht als dieser," entgegnet er mit großem Nachdruck und tiefem Ernst.

Sie waren allmählich auf dem Kamm angelangt und blickten von der Höhe zu den Bergzügen hinüber, die in herber Schönheit vor ihnen lagen. Sie blickten hinab in das Tal und hinein in den dunklen Hochwald, in den das leuchtende Gelb der Lärchen grelle Lichter warf.

Die Steilheit der Hänge, die weiten Schutt- und Geröllfelder nahmen den Professor gefangen.

„Mich dünkt, ich wäre auf dem Hochgebirge," sagt er staunend, während er seinen Blick über die Bergkette schweifen läßt. „Man vermißt eigentlich nur die diamantene, von Schnee und Eis funkelnde und glitzernde Krönung des Höhenzuges."

„Das alles, Herr Professor, haben Sie im Frühjahr — Sie müssen wiederkommen! Dann trotzt der in den tiefen Bergnischen festgefrorene Winterschnee noch lange der Wärme, und von den Schultern des Kammes glitzern und blitzen noch ganze Wochen die durch die gefrorene Schneedecke gebildeten Eisschilde hinaus in die grünende Landschaft. Und wie mannigfaltig ist das Grün, von dem gelblichen Hellgrün des Grases angefangen bis zu dem schwärzlichen Dunkel der Fichtenhölzer ..."

Der Professor lauscht ihr hingerissen. Und wie sie dahinschreitet, schlank und hochgewachsen, das Haar vom Winde zerzaust und wild flatternd, die Augen vor Lebenslust leuchtend und sprühend, das Kleid hochgeschürzt, scheint sie ihm mit Wald und Berg verwachsen, wie eine nordische Gestalt der Sage, groß, kühn, frei, stolz und schön.

Und sie selbst wird sich ihrer Kraft, Stärke und Schönheit bewußt, die ihr in dieser Stunde um des geliebten Mannes willen zu einem kostbaren Besitze werden.

In einem Verlangen, das über alle seine Selbstbeherrschung hinauswächst, umschlingt er sie und zieht sie leidenschaftlich an sich.

Diesen Augenblick des höchsten Rausches genießt er wie ein Verdürstender, wie ein Zecher, der den stärksten Trunk des Lebens zu sich nimmt, der den Becher bis zur Neige leeren muß, auch wenn er wüßte, daß er sich zu Tode trinkt.

Sie schmiegt sich fest an ihn, als fürchtet sie, ein böser Berggeist könne ihr den Liebsten entreißen. Und plötzlich schüttelt ihren jungen Körper ein wehes Schluchzen.

Er sieht angstvoll und bestürzt zu ihr empor. Da lächelt sie durch Tränen. Ihn aber durchfährt ein eisiger Schreck. Sein Blick wird verstört. Und alles Glück ist hinweggeweht wie Blütenstaub.

Sie hat im Nu die Veränderung auf seinem Antlitz wahrgenommen. Ihre Arme lösen sich todesmatt. Alle Wärme ist von ihr genommen, und fröstelnd wendet sie sich ab ...

Und als ob die Natur mit dem Umschwung und der Vernichtung ihrer Glücksstimmung einverstanden wäre, beginnt auf einmal das Luftmeer unruhig und bewegt zu werden. Seine Wellen branden gegen ihre Körper, und der Sturm bläst ihnen wilde, tolle Melodien in die Ohren.

„Kornelie!"

Trotz des Windbrausens vernimmt sie seine Stimme. Sie kehrt sich sofort zu ihm um. Auf ihrem blassen Gesicht liegt ein solcher Ausdruck des Glaubens und der Demut, daß all sein Mut und seine Kraft zerschellt.

Er schöpft tief Atem und streicht linde durch ihr wirres Haar.

„Es muß zwischen uns Wahrheit sein,“ sagt er mühsam, „auch wenn die Wahrheit dir ins Herz schneiden wird.“

Wieder hält er inne.

Hand in Hand sehen sie auf die Berge, und beide dünkt es, als ob die höheren Gipfel sich vom Kamme loslösten, als ob der ganze Gebirgsrücken von einer großen Unruhe und Bewegung beherrscht würde.

Und während er schmerzhaft ihr Bangen und Beben fühlt, erzählt er ihr, wie er mit aller Kraft versucht habe, sein übermächtiges Empfinden für sie zurückzudrängen, weil er an eine finstere Häuslichkeit, an ein freudloses Heim gebunden sei.

„Ich will,“ fährt er fort, „nichts gegen die Frau sagen, die an meiner Seite lebt, denn niemand kann für sein Wesen verantwortlich gemacht oder gar verurteilt werden, weil das Erdreich, in dem er wurzelt, dürr und mager ist, weil sein Lebensbaum weder Blüten treibt, noch Früchte trägt. All meine Sinnenfreude und mein Glücksverlangen hatte ich eingesargt ... Nun hat ein spätes Schicksal dich und mich zusammengeführt — und am Wege wachsen holde, duftende Blumen. Dürfen wir sie pflücken? ... Sei milde gegen mich, liebe, liebe Seele! Vergib, wenn es mir an Mut —“

Sie wehrt mit verängsteten Augen ab. Sie ringt den Schmerz nieder, der in ihr arbeitet und wie ein kalter Regenschauer sich auf alle Blütenträume ihres jungen Herzens legt.

Dann aber richtet sie sich gerade auf, als wollte sie Wind und Wetter trotzen, und indem sie ihm voll in das Gesicht blickt, sagt sie — und aus dem Ton ihrer Stimme klingt ihre ganze Liebe —: „Dieser Tag gehört dir und mir, und die Berge gehören uns — und der Sturm und die Windsbraut spielen für uns die Orgel — du und ich, wir hören ihren brausenden Gesang!“

Dann küßt sie ihn mit ungestümer Kraft und flüstert ihm zu: „Ich bin dir gut von ganzer Seele!“

Hand in Hand, in tiefem Schweigen steigen sie empor. Und beide haben den gleichen Gedanken, daß dieser Tag nie enden könnte.

Als sie nach einer langen Wegstrecke Rast machten, um Atem zu schöpfen, sagt er: „Ich gehöre zu den Menschen, die langsam und spät reifen, darum ist auch mein Glück jetzt erst aufgeblüht.“

Sie nickt ihm still zu, und ihre Hand verwächst mit der seinigen.

Wieder schreiten sie weiter, und auf einmal stehen sie vor den Grenzbauden.

Mit leuchtenden Mienen treten sie ein; ihnen ist, als ob sie zu dem Altar gingen, um das Gelöbnis für das Leben abzulegen.

„Eine Flasche Wein, Herr Wirt!“

Sie trinken sich zu und blicken einander tief in die Augen. Nur zuweilen scheint Kornelie in ein leises Träumen zu versinken — ein rätselhafter, versonnener und weltfremder Ausdruck tritt dann auf ihre Züge. Fühlt sie Friedrich Gepperts Augen auf sich gerichtet, so sieht sie scheu in ihr Glas, als wollte sie ihre innere Unruhe vor ihm verbergen.

Sie rafft sich jedoch bald aus ihrem Sinnen auf, und mit einer lieblichen, holden Schüchternheit bittet sie um Verzeihung für ihr sonderbares Wesen.

Er streichelt statt aller Antwort nur sanft ihre Hand. Und nun plaudern sie wie zwei frohe Kinder, und aus jedem Blick, aus jedem Worte schöpfen sich beide die Gewißheit, daß sie fest miteinander verwoben sind.

Aber ganz von ungefähr schlägt Korneliens heitere Stimmung in tiefen Ernst um, und kaum hörbar fragt sie ihn, wann er abreisen werde.

„Ich muß morgen fort,“ erwidert er beklommen.

Da nickt sie still, und nach einer kleinen Pause sagt sie: „Ich finde es gut und schön, daß auf diesen unseren Tag so schnell der Abschied folgt.“

„Und soll ich nicht im Frühling wiederkommen?“

Sie schüttelt mit einer raschen Bewegung den Kopf, und wieder beherrscht die alte flackernde Unruhe ihr Gesicht.

„Ein Abschied für immer?“

„Nein!“ antwortet sie mit fester Stimme, „es ist kein Abschied — wir sind beieinander, auch wenn wir uns nicht sehen — wer kann uns trennen?“

Da begreift er sie — und nun weiß er, daß ihre starke Seele mit sich gerungen und gesiegt hatte.

Sie blickt ihn voll und durchdringend an, mit so sieghaftem Glauben und Vertrauen, daß er an ihrem Entschluß nicht zu rütteln wagt, von einer unsagbaren Ehrfurcht vor ihrem Willen erfüllt ...

Sie machen sich reisefertig, um den Abstieg und Heimweg anzutreten.

„Nun geht es in die Tiefe," sagt sie leise klagend.

Es klang wie ein Wimmern, wie ein wehes, unterdrücktes Schluchzen.

Draußen harrte ihrer der Sturmwind, der stoßweise ihnen entgegenbellte, und dichte Nebelfetzen krochen an sie heran und hüllten sie ein.

Sie bleiben stehen und blicken in die Nebel, die alles verhängen und ihren grauen Schleier über die Luft und die Berge ziehen.

Aber auf einmal dringt die Sonne hell durch die Dunstschicht, und während die Nebel in wilder Brandung zu dem Bergsockel emporzüngeln, ohne ihn ganz wieder zu erreichen, sehen der Professor und Kornelie, leise aufschreiend, plötzlich, wenige Schritte von sich entfernt, ihr eigenes Spiegelbild im Nebel auftauchen und rasch wieder verschwinden.

Sie haben sich unwillkürlich an den Händen gefaßt und blicken sich verstört eine flüchtige Sekunde an.

Der Professor faßt sich rasch. „Was war das?" fragt er ein wenig verwirrt.

„Das Brockengespenst war es," erwidert sie in hilfloser Angst. Und mit scheuer Stimme fügt sie hinzu: „Nur ganz selten taucht es auf, und wer ihm begegnet, sagen die Leute — Nein — nein," unterbricht sie sich, „es ist ja Unsinn — törichter Aberglauben ist es!"

Trotz dieser Beteuerung ist jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht gewichen, und zitternd und frierend klammert sie sich fest an den Professor.

Er zieht sie an sich, und willig läßt sie es geschehen. Aber all seinen gütigen Worten und bittendem Zuspruch setzt sie ein hartnäckiges und düsteres Schweigen entgegen.

Rascher eilen sie hinab. Aber je mehr sie der Tiefe entgegenstreben, desto dunkler umwölkt sich der Himmel. Und ehe sie sich's versehen, entladet sich zu ihren Häupten unter rollendem Donnergekrach das Unwetter, und aus dem schwarzen, undurchdringlichen Gewölk schießen und zucken ganze Garben von Blitzen über den Kamm.

Des Professors Augen leuchten zu Kornelie hinüber.

„Allen Gewalten trotzen wir!" sagt er in frohem, zuversichtlichem Tone.

Sie aber hängt sich, ohne ein Wort zu entgegnen, schwer in seinen Arm und meidet sein Auge.

Der Abend dunkelt, als sie frierend und durchnäßt auf die ersten Häuser Schmiedebergs zueilen und endlich den „Goldenen Stern" erreichen.

* *
*

Viele Wochen sind ins Land gegangen, seit der Professor Fischbach verlassen. Aber die Spur seines kernhaften Wesens ist zurückgeblieben, und an manchen Winterabenden wird von ihm gesprochen.

Auf den Bergen liegt der Schnee, und der Schuster- und der Großteich sind fest zugefroren. Um die vierte Nachmittagsstunde breitet die Dunkelheit langsam ihre schweren Fittiche über das Dorf — es ist, als ob die Luft dann dicker und massiger würde und gleichsam auf das Tal herab sich senkte.

Die Leute von Fischbach gehen, wenn das Vieh abgefüttert ist, zum „Lichten".

Es brennt die Lampe auf dem runden Tisch und wirft durch die niedrigen, kleinen Fenster einen freundlichen Lichtschimmer in die Finsternis. Die Bäuerin hat Buttermilchklößel gebacken, und Schnaps und dünnes Lagerbier wird in reicher Menge vorgesetzt. Und trifft es sich, daß gerade ein Schwein geschlachtet ist, so geht es hoch her. Aus der großen Schüssel wird die kochend heiße Suppe gelöffelt, und die dampfende Blut- und Leberwurst wird mit Behagen verzehrt.

Die Stube ist überheizt, denn die Lichtengänger verlangen ein warmes Zimmer. Die Männer trinken aus dem gemeinsamen Gläsel, und bis der Morgen graut, spielen sie mit den abgenutzten, schmutzigen Karten. Die Zungen der Frauen stehen nicht still, aber auch die Hände regen sich emsig. Sie sitzen am Rocken und spinnen, oder sie holen die bis an den Rand gefüllten Körbe hervor,

die Sommerausbeute von all dem Federvieh, das in den Höfen sein Gegacker und Geschnatter ertönen ließ, bis das letzte Stündlein geschlagen. Die Frauen rupfen die Federn, so daß nur der magere Kiel übrigbleibt. Dann werden die Daunen in alte Ziechen gepackt und bis zum Bedarf auf dem Boden aufgestapelt.

Bevor nicht der letzte Tropfen ausgetrunken ist und man mit schweren Zungen und verglasten Augen sich gegenseitig seine Niederträchtigkeiten und Vergehungen vorgeworfen hat, ist der Lichten nicht beendet.

Die Männer torkeln mit roten Köpfen aus den Türen, und auch die Weiber sind benebelt, so daß es Not und Mühe kostet, den Heimweg zu finden ...

Auch in dem getäfelten Gemach des alten Herrn von St. Goar, das seit vielen Jahren außer Pastor Röchtling keinen Gast beherbergt hat, herrscht wieder geselligeres Leben. Im Kamin lodert ein helles und wärmendes Feuer, knorrige Holzscheite knistern und knattern, und Frau Flößer schürt die rote Glut.

Röchtling kommt mit seiner Frau, Markus Lenz findet sich ein, und selbst den Widerstand Kornelies hat Frau Flößers stille Art bezwungen.

Allen ist es freilich aufgefallen, wie einsilbig das Fräulein geworden, wie ihr Auge verloren um sich blickt, wie sie zuweilen mit trostlosem Ausdruck in die Glut starrt und aufschreckt, wenn an sie das Wort gerichtet wird. Aber niemand stellt Fragen.

Der Herr Hofmarschall taut noch einmal auf. Aus reichen Erinnerungen erzählt er, dazwischen hin und wieder mit verschränkten Armen durch den weiten Saal schreitend oder am Kaminfeuer sich die Hände wärmend. Und der Saal mit seinen uralten Schränken und Trinkhörnern, mit der Fülle seiner Geweihe und Jagdflinten weiß nichts von unseren närrischen Läuften, ist selber noch ein lebendiges Überbleibsel aus der alten Zeit. Hier haben auch Hötschmann und Doktor Kriegel in ernsten und in heiteren Stunden gesessen.

Der Hofmarschall erzählt vom Prinzen Adalbert, der die deutsche Seemacht gegründet hat und auf dem Großteich mit der Dorfjugend zierliche Schiffe und Kähne vom Stapel ließ und seine ersten Flottenübungen veranstaltete. Er erzählt, wie über Pastor Hötschmann das schwere Unglück hereinbrach und er im hohen Greisenalter das Augenlicht verlor. Ohne Murren, fest und unerschütterlich in seinem Gottvertrauen, wie ein Mann und Held nahm Hötschmann die Schickung auf sich. Ihn hinderte sein Elend nicht, der Gemeinde ein treuer Hirt zu bleiben und in aller Liebe und Kraft sein Amt weiterzuführen.

„Nicht in meiner Todesstunde vergesse ich es, wie der blinde Hötschmann die vierhundertjährige Gedächtnisfeier für Martin Luther abhielt, um noch einmal in tiefer Gläubigkeit vor der festlichen Gemeinde von dem Kern und Stern seines evangelischen Glaubens Zeugnis abzulegen. Und am 14. September, dem vierzehnten Sonntag nach Trinitatis, Anno 84, hat er zum letztenmal auf der Kanzel gestanden und seine Hörer in der Seele ergriffen — und jeder fühlte und wußte, daß er Abschied von uns nahm, als er mit bereits ermattender Stimme auf Grund der Sonntagsepistel über die Werke des Fleisches und die Früchte des Geistes sprach. Sein Wort war stark und machtvoll, und sein Leben war rein und schön. Er war die Güte und Milde in Person, sein Zorn traf nur die, die im Volke wühlten und den König und das Vaterland bekämpften."

Er hielt inne und fuhr müde über seine hohe Stirn.

Da sagte Lenz, und alle blickten erstaunt empor: „Man kann im Volke wühlen und doch sein Vaterland lieben. Ich erkenne Hötschmanns Wirken an und glaube dennoch, daß er in der von Ihnen eben angedeuteten Richtung, Herr Hofmarschall, unduldsam und hart gewesen ist."

„Oho, da bin ich anderer Ansicht, Herr Lehrer!"

Der Hofmarschall richtete sich kerzengerade und kampfbereit auf.

Lenz aber fuhr unbeirrt fort: „Hötschmann hat den Sinn des Jahres 48 verkannt. Er hat jeden, der freiheitliche Regungen in sich trug, für einen Verräter des Vaterlandes gehalten und mit seinem — ich will nicht sagen Haß — aber feindseligen Grimm verfolgt. Einen Schulmeister seines Sprengels, der, durch die Freiheitsidee berauscht, im Rustikalverein vor den Bauern

Reden hielt, hat er als einen Aufrührer davongejagt — er hat —"

„— recht gehandelt," unterbrach Herr von St. Goar mit überlauter Stimme den Sprecher. „Der Lehrer, von dem Sie reden, war ein Nichtsnutz und Vaterlandsfeind."

„Ich bin über den Mann nicht genügend unterrichtet," entgegnete Lenz. „Aber ein anderer Lehrer, der in Hirschberg im Amte war und für die Sache der Freiheit und des Rechtes sein ganzes Leben einsetzte, ein Mann, dessen Gedächtnis die Fischbacher alljährlich feiern müßten, voll Stolz, daß ihre Erde ihn hervorgebracht, ist von Hötschmann ebenfalls mit Verachtung behandelt und verständnislos verfolgt worden."

„Meinen Sie etwa den ‚roten Wander'?" fragte der Hofmarschall, und seine Miene nahm einen gereizten Ausdruck an.

„Den und keinen anderen meine ich!"

Herr von St. Goar lachte hell auf. „Ja, wenn Sie mir mit dem kommen, da hört auch bei mir das christliche Empfinden auf. Das war der Rechte!" Und sich an Röchtling wendend, fuhr er fort: „Wenn der in einer Wahlversammlung auftrat, verließ jeder konservative Mann den Saal. War ein Schwätzer und Aufwiegler schlimmster Sorte. Und die Regierung tat einfach, was Sie tun mußte, wenn sie ihn schließlich aus dem Amte jagte."

Lenz erhob sich. Er war ganz blaß geworden und zitterte.

„Herr von St. Goar, ich bin in diesem Hause Gast — dennoch muß ich um das Recht bitten, den Mann, dessen Andenken Sie lästern, verteidigen zu dürfen, denn er steht meinem Herzen nahe als ein wundervoller Kämpfer für die Sache der Wahrheit und Freiheit, wie er sie auffaßte."

Der Hofmarschall riß seine kleinen Augen weit auf, ehe er trocken entgegnete: „Hier hat jeder das Recht zur freien Meinungsäußerung. Man erwarte nur nicht, daß ich mich bekehren lasse."

Frau Flößer erhob sich.

„Herr Lehrer Lenz," sagte sie in warmem Tone, „die Gastfreundschaft ist mir und meinem Vater heilig. Niemand wird in diesem Hause verletzt. Und darum bitte ich Sie, uns zu erzählen, was es mit dem ‚roten Wander' auf sich hat. Wer war er? Was tat er? Kurz, welches ist seine Geschichte?"

Lenz strich sich durch sein wirres Haar. Er sah forschend zu Röchtling hinüber, auf dessen Zügen er Mißbilligung zu entdecken glaubte, und er suchte vergebens einen Blick Kornelies zu erhaschen.

Ich bin auch hier ein Einsamer, dachte er bei sich, niemand hält zu mir.

Ein bitterer Groll stieg in ihm auf, ein ohnmächtiger Zorn gegen alles Bestehende und Friedfertige.

Warum entzieht sie sich mir? fragte er sich leise; sie muß doch wissen, daß ein einziges gutes Wort, ein einziger guter Blick alles Unausgeglichene in mir ebnen würde.

Da fühlte er, wie Frau Flößers Augen in einem großen Verstehen auf ihm ruhten. Er begann stockend: „Durch einen Zufall ist mir ein Buch in die Hände gefallen, das die Geschichte seines Lebens erzählt. Dies Buch gehört mir fortan zu den liebsten, es löst verwandte Töne und Schwingungen in mir aus. Weshalb, frage ich, wird des ‚roten Wanders' Wirken totgeschwiegen? Hötschmanns Andenken ist lebendig — der Doktor Kriegel ist in aller Munde — von Christian Bertermann erzählen die Leute — ganz zu geschweigen von den Prinzen und Prinzessinnen, deren Gedächtnis in Ehren gehalten wird! ... Und doch war dieser Fischbacher Mann von allen, die dieser Mutterboden hervorgebracht und genährt hat, der geistig Bedeutendste, der Mutigste, der Freieste! Die Antwort ist höchst simpel: er war, wie der Herr Hofmarschall bereits verraten hat, ein aus Amt und Brot Gejagter. Weshalb? — Nun, dieser Schulmeister war ein Freiheitskämpfer bis zur Todesstunde, ein geistiger Arbeiter und ein, wenn Sie wollen, in seinem unbeugsamen Willen bis zum äußersten entschlossener Fanatiker des Rechtes. Seine Auffassung von der Freiheit, sein aufrührerisches Wirken für die ganze unlateinische Masse, die man schlechtweg das Volk nennen darf, sein religiöser Sinn, der allem Pietismus feind war, konnten in der Fischbacher Luft ebensowenig wie im ganzen Hirschberger Kreise gedeihen. Und doch sollte der kleine, schwache Mann mit der erhöhten Schulter und der gebückten Haltung, dessen unförmige Füße scherzhaft mit Oderkähnen verglichen wurden, dessen Gesicht durch eine dicke, häßliche Nase, durch strup-

piges Haupthaar und einen ungepflegten Bart beim ersten Anblick abstoßend wirkte, vor den Enkeln wie eine Heldengestalt dastehen."

Lenz holte tief Atem. Sein Antlitz hatte sich gerötet, aus seinen Augen glühte helle Begeisterung.

„Denn," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „er hat mit seinem lebendigen Rechtsbewußtsein allen Anstürmen des Lebens getrotzt. Er zog es vor, lieber recht- und heimatlos zu werden als den Kampf für die Volkssache aufzugeben. Und trotz allem Gram und Groll, Herr Hofmarschall, ist er nicht als ein Verbitterter in die Grube gefahren. Er hat die Erbärmlichkeit des Menschenmaterials ebenso wie die Würdelosigkeit des Staates erkannt, der die eigenen Gesetze mißachtete, um ihn mürbe zu machen — und dennoch ist er zu einer überlegenen Betrachtung des Daseins durchgedrungen, in der Erkenntnis, daß seine Person getrost hintenantreten und die größte Unbill ertragen könnte, wenn nur durch sein Ausharren der Sache seiner Volksgenossen gedient würde ...

„Der rote Wander! Es ist wahr, er hat für das Rote von klein auf eine kuriose Vorliebe gehabt! Denn schon als Abcschütz hat er auf der ersten Jagd nach Weisheit die roten Buchstaben seiner Fibel den schwarzen bei weitem vorgezogen.

„Was war das für eine erbärmliche Jugend voller Mühen und Entbehrungen! Vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahre hat der arme Junge an dem ihm verhaßten Spinnschemel sitzen und fast hungern müssen. Denn im Hause herrschte die bitterste Not, und Schwarzmehlklöße und Kleiensuppe waren die tägliche Nahrung.

„Dann kam er zu einem Tischler in die Lehre, und auch da ist er seiner Liebe für das Rote treu geblieben. Nachdem er das Farbenreiben und Hobeln gelernt und zudem als Hausknecht, Laufbursche und Köchin sich bewährt hatte, wurde ihm aufgetragen, eine Bude neu anzustreichen. Wander strich sie rot an.

„Nach zwei harten Lehrjahren setzte er seinen Wunsch, Lehrer zu werden, endlich durch.

„Mit eisernem Fleiße holte er das Versäumte nach, und bald sitzt er als Lehrer in Gießmannsdorf, das er in späten Erinnerungen Kampfdorf nannte — lebte er doch mit den Bauern, die sein Mühen um die Kinder nicht zu erkennen vermochten, ebenso in Fehde wie mit dem Pastor, dem der gelehrte junge Schulmeister mit dem festen Willen und dem harten Schädel ein Dorn im Auge war.

„Und auch hier — was für ein kümmerliches und elendes Dasein! Bei Wind und Wetter, Regen und Schnee, mit durchnäßten Schuhen und Kleidern auf den Begräbnissen singen, mit dem Pastor und den beschränkten Bauern um seine Lehrmethode erbittert kämpfen, in einer ungesunden, kalten Dachkammer schlafen zu müssen!

„Jede freie Stunde gehört der Arbeit und Weiterbildung. Während der Sommermonate sitzt er unter seinen Büchern in der Dachkammer, die langen Winterabende hindurch in der kleinen Schulstube bei einer Blechlampe, in der wohlfeiles, rohes Leinöl brennt, und bald hüllen ihn erstickende Öldämpfe ein. Endlich darf er dies babylonische Exil verlassen und einem Rufe nach Hirschberg folgen."

Markus Lenz hält inne.

„Ich fühle," sagt er, „daß ich zu weit aushole und die Herrschaften mit der Geschichte meines tapferen Schulmeisters langweile."

„O nein, fahren Sie getrost fort," erwidert ihm Frau Flößer, indem sie die Augen voll und groß auf dem Lehrer ruhen läßt.

„Nun, ich will es kurz machen. Also mein Wander kommt nach Hirschberg, wo er neben seiner Amtstätigkeit für gelehrte Journale eifrig schreibt und sein großes Lebenswerk beginnt, das deutsche Sprichwörter-Lexikon, das er in sechs stattlichen Bänden bei dem berühmten Brockhaus in Leipzig verlegt hat.

„Aber die Hauptsache für den Mann war: die Kinder pädagogisch anzurühren, was für ihn so viel wie lebendig machen bedeutete, die Volksschullehrer aufzurütteln und für die Sache der Freiheit zu kämpfen.

„Meine Herrschaften, man hat den Mann verfolgt, soviel man konnte. Man hielt es schon für ein Verbrechen wider den Staat, daß er dem Volke predigte, jedes seiner kleinsten Rechte zu wahren. In einer die-

ser wundervollen Reden heißt es nämlich: ‚Lediglich darum macht sich das Unrecht in der Welt so breit, weil nicht jeder sein Recht wahrt ... Vor der Rechtsidee ist es gleich, ob es ein Haar oder ein Königreich gilt. Denn es gibt kein großes und kein kleines Recht. Es gibt nur ein Recht. Wer sich den Finger krümmen läßt, dem wird man bald den Rücken krümmen, und wer gestattet, daß man ihm ein Haar raubt, der hat seinen Kopf nicht sicher!'

„Nun, die Herren von der Regierung konnten ihm zunächst nicht beikommen. Eine strenge Disziplinaruntersuchung, gegen die er bei dem Richter Beschwerde erhob, scheiterte kläglich, und die Hirschberger haben damals noch zu ihm gehalten und dem tapferen Mann einen Fackelzug gebracht. Sein Leitspruch war: ‚Nur wer auf dem Sinn beharrt, bildet in sich die Welt.'

„Aber die Herren da oben warteten nur auf die Gelegenheit, ihn zu köpfen. Sie kam schneller, als man hoffte.

„Es war am 3. September 1849, als die Hirschberger Schulen ein Kinderfest feierten. Wander wurde aufgefordert, das Hoch auf das Vaterland auszubringen. Er lehnte es zuerst mit der Begründung ab: ‚Es gehört ein größerer Mut dazu, als ich ihn besitze, das Vaterland mit seinen jetzigen Zuständen hochleben zu lassen.' Dennoch gab er auf vieles Drängen nach.

„Und nun, Herr Hofmarschall, nun, meine Herrschaften, hören Sie, was der Vaterlandsverräter in dieser Rede, die ihn Brot und Amt kostete, gesagt hat."

Er zog seine Brieftasche heraus, entnahm ihr ein kleines, eng beschriebenes Blatt und las mit vor Erregung zitternder Stimme: „Was verstehen wir unter dem Vaterlande? Ist es der Boden, in dem wir unsere Kartoffeln ziehen? ... Diese gedeihen auch in der Walachei! ... Ist es der Acker, welcher uns das Getreide zum täglichen Brot gewährt? ... Das wächst noch reichlicher in Polen! ... Ist es der Boden, der uns den Hanf zu Seilen liefert? ... Den bietet Rußland in unvergleichlich größerer Menge und Güte! ... Allerdings ist es der Erdraum, auf dem wir geboren und erzogen werden, er umfaßt jedoch nicht nur den Boden, sondern die Zustände und Einrichtungen, in und unter denen wir uns wohlfühlen ... Wann aber ist das Vaterland glücklich? ... Wenn Ruhe und Frieden herrschen — nicht die Ruhe des Grabes und der Frieden des Kirchhofes, sondern rege Lebensbetätigung und Entwickelung.

„Das Vaterland ist glücklich, wenn Einigkeit herrscht, aber nicht die gleichen Druckes und gleicher Fesseln, sondern die edler Gesinnungen und Bestrebungen; wenn die Wahrheit herrscht, nicht bloß auf den Lippen und dem Papiere, sondern die Wahrheit im Leben. Es ist glücklich, wenn die Freiheit herrscht deines großen Reiches, du erhabene Himmelskönigin Sonne, die du alle deine Wesen mit gleicher Liebe liebst und jedes nach seiner Natur sich entwickeln lässest, die du, wenn du über den Horizont hinaufkommst, zwar zuerst die Gipfel der Berge vergoldest, aber auch deine segnenden Strahlen hinabsendest, um das niedrige Gras zu küssen, die du jeder Blume in ihrer Farbe zu blühen erlaubst und nicht zürnst, wenn auf diesem Baume die Kirsche sich schwärzt, während sie auf einem anderen sich rötet ...

„Dieses glückliche Vaterland der Zukunft, in dem die Wahrheit frei und die Freiheit wahr ist, das wir bauen, das unsere Jungen bauen, zu dem das heutige Fest ein Samenkorn streuen soll, dies Vaterland, es lebe hoch!"

Lenz tat das Blatt in tiefer Erregung wieder in seine Brieftasche.

„So war der Mann, und wer ihm zuhörte, erlebte eine der großen und unvergeßlichen Stunden seines Lebens. Denn die Augen dieses Schulmeisters, den man mit dem Worte ‚Schreier' abtun zu können wähnte, glühten vor innerem Feuer. Seine mächtige Stirn schien sich, während er sprach, noch mehr zu wölben, und aus dem schmächtigen, verwachsenen Menschen schuf die Begeisterung einen kraftvollen, schönen Mann.

„Es war das seine letzte Rede im Amte. Ein königstreuer Lehrer war es, der sie in der Versammlung nachgeschrieben und den Text der Regierung gesandt hat. Wander erhielt seine Entlassung und jener Ehrenmann, Scholz geheißen — sein Name sei aufbewahrt —, den roten Adlerorden.

„Und keiner von den Lehrern hat sich gerührt, um für den Kämpfer ihrer Rechte

einzutreten. Wander aber schrieb die Worte nieder: ‚Sollte ich in diesem Kreise sterben, so soll kein Lehrer meiner Leiche folgen oder an meinem Grabe singen. In keinem Stande habe ich so viel Feigheit und so viel hündische Wegwerfung kennen gelernt als unter ihnen.‘

„Nun, er hat noch lange gelebt und noch lange gewirkt, wenn auch viel Bitterkeit und Not über den nimmer müden Arbeiter kamen.

„Er ging zunächst auf kurze Zeit nach Amerika, dem Lande der Freiheit — wollte wissen, wie es dort aussähe, um allen, denen die Heimat zu dumpf und eng geworden war, Rat erteilen zu können. Nach seiner Heimkehr beabsichtigte er, nach Löwenberg überzusiedeln, um die Hirschberger Luft nicht mehr zu atmen. Aber die Löwenberger schlossen ihm vor der Nase das Tor zu, und alle seine empörten Beschwerden bei der Staatsbehörde fruchteten nicht.

„Er ging nach Bunzlau, und die Bunzlauer machten es gerade so, und auch ihnen gab die Regierung recht.

„So wurde ein deutscher Lehrer in Preußen recht- und heimatlos.

„‚Die Bürgermeister und Landräte wollen den preußischen Staat in ein türkisches Paschalik verwandeln!‘ rief er mit leidenschaftlichem Zorn aus.

„Nun, er fand schließlich in Hermsdorf am Kynast einen Unterschlupf und machte dort ein kleines Spezereigeschäft auf. Denn der Mann war so vermessen, mit den Seinen satt werden zu wollen! Man hat ihn auch hier verfolgt, Haussuchung auf Haussuchung bei ihm abgehalten und alles getan, um ihm durch schikanöse Verfügungen den Geschäftsbetrieb zu unterbinden.

„Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er ganz in unserer Nähe, hier im Dorfe Quirl. Es zog ihn halt nach Fischbach. Und noch einmal nimmt dieser Feuergeist den Kampf gegen die herrschenden Gewalten auf. Er setzt den ‚Schmiedeberger Sprecher‘ in die Welt, um in diesem Blatte, das man auf dem Landratsamte so aufmerksam wie kein zweites las, mit alter Kraft und Frische für seine Sache zu kämpfen ... Hat ihnen noch mancherlei Rätsel zu raten und mancherlei Nüsse zu knacken gegeben.

„Und als der König einmal nach Hirschberg kam, war seine erste Frage: ‚Wo steckt der rote Wander?‘

„Das, meine verehrten Herrschaften, ist in ein paar Grundzügen der Mann, dessen Andenken man in Fischbach um die Ecke bringen möchte; denn keine noch so ärmliche Erinnerungstafel schmückt das Häusel, in dem er geboren wurde.“

Alle schwiegen. Aber nach einer Weile sagte der Hofmarschall mit strenger Miene: „Und Gott verhüte, daß es anders werde! Ich bleibe dabei, er war ein Aufwiegler und Demagoge, der gegen den König und das Vaterland hetzte, der mit seinem harten Schulmeister- und Bauernschädel sich vermaß, die Welt zu reformieren. Er war zudem ein gottloser Mensch, der aus Prinzip mit der Kirche gebrochen, und wie er ohne geistliche Hilfe gelebt hatte, so ist er auch ohne solche gestorben. Das Gute bricht sich ohne solche Teufelskerle Bahn, wenn es wirklich gut und keimkräftig ist. Man bleibe mir vom Leibe mit dieser Sorte von Menschen. Sie sind von der Tarantel gestochen — sie hemmen nur — sie fördern nicht.“

Frau Flößer wollte dem Hofmarschall entgegnen, ihre Augen schimmerten vor Bewegung, Röchtling jedoch kam ihr zuvor.

„Herr von St. Goar,“ begann er, „Sie wissen, ich bin ein konservativer Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Ich bin gegen jedwedes Draufgängertum, weil es wohl zumeist Dünkel und Hochmut zur Wurzel hat. Dennoch stimme ich Ihnen nicht bei. Auch Martin Luther hatte so einen Bauernschädel. Ich muß übrigens sagen: in gewissem Sinne bekenne ich mich als mitschuldig. Erst durch Herrn Lenz habe ich ein rechtes Bild von dem Mann erhalten, mit dem ich mich, durch allerlei Vorurteile beeinflußt, niemals recht beschäftigt habe. So wenig mir seine Art und radikale Gesinnung liegt, so wenig ich mir einen Volkslehrer denken kann, der mit Gott zerfallen ist —“

„Er war mit der Kirche zerfallen, nicht mit Gott,“ unterbrach ihn Lenz.

„Nun, auch darin sehe ich einen Bruch, durch den er als Volksschullehrer untauglich wurde, weil der Lehrer im Volke den Sinn für die Kirche stärken soll — so sage ich

dennoch: er war, wie er war, ein Charakter, durchdrungen von der Reinheit seiner Ideen. Es ist schön, daß wir Hötschmann hatten, der meinem Herzen nahesteht, aber auch Männer vom Schlage Wanders will ich gelten lassen. Es gäbe keine Fortentwickelung ohne die großen Gegensätze der Naturen und Anschauungen!“

Herr von St. Goar schüttelte heftig den weißen Kopf. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“

„Und ist der schon ein Zöllner und Sünder, der wider dich ist?“ fragte Frau Flößer, während sie unmutig die Brauen zusammenzog.

Der Hofmarschall blickte seine Tochter verständnislos an. „Ich weiß, du bist auf der anderen Seite — in die Welt schicke ich mich nicht mehr!“

Bei diesen Worten sah er so welk und hinfällig aus, daß Frau Flößer die Antwort hinunterwürgte.

Kornelie aber erhob sich plötzlich und trat an seine Seite. „Ich stehe zu Ihnen, Herr von St. Goar! Denn die, die niederreißen, vergessen zumeist, was der Aufbau gekostet, was er denen bedeutet, die vor dem Alten Ehrfurcht haben! Und wie oft wird an die Stelle des zertrümmerten Alten ein Neues gesetzt, das schon im Kerne morsch und faul ist ... Wer den Baum einer Kultur niederfällt, ist und bleibt ein Vandale! Entweder Hötschmann oder Wander! ... Und ich bin für Hötschmann!“

(Schluß folgt.)



Das Gelobte Land

Mit kranken Sinnen ging ich hin und hörte
Den Pilgerchor, der mit der Sehnsucht Flug
Das erdenmüde Herz, das wild betörte,
Still zu der Stadt der sieben Hügel trug.

Vor mir der Glaube meiner Kinderjahre:
Jerusalem im roten Abendschein,
Auf Tempelstufen kniet' ich am Altare
Und bat: Laß mich dein Jünger wieder sein.

Der Jordan floß so traut im Silberglanze,
Wo Joseph träumte, und wo David sang,
Wo um des Täufers Haupt im Schleiertanze
Die schöne Dirne ihre Glieder schwang.

Und jener Nacht karfunkelreine Helle,
Als Bethlehem die Wiege ward der Welt —
Das Wunder sank auf die geweihte Stelle,
Und Engel sangen überm Sternenzelt.

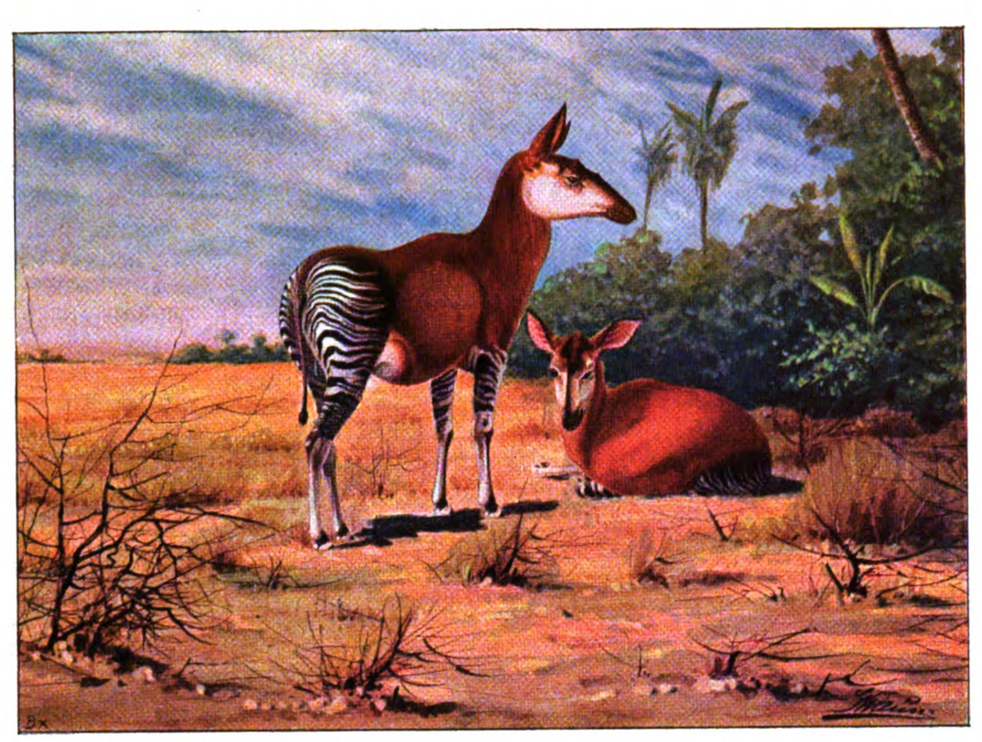
Ich sah ihn schreiten unter Feigenbäumen,
Im blassen Antlitz heil'ge Majestät —
Versunken ganz in seinen Menschheitsträumen,
Vom Hauche tiefer Ewigkeit umweht.

Auf Golgatha, in unerhörten Schmerzen,
Sah ich des Hasses Opfer und des Trugs,
Sah wie aus Blut von seinem treuen Herzen
Die Wunderblüte der Vergebung wuchs.

Verhallt das Lied — die Büßer sind entschwunden,
Wie Schleier sinkt's auf mein Gelobtes Land,
Und weiter irrt im Meer der grauen Stunden
Ein armes Herz nach seinem grünen Strand.

Annemarie von Nathusius.

>✱<



Okapi (Ocapia Johnstoni; Ray Lankaster). Originalaquarell von Georg Krause.

Das Okapi
ein neuentdecktes Tier des afrikanischen Urwaldes

Von

Georg Krause

(Nachdruck ist untersagt.)

Genau unter dem Äquator, dort, wo sich das weite ostafrikanische Seengebiet ausbreitet, liegt ein Land von ungewöhnlichem Charakter und eigenartigstem Reize. Ganz im Osten glitzert die ungeheure Fläche des Viktoriasees, im Westen lagert der herrliche, dunkelblaue Albert-Edwardsee und nördlich von beiden der von schroffen Steilufern eingeschlossene, in prächtigstem Hellgrün leuchtende Albertsee. In diesem Seendreieck liegen die beiden mächtigen Negerreiche Uganda und Unjoro. In derselben weltvergessenen ostafrikanischen Ecke stoßen auch die Interessensphären Deutschlands, Englands und Belgiens zusammen, denn die Grenze des ungeheuren zentralafrikanischen Kongostaates läuft, im dreißigsten Grade östlicher Länge mitten durch den Albert-Edwardsee streichend, nach Norden, und hier befinden wir uns schließlich in jener denkwürdigen Gegend, aus der unlängst die überraschende Kunde von der Entdeckung eines neuen großen Säugetieres zu uns gelangte.

Nur 32 Kilometer westlich vom Schnittpunkte des Äquators mit dem dreißigsten Längengrade sendet der Albert-Edwardsee seine klaren Fluten im 300 Kilometer langen Semlikiflusse nördlich zum Albertsee und von dort aus als Bahr el Djebel weiter nordwärts. Mithin befinden wir uns im Quellgebiete des Weißen Nils, dessen mächtigster Nebenfluß der genannte Bahr el Djebel ist. Östlich vom Semlikiflusse lagert

gleich einer zyklopischen Mauer das Felsmassiv des Ruwenzori, eines erloschenen Vulkans von 5600 Metern Höhe. Westlich aber dehnt sich, schier unermeßlich und so weit das Auge reicht, der heiße, feuchte, dunkle Kongowald aus; ein Gebiet von beinahe 20000 Quadratkilometern. Bereits in der Randzone dieses Urwaldgeländes muß der vordringende Europäer, sowohl der wissensdurstige Forscher wie der keine Strapazen scheuende Jäger, seine Schritte hemmen, denn hier gebietet ihnen die unwiderstehliche Gewalt des tiefsten, jungfräulichsten und undurchdringlichsten Tropen-Urwaldes mit all den tausend Gefahren und Hindernissen ein kategorisches Halt.

Welche Feder vermöchte die erdrückend schwere Atmosphäre jenes gewaltigsten Waldes der Welt genügend zu schildern, wo der Mensch kaum noch zu atmen weiß, wo es gleichmäßig Hunderte von Kilometern um den vermessenen Eindringling herum aufdampft, als befände er sich in einer russischen Badestube. Und neben dieser dampfenden Nässe entsteigt der Moder- und scharfe Erdgeruch faulenden Holzes, absterbender Vegetation dem warmen Erdboden. Welcher Pinsel wäre imstande, das unbeschreibliche Pflanzenwirrwarr, die satten Farbentöne oder das geheimnisvolle Dunkel des Kongowaldes wiederzugeben? Dazu denke man sich die unheimliche Urwaldstille, die nur ab und zu einmal von dem gellenden Aufschrei eines Affen oder Papageien jäh unterbrochen wird. Wahrlich, in eine solche Wildnis einzudringen, ist beinahe gleichbedeutend mit Untergang! Keinem Europäer, auch wenn er noch so vorzüglich mit den Errungenschaften modernster Reisetechnik ausgestattet wäre, wird es vorläufig beschieden sein, dieses ungeheure Waldgebiet zu durchqueren, wieviel weniger zu durchforschen. Selbst die Eingeborenen dringen nur in die Randgebiete des Kongowaldes ein.

Und trotz alledem gibt es noch Menschen, die uns mehr von dem Inneren der dunklen Wildnis erzählen könnten, oder die vielleicht schon im Innersten gewesen sind. Aber diese Menschen, das Zwergvolk der Akkas, sind wiederum so wunderbare, auf tiefster Kulturstufe stehende Waldkinder, daß sie bei ihrem versteckten Dasein kaum aufzufinden und in diesem günstigen Falle bei ihrem furchtsamen, aber hinterlistigen Charakter zu irgendwelchen Auskünften oder Kundschafterdiensten wohl kaum zu verwenden wären. Damit aber sei vorläufig die Umgebung des Semlikiflusses, insonderheit der märchenhafte Kongowald als die Heimat desjenigen Geschöpfes charakterisiert, dessen Entdeckung und zoologischen Charakter ich in nachstehendem zu schildern versuchen will.

Bereits in den Berichten Stanleys über die Emin Pascha-Expedition finden wir eine Bemerkung, daß die Kongozwerge so mancherlei von einem großen Tiere erzählt hätten, welches helle und dunkle Streifen besäße, so groß wie ein Pferd, aber dennoch kein Zebra sei. Dieses große unbekannte Tier sollte ferner in verhältnismäßig reichlicher Anzahl die unzugänglichen Walddistrikte der Akkazwerge bewohnen und auch von diesen in Fallgruben regelrecht erbeutet werden. Das war so ziemlich alles, was Stanley damals über das Dasein des rätselhaften Wesens erfahren konnte.

Seit jener Zeit führte das Tier sein früheres legendenhaftes Dasein weiter. Da griff endlich der an die Ufer des Semliki kommende königlich großbritannische Regierungsbevollmächtigte, Sir Harry H. Johnston, als er den unter englischer Oberhoheit stehenden Negerstaat Uganda bereiste, die so lange ruhenden Nachforschungen von neuem wieder auf. Es schien ihm von vornherein unglaublich oder doch wunderbar, daß ein pferde- oder eselähnliches Tier seine Vorliebe für baumlose, steppenartige Gelände abgelegt haben und zum völligen Waldtiere geworden sein sollte. Er wartete also nur noch darauf, wann ihn endlich einmal sein Dienst in die unmittelbare Nähe des großen Kongowaldes führen werde. Der Zufall war ihm günstig. Denn kaum in Uganda eingetroffen, hörte er bittere Beschwerden über das Treiben eines ebenso unternehmungslustigen wie rücksichtslosen Deutschen, der es gewagt hatte, auf dem Territorium des Kongofreistaates eine Anzahl Akkazwerge zu rauben. Als ihm aber bei diesem ehrenwerten Geschäft die belgischen Behörden Schwierigkeiten machten und gerechterweise intervenierten, war der deutsche Impresario schleunigst auf engli-

sches Gebiet nach Uganda hinübergewechselt. Man forderte daher Sir Harry Johnston auf, die kleinen Leute aus den Klauen des deutschen Industrieritters zu retten und sie vor dem Schicksal einer unfreiwilligen Reise nach der Pariser Weltausstellung, wo sie als Ausstellungsobjekte benutzt werden sollten, zu bewahren. So hatte Johnston also ganz unerwartet die schönste Gelegenheit gefunden, seine Nachforschungen weiter zu betreiben. Und es gelang ihm, die Kongozwerge zu befreien. Aber damit war er noch nicht fertig; er wollte sich vor allem mit den kleinen Leuten völlig befreunden, sie in ihren heimatlichen Wald zurückgeleiten und sich dabei möglichst genaue Mitteilungen über das mysteriöse Tier verschaffen. Er hatte Glück. Bald wurden die Leute zutraulicher und begannen ihn als ihren Befreier zu betrachten. So erfuhr er zu seiner Freude, daß sie das Tier aufs genaueste kannten. Die Akka bezeichneten es mit dem Namen „O'api", während es die anderen großen Negerstämme des Waldgebietes „Okapi" nannten. Ihre Berichte und dürftigen Erzählungen beschränkten sich aber im allgemeinen darauf, daß das „O'api" ein zebraähnliches Geschöpf mit dunkelbraunem Oberteil sei, und daß es mehr als einen Huf habe.

Da sollten mit einem Schlage die bis jetzt noch immer recht bescheidenen Früchte mühsamer Nachforschungen eine ungeahnte Bereicherung erfahren. Am Westufer des Semlikiflusses, also im Gebiete des Kongofreistaates, traf Sir Harry Johnston mit belgischen Offizieren zusammen, und er traute seinen Ohren kaum, als ihm diese erzählten, sie kennten das Okapi sehr gut, weil ihnen die Eingeborenen ziemlich häufig Okapifleisch für die Küche brächten. Auch hätten sie schon wiederholt Gelegenheit gehabt, den toten Körper solcher Tiere zu sehen. Nach dieser ersten Überraschung folgte unmittelbar die andere. Die Offiziere erklärten Johnston, daß er sogleich Okapi-Überreste sehen werde, da sich die Eingeborenen sehr gern mit den schönen Hautstücken des Tieres schmückten. Dabei riefen sie eine Anzahl ihrer schwarzen Soldaten heran, die sich Gürtel und verschiedene andere Ausrüstungsstücke aus zebraähnlich gestreiftem Okapifell gefertigt hatten. Nun hielt Johnston die ersten sichtbaren Zeugen des so lange gesuchten Tieres in seinen eigenen Händen. Es war ein recht ansehnliches Material, das man ihm vorlegte. Auf seine Fragen hin beschrieben ihm die eingeborenen Soldaten das „Okapi" als eine Art Pferd, nur habe es Eselsohren, eine schlankere Schnauze und gespaltene Hufe.

Die wunderbarsten Gedanken kamen und gingen. Einige Zeit glaubte Johnston, das dreizehige Pferd („the hipparion") gefunden zu haben. Ein unwiderstehlicher Drang, endlich einmal das Dunkel zu lichten, die letzten Zweifel durch Aufsuchen des lebenden Tieres zu beseitigen, bestimmte ihn, nunmehr eine eigene Expedition nach den furchtbaren Tiefen des Kongowaldes zu unternehmen.

Begleitet von Mr. Doggett, den man seinem Stabe als Naturforscher beigegeben hatte, betrat Johnston bald darauf das dämmerige Labyrinth des Urwaldes. Welch eine Luft — welch eine Temperatur! Man versetze sich ins Innere eines zur Mittagszeit halbdunkel verhängten Gewächshauses, auf dessen Dach die brennende Augustsonne stundenlang gebrütet, und dessen in Tätigkeit befindliche Dampfheizung auch noch ein beträchtliches Quantum Dampf beisteuert. Dann wird man einen kleinen Begriff von dem qualvollen Aufenthalt der Reisenden im Inneren des Kongowaldes erhalten. Doch mit der Ausdauer und Energie begeisterter Forscher durchsuchte Johnston das schauerliche, unheimliche Waldgebiet trotz alledem.

Alles vergeblich! Ab und zu zeigten ihm wohl die Eingeborenen Fährten tiefgespaltener Hufe als die Zeichen des gesuchten Tieres, aber seine Zweifelsucht blieb bestehen. Denn noch immer vermeinte Johnston die Abdrücke eines regulären Pferdehufes suchen und finden zu müssen. Obendrein wurde er mißtrauisch, weil er glaubte, die Eingeborenen wollten ihn irreführen. Dazu die bleischwere, ermattende Atmosphäre. So ungefähr mochte es im Zeitalter des Miocän gewesen sein, in dessen Klima ebensowenig ein Vertreter des heutigen modernen Menschen längere Zeit zu existieren hätte wagen dürfen. Bald stellten sich auch die Folgen dieses Wagestückes ein. Zuerst waren es Johnston selber und sein weißer Begleiter,

die das Fieber daniederwarf, dann kamen auch alle schwarzen Leute der Expedition ohne Ausnahme an die Reihe. Nur zurück, schnell zurück in das Leben spendende und erhaltende frische Grasland! Hinaus, ehe es zu spät, aus dem Gifthauche des Waldungeheuers! — Das glich schon mehr einer Flucht als einem Rückzug.

Mit ein paar armseligen Hautstücken des gesuchten Tieres, aber voller Enttäuschung kehrte Johnston glücklich zurück. Es war ein niederdrückendes Ergebnis im Verhältnis zu den ausgestandenen Strapazen, aber er hatte doch die Genugtuung, wenigstens die Örtlichkeit gesehen und betreten zu haben, wo das Okapi haust.

Abermals waren es jetzt die belgischen Offiziere, die sich seiner freundlich annahmen. Sie versprachen ihm, ebenfalls Nachforschungen anzustellen, ja sie gingen so weit, Johnston eine vollständige Okapihaut zuzusichern.

Indessen vergingen Monate, ohne daß günstige Nachricht eintraf. Längst hatte Johnston alle Hoffnung zu Grabe getragen, da erhielt er eines Tages ganz unerwartet von einem an der Sache äußerst interessierten, im Dienste des Kongofreistaates stehenden schwedischen Offizier Namens Karl Eriksson eine vollständige, frische Okapihaut nebst Schädel und Fußknochen. Das Tier war kurz zuvor von einem schwarzen Soldaten erlegt worden, und Eriksson hatte sofort mit eigenen Händen sorgfältig das Fell abgezogen sowie die Schädelknochen und Hufe herauspräpariert. Da stellte es sich nun klar heraus, daß das Okapi kein Pferd, sondern ein Wiederkäuer ist. Außer dieser wertvollen Beute erhielt der hochbeglückte Johnston von Eriksson auch noch einen kleinen Okapischädel. Es war ein besonders glücklicher Gedanke Johnstons, sogleich nach dem frischen Felle eine Aquarellzeichnung zu malen, sowie verschiedene andere Kennzeichen zu vermerken. Ja, er ging in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er eine Stelle der Waldgegend photographierte, von der das erlegte Stück stammte. Dann wurde alles bestens verpackt und sogleich auf den Weg nach London gebracht. Das Britische Museum übergab die wertvolle Haut dem Präparator Rowland Ward zu Piccadilly zur Aufstellung. Leider aber erhielt das Tier eine ebenso steife wie unnatürliche Form.

Das war die Entdeckungsgeschichte der ersten nach Europa gelangten, für die Wissenschaft gewonnenen Okapihaut. Indessen ist, wie nicht anders zu erwarten, auch im Kongomuseum zu Tervueren bei Brüssel eine Haut nebst Schädel und Fußknochen eingetroffen, deren Aufstellung etwas besser gelungen zu sein scheint. Zur Zeit können sich also auf dem ganzen Erdenrund nur die beiden Museen zu London und Tervueren des seltenen Besitzes eines ausgestopften Okapis rühmen. —

Das Okapi hat die Größe eines starken Hirsches. Johnston sagt, es stehe verhältnismäßig höher auf den Beinen als die Vertreter des Rinderstammes, sonst könnte man seine Größe mit der eines Ochsen vergleichen. Es hat ferner, wie z. B. die Giraffe, nur zwei Hufe und keine rudimentären Zehen, wie man solche bei Rindern, Hirschen und Antilopen als kleine falsche Hufe an einer oder der anderen Seite der dritten oder vierten Zehe findet.

Ganz außergewöhnlich ist die Farbe und Zeichnung des Okapis. Die Backen sind gelblich-weiß, die Stirn tief kastanienrotbraun, ebenso die Ohren, deren Säume eine pechschwarze Behaarung tragen. Eine deutliche schwarze Linie bildet auch der Nasenrücken bis zu den Nüstern. Die sepiafarbene Giraffenschnauze trägt um die Oberlippe einen rötlich-gelben Schnurrbart. Der ganze Oberkörper, besonders Nacken, Schultern und Rücken, variiert von Schwarz durch Sepia bis zum vollen Weinrot, je nach der Beleuchtung. Der Bauch ist dunkel bis schwärzlich. Der hell kastanienbraune Schwanz trägt eine unscheinbare kleine schwarze Quaste. Die Keulen aber, sowie die Hinter- und Vorderschenkel sind auf purpurschwarzem Grunde prachtvoll schneeweiß oder blaß-creme bis orangefarben nach Art der Zebra gestreift. Diese ungemein auffällige und dabei höchst zierliche Zeichnung war die Veranlassung zur Kunde von der Entdeckung eines „neuen gestreiften Pferdes“ gewesen. Das kurzbehaarte Fell ist ebenso blank und straff wie beim Pferde. Es zeigt auch nirgends, mit Ausnahme der bescheidenen Kamm- und Stirnhaare, eine Neigung zur längeren Entwicke-

lung. Die inneren Organe aber sind noch völlig unbekannt, man weiß sogar noch nicht, ob das Okapi, wie die Giraffe, eine Greifzunge besitzt. Aus der Form der langen und jedenfalls sehr beweglichen Lippen möchte man das mit einiger Sicherheit wenigstens annehmen. Zudem bestätigten es Johnston auch die Eingeborenen, daß diese Tiere lediglich von abgepflückten Blättern und kleinen Zweigen leben. Das Okapi hat auch wie die übrigen Wiederkäuer (mit Ausnahme des Kamels) keine Vorderzähne im Oberkiefer, und seine Backenzähne sind denen der Giraffe sehr ähnlich. Das Interessanteste am Okapischädel bleibt jedoch die Stirnpartie. Hier lassen sich drei deutliche Erhöhungen wahrnehmen: zwei an jener Stelle, wo bei anderen Tieren die Hörner zu sitzen pflegen, und eine zwischen den Augen mitten auf der Nasenwurzel. Diese zweite Erhöhung scheint nur eine eigentümliche Knochenauftreibung zu sein, die durch den dort befindlichen dunklen Haarwirbel noch sichtbarer wird. Viel wichtiger sind dagegen die beiden rudimentären Gebilde auf der Stirn. Hier handelt es sich um deutliche Knochenzapfen oder, richtiger gesagt, Geweihansätze, die aber unter der Haut liegen und auf ihren Spitzen mit schwarzen Haarbüscheln besetzt sind. Ähnliche, aber größere relikte (zurückgebliebene) Gebilde sehen wir bei der Giraffe, deren Geweihzapfen gleichfalls unter der Haut liegen und in Haarbüscheln endigen. Das Johnstonsche Tier, dessen Wiedergabe auch für mein Aquarell vorbildlich war, besitzt verhältnismäßig kleine Zapfen. Dagegen zeigt das Tervuerenser Exemplar, welches noch dazu ein Weibchen sein soll, ganz besonders starke Entwickelung dieser Gebilde. Bei ihm erreichen sie eine Höhe von ungefähr fünf Zentimetern. Betrachtet man jetzt die übrige Kopf- und Gesichtsbildung: die aufgetriebene Stirn, die langgezogene Schnauze mit den typischen Nüstern und der herabhängenden Oberlippe, das lange, feine Profil, so wird selbst der unbefangene Blick eines Laien genügen, die nahe Verwandtschaft des Okapis mit der Giraffe zu erkennen.

Noch näher verwandt oder vielleicht gar identisch scheint das Okapi mit den fossilen Resten zweier der Tertiärschicht angehörenden Tiere zu sein. So zeigt das in der Nähe des peloponnesischen Örtchens Pikermi gefundene Helladotherium die starke Nasenbeule, ohne jedoch die Stirnzapfen zu besitzen. Einem anderen auf Samos gefundenen gleichalterigen Fossil, dem Samotherium Boissieri, fehlt wieder die Knochenauftreibung auf der Nase, dafür liegen aber zwei recht schlanke, kegelförmige Zapfen über den Augen. Es liegt demnach infolge der wunderbaren Vereinigung von Merkmalen verschiedener Arten bei der systematischen Einreihung unseres Tieres eine ganz besondere Schwierigkeit vor, die endlich von dem englischen Zoologen Professor Ray Lankaster am richtigsten wohl dadurch beseitigt worden ist, daß er ein neues Genus „Ocapia" schuf und diesem, zu Ehren des Entdeckers, den Speziesnamen „Johnstoni" beifügte. Es ist also ganz zweifellos, daß das neue Tier ein naher Verwandter der Giraffe ist, und daß es in der Familie „Camelopardalidae" seinen Platz finden muß. Bereits bei der Entdeckung glaubte Johnston das althellenische Helladotherium, das aber auch noch östlich bis Indien vorkam, gefunden zu haben. Denn diese Tiere hatten, wie das Okapi, eine bescheidenere Größe als die Giraffe, ebenso keinen solchen außerordentlich langen Hals wie diese und vier gleichlange Beine.

Das Londoner Exemplar mißt vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel 2,25 Meter bei einer Scheitelhöhe von 1,83 Metern, welches Maß aber durchaus nicht als die Grenze des Wachstums angesehen werden darf.

Das Verbreitungsgebiet des Okapis dürfte sich nach der Ansicht Johnstons auf den nördlichen Teil des Kongowaldes in der Nähe des Semlikiflusses erstrecken. Ein kleines Ländchen, Namens Mboga, am Randgebiete des Uganda-Protektorates, mag vielleicht die meisten dieser Tiere beherbergen. Ungeachtet dessen finden sich Okapis auch in den übrigen angrenzenden Waldteilen des Kongofreistaates. Nach Schätzung Johnstons — selbstverständlich hat diese nur Wahrscheinlichkeitswert — bevölkern vielleicht noch 2000 bis 3000 Stück die Kongowaldungen. Danach kann man immerhin mit einiger Sicherheit annehmen, daß die Tage des Okapis noch lange nicht gezählt sind. Und wenn auch von den Eingeborenen ohne Rücksicht auf

die erlassenen Schongesetze alljährlich eine bestimmte Anzahl Okapis ihr Leben in den heimtückischen Fallgruben lassen, wenn ihnen auch ebenso sicher von Sammlern und passionierten Jägern mit allen Mitteln moderner Jagd- und Fangmethoden nachgestellt werden wird — so lange der unermeßliche Kongowald seine Kreaturen in seinen väterlichen Schutz nimmt, so lange werden auch noch Okapis und enorme Gorillas, vielleicht auch noch andere der Entdeckung harrende Wesen ihr verborgenes Dasein in sicherer Ruhe genießen.

Ich habe mich bemüht, im Sinne der klassischen Mitteilungen Sir Harry H. Johnstons alles das wiederzugeben und auszuarbeiten, was er der Wissenschaft bescherte. Ich möchte mein Thema aber nicht schließen, ohne auch noch eines hochinteressanten Momentes Erwähnung zu tun, das sich lediglich aus der Entdeckung des Okapis ergeben hat

Die alten Ägypter liebten es, sowohl in ihren Hieroglyphenzeichen als auch an ihren Tempel- oder Götterfiguren den damaligen Tierkult zum Ausdruck zu bringen. Es wurden dann entweder die ganzen Tiergestalten in ihren naturgetreuen Formen oder auch nur deren Köpfe auf menschlichem Körper versinnbildlicht. Unter diese Phantasiegestalten gehört auch die Figur des Gottes Set, eines Bruders des Götterkönigs Osiris. Diese Setfigur trägt einen Kopf, dessen Zugehörigkeit bisher den Gelehrten ein Rätsel blieb. Sehr gern neigte man zu der Ansicht, Set besäße einen Eselskopf, und zwar als Strafe dafür, daß er seinen Bruder Osiris ermordete. Nun hat Professor Dr. A. Wiedemann darauf aufmerksam gemacht, daß der merkwürdige Setkopf weder einem Esel, einer Giraffe oder einem Kamel, noch einem Wüstenfuchs (Fenek) angehöre, sondern daß er das Kopfbild des den alten Ägyptern längst bekannten Okapis sei. Diese überraschende Auslegung bestätigte sich auch in allen charakteristischen Merkmalen: das typische Profil mit den langgezogenen, herabhängenden Nüstern, die beiden beuligen Auftreibungen über den Augen und die rote Körperfarbe.

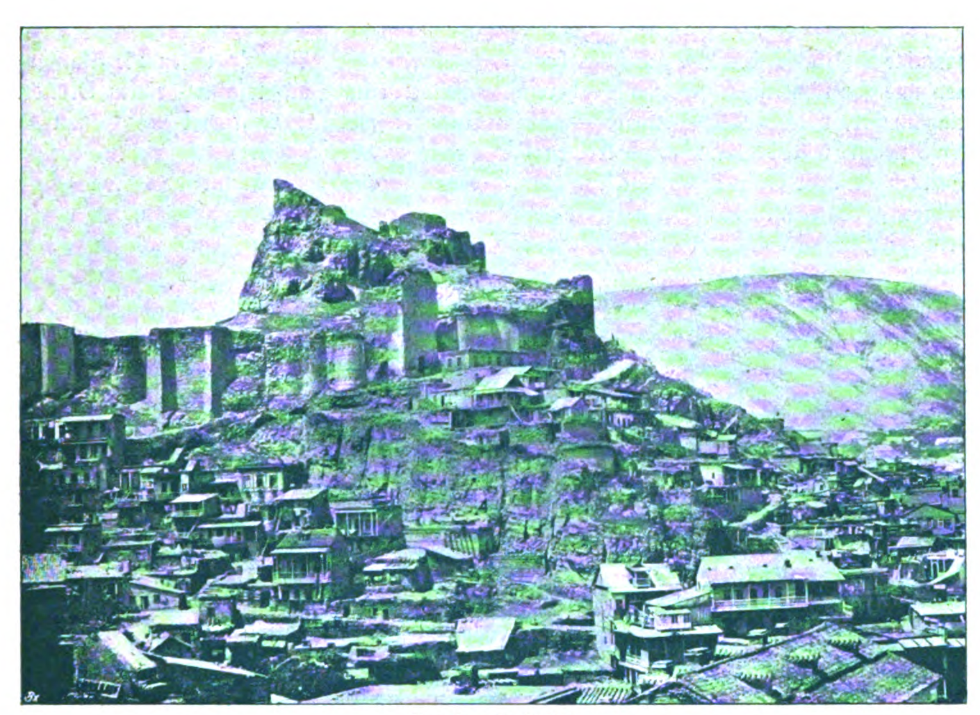
So sehen wir, mit welchem in jeder Beziehung interessanten Tiere wir es hier zu tun haben. Dem grauesten Altertum eine durchaus bekannte Erscheinung, hat es das Kunststück fertig gebracht, sich fast fünf Jahrtausende hindurch zu verbergen, um sich endlich vom modernen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts im entlegensten zentralafrikanischen Waldwinkel neu entdecken zu lassen als „Okapi“ — das Wunder von Uganda.



Relief eines Set-Kopfes (wahrscheinlich aus der Regierungszeit Thutmosis III., um 1550 v. Chr.). Aquarell von Georg Krause.



Die Bosporusschlösser Rumeli- und Anatoli-Hissar.



Burgberg in Tiflis.

Zwischen drei Weltteilen

Eine moderne Orientfahrt

von

Viktor Laverrenz

II.

Vom Bosporus ins Schwarze Meer.

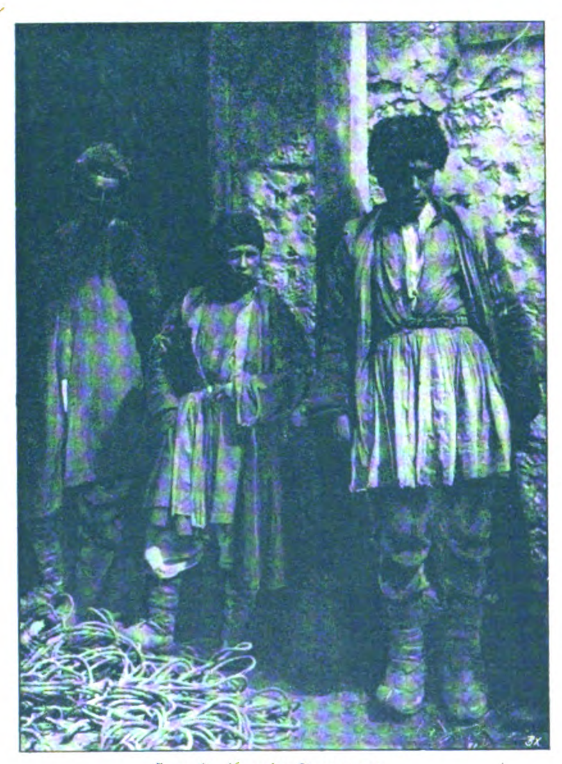
(Nachdruck ist untersagt.)

Starke Uferbefestigungen, mit Kruppschen Geschützen armiert, schließen zu beiden Seiten die malerische Wasserstraße des Bosporus ab; nach anderthalb Stunden fahren wir in das Schwarze Meer ein. Düstere Felsen bekränzen es, soweit wir blicken können. Der Abend ist herniedergesunken, der Himmel hat sich bezogen, und das Wasser zeigt eine auffallend dunkle Färbung. Es scheint, als ob der Name „Schwarzes Meer“ wirklich mit dieser düsteren Tönung, die man gerade bei seiner Einfahrt wahrnimmt, zusammenhängt, und auch später habe ich, wenn ich in finsterer Nacht einsam auf dem Deck des Schiffes stand, die Beobachtung gemacht, daß das Meer „schwarz wie Tinte“ aussah. Am Tage ist davon freilich nichts zu bemerken; die Farbe des Wassers wetteifert an intensiver Bläue mit der des Mittelmeeres.

Der Dampfer bleibt fast unausgesetzt in der Nähe der kleinasiatischen Nordküste. Wild zerklüftete Berge mit eigenartigen Umrissen ziehen sich am Gestade entlang, zum Teil stark bewaldet, zum Teil den kahlen Fels gen Himmel reckend wie Titanen, die in das Wolkenmeer emporzusteigen trachten. Ansiedelungen in diesem wilden Teile Kleinasiens sind nur selten bemerkbar; ab und zu sieht man den Rauch eines Meilers emporsteigen als Zeichen, daß dort ein einsamer Köhler die in der Türkei so vielge-

brauchte Holzkohle bereitet. Schiffe begegnen uns sonst gar nicht. Einsamkeit herrscht ringsumher, und nur die Potwale — Butzköpfe nennt sie der Seemann — treiben bei Sonnenschein ihr Spiel in den Wellen. Buntschillernde Delphine springen in ganzen Rudeln hier und da aus dem Wasser und begleiten eine Strecke weit den sanft dahinziehenden Dampfer.

Sechsunddreißig Stunden folgen wir so der Nordküste Kleinasiens. Des Morgens um sieben Uhr fallen die Anker der Jacht auf der Reede von Trapezunt. Malerisch erhebt sich die Stadt, terrassenförmig im Halbkreise die Berge emporklimmend, am Ufer. Phöbus, der uns seine Gunst in auffallendem Maße zuwendet, beleuchtet das liebliche Bild mit farbenweckender Morgensonne. Aber es ist nicht die Landschaft, welche in erster Linie unsere Aufmerksamkeit fesselt, obgleich diese es in hohem Maße verdient; viel mehr sind es die höchst eigentümlich konstruierten, mit schreienden Farben bemalten Boote der „Eingeborenen", welche den Verkehr mit dem Lande vermitteln sollen.



Kameltreiber in Trapezunt.
(Nach einer Photographie von Rich. Beck in Stuttgart.)

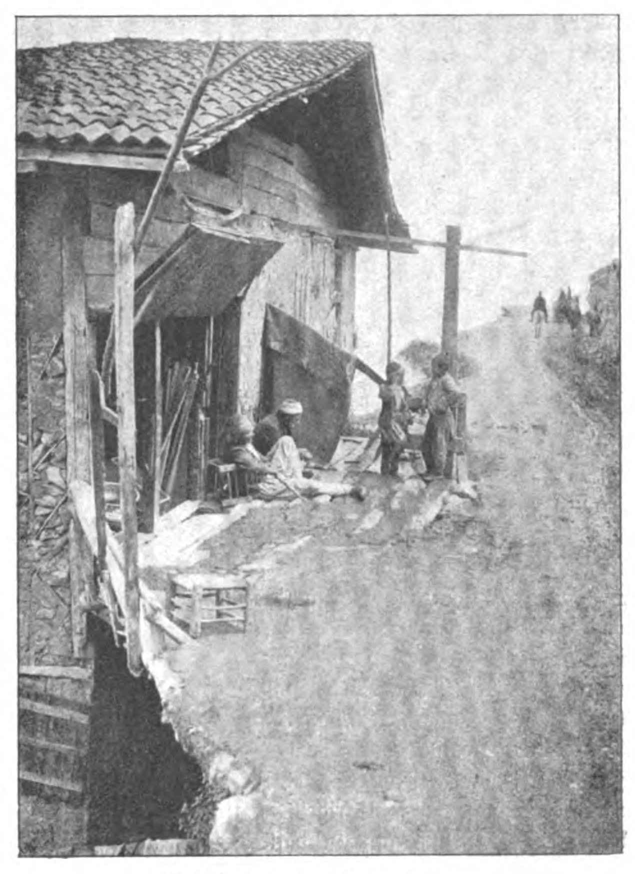
„Griechische Trieren!" riefen die Klassischgebildeten an Bord wie aus einem Munde. Und sie mochten recht haben. Genau so haben wohl die Boote ausgesehen, welche den kühnen Xenophon mit dem Rest seiner zehntausend Getreuen aufnahmen, um sie an Bord der Schiffe zu bringen. Das alte, um 700 v. Chr. von Milesiern aus Sinope angelegte Trapezus war der Ort, wo die Hellenen am Schlusse ihrer gefahrvollen Katabasis (Weg aus dem Inneren des Landes ans Meer) ihr begeistertes „Thalatta! Thalatta!" (Meer! Meer!) riefen.

Infolge seiner Lage abseits vom großen Weltverkehr hat sich Trapezunt noch viel Eigenartiges bewahrt; der Orient tritt hier dem Beschauer rein und unverfälscht entgegen. Es ist eine echt türkische Stadt, deren Leben in den Basaren pulsiert, wo Gold- und Silberfiligranarbeiten, Teppiche, Waffen, Drechsler-, Leder- und Tischlerfabrikate feilgeboten werden und die Handwerker in offenen Läden und Werkstätten, nahezu auf der Straße, hantieren.

Die Obrigkeit von Trapezunt hat sich von jeher sehr aufmerksam gegen die Passagiere der Hamburg-Amerika-Linie erwiesen. Als die „Prinzessin Viktoria Luise" — andere Touristenschiffe haben dieses entfernte Gestade noch nicht aufgesucht — zum erstenmal in dem gastlichen Hafen erschien, wurden zu Ehren ihrer Insassen verschiedene Aufführungen veranstaltet, unter denen die kleinasiatischen Nationaltänze einen hervorragenden Rang einnahmen. Auch wir wurden mannigfacher Ehren teilhaftig; in dem unweit des Hafens gelegenen Munizipalgarten konzertierte vom frühen Morgen bis zum späten Abend eine aus dreißig Mann bestehende türkische Militärkapelle, welche eine originelle, nach unseren Begriffen freilich etwas disharmonische Musik ausführte. Die Standhaftigkeit, mit welcher das Musikkorps das nicht weniger als zehn Stunden dauernde Konzert durchführte, war in der Tat bewunderungswürdig. Ich wüßte keinen unserer Passagiere zu nennen, der das Anhören der „Musik" auch

nur annähernd so lange ausgehalten hätte. Bemerkenswert war, daß die in „Deutschland" komponierte „Türkische Scharwache" einen wesentlichen Teil des Programms ausmachte; sie wurde mehrfach wiederholt und fand bei dem einheimischen Publikum großen Beifall.

Eine ganze Anzahl türkischer Offiziere, welche der französischen Sprache mächtig waren, stellte sich uns in liebenswürdigster Weise als landeskundige Führer zur Verfügung, und durch sie lernten wir manches Interessante kennen. Ich persönlich hatte das Glück, die Bekanntschaft eines Hauptmanns von der Artillerie zu machen, der mir viel Wissenswertes mitteilte; unter anderem berichtete er mit Stolz, daß Trapezunt außer einigen älteren Kanonen auch ganz moderne Kruppgeschütze besitze.



Der Karawanenweg bei Trapezunt.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Die Aufmerksamkeit des Gouverneurs der Stadt ging so weit, daß den einzelnen Gruppen unserer Passagiere in einiger Entfernung unauffällig Gendarmen folgten, die uns vor Belästigung durch die Neugier der Eingeborenen bewahren sollten. Diese Sicherheitswachleute versahen ihren Dienst mit vielem Eifer in einer nach europäischen Begriffen recht drastischen Weise, indem sie allzu Aufdringliche einfach mit wahllos verteilten Knutenhieben von dannen jagten.

Zur ständigen Staffage der Straßen der kleinasiatischen Handelsstadt gehören die Kamelkarawanen, die meist von Persien herüberkommen und hauptsächlich Schals, Teppiche, Tumbeki, Seide bringen und Tabak, Kolonialwaaren, Papier, Eisen und Zucker wieder mitnehmen. Der Handel Trapezunts ist sehr bedeutend, und da es Eisenbahnen hier noch nicht gibt, so wird der gesamte Güterverkehr durch das „Schiff der Wüste" vermittelt. In einer Karawanserei sahen wir eine ruhende Karawane von nicht weniger als 230 Tieren mit ihren kirgisischen Treibern; eine andere Karawane wurde auf dem Marktplatz zur Tränke geführt. In neuerer Zeit hat der Transithandel Trapezunts durch die Kaukasusbahn Baku-Tiflis-Batum nicht unbeträchtlich gelitten.

Die Bevölkerung zeigte sich uns von ihrer liebenswürdigsten Seite — es sind im ganzen 30000 Einwohner, davon 6000 Armenier, 7000 bis 8000 Griechen, der Rest Türken —, sie soll jedoch bei den ziemlich häufig auftretenden religiösen Differenzen außerordentlich fanatisch sein, und blutige religiöse Putsche sollen nicht zu den Seltenheiten gehören.

Hoch oben über Tirabzon, so lautet der türkische Name des Städtchens, thront auf steilem Berg ein Kapuzinerkloster, von dem wir am Nachmittag einen unterhaltenden Besuch an Bord erhielten. Es waren vier Mönche, die der deutschen Sprache kundig

waren, stammten sie doch aus dem schönen Bayerlande, was nicht nur durch ihren gemütlichen Dialekt, sondern auch durch den unverwüstlichen, echt bayerischen Bierdurst seinen Beleg erhielt. Die „Viktoria Luise“ führte ein vorzügliches Glas Spaten „frisch vom Faß“ mit sich; wer will es den Einsiedlern verdenken, wenn sie, die unter einer fanatischen mohammedanischen Bevölkerung jahraus jahrein angefeindet leben müssen, einmal dem Gambrinus ihr Opfer bringen. Wahrlich, als gebildete Männer in einer barbarischen Anschauungen huldigenden halbwilden Völkerschaft leben zu müssen, gehört nicht zu den Freuden des irdischen Daseins.

Wir unserseits hatten nur die Lichtseite Trapezunts kennen gelernt und schieden daher am Spätnachmittag mit herzlichem Bedauern von der gastlichen Küste. Unsere vier Mönche winkten uns noch lange von ihrem Trierenboot einen Segenswunsch zu; sie waren als die letzten von Bord gegangen. Aber auch die Türken sandten uns lebhafte Grüße über das Wasser nach; man konnte sich gar nicht vorstellen, daß sie zu Zeiten so rabiat gegen die „Giaurs“ aufzutreten im stande sind. Übrigens hatten sie durch unseren Besuch gute Geschäfte gemacht, denn manch teuren persischen Teppich, manch kostbare Waffe und manchen Schmuckgegenstand aus Gold oder Silber nahm die Jacht in ihren Kabinen mit sich.

Schon um sechs Uhr am anderen Morgen ankerten wir in Batum. Über die Häuser der echt russischen Stadt und die Masten des starkbelebten Hafens sahen wir die blaue Silhouette des Kaukasus emporragen, nicht so imponierend, wie wir uns vorgestellt hatten, denn das Gebirge tritt nicht bis unmittelbar an das Schwarze Meer heran, in dessen östlichstem Zipfel wir uns gegenwärtig befanden.

Hier sind wir bereits in dem russischen Petroleumgebiet, welches eins der bedeutendsten auf der ganzen Erde ist. Mehr als hundert Reservoirs zur Aufnahme des wichtigen Erdöls mit einem Fassungsraum von 170 Millionen Kilogramm sind allein um den Petroleumhafen von Batum gelagert, eine ganze Stadt von turmartigen, eisernen Bottichen. Unter der Firma „Kaspische und Schwarze Meer-Naphtha-Produktions- und Handelsgesellschaft“ besitzen die Pariser Gebrüder Rothschild in Batum große Niederlagen, von denen das Petroleum in Tank- und Cisternendampfern nach allen Richtungen der Welt verfrachtet wird.

Von Baku aus, dem Endpunkt der Kaukasusbahn am Kaspischen Meere, wird das Erdöl in unablässig verkehrenden Riesenzügen mittels eigens konstruierter Cisternenwagen nach Batum gebracht; von der Station Michailowo vermitteln den Transport außerdem Röhren von kolossalem Durchmesser, die neben der Bahn herlaufen und zum Teil auf freiem Felde liegen, zum Teil unterirdisch gebettet sind.

Der Petroleumreichtum des Bakugebietes ist so gewaltig, daß die Lokomotiven von ganz Rußland mit diesem wichtigen Erdprodukt geheizt werden. Natürlich besitzen sie für diesen Zweck eine besondere Konstruktion, die sich äußerlich durch zwei übereinander gelegte Kessel bemerkbar macht. Wir sollten uns bald davon überzeugen, daß dieses Brennmaterial für den Eisenbahnbetrieb zwar sehr praktisch, für den Reisenden aber höchst unangenehm sein kann.

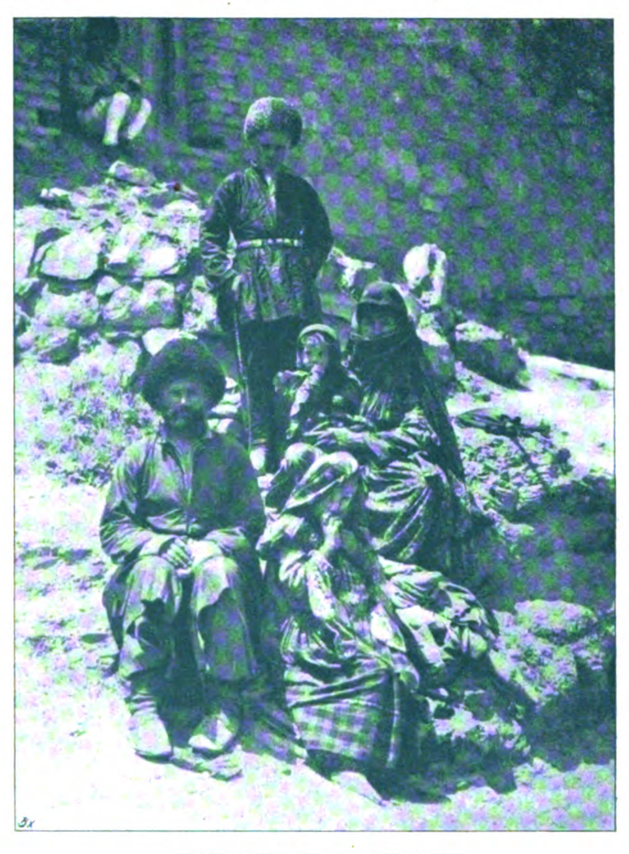
Einstweilen wurden wir durch andere Sorgen in Anspruch genommen, und zwar durch die Visierung der Pässe, die von den russischen Beamten, welche zu uns an Bord kamen, mit staunenswerter Gründlichkeit vorgenommen wurde. An Land gesetzt, mußten wir noch einmal eine Kette russischer Beamten passieren, die wiederum das Visum ihrer Kollegen an Bord kontrollierten.

Auf dem Bahnhof zeigte sich ein buntes, für uns ganz neuartiges Leben und Treiben. Hochgewachsene Gestalten mit männlich-schönen Gesichtszügen, stolzer Haltung, majestätischem Gang und einer gewissen vornehmen Eleganz der Bewegungen, in der kleidsamen Tracht der Mingrelier, Imeretier, Georgier, Kirkassier, Grusiner und Daghestaner, die wir in Europa gemeinhin als Tscherkessentracht zu bezeichnen pflegen, mit jenen charakteristischen Patronenhülsentaschen auf der Brust und hohen schwarzen, grauen oder weißen Lammfellmützen auf dem königlich getragenen Haupt, an dem silberbeschlagenen Gürtel Waffen, zum mindesten das kaukasische Dolchmesser, wanderten auf den Bahnsteigen auf und nieder. Dazwischen

Türken, Armenier, Perser, russische Offiziere und Soldaten, elegant und stramm wie die Preußen, hochgeschossene Kosaken und finster blickende Tscherkessen, ein farbiges, abwechselungsreiches Bild, welches uns bereits auf Tiflis, die Stadt der siebzig Sprachen, vorbereitete, in der Orient und Occident sich nicht nur berühren, sondern innig miteinander vermischt sind. Der englischen Reisefirma Cook & Sons, welche die Arrangements für die Landausflüge während der ganzen Orientfahrt übernommen, hatten sich diesmal fast sämtliche Passagiere der „Prinzessin Viktoria Luise" angeschlossen. Von ihr war für die dreizehnstündige Fahrt nach Tiflis ein eigener Salonzug gestellt worden, der nur Abteile erster Klasse führte und mit Speise-, Küchen-, Schlafwagen usw. wohl versehen war.

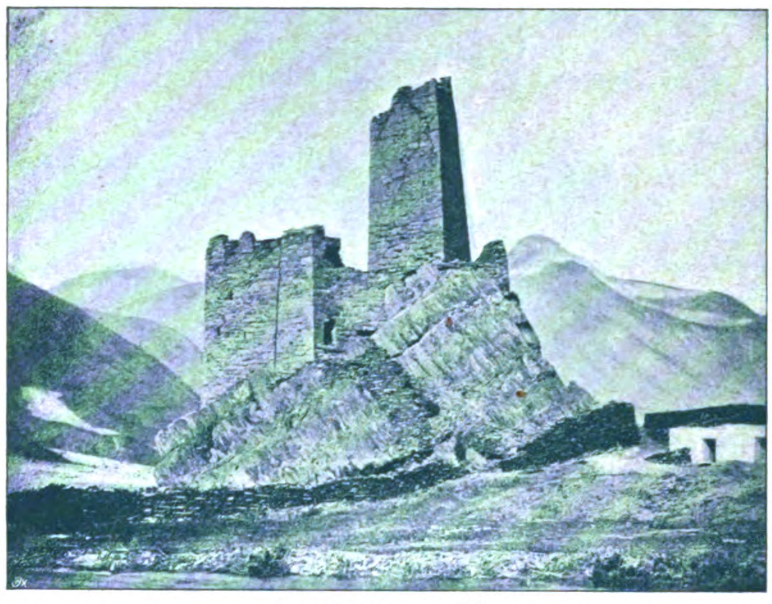
Die Konversation gestaltete sich leichter, als wir gefürchtet hatten, denn mit den meisten Schaffnern konnten wir uns auf Französisch verständigen, und zwei sprachen sogar leidlich Deutsch.

Als wir den Zug betraten, fanden wir sämtliche Coupés mit Doppelfenstern dicht verschlossen, und es herrschte daher im Inneren der in der Sonne bratenden Wagen eine Temperatur, wie man sie von einem gut geheizten Backofen erwartet. Kaum hatten die Schaffner vernommen, daß wir der Luft freieren Zutritt zu gönnen wünschten, so gingen sie mit dankenswerter Eilfertigkeit daran, sämtliche Fenster aufzuschrauben und auszuheben, eine bei der bedeutenden Länge des Zuges recht beträchtliche Arbeit. Mit Wonne atmeten wir die vom Meere herüberstreichende balsamische Luft ein. Als sich jedoch der Zug in Bewegung setzte, da wurde uns in unerwünscht drastischer Weise klar, weshalb die russische Bahnverwaltung die bei uns in Europa auf Eisenbahnen unerhörten Doppelfenster anzubringen für gut befunden hatte. Von den beiden Lokomotiven drang nämlich ein derartiger Petroleumdunst zu uns in die Coupés, daß wir zu ersticken drohten und eine unserer Damen in eine regelrechte Ohnmacht fiel. Nun mußten ohne Säumen die mühsam geöffneten Fenster während der Fahrt wieder geschlossen werden, und die Ungeduld der halb geräucherten Passagiere trieb die bedauernswerten, im Schweiß ihres Angesichtes arbeitenden Schaffner fast zur Verzweiflung. Man stelle sich ein Zimmer vor, in welchem ein übermäßig hochgeschraubter Petroleumkocher nach Herzenslust gequalmt hat; das ist etwa die Atmosphäre, die uns während der ganzen dreizehnstündigen Fahrt umgab und die den Genuß an dem Ausflug völlig illusorisch machte. Schließlich waren wir froh, uns in die doppelt gedichteten, freilich stark überhitzten Coupés zurückziehen zu können, wo wir nun nach Kräften das unerträgliche Petroleumaroma durch den Duft unserer Cigarren zu bannen suchten.



Gebirgsbewohner im Kaukasus.

Die Bahnstrecke zieht sich von Batum aus zunächst etwa drei Viertelstunden in nördlicher Richtung am Meer entlang, um sich dann energisch nach Osten zu wenden. Nachdem die Stadt der Petroleumbehälter durchquert ist, durchfahren wir ein liebliches, wohlangebautes Tal, in welchem wir hier und da freundliche Dörfer oder auch ganz vereinzelt gelegene Gehöfte erblicken. Die Häuser sind niedrig, meist aus Holz gebaut, ruhen vielfach auf Pfählen und haben flache Dächer; fast jedes besitzt eine primitive Veranda. Nur in der nächsten Umgebung von Batum finden wir Villen europäischen Stiles.



Altes Kastell im Kaukasus.

Der Frühling hat die Vegetation noch nicht zur Entfaltung bringen können, denn in der letzten Zeit war eine große Trockenheit vorherrschend gewesen, und so macht denn die farblose, staubige Gegend einen recht tristen Eindruck, zumal auch die Holz- und Lehmhäuser, sowie die Kleidung der Angesessenen zumeist ein stumpfes Grau zeigen. Eine allgemeine Enttäuschung greift Platz, denn von den erwarteten Wundern des Kaukasus ist vorerst wenig zu merken; nur in der Ferne zeigen sich einige Hügelketten, welche sich bemühen, die Silhouette eines „Gebirges“ darzustellen.

Inzwischen steigt die Bahn höher und höher. Wir überschreiten auf kühngeschwungenen Brücken in vielfachen Windungen nach und nach fünf verschiedene Flüsse, die mit reißend zu Tal jagendem, lehmartig gefärbtem Wasser nur schwach gefüllt sind. Die breiten, mit zahllosen Steinen und ganzen Bergen von Geröll bedeckten Betten beweisen, daß wir uns gegenwärtig in einer Ära der Trockenheit befinden, denn bei eintretendem Regen werden diese Gebirgsbäche zu reißenden Strömen. Das einzig Interessante bei der Fahrt bleibt bis zum Mittag die Bevölkerung, deren malerische Trachten wir auf den Stationen reichlich zu bewundern Gelegenheit hatten; die Kunde von der Invasion eines mit nahezu zweihundert Europäern besetzten Extrazuges war in alle Schluchten des Kaukasus gedrungen und hatte die Männerwelt zu Wagen und zu Roß in großer Anzahl herbeigeführt.

Natürlich arbeiten unsere Amateurphotographen mit Hochdruck. Das Diner wird, da unsere Reisegesellschaft so stark ist, daß sie nicht auf einmal in den drei Speisewagen untergebracht werden kann, in Abteilungen um zwölf, ein und zwei Uhr serviert. Der vorzügliche russische Tee erweist sich als ein ausgezeichnetes Mittel, den bösen Geschmack in unseren Kehlen, den Staub und Petroleumdunst verursacht haben, zu vertreiben.

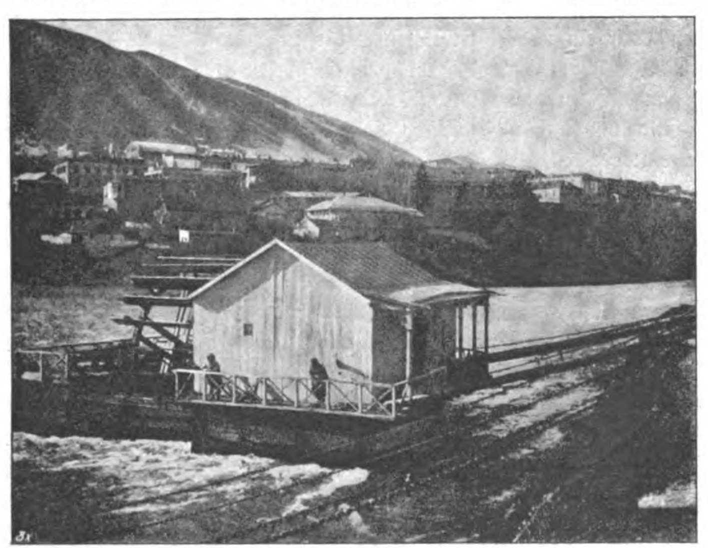
Unterdessen rollt der Zug unaufhaltsam weiter. Nach Tisch wird die Gegend interessanter. Wir sind aus der mingrelischen Landschaft in die der Imeritie eingetreten, während zur Rechten der Bahnlinie sich das schöne Georgien entlang zieht. Die Bahn kommt mehr und mehr in das eigentliche Gebirge hinein, welches zwar kahl und vegetationslos erscheint, aber doch infolge seiner

wilden Zerrissenheit einen immer romantischeren Charakter annimmt. Lange Tunnels werden durchfahren, an schroffen Abgründen eilt der Zug dahin, über schwindelerregende Brücken und Viadukte, und ab und zu erscheint auf steilem Felsengrat über uns eine verfallene Burg, denn die Bewohner des Kaukasus waren, ehe sie von den Russen gebändigt wurden, ein wildes, kriegerisches Volk, und noch heute macht sich der schwer zähmbare Charakter dieser rauhen Gebirgssöhne nicht selten dadurch bemerkbar, daß Räuberbanden, die in den schwer zugänglichen Tälern, den oft weitverzweigten Schluchten und Höhlen der Kalkfelsen hausen, Überfälle veranstalten, die wegen ihrer Kühnheit die zivilisierte Welt in Erstaunen setzen. Nicht einmal die Grusinische Heerstraße, jene große, von der russischen Regierung eigens zu Unterjochungszwecken angelegte Militärstraße, ist ganz sicher. Überall kann man daher auf den Landstraßen, die wir gelegentlich kreuzen, Kosaken- und Tscherkessenpatrouillen erblicken, und auch auf den Bahnhöfen sehen wir auffallend viel Militär.

Dreiundzwanzig Stationen haben wir während der Fahrt zu passieren. Um neun Uhr dreißig Minuten abends läuft der Zug programmgemäß in den großen, schönen Bahnhof von Tiflis ein, dessen Architektur eine modernisiert arabische ist, ein Zugeständnis an die eingeborene Bevölkerung. Das Leben und Treiben auf dem Bahnhof läßt uns völlig vergessen, daß wir uns mitten im Kaukasus befinden; es ist so modern, so international wie auf irgend einem Bahnhof des Weltverkehrs. Die malerischen Tscherkessentrachten treten fast vollkommen in den Hintergrund, und die russischen Uniformen sind den preußischen so ähnlich, daß sie uns fast heimatlich anmuten.

Wenn nichts anderes, so würden uns die Wagen, in denen wir jetzt die Fahrt nach den Hotels antreten, daran erinnern, daß wir uns in Rußland befinden. Die in lange, wattierte Leibröcke gekleideten Kutscher mit ihren charakteristischen, einem breitgeklopften Cylinder nicht unähnlichen Hüten fahren wie die Teufel, und die nicht großen, aber aus eitel Sehnen bestehenden russischen Gebirgspferde schlagen einen Trab an, daß wir Mühe haben würden, uns in den leichten, eleganten Wagen zu halten, wenn diese nicht auf Gummirädern liefen und ganz ausgezeichnete Federn hätten. Wahrhaftig, in dieser Hinsicht könnten wir uns an der Hauptstadt des „wilden" Kaukasus ein Beispiel nehmen.

Das Hôtel de Londres erreichen wir trotz der flotten Fahrt erst nach einer halben Stunde, denn die Stadt ist sehr weit gebaut. Schöne breite, gerade Straßen, mit Bäumen bepflanzt, von Pferdebahnen durchzogen, belebt von einer beinahe durchweg europäisch gekleideten Menge, erinnern uns in keiner Weise daran, daß wir uns auf dem asiatischen Grenzgebirge befinden, ebensowenig wie das am Ufer der reißenden Kura gelegene Hotel, in dessen Vestibül uns die deutsche Besitzerin mit den Lauten unserer Muttersprache begrüßt. Nur der in der kleidsamen Tracht Daghestans erscheinende Portier, der übrigens geläufig Französisch spricht, gemahnt uns daran, wie weit wir von dem westlichen Europa entfernt sind.



Schiffsmühle auf der Kura in Tiflis.

Dem Hôtel de Londres gegenüber befindet sich der Jardin public mit einer der heiligen Madonna geweihten Kapelle, vor deren „wundertätigem", an der Außenwand in einer Nische angebrachtem Bilde das fromme russische Volk beim Vorbeigehen seine Gebete verrichtet. Mancher Gläubige hält sich dort eine Viertel- oder eine halbe Stunde auf, um seine Andachtsübungen auf offener Straße gewissenhaft und mit Inbrunst zu verrichten.

Für gewöhnlich lustwandelt in dem schönen Park eine buntscheckige Bevölkerung. Am meisten vertreten finden wir die mit den langen, grauen oder braunen Keschmets und Lammfellmützen bekleideten Georgier und Grusiner, sowie des Abends russische Soldaten. Ab und zu wandelt ein behäbiger Orientale, ein würdiger Perser vorüber oder ein schmutziges, aber malerisch in Lumpen gekleidetes Zigeunerweib, dessen Kostüm als Preziosa auf jeder europäischen Bühne Sensation erregen würde.

Was mir aber besonders aufgefallen ist, war die ungeheuer große Anzahl von Gefangenen, die fast unausgesetzt von russischen Soldaten über den Platz befördert wurden. Die Razzias, welche die Tscherkessen und Kosaken auf den Landstraßen des Kaukasus abzuhalten pflegen, scheinen doch ein überreiches Material zu liefern. Wie ich erfuhr, werden von Zeit zu Zeit ganze Eisenbahnzüge dieses räuberischen Gesindels von dannen geführt, meist in die entlegensten Gegenden Sibiriens. Man sieht, Rußland meint es mit der Durchführung seiner Kulturmission im Kaukasus ernst und läßt sie sich ein tüchtiges Stück Geld kosten.

Tiflis wird in seiner ganzen Länge von der wilden Kura durchströmt, einem reißenden, überaus wütenden Bergstrom, der sein Bett so tief in die Tonschieferfelsen eingelagert hat, daß die Ufer an manchen Stellen viele Stockwerke fast senkrecht abstürzen. Das Wasser ist gelbbraun-schmutzig und bildet an den durch die zahlreichen Krümmungen entstehenden Wirbeln einen unansehnlichen Schaum. Wegen seiner außerordentlichen Wildheit ist der Strom nicht schiffbar, doch sind an seinen Ufern dort, wo sie durch Anschwemmungen flach gestaltet worden sind, zahlreiche Schiffsmühlen verankert, die hauptsächlich Mehl fabrizieren. Der Verkehr von einem Ufer zum anderen wird durch hochgewölbte steinerne Brücken, deren Fahrstraße turmhoch über dem Wasserspiegel liegt, vermittelt. Etwa in der Mitte der Stadt gibt es eine kleine, an armdicken Drahtseilen laufende Fähre, die sehr viel benutzt wird.

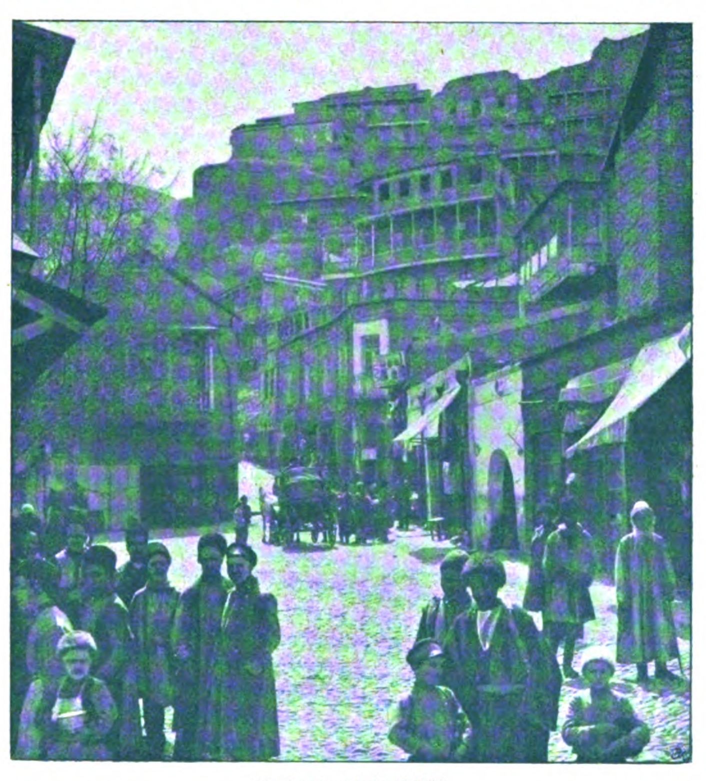
Die Stadt ist in das verhältnismäßig enge Tal der Kura hineingelagert und, da sie nicht Platz fand, sich darin auszubreiten, die Bergeshänge hinaufgebaut. Nur das europäische (russische) Viertel hat einigermaßen ebene Straßen; die persischen, türkischen, armenischen, jüdischen, tatarischen und grusinischen Quartiere sind regellos auf steilansteigendem Terrain angelegt. Die eigentümlich flachen, niedrigen, aber fast durchweg mit Veranden versehenen kleinen Häuser sehen aus, als wenn sie übereinander gesetzt wären. Zwischen ihnen quälen sich enge, krumme, schlecht gepflasterte Straßen bergan, die vielfach den nackten Fels als Pflaster zu Tage treten lassen.

Die Bergeshänge rings um die Stadt sind völlig vegetationslos. Ein ödes, einförmiges Grau ist ihnen eigen, und ein feiner, sandiger Staub wirbelt bei eintretenden Windstößen von ihnen hernieder. Außer der Kura ist kein Tropfen Wassers in dieser trostlosen Gebirgswüste zu finden, und selbst der hoch über der Stadt in wüster Felswildnis angelegte, sorgsam gepflegte „botanische Garten" hat unter der erschreckenden Wasserarmut zu leiden. Heiß und erstickend brütet die Sonne über diesem Tal, in dessen Tiefe selbst die Winde keine Kühlung zu tragen vermögen. Einen Ausgleich findet diese fürchterliche Glut nur im Winter, wenn der Schnee fußhoch in den Straßen liegt und der kalte, von den Eisgebirgen herniederflutende Hauch das Leben erstarren läßt. Die wilde Kura vermag auch die strengste Winterkälte nicht in Bande zu schlagen. Wohl setzt sie an ihren Ufern die groteskesten Eisgebilde an; sie selbst friert niemals zu, auch nicht stellenweise.

Die interessantesten Stadtteile sind für den Europäer natürlich die orientalischen. In ihnen findet man vielleicht jede Völkerschaft Asiens vom Westen bis zum Osten vertreten, denn außer den sehr zahlreichen Persern, die Fingernägel und Bärte mit den

Der Botanische Garten zu Tiflis.

pulverisierten Blättern der Hema-Pflanze rot färben, und den Türken, deren Muezzins von dem runden, mit weißen und blauen Kacheln getäfelten Turm ihrer Moschee den mohammedanischen Gebetruf auf den Scheata-Markt herniedersenden, trifft man in dem Völkergemisch auf Afghanen, Mongolen, Kirgisen, Indier und Chinesen. Besonders erwähnenswert mag der Umstand sein, daß Tiflis auch eine deutsche Kolonie besitzt, deren Angehörige zum großen Teil sich der edlen und gepriesenen Kunst des Bierbrauens befleißigen. Nicht vergessen möchte ich das durch und durch deutsche Hotel Wetzel, dessen liebenswürdiger Wirt für uns eine Aufführung altgrusinischer Nationaltänze nach originaler Musik in seinem hübschen Theatersaal veranstaltete. Die Tänze der Männer in ihrer malerischen Tracht zeugen von außerordentlicher Gewandtheit und arten mitunter, so namentlich bei dem beliebten Dolch- und Schwertertanz mit seinen lebhaften kriegerischen Gesten, geradezu in Wildheit aus, während der Tanz der Frauen mehr in einem langsamen, rhythmischen Wiegen und Drehen des Körpers besteht, der nach unseren Begriffen nicht eben graziös genannt werden kann.



Perserviertel in Tiflis.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Von der sagenhaften Schönheit der Georgierinnen habe ich mich nicht zu überzeugen vermocht, um so weniger, da die städtische Nationaltracht mit dem unförmigen Kopftuche nicht anders als geschmacklos genannt werden kann; hübsche Mädchen erblickt man nur in den Dörfern in der kleidsamen, bäuerischen Tracht der Grusiner. Aber es sind auch häßliche genug vertreten.

Die Kauflust der Deutschen zeigte sich in Tiflis in einem erstaunlichen Grade. Silberne Gürtel, Broschen von Filigranarbeit und persischen Münzen, edelsteinbesetzte Geschmeide, Teppiche, seidene Schals und Stickereien, Waffen aller Art, wie Dolchmesser mit silbernen Griffen, Yatagans, langläufige Flinten, Pistolen mit elfenbeineingelegten Griffen, orientalische Stoffe, Spitzen, kunstvolle Messing- und Bronzewaren, getriebene Schalen und Vasen, ja selbst Pferdesättel und Kamelgeschirre wurden in großen Mengen gekauft und recht teuer bezahlt, denn Tiflis ist im allgemeinen ein außerordentlich teures Pflaster.

Der Handel blüht in den orientalischen Stadtteilen, vorzugsweise in den Basaren, besonderen Geschäftsstraßen, die meist überdacht sind und in ihren unteren Stockwerken Laden neben Laden enthalten. Die gleichartigen Gewerbe finden sich in Gruppen zusammengeschlossen; hier haben auch die Handwerker ihre Arbeitsstätten aufgeschlagen. Letztere sind unglaublich eng und niedrig, so daß sie mehr Höhlen gleichen als menschlichen Wohnräumen, und es ist schwer er-

klärlich, wie die Meister und Gesellen, die fast aufeinander zu hocken gezwungen sind und nicht die geringste Ellbogenfreiheit genießen, überhaupt existieren, geschweige denn der Ausübung ihres Handwerkes obliegen können.

Unsere Masseninvasion war selbst für das starkbevölkerte Tiflis ein Ereignis, genügte doch unsere Zahl, die drei großen europäischen Gasthäuser, das Hôtel Oriental, das Hôtel de Londres und das Hotel Wetzel, bis unter das Dach zu füllen. Die Zeitungen brachten Leitartikel über die deutschen und amerikanischen Gäste, sowie über das Hamburger Prachtschiff, die „Prinzessin Viktoria Luise", welches uns bis an den Fuß des Kaukasus getragen. Da wir — wie namentlich bei unseren Wagenfahrten — häufig in größeren Massen auftraten, so öffneten sich die Fenster, und die Balkone besetzten sich; von allen Häusern hernieder wurden uns freundliche Grüße zugewinkt. Auf den Märkten und in den Basaren stockten nicht selten Handel, Wandel und Verkehr bei unserem Erscheinen, und wenn einer unserer Amateure seine photographische Camera hervorholte, sah er sich plötzlich von einer ganzen Phalanx Einheimischer umstellt, die alle auf dem Bilde vertreten sein wollten. Wie anders als in Konstantinopel, wo die Strenggläubigen uns ärgerlich den Rücken zudrehten, um ja nicht auf die Platte zu kommen!



Blick auf das mohammedanische Viertel in Tiflis.

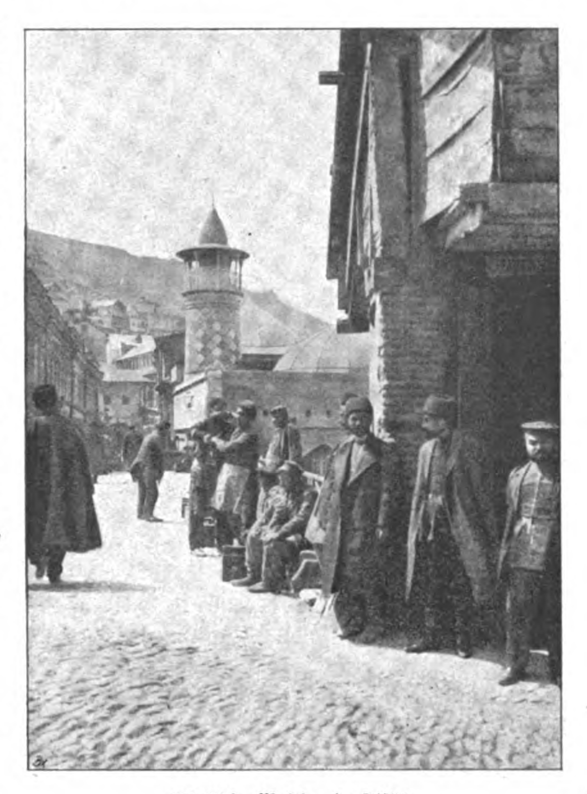
Der Tag, an welchem unsere Abfahrt zu sehr früher Stunde erfolgen sollte, brachte uns noch ein nicht erwartetes Schauspiel: eine Auffahrt der Tifliser Feuerwehr. Sie ist natürlich russisch-militärisch organisiert und, ich kann aus eigener Anschauung sagen, in bestem Stande. Die vorzüglichen russischen Pferde, für welche es keine Terrainhindernisse gibt, garantieren dafür, daß die Wagen bei einem entstehenden Brande in kürzester Zeit zur Stelle sind.

Bei der Fahrt zum Bahnhof zeigten sich auch die kaukasischen Droschken noch einmal in ihrer vollen Glorie; sie veranstalteten nämlich ein regelrechtes Wettfahren, daß zartbesaiteten Gemütern angst und bange hätte werden können, wenn wir eben nicht russisches Material zur Verfügung gehabt hätten. Unsere Kutscher fuhren aber mit so „unheimlicher" Sicherheit, daß uns die wilde Jagd, bei welcher die Wagen manchmal in vierfacher Reihe nebeneinander vorbeischossen, nur lebhafte Freude bereitete. In dem zahmen, von der Polizei so sorgsam geregelten Deutschland wäre allerdings ein solches Beginnen in jeder Beziehung undenkbar, wenn nicht schon das Pferdematerial von vornherein ein so schneidiges Fahren ausschlösse.

Der Abschied von Tiflis ward uns doppelt schwer, einerseits wegen der angenehmen Tage, die wir in der völkerreichen Stadt hatten verleben dürfen, anderseits wegen der bevorstehenden Petroleum-Räucherung. Indessen irrten wir, wenn wir annahmen, die Fahrt würde uns nichts Neues bringen. Es war inzwischen Regen gefallen, und wie mit einem Zauberschlage hatte sich, namentlich in den ebenen Strecken, eine üppige Vegetation entfaltet. Besonders von Kutais an, dem alten Kyta, der wichtigsten Stadt des sagenhaften Kolchis, aus welchem Jason und seine Begleiter dem griechischen

Mythos zufolge das goldene Vlies geholt hatten, prangte die Landschaft im saftigsten Frühlingsgrün. Auf den Feldern erblickten wir Herden schwarzer Schafe bis zu tausend Köpfen, und ländliche Wagen, mit Büffeln bis zu vierzehn Stück bespannt, bewegten sich auf den Landstraßen.

Die Bergketten im Hintergrund aber zeigten sich im tiefsten Blau, und auf den wolkenumzogenen Firnen schien der gefesselte Prometheus zu ruhen, den Arnold Böcklin im Geist erschaut und uns auf seinem poesievollen Gemälde so meisterhaft dargestellt hat. Ja, das war echte Kaukasusstimmung, und als wir nun gleich hinter der Station Soupsa den leicht gekräuselten Spiegel des Schwarzen Meeres zwischen den Feigen und Oliven hindurchschimmern sahen, da entrang sich auch unseren deutschen Kehlen ein begeistertes „Thalatta!“



Türkische Moschee in Tiflis.
(Nach einer Photographie von W. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Die an Bord der Jacht Zurückgebliebenen hatten die Zeit der Ruhe wohl benutzt. Am ersten Tage unserer Abwesenheit, dem Ostersonntage russischen Stils, war von der Besatzung unseres Schiffes das Osterfest gefeiert worden, wobei die Mannschaft buntgefärbte Eier und kleine Geschenke erhalten hatte. Die dienstfreien Offiziere hatten mit den Passagieren einen Ausflug in das wildromantische Tschorogtal bis Adschara-Zschali unternommen, eine etwa zwölf Seemeilen weite Strecke, zu deren Bewältigung man sich kühn einheimischer Reitpferde bedient hatte unter Begleitung einer Kosakeneskorte, die von dem Gouverneur von Batum zur Sicherheit der Reisenden für unerläßlich befunden wurde.

Die Abfahrt der „Prinzessin Viktoria Luise“ von Batum gestaltete sich außergewöhnlich weihevoll. An Bord sowohl wie auch am Lande wurden nach Sonnenuntergang zahlreiche Raketen abgebrannt; unsere Stewardkapelle spielte die russische Nationalhymne, was die russischen Soldaten, die sich bei uns an Bord befanden, veranlaßte, ehrfurchtsvoll die Mützen abzunehmen und bis zum Verklingen des letzten Akkordes in feierlichem Schweigen zu verharren.

Das Kommando „Fremde von Bord“ scheuchte die letzten Besucher in die Boote, die Fallreepstreppe wurde geheißt, und langsam setzte sich unser schönes Schiff in Bewegung. Über das Wasser tönten uns unter Mützenschwenken noch lange die in gebrochenem Akzent gerufenen Worte „Glügglije Raise!“ nach, und vom Hafen, dessen Lichter sich allmählich entzündet hatten, stiegen immer wieder die leuchtenden Schlangen der Raketen zum Nachthimmel empor.

Den aufregenden Tagen im Kaukasus folgte an Bord ein Tag der Ruhe, ein Tag, der einem bis zur Schreibwut gesteigerten Brief-eifer gewidmet war. Die asiatischen Eindrücke waren zu mächtig gewesen und mußten daher durch schriftlichen Niederschlag gedämpft werden. Der Unterschied in der Temperatur war beträchtlich; in Tiflis die tötende Hitze, erzeugt von einer unablässig in einem den Winden völlig unzugänglichen Gebirgskessel brütenden Sonne, dessen Ton-

wände die Glut gesteigert widerstrahlten, hier die von der frischen Brise gekühlte balsamische Luft des Schwarzen Meeres, das sich nach der anstrengenden Landfahrt so recht als Pontos Euxeinos zeigte. Dem schönen Tage folgte ein ebenso schöner Abend, namentlich für die junge Welt, denn heute gab es auf dem mit Flaggen reichgeschmückten Achterdeck einen fröhlichen Tanz nach den Klängen unserer Stewardkapelle.

Am anderen Morgen lag die Jacht, als wir erwachten, bereits vor Yalta, der „Perle der Krim“, dem „Trouville Rußlands“, dem „Nizza der russischen Riviera“. Die Südküste der Taurischen Halbinsel hat insofern mit der italienischen und französischen Riviera Ähnlichkeit, als das Gebirge ihr die kalten Winde des Nordens fernhält und das Schwarze Meer bei Sonnenschein ein an Intensität der Färbung dem Mittelmeer fast gleichkommendes Blau aufweist. Das ist aber auch alles. Gerade die ausgesprochene Lieblichkeit der Riviera, die reiche südliche Vegetation mit ihren wiegenden Palmenwedeln, ihren duftenden Blumen vermissen wir. Zwar gedeihen auch hier an den Südabhängen der Berge Cypressen, Lorbeer, Feigen und Oliven; aber schon der Kaktus und die Aloe fehlen. Dazu kommt, daß auch der Charakter des Gebirges, die Gliederung der Küste in der Krim keine so malerische ist wie die des Südabfalles der Seealpen. Wo sind die majestätischen Schneehäupter, welche an der Riviera den Hintergrund säumen und hier und da über die subtropische Vegetation herüberlugen? Dieser wirkungsvolle Kontrast zwischen nördlicher und südlicher Zone fehlt vollständig.

Wohl ist Yalta ein idyllisch gelegenes Städtchen, dessen Anblick das Herz erfreut, doch mit Nizza, Montecarlo, Nervi, San Remo, Pegli soll man es nicht vergleichen. Von den nicht selten ganz plötzlich an der Krimküste aufsteigenden Nebeln weiß die Riviera di Ponente nichts. Das starke Hervortreten des russischen Elementes stört zudem die Illusion einer Ähnlichkeit vollkommen. Jeder Schritt erinnert uns daran, daß wir uns im Zarenreiche befinden, und Rußland und der sonnige Süden sind nun einmal schwer zu vereinigende Begriffe. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Krim nicht viel des Schönen und Sehenswerten böte. Zeigt der Russe auch nicht die quecksilberige Beweglichkeit des Südfranzosen oder die Lebhaftigkeit des Italieners, sticht sein ruhiges und gemessenes, nicht selten stumpfes, manchmal geradezu stupides Wesen von dem Überfluß an Temperament des Südländers bedeutend ab, so ist dennoch ein Gang über den Markt außerordentlich lehrreich und anregend; geradezu imponierend wirken die Wagenladungen von Osterkuchen, welche in allen Größen und Formen aufgestapelt sind. Wo sollen nur die Menschen alle herkommen, diese Gebirge von Kuchen zu verzehren? Die Passagiere des Hamburger Lustschiffes trugen übrigens redlich ihr Teil dazu bei, dieses Problem zu lösen, denn es wurde eine ganze Bootladung der schmackhaften, in Bombenform gebackenen Kuchen an Bord geschafft und aus wissenschaftlichen Rücksichten verzehrt. Der Teig ist dem, der bei uns unter dem Namen „Sandtorte“ bekannt ist, nicht unähnlich.

Yalta ist die Sommerresidenz der russischen Kaiserfamilie. In dem eine halbe Wegstunde entfernten Livadia besitzt der Zar, der reichste aller Fürsten, zwei bescheidene Schlösser; richtiger wäre vielleicht die Bezeichnung „Landhäuser“, denn Livadia ist das „Veilchen unter allen Fürstenwohnungen der Welt“. Hier bringt die kaiserliche Familie in stiller Zurückgezogenheit in einem vortrefflich gepflegten Naturpark, an den sich große Weinbergpflanzungen schließen, die Zeit der Erholung und Ruhe zu, deren niemand so sehr bedarf wie der Monarch eines großen Reiches. In Livadia erinnert nichts an die nahezu unumschränkte Machtfülle eines Selbstherrschers aller Reußen, nichts an den märchenhaften Reichtum eines russischen Zaren. Bürgerlich einfach, „wie bei Friedrich Wilhelm III. auf der Pfaueninsel“, geht es in Livadia zu. Nichts als den Frieden sucht der russische Kaiser hier.

Während ein Teil unserer Reisegesellschaft von Yalta aus eine ziemlich anstrengende Wagenfahrt an der Küste entlang nach Sebastopol machte, zog ein anderer es vor, den Anblick der Küste von dem Schiff aus zu genießen. Die Küstenfahrt gewährt, ganz abgesehen davon, daß sie schon wegen ihrer Staubfreiheit durchaus den Vorzug verdient,

einen weit besseren Überblick über die malerische Uferlandschaft. Dabei hält sich das Schiff dem Lande nahe genug, um es zu ermöglichen, mit einem guten Opernglase oder „Krimstecher“ (der naheliegende Witz wurde recht häufig zur Anwendung gebracht) sowohl die in künstlich geschaffenen Gärten liegenden Besitzungen wohlhabender Russen, wie die aus Lehm und Steintrümmern erbauten, an den nackten Fels geklebten Dörfer der Tataren zu betrachten. Wir hatten einen wunderbaren Sonnentag, und so erstrahlte denn die vegetationsarme, ein wenig monotone Küste in jenem rosigen Schimmer, der uns über ihre Kahlheit angenehm hinwegtäuschte.

Einzelne Kaps springen scharfkantig vor und bringen, steil zum Meere abfallend, einige Abwechselung in das sonst gleichartige Bild. Auf der Höhe erblicken wir nach etwa zweistündiger Fahrt das in den Fels gesprengte Baidartor mit der 800 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen, architektonisch schönen, in russischem Kirchenstil aufgeführten Kapelle. Bald danach senkt sich die Küste zu ebenem Flachlande nieder, so daß es von der Kommandobrücke des hochgebauten Schiffes fast den Eindruck macht, als liege jenes Land tiefer als der Meeresspiegel. Aber je mehr sich das Schiff der Küste nähert, um so stattlicher wächst diese aus dem Wasser empor. Was erst langweilig und öde erschien, entwickelt sich nun zu reichgegliedertem Leben. Einzelne Höhen treten sogar aus dem flachen Gelände hervor, so der Malakowhügel, von dessen Spitze uns das Kornilow-Denkmal aus der Ferne grüßt. Ein stattlicher Leuchtturm und sehr starke Befestigungswerke weisen darauf hin, daß wir uns einem strategisch außerordentlich wichtigen Punkte nähern. Einige russische Wachtschiffe, die gleichsam als Außenposten vorgeschoben sind, strecken uns drohend die Mündungen ihrer Geschütze entgegen.

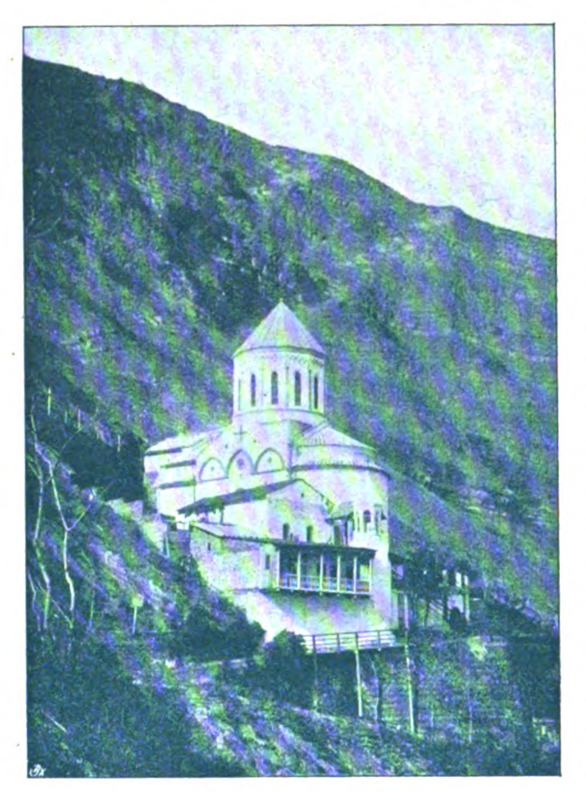
Jetzt macht die „Viktoria Luise“ eine Wendung, und es öffnet sich der Blick auf den hundertmastigen Kriegshafen mit seinen rauchenden Schloten, seinen wehenden Wimpeln, seinen massigen Türmen, seinen imposanten Kasernen und Arsenalen und den eigenartigen Kuppeln der aus dem Dächermeer hervorragenden Kirchen.

Gegenüber dem architektonisch vornehmen, in seinen ruhigen Formen gewaltig wirkenden Portikus, der, auf einer kolossalen Freitreppe vom Wasser aus zugänglich, den Eingang zur Stadt bildet, in unmittelbarer Nähe der schlanken russischen Kaiserjacht „Standard“ rauschen die Anker der „Prinzessin Viktoria Luise“ in die Tiefe. Wir befinden uns im „Neste der russischen Marine“ am Schwarzen Meere.



Kamelreiter einer Handelskarawane (Tiflis).

Welche enorme Wichtigkeit der Russe diesem Kriegshafen beilegt, wird uns bei jedem Blicke, bei jedem Schritte klar. Wohin man sieht, überall Soldaten, Matrosen, Offiziere, Kanonen, Kriegsschiffe, Forts, Arsenale, Docks, Befestigungswerke, Magazine, Schiffswerften, Hospitäler, Verwaltungsgebäude mit Posten und Doppelposten. Ordonnanzen eilen durch die Straßen; Patrouillen und kleinere und größere Detachements durchziehen sie. In den Schmuckanlagen, am Hafen, in den



St. Davidskloster oberhalb Tiflis.

Restaurants, auf den elektrischen Straßenbahnen, bei den zahlreichen Denkmälern, in den Kaffee- und Konzertgärten, in den Kirchen überall dienstfreie Soldaten. Von den 55000 Einwohnern gehören über 17000 dem Militärstande an.

Der Boden Sebastopols ist blutgedüngt. Noch sind keine fünfzig Jahre verstrichen, da tobte um die damals noch unfertigen Befestigungswerke dieses wichtigen Hafens ein im schlimmsten Sinne des Wortes männermordender Kampf, denn nicht weniger als 160000 Menschen fielen ihm zum Opfer. Elf Monate lang rang die russische Besatzung mit heroischer Zähigkeit im Verein mit der heldenhaften Bevölkerung gegen den wütenden Ansturm der vereinigten englischen, französischen, türkischen und sardinischen Heere und Flotten. Die Belagerung, welche in der neueren Kriegsgeschichte nicht ihresgleichen hat, begann am 9. Oktober 1854, und ganz Europa, ja die ganze civilisierte Welt verfolgte diesen Verzweiflungskampf, der trotz der bewunderungswürdigen Ausdauer der einem wahnsinnigen Feuer ausgesetzten Verteidiger am 8. September 1855 mit der Erstürmung des Malakowturmes und dem dadurch unvermeidlich gewordenen Fall der Festung endete. Ein außergewöhnlich strenger Winter, verheerende Krankheit und eine enorme Übermacht der Angreifer — vier Völker gegen ein einziges — entschieden endlich zu Ungunsten der tapferen Belagerten. Als Sebastopol fiel, war es nichts anderes als ein Trümmerhaufen. Seitdem ist die Stadt ganz neu erstanden; breite, vorzüglich gepflasterte, regelmäßige, von elektrischen Bahnen durchzogene Straßen mit schmucken Häusern, vielfach aus gelblich-weißem Sandstein erbaut, geben ihr ein ganz modernes Gepräge, welches Auge und Herz erfreut. Überall finden sich schöne Denkmäler, welche an die Helden der Belagerung erinnern, imposante Regierungsgebäude und stattliche Kirchen.

Wohl jeder Fremde, der den Hafen besucht, pilgert hinauf zu dem steinigen Hügel, welcher einst den heiß umstrittenen Malakowturm getragen hat. Heut erhebt sich an seiner Stelle ein schönes Denkmal für seinen Verteidiger, den Admiral Kornilow. Der tapfere Kommandant ist dargestellt, wie er, schwerverwundet auf einem Trümmerhaufen sitzend, die letzten Befehle zur Verteidigung gibt; zu seinen Füßen ladet ein Marineartillerist die letzte Kugel in ein Festungsgeschütz: ein künstlerisch aufgefaßtes, in der Ausführung von glücklichstem Gelingen gekröntes Meisterwerk russischer Bildhauerkunst.

Der Blick von dem öden Steinhügel, der nur in unmittelbarer Umgebung des Denkmals bescheidene Anlagen zeigt, ist entzückend. Auf der einen Seite liegt zu seinen Füßen wie eine große Landkarte die Stadt mit dem Hafen, auf die man fast senkrecht hinuntersieht; auf der anderen Seite öffnet sich dem Beschauer der Ausblick in die unermeßlichen Steppen der Krim. Soweit das Auge reicht, der graugrüne Ton der flachen, fast hügellosen Ebene, der später in das Violett übergeht und sich, ohne einen Horizont zu bilden, mit den bläulichen Tinten des südrus-

sischen Himmels mischt, ein erhabenes Symbol der Unendlichkeit.

Den Vorgeschmack von einer Steppenfahrt bekommen wir durch einen Ausflug nach Balaklava. Der Weg führt durch vegetationsarmes, flaches Land nach der alten griechischen Stadt Chersones und dann zu dem hoch oben auf einem Felsenvorsprung malerisch gelegenen St. Georgskloster. Hier soll einst im Tempel der Artemis Iphigenie (auf Tauris) als Priesterin ihres Amtes gewaltet haben. Es ist ein idyllisches Plätzchen mitten in trister Umgebung, welches sich die Mönche von St. Georg zu ihrem Buen retiro erkoren haben. Der Blick auf die tief unten brandende See wird jedem Reisenden, dem es vergönnt war, ihn zu genießen, unvergeßlich bleiben.

Ein Stündchen weiter liegt an einer rings von hohen Bergen umgebenen Meeresbucht das liebliche Balaklava, ein ruhesames Städtchen mit anmutigen Weinbergen. Die Bucht mit dem schmalen, seitwärts angeordneten Ausgange zum Meere ist so in die Höhen eingebettet, daß sie einem rings eingeschlossenen Landsee gleicht. Schon die griechische Mythe kannte diesen weltabgeschiedenen Ort, denn hier sollen die aus der Odyssee bekannten Lästrygonen gehaust haben, von denen Homer uns singt. Im Krimkriege hallte das stille Tal vom Lärm des Krieges wider, denn in Balaklava hatten die Engländer einen Hauptstationsort für ihre Magazine errichtet, und am 25. Oktober 1854 kam es sogar zu einem blutigen Gefecht, in dem die Russen eine englische Reiterbrigade völlig vernichteten. Das beschauliche, etwa dreitausend Einwohner, meist Griechen, zählende Städtchen ist jetzt ein gern aufgesuchter, aber stiller klimatischer Kurort.

Die Abfahrt von Sebastopol erfolgte gegen Abend. Der leichte Seegang, der sich schon auf der Reede bemerkbar machte, verstärkte sich sogleich nach Passieren des vorgeschobenen Leuchtturmes derartig, daß die Abendtafel beträchtliche Lücken aufwies. Wie ein witzig sein wollender Passagier bemerkte, wurde es „immer seekranker" im Salon, so daß sich der „Speisesaal" bald in einen „Seespeisaal" verwandelte, ein Wortspiel, welches nur für sehr robuste Naturen erträglich war.

Um siebeneinhalb Uhr des anderen Morgens weckte die Langschläfer an Bord ein von der Stewardkapelle gespielter Choral, dessen weihevolle Klänge über ein im vollen Sonnenglanz daliegendes, sonntäglich gestimmtes Meer dahin zogen. Die Delphine schienen an den feierlichen Akkorden Gefallen zu finden, denn in langen Zügen kamen sie daher, dem Schiffe immer näher und näher, im Wasser lustige Purzelbäume schlagend, so daß ihre in regelmäßigen Abständen schwimmende Reihe wie eine große Schlange aussah. Ob wohl die berüchtigte Seeschlange ihr Märchendasein diesem Eindruck verdankt? Manche Forscher des noch nicht aufgeklärten Phänomens wollen die Kunde davon auf



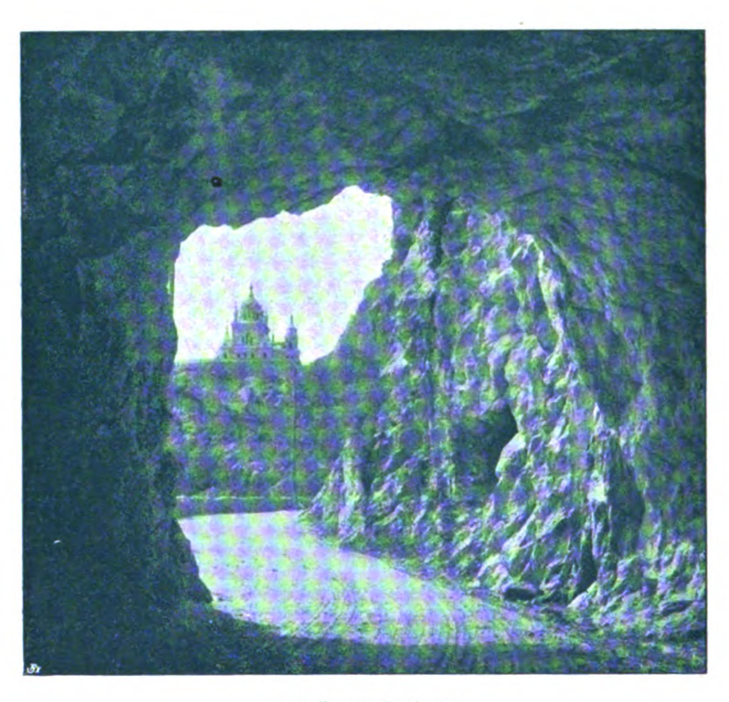
Livadia bei Yalta.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

diese Erscheinung zurückführen. Nach zwei Uhr mittags fahren wir wiederum in den Bosporus ein. Noch einmal ist es uns vergönnt, die herrliche Durchfahrt durch seine lieblichen Ufer bei herrlichstem Sonnenwetter zu kosten.

Gegen vier Uhr ankern wir in dem wundervoll beleuchteten Hafen von Konstantinopel. Aber heute erregt nicht das schöne Landschaftsbild unser lebhaftestes Interesse. Die Post aus der Heimat vielmehr ist es, denn ganze Berge von Briefen und Zeitungen haben sich während unserer Fahrt nach dem fernen Osten in der Metropole des türkischen Reiches angesammelt. Der Obersteward, der die Verteilung an die Kabinenstewards im Musiksalon vornimmt, hat alle Hände voll zu tun, und die ungeduldigen Passagiere harren vor den „der Ordnung wegen" verschlossenen Türen mit klopfendem Herzen der Nachrichten, welche ihnen von den Lieben daheim übersandt worden sind; die Zeitungen finden wenig Beachtung, da man an Bord über die wichtigsten Ereignisse auf dem Welttheater unterrichtet ist. Kurz gefaßte Kabeltelegramme werden nämlich in jedem Hafen an der Depeschentafel des Schiffes, die sich vor dem Eingang zum Bibliotheksaal befindet, angeschlagen. Die Hauptereignisse sind also bekannt; für Einzelheiten hat man weder Zeit noch Interesse.

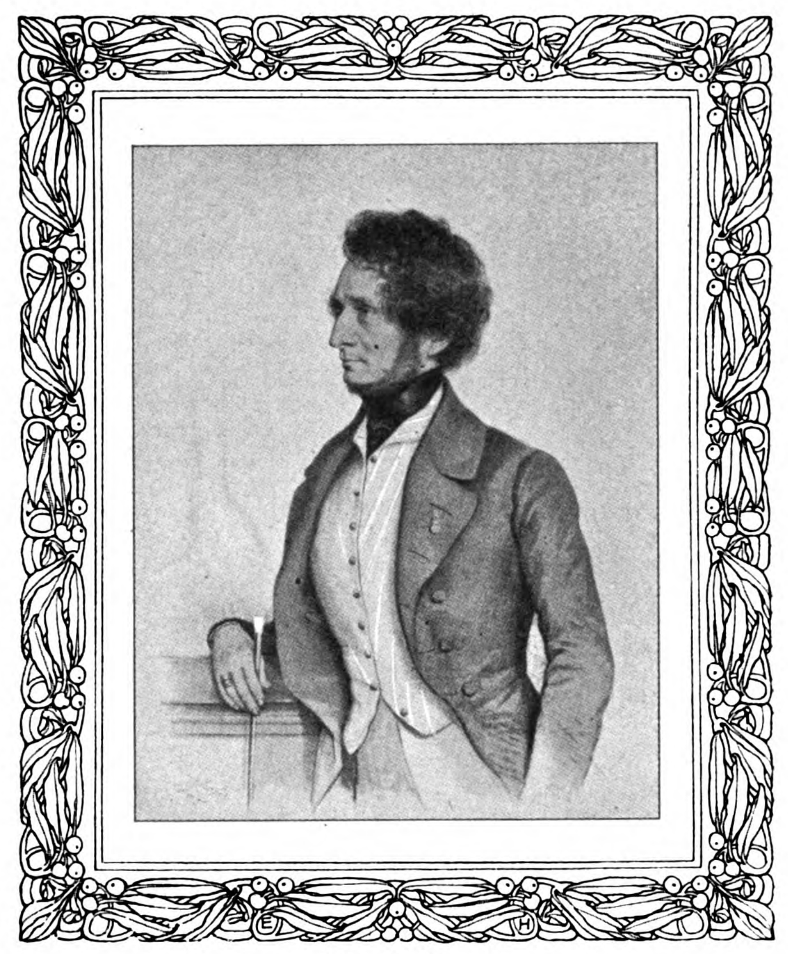
Nach zweistündigem Aufenthalt setzt sich der Dampfer in Bewegung; da gibt es wieder zu schauen. Konstantinopel bei Sonnenuntergang! Wer vergäße da nicht Politik, Verbrechen, Unglücksfälle, Gerichtsverhandlungen und Theater oder was sonst die Spalten einer Zeitung zu füllen pflegt!

(Ein Schlußaufsatz folgt.)



Kapelle am Baidartor.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Blick auf Tiflis und das Kuratal.



Hektor Berlioz.
Nach einer Zeichnung von Prinzhofer aus dem Jahre 1845.

Hektor Berlioz
und seine Faustmusik

Von

Richard Sternfeld

Es hat niemals ein Werk der Dichtkunst gegeben, das auf das musikalische Schaffen so befruchtend gewirkt hätte wie Goethes Faust. Ja, es würde nicht ganz übertrieben sein, wenn jemand behauptete, daß das Thema „Faust in der Musik" gleichbedeutend sei mit einer Übersicht über die moderne Entwickelung der Musik überhaupt. Wollte man nur die Namen der Komponisten anführen, die in irgend einer Weise der Goetheschen Dichtung nahegetreten sind, so würde man Seiten brauchen. Interessanter wäre die Untersuchung, wie verschieden die Möglichkeiten gewesen sind, mit den Mitteln der Tonkunst dem großen Drama beizukommen; und da kann man unbedenklich sagen, daß überhaupt kein Weg von den Musikern unbeschritten geblieben ist, auf dem sie glaubten, den lyrischen Inhalt des Gedichtes mit ihrer Kunst

vertiefen und ausdeuten zu können. Das Nächstliegende war natürlich, jene Stücke in Töne zu setzen, welche der Dichter schon selbst als Lieder oder Chöre bezeichnet hatte. Vom „Brudersphären Wettgesang" des Prologs im Himmel bis zum Chorus mysticus am Ende des zweiten Teiles, welch eine Fülle von Gesängen, die von vornherein die Hilfe der Musik verlangten! Daß Franz Schubert sein Schaffen mit „Gretchen am Spinnrade" begann und damit sogleich ein Meisterlied, ja sagen wir ein kleines szenisches Bild schuf, das er selbst kaum noch übertreffen konnte, ist bekannt; weniger, daß Beethoven das Lied von dem König mit dem Floh komponiert und im Fingersatz der Klavierbegleitung eigenhändig das Knicken des Tierchens markiert hat.

Beethovens Sehnsucht war zeitlebens, eine Faustmusik zu schaffen, aber dazu ist es nicht gekommen. Kleineren blieb es vorbehalten, die zur Bühnenaufführung nötigen Musikstücke — Lieder, Chöre, Tänze, Melodramen — zu verfertigen, und Versuche dieser Art sind bis auf den heutigen Tag stets aufs neue gemacht worden, ein Zeichen, daß die früheren doch noch immer nicht der Aufgabe gerecht geworden zu sein schienen. Von Eberwein über Pierson, Lassen zum neuesten Faustkomponisten August Bungert: eine stattliche Reihe trefflicher und schöner Leistungen im einzelnen und doch Fehlschläge im großen und ganzen, weil hier in der Idee und in der Praxis immer wieder das Unmögliche, Unvereinbare erstrebt wird. Bald ist die Musik zu vorlaut und verdeckt die herrlichen Worte der Dichtung, die schon selbst die schönste Musik sind; bald ist sie zu unbedeutend und entspricht nicht der Erhabenheit des dichterischen Gehaltes.

Darum versuchten es andere Musiker, dieser drückenden Aufgabe, die ihr Schaffen doch zu sehr in den Dienst des Dramas zwang, sich zu entziehen. Die einen griffen sich passende Stücke heraus und komponierten sie für den Konzertsaal, wobei es der Fürst Radziwill einst zu großer Beliebtheit brachte, bis seine Faustmusik durch Robert Schumanns „Faustszenen" abgelöst wurde, die besonders im dritten Teile zum Bedeutendsten des großen Romantikers gehören. Die anderen wollten die reiche Bühnenausbeute nicht missen und ließen sich von ballhornenden Textfabrikanten Opernbücher zuschneidern, wie Gounod, oder stutzten sich selbst etwas zurecht, wie der Italiener Boito in seinem „Mefistofele"; es hat aber schließlich auch ein Musiker, der Leipziger Heinrich Zöllner, dem solche Unpietät widerstand, den Faust, so wie ihn Goethe geschrieben, mit Monologen und Dialogen in Musik gesetzt: ein kühnes, doch unfruchtbares Beginnen.

Sehr viel seltener waren die Tonmeister, welche die Aufgabe der Musik dem Goetheschen Drama gegenüber anders verstanden und sich bemühten, den ideellen Gehalt durch Werke der sinfonischen Instrumentalmusik auszuschöpfen. Da haben wir Liszts Faustsinfonie, wohl sein größtes Werk, in dem er sich, beflügelt durch die Tiefe der Idee und die Fülle der Gestalten, zu einer unvergleichlichen Höhe der charakteristischen Tondichtung erhob; da haben wir Richard Wagners „Faustouvertüre", sicher das vollendetste Stück der Gattung, weil hier allein „der einsame Faust" ohne alle Nebenfiguren und -Situationen erfaßt und gleichsam als reines Destillat der Faustischen Idee vermittels musikalischer Symbole ausgedrückt worden ist. Aber man kann weitergehen und sagen, daß allen großen Tonwerken, die in prägnanter Weise Trotz und Verzagen, Grübeln und Sehnsucht unserem Gefühle nahelegen, der Faustische Grundzug innewohnt, daß somit z. B. Beethovens und Brahms' C-moll-Sinfonien, daß vor allem die Neunte Sinfonie — der Wagner mit zwingender Intuition Verse aus dem Faust unterlegte — in gewissem Sinne Faustische Tondichtungen zu nennen sind.

* * *

Diese kurzen Bemerkungen waren nötig, um Stellung zu gewinnen zu der Faustkomposition des großen und interessanten französischen Meisters, der vor hundert Jahren (11. Dezember 1803) in einem kleinen Städtchen der Dauphiné geboren ist: Hektor Berlioz. Er hat bedeutendere, für die Geschichte der Musik wichtigere Werke geschaffen, aber keines ist für ihn so bezeichnend, keines daher auch in seinem Vaterlande so beliebt geworden wie seine „Dam-

nation de Faust". Wir Deutschen können stolz darauf sein, daß die beiden angesehensten und verbreitetsten französischen Tonwerke des neunzehnten Jahrhunderts: Berlioz' „Damnation" und Gounods „Marguerite" beide dem so echt deutsch empfundenen Goetheschen Drama ihr Entstehen verdanken, und wir haben auch kein Recht, den Franzosen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie das Urdeutsche, dem welschen Gefühl ewig Verschlossene des Gedichtes ihrem Temperament und Gefallen anmodelten; höchstens können wir als Deutsche uns schämen, daß wir diese Mißhandlung unseres Nationalwerkes nicht empfanden und bei den schönen Melodien des Gounodschen „Faust" ganz vergaßen, daß, was den Franzosen recht ist, noch nicht den Deutschen billig zu sein braucht.

Immerhin steht der Faust von Berlioz in dieser Hinsicht weit höher als der von Gounod. Er ist geboren aus der wahren Begeisterung eines französischen Künstlers, der von Jugend auf in den Werken germanischer Geistesgröße das Höchste sah, was die Kunst ihm bot. Beethoven, Goethe, Shakespeare, Byron: das waren die hehren Sterne, die dem unruhigen, gereizten, überspannten, unglücklichen, unbefriedigten Musiker und Menschen Berlioz als tröstende Leuchten über seinem dunklen Dasein schwebten. Aber auch im praktischen Leben war Berlioz auf Deutschland hingewiesen. Wir pflegen dem deutschen Volk Undankbarkeit gegen seine großen Männer zur Last zu legen und die Franzosen hierin als gutes Beispiel vorzuhalten; aber bei Berlioz trifft das nicht zu: er hat nur hin und wieder gerade in Deutschland finden können, was ihm seine Landsleute versagten, und wonach er doch dürstete: Beifall, Ruhm und Anerkennung.

Nach einem Stich aus seinen letzten Lebensjahren.

Die Entstehung des Berliozschen Fausts fällt in das Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. 1828 war die französische Übersetzung des Faust von Gérard de Nerval erschienen, die erste auch dichterisch genügende, welche selbst das Lob des Altmeisters von Weimar hervorrief. Die Wirkung auf die jungen Geister in Frankreich mag man aus Berlioz' eigenem Munde hören: „Von den ersten Szenen an war ich im Zauberbanne dieser wunderbaren Dichtung, von der ich mich nicht trennen konnte: ohne Aufhören las ich Faust bei Tische, im Theater, auf meinen Wegen, immer und überall." Mit diesem Enthusiasmus des Fünfundzwanzigjährigen verband sich damals eine schwärmerische Liebe zu einer jungen Engländerin — kein Wunder, wenn Berlioz in Tönen aussprach, was ihn tief bewegte. Er entnahm acht lyrische Stücke dem Faust — den Osterchor, den Bauerntanzchor, das Sylphenkonzert, die Lieder von der Ratte, vom Floh, vom König von Thule, das Ständchen des Mephisto und Gretchens „Meine Ruhe ist hin" —, vollendete sie noch 1828 und ließ diese „Huit scènes de Faust" auf eigene Kosten als sein „Opus 1" stechen. Dann schickte er zwei Partituren mit einem begeisterten Widmungsschreiben an den vergötterten Dichter nach Weimar und harrte mit Herzklopfen auf die Antwort. Diese aber kam nicht. Goethe hatte das Werk an seinen

musikalischen Berater und Freund Zelter geschickt, da er mit den „im Anschauen so verwunderlichen Notenfiguren“ nichts anzufangen wußte. Zelters Urteil aber entlud sich in einem so derben Hagelwetter („Gewisse Leute können ihre Geistesgegenwart nur durch lautes Husten, Schnauben, Krächzen, Ausspeien zu verstehen geben; von diesen scheint Herr Berlioz zu sein“), daß Goethe den französischen Musiker so wenig einer Antwort würdigte wie früher einen deutschen in gleichem Falle — Franz Schubert.

Es war doch eine Ironie des Schicksals, daß Goethe genau in dieser Zeit (Februar 1829) zu Eckermann, der eine passende Musik zum Faust ersehnte, so sich ausließ: „Es ist ganz unmöglich; das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des ‚Don Juan‘ sein, Mozart hätte den Faust komponieren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig; allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit dem italienischen Theater verflochten.“

Wie interessant ist doch diese Äußerung des großen Dichters, der von den Musikanten als „unmusikalisch“ bezeichnet zu werden pflegt und doch über das Wesen der Musik die tiefsten und bedeutendsten Aussprüche hinterlassen hat. Man bedenke, daß Meyerbeer sich bald darauf von der italienischen Oper abwandte, um mit einem „Robert dem Teufel“ das Gebiet des Charakteristischen zu beschreiten, daß er ferner in der Tat später eine Faustmusik geschrieben hat, welche noch nicht veröffentlicht ist. Und zwei Jahre darauf komponierte der neunzehnjährige „stud. mus.“ Richard Wagner sieben Faustszenen (Soldatenchor, Bauerntanz, die Lieder von der Ratte und vom Floh, das Ständchen Mephistos, „Meine Ruhe ist hin“, und „Ach, neige, du Schmerzensreiche“), von ihm als Opus 5 bezeichnet, aber niemals im Druck erschienen, sondern als Manuskript im Wahnfried-Archiv aufbewahrt.

Vor allem aber, das Gute lag hier doch so nahe, denn die von Zelter so schmählich verrissene Partitur des jungen Franzosen Berlioz enthielt ja jene drastischen Merkmale, jenen Einschlag des Häßlichen und Widerwärtigen, den Goethe so richtig in der Theorie forderte, den er aber wohl mit seinem Freunde Zelter als „Abgeburt, aus greulichem Inceste entstanden“ bezeichnet hätte, wenn ihm, dem die Komturszene des Don Juan gewiß als der Gipfel des Furchtbaren in der Tonkunst vorschwebte, die Berliozsche, ihrer Zeit so weit voraneilende Faustmusik zu Gehör gekommen wäre. Daß übrigens doch damals schon, auch in Deutschland, ein Verständnis dafür zu finden war, zeigt uns eine Besprechung des feinsinnigen Beethoven-Biographen Bernhard Marx, der 1829 in der „Berliner Musikzeitung“ über die Faustszenen schrieb: „Berlioz hat hier ein so freies und darum schon edles Künstlerstreben, dabei eine so reiche und wahrhaft dichterische Phantasie offenbart, wie sie — an seinen Landsleuten wenigstens — noch nicht sichtbar geworden ist.“

Was halfen aber dem jungen Musiker solche Lobsprüche? Er war durch Goethes Schweigen aufs tiefste betrübt. Zwar erhielt er auch in Paris Anerkennung, als er am 1. November 1829 im Conservatoire die Faustszenen zur Aufführung brachte. Aber das war das erste und letzte Mal, daß die „Huit scènes“ gehört worden sind. In einer jener seelischen Depressionen, die den Künstler Berlioz von Zeit zu Zeit befielen, machte sich eine tiefe Unzufriedenheit mit seinem Opus 1 geltend; er erwarb alle auffindbaren Exemplare der Partitur und vernichtete sie.

Fünfzehn Jahre vergingen, bis Berlioz wieder sein Faustfragment vornahm, um daraus ein größeres Werk herzustellen. Er dichtete sich selbst in freier Anlehnung an Goethe eine Anzahl von Szenen, arbeitete jene acht Stücke des Jugendwerkes hinein und faßte das Ganze in vier Teile zusammen. Und wiederum verdankte er Deutschland die künstlerischen Anregungen: auf einer längeren Reise, während der er Konzerte vor dem deutschen, dem „musikverständigsten Publikum in Europa“ gab, kamen ihm die Ideen zu seinem Faust; in der Postkutsche, auf der Eisenbahn, im Gasthof, überall warf er die Skizzen rasch aufs Papier, um sie dann in Paris auszugestalten. 1845 war „Die Verdammnis Fausts“ beendet, und Berlioz hielt das Werk, das er als „dramatische Legende“ bezeichnete, für eines seiner besten.

Aber mit schmerzlicher Enttäuschung mußte er erleben, daß das Pariser Publikum den zwei ersten Aufführungen Ende 1846 mit völliger Gleichgültigkeit begegnete. Erst in Berlin, wo Friedrich Wilhelm IV. ihm 1847 für ein Konzert die Mittel seines Opernhauses zur Verfügung stellte, in Weimar unter Liszt, später in Wien fand Berlioz einige Entschädigung. Und nach seinem Tode ist die „Damnation“ in Frankreich, besonders in Paris, wo sie über hundert Aufführungen erlebt hat, sein populärstes Werk geworden. Ja, es scheint, als wenn es jetzt gerade in eine neue Phase der Anerkennung getreten ist: zuerst in Monte Carlo, dann in Paris und auch in Hamburg ist es auf die Bühne gebracht worden und hat in gut vorbereiteter Darstellung großen Beifall gehabt. Einigen Bedenken über die Berechtigung solcher szenischen Vorführung wurde von anderer Seite entgegengehalten, daß Berlioz selbst durch die Einteilung in Akte und Szenen, durch szenische Bemerkungen und durch schriftliche Anweisungen seinen Faust als Bühnenstück bezeichnet habe. Dies führt uns nun tiefer in die Betrachtung des Werkes hinein.

Im ersten Teile läßt Berlioz seinen Faust in Ungarn auftreten. Warum dort? Wir werden es bald erfahren. Faust ist allein im Freien, und ein Monolog schildert seine Freude an dem Wiedererwachen der Natur im Frühling. Dazu im Orchester ein Motiv, das ganz Beethovensches Gepräge trägt mit seinem Anklang „An die ferne Geliebte“, aber in der Fortspinnung und Instrumentation doch wieder ein ganz neues, modernes Aussehen zeigt. Wenn Hans von Bülow einmal Berlioz als den Komponisten bezeichnete, der Beethoven am tiefsten empfunden und nachgedichtet habe, so ist an diesem Stücke zu beobachten, wie der geniale, aber bizarre und phantastische Franzose nun seine persönliche Note hinzufügt, die mit der Größe und Abgeklärtheit des deutschen Genius kontrastiert; sein gallisches Blut, sein Hang zum Charakteristischen, oft Übertriebenen, der Zwiespalt zwischen dem Grüblerischen, zuweilen Ausgeklügelten, ja Trocknen des Inhalts und der prächtigen Einkleidung des blühenden orchestralen Kolorits läßt den Eindruck klassischer Vollendung fast niemals ungestört aufkommen. Aber dabei Geistvolles, Interessantes überall, das noch heute neu und frappant auf uns wirkt, wo wir doch inzwischen eine ungeheure Wandlung der musikalischen Ausdrucksfähigkeiten erlebt haben.

Hektor Berlioz.
Standbild auf dem Square Vintimille in Paris.

So hier in dieser Einleitung, wo in die sanfte Lenzstimmung zwei ganz verschiedene Motive hineintönen: das eine in der Pikkolflöte den nächsten Bauerntanzchor, das zweite in den Hörnern den darauf folgenden Racoczi-Marsch meldend. Und nun wissen wir auch, warum dieser erste Akt in Ungarn spielt: Berlioz wollte den altberühmten Freiheitsmarsch der Magyaren in glänzender Instrumentalpracht hier einflechten. Wohl hat man ihm schon damals in Deutschland diese an den Haaren herbeigezogene Episode vorgeworfen, denn in einer Vorrede verteidigt er sich so: „Weshalb der Verfasser seinen Helden durch Ungarn ziehen läßt? Ganz einfach, um ein Tonstück anzubringen, dem ein magyarisches Thema zugrunde liegt. Dies gesteht er offen ein. Er würde seinen Helden auch sonst überall hingeführt haben, wenn er hierzu durch das geringste musikalische Motiv veranlaßt gewesen wäre. Hat nicht Goethe selbst im zweiten Teile seinen Faust nach Sparta geführt?“ Wir fragen uns erstaunt, wie ein geistvoller Mensch so etwas schreiben konnte. Hat Goethe seinen Faust zu Menelaos kommen lassen, um etwa ein schönes griechisches Gedicht anzubringen? Oder handelt es sich nicht in der Helena-Episode um einen tief im Plane des Ganzen begründeten dramatischen Vorgang? Und damit entschuldigt Berlioz etwas rein Äußerliches, durchaus nur auf den Augenblick Berechnetes? So wirft auch dieser kleine Zug wieder ein Licht auf jene unausgeglichene Mischung in seiner Anlage und Entwickelung: das Französisch-Virtuose mit den schauspielerischen Momenteffekten und das Germanisch-Künstlerische mit den stillen und tiefen Ewigkeitswirkungen.

Der zweite Teil führt uns in Fausts Studierzimmer. Ein düsteres, fugiertes Orchesterthema schildert die gramvolle, unbefriedigte Stimmung Fausts. Er setzt schon den Todestrank an die Lippen, da schallt der Osterhymnus „Christ ist erstanden“ und zieht ihn ins Leben zurück. Plötzlich erscheint Mephisto mit einem kurzen Orchestermotiv von drei raschen Posaunenakkorden mit Pikkolflöte, das ihn noch öfters charakterisiert, der einzige Ansatz eines Leitmotivs im Sinne der modernen Form. Mephisto verspricht Faust Ergötzungen, beide fahren auf dem Zaubermantel ab. Es folgt Auerbachs Keller, eine Szene voll derbsten musikalischen Humors. Branders Lied von der Ratte ist mit einem feierlichen „Requiescat in pace“ versehen, das die trunkenen Studenten der gemordeten Ratte weihen. Dann aber singen sie eine gelehrte Fuge zum „Amen“, deren Thema den Anfang des Rattenliedes wiedergibt: ein witziger Spott auf die alte Schule, dessen Sinn durch eine bekannte Anekdote illustriert wird. Dem Altmeister Cherubini, der in Paris die klassischen Traditionen hütete, sagte jemand: „Berlioz mag keine Fugen“, worauf er erwiderte: „Ich glaube, die Fugen mögen Berlioz nicht!“ Das nun folgende Flohlied Mephistos ist ein köstlicher Treffer, kühn, prickelnd, von gallischen Sprühteufelchen beflügelt, chevaleresk und derb zugleich, ganz wie es Goethes Junker Voland ansteht. Die nächste Szene bezeichnet einen Höhepunkt des Ganzen, vollendet im musikalischen Aufbau, bezaubernd in Erfindung und Ausführung. Mephisto hat Faust unter Rosen gebettet und gebietet den Geistern der Luft, seine Sinne durch ihr Konzert zu entzücken. Der Sylphen-Chor läßt immer zwei Chorstimmen die schön gestaltete Melodie singen, während die zwei anderen rasch flüsternd begleiten; wenn er immer sanfter verklingt, bleibt das Orchester allein und spielt jenes Sylphenballett im Melos des Hauptthemas, das eines der beliebtesten Stücke von Berlioz geworden ist, ein wunderlieblicher, im zartesten Piano auf einem durchgehend ausgehaltenen Baßton schwebender Walzer. Faust erwacht und verlangt, zu Margareten geführt zu werden, die er im Traume gesehen hat. Das Finale bringt uns in die Enge der Stadt, wo wir die Chöre der Soldaten und Studenten zuerst nacheinander, dann in kunstvoller Verarbeitung zusammen ertönen hören, bis der derbe Sang leise im Orchester verhallt. Den lateinischen Text des Studentenchors hat sich Berlioz selbst zusammengedrechselt, doch lautet er mehr nach dem Quartier Latin als nach der guten deutschen Universitätsstadt.

Der dritte Teil wird von der Gestalt Gretchens beherrscht. Es ist Abend, man hört den Zapfenstreich blasen. Faust tritt

in Gretchens Zimmer und grüßt mit innigem Gefühl die Stätte, wo er das Bild seiner Träume finden soll; Mephisto verbirgt ihn hinter einem Vorhang. Gretchen erscheint mit einer Lampe, beklommenen Herzens. Sie singt den König von Thule. Ein sonderbares Lied, das Berlioz „Chanson gothique" nennt: die Singstimme mit einer altertümlichen, wehmütigen Melodie in ungewohnten Intervallen, dazu eine einsam klagende Bratsche und zur Begleitung tiefe Fagotte; ein echter Berlioz, zuerst gesucht und dann wieder doch ganz echt und richtig wirkend, von einer Originalität, daß zehn andere Komponisten daran genug hätten. Und ebenso das Folgende: Mephisto ruft die täuschenden Irrlichter zusammen, die mit einem seltsam abgemessenen, schauerlich lockenden Menuett das Haus umgaukeln. Dann singt er eine „moralische" Serenade, ein Prachtstück von lebhafter Grazie und elegant-frivoler Melodik, in das die Geister mit gellem „Ha!" einfallen. Darauf ein längeres inniges Liebesduett und ein lärmendes Finale. Die Nachbarn haben Faust bemerkt und rücken mit rohem Geschrei vor das Haus von Gretchens Mutter. (Berlioz nennt sie mère Oppenheim; wo mag er nur diesen, ihn wohl sehr deutsch anmutenden Namen aufgelesen haben?) Der Hohn Mephistos, der Abschied der Liebenden und der Lärm der lachenden Menge hinter der Szene vereinigen sich zu einem Finale, das nicht gerade glücklich, weil äußerlich und opernhaft, den Teil beschließt.

Der vierte Teil beginnt wieder mit einer Szene von tiefstem Eindruck: Gretchens „Meine Ruhe ist hin". Wie meisterhaft ist das nun gedacht und gesteigert! Zuerst die rührende Melodie im Englischen Horn, dann der Gesang, vom Schmerze der Verlassenen zur Liebessehnsucht aufwallend und zart verklingend, dann von fern der Zapfenstreich und die Chöre der Soldaten und Studenten ganz leise hineintönend und süße Erinnerung in dem einsamen Mädchen weckend, bis mit ihrem Seufzer und der Melodie im Orchester alles erstirbt. Wer dies schreiben konnte, der hat deutschen Geistes einen Hauch verspürt. Es folgt ein Stück, das endlich auch Faust zu Worte kommen läßt: in einer „Beschwörung der Natur" erhebt er sich zu imponierender, dem elementaren Zuge des Textes entsprechender Größe des musikalischen Ausdrucks. Mephisto meldet, daß Gretchen im Kerker; er will sie retten, wenn Faust sich durch einen Pakt in seine Macht gibt. Faust unterschreibt; und sofort beginnt die Höllenfahrt auf sausenden Rossen. Betende Frauen, die mit Schreckensruf enteilen, furchtbare Erscheinungen, Gerippe, Nachtvögel, keuchende Rosse, Mephistos teuflisches „Hopp, hopp!", schnelleres Rasen, Dröhnen der Erde — also ein Wandelbild, wie geschaffen für den Schöpfer der modernen Instrumentation, der hier alle seine verblüffenden Orchesterkünste zeigen kann. Nun die Hölle, wo die Fürsten der Finsternis Fausts verdammte Seele jubelnd empfangen und die Teufel einen Triumphwalzer um sie tanzen. Berlioz läßt sie übrigens in der Höllensprache singen, die er bei Swedenborg gefunden hatte, eine tolle Idee, die glücklicherweise beim Anhören nicht so komisch wirkt wie beim Lesen. Und zum Schlusse der Himmel: die Verklärung Gretchens, deren gerettete Seele von Seraphim emporgetragen wird. Daß diese Engelsmusik trotz aller Weihrauchwolken nicht ganz so kurzweilig wie die der Teufel und Dämonen ausgefallen ist, soll wohl anderswo auch schon vorgekommen sein.

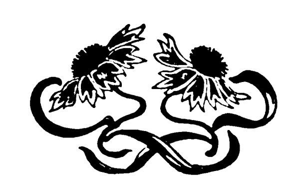
* * *

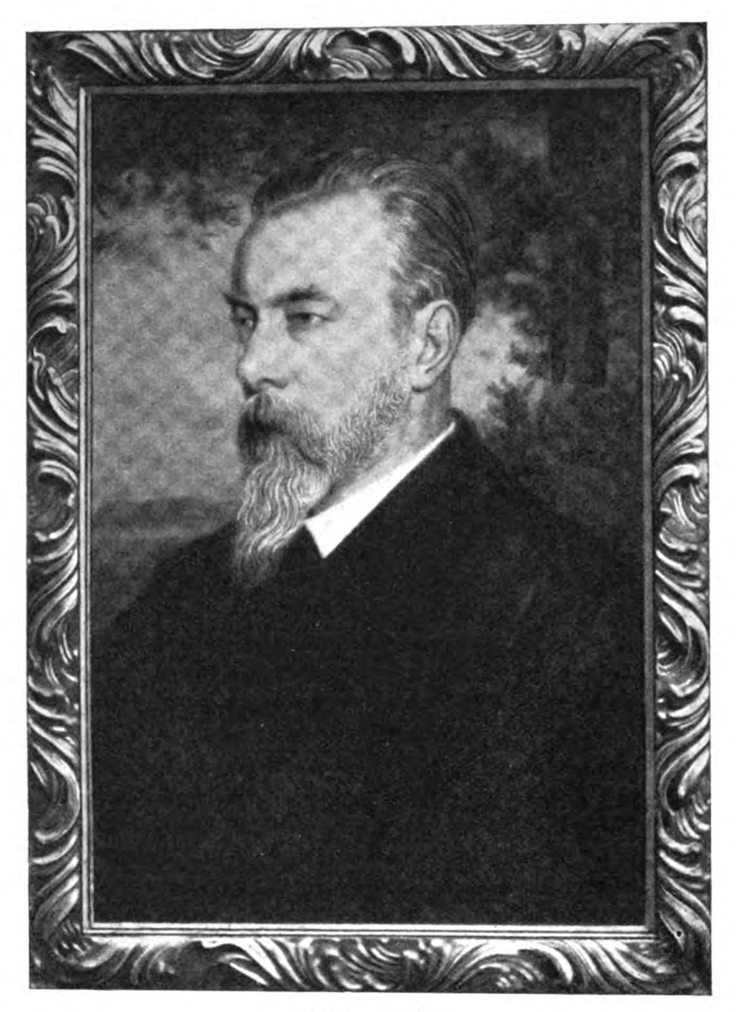
So in Kürze der Faust des Hektor Berlioz. Ein Drama im strengeren Sinne ist das nun freilich nicht, sondern eine Reihe von Szenen, die auf der Bühne den Mangel einer geschlossenen Handlung gewiß noch stärker offenbaren werden als im Konzertsaal. Aber es würde unbillig sein, diesen Faust mit dem Maßstab des Goetheschen zu messen. Wollte man Berlioz vorwerfen, daß er besonders zum Schluß von seinem Muster so stark abweiche, so dürfte er erwidern: daß er sein Werk eben „Fausts Verdammnis" nenne und das Recht habe, wie das alte Volksbuch, seinen Helden vom Teufel holen zu lassen. Wollte man tadeln, daß die Faustische Idee zu kurz komme und Faust selbst, bis auf geringe Ansätze, ein ziemlich farbloser Held und Seladon geblieben ist (was doch der alte Zelter schon gesehen hat, wenn

er an Goethe schreibt: „Der Schwefelgeruch des Mephisto zieht Herrn Berlioz an, nun muß er niesen und husten, daß sich alle Instrumente im Orchester regen und spuken — nur am Faust rührt sich kein Haar"), so dürfte er erwidern: daß der grübelnde Philosoph, der schrankenlose Forscher sich nicht für die Musik eigne und der Musiker sich aus dem Stoffe des Weltgedichtes das herausgreifen dürfe, was seiner Kunst zunächst liegt, das rein Lyrische, das Elementarische und Tonmalerisch-Charakteristische, also die Lieder, Chöre, dann Gretchen und Mephisto. Und das hat Berlioz getan, mit außerordentlicher Anschaulichkeit und Eindringlichkeit. Welch eine Fülle kleiner Bilder ist da eingestreut, mit der Kunst des Rhythmus und der Instrumentation: die Fahrt auf dem Zaubermantel, die Beschwörung der Flämmchen, der Höllenritt, die Sylphen und die Irrlichter.

Gewiß ist hier Berlioz nur ein Fortsetzer der großen deutschen Schöpfungen, die gerade in jener Epoche hervorgetreten waren. Sieben Jahre vor den „Huit scènes" war der „Freischütz", zwei Jahre vorher der „Oberon" und der „Sommernachtstraum" bekannt geworden. Ohne die Romantik Webers und Mendelssohns wären jene Berliozschen Eingebungen zur Darstellung elementarer Geisterwelt nicht denkbar; aber er ist doch den Vorgängern überlegen in der Entdeckung bizarrer, funkelnder Neuheiten, unerhörter musikalischer Möglichkeiten, die weit über äußerliche Tonmalerei hinausgehen und die Entwickelung der Musik reich befruchtet haben. Man kann Berlioz mit Viktor Hugo vergleichen, dessen „Hernani" 1830 eine Revolution in der französischen Literatur hervorrief. Beide haben sich an der deutschen Romantik genährt und, so gestärkt, dem hartnäckigen französischen Klassizismus den Krieg erklärt; beide aber haben auch die deutsche Romantik in französische Eigenart abgewandelt: schauerliche Effekte, exotische Farbenpracht, aufregende und übertriebene Schilderungen und Charakteristiken überwuchern die Innigkeit und Natürlichkeit des Gefühls. Dafür fehlen dann aber auch nicht die alten gallischen Eigenschaften: glänzende Rhetorik und prickelnder Esprit. Gerade in der „Damnation de Faust" gibt dies eine interessante Mischung: wie in den Chansons, und besonders in den unübertrefflichen des Mephisto, der Geist und die graziöse Leichtigkeit des Franzosen zur Geltung kommen neben den großen romantischen Chor- und Instrumentalgemälden.

Von zwanzig bis dreißig: welch eine Zeit unvergleichlicher Musikentwickelung! Der ganze letzte, große Beethoven, der ganze Weber, der letzte Schubert, der jugendfrische Mendelssohn, der aufsteigende Marschner, die Matthäus-Passion wird neu entdeckt, der junge Robert Schumann tritt bedeutend auf den Plan, der junge Richard Wagner regt schüchtern die Schwingen. In Italien die „Norma" und der „Tell", in Frankreich „Die weiße Dame". Dann aber in Paris schon die Gewitterschläge der „Stummen" und (1831) des „Robert", der Beginn der Alleinherrschaft der Großen Oper. Dazwischen steht einsam Hektor Berlioz mit dem ersten „Faust" und der „Fantastique" — damals wenig beachtet oder viel belächelt, heute, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, uns so viel näher und moderner als das meiste, was zu jener Zeit Mode und Berühmtheit war.





Wilhelm Jensen.

Vor der Elbmündung

Novelle

von

Wilhelm Jensen

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwischen der Unterelbe und dem Mündungsgebiet der Weser dehnt sich eine Landschaft, sozusagen eine breite Halbinsel aus, die schon vor Jahrhunderten einem Berichterstatter zu eigentümlichem Vergleich Anlaß gegeben hat. Er vergleicht sie mit einem „außgebreiten Mantel, dessen 2 vordere Theil / oder Außfäll / wann man an beeder Flusse / der Elb unnd Weser / Gestad über sich raiset / mit sehr fruchtbaren Aeckern und Waiden / als mit neuem Sammet oder Taffet / gezieret / die übrige Braite aber von schlechtem Faden / oder Hanff gewircket seyn.“

Diesen Sammet- oder Taffetbesatz bildeten demnach, der Stadt Hamburg gegenüber beginnend, am linken Elbufer entlang das

„Alte Land“, das „Kehdinger Land“, dann das „Land Hadeln“ um seinen Hauptort „Otterndorf“ bis zur nördlichsten Spitze der Halbinsel bei Ritzebüttel hin; von hier senkte sich an der Weserseite das „Land Wursten“ wieder südwärts hinab. Bekannt und berühmt war seit alters wie in unseren Tagen in diesem Landstrich besonders das „Alte Land“ durch seine Kirschblüten im Mai, zwischen denen ein Wanderer Stunden um Stunden wie unter schneeweißem Dache hingeht.

So unterschied sich, dem Wesentlichen nach, darin seit Jahrhunderten ein wolkenlos schöner Maitag für umblickende Augen weder von dem heutigen, noch von langvergangenen, und an solchem Tage des Jahres 1781 ging ein junger Mann in der Mitte der Zwanziger dort zwischen den weißblühenden Kirschbäumen dahin. Er war von Hamburg mit einem Boot über die Elbe nach Harburg gekommen; seine äußere Erscheinung kennzeichnete ihn als höherem Bürgerstand angehörig, obwohl er keine zeitübliche gepuderte „bourse à cheveux“, sondern kurzgeschnittenleichtgewelltes Haar von natürlicher lichtbrauner Farbe um den Kopf trug. Doch gab der Ausdruck seiner Züge auf den ersten Blick vornehm geistige Bildung zu erkennen; wer im letzten Jahrzehnt die Hochschule zu Göttingen besucht gehabt, hätte manches an Ähnlichkeit zwischen ihnen und denen des jungen Theologen, Dichters und Hainbundmitgliedes Ludwig Heinrich Christoph Hölty gefunden; ein jugendlich schwärmerischer Zug im Gesicht oder vielleicht mehr im Blick der blauen Augen stimmte völlig mit dem gleichen des schon vor fünf Jahren erst siebenundzwanzigjährig an der Auszehrung gestorbenen jungen Poeten überein. Wie's dieser getan, trug auch der ihm Ähnelnde den schlanken Hals ohne die bräuchliche Einschnürung in fessselloser Freiheit, nur ein ungesteifter Linnenkragen schlug sich unter den leicht überflaumten Wangen auf das Gewand herab. Alles brachte ein Wesen zum Ausdruck, das sich, unabhängig von modischer Vorschrift, an das einfach Natürliche und Zweckdienliche hielt. Das trat gleichfalls aus seiner Fußwanderung mit Ranzen und Stab zu Tage, denn eine solche war für Angehörige seines Standes durchaus ungewöhnlich, im Grunde unziemlich.

Der junge Wandersmann hier hatte sich indes unbekümmert nach eigenem Bemessen für seinen Zweck ausgerüstet; sein Schritt war rüstig und kräftig, obwohl er auch durch etwas blasse Gesichtsfarbe Ähnlichkeit mit Christoph Hölty bot. Doch rührte sie nicht von einem Krankheitskeim, sondern von Überarbeitung her, deren etwaigen, mit einer Gefahr bedrohenden Folgen er durch länger andauernden Aufenthalt in frisch gesunder Luft vorbeugen wollte. Das hatte er selbst sich verordnet, denn er war ein angehender Arzt, der vor kurzem sein Examen mit Auszeichnung bestanden und die Absicht hegte, sich in seiner Vaterstadt Hamburg niederzulassen. Einem wohlhabenden, zum Teil sogar sehr reichen Geschlecht entstammt, war er indes nicht auf raschen eigenen Erwerb angewiesen, konnte mit dem Beginn seiner Berufsausübung ruhig zuwarten und hielt sich als erforderlich vor, wer andere zu heilen beabsichtige, müsse selbst dazu ausreichend gesunde Körperbeschaffenheit mitbringen. So hatte er den Vorsatz gefaßt, während eines Teiles des anfangenden Sommers zu kräftigender Erholung Landluft, vielleicht auch Wasserluft einzuatmen, sich kein bestimmtes Wegziel vorgesetzt, sondern dachte dem Zufall zu überlassen, ob dieser ihn an einen Ort, der ihm Gefallen wecke, führen werde. Weich und warm begrüßte die Augen und das Gefühl überall der Frühling, von dem die Stadtgassen nichts wußten, am köstlichsten von den endlos sich forterstreckenden Blütenzweigen der Kirschbäume her, drin Hunderttausende von Bienen schwirrten und summten. Ab und zu hielt er den Fuß an, ein paar Augenblicke darauf hinzuhorchen; es klang, als sei die Luft mit einer summenden Sprache begabt und rede in dieser mit den jungen Lebenstrieben des Lenzes. Für solche Stimmen der Natur hätten wohl nur wenig Angehörige seiner kaufmännischen Heimatstadt ein Ohr besessen; vielleicht erläuterte sein Name, woher ihm dieser Gehörssinn zu teil geworden. Er hieß Arnald Lohmer, das war eine niederdeutsche Verkürzung von Lohmeier und überlieferte Kunde, sein Vorfahr habe sich einmal am Loh, am jungen, lichten Laubwald, seßhaft gemacht. In dem war Vogelgesang und anderer vieltöniger Naturlaut heimisch gewesen, und der

heutige Nachkomme mochte unbewußt noch ein Erbteil der Sinnesempfänglichkeit dafür im Blut tragen.

Mit den Nachtherbergen in kleinen Städten sah's nicht besonders aus, doch genügsam nahm Arnald Lohmer am Abend mit einer Unterkunft in Stade vorlieb, schlief, von der ungewohnten Wanderung ermüdet, vortrefflich und setzte am Morgen seinen ziellosen Weg, jetzt durch das reiche Kehdinger Land, fort. Nunmehr auf dem Deiche weitergehend, hatte er zur Rechten stets den mächtigen Elbstrom unter sich als Begleiter, über den, im Sonnenduft verschwimmend, die Küste des holsteinischen Landes herübersah; als er im einstraßig langgestreckten Städtchen Freiburg eine verspätete Mittagskost eingenommen, verlockte der köstliche Nachmittag ihn, noch weiter gegen das westwärts einige Stunden entfernt aus der Ebene aufragende Schloß Nienhus aufzubrechen, auf gutes Glück, ob er in dem daneben belegenen Dorf ein Nachtquartier finde. Auf einsamem Feldpfad schritt er langsam fort; der linde Wind, der leis den Tag hindurch gegangen, regte, wie in Schlaf fallend, kaum da und dort noch leicht einen Halm, und Vorabendstille legte sich weit über das noch helle Land. Auch Arnald Lohmer hatte in Göttingen studiert, wo er zwar Hölty nicht mehr unter den Lebenden angetroffen, doch mit den Gedichten desselben noch vertraut geworden war, so daß er den Wortlaut mancher von ihnen im Gedächtnis trug. Und unwillkürlich kamen ihm selbst, wie jetzt Glockenschall vom nahgerückten Kirchturm des Dorfes Nienhus herklang, Verse nach Höltyscher Art über die Lippen:

Aus Lüften klingt
Geläut', es bringt
Der Ruf der Glocken
Auf blonden Locken
Den Myrtenkranz
Im Sommerglanz.

Da steht bereit
Die schönste Maid
Im Brautgeschmeide,
Im Hochzeitskleide.
Die Glocke schallt:
Ja bald! Ja bald!

Das Dichten lag zu der Zeit für die studentische Jugend gewissermaßen in der Göttinger Luft wie das Bienengesumm in den Kirschblüten des Alten Landes, und offenbar hatte auch der junge Hamburger auf der dortigen Hochschule sein Teil davon abbekommen, so daß die eigenen Verse ihm ohne Vorbedacht mühelos auf die Zunge gerieten. Was sie besagten, wußte jedoch nur er selbst; einem Hörer, der sie vernommen, hätte sich ihr Sinn entzogen.

Der Dorfkrug in Nienhus gab ihm keine andere Lagerstätte als auf einer alten gepolsterten Ruhebank in der Gaststube, aber er machte sich am Morgen trotzdem frischgestärkt wieder auf und ging jetzt in das ostwärts vom Flüßchen Oste begrenzte Land Hadeln hinein. Vor ihm im Westen hob sich, schon weithin sichtbar, eine größere Ortschaft vom flachen Boden, von zahlreichen Windmühlen umgeben, deren Flügel indes heute bei völlig regloser Luftstille sämtlich unbewegt gegen den Himmel standen. Der Hauptort von Hadeln war's, Otterndorf; fernab von aller lebendigen Regung des Verkehrs und geistiger Bedürfnisse lag das Ackerbürgerstädtchen oder der Flecken am kahlen Geestrand, durch die kleinen Fensterscheiben sahen die Augen von Frauen und Mädchen dem vorüberschreitenden fremden Vormittagsankömmling, verwundert gaffend, nach. Er ließ sich den Weg zum Schulhaus zeigen und trat neben diesem in ein niedrig unscheinbares Häuschen ein; das bildete doch in etwas ein Ziel für ihn, um dessenwillen seine Fußwanderung die Richtung am linken Elbufer entlang genommen. Wie er auf der fliesenbelegten Hausdiele an eine Tür klopfte, öffnete sie sich gerade im gleichen Augenblick, und ein ungefähr dreißigjähriger, mittelgroßer Mann mit hageren, derbknochigen Gesichtszügen wollte über die Schwelle auf den ziemlich trüblichtigen Flurraum heraustreten. Doch statt dessen prallte er jetzt sichtlich schreckhaft etwas zurück und stieß vom Mund: „Haining —"

Das war der Hainbundsname des verstorbenen Hölty gewesen, und um ein Wimperzucken lang hatte der plötzliche Anblick Johann Heinrich Voß, den seit drei Jahren in Otterndorf als Schulrektor Angestellten, überwältigt, daß er den abgeschiedenen Göttinger Freund und Hainbundgenossen vor sich zu gewahren vermeinte. Doch seine Natur ruhte im wesentlichen auf der Grundlage

eines nüchtern-klaren Verstandes, der sich keine Geisterwiederkehr und Spukgaukelei vormachen ließ, und sofort zur Besinnung gelangend, setzte er fast noch im gleichen Atemzug hinzu: „Sie sind's, lieber Lohmer, daran konnt' ich nicht denken, daß Sie in unser Nest geflogen oder, wie's aussieht, als Wanderbursch gepilgert kämen. Im Dämmern übrigens ist Ihre Ähnlichkeit mit dem guten Haining wirklich merkwürdig und mir so stark noch nie aufgefallen. Er hat's leichter als wir, braucht sich nicht mehr mit störrigen Kälbern und Ochsen herumzuplacken. Kommen Sie in mein Schneckengehäuse herein, Tintenfischloch sagt's besser. — Ernestine! Es ist Besuch aus der Welt da! — Das will hier heißen, als wär' der Mann aus dem Mond uns in den Schornstein heruntergefallen. In Wandsbeck war's anders."

Johann Heinrich Voß hatte vier Jahre lang in dem holsteinischen Flecken Wandsbek dicht bei Hamburg gelebt, von dort aus den Göttinger „Musenalmanach" des Hainbundes redigiert und einen Briefwechsel mit der ihm von Angesicht völlig unbekannten jüngsten Schwester seines Gönners und Freundes Heinrich Christian Boie, der Tochter eines Diakonus in Flensburg, begonnen, die er infolge davon um ein paar Jahre später als seine Gattin heimgeführt. Während dieses Aufenthalts in Wandsbek war er auch mit den seitdem verstorbenen Eltern Arnald Lohmers, wie mit diesem selbst bekannt geworden, hatte Anteil an dem damaligen, poetisch veranlagten Gymnasiasten und nachherigen jungen Studenten genommen und zeigte sich merkbar von der unerwarteten Einkehr desselben in Otterndorf aufrichtig erfreut. Nun zog er den Gast in sein „Tintenfischloch", eine kleine, überall mit Büchern und aufgestauten Papieren gefüllte Arbeitsstube, räumte einen Stuhl von einem Stoß drauf lagernder Schulhefte frei, sprach allerhand, meistens in kurz abgebrochenen Sätzen, dazwischen und zündete, als ein Zeichen von Behagen, sich vermittels Feuerstein und Schwammlunte eine gestopft im Wandwinkel lehnende lange weiße Tonpfeife an. Was ihm vom Munde kam, ließ weniger einen Dichter vermuten als praktisch-verständigen Sinn und zuweilen etwas Rustikales des mecklenburgischen Pächters- und Schankwirtssohnes zu Tage treten. Andererseits indes wies ein Wandtisch auf einen größtdenkbaren Gegensatz dazu hin, denn darauf lag, eben von der Hamburger Verlagsbuchhandlung eingetroffen, ein Dutzend von Exemplaren der Homerischen Odyssee, die er als der erste im Hexametermaß des Originals ins Deutsche übertragen hatte. Ein Ausruf Lohmers: „O, ist die Odyssee fertig?" tat kund, daß er von dieser Arbeit gewußt habe, und Voß fiel ein: „Ja, dazu ist wenigstens das Nest hier gut. Man hört dreihundert Tage im Jahr das Wasser klatschen und die Windorgel heulen, dabei kommt man in einer Woche mit dem göttlichen Dulder, den Lästrygonen und Sauhirten besser vorwärts als in Wandsbek Monate durch."

Der junge Arzt lachte: „Das klingt, als fühlten Sie sich hier unter Halbwilden; gefallen Ihre neuen Landsleute Ihnen so wenig?"

„Gefallen?" wiederholte der Befragte etwas knurrenden Tons. „Als Musensöhne und Grazien sind sie nicht vom Himmel gefallen, aber auf den Kopf auch nicht, sondern Kerle mit Grütze im Kopf."

„Also doch!"

„Ja, sie haben schon vor ein paar hundert Jahren alle, die sich bei ihnen adelig dickmachen wollten, aus ihrem Land und zum Teufel gejagt."

Zu weiterer Auslassung darüber gelangte er nicht, da die Tür aufging und die zuvor von ihm herbeigerufene Hausfrau hereintrat. Ernestine Voß, um vier Jahre jünger als er, war augenscheinlich in der Küche tätig gewesen, hatte eilig eine frische Schürze vorgebunden und eine andere Haube aufs blonde Haar gesetzt, doch ihr still-anmutiges Gesicht trug auf den Wangen noch die Röte vom Herdfeuer und daneben einen Zug, der lesbar innere Beunruhigung kundgab, ob die zubereitete Mittagskost für die Bewirtung eines Gastes mit ausreiche. Doch ihr Mann klappte ihr mit der Hand aufs Schulterblatt: „Zähme dich doch! Heida! Ein Puff auf den Rücken! wie meine Hedewig unterm Kirschbaum sagt. Keine Angst, Stinchen, es reicht schon. Lohmer ist kein Polyphem, der ein ganzes Schaf auf einen Bissen herunterschluckt, und im Keller liegen noch ein

paar Flaschen, denen der Wandsbeker Bote nicht nachschimpfen würd', sie kämen aus Thüringen."

Voß begab sich weg, eine von ihnen heraufzuholen; Frau Ernestine tauschte während seiner Abwesenheit Begrüßung mit dem unerwarteten Besucher aus. Darüber kam ihr Mann mit der Weinflasche zurück, von der er mit einem alten Löschblatt den Staub abwischte, indem er durch das gesäuberte Glas den hellen Inhalt betrachtete und befriedigt sagte: „Ja, der Asmus omnia sua secum portans hat recht: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben. Was macht er und sein ‚Bauernmädchen' Rebekka? Hier hört und sieht man nichts das Jahr durch als Müller und Mühlengeklapper; ein Sigwart-Miller ist zum Glück nicht darunter. Das war ein hübscher Gedanke von Ihnen, Lohmer, sich hierher auf die Beine zu machen. Sind Sie eigens um unseretwillen gekommen, oder haben Sie sonst noch Absichten in der Gegend?"

Das rührte an eine bängliche Frage, die Frau Ernestine nicht vom Munde gebracht, und sie atmete erleichtert auf, wie der junge Arzt Antwort gab, daß er sich um seiner Gesundheit willen die Fußwanderung verordnet habe, am Nachmittag weiter nach Ritzebüttel-Cuxhaven wolle, um zu sehen, ob er von dort vielleicht mit einem Fahrzeug zu längerem Aufenthalt nach einer der friesischen Inseln hinüberkomme. Der tüchtige Schulrektor war auch ein guter Hausvater, fühlte, daß durch diese Mitteilung seiner lieben Ehehälfte ein nicht unbeträchtlicher Stein vom Herzen genommen werde, und versetzte, ohne eine schöne Redensart des Bedauerns über die schon so baldige Wiederaufbruchsabsicht des Gastes zu machen: „Da stecken Sie den Band ein; wenn Sie auf eine Kalypso-, Kirke- oder Nausikaa-Insel geraten, kommt er Ihnen vielleicht bei Regenwetter zupaß. In Hainings Gedichten hatte der Mai immer nichts als Sonne; das meint einer leicht, ‚so lang die Bienlein umsummen den blühenden Baum'; mit den Bienen hatt' er's viel in seinen Liedern. Aber wird man als Arbeitsbiene trockner hinter den Ohren, kommt man auch dahinter, daß es im Wonnemond nicht weniger Platschtraufe und Niederschlag gibt. Sollt' mich nicht wundern, wenn's noch heut' damit losginge. Der Himmel macht freilich noch kein saures Gesicht, aber ich spür's seit heut' morgen in der Wade ziehen."

Er hatte ein Exemplar der Odyssee an Arnald Lohmer hingereicht, das dieser mit Dank in Empfang nahm; die junge Hausfrau war in die Küche zurückgegangen, und es dauerte nicht lange mehr, bis sie zum Essen berief; vom Otterndorfer Kirchturm schlug's zwölf, das war die ländliche Mittagsstunde. Der Eßtisch stand schlicht, doch mit sauberem Linnen gedeckt vor dem hochbeinigen Sofa in der Wohnstube, durch ein offenes Fenster fiel die Sonne herein. Anheimelndes lag in der Beschränktheit und altväterischen Ausstattung des niedrigen Raumes, ging besonders von Ernestine Voß, ihrem einfach-netten Anzug, sanft-einnehmenden Gesicht und ganzen Wesen aus; sie bildete eigentlich in allem einen feinen Gegensatz zu ihrem nicht schön zu nennenden und nachlässig gekleideten Manne. Der empfand die von ihr auf den Gast geübte Wirkung und sagte, nach der Milchsuppe die Flasche aufkorkend: „Eine gute Frau ist die Sonne im Hause, wenn sie draußen fehlt; da hat der Mann nicht nötig, noch dazu zu tun, kann den Schatten vorstellen. Wollen zuerst auf Stinchen anklingen; kochen kann sie auch, das ist 'ne tägliche Hauptsache. Wann wird's denn mit Ihrer Hochzeit, Lohmer?"

Dazu fiel die Belobte, ein wenig rot geworden, ein: „Ja, ich habe mich noch gar nicht erkundigt, wie geht es Ihrer Braut?"

Aus den beiden Fragen erklärten sich die Verse, die der Fußwanderer am Abend vorher bei dem Schall der Nienhusener Kirchenglocke vor sich hingesprochen hatte. Er war schon seit einigen Jahren, im Grunde gewissermaßen bereits von Kindesbeinen auf, mit Lucinde Eschenhagen verlobt, seiner Cousine von mütterlicher Seite, der einzigen Tochter eines ausnehmend reichen Hamburger Kaufherrn, die als eines der schönsten und feinsterzogenen Mädchen seiner Vaterstadt galt; die Hochzeit hatte der Vorbestimmung gemäß alsbald nach dem Abschluß seines Examens stattfinden sollen, war indes jetzt um der ihm nötig gewordenen Erholung willen bis zur Sommermitte hinausgeschoben. Das berichtete er, sowie daß es

seiner Braut aufs beste ergehe, und Ernestine Voß sagte, ihr Glas wieder fassend, ein bißchen schalkhaft: „So können wir ja gleichfalls auf sie oder vielmehr auf Sie beide anstoßen, daß Sie in Ihrem künftigen Hause nicht auch neben ihr zum Schatten werden.“

Um den schmallippigen Mund ihres Mannes ging ein lachender Zug, und er fügte an: „Ja, an Mutterwitz fehlt's Stinchen auch nicht. Also auf Ihr Wohl und das von Demoiselle Lucinde! Seit drei Jahren habe ich sie zwar nicht mehr gesehen, aber kann mir denken, daß Paris heut' in Hamburg bei ihr mit seinem Apfel nicht lange fackeln würde.“

Die zusammengestoßenen Gläser, ob auch nicht gerade von feinstem Kristall, gaben helltönigen Klang, und zu praktischer Betrachtung übergehend, fuhr Voß fort: „Ist eine gute Partie, die Sie machen, bringt jedenfalls einen hübschen Sack Hamburger Couranttaler mit in die Wirtschaft; den hätten wir auch nicht mit dem Rücken angesehen. Wird aber bei Ihnen im Hause mehr not tun als bei uns, denn vom Kochen weiß die Demoiselle vermutlich so viel als der Spatz vom Abc und ist an das Tischlein-deck-dich aus dem Märchen gewöhnt. Da kommt unser Schöps, und die dampfenden Kartoffeln dazu sind Ihnen zu Ehren. Hunger fürs Zulangen, denk' ich, haben Ihre pedes apostolorum mitgebracht, der hilft auch über den Hammel weg.“

Die Vorratskammer Frau Ernestines hatte nur ein Stück gebratenes Lammfleisch zum Auftischen innegehabt, doch so wenig wie die Wirte verlangte der Gast von der Mahlzeit anderes als Beschwichtigung des Hungers, die Hauptsache ward von der Zukost des hin und her wechselnden Gespräches ausgemacht. Und daran ließ der Otterndorfer Rektor keinen Mangel; der seltene Besuch „aus der Welt her“ in Verbindung mit dem gespendeten Rheinwein regte ihn heiter-lebendig an, so daß er launig mancherlei Erinnerungen aus vergangener Zeit heraufholte.

Mit sichtlichem Behagen dem Glas dabei zusprechend, brach er einmal ab: „Aus der Flasche ist wahrhaftig der letzte Tropfen heraus — was meinst du, Stinchen, da unser Gast schon so schnell wieder weiter will, kann er heut' abend keine zweite mehr bei uns trinken —“

In häuslichen Dingen war Voß offenbar gewöhnt und gewillt, sich erst einer Beipflichtung seiner verständigen Frau zu vergewissern, diese freute sich jedoch merklich über die muntere Stimmung, zu der ihren Mann der Besuch erfrischt hatte, und antwortete: „Ich wollte dich schon erinnern, daß unsere Gläser leer sind, dachte aber, eine Frau darf sich nicht in ernste Männerangelegenheiten einmischen.“ Dazu lächelte sie allerliebst, und beruhigt-vergnügt stand er jetzt rasch auf, nochmals in den Keller hinunterzusteigen; die Zeit seiner Abwesenheit benutzte Frau Ernestine, wieder auf die Braut des jungen Arztes, die ihr nicht von Angesicht bekannt war, zurückzukommen. Sie zählte höchstens ein Jahr mehr als er, doch sie fühlte sich merkbar in ihrer Frauenhaftigkeit ihm gegenüber in dieser Sache wie einem noch lebensunerfahrenen Knaben und erkundigte sich, fast wie eine Mutter ihren Sohn befragt hätte: „Ist es denn auch wirklich die Rechte?“

Er wußte nicht, was er darauf erwidern solle, sagte lachend nur: „Kann man denn auch eine unrichtige Braut haben? Woran sollte man das erkennen?“

Darauf versetzte die weiblich-mütterliche Weisheit aus dem Munde Frau Ernestines: „Mit Augen sehen meine ich nicht, man kann nur in sich fühlen, ob es wirklich die Notwendige und Einzige fürs ganze Leben ist.“

„Dazu, dünkt mich, müßte einer aus einer großen Menge zu wählen gehabt haben, sonst läßt sich das wohl nicht gut eidlich versichern.“

„Ja, das meint' ich eben, Sie sind noch so jung und haben vermutlich noch nicht viel andere zum Vergleichen kennengelernt. Und ein Dichter, hat Johann mir gesagt, sind Sie eigentlich auch, denen kann man niemals ganz trauen — das heißt natürlich, außer ihm —, ich meine, die können sich selbst nie so recht trauen, ehe sie auf die Probe gestellt worden sind —“

Da kam, das Gespräch abbrechend, Voß mit der neuen Flasche zurück, zugleich trat die Hausmagd mit dem Schluß der Mahlzeit, frischem Roggenbrot, erster Maibutter

und einem großen Stück Holländer Käse, ein; und behaglich seinen Sitz wieder einnehmend, pfropfte er mit dem Korkzieher die geholte Flasche auf, schenkte die Gläser voll und ließ sich unter anerkennenden Lobesworten mit noch unverminderter Eßlust den Nachtisch weidlich schmecken. Danach stand er auf, trat zu seiner Frau hin und sagte: „Auch darauf verstand der Odenhaining sich und hätte gern ebenso mit seinem Röschen am eigenen Tisch gesessen. Schön hat er seine Sehnsucht danach kundgetan:

Unter Blüten des Mais spielt' ich mit ihrer Hand,
Koste liebelnd mit ihr, schaute mein schwebendes
Bild im Auge des Mädchens,
Raubt' ihr bebend den ersten Kuß."

Dazu bückte der Sprecher sich, küßte seine Frau Ernestine, ihre Hand fassend, herzlich auf die Lippen und ging dann, um seine Pfeife zu holen. Arnald Lohmer saß wunderlich-zwiespältig angerührt, mußte zuweilen einen Lachreiz beherrschen. Doch war's ihm sehr wohl hier, ungeschminkte Natürlichkeit ohne Prahlerei mit äußeren Zufallsgütern umgab ihn, einzig der Wert geistiger und gemütlicher Bildung besaß hier Geltung. Manchmal kündete der Glockenschlag der Kirchenuhr das hurtige Vergangensein einer Stunde, und in dem Klange lag's wie etwas Mahnendes, daß es Zeit für Arnald werde, sich zu verabschieden, um ihn noch vor Nachteinbruch bis an sein Abendziel Ritzebüttel hingelangen zu lassen. Doch Voß nutzte die ihm selten gebotene Möglichkeit, einem verständnisvollen Hörer gegenüber sich über die neuen Wandlungen auf dem Gebiete der Literatur auslassen zu können, und noch eine dritte Seite seines Wesens, eine mehr und mehr zur Entwickelung aufgediehene polemische, kam dabei rückhaltlos zum Vorschein. Große Rauchballen aus seiner Pfeifenspule paffend, eiferte er polternd gegen das, was seiner Natur in der neuesten Literatur zuwiderging, so daß Frau Ernestine hin und wieder einen besorgten Blick nach ihren weißen Tüllgardinen am Fenster richtete, die allmählich von ihrer frischen Farbe einzubüßen schienen. Doch trug der Tabaksrauch daran wohl weniger Schuld als eine Veränderung des Lichtes, denn an Stelle der Sonnenluft war nach und nach eine leicht grauverhängte getreten und ließ den Nachmittag schon weiter als in Wirklichkeit vorgerückt erscheinen. Das brachte dem Gast einmal zum Bewußtsein, er dürfe seinen Aufbruch nicht länger hinausschieben, und da der Otterndorfer Rektor seiner Meinung von der neumodischen Dichtung ausreichend Luft gemacht hatte, setzte er dem Vorhaben Lohmers ebensowenig ernstliche Einwendung entgegen als die junge, auf Lüftung der Wohnstube bedachte Hausfrau. Beide begleiteten den Fortgehenden bis vor die Tür hinaus, wo Voß beim Abschied sagte: „Das waren 'mal ein paar gute Sonnabendfreistunden für den Schulmeister, dran er noch nachträglich saugen kann wie der Bär an den Pfoten. Halten Sie sich, wie der kluge Laërtessohn, zu Land und Wasser in einträchtigem Verband mit der nützlichen Zeustochter Pallas, und wenn auch Ihr Rückweg Sie bei uns vorbeibringt, so klopfen Sie wieder an. Sehen Sie, ich sagt's schon, als Sie kamen, der Himmel macht ein schnakisches Gesicht, als möcht' er zu Abend noch Schwarzsauer auftischen. Der Mond kommt freilich hernach und verdirbt ihm vielleicht das Gericht. In Göttingen nannten wir ihn Luna, sangen ihn um Mitternacht an und glaubten, er hexe Wunder was zusammen; Haining schlug auf seiner Leier:

Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Adam hat seitdem in den Erkenntnisapfel gebissen und den jungen Adam ziemlich ausgezogen. Die Hauptsache ist, sich von keiner Evastochter ein X für 'n U machen zu lassen, dafür ist ja bei Ihnen durch Ihre Braut auch gesorgt. Ich sehe, Athene hat schon Bedacht für Sie gehabt und Ihnen vernünftig eingegeben, einen Mantel mit auf den Weg zu nehmen. So kommen Sie gut nach Ritzebüttel hin und auf Ihrer Odysseefahrt weiter!"

Nun wanderte Arnald Lohmer wieder allein westwärts dahin. Ihn hatte es in gewisser Weise im Vossischen Häuschen mit einem heimatlichen Gefühl angerührt, das die prunkenden Häuser der reichen Hamburger Kaufherren, auch die seiner nächsten Verwandten, ihm nicht einflößten, und von Frau Ernestine war bescheidene Anmut und Wärme natürlicher und echter Weiblichkeit

ausgegangen. Aber doch dachte er sich eine Ehe, eine Frau, die seinige und das Zukunftsleben in seinem eigenen Hause nicht so, ohne sich gerade angeben zu können, was für ihn daran, abgesehen von den zu eng beschränkten äußeren Umständen, noch anders sein müsse. Solchen Wechsel von Gedanken und Gefühlen in sich beherbergend, ging er weiter, und jetzt ließ alles keinen Zweifel, daß hinter der geraden Deichlinie zur Rechten sich nicht mehr die breite Elbmündung hinziehe, sondern die Nordsee selbst beginne, ihm bei jedem Schritt näher entgegenzurauschen. Ihr dumpfes Gerohr erfüllte die Luft mit einem murrenden Ton, und zahlreicher jagten auf weitklafternden Schwingen große Wasservögel, schrille Rufe ausstoßend, landein; zugleich indes bewährte sich die Wetterumschlags-Voraussage des Odysseeübersetzers mehr und mehr als von richtiger Auffassung des „schnakischen" Himmels eingegeben. Dieser überdeckte sich völlig mit bleigrauer Farbe, und in Stößen fuhr der umgelaufene Wind nun aus Nordwest dem Wanderer ins Gesicht, rauh und durchfröstelnd; kein Maitag mehr schien's zu sein, sondern als ob der November beginne. Arnald empfand, die kluge Ratgeberin Pallas Athene habe ihm in der Tat unsichtbar zur Seite gestanden, wie er seinen an den beiden vorhergegangenen Tagen nur als lästig gefühlten Mantel auf den Weg mitgenommen; jetzt wickelte er sich, gegen den Wind ankämpfend, fest in ihn hinein. Das gab ihm ein warmes Behagen zurück, und seine lebhafte Einbildungskraft wandelte ihm den langsamen Gang zu einem Traumflug um. Aus dem mit fremdartigem Geruch um ihn witternden Anhauch der großen Salzsee entsprang's wohl; ihm war's, seiner harre am Ufer ein Schiff, oder er sei schon darauf, und es trage ihn über unendliche Meerweite unbekanntem Wunderland unter scheitelrecht flammender Sonne zu, von fremden Eilandsküsten kamen Blütenduft und Fruchtarom tropischer Zonen über die Wasser daher. In Wirklichkeit fiel vorzeitige Abenddämmerung um ihn ein, doch freudig und schön im Inneren erregt, schritt er, wie von wiegenden Wellen fortbewegt, seinem Nachtziel entgegen.

* * *

Wenig so anheimelnde Geborgenheit gab's wohl schon jahrhundertelang als an frostigdunklem Abend einen Kolonialwarenladen in einer kleinen Uferstadt. Vom Ende der Gasse her, wo sie in tote Finsternis ausläuft, heult der Wind und wühlt sich kalt anfauchend durch die Kleider; unsichtbar klatscht die See in immer gleicher Wiederholung dumpfschütternd auf den Strand, ab und zu schrillt einmal der Ruf eines Wasservogels dazwischen. Dort innen im Laden aber ist's friedlich, hell und warm, einem sicher vor Sturm und Unwetter bergenden Hafenschutz ähnelnd. Dem Eintretenden weht über die Schwelle ein Gemisch des Duftes mannigfacher Gewürze entgegen, als stehe er im Begriff, an einer südlichen Küste ihres Ursprunges zu landen. Vereinzelt kommt noch dieser und jener, der Mehrzahl nach dem weiblichen Geschlecht angehörig, zum Abendeinkauf kleiner Bedürfnisse und hält sich in dem behaglichen Raume gern ein bißchen länger auf, als das Abwägen und Abmessen nötig macht. Dadurch gestaltet sich der Platz vor dem hingestreckten Ladentisch zur Agora oder zum Forum, zwar etwas liliputischer Art, doch was auf ihm vom Munde geht, ist für die Sprecher und Hörer von nicht minderer Bedeutsamkeit, als es ehemals die Reden des Demosthenes und Cicero für die Kopf an Kopf gedrängten Bürger Athens und Roms gewesen. Alle müssen, um heimzukommen, wieder in die windigen, lichtlosen Gassen hinaus, aber alle begegnen sich einmütig in einem tröstlichen Gefühl, dem jeglicher auch in irgend einer Form Ausdruck gibt: Gott sei gedankt, daß man kein Fischer ist und wenigstens bei dem wüsten Wetter nicht aufs Wasser hinausbraucht!

Derartig hatte die Zeit es schon seit manchen Menschengeschlechtern in Städtchen an der Ost- und Nordsee, sich immer wiederholend oder immer gleichverbleibend, gesehen, und so war es heute abend auch im „Krämer"laden Timm Stades, dessen Vorfahr mutmaßlich einmal aus der Stadt Stade, weiter aufwärts an der Elbe, seinen Namen nach Ritzebüttel, richtiger dem damit zusammenhängenden, hart am Seeufer belegenen Curhaven getragen hatte. Zum letzteren war der Fußwanderer von Otterndorf her

wegunkundig in der voll eingebrochenen Dunkelheit geraten und trat, vom Windbrausen durch eine menschenleere Gasse halb verweht, in die kleine, noch mit Lichtschein blinkende und winkende Handlung ein, um sich nach einer Herberge für die Nachteinkehr zu erkundigen. Auch für das, was aus dem an sich Unbedeutenden und Alltäglichen poetisch anrühren konnte, war er mit empfänglichem Sinn begabt, und hinzu kam, daß der würzige Geruch im Laden ihm die traumhafte Vorstellung von unterwegs erneuerte, als ob er auf einer Reise nach fremden, wundersamen Erdstrichen begriffen sei. So sah er beim Eintritt erst einmal stumm, sich auf die einfache Wirklichkeit besinnend, in dem niedrigen Raum umher, ehe ihm seine beabsichtigte Frage vom Munde kam. Timm Stade, der Krämer, beschaute ihn derweil ein bißchen verwundert und ungewiß, ob er aus dem Ranzen und Stock des Ankömmlings auf einen umwandernden Gewerksgesellen zu schließen habe, allein dann beantwortete er, sich auf menschliche Gesichtsausdrücke verstehend, die vorgebrachte Erkundigung doch: „Mit 'nem Gasthof, Herr — ich kenn' Ihren Titel nicht —, sieht's bei uns nicht nach viel aus; das ist ja man selten, daß 'mal einer in Cuxhaven oder Ritzebüttel bei Nacht einkehrt.“ Dem fügten ein paar zum Einkauf anwesende ältere Frauen mit ziemlich gleichem Wortlaut als Bestätigung hinzu: „Nee, dat kümmt jo nich lich vör, dat hier een slapen will; to eten un drinken kunn dat jo ehnder sin, awerst mit Bettüg hapert dat meist so wat.“

Das hatte allerdings seine Richtigkeit, denn der Verkehr über Land von den benachbarten Ortschaften her war äußerst gering, vollzog sich außerdem fast ausnahmslos während des Tagesverlaufs, und die zumeist nur kurz bei Kuxhaven anlegenden Schiffe brachten ihre Reisenden schnell stromauf nach Hamburg weiter, oder diese verblieben während der Nacht in ihren Kajüten und hatten in dem weltentlegenen Ufernest nichts zu suchen.

Das gleiche hatte Ernestine Voß dem jungen Arzte schon in Bezug auf Otterndorf gesagt, darum konnte es ihn nicht besonders überraschen, daß sich's hier so wiederholte. Er zeigte deshalb kein betroffenes Gesicht, ein Unterkommen auf einer Bank wie in Nienhus ward ihm wohl irgendwo zu teil; während er seine Gedanken darauf richtete, ging die Tür auf, und die Gestalt eines hochgewachsenen jungen Weibes erschien in ihrem Rahmen, wie auf den ersten Blick erkennbar, weder die einer Frau, noch einer Dienstmagd. Ein festgeknotetes rotes Tuch umschloß den schmalen Kopf der Eintretenden, doch hatte der Wind an dem dunklen Haar darunter gezerrt und ein paar Flechten losgemacht, so daß sie auf den Hals, der aus ziemlich weitem Kleidausschnitt bloß und außerordentlich schlank hervorsah, niederhingen; die bläulich graue Gewandung bestand aus dem eigengewebten dicken, „Fries“ benannten Stoff, den gemeiniglich beide Geschlechter der Schiffahrt und Fischfang betreibenden Anwohner der Nordsee trugen. In der Erscheinung der wohl ungefähr Zwanzigjährigen lag etwas Gegensätzliches oder Doppelartiges gepaart, eine anmutig schmiegsame Beweglichkeit und sicher auf sich ruhende Gliederkraft; ebenso stimmte die im Lande fremdartige Haarfarbe nicht mit den tiefblauen Augensternen zusammen.

Der Krämer schattete sich mit der Hand den Blick gegen die Blendung der Hängelampe überm Tisch und sagte verwundert: „Kümmst du bi dat Wedder noch 'röwer, Age? Dat warrd jo swatte Nach vör di torügg. Wat hefft ji denn noch nödig?“

Die Angesprochene warf einmal mit einem kurzen Kopfruck das gelöste Haar von den Schläfen zurück und erwiderte auf Hochdeutsch: „Über 'ne Stunde kommt der Mond, und blieb' er aus, wär's mir auch gleich. Ist der Doktor oben?“

Der Arzt Kuxhavens hatte seine Wohnung im Stockwerk über dem Laden.

Timm Stade schüttelte den Kopf: „Nee, min Deern, Dokter Uhlemann is nich da. He is hüt Namiddag weghalt in't Wurstener Land up Midlum to un kümmt to Nach nich wedder, hett he seggt. Wat schull he denn?“

„Das kann nicht angehn, er muß mit mir. Die Großmutter ist schwer krank geworden.“

Die Antwort klang bestürzt, doch zugleich fest bestimmt.

Der Krämer versetzte: „Jo, min Deern, ick kann em di nich herfleuten (herflöten), da mußt du bet morgen töben. Is dat din

Grotmoder Velke? Wat is ehr denn ankamen?"

„Sie saß am Webstuhl und fiel auf einmal von der Bank. Als wir kamen, konnte sie nicht aufstehen, den Fuß und Arm nicht brauchen. Es muß einer zu Pferde nach Midlum, der Doktor muß mit mir kommen." Das Mädchen sprach's mit der nämlichen Entschiedenheit.

Jetzt drehte sich Arnald Lohmer zu ihr und fragte unwillkürlich: „Hat die Frau es nur an einer Seite, und kann sie noch sprechen?"

Durch die Augen der Befragten fuhr's mit einem freudigen Aufblitzen, sie stieß rasch aus: „Sind Sie ein Doktor?"

„Ja, ich bin Arzt."

„Das ist ein Glück vom Himmel. Dann kommen Sie mit mir!"

Das eigentümliche Zusammentreffen übte auf Arnald in der Tat den Eindruck, als ob eine Bestimmung darin liege, und er entgegnete: „Wenn ich helfen kann — ist's weit?"

Doch nun mischte sich Timm Stade wieder ein, merkbar zugleich befriedigt, eine Anrede für den Fremden bekommen zu haben: „Nein, da können Sie nicht mit, Herr Dokter, bis nach Neuwerk sind das auch bei gutem Winde zwei Stunden hinüber, und bei dem heut' abend werden's leicht drei."

Dem fügten auch die Frauen wieder bestätigend hinzu: „Nee, dat kannst du den Herrn nich tomoden (zumuten), Age, un kann de Olsch nich verlangen. Dat is ok vör di beter, du blifffst, bet dat Dag warrd, hier."

Arnald kam vom Mund: „Übers Wasser?" Ihm war's erst jetzt aufgegangen, daß sich's um eine Bootfahrt handelte, und er setzte fragend gegen den Ladeninhaber hinzu: „Neuwerk, was ist das?"

„'Ne ganz kleine Insel, Herr Dokter, draußen vor der Elbmündung mit 'nem Leuchtturm, daß die Schiffe bei Nacht von der See zu uns herfinden. Sonst wohnen nich viel Leute drauf, sie haben bloß was von Rindvieh und Schafen auf ihrem Grasboden, aber der alte Terwisga, was der Großvater von dem Mädchen ist, ist doch so ziemlich wohlhabend, wohl am meisten von ihnen, und für umsonst läßt er den Dokter Uhlemann nich rufen."

Die letzte Bemerkung klang halb, als habe sie den Zweck, dem fremden Arzt die Wasserfahrt in einem besseren Licht erscheinen zu lassen, doch war's nicht so gemeint, denn der Krämer schloß noch dran: „Aber das wär' ja ein Stück aus der Tollkiste, bei dem Wetter noch im Dunkeln nach Neuwerk zu wollen."

Und Arnald Lohmer antwortete, zur Hälfte gegen ihn und zur anderen gegen Age Terwisga: „Ich bin allerdings seit heute früh von Nienhus hierher auf den Füßen gewesen und ziemlich stark müde —"

Doch das Mädchen fiel mit ruhig-unbeirrbarer Festigkeit ein: „Wenn Sie ein Doktor sind, so müssen Sie mit mir fahren. Das ist Ihre Pflicht, Sie dürfen meine Großmutter nicht ohne Beistand lassen."

Erstaunt und halb betroffen sah der junge Arzt in das Gesicht der Sprecherin. War das ihm, einem völlig Fremden, gegenüber wirklich mit solcher fordenden Sicherheit von ihren Lippen gekommen? Aus dem Munde eines ganz jungen „Frauenzimmers", wie's die Zeit nannte, von dem er sich bei dem Gegensatz ihrer ländlich derben Kleidung, ihres Behabens und ihrer Sprache nicht zu sagen wußte, was er aus ihr machen, welchem Stand er sie zurechnen solle. Er fühlte, ihm steige das Blut rötend in die Schläfen, und dabei sah er sich die Augen Lucinde Eschenhagens, seiner Braut, entgegengerichtet, mit einem erwartenden Ausdruck daß er die anmaßende Zumutung gebührlich abfertigen werde. Gleichzeitig indes hörte er auch Johann Heinrich Voß sagen: Wenn ein Mensch in Lebensnot ist, muß der Arzt bei der Hand sein und am meisten bei einem von unterem Stande; dazu ist er da, nicht fürs blaue Blut und die Geldsäcke. Durcheinandergehend vermischten sich Arnald diese Vorstellungen, während, aus seinem eigenen Inneren kommend, ein Gefühl in ihm die Oberhand gewann: das Mädchen wartete und hielt für zweifellos, daß er das, was sie seine Pflicht genannt, erfüllen werde. Scheu ließ er die Augen von ihr zur Seite gehen, er fürchtete, sie läse darin, er habe unschlüssig gezaudert, eigentlich im Begriff gestanden, eine abschlägige Antwort zu geben, und ein wenig stotternd versetzte er jetzt rasch: „Aber eine Bootfahrt strengt die Füße

ja nicht weiter an — sie ruhen dabei ebenso aus wie im Liegen — und gewiß, natürlich — da es ja mein Beruf ist — bin ich bereit, Sie nach Ihrer Insel zu begleiten."

Age Terwisga machte nur eine nickende Kopfbewegung zu der kurzen Erwiderung: „Wenn Sie etwas aus der Apotheke mitnehmen wollen, die ist nah, ich bringe Sie hin."

Die Frauen sprachen jetzt durcheinander: „Dat warrd de lewe Gott Se vergellen (vergelten), Herr Dokter — bi de kole Luft — haken Se Ehrn Mantel man rech fast to! Awer de ol Hadlef töwt wiß all, sin ol Welke liggt em mehr an't Hart as sin Köh und Ossen. Se hett wul up eens en Slag kregen, denk' ick mi."

Dazu bemerkte Timm Stade nun: „Ganz schlimm is's auch nich, Herr Dokter, das Boot von der Age ist gut, sie geht wie'n Schiffer mit dem Segel um und ist schon bei haariger Luft und böserem Wind herübergekommen. Für unseren Dokter Uhlemann wär's was heikliger gewesen, der hat schon seine Sechzig auf'm Rücken, und ich glaub', er hängt sein Geschäft gern bald 'mal an den Nagel; was dazu nötig tut, hat er wohl nachgerade beisammen. Dann wär's gar nicht schlecht für einen, der noch jung ist, hier an seine Stelle zu gehen, das Marschfieber gibt ja viel bei uns zu tun. Na, das meine ich ja nur so; aber was ich sagen wollte — Lise, du hest wul hitt Water in'n Ketel (Kessel) op't Für — Sie sollten doch erst ein warmes Glas im Magen mitnehmen, Herr Dokter, denn so'n bischen frostig wird's draußen ja sein, und das verschreiben Sie sich, denk' ich mir, auch wohl selber für die Fahrt."

Der Krämer holte ein breitbauchiges Glas vom Bort, in das er zum Drittel aus einem Fäßchen Rum zapfte und Zuckerstücke dazu warf, während seine Frau aus der Küche einen Kessel brachte, aus dem sie kochendes Wasser darauf goß.

Halblachenden Mundes sagte Arnald: „Nein, an das Rezept für mich selbst hätte ich nicht gedacht, aber ich merke, Sie verstehen sich besser auf die Verordnung der hier richtigen Mittel als ich; vielleicht, wenn Ihr alter Arzt seine Praxis satt hat, werden Sie am allerbesten sein Nachfolger."

Darüber lachten Timm Stade und die zuhörend am Ladentisch Stehenden, außer Age Terwisga, deren ernstes Gesicht unverändert nur eine wartende Ungeduld kundgab.

Der junge Arzt nahm jetzt das dampfende Glas, hielt es einen Augenblick unschlüssig und fragte dann, sich dem Mädchen zuwendend: „Wollen wir's teilen? Die gleiche Kälte unterwegs werden wir ja auch teilen, und Sie haben keinen Mantel wie ich." Er bot ihr das Glas dazu hin.

Sie sah ihn kurz an, als ob ihr der Sinn seiner Worte nicht gleich verständlich geworden, und erwiderte danach: „Dann mußt du doch zuerst —" Doch sie brach, ohne auszusprechen, ab und verstummte.

Der Krämer kam ihr mit der Erklärung zum Beistand: „Sie hat sich was verschnappt, auf der Insel sind sie's so gewöhnt, zu allen du zu sagen, und eigentlich tun wir's ja meistenteils hier auch. Drink man, min Deern, de Herr Dokter nimmt di dat nich öwel up, un di deiht dat ok god vör de Fahrt."

Arnald fiel ein: „Wenn Sie nicht davon trinken mögen —" und er machte eine Bewegung, das Glas zurückzuziehen.

Doch nun streckte ihre Hand sich rasch danach; sie setzte es indes nur einen Augenblick lang an die Lippen und gab's ihm wieder hin.

Er leerte in einigen schnellen Zügen den heißen Trank, sagte: „Wir wollen keine Zeit mehr versäumen," und zahlte dankend den erfragten kleinen Betrag an Timm Stade.

Als er sich dann umkehrte, stand Age Terwisga schon auf der Schwelle, hatte die Tür geöffnet, und der Wind stieß mit einem winselnden Tone herein.

So folgte er ihr ohne weiteren Anhalt. Hinter ihm drein schollen mehrere Stimmen: „Gode Nach! Kamen Se god 'röwer na de Insel! — Es wird mich freuen, wenn Sie morgen bei Ihrer Rückkehr meinen Laden wieder besuchen, Herr Dokter."

Seine Führerin brachte ihn auf der ab und zu von einem Lichtschein überstreiften Straße zur unweit belegenen Apotheke; er war von dem Tag und dessen unerwarteter Abendfortsetzung doch ein bißchen verworren im Kopf und hätte aus sich kaum daran

gedacht. Doch sie hatte ihn erinnert, das entsprach ganz ihrer sicher bedachten Art; wahrscheinlich hatte die Frau im Laden recht gehabt, daß es sich um einen Schlaganfall handelte. So versah er sich in der Apotheke rasch mit einigen vielleicht erforderlichen Medikamenten, und nach wenigen Minuten schritten sie zusammen wieder an der Kramhandlung vorbei, jetzt dem Außenende der Straße zu.

Von hier ging's ins leere Dunkel weiter, das ungewöhnte Augen kaum noch etwas unterscheiden ließ, nur da und dort tauchte ein flimmernder Punkt auf, der in der Luft zu tanzen schien und sich beim Näherkommen als eine kleine, an ausgespanntem Schiffstau schaukelnde Laterne herausstellte.

Daran erkannte Arnald Lohmer, daß sie bereits am Hafen sein mußten, der von alters her unter Benutzung eines bei Ritzebüttel ausmündenden Flüßchens für Fahrzeuge, Sicherung bietend, angelegt worden. Vor den Füßen lief ein gleichmäßiger Ton von anklatschendem Wasser um, der ein etwas unheimliches Gefühl erweckte, da der Blick nichts wahrnahm; dann indes bewegte sich eine der Laternen niedriger über dem Boden herzu und warf einen Lichtstreif auf kurze, fast schwarzfarbig erscheinende Wellen, die sich unterlaßlos gegeneinander emporrichteten, beim Zusammentreffen ein dünnes weißes Gequirl erzeugten und dies spritzend über die Holzbohle des Uferrandes heraufschlugen. Nach oben hellte der Schein das graubärtig wetterharte Gesicht eines großbreitschulterigen Mannes an, der die Leuchte in der Hand trug; ein geölter Schifferanzug umgab ihn, von dem sich eine Kapuze, festangezogen, um den Kopf schloß.

Der Hafenwärter Wullenberg war's, noch nach dem Rechten in seinem Revier sehend; er hob jetzt die Laterne auf, beleuchtete das Gesicht Age Terwisgas und sagte gleichmütig: „Wist du noch wedder 'rut? Wat vör een hest du bi di?"

Sie gab Antwort: einen fremden Doktor, weil Doktor Uhlemann nicht zu Haus sei.

„Denn will ick di lüchten (leuchten)." Sich umdrehend, ging er voran, dem Platz zu, wo das Boot des Mädchens angetaut, doch auf- und niedertanzend lag; von kräftigem Bau war's, weißgrau schimmerte das am Mast festgebundene Segel im Lichtwurf. Der Alte sagte: „Stiegen's man in, Herr Dokter!" Selbstverständliches klang aus der Aufforderung.

Doch Arnald hielt noch den Fuß an, ihn überkam's noch einmal mit einer Unschlüssigkeit, und ihm wollte die Frage über die Zunge, ob es nicht bedenklich sei, bei solchem Wetter im Nachtdunkel auf die See hinauszufahren. Aber der ruhige Ausdruck in den Zügen seiner Führerin ließ ihm die Worte im Munde stocken, Scham befiel ihn, daß er zaudere, vor etwas Scheu trage, wo ein Mädchen keine Regung von Furcht zeigte, und er trat stumm von der Brüstung in das kleine Fahrzeug hinüber.

Zu der ihm Nachfolgenden sprach der Hafenwärter noch einmal, während er das Tau losmachte: „Du mußt vörst en Slag (Kreuzungsschlag) up Marne to maken, de Wind is wedder in't Umlopen. Bet ji an't Holsteensche kamt, kümmt de Maan (Mond), denn kannst du likut (geradeaus) up dat Füer vun Niewerk ümleggn. Na, du weest dat jo sülben."

Nun kam es Arnald doch unwillkürlich heraus: „Glauben Sie, daß der Mond kommt? Mir will's nicht scheinen."

„De kümmt so seker as de Flod (Flut) un warrd tokieken, wenn de ol Kan sick buten de witten Haar wat kämmt. Lat dat mit de Reems (Rudern) wat angahn, Age, un streng' di de Bost (Brust) nich to dull an."

Wullenberg schob das Boot mit einem kräftigen Ruck ab, das Mädchen hatte die Ruder eingehakt, schlug sie ausholend ins Wasser, und nach einem Dutzend von Schlägen zerging der letzte Laternenschein auf ihrem Gesicht, so daß es bis auf einen kaum dämmernden Schimmer vor den Augen des ihr nah Gegenübersitzenden wegschwand. Er war wenig in den zum Seewesen gehörigen Dingen bewandert, doch begriff er, daß sie anfänglich, um aus dem Hafen hinauszugelangen, die Ruder gebrauchen müsse; nur langsam ging's wider den Wellenschlag, auch der Wind stand entgegen, machte ein zu ihr Hinübersprechen oder Verstehen von ihrer Seite kaum möglich. Doch hörte er am Knarren der Ruderpflöcke, fühlte an schütternden Stößen, daß sie ihre Kraft stark aufbieten müsse; eigen war's, das nicht zu sehen

und doch mit der Empfindung deutlich wahrzunehmen, wie sie die Brust weit vorbiege, sich zurücklegend einschlage, beide Arme gewaltsam zum Gegendruck anspanne und dies immer gleichmäßig wiederhole; einen Ton, der ihrem Ringen nach Atem entstamme, glaubte er ab und zu an seinem Ohre vorüberwehen zu hören. Etwas Schönes lag darin, wie Menschenkraft, obendrein eine weibliche, dem Machtwillen der Natur Trotz bot; es versetzte das Gefühl in die Anfänge des Menschentums zurück, zu Lebensumständen und Bedingungen, unter denen Kraft und Mut als die höchsten Eigenschaften gegolten, als das Wertvollste geschätzt worden. Davon hatte die fortgeschrittene Verfeinerung, die Kultur, wenigstens in den Städten nichts mehr bewahrt; Arnald vermochte sich unter den ihm bekannten jungen Damen Hamburgs von keiner vorzustellen, daß sie um einer erkrankten Angehörigen willen so atemraubende Körperanstrengung für nichts angeschlagen, sich aufs nächtige Wasser ins Unwetter hinausgewagt hätte. Eigentlich war Verfeinerung nicht das richtige Wort für diese Umwandlung, sondern eine Einbuße an einer ursprünglichen obersten Naturmitgift, die sie durch ihre Lebensführung erlitten hatten.

An der Handhabung der Ruder konnte er sich nicht beteiligen, wäre auch zu ungewandt dafür gewesen; gern dagegen hätte er seine Gefährtin über einiges nach dem Ziel der Fahrt befragt; nur als ein Name lag ihm Neuwerk im Gedächtnis, daß es eine winzige, schon aus alter Zeit Hamburg zugehörige Insel von irgend einer Bedeutung für die Elbschiffahrt sei. Doch an Anknüpfung eines Gespräches war trotz der nur doppeltarmlangen Entfernung von Bank zu Bank nicht zu denken, höchstens konnte sich ein kurzer lauter Zuruf verständlich machen. So saß er schweigend, und da der Gesichts- und Gehörssinn ihre Dienste versagten, bemächtigte die vorstellende und verknüpfende Phantasie sich um so lebhafter seines Kopfes. Bilder und Gedanken wechselten vor ihr hin und her, greifbar sah er Voß und Frau Ernestine am Mittagstisch in der niedrigen Stube mit dem sonnenüberspielten alten Hausrat umher; sonderbar rührte ihn an, wie man nichts im voraus wisse, nicht zu sagen und zu ahnen vermöge, was nur über ein paar Stunden sein werde. Das kam den Otterndorfern mit Gewißheit gegenwärtig nicht in den Sinn, auf welchem Wege er sich an diesem Abend noch befinde, ebensowenig wie er selbst um Mittag eine Vermutung davon besessen hatte. Gleicherweise war seine Braut ohne Ahnung; wahrscheinlich saß sie, wie zumeist des Abends, augenblicklich in einem geselligen Kreise anderer junger Damen und Herren, und der kerzenhelle, reich ausgestattete Raum um sie her bildete einen größtdenkbaren Gegensatz zu dem in nächtiger Finsternis sich am Nordseerand unablässig auf- und niedersenkenden Boote. Doch nahm der junge Arzt das Gesicht Lucinde Eschenhagens nicht so deutlich vor sich gewahr als die beiden Vossischen; es verschwamm ihm mehr nur zu einem Umriß ohne den Inhalt ausgeprägter Einzelzüge.

Nun ward er einmal plötzlich aus seinen wechselnden Vorstellungen herausgerissen, denn Age Terwisga richtete sich, die Ruder einziehend, von ihrem Sitz in die Höhe. Er empfand's nur, ohne es wirklich erkennen zu können, und sah doch dabei klar ihr Gesicht ins Dunkel aufgehoben. Sie vollzog irgend etwas mit der Hand, dann fühlte er, daß ihr Arm an seinem Kopf vorbeistreife und sie sich gleich danach nicht mehr vor, sondern hinter ihm befinde. Auch mit dem Boot ging eine Veränderung vor, es legte sich schräg auf die rechte Seite, und seine Bewegung ward eine andere, nicht mehr stoßhafte, sondern wiegend gleitende. Daraus kam Arnald zur Erkenntnis, sie habe das Segel losgemacht und sich, über seine Bank fortsteigend, ans Steuerruder des Bootes gesetzt; ihre Augen mußten die seinigen an Sehfähigkeit in der Finsternis weit übertreffen. Doch begriff er trotzdem nicht, wie es ihr möglich sei, durch die Lichtlosigkeit eine bestimmte Richtung einzuschlagen und innezuhalten; mechanisch hatte er sich auf seiner Bank umgekehrt, wandte ihr dadurch wieder das Gesicht zu und befand sich jetzt dem ihrigen so nahe gegenüber, daß auch ein Verstehen von Worten hin und her ermöglicht ward, zumal da der Wind nicht länger gerade entgegenstand. So sprach er zum erstenmal seit der Abfahrt, fragte laut-

stimmig, wie sie wissen könne, wohin sie steuere. Kurz erklang ihre Antwort: „Danach“, und ein eben wahrnehmbarer Schimmer ließ erkennen, daß sie dazu eine deutende Hand aufhebe.

Sein Blick folgte dieser und sah nun in der Richtung etwas, das bisher hinter seinem Rücken gewesen: wie ein einziger, die Wolkennacht rötlich durschscheinender großer Stern stand's ziemlich hoch über dem Horizont in der Luft. Von dem überraschenden Anblick verwundert, fragte der junge Arzt weiter: „Was ist das? Ein Stern?“

„Nein, das Leuchtfeuer von Kuxhaven.“

Das gab die Erklärung, danach nahm sie im toten Dunkel mit sicherer Ruhe ihren Kurs; dem Hörer kam in Erinnerung, daß der Hafenwärter gesagt, sie müsse erst einen Schlag auf Marne zu, bis gegen die holsteinische Küste machen, ehe sie das Segel umlegen könne, aber das wisse sie ja selbst. Sonderbar rührte es Arnald an; was würde ihm all sein Wissen, was seine klassische Bildung nützen, wenn er plötzlich allein ohne dies Mädchen nachtumdüstert zwischen Wind und Wellen hier in dem Boot dasäße? Ohne Zweifel wäre er hilflos verloren, unfähig das Segel und Steuer zu handhaben, wüßte nicht, wohin und wie er durch die Wasserwüste lebend ans Land kommen solle. Doch sie bedurfte nur des kleinen Turmfeuers, dieses winzigen Lichtpunktes in der schwarzen Öde, um ohne Zaudern und Zagen fest ein unsichtbares Ziel ins Auge zu fassen. Menschenentwickelung, Wesen und Eigenart auf der Erde waren von seltsamer Verschiedenheit.

Auch in der äußeren Bildung, das nahm wieder die Gedanken des Arztes, in sein Wissenschaftsgebiet fallend, in Anspruch. Ernestine Voß und ebenso seine Braut gaben sich sogleich durch ihre Erscheinung als zweifellos dem germanischen Volksstamm angehörig zu erkennen, und auf diesen wies ebenfalls der friesische Name Terwisga hin, der offenbar gleichen Ursprungs mit dem plattdeutschen Ter Wische — Zur Wiese — war. Doch in dem Mädchen lag entschieden etwas Fremdartiges, nur Halbdeutsches, von reingermanischem Blute konnte die tiefdunkle Haarfarbe nicht herstammen, ein anderes mußte ihr hinzugekommen sein. Auch daß sie in dem Krämerladen auf die plattdeutschen Anreden stets in hochdeutscher Sprache erwidert hatte, wies auf Abweichendes von der Landesart hin. Aber fraglos hatte die Mischung in ihr etwas Besonderes an Körperbau und Gesicht hervorgebracht und nicht nur daran, kaum minder schien's, auch in ihrem innerlichen Wesen. Dies ließ sich nicht gerade als einnehmend bezeichnen, trug Wortkarges, wie etwas Eigenwillig-Selbstbewußtes an sich und erzeugte gleichsam beim Sprechen ein von ihren Lippen ausgehendes Kältegefühl. Das waren freilich Eigenschaften friesischer Abkunft und Mitgift, so daß bei näherer Betrachtnahme ihre seelischen Grundzüge doch allein von jener gebildet erschienen.

Das Boot lief nicht unter Vollwind, sondern noch ungefähr zu einem Drittel spitz wider ihn, vermochte so gerade eben die verfolgte Richtung innezuhalten; für die Schnelligkeit seines Weiterkommens bot sich Arnald kein Maßstab, und gleicherweise wie er die Veränderung im Raum nicht abschätzen konnte, hatte die Fahrt etwas Zeitloses für ihn. Nur aus dem schwächer werdenden Schein des Kuxhavener Leuchtfeuers ließ sich entnehmen, die Entfernung von diesem müsse schon eine beträchtliche sein und die Überkreuzung der breiten Elbmündung bereits ziemlich lange gedauert haben. Und nun sprach auch etwas anderes davon; zur Rechten des Segels hob sich ebenfalls ein rotglühender Punkt über dem Wasser empor. Der konnte nur einen Leuchturm an der nahegerückten holsteinischen Küste deuten — oder doch nicht —, denn fast wie mit der Geschwindigkeit eines Gedankes vergrößerte er sich, wuchs mit tiefer Blutfarbe breiter und höher an, und der darauf Hinschauende stieß vom Munde: „Das ist kein — ein gewaltiger Brand ist's!“

Kurz scholl ihm vom Steuer her eine Antwort entgegen: „Der Mond“, und um ein geringes später erkannte er selbst auch seine Täuschung; der östliche Horizont mußte wolkenlos oder wohl richtiger dunstfrei geworden sein, dort schob sich ein fast vollgerundeter Glutfeuerball in die Lücke über dem Erd- oder Wasserrand herauf. Mit der unfehlbaren Pünktlichkeit des Welten-

raumuhrwerks war der Mond nach der Angabe des alten Wullenberg erschienen, wie das Boot nahe ans jenseitige Elbufer gelangte, und erkennbar begann er auch die von Johann Heinrich Voß am Nachmittag ausgesprochene Vermutung zu bewahrheiten. Es weckte den Eindruck, er werde beim Weiteraufstieg wieder hinter einer schwarzen Himmelsdecke verschwinden, doch diese zerging vor ihm, scheinbar als flüchte sie vor einer Bedrängung durch seinen Oberrand zurückweichend davon. So verblieb er in unverdunkelter Deutlichkeit, verwandelte bald mehr und mehr seine Färbung. Aus der roten Kugel ward eine in silbernem Glanz leuchtende Scheibe, die da und dort Funken in die düstere Wassermasse zu werfen, rasch sie mit glitzernden Strahlenfäden zu überspinnen anfing. Vor dem Blick Arnalds tauchte die Gestalt Ages Terwisga auf; ihre Züge ließen sich noch nicht unterscheiden, aber ihr Gesicht hob sich als ein perlender Glimmer über dem Steuerende des Bootes in die Luft.

Sie hatte nichts mehr gesprochen, doch nun klang ihr einmal ein kurzes Geheiß vom Munde: „Halten Sie sich an der Bank!“ Er verstand nicht, warum er dies solle, leistete indes halb unbewußt der Anweisung Folge, und um einen Augenblick später durchfuhr das kleine Fahrzeug ein jäher Stoß, der ihn mutmaßlich, wenn seine Hände nicht einen Halt besessen, über den Bootrand geschleudert hätte. Zugleich schlug ihm ein heftiges Geknatter des wildflatternden Segels ans Ohr, doch ward's fast sofort wieder still; ein Tau streifte ihm in blitzschnellem Schwung über den Kopf, und das Boot neigte sich tiefer nach der entgegengesetzten Seite als bisher aufs Wasser. Er bedurfte etwas der Zusammennahme seiner Sinne, um aufzufassen, was geschehen war. Das Steuerruder beinahe im Halbbogen drehend, hatte die Lenkerin mit zagloser Sicherheit das losgemachte, einen Moment aus dem Wind fallende Segel umgelegt und wieder befestigt. Ein gedankenrasches Tun war's gewesen; nun saß sie ruhig am Steuer wie zuvor und sagte: „Jetzt kommen wir ohne weiteren Schlag bis zur Insel.“

In umgekehrter Richtung ging's davon, aber das Gefühl begriff sogleich, es habe sich etwas verändert. Der Wind stieß nunmehr mit Vollkraft in das weit nach links übergebauschte Segel, und mit mehr als verdoppelter Geschwindigkeit schoß das Boot wie ein Pfeil dahin; der stärker erhellende Mond ließ voraus ein hohes, verworrenes und verwogendes Aufringen aus der Wasserfläche nicht deutlich erkennen, doch ahnen. Das war nicht mehr die Elbmündung, sondern die offene See; zur Rechten hatte sich wie eine verschwimmende dunkle Nebelbank das Westende der dithmarsischen Küste gezeigt und verschwand jetzt spurlos wieder; in spitzem Winkel zur vorherigen Richtung lief das Fahrzeug zurück geradeaus gegen Westen. Der Wind überschauerte kälter, unwillkürlich zog der junge Arzt seinen Mantel fester um sich; das Mädchen dagegen empfand offenbar nichts von Frost, ließ die scharfen Luftstöße gleichgültig um den entblößten Hals fahren. Das bekundete wohl auch das friesische Blut in ihr, ein abgestumpftes Gefühl, nicht der Wärme bedürftig und nicht nach ihr verlangend.

Auf dem Wege von Otterndorf nach Kuxhaven war's Arnald Lohmer in halb traumartiger Vorstellung gewesen, als harre seiner ein Schiff, um ihn über Meeresweite an ein unbekanntes Wunderland unter scheitelrecht flammender Sonne fortzutragen. Das hatte sich höchst seltsam erfüllt, doch in völlig anders gearteter Weise. Er schwankte in der Tat auf uferlosem Wasser, aber frierend, statt von heißer Sonne umglüht, im kalten Mondlicht; kein Blütenduft kam ihm entgegen, nur ein scharfer Salzgeruch umgab ihn, und sein Fahrtziel war kein tropisches Eiland, sondern eine öde Nordseeinsel, auf der eine kranke Alte ärztliche Hilfeleistung von ihm erwartete. Wenn Traumbilder in Erfüllung gingen, so veränderten sie oft wunderlich ihr Gesicht.

Eine Torheit war's doch gewesen, daß er dem anmaßenden Vorhalt des fremden Mädchens, seine Pflicht sei's, mitzukommen, nachgegeben hatte. Was ging ein Krankheitsfall auf Neuwerk ihn denn an? Ihm lag überhaupt nirgendwo eine Arztpflicht ob, niemand in der Welt besaß noch ein Recht daran. Um sich selbst zu erholen, hatte er seine Fußwanderung in die Maisonne hinaus unternommen, nicht um bei so ver-

änderter Witterung in Nacht und Wind für unbekannte Menschen seine Gesundheit einer noch stärkeren Gefährdung auszusetzen.

Diese Vernunfterwägungen kamen freilich zu spät, ihm blieb nichts anderes übrig, als sich in die Folge seiner Bedachtlosigkeit und Voreiligkeit zu fügen, und allerdings ward diese ihm jetzt mehr und mehr mit einem fremdgewaltig Sinne und Seele anfassenden Reiz vergolten. Raum- und Zeitlosigkeit umgab ihn, aber die Nacht war hell geworden und hielt, was um ihn war, nicht wie zuvor unter farblosem Dunkel begraben. Das mondbestrahlte Segellinnen glänzte gegen den Himmel, und darunter wälzten sich die Wellen nicht unsichtbar heran, sondern von einem grünlichen Schein durchspielt. Sie erinnerten an aufgesträubt wallende Mähnen der Rosse Poseidons — die Vossische Odyssee-übersetzung, die Arnald mit sich trug, half wohl dazu, ihm dies Bild im Gedächtnis wachzurufen —, wenn die Wogenkämme sich emporbäumten, war's, als hebe jeder ein zerfließendes Stück eines riesenhaften Hermelinmantels aus geheimnisvoller Tiefe herauf. Auch drüber in der Luft blitzte es manchmal ebenso leuchtend, denn ab und zu schoß eine große, weißbrüstige Möwe schrillen Rufes dicht über dem Boote fort, als ob sie auf das rote Kopftuch Age Terwisgas niederstoßen gewollt. Die saß, der Mondscheibe den Rücken zuwendend, so daß ihr Gesicht im Schatten lag, nur vom Lichtrückwurf des Segels angehellt wurde. So bot es etwas Ungewisses, die Phantasie zum Ausgestalten Anregendes, und wohl ebenfalls der Odyssee in der Brusttasche des ihr Gegenübersitzenden entsprang's, daß sie vor seinen Augen zu einem Bilde der Leukothea ward, der halbgöttlichen Kadmostochter, die dem vom Untergange bedrohten Laërtessohn ihren Schleier zugeworfen, um ihn aus der Gewalt des ergrimmten Poseidon ans Gestade der Phäaken zu retten. Wunderlich, wie Vorstellungen jäh abschweifend im Menschengehirn wechseln, geriet Arnald dabei plötzlich einmal die Pfarrerstochter ins Gedächtnis, die nach einer Mitteilung der Otterndorfer Rektor, im Walde Kaffee kochend, zur Heldin eines Idylls zu machen beabsichtigte. Und unwillkürlich flog ihm ein halb lachender Ton vom Mund; etwas Größeres an Gegensatz ließ sich kaum erdenken als der sommerstille Wald und die wild im nächtlichen Aufruhr tobende See, als das mit der Kaffeekanne beschäftigte, jedenfalls blondköpfige Pastorenkind und die von dunklen Haarflechten umflatterte Leukothea am Steuer des wie mit dem Möwenflug wettenden Bootes.

Da auf seinem Gesicht die volle Mondhelle lag, kam dem Mädchen dessen kurzlachender Ausdruck zur Wahrnehmung; ein leichter Ruck ihres Kopfes gab's zu erkennen. Verwunderung oder Verständnislosigkeit schien sich darin kundzugeben. Gleichzeitig indes legte das Boot sich jetzt mit der linken Seite so tief aufs Wasser, daß eine Welle breit über den Rand hereinschlug und der junge Arzt Mühe hatte, sich zu halten, um nicht von der schräggeneigten Bank abzugleiten.

Eine Empfindung rang sich ihm zum Bewußtsein auf, der Wind habe seit einiger Zeit wieder heftiger zugenommen und verstärke gegenwärtig seine Stöße noch gewaltsamer; an einer Seitenwendung des Kopfes der Steuerführerin ward merkbar, sie achte ebenfalls darauf, und ein leichter Ruck ihrer Hand ließ das Segel um ein weniges aus dem Wind drehen. Trotzdem wiederholte sich das eben Geschehene nochmals und zwar in erhöhtem Maße; hoch aufgebäumt warf eine anrollende Woge ihre weißquirlende Schaumdecke breit über das Boot hin. Arnald mußte sich noch fester anklammern, dabei entflog ihm ohne Wissen ein halber Ausruf, dem eine Frage des Mädchens nachfolgte: „Vorhin lachtest du, hast du jetzt Furcht?"

Sie sprach nicht lauter als am Lande, doch ihre Stimme besaß einen eigenartigen, das Tosen umher überwindenden Klang, so daß die Worte dennoch klar vernehmbar wurden; in ihrem Tone lag nichts Spöttisches, nur völlige Gelassenheit. Ihre Gedanken schienen indes mit anderem beschäftigt zu sein, denn sie hatte offenbar vergessen, zu wem sie spreche, und den vor ihr Sitzenden so angeredet, wie's ihr Mund bei allen Mitbewohnern ihrer Heimatinsel gewöhnt war. Den Hörer befiel's zum anderenmal vor ihr mit einem Schamgefühl, ihm klang nachträglich im Ohre, daß sein unwillkürlicher Ruf ein Erschrecken kundgetan

habe, und er erwiderte rasch, von ihrer Frage ablenkend: „Mich dünkt, der Wind nimmt mehr zu.“

„Ja, er wird stärker.“

Gleichmütig scholl die Antwort, und er bemühte sich, ebenso zu entgegnen: „Wie weit ist's noch zur Insel?“

„Geht's so weiter, eine halbe Stunde.“

„Kann das Boot — ich meine, wenn wir weiter auf die See kommen, kann es da gegen den Sturm halten?“

„Das müssen wir abwarten, ob Ran es will.“

Die Erwiderung ließ erkennen, Age Terwisga sei bei der unverkennbar mächtigeren Ansteigerung des Windes und Wogenganges selbst ungewiß, ob das kleine Fahrzeug sein Ziel erreichen werde; zu ändern war nichts mehr daran, die Richtung mußte innegehalten werden, aber ein noch gewaltigerer Stoß konnte drohen, das Boot plötzlich kentern zu lassen. Dann war keine Rettung denkbar, zweifellos um kurze Augenblicke nach dem Umschlagen alles vorüber.

Der Vorstellung Arnald Lohmers tauchten wieder ein paar Bilder auf und zwar die nämlichen wie schon einmal zuvor. Er sah seine Braut im Gesellschaftskreis eines vornehmen, lichthellen Saales sitzen, bewundernde Blicke richteten sich auf ihre Schönheit, ein leichtes Lächeln umspielte ihre feinen Lippen als Antwort auf die ihr dargebrachten Huldigungen. Über dies Bild drängte sich ein anderes: Johann Heinrich Voß saß zwischen den aufgehäuften Büchern und Papierstößen seiner engen Arbeitsstube bei einer kleinen Lampe auf den Schreibtisch gebückt und nützte den Vorabend des Sonntags, eine Anzahl ihm im Kopfe schon fertig geratener Hexameterverse seines Pfarridylls auf einem Blatt festzuhalten; daneben bog Frau Ernestine den blonden Scheitel über ein Nähzeug und suchte, die Unkosten eines eigenen Lichtes für sich ersparend, mit von der Lampe ihres Mannes Vorteil zu ziehen. Mit leibhaftiger Deutlichkeit standen die beiden Bilder vor den Augen Arnalds, das des Reichtums und das der kargen Beschränkung; dort und hier verweilte kein Gedanke bei ihm, ward niemand von einer Ahnung angerührt, wo und in welcher Lage er sich gegenwärtig befinde, daß der nächste Augenblick vielleicht der letzte seines Lebens sein werde.

Doch wunderlich, ihn selbst befremdend, gewahrte er diese Möglichkeit klar vor sich und bereute dennoch nicht mehr, sich töricht dieser Gefahr preisgegeben zu haben. Nicht weil er damit einer ihm obliegenden Pflicht gehorcht; ihrer gedachte er nicht, fühlte nur, aus der Gelassenheit seiner Gefährtin sei eine gleiche über ihn gekommen, gleichsam aus ihren letzten Worten von ihrem Munde zu ihm herübergeflossen. Sie war jung wie er, offenbar bedacht, das Boot so achtsam zu führen, als es der zum Sturm angewachsene Wind möglich machte, aber dabei sah sie dem Tod ganz furchtlos ins Angesicht. Das mochte eine Mitgift friesischen Blutes sein, doch sprach kein stumpfsinniges Gefühl daraus, sondern etwas menschlich Großes, Unabwendbarem sich ruhig, ohne einen Laut des Bangens zu fügen. Ihre Erwiderung hatte gezeigt, daß sie sich der drohenden Gefahr vollbewußt sei, und wider Drang und Naturkraft voller Jugend stritt's, sich jäh aus dem Leben wegreißen zu lassen. Aber es vermochte ihr kein Zeichen innerer Erregung abzunötigen, sie wartete schweigend, was geschehen werde.

Sonderbar war's, was solche Lage, dem vielleicht plötzlichen Ende gegenüber, an Gedanken und Vorstellungen aus halb in Vergessenheit geratenen Seitenfächern des Kopfes hervorzog.

Dem jungen Arzt drängte sich die kurze, „Auftrag“ betitelte Ode Höltys ins Gedächtnis, und er mußte sie sich, ob auch nicht vernehmbar, vorsprechen:

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sah'n, wie die Kränze bebten.

In denkbar stärkstem Widerspruch stand das von den Versen vor Augen gestellte Bild zu dem wilden Toben auf der nächtlichen See, ruhevoll anblickend — so ruhig, wie Age Terwisga am Steuer dasaß.

Und seltsam, dem drohenden Untergang zum Trotz, drängte sich danach den Lippen Arnald Lohmers ein Lächeln auf, denn er hörte Voß sagen: „Mit den Bienen hatte Haining es viel in seinen Liedern.“

Ja, ganz gelassen antwortete auch er, um nichts wäre ihm nochmals ein Ton des Erschreckens vom Munde gefahren. Ihn trieb's, seiner Gefährtin im eigentlichen Wortsinn, der dieselbe Gefahr mit ihm Teilenden, darzutun, daß er ihr an ruhiger Fassung nicht nachstehe, und er suchte nach einem Gegenstand, über den er gleichmütig mit ihr sprechen könne. Ihre letzten Worte, „ob Ran es will“, klangen seinem Ohre noch nach und verknüpften sich ihm mit einer Erinnerung, daß auch der alte Hafenwärter von „Ran, die sich ihr weißes Haar kämmen werde“, gesprochen habe. So griff er für seine Absicht nach dem ihm unbekannten Namen und sagte: „Ran, was ist das?“

Laut brachte sein Mund die Frage hervor. Das Mädchen entgegnete mit der Stimme, die keiner Anspannung bedurfte, um sich verständlich zu machen: „Weißt du nicht von ihr?“

„Nein, wer und wo ist sie?“

„Unter uns, überall, wohin dein Auge sieht.“

„Und — du sprachst — was will sie?“

Unbewußt hatte er Age Terwisga in gleicher Weise angeredet wie sie ihn, er merkte es erst, als es über seine Zunge gekommen. Doch sogleich fühlte er, etwas ihm ohne Bedacht richtig Eingegebenes sei's gewesen, das Naturgemäße zwischen Menschen, deren Lippen vielleicht im nächsten Augenblick bevorstand, für immer stumm zu werden; nichtig und abgeschmackt hätte hier geklungen, was der Brauch der Gebildeten als Feinheit für ihre Umgangsformen zur Bezeugung von Höflichkeit und Achtung ersonnen hatte.

Der Angesprochenen kam offenbar auch nichts von dieser Veränderung zur Auffassung, ihrem Ohre war's das allein Gewohnte, und sie gab auf seine Frage mit gleichem Tone wie zuvor Antwort: „Ran will ihr Netz füllen, darauf lauert sie — immer — und für wen's die Stunde ist, über den wirft sie's und zieht ihn in den weißen Maschen herunter.“

Dem Hörer ging auf, eine am Meeresgrund hausende Todesgöttin der Schiffersage sei's, vermutlich der altnordischen Mythologie entstammend. Rings um das Boot hob und senkte sich's wie das weiße Garngeflecht ihres Riesennetzes, und bei dem Anblick fragte er ernsthaft, wie von ihrem wirklichen Vorhandensein überzeugt: „Hast du sie schon gesehen?“

Das Mädchen schüttelte kurz den Kopf. „Wer sie sieht, tut's nur einmal, wenn seine Stunde da ist, und sagt's keinem mehr.“

Gleich einem sturmgepeitschten Blatte flog das Boot in rasender Hast dahin, das beinahe zu Tageshelle gewordene Mondlicht ließ erkennen, die Sprechende halte das Steuerruder mit straff angespanntem Arm, unablässig auf Wacht, der sich fast in jeder Sekunde erneuernden Gefahr des Kenterns durch eine kaum merkbar leichte Drehbewegung des Fahrzeuges auszuweichen. Ihre weitoffenen Augen waren vollständig reglos wie die eines Steinbildes; die Wimpern hatten nicht Zeit, sich noch so flüchtig zusammenzuschlagen, unverwandt bemaß der Blick zwischen ihnen das fast aufs Wasser niedergedrückte Segel, jede hochanschwellende Woge, die mit Vollwucht von der Seite zu treffen drohte. Daraus gab sich kund, Age Terwisga wolle nicht untergehen, trachte mit dem Aufgebot aller Kraft, Besonnenheit und Erfahrenheit, das Umschlagen des Bootes zu verhüten.

Dabei aber sprach jetzt ihr Mund, der sich bisher auf der Fahrt so wortkarg gezeigt, in der ruhig-gleichmütigen Weise fort, als ob sie damit auch ein Hilfsmittel wider die Gefahr zur Anwendung bringe; es klang, wie wenn ihr Sinn sich darauf richte, Ran, von der sie weiter redete, zu besänftigen. Von den Lippen kam ihr nochmals die Wiederholung: „Wer sie mit den Augen wahrnimmt, kann niemand mehr sagen, wie sie aussieht. Aber ich sehe sie doch vor mir; ihr Gewand ist grün, wie Binsen unterm Wasser, darauf die Sonne scheint, und auch ihr langes Haar, nur dunkler, gleich dem Seetang am Grunde. Darunter blinkt ihr Gesicht so weiß wie eine Muschel im Sand oder eine Möwenbrust in der Luft; was für Augen sie hat, weiß ich nicht. Vielleicht sind sie blau, von der Farbe des Himmels

am Sommermorgen; vielleicht sind sie wie Sterne in der Nacht. Unter den Leuten geht Gerede von ihr und heißt sie bös, falsch und voll Tücke. Aber das tut ihr unrecht, sie meint es gut und wirft das Netz nur über den, für welchen die Stunde da ist. Dann nehmen ihn ihre Arme, so wie eine Mutter ihr Kind, und legen ihn zum Schlafen auf ein weiches Bett. Da ist's ganz dunkel und still, kein Wind und keine Welle mehr, kein Licht und kein Leid. Und der Herzschlag klopft nicht mehr an die Brustwand, ihn vom Schlaf zu wecken. Denn wen Ran zu Bett gebracht, dem kann nichts mehr Arges antun."

Im Gegensatz zu dem blitzartigen Fortschießen des Bootes kamen die Worte der Sprecherin ganz langsam vom Munde.

Arnald Lohmer hörte im Brausen des Sturmes daraufhin, sie klangen ihm fremdwunderlich ans Ohr, und er vergaß, wo er sei, was um ihn war und drohte.

Nach kurzem Anhalten fuhr das Mädchen fort: „Du bist ein Herr, der viele Dinge weiß, die ich nicht kenne, und du glaubst nicht an Ran —"

Er fiel ein: „Wenn du von ihr sprichst, tue ich's —"

Und sie sprach weiter, von Menschen, die sie gekannt und die das Segel nicht wieder heimgebracht, weil ihre Stunde gewesen, daß Ran die Hände nach ihnen heraufgestreckt. Gleichmäßig langsam reihten die kurzen Sätze der Erzählenden sich aneinander.

Dann durchfuhr einmal plötzlich ein Ruck den Kopf Age Terwisgas, ihre freie Hand hob sich deutend in die Höhe, und sie stieß aus: „Da ist's!"

„Was?" Sich wendend, sah er in die Richtung, ohne etwas wahrzunehmen. „Was ist da?"

„Das Feuer."

Aus der Brust des Mädchens flog's hervor, als ob sie einen schwerpressenden Druck von sich abgewälzt fühle und mit befreitem Atemzug aufwoge.

Der Hörer verstand's noch nicht, fragte: „Welches Feuer?"

„Der Leuchtturm von Neuwerk."

Nun unterschied sein angespannter Blick auch einen kleinen Schein, der mit rötlicherer Farbe aus dem Silbergeglimmer der Mondstrahlen hervorschimmerte; das Feuer kündete die Nähe ihres Fahrtzieles, mit Gedankenschnelle nahm jetzt seine Deutlichkeit zu. Unter ihm ward ein Landufer sichtbar oder zunächst nur noch dadurch erkennbar, daß ein weißer Gürtel sich daran entlang zog, Wellen, die mit hohen Schaumköpfen aufschlugen und zurückfielen. Ein wenig mehr gegen Süden gedreht, um an der brandungslosen Leeseite der Insel anzulanden, lief das Boot auf diese zu; die Steuerführerin saß jetzt lautlos verstummt, wie wenn das letzte Fahrtstück noch erhöhte, durch nichts anderes beirrte Achtsamkeit von ihr fordere, damit die zornmütige Nordsee ihr nicht am Schluß noch den Sieg entreiße. Doch um wenige Minuten später nahm eine kleine sichernde Bucht das Fahrzeug auf; dann stand Arnald Lohmer auf festem Boden, aber mit einem Gefühl, als ob dieser noch unter seinem Fuße fortschwanke. Mit windbetäubten, gischtübersprühten Augen sah er um sich in die helle Nacht. Ihm war's, als sei er über einen Ozean gefahren und nun an einem fremden Erdteil gelandet.

Age Terwisga umschnürte das Segel am Mast, trat dann ebenfalls ans Land, das Boot mit dem Tau festzumachen, und setzte danach den Fuß in der Richtung auf ein etwa schußweit wie ein dunkler Würfel emporragendes Gebäude vor. Sie schien damit auch schweigend ihrem Begleiter den Weg deuten zu wollen, doch neben seinem Standplatz hielt sie an und sagte, auf die See zurückblickend: „Hätt' ich gewußt, wie die Fahrt würde, da hätte ich dich nicht mitgenommen."

In der kurzen Äußerung lag enthalten, daß sie nicht mehr an ein Erreichen der Insel geglaubt hatte.

Dem jungen Arzt kam unwillkürlich als Erwiderung vom Munde: „Wärst du denn, wenn du's gewußt, allein zurückgefahren?"

Sie sah ihn an, als müsse sie über den Sinn seiner Frage erst nachdenken und verstehe ihn nicht. Denn sie antwortete nicht darauf, sondern sagte: „Wenn du an Ran auch nicht glaubst, war sie doch gut für dich."

Dabei spielte ihr ein Zug um die Lippen, den Arnald noch nicht an ihnen gesehen und dessen er sie nicht fähig gehalten. Aber

fraglos war's der Anflug eines Lächelns, der ihr den Mund umhuscht, und es tauchte ihm plötzlich ein Verständnis auf. Man war gut für ihn gewesen, nicht weil sie ihn lebend hergebracht, sondern weil sie ihm über den schlimmsten Teil der Fahrt weggeholfen. Aus dem Rufe, der ihm entflogen, hatte seine Begleiterin erkannt, Schreck und Bangen vor dem Untergang sei über ihn gekommen, und sie hatte von Man weiter gesprochen, durch ihr Erzählen seine Gedanken von dem, was in jedem Augenblick drohte, abzulenken. Das offenbarte sich in dem flüchtig ihre Äußerung begleitenden Lächeln; bei der ländlichen Einfachheit ihres Standes und Wesens besaß sie Auge und Ohr nicht nur für Wind und Wasser, sondern auch das in einem Menscheninneren Verhaltene und Verhehlte auszukunden. Freilich hatte sie sich nachher damit getäuscht, da er nur ganz kurz von dem Schreck befallen gewesen, doch rasch durch ihre eigene Ruhe selbst ebenso in furchtlose Gelassenheit versetzt worden war.

Nun schritt sie voran auf das Haus zu, und bald stand er in einer erhellten geräumigen Stube, wo ihm schon an der Schwelle ein völlig weißumbarteter, sehr alter, doch gerade aufrechter Mann mit kummervollem Gesichtsausdruck entgegentrat. Das war Hadlef Terwisga, der Großvater Ages; sie erklärte ihm mit ein paar Worten, wer der von ihr Mitgebrachte sei, und der Alte faßte diesen wortlos hastig an der Hand, um ihn an eine durch Schiebetüren abschließbare Wandbettstelle des Raumes zu führen. Nach bräuchlicher Anlage befand sie sich ziemlich hoch über dem Boden, so daß Arnald trotz seiner großen Gestalt auf eine davorstehende Holzbank steigen mußte, um die im Bett liegende Kranke deutlich sehen zu können. Ganz weißhaarig, mochte sie ziemlich von gleichem Alter mit ihrem Ehemann sein, der zur Erhellung ein Talglicht in die Höhe hielt, das von einem Zittern seiner Hand leicht hin und her schwankte.

Die am Nachmittag plötzlich vom Sitze heruntergesunkene alte Belke lag mit offenen Augen und sah verwundert in das sich über sie bückende, ihr fremde Gesicht des jungen Arztes; augenscheinlich war sie bei voller Besinnung, bestätigte dies auch durch ihre klarverständlichen Antworten auf seine Fragen. Wie er einmal den Kopf drehte, sah er sich den Blick des Mannes mit einer stummen Angst ins Gesicht gerichtet, um aus seinen Zügen abzulesen, wie es mit der Erkrankten stehe. Dabei kamen ihm die Worte einer der Frauen im Cuxhavener Krämerladen ins Gedächtnis: „De ol Hadlef tövt wiß (gewiß) all, sin ol Belke liggt em mehr an't Hart as sin Köh un Ossen.“ Das hatte für seine städtische Bildung merkwürdig geklungen, doch im Munde der Sprecherin Ungewöhnliches, wie kaum Denkbares ausdrücken wollen und offenbar Zutreffendes gesagt. Der alte Mann hing sichtlich mit seinem ganzen Herzen an der alten Frau in dem Wandbett.

Auch die am Ladentisch Timm Stades aufgestellte Vermutung, daß sich's bei ihr um einen Schlaganfall handle, hatte zweifellos das Richtige getroffen. An der linken Seite waren ihr der Arm und Fuß gelähmt, doch wie Arnald sie aufforderte, einen Versuch zur Bewegung des ersteren zu machen, war sie dazu zwar nicht fähig, aber ihre Hand hob sich um ein klein wenig auf, und in den Fingern zeigte sich ein leises Regungsvermögen.

Auf eine an den Alten gerichtete Befragung, ob sie dies auch gleich nach dem Anfall noch besessen habe, erwiderte er: „Nee, do weer ehr allens —“ Doch beim Sprechen besann er sich, brach ab und wiederholte auf Hochdeutsch: „Da war der Arm und Fuß ihr ganz wie tot.“ Und nach einem Innehalten setzte er, ebenso beginnend und wieder umändernd, aus atembeklommener Brust hinzu: „Wat glövst (glaubst) — was glaubst du?“

Der hochdeutschen Sprache zeigte er sich, wie seine Enkelin, mächtig und hatte das Gefühl, sich ihrer bei dem fremden Doktor bedienen zu müssen, dagegen war merklich seiner Zunge eine andere Anrede als mit „du“ unbekannt.

Arnald versetzte jetzt, da sich schon nach so kurzer Zeit, wenn auch gering noch, eine Bewegungsfähigkeit wieder eingestellt habe, sei gute Hoffnung vorhanden, daß nichts Schlimmeres mehr nachfolgen, vielmehr der ganze Zustand in einigen Tagen völlig wieder gebessert sein werde. Er ließ etwas Wasser bringen, dem er einige Tropfen einer

aus der Apotheke mitgenommenen Mixtur zumischte; als die Alte das durststillende und beruhigende Mittel zu sichtlicher Erquickung über die Lippen gebracht, ordnete er an, sie nun ungestört dem wahrscheinlich bald eintretenden Schlaf zu überlassen, und stieg von der Holzbank auf den aus hartgestampftem Lehm hergestellten Fußboden der Stube hinunter.

Hinter sich hörte er Hadlef Terwisga mit halblaut gedämpfter Stimme sagen: „Denn slap god, Mudder, wi bliwt noch tosam" (zusammen); dazu legte seine breite Hand sich einen Augenblick sacht auf den Kopf der Alten.

Und sie antwortete: „Jo, Vadder, dat lat us. Lat Age nich vergeten, dat se den Dokter wat to eten (essen) bringt."

Danach zog er geräuschlos die Schiebetüren vor dem Bette bis auf einen schmalen Luftspalt zusammen und trat auf den Zehen zu dem jungen Arzte heran, um die Hand desselben zu ergreifen und mit einem stummen Dankesdruck umfaßt zu halten.

In der Stube war's ganz still, nur der lange Pendel einer alten holländischen Wanduhr in einem großen, mit wunderlichen Bildnissen zweier grünhaariger Meerweiber geschmückten Kastengehäuse tickte langsam-leise hin und her. Ein so sonderbarer Gegensatz lag in der Umgebung Arnald Lohmers zu der, in der er sich bis vor höchstens einer Viertelstunde befunden, daß ihn ein Gefühl überkam, er habe nur geträumt, von Hamburg aus unter den Kirschblüten des Alten Landes hin bis nach Otterndorf gewandert zu sein, dort mit Voß und seiner Frau am Mittagstisch gesessen und danach in Mondnacht, Sturm und Wogengang eine mit Lebensgefahr bedrohende Segelfahrt auf die Nordsee hinaus gemacht zu haben. Ihm war's, als träume er immer noch weiter, nun auf einer kleinen Insel in einem Bauerngehöft an einem anderen Tische zu sitzen, auf den ein Mädchen mit dem Namen Age Terwisga kalten gebratenen Flunder, Brot und Butter vor ihn hinstelle; er hatte Hunger und aß, aber die seltsame Empfindung verließ ihn nicht, er tue es im Traume, sie dehnte sich noch weiter zurück aus, als sei überhaupt sein ganzes Leben bisher nur ein Traum gewesen.

Ab und zu stand der weißbärtige Alte neben ihm auf, trat sachte an die Wandnische heran, horchte und sagte, auf den Zehen zurückkommend: „Se slöppt — aber du bleibst doch hier bei uns, Dokter, bis daß sie wieder vor ihrem Bandstuhl sitzen kann?"

Das letzte bezog sich auf einen im Winkel des Raumes stehenden Tisch mit einem Webgerät darauf von uralter, einfachster Art, an dem die alte Velke, arbeitsam Band webend, gesessen hatte, als sie von dem Schlaganfall getroffen worden war.

Der junge Arzt setzte dann und wann einen Trunk Husumer Biers aus dem großen Tonkrug an den Mund und antwortete dazwischen auf Fragen Hadlefs, bei dem er sich rasch, als in etwas Selbstverständliches, hineingefunden, ihn ebenfalls mit „du" anzusprechen. Das Mädchen beteiligte sich nicht an dem Gespräch, sondern saß lautlos seitwärts auf einer Bank; manchmal schwiegen auch die beiden anderen Stimmen eine Zeitlang, und nur der Uhrpendel ging durch die traumartige Stille.

Dann aber fühlte Arnald sich schwermüde, die Lider fielen ihm zu, und er wußte kaum, wie er in eine andere Stube gekommen sei, wo Age Terwisga, ein Talglicht in einem Messingleuchter in der Hand haltend, vor ihm stand. Sie sagte: „Schlaf' gut!" und wandte den Fuß gegen die Tür zurück, doch drehte sie den Kopf noch einmal um und setzte, ihm ihre Hand hinstreckend, hinzu: „Ich danke dir, daß du mitgekommen bist; der Großvater kann jetzt auch heut' nacht schlafen." Nun ging sie hinaus; der Zurückbleibende nahm keinen Eindruck mehr von dem Raum um ihn auf, unterschied nur noch vor sich eine in die Wand eingelassene Bettstatt. Darauf streckte er sich schnell nieder, doch schon in einem wirklichen Traumzustand, denn in seiner Vorstellung hatte Ran ihm ihre Hand gereicht, und er war verwundert, daß diese nicht naß zerfließend und kalt, sondern eine lebenswarme Menschenhand gewesen war.

* *
*

Als Arnald Lohmer erwachte, verging eine Weile, ehe er, mit offenen Augen liegend, zur Besinnung kam, wo er sei. Es mußte schon ziemlich weit vorgerückte Morgenzeit

sein, denn ihn umgab eine glänzende Helle, obwohl das Licht nur durch kleine, in Blei gefaßte Scheiben eines schmalen Fensters hereinfiel. Von seinem Wandbett aus ging der Blick in einen engumschränkten Stuben- oder Kammerraum mit oben an zwei Seiten abgeschrägten Wänden, die geraden Flächen darunter waren mit viereckigen, blau und weiß gefärbten Kacheln belegt, von denen, abwechselnd und wiederkehrend, segelnde Schiffe, Windmühlen und ländliche Wohnhäuser ihn ansahen. Ein alter, kunstvoll geschnitzter Schrank, ein Tisch und ein Armstuhl mit gebogener Rücklehne bildeten die Ausstattung; alles blinkte von Sauberkeit, als ob sich nie ein Stäubchen darauf niederlasse. Ein Sims trug mehrere fremdartige, farbige Gegenstände, die vor den noch etwas geblendeten Augen des aus tiefem Schlaf Aufgewachten nicht klar unterscheidbar durcheinander gingen.

Nun besann er sich allmählich: vor seinem Blick dämmerte das Erinnerungsbild eines Mädchengesichts oder eigentlich nur der weiße Schimmer vom Steuersitz eines im Sturme jagenden Segelbootes auf. Dann war er auf der Insel Neuwerk im Hause des weißbärtigen Alten, dessen Frau vom Schlage getroffen worden war.

Voll jetzt zur Erkenntnis gelangt, sprang er auf und trat ans Fenster und schob die kleinen mattgelben, mit braunen Fransen verzierten Vorhänge, um besser ausschauen zu können, zur Seite. Der Blick ging nicht ebenerdig hinaus, sondern aus einer, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe im Vordergrund auf eine grüne Bodenfläche nieder. Dahinter schien sich die uferlose See zu dehnen, strahlende Himmelsbläue lag darüber, und alles vergoldete schon die hochstehende Sonne.

Auf einem kleinen Wandklapptisch stand ein sehr einfaches Waschgeschirr, ein gefüllter Wasserkrug daneben. Während Arnald sich ankleidete, führte das Gedächtnis ihm immer deutlicher Einzelheiten der wilden Nachtfahrt herauf. Wirklichkeit war sie gewesen, in der zweifellos sein Leben nur an einem Haare gehangen, doch zugleich lag sie wie ein wesenloser Traumspuk hinter ihm. Er hatte das Fenster geöffnet, und seine Brust atmete tief und freudig die hereinflutende Luftfrische; wie noch niemals empfand er mit köstlichem Gefühl, es sei etwas Wundervolles, zu leben.

Fertig angekleidet, ließ er die Augen noch durch den kleinen Raum umhergehen. An einer Seite war ein Schränkchen in die Wand eingelassen, hinter dessen Glastür bemalte Porzellantassen und blankgeputzte, wie Silber glänzende alte Zinngeräte blinkten; die farbigen Dinge auf dem Gesims stellten sich als große rote und weiße Korallenstücke, mit buntschillernden tropischen Riesenmuschelschalen untermischt, heraus. Am Ende des Holzbortes ragte ein wunderlicher, mit Glöckchen behängter Turm auf, den der Beschauer von einem Hamburger überseeischen Raritätenladen her als aus chinesischem Speckstein geschnitten erkannte; daneben hangende Gegenstände waren ihm fremd, schienen Waffen, Geräte und Schmucksachen eines auf niedriger Stufe stehenden Indianervolkes zu sein. Alle Dinge machten keine Kostbarkeiten an Geldwert aus, doch hatten sie Eigenartiges, die Phantasie Anregendes, und das Stübchen besaß zugleich etwas Fremdartiges und überaus Anheimelndes. Der Betrachtende war erstaunt, in dem weltentlegenen Inselhaus eine solche Gaststube anzutreffen, die nicht allein auf verhältnismäßige Wohlhabenheit des Besitzers, auch auf einen natürlichen Sinn für Nettigkeit, fast ließ sich sagen für etwas poetisch Anmutendes der häuslichen Umgebung hinwies.

Als der junge Arzt dann durch die Tür auf einen großen Bodenplatz hinaustrat, erinnerte er sich, daß er die Nacht in einem Giebelausbau des Hausdaches verbracht habe. Eine kurze Treppe hinuntersteigend, kam er auf die geräumige Vordiele und bei suchendem Weitergehen durch die Küche in einen umfangreichen quadratischen Raum, an dessen Wänden sich alte Schränke, Truhen und Laden entlang zogen. Mannigfache Schnitzverzierungen und eingeschnittene Reimsprüche aufweisend, bestanden sie alle aus dunkelbraunem Holz, das dem Gemach, dem von langer Überlieferung hergebrachten „Pesel“ der friesischen Häuser, etwas Traulich-Behagliches gab. In einer Ecke hob sich davon der weiße Bart Hadlefs Terwisga ab, der sichtlich auf das Herabkommen des Arztes gewartet hatte, trotz seinen hohen Jahren mit noch hurtiger Bewegung aufstand und den

Eintretenden mit den Worten empfing: „Mi dücht, se kann de Fingers all en beten mehr rögen (rühren).“ Das verbesserte er rasch hinterdrein durch eine Wiederholung in hochdeutscher Sprache, faßte nach der Hand des Angeredeten und zog ihn in die anstoßende Staatsstube, die nach dem Brauche kurzweg „die Stube“ benannt wurde.

Hier konnte Arnald die Wahrnehmung des Alten bestätigen: unverkennbar war bereits Bewegungsfähigkeit in die Hand und den Fuß der Kranken zurückgekehrt, und er vermochte seine Voraussage bald zu erhoffender völliger Besserung mit verstärkter Zuversicht zu erneuern. Die blauen Augen Hadlefs erfüllten sich mit einem stummen Glanz, er führte den Doktor wieder in den Pesel, wo eine blondhaarige, stämmig-bloßarmige Magd auf dem breiten, über dicken Kolbenfüßen ruhenden Eichentisch das Frühstück auftrug.

Die Enkelin des Alten war nicht anwesend, doch er setzte sich mit an den Tisch und fragte: „Hast du gut geschlafen? Wer nicht dran gewohnt ist, für den ist das Wasser als wie 'ne Wiege für 'n Kind und macht fest schlafen. Age hat mir gesagt, die Fahrt wär' nicht gut gewesen.“

Arnald versetzte mit einem lächelnden Anflug um den Mund: „Davon weiß ich nichts mehr, hab's vergessen, nur daß sie schön war.“

„Jo, dat Water is jümmer (immer) dat Schönste uppe Welt.“

Ab und zu verfiel der Alte mit einem Satz ins Plattdeutsche; wenn auch noch nicht völlig von seinem Sorgendruck befreit, so doch merklich erleichtert, war er heute morgen gesprächiger und kam bereitwillig dem Wunsche des jungen Arztes nach, Auskunft über seine Herstammung zu geben. Sein Vater war von der holländisch-westfriesischen Insel Terschelling hierher gekommen, als sein Gehöft dort durch eine Sturmflut vom Boden weggerissen worden; was ihn nach Neuwerk gebracht, wußte der Erzählende nicht mehr genau, jedenfalls hatte er nirgendwo auf dem Festland, sondern nur wieder auf einer Insel leben wollen. Er mußte noch Vermögen besessen haben, das ihn in stand gesetzt, sich hier einen neuen Hof, gerade so wie den alten in seiner Heimat, zu erbauen, den einzigen der Art auf Neuwerk. Hadlef war erst auf diesem zur Welt gekommen, in seinen jungen Jahren weitum zur See gefahren, hatte sich dann seine Frau von einer kleinen nordfriesischen Hallig an der schleswigschen Küste geholt und, als sein Vater gestorben, sich auf die Viehzucht verlegt, die von ihm eifrig betrieben und zu einem hier bis dahin unbekannten Aufschwung gebracht worden. Von seiner Frau Belke Siewerts bekam er erst nach Jahren einen Sohn, der ging natürlich auch zu Schiff, öfters bis rund um die Erde herum, wurde Steuermann und Kapitän und hatte nachher einen eigenen Schuner, mit dem er auf England, Frankreich und Portugal fuhr. Von diesem brachte er einmal bei der Rückkunft eine junge schwarzhaarige Frau mit, von der seine Eltern vorher nichts gewußt und gedacht, aber er hatte sie da drüben geheiratet, und so war sie denn als Tochter hier im Hause; sprechen ließ sich nicht viel mit ihr, denn sie verstand kein Deutsch, konnt's auch nicht lernen und war wie ein verschlagener fremder Vogel, nicht bloß außen mit anderem Federwerk als die an der Nordsee, auch von Art und Behaben. Doch ihr Mann hatte sie gern und sie ihn ebenso, wenn sie auch aus Heißblütigkeit öfter mit ihm in Streit kam, und so fanden die Schwiegereltern sich nach der anfänglichen Überraschung in das, was sich ja doch nicht mehr anders machen ließ. Als das erste Jahr ablief, hielt sie hier ihre Niederkunft, schon bald danach ließ sie ihr Kind unter Belkes Pflege zurück und ging wieder mit ihrem Manne zu Schiff nach Schottland hinauf: das ruhige Zuhausesitzen vertrug sie nicht. Von der Fahrt aber kamen beide nicht mehr heim, Ran hatte den Schuner irgendwo auf der Nordsee mit Mann und Maus in ihrem Netze heruntergeholt, eine Nachricht, wo und wie's geschehen sei, war niemals gekommen.

Das berichtete Hadlef Terwisga mit einem ruhigen Gleichmut, sprach davon als von etwas schon seit lange Gewesenem und im Gefühl vollständig Überwundenem. Dazu mochte wohl mitgewirkt haben, daß durch die dem Alten nicht begreifliche Heirat doch eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und seinem Sohn entstanden und er über die

Verschiedenartigkeit des Wesens seiner portugiesischen Schwiegertochter von dem seiner Frau im Inneren nicht hatte wegkommen können. Und schließlich, daß ein Inselfriese einmal so oder so, früher oder später am Meergrunde sein Grab finde, stand für jeden von der Wiege an fast mit größerer Wahrscheinlichkeit als ein anderer Lebensausgang zu erwarten. Seit unvordenklicher Zeit schon verwehte der Wind die Trauer und Klage der Zurückbleibenden wie die Sandkörner der Dünen.

Damit schien der Alte die kurze Übersicht seiner Lebensgeschichte beendigen zu wollen, doch Arnald Lohmer fragte, ob das hinterlassene Kind des verunglückten Seemannes das Mädchen sei, das ihn von Kuxhaven hergebracht habe und in ungewöhnlicher Weise blaue Augen mit tiefdunklem Haar verbinde.

Hadlef Terwisga nickte dazu und antwortete dann: „Jo, dat harr se gliks, de Oogen vun den Vadder un dat Hoor vun ehr Moder. Das ist ja merkwürdig, wie ein Kind so von beiden was abkriegen kann. Manchmal kommt sie einem ganz als wie eine Friesin vor, und danach steckt doch auch was anderes in ihr, was nicht recht damit zusammengehen will. Aufs Wasser hatte sie's schon von klein auf stehen wie ihr Vater, und wenn man mal nicht aufpaßte, war sie allein mit dem Boot weg; aber Plattdeutsch, so wie alle anderen hier bei uns, wollt' sie nicht sprechen lernen, das muß sie wohl von der Mutter her haben, die wollt's oder konnt's ja auch nicht. Na, was mußt's ja am Ende sein, denn vom Portugiesischen kam nichts an sie, und weil sie bloß mit dem Kopfe schüttelte, wenn wir platt zu ihr sprachen, versuchten wir's auf Hochdeutsch, das lernte sie denn bald gut. Aber mit den anderen Kindern hier auf der Insel ging's auch nicht zusammen, sie konnt' auf ihre eigene Hand unbändig genug sein, viel ärger als die, daß es einem dabei im Kopfe rundum ging, sich mit ihnen greifen und jachtern mocht' sie aber nie. Am liebsten lief sie bei Ebbe so weit aufs Watt hinaus, daß sie so klein aussah wie 'n Strandläufer, und da praterte sie laut mit dem Vogelzeug, als ob's ihre Spielkameraden wären; selber gehört hab' ich's nicht, bloß ein paarmal von Frauen, die nach Garnaten suchten, so nannte mein Vater die kleinen Krebse noch von Terschelling her, hier heißen sie's Kraut. Na, seitdem ist sie ja zu Jahren und auch zu anderer Manier gekommen, daß man eher wollt', sie täte den Mund mehr auf, und wenn die Mutter nicht kann, sieht sie im Haus gut nach der Ordnung. Das ist ja lange her, daß wir einen Sohn gehabt haben, und wir kennen's nicht mehr anders, als hätten wir's immer bloß so gehabt und als wär's unsere Tochter; das macht ja die Gewohnheit so. Nun sind wir alt, und uns kann alle Tag' mal etwas ankommen oder einem, daß der andere hier auch nichts mehr zu tun hat, und dann bleibt sie allein auf der Welt übrig. Da wär's gut, wenn sie vorher einen ordentlichen Mann hätt', denn in den Jahren ist sie ja dazu. Aber damit hat sie's nicht, ihr ist keiner recht, sie sagen ihr was Hochnasiges nach, und ich glaub' nicht, daß wir's erleben."

Dem Alten war mehr über die Zunge geraten, als er wohl gewollt und vielleicht selbst wußte; es klang daraus hervor, daß seine Enkelin, wenn er sie auch wie eine eigene Tochter ansah, doch für ihn im Inneren etwas Fremdartiges hatte, mit dem er nie so ganz habe übereinkommen können. Sein volles Herz hing offenbar allein an der alten Lebensgefährtin. Davon zeugte auch seine jetzt nochmals wie gestern an den jungen Arzt gerichtete Frage: „Du bleibst doch hier bei uns, Dokter, bis daß Belke ganz wieder besser ist?"

Das bejahte Arnald: das friesische Haus zog ihn durch seine Eigenart an, und bei der Verbesserung des Wetters versprach er sich von einem etwa zweitägigen Aufenthalt auf der Insel manches Neue. Als freier Herr über seine Zeit, ohne irgend ein festes Ziel im Auge, konnte er ja tun und lassen, was ihm beliebte, und hinzu kam, daß seine Anwesenheit hier dem Alten unverkennbar zur Beruhigung verhalf.

Er hatte sein Frühstück jetzt beendigt, Hadlef stand auf und wies ihn nach der Peseltür, wenn er vielleicht einen Gang ins Freie machen wolle: „Dat is de Ebberdör, de kennt se up Terschelling bi de Westfriesen nich, averst min Vadder hett se setten laten, as de Nordfriesen, wo min Fru to Hus is, se

hebbt. Da war mal ein dänischer König, der kriegte sie zuletzt unter, und weil sie 'nen steifen Nacken hatten, mußten sie alle an ihren Häusern die Tür nach der Nordseite hin bauen, wo's gegen Dänemark zu sah, und unter mannshoch, denn so konnten sie nicht anders als allemal, wenn sie hinausgingen, vor dem König den Kopf bücken. Das mußten sie denn ja, aber sie machten 'ne andere nach der Ostseite zu, die nannten sie die Ebbertür, das heißt wohl, daß sie darunter den Kopf so hoch nach oben tragen konnten, als sie mochten, und dadurch gingen sie beim Feiertag mit ihren Staatskleidern. Dat hett jo allens sin Tid, ick mak dat an'n Sünndag nich mehr anners as in de Week (Woche) un ga in den sülven (demselben) Rock."

Allein gelassen, trat Arnald nun durch die Hochtür ins Freie hinaus; von den letzten Tagen an weite Gänge gewöhnt, gelüstete es ihn nach Bewegung. Zunächst betrachtete er sich das Gehöft von der Außenseite; stattlich an Länge und Breite lag es da, mit einem straff übergezogenen Schilfdach von grau-grünlicher Farbe bedeckt, der Beschauer erkannte, daß sich gerade über der Ebbertür der ausgebaute Giebel aufhob, in dessen Stube er die Nacht zugebracht hatte. Ein kleiner, mit Holzlatten eingefriedigter Garten zog sich hier an der windgeschützten Seite des Hauses entlang, doch zeigte er, obwohl Mai war, kaum einige Küchenkräuter; alles stand niedrig, ein paar eben ausgrünende Sträucher kamen nicht über doppelte Schuhlänge herauf, Bäume waren nicht vorhanden, und keine Höltyschen Bienen summten über den Boden.

Doch glanzhelle und auch warme Sonne legte ihr Goldlicht darauf, überraschend hatte die Witterung sich nach der stürmischen Nacht wieder zur stillen Ruhe und Schönheit der vorhergegangenen Tage gewandt. Jenseits des Gartenzaunes dehnte sich eine wie smaragdgrüne Fläche hin, zu der Arnald hinausschritt; der Boden war nicht unfruchtbar, im Gegenteil üppig mit saftigem Gras bewachsen. Getreidebau freilich duldete das bei höheren Fluten herüberschwellende Salzwasser der See nicht.

Erst jetzt nahm der Weitergehende mit Verständnis wahr, daß er etwas abwärts geschritten sei, da der Hof, von dem er gekommen, auf einer kleinen Anhöhung stand und gleicherweise einige andere Häuser, die sein Blick da und dort näher und entfernter antraf. Wie eine Anzahl von der Natur geschaffener, sanft abgeböschter, zu zwei- bis dreifacher Mannshöhe ansteigender Hügel erschien's, doch sie waren von Menschenhänden hergestellt, und der junge Arzt entsann sich, gehört zu haben, auf den kleineren Nordseeinseln seien die Häuser auf „Wurften" oder „Warften", dem „aufgeworfenen" Grund, erbaut. Gleich den schleswigschen „Halligen" besaß auch Neuwerk keine Dünenumwallung, noch zum wirklichen Schutze gegen Hochfluten ausreichende Deiche, und eine Sicherung der Gebäude vor den Meereswogen ließ sich nur durch Hochlagerung ins Werk setzen. Alle überragte auf dem Rücken der Insel der starke Rundbau des Leuchtturmes, den die Stadt Hamburg schon in ferner Vorzeit hier vor der gefahrdrohenden Elbmündung für ihre Handelsschiffe errichtet hatte. Augenblicklich stand er wie etwas völlig Überflüssiges da, ohne Feuerschein, friedlich sich im Sonnenglanz badend, und wie ein Traumbild erschien es Arnald Lohmer, daß er auf den Ruf Ages Terwisga: „Da ist's!" den Kopf gedreht und, ihrer deutenden Hand folgend, durch die flimmernde Silberfülle der Mondstrahlen das rötliche Licht des Leuchtfeuers vor sich gewahrt habe.

Auf der grünen Bodenfläche, die jetzt vor ihm lag, weideten in beträchtlicher Zahl braune und gescheckte, äußerst wohlgenährte Rinder, seitwärts von ihnen eine noch größere Herde dickwolliger Schafe, unbehütet: ein Entlaufen von der Insel war nicht möglich, auch setzten ihnen breite, mit Wasser gefüllte Gräben bestimmte Grenzen.

Nicht geradezu ließ sich eine Richtung verfolgen, die spärlichen Brücken oder Stege nötigten zu vielfachem Zickzackgang. Menschen waren kaum irgendwo zu sehen, höchstens daß einmal eine männliche oder weibliche Gestalt sich auf einer Warft von der Hauswand abhob, ruhig neben der Tür auf einer Bank sitzend, mit irgendwelcher kleinen Handarbeit beschäftigt; eine absonderliche Reglosigkeit lag über der Insel, der Wanderer mußte an das Eiland der Phäaken in der Odyssee denken. Arnald trachtete an den

Uferrand zu kommen, und nach mehrfachen Irrwegen gelang's ihm. Doch hier ließ sich von Wasser kaum etwas erblicken, tiefste Ebbestunde war's, und die Insel lag weit von grauem, fast trockenem Wattenschlick umgeben, nur da und dort blinkte dazwischen eine noch angefüllt gebliebene Tiefrinne, ein Priel, auf.

Hier am Inselrand herrschte eine eintönige Öde, Himmel und Sonne leuchteten wohl darüber, doch sie verloren ihre Strahlungskraft auf dem unterschiedlos stumpfgrauen Bodengrund. Nur da und dort sah aus diesem eine magere Strandwermutpflanze mit silbern glimmernden Blättern auf, vereinzelt trippelte ein Brachvogel über die Wattenfläche, flatterte ein Haffpicker umher; die große Masse ihrer Genossen war weiter hinausgezogen, wo die Tiefebbe am Rande des absinkenden Wassers reichhaltigere Beute verhieß. Nichts Schönes tauchte aus dieser Wechsellosigkeit auf, das Auge trug Verlangen nach einer Farbe, und Arnald wollte sich enttäuscht zum grünen Weideland hinter seinem Rücken zurückbegeben. Aber da traf sein Blick nordwärts in der Ferne auf etwas hellfarbig sich Abhebendes: wie eine am Strand emporgewachsene rote, weißumränderte Blume erschien's und zog ihn, ihre Einzigart und Seltsamkeit in der Nähe anzuschauen.

Näherkommend gewahrte er bald, daß es eine abgewendet auf einem dunklen Steinblock sitzende Menschengestalt war. Nach der Bekleidung eine weibliche; noch mehr Farben, gelb und blau, wenn auch weniger stark hervortretend, wurden an ihr unterscheidbar. Sie trug eine eigentümliche Kopfbedeckung, die durch ihre Form und den leicht ausgezackten Oberrand an eine Krone erinnerte; der Fußtritt des Herankommenden auf dem weichen Grund erzeugte keinen Ton, erst als er nahe hinzugelangt und sein Schatten an ihr vorbeifiel, drehte sie den Kopf und hob sich rasch vom Sitze. Da stand er wortlos überrascht und sie mit großverwundertem Blick anschauend, denn es war Age Terwisga, doch bis auf die Gesichtszüge in kaum wiedererkennbarer Erscheinung. Ein Rock von der Schneehelle einer Möwenbrust reichte ihr nur um etwas bis über die Knie herab, ließ darunter die kraftvollen, schöngerundeten Waden in scharlachroten Strümpfen hervorsehen; auf den weißen Rock breitete sich vom Gürtel ein anderer, kürzerer von gleichfalls hochroter Farbe nieder. Dem schloß sich nach oben ein Mieder wiederum von beinahe blendendem Weiß an, mit schmalen lichtblauen und goldgelben Streifen verziert, die ebenso auch die roten Ärmel über den Ellbogen umränderten; davon setzten sich Unterärmel abermals aus feinstem weißem Linnen bis zu den Handgelenken fort. Unter der kronenähnlichen Scheitelbedeckung hervor fiel das in der Mitte gescheitelte, tiefbraune Haar leicht gewellt frei an den Schläfen und rund um den Kopf bis auf die Schultern und den Rücken herunter, hielt das Gesicht mit einem dunklen Rahmen umfaßt. Ein seltsames Bild war's; es erinnerte durch seine Farbigkeit einigermaßen an die eigenartige Tracht der Vierländerinnen bei Hamburg. Wenn man es mit einem Worte kennzeichnen wollte, so stand das Mädchen in der wundersamen Gewandung wie eine junge Königin irgend eines Märchenreiches da, die sich von dem alten Findlingsblock am Uferrand als von ihrem Thronsitz soeben aufgerichtet hat.

Es dauerte ein wenig, ehe der junge Arzt diese völlig verwandelte Erscheinung begriff. Dann erinnerte er sich, daß Voß gestern — war's möglich, daß es erst gestern gewesen? — gesagt, er habe klug einen Sonnabend für seine Einkehr ausgesucht; so war heute Sonntag, dazu stimmte auch die untätige Ruhe aller Leute auf der Insel, und so trug die Enkelin des alten Hadlef vermutlich eine merkwürdige friesische Feiertagskleidung. Doch vermochten trotzdem Arnalds Augen noch kaum an die Wirklichkeit des Anblickes zu glauben. Der erinnerte an den Unterschied zwischen einem buntgeflügelten Falter und der unscheinbaren Raupe, aus der er sich entwickelt; aber der Vergleich blieb zu schwach, wie das Mädchen statt in dem gestrigen, dem grauen Wattenboden gleichen Friesrock, gegenwärtig im stärksten Gegensatz zu jenem vor ihm in den leuchtendsten Farben aufragte.

Sie selbst gedachte offenbar ihrer äußeren Veränderung nicht und faßte das sichtliche Erstaunen des ungehört und unerwartet Herangekommenen ohne Verständnis auf. Er hatte jetzt die Frage auf der Zunge:

„Ist das deine Sonntagstracht?", doch ehe er's vom Munde gebracht, kam sie ihm mit der Frage zuvor: „Wollen Sie um die Insel herumgehen?"

Der Hörer erinnerte sich aus der Mitteilung ihres Großvaters, daß die Inselleute ihr etwas Hochnasiges nachsagten; vermutlich hatte sie sich darauf besonnen, er sei ein städtischer Herr, und in ihrer Sonntagskleidung sich feiner als die übrigen ausdrücken wollen. So klang's seinem Ohre jedoch keineswegs, vielmehr geziert, und setzte ihm das innere Wesen des Mädchens in ähnlichem Maße herab, wie sich ihr Bild vor seinen Augen zum Vorteil verwandelt hatte. Statt der Bildung, durch die sie sich heute morgen hervorzutun meinte, trat ihm das Gegenteil, ihre Unbildung entgegen; er empfand, sie lege augenblicklich an den Tag, daß nicht friesische Art, sondern eine Mitgift von ihrer Mutter, dasjenige, weshalb sie für den Alten etwas Fremdes hatte, in ihr vorherrsche. Ihn verdroß, daß er sich eine andere Meinung von ihr gebildet. Auch seine Zunge fühlte er ungeschickt, kaum daß er wußte, was und wie er auf ihre Frage erwidern solle. So griff er, um etwas zu antworten, nach dem ersten besten und entgegnete: „Ich wollte suchen, ob ich irgendwo Papier auf der Insel kaufen kann, um an meine Braut zu schreiben."

„An Ihre Braut?" Age Terwisga wiederholte es, als sei sie ungewiß, ob ihr Ohr das Wort richtig aufgefaßt habe. Und ihn dabei mit einem staunenden Blick ansehend, fragte sie nochmals: „Sind Sie mit jemand versprochen?"

Mechanisch gab er Antwort: „Ja, mit meiner Cousine, schon lange."

Wie in Sinnen versetzte sie dann, den Kopf schüttelnd: „Nein, kaufen kann man hier nichts, nur in Kuxhaven, aber mein Großvater hat Papier zum Schreiben —"

Sie schien noch weitersprechen zu wollen, doch der junge Arzt hatte keine Neigung zu längerer Unterhaltung mit ihr. Einen Augenblick war's, als wollte sie ihn schweigend fortschreiten lassen, dann indes sagte sie, nach der anderen Seite deutend: „Da herum ist's von hier ebenso nah und der Weg besser. Ich muß auch nach Hause. Darf ich mitgehen?"

Unwillkürlich wandte er ihr verwundert wieder das Gesicht zu. In ganz anderem Tone war's ihr vom Munde gekommen, so wie sie während der nächtlichen Fahrt gesprochen, ihm beim Hinaufleuchten in seine Stube gut zu schlafen gewünscht und dafür Dank gesagt hatte, daß er mitgekommen sei. Halb unbewußt kam er ihrer Weisung nach, schlug die entgegengesetzte Richtung ein; sie ging neben ihm und fragte: „Ist Mutter Belke heut' besser?"

Er nickte. „Ja, es geht ganz, wie ich gestern hoffte."

„Aber noch nicht so wie vorher — ich meine, daß sie keinen Beistand mehr nötig hat."

In der Antwort lag's wie eine Frage, allein das Mädchen fuhr, sich umblickend, gleich fort: „Hier an Land kommen nachher Gräben, und wir müssen über Brücken. Aber das Watt ist ganz trocken, da geht sich's leichter. Komm!"

Sie trat von dem etwas erhöhten Rande der Insel auf den tellerebenen grauen Sandboden, von dem das Wasser spurlos zurückgewichen war, nieder, und er folgte nach; sich hurtig davonmachend, liefen ein paar Strandvögel vor ihnen auf, denen Age jetzt lachend zurief: „Seid ihr dumm! Glaubt ihr, wir haben's auf euch stehen? Kennst du sie? Der ist ein Kampfhahn und der mit dem roten Ring um die Augen ein Austerdieb. Du machst ihnen angst, scheint's, vor mir haben sie sonst keine. Bist du schon einmal auf einem Watt gegangen? Wenn die Ebbe am tiefsten ist, kann man weit drauf hinaus, daß man zuweilen bis nach dem Heiligenland sieht."

Ihre Hand wies gen Westen in die uferlose Weite. Arnald traute der Richtigkeit seines Gehörsinnes, überhaupt seines ganzen Auffassungsvermögens nicht. Das Mädchen erschien auf dem Wattengrund wie zum anderenmal vollständig umgewandelt, fröhlich, beinahe ausgelassen, dachte nicht mehr an die vorherige geziert feine Anrede, sondern sprach wieder, wie's ihr naturgemäß war. Sie fuhr fort, um sich zu deuten und zu reden: „Das ist das ‚ertrunkene Land', so heißt's schon von ganz alter Zeit her. Da haben einmal Dörfer drauf gestanden, sind Kornfelder gewesen und Wälder, und viele Menschen haben

rundum gewohnt. Aber dann ist die große Flut gekommen, die ‚Manndränke‘, und als sie wieder ging, war alles weg, nichts geblieben als der Sand und die Vögel. Die konnten fliegen und schrien und lachten in der Luft über dem Wasser, aber die Menschen hatten keine Flügel. Das muß sehr sonderbar gewesen sein, wie von all den Häusern und Bäumen und Leuten gar nichts mehr war, als hätt' einer bloß davon geträumt gehabt und wär' aufgewacht. Hättest du auch mit dabei sein mögen?“

Sie sprach von der Sturmflut des vierzehnten Jahrhunderts, die hauptsächlich ein Landgebiet von fast einem halben Hundert Geviertmeilen an der schleswigschen und holsteinschen Westküste verschlungen, statt dessen nur die kleinen friesischen Inseln, die weiten öden „Sande“ und das seichte Wattenmeer drüber und drumher belassen hatte. Einer der schreckensvollsten Vorgänge in der Menschengeschichte mußte es gewesen sein, doch Age Terwisga redete davon wie ein unbekümmertes Kind mit einer fast lustigen Stimme, und das Wörtchen „auch“ in ihrer nachgefügten Frage klang merkwürdig, als hätte sie den gewaltigen Untergang damals mit den Vögeln aus der Luft angesehen. Nun sagte sie hinterdrein: „Sterben müssen alle einmal, da dünkt mich, ist's am besten, wenn's so rasch geht, und mich macht's drum nicht traurig, wenn ich's mir vorstelle.“

Ja, nicht erklärbar war ihr Wesen, von dem neben dem alten Gletscherstein eine herbe Kühle ausgegangen, zur Fröhlichkeit und Freundlichkeit zurückverändert, gab auch Arnald seine gute Meinung von ihr wieder und ließ ihn scherzenden Tones geradezu an sie die Frage richten: „Was machte dich vorhin anders? Warst du heut' früh mit dem falschen Fuß aus dem Bette gekommen, oder“ — ihm fiel ein, was sie eben von Träumen gesagt — „hattest du in der Nacht Widerwärtiges geträumt und bist jetzt erst aufgewacht?“

„Geträumt?“ wiederholte sie. „Was sollte ich —?“ Ihr Mund blies einmal kräftig vor sich hinaus — „Traum ist Dunst, wenn der Morgen kommt, bläst er ihn weg. Kannst du springen? Darüber müssen wir hin.“

Sie hatte beim Sprechen den Kopf zur Seite gedreht, dort zog sich vor ihnen, ungefähr ein halb Dutzend Schuh breit, eine mit Wasser gefüllte Rinne durchs Watt, die auf der Insel als Graben weiterging. Sie nahm einen kurzen Anlauf und schwang sich über das schmale Priel weg, es sah aus, als schwebe ein großer, rot und weiß leuchtender Vogel im Flug drüberhin. Arnald war noch zurückgeblieben; als sie den Kopf umwandte, blickte ihr Gesicht ihm, wohl vom Sprung gerötet, auch neuartig mit der Farbe einer aufblühenden Rose entgegen. Nun folgte er, in körperlichen Leistungen wohlgeübt, ohne Anstrengung behend nach, und sie sagte lachend: „Das war gut, du kannst's, da kannst du auch mit draußen aufs Watt hinaus. Oder willst du heut' schon nach Kuxhaven zurück?“

Er antwortete: „Nein, ich habe deinem Großvater versprochen, noch zu bleiben, bis seine Frau wieder aufstehen kann,“ und sie gingen miteinander weiter um den Inselrand. Wundervoll lag die Maisonne auf der weiten Fläche des Sandbodens, der ihm nicht mehr öde und grau, sondern wie mit einem feinen Goldnetz übersponnen vorkam; vom Lande her klang, in der blauen Luft zerrinnend, der Lerchengesang herüber.

Dem Arzte flog's einmal vom Munde: „Könnte meine Braut das doch mit mir sehen!“ Doch beim letzten Worte ward's ihm zweifelhaft, ob sein Wunsch, sie herzuzaubern, ihren Beifall haben würde; sie war nur an eine völlig andere Umgebung gewöhnt und hätte wohl nicht Auge und Ohr mitgebracht, sich an dieser ebenso zu erfreuen. Dazu lag etwas Komisches in der Vorstellung, daß sie vergnügt in ihrem langen seidenen Kleid über die Wasserrinnen fortspringen solle, denn bisweilen nötigten solche wieder dazu. Arnald hatte zwar schon früher wahrgenommen, daß die Insel nur von geringem Umfang sein könne, aber er war doch überrascht, so bald das Schilfdach seiner Behausung vor sich zu erkennen, er wäre gern noch länger so gegangen. Wie sie auf dem grünen Weidegrund nach dem Gehöft abbogen, kam ihnen von diesem Hadlef Terwisga entgegen, und im Gespräch mit ihm fragte der junge Hamburger einmal, ob keine Kirche auf der Insel sei, er habe nirgendwo eine gesehen.

„Nee, de is hier nich,“ erwiderte der Alte, „wi hebbt dat jo ok nich nödig. Wenn

das Leuchtfeuer seine Schuldigkeit tut, ist bei uns alles in Ordnung."

Dem Hörer ging's kurz wieder durch den Sinn, auch diese Antwort würde seiner Braut mißfallen haben, da sie, wie ihre Familie, äußerst strenggläubig war und an keinem Sonntag die Predigt des in den vornehmen Hamburger Kreisen angesehensten Pastors zu besuchen versäumte. Doch darüber drängte sich ein Gedanke oder eine Vorstellung, die in der letzten Viertelstunde in ihm aufgestiegen und sich mehr verdeutlicht hatte: er war aus der Stadt fortgegangen, um sich im Freien Erholung zu suchen, vielleicht auch auf einer der friesischen Inseln an der schleswigschen Westküste, und ein Zufall hatte ihn auf eine ähnliche Insel versetzt, die ihm das Erwünschte: Stille, ländliche Natur mit reiner Seeluft vereint, darbot. Warum sollte er noch weiter trachten, wenn eine Unterkunft möglich war, nicht hier seinen Aufenthalt nehmen? Und ehe er den Gedanken noch recht erwogen, gestand er schon, zu welchem Zweck er Hamburg verlassen habe, und knüpfte die Frage daran, ob etwa eine Wirtschaft auf Neuwerk vorhanden sei, in der er sich für einige Wochen als Gast einmieten könne. Das verneinte der Alte kopfschüttelnd, die gäbe es nicht, und so etwas sei auf der Insel seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Aber in seine Augen war ein freudiger Glanz geraten, und er setzte hinzu, tröstlicher könne ihm nichts geschehen, als wenn der Doktor diese Absicht ausführe, und das ließe sich ja — wenn — es wäre bloß —

Dabei sah der Alte nach dem Gesicht seiner Enkelin, die sich nicht an dem Gespräch beteiligte. Dann hob er wieder an, einen Blick nach dem Giebelausbau des Gehöftes, vor dem sie gerade eingetroffen waren, hinaufrichtend: „Wenn's dir nicht zu einfach wär', bei uns im Hause zu sein — bloß — ick weet nich — dat is Age ehr Stuv, de du hüt Nach hatt hest —"

Überrascht fiel Arnald gegen das Mädchen gewendet ein: „Deine Stube hab' ich gehabt? Darum war alles drin so — wo hast du denn geschlafen?"

Nun antwortete sie rasch: „Unten in einer Kammer und viel besser als sonst."

Die unschlüssige Miene des Alten nahm bei der Erwiderung einen frohen Ausdruck an, und er sagte: „Ja, meinst du, Age —?"

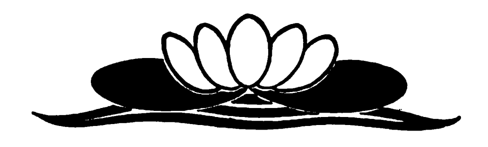
Sie entgegnete lachend: „Was soll ich meinen, Vater? es ist ja dein Haus. Aber ich meine, für Mutter Belke wär's gewiß gut, wenn der Doktor drin bliebe."

Deutlich klang daraus, daß sie nichts dagegen habe, sich für einige Zeit weiter mit der Schlafkammer zu begnügen, und der junge Arzt äußerte jetzt zum Großvater: „Wenn ich dir einen Entgelt für die Beköstigung ausrichten darf —"

„Dat find't sick jo, Dokter, kannst du dohn un laten, as du wist. Nu komm nur herein, es ist auch bald Mittagszeit."

Hadlef Terwisga faßte beglückt Arnalds Hand und zog ihn jetzt als Gast des Hauses durch die Ebbertür wieder in den Pesel. Age folgte hinterdrein und sagte, auf die Wanduhr blickend: „Bis Mittag ist's noch eine halbe Stunde, Vater," und sich gegen Arnald kehrend, setzte sie hinzu: „Ich will dir Papier holen, daß du vorm Essen noch an deine Braut schreiben kannst."

(Fortsetzung folgt.)





Der alte Dom Friedrichs d. Gr. am Lustgarten nach dem Ausbau durch Schinkel.
(Aufnahme vom Hofphotographen Albert Schwartz in Berlin.)

Der neue Dom zu Berlin
und sein Meister

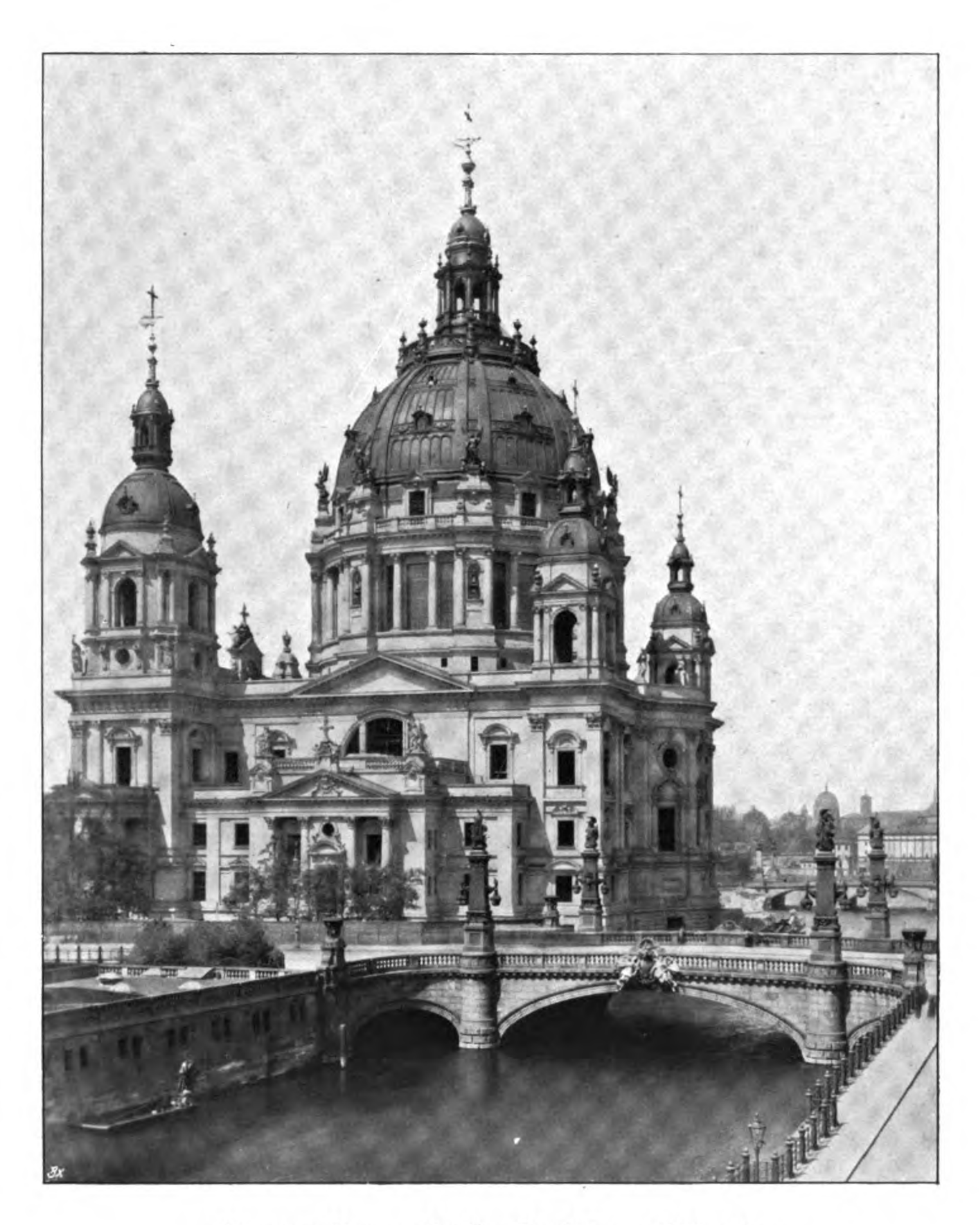
Von

Peter Wallé

In kurzem soll die Weihe des neuen Domes zu Berlin erfolgen, dessen Vollendung die Verwirklichung der Königsträume zweier Jahrhunderte bedeutet. War es doch der prachtliebende Friedrich I., der schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts neben Schloß und Zeughaus einen evangelischen Dom durch Jean de Bodt oder Andreas Schlüter als ein Zeichen der neuen Zeit erstehen lassen wollte. Die ersten Skizzen dafür, die sich in gleichzeitigen Werken erhalten haben, gehen in das Ende des siebzehnten Jahrhunderts zurück und zeigen ganz deutlich bereits eine große Zentralanlage, die den vornehmsten italienischen Kuppelbauten angelehnt ist.*

In der Folge hat dieser Gedanke gar manche Wandlungen durchgemacht, um in unserer Zeit erst in monumentaler Abmessung in Stein übertragen zu werden — der ganzen Auffassung nach den ersten Ideen etwa entsprechend. Aus Italien holte Schlüter die wichtigsten Vorbilder für die neubegründete kurfürstliche Akademie; in Italien erfüllte sich Kaiser Friedrich mit den großen Empfindungen der Renaissance. Wenngleich man beklagen mag, daß es nicht Schlüter vergönnt war, in der von ihm geprägten großen architektonischen Umgebung auch ein Gotteshaus zu schaffen, so ist andererseits das Auswachsen des protestantischen Gedankens zur heutigen Höhe ein Moment, das für die Bedeutung eines Domes an dieser Stelle nun erst ausschlaggebend werden konnte. Vor zweihundert Jahren hätte Berlin eine Hofkirche erhalten; heute

* Siehe die Schlußvignette S. 539, die Robert Dohme Schlüter zuschreiben will. Abgeb. in Band I des Thesaurus Brandenburgicus von Beger.



Der neue Dom zu Berlin; Ansicht von Süden her.
(Mit der Kaiser-Wilhelm-Brücke.)

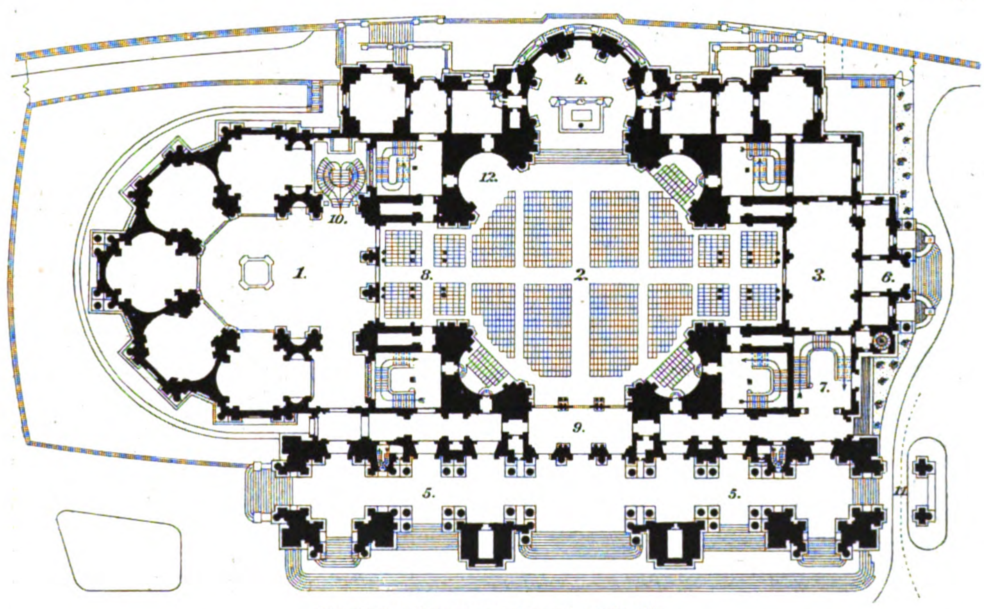
Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

hat es einen Dom, der in seiner Größe die Machtstellung des Protestantismus im neuen Kaiserreiche zum Ausdruck bringt.

Ein ähnlicher Gedanke mag dem ersten Könige schon vorgeschwebt haben, hier ein Gegengewicht gegen Wien oder Paris zu schaffen; aber Friedrich I. starb, und der soldatenliebende Friedrich Wilhelm legte trotz seiner Frömmigkeit mehr Gewicht auf die militärische und ökonomische Erstarkung des Landes als auf äußerliche religiöse Dinge.

Friedrich der Große, der jeden in seiner Art selig werden ließ, begnügte sich mit einer einfachen Hofkirche am Lustgarten, die nur deshalb hier noch zur Beachtung kommen muß, weil sie die eigentliche Stätte des künftigen Domes bereitete und zur Zeit der Freiheitskriege, die Schinkels Domplan reiften, eine neue Weihe erhielt. Die Wahl des Platzes am Lustgarten war insofern von besonderer Bedeutung, als beim Antritt der Regierung Friedrichs II. hier die sogenannte Bibliothek sich befand, die bereits 1688 auf dem Stadtbild von Bernhard Schulz — obwohl unvollendet — zur Abbildung kam. Es war das ein gewaltiger Arkadenbau, der von der Hofapotheke nach Norden hin sich erstreckte und im Hauptgeschoß eine Prunkgalerie zum Empfang fremder Gesandten enthalten sollte. Durch den Schlüterschen Schloßbau war diese Galerie entbehrlich geworden, und so konnte denn nach Beseitigung dieses Flügels der alte Dom 1747 seine jetzige Stelle erhalten, die für die Entwickelung Berlins, insbesondere der Umgebung des Schlosses, maßgebend gewesen ist. Anderenfalls würde man den Dom tatsächlich auf der Stelle der alten Dominikanerkirche St. Paul an der Westseite des Schloßplatzes haben ausführen müssen, was die Verbindung von Alt-Berlin und Neu-Berlin von der Königsstraße zur Französischenstraße dauernd unterbunden haben würde.

Der Grundstein dieses friderizianischen Werkes, der nachher wieder verwandt wurde, enthielt die Gravierung des Tempels mit folgender Inschrift:



Grundplan des neuen Domes zu Berlin.

1. Gruftkirche. 2. Predigtkirche. 3. Traukirche. 4. Altarraum (an der Spree). 5, 5. Vorhalle am Lustgarten. 6. Südvorhalle (dem Schloß gegenüber). 7. Aufgang zur Kaiserloge. 8. Platz unter der Orgelempore. 9. (Obergeschoß) Kaiserloge. 10. Eingang zur Hohenzollerngruft. 11. Unterfahrt von Westen her. 12. Nische für die freistehende Kanzel mit eigener Treppe.

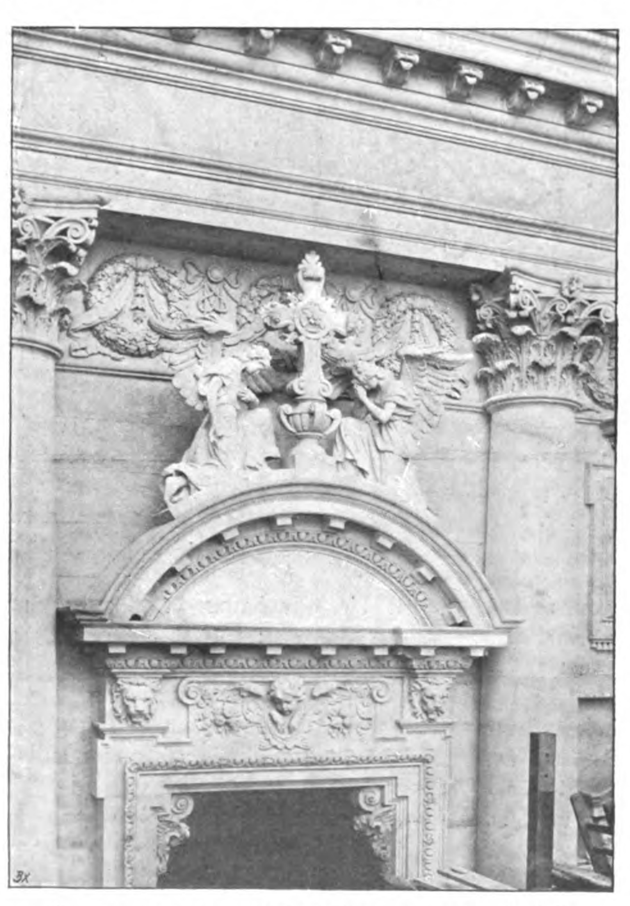
Fridericus Rex Borussiae
hanc aedem
Ex Templi Cathedralis ruinam minantis
ruderibus
excitavit dedicavitque
jacto fundamento
die VIII Octobris
Anno MDCCXXXXVII.

Die Inschrift läßt erkennen, daß der alte Fritz bei diesem Werke nicht eben höhere Ziele im Auge hatte; er baute in der Hauptsache nur deshalb, weil die dem dreizehnten Jahrhundert entstammende älteste Domkirche Berlins mit dem Einsturz drohte und ihre Mauern noch das Material für das neue Haus hergeben sollten.

Friedrich Wilhelm II. verlor sich in mystische Spielereien, die den Plan eines neuen Domes in die Zeit Friedrich Wilhelms III. verschoben. Diesem aber fehlten die Mittel zur Ausführung, und erst sein Nachfolger legte den Grundstein zu einer altchristlichen Riesenbasilika, deren Ausführung an der Größe des Maßstabes scheiterte. Griechenland konnte die gewaltigen Monolithe nicht senden, die das Langhaus tragen sollten.

Dann kam die politisch so reich bewegte Zeit, die nach den Waffengängen der sechziger Jahre den Plan eines evangelischen Dankesdomes wieder belebte, wofür durch Salzenberg und andere das gotische Vorbild des Domes zu Regensburg in den Vordergrund gerückt wurde.

Wenn diese Versuche und Vorschläge auch zeigen, daß es in drei Jahrhunderten nicht gelungen ist, für den Protestantismus einen bestimmten typischen Stil im Gegensatz zum katholischen Kirchenbau zu gewinnen, so geht doch aus den Arbeiten von Stüler, Stier und anderen hervor, daß die freieren Formen der Renaissance, die im Zeitalter des Humanismus zur Blüte entwickelt wurden, für ein solches Werk dem Empfinden der namhaftesten Künstler am meisten zu entsprechen scheinen. Der romanische Stil entsprang wie der gotische dem Kunstempfinden und damit auch dem Geiste des Mittelalters, von dem der Protestantismus sich abwenden will. Man wird doch schwerlich dazu kommen, ausgesprochen protestantische Kunstformen zu schaffen in einer Zeit, die bei der sozial-politischen Zerfahrenheit der Geister auf eine Schärfung der Gegensätze nicht hinwirken sollte.



Vom Haupteingang zur Predigtkirche in der großen Vorhalle.

Kaiser Wilhelm hatte schon als König durch die Kronorder vom Jahre 1867 den Plan eines neuen Domes zu Berlin aufgenommen, doch war er nicht von der gleichen Baulust beseelt wie sein kunstsinniger Bruder. Indes war einer der ersten Akte seines Sohnes, des Kaisers Friedrich, der Befehl, das seit Generationen schon als Vermächtnis fortvererbte gottgefällige Werk der Schaffung einer würdigen Domkirche in Angriff zu nehmen.

Dieser Gedanke beschäftigte den Kaiser schon an zwanzig Jahre lang, da bereits 1867 seine Gemahlin, die Kronprinzessin Viktoria, aus Anlaß des damaligen internationalen Wettbewerbes selbst einen Domentwurf gezeichnet hatte, eine jetzt noch erhaltene Arbeit, die später in dem Dom=

museum für alle Zeit aufbewahrt werden soll. Die hohe Frau, die in den Künsten der Malerei und Skulptur nicht minder zu Hause war, brachte zwar damals ihren Plan nicht zur Ausstellung, doch kam sie unter veränderten Verhältnissen gern auf ihre frühere Idee zurück. Die Gelegenheit dazu fand sich, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der sich sehr lebhaft für die Geschichte der Hohenzollern interessierte, dem schon von Hallmann angeregten und von Friedrich Wilhelm IV. aufgenommenen Gedanken eines Camposanto wieder näher trat und bei seinen Plänen für den Ausbau der Hohenzollernburg zu einem Kaiserschloß der Schaffung eines nationalen Denkmalbaues nachging.



Kartusche an den Seiteneingängen der großen Vorhalle.

Ein Camposanto, wofür Cornelius einst so bedeutsame Kartons angefertigt hatte, erwies sich als unausführbar, wenn man daneben eine würdige Fürstengruft schaffen wollte, und so entstand nach den Ideen des nachmaligen Kaisers Friedrich seit 1881 zugleich mit dem Schloßentwurf ein neuer Domplan, an dessen architektonischer Bearbeitung durch Raschdorff auch die Kronprinzessin dauernd den regsten Anteil nahm.

Nur wenige Tage nach Antritt seiner Regierung wurde die Schaffung einer der Hauptstadt zur Zierde gereichenden Domkirche befohlen, und der Kaiser setzte die letzte Kraft seines Lebens an die Verwirklichung seines Lieblingsplanes mit solchem Eifer, daß Wilhelm II. bereits am 9. Juli 1888 die Durchführung des Dombaues nach den Absichten seines hochseligen Vaters befehlen konnte.

Nach den später veröffentlichten Blättern aus jener vorbereitenden Zeit hat der Kronprinz, der schon Mitte der siebziger Jahre für eine würdige Begräbnisstätte der Mitglieder des Königshauses gewirkt hatte, nunmehr einen Plan aufgestellt, wonach neben einer Fest- und einer Predigtkirche eine besondere Gruftkirche zu errichten war. Wie betrübend früher die Verhältnisse lagen, ist schon daraus zu ersehen, daß vor fünfzig Jahren die Gewölbe des Domes völlig vernachlässigt waren und bei jedem Hochwasser die Särge der Ahnen des Landesherrn in den Kellern umherschwammen!

Jene ersten Baugedanken wuchsen aber immer mehr aus, und kurz vor dem frühzeitigen Dahinscheiden des edlen Herrschers stand ein anderes Bild fertig vor seiner Seele, das unter Bewahrung des Kernes in etwas veränderter Form dann zur Ausführung gelangen sollte.

* * *

Der Dom, wie er nun gewachsen und geworden, ist das künstlerische Ergebnis so vieler Wünsche und Forderungen, die sich in Jahrhunderten erst zu einem festen Programm verdichteten. Die kirchliche Baukunst



Die großen Kapitelle der Vorhalle während der Bearbeitung.

der Residenz hatte dabei eine derartige Lösung nicht vorbereitet, denn die bescheidenen Werke der gotischen Zeit wie der Renaissance schufen keine architektonischen Spuren hierfür, wenngleich Italien auch für Brandenburg vielfach das Land der Träume und der Sehnsucht geblieben ist. Das bedeutsamste Werk der Berliner Renaissance, das Schloß Joachims II., ist eine viel zu wenig beachtete Leistung des Profanbaues, schließt sich aber in Erfindung und Kunstformen in allem Wesentlichen dem Schlosse zu Torgau an.

Der Berliner Dom bewegt sich in der Formengebung der italienischen Hochrenaissance und hat mit seiner gewaltigen Kuppel ein neues Wahrzeichen der modernen Kaiserstadt geschaffen, wie das, wenn auch in weit höherem Maße, mit dem Dom zu Köln der Fall ist. Von Osten her gesehen gibt das Stadtbild noch lange die Schloßkuppel, den Georgenturm und den Markusturm; dann aber noch etwas weiter hinaus — und alles liegt tief unter dem energischen Umriß des Domes.

Die Wahl einer Kuppel, die für den Eindruck des Werkes doch das Entscheidende bildet, ist vor dem Eintritt des Kaisers Friedrich in den Streit der Meinungen sehr lange gefährdet gewesen, weil trotz der monumentalen Vorschläge erster Meister sich die Geistlichkeit gegen einen Zentralbau dieser Art wandte. Eine Reihe der ersten Kanzelredner hatte Bedenken gegen die Akustik, was eine besondere Studienreise des Architekten behufs Abfassung einer Denkschrift notwendig machte. Man gewann daraus die Beruhigung, daß ein Kuppelbau, der zu dem würdigen Eindruck eines Hauptheiligtums der protestantischen Christenheit unerläßlich erschien, nicht auf berechtigte Bedenken stoßen könne.

So wurde die Teilung der langgedehnten Baugruppe in der Art beibehalten, daß den



Basis und Kapitell von der Vorhalle des Domes.

Mittelpunkt die Predigtkirche mit dem Kuppelraum abgibt, während nach dem Schlosse zu eine Traukirche, anderseits aber eine Gruft- oder Denkmalkirche mit einem weit nach Osten vorspringenden Kapellenkranz angeschlossen ist. An der Hauptfront erfolgte die einheitliche Zusammenfassung des ganzen Werkes durch die mächtige, breit vorgelagerte Prachthalle, deren Ecktürme die Dreiteilung zum Ausdruck bringen sollen und zugleich die Wirkung der Kuppel auf die ganze Gruppe vermitteln. Und weiterhin schließt den Umriß der chorartige Ausbau der Gruftkirche ab, die die letzten Momente der vornehmen, in dem prächtigen Hauptportal den höchsten Ausdruck findenden Architektur ausklingen läßt.



Der segnende Christus über dem Hauptportal (von Schaper).

Die Gliederung der gewaltigen Front ist zweifellos eine bemerkenswerte Leistung architektonischer Erfindung, die die Portale nach ihrem verschiedenen Werte hervorhob, die Glockentürme nach ihren Motiven geschickt dazu in Beziehung brachte und den Triumphbogen durch die höchst wirkungsvoll angeordneten Säulenpaare zur lichten Weite des Kuppelbaues verbreiterte.

Die schwierige Aufgabe, ein Zusammengehen des hochragenden Aufbaues zu erreichen, ist durch Auflösung der Massen und Flächen angestrebt, wodurch der Tambour und seine Bekrönung, ebenso die dekorativen Abschlüsse der Widerlager leichter erscheinen. Dadurch häufen sich Ornament und Schmuck an manchen Stellen zu einem etwas ungewöhnlichen Reichtum, dessen Wirkung mit der Zeit eine ruhigere werden wird. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß die kirchliche Kunst der Gegenwart den puritanischen Lehren der letzten Jahr-



Figur des Paulus an der Westfront (von E. Herter).

schon geschädigt hat. Architektonisch wirksam erscheint vor allem die Schmalseite des Domes an der Kaiser-Wilhelm-Brücke, weil hier die Komposition geschlossener, einfacher und organischer auftritt. Die Traukirche mit ihrer Vorhalle ist unauffällig ein wenig vorgezogen und bringt durch die breite Bogenarkade dahinter die monumentale Abmessung der Innenarchitektur des Domes zur Andeutung. Klarer kommt hier die Architektur des Tambours zur Geltung, der wiederum mit der Ausbildung der Südhalle harmonisch zusammengeht. Der gemeinsame Blick auf die Türme der Front und der Chorseite geben ein übersichtliches Bild der Grundanordnung des Domes, dessen Apsis an der Spree durch die stilgemäße Wahl besonderer Ovalfenster über den Lichtöffnungen des Chores nicht so recht den vollen kirchlichen Eindruck erzielt. Es ist das um so mehr der Fall, als der Altarraum nach der Spree nicht in der

hunderte sich abgewandt hat, und daß bei einigen der hervorragendsten neuen evangelischen Kirchen Prunkstücke geschaffen wurden, die im Dienst einer weihevolleren Schönheit den Bestrebungen des Katholizismus nicht nachstehen. Die Architekten sind naturgemäß die eifrigsten Gegner jeder den Geistlichen genehmen, etwas gesuchten Nüchternheit, die die Kunst ohnehin viel zu lange ganzen Tiefe frei hervortreten kann, sondern in seinem Eindruck durch andere Räume beengt wird, wie das neuerdings bei vielen protestantischen Kirchen geschehen ist. Es fehlt damit etwas von jener kraftvollen Weihe, die die Chöre der Dome des Mittelalters auszeichnet.

Bevor wir das Innere betreten, werfen wir einen Blick auf das wundervolle Ma-

terial der Säulen und Quadern, welche aus schlesischem Sandstein getürmt sind. Von ihrem feinen hellen Grundton heben sich trefflich die dunkler gehaltenen Figuren ab, die über dem Portal, auf der Attika, in den Nischen und an den Türmen die Architektur beleben. Schaper, Lessing, Calandrelli, Baumbach und andere haben willig hier ihre Kunst dem Werk eingefügt und mit reichem Talent den segnenden Christus, die Apostel, und die Engelsgestalten geschaffen.



Kartusche an den Emporen der Predigtkirche.

Bei den Säulen der Freitreppe, Meisterstücken deutscher Steinmetzen, stehen am Sockel noch Bossen und Quadern, des Bildners gewärtig, der hier Szenen aus dem Leben des großen Reformators schaffen soll, bekrönt von den Gestalten der Propheten und überragt von Gruppen der Evangelisten.

Neben dem segnenden Christus auf der Höhe prangen in goldenen Lettern die Sprüche: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ und „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“.



Vom Inneren der Hauptkuppel (vor Ausführung der Mosaiken).



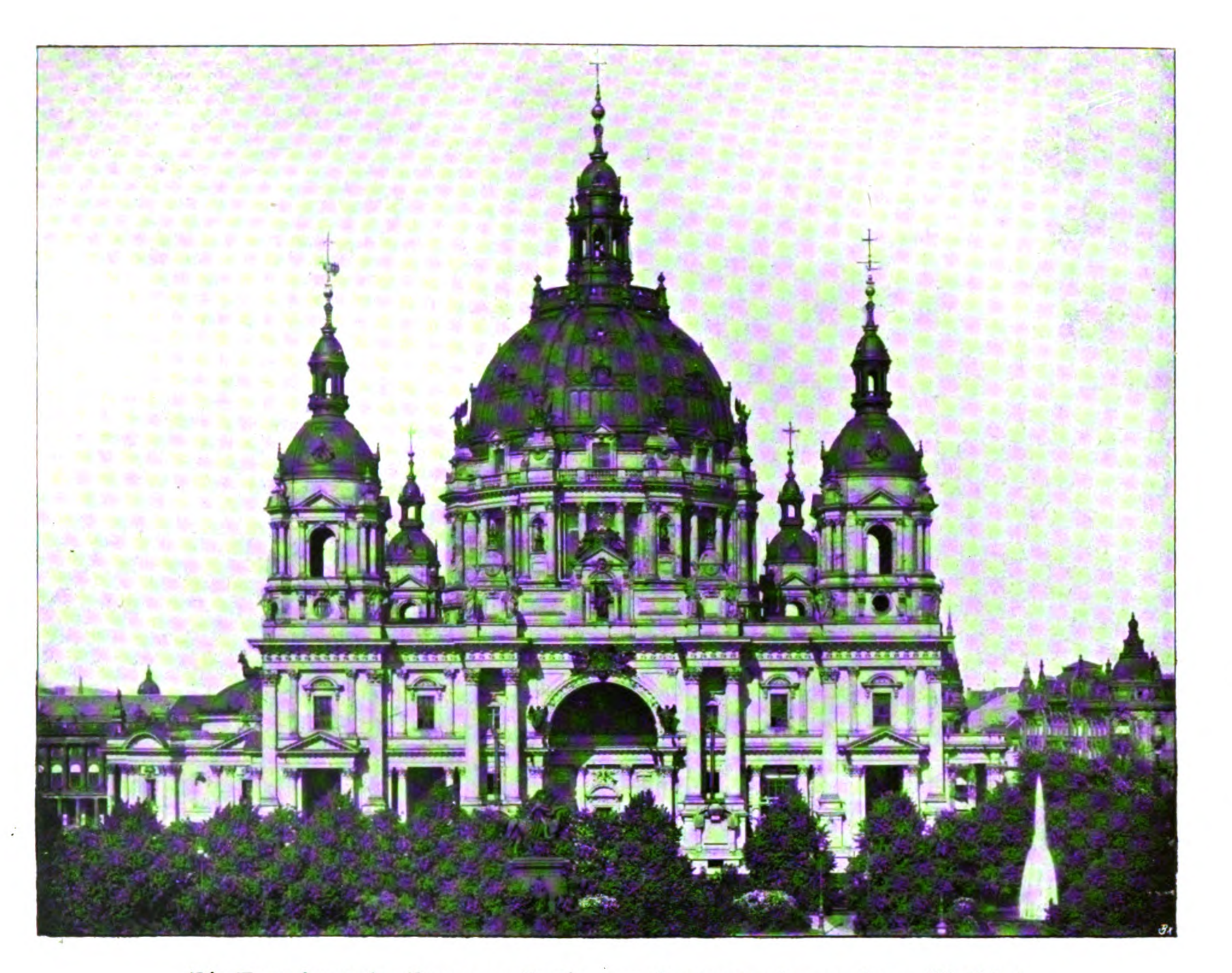
Engel unter dem Oberlicht der Hauptkuppel.

Der Dom, dessen Laterne mit hundertzehn Metern die Schloßkuppel um mehr als vierzig Meter überragt, nimmt ebenso wie der alte friderizianische Dom die östliche Seite des Lustgartens ein.

Diese Stelle ist an sich keineswegs eine günstige, weshalb schon Schinkel einen anderen Platz wählte, während Friedrich Wilhelm IV. für seinen eigenen, in den Handzeichnungen des Königs erhaltenen Entwurf den Lustgarten dafür in Anspruch nahm und ein jüngerer begabter Architekt 1888 den kühnen Vorschlag machte, den Dom mit einem besonderen Forum jenseits der Spree zu errichten.

Berlin leidet an einer gewissen Raumnot: die Statuen in der Siegesallee stehen viel zu nahe beieinander, für das Nationaldenkmal Wilhelms I. hat man durch Einengung der Spree einen Platz künstlich geschaffen, der Reichstag dreht der Stadt den Rücken zu, die Denkmäler für Kaiser Friedrich und seine Gemahlin beengen den Platz am Brandenburger Tor, und auch der Dom leidet unter der Kleinheit des Geländes. Der Baumeister hätte bei diesen großen und reichen, von kunstsinnigen Monarchen bevorzugten Formen und Maßen eine dankbarere Tätigkeit entfalten können, wenn er eine andere Lage mit entsprechenden Standpunkten für die Betrachtung hätte wählen dürfen. Das muß bei der Beurteilung des Werkes, das im einzelnen so viele Schönheiten bietet, immer wieder gesagt werden; denn auch der Grundplan ist durch die gestreckte Lage am Wasser offenbar ein wenig beeinträchtigt worden.

An Stelle der ursprünglich gedachten Festkirche ist eine Predigtkirche, an Stelle der Predigtkirche eine Traukirche getreten; und die würdige Ausbildung der zu einem Hauptpunkt erhobenen Denkmalskirche, die in dieser Art und in dieser unmittelbaren Verbindung mit dem Dome wohl zum erstenmal so gelöst wird, erforderte die eigenartige Kapellenanlage nach Norden. Der Berliner Dom hat dadurch eine Gesamtform gewonnen, die ihn für immer



Die Hauptfront des Domes zu Berlin vom Lustgarten her gesehen. (Westseite.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

zu einem besonders charakteristischen Werke kirchlicher Kunst machen wird.

Der Architekt hat sich übrigens — so gut es möglich war — mit allen Schwierigkeiten deshalb gern abgefunden, weil ihm dieser Platz vor allem als der einzige historisch berechtigte erschien.

Die früher gehegte Befürchtung, daß die Kuppel die architektonische Umgebung erdrücken werde, hat sich zum Glück keineswegs bestätigt; das alte Museum hat heute noch seinen vornehmen großen Maßstab, und das Schloß wird trotz des stattlich emporgeschossenen stolzen Nachbars für immer ein Werk ersten Ranges bleiben.

* * *

Raschdorff, der Dombaumeister, ist sich der Verpflichtung, seine Arbeit der durch ältere Meister geschaffenen Umgebung möglichst einzufügen, zweifellos bewußt gewesen und hat durch die größere Feinheit der Einzelheiten und des Ornamentes einen Wettbewerb gegen die Schinkelsche Schöpfung vermieden, zugleich aber in der Formengebung dem Schloßbau sich nähern wollen. Hinsichtlich der Erhebung über dem Boden ist mit Rücksicht auf das Schloß bei dem Hauptgesimse die gleiche Höhe wie dort gewählt und im übrigen das Maß der Ecktürme möglichst niedrig bemessen worden.

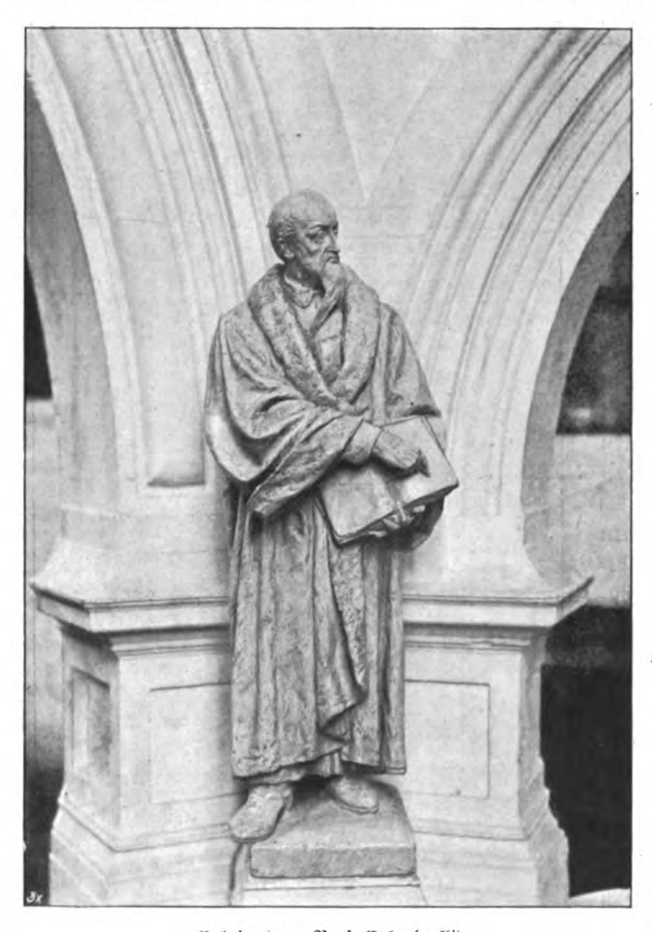
Die Größenverhältnisse haben sich aus den Erfordernissen des Werkes von selbst ergeben, und der Architekt kann wohl darauf hinweisen, daß Stüler, Stier und die Sieger des Wettbewerbes von 1867 sehr viel größere Zentralanlagen ohne Bedenken auf dieser Stelle geplant haben.

Betreten wir das Innere des Domes, so ist man überrascht von der großen Wirkung des Raumes, der von dem Oberlicht aus, von den Seiten und von den breiten Öffnungen des Tambours her von reichem Lichte durchflutet wird. An das von der Kuppel überragte Achteck schließt sich nach Osten der Altarraum, während drei kürzere Kreuzarme eine bedeutsame Erweiterung zur Aufnahme



Engel unter dem Oberlicht der Hauptkuppel.

der Emporen für den Hof, für die Minister, für Orgel und Sängerchor bilden und daneben geräumige Ecknischen für andere bevorzugte Besucher bestimmt sind. Man sieht es dem Raume nicht an, daß hier 1960 Sitzplätze und 1600 Stehplätze gezählt werden, so daß bei besonderen Anlässen an viertausend Personen unterkommen.



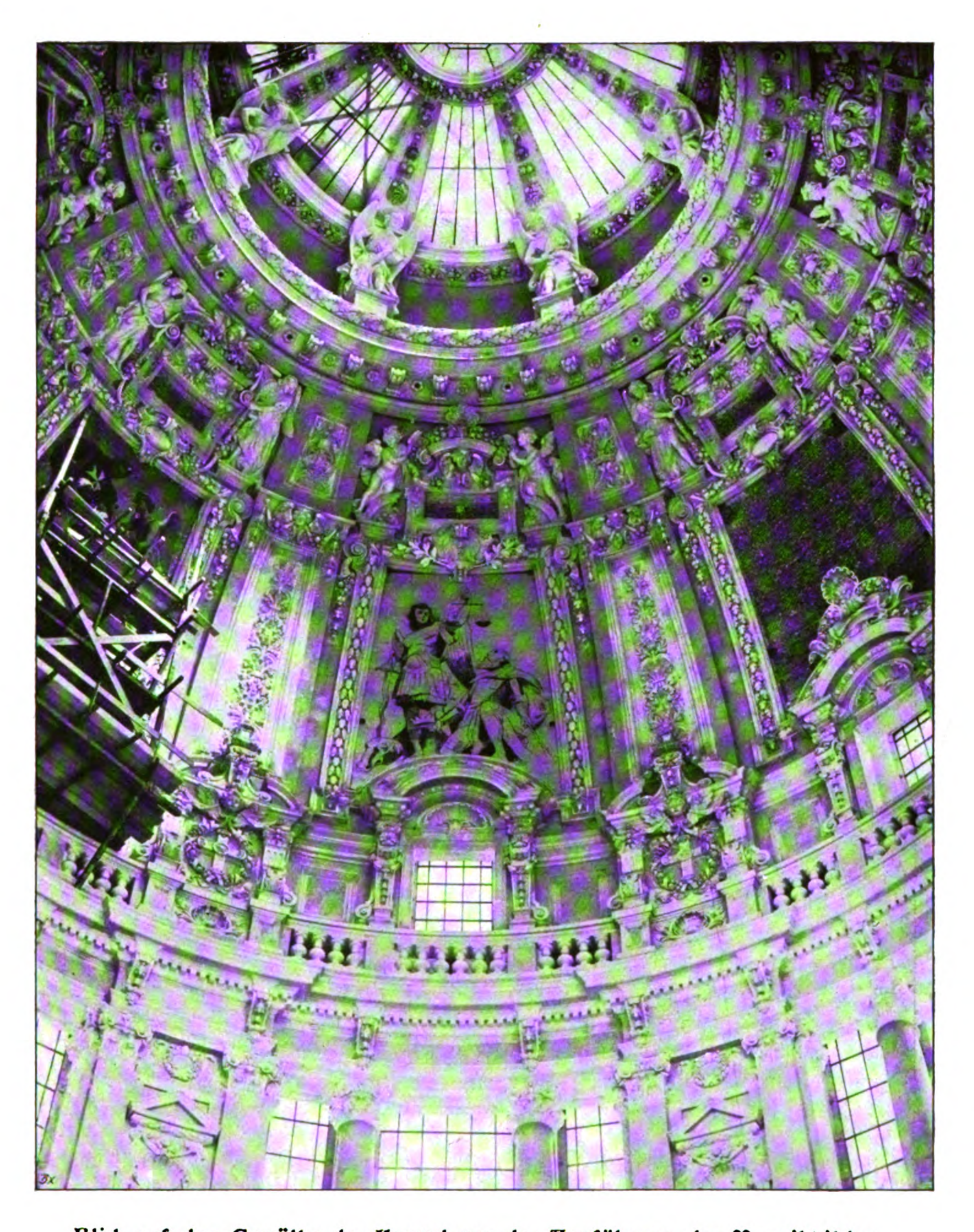
Calvin (von Prof. Calandrelli).

Die Nische zur Linken des Choraufganges ist für die Aufnahme der Marmorkanzel bestimmt, die mit einer eigenen Freitreppe und mit besonderem Schalldeckel jetzt zur Ausführung kommt. Diese Aufstellung ist mit Rücksicht auf die Akustik gewählt, für die man ja schließlich trotz aller Naturgesetze auch gern den Baumeister verantwortlich machen möchte.

In dieser Hinsicht hat Raschdorff sich bereits vor einigen Jahren in jener Denkschrift geäußert, in der er die in Gemeinschaft mit seinem Sohne und treuen, verdienstvollen Mitarbeiter Professor Otto Raschdorff gesammelten Erfahrungen bei anderen Zentralbauten niederlegte. Außer dem Domkirchenkollegium hatte nämlich auch die Akademie des Bauwesens die Verwendung eines Kuppelbaues von so großer Abmessung für eine Predigtkirche nicht für praktisch erachtet, während demgegenüber Professor Dove neben der Raumform an sich noch zahlreiche andere Momente bei der Schallwirkung in Betracht gezogen haben wollte. Die persönliche Untersuchung zahlreicher Kuppelkirchen an Ort und Stelle in Deutschland, Österreich und Italien nach Raumform und Größe, hinsichtlich der Wände, Decken, der Kanzelstellung usw. hat ein sehr günstiges Ergebnis gehabt. An der Hand dieser Nachweisungen und eigenen Untersuchungen hat dann Professor Plank ein Gutachten abgegeben, wonach die prinzipielle Frage, ob die Wahl einer Kuppel für einen Kirchenbau akustisch bedenklich sei, nicht wohl bejahend beantwortet werden könne.

Unter normalen Verhältnissen ist die Kuppelform nicht ungünstiger als irgend eine andere, nur muß der Prediger selbst mit dem Stimmmaterial richtig einsetzen und der Architekt jeder akustischen Beeinträchtigung durch zweckmäßige Gestaltung der großen Flächen entgegenwirken.

Dieser Gesichtspunkt hat offenbar viel dazu beigetragen, ein kräftigeres Ornament der architektonischen Glieder und ein stärkeres Relief der figürlichen Friese anzuwenden, was der Schallwirkung förderlich ist und gleichzeitig ein besseres Gegengewicht gegen die Mosaiken des Gewölbes und gegen andere farbige Akzente des Inneren abgibt. In diesem Sinn unterstützt das dekorative Beiwerk die scharf geschnittenen Profile ebenso



Blick auf das Gewölbe der Kuppel vor der Ausführung der Mosaikbilder.

Zu Wallé: Der neue Dom zu Berlin und sein Meister. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

wie die reiche künstlerische Gliederung der aus farbigem Marmor errichteten Emporen, die als selbständige Kompositionen kleineren Maßstabes den gewaltigen, machtvoll emporstrebenden Pfeilern eingefügt sind.

Die Mühe des Architekten ist nicht umsonst gewesen; nach den ersten, vor einiger Zeit schon vorgenommenen Versuchen mehrerer Prediger befriedigte die Akustik des leeren Raumes derart, daß bei der weiteren Durchführung schallwirkender Maßnahmen und bei regem Besuche der Dom von guter Klangwirkung sein muß. Wie wichtig das ist, ergibt sich allein schon aus dem Umstande, daß das Wort des Predigers bis zur Kaiserloge über vierzig Meter zu überwinden hat! Das zu leisten, sind natürlich nur geschulte, besonders stimmbegabte Kanzelredner im stande.

Die außerordentliche Geräumigkeit der Predigtkirche macht sie — ganz im Sinne Kaiser Friedrichs — im Grunde genommen dennoch zu einer Festkirche, die bei nationalen Anlässen die hervorragendsten Männer des deutschen Volkes in sich versammeln kann. Dieser Gesichtspunkt legte es von vornherein nahe, für den ganzen inneren Schmuck den vornehmsten Maßstab zu wählen. Obwohl die Mittel für den Dom fast um ein Drittel gekürzt wurden und nur etwa zwölf Millionen zur Verfügung blieben, ist es durch die Ökonomie der Ausführung sowie durch hochherzige Stiftungen gelungen, das Innere durchaus würdig auszustatten.

Während der schöne Altar des alten Domes mit der bronzenen Schranke wieder zur Aufstellung kommt, konnte eine neue prachtvolle Orgel durch das Entgegenkommen eines schlesischen Magnaten in Auftrag gegeben, ebenso der reiche farbige Schmuck der Chorfenster in einer neuen Technik geschaffen werden. Erfreulicher aber ist es, daß auch die Gemälde des Kuppelgewölbes und der Orgelempore jetzt schon zur Ausführung kommen und zwar nach Skizzen von Anton v. Werner und Woldemar Friedrich. Günstig war dafür der Umstand, daß durch die regere Bautätigkeit der letzten Jahrzehnte unter Mitwirkung von Schwechten, Otzen, Spitta usw. in Berlin selbst die edle Kunst



Zwingli (von Prof. Janensch).

der Mosaiken neu begründet und gepflegt worden ist, so daß den Berliner Kunstanstalten von Puhl u. Wagner in Rixdorf bei Berlin und Joh. Odorico in Tempelhof diese verantwortungsvolle Arbeit übertragen werden konnte. (Proben von den Arbeiten dieser Kunstanstalten haben die „Monatshefte“ bereits im Juliheft 1901 in zahlreichen Abbildungen bringen können.)

Die großen Schwierigkeiten der Arbeit lagen darin, daß für den Maler die erhebliche Verkürzung und Verschiebung der Figu-



Herzog Albrecht von Preußen (von Prof. Baumbach).

raumes mit der Verkörperung des Spruches: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden." Es folgen dann rechtshin: „Selig sind die Sanftmütigen"; „Selig sind die Friedfertigen"; „Selig sind, die da geistlich arm sind"; „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit", ein Bild mit einer großartig gedachten packenden Gestalt der Gerechtigkeit mit Wage und Flammenschwert im Sinne der römischen Justitia. Es folgen dann noch die farbenreichen Erfindungen zu den Sprüchen: „Selig sind, die da Leid tragen"; „Selig sind die Barmherzigen"; „Selig sind, die reines Herzens sind". Unter den Einzelbildern, die erst nach der inneren Ausschmückung des Domes voll zu würdigen sein werden, ragt auch die Darstellung der Barmherzigkeit mit einem Ordensritter hervor, in der das Leid und die Betrübnis der Menschheit in ergreifendster Weise zum Ausdruck gekommen sind.

ren infolge der Wölbfläche sowohl wie infolge des tiefen Standpunktes des Beschauers auf das genaueste zu beachten waren. Auch die Farbenproben nahmen geraume Zeit in Anspruch, da die Töne der einzelnen Steinchen und Stifte der breiten Einwirkung der verschiedenen Lichtquellen anzupassen blieben.

Unter Heranziehung italienischer Arbeiter ist es möglich gewesen, die kolossalen Darstellungen der Seligkeiten unter Werners Leitung in kürzester Frist so weit zu fördern, daß sie jetzt bereits in der Kuppel angebracht werden konnten. Nach den ersten Proben sind die mit großem Geschick der ungünstig geformten Fläche angepaßten Kompositionen von guter Wirkung und vortrefflicher Leuchtkraft. Die Gegenstände der einzelnen Darstellungen, die von hoher Erfindungsgabe und sinnigem Gedankenreichtum zeugen, beginnen oberhalb des Altar-

In gedanklicher Begleitung dieser den christlichen Tugenden gewidmeten Mosaikgemälde sollte in den Zwickeln ein geschlossener Figurenfries die Verbreitung des Glaubens mit den Männergestalten des Bonifazius, Karls des Großen und anderer veranschaulichen. Statt dessen bringt nun Otto Lessing mit gewohnter Meisterschaft einen anderen Zyklus zur Darstellung, der in lebhafter Bewegung und starkem Relief die Steinigung des Stephanus, Pauli Bekehrung, Paulus in Athen und die Heilung der Lahmen durch Petrus und Johannes behandelt.

Ein Blick in die Kuppel lehrt, in welcher liebevollen Weise die Künstler oberhalb dieses Frieses die Architektur des Tambours zu voller Pracht entfaltet und über das Kranzgesims mit seiner Balustrade hinaus durch epitaphartige Bekrönungen fortgesetzt

haben, die sich der künstlerischen Teilung der Kuppel anschließen und weiterhin in der Höhe oberhalb eines Ringes reizvoller Figuren mittelbar in den tragenden Engelsgestalten des Oberlichtes ihren Abschluß finden. Zur Beurteilung des Maßstabes des ganzen Werkes genüge es anzuführen, daß die Tragefiguren des Oberlichtes weit über doppelte Lebensgröße erhielten. Die Kuppel gerade läßt erkennen, welche unendliche Fülle von Arbeit und Ideen notwendig war, aus der Höhe her durch die Wucht der Formen, durch die Fernwirkung des Details auf den Beschauer die Architektur im Rahmen des Ganzen noch zur Geltung kommen zu lassen.



Kurfürst Joachim II. von Brandenburg (von Prof. Harro Magnussen).

Senkt sich das Auge dann wieder zur Erde herunter, so haftet es wohl noch einen Moment an den lebenswahren Gestalten der Reformationszeit, die als Förderer der großen kirchlichen Bewegung über den Riesensäulen der Vierung ihren Platz gefunden haben. Es sind dies zur Linken: Luther (vom Bildhauer Pfannschmidt), Zwingli (von Professor Janensch), Calvin (von Professor Calandrelli) und Melanchthon (vom Bildhauer Pfannschmidt); zur Rechten: Herzog Albrecht von Preußen (von Professor Baumbach), Kurfürst Joachim II. von Brandenburg (von Professor Magnussen), Friedrich der Weise (von Professor Begas) und Philipp der Großmütige (von Professor Schott). Durch die Wahl dieser vier Fürsten, an deren Stelle früher angeblich andere Figuren in Vorschlag gekommen, wird in sinniger Weise auf die wichtige Religionsverbrüderung von Brandenburg, Hessen und Sachsen im sechzehnten Jahrhundert hingedeutet und damit dem ersten evangelischen Dom in Deutschland eine bedeutsame Stellung angewiesen.

* * *

An der Kanzelseite der Predigtkirche führt ein vornehmes Portal zur Denkmalskirche, deren ursprüngliche Bestimmung, die Särge der Hohenzollern aufzunehmen, durch Kaiser Friedrich im nationalen Sinne erweitert wurde. Der Kapellenbau wird nun zu einer Ruhmeshalle ausgestaltet, die auf Befehl des Kaisers beim Eingang ein Epitaph zur Erinnerung an Bismarck erhalten wird. Das deutsche Volk weiß dem Kaiser sicher Dank für die Ehrung des großen Kanzlers, der nun auch nach seinem Hingang hier mit seinem Herrn, Kaiser Wilhelm I., wieder vereinigt sein wird. Diese Denkmalskirche, die nichts von dem düsteren Charakter einer eigentlichen Gruftkirche an sich hat, trägt infolge der aufgewendeten Pracht ein feierliches Gepräge. Um den großen, für die Abhaltung von Trauerfeiern bestimmten Zentralraum, dessen Architektur von den vornehmsten Ver-



Kartusche
aus der Denkmalskirche.

hältnissen ist, zieht sich ein Kranz von Kapellen, deren jede an Größe dem Mausoleum des Kaisers Friedrich in Sanssouci gleichkommt. In prächtigen Stükken steigen die Säulen und Pfeiler aus schönstem Marmor empor, zu deren Fassung und Füllung in effektvoller Abtönung gegeneinander Laaser Marmor, brasilianischer Onyx, schwarzer schlesischer Marmor und die schönsten Stücke aus Siena vereinigt worden sind. Von eigenartiger Wirkung sind die schwarzen, muschelartig geschlossenen Nischen mit Kartuschen und Trophäen aus weißem Marmor, die die ernste, feierliche Stimmung einer solchen Halle widerspiegeln und in ihrer Bekrönung und Umrahmung von großer Feinheit erscheinen. Alles ist hier von königlicher Pracht, die noch eine Steigerung erfahren wird, wenn die von dem Kaiser geplanten historischen Bilder in Mosaiken ausgeführt sind.

Die große Mittelkapelle wird dem Andenken des unvergleichlichen Kaisers Wilhelm I. geweiht sein, dessen Reiterbild Kaiser Friedrich einst an dieser Stelle des Lustgartens etwa zum Abschluß der Domgruppe hatte errichten wollen. Die einzelnen Kapellen sind in sich geschlossen und bieten große Flächen, die zur Aufnahme kunstvoller Epitaphe im Sinne der Renaissance vorzüglich geeignet sind. Der Zentralraum erhält als vornehmste Zierde die großen Prunksärge Friedrichs I. und seiner Gemahlin, die von Schlüters Meisterhand herrühren.

Nach einer Anregung der Kaiserin Friedrich führt in der Achse des Hauptportals der Denkmalskirche eine Freitreppe von großer Abmessung nach der eigentlichen Fürstengruft, zu der die Herrschaften in geschlossenem Zuge hinabsteigen können. Die Gruft, die mit ihren hohen und luftigen Gewölben unter dem ganzen Dome sich hinzieht, ist außerordentlich geräumig und überall hell genug, die zahlreichen Prunksärge historischer Personen bequem zu betrachten.

Unter denjenigen Fürstlichkeiten, die hier in kurzem wieder ihre Ruhestätte finden sollen, begegnen wir dem Kurfürsten Johann Georg mit seiner dritten Gemahlin, der liebenswürdigen Elisabeth von Anhalt; dann seinem Sohne Joachim Friedrich mit der klugen Katharina von Brandenburg, Tochter des gelehrten Johann von Küstrin. Andere Erscheinungen sind Joachim Sigismund und die Kurfürstin Elisabeth Charlotte, die Schwester des Winterkönigs. Dann der Große Kurfürst und seine Gemahlin Luise Henriette, der erste Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Philipp Wilhelm. Aus der Königszeit nahen sich wie Friedrich I. die Gemahlin Friedrichs des Großen, Elisabeth Christine, und sein jüngster Bruder August Wilhelm, sowie die Äbtissin von Quedlinburg, Prinzessin Amalie. Auch die Prinzen Louis Ferdinand, gefallen bei Saalfeld, und August, der Reformator der preußischen Artillerie, haben hier ihre Ruhestatt, in welcher als der letzte der

Könige Friedrich Wilhelm II. beigesetzt ward. So erhält der Dom durch diese Herrscher und Helden, sowie durch hehre Frauengestalten aus dem Hause der Hohenzollern eine erhöhte Bedeutung als eine nationale Stätte, die für alle Zeiten geweiht ist.

Vor dem Verlassen des Domes werfen wir noch einen kurzen Blick in die Traukirche, die an zweihundert Teilnehmer fassen kann und an den Langseiten hochragende, geschnitzte Sitze nach Art der alten Chorstühle erhalten soll. Ihr Westeingang mündet auf das Treppenhaus zur kaiserlichen Loge, das nach den persönlichen Angaben des Kaisers mit farbigem Marmor bekleidet und mit Gemälden erster Meister geschmückt worden ist.

Der Grundstein des neuen Domes wurde im Juni 1894 gelegt, nachdem die Fundamente bereits tüchtig gefördert waren. Der Kaiser ließ bei dieser Gelegenheit mit der alten Kupferplatte Friedrichs des Großen vom 8. Oktober 1747 eine zweite versenken mit der Aufschrift: „Wilhelm, deutscher Kaiser, König von Preußen, legte zu dem seit fünfzig Jahren von seinen Vorgängern auf dem Throne geplanten Neubau dieses Domes den Grundstein am 17. Juni 1894.“ Der Dom wurde dann mit allen Mitteln so rasch gefördert, daß schon nach fünf Jahren, am 16. März 1899, der große Knauf über dem Hauptkreuz in Gegenwart des bereits fünfundsiebzigjährigen, aber jugendlich rüstigen Meisters Raschdorff unter Einfügung einiger Urkunden geschlossen werden konnte.

Wohl durfte es damals als ein Glück bezeichnet werden, daß bei einem so großen Werke kein einziger Unfall zu beklagen gewesen, trotz des riesigen Eisengerüstes der dreiunddreißig Meter weiten massiven Kuppel, das ebenso wie die gewaltigen, in die Wolken ragenden Rüstungen durch Professor H. Müller-Breslau entworfen worden. Die Weite der Kuppel von St. Peter ist — vergleichsweise — vierundvierzig Meter.

* * *

Nun noch etwas über den Meister des Dombaues. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. ing. Julius Raschdorff, der durch das besondere Vertrauen Friedrichs III. und seines kaiserlichen Sohnes zur Lösung einer der größten Aufgaben der Kirchenbaukunst der Gegenwart berufen wurde, ist unter den

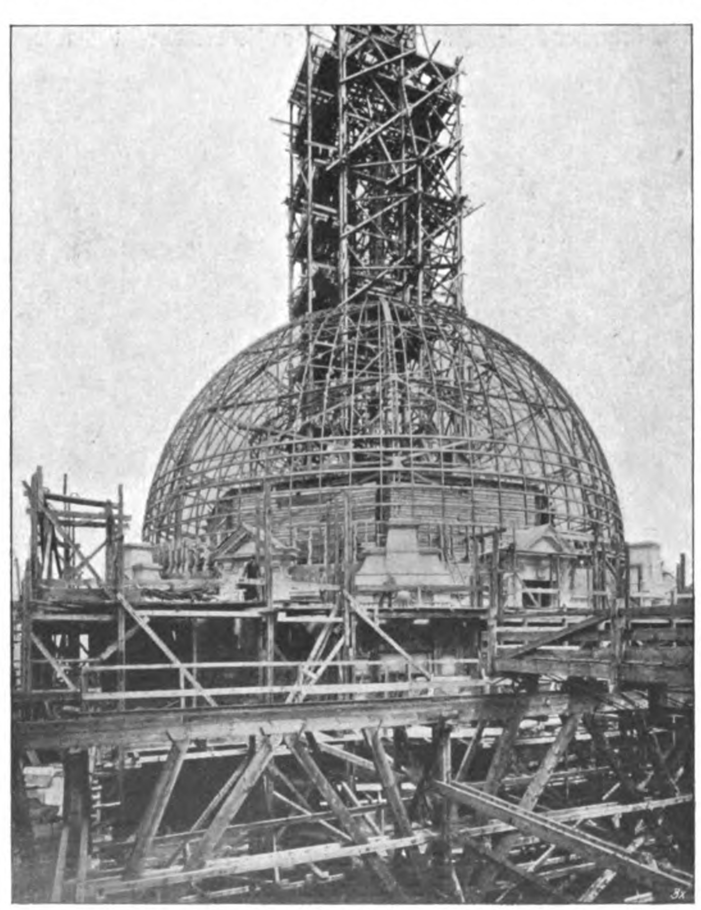


Trophäenschmuck aus dem Inneren der Denkmalskirche.

Architekten unserer Zeit eine ungewöhnliche Erscheinung. Die Zeit seiner Ausbildung an der alten Bauakademie fällt in eine ziemlich nüchterne Periode, da man in der Hauptsache darauf bedacht war, dem in den vierziger Jahren in Aufnahme kommenden Eisenbahnwesen technische Kräfte zuzuführen. Es war die Nachschinkelsche Zeit, die zwar von einem kunstsinnigen Könige mit großen Plänen inauguriert wurde, die aber auf dem gesamten Gebiete des Staatsbauwesens vielfach unter der Magerkeit der Verhältnisse zu leiden hatte.

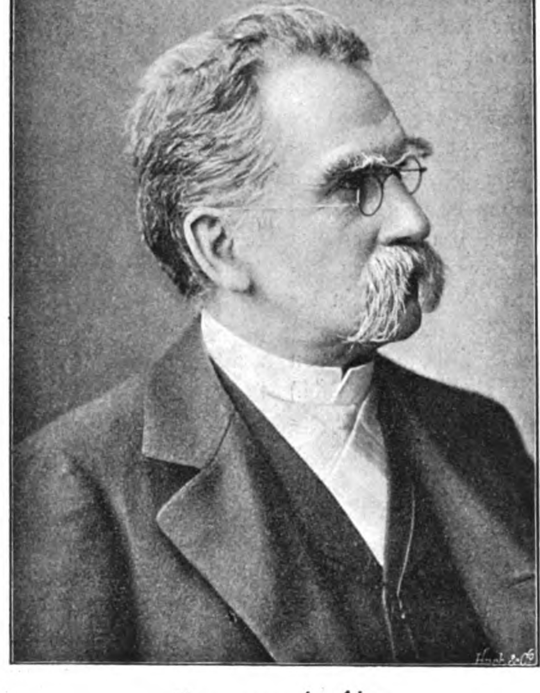
Nicht aber stand dem entgegen, daß auf der Akademie ein gewisser Idealismus gepflegt wurde, dessen Träger Stier, Strack und Bötticher waren: Wilhelm Stier, der Sieger in der von König Maximilian ausgeschriebenen internationalen Konkurrenz um einen modernen Stil, Heinrich Strack, der nachmalige Entdecker des Dionysostheaters an der Akropolis, Karl Böttícher, der gefeierte Begründer der Tektonik der Hellenen. Diesen drei Männern, von denen Stier einer freieren Auffassung der Kunst huldigte, verdankte Raschdorff eine Fülle von Anregungen, die sich bei seiner natürlichen Veranlagung und bei rastlosem Fleiß in der Folge recht fruchtbar erwiesen. Während damals die Gefahr vorlag, einer einseitigen klassischen Richtung der Schinkelschen Schule zu verfallen, wirkte die geistvolle Lehrart der drei genannten Architekten auf eine größere Vielseitigkeit und Selbständigkeit im modernen Sinne hin (1845 bis 1848).

Wie vorteilhaft das war, empfand der junge Baumeister (1853) in seiner ersten Tätigkeit, die ihn den noch neuen Aufgaben des Verkehrswesens zuführte, als er für die westfälische Eisenbahn in Rheine das erste Empfangsgebäude ausführte. Schon 1854 erfolgte die Berufung als Stadtbaumeister nach Köln, in welcher Stellung er unter oft recht schwierigen Verhältnissen bis zum Jahre 1872 verblieben ist. Nach kurzer Tätigkeit als Privatarchitekt nahm er im Jahre 1878 eine Professur an der Technischen Hochschule zu Berlin an und ging in der Folge hier, nach der Vollendung der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, als ein hoher Sechzigjähriger noch an das größte Werk seines Lebens heran. Die festeste Schulung, verbunden mit der größten Energie, gaben ihm die Kraft und das Vermögen, über das siebzigste und achtzigste Jahr hinaus ein so schweres, verantwortungsvolles Amt von der höchsten künstlerischen Anforderung,



Das Eisengerippe der Hauptkuppel.

wie das eines Dombaumeisters von Berlin, dauernd in Händen zu halten. Bei der Eröffnung der Ausstellung seiner Zeichnungen und Entwürfe im Juli 1903 sagte er von sich selbst bescheidenerweise, daß er „bei einigem Talent“ in seinem Leben recht viel gearbeitet habe, ein Wort, das durch eine recht stattliche Anzahl bemerkenswerter Bauten erhärtet wird. Das Lebenselement des Meisters ist die Arbeit, und es hat wohl in seinem Leben kaum je einen Augenblick gegeben, in dem er — sei es zu Hause, sei es auf Reisen — den Stift aus der Hand gelegt hätte. Das erklärt auch seine erstaunliche Kenntnis der bedeutsamsten Denkmäler aller Stile, die, wie bei den meisten größeren Ausführungen, so besonders auch beim Dome deutlich zutage tritt.



Als Raschdorff in Köln sein Amt als Stadtbaumeister antrat, waren dort Vincenz Statz, Friedrich Schmidt und andere Architekten bereits tätig. Indes lag es mit den städtischen Bauten noch sehr im argen, so daß die ersten Versuche, bei den großen Schulen den Backsteinbau unter Anwendung einfacher romanischer Motive einzuführen, Aufsehen erregten. Bald aber folgten andere Aufgaben, wie der Ausbau des Kaufhauses Gürzenich im gotischen Stil und dann die Wiederherstellung des Rathauses, zum Teil in den Formen der Renaissance, zugleich mit dem Aufbau des mittelalterlichen prächtigen Turmes. Die Studien, die zu diesen Arbeiten erforderlich waren, machten ihn zu einem Eklektiker der Architektur, der aber in selbständiger Durchbildung der älteren Kunstgebung zu einer dem deutschen Geiste angeschlossenen Renaissance kam, die man als Raschdorffstil hat bezeichnen wollen. In Köln kann man als Beispiel dafür wohl die Jesuitenbibliothek an S. Gereon nennen, die ein würdiges, festes, geschlossenes Gepräge trägt.

Von den bedeutsameren Bauten seien aus Köln erwähnt: die neue Gewerbeschule in der Arndtstraße, das Stadttheater in der Glockengasse, das Wallraff Richartz-Museum, die Realschule in der Kreuzgasse, das Gymnasium an Aposteln, die Stadtbibliothek mit Archiv. Nicht minder wichtig war der Einfluß, den Raschdorff auf dem Gebiete des Privatbaues ausübte, der ihm zugleich Gelegenheit bot, durch die Heranziehung geschickter Mitarbeiter und tüchtiger Künstler das Kunsthandwerk im Rheinland zu heben.

Neben den vornehmen Wohnhäusern Flammersheim Norrenberg, Palant in Köln und dem Herrensitz vom Rath in Melhem, Schloß Bassenheim bei Roisdorf und Burg Cochem a. d. Mosel (für Ravené) sind das Ständehaus in Düsseldorf, die Zeichenakademie in Hanau, die Flora in Köln, das Gymnasium und die Westfälische Bank in Bielefeld, das Rathaus in Trier, das Kasino in Saarbrücken und das Kurhaus in Kreuznach hervorzuheben. Einen besonderen Abschnitt nehmen in Raschdorffs Tätigkeit für das Reich die zahlreichen Postbauten ein, von denen als auf die vornehmsten nur auf diejenigen zu Münster, Erfurt, Braunschweig, Hamburg

und Heidelberg hingewiesen sei. Bedeutsame Konkurrenzen, an denen der Meister sich beteiligte, sind solche für das Rathaus zu Hamburg, für den deutschen Reichstag (1882) und für die Bebauung der Museumsinsel in Berlin.

Ist hiernach fast kein Zweig des öffentlichen und privaten Bauwesens von dem Künstler unbeachtet und unbefruchtet geblieben, was besonders von den Schulbauten gilt, so ist er auch auf dem kirchlichen Gebiete nach verschiedenen Richtungen hin beansprucht worden.

Schon früh bei der Ausführung der von Soller entworfenen Kirche in Pogrebin (Schl.) beschäftigt, entwarf er nachher das Gotteshaus von Godullahütte und wurde in Köln gleich zu Beginn der dortigen Wirksamkeit zu der Herstellung der Kirchen St. Gereon, Andreas, Martin und St. Maria herangezogen. Ferner rühren von ihm her die Kirche zu Langenberg (1877), der Turm von St. Gertrud zu Stockholm (1887), dann die Englische Kirche im Parke zu Monbijou und die Dominterimskirche (1893), denen das außerordentlich stimmungsvolle Mausoleum für Kaiser Friedrich in der Friedenskirche zu Potsdam (1889) sich anschließt.

Als Lehrer der Baukunst an der Technischen Hochschule Berlin unterwies Raschdorff — unterstützt von seinem Sohn Otto — die Jugend in der Kunst des Entwerfens im Stile der Renaissance und machte neue Schule durch meisterhafte architektonische Darstellung, die auch in den zahlreichen durch Wasmuth übernommenen Veröffentlichungen einen vollendeten Ausdruck findet. Sicherheit der Stilkenntnisse, Klarheit der zeichnerischen Wiedergabe und Schönheit des technischen Vortrags waren das, was er als das Wichtigste für die Studierenden in Hinsicht auf deren spätere Wirksamkeit erachtete. Aus seiner Schule sind zahlreiche Männer hervorgegangen, die dann als die Träger seiner Lehren zu den angesehensten Stellen gelangt sind.

Das Interesse für die Entwickelung der Technik in zeichnerischer Darstellung veranlaßte ihn, Arbeiten und Entwürfe älterer Meister aus allen Zeiten zu sammeln und übersichtlich zu ordnen, wodurch er der Begründer des Architekturmuseums der Technischen Hochschule wurde, das heute bereits die kostbarsten Schätze in seinen Räumen vereinigt.

Entscheidend waren für Raschdorffs spätere Tätigkeit in Berlin die erwähnten Beziehungen zum Kronprinzenpaar, das mit ihm die originellen Entwürfe für die Englische Kirche, die reizvollen Pläne für ein Sommerschloß im Park Bellevue und ebenso die Projekte für den Dom bei abendlichen Konferenzen im Palais Unter den Linden unter Teilnahme von Prof. Otto Raschdorff zur Besprechung brachte. Diese Erörterungen interessanter und wichtiger Fragen der Baukunst erreichten den Höhepunkt in den Leidenstagen des Kaisers Friedrich, den die Lieblingsidee eines neuen Domes unter allen Schmerzen unausgesetzt beschäftigte. Und diese Unterhaltungen, die nachher wie ein Erbe durch Kaiser Wilhelm aufgenommen wurden, führten zu dem großen Dombau, der, ebenso wie früher die Vollendung der Technischen Hochschule, die für die Kenntnis und das Verständnis der Renaissance in ganz Deutschland so fruchtbare Lehrtätigkeit des Meisters in der glücklichsten Weise ergänzte.

Ehrungen sind dem aus Pleß gebürtigen Künstler in reichem Maße zuteil geworden, insbesondere auch aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages, den er am 2. Juli 1903 in voller Rüstigkeit und Frische inmitten einer zahlreichen Schar von Schülern und Verehrern begehen durfte. Neben den Vertretern des Kultusministeriums, der Technischen Hochschule, der Architektenvereine und zahlreicher Korporationen erschien der Präsident der Akademie des Bauwesens, Ministerialdirektor Hinckeldeyn, um die Glückwünsche einer der angesehensten künstlerischen Körperschaften Deutschlands darzubringen. In der dabei vorgetragenen Adresse heißt es:

„Die Akademie blickt freudig bewegt mit Ihnen zurück auf Ihre Jünglingsjahre voll ernsten Eifers und begeisterten Strebens nach hohen Zielen; auf Ihre Meisterjahre voll schöpferischen erfolggekrönten Schaffens, in denen Sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu immer höheren Aufgaben der Baukunst berufen wurden, deren Geschichte Ihren Namen im Vaterlande und im Auslande der Nachwelt überliefern wird. Möge es Ihnen vergönnt sein, das größte und bedeutendste Ihrer Werke, dem Sie Ihren Lebensabend

geweiht haben, zu eigener Genugtuung in seinem ganzen Innenschmuck vollendet zu sehen."

Das sind goldene Worte, die den Meister über manche Kritik trösten werden, wie sie ja heute fast keinem Werk erspart bleibt. Ist's doch ein alter Spruch der Bauleute:

> Wer will bauen an der Straßen,
> Muß die Leute reden lassen.

Die Werkleute rüsten die Kuppel jetzt aus, den reichen Bilderschmuck des mächtigen Gewölbes den Blicken der Beschauer freizugeben. Das Kunsthandwerk zieht ein, das Innere mit kostbarem Gerät und mit zierendem Beiwerk zu füllen. Die alten Glocken, die schon zur Kurfürstenzeit Sieg und Trauer kündeten, werden erneut zu den Türmen emporgewunden, aus der Höhe die Weihe des Hauses, den Frieden der Welt und den Ruhm des gottesfürchtigen Kaisertums einzuläuten.



Älteste Domzeichnung, 1698.



Ausklang

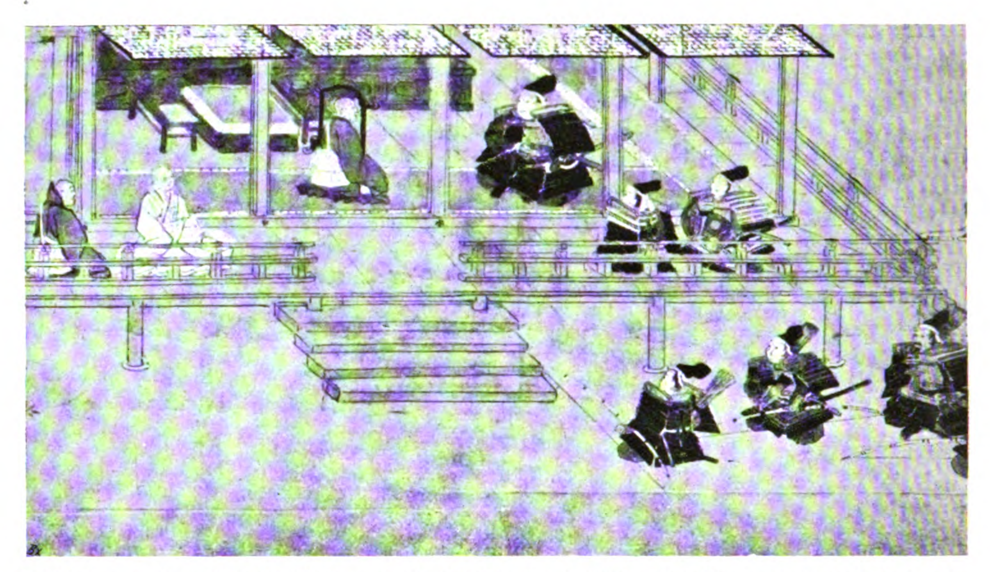
Die Birken tragen schlohweißes Haar,
Schnee gleißt auf den schrägen Hütten,
Die Mühle tut ihren Winterschlaf,
Und leise klingeln die Schlitten.

Die Abendglocken hallen weich
Durch die sinkende Dämmerung nieder,
In der kleinen Kirche hinter dem Deich
Singen sie Weihnachtslieder.

Hier und da noch zittert ein Licht
Über verschneite Gräben,
Dann wird es still — um Moor und Dorf
Schläft mählich ein das Leben.

Der Mond steigt dunkelrot und schwer
Über den Heidehügel,
Scharf bohren sich in den lichten Grund
Die schwarzen Mühlenflügel.

Käte Cajetan-Milner.



Ausschnitt aus einer Bildrolle (Makimono), die Geschichte des Tempels Kiyomidsu in Kyoto darstellend. Der Begründer des Tempels, der Priester Yenchin, empfängt Abgesandte des Generals Sakanane no Tamuramaro, dem vom Kaiser der Tempel, ein früherer Palast, 805 n. Chr. geschenkt war. Original von Tosa Mitsunobu (1445 bis 1543) im Tempel Kiyomidsu. (Nach japanischer Reproduktion.) — Siehe Text S. 544 u. 556.

Japanische Kunst

Die Bedingungen der Kunstentwickelung

Von

Oskar Münsterberg

Um europäische Kunstwerke zu verstehen, brauchen wir nur die unterschiedlichen Merkmale der Künstler oder der Kunstepochen zu erkennen, da ein Verständnis für die Kulturmomente, welche in den einzelnen Ländern und Zeiten beeinflussend gewirkt haben, sowie eine Kenntnis des ganzen Milieus, aus dem heraus der Künstler geschaffen hat, vorausgesetzt werden kann. Ohne dieses Verständnis freilich wird man niemals Kunstwerken gerecht werden können.

Für das Verständnis japanischer Kunstwerke ist es daher notwendig, erst den Boden, auf dem die Kunst des betreffenden Landes geboren, und die Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt hat, näher kennen zu lernen.

Ein künstlerisches Streben, d. h. ein Streben, in harmonisch vollendeter Form Empfindungen und Gedanken zum Ausdruck zu bringen, ist zu allen Zeiten und in allen Teilen der Welt so lange vorhanden, wie es Menschen unseres Geistes gibt. Aber die Bedingungen, die dieses Streben leiten und binden, sind verschieden. Diese unbewußt wirkenden Begleiterscheinungen, wie sie Natur und Zivilisation, Kultur und Geschichte bedingen, sind maßgebend für die Richtung und Ausdrucksweise der sonst gleichförmig in der Welt wirkenden Strebenskraft. Sie bedingen auch den Unterschied zwischen Europa und Japan. Erst wenn wir ihre Kenntnis erworben haben, werden wir den betreffenden Kunstwerken das gleiche Verständnis entgegenbringen, welches wir für die Werke unserer Künstler haben.

Die folgenden Ausführungen sollen in gedrängter Kürze einige Bedingungen der eigenartigen und in der Welt einzigen japanischen Kunstentwickelung erörtern. Der beschränkte Raum gestattet nur, mit groben Strichen eine flüchtige Skizze zu entwerfen. Bald werde ich übertreiben, bald weglassen

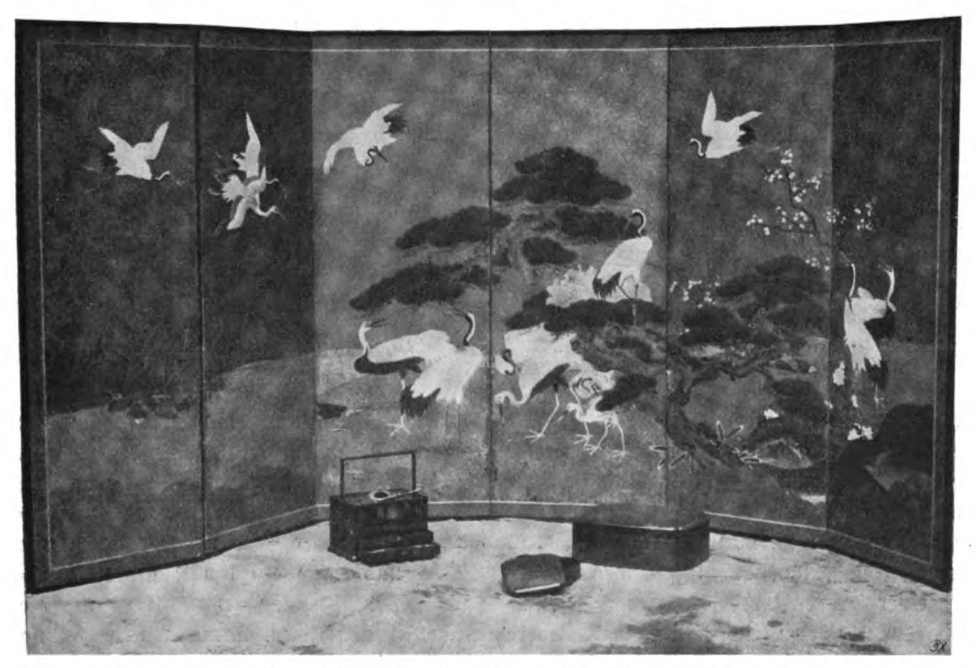
müssen, um die wesentlichen Grundzüge herausarbeiten zu können.

Der Mensch mit seinem Stürmen und Drängen in der Jugendzeit, mit seinem Beharren im Alter, mit den Grenzen seiner Geistes- und Körperkraft und der Gebundenheit an Nahrung und Klima ist überall der gleiche. Diese gleichen Bedingungen würden also für den Unterschied japanischer und deutscher Kunstentwickelung wenig oder gar keine Erklärung abgeben; wir müssen vielmehr jene Momente untersuchen, die hier und dort voneinander abweichen.

Der erste grundlegende Faktor ist die Natur in ihrer vielseitigen Gestalt: die geographische Lage Japans als Inselgruppe, das Klima und besonders ausschlaggebend die sehr häufigen Erdbeben. Dann kommen die Volksentwickelungen durch die Rassenmischung, durch den Verkehr mit den Nachbarvölkern, durch den Einfluß der Einwanderer und durch die inneren Kämpfe. Schließlich ist der Einfluß der Religion und ihrer Lehren zu nennen.

wenn so gefährliche Stürme die Küsten heimsuchen wie an Japans Gestaden. So zufällig, wie 1542 gestrandete Portugiesen Japan für die europäische Kenntnis entdeckten, so mögen auch einst verschlagene Schiffer von dem Süden oder Westen die ersten Einwanderer gewesen sein. Jedenfalls stießen sie bei ihrem Vordringen nach Norden bereits auf ein Urvolk mit geringwertiger Kultur, welches wahrscheinlich über die Brücke der nördlichen Inselgruppen Sibiriens nach Japan gelangt war. In gleicher Weise drang auch in allen späteren Zeiten die Kultur stets vom Süden nach Norden vor.

Der Süden mit seinem wärmeren Klima, seiner üppigen Vegetation und seiner dichten Bevölkerung war der eigentliche Sitz der Kultur und Kunst, während im Norden die kraftvollen, kriegerischen Völker sich entwickelten. Als endlich siegreiche Fürsten die Inselgruppen vereinigten, da stand der alten Kaiserstadt Kyoto, dem künstlerischen Mittelpunkt im Süden Japans, die Stadt des herrschenden Shogun, das heutige Tokyo,



Sechsteiliger Wandschirm mit Reihern und Kiefern. (Buntfarbige Malerei.) — Rauchservice. — Schreib- und Dokumentenkasten aus Goldlack auf schwarzem Grunde. (K. Ethnographisches Museum, Berlin.) — Siehe Text S. 545.

Wenn auch heute die Meere die Völker verbinden, so müssen wir sie für die früheren Zeiten doch als trennend ansehen, besonders

der militärische Mittelpunkt im Norden, gegenüber. Dieser Dualismus der Begabung und Weltanschauung wurde politisch festgehalten

durch den jahrhundertelangen Bestand einer Doppelregierung, durch den heiligen Gottessohn, den Mikado, und den tatsächlichen Herrscher, den Oberfeldherrn, den Shogun.

Die mächtigen Städte, deren Umfang Meilen ausmachte, und die einst Hunderte von Palästen und Tempeln in größter Ausdehnung umfaßten, bestanden ausschließlich aus einstöckigen Häusern. Eine Eigentümlichkeit einzig in der Welt, so einzig wie die regelmäßig wiederkehrenden Erdbeben. Diese Holzhäuser sind auf isolierten Steinen nach Art der Pfahlbauten — vielleicht in Erinnerung an die Heimat der Einwanderer — in elastischer Konstruktion errichtet, so daß kleine Erdstöße ihnen nichts anhaben können, bei einer großen Erderschütterung die Rettung der Menschen leicht ist und der Wiederaufbau schnell vonstatten geht. Die Bauhölzer sind aufs kostbarste ausgesucht, und ein solches Häuschen ist oft teurer, als ein entsprechender Backsteinbau sich gestellt hätte.

Der Holzbau hat wiederum häufige Feuersbrünste zur Folge gehabt, und aus diesem Grunde, sowie wegen der Gefahr der Verschüttung bei Erdbeben, kommt der Bau von mehrstöckigen Häusern, von Türmen oder Pagoden nur ganz vereinzelt vor. Versuche, große Steinbauten aufzuführen, sind wiederholt gemacht worden, so besonders errichtete Hideyoshi ein prächtiges Schloß, aber noch kaum vollendet, wurde es (1593) in einer halben Stunde durch Erdbeben völlig vernichtet.



Inneres eines Frauenhauses mit Terrasse und Aussicht auf das Meer. Mittelstück eines Kakemonos von Utamaro (1754 bis 1806). (Hayashi-Auktion, Februar 1903, Paris.) — Siehe Text S. 546.

Diese Verhältnisse sind gerade für die Gestaltung der Kunst entscheidend. Es fehlt die Entwickelung der Architektur, jeder Zug ins Große. Es fehlen jene gewaltigen Aufgaben, welche der Bau von monumentalen Kirchen und Schlössern den Künstlern Europas stellte. Zugleich fehlen aber auch die großen Wandflächen, deren Ausschmückung die Entwickelung der Freskomalerei in der Alten Welt begünstigt hat.

Diese Verhältnisse beeinflussen die Entwickelung der Kunst nicht ins Dekorative und Gigantische, sondern ins Intime und Minutiöse.



Prinz Shotoku Daijin (der Begründer des Buddhismus in Japan am Ende des sechsten Jahrhunderts) mit zwei Pagen. Spätere Kopie nach einem Bilde im Tempel Horiusi, Kyoto, von dem koreanischen Prinzen Asa Daijin, der unter dem Kaiser Suiko Tenno (593 bis 628) nach Japan kam. (K. Ethnographisches Museum, Berlin.) — Siehe Text S. 546 u. 556.

Noch viel weiter reicht der Einfluß dieser Holzbauten, deren Umfang, durch den Wuchs der Bäume bedingt, klein bleiben mußte wie einst die Hütten der Ureinwohner. Das Holzmaterial erforderte eine Gerüstkonstruktion, an welcher nur einzelne Wände fest hergestellt wurden, während die meisten Wände aus Schiebetüren, Schiebefenstern und beweglichen Einsätzen bestanden, die schon in den ältesten Zeiten auch in Tempeln und Palästen meistens nur in leichter dekorativer Weise bemalt wurden. Material und Verwendung schlossen eine Ausschmückung in Art europäischer Portale oder Täfelungen vollkommen aus.

Wie in der Hütte der Einwanderer, so hockt man auch hier auf der Erde, und infolge dieser Gewohnheit und aus Raummangel fehlen Stühle, Tische, Schränke und Kommoden, überhaupt alle Möbel in unserem Sinne. Bewegliche Wandschirme, einseitig mit Fußgestell oder mehrteilig, zum Schutz gegen neugierige Augen, sind die einzigen größeren Möbelstücke.

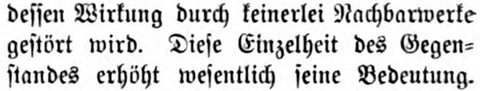
Nur eine einzige Stätte tritt besonders hervor, das ist das „Tokonoma“, eine Art Nische, oft nur ein erhöhter Podest an der einen Wand des Wohnzimmers. Der Name Tokonoma enthält noch deutlich die Erinnerung an jene Vorzeit der Hüttenbewohner. „Toko“ heißt Bett, und „ma“ heißt der Platz. Diese Nische ist somit nichts weiter als die ursprüngliche Bettstätte der Familienpatriarchen; ein erhöhter Platz, welcher allmählich mit der Vorstellung eines Hausaltars identifiziert wird. Der ursprüngliche und noch heute herrschende Religionsglaube in Japan war nur ein einfacher Ahnenkultus — der Shintoismus —, und dieses Tokonoma bewahrt in seinem Namen die Erinnerung an den heiligen Platz der Ahnen, obgleich jede religiöse Bedeutung unter dem Einfluß des später eingeführten Buddhismus verloren gegangen ist.

Wir müssen uns so ein kleines Zimmerchen im japanischen Hause vergegenwärtigen! Die Wände sind beweglich, jeder Raum ist durch Schiebetüren von den Nachbarzimmern getrennt. Die Menschen trippeln in den kleinen Räu-



Blumenvasen (Tsubo) aus Bronze, im Wachsschmelzverfahren hergestellt. (Sammlung Münsterberg, Berlin.) — Siehe Text S. 547.

men, hocken sich auf die Erde, kein Möbel behindert die Bewegung, nur an der einen feststehenden Wand befindet sich die Nische, deren Fußboden podestartig etwas erhöht ist. Der Blick des Eintretenden wird auf diese Nische konzentriert, und in ihr allein befinden sich Gegenstände, welche zur künstlerischen Ausschmückung geeignet sind. Immer hängt in dem Tokonoma ein Rollbild (Kakemono), aber nur eins, selten zwei oder drei, die dann immer inhaltlich zusammengehören. Ein Nebeneinanderhängen von Bildern gibt es nicht. Jedes einzelne Bild ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes,



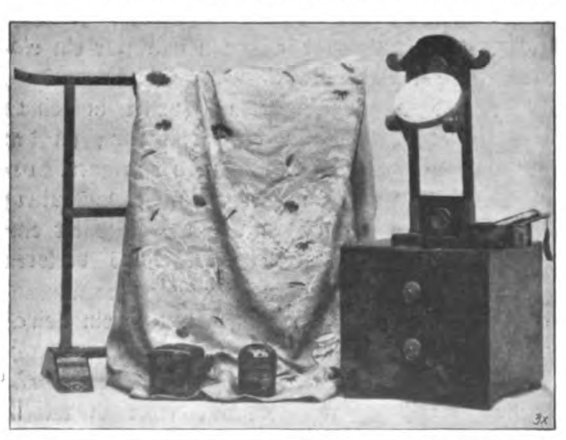
dessen Wirkung durch keinerlei Nachbarwerke gestört wird. Diese Einzelheit des Gegenstandes erhöht wesentlich seine Bedeutung. Dazu kommt, daß die Bilder niedrig hangen und somit unmittelbar vor dem Auge des Beschauers sich befinden. Dekorative Fernwirkung ist dem Japaner unbekannt.



Räuchergefäße (Koro) aus Bronze. (Sammlung Rumschöttel, Berlin.)

Da die Bilder auf Papier gemalt sind, so erfordern sie besondere Schonung, und gute Kunstwerke werden nur an seltenen Tagen, zur besonderen Feier aufgehängt. Sie passen gleichsam zu der Festtoilette der Einwohner.

Vom einfachen Segenswunsch in schöner kalligraphischer Ausführung bis zum jahrhundertealten Kunstwerk mit Menschenfiguren gibt es eine Reihe von Abstufungen. Je nach der Jahreszeit, je nach dem Reichtum, nach der Feier des Tages oder zur Ehrung des Gastes wird die Auswahl des Rollbildes getroffen, von denen jeder vermögende Japaner mehrere besitzt. Sie vererben sich, sie werden als Hochzeitsgeschenke oder fürstliche Verehrungen ganz besonders geschätzt, und einzelne Stücke erlangen einen Ruf wie bei uns Gemälde von berühmter Meister Hand. Die besondere Tätigkeit der Gilde der Antiquitätenkenner ist es, nach handschriftlich überliefertem Material und



Toilettenkasten mit Metallspiegel, Kleiderständer und Puderbüchsen aus schwarzem Lack mit Goldbemalung. (Sammlung Rumschöttel, Berlin.)



Einsatz eines Schreibkastens (Suzuribako) aus reliefartigem Goldlack (Takamakiye), umherliegende Papierstücke darstellend, auf Goldpulvergrund (Nashiji). In der Mitte der Stein zum Anreiben der Farbe. Darüber das Wassertropfgefäß (Mizuire) aus Silber in Gestalt des Mondes in Wolken. Anfang des achtzehnten Jahrh. (Deckel vergl. S. 558.) (Sammlung G. Jacoby, Berlin.) Siehe Text S. 548.

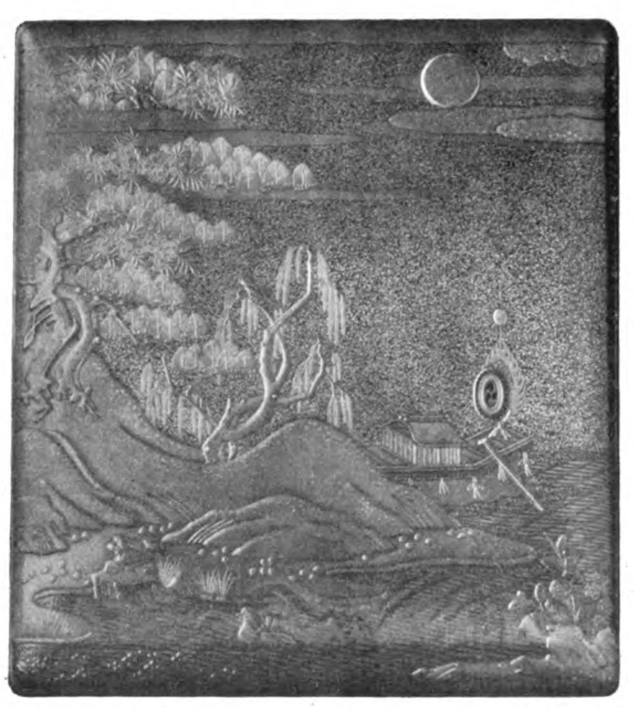
nach der Erfahrung das Alter der Werke und die Namen der Künstler zu bestimmen.

Vor diesem Rollbilde steht fast immer auf einer Seite — niemals paarweise — eine Blumenvase, deren Füllung mit Blumen, Pflanzen oder Zweigen eine wichtige Aufgabe der Frauen bildet. Das Blumenarrangement, in ganz anderer Weise als unsere Buketts, bildet ein besonderes Studium, dessen Grundzüge in der Schule gelehrt werden. Auch hierbei wird in der Auswahl der Pflanzen und in dem Arrangement eine Symbolik beachtet, welche ihre Vorbilder in der religiösen oder mythologischen Auffassung findet. Der Platz vor dem Rollbilde in der Mitte des Podestes kann frei bleiben, oder man stellt irgend einen Kunstgegenstand (Okimono) hin, der bald einem religiösen, bald einem weltlichen Motiv entnommen ist. Dieser Gegenstand besitzt gar keinen dekorativen Wert im Verhältnis zum Raume, sondern ist ausschließlich Selbstzweck zur Befriedigung des Kunstgefühls. Bei seiner Gestaltung hat die Phantasie freiesten Spielraum, und tausendfältig in Gestalt und Form, in Material und in der Dimension gerät daher die Ausführung. Häufig ist dieser Gegenstand ein Räuchergefäß (Koro), welches aber nicht mehr seinem ursprünglichen religiösen Zwecke dient. Nicht wie in China werden die Räucherkerzen als Opfer für die Ahnen angezündet, sondern wohlriechende Substanzen werden zur Feier eines Besuches oder an Freudenfesten verbrannt. Der Koro bewahrt nicht selten die alttraditionelle buddhistische Gestalt, wie sie aus China einst eingeführt wurde; daneben finden sich auch alle anderen Stilarten bis zur modernen realistischen Darstellung aus dem Volksleben. In dieser Nische wird auch der Hausaltar für die Ahnen errichtet, und in der früheren Ritterzeit stand hier stets der Schwertständer.

Schlafzimmer in unserem Sinne kennt der Japaner nicht. Das Bett ist in jedem Zimmer schnell aufgeschlagen. Die tagsüber zusammengerollte Matratze, ein hartes Kopfpolster, auf das nicht der Kopf gelegt, sondern der Nacken gestützt wird, und eine wattierte Decke machen das ganze Bett aus. Während sich hierbei gar keine Kunstfertigkeit betätigen kann, ist es anders mit den tragbaren Gegenständen für die Toilette der Japanerin. Der Spiegel mit seiner polierten Metallfläche, die Spiegelständer, die Kästchen mit Puderbüchse und Pinsel zum Schwarzfärben der Zähne, als Zeichen der verheirateten Frau, und zum Schwärzen der Augenbrauen, die Handtuchhalter, ja selbst die Badewanne und die Wasserkanne werden häufig



Vier berühmte Dichter, dahinter Setzschirm mit dem Bildnis der Dichterin Ono no Komachi. Innenseite des Deckels S. 558 aus reliefartigem Gold- und farbigem Lack (Takamakiye) und flachem Lack (Hiramakiye) auf dichtem Goldpulvergrunde (Nashiji). Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. (Sammlung G. Jacoby, Berlin.) Siehe Text S. 548.

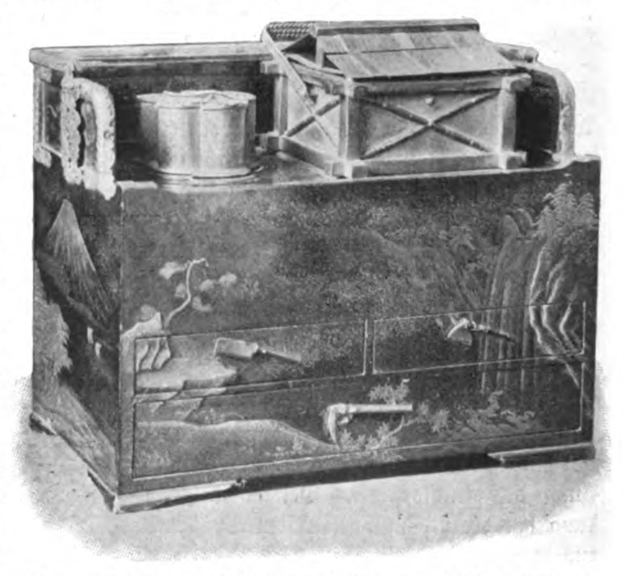


Gartenlandschaft mit stilisierten Bergen, Bäumen, Vögeln und Fahrzeug auf Wasser, dem Inhalt der Novelle Kocho angepaßt. Deckel eines kleinen Schreibkastens (Suzuribako) in reliefartigem Gold, Silber und Schwarzlack (Takamakiye) auf Goldpulvergrund (Nashiji) mit Goldplättchenbelag (Giyobu). Periode Jokio (1684 bis 1687). (Sammlung G. Jacoby, Berlin.) — Siehe Text S. 558.

in kunstvoller Lackarbeit ausgeführt. Dem Gebrauchszweck wird Form und Zeichnung untergeordnet und jede Überladung und Unzweckmäßigkeit mit feinem Taktgefühl stets vermieden. Geschmacklosigkeiten, wie die europäische Kunstindustrie sie so häufig aufweist, werden vergeblich gesucht werden.

Während bei diesen Gebrauchsgegenständen immer nur eine technisch gute, aber eine dekorativ einfache Ausschmückung stattfindet, wird eine reichere Ausgestaltung bei zwei anderen Gebrauchsgegenständen angewendet, dem Dokumenten- und dem Schreibkasten. Das Schreiben, oder vielmehr das Malen der Schriftzeichen, wurde mit dem Buddhismus zugleich im siebenten Jahrhundert eingeführt und wird heute selbst von den niedrigen Volksschichten ausgeübt. Zu diesem Malen mit schwarzer Tusche gehört der Schreibkasten (Suzuribako) mit seinem Stein, auf dem die Farbe angerieben wird, mit seinem kleinen Tropfgefäß, um das Wasser zum Anreiben heraufzutröpfeln, und mit den Pinseln in verschiedenen Längen und Spitzen. In dem Dokumentenkasten werden die Papierrollen aufbewahrt. Das Schreiben selbst geschieht auf der freien Hand, das Malen auf dem Fußboden; in älteren Zeiten wurden auch niedrige Schreibtische verwendet. (Vgl. Abbild. S. 558.)

Diese Kästen sind meistens in Lack ausgeführt. Da sie von allen Gebildeten, Männern und Frauen, gebraucht werden, sind sie sehr zahlreich und oft sehr kostbar hergestellt. Besonders in den Zeiten der prachtliebenden Tokugawaherrschaft wird in der Ausschmückung ein Luxus getrieben, den wir in Europa auf keinem Gebiet und zu keiner Zeit antreffen. Nicht die Größe, nicht das Kostbare des Materials, nicht die äußere Form, sondern nur die



Damenrauchservice (Tabuko-bon) aus reliefartigem und flachem Gold- und Silberlack (Hira- und Taka-makiye) auf rotem Lackgrund, mit Kohlen- und Aschenbehälter aus Metall in Gestalt eines gedeckten Brunnens. An den vier Seiten Landschaften, welche sich in Verbindung mit den herausgehobenen Gerätschaften auf Legenden beziehen, so z. B. Hacke und Pike in einer Waldlandschaft mit Wasserfall erinnert an die Legende vom Yoro no Taki. Bezeichnet: Kajikawa (um 1800). (Sammlung G. Jacoby, Berlin.)



Fünfteilige Medizinbüchse (Inro) in Schiebegestell mit Knopfstück (Netzuke) in Lack (Hira- und Takamakiye). Achtzehntes Jahrhundert. (Kunsthandlung H. Sänger, Hamburg.)

 Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Feinheit der Ausführung ist maßgebend. Zwei Lackkästen, die auf zehn Schritt Entfernung unserem Auge kaum Verschiedenheiten zeigen, können bei genauer, verständnisvoller Untersuchung einen Unterschied an Arbeitsleistung im Wert von vielen tausend Mark ausmachen.

Die freie, glatte Fläche des Deckels gibt Gelegenheit, ganze Bilder in Lack auszuführen, und bei dem feinen Gefühl und der Freude an der künstlerischen Ausschmückung wird nicht nur der Deckel von oben, sondern auch von innen in diskreter Farbenzusammenstellung geschmückt. Das gleiche gilt für alle übrigen Seitenflächen und Einsätze. Selbst der Stein zum Anreiben der Tusche wird mitunter auf seiner nicht sichtbaren Rückseite mit kunstvollem Goldlack überzogen.



Picknickkasten (Bentobako), bestehend aus sechs Speisebehältern, einem Napf und einer Schale, aus Gold- und Silberlack (Hira- und Takamakiye) auf Goldpulvergrund (Nashiji) mit Metallbeschlag und dekorativen Verzierungen. Achtzehntes Jahrhundert. (Sammlung G. Jacoby, Berlin.)

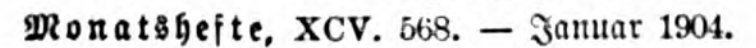
Die Symbolik spielt stets eine bedeutende Rolle. Immer sind irgendwelche bedeutungsvollen Beziehungen zur Literatur, Mythologie, Religion oder Geschichte vorhanden, die dem Europäer erst bei eingehendem Studium geläufig werden.

Da die Überlieferungen in den letzten Jahrhunderten durch äußere Einflüsse gar nicht gestört wurden, so sind diese Motive nur in begrenzter Anzahl vorhanden und werden häufig wiederholt. Hierdurch wiederum verbreitete sich ihre Kenntnis und ihr Verständnis bis in die untersten Schichten des Volkes.

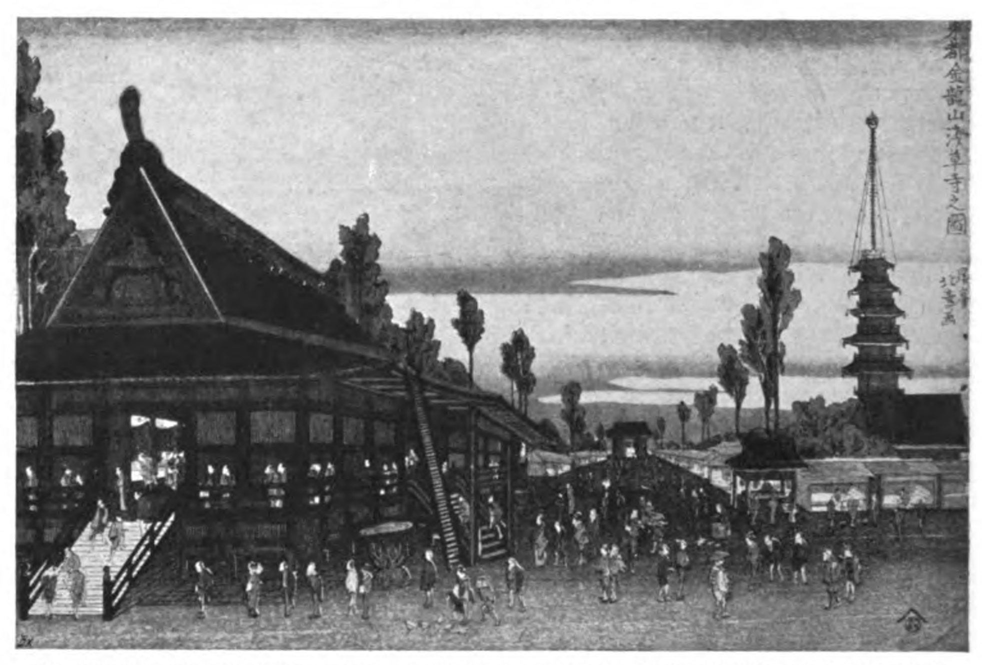
Als Beispiel einer solchen Symbolik mag der abgebildete Schreibkasten (S. 548) gelten, der unter dem Einsatz für die Pinsel ein handschriftliches Büchlein mit einem Auszug der Novelle Kocho enthält, eben der, welche die Anregung zur Dekorierung des Kastens gegeben hat. Zugleich zeigt das Innenbild Vasen mit langstieligen Blumen, deren kunstvolle Biegungen die Anfangsworte der beiden Gedichte wiedergeben, in welchen die Novelle gipfelt.



Picknickkasten (Bentobako), bestehend aus fünf Speisebehältern und zwei Sakeflaschen, aus Goldlack (Hira- und Takamakiye) mit dekorativen Verzierungen. Achtzehntes Jahrhundert. (Kunsthandlung R. Wagner, Berlin.)



Die häufigen Reisen der Fürsten an den Hof des Shoguns, die Wallfahrten und die Kriegszüge machten die Herstellung von tragbaren Kasten in tausendfältiger Gestalt, vom Taschenkästchen bis zum Reisekoffer, der von zwei Männern am Tragbalken gehalten wird, notwendig. Bei dem Fehlen aller Schränke werden die Gewänder auch im Hause in derartigen Kästen aufbewahrt. Auch tragbare Kästchen für Speisen und Getränke werden für die Ausflüge bei den Wald- und Flußfesten



Der Kwannontempel in Asakusa, mit Turm auf der rechten Seite. Farbenholzschnitt von Shotei Hokuju (um 1835). (Kunstverlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.)

kunstvoll hergestellt. Besonders beliebt sind die kleinen Medizinbüchsen (Inro), die an einer Schnur im Gürtel getragen werden, und deren Herausgleiten durch einen Knopf (Netzuke) verhindert wird.

Alle diese Gegenstände, überhaupt jeder Gebrauchsgegenstand, sobald er für die Vornehmen des Landes bestimmt war, wurde auf das Kostbarste ausgestattet. Bei der sozialen Struktur im alten Japan spielten Zeit, Material und Arbeitskräfte keine Rolle, die Hauptsache war die Dokumentierung des Begriffes der Würde. Nicht das Bewußtsein des Vermögensbesitzes und die Möglichkeit seiner Anwendung galt als vornehm, sondern die Betätigung durch ein der Stellung, der Familie und dem Einfluß entsprechendes Auftreten. Nicht dem Menschen, sondern der Stellung galt der unterwürfige Respekt des Volkes, und so mußte die Überlegenheit auch durch dekorative Wirkungen in jedem Momente zur Erscheinung gebracht werden. Allerdings verlangte die Etikette nicht nur die äußerliche Betätigung, sondern auch die Einhaltung gewisser Gebräuche und Sitten, durch welche ein bis zum Selbstmord gesteigertes Ehrgefühl entwickelt wurde.

Wie diese Gebrauchsgegenstände künstlerisch ausgeschmückt sind, so auch die Hausbewohner selbst. Die volle Farbenfreudigkeit des Japaners kann nicht besser verstanden werden als durch einen Blick in eine Straße. Wie die Häuser klein, schmuck und peinlich sauber, so auch die Straße, in der jeder Strohhalm, jedes Stückchen Papier sorgfältig aufgehoben wird. Dazwischen die Frauen und Kinder mit den glänzenden, schwarz aufdrapierten Haaren in buntfarbigen Gewändern, auf denen oft ganze Bilder eingewirkt, gemalt oder gestickt sind. Dazu kommt die Kostbarkeit des Stoffes, da die Seidenproduktion schon seit Jahrhunderten in großer Blüte stand. Auch die Männer, im Hause meist in dunklen, einfarbigen Stoffen, schmücken sich mit kostbaren Brokaten und Seidenstoffen, wenn sie zu Hofe gehen oder Feste feiern. Selbst der einfache Arbeiter macht einen malerischen Eindruck, wenn er im dunkelblauen Baumwollkittel daherkommt und auf Rücken und Brust einen weißen Kreis mit Schriftzeichen aufgedruckt hat, welcher seine Handwerkertätigkeit bezeichnet. In gleich geschmackvoll wirkender Art sind auch die Kleider des Krieges, die kostbaren Panzer und Helme, die Schwerter, Schilder und Lanzen

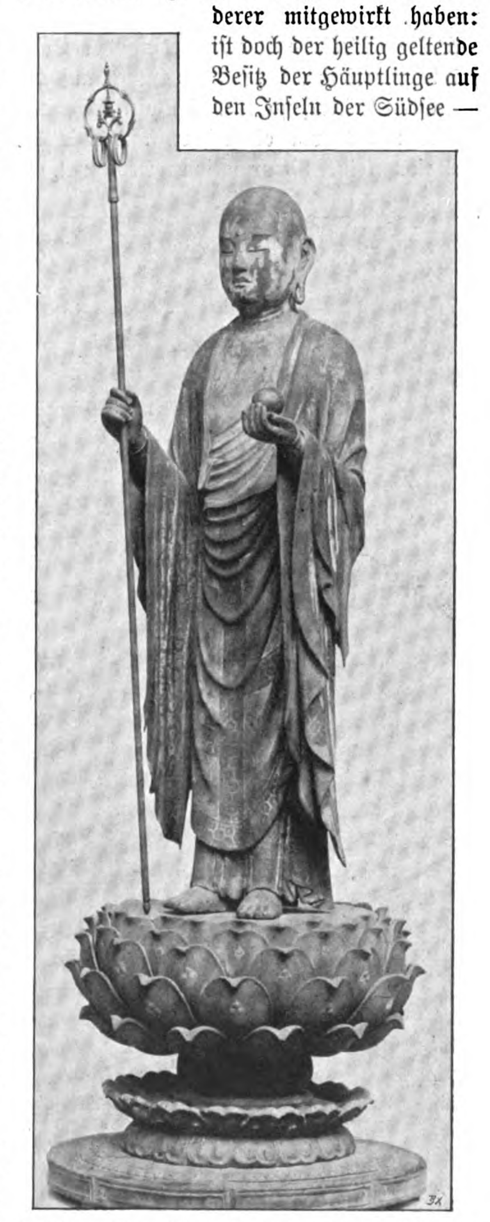
der alten Zeit ausgestattet. Von diesem Farbenglanz sticht würdig das einfarbige Gewand des Priesters ab, der bei Traueranlässen sich nicht schwarz, sondern weiß kleidet.

Selbst die japanische Waffenkunst zeigt jene minutiöse Einzelausführung, die in der Malerei erworben ist. Das einzelne Stichblatt am Schwerte wirkt nicht durch die Form, wie die Parierstange am gotischen Degen, sondern durch die feinen Bilder, die, in Eisen geschnitten, nur bei genauer Besichtigung erkennbar werden.

Bei dieser großen Wertschätzung und Durcharbeitung des Kostüms überrascht das völlige Fehlen von Schmuckgegenständen sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen. Der Mangel an Edelstein kann nicht die einzige Ursache sein, denn Rosenkränze werden für den Kultus hergestellt, und Edelmetalle sind frühzeitig als Schmuck im Gebrauch. Wahrscheinlicher ist es, daß jene wirtschaftliche Entwickelungsepoche gefehlt hat, in der einzelne Gegenstände als Tauschobjekte vor Erfindung des Geldes geschätzt wurden. So waren in anderen Ländern die Ringe an Armen und Füßen ursprünglich die Schatzkammern der Reichen. In Japan ist aus China das kupferne „cash" schon zu einer Zeit eingeführt worden, als noch reinste Naturalwirtschaft, also Tausch in Naturprodukten, in Anwendung war.

Das Haus des Fürsten wird zwar palastartig ausgebaut, aber wenn auch die Festsäle größere Dimensionen als die Privathäuser unter Verwendung besonders ausgesuchter Baumstämme aufweisen, so ist die ganze Anordnung doch immer dieselbe. Alles ist größer, reicher, kostbarer, üppiger, aber die Grundgedanken sind dieselben wie bei dem kleinen Privathause.

Die Tempel haben, ihrem Zweck entsprechend, einige Abweichungen aufzuweisen, aber auch bei ihnen hat die Verwendung des Holzes ähnliche Wirkungen wie beim Privathause hervorgerufen. Besonders große und starke Bäume werden zu mächtigen Holzsäulen zugestutzt, die das überstehende Dach in seiner geschweiften Form tragen. Säulenhallen gestatten den Zutritt des Publikums. Viele Tempel liegen innerhalb großer Anlagen, welche durch malerische Höfe von der Welt abgeschlossen sind, so daß oft erst viele Tore passiert werden müssen, bis man zum Allerheiligsten kommt. Auch hier werden Anklänge an die Urzeit der Einwanderer mitgewirkt haben: ist doch der heilig geltende Besitz der Häuptlinge auf den Inseln der Südsee —



Bodhisotra Jizo, buddhistischer Schutzpatron der Reisenden, mit indischem Rasselstab und Wunschkugel, auf Lotosblume, aus Holz, polychrom. Höhe siebzig Centimeter. Vierzehntes Jahrhundert. (K. Skulpturensammlung, Dresden.) — Siehe Text S. 552.

Tabu genannt — meistens im Inneren des Waldes. Ähnlich wie in den griechischen Tempelanlagen wird auch hier die Natur zu Hilfe genommen, und gar wunderbar male-

rische Terrassen mit hohen, dunkelgrünen Bäumen heben die Wirkung der heiligen Stätten, zu denen alljährlich Hunderttausende pilgern.

Die künstlerische Ausschmückung der Tempel konzentriert sich im wesentlichen auf die vielfachen Göttergestalten. Diese wurden aus China und Korea eingeführt, und wie die Religion keine Reformation erlebt hat, so auch nicht die Darstellung der Götter. Unverändert in der Auffassung werden sie seit 1300 Jahren immer wieder in besserer oder schlechterer Technik in den verschiedensten Materialien, meist in Bronze oder Holz, hergestellt.

Der Glücksgott Fukurokuju auf Hirsch mit Zweig im Maule. Buddhistisches Räuchergefäß (Koro) aus Bronze im Wachsschmelzverfahren. Höhe hundertzehn Centimeter. Tokugawa-Periode. (Kunsthandlung R. Wagner, Berlin.)

Der malerische Sinn, die Liebe zur Farbe, die Freude an den farbigen Gewändern und ihrer malerischen Drapierung haben die Darstellung des Nackten niemals zugelassen. Auch wo ein nackter Körper bei einzelnen Göttergestalten zur Darstellung gelangt, läßt sich immer beobachten, daß die Farbe der Körperteile, sowie die oft unnatürliche Stilisierung malerischem Empfinden gehorcht. Auch selbst die plastischen Linien werden malerischen Gesichtspunkten untergeordnet. Die überlieferte Gestalt der Idee soll dargestellt, aber nicht ein Stück Natur kopiert werden. Eine griechische weiße Marmorfigur würde in Japan unmöglich sein, selbst wenn das Material vorhanden wäre.

Eine besondere Kunstentwickelung hat sich in der Darstellung von Masken zum Gebrauch bei den heiligen Tänzen entwickelt. Woher diese eigenartige Sitte stammt, die bei den hochentwickelten Kulturvölkern Ostasiens ebenso wie bei den Naturvölkern der Südsee allgemein in Anwendung, ist noch nicht genügend erforscht. Wie einst die christlichen Mönche an die Sitten der Germanen anknüpften und die überlieferten heidnischen Gebräuche der neuen Religion anpaßten, so haben vielleicht auch die buddhistischen Priester diese Tänze von den griechischen Theateraufführungen übernommen und nur ihre Bedeutung und Ausdrucksform entsprechend verändert.

Diese Masken haben auch nach anderer Seite hin einen vorbildlichen Einfluß ausgeübt, da das Verständnis für das Mienenspiel nicht entwickelt wurde und feststehende Typen für gewisse Begriffe und Gefühle üblich wurden, die sich jahrhundertelang bis zur neuesten Zeit auf allen Kunstgebieten erhalten haben. Der stets gleichmäßige Kopf mit seinem unnatürlich langen Gesicht, mit seinem kleinen Mund und mit seiner langen Nase, welcher besonders in den Farbdrucken der letzten Jahrhunderte zur geistlosen Schablone ausartete, wird unter dem Einfluß der Masken entstanden sein. Wie weit die

höfische Etikette, welche verbot, im Spiel der Gesichtsmuskeln seine Empfindungen zu verraten, einwirkte, oder wie weit diese Etikette



Tanzmaske für Tempelfeste, aus Holz, polychrom. (Kunsthandlung R. Wagner, Berlin.)

durch das überlieferte Maskenideal der gleichbleibenden Ausdrucksart entstanden ist, läßt sich wohl kaum nachweisen: wahrscheinlich liegt eine gegenseitige Beeinflussung vor.

Vor den Gottheiten oder dem Grabmal verdienter Männer stehen oft niedrige Tischchen mit drei Gegenständen: in der Mitte ein Räuchergefäß (Koro), links eine Vase mit Blumen, rechts ein Leuchter. Dem Zweck entsprechend wird die traditionelle, buddhistisch-chinesische Form beibehalten.

Häufig findet sich der Himmelshund mit der Kugel dargestellt, selten die anderen Fabeltiere, welche der Buddhismus aus Indien mitgebracht hat. Aber gewisse Grundzüge bleiben meist erhalten, so daß man kirchliche Gerätschaften an einer gewissen feierlichen Stilisierung leicht erkennen kann.

Während in Europa durch den Einfluß der nacheinander hervortretenden Völkerschaften immer neue Ausdrucksformen auch für die kirchlichen Ideen und Dinge gefunden werden, bleiben in Japan der Kirchenglaube und mit ihm die Formensprache stets unverändert. Und da alle Kunst zuerst kirchlich war, blieb ihre Pflege während des ganzen Mittelalters im wesentlichen auf die Klöster beschränkt. Trotz der blutigen Bürgerkriege und häufigen Erdbeben haben es die Priester der heiligen Tempel verstanden, die alten Skulpturen und Malereien zu schützen und zu erhalten. So können wir die Kunst bis zu ihrem Import im sechsten Jahrhundert an hervorragenden Originalwerken verfolgen. Kein Land der Welt hat eine so vollständige Sammlung seiner Kunstwerke durch alle Jahrhunderte erhalten wie Japan. Selbst alte chinesische Bilder kann man besser in Japan als in China studieren.

Schon im Mittelalter begann man die Geschichte der Künstler und ihrer Kunstwerke zu schreiben, so daß ein reichhaltiges Quellenmaterial vorliegt. Das Studium zur Feststellung einer Kunstgeschichte, wie wir Europäer für uns eine solche aus wenigen, zufällig erhaltenen einzelnen Stücken rekonstruieren müssen, ist in Japan nicht nötig.

Niemals hat ein fremdes Volk erobernd seinen Fuß an die Gestade Japans gesetzt, und als im sechzehnten Jahrhundert die christliche Religion Japan geistig zu erobern drohte, setzte eine konservative Reaktion ein, die den neuen Geist mit Stumpf und Stiel ausrottete. Alle Kämpfe im Inselreiche waren nur Bürgerkriege, und Sieger und Besiegte verband die gemeinsame Religion und Geschichte.



Himmelshund (Kirin) aus Bronze. Schmuckstück eines Tempels. Höhe dreiundsiebzig Centimeter. Tokugawa-Periode. (Kunsthandlung R. Wagner, Berlin.)

Noch einer merkwürdigen Einrichtung müssen wir gedenken, welche für die Kunstentwickelung der Töpferei ausschlaggebend ge-

wesen ist. Es sind dies die Tee-Zeremonien mit ihren besonderen, kostbar angefertigten Gefäßen. Wann diese Sitte entstanden, steht nicht fest. Jedenfalls wissen wir, daß schon im Mittelalter die Regeln der Tee-Zeremonie (Chanoyu) festgesetzt wurden, und zwar nicht nur die für das Zubereiten, das Eingießen und für die Bewegungen beim Trinken, sondern auch die für die Ausschmückung der Räume, in denen die Feier stattfand. Daß gerade der Tee für diese Feierlichkeiten verwendet wird, scheint zu zeigen, daß er wie alle anderen Kulturprodukte, aus China eingeführt, zuerst als besonders kostbar galt und nur zu kirchlichen oder privaten Feierlichkeiten Verwendung fand. Erst durch Anbau der Teepflanze in Japan wurde er zum allgemeinen Volksgetränk erhoben; trotzdem blieb die Zeremonie bis zum heutigen Tag erhalten. Es ist schwer, hier irgend einen Vergleich mit europäischen Verhältnissen zu ziehen. Der Trinkkomment der studentischen Kreise zeigt gewisse Ähnlichkeiten, aber doch auch sehr viele Verschiedenheiten. Im Mittelalter waren es, wie später bei uns die Freimaurerlogen und die Burschenschaften, politische Vereinigungen, die sich allmählich zu literarischen und künstlerischen, schließlich zu gesellschaftlichen Zusammenkünften entwickelten. Hideyoshi sammelte am Ende des sechzehnten Jahrhunderts alle Teeregeln und erließ bestimmte Gesetze, die im wesentlichen noch heute Geltung haben.

Weiße Reiher und Birken im Schnee. Gemälde des Chinesen Chung-Mu, aus dem Besitz des Tempels Nishi Hongwynji, Kyoto. Um 1300. (Nach japanischer Reproduktion.) — Siehe Text S. 556.

Der besonders ausgesuchte Tee wird pulverisiert und in kleinen Gefäßen (Chaïre) mit Elfenbein- oder Lackdeckel aufgehoben. Es wird ausschließlich Ton für die Teebüchse verwendet, da er sich besonders gut für die Erhaltung des Teearomas bewährt haben soll. Der Tee wird, im Gegensatz zu europäischem Gebrauch, in der einzelnen Tasse selbst hergestellt. Diese Gefäße (Chawan), ebenfalls aus Ton hergestellt, sind so groß, daß sie im Kreise zum Trinken herumgereicht werden können. Die Teebüchsen und Trinkgeschirre sind in tausendfältig verschiedener Form und Gestalt vorhanden. Da sie nur zu besonders feierlichen Festen gebraucht werden, wird ein ganz besonderer Wert auf die kunstvolle individuelle Ausführung der einzelnen Stücke gelegt, und da die Verwendung anderen Materials als Ton durch die Tradition ausgeschlossen ist, so ist es zu bewundern, mit welchem Raffinement immer wieder neue Wirkungen in demselben Ma-



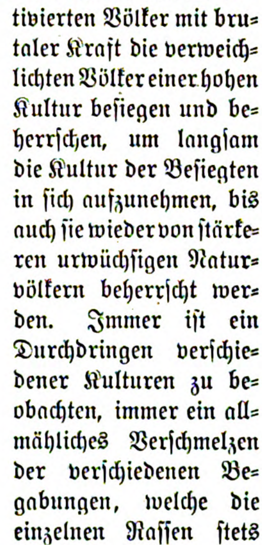
Teeschale (Chawan) aus Steingut mit Überlaufglasur (Rakuyaki) und teilweiser Bemalung. (Kunsthandlung H. Sänger, Hamburg.)



Teebüchsen (Chaïre) aus Steingut mit Überlaufglasuren (Rakuyaki) und Deckel aus Elfenbein. (Kunsthandlung R. Wagner, Berlin, und H. Sänger, Hamburg.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

terial und demselben Format erzielt werden. Die Überlaufglasuren werden in einer bewundernswerten Feinheit und Verschiedenheit der Farbentönung und der Zeichnung durchgeführt. Die scheinbar zufälligen Wirkungen zeigen den allerfeinsten, bewußten Kunstgeschmack. Hideyoshi schenkte seinen Feldherren als besondere Auszeichnung derartige Teegeschirre, die schon damals wegen ihres Alters und ihrer Schönheit besonders geschätzt wurden.



Wassergefäß mit Deckel für die Teezeremonie, aus Steingut mit blauer Malerei auf grauem Crackeléegrund. Tokugawa-Periode. (Sammlung Münsterberg, Berlin.)

Wir haben bisher hauptsächlich die Grundlagen erörtert, welche die Objekte der Kunsttätigkeit bedingen. Wir wollen nunmehr zu den subjektiven Momenten übergehen, welche den Inhalt der Darstellung beeinflussen.

Hierbei kommt in erster Linie die Rasse in Betracht. In der ganzen Welt finden sich Grenzvölker, die unter dem Einfluß klimatischer oder politischer Verhältnisse verschiedenartige Stufen der Zivilisation und Kultur erlangt haben, Grenzvölker, die durch die Natur ihrer Länder körperlich und geistig verschiedenartige Befähigungen erhalten haben. Sei es im feindlichen, sei es im friedlichen Sinne, immer finden Berührungen und Verschmelzungen dieser verschiedenen Völkerschaften statt; meistens werden die minder kultivierten Völker mit brutaler Kraft die verweichlichten Völker einer hohen Kultur besiegen und beherrschen, um langsam die Kultur der Besiegten in sich aufzunehmen, bis auch sie wieder von stärkeren urwüchsigen Naturvölkern beherrscht werden. Immer ist ein Durchdringen verschiedener Kulturen zu beobachten, immer ein allmähliches Verschmelzen der verschiedenen Begabungen, welche die einzelnen Rassen stets neu gezüchtet haben. Nicht so in Japan in den letzten vierzehnhundert Jahren. Der Kulturzustand der Ureinwohner mag dem der Ainos entsprochen haben, welche sich in ihrer geringen, noch heute lebenden Bevölkerungszahl vollkommen rein erhalten haben. Diese haben das fragwürdige Ideal der Vertreter jener Rassentheorie für Erhaltung der Reinheit einer Rasse erreicht, indem sie die ihnen eigene Begabung durch jahrtausendelange Züchtung konservirt haben. Die Folge dieser geistigen und körperlichen In-

Sechsteiliger Wandschirm von Kaihoku Yusho (1532 bis 1615), im Stile des chinesischen Künstlers Liang Kai der Sungdynastie, Päonien darstellend. Original im Tempel Myoshingi, Kyoto. (Nach japanischer Reproduktion.) Siehe Text S. 556.



Frühlingslandschaft an einem Gebirgsstrom mit spielenden Männern und Dienern. Kakemono von Kano Moto-Nobu (1476 bis 1559) im Stile der chinesischen Maler aus der Sungdynastie. Original im Tempel Reinnin, Kyoto. (Nach japanischer Reproduktion.)

zucht ist Einseitigkeit und Stillstand jeder kulturellen oder zivilisatorischen Entwickelung. Eine Kultur in Japan beginnt erst, als ein höher kultiviertes Volk landet und auf den Inseln die Herrschaft erringt. Erst bei der Verschmelzung des schlank gebildeten, geistig regsamen Südländers mit dem plumpen breitköpfigen Ureinwohner kommt jene Blutmischung zustande, welche den Anstoß zu einer Fortentwickelung gibt. So sehen wir von Anfang an die Bewohner der Insel in heftiger Fehde. Die Ureinwohner werden besiegt, zu Bauern und Knechten gemacht, während die siegreichen Herren den Adel begründen.

In diese kriegerisch-bäuerische Bevölkerung kommt dann im sechsten Jahrhundert durch chinesische und koreanische Priester der Buddhismus mit seiner fertigen Religion und zugleich mit einer weit höher stehenden Kultur und Zivilisation. Neben geschnitzten Heiligengestalten gelangt auch die Malkunst und vor allem die Schrift nach Japan. Neben den Herren des Grund und Bodens gelangen die gelehrten und technisch geschulten Priester zu einer bedeutenden Macht und werden die Träger der Kultur.

Nicht nur die Technik, sondern auch das Kunstempfinden, die Weltanschauung wird aus China mitgebracht. Die chinesischen Priester malen naturgemäß chinesisch, und so beginnt die japanische Kunst nicht wie bei den Germanen mit der Arabeske am irdenen Topfe, sondern mit der Nachahmung fertiger Kunstwerke einer hohen, aber zunächst fremden Kultur.

Die Herrschaft der Kirche wird bald von der des Adels ergänzt, und nach jahrhundertelangen Bürgerkriegen entsteht mit der Herrschaft des siegenden Adels auch die national-japanische Kunst. Als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter den drei großen Staatsmännern Nobunaga, Hideyoshi und Yeyasu das Inselreich unter einem Zepter vereint ist, da war auch der Höhepunkt der japanischen Kunst, die Zeit der Klassiker erreicht. Yeyasu sicherte seiner Familie, der Tokugawa, die Herrschaft, welche 276 Jahre dauerte, aber in der langen Zeit wird nur das Überlieferte entwickelt, es fehlt jede neue tiefeingreifende geistige Befruchtung, wie nur die Berührung mit anderen Völkern sie bringen kann.

Die Tokugawa waren nur die tatsächlichen militärischen Herrscher, während der Mikado, der Göttersohn, der gefangene geistliche Herrscher blieb. Dieser Dualismus von Priestertum und Adel spiegelt sich auch fortgesetzt in der Kunst wieder. Niemals hat Religion zum Fanatismus geführt, niemals das blutige Soldatenregiment zu einer völligen Zerstörung der Kultur. So eigenartig wie der politische Dualismus, so eigenartig auch die gegenseitige Durchdringung beider Weltanschauungen, ohne daß eine zur absoluten Herrschaft gelangte.

Aus China kamen auch jene scharf beobachteten Darstellungen von Tieren und Pflan-

zen, aber niemals haben asiatische Künstler das Bestreben gehabt, die Natur genau zu kopiren wie in einem naturgeschichtlichen Werke; immer werden symbolische Beziehungen zum Leben des Menschen zum Ausdruck gebracht. Das Studium der Natur war nur Mittel zum Zweck, niemals Selbstzweck. Der Ostasiate malt und zeichnet mit einer gewissen lyrischen Stimmung, auch dann, wenn er scheinbar die Natur bis ins Tüpfelchen kopiert. Sein Streben geht darauf aus, eine Impression zu geben, wie die Natur dem subjektiven Auge des Künstlers in einer gewissen Stimmung erscheint.

Man kann auch hier von jenem Dualismus sprechen, den wir bei der politischen Gestaltung kennen gelernt haben. Niemals hat in Japan eine Weltanschauung, sei es die religiös-mystisch-symbolische oder die naturwissenschaftlich-realistische, ausschließlich geherrscht. Gerade in der Harmonie dieser beiden Weltanschauungen erblicke ich ein kennzeichnendes Merkmal japanischer Auffassung, bedingt dadurch, daß die militärischen und die kirchlichen Mächte einen Ausgleich geschaffen haben, der viele Jahrhunderte ohne innere Kämpfe bestanden hat.

Das Studium der Natur wurde noch besonders durch die Natur selbst unterstützt. Das Klima Japans weist eine Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenwelt auf, wie sie selten in der Welt gefunden wird. Zwischen den herrlichen Laubwäldern, die an Schönheit und Tiefe der Farben nur mit unserem deutschen Walde verglichen werden können, ragt jener heilige Berg, der Fujiyama, mit seiner schneegekrönten Spitze, der als „Ewig Gewaltiges“ die heilige Ausnahme bildet. Dann wieder neben dem offenen Meere wunderbare Einfahrten zwischen Hügel und Wäldern, wie sie Nagasaki zeigt. Dagegen fehlen die großen und wilden Tiere, und soweit solche dargestellt sind, entstammen sie den chinesischen Vorbildern. Die Zucht der Seidenraupe sowie die Tee- und Reispflanzungen verlangen liebevolle kleinliche Behandlung von Menschenhand; nicht dagegen entwickelt sich landwirtschaftlicher Raubbau mit Tieren und Maschinenbetrieb.

Sahen wir vorhin bei der Besprechung des Hauses, wie die Lebensgewohnheiten des Japaners ihn auf die Beobachtung des Kleinen und Minutiösen hinlenken, so auch hier in der Natur. Das Leben der Insekten und der kleinen Vögel ist nirgends in der Welt so sorgsam beobachtet und studiert worden wie in Japan. Aber niemals finden wir ein Insekt oder einen Vogel als naturwissenschaftliche Demonstration wiedergegeben, sondern immer in Beziehung zu dem Leben des Menschen oder als Symbol. Wie die Tiere sich hassen und lieben, wie sie sich



Eine Harfen-(Koto-)Spielerin mit zwei Dienerinnen. Farbenholzschnitt von Koriusaï (um 1775). (Kunstverlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.)

schützen vor Feinden oder auf die Jagd nach Nahrung gehen, immer wird sich die Darstellung in irgend einer Weise auf die Gedanken des Menschen beziehen.

Wie in der Dichtkunst der Japaner nach dem chinesischen Vorbild in Bildern spricht, so auch bringt er seine Empfindungen in der Bildersprache zum Ausdruck. Will er von Liebe sprechen, so redet er nicht von der Menschenliebe, die sündhaft und unbeständig sein kann, sondern er nimmt als Symbol Vögel, von denen er weiß, daß sie besonders lange Treue halten. So muß man jenen Tier- und Pflanzenbildern, in denen wir nur Abbilder der Natur erblicken, tiefe symbolische Bedeutung beimessen, wie wir ungefähr in den Darstellungen aus der Christusgeschichte mehr als das Schicksal des einzelnen Menschen erblicken.

Schließlich will ich noch an einen sehr bedeutenden Einfluß erinnern, das ist der der Schrift. Die chinesisch-japanischen Schriftzeichen zeigen in der Form ihre technische Entstehung. Nicht wie die griechischen und lateinischen Buchstaben sind sie aus der in Ton oder Stein gemeißelten Keilschrift hervorgegangen, sondern aus Ritzungen im Palmenblatt und bei der weiteren Entwickelung aus der Malerei mit dem Pinsel auf Papier. Haben somit die europäischen Schriften etwas Massives, Architektonisches, so haben die japanischen Schriftzeichen etwas malerisch Biegsames. Da die Schriftzeichen das sind, was jeder Mensch am häufigsten in gleicher Wiederholung sieht, und deren Formen sich daher am stärksten einprägen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Zeichen gerade für die Entwickelung der Kunstsprache von stärkstem Einfluß gewesen sind. Das Gefühl für Symmetrie wird im wesentlichen mit von ihnen beeinflußt, und jenes Leichte, Flüssige, Weiche, das wir in den japanischen Zeichnungen bewundern, dürfte aus jenem Schönheitsgefühl entstanden sein, das durch das Nachmalen der kalligraphischen Schriftzeichen sich entwickeln mußte. Diesem erworbenen Schönheitsgefühl der biegsamen, fließenden Linien entspricht auch die Frisur und der Faltenwurf der Gewandung, selbst die Bewegung der Menschen paßt sich diesem Schönheitsgefühl an. Dazu kommt auch die Ausübung des Schreibens. Nicht wie bei uns liegt der Arm fest auf, sondern der Japaner, auf der Erde hockend, hält sein Papierblatt frei in der Hand und führt mit freischwebendem Arme den Pinsel. Da außerdem die feuchte Farbe auf dem porösen Pflanzenpapier eine Retouche nicht gestattet, so wird Auge und Arm zum schnellen und sicheren Zug der Linien besonders ausgebildet. Dieser Stil des Pinsels läßt sich bei jeder Technik verfolgen.



Der Dichterfürst Kakimoto no Hitomaro († 724), Pinsel und Papier haltend, mit Schreibtisch und Schreibkasten. — Deckel eines Schreibkastens (Suzuribako) aus reliefartigem Gold- (Takamakiye) und mehrfarbigem Lack auf Silberlackgrund (Ginji) mit rötlichem Schein. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. (Innenseite und Einsatz vgl. S. 547.) (Sammlung G. Jacoby, Berlin.)

Den Begriff der europäischen Symmetrie, des gleichmäßigen rechts und links, des paarweisen Ausgleiches, kennt der Japaner überhaupt nicht, und dennoch beobachtet er in jedem Schriftzeichen, das uns als ein zufälliges Durcheinander von Linien erscheint, ein feines symmetrisches Gefühl des Ausgleiches. Tatsächlich werden die Werte der Farben vollkommen ausgeglichen, nur die der Linien nicht.

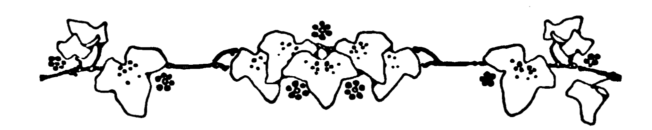
Von bedeutendem Einflusse dürfte auch der Mangel an großer Architektur gewesen sein. Es fehlte das Studium in der Entwickelung großer Fassaden und Stubenwände und die Arrangierung von Zimmereinrichtungen. Dieses Fehlen der Architektur und der Mangel an Säulenhallen und endlosen Fassa-

den sind auch für die Entwickelung der Perspektive von ausschlaggebendem Einfluß gewesen. Sehen wir selbst in Europa erst in der Renaissancezeit die Perspektivlehre sich wissenschaftlich auf Grund der Säulenordnungen in der Architektur entwickeln, so kann es uns nicht wundern, daß bei dem Fehlen dieser Architektur-Probleme in Japan eine konstruktive Perspektivlehre sich nicht entwickelte. Der Japaner bleibt in der Perspektive auf demselben Standpunkte wie der Europäer bis zur Zeit der Frührenaissance.

Wie weit unsere heutige Auffassung der Perspektive richtig ist, oder wie weit wir sie für richtig halten, nachdem wir gelehrt worden sind, nach gewissen Gesichtspunkten zu sehen, das bleibt noch eine Frage. Jedenfalls gibt es viele japanische Bilder, deren Perspektive unseren Anschauungen vollkommen entspricht. Zeigen doch die deutschen modernen Impressionisten, daß es gar nicht darauf ankommt, eine konstruktive richtige Perspektive zu zeichnen, sondern nur die Impression wiederzugeben, welche unser Auge empfindet. Und da bleibt es eine offene Frage, ob wir mit unserem Auge auch wirklich ohne Verstandesbetrachtung und Gewohnheit die Impression der konstruktiven Perspektive überhaupt empfinden würden.

Als wesentlich erscheint mir endlich auch, daß der Japaner nicht auf der senkrechten Wand malt, wie die europäischen Künstler es von der Freskomalerei her gewöhnt waren, sondern auf das flach auf der Erde liegende Papier, auf welches er von oben aus nächster Nähe herabschaut.

So sehen wir eine Fülle von Eigenarten, die in ihrer Gesamtheit und gegenseitigen Beeinflussung das künstlerische Empfinden und Streben der Menschen zu einer in der Welt einzigen Art entwickelt haben, zu der japanischen Kunst.



Nusch von Rothenburg

Gelt, ihr Leute, das war ein Schwank,
Der damals dem Burgemeister gelang!
Den Schluck möcht' in unsern schwächlichen Tagen
Der beste Trinker nicht mehr wagen.

Das war der Held von Rothenburg,
Der trank in einem Zug sich durch! —
Der Tilly ließ hundert Kanonen sprechen,
Eh' er den Starrsinn der Stadt kunnt' brechen.

Drauf ritt er mit Paukenschlag durch den Wall,
Mit hellem Zinken- und Hörnerschall.
„Ließt lange mich draußen klopfen und passen,
Eh's euch behagte, mich einzulassen!

Fürwahr! ich bin von kurzer Tat,
Drum büßt ihr's mir alle, ihr Herren vom Rat;
Gar manchem ist der Kopf ungestutzt noch,
Und mancher Baum hier steht unbenutzt noch!

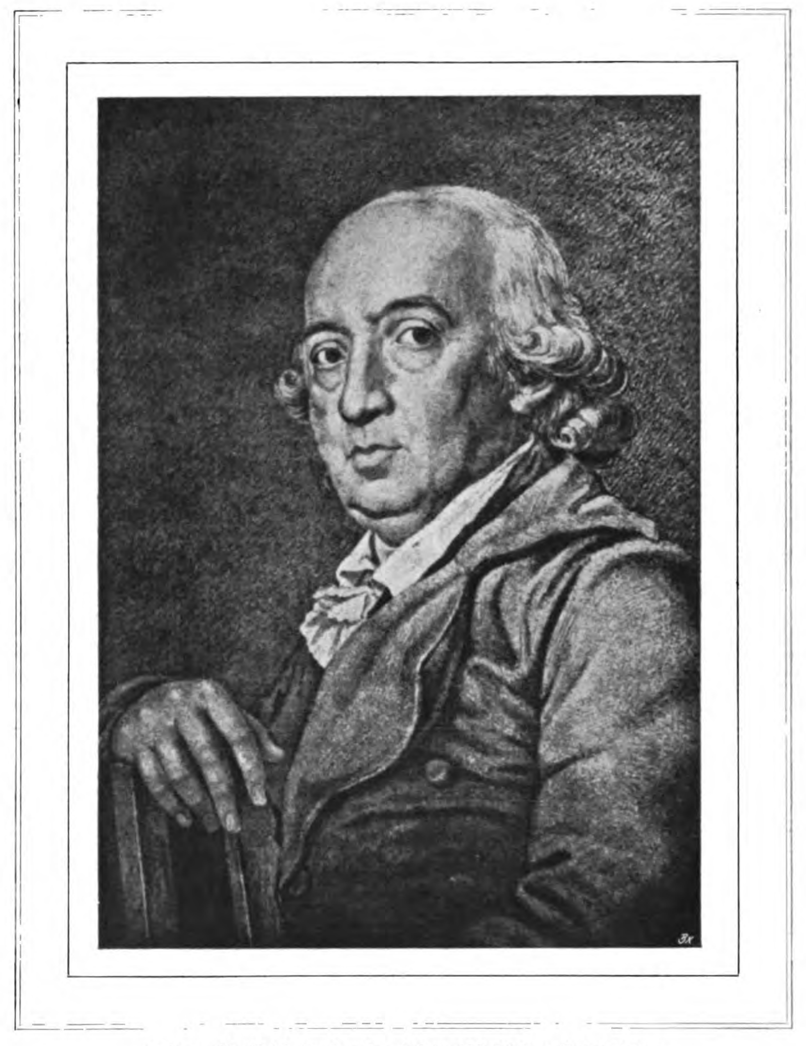
Doch vorher, ihr Herren, kredenzt mir fein
Ein Gläschen von eurem Tauberwein;
Ich habe seit Tagen danach getrachtet,
Mir ist der Gaumen verdorrt und verschmachtet!"

Einen großen Humpen brachte man schnell,
Den schleppten zwei Stadtsoldaten zur Stell';
Das Ungetüm maß der Schoppen ein Dutzend —
Der Tilly besah ihn, den Bart sich putzend.

Und lächelnd sprach er: „Euch sei geschenkt
Das Leben, so einer sich unterfängt
Von den wohlehrbaren Herrn, zu leeren
Den Humpen hier, ohne aufzuhören!"

Das war der Held von Rothenburg,
Der trank in einem Zug sich durch.
Da lachte der Tilly und fragte: „Wie heißt Er?"
Das ist der Nusch, unser Burgemeister!

Richard Zoozmann.



Johann Gottfried Herder im sechsundfünfzigsten Lebensjahre.
Nach der Kreidezeichnung von F. Bury.
(Aus dem Besitz Ihrer Exzellenz der Frau Staatsminister von Stichling in Weimar.)

Zum hundertjährigen Todestage Herders

Von

Eugen Kühnemann

(Nachdruck ist untersagt.)

Vor wenigen Jahren ist der hundertundfünfzigste Geburtstag Goethes mit einer jubelnden Freude als ein allgemeines Volksfest gefeiert worden. Eine stillere ernste Feier steht bevor — kein Geburts-, sondern ein Todesfest, um so mehr vielleicht ein Fest des Gedenkens. Die Tage werden in schneller Aufeinanderfolge kommen, an denen vor hundert Jahren die Begründer unserer deutschen Bildung von uns gegangen sind, und an denen es Pflicht und Freude wird zu überschlagen, was wir auf ihrem Grunde gebaut und aus ihren Leistungen gemacht haben. Wenige Monate trennen voneinander den hundertjährigen Todestag Herders und den Kants. Die beiden

großen Lichtbringer des Geistes aus dem deutschen Osten schieden beinahe gleichzeitig aus der Welt. Erst neunundfünfzig Jahre alt, mit dem Gefühl der tiefen Unbefriedigung, mit der inbrünstigen Sehnsucht, noch einmal einzusetzen, starb Herder, als ein früh verbrauchter und aufgeriebener Mann. Neben ihm grünte und blühte es von den Gewächsen eines Samens, den er selbst gestreut, und ihm schien es frostiger Herbst. Und hat das Schicksal, das er noch selbst erfuhr, nicht auch nach seinem Tode noch über seinem Werke gewaltet? Die Arbeit Kants ist der Grund geworden fast für die gesamte philosophische Forschung des neunzehnten Jahrhunderts, soweit sie zählt. Sie ist noch jetzt der Ausgangspunkt für jeden, der in die Philosophie hineinwachsen, an ihren Problemen mitarbeiten will. Ja, immer mehr scheint die Überzeugung durchzudringen, daß mit ihm der Beginn gemacht ist für die Philosophie als Wissenschaft. Und so bleiben seine Werke als der Ausdruck einer der größten Taten in der Geschichte des Geistes.

Aber jeder weiß, welch ein Anreger Herder gewesen ist. Wir sehen ihn neben dem jungen Goethe als den, der ihm Wege und Bahn wies. Wir wissen von ihm als einem der reichsten Geister, die der deutsche Boden trug, einem Seelen- und Völkerdeuter ohnegleichen, einem Manne, der menschliches Leben verstand in der Fülle der geschichtlichen Erscheinungen wie keiner vor ihm, und der zugleich ein großer Prediger reinen und freien Menschentums war. Aber warum steht denn sein Name nicht in selbstleuchtender Klarheit neben den drei oder vier größten Namen der deutschen Geistesgeschichte? Den Lohn und Ertrag seiner anregenden Arbeit haben die großen Dichter davongetragen, die in Tat umsetzten, was bei ihm Wort und Mahnung war. Seine großen Blicke in die Weiten und Tiefen des Völkerlebens sind von der späteren Wissenschaft in die Form methodischer Arbeit gebracht, und in dem unablässigen Fortschreiten verlor man den ersten Anfang aus dem Gesicht. Seine geschichtsphilosophischen Werke sind für ihr Gebiet nicht die große Schule der Einführung, wie es die Werke Kants für die Philosophie sind. Etwas Trauriges liegt darin, daß auch in seiner Nachwirkung einer der reichsten und tiefsten Geister Deutschlands sogar vor so manchem Geringeren in den Schatten getreten ist. Herder hat in der Erinnerung der Deutschen ganz gewiß die Stellung nicht, die ihm gebührt. Und wenn wir nun sein ernstes Totenfest feiern, so ist es eine Feier der Dankbarkeit und der Wehmut. — —

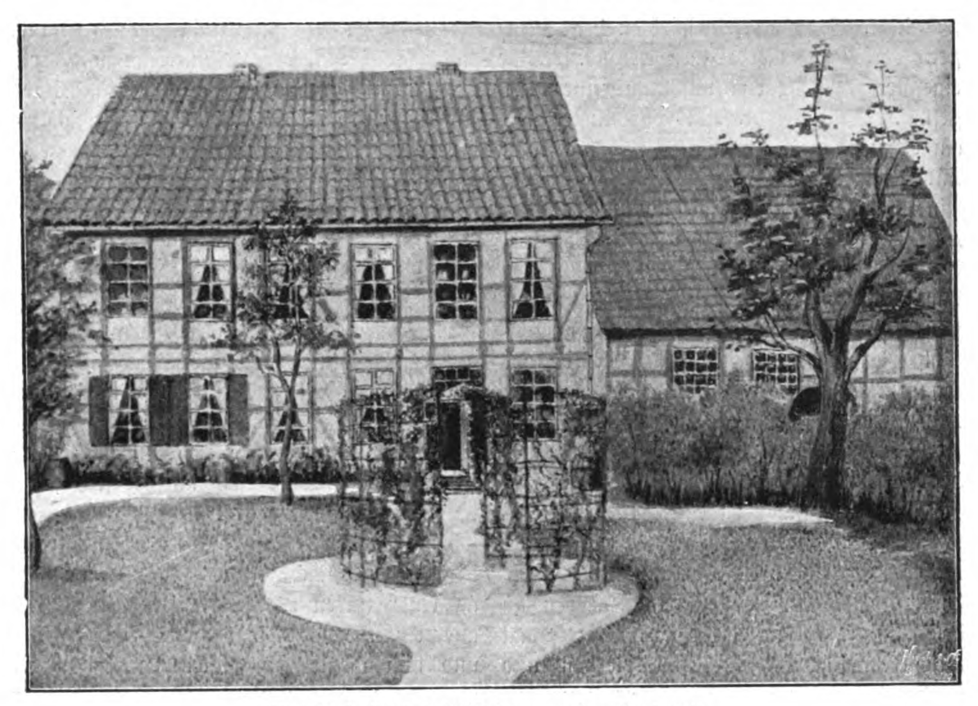
Überfliegen wir in unserer Erinnerung in großen Zügen den Gang des Herderschen Lebens. Herder ist geboren in engen und kleinen Verhältnissen im Jahre 1744 in Mohrungen, einer kleinen ostpreußischen Stadt. Durch harte Demütigungen ging er hindurch, als er beim grämlichen Diakon Trescho Hausburschendienste tat, ohne sich aufzulehnen. Er kommt auf die Universität Königsberg. Die größten Lehrer, die ihm beschieden werden konnten, gewinnt er zu Freunden, Kant und Hamann. Beide vermitteln ihm die Einwirkung Rousseaus. Der engsten Schulhaft kaum entronnen, tritt er mitten in das brausende Leben der neuesten Gedanken, der tiefsten Kritik, der größten Fernblicke hinein. Von eigenen Ideen voll, kaum zwanzigjährig, gewinnt er in Riga, einer damals noch ganz deutschen Stadt im fernen russischen Osten, als Lehrer und Prediger die Liebe und Bewunderung der ganzen Stadt und beginnt mit Hast und Leidenschaft, immer Neues anfangend, immer wieder umstürzend, unermeßliche Pläne wälzend und zugleich in vielen Kleinlichkeiten hangen bleibend, die eigene geniale Schriftstellerei. Es sind die Jahre 1767 bis 1769. Immer aufs neue erzählen uns diese seine Bücher von der erstaunlichen Genialität des einzigen Jünglings, die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", gleich reich an historischer Einsicht wie an Hoffnung und an frischer Anregung für die Gegenwart, die „Kritischen Wälder", die in kleinem literarischem Gezänk entgleisen, um dann wieder auszuholen zu dem wahrhaft großen Entwurf einer neuen Ästhetik, der Torso eines Denkmals auf Thomas Abbt, der das Ideal der Biographie aufstellt, die wir noch jetzt erwarten und nicht besitzen, die „Archäologie des Morgenlandes", die mit dichterisch-historischem Blick so unendlich frei und unbefangen an das Alte Testament herantritt. Und wer hätte das „Journal

meiner Reise“ (der Seereise von Riga nach Nantes) gelesen, ohne den Eindruck zu behalten, daß einer der reichsten Geister hier aus schrankenloser Fülle mitteilt und ausgibt.

Eine Seereise von Riga nach Nantes — vorbei an Kopenhagen und Helsingör, wo Klopstock mit seiner Kolonie deutscher Schriftsteller dänische Gastfreundschaft genoß. Man sieht den jungen Prediger auf seinem Schiff, geschwellt von dem Selbstgefühl und Zutrauen, daß es an ihm allein liegt, ob er Funken schlagen will zu einem neuen Geiste der Literatur, ein literarischer Prophet im wahren Sinne des Wortes, der innerlich vertraut ist mit dem Schaffen der Genien in allen Weiten des Völkerlebens, und der in die Literatur den Ruf hineinschallen läßt, den sie immer braucht, und der ihre großen Epochen bezeichnet: den Ruf nach Eigenheit, nach Selbstheit, nach Ursprünglichkeit. Er fühlt den schöpferischen Funken in seiner Hand, die Flamme eines neuen Lebens. Ihm selber unbewußt zeigt immer aufs neue sein eigentlicher und wahrer Beruf sich an, der des Reformators der Literatur. Er hat und ist die Literatenseele von Geburt, der die Bücher der intensive und konzentrierte Ausdruck des Lebens sind, die aus Büchern herausdenkt und das Leben als den Urstoff immer neuer Bücher fühlt. Aber er sieht auch durch das Buch hindurch den lebendigen Genius, der sich in ihm eine Sprache schuf.

Wie er nun zunächst in Frankreich sich in dem Stolz und der Freude seiner Deutschheit findet, für uns, die wir im Besitze sind, hat diese deutsche Liebe mitten im französischen Glanz etwas Rührendes, das Hervortreten einer neuen Liebe zur Nation, auch zunächst durch das Medium der literarischen Empfindung und der Phantasie. Herder selbst bezeichnet einen großen Schritt auf dem Wege des nationalen Bewußtseins, als er eben in dieser Zeit Goethe gewann. Denn so war der Anfang der neuen deutschen Nationalempfindung der geistige Besitz. Nicht als ein Ausdruck der Freude des Volkes an sich selber bildete sich die große Literatur, sondern an dem Besitz der großen Literatur gewann das Volk die neue Freude an sich selbst, die dann zu großen nationalen Taten führt. Kein Zufall hat es so schön gefügt, daß das Herdersche Büchlein, das wie kein zweites von der Gedankenwelt des Geistesverkehrs mit Goethe zeugt, den Titel führt: „Von deutscher Art und Kunst.“

Hier war der erste Höhepunkt im Leben Herders — unvergänglich wird ihm das Zeugnis bleiben, daß er Goethes Lehrer war. Ein Lehrer, der den Schüler allein auf die eigenen Füße stellt. Indem er ihn anfuhr, maßregelte und demütigte, hat er sein Selbstgefühl gestachelt. Er wies ihm das höchste Ziel der Dichtung, und an dem Bewußtsein der Aufgabe erstarkte Goethes Genius. Wir können es ahnen, wie er ihm die künstliche, kleine deutsche Literatur der Gegenwart zerriß und ihn in ein inneres Verhältnis setzte zum Schaffen des Genius in Homer und Shakespeare, überhaupt zu großer und ursprünglicher Literatur. Nichts Gekünsteltes und Gemachtes! Wo eigenes Leben ist, da ist auch ein eigenes Gedicht, eine eigene Sprache. Wo das Herz ergriffen ist von großen mächtigen Gefühlen, da findet sich der Ausdruck, der die Herzen zwingt, und solche Dichtung lebt. Sie lebt in der Wahrheit ihrer geschauten Bilder und in dem durchgefühlten Ausdruck, der wie eine neue und selbstgeschaffene Sprache ist. Dies war der Appell, der an Goethe erging: sich die eigene Sprache zu bilden als den Ausdruck der selbstgefühlten und selbsterfahrenen Gesichte, das Leben in sich aufzunehmen mit der Fülle des Herzens — mit anderen Worten: ein Selbst zu sein und sich selbst zu geben, aber ein dem Leben zugekehrtes Selbst und sich zu geben im selbstgeschaffenen Wort, in dem die alte Muttersprache sich neu fühlt und beseelt. Herder deutete dem jungen Schüler die Geheimnisse der Genialität, und er traf auf ein Genie — also er deutete ihn sich selbst und stellte ihn zugleich in die Weltgeschichte der genialen Schöpfer hinein von den Urlauten der Volkspoesie über Homer bis zu Shakespeare und Klopstock. In derselben Zeit arbeitet Herder an der Schrift über den „Ursprung der Sprache“. Als ein wahrer historischer Seher faßt er von den Ursprüngen an das geistige Werden der Geschichte in seiner großen Einheit auf, und während er die Vergangenheit auf-



Das Herderhaus in Bückeburg von der Gartenseite.

schließt, wirkt sein Gedanke zugleich unmittelbar auf das Leben.

Von hier aus ging der Weg Goethes zum Götz, zum Werther und zum Faust. Man könnte bei Herder den Eindruck eines Umwegs oder Nebenwegs haben, wenn man ihm in die Bückeburger Einsamkeit folgt. Jedenfalls sind die Werke, die er in dieser Zeit schuf, nicht lebendig geblieben. Eine neue frohe Botschaft meint er zu bringen, die Botschaft eines neuen Glaubens. Er fühlt sich als den Luther seiner Zeit. Die ganze Schriftstellerei dieser Jahre ist eine religiöse. Es ist eine glühende und eine gegen das Treiben der Zeit ingrimmige Religiosität, der rechte Ton eines Predigers in der Wüste. Aber immer wieder tut er die erstaunlichsten Blicke in den Werdegang der Menschheit. Diese Seite seines Schaffens war es, die Goethe an den Schriften auch dieser Jahre bewunderte. Die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ und ähnliche Schriften sind tatsächlich grandiose Studien zur Kulturgeschichte der Menschheit.

Von 1771 bis 1776 war Herder in Bückeburg. Von da bis zu seinem Tode im Jahre 1803 lebte er in Weimar. Ganz deutlich heben sich die drei Epochen seiner Weimarer Existenz gegeneinander ab, die erste der Vereinsamung, aus der er erlöst wird durch Goethes neue Freundschaft. Es folgen die großen Jahre der Lebenshöhe, menschlich bezeichnet durch die Innigkeit des wirklichen Bundes mit Goethe. Die italienische Reise im Jahre 1788 schließt diese Epoche. Die dritte, immer trübere, immer einsamere, erscheint wie das Näher- und Näherkommen des Todes. Bis zum Jahre 1795, bis zum Abrücken von Schiller und zum unheilbaren Bruch mit Goethe, erhielten sich noch Glück und Kraft. Die Jahre, die dann folgen, bieten nur das traurige Bild des Zuendegehens und Welkens. In die ersten Jahre in Weimar fällt die Herausgabe eines der Bücher, mit denen nach dem Gefühl der Nachwelt der Name Herders am engsten verknüpft bleibt. Seltsamerweise überließ er die Besorgung einem Freund. Es war in den Jahren 1778 und 1779, und das Buch hieß „Volkslieder“, wie Johannes von Müller es nach dem Tode Herders, eine offenbare eigene Intention Herders aufnehmend und zugleich mißverstehend, taufte: Stimmen der Völker. Das Gefühl der Nachwelt ist

im Recht. Das Buch gehört zu den eigensten Werken des Herderschen Genius. Seine eigenste Gabe ist das unsäglich feine Mitgefühl. Das fremde Werk durchfühlen wie ein eigenes, in dem Ausdruck fremder Empfindung leben wie in einer eigenen, das ist seine Stärke. In ihm klingen wirklich die Stimmen der Völker wieder, und er versteht in seinen Liedern jedes Volk, und so geht ihm der Reichtum auf der Menschheit in all ihren Kindern, überall eine eigene Ursprünglichkeit, eine eigene Genialität, überall das immer neue und immer andere Leben der wunderlichen Menschenseele, jedes Volk auf seine Art im Recht und alle nur Abwandlungen des immer in denselben großen ewigen Gefühlen erschauernden Menschenherzens. O wie arm ist der „gebildete" Europäer, der nur sein kleines verkünsteltes Dasein kennt. Laßt ihn wieder frisch werden an den Zeugnissen der Urpoesie. Laßt zumal unsere Dichter wieder frisch werden und wieder lernen zu dichten aus dem unmittelbaren Gefühl dieser Welt, die heute noch das Wunder ist wie am ersten Tag, und für die der Verstand mit seinen dürftigen Begriffen nur unser Bestes, die reine Empfänglichkeit, abstumpft.

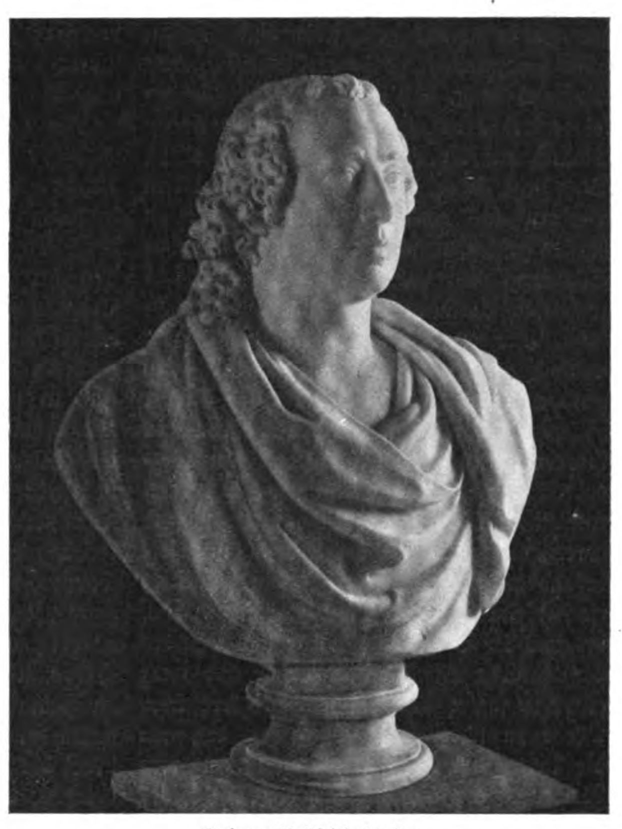
Es gibt kein Werk, das, obschon nur Nachdichtung, so ganz Herder ist wie die Volkslieder — Zeugnis des ästhetischen Mitgefühls, in dem sein ganzes Verstehen wurzelt, Werk des großen Gelehrten, der uns das Verständnis des Völkerlebens erschließt und zugleich, wenigstens in seiner ersten Absicht, ein reformatorisches Werk zunächst für die Dichtung und dann auch für die Kultur. Denn für Herder ist einmal die Reform der Dichtung nur denkbar als Folge und Ausdruck der Reform des Lebens.

Nun folgen die Jahre der neuen Freundschaft mit Goethe, die zugleich die Jahre des Herderschen Hauptwerkes sind, der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Es ist das Zeugnis des Glaubens, wie er in der Weimarer Welt und Bildung lebte, bevor Schiller mit der neuen Kantischen Philosophie in diese Kreise trat. Eine Bildung, gegründet auf die treueste Anhänglichkeit an die Natur. Mit dem Naturbild beginnt das Herdersche Werk, einem Bilde voller Dankbarkeit und Liebe. Diese wissenschaftliche Erörterung ist ein zarter Hymnus. Das fängt mit dem Weltall an und geht zum Bau der Erde über, zu den Tieren und Pflanzen. Und überall spinnen sich die feinen Beziehungen an auf Menschenwesen und Menschenleben. Der Mensch erscheint als der letzte holde Gedanke dieser gütigen Natur. Aber die Ahnungen greifen noch weiter in ein überirdisches Reich höherer Wesen. Hier hört man den Nachklang der Goetheschen Gespräche über die in ihren Reihen sich emporentwickelnde einheitliche Natur. Aber man hört sie aus der Herderschen Stimmung heraus, die fromm versenkt ist in den Reichtum der göttlichen Schöpferkraft und in Ahnungen und Gesichten so vertraut wie in Erfahrungen lebt. Es fehlt seiner Geschichtsphilosophie an eigentlich politischem Verständnis. Es fehlt vor allem an einer klaren Kulturidee, in deren Licht alles einzelne nach seiner Bedeutung gewertet und hineingegliedert würde in die Einheit eines großen Entwickelungsganges. Aber was er der deutschen Bildung hier als köstliches Vermächtnis hinterließ, das war die Gabe des universalen Verständnisses für jede Volks- und Menschenart, das große Gerechtwerden gegenüber jeder menschlichen Eigenart auf der Erde, die Gabe endlich, alle Einzelheiten der Überlieferung zusammenzuschauen in die Einheit des Lebens, es sei eines Volkes oder einer Kultur oder eines historischen Werdeganges oder auch nur eines einzelnen Werkes oder Menschen. Wir danken es Herder, wenn wir in aller Vielheit der Völker die Eine Menschheit begreifen.

Die Werke, die in den Jahren bis zu Herders Tode noch erschienen sind, bilden für sich allein eine kleine Bibliothek. Für die Weite seines Gesichtskreises und die Feinheit seiner Auffassung zeugen sie noch auf jeder Seite. Aber immer breiter wird die Auseinandersetzung, immer mehr „Literatur" ohne unmittelbare Beziehung auf die lebendigen Anliegen der Zeit, immer mehr die Sprache eines Einsamen, der sich von den führenden Geistern abkehrt und für sich bleiben will, und seltsam berührt es, wenn mitten in so vielem längst Vergessenen, ganz spät, fertig erst nach Herders Tode, das Werk erscheint, das allein von Herder als dem Dichter lebendig geblieben ist, eigen-

tümlicherweise auch eine Nachdichtung, „Der Cid". Positiv steht im Mittelpunkt aller dieser Arbeiten die Lehre und Predigt der Humanität. So ist Herder im Gedächtnis der Menschen geblieben als der große Prediger der Humanität, mit dem weit in die Ferne gerichteten Auge, das den ganzen Horizont menschlichen Daseins umspannt, mit der großen Liebe und dem etwas weichen Herzen. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß bereits bei den ersten Anfängen der Humanitätspredigt Goethe sich etwas ironisch aussprach über die Aussichten der künftigen Humanitätsgesellschaft, in der einer des anderen humaner Krankenwärter sein werde. So kommt uns Heutigen die Herdersche Humanitätslehre vor, ein wenig zu mild, etwas allzu idyllisch, immer noch zu viel Rousseau, den harten Kämpfen der Geschichte abgekehrt. Durch diese Züge scheint uns heute die sittliche Seele der „Ideen" etwas fremd und veraltet. Man merkt, wie die Gedanken Herders hervorgehen aus einem feinen ästhetischen Genießen und Mitfühlen. Die Erhabenheit und Strenge der Kantischen Ethik hat in diesen Dingen erst den größeren und freieren Sinn gebracht. Herder möchte, daß alle Menschen recht freundlich und friedsam miteinander auskommen, daß man einander gelten lasse und in sanfter Güte fördere. Die Folge war bei ihm, daß er — theoretisch wenigstens — für das mächtigste Moment in der Geschichte, für das kriegerisch-staatliche Geschehen, keinen Sinn besitzt. Aber andererseits steht nun freilich hinter seiner Humanitätslehre der in ihm neu erwachte Sinn für den Wert und die Eigenart jeder menschlichen Erscheinung. Er möchte, daß sie alle in friedlichem Reichtum nebeneinander zur Geltung kämen, weil er sich an jeder freut und mit jeder fühlt. In dieser seiner Lieblingsforderung der Humanität' hat denn wirklich das Beste des Herderschen Wesens seinen Ausdruck gefunden.

Ich erinnere mich des Wortes, das Herman Grimm einmal sprach — daß eigentlich wir erst Herder wirklich kennen. So manche seiner ersten Schriften hat er zurückbehalten, andere bis zur Unkenntlichkeit überarbeitet, in der ersten Gesamtausgabe der Werke ist der Text mit unglaublicher Willkür behandelt. Erst wir lesen in Suphans Meisterausgabe alle die reichen Entwürfe und Vorarbeiten, die Schriften in ihrer frischen ersten authentischen Form. Nun wissen wir erst, was er gewollt hat. Herman Grimm setzte hinzu: und er erscheint uns so neu, tritt auf mit so vielen, gerade heute wieder wichtigen Gedanken, daß er uns völlig wie ein gegenwärtiger Schriftsteller erscheint. Einige Andeutungen hierüber möchten wir wagen — wie sein Lebenswerk erscheint, wenn ein heutiger Mensch herantritt, und was er uns etwa zu sagen hat. — —



Johann Gottfried Herder.
Büste von Trippel, während der italienischen Reise Herders gearbeitet, in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Hier erscheint uns als das erste der wahrhaft große Begriff von Literatur. Wir fühlen es den Herderschen Jugendschriften an, daß sie aus der größten natürlichen Liebe zur Poesie heraus geschrieben sind. Man wird heutzutage keine Ketzerei begehen, wenn man ausspricht, daß die literarhistorische gelehrte Arbeit von heute nur einen geringen Einfluß auf die allgemeine Bildung besitzt. Dies liegt daran, daß so wenige von diesen Büchern aus einer inneren Notwendigkeit heraus geschaffen sind. Man könnte sich ohne Schwierigkeiten vorstellen, daß die ausgezeichneten Verfasser, welche nun über Dichtung schreiben, ebensogut Anatomen oder Botaniker, Chemiker oder Juristen hätten werden können. So steht es bei Herder nicht. Er hat ein starkes Gefühl von den inneren Gewalten, die ein Kunstwerk hervortreiben. Seine Beschäftigung mit Literatur ist ein inneres Leben mit den Genien, deren Phantasiefülle berauschend und erhebend auf ihn einströmt. Ich gedenke noch einmal eines Wortes von Herman Grimm, der uns im Kolleg eine Stelle aus Herders Aufsatz über Shakespeare vorlas und ganz ergriffen sagte: das ist die rechte Art, über Poesie zu schreiben. Er meinte, daß alle die Betrachtungen, an die man in gelehrten Werken über Dichtung gewöhnt ist, über Zeitumstände, Vorgänger, Mitläufer, Jahreszahlen, ja sehr interessant und lehrreich seien. Aber ein solches Werk ist doch nun einmal eine große schöpferische Tat. Den genialen Schaffensakt in dem Werke begreifen, uns an ihm teilnehmen lassen, uns aber auch daran teilnehmen lassen als an etwas Herrlichem und Großem, das ist Herders Stärke. Er nennt das: die Gedanken in die Seele des Schriftstellers zurückdenken. Der ganze unermeßliche Gedankenreichtum des jungen Herder wurzelt in dieser genialen Fähigkeit. Es ist eine besondere Art Produktivität, die da in ihm erschienen ist. Sie ist heutzutage nicht häufig, aber man kann es gar nicht ausdenken, welch eine Wohltat auch heute in all der Verwirrung und Zerstreutheit unserer ästhetischen Bestrebungen ein Mann sein würde, der diese Großzügigkeit besäße, diesen Sinn für das Einfache und Echte, diesen Blick für die Gründe der Dinge.

Man weiß, daß er die Anregung für alles dieses von Hamann bekam. Dieser aber gab sie ihm in der Form der frohen Botschaft, in der Weihestimmung einer Predigt. Etwas von Gottinnigkeit teilte sich schon den rein literarischen Bestrebungen mit. Es ist doch nicht so ganz ein Zufall, daß Herder gerade ein Prediger war. Er war nun einmal wirklich ein Prediger in seinem Schaffen und Denken. Aber auch dies ist etwas, was wir in diesem Gebiet nur wieder wünschen können. Ein Prediger ist auch Friedrich Nietzsche, der trotz seiner gelegentlichen harten Bemerkungen viel von Herder in seiner Art besaß. Auch bei ihm treten alle die ausgebreiteten literarischen und historischen Interessen in Beziehung zu seinem Predigerberuf und erhalten dadurch ihre Bedeutung und ihren Akzent. Es geht nicht anders — wenn in literarisch-kritischen Dingen etwas geleistet werden soll, das von nationaler Bedeutung ist, so kann es nur von Männern kommen, die sich dafür einsetzen wie für einen gottgegebenen Beruf, wie für eine Sache, an der das Heil der Seele hängt.

Überall denkt Herder an eine Wirkung, die unmittelbar im gegenwärtigen Leben eintreten soll. Er will eine Literatur, die das Werk des Genius ist. Den Genius bezeichnet das, daß sein Werk nicht nach Regeln gemacht, nicht nach Regeln zu messen ist, daß es als eine unmittelbare Erfahrung aus der Seele und ihrem Erlebnis hervorbricht. Wie die Seele sich ihren Ausdruck bildet, das lebt Herder mit einer einzigen Feinheit der Empfänglichkeit mit. Er versteht daher die geistigen Werke als den Sprachausdruck ursprünglicher seelischer Erlebnisse. Ihn berauscht an seiner Arbeit in diesem Gebiet die Fruchtbarkeit des Gedankens, die sich ihm immer aufs neue beweist. Von dem Uranfang der Menschheit an über alle Völker und Kulturen hinweg findet er in allen Zeiten die Seele in ihrer lebendigen Arbeit. Die Sprache entstand aus dem Bedürfnis des Urmenschen, sich mitzuteilen und seinen Erlebnissen einen Ausdruck zu geben. Anders ist die Empfänglichkeit jenes frühen Kulturmenschen, anders die in den entwickelten und wieder anders, noch mehr abgestumpft, die in den greisen Kulturen. Aber überall erkennt man das Schaffen einer ur-

sprünglichen Kraft. So zeichnen sich in ihren geistigen Taten als dem Ausdruck ihres seelischen Seins die verschiedenen Völker und Kulturen voneinander ab. Wie wirkt in dem allen der Stachel für die Gegenwart: wenn es denn überall so viel Reichtum gegeben hat, so viel Frische, so viel Eigenart, solltest du allein verkümmert sein als ein künstlicher Zögling der Regel? Wenn Herder schließlich der große Kündiger der Menschheitsgeschichte, der große Geschichtsphilosoph wird, so ist dieses ganze Verständnis der Völker herausgeschaffen aus der feinsten ästhetischen Empfänglichkeit, zahllose freudig empfangene Erfahrungen und Entdeckungen bei der Lektüre der Dichter wirken darin nach. Und es bleibt auch dabei, hierauf kommt es an: die unmittelbare Art zu sehen, aufzufassen, wiederzuspiegeln, die müssen wir begreifen, um dem Künstler gerecht zu werden und seine Tat für die Bildung fruchtbar zu machen in wirklichem Verständnis. So ist für Herder die Literatur der beste Weg, um Menschen zu finden und zu verstehen oder vielmehr, den Menschen in der Fülle seiner Erscheinungen in der Geschichte. Sein Bücherwissen hat nichts Lebensfremdes. Ihm ist das Buch das Mittel, um zum Leben zu kommen und es zu begreifen. Und so sicherte er der Literatur ihre wichtigste Stellung und größte Wirkung im Leben.

Johann Gottfried Herder.
Nach Zeichnung und Stich von C. A. Schwerdgeburth.

Wir möchten darauf hinweisen, wie sehr auch seine deutsche Gesinnung in all diesen Bestrebungen wurzelt. Mußte doch so gut wie die hebräische, die griechische, die englische Art, so gut auch die deutsche begriffen werden als eine besondere Weise, die Welt aufzufassen und wiederzugeben. Die Literatur soll Leben sein. Aber wir kennen kein Leben als das, welches wir führen in unserer Heimat, mit unserem Volk und mit unserer Zeit. In der Dichtung soll die Sprache unmittelbar das Leben des Gefühls wiedergeben. Aber das kann sie nur in der Muttersprache, die wirklich in uns lebt, und so ist der Glaube an die Möglichkeit einer großen Dichtung in Deutschland bis heute ganz untrennbar verknüpft mit dem Vaterlandsstolz und der Vaterlandsfreude. Alle diese Gedanken sind ja so einfach, wenn man sie ausspricht im abstrakten Wort. Aber der große Ruf, der aus seinen Worten klang: Sei ein Selbst, lebe dein eigenes Leben, bilde die Sprache deines Gedichtes aus deiner starken Empfindung heraus, wie die Seele den Körper bildet, dieser Ruf war doch genügend, um in Goethe den Genius zu wecken. Es sind in jeder Zeit wieder die einfachen Grundforderungen der Genialität. Es kommt nur darauf an, daß man versteht, sie aus dem Bedürfnis der Gegenwart mit Inhalt zu füllen. In Herders Munde bedeuteten sie eine neue Epoche der Literatur. In irgend einer Form wird jede starke literarische Einwirkung, die genialen Kräften Aufgaben und Ziele weist, ein Wiederaufleben des Herderschen Geistes sein.

Wir befinden uns augenblicklich ohne Frage in einer Epoche der religiösen Erneuerung. Ein neues Verständnis für Wesen und Macht des Religiösen in der Geschichte ist überall im Wachsen. Wenn die geflissentliche Abkehr von allem Christlichen vor nicht langer Zeit noch als ein Kennzeichen des wissenschaftlichen Menschen galt, so erkennt man jetzt nur die Borniertheit des subalternen Verstandes bei Leuten, die es etwa beleidigend finden, wenn vor wissenschaftlichen

Ohren vom lebendigen Gotte gesprochen wird. Die unerfreulichen Begleiterscheinungen der Frömmelei, auch der Heuchelei und des unduldsamen Wesens, die gelegentlich auftreten, dürfen uns nicht die Freude verkümmern an dem wirklichen Fortschritt, der sich hier vollzieht. Ein gut Stück vom frischesten Leben der Gegenwart spielt sich im Gebiete des religiösen Geistes ab. Sollte von hier aus ein neues Verständnis gewonnen werden auch für die religiöse Epoche des Herderschen Lebens? Handelt es sich doch in ihr um eine Reaktion, die als eine frühe Analogie zu der heutigen betrachtet werden kann. Auch damals eine ungemeine Ausbreitung glänzender, besonders literarischer Bildungsarbeit, ein starkes und in vieler Hinsicht berechtigtes Zutrauen des menschlichen Verstandes zu sich selber, eine neue Schätzung des Lebens und seiner Güter und eine Abkehr von der Kinderbotschaft der Bibel. Hier beginnt die Herdersche Gegenwirkung. Aber — wenn nun der Geist Gottes, wie er in der Geschichte wirkt, in allen jenen Kinderauffassungen der üblichen Unterweisung, in der trivialen Religiosität des Alltags vielleicht noch gar nicht verstanden ist? Wenn in der selbstklugen Haltung der modernen Bildung vielleicht gerade das eine vergessen wird und nicht zu seinem Rechte kommt, was not tut? Hier liegt der wahrhaft religiöse Impuls des Herderschen Denkens, und so wird er sich wiederholen in jedem, dem sich allemal unter gleichem Erstaunen und gleicher Überraschung der bis dahin ungeahnte Gehalt der religiösen Welt entdeckt. Sie muß jedesmal wiedergefunden werden in einem persönlichen Erlebnis. Wem sie nicht als ein völlig Neues in seiner Seele aufging, der hat sie überhaupt nicht. Diesen Sinn legt Herder in den Gegensatz, mit dem er in dieser Zeit beständig arbeitet, in den Gegensatz Vernunft und Offenbarung. Was er meint verkündigen zu müssen, das sind nicht Dinge, die die Vernunft ergrübelt, oder die sie aus verständigen Schlüssen jedermann andemonstrieren kann. Es sind Tatsachen, Gewißheiten nicht des Beweisens, sondern der Anschauung. Es sind die großen Begebenheiten, von denen alle Geschichte ausgegangen ist.

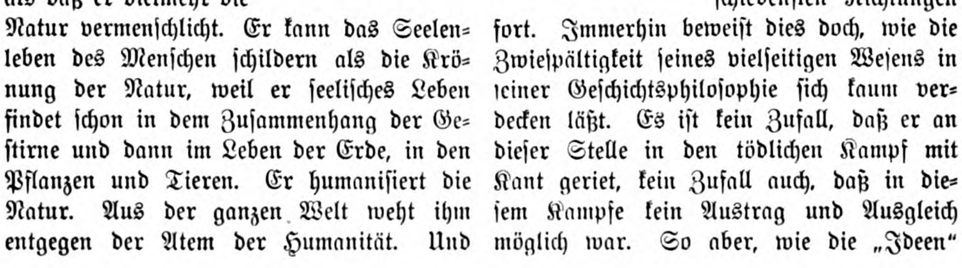
Unsere Systeme sind dürftige Gerippe im Vergleich zum blühenden Leben dieser Gottesoffenbarungen in der Geschichte. Es sind die Besonderheiten des historischen Denkens, die in allen diesen Behauptungen ins Bewußtsein drängen. Die Geschichte konstatiert man nicht von einigen verständigen Annahmen aus in unwiderleglichen Schlüssen. Sie besteht aus Tatsachen, aus lauter einzelnen Wirklichkeiten, von denen man eine Anschauung zu erwerben sucht, in deren Leben man sich hineinfühlen muß. Alle die Herderschen Gaben der genialen Intuition kamen hier ins Spiel. Eigentümlich genug daß der Kündiger sich hier selber auch in religiösem Sinn als Prophet erschien, daß geschichtliches und religiöses Denken bei ihm in so enger Verschwisterung erscheinen. Immerhin — so lehrreich auch für die Gegenwart diese Dinge sind, unmittelbar einleuchten werden diese Schriften nicht. Aber wir wünschten die „Christlichen Schriften" Herders aus den neunziger Jahren, die seine Predigt in ihrer abgeklärten Form enthalten, in den Händen vieler Leser. Es hat etwas Großes, wie er hier die Urgedanken des Christentums aus allen dogmatischen Hüllen herausschält, und wie er den christlichen Gedanken zur Idee der Weltgeschichte in Beziehung setzt. Der Gang Gottes in der Geschichte zeigt sich in der Bildung der Menschheitsgemeinde. Die über die Jahrhunderte hin sich erstreckende Gemeinde der Menschen, die im gleichen tatbereiten Glauben der Liebe verbunden sind, ist das Reich Gottes auf Erden, ein Reich tätiger Persönlichkeiten, die alle den Lebensquell gefunden haben in der Erfahrung der heilbringenden Gedanken Jesu, und in denen er also sein unsterbliches Leben weiterführt. Mit wie reizvoller Sinnigkeit Herder die alten Geschichten zu deuten wußte, zeigt die Schrift von der Gabe der Sprachen am ersten Pfingsttage. Sie sprachen mit den Zungen aller der Völker, die da versammelt waren, sagt die Apostelgeschichte. Ja, erklärt Herder, so mächtig ergriffen sind alle die Tausende, daß jedem war, es werde aus seiner Seele herausgesprochen, aus seinem innersten Bedürfnis, all das, was in ihm nach Worten verlangte. Und in diesem Sinne vernahm jeder seine Sprache.

In der Geschichtsphilosophie Herders wird der heutige Leser nicht überall sich gleich

zurechtzufinden wissen. Aber auch hier finden sich genug Züge, die wie für den heutigen Tag geschrieben scheinen. Der naturwissenschaftliche Monismus Haeckels könnte sich auf das erste Buch der „Ideen“ als auf einen Vorgänger berufen. Denn auch für Herder erscheint die Menschengeschichte zunächst als ein kleiner Ausdruck der allgemeinen, großen, durchgehenden Gesetze der Natur. Wie er selbst es empfand, so möchte vielleicht mancher Heutige an ihm rühmen, daß seine Philosophie gesättigt ist von Naturwissen und von Naturfreude. Von allen Seiten trägt sie die großen Tatsachen herbei. Himmelsmechanik und Erdgeschichte, Zoologie und Botanik, Anthropologie und physiologische Psychologie müssen zur Einleitung in die Geschichtsphilosophie dienen, wie so mancher Moderne es fordert und möchte. Aber man erkennt auch bald die tiefe Kluft zwischen Herders Gedanken und der modernen Naturwissenschaft. Näher ist schon die Verwandtschaft mit der phantasievollen Art Bölsches und besonders derjenigen Fechners. Herder macht nicht sowohl den Menschen zu einem Stück der Natur, als daß er vielmehr die Natur vermenschlicht. Er kann das Seelenleben des Menschen schildern als die Krönung der Natur, weil er seelisches Leben findet schon in dem Zusammenhang der Gestirne und dann im Leben der Erde, in den Pflanzen und Tieren. Er humanisiert die Natur. Aus der ganzen Welt weht ihm entgegen der Atem der Humanität. Und immer wieder werden solche Weltdichtungen versucht. In dem Menschen liegt ein tiefes Bedürfnis nach ihnen. Man geht den Analogien nach, die in der unbelebten und außermenschlichen Natur eine Art menschliches Dasein ahnen lassen. Für solche Gedankengänge sind Herders Ideen ein wahres Arsenal und Magazin. Selten sind sie sinniger, mit stärkerer poetischer Innigkeit durchgeführt. Sobald er den Boden der Geschichte betritt, hat er alle diese Analogiebildungen hinter sich. Er beweist dann sofort seinen wundervollen Sinn für die Individualität jeder geschichtlichen Erscheinung. Weit entfernt, das Gebilde aufzulösen in die Wirksamkeit allgemeiner Naturgesetze, versenkt er sich vielmehr in seine Einzelheit und Besonderheit. Und hier könnten dann vielmehr die Historiker sich auf ihn berufen, die mit Recht verlangen, daß jedes geschichtliche Gebilde als etwas schlechterdings Einziges erforscht und in seinem besonderen Leben von uns nachgelebt werde. Hier wäre der Wissenschaft die Herdersche Virtuosität im Mitleben der fremden Gebilde zu wünschen. So wirkt er in den verschiedensten Richtungen fort. Immerhin beweist dies doch, wie die Zwiespältigkeit seines vielseitigen Wesens in seiner Geschichtsphilosophie sich kaum verdecken läßt. Es ist kein Zufall, daß er an dieser Stelle in den tödlichen Kampf mit Kant geriet, kein Zufall auch, daß in diesem Kampfe kein Austrag und Ausgleich möglich war. So aber, wie die „Ideen“



Das Weimarer Herderdenkmal von L. Schaller.



sind, sind sie gewesen und bleiben sie noch heute eine mächtige Anregung, ein Hinweis auf die größten und letzten wissenschaftlichen Ziele. Werden wir es je erreichen, was er mit kühnen Zügen hingestellt und behauptet hat: eine Erkenntnis der Beziehungen von Menschheitsleben und Natur in ihren letzten Gründen, eine Gesamtanschauung des Alls in der gleichen, nur immer feinere Formen annehmenden Gesetzlichkeit, von der Bewegung der großen Massen an bis in die höchsten Blüten der Kultur?

Noch wirkt überall der Herdersche Geist in den Bestrebungen der Gegenwart fort. Jeder Versuch, ihm dabei nachzugehen, muß immer nur eine Andeutung bleiben bei der Weite und Ausbreitung dieses Geistes. Von dem Unermeßlichen, was die Wissenschaft ihm im einzelnen ihrer Arbeit verdankt, haben wir gar nicht gesprochen. Wie Herder in seinem Leben gewirkt, so wirkt er weiter nach seinem Tode: als einer der geistreichsten Menschen, die man je gesehen, als der große Anreger auf so vielen Gebieten, dessen Schicksal dann ist, daß von den Früchten seiner Saat so wenig ihm selber zugute kommt und angerechnet wird. Im Leben ist es ihm nicht anders gegangen als im geistigen Wirken. Seine Seele schien geschaffen, um Glück zu geben und zu empfangen, mit ihrer großen Innigkeit, ihrer tiefen Liebesfülle. Aber allzu zart und reizbar und immer wieder verletzt, brachte sie ihm nur frühe Einsamkeit, vorzeitiges Erlahmen. Was er geleistet hat, konnte doch nur kommen aus dieser so fein mitschwingenden und nachfühlenden Seele. Und wenn nun das Viele, was er begann, wie wir hoffen wollen, von vielen fortgeführt wird, so kann es nur geschehen bei derselben Feinheit und Lauterkeit des Sinnes, derselben Sehnsucht nach Licht, derselben großen, mitfühlenden und nachlebenden Liebe.



Morgenbegräbnis in den Bergen

Noch eh' die Berge der Tag erklomm,
Trugen sie den, dessen Tag verglomm,
In roh gezimmerter Armentruh'
Gleichgemut zur letzten Ruh'.
Herzen, die nur die Not vereint,
Augen, die lang' nicht mehr geweint,
Füße mit müdem Greisenschritt
Gingen im langen Zuge mit. —
Und wie sie den Alten betend hinab
Senkten ins ungeschmückte Grab,
Über der Berge duftigem Flor
Brach, ein Sieger, der Tag hervor.
Wie ein Krönungsmantel in gleißender Glut
Wallte hinweg die flammende Flut
Über der Beter schlichte Reih'n,
Golden umhüllend mit Glorienschein
Den dürftigen grauen Tannensarg,
Der den toten Armenhäusler barg. —
Amen! kam es vom Priestermund. —
Heilige Ruhe durchwob die Rund'.
Und ein Glanz umglühte die Gletscherhöh'n,
Traumhaft — überirdisch schön.

Harriot Wolff.



Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Anderthalb Jahrzehnte genügen, scheint es, um am geistigen Firmament dieses schnellwandelnden Planeten eine völlig veränderte Gestirnung heraufzuführen. Am 20. Oktober 1889, in jener denkwürdigen tumultuarischen Aufführung seines Erstlingsdramas „Vor Sonnenaufgang“, ward Gerhart Hauptmann in aller Form zum Führer und Fürsten der jungen dramatischen Kunst gekrönt, von den einen mit dem Stirnreif des Erlauchten und Begnadeten, von den anderen mit dem Distelkranz des Verfemten; heute schon sieht er sich — nicht bloß von der inzwischen herangewachsenen jüngeren, immer nach neuen Göttern lüsternen Generation — in die zweite oder dritte Reihe zurückgedrängt. Wo man irgend auf Anstand hält, behandelt man ihn freilich auch jetzt noch mit Achtung und Würde, aber die wahre Teilnahme und Bewunderung der sogenannten geistig Vorgeschrittenen sucht sich heute doch andere Feldzeichen, mit denen sie zum Siege fliegen kann.

Wer dem Dichter und Menschen Hauptmann von Herzen wohlwill, braucht das nicht zu bedauern. Es wird durch diese veränderte Stimmung nur eine Korrektur vorgenommen, die dem ruhigen Schaffen des Künstlers nur wohltätig sein kann. Hauptmann war zum Führer und Leiter nie geschaffen, nie berufen, einer neuen Zeit und Kunst mit Entdecker- und Erobererschritten voranzuschreiten. Dazu fehlte ihm die schöpferische Selbständigkeit der Gedanken und Empfindungen, dazu fehlte ihm die neue eigene Weltanschauung, von der allein das Genie seine letzte Weihe empfängt. Ohne Tolstoj, Ibsen, Zola und die ganze sozialistische Literatur der achtziger Jahren wären die modernen Ideen, die er in seinen Erstlingsdramen vortrug, gar nicht zu Atem gekommen. Die Magnetnadel seiner eigensten, innersten Begabung wies nicht auf das geistig Revolutionäre, sondern vielmehr auf das Naive, auf das Traulich-Beschränkte und Kleinbürgerlich-Idyllische. Das andächtiger und intimer, wahrer und unmittelbarer, mit weit schärferer Beobachtung und weit sorgfältigerer Wirklichkeitstreue zu schildern, als es bisher geschehen, war sein eigentlicher Beruf und sein eigentliches Verdienst.

Hätte man das von vornherein so deutlich erkannt, wie wir es heute erkennen, so wäre es Hauptmann wahrscheinlich auch erspart geblieben, nach seinem ersten Theatererfolge von der übertriebenen Bewunderung kurzsichtiger Freunde so ausschließlich auf das Drama festgelegt zu werden. Seinetwegen eigentlich konstruierte und verfocht man eine dramatische Kunsttheorie, die sich durch ihren eigenen inneren Widerspruch unmöglich hätte machen sollen. Ein Drama, hieß es, soll überhaupt nicht komponiert sein, ein bewußtes und berechnetes Auf und Ab dürfe es nicht geben; der konsequente Naturalismus müsse sich bemühen, die Geschehnisse gerade so wahllos und scheinbar willkürlich nebeneinander zu setzen wie die Wirklichkeit. Man übersah dabei nur, daß schon das viel gebrauchte Wort „Ausschnitt aus der Wirklichkeit“ eine bewußte Auswahl bedingt, die ein künstlerisches Subjekt voraussetzt, und daß die Bühne schon durch das Fehlen der vierten Wand — um bei etwas rein Äußerlichem zu bleiben — eine restlose Wiedergabe der Wirklichkeit im Drama unmöglich macht. Erst allmählich kam man dahinter, daß diese scheinbar absichtliche, scheinbar aus Stolz und innerem Reichtum geborene Armut aus einer Schwäche entsprang, die Hauptmanns geringe Befähigung zum dramatischen Schaffen aufdeckte, und die, rechtzeitig beim wahren Namen genannt, uns vor mancher Verwirrung hätte bewahren können. Denn das gerade, was der Dramatiker braucht, um mit seiner Kunst zu siegen: Leidenschaftlichkeit des Gefühls, Entschlossenheit des Handelns, unbeirrter, zielsicherer Vorwärtsdrang, rücksichtslose Ausmerzung aller störenden und hemmenden Nebendinge — wer Eichen fällt, darf der Veilchen nicht achten, die er dabei zertritt — und endlich jenes überzeugte Pathos, das all die leisen Stimmen am Ende zu einem vollen,

hinreißenden Klange sammelt — das gerade verneinte Hauptmanns eigentliches Wesen. Er sah von jeher mehr auf das Kleine als auf das Große, mehr auf die Gassen als auf die Sterne, er streute geflissentlich Asche auf das Feuer seiner Leidenschaft und erzog sich selber mit Willen zu einer Schlichtheit des Gefühls und des Ausdrucks, die alles Laute und Stürmische verschmähte. Für seine behutsame Art, sich eines Dinges zu bemächtigen, ist eine kleine Geschichte kennzeichnend, die uns ein Freund seines Hauses erzählt. Einmal mit seinen Söhnen im Freien, sah Hauptmann, wie sie sich vergeblich bemühten, mit dem Kescher Schmetterlinge zu fangen. Er trieb sie mit freundlichem Spott an und vermaß sich, mit den zwei ausgestreckten Mittel- und Zeigefingern einen solchen Sommervogel zu greifen; und da sich eben einer auf einen Stein niederließ, nahmen ihn die Jungen beim Wort. Er ging leise hinzu und erfaßte wirklich, zum Staunen der Knaben, den Schmetterling. Das war Zufall und Glück. Aber wer etwas von der Runenschrift des Glückes ahnt, setzt der Erzähler hinzu, weiß, daß es nicht bloß Glück, nicht bloß Zufall war.

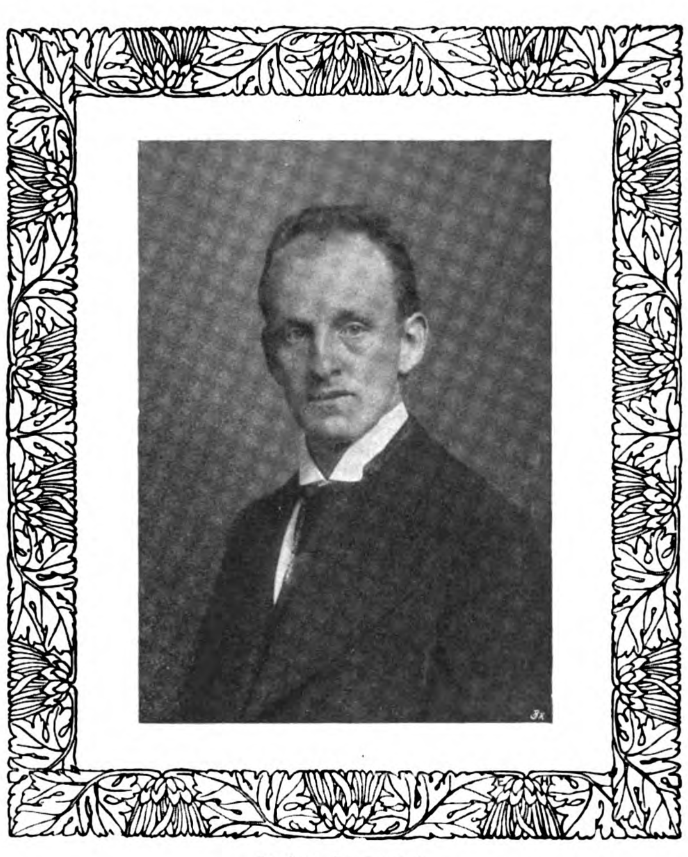
Diese Behutsamkeit seiner Hand ist nur ein Ausfluß der Behutsamkeit seines Herzens. Seine Seele ist erfüllt von dem altruistischen Mitleid mit der armen, leidenden Kreatur dieser Welt; Verstehen und Mitleiden: das ist der immer wiederkehrende wehe Refrain seines Denkens und Dichtens. Derselbe Freund, der das Geschichtchen von dem Schmetterlingsfang erzählt, versichert uns aus seiner langjährigen Bekanntschaft mit dem Dichter, daß es nicht viele Menschen gebe, die von fremdem Schmerz unmittelbarer berührt würden als Hauptmann. Als er einmal mit entschiedener Ablehnung über einen ihm antipathischen Menschen sprach, wurde beiläufig erwähnt, daß dieser Mann von einem schweren körperlichen Übel geplagt sei, und mit einem Schlage veränderte sich Hauptmanns Gesicht so, daß nicht mehr die mindeste Härte in den Mienen zurückblieb, und er sprach fortan ernst und liebreich über ihn. Wer erkennt da nicht den Dichter der „Einsamen Menschen“ wie der „Weber“, des „Hannele“ wie des „Fuhrmanns Henschel“, der „Versunkenen Glocke“ wie des „Armen Heinrich“!

Leider genügt dieses seelische Mitfühlen und -leiden eines Dichters mit den Gestalten seiner Phantasie nicht, um sie schon tragisch erscheinen zu lassen. Wir werden von ihrem Geschick wohl gerührt oder erschüttert, nicht aber zugleich auch erhoben und in unserm inneren Lebensgefühl gestärkt und gesteigert, wie die echte Tragödie es tut. Nur zu oft erscheint dem Dichter des Mitleids als Tragik, was doch nur Unglück oder kummervolles Verhängnis ist; und nie wachsen vor solchem stumpfen Widerstande große, gewaltige Kräfte in seinen Menschen, die sie über sich selbst emporheben, daß sie ihre Fesseln brechen und ihre Kerkerwände zersprengen. Höchstens daß sie den irren Mut zu ein paar matten Flügelschlägen finden, mit denen sie gegen die Stäbe ihres Käfigs flattern. So gibt sich Helene, die Dulderin seines Erstlingsdramas „Vor Sonnenaufgang“, kaum daß ihr junges Leben die erste schmerzliche Enttäuschung erfahren hat, dem Sumpf ihrer Umgebung gefangen und greift zum Hirschfänger; so steckt Rose Bernd, die Märtyrerin seines jüngsten Dramas, den Kopf in die Schlinge und liefert sich ohne viel Murren dem Gendarmen aus.

„Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein.“ Auch als es bekannt wurde, daß Hauptmann sich für sein neuestes Drama eine Kindesmörderin zur „Heldin“ erkoren hatte, war hundert gegen eins zu wetten, daß es dabei zu keinem leidenschaftlichen Sichaufbäumen gegen das Geschick oder auch nur zu einem flammenden Protest gegen die Moral und die Satzungen der Gesellschaft kommen werde. Vielmehr war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein elendes Menschenkind an seinem Verhängnis, an dem dumpfen Druck seiner Umgebung oder seiner Lebensbedingungen zugrunde gehen und daß der Dichter an seiner Bahre, bildlich oder in Wirklichkeit, die leise Totenklage anstimmen werde, in die bei ihm alles „Tragische“ ausklingt.

So ist es gekommen. Die Geschichte der Rose Bernd erscheint trotz aller Gewaltsamkeiten so simpel und alltäglich wie möglich. Ohne Mutter aufgewachsen, ein Bild blühender Schönheit und Frische, ist sie den Burschen und Männern der dörflichen Nachbarschaft früh ein begehrenswertes Ziel für ihre Nachstellungen. Daß keine verständnisvolle Liebe sie schützt und stützt, wird ihr Verhängnis. Der Vater, strenggläubig und ehrsam, befangen in seiner kleinen, sauberen Welt, wie der Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena“, glaubt, weil sie so arbeitsam ist wie er, müsse sie mit ihren zweiundzwanzig Jahren auch so fromm und entsagend sein wie er mit seinen siebzig. Er hält es für wunder welches Glück, daß der Buchbinder August Keil, ein kränklicher, geistig und körperlich verkümmerter Mensch, sich um sie bewirbt, nur weil er gleich ihm streng kirchlich gesinnt ist und alles Äußerliche, wie Schönheit und Glücksgüter, vor dem Heil der Seele geringschätzt. Lange wird Roses gesunde Tüchtigkeit sich gegen die derben Verführungskünste der dörflichen Liebhaber gewehrt haben; als ihr die Ehe mit dem blassen, missionarhaft veranlagten Pietisten winkte, hat ihr heißes junges Blut, die Lebenslust, die in ihren Adern pocht, dem stürmischen Drängen des Erbscholtiseibesitzers Christoph Flamm vom Nachbargut, einer kraft- und saftstrotzenden Vollnatur in den Vierzigern, nicht länger standgehalten. Daß sie gerade ihm zu Willen ward, mag als besonders verwerflich erscheinen, war es doch Flamms Frau, die sie einst als Spielgefährtin ihres kleinen Sohnes zu sich ins Haus gezogen, und die ihr als einzige etwas von mütterlicher Liebe und Sorge gewidmet hat. Aber was das bäuerliche Gewissen des Mädchens dann auch wieder beruhigen durfte: diese gütige Frau war

nicht bloß beträchtlich älter als ihr heißblütiger, lebensfroher Mann, sondern auch seit Jahren schon ans Bett oder an den Rollstuhl gefesselt, und nach dem früh verstorbenen kleinen Kurt waren ihr keine Kinder mehr beschert gewesen. Man muß unsere bäuerlichen Verhältnisse und unsere bäuerliche Moral kennen, um über diese Verirrung menschlich zu denken. Die Sorge und Angst, daß ihr Verhältnis zu Flamm bekannt werde, beschattet der Beglückten, die der Liebe des vornehmen, gebildeten Herrn gegenüber nie den dankbaren Respekt verliert, trotzdem die Tage, und zu Anfang des Dramas werden wir Zeugen ihrer resoluten, wenn auch qualvollen Bemühungen, dem Verhältnis ein Ende zu machen und durch eine rasche Heirat mit dem ihr bestimmten Bräutigam sich und den verheirateten Mann zu befreien. Doch ihre Liebesbeziehungen zu Flamm haben bereits einen Mitwisser. Ein Lokomotiv-Maschinist, der auf dem Erbschulzenhof in Arbeit steht, ein eitler, brutaler Dorf-Don Juan, der längst nach Roses Reizen lüstern war, hat sie bei den Weiden belauscht und droht sie bloßzustellen, wenn sie ihm nicht Gewährung verspreche. Verwirrt und gepeinigt, nur von dem einen Gedanken erfüllt, nun endlich Ruhe zu haben, schleicht sie in seine Wohnung und bittet in Himmelsangst kniefällig um seine Verschwiegenheit. Da ist er wie ein Raubvogel auf sie gestoßen, hat den Riegel vor die Tür gelegt und sich den Lohn genommen, den sie freiwillig dem Verhaßten nicht geben wollte. Und wenn ihr diese Erniedrigung noch etwas genützt hätte! Schließlich, als ihr Aufgebot schon bestellt, schreit der Elende seinen Triumph doch vor dem Dorfe aus. Nun ist das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten. Der Vater — juristisch ist dieser Verlauf, wie so manches in dem Folgenden, gewiß anzufechten —, dem auch nicht einmal von ferne der Gedanke kommt, daß seine brave, arbeitsame Rose sich vom geraden Wege könnte verloren haben, geht hin und strengt die Klage wider den vermeintlichen Verleumder seiner Tochter und seines Hauses an. Ratlos, verwirrt, sinnlos verstrickt in ihre quälenden Nöte, steht Rose Bernd da. Also war doch alles vergebens? Also nahm der Himmel die Opfer, die sie ihm gebracht hat, nicht an? Ein Abgrund nach dem anderen tut sich vor ihr auf. Sie weiß nicht mehr aus noch ein: in ihrer hysterischen Verzweiflung schwört sie, gegen Flamm und gegen den Maschinisten, die genau wissen, was sie dem Ernst des Gerichtes schuldig sind, einen Meineid, und als sie auf dem Heimwege von dem Gerichte vorzeitig niederkommt, erwürgt sie ihr Kind mit eigenen Händen am Teiche hinter dem Pfarrfelde, unter den Weiden und Erlen, die ihre Liebe und ihre Sünde sahen ...



Gerhart Hauptmann.

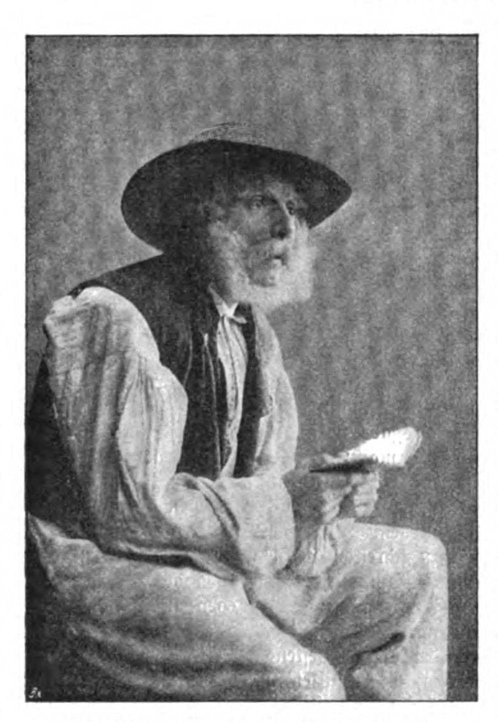
Warum erscheint uns dies, wie man recht erst aus der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) erkennt, mehr episch als dramatisch vorgetragene Schicksal des schlesischen Bauermädchens so eng, dumpf, gedrückt und kleinselig? Warum gehen wir ohne innere Bereicherung, Erhebung und Befreiung aus dem Theater, wenn Rose ihr Verbrechen in wüstem Wahn eingestanden und sich dem Gericht ausgeliefert hat? Weil dieser einzelne Fall nirgends über sich selbst hinausweist, weil er ohne Zusammenhang mit dem Zeit- und Weltganzen bleibt, weil er weder auf Voraussetzungen fußt, die an tragische Tiefen, noch Durchblicke und Fernsichten gewährt, die an tragische

Höhen grenzen. Die vier engen Wände um Rose Bernd haben kein Fenster, das frei und weit in Welt und Menschentum blickt; die Kartoffelstauden, die ihr Unglück sahen und besiegelten, wachsen nicht empor in eine Sphäre, wo es kein Heute oder Gestern, keine glücklichen oder unglücklichen Zufälle mehr gibt, wo alles Gesetz und Gerechtigkeit ist. Der Naturalismus ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Als Kunstmittel hat er uns unvergeßliche Dienste getan: ohne ihn wären wir aus dem Honigbrei, der uns in den siebziger und achtziger Jahren zu umkleistern drohte, wahrscheinlich noch heute nicht heraus, ohne ihn hätte uns die schön geschminkte Lüge heute wahrscheinlich das letzte Mark aus den Knochen geschmeichelt. Den Naturalismus als Übungs- und Erziehungsmittel zur Wahrheit und Ehrlichkeit also in allen Ehren; aber beiseite mit ihm, sobald er sich anmaßt, Selbstzweck zu werden, und sobald er, wie jetzt, dem sehnsüchtigen Drange der Kunst, auf freie Bergeshöhen zu dringen und wieder eine Dichtung der Idealitäten zu schaffen, sich hemmend entgegenstemmt! Der Naturalismus ist in „Rose Bernd" Selbstzweck geworden oder vielmehr, im Hinblick auf Hauptmanns Entwickelung, Selbstzweck geblieben. Der Dichter in seiner Ehrlichkeit hat es ja selbst oft genug bekannt und ausgesprochen, daß er sich zu schwach fühle, uns zu den Bergestempeln emporzuführen; seine Bemühungen, den Bann der Enge dennoch von sich zu streifen, sind unfruchtbare Versuche geblieben. Wir müssen allgemach die Hoffnung fahren lassen, daß er je von dem Alp sich befreien werde.

Else Lehmann als Rose Bernd. Nach der Aufführung im „Deutschen Theater" zu Berlin.

Und wenn wir näher zusehen: ist er uns in seiner gewollten Enge und Beschränktheit nicht immer noch am liebsten? Nur als Naturalist ist er ganz er selber; nur aus dem Boden seiner schlesischen Heimat, wo herzhafte Sinnenlust und herrnhutische Pietisterei sich so nahe berühren, wachsen ihm seine ureigensten Früchte zu. Ein Meisterstück solcher keuschen deutschen Charakteristik, die sich voll Andacht und Liebe den Armen im Geiste hingibt, ist auch wieder diese Rose Bernd: schlicht, wahr, herb und saftig, von jener wortkargen, verhaltenen Art, wie sie in alten bäuerlichen Volksliedern lebt. Das war ja von jeher Hauptmanns sonderlichste Kunst, solchen aus den Mutterarmen der Natur erst halb erlösten Menschen, die für die dumpfen Gefühle ihres Herzens nicht Laut noch Träne finden, zum Leben zu verhelfen. Man möchte auf diese Rose Bernd zutreten und ihr die Hand auf die Schulter legen: „So sprich doch, und alles wird noch gut werden!" — aber das ist ja ihres Unglücks eigentliches Unglück, daß sie den Mut zur Sprache nicht findet, daß sie glaubt, es unschädlich machen zu können, wenn sie es zum Schweigen verdammt. Wie darauf überhaupt die Tragik des Stückes beruht, wenn man von solcher sprechen darf: daß die Menschen sich voreinander verschließen, daß jeder für sich in seinen vier Wänden dahinlebt, daß sie wohl dann und wann durch eine Spalte die Hand hindurch strecken, niemals aber die Tür frei und weit öffnen, damit der andere in Vertrauen zu ihnen kommen könne. Nicht aus dem Charakter, nicht aus einem höheren Zwange oder aus grausamen Verkettungen dunkler Schicksalsmächte fließt Rose Bernds Schuld und Unglück, sondern aus der Enge und Beschränktheit der dörflichen Verhältnisse, aus der „sozialen Gebundenheit", in der sie willenlos gefesselt steht. „O Jees," erkennt sie in der entscheidenden Stunde ihres Lebens, „ei een kleen Kämmerla lebt ihr miteinander! Ihr wißt nischt, was außer der Kammer geschieht! ... Ich konnte ne iber die Straße laufen! ... Alle Männer war'n hinter mir her! ... Ich hab' mich versteckt ... Ich hab' mich gefircht'! Ich hab' solche Angst vor a Männern gehabt! ... 's half nischt, 's ward immer schlimmer dahier! Hernach bin ich von Schlinge zu Schlinge getreten, daß ich gar nie bin zur Besinnung gekomm' ... 's hat een kee Mensch ne genung lieb gehat."

Gewiß ist das eine trübe Atmosphäre, in der wir atmen, und kein starkes tragisches Gewitter zieht am Himmel herauf und reinigt die Lüfte. Und doch huscht manchmal eine stille Heiterkeit, ein mildes Sonnenscheinchen drüber hin; ein heimliches Aufatmen dehnt den Menschen die Glieder, als fühlten sie irgendwo sich Flügel wachsen, die sie emportragen wollten. Storms schöne Verse summen einem durch den Kopf:



Oskar Sauer als der alte Bernd. Nach der Aufführung im „Deutschen Theater" zu Berlin.

„Hinter allem Winterleide liegt ein ferner Frühlingstag." Macht es die heimatliche Mundart, der Hauptmann diesmal so manche frische, wohllautende Wirkung abgewonnen hat, macht es die kernige Landschaft, die die Menschen umblaut, macht es das weiche, engelsmilde Frauenbild, das der Dichter in den Rahmen gesetzt hat? Aus der gelähmten Frau im Rollstuhl — das ist kein Ruhm für den gestaltenden Dramatiker, wohl aber für den Menschen und Menschenkenner — spricht am deutlichsten das Herz des Dichters. Zwölf Jahre hat Frau Flamm in Duldermut und Duldergüte neben einem Manne dahingelebt, dem ihre Zartheit nicht geben konnte, was sein ungestümer Lebens- und Liebesdrang von ihr forderte. Dabei hat sie gelernt, die Augen nach außen zu schließen, aber desto tiefer nach innen zu schauen. Sie ist die erste, die Roses Unglück erkennt und sie tröstet in ihrem Leide: „Kinder und Gräber sein Weibersachen ... Dein Vater, der hat's mit der Mission, mit a Bibelstunden und all solchen Sachen. A spricht: Alle Menschen sein Sinder dahier und a will se alle zu Engeln mach'n. Kann sein, a hat recht, ich versteh's ebens nich. Ich hab' ane eenzige Sache gelernt: nehmlich was ane Mutter is hier uff der Erde, und wie die mit Schmerzen gesegnet is." Nach dem Vater des Kindes fragt sie vorerst nicht. „Mir sein iberhaupt de Väter ganz gleichgiltig: ob's a Landrat oder a Landstreicher is. Mir miss'n de Kinder doch selber zur Welt bring'n. Da derbeine hilft uns doch keener nich." Als sie dann hinter das Geheimnis kommt, da sinkt sie wohl für einen Augenblick wie zerschlagen in ihrem Lehnsessel zusammen, bald aber findet sie sich zurück zur alles verstehenden und alles verzeihenden Güte, und hell und rein klingt von ihren Lippen das Evangelium der Mutterschaft und der rein menschlichen Natürlichkeit: „'s ist ja wahr, je älter a Mensch eemal wird, um so weniger kann a de Menschheet begreifen! A jedes is uff de Welt gekomm' uff de nämliche Art un Weise dahier, aber da dervon darf nie de Rede sein. Wodurch se doch alle leben dahier, vom Kaiser und Erzbischof angefangen, bis runter zum Pferdejungen dahier, des kenn' se gar nich genug gemein machen. Und wo ock a Storch iber a Schornstein fliegt, da is de Verwirrung riesengroß. Da reißen se aus nach allen Richtungen."

Wer die Gestalt dieser Frau schaffen konnte, wer bis zuletzt die beiden Frommen, den bibelgläubigen Vater und den bibelgläubigen Bräutigam, ohne einen Anflug billiger Lächerlichkeit aufrecht in sich selber dastehen läßt, wer den schwächlichen, in sich gebückten Buchbinder am Ende zu so starker, weltüberwindender Demut und Treue emporwachsen läßt, ohne daß wir ihm bei der Zeichnung dieses in seiner Kleinheit großen Menschen die Gefolgschaft verweigern, der muß doch wohl ein echter Dichter und ein echter Herzenskünder sein. Mag man den Dramatiker, der in diesem Stücke keineswegs auf der Höhe seiner Technik steht, preisgeben, mag man den Künstler geringschätzen, mag man Hauptmann als Führer und Pfadfinder der Zukunft nicht länger



Paula Conrad als Frau Flamm. Nach der Aufführung im „Deutschen Theater" in Berlin.

gelten lassen — vor dem Menschen, der dem Leben ins Weiße des Auges blickte und doch nicht in Zorn oder Bitterkeit sich verstockte, wird man immer noch ehrfurchtsvoll das Haupt neigen müssen!

Das idealisierte Drama vom „Armen Heinrich" gab Hauptmann, wie man sich erinnern wird, dem Wiener Burgtheater zur ersten Aufführung, mit dessen harmonisch ausgeglichenem Stil sich im Reiche so leicht keine Bühne vergleichen darf; sein fünfaktiges naturalistisches Schauspiel „Rose Bernd" vertraute er zuerst dem „Deutschen Theater" in Berlin an. Gewiß nicht bloß aus Dankbarkeit für manchen Sieg, den es ihm erstritten hat. Vielmehr durfte er gewiß sein, daß diese Bühne mit ihrem in strenger Zucht hauptsächlich an ihm selber geschulten Ensemblestil seinen Absichten am ehesten und treuesten gerecht werden würde. Zwei von denen, die Hauptmanns frühe Siege gesehen haben, stehen hier zudem noch heute auf dem Posten und fühlen sich in ihrer Kunst so eng mit der seinen verschwistert, daß sie nur sich zu spielen brauchen, um ihn zu spielen. Else Lehmann vor allem, die in der Rolle der Helene vor vierzehn Jahren ihren und seinen ersten Triumph erlebte, hält noch heute mit ungebrochener Kraft und gläubigster Glückszuversicht zu ihm. Ihre Rose Bernd geht Zug für Zug in die Gestalt des Dichters auf: ein frisches, herzhaftes, kerniges Mädchen aus dem deutschen Bauerntum steht sie da; kein falscher Ton, kein falscher Farbentupf ist an ihr. Um der Treue willen verzichtet sie getrost auf alle äußere Wirkung, erwartet alles und jedes von der stillen Kraft der lauteren Natur, die der Dichter der Gestalt gegeben hat. Auch Rudolf Rittner wußte der unbekümmerten Vollnatur, der helläugigen, gesundheitstrotzenden Männlichkeit des schlesischen Erbschulzen nahe zu kommen, wenn er ihn auch etwas reichlich jung faßte. Sonst verriet das einst so ruhmreiche Ensemble der Hauptmann-Bühne auch in diesem nicht gerade figurenreichen Stücke seine Verarmung. Für den alten Bernd wie für den intriganten Schönling und Neidling, den Maschinisten, hatte es keinen recht berufenen Vertreter; für die Rolle der Frau Flamm mußte es sich Frau Paula Conrad, die einstmalige Naive des Königlichen Schauspielhauses, aus Wien erbitten. Aber die Wahl war nicht gerade glücklich. Frau Conrad-Schlenthers Jugendlichkeit und herzhafte Frische ist so widerstandstrotzig, daß kein Versuch, sie zur weisen Ruhe und Resignation des Alters zu dämpfen, den Zwang, der dazu gehört, zu verbergen vermag.

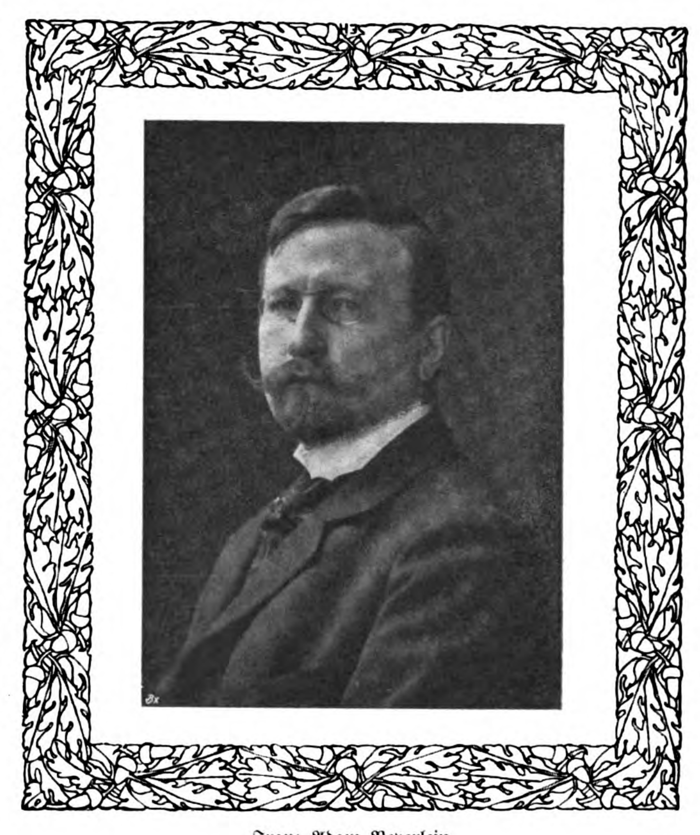
Das ist das Merkwürdige an Hauptmann: sein Werk bereitet uns einen scheinbar recht uninteressanten, stellenweise sogar langweiligen Theaterabend, und wenn man sich dann, ein paar Tage oder Wochen später, still für sich in das Buch vertieft, so steigt eine heimliche Schönheit nach der anderen daraus empor. Umgekehrt geht es mit den erfolggekrönten Theaterroutiniers der Gegenwart, mit Sudermann, Blumenthal, Philippi und wie sie sonst noch heißen mögen: ein paar Stunden lang, vom Parkett oder Balkon aus gesehen, erscheinen sie äußerst unterhaltend und anregend, am nächsten Tage schon sind ihre Blüten verdorrt — wie Blumen, die auf Draht gezogen waren. Die Zahl dieser Erfolgsicherern ist vor kurzem um einen neuen Anwärter vermehrt worden. Bald nach dem Erscheinen seines Kasernenromans „Jena oder Sedan" (Berlin, Verlagshaus Vita) hat Franz Adam Beyerlein der deutschen Bühne ein von gleichem aktuellem Geist erfülltes Militärdrama geschenkt. Im Berliner „Lessingtheater" wurde es zuerst unter lebhaftem Beifall aufgeführt, und wenn nicht alles täuscht, wird dieser „Zapfenstreich" (Buchausgabe ebenda) in einem Theaterwinter, wo Sudermann versagt, Blumenthal nur ein bescheidenes Verslustspiel darbietet, Philippi länger als sonst zaudert, das Hauptzug- und Kassenstück werden. Keine deutsche Bühne, die mit ihrer Zeit zu schreiten versteht, wird es sich entgehen lassen — zumal jetzt nicht, wo der Prozeß Bilse den Vorhang vor dem Leben in kleinen weltentlegenen Grenzstationen — in einer solchen des deutschen Westens spielt auch Beyerleins Drama — gelüftet und damit gesellschaftliche Militär- und Offizierfragen in den Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung gerückt hat.

Die Versuche, das deutsche Offizier- und Soldatenstück von den Narrenschellen zu befreien, die eine leichtfertige Lustspielmache ihm umgehängt hat, sind nicht von heute oder gestern. Sudermanns „Fritzchen", Schnitzlers „Freiwild", Hartlebens „Rosenmontag" und „Abschied vom Regiment", Felix Saltens Schauspiel „Der Gemeine" dürfen als Versuche und Ansätze gelten, auch dem Offizier durchs blaue Tuch auf Herz und Seele zu dringen und ihn, um einen Bismarckischen Ausdruck zu gebrauchen, „beim Portepee seiner Standesehre zu fassen". Seit uns die neu eingeführte Öffentlichkeit des Militär-Gerichtsverfahrens freie Blicke in die Lebensbedingungen und die Gefühlswelt des Offiziers eröffnet hat, ist das Thema noch besonders lockend und brennend geworden. Den Stier bei den Hörnern zu packen, scheint Beyerlein der rechte Mann zu sein. Sein forsches Draufgängertum hält sich nicht lange bei Stimmung, Seelenkunde, Charakterentwickelung und derlei Firlefanz auf, sondern gibt dem Gaul die Sporen, daß er schnaubend über Gräben und Hecken hinwegsetzt. So erleben wir einen stets in Spannung und Bewegung haltenden Theaterabend, und an einem vielversprechenden dramatischen Schriftsteller — daran ist gar kein Zweifel — sind wir seit der Erstaufführung des „Zapfenstreiches" reicher.

Der Titel bedeutet ein Symbol, wie die Morgenreveille im „Rosenmontag". Wenn der „Zapfenstreich" verklungen, schleicht Klärchen Volkhardt, des braven Wachtmeisters Töchterchen, auf die Stube des hübschen Leutnants v. Lauffen und kostet heimliche Liebesfreuden. Auch an dem Abend, als ihr Pflegebruder, der Unterwacht-

meister Helbig, mit dem sie vorher so gut wie versprochen war, von der Reitschule in Hannover heimkehrt, kann sie es trotz innerer Warnung nicht lassen. Und richtig! während sie, merkwürdig gebildet und mütterlich zärtlich, ihr „Büebele“ noch kost und ob des harten Dienstes tröstet, klopft es an der Tür, und der Verschmähte erscheint, kaum daß Kläre in die nebenan liegende Kammer geborgen werden konnte. Es kommt zu einem Wortwechsel, zu einem erregten Auftritt: endlich stößt der Soldat die Kammertür auf, erblickt das Mädel und geht in der Wut mit gezücktem Säbel auf den Offizier los. Der überwältigt ihn und übergibt ihn dem diensttuenden Unteroffizier. Der dritte Akt zeigt uns die beiden vor dem Kriegsgericht. In stillschweigendem Übereinkommen suchen sie das Mädchen und seine Ehre zu schonen. Der Leutnant ist sogar mehrmals nahe daran, einen Meineid zu schwören. Da dringt Kläre selbst in den Gerichtssaal und enthüllt die Wahrheit. Das gibt, wie man sich vorstellen kann — auch der greise Vater ist als Leumundszeuge zugegen —, einen Auftritt, der auf dem Theater seine Wirkung nicht verfehlt. Auch die große Abrechnungsszene des Schlußaktes: der alte Wachtmeister, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, mit der geladenen Pistole in der Hand, dringt in des Leutnants Stube und fordert Satisfaktion, bis Kläre sich dazwischen wirft, sich als die allein Schuldige bekennt und von dem Alten als „feile Leutnantsdirne“ erschossen wird — auch dieser Knalleffekt weiß nur allzu gut, was das Theater von seinen Schriftstellern verlangt und wie man den Wünschen des Publikums nach einem „kräftigen Schluß“ Genüge schafft.

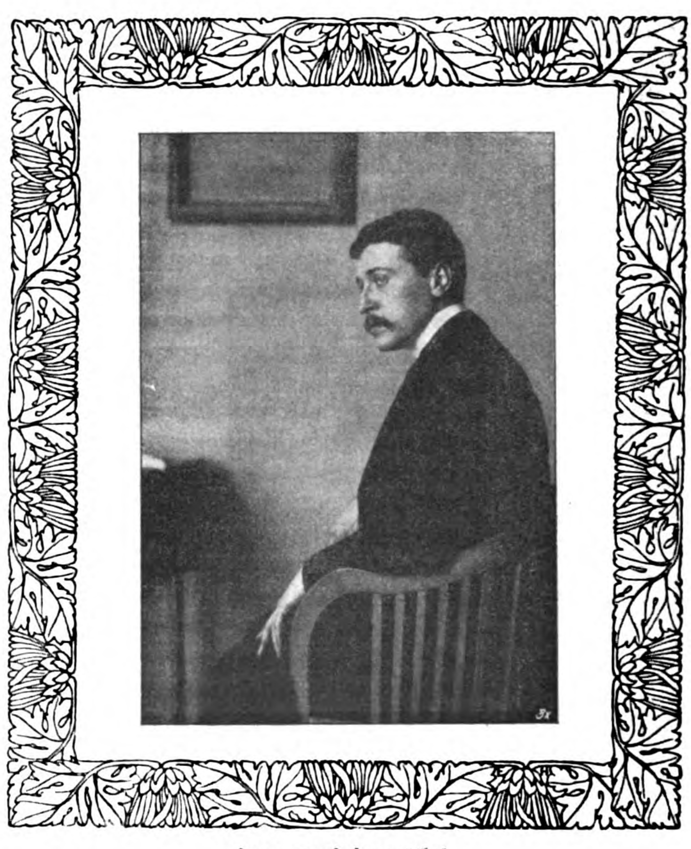
Näher freilich darf man das derbe Gewebe nicht betrachten. Sonst erkennt man, wie absichtlich hier die Tendenz an den Haaren herbeigezogen ist, wenn der Wachtmeister, der dreiunddreißig Dienstjahre hinter sich hat und bisher als ruhiger, besonnener Soldat geschildert ist, als Unteroffizier an den Offizier das Ansinnen stellt, ihm mit der Waffe Genugtuung zu geben, und wenn er auf Lebens und Todes Schneide einen langen, langen Sermon über den Unterschied zwischen Offiziers- und Unteroffiziersehre vom Stapel läßt. Charakterdarstellung ist überhaupt Beyerleins schwächste Seite. Der Liebhaber in Leutnantsuniform bleibt ein blasser Schemen: weder über seine wahren Empfindungen für Kläre noch über seine subjektive Unfähigkeit, aus der Standestradition — wenn die so engherzig überhaupt im deutschen Heere noch besteht — herauszukommen und das Mädchen zu heiraten, werden wir recht aufgeklärt. Am Ende war dem Verfasser dieser Leutnant doch nichts anderes als der Mast, an dem er die rote Fahne seiner antimilitaristischen Tendenz aufhißt, wie er auch sonst das soldatische Milieu durch ein paar gesucht kleinliche oder lächerliche Typen entstellt und das an sich nicht ungeschickt geschilderte Kriegsgerichtsverfahren durch ebenso ungehörige wie unmögliche Kasinowitze um seine ernste Wirkung betrügt.



Franz Adam Beyerlein.
(Nach einer Photographie von Albert Meyer in Berlin [Nachf. Oscar Brettschneider].)

Auch an einem neuen, ernsten und bedeutsamen Versuch, uns nach all den naturalistischen Bänglichkeiten und schreienden Aktualitäten der letzten Jahre ein hohes Drama, eine ins Geistige strebende Tragödie zu geben, fehlte es in den Berichtswochen nicht. Der Wiener **Hugo von Hofmannsthal**, der sich in harmonisch abgeklärten Gedichten und in farbenleuchtenden romantischen Dramen als formgebietender Poet bewährt hat, unternahm das Wagnis, frei nach Sophokles

eine „Elektra“ zu schaffen (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Der Ton liegt hier auf dem Worte „frei“; man kann es nicht scharf genug hervorheben, obwohl sich Hofmannsthal in dem entscheidenden Verlaufe der Fabel durchaus an sein antikes Vorbild hält. Auch daß er aus dem Trimeter der Griechen den klassischen Bühnenvers der Deutschen, den fünffüßigen Jambus, gemacht, die Chöre in eine kurze vorbereitende Expositionsszene aufgelöst und das Auftreten des Orest bis auf den Gipfel der Handlung verschoben, geschickter vorbereitet und tiefer ausgenutzt hat, bedeutet schließlich recht wenig. Den Ausschlag gibt die von Grund auf veränderte Psychologie und Kulturanschauung, unter die Hofmannsthal seine Pelopidensprößlinge stellt. Er zeigt sich darin als gelehriger Schüler Burckhardts und Erwin Rohdes, auch wohl Nietzsches, jener grundstürzenden Forschung also, die mit der landläufigen Auffassung des Griechentums, wonach dort alles eitel Harmonie, edle Einfalt und stille Größe gewesen sei, so wenig übereinstimmt. Auch den Griechen war im Anfang, wie allen aus dem Dunkel der Tierheit sich losringenden Völkern, das Furchtbare, Grausige, Dämonische Gott und Genosse. Verklärt zu dem Idealbilde, das wir heute von den Hellenen in Kopf und Herzen tragen, haben sie erst die späteren Dichter, Sophokles mit ihnen. Wer die große, elementare Tragik aus ihren Kultur- und Lebenskämpfen wecken will, der muß den Mut haben, den Stein von dem Moos und den Flechten zu befreien, die die Jahrtausende um ihn gesponnen; so nur wird er das lebendige Feuer aus ihm schlagen können. Auf diese Weise schuf Hofmannsthal sich die Gestalten des Sophokles, die freilich auch bei diesem gerade in der „Elektra“ nicht ganz aus den Schlacken des düsteren disharmonischen Pessimismus erlöst sind, zu Geschöpfen von noch halb tierischen, wüsten Leidenschaften um, die noch keine Religion gebändigt und geläutert hat. So wird Elektra eine in mänadischem Wahnsinn flammend sich verzehrende Erinnye, Klytämnestra eine vom Inkubus, von unheimlichen Gespenstern und Nachtdämonen besessene Teufelin. Um den harten Umrissen, wie sie aus der Urgeschichte sich für diese Menschen nur heraufbeschwören lassen, lebendige Fülle zu geben, mußte der Dichter in die Gegenwart greifen oder besser darüber hinaus in das Reich phantastischer Ahnung und ihnen von jenen unheimlichen perversen Gefühlen und Neigungen zuerteilen, die wir heute so gern unter der wegwerfenden Bezeichnung „dekadent“ zusammenfassen, die aber unter der Rinde des Lebens sicherlich schon ein jahrtausendaltes Dasein führen. Es ist leicht und bequem, derartige Verwegenheiten mit Worten wie „Blasphemie“ oder „Sakrileg“ abzutun; wer an einen Dichter ohne vorgefaßte fertige Maßstäbe herantritt und ihm die Seele hinhält, ob er Kraft habe, ihr den Stempel seines Genies aufzuprägen, der wird bescheidener, zurückhaltender sein mit seinem Urteil. Zumal wenn er sich einer solchen Energie der Vorstellungen und der Sprache gegenübersieht, wie Hofmannsthal sie hat. Verse so voller Glut, Fülle, Adel und metallenem Klang, wie er, schreibt heute keiner von unseren Dramatikern; Bilder von solcher bezwingenden Wucht und Plastik, wie sie aus seiner „Elektra“ aufsteigen, sollen erst gefunden werden.


Hugo von Hofmannsthal.

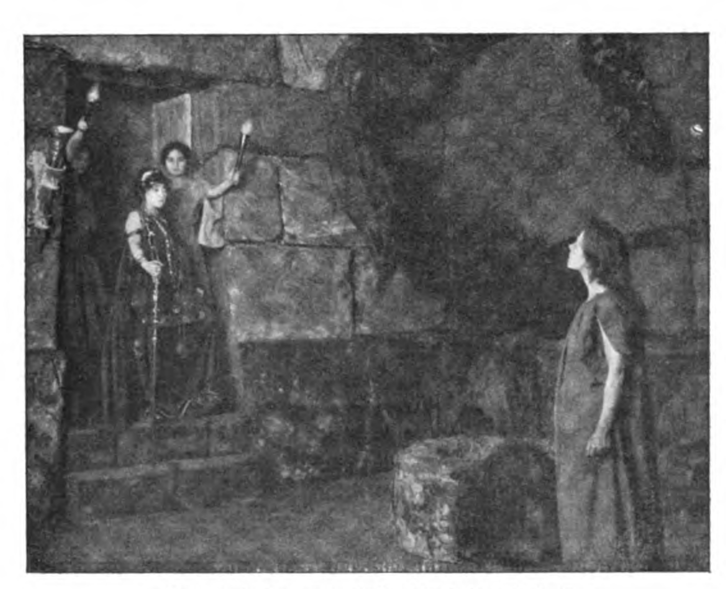
Eine Probe wird das bestätigen. Als Elektra nach langem Zaudern und Zweifeln endlich gewiß wird, daß Orest, der Totgesagte und Tot-

geglaubte, vor ihr steht, spricht sie ganz leise, bebend in sein Ohr:

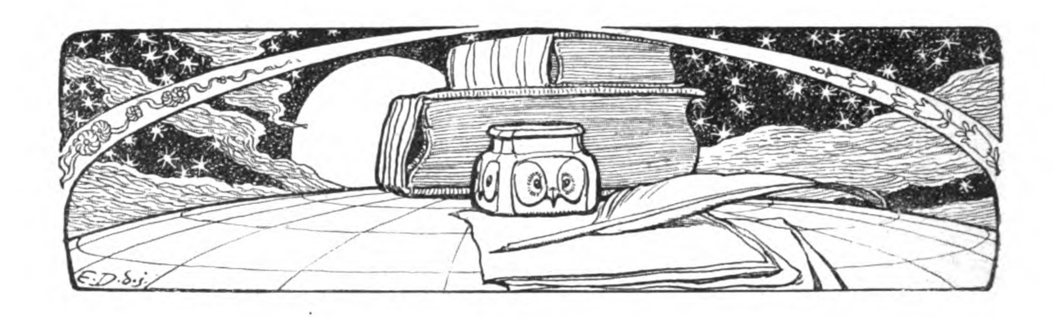
O, laß deine Augen
mich sehen! Nein, du sollst mich nicht berühren!
Tritt weg, ich schäme mich vor dir. Ich weiß nicht,
wie du mich ansiehst.
Ich bin nur mehr der Leichnam deiner Schwester,
mein armes Kind. Ich weiß, es schaudert dich
vor mir. Und war doch eines Königs Tochter!
Ich glaube, ich war schön: wenn ich die Lampe
ausblies vor meinem Spiegel, fühlte ich
mit keuschem Schauder, wie mein nackter Leib
vor Unberührtheit durch die schwüle Nacht
wie etwas Göttliches hinleuchtete.
Ich fühlte, wie der dünne Strahl des Monds
in seiner weißen Nacktheit badete
so wie in einem Weiher, und mein Haar
war solches Haar, vor dem die Männer zittern,
dies Haar, versträhnt, beschmutzt, erniedrigt, dieses!
Verstehst du's, Bruder! diese süßen Schauder
hab' ich dem Vater opfern müssen . . .

Wenn wir bei dem endlosen lauten Schrei der Qual noch zu keinem voll ausatmenden Genusse kommen können, wenn wir ein Gefühl der Pein und Gewaltsamkeit nicht loswerden, so liegt das wohl an der Disharmonie, die immer entsteht und entstehen muß, wenn ein Dichter der Gegenwart „Töne des Altertums“, die für uns nun einmal geheiligt sind, nicht demütig dienend nachahmt, sondern mit kühner Eigenmächtigkeit in eine neue unerhörte Melodie zwingt. Wir werden abwarten müssen, wie Hofmannsthal auf seinem eigenen Instrument seine eigenen Lieder zu spielen weiß.

Das „Kleine Theater“ in Berlin, die Schwesterbühne des „Neuen Theaters“, von dessen Wagnissen und Erfolgen hier schon so oft die Rede sein mußte, ließ dem Werke wieder alles Raffinement seiner Bühnenkunst zuteil werden. Und zwar hatte der Dichter diesmal selbst für die Gestaltung des Bühnenbildes die eingehendsten, diffizilsten Vorschriften gegeben. Sie sehen von allem Herkömmlichen der antiken wie der modernen Szene ab und schaffen sich eine neue rein aus der Dichtung selbst und von rein suggestiver Wirkung. Ihr Wesen zeichnet der eine Satz: „Der Charakter des Bühnenbildes ist Enge, Unentfliehbarkeit, Abgeschlossenheit.“ So zeigt der Schauplatz unser Bild, das den Auftritt wiedergibt, wo Klytämnestra (Rosa Bertens) aus ihren Gemächern hervortritt und Elektra (Gertrud Eysoldt), ein weiblicher Hamlet der Antike, sich zu der großen Abrechnungsszene mit ihr anschickt.



Szene aus Hugo von Hofmannsthals „Elektra“.
Nach der Aufführung im „Kleinen Theater“ zu Berlin.



Literarische Rundschau

Um dieser Literarischen Rundschau den weihnachtlichen Charakter zu wahren, worauf sie doch nach der Erscheinungszeit des vorliegenden Heftes einen Anspruch hat, gibt es wohl kein besseres Mittel, als an ihre Spitze die Jugendschriften zu stellen. Ihnen gehört ja recht eigentlich und vornehmlich die Festzeit des scheidenden Jahres; mehr noch als von anderen Büchern gilt es bei uns Deutschen von den Jugendbüchern als Regel, daß sich für sie eigentlich nur zu Weihnachten die Herzen und die Geldbeutel auftun.

Es weht heutzutage ein sehr scharfer kritischer Wind über die Felder, auf denen die Jugendschriften wachsen. Seit der „Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften“, mit ihm Männer wie Heinrich Wolgast, der Verfasser des beherzigenswerten Buches „Das Elend unserer Jugendliteratur“, der Dichter Otto Ernst u. a., neuerdings auch der Kunsterziehungstag sich der Sache angenommen haben, darf man, wie es wohl früher ohne arge Gewissensbisse geschah, die Jugendschriften nicht mehr mit so allgemeinem Wohlwollen und freundlich-gutmütiger Empfehlung passieren lassen. Zwei Gesichtspunkte sind es vornehmlich, die man für gute Jugendschriften heute als maßgebend aufstellt. Erstlich will man die Tendenz, gleichviel welcher Art, auch die patriotische, sowie die Moral aus ihnen entfernt wissen und an ihre Stelle allein die künstlerischen Werte setzen; zweitens erinnert man nachdrücklicher denn je an Storms bekanntes Wort: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben“ und knüpft daran die Forderung, daß ein echtes, wahres Jugendbuch immer zugleich auch von den Erwachsenen, soweit sich ihr Geschmack nicht völlig hat verbilden lassen, mit Genuß und Nutzen muß gelesen werden können. Mit anderen Worten: die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein; zwischen guter poetischer Jugendliteratur und guter poetischer Literatur für die Erwachsenen braucht kein allgemeiner, grundlegender Wertunterschied zu bestehen. „Denn es ist,“ fährt Theodor Storm zur Begründung seines eben angeführten Paradoxons fort, „unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst.“ So fand und schuf er sich in seinem **Pole Poppenspäler**, dem er jene Worte voranschickte, einen Stoff, „der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet war.“ Diese Erzählung, eine literarische Novelle und ein musterhaftes Jugendbuch zugleich, verdient deshalb immer wieder vorangestellt zu werden, wo von guter Jugendliteratur die Rede sein soll. In einer vorzüglich ausgestatteten Sonderausgabe zu dem billigen Preise von 50 Pf. ist sie seit einigen Jahren im Verlage von George Westermann in Braunschweig erschienen. Auch andere Novellen von Storm, wie „Ein grünes Blatt“, „Bötjer Basch“, „Der Schimmelreiter“, „Unterm Tannenbaum“, „Die Söhne des Senators“ und „Die Chronik von Grieshuus“, dürfen als gute Lektüre für die Jugend bezeichnet werden.

Doch wir wollen hübsch nach den Altersstufen vorgehen und da zunächst einen Augenblick bei den Bilderbüchern verweilen. Gerade auf diesem Gebiete rührt sich ja seit geraumer Zeit schon ein besonders freudiger Eifer, zum Teil angespornt durch die Fortschritte, die die Technik der farbigen Reproduktion zu verzeichnen hat. Um über die Neuen und Neuesten die Alten nicht zu vergessen, sei aber auch an Ludwig Richter, an Otto Speckter und an Oskar Pletsch erinnert, deren Bilderbücher auch an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts noch nicht veraltet sind, obwohl sie sich der Farbe überhaupt noch nicht oder doch nur erst in sehr spärlichem Maße bedienen konnten. Auch Wilhelm Buschs Humor soll man für die Kinderstube nicht verschmähen. Seine lustigen Geschichten und Bilder von **Hans Huckebein**, dem Unglücksraben, **von dem Pusterohr** und dem **Bad am Samstagabend** sind, zu einem Bande vereinigt, in neuer Oktavausgabe bei der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) er-

schienen (karton. 3 Mk.). Ebenso **Die kühne Müllerstochter**, **Der Schreihals** und **Die Prise** (karton. 2 Mk.). — Auch für den Winter behält seinen Reiz das von sommerlicher guter Laune und frischer Naturfreude erfüllte **Ferien-Bilderbuch** desselben Verlages (mit 150 Abb. von L. Wain; karton. Mk. 1.50). Tiergeschichten bilden den Hauptinhalt des Buches. Zum Glück sind sie mehr naiv als didaktisch gehalten, wenn auch das schulmäßige Fabula docet noch nicht ganz vertilgt ist. Von einfacher Linienführung und daher um so stärkerer Wirkung auf Auge und Gemüt des Kindes sind die Zeichnungen; namentlich die Katzenbilder, die Tierklinik, die Giraffen-Tanzstunde u. a. zeugen von gesundem Humor. — Gute Farbenbilder von auserlesenem Geschmack, doch durchweg kindlich gehalten, findet man in dem **Fröhlichen Tierbuch**, das Egon H. Strasburger, als formengewandter Lyriker und gemütvoller Verfasser einer Sammlung „Kinderlieder“ kein Unbekannter mehr, im Verein mit Theodor Etzel herausgegeben hat (München, Ed. Koch). Die Bilder, von E. Hall, haben daneben noch das Gute, daß sie wirklich aus dem Texte herausgewachsen sind, nicht etwa, wie man das leider nur zu oft findet, nur lose eingeklebt oder willkürlich hinzugetan erscheinen. Kleine Erzählungen, denen man im Sinne der Jugendliteratur-Reformer nur noch etwas mehr Enthaltsamkeit in den Moralisierungen wünschen möchte, wechseln mit leicht verständlichen Gedichten und Fabeln. — Derselbe Jugendschriftsteller hat zusammen mit Johannes Trojan eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen für die Kleinen und Kleinsten unter dem Titel **Guck in die Welt** erscheinen lassen (Eßlingen und München, J. F. Schreiber). Auch hier dürfen sich die zahlreichen farbigen und schwarzen Bilder sehen lassen, finden sich doch Zeichnungen und Aquarelle darunter von Oskar Pletsch, Loth. Meggendorfer, Osk. Zwintscher, Fritz Reiß, Mathilde Ade u. a. Selten, daß sich eine der glatten Süßlichkeiten in Wort und Bild einschleicht; meistens ist, was hier geboten wird, gesunde, frische, dabei humorgewürzte Kost, die dem Kindermagen wohl behagen wird. — Besonderer Pflege erfreut sich neuerdings das Kinderlied. Eine neue Sammlung leicht einprägbarer Verse bietet Carl Ferdinands in seinem Büchlein **Ri-Ra-Rutsch**, zu dem H. R. v. Volkmann die an Thomas schlichte, naive Art sich anlehnenden schwarzweißen Bilder gezeichnet hat (Berlin, B. Behrs Verlag; geb. Mk. 1.50). — Alte und neue Kinderlieder hat Wilhelm Lobsien, der sich im vergangenen Jahre mit talentvollen Gedichten in die Literatur einführte, gesammelt und unter dem Titel **Selige Zeit** herausgegeben (Bremen, Carl Schünemann; geb. Mk. 1.25). Marie Freiin Knigge hat beziehungsreichen, doch nirgends aufdringlichen Buchschmuck dazu gezeichnet. In der Sammlung finden wir Gedichte von Viktor Blüthgen, Georg Dieffenbach, Gustav Falke, Cäsar Flaischlen, Goethe, Klaus Groth, Rich. Leander, Detlev v. Liliencron, Robert Reinick, Anna Ritter, Julius Rodenberg, Friedrich Rückert, Heinrich Seidel, Theodor Storm, Joh. Trojan, Rich. Zoozmann in buntem Durcheinander. Über die Auswahl mag man streiten: vielleicht ist einiges darunter, was man nicht mehr oder noch nicht ganz kindlich nennen mag; doch eins steht fest: hier ist eins der wenigen Gedichtbücher für Kinder, die nur wirkliche Dichter zu Worte kommen lassen, und die wirklich Poesie anstatt, wie so viele ihrer weitverbreiteten Sippe, gereimte Prosa darbieten. — Allen den bisher genannten Büchern fehlen die Noten. Diese findet man erst in dem **Deutschen Kinderliederbuch**, das Adelheid Wette und mit ihr kein Geringerer als Engelbert Humperdinck, der Komponist von „Hänsel und Gretel“, dem deutschen Hause bescheren (Gotha, Friedr. Andr. Perthes; geb. 4 Mk.). Hier begrüßen wir all die lieben vertrauten Klänge aus der Jugendzeit wieder: das „Schlaf, Kindchen, schlaf“, das „Tick-tack-Ührchen“, das Mailied von Mozart, das „Lamm auf der Weide“ von Silcher, das Waldlied („Im Grünen, im Walde“) von Humperdinck, Schumanns „Marienwürmchen“, Webers Schwertlied usw. — Auch Märchenbücher, alte wie neue, wollen nicht fehlen. Ludwig Bechsteins **Neues Deutsches Märchenbuch** ist bei E. Kempe in Leipzig erschienen (geb. 2 Mk.), dem Verlage der bekannten „Kinder-Gartenlaube“. Leider suchen die beigegebenen neun Bilder mehr durch grelle Farben als durch gute Zeichnung und gemütvolle oder naive Auffassung zu wirken. — Ungleich besser, zum Teil wahrhaft künstlerisch sind die vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien, die Erich Kuithan dem von Oskar Dähnhardt herausgegebenen **Deutschen Märchenbuch** beigefügt hat (Leipzig, B. G. Teubner. Zwei Bändchen; je Mk. 2.20). Dähnhardt hat aus meistens vergrabenen Schätzen das Beste und Wirksamste mit sicherem Geschmack ausgewählt und so eine gute Ergänzung der Grimmschen Sammlung getroffen. Tiefinnerliches Gefühl für die Natur, scharfe Beobachtung des Menschenlebens und der Tierwelt, frischer volkstümlicher Humor und eine kräftige, anschauliche Sprache zeichnen die Dähnhardtsche Sammlung aus. — **Drei neue Märchen** erzählt den Kleinen Maria von Olfers (zweite verbesserte Aufl. Berlin, B. Behrs Verlag; geb. Mk. 1.50). Alle drei, das vom ABC, das vom Sonnenstrählchen und das von der Prinzessin, sind Kinder echt kindlich schauender und empfindender Phantasie und haben, wie die von der Dichterin beigesteuerten sechs Farbenbilder, den echt kindlichen Vortragston. — Auch Gustav Falke, der Lyriker, hat es nicht verschmäht, unter die Kinderschriftsteller zu gehen. Wie er schon in seiner Märchenkomödie „Putzi“ (Hamburg, Alfr. Janssen) frische, mehr das Gemüt als den Geist nährende Kost geboten hatte, so scheint sich sein literarischer Ehrgeiz auch in der Märchensammlung **Aus Muckimackis Reich** (ebenda; geb. 4 Mk.) damit zu begnügen, Kindergemüt und Kindersinne zu erfreuen. Die Märchenkomödie ist hier in eine Prosaerzählung „Maleen“ umgestaltet worden, dazu sind vier andere neue

Erzählungen getreten. Einige davon stammen wirklich aus Muckimackis Reich, aus dem Phantasiegarten des uralten, originellen Hexenmeisters, der schon in der Komödie so gut seine Rolle spielte. Feine Schelmerei und lächelnder Humor wohnt in ihnen, ohne daß die Naivität dabei zuschanden würde. Andere schwanken zwischen Satire und Parodie; man weiß nicht recht, sind sie für Erwachsene oder sind sie für Kinder geschrieben. Äußerst geschmackvoll ist die Ausstattung und die Illustrierung — „Buchschmuck“ sagt hier zu wenig — von Dasio.

Eine ganze Reihe von guten Büchern bieten sich für jenes glückliche Vorfrühlingsalter dar, wo die literarischen Neigungen von Knabe und Mädchen sich noch nicht scheiden, wo ein und dieselbe Gabe den Hans wie die Grete erfreut. Es ist das die Periode der Münchhausen, Till Eulenspiegel, Don Quixote, Gulliver, Robinson. Dieser letztere, oder vielmehr **Robinson der Jüngere** von Campe, ist in neuer, durchgesehener Ausgabe da (Leipzig, E. Kempe; geb. 3 Mk.). Man möchte sie gern empfehlen und würde es leicht verschmerzen, daß die eingeschobenen Gespräche und Belehrungen hier weggefallen sind, wenn nur die zum Teil unerträglichen, in den Rahmen des Bandes gar nicht passenden Farbenbilder nicht wären. — Auch die für die Jugend bearbeiteten, in demselben Verlage erschienenen **Deutschen Schwänke** (Die sieben Schwaben; Münchhausen; Eulenspiegel; Die Schildbürger), so viel Unverwüstliches an kräftigem Volkshumor, kerniges Gemüt und gute Laune sie enthalten, kranken an demselben Übel (ders. Preis). — Weit höher steht die Art, wie Helene Otto den Zehnjährigen die **Odyssee**-Dichtung nahe bringt (mit zehn Vollbildern nach Friedrich Preller. Leipzig, K. G. Th. Scheffer; geb. Mk. 2.25). Es ist dies wohl das erste Buch in reiner Altersmundart, d. h. in der Sprache des Alters geschrieben, für das es bestimmt ist. Die Darstellung ist ganz und gar aus der Kinderstube hervorgegangen, bringt aber nur das, was bei kindlichen Gemütern nach gründlicher Probe wirklich Interesse gefunden und behalten hat. Künstlerischer illustriert als mit den Prellerschen Odysseebildern kann man sich ein Jugendbuch zudem nicht gut wünschen. — Mancherlei für dies Alter Passende bringt ferner Kempes leider farbig illustrierte Jugendbibliothek. In der Sammlung **Allzeit Kopf hoch** (geb. 3 Mk.) sind z. B. eine Anzahl den Fleiß, die Ausdauer und Tüchtigkeit feiernde Erzählungen von J. Barre, Karl Stöber u. a. vereinigt, unter denen die Lebensgeschichte Schliemanns hervorgehoben zu werden verdient, während aus dem **Jugendbrunnen** (ebenda) eine bunte Fülle von Erzählungen, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, Fabeln, Sagen usw. sprudeln (die zahlreichen schwarzweißen Textabbildungen sind weit besser als die Farbenbilder) und in den **Mancherlei Gaben** (ebenda) sich eine Anzahl von Geschichten, Gedichten, Erzählungen usw., zum Teil von guten Autoren wie Adalb. Stifter, Sophie v. Adelung, Gaudy und Jul. Weil, zusammengefunden haben (geb. 3 Mk.). Die Beiträge scheinen verschiedenen Jahrgängen der Jugend-Gartenlaube zu entstammen. — Von **Kindern und Tieren** erzählt Pauline Schanz in einer langen Reihe von Erzählungen, die gleichfalls auch für Knaben und Mädchen geeignet erscheinen (Stuttgart, Levy und Müller; geb. 3 Mk.). Ihnen fehlt der Humor nicht, sie sind spannend und in frischem Ton vorgetragen, nur drängt sich auch hier wieder der pädagogische Zweck manchmal allzu offensichtlich hervor. Volles Lob verdienen, entgegen den Kempeschen Büchern, die von W. Planck beigesteuerten Federzeichnungen und bunten Vollbilder. Es sind Stücke von künstlerischem Wert darunter.

Ein besonderes Ehrenplätzchen unter der Jugendliteratur verdienen die drei Sammlungen von deutschen Heldensagen, die uns in diesem Jahre gleichzeitig dargeboten werden. Richard Weitbrecht, der so warm und volkstümlich empfindende schwäbische Poet, erzählt in seinem **Deutschen Heldenbuch** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Zweite durchgesehene Aufl.; geb. 5 Mk.), das Joh. Gehrts und R. E. Kepler musterhaft (auch farbig) illustrirt haben, dem deutschen Volke, vornehmlich der deutschen Jugend all die herrlichen deutschen Heldensagen nach der ursprünglichen, weit kunstvolleren Gestalt, wie sie in der nord- und südgermanischen Überlieferung, unentstellt von mittelalterlichen Zutaten und Bearbeitungen, zu finden sind. So erscheint das Gold der echten alten Sage, gereinigt von den Schlacken einer späteren Zeit, und um so heller und reiner ist sein Glanz. Sittliches wie dichterisches Gefühl wird hier auf gleiche Weise befriedigt. Kommt so in der Bearbeitung der echten deutschen Heldensage das heidnisch-deutsche Heldentum zum Ausdruck, so bieten die Nacherzählungen aus der karolingischen Sage und aus der Gralsage reiche Gelegenheit, die Ideale mittelalterlich-christlichen Heldentums vorzuführen. Das Buch, das den Schatz deutscher Heldensage wahrhaft lebendig macht, ohne ihn irgendwie zu entstellen oder zu modernisieren, sei dem deutschen Hause aufs wärmste empfohlen. — Von gleichem Geist erfüllt ist die Nacherzählung **Deutscher Heldensagen**, die wir Karl Heinr. Keck verdanken (Leipzig, B. G. Teubner. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Erster Teil: Gudrun; Zweiter Teil: Nibelungen. Mit sieben Künstlersteinzeichnungen von Robert Engels. Über 300 Seiten; geb. 3 Mk.). In neuer Form, aber der alten Zeit getreuem Geist erzählt das Buch, wie Siegfried mit dem Drachen stritt, wie die Königinnen miteinander haderten, wie der finstere Hagen am Lindbrunnen den arglosen Helden erschlug, wie Kriemhild ihren Gatten an den Nibelungen rächte, wie Gudrun entführt wurde, und wie sie in Treuen des Geliebten harrte. Auch Keck bietet reine deutsche Sage, wie sie vor Jahrhunderten etwa der Burgkaplan auf dem Herrenschlosse las, oder wie sie der fahrende Spielmann unter der grünen Linde den lauschenden Dorfbewohnern vortrug. — Daran reihen sich an

die **Deutschen Götter- und Heldensagen**, wie sie Dr. Ad. Lange, Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Höchst, nach den besten Quellen für Haus und Schule dargestellt hat (ebenda; geb. 3 Mk. Mit zwölf Originallithographien von Rob. Engels. Zweite verbesserte Auflage). Dies Buch umfaßt den ganzen deutschen und nordischen Sagen- und Mythenkreis, wählt daraus das Lebendigste aus und schickt den Nacherzählungen klare und gut fundierte Einleitungen voraus, die alles zum Verständnis Notwendige zusammenfassen.

Bei Mädchen wie Knaben gibt es ein ganz bestimmtes Alter — im allgemeinen wird man als seine Grenze das zehnte und das fünfzehnte Lebensjahr annehmen dürfen —, das man das Alter der „Heldenverehrung" nennen darf. Der Pädagoge wird sich diese Zeit nicht entschlüpfen lassen, ohne die Saat heroischer Begeisterung in die jungen Gemüter zu streuen. Unsere Jugendschriftsteller haben für reichliches Korn gesorgt. Da ist zunächst unter dem Titel **Virtus Romana** eine Erzählung aus dem altrömischen Leben von dem verdienten Schulmann Ludwig Gurlitt (mit acht Vollbildern nach Zeichnungen von Joh. Gehrts; Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn; geb. 5 Mk.). An Bildern aus der römischen Kaiserperiode war ja bei uns lange schon kein Mangel; die ältere Zeit dagegen, in der die Kraft der römischen Natur so glänzend hervortritt, hatte für die Jugend eine Darstellung, die belehrend und zugleich unterhaltend wäre, fast noch gar nicht gefunden. Diese Lücke will Gurlitt ausfüllen, indem er vornehmlich das schildert, was am römischen Wesen noch heute vorbildlich erscheint: seine Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, seinen Bauernstolz, seine kernhafte, opferfreudige Vaterlandsliebe. An Stelle theoretischer Betrachtungen findet der junge Leser hier einen bunten Ausschnitt aus dem bewegten römischen Bürgerleben, der ihm jene ferne Zeit greifbar nahe bringt. Viele Fragen, die auch unsere Tage bewegen, der Gegensatz zwischen Ackerbau und Handel, zwischen Pflege des Heimatsinnes und Fremdländerei, zwischen konservativem Bürgersinn und weltmännischem Treiben werden zu eigenem Nachdenken anregen. — In die neuere Geschichte führen die siebzehn Lebensbilder berühmter und verdienter Männer, die Karsten Brand unter dem Kennwort **Aus eigener Kraft** vereinigt hat (mit acht Bunt- und Tonbildern sowie vielen Bildnissen; Stuttgart, Loewes Verlag; geb. 4 Mk.). Hier stehen Helden des Schlachtfeldes und der Vaterlandsbefreiung, wie Körner, Friesen, Speckbacher, Hofer, Radetzky, Blücher und Zieten, neben kühnen Entdeckern und Forschern, wie Kolumbus, Berth. Schwarz, Gutenberg, Stephenson, Franklin, Phil. Reis, Senefelder, und bahnbrechenden Führern der deutschen Technik, wie Siemens und Krupp. Novellistischer Aufputz und belangloses Anekdotenmaterial sind glücklich vermieden; eine schöne Sachlichkeit zeichnet die Darstellung aus. — Derselbe Geist historischer Wahrhaftigkeit waltet über den biographischen Erzählungen, in denen Gustav Höcker **Drei große Tondichter**: Weber, Schubert und Mendelssohn-Bartholdy ihrem äußeren Lebensgange nach schildert (mit drei Bildnissen; Glogau, Karl Flemming; geb. 3 Mk.). Für musikalisch begabte Knaben und Mädchen — man sollte für gute, gesunde Lektüre eine Unterscheidung zwischen den Geschlechtern nicht zu früh eintreten lassen — darf das Buch empfohlen werden. — Auch die leichtfaßlichen Vorträge, die F. Thies über **Himmel und Erde**, ihre ewigen Gesetze und ihre wahrnehmbaren Erscheinungen für Naturfreunde, für die reifere Jugend und für Familien niedergeschrieben hat, werden beiden Geschlechtern, Schülern wie Schülerinnen höherer Lehranstalten (etwa im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren), erwünscht und förderlich sein (Leipzig, Otto Spamer; mit 72 Abbildungen; geb. Mk. 3.60).

In altvertrauter Gestalt ist auch in diesem Jahre rechtzeitig zum Feste der **Neue deutsche Jugendfreund** fertig geworden (Leipzig, Schmidt u. Spring; Bd. 58; geb. 6 Mk.). Mit der Mannigfaltigkeit seiner Gaben, der geschmackvollen Behandlung seiner Abbildungen, die namentlich für ernstere Absichten geradezu Künstlerisches leisten (die Farbentafeln „Alpenpflanzen" und „Fasanen" sind besonders hervorzuheben), kann sich so leicht nichts Ähnliches vergleichen. Die Beiträge sind so ausgewählt, daß auch noch die Mädchen vieles darin finden, daß Ernst und Scherz einander ablösen, daß neben dem Unterhaltungs- auch der Beschäftigungsstoff vertreten ist. Längere und kürzere Erzählungen wechseln mit Länder- und Völkerschilderungen, geschichtliche Lebensbilder mit naturwissenschaftlichen Artikeln, dazwischen streut der Rätselmann seine Nüsse oder der Rechenmeister seine ernsteren Aufgaben.

Dann allmählich scheiden sich doch die Wege: des Mädchens Phantasie und Sehnsucht fliegt in den Salon und Ballsaal, der Knabe oder Jüngling schweift mit seinem erwachenden Tatendrange in die ferne Welt der Abenteuer und Kämpfe. Das illustrierte Knabenbuch **Der gute Kamerad**, das heuer schon zum siebzehnten Male erscheint (Stuttgart, Union; geb. 10 Mk.), weiß darauf Rücksicht zu nehmen. Was Knabenherzen nur begehren mögen, liegt in diesem 828 Seiten starken Bande bereit. Da gibt es abenteuerreiche Erzählungen, vorbildliche Lebensbeschreibungen, fremde und einheimische Reiseschilderungen, romantische Jagd- und Seeerlebnisse, Geschichtsbilder, Aufsätze aus der Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Abhandlungen, Militär-, Marine- und Luftschiffahrtartikel, Experimente, Sammlungsanweisungen usw. in Hülle und Fülle, und das alles ist mit Hunderten und aber Hunderten von guten Illustrationen erläutert und geschmückt.

Friedrich Gerstäcker und seinem hellen Blick für Menschen- und Völkerleben begegnen wir in den **Jagderlebnissen**, zu denen Karsten Brandt dessen bekannte Erzählung „Eine Gems-

jagd in Tirol" für die Jugend umgestaltet hat (Stuttgart, Loewes Verlag; mit neun Ton- und Bunt-, sowie 22 Textbildern von Chr. Votteler; geb. 3 Mk.). Dichterische Schönheiten, vom einfachen Idyll des abgeschlossenen Berglebens an bis zur erhabensten Naturbegeisterung, sowie klare Plastik in der Schilderung von Land und Leuten machen dieses Werk zu einem Alt und Jung erfreuenden Lesestoffe. Die Illustrationen Christian Vottelers, der mit der Alpennatur eng verwachsen ist, unterscheiden sich aufs vorteilhafteste von dem landläufigen Durchschnitt; seine Landschaften sind ebenso feinfühlig und stimmungsvoll empfunden wie seine Tierdarstellungen lebendig und naturwissenschaftlich getreu ausgeführt. — Karl Tanera hat sich diesmal Brasilien zum Schauplatz seiner Jugenderzählung erkoren und erzählt, was **Heinz der Brasilianer** (mit acht Bildern von E. Zimmer u. a.; Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn; geb. 5 Mk.) während des Canudoskrieges in dem amerikanischen Riesen- und Wunderreiche erlebt. Als Vorzug dieser Schrift muß vermerkt werden, daß Tanera der Vielerfahrene nur auf den im Lande selbst gemachten Erfahrungen und Beobachtungen (1902) fußt, daher die anschauliche Lebendigkeit seiner Schreibweise, sogar in scheinbar nebensächlichen Dingen. — **Ferdinand Cortez** und die Eroberung von Mexiko hat Johannes Kleinpaul der Jugend geschildert (Leipzig, Otto Spamer; geb. Mk. 5.50). Er verschmäht es, sich eine novellistische Handlung dazu zu erfinden, sondern läßt die an Abenteuern und Heldentaten so reiche Geschichte für sich selbst sprechen. Seiner ernsten, gediegenen, an Frische und Lebendigkeit mustergültigen Darstellung hätte man nur auch die phantastischen Illustrationen ersparen sollen, die hier und da die sorgsamen Bilder von Land und Leuten unterbrechen. — Nach bekannter Schablone schöpft Carl Matthias seine jüngste Erzählung **Der Freund des Delawaren** aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege (mit vier Vollbildern; Stuttgart, Levy u. Müller; geb. Mk. 4.50). Eine deutsche Farm wird von räuberischen Indianern überfallen, die Tochter des Squatters wird entführt, ihr Bruder und zwei ihm befreundete Delawaren ziehen aus, die Schwester zu suchen und zu befreien. Dabei wird Fritz in den Freiheitskampf der Amerikaner gegen die Engländer verwickelt und nimmt an allen entscheidenden Schlachten teil. Die Abenteuer, die er dabei besteht, ruhen, wie gesagt, auf geschichtlicher Grundlage und sind nicht ohne Humor erzählt, die Stoffgier, die sich in der Häufung von Ereignissen verrät, artet manchmal aber doch schon ins Ungesunde aus. — An Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte fehlt es auch in diesem Jahre nicht; doch tragen die meisten ihre patriotische Fahne allzu tendenziös und ohne sonderliche Rücksicht auf dichterische und künstlerische Form zur Schau. Das Beste auf diesem von Unkraut wie kein anderes überwucherten Gebiete sind noch die beiden im Verlage von Hermann J. Meidinger in Berlin erschienenen Bücher **Der Pfalz-Erzherzog**, eine Erzählung aus der ersten Zeit der Habsburger, von Franz Netopil (illustriert; geb. 4 Mk.) und **Das Thorner Blutgericht**, eine Erzählung aus der Polenherrschaft in Preußen, von Julius Pederzani-Weber (ebenda; illustriert; geb. 4 Mk.). — Empfehlend in Erinnerung gerufen sei angesichts dieses Mangels an guten vaterländischen Jugendbüchern das Marinebuch **Auf blauem Wasser** von P. G. Heims, das, von namhaften Marinemalern illustriert, im vorigen Jahre bei George Westermann in Braunschweig erschienen ist (geb. 8 Mk.).

Reifere und ernstere Knaben, deren Neigung sich schon ausgesprochen den realen Fächern des Lebens zugewandt hat, werden sich mit Genuß und unter steter Belehrung in das **Neue Universum** vertiefen (Stuttgart, Union; geb. Mk. 6.75). Es unterrichtet, abgesehen von vier größeren Erzählungen, die im Süden, in Transvaal bei den Buren und auf dem Meere spielen, in leicht verständlicher, aber anregender Form mit Hilfe von zahlreichen, wissenschaftlich exakten Illustrationen (auch bunten) über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Technik und der Industrie, des Verkehrswesens usw., über neuerschlossene Gebiete der Länder- und Völkerkunde (China, Inner-Asien, Nordpolfahrten u. a.), der Marine, des Militärwesens, der Luftschiffahrt (besonders eingehend), der Geologie, der Witterungskunde wie überhaupt der gesamten Naturwissenschaften. Die Rubrik „Häusliche Werkstatt", diesmal besonders reich bedacht, gibt Anleitung zu allerlei Selbstbeschäftigungen, für die Kleine wie Große gleich dankbar sein werden. Der Umfang des neuen (24.) Jahrgangs ist auf 474 Seiten mit etwa 450 Illustrationen angewachsen.

Das weibliche Gegenstück zu dem Knabenjahrbuch „Der gute Kamerad" ist das in gleicher Ausstattung erscheinende **Kränzchen** (Stuttgart, Union; geb. 10 Mk.). Auch diesmal wieder wartet es mit einer Fülle von farbigen Illustrationen, Holzschnitten, Erzählungen, Märchen, Plaudereien, Gedichten, Sprüchen, Spielen und belehrenden kleinen Abhandlungen auf, die fast immer von Vertrautem in der nächsten Umgebung des Kindes ausgehen, um von hier aus ihre Fäden ins Weite zu spinnen. Doch auch praktische Anleitungen zu Haus- und Küchenverrichtungen fehlen nicht, und Rezepte und Handarbeitsmuster bereiten auf den Beruf der künftigen Hausfrau vor. Der Gesundheitslehre, den Bewegungsspielen und Körperübungen ist auch diesmal liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet. — Unter der Backfischlitteratur steht auch heuer wieder der **Jugendgarten** voran (Stuttgart, Union; 28. Bd.; mit acht farbigen Bildern und vielen Textillustrationen; geb. Mk. 4.50). Man darf sagen, daß er auch diesmal mit dem altgewohnten Geschmack bestellt ward: viele reizende Unterhaltungsspiele, Liebhaberkünste, Erzählungen, allerlei Zeitvertreib, Gedichte, aber auch ernste, gehaltvolle Aufsätze sind in reicher Anzahl vertreten.

Es gilt immer als gutes Zeichen, wenn man in Jugendschriften Verfasserinnen findet, die auch mit ihren Schriften für die Erwachsenen in Ehren bestehen könneu. So freuen wir uns, in dem neuen Jahrgang Namen wie Adelheid Stier, Anna Klie und Frida Schanz anzutreffen. — Sonst erscheint für das jüngere Mädchenalter der Tisch nicht sonderlich reich gedeckt. Wir haben ja aber bereits auseinandergesetzt, weshalb das eigentlich auch gar nicht nötig. Erwähnen wollen wir nur eine Sammlung kleiner Erzählungen für Mädchen, mit dem Titel **Maiblumen**, von Martha Giese (mit sechs meist guten farbigen Vollbildern; Stuttgart, Loewes Verlag; geb. 3 Mk.) und Else Hofmanns Erzählung **Kitty** (mit zahlreichen Textillustrationen; ebenda; geb. 3 Mk.), letztere schon für Mädchen im Alter von elf bis dreizehn Jahren. — Damit stehen wir bereits an der Schwelle jener Jahre, wo aus dem kleinen Mädchen ein junges Mädchen wird, und für dieses Alter wachsen die Früchte auch in diesem Jahre wieder außerordentlich reichhaltig. Doch ist unter der Fülle nur wenig Gutes. **Mädchenjahre in Lust und Leid** schildert in einer schon halb novellistischen Form Marie Beeg in einer umfangreichen Erzählung, die durch lebhafte Phantasie und anständiges Deutsch vor zahlreichen Rivalen hervorsticht (mit einem farbigen Titelbilde; Stuttgart, Union; geb. 5 Mk.); **Student Annchen**, die Tochter eines Fabrikherrn, die Chemie studiert und sich an der sozialen Arbeit beteiligt, erwählt sich Karola von Eynatten zur Heldin einer Erzählung, die von einem beneidenswerten Optimismus erfüllt ist, die man aber als ersten Versuch, statt der ausgetretenen Pfade der ewigen Pensionsgeschichte neue und ernstere zu wandern, wohl willkommen heißen darf (Stuttgart, Levy u. Müller; mit vier Vollbildern; geb. Mk. 4.50). — Ähnliche modernpädagogische Lehren predigt Else Hofmann in ihrer Erzählung **Dorfprinzeßchen** (mit fünf Vollbildern; ebenda; derselbe Preis), wenn sie ihren jungen Lesern drei Schwestern, verwöhnte Töchter eines reichen Fabrikbesitzers, im Kampf um die Existenz vorführt. Zum Glück verfügt die Verfasserin über eine liebenswürdige Herzenswärme, daran die harte Tendenz endlich doch zerschmilzt. — Mit diesen Andeutungen des Inhalts und der Gesinnung sind auch die letzten beiden Erzählungen charakterisiert, die noch ganz zu der Jugendliteratur gerechnet werden müssen: **Pension und Leben** von M. von Eschen (v. Eschstruth), erschienen im Verlage von Herm. J. Meidinger, Berlin (mit Titelbild; geb. 4 Mk.), und **Paulas Lebenserfahrungen** (Zürich, Art. Institut Orell Füßli; geb. 4 Mk.) von Lily von Muralt, der auch in Deutschland nicht unbekannten schweizerischen Jugendschriftstellerin, einer der wenigen, die die Jugend wirklich kennen und die aus natürlichem Herzensdrange ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederschreiben.

Die fröhliche Brücke aus der Welt der Jungen in die der Alten, sofern sich diese nur ein junges Herz bewahrt haben, mag Frida Schanz mit ihrer oberbayrischen Waldgeschichte **Huberta Rollacher** schlagen (Illustr. von W. Gause; Berlin, Trowitsch u. Sohn; geb. Mk. 5.50). Um die Figur der jugendfrischen, lebensfrohen Heldin schlingt sich hier ein reicher Kranz heiterer und ernster Dinge: wunderbare Naturschilderungen, die einem das Herz mit tiefer Sehnsucht nach solcher Schönheit erfüllen, wechseln mit köstlichen humorvollen Szenen, alles fein beobachtet, kraftvoll realistisch dargestellt und mit einem poetischen Hauch verklärt. „Eine Geschichte für jung und alt“ hat Frida Schanz ihr Buch genannt, ein Familien- und Hausbuch sollte es werden, überall da, wo man kernhaftes Wesen des Mannes und gemütstiefe Innerlichkeit der Frau in Ehren hält. —

Aus der Fülle von Romanen und Novellen, die das letzte Jahr uns beschert hat, vermögen wir hier nur eine kleine Anzahl hervorragender Erscheinungen zu berücksichtigen, und auch diese können wir einstweilen nur kurz registrieren. Deshalb treffen wir die Auswahl möglichst so, daß schon der Name des Autors den Lesern eine Charakteristik seines Werkes gibt, sei es, daß der Verfasser zu den ganz bekannten, fest umrissenen Gestalten unserer Unterhaltungsliteratur gehört, sei es, daß unsere Leser in den „Monatsheften“ selbst Proben seines Schaffens empfangen haben.

Freunde der Ecksteinschen Novellistik wird es freuen, daß aus seinem Nachlaß noch eine neue Novellensammlung unter dem Titel der führenden Erzählung: **Der schwarze Engel** hervortritt (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. Mk. 2.40). — Zu gleicher Zeit erscheint Gregor Samarows (Oskar Medings) Zeitroman aus dem Jahre 1866: **Um Zepter und Kronen** in neuer Auflage (17. Tausend; 1. Bd.; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 3 Mk.). — Von Wilhelm v. Polenz, dem Verfasser des „Büttnerbauern“ und des „Grabenhäger“, der nun leider auch zu den Toten gehört, bringen uns seine Dorfgeschichten **Luginsland** und sein aus der literarischen Sturm- und Drangzeit der achtziger und neunziger Jahre schöpfender Roman **Wurzellocker** (beide bei F. Fontane u. Co., Berlin) die letzten Dichtergrüße.

Die neuen Roman- und Novellenbände unserer Notabeln konnten schon in den vorausgegangenen Heften aufgeführt werden. Doch sei daran erinnert, daß von Friedrich Spielhagens **Romanen und Novellen** eine Neue Folge in Lieferungen bei L. Staackmann in Leipzig erscheint (in 50 Heften zu je 35 Pf.) — die letzten Lieferungen bringen den Schluß des Romans „Opfer“, die Novellen „Faustulus“ und „Herrin“ (seinerzeit zuerst in den „Monatsheften“ erschienen) —, und daß die erste Serie der Lieferungsausgabe von Paul Heyses **Romanen und Novellen** (Stuttgart, J. G. Cotta; 48 Lieferungen zu je 40 Pf.) mit „Merlin“ ihren Abschluß erreicht hat. — Peter Roseggers letzte dichterische Gabe ist der groß angelegte Roman **Weltgift** (Leipzig, L. Staackmann), ein Gegenstück zum „Erdsegen“.

Für die sonstigen namhaften Vertreter unserer Roman- und Novellenliteratur wird sich eine gedrängte Übersicht am ehesten ermöglichen lassen, wenn wir sie in Gruppen nach den Landschaften und Stämmen zusammenfassen, in denen sie heimisch sind, oder in denen ihre Kunst wurzelt.

Wir beginnen mit Norddeutschland und haben da zunächst aus den Herzogtümern, die uns einen Storm, einen Jensen und neuerdings einen Frenssen geschenkt haben, ein nicht bloß vielversprechendes, sondern bereits vielhaltendes idyllisches Erzählertalent in Ottomar Enking zu begrüßen. Sein Kleinstadtroman **Familie P. C. Behm** (Dresden, Carl Reißner) wird mit dem Behagen, das er um sich verbreitet, bald Gastrecht in vielen deutschen Häusern genießen, auch wenn er durch und durch niederdeutsch ist und eine gute Portion Philiströsität mit sich schleppt. — Von Otto Ernst, dem Hamburger, haben wir eine Sammlung humoristischer Plaudereien über große und kleine Kinder (darunter die drolligen Geschichtchen von „Appelschnut", des Dichters mutterwitzigem Töchterchen) unter dem Titel **Vom Geruhigen Leben** (Leipzig, L. Staackmann; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50), sowie die **Kartäusergeschichten**, eine bunte Reihe von ernsten und heiteren Novellen und Skizzen (ebenda). — Auch Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch), die unermüdliche hamburgische Schriftstellerin, legt einen neuen Novellenband **Mädchen und Frauen** vor (Berlin, Gebr. Paetel; geb. 4 Mk.), in dem sie ausschließlich weibliche Herzensschicksale dichterisch gestaltet. — Die Holsteinerin Charlotte Niese tritt nach längerer Pause wieder mit einem Roman, **Vergangenheit** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; eleg. geb. 7 Mk.), vor die Öffentlichkeit. Er spielt in der Zeit nach der großen französischen Revolution in Hamburg und Altona und schildert ein Emigrantenschicksal.

Mecklenburgische Dichtergaben, kleinere, meistens humorgewürzte Erzählungen, Skizzen, Gedichte, plattdeutsche und hochdeutsche, vereinigt das **Mecklenburgische Dichterbuch**, herausgegeben von Dr. Rich. Dohse (Berlin, Wilh. Süsserott; geb. 6 Mk.). Hier wird zum erstenmal ein zusammenfassendes Bild der mecklenburgischen Literatur in der Art gegeben, daß alle bedeutenden lebenden Dichter Mecklenburgs, wie Wilbrandt, Seidel, Ziel, Dreyer, Remer u. a., mit meistens bisher ungedruckten Originalbeiträgen vertreten sind. Das Plattdeutsche wird dabei ebensogut berücksichtigt wie das Hochdeutsche, wie es sich der Herausgeber denn überhaupt zum Grundsatz gemacht hat, in der Sammlung möglichst die Eigenart jedes Dichters zu wahren, so daß neben den Läuschen und Rimels auch das Drama, der Roman (in Probekapiteln), die Novelle, die Spruch- und Aphorismenweisheit zu Worte kommt. — Adolf Wilbrandts neuester Roman **Villa Maria** (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 3 Mk.) fand seine Besprechung bereits im Oktoberheft. — Johanna Klemm, die zu dem „Mecklenburgischen Dichterbuch" ihre zuerst in den „Monatsheften" erschienene Novelle „Muttersprache" beisteuert, hat inzwischen ihre erste Novellensammlung herausgegeben, die nach der führenden, unseren Lesern gleichfalls bekannten Erzählung **Heros Lampe** getauft ist (Leipzig, Ernst Keils Nachf.; geh. 3 Mk.). — Paul Mahn schildert in seinen Betrachtungen **Kreuzfahrt** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 3 Mk.) mit impressionistischem Künstlerstift das Gefühls- und Geistesleben eines modernen Menschen, der am Ende seiner siegesgewiß begonnenen Laufbahn sich philosophisch bescheiden lernt, und erweist sich darin als ebenso männlich ernster und tiefer Denker wie in der Novelle **Der kranke Fritz** (ebenda; geh. 2 Mk.) als liebenswürdiger Erzähler und scharfblickender Menschenkenner.

Auf niedersächsischem Boden begegnen wir ferner Heinrich Sohnrey, dem tapferen Volksdichter und Dorfgeschichtenerzähler, mit der kernigen und gemütvollen niedersächsischen Walddorfgeschichte **Hütte und Schloß**, die den zweiten Band seiner „Leute aus der Lindenhütte" bildet (Berlin, Martin Warneck; vierte Auflage; mit Zeichnungen von L. Burger), und mit einer neuen Auflage von „Friedesinchens Lebenslauf" (ebenda). — In Westfalen spielt Hermann Wettes Roman **Krauskopf** (Leipzig, Fr. W. Grunow; geb. Mk. 4.50), eine echte Frucht der roten Erde, eine Kindheitsgeschichte voll Urwüchsigkeit, voll saftigen, oft derben, aber nie verletzenden Humors. Das Buch gehört zu der Familie der Uhlen und Behme, ist aber ein echt deutsches Buch und spiegelt in seinen krausen Wellen den Geist und den Entwickelungsgang unseres Volkes wider. Auch an die Kindergeschichten Wildenbruchs, der Ebner-Eschenbach und Emil Straußens mag man denken, wenn hier auch, weit stärker als bei jenen, das religiöse Gemütsleben im Mittelpunkt der Schilderung steht und Ernst mit Scherz in echt volkstümlicher Weise sich paart. Wie alle Veröffentlichungen des Grunowschen Verlages, so legt auch diese Wert auf Reinheit und schlichte Schönheit des Stils. — Am Niederrhein bleibt auch mit seinem neuesten Roman Josef Lauff, der Verfasser des „Kärrekiek" und der „Marie Verwahnen", heimisch. Er nimmt, wie schon der Titel **Pittje Pittjewitt** verrät (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung; geb. 5 Mk.), eine allen Lesern des „Kärrekiek" vertraute Figur wieder auf und erzählt deren Lebensgeschichte von der Wiege bis zum Grabe. Jugenderinnerungen sind es auch hier, die den verklärenden Schimmer um das Buch weben und den Verfasser so eng und warm mit den Menschen seiner Geschichte verknüpfen. Lust und Leid, Komik und Tragik wohnt eng beieinander; mit der individuellen Geschichte einer verlorenen Liebe verwebt sich die lebendige, farbenfrohe Schilderung niederrheinischer Menschen und Stätten, Bräuche und Sitten. — Wir fügen hier gleich den Hinweis auf Wilhelm Hegelers jetzt in Buchform erschienenen Roman **Pastor Klinghammer** an (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; Preis 6 Mk.), weil auch dieser, wie unsere Leser aus seiner ersten Veröffentlichung in den „Monatsheften" wissen, in seinem entscheidenden Teil in

der Rheingegend spielt. Zum Preise des starken und kühnen und dabei doch so tief innerlichen Buches an dieser Stelle noch ein Wort zu verlieren, erscheint uns überflüssig.

Auch ein anderer großer Entwickelungs- und Zeitroman, der zuerst in den „Monatsheften“ an die Öffentlichkeit getreten, erscheint soeben in neuer wohlfeiler Ausgabe: Felix Hollaenders **Weg des Thomas Truck** (Berlin, S. Fischer; ein Band geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), und damit sind wir im Banne Berlins, der deutschen Reichshauptstadt, die wir bisher umgangen haben. Von den zahlreichen Autoren, die in Berlin heimisch sind und ihre Roman- und Novellenstoffe mit Vorliebe seiner Sphäre entnehmen, führen wir nur auf: Max Kretzer mit seiner **Sphinx in Trauer** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. Mk. 3.50), einer psychologisch vertieften, doch auch handlungsstarken Romanstudie, die das Rätsel des Weibes zu ergründen sucht, Heinz Tovote mit seinem jüngsten Roman **Der letzte Schritt** (ebenda; geh. Mk. 2.50) und Hans Ostwald, den unsere Leser aus kunstgeschichtlichen Beiträgen kennen, mit seinem Skizzenbande **Verworfene** (Berlin, Julius Bard; geb. 3 Mk.), ein Schriftsteller, der, ohne von ihm abhängig zu sein, an Gorkis Stoffwelt und Schilderungsart erinnert.

Schlesien, die Heimat des modernen deutschen Naturalismus, hat sein entscheidendes literarisches Gepräge von Gerhart Hauptmann empfangen; darüber vergißt man nur zu leicht, daß es auch noch andere zeitgenössische Dichter hat, auf die es stolz sein darf. Vor allem sollte man Karl Hauptmann, Gerharts Bruder, nicht übersehen, der sich von seiner Begabung mehr auf das Novellistische und Lyrisch-Philosophische verwiesen fühlt. Seine kleineren Erzählungen, **Aus Hütten am Hange** betitelt (München, Georg Callwey; geh. 3 Mk.), wissen auch in Prosa den feinen lyrischen Hauch und Schmelz zu bewahren, der den Dichter kennzeichnet, sie haben allesamt etwas Verträumtes, nach innen Gewandtes und etwas Fatalistisch-Resigniertes; sein erster größerer Roman: **Mathilde**, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau (ebenda), wurzelt noch ganz im Naturalismus, offenbart aber auch in diesem engen und dumpfen Milieu die weiche, mitleidsvolle und versöhnungsbereite Seele, mit der der Dichter alles Menschliche so innig umfaßt. — Das Ziel der Erlösung, die Antwort auf seine Fragen, die jener noch sucht, hat sein Landsmann Hermann Stehr schon gefunden. Stehr ist der Verfasser des „Schindelmachers“ und der „Lucie Griebel“, zweier Romane, die hier ausführlicher besprochen worden sind. Jetzt hat er, der Katholik, eine kleine Prosa-, nicht -Erzählung, sondern -Dichtung geschrieben: **Das letzte Kind** (Berlin, S. Fischer; mit Buchschmuck, Einband und Umschlag von Müller-Schoenefeld; geb. Mk. 3.50), eine harmonisch ausklingende Geschichte von Erdennot und Himmelssehnsucht, die seine sonst oft herbe Kunst zu lauterer Schönheit auflöst. „Himmlisches erhebt sich hier“, wie Gerh. Hauptmann in einer warmherzigen Empfehlung des Buches sagt, „auf dem Boden irdischer Not“.

Wir kommen aus Schlesien nach Thüringen, ins deutsche Herzland. Da grüßt uns Helene Böhlau, von der wir erst im Oktoberheft einige neuere Bücher anzeigen konnten, mit einer neuen altweimarischen Geschichte. Sie heißt: **Die Kristallkugel** (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; geb. 2 Mk.) und erzählt von dem Leben einer tapferen Frau, von deren ersten Frühlingstagen bis zum friedvollen Spätsonnenschein, von einem Leben, das auch im Kampf und Leid durchsichtig, rein und klar bleibt wie eine helle Kugel. Das Buch ist ein neues schönes Zeugnis für die herzhafte Jugendheiterkeit und innere Klärung, die neuerdings über das Schaffen der feinen Künstlerin gekommen ist. Goethes hohe Gestalt geht durch die Erzählung und gibt ihr die nicht unverdiente letzte Weihe. — Einen größeren Roman von Wilhelm Arminius, dessen gemütswarme, stimmungsvolle Kunst unsere Leser aus der kürzlich in den „Monatsheften“ veröffentlichten Novelle „Die weiße Möwe“ kennen, eine Geschichte aus dem Thüringer Walde, betitelt **Heimatsucher** (Leipzig, Ed. Avenarius; broschiert Mk. 3.50), können wir hier nur anzeigen; eine eingehendere Besprechung sei einer späteren Zeit vorbehalten.

Wie die grüne Steiermark ihren Peter Rosegger, so hat Baden seinen streitbaren, kernigen Freiburger Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob. Auch seine Erzählungs- und Plauderkunst scheint unerschöpflich. Das Neueste, was er uns gibt, ist ein aus Wahrheit und Dichtung wunderlich gemischtes Büchlein, eine Art Tierfabel: **Aus dem Leben eines Vielgeprüften** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.), Betrachtungen und Schilderungen, reichlich durchsetzt mit moralischen Glossen und satirischen Sarkasmen. — Eine Kloster- und Entführungsgeschichte, die übrigens recht zahm verläuft, erzählt Hermine Villingers **Neuer Tag** (ebenda; illustriert von W. Claudius; geh. 3 Mk.) in der alten flotten, anschaulichen Art; aber Binchen Bimbers kernige Natur und Lebensfrische vermissen wir leider. — Recht bunt und mannigfaltig sind die Gaben, Novellen, Studien und Skizzen, die die Mannheimer Schriftstellerin Max Grad (Maria Bernthsen) in ihrer Sammlung **Der Mantel der Maria** (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; geh. Mk. 3.50) vor uns ausschüttet. Der entschlossene Ernst und die herbe Wucht, die in ihren „Overbecks Mädchen“ so verblüffte, findet man nur in einigen wenigen dieser Sachen; das meiste erschöpft sich in unterhaltender Plauderei und etwas spielerischer Anmut.

Bayern ist nur spärlich vertreten. Hervorgehoben zu werden verdienen der Roman **Kraft und Liebe** von Anton Freiherrn v. Perfall (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. Mk. 4.50) und der Münchener Roman **Das offene Fenster** von Otto von der Pfordten (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.), die Geschichte einer Ehe, in der sich zwei verschiedene Lebensanschauungen: wissenschaftliche Medizin und Naturheilmethode,

zwischen Mann und Frau drängen, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, seine Welt- und Lebenserfahrung zu zeigen. Beide Autoren sind unseren Lesern ja aus novellistischen Beiträgen der letzten Zeit bekannt und vertraut.

Vielstimmiger ist das Konzert, das aus Österreich herüberschallt. Marie v. Ebner-Eschenbachs Künstlerroman **Agave** (Berlin, Gebr. Paetel) wird hier noch näher gewürdigt werden; er ist ja aber den Lesern von seiner Veröffentlichung in diesen Heften her zweifellos auch noch in frischer Erinnerung. Neben ihr steht der fast gleichalterige Ferdinand von Saar, noch frisch bekränzt von den wohlverdienten Ehren, die sein eben gefeierter siebzigster Geburtstag ihm brachte. Seine **Novellen aus Österreich** (Kassel, Georg Weiß; 2 Bände; geb. 12 Mk.), die eben in neuer, geschmackvoll ausgestatteter Ausgabe erscheinen, haben ihm mit Recht den Ehrentitel eines „österreichischen Storm" eingetragen. Wer diesen kennt und liebt, sollte auch an Saar nicht vorübergehen, zumal, da er hier manches finden wird, was über des norddeutschen Poeten Stimmungspoesie durch realistische Kraft, konsequente Charakterentwickelung, vertiefte Psychologie und weitere Ausblicke emporragt und durch kluge, milde Lebensweisheit nicht weniger eindringlich zu uns spricht wie Saars Landsmännin Ebner in ihrer sonnigen Altersdichtung. In den beiden Novellenbänden haben wir all sein Bestes beisammen. Da ist „Marianne", die ergreifende Geschichte der unglücklich vermählten Frau, die im Tanz mit ihrem Geliebten am Herzschlag stirbt; da ist „Ginevra", die Geschichte eines Treubruchs; da ist „Der Exzellenzherr": zwei, die füreinander bestimmt, bleiben sich durch Schuld einer einzigen Stunde für immer getrennt und versagt; „Vae victis": der Selbstmord eines Generals, dessen Frau sich aus ehrgeiziger Liebe einem anderen zugewandt hat; die „Geschichte eines Wiener Kindes", der trübe Lebenslauf einer früh in die Irre gegangenen Frau; und, vielleicht die Krone aller, „Innocens", die Geschichte eines jungen Prager Priesters, der seine Liebesleidenschaft durch innige Teilnahme an dem Tode eines anderen jungen Mädchens überwindet usw. Alle diese Stücke wurzeln durchaus in österreichischem Boden und spiegeln österreichische Kultur wider; aber auch dem Norddeutschen greifen sie voll und warm ans Herz, auch seinem Verstande haben sie, vor allem mit ihrer alles verstehenden Milde und Natürlichkeit, viel zu sagen. Die beiden Bände seien zur Anschaffung warm empfohlen! — Zu der älteren Wiener Schule gehört auch noch J. J. David, unseren Lesern durch novellistische und kunstästhetische Beiträge bekannt. Er hat in seinen Novellen noch jenes wahrhaft epische Erzählungstempo, das heute, meistens nicht zum Vorteil der Kunst, dem „dramatisch bewegten" weichen muß. Seine Novellistik zeigt in der Sammlung **Troika** (Berlin, Schuster u. Löffler) ihre interessanteste und zugleich liebenswürdigste Seite (hierin auch seine schöne Erzählung „Die Mühle von Wranowitz"); David als Romanschriftsteller lernt man am besten aus dem **Übergang** kennen (ebenda; geh. 3 Mk., geb. Mk. 4.50), der Chronikgeschichte einer Fabrikantenfamilie, die von den Wellen der Zeit emporgetragen, hinabgeschleudert und wieder emporgetragen wird. Das Buch ist reich an Wiener Typen und ganz gebadet in Wiener Luft. — Aus dem Nachlaß des früh verstorbenen Fritz Lemmermayer erscheint eine Sammlung **Novellen und Novelletten** (Linz, Österreichische Verlagsanstalt; geb. 5 Mk.), die sein feinsinniges, allerdings mehr lyrisches Talent auf der Höhe seines Könnens zeigen. — In Südtirol hat sich die körnige Erzählerkunst Rich. Bredenbrückers angesiedelt. Seinen Dorfgeschichten **Von der Lieb'** usw. (Berlin, F. Fontane u. Co.; geb. 3 Mk.), die sich vom Herkömmlichen der süddeutschen Dorfepik und -idyllik kühn entfernen und eigene Wege volkstümlicher Kraft und Wahrheit wandeln, ist bald die größere Erzählung **Die Flucht ins Paradies** gefolgt, die gleichfalls im Südtiroler Bauernleben spielt (illustriert von Hugo Engl; Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geb. Mk. 2.40). — Otto von Leitgeb, der reichbegabte Görzer Schriftsteller, dessen Bekanntschaft unsere Leser im Dezemberheft („Seine Frau") gemacht haben, hat soeben einen neuen starken Romanband: **Die stumme Mühle** erscheinen lassen (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; geb. 5 Mk.), ein vornehmes, sympathisches, tief in seine Menschen hineinleuchtendes Werk, nur etwas überladen mit Reflexionen und allgemeinen Betrachtungen. Für viele Leser freilich wird das gerade ein starker Magnet sein. — Aus- und Durchschnitte aus der modernen österreichischen Novellistik endlich gibt das zweibändige **Österreichische Novellenbuch** (Wien, Carl Fromme; jeder Band geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.75). Hier finden wir Originalbeiträge von Saar, Milow, Renk, Fraungruber, Emil Ertl (vgl. dessen Novelle „Bergfrieden" im Maiheft 1902), Rainer Maria Rilke, Hugo Greinz, Rud. Hawel, dem Verfasser des Volksstückes „Mutter Sorge", und vielen anderen. Ernstes und Heiteres, Phantastik und Realistik, sorgfältig ausgeführte Gemälde und flüchtige Studien sind hier aneinander gereiht, nicht im schroffen Wechsel, sondern nach einer logischen Ordnung, die den Leser in Stimmung hält.

Zwei neuere Schweizer Romanschriftsteller sind auch bei uns schnell zu Ruf und literarischem Ansehen gekommen. Der eine ist J. C. Heer, der Verfasser des großzügigen Alpenromans „An heiligen Wassern" und „Der König der Bernina". Von ihm liegt ein neues Werk **Joggeli** (Stuttgart, J. G. Cotta; geb. Mk. 4.50) vor, die idyllische Geschichte einer Jugend, in der offenbar Autobiographisches verarbeitet ist. Der andere, auch bei uns vielgelesene Schweizer Autor ist Ernst Zahn, der Bahnhofswirt von Göschenen. Sein Hochalpenroman **Herrgottsfäden** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), in dem liebliche Idyllik und herbe Tragik hart beieinander wohnen, zeigt die Kunst seiner lebensvollen Natur- und Volksschilderung in schönstem Lichte. Eine neue Novellensammlung von

ihm **Schattenhalb** (ebenda; geb. Mk. 5.50) vereinigt drei ernste Erzählungen aus dem Gebirgsleben.

Fern von ihrer Heimat, die sie doch unverblaßt im Herzen trägt, lebt und dichtet die deutsche Fürstentochter, die unter dem Namen Carmen Sylva schreibt. Außer Gedichten und kleinen Märchen hat sie uns lange nichts Neues geschenkt. Es schien fast, als wolle sie sich mehr und mehr wissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten widmen. Nun kommt plötzlich die Erzählung **In der Lunca** (Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung; geb. Mk. 4.50), eine rumänische Idylle so voller inniger Romantik wie reiner und zarter Kindlichkeit, daß sich der Leser am Ende der 66 Seiten einer tiefen Rührung nicht wird erwehren können. Die Geschichte von Soare und Evanghelu und ihrer unbegrenzten, von Menschensatzungen verfolgten und vernichteten Liebe kann sich den schönsten Schöpfungen der fürstlichen Dichterin ebenbürtig an die Seite stellen. Zudem ist das sauber gedruckte Bändchen (Quartformat) mit farbigen Vollbildern nach Originalpastellen des rumänischen Malers Grigorescu geschmückt und so zu einem vornehmen Geschenk- und Prachtwerk geworden.

Diese in Gehalt und Stimmung mehr lyrische als romanhafte oder novellistische Erzählung leitet bequem zu den wenigen Werken in gebundener Form über, die uns nach der im letzten Hefte gegebenen Übersicht noch zu besprechen bleiben. Zwei Österreicher, deren poetisches Schaffen einen abgeschlossenen und ausgeglichenen Charakter zeigen, mögen auch hier vorangehen. Mit den Novellen ist gleichzeitig auch eine neue Ausgabe der **Gedichte** von Ferdinand von Saar erschienen (3. Auflage; Kassel, Georg Weiß; elegant geb. Mk. 4.20). Was oben zur allgemeinen Charakteristik des Dichters gesagt ist, das gilt auch von seinen lyrischen Schöpfungen: sie sind Bekenntnisse einer reifen und ernsten künstlerischen Persönlichkeit, die tiefe Blicke in Welt und Menschentum getan hat, und die nun hier die Früchte ihrer seelischen Erfahrungen und Erlebnisse in schönen Schalen gleichgestimmten ernsten und nachdenklichen Gemütern darbietet. Am besten gelingt ihm das Elegische und Reflektive, in der Form zeigt er sich als ein Meister des Sonetts; aber nichts Epigonenhaftes, Schulmäßiges ist in ihm, auch in den Gedichten ist er ganz er selbst, ein durchaus moderner, eigenkräftiger Denker und Gestalter. — Marie Eugenie delle Grazies **Sämtliche Werke** — die begabte Dichterin ist unseren Lesern ja als Novellistin und Lyrikerin bekannt — beginnen soeben im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Lieferungen zu erscheinen (vollständig in neun Bänden oder dreißig wöchentlichen Lieferungen zu je 1 Mk.). Die Ausgabe, auf die wir selbstverständlich ausführlicher zurückkommen, beginnt mit dem Werke ihres Lebens, dem großzügigen Epos „Robespierre", das den Ruf der Dichterin begründet hat und ihr einen Platz in der Literaturgeschichte sichert. Bis Weihnachten wird außer diesem Werke (zwei Bände) noch vorliegen eine neue Sammlung von Erzählungen und Novellen: „Vom Wege". — Eine andere Österreicherin, Maria Stona, die sich vor einigen Jahren durch ihre „Lieder einer jungen Frau" schnell literarischen Ruf erwarb, und die inzwischen auch in den „Monatsheften" manchen lyrischen Beitrag veröffentlicht hat, läßt soeben eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel **Klingende Tiefen** (Berlin, Herm. Costenoble; geb. 2 Mk.) erscheinen. Schwermütige Versonnenheit, dabei aber leidenschaftliche, wenn auch verhaltene Glut in Gefühl und Ausdruck sind die Kennzeichen dieser neuen Gabe. — Als ein sicherer Form- und Sprachkünstler bewährt sich auch in seiner neuesten lyrischen Gedichtsammlung der Badener Heinrich Vierordt. **Meilensteine** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geb. 3 Mk.) hat er sie betitelt und damit angedeutet, daß es Markzeichen eines reich bewegten Innenlebens sind, die er hier in lyrischer Form aufrichtet. Hauptsächlich haben freudige und trübe Ereignisse des Familienlebens, Feste und Erinnerungstage, Reisen und Geschichtsstudien die Stoffe für die bald ernsten, bald heiteren und scherzhaften Gedichte hergegeben. — Von Anthologien bleibt uns nach den Anzeigen des letzten Heftes nur noch eine zu erwähnen übrig: die **Blüten aus dem Treibhause der Lyrik** (Leipzig, Joh. Ambr. Barth; gebunden Mk. 2.50), eine Sammlung witziger Parodien auf schematische Liebeslieder, und auch diese verdient unsere Empfehlung weniger ihres Inhaltes wegen als wegen der geistreichen Vignetten, die Max Klinger, weiß Gott aus welcher Laune, dazu gezeichnet hat. Um dieser Kabinett- und Virtuosenstücke seines Griffels willen sollte man sich das zierliche, hübsch ausgestattete Bändchen nicht entgehen lassen. —

In Max Hesses „Leipziger Klassikerausgaben" sind auch seit unserem letzten Berichte wieder zwei neue deutsche Dichter aufgenommen worden. **Novalis' ausgewählte Werke** hat Wilhelm Bölsche herausgegeben und mit einer tief in das Wesen des Dichters eindringenden, mehr feinsinnig nachfühlenden als kühl kritisierenden Einleitnng versehen (drei Bände geb. in einem Bande 2 Mk.); eines anderen Romantikers, **Ludwig Tiecks ausgewählte Werke** sind dem Leipziger Literarhistoriker Georg Witkowski zur Herausgabe anvertraut worden. Auch er hat dem starken Bande (vier Bände in einem Bande geb. 2 Mk.) eine äußerst gründliche, der Tätigkeit Tiecks entsprechend mehr philologisch-wissenschaftlich gehaltene Einleitung mit auf den Weg gegeben. Zwei Bildnisse und eine Handschriftprobe begleiten die Ausgabe. — Die dritte Ausgabe bezeugt, daß die Leitung die Bezeichnung „Klassikerausgaben" nicht engsinnig und wörtlich zu nehmen gesonnen ist: sie bringt **John Brinckmanns Sämtliche Werke** in fünf Bänden (geb. in einem Band 2 Mk.), herausgegeben und biographisch-kritisch eingeleitet von Otto Weltzien, also die Werke des erst im Jahre 1870 gestorbenen mecklenburgischen Dialektdichters, der neben Groth und Reuter als dritter im niederdeutschen Kleeblatt steht. Auch eine einführende

Abhandlung über die Geschichte der niederdeutschen Sprache sowie ein erklärendes Wörterverzeichnis, Bildnis und Handschriftprobe fehlen nicht. Wer an Reuters Humor und Gemüt Freude findet, sollte auch Brinckmann seiner Hausbibliothek einverleiben, zumal da er jetzt in so gediegener und wohlfeiler Ausgabe dargeboten wird. —

Vom Gebiete der deutschen Literaturgeschichte ist der Beginn einer neuen Lieferungsausgabe der bekannten und weitverbreiteten Vogt-Kochschen **Geschichte der deutschen Literatur** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu melden (Leipzig, Bibliograph. Institut; 2. neubearbeitete u. vermehrte Aufl.; mit 170 Abbild. im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich u. Farbendruck, 2 Buchdrucktafeln u. 32 Faksimilebeilagen; 16 Lieferungen zu je 1 Mk. oder in zwei Halblederbänden zu je 10 Mk.). Der Hauptzweck dieser neuen Ausgabe ist, die seit ihrem ersten Erscheinen (1897) hervorgetretenen neuen Forschungsergebnisse sich dienstbar zu machen. Mit lebhaftester Freude begrüßen wir den rechtzeitig zum Feste erschienenen zweiten (Schluß-)Band der **Goethe-Biographie** von Dr. Albert Bielschowsky (München, C. H. Beck; geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.; mit einer Photogravüre: Goethe im 79. Lebensjahre von Jos. Stieler). Der Verfasser selbst hat leider die Vollendung seines klassischen Werkes nicht mehr erleben dürfen; ehe er sein Manuskript abschließen konnte, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Freunde und in Goethe wohlbewanderte Fachleute haben das Buch nun zu Ende geführt, wie sich von selbst versteht, möglichst in seinem Sinne und getreu nach seinen Aufzeichnungen. Ästhetisch und auf ihre innere, analytische Darstellungskunst hin gewertet, verdient Bielschowskys Goethe-Biographie den ersten Platz unter allen, die wir besitzen, so ganz lebt und webt er in seinem großen Gegenstande, so treu und wahr spiegelt sich dieser in dem Werk. — Erläuterungen zu **Goethes Lyrik** nach künstlerischen Gesichtspunkten gibt Berthold Litzmann, der Bonner Literarhistoriker, in einem glänzend geschriebenen Werk (Berlin, Egon Fleischel u. Co.; geh. Mk. 3.50), das sich an alle die wendet, die ernst an ihrer künstlerischen Erziehung arbeiten wollen. Das, worauf es dem Verfasser ankommt, ist, die Grundelemente Goetheicher Lyrik dem Leser so lebendig wie möglich durch eine wesentlich ästhetische Betrachtungsweise zur Anschauung zu bringen. Wer verfolgt hat, was auf dem letzten Kunsterziehungstag in Weimar über Poesie und künstlerische Erziehung verhandelt wurde, der wird hier die erste praktische Anleitung zur Verwirklichung dieser Ideen finden. Das Buch ist dem deutschen Kronprinzen gewidmet und fußt, wie es scheint, auch auf den Vorlesungen, die Professor Litzmann vor diesem gehalten hat. — Die Erläuterungsschriften Kuno Fischers zu **Goethes Faust** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.) haben nunmehr mit dem Erscheinen des vierten Bandes, der die Erklärung des zweiten Teiles bringt, ihren Abschluß gefunden. Wie Bielschowskys Biographie, so ist Fischers Faustkommentar unter den philosophisch-ästhetischen der erste, ohne alle Konkurrenz. Wir kommen auf das Werk als Ganzes natürlich noch zurück. — Goethe und Mörike, das sind heute die am häufigsten und vielseitigsten behandelten deutschen Dichter. Wir erleben eine förmliche Mörike-Renaissance. Zu den letzthin aufgeführten Werken hat sich abermals ein neues gesellt: Professor Dr. Karl Fischers Studie **Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen** (Berlin, Otto Elsner; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Als Ergänzung zu den beiden Biographen, zu der von Meyer sowohl wie zu der von Fischer selbst, wird das Buch, zumal in dieser Zeit kunstpädagogischer Neigungen, den Freunden des schwäbischen Dichters willkommen sein. — **Aus Adolf Stahrs Nachlaß** gibt Ludwig Geiger eine Anzahl von Briefen und Aufzeichnungen heraus, die aber nicht allein den berühmten Kunst- und Literarhistoriker, sondern auch andere ihm nahestehende Gelehrte, Schriftsteller und Künstler zu Verfassern haben (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Die Zeit von 1839 bis 1876, die Grundlage unserer heutigen Gesittung und Bildung wie unserer politischen Zustände, tritt in diesen Briefen von Willibald Alexis, Bettine von Arnim, Auerbach, Gottfried und Johanna Kinkel, Lassalle, Gutzkow, Mosen, Prutz, Richard Wagner u. a. greifbar vor uns auf. Politische und historische Fragen werden ebenso ausführlich behandelt wie ästhetische und religiöse; die wichtigen Lebensbeziehungen Adolf Stahrs in Oldenburg, Berlin, Dresden und Weimar werden eingehend erörtert; auf das Kulturleben der vierziger Jahre fallen neue Streiflichter wie auf die große Erregung der sechziger Jahre. So bietet das Buch für den Leser eine Fülle mannigfacher Belehrung und geistiger Anregung. — Wer noch Studien über **Die moderne Literatur** verlangt, dem sei — in Ermangelung eines besseren — das so betitelte Buch von Arthur Moeller-Bruck empfohlen (Berlin, Schuster u. Loeffler; geh. 6 Mk.), eine Sammlung nur loser, ohne historischen Zusammenhang miteinander verknüpfter, aber fein differenzierter Einzelessays über markante Dichtererscheinungen der Gegenwart.

Die von uns mehrfach besprochene **Beckersche Weltgeschichte** in ihrer neuen Bearbeitung und vierten Auflage ist inzwischen zum Abschluß gekommen (mit über 1500 Illustrationen u. Karten; vollständig in sechs Doppelbänden zu je 6 Mk. oder 66 Lieferungen zu je 40 Pf.; Stuttgart, Union). Für Haus und Schule hat sie in dieser Auffrischung neues Leben und neuen Wert erhalten. — Um einen weiteren, den achten Band vorwärts gerückt ist **Helmolts Weltgeschichte** (Leipzig, Bibliographisches Institut), die sich bekanntlich auf ethnogeographischer Grundlage aufbaut. Der neue Band, auf den wir zurückkommen, behandelt Westeuropa (in der neueren und neuesten Zeit) und die Völker des Atlantischen Ozeans. — In demselben Verlage beginnt in neuer Auflage das von Professor Dr. Hans Meyer her-

ausgegebene Werk **Das deutsche Volkstum** zu erscheinen (16 Lieferungen zu je 1 Mk. oder in zwei Leinenbänden zu je Mk. 9.50 oder in einem Halblederband zu 18 Mk.). — Ein reich illustriertes, zum Teil mit ganz neuem Material arbeitendes Lebensbild der **Königin Luise** beschert dem deutschen Hause Alwin Lonke (mit 70 Abbild. und 2 Beilagen; Leipzig, E. A. Seemann; geb. 8 Mk.). Das Buch wird sich bald einen Platz unter den beliebtesten vaterländischen Büchern erobern, obgleich es oder weil es in einzelnen Kapiteln die Kritik keineswegs spart. Mit besonderer Wärme und Lebendigkeit sind die Leidensjahre der königlichen Frau und ihr Familienleben dargestellt. — Carl Bleibtreu hat seine historisch-poetischen Schlachtenbilder aus dem letzten französischen Kriege um zwei weitere vermehrt; beide, **Spichern** wie **Weißenburg**, sind von Chr. Speyer in der bekannten Art illustriert worden (Stuttgart, Carl Krabbe). Namentlich aus dem heldenhaften Ringen um die Spicherer Höhen hat sich Bleibtreu ein glänzendes Gemälde heroischer Schlachtenmalerei geschaffen. — Ein vaterländisches Geschichtsdokument ersten Ranges sind die von seinem Sohne herausgegebenen **Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.). Diese Briefe und Tagebuchblätter voller Frische und Unmittelbarkeit geben die wertvollsten Aufschlüsse über die wichtigsten Perioden der vaterländischen Geschichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und werfen überraschende Streiflichter auf viele diplomatische und militärische Vorgänge wie auf die daran beteiligten Persönlichkeiten. Es fehlt auch nicht an zahlreichen charakteristischen und pikanten Einzelzügen. Mit besonders lebhaftem Interesse verfolgt man die Entwickelung der Beziehungen zwischen Stosch und Bismarck. Das Werk, das noch näher gewürdigt zu werden verdient, schließt mit der Ernennung Stoschs zum Chef der Kaiserlichen Admiralität (1872), da der Herausgeber seine Fortsetzung bis 1896 für alle absehbare Zukunft als ausgeschlossen betrachtet. — Freunde sozialer Studien und Betrachtungen zur neuesten Gegenwart seien auf zwei lehrreiche Bücher aufmerksam gemacht, die zugleich, wie wenig andere auf demselben Gebiet, eine ungemein fesselnde Lektüre bieten. Das typische Lebensbild eines Arbeiters aus der Frühzeit der deutschen Industrie wie des ganzen vierten Standes, aber niedergeschrieben von einer über das Niveau geistig hervorragenden Intelligenz, haben wir in den **Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters** (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50). Paul Göhre hat dies kulturgeschichtlich hochbedeutsame Buch herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen. — Mehr novellistisch gehalten sind die **Skizzen aus unserem heutigen Volksleben** (Leipzig, Fr. W. Grunow), von denen uns Fr. Anders die dritte Sammlung darbringt.

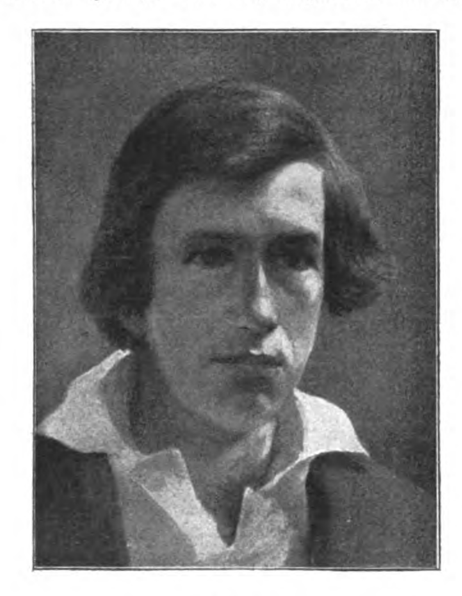
Einen eigenen Platz dürfen Adolf Harnacks gesammelte **Reden und Aufsätze** für sich beanspruchen. Sie sind in der J. Rickerschen Verlagshandlung zu Gießen in zweibändiger Ausgabe erschienen (geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.). In ihnen wendet sich der Berliner Theologe an einen weiteren Leserkreis als den seiner Fachgenossen. Die aufgenommenen Stücke umspannen einen Zeitraum von über zwanzig Jahren. Die „Reden" des ersten Bandes sind so geordnet, daß sie einen Gang durch die Kirchengeschichte darstellen; die des zweiten Bandes beziehen sich hauptsächlich auf wichtige kirchliche Probleme der Gegenwart, wie: „Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Kirchengeschichte", „Ritschl und seine Schule", „Die gegenwärtige Lage des Protestantismus" usw.

Eine gedrängte Übersicht über ausgewählte religiöse Schriften sei hier angeschlossen. Die erste Übersetzung (aus dem Mittelhochdeutschen) und erläuterte Ausgabe der **Schriften und Predigten Meister Eckeharts**, des tiefsinnigen Mystikers, beginnt soeben im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig zu erscheinen (1. Bd. übers. von Herm. Büttner; geh. 4 Mk., geb. Mk. 5.50). Wir haben es hier mit keiner gelehrt-wissenschaftlichen Galvanisierung zu tun, sondern mit dem populär gehaltenen Versuch, eine machtvolle Persönlichkeit wiederaufzurichten, ihrem Innersten und Eigensten neue Wirksamkeit zu schaffen und das Unvergängliche an ihr als ein Lebendiges hineinzustellen in den Kampf der Zeit. — Eine Geschichte des **Deutschen Christusliedes im 19. Jahrhundert** verdanken wir dem vierzigjährigen Fleiß und der umfassenden Belesenheit Friedrich Nippolds, des Jenaer Universitätsprofessors (Leipzig, Ernst Wunderlich; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Von dem Reichtum an neueren Christusliedern hat bisher weder die Literatur- noch die Kirchengeschichte eine Vorstellung geben können. Die zahlreichen Werke, die die Bilanz der bisherigen Entwickelung versuchen, erhalten durch Nippolds Buch eine wichtige Ergänzung. — Bei dieser Gelegenheit sei auch wiederholt an Gustav Frenssens **Dorfpredigten** erinnert (Göttingen, Vandenhoeck u. Rupprecht; Gesamtausgabe [ein vollständiger Jahrgang] geb. Mk. 6.50; Ausg. in drei Bänden geb. zu je 3 Mk.). Die innere Vermählung von Religion und Poesie ist nur in ganz wenigen unserer Gegenwartspredigten so innig und künstlerisch vollzogen wie in diesen ganz aus dem Boden ihrer holsteinischen Heimat geborenen und doch allgemein ergreifenden Predigten des Jörn Uhl-Dichters.

Eine Jubiläumsausgabe erleben fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen die **Musikalischen Märchen** von Elise Polko (1. Bd. 25. Aufl., 2. Bd. 15. Aufl.; mit Titelbildern und Heliogravüre von Poetzelberger und Walter Firle; vornehm geb. je 6 Mk.; auch einzeln käuflich; Leipzig, Joh. Ambr. Barth). Es sind Phantasien und novellistische Skizzen, denen allesamt ein musikalischer Stoff oder musikalisches Leitmotiv zugrunde liegt; an Duft und Zartheit des Empfindens ist auf gleichem Gebiet Ähnliches nicht so leicht wiederzufinden. Als Geschenk werden sich beide Bände (oder einer von ihnen) vornehmlich für die musikalische gebildete junge Damenwelt empfehlen. Bach, Robert und

Klara Schumann, Gluck, Mozart, Felix Mendelssohn, Beethoven, Schubert, Händel, Weber, Paganini, Haydn, Liszt — das sind ein paar Namen aus der bunten Reihe von Musikern, die als Helden von Novellen, Novelletten, Skizzen, Zeitbildern usw. an den Leserinnen vorüberziehen.

Im vergangenen Jahr wurden unter den alten und neuen Meistern der bildenden Kunst keinem so viele blühende Kränze der Ehren geflochten wie dem lieben Dresdener Meister Ludwig Richter. Auch die „Monatshefte" haben seiner ja in einem ausführlichen, reich illustrierten Beitrage von Max Osborn gedacht. Wer sich eingehender mit ihm beschäftigen will, dem sei die Monographie **Ludwig Richter**, ein Künstler für das deutsche Volk, von David Koch empfohlen (Stuttgart, J. F. Steinkopf; eleg. kart. 3 Mk., geb. Mk. 3.80). Wie schon der Titel andeutet, wird hier namentlich die Volkstümlichkeit der Richterschen Kunst begründet und psychologisch aus seinem Wesen und seiner Weltanschauung heraus erklärt. Dafür aber war es unerläßlich, die Zeichnungen und Gemälde Richters in gut ausgewählten zahlreichen Proben dem Leser vorzuführen und zwar vornehmlich unbekanntere und seltenere Bilder herbeizuziehen. — Aber auch er selbst, der Unvergeßliche, zeugt von sich und seinem frischen Leben in der Gegenwart. **Ludwig Richter an Georg Wigand:** das ist der Titel ausgewählter Briefe aus den Jahren 1836—1858, die vor kurzem, von Eugen Kalkschmidt, dem unseren Lesern aus dem Segantini-Aufsatz bekannten Kunstschriftsteller, herausgegeben und eingeleitet, bei Georg Wigand in Leipzig erschienen sind (geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50). Der Meister erscheint in diesen vertraulichen Mitteilungen und Bekenntnissen an seinen Verleger und Freund von einer neuen, ganz intimen Seite, indem er wichtige Abschnitte seiner eigenen Entwickelung unmittelbarer noch als in den Lebenserinnerungen charakterisiert und diese selbst gewissermaßen um zehn Lebensjahre weiterführt. Auch rein zeitgeschichtlich sind die meist launig geschriebenen Briefe wertvoll; kleine bisher unveröffentlichte Gelegenheitszeichnungen beleben sie zudem fürs Auge.



A. Böcklin

Nach einem Jugendbildnis Böcklins von Rud. Koller.
(Aus: „Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde von Adolf Frey." Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.)

Aus **Arnold Böcklins** Leben, besonders aus den Jahren 1885 bis 1892, die der Künstler in Zürich zubrachte, weiß uns Professor Adolf Frey eine ganze Reihe intimer, bisher wenig oder gar nicht bekannter Züge zu berichten. Seine Aufzeichnungen, ein stattlicher Band (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 4.50), fußen auf eigenen Erlebnissen sowie auf Mitteilungen gemeinsamer Züricher Freunde. Eine Probe des Inhalts, der uns, wie gesagt, des Meisters Persönlichkeit und anziehende Menschlichkeit ganz besonders nahe bringt, haben die Leser im Aprilheft 1903 erhalten, wo Frey über Böcklins Verhältnis zu Poesie und Musik geschrieben hat. Das dem Buche beigefügte Jugendbildnis Böcklins von Rud. Koller gibt unsere nebenstehende Abbildung in verkleinerter Nachbildung wieder.

In eine andere Welt treten wir mit dem Prachtwerk **Jüdische Künstler**, herausg. von M. Buber (Berlin SW., Jüdischer Verlag). Es soll zeigen, was an bildnerischen Fähigkeiten im heutigen Judentum vorhanden ist, und wie die Volks- und Rasseeigenschaften in dem Wesen der Künstler und ihrer Werke nachwirken. Statt über die einzelnen Künstler, die es behandelt, zu theoretisieren, läßt es deshalb möglichst breit und zahlreich ihre Schöpfungen selbst sprechen, indem es von jedem vielseitige und gute Reproduktionen vorführt. So ist Josef Israels, über den Fritz Stahl schreibt, mit zweiundzwanzig Gemälden, Radierungen, Studien und Skizzen vertreten, während von Max Liebermann, den Georg Hermann behandelt, sogar sechsundzwanzig meistens große Gemälde wiedergegeben werden. Beide Maler, der Holländer wie der Deutsche, hatten bereits ihr Publikum; für andere, die das vorliegende Werk gleichfalls mit zahlreichen Bildern reden läßt, soll Verständnis und Anerkennung erst errungen werden. Das gilt namentlich für Lesser Ury, den der Herausgeber selbst bespricht, und dem er mit Recht einen zyklopischen Pantheismus, einen Phantheismus des Sturmes und der Bewegung vindiziert. Die Wertung dieses Künstlers wird voraussichtlich durch diese Publikation, die fast alle Werke Urys in vortrefflicher Wiedergabe zeigt, einen überraschenden Aufschwung nehmen. Außerdem finden wir in dem Werke noch den Buchkünstler E. M. Lilien, den englischen Geschichtsmaler und Portraitisten Solomon J. Solomon und den Russen Jehudo Epstein. — Welche Fortschritte die farbige Reproduktion von Gemälden in den letzten Jahren gemacht hat, beweisen die Lieferungen 11 bis 14 des E. A. Seemannschen Mappenwerkes **Hun-**

dert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe (jedes Heft mit 5 Kunstblättern 2 Mk.), die u. a. Stuttgarter, Münchener, Düsseldorfer, Worpsweder und Wiener Malerei vorführen. Hier werden die verschiedensten Töne angeschlagen; Landschaften, Figurenbilder, Seebilder von Nord und Süd, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Alter und Jugend wechseln in bunter Fülle; Makarts leuchtende Koloristik steht neben Kalckreuths urwüchsigem Realismus, Poetzelbergers malerischer Impressionismus neben Heinrich Vogelers farbenfroher Romantik. Besonders fesselnd treten die Wiener auf. Außer Makart, dessen „Falkenjägerin" prächtig gelungen ist, finden wir den 92jährigen Rudolf v. Alt mit einer Figurenstudie aus dem Jahre 1842 vertreten, während Karl Moll eine im Zwielicht gemalte Abendtafel und Josef Engelhart ein Wiener Faschingsbild beigesteuert hat. — Wer Blätter für einen künstlerischen Wandschmuck sucht, dem seien die beiden von dem Verlage Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart herausgegebenen und eigens für diesen häuslich dekorativen Zweck geschaffenen Kunstblätter: **Das Gastmahl** von dem Frankfurter Meister Wilhelm Steinhausen und **Das obere Mölltal mit Großglockner** von Anton Glück empfohlen (jedes 100 cm breit, 70 cm hoch; Preis je 5 Mk.). Wir haben es hier mit mehrfarbigen Lithographien zu tun, mit Original-Künstler-Steinzeichnungen, die man nicht mit Blättern nach irgendeinem mechanischen Wiedergabeverfahren verwechseln darf. Sie zur vollen Wirkung zu bringen, genügt ein einfacher dunkler Holzrahmen, wie ihn jeder Glaser sofort zu liefern vermag. Noch ein paar Worte über die Stoffe der Bilder. „Das Gastmahl" Steinhausens zeigt uns den Heiland beim heiligen Abendmahl inmitten der Leute unserer Zeit, die mühselig und beladen zu ihm kommen, um seinen Trost und Segen zu empfangen. Das andere Bild breitet den gewaltigen Zauber der Alpenwelt vor uns aus: im Vordergrund, zwischen grünen, sonnigen Matten, die der Wildbach durchbraust, auf einer Anhöhe malerisch gelegen, das Örtchen Heiligenblut, im Hintergrund, majestätisch sich erhebend, der schneebedeckte Großglockner.

Die Kunst des Jahres, d. h. eine Auswahl aller im Sommer 1903 auf den großen Kunstausstellungen gezeigten Gemälde und Plastiken, führt uns ein Album der Verlagsanstalt F. Bruckmann (München) vor Augen. Die 275 Abbildungen, die der stattliche Band (Preis geb. 5 Mk.) enthält, sind ohne Ausnahme in ausreichend großem Format und in aller nur wünschenswerten Klarheit wiedergegeben. Wer die Ausstellungen selbst besuchen konnte, wird den Bildern für die Auffrischung der dort gewonnenen Eindrücke dankbar sein; wer ihnen fernbleiben mußte, findet einen Ersatz für den Besuch, wie er sich ihn nicht besser wünschen kann.

Aus dem schönen B. G. Teubnerschen Verlagswerke **Die Natur in der Kunst** von Professor Dr. Felix Rosen (mit 120 Abb.; geb. 12 Mk.) finden unsere Leser nachstehend eine charakteristische Abbildung wiedergegeben. Zum erstenmal ist in diesem Werke der Versuch gelungen, das Verhältnis der Künstler zur Natur für die Hauptepochen der Malerei erschöpfend darzustellen, immer unter direkter und eingehender Bezugnahme auf die Werke, die dafür bezeichnend sind. Nicht ein Kunsthistoriker — das verrät manche Einzelheit in Auffassung und Ausdruck — hat das Buch geschrieben, sondern ein Naturforscher, dem als Vorbild Viktor Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere" vorgeschwebt haben; um so selbständiger und frischer erscheint die Auffassungs- und Betrachtungsart, mit der der Verfasser an die Gebilde der Kunst herantritt, um ihr Verhältnis zur Natur zu prüfen und darzustellen. Der Kunsthistoriker wird mit kritischen Einwänden gegen Rosen freilich nicht sparen.

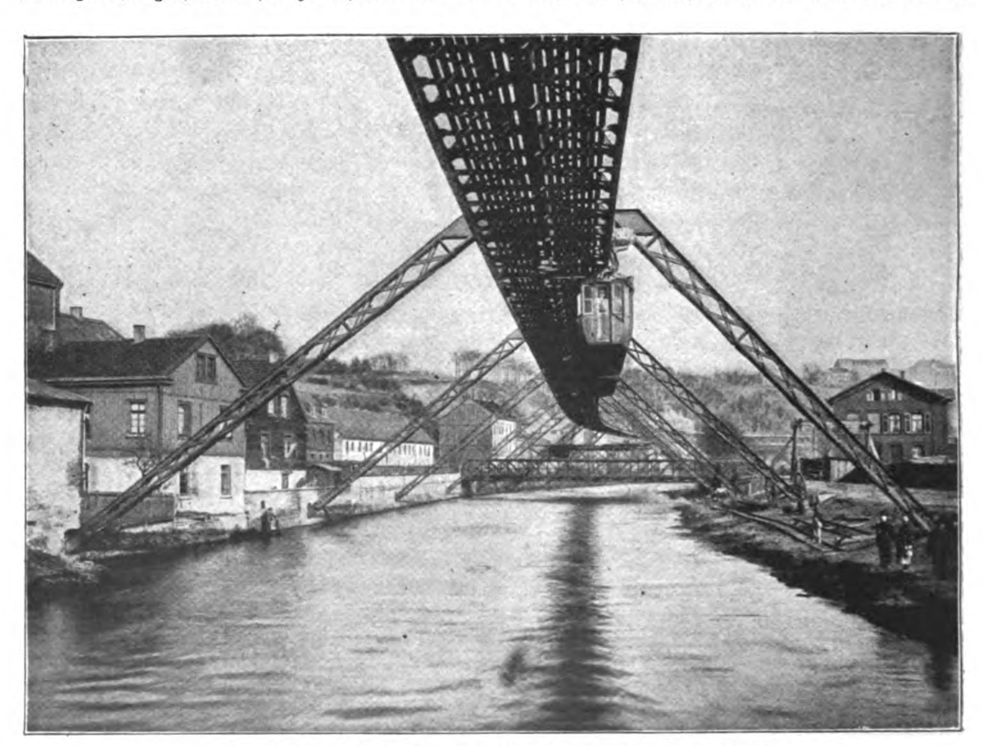


Illustrationsprobe aus: „Rosen, Die Natur in der Kunst."
(Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.)

Von diesem Grenzgebiete zwischen Kunst und Natur ist es nur ein kurzer Schritt hinüber zu den naturwissenschaftlichen Schriften selbst. Da verdient allen anderen voran das Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen ge-

nannt zu werden, das **Dr. M. Wilhelm Meyer**, vormals Direktor der „Urania" in Berlin, von den **Naturkräften** entrollt (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; mit 474 Abb. im Text, 29 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck; in Halbleder geb. 17 Mk.). In den letzten Jahrzehnten hat sich unser Blick für das wunderbare Getriebe der Naturkräfte in überraschender Weise geklärt. Erscheinungen beginnen uns ihr innerstes Wesen zu enthüllen, bei denen man bisher nur die zu Tage tretenden Äußerungen zu beschreiben verstand. Wärme, Licht, Elektrizität, chemische Analyse werden nur verschiedene Formen einer und derselben Bewegungsart der kleinsten Materienteilchen oder treten doch in vorher nie geahnte Verwandtschaftsbeziehungen zueinander. Unser geistiges Auge blickt tiefer und tiefer in eine ganz neue Welt, die der Atome, Himmelskörper kleinster Dimensionen, die sich nach ganz ähnlichen Gesetzen untereinander bewegen wie die großen Gestirne, von denen wir eines bewohnen. Deshalb war es ein glücklicher Gedanke, einen Astronomen das vorliegende Werk von der Einheit und dem Wesen der Naturkräfte schreiben zu lassen. Es bietet einen ganz eigenartigen Reiz, gerade aus einer solchen Feder eine gemeinfaßliche Darstellung dieser großen Einheit zu erhalten und die lichen Sprache streng mathematischer Untersuchungen gab. Meyer entwirft ein gewaltiges Bild des unsichtbaren Getriebes der Kräfte, die unter unseren Augen unablässig weiter am Aufbau des großen Kosmos arbeiten, und läßt den Leser, was für den Genuß eines solchen Werkes nicht zu unterschätzen, dank seiner lebendigen, anschaulichen Darstellungsart möglichst unmittelbar an den Forscher- und Entdeckerfreuden der Naturwissenschaft teilnehmen. Für die Gediegenheit der Abbildungen mögen die auf S. 594 und 595 wiedergegebenen Proben Zeugnis ablegen.

Auch von **Wilhelm Bölsche**, unserem begabtesten und fesselndsten populären Schriftsteller auf naturwissenschaftlichem Gebiete, ist ein neues Werk da: unter dem Titel **Aus der Schneegrube** gesammelte Gedanken zur Naturforschung, die zugleich des Verfassers Weltanschauung darlegen (352 Seiten in vornehmer Ausstattung; geh. 6 M., geb. M. 7.50). Bölsche ist der Ansicht, daß wir in der Auffassung der naturwissenschaftlichen Resultate heute vor einer Wende stehen. Der lange genährte trostlose Pessimismus macht einem geläuterten Naturbegriffe Platz, in dem der Mensch seine Hoffnungen und Ideale wiederfindet. In diesem Sinne zielt des Werkes Weckruf nach zwei Seiten: einerseits auf die Laien, anderseits auf die Naturforscher selbst, denen



Elektrische Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel. (Flußstrecke.)
Illustrationsprobe aus: „Meyer, Die Naturkräfte." (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

hauptsächlichsten Gesetze der physikalischen und chemischen Eigenschaften der Materie nach den neuen Gesichtspunkten der Wissenschaft erläutert zu sehen, die es bisher nur in der dem Laien unverständ- es zur Klärung der Grundideen helfen soll. In seiner gewohnten dichterisch beseelten Art bringt der Verfasser das alles aber nicht philosophisch abstrakt vor, er führt den Leser vielmehr durch ein buntes



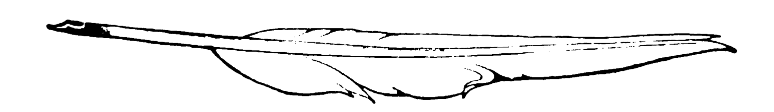
Elektrische Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel. (Landstrecke.)
Illustrationsprobe aus: „Meyer, Die Naturkräfte." (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Naturpanorama und gibt eine Fülle allerneuesten Tatsachenmaterials. Ausführlich behandelt er die aktuelle Frage vom sog. „Zusammenbruch des Darwinismus", dazwischen werden Portraits moderner Naturforscher, wie Virchow und Dubois-Reymond, gezeichnet, und als Gegenstück echter Wahrheitsforschung wird aus eigener Erfahrung eine spiritistische Sitzung geschildert. Auch Streiflichter auf die moderne Kunst finden sich zahlreich, wie auch das Verhältnis der Naturwissenschaft zum echten Kerne des Christentums mit Wärme untersucht wird. Die glückliche Mischung des Künstlerischen und Naturwissenschaftlichen, die Bölsche eigen, ist ihm auch in diesem Buche treu geblieben, das die beste Lehre und Anleitung zum andächtig-fröhlichen Naturgenuß gibt, die man sich denken und wünschen mag.

Endlich eine Auslese aus den Reisewerken und geographisch-ethnographischen Werken der letzten Zeit. Amerika steht jetzt im Vordergrund des Interesses; fast ist es, als sei es eben erst wieder neuentdeckt oder habe man jetzt erst gelernt, es recht in seines Wesens Kern und Ziel zu erfassen. Das letzte Werk des kürzlich — zu früh für uns und ihn — verstorbenen Wilhelm von Polenz war diesem **Lande der Zukunft** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 6 M., geb. M. 7.50) gewidmet. Das Ganze gilt der Frage: „Was können Amerika und Deutschland voneinander lernen?" Sie zu beantworten, entrollt Polenz vor uns ein weites, farbenprächtiges Gemälde der Verhältnisse, Sitten und Gebräuche der modernen Neuen Welt. Rassenfrage, soziale Frage, Gesellschaftsleben, Stellung der Frau, Familie, Erziehung, Kunst, Theater, Kirche — alles das und vieles andere zieht in glänzenden Schilderungen an uns vorüber, und immer werden dabei lehrreiche, oft für uns nichts weniger als schmeichelhafte Parallelen zu deutschen Verhältnissen gezogen, immer freilich unter der optimischen Voraussetzung, daß es nicht zwei Völker auf dem Erdenrunde gebe, die gleich viel voneinander lernen könnten. Als Anregungsbuch kann Polenz' Essaysammlung nicht genug empfohlen werden, und zwar hauptsächlich für Männer praktischer Berufe. — Dazu mag man dann Charles Fergussons Buch **Lebensbejahung** heranziehen, eine Darstellung des Ursprungs und der Mission des amerikanischen Geistes (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. M. 2.50, geb. M. 3.50), und Ludwig Max Goldbergers Niederschriften der wirtschaftlichen Beobachtungen, die er während einer achtmonatigen Studienreise 1901 bis 1902 in der „Union" gesammelt hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 5 M.). Auch die **Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn**, die jetzt in deutscher Übersetzung vorliegen (Berlin, Egon Fleischel und Co.; geh. M. 3.50), werden dem Europäer über amerikanische Geschäftspraxis und weltgescheites Verhalten vieles zu sagen haben. — Die „Allgemeine Länderkunde" die im Bibliographischen Institut zu Leipzig und Wien erscheint, bringt das bekannte klassische Werk ihres Herausgebers Prof. Dr. Wilhelm Sievers über **Süd- und Mittelamerika** in zweiter, ganz neubearbei-

teter Auflage (in Halbleder geb. 16 Mk.). Nahe an zweihundert Abbildungen, darunter künstlerisch ausgeführte Farbentafeln und viele nach neuestem Material behandelte Karten, dienen dem auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Text zum Schmuck und zur Erläuterung. Gleichzeitig erscheint in demselben Verlage die zweite, neubearbeitete Auflage von Dr. Emil Deckerts **Nordamerika**, das in gleicher Weise illustriert und erläutert ist (ders. Preis). — Von hervorragenden Reisewerken nennen wir an erster Stelle Erich von Salzmanns Aufzeichnungen **Im Sattel durch Zentralasien** (Berlin, Dietrich Reiner [Ernst Vohsen]; elegant geb. 10 M.). Salzmann war bekanntlich Offizier im ostasiatischen Expeditionskorps und erwirkte vom Kaiser die Erlaubnis, im Januar dieses Jahres auf dem Landwege nach Hause zurückzukehren. Sein Ritt führte ihn von Tientsin über die Universitätsstadt Taiyuanfu und die alte Kaiserstadt Hsi Ngan Fu durch die Provinz Schensi, die Steppen Kansus, die Wüste Gobi und Chinesisch-Turkestan nach Kaschgar und dann über das Altaigebirge nach Andischan in Russisch-Turkestan, von wo aus er mit der Bahn zurückkehrte. Nun erzählt er, was er im fernen Osten und im Innern Asiens auf hundertsechsundsiebzigtägigem Ritt über eine Strecke von annähernd sechstausend Kilometern durch Wüsten und Schneeberge, in Hitze und Kälte, und nur mit den denkbar einfachsten Hilfsmitteln ausgerüstet, gesehen und erlebt hat. Ein besonderes Kapitel mit vielen Abbildungen ist dem Rennsport und dem vorzüglichen Pferdematerial gewidmet, über das China verfügt, und dem Salzmann das Gelingen seines gewagten Unternehmens hauptsächlich verdankt. — Derselbe Verlag läßt gleichzeitig in prächtigster Ausstattung Ernst Hengstenbergs Berichte über seine **Weltreisen** erscheinen (mit siebenundzwanzig Tafeln in Lichtdruck, hundertundsieben Abbildungen und einer Karte; geb. 10 M.). Die Westküste von Südamerika, Paraguay, Südbrasilien und das Orientalische Rußland sind die Gebiete, denen das Hauptinteresse des Verfassers gilt. Den Schönheiten der Natur und ihrer Erscheinungen tritt er mit der gleichen Empfänglichkeit gegenüber wie den Fortschritten der Kultur und des Handels, namentlich aber sind es doch die wirtschaftlichen und militärischen Zustände, vor allem die in Afghanistan, der russischen und englischen Interessensphäre, die ihn fesseln.

Das scheidende Jahr, das um Weihnachten zur Ruhe geht, lenkt den prüfenden und wägenden Blick zurück auf die zwölf Monde, die hinter uns liegen. Gern möchten wir im Geiste noch einmal im Zusammenhange überschauen, was sie der Menschheit und insbesondere unserem Vaterlande von Neuem und Bleibendem gebracht haben, und gern möchten wir mit Hilfe zuverlässiger Führer durch die großen Zeitfragen auch bei uns selbst in Kopf und Herzen Einkehr halten. Zu dem allen gibt das **Türmer-Jahrbuch**, das jetzt schon zum dritten Male erscheint, die beste Anleitung (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; geb. 6 M.). Mit dem Inhalt der Zeitschrift „Türmer" deckt sich der seine keineswegs. Vielmehr finden wir in dem Jahrbuch sowohl Originalnovellen, diesmal von Timm Kröger, Hieronymus Lorm, Paul Quensel, u. a., wie auch Originalbeiträge über bewegende Fragen des letzten Jahres. So schreibt Prof. Dr. H. Schell über Jahwe u. Marduk (Babel- und Bibel-Frage), Prof. Friedrich Ratzel über Nationalitäten und Rassen, Ludw. Gurlitt über Schule und öffentliches Leben, Dr. Karl Storck über „neue Volksmusik". Auch lyrische Beiträge finden sich zahlreich eingestreut. Das Charakteristische und Wertvollste scheinen uns aber die verschiedenen kritischen Rückblicke zu sein, die das Jahrbuch aus berufenen Federn bringt. So berichtet Marine-Oberpfarrer Lic. theol. Chr. Rogge über die „Evangelische Kirche", Prof. Schell über die katholische, L. Gurlitt über Pädagogik, Fr. Knauer über Naturwissenschaft, Marie Diers über die Frauenfrage, Prof. Koch über Literaturgeschichte, Fritz Lienhard über Theater usw. Zu besonderer Zierde gereichen dem Bande die mehrfarbigen Kunstbeilagen nach Lithographien des Karlsruher Künstlerbundes. F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Vor der Elbmündung

Novelle

von

Wilhelm Jensen

II.

Nun sah Arnald Lohmer während Tag und Nacht zweimal Flut und Ebbe um die Insel wechseln und wohnte als Gast im Hause Hadlefs Terwisga. Als Arzt hatte er nichts mehr darin zu tun; die alte Belke war am vierten Tage nach seiner Ankunft aus dem Bett aufgestanden, voll hergestellt, Fuß und Hand wie vorher zu gebrauchen. So saß sie wieder an ihrem auf dem Tische ruhenden Webstuhl von einfachster Art aus ferner Vormütterzeit, zog von der drehbaren Haspel die aufgewundenen Kettfäden durch die Schlitze und Löcher des senkrecht gegenüberstehenden Kammbrettes, im Wechsel die Fäden hebend, senkend und den Schluß zurücklaufen lassend, und fertigte wie seit einem halben Jahrhundert, arbeitsam und der Tätigkeit bedürfend, ihr Bandwerk. Klar blickten dazu ihre Augen aus dem faltigen Gesicht; eine Friesin war's, deren rüstige Alterskraft der Schlaganfall nicht niederzuwerfen vermocht, der nur über sie hingefahren wie ein Sturmwind über einen alten Baum, ihn kurz beugend, doch nicht zerbrechend. Ihre Erkrankung hätte wohl eigentlich keines ärztlichen Beistandes bedurft, so daß sie auch ohne ihn ebenso rasch zur Gesundung zurückgelangt wäre. Aber ihr Mann maß diese sichtlich der Hilfeleistung des jungen Arztes zu, und ihm war's wie ein vom Himmel herabgefallenes Glück, jenen für längere Dauer als Gast bei sich im Hause behalten zu können.

Der Hofbesitzer war im Verhältnis zu den übrigen Inselbewohnern ein wohlvermöglicher Mann, mehrere Knechte und Mägde standen in seinem Dienst, die vom Morgen zum Abend stiller Geschäftigkeit oblagen. Die Kühe mußten gemolken, das weidende Mastvieh beaufsichtigt, zur bestimmten Zeit dem eintreffenden Händler übergeben werden, der es ans Festland hinüberbrachte und weiter zum Verkauf nach Hamburg oder Bremen schaffte; es wurde Gerstenbier gebraut und Roggenbrot gebacken, gebuttert und Käse gemacht; der Netzfang auf der See lieferte reichlich Fische und Garnelen. So war die Mittags- und Abendkost wenn auch einfach, doch selbst für eine verwöhnte Hamburger Zunge schmackhaft, zumal da die Seeluft für den sprichwörtlich besten Koch, einen regen Hunger, sorgte. Arnald mußte an den sturmverschlagenen Odysseus auf der Insel der Phäaken denken.

Auch sonst stand der junge Arzt tagsüber völlig unter einem Zauberbann der Odyssee. Ein merkwürdiger Zufall war's gewesen, aber beinahe wie eine vorbedachte Fügung

erscheinend, daß Johann Heinrich Voß ihm in Otterndorf ein Exemplar seiner gerade eben im Druck fertiggestellten Übertragung des großen Homerischen Epos mit auf den Weg gegeben und eine ungeahnte Begegnung im Krämerladen zu Kuxhaven ihn nach Neuwerk geführt hatte, denn eine besser geeignete Begleitschaft als dies Buch hätte er sich nicht wünschen und erdenken können, das er hier in einer Umwelt las, die wenigstens der deutsche Norden nirgendwo voller übereinstimmend damit zu bieten vermochte. Wohl ragten keine wildzerrissenen Uferfelsen vor ihm empor, und kein „purpurnes Meer" dehnte sich in die Weite, doch die ruhelosen Wellen der See rauschten oder murmelten mit geheimnisvollem Stimmenton vor seinen Füßen wie an den fernen Gestaden des Mittelmeeres, und der strahlende Sonnengott zog in gleicher unvergänglicher Hoheit darüber hin. Wie Odysseus ans Eiland der Phäaken aber war auch er nicht durch friedliche Stille hierher gelangt, sondern von Sturm und Wogen geschleudert, und wenn er die Verse las:

Hochauf donnerte dort an des Eilands Küste die Brandung
Graunvoll spritzend empor, und bedeckt war alles vom Salzschaum,

so stand ihm das Bild seiner eigenen nächtlichen Ankunft auf Neuwerk vor Augen. Zwar mehr und mehr nur wie aus einer Traumerinnerung, denn die schönen Maitage dauerten an, ließen wilden Aufruhr der Natur beinahe als eine Fabelmäre verschollener Vorzeit erscheinen. Fraglos hatte er hier alles das gefunden, wonach er von Hamburg ausgegangen, fühlte Tag für Tag ein Fortschreiten ruhvoller Erholung des Leibes und der Seele. Ihm kam's jetzt erst zum Bewußtsein, auch die Seele hatte solcher bedurft, war während der letzten Monate in dem unablässigen Gesellschaftstreiben seiner Vaterstadt nicht zu sich selbst gekommen. Nun nahm sie im vollsten Gegensatz dazu mit jedem Atemzug das Wohltuende der Stille und Einsamkeit, eine Nahrung ihres eigensten Wesens in sich auf; er fühlte, Heilsameres könne dem Körper und Gemüt des Menschen nicht zuteil werden. Und innig vereint damit das Werk des großen Dichters aus fernen Tagen, das ihn doch in dieser Umgebung anmutete, als sei es erst jetzt entstanden, wachse von Vers zu Vers ihm selbst hier aus der Vorstellungskraft herauf. Er fühlte, unter all den seltsamen Abenteuern der Odyssee dämmere ein Grundton der Dichtung hervor, für den er lange umsonst nach einem nennenden Worte suchte. Aber dann fand er dies plötzlich einmal: Das Heimweh war's, die Sehnsucht eines auf Irrwegen Umgetriebenen nach dem Heimatglück, zu allen Zeiten die gleiche, wo eine Menschenbrust, ob bewußt, ob unbewußt, von ihr erfüllt war. Wenn er lesend am Ufer auf dem sonnenwarmen Grasboden saß oder hingestreckt lag, umgab ihn eine Zeitlosigkeit, in der sich das Einst und Heute wunderbar miteinander verschmolzen. Die großen vorüberschwebenden Möwen sah er mit den Augen des Odysseus, hörte mit dessen Ohr ihren seltsam, wie klagend in der Luft verhallenden Ruf; mitunter traumhaft aufgehoben suchte sein Blick über der uferlosen Wasserweite am Himmelsrand nach dem Felsengestade Ithakas. Doch dabei empfand er den Herzschlag in sich als seinen eigenen, heute lebendigen — den der gleichen großen Sehnsucht — und wie aus der schwellenden Flutwelle vor ihm überschwoll ihn ein tiefes Dankgefühl, trieb ihn einmal jäh auf, nach seiner Giebelstube zu laufen und in einem langen Brief dem Otterndorfer Schulrektor den Dank für sein Odyssee-Viatikum auszusprechen.

Sonderbar und doch auch begreiflich war's, daß ihm sein Aufenthaltsort mit keiner anderen Insel des Gedichtes, nicht derjenigen der Kalypso oder Kirke, sondern nur mit dem Phäakeneiland zusammenwuchs. Wohl standen der „auf dem Thron Unsterblichen gleich sitzende" König Alkinoos und seine Gemahlin im stärksten Gegensatz zu Hadlef Terwisga und seiner Frau; doch wie die alte Belke an ihrem Webstuhl, saß auch die Königin Arete, „drehend der Wolle Gespinst, meerpurpurnes, gegen die Säule gelehnt", und trotz dem Glanz des Palastes ging doch von diesem etwas Einfach-Natürliches aus, daran das heutige Hauswesen der Alten auf der Nordseeinsel gemahnte. Die Königstochter Nausikaa reinigte mit eigenen Händen die Wäsche am Flußrand, und wie sie zur „gepriesenen Wohnung des Vaters" heimkehrte, traten vor der Pforte

ihre Brüder hinzu, „spannten schnell von der Lastfuhr die Maultiere ab und trugen hinein die Gewande". Allen diente die hohe Stellung nicht zum Vorwand, sich hochfahrend müßig der Arbeit zu entziehen, vielmehr vollzog jeder ihm Obliegendes, schaffte mit an dem, was der Tag erforderte. Eine Lebensführung von ursprünglicher Art war's, gemeinsam für die Bedürfnisse, Ordnung und Wohlfahrt des Ganzen Sorge tragend, und so, wenn auch in schlichterem Zuschnitt, war sie heute auf Neuwerk. Das schuf bei allem Abweichenden doch im innersten Wesen für das Gefühl eine Ähnlichkeit.

Und eigen war's, wie diese sich ihm an einem Morgen völlig zu einem Traum- und Phantasiebilde von der Phäakeninsel gestaltete. Schon früh zur Betrachtung des klaren Sonnenaufganges ins Freie hinausgewandert, nahm er in einiger Weite am Uferrand mehrere weibliche Gestalten wahr, die auf dem Boden kniend die Arme regten, während eine, sie überragend, aufrecht neben ihnen stand. Näher hinzugelangend, erkannte er die Hofmägde seines Wirtes, sie reinigten in einem sich von der See her als Graben ins Land fortsetzenden Priel einen Haufen von Wäschestücken, und die mit der Hand deutend und anweisend Stehende war Age Terwisga. Sie hatte sich gleicherweise an der Arbeit mitbetätigt, denn ihre bis gegen die Schultern hin aufgestreiften Linnenärmel ließen die Arme entblößt. Sie waren schön gebildet, doch von schmächtiger Schlankheit, nicht robust dick ausgerundet wie die der anderen und nicht rotfarbig, sondern es ging von ihnen wie ein mattweißer Elfenbeinschimmer aus. Die über dem grauen Elbwasser emporgestiegene Sonne warf ihr Goldlicht darauf, und unwillkürlich flog Arnald der Ausruf: „Nausikaa!" vom Munde. Die Abgewendete hatte sein Herankommen nicht bemerkt, nun drehte sie den Kopf um, und eine leicht-rasche Bewegung schien die Ärmel von der Schulter herabziehen zu wollen. Doch sagte sie: „Zum Waschen muß man die Arme frei haben. Bist du auch schon aufgestanden? Zu wem hast du gesprochen? Ich hab's nicht verstanden, was du sagtest."

Ihm stand's noch sonderbar vor den Augen, und er antwortete: „Bist du's denn und bin ich's?" Und sich umblickend, setzte er hinzu: „Wo wäre hier der Wald auch, in dem Odysseus geschlafen?" Aber danach lachten seine Lippen einmal. „Nein, das kannst du nicht verstehen, und gut ist's, daß du's nicht kannst. Sonst lägen wir seit Jahrtausenden tot und begraben, und mir deucht's doch schön, hier noch in der Sonne zu atmen."

Sie fragte jetzt: „Steht das auch in dem Buch, und kann ich's darum nicht verstehen?"

Nicht zum erstenmal war's, daß er etwas auf die Odyssee Bezügliches zu ihr gesprochen, und sie hatte ihn schon seit Tagen stets mit dem kleinen Band als einem Begleiter an den Strand hinausgehen sehen. So fragte er leichthin: „Willst du's auch lesen?"

Ein wenig Röte stieg ihr in die Schläfen auf, und sie schüttelte nur kurz mit dem Kopfe, so daß er fragte: „Warum nicht?"

Nun versetzte sie: „Ich hab's nicht gelernt. Hier auf der Insel ist kein Schullehrer."

Dazu kniete sie jetzt auch nieder, sich an der Wascharbeit zu beteiligen; wortlos sah er sie an und ging weiter. Auch rührte ihn eine Mißstimmung an, daß er sie, durch eine äußerliche Ähnlichkeit des Vorganges verleitet, in einen Vergleich mit der Tochter des Alkinoos gebracht habe; ihm war bisher nicht in den Sinn gekommen, sich eine Vorstellung von ihren geistigen Befähigungen zu machen, doch eben hatte sie sich als ein vollständig bildungsloses Mädchen der untersten bäuerischen Bevölkerungsklasse offenbart. So verdroß es ihn, sie gewissermaßen mit dem Namen der phäakischen Königstochter angesprochen zu haben, es lag für diese etwas Entwürdigendes darin. Allerdings trug sie nicht Schuld an ihrer Unwissenheit, woher hätte sie auf der abgeschiedenen Insel einen Unterricht nehmen sollen?

Wie er seinen Weg am Uferrand entlang fortsetzte, klang's ihm indes plötzlich, wie wenn eine der über seinem Kopfe jagenden Möwen eine Frage herunterrufe, ob denn Nausikaa habe lesen können? Das war närrisch, aber jedenfalls dieser Gedanke durch irgend etwas in seinem Kopf angeregt, und wie er darüber nachdachte, konnte er sich keine andere Antwort geben als: Nein, höchst wahrscheinlich nicht; wenigstens war in dem über sie handelnden Abschnitt der Odyssee nie davon die Rede. Nichts sogar gab eine

Kunde, daß der König Alkinoos und die großen griechischen Helden in der Kunst des Lesens erfahren gewesen seien; ja, es bestand selbst ein sehr begründeter Zweifel, ob der Urheber der unsterblichen Dichtung, Homer, seine Verse niederzuschreiben vermocht habe.

Über diese merkwürdige Beantwortung der aufgeschossenen Frage mußte Arnald Lohmer lachen. Dann beruhte die Bildung, der Wert von Menschen, auch der geistige, unverkennbar nicht auf der Fähigkeit des Lesens und Schreibens oder hatte dies mindestens in jener alten Zeit nicht getan. Jetzt freilich verhielt sich's damit anders, sah man darin die ersten, notwendigsten Grundlagen für den Aufbau geistiger und gemütlicher Ausbildung, konnte sich eine solche ohne jene Bedingungen nicht vorstellen. Aber damals hatte niemand diese Anschauung gehabt, und sie wäre fraglos auch durchaus unberechtigt gewesen. So konnte doch nichts Entwürdigendes für die Nausikaa darin liegen, daß er eben unwillkürlich dazu gekommen war, die friesische Schiffertochter mit ihr zu vergleichen. Deren Abkunft mochte zwar dabei mitwirken; eine wirkliche Friesin, wie die anderen Mägde, hätte ihn wohl kaum zu dem Ausruf veranlaßt. Doch in Age Terwisga hatte sich von ihrer Mutter her südliches Blut, dem der Phäakentochter verwandt, mit dem nordischen vermischt, leuchtete gleichsam aus ihren elfenbeinfarbigen Armen über dem grauen Wellengrund auf. So mußten, nur von goldenen Spangen umschlossen, auch die Arme Nausikaas in der Sonne weiß geflimmert haben.

Als er nach einigen mit dem Lesen der Odyssee auf einem Strandsitz verbrachten Stunden ins Haus zurückkehrte, fand er darin allein die alte Belke an ihrem Webstuhl geschäftig. So unter vier Augen war er noch nicht mit ihr zusammengewesen, es zog ihn, sich neben sie zu setzen und ihre Arbeitshantierung an dem altväterischen Werkgerät zu betrachten. Dies trug ihn auch wieder in die Zeit zurück, von der seine Vorstellungen auf Neuwerk erfüllt worden, denn der erste von Menschenerfindung hergerichtete Webstuhl konnte nicht anderer, einfacherer Art gewesen sein, die Frauen und Töchter der Phäaken mußten an den ihrigen in gleicher Weise die aufgewundenen Fäden von der Haspel herab gehoben und gesenkt haben. Die Alte wunderte sich über sein aufmerksames Zuschauen, fragte, ob die Handgriffe ihm nicht bekannt seien und seine Braut, von der sie gehört hatte, an ihrem Webstuhl andere mache.

Arnald mußte lächeln. Lucinde Eschenhagen an solchem Gerät bei solcher Arbeit sitzend! Aber Belke Terwisga war nie von ihrer winzigen Insel weggekommen, hatte keine Ahnung weder von der großen Hamburger Welt, noch einer anderen Lebensführung, und glaubte offenbar, jedes Frauenzimmer müsse sich so wie sie durch eine häusliche Verrichtung nützlich machen. Arnald drängte sich der Gedanke auf, welch ein merkwürdiger Gegensatz überhaupt bestand zwischen dem reich ausgestatteten Raum, dem geräuschvollen, wahrscheinlich in französischer Sprache geistreich und witzig konversierenden Gesellschaftskreise, der seine Braut umgab, und der stillen Stube hier, in der nur hin und wieder zu einem leisschnurrenden Tone der Weberei die gleichmäßige Stimme der alten Frau klang. Was sie sagte, war ebenso einfach wie ihr altes Werkzeug, kein Einschlag von Esprit und feiner Bildung mischte sich darein. Doch ihm schien, als sitze er lieber hier und höre ihrem Sprechen zu als jenen graziösen Wendungen und Bonmots. Zweifellos kannte Belke das Wort und den Begriff Philosophie nicht, allein was sie dachte und sagte, schien ihm inhaltsvoller an menschlicher Bedeutung als alle klangreich-gewandte Beredsamkeit, obwohl es nichts als schlichteste Erfahrungen, Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck brachte. Achtsam die Fäden handhabend und eine Zeitlang mit der Zunge anhaltend, sprach sie von ihrem Hof, Wirtschafts- und Weidebetrieb, den Jugendjahren mit ihrem Mann und dem gemeinsamen Weitergang ihres Lebens. Das Wort „Liebe" kam dabei nicht vor, doch fühlbar bildete es ungenannt den haltgebenden Untergrund von allem, das Wichtigste im Leben sei, daß Mann und Frau zusammenpaßten, in Freud' und Leid zueinander hielten und es immer unverändert ebenso bliebe, ob die Jugend auch davonginge und das Alter an die Stelle käme. Eine tiefe, dankbare Befriedigung von dem ihr auf dem Erdenweg zu teil Gewordenen klang daraus

hervor; des frühen Verlustes ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter tat sie wohl bedauernd Erwähnung, doch kurz nur darüber hingehend; eine Schickung war's, auf die jede Mutter eines Schiffers sich gefaßt halten mußte, und das Beste, Notwendigste hatte der Tod ihr damit nicht weggenommen. Zudem war mit ihrem Mann ihr die Enkelin geblieben, wohl vom fremden Mutterblut her anders als sie, und das Gefühl in ihr für Age war merklich nicht mit dem für ihren alten Lebensgefährten vergleichbar. Doch hatte sie einen Teil der großen Liebe auf das unter ihrer Hut herangewachsene Mädchen übertragen. Dies kennzeichnete sich aus ihrer Besorgnis hinsichtlich der Zukunft Ages, wenn sie einmal von den Großeltern allein zurückgelassen werde. Für ihren Lebensbedarf sei wohl ausreichend gesorgt, aber nicht für das Nötigste, damit das Leben seinen Zweck nicht verfehle, und daß sie dies finde, sei nur wenig Aussicht vorhanden. Es werde ihr schwer fallen, die Hofwirtschaft allein in gutem Stande fortzuerhalten, doch besser bleibe sie so, als einen Ehemann zu nehmen, der nicht zu ihr passe, sie wegen ihres Erbguts und ihrer Wohlgestalt heirate. So denke sie, nach Belkes Eindrücken, auch selbst; auf der Insel sei keiner zum anderenmal, wie's Hadlef von jung auf gewesen, und das Mädchen gehe mit keinem Gedanken an irgend einen Mann um.

Diese einfachen Äußerungen muteten Arnald dann und wann sonderbar wie aus einem tiefen Born echtester Lebenserkenntnis an. Besonders aber übte auf ihn die Bemerkung eine eigentümliche Wirkung, daß Eheleute, die nicht zueinander paßten, das hieß, nicht durch wahrhafte Liebe zusammengekommen seien, beim Altwerden keine weitere Gemeinsamkeit mehr besäßen als das Trachten nach Vermehrung des äußerlichen Erwerbs. Ihm war's, als habe dieser schlichte Ausspruch einen Schuppenvorhang von seinen Augen weggenommen, etwas klar vor sie hingestellt, was er manchmal dunkel empfunden, doch sich nie zu deutlichem Verständnis gebracht hatte. Aber dies Wort traf auf die ehelichen Verhältnisse in fast allen ihm bekannten hochstehenden Hamburger Häusern zu, in denen Mann und Frau nicht, in den Herzen verbunden, miteinander, sondern nur nebeneinander hinlebten, einzig durch das gleiche Streben zusammenhingen, den Reichtum ihres Besitzes und vor den Augen der Welt ihr Ansehen, den Glanz der Repräsentation des Hauses zu erhöhen. Statt der Wirklichkeit eines inneren Lebensglückes trachteten sie nur dem Schein eines solchen nach; den Mann trieb nicht Liebe, für seine Frau immer mehr an Geldschätzen anzuhäufen. Vielmehr dienten sie ihm als ein Mittel, durch sie, die Kostbarkeit ihrer Kleidung, den Wert ihres Juwelenschmuckes zu prunken, andere zu überbieten, und sie würdigte ihren Ehebund nach dem Maß, in welchem ihr von ihm dies vornehme Auftreten ermöglicht wurde. So war's, weil sie nicht „zueinander gepaßt“ hatten — oder vielleicht doch — vielleicht weil eben beide völlig zueinander paßten —

Wie er hierüber noch weiter nachdachte, ging die Tür auf, Age hatte ihre Linnenwäsche beendigt und trat herein, um ein Seil zum Aufhängen der Wäsche zu holen. Sie war merkbar überrascht, den Hausgast allein bei der Großmutter anzutreffen, in ihren mit einem kurzen Blick über sein Gesicht hingehenden Augen schien sich kundzugeben, daß sie etwas darin zu lesen suche. Fast zugleich mit ihr kam von der Ebbertür des Pesels her auch Hadlef Terwisga und reichte dem jungen Arzt einen Brief, den ein Schiffer von Kuxhaven für ihn mitgebracht hatte. Ein Antwortschreiben der Braut Arnalds auf sein nach der Ankunft auf Neuwerk an sie abgesandtes war's, er öffnete es und überlas rasch den nur die Hälfte des Bogens füllenden Inhalt. Sie schrieb, daß es ihr leid sei, vieler gesellschaftlicher obligation halber auf seine Benachrichtigung heute nur kurz repliciren zu können, doch wolle sie nicht unterlassen, in Eile mille amitiés und félicitations an ihn zurückzusenden. Verwundert habe sie sich zwar darüber, daß er um der maladie einer alten Bauernfrau willen die nächtliche Bootfahrt unternommen und sich inconsideré der Gefahr eines refroidissement ausgesetzt habe, obendrein vraisemblablement ohne Aussicht auf eine entsprechende rétribution; seine künftige Praxis in Hamburg werde sich hoffentlich als plus lucratif herausstellen. Par bonheur indes sei die Sache ja ohne Unfall abgelau-

sen, und er habe so par hasard einen Platz aufgefunden, der nach seiner Darstellung sich als salutaire für seine Gesundheit erweise. Die visite in Otterndorf müsse sehr amusante gewesen sein; sie erinnere sich des Rektors Voß und seiner Frau d'autrefois, doch auch, daß wegen ihrer ärmlichen circonstances eine nähere liaison mit ihnen nicht möglich gefallen sei; ebenfalls habe es beiden am bon genre der Manieren, wie an der capacité, eine interessante Konversation zu führen, völlig gemangelt. Das von ihm neuerdings aus dem Griechischen übersetzte Buch solle für ein sentiment délicat vielfach außerordentlich de mauvais goût sein, wie's ja auch vom monsieur Renard und seiner renarde rousse nicht wohl anders zu erwarten gewesen.

Arnald hätte gern seinen Wirten etwas aus dem Briefe mitgeteilt, das bisher von ihm Gelesene hatte sich indes für sie nicht passend gezeigt, doch beim Überblicken erwies sich der Schluß des Schreibens dazu geeignet, und er las diesen laut vom Blatte ab: „So sage ich Ihnen adieu, mein lieber fiancé; je suis charmée, daß Sie einen so angenehmen lieu de séjour gefunden haben, und erhoffe von seiner guten Luft und der, wie Sie mitteilen, nahrhaften nourriture de la campagne das Beste zum rétablissement Ihrer Gesundheit. Versichern Sie sich dieser ja in kompletester Weise, indem Sie nicht früher hierher retourniren, bis sich Ihre Indisposition vollkommen wieder retablirt hat. Denn das bildet die Hauptcondition Ihres künftigen hiesigen Prosperirens, und es wird deshalb, wenn auch mal gré, doch patiemment sich Ihrem längeren Ausbleiben accommodiren

votre bien attachée cousine et fiancée
Lucinde Eschenhagen."

Der Lesende hatte für die Zuhörer die französischen Ausdrücke und Wendungen ins Deutsche übertragen und freute sich darüber, daß dieser Schluß des Briefes für seine Wirte eine Anerkennung des günstigen Einflusses, den der Aufenthalt in ihrem Hause auf ihn ausübe, kundgab. Hadlef und Belke Terwisga faßten es auch so auf, zeigten durch ein Kopfnicken, daß sie gleichfalls davon erfreut seien; Age dagegen, die an die Stubenwand getreten war und ihren Arm aufgestreckt hatte, flog ein lachender Ton vom Munde, dem sie nachfügte, nicht zu glauben sei's, wie närrisch ein Seil sich verschlingen und „verheddern" könne. Dabei nahm sie dies von einem Haken herab, wirrte es scheinbar kurz mit den Fingern auseinander und begab sich damit wieder hinaus.

Arnald stieg zu seiner Giebelstube hinan; ihm war gesagt worden, der Kuxhavener Schiffer fahre erst gegen Abend zurück, und er beabsichtigte, die Gelegenheit zu nutzen, auf den Brief seiner Braut zu erwidern. Doch als der Papierbogen auf dem Tische vor ihm lag und seine Hand die eingetauchte Kielfeder hielt, wußte er nicht recht, was er schreiben wolle oder eigentlich, was für die Empfängerin von Interesse sein könne. Eine Schilderung der Insel und seiner Lebensführung hatte er ihr schon gegeben; darüber ließ sich nichts Neues hinzusetzen, man mußte das wohl auch mit eigenen Sinnen aufnehmen. Von seiner Beschäftigung mit der Odyssee zu berichten, wäre zwecklos gewesen, da Lucinde selbst offenbar die Dichtung nicht kannte und gegen sie voreingenommen war; für die Hamburger Gesellschaftskreise eignete sich allerdings Homer sehr wenig, und ebenso paßte Johann Heinrich Voß nicht zu ihnen. Wenn er aus dem Französischen übersetzt hätte, würde er dort Leser gefunden haben oder auch dann wohl kaum, denn die aus Frankreich kommenden neuen Bücher las man in gebildeten Häusern selbstverständlich in der Originalsprache, nur die ordinären Leute bedurften ihrer Verdolmetschung. Arnald legte die Feder nieder, stand auf und ging, nachsinnend, was er schreiben solle, in dem engen Raume hin und wieder.

Ab und zu ließ er den Blick auf den alten Zinngeräten im Wandschränkchen, den Korallen und tropischen Muscheln auf dem Gesims haften; das waren gleichfalls keine Gegenstände, um von ihnen zu erzählen, Hamburger Raritätenläden enthielten das Hundertfache weit kostbarerer Art, und daß diese hier anders auf die Phantasie einwirkten, konnten Worte nicht zum Verständnis bringen. Im Grunde übrigens hatte die Insel für die Dauer etwas Eintöniges, dem körperlichen Befinden kam der Aufenthalt hier wohl zu gute, doch eine Nahrung für den gebildeten Geist boten die Menschen nicht mehr als die Wasservögel.

Er trat ans kleine Fenster und sah hinaus, ein Mißmut hatte sich seiner bemächtigt. Am klügsten war's wohl, dem Überdruß vorzubeugen und ans Festland zurückzukehren, nicht nach Hamburg, doch zu einem besser dem Zweck entsprechenden Aufenthaltsplatz.

Draußen bewegte sich vor den Augen des in Gedanken Versunkenen etwas Weißes hin und her, ohne daß er darauf achtgab, dann gestaltete sich's ihm einmal zur Erkenntnis, Age Terwisga hänge an dem festgespannten Seile die Wäsche zum Trocknen auf, und der Wind lasse die Stücke leicht flattern. Die damit Beschäftigte nahm sich von noch größerer Gestalt als sonst aus, sie mußte sich auf den Fußspitzen heben und die Arme hoch emporstrecken, doch ging von diesen kein elfenbeinartiger Schein mehr aus, sondern ein weißer gleich den Linnen, denn die Ärmel schlossen sich ihr jetzt wieder bis zum Handgelenk herab. Auch in das dunkle Haar ihres Kopfes blies der Wind, so daß es sich an den Schläfen aufspann; bei ihrem Anblick geriet dem Zuschauer am Fenster etwas von ihm Vergessenes ins Gedächtnis und veranlaßte ihn, da er die bis zum Mittagsessen noch übrige Zeit doch nicht auszufüllen wußte, zu ihr hinunterzugehen. Unten angekommen, zögerte er indes mit dem, was er eigentlich zu sagen beabsichtigte, fragte statt dessen: „Soll ich dir helfen? Dir macht's Mühe, bis zur Leine hinaufzureichen."

In ihrem Gesicht kennzeichnete sich einige Überraschung durch sein Herzukommen und Anerbieten; sie antwortete: „Ich bin groß genug dazu, aber wenn du mir helfen willst —"

Ihm entflog: „Es ist doch eine Beschäftigung, der Hände wenigstens, und die Brüder Nausikaas haben ihr wahrscheinlich auch solchen Beistand geleistet." Er besann sich, daß der Hörerin dies nicht verständlich sei, und setzte hinzu: „Hat es denn Eile? Die Sonne wird rasch genug trocknen."

Sie nickte kurz. „Ja. Der Wind kommt aus schlechter Richtung und bringt bis zum Abend Regen."

Am ganzen Himmel stand keine Wolke, und den jungen Gelehrten verdroß der zuversichtlich belehrende Ton ihrer Entgegnung, so daß er etwas spöttisch versetzte: „An die Weissagung glaube ich nicht, danach sieht's nicht aus."

Mit der Schulter zuckend, antwortete sie nur: „Darauf kommt's nicht an."

Es konnte sich auf beides beziehen, seine zweite und erste Äußerung, tat's vermutlich auf jene, doch ihm klang's, sie habe damit seinen Glauben als wertlos bezeichnen wollen, und er erwiderte halb gereizt: „Ich würde wetten, daß es heute keinen Regen gibt."

Ihre Augen schlugen sich gegen ihn auf, und sie fragte: „Um was wolltest du wetten?"

Das wußte er nicht, ihm lag die Antwort auf der Zunge: „Um meinen Kopf," aber das wäre albern gewesen, und er ließ es nicht laut werden, sondern schwieg. Als sinnlos empfand er sein letztes Reden und seine gereizte Stimmung überhaupt, doch das Mädchen hatte ihn heute durch etwas in Mißmut versetzt, ohne daß ihm deutlich war, was; um aus diesem törichten Behaben herauszukommen, griff er jetzt nach ein paar Holzklammern, befestigte damit ein Leintuch auf dem Seil und fragte: „Ist's so richtig?"

Sie sah flüchtig hin und bejahte, danach fuhren sie, ohne weiter zu sprechen, nebeneinander in der Beschäftigung fort. Obgleich sie ihm an Wuchs fast ebenbürtig erschien, vermochten seine Arme doch leichter emporzureichen, sie mußte sich strecken, und beim Rückwärtsüberbeugen des Oberkörpers hob sich dann und wann ihre Brust hoch auf, daß die Formen derselben durch die Gewandung in jugendlich kraftvoller Schönheit hervortraten. Erst als die Arbeit zu Ende ging und sie das letzte Wäschestück festgemacht hatte, fiel Arnald ein, wodurch er veranlaßt worden war, aus seiner Stube zu ihr hinunterzugehen, und er fragte jetzt plötzlich: „Über was lachtest du eigentlich drinnen, als du das Seil von der Wand nahmst? Daß es sich verknotet hatte, war doch nicht so lächerlich."

Sie sah ihn an, als müsse sie sich erst besinnen, aber gab dann Antwort: „Ich wußte nicht, daß eine Braut so an ihren Bräutigam schreibt. Du weißt ja, ich habe nichts gelernt, und bist darum überdrüssig, noch mit mir zu sprechen."

Bei den letzten Worten stutzte er unwillkürlich, denn aus ihnen trat zu Tage, sie habe ihm im Inneren gelesen und den Grund seiner Mißstimmung, über den er sich selbst unklar war, erkannt. In der Tat, das war's, die Kundgabe ihres Mangels an geistiger Ausbildung hatte ihn mit Verdruß angefaßt, da er sich aus ihrem sonstigen Wesen eine andere Meinung von ihr gestaltet gehabt. Doch nun ließ ihre klaräugige Erkenntnis des Ursprunges seines veränderten Verhaltens gegen sie den Unmut in ihm mit einem Schlage zergehen, statt dessen überkam ihn eine Beschämung, daß er ihr zu der letzten Äußerung Anlaß gegeben habe, und er entgegnete rasch: „Du kannst ja nicht dafür — Nausikaa hat auch nicht lesen können — und das macht nicht den Wert —"

Damit indes war er wieder auf ein ihr unverständliches Gebiet geraten, verließ dieses und fuhr, sie anblickend, fort: „Du lachtest über etwas anderes als das Seil, sagtest eben, du hättest nicht gewußt, daß eine Braut so an ihren Bräutigam schreibe. Kam dir daran etwas lächerlich vor?"

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, doch antwortete es dann unverhohlen: „Wenn du's wissen willst — mir klang's närrisch, daß sie dich in ihrem Briefe mit ‚Sie' anredete —"

Er fiel ein: „Während du mich ‚du' nennst. Um das zu verstehen, müßtest du anders — nur die Eltern sprechen in Hamburg so zu ihren Kindern und untereinander die Leute —"

Sein Mund verhielt die Fortsetzung: „der untersten Stände!" Daß in gebildeten Kreisen sich auch die Nächststehenden des „Sie" als einer feinen Umgangsform bedienten, konnte er dem auf der weltabgeschiedenen Insel großgewordenen Mädchen nicht wohl begreiflich machen, und dazu schien es ihm zum erstenmal selbst, als liege eigentlich etwas Unnatürliches, fast Widernatürliches darin, wenigstens zwischen zwei Menschen, die sich so die Nächsten seien wie Bräutigam und Braut, Mann und Frau. Johann Heinrich Voß und seine Frau wichen auch von dem Brauch ab und nannten sich „du"; allerdings trug dies jedenfalls mit dazu bei, daß der auserlesenen Hamburger Gesellschaft eine nähere Liaison mit ihnen widerstrebt hatte.

Age Terwisga blickte prüfend nach dem westlichen Himmelsrand und sagte: „Ich denke, der Wind trocknet, eh' er den Regen bringt. Glaubst du noch, daß der heute nicht kommt?"

In der Frage lag etwas Eigentümliches, Verborgenes, das sich Arnald nicht aufhellte, und er versetzte: „Warum —?"

„Ich meine, ob du noch wetten willst?"

Ihren Mund umspielte ein leichtes Lächeln dabei, in dem sich jetzt erkennbar eine verhaltene Absicht kundtat. Doch über diese ungewiß, antwortete der Befragte: „Um welchen Einsatz könnten wir denn wetten? Was bekäme ich von dir, wenn du verlörest?"

„Das mußt du bestimmen."

Er sann kurz nach: „Ich weiß etwas — daß du morgen deine Sonntagstracht anzögst. Die hat mir als etwas Besonderes gefallen."

Nun lachte sie wirklich. „Dabei käme ich leicht weg, denn morgen ist ja Sonntag, und ich tu's von selbst."

Sie setzte nichts weiter hinzu, doch wartete sie merklich auf eine Frage von ihm, die er auch stellte: „Aber wenn ich verliere, was verlangst du von mir?"

„Daß du mir etwas aus deinem Buche vorlesen sollst —"

Erst jetzt begriff er plötzlich, weshalb sie die Rede auf die Wette zurückgebracht habe. Sie trug ein Verlangen nach dem in sich, was ihr durch ihren Ursprung und das Heranwachsen auf der Insel versagt worden, und hatte es darauf angelegt, unter dem Anschein eines Spaßes sich eine Erfüllung dieses Begehrens zu verschaffen. „Gut," sagte er, „so mag die Wette gelten, da hab' ich's beim Verlust noch leichter als du, denn ich brauche keine Hand dafür zu rühren." Seine vorherige Mißlaune war bis aufs letzte weggelöscht, er begriff nicht mehr, woher sie über ihn gekommen sei und ihm den törichten Gedanken, von der Insel fortzugehen, aufgedrängt habe. Oder doch, der Grund für die völlige Umänderung seiner Stimmung lag auf der Hand, ihm fiel, wenn er die Wette verlor, wieder eine manche Stunde ausfüllende Beschäftigung zu, die gefürchtete müßige Leere des Tagesverlaufes konnte nicht eintreten. Aber wie? brauchte

er für diesen Gewinn denn die Wette zu verlieren? Das Mädchen schritt stumm vorauf ins Haus, wo jetzt die Mittagsmahlzeit bereit stand, und er folgte nach; mehrere Stunden lang dauerte der Sonnenschein noch unverändert an, doch dann entdeckte sein oftmals den Horizont musternder Blick, daß dieser sich im Westen grau zu färben begann. Die Dunstschicht verdichtete sich zu einer rasch emporrückenden Wolkenbank, und in einiger Entfernung am Ufer stehend, nahm er Age Terwisga, schnell aus der Tür kommend und sich nach dem Trockenplatz wendend, gewahr. Mit der Hand prüfend, hob sie an, die Wäsche von der Leine einzusammeln; nun ging er hurtig hinzu, ihr wieder dabei behilflich zu sein. Der angesteigerte Wind pfiff mit sonderbar singenden Tönen, stob ihr manchmal vom unbedeckten Scheitel das Haar über die Augen, so daß ihre Hand es zusammenfassen und zurückstreichen mußte; einzelne Tropfen begannen schon zu fallen, als sie den gefüllten Korb miteinander unter das sichernde Dach trugen.

* *
*

Ebenmäßig ergoß sich die Nacht hindurch der Regen herab, und der Morgen fuhr in gleicher Weise damit fort. Eine dunkelgraue, schwere Decke hielt die Insel und die See überlagert, doch nahm von der letzteren der Blick kaum etwas gewahr, schon bis zum Uferrand verdichtete sich das fallende Wasser zu einem nicht weiter durchsichtigen Vorhang. Kein Schimmer leisester Helligkeit deutete den Stand der Sonne an, es hatte den Anschein, als sei sie heute nicht über den Himmelsrand heraufgekommen, nur eine wie von Schattenfäden durchgezogene, unterweltliche Beleuchtung lag über dem grünen Weideland; trotz dem Maiausgang berührte auch die Luft kühlfrostig. Doch empfand Arnald Lohmer dies nicht, und der Ausblick aus dem Fenster während seines Ankleidens verursachte ihm kein Mißbehagen. Wenn seine Augen durch die kleine Stube umhergingen, trugen die Gegenstände an der Wand und auf dem Gesims ungeachtet des trüben Lichtes wieder ein anderes Gesicht als gestern; seine eigene damalige Verstimmung war von ihnen abgefallen, er sah darin nicht mehr einen Raritätenladenausschuß, sondern jedes Ding war etwas für sich und besaß gewissermaßen seine Geschichte. Vermutlich hatte der Vater Age Terwisgas die Sachen von seinen Fahrten nach tropischen Ländern mitgebracht, und seine Tochter war nachher hier zwischen dieser Hinterlassenschaft großgewachsen, durch deren Anblick sie täglich an ihren Vater und ihre Mutter, die sie beide nicht gekannt, erinnert werden mußte. Arnald nahm ein Korallenstück herab; das hatte die Kleine wohl schon vielhundertmal so in der Hand gehalten, und es mochte zu ihr von fremden Welten gesprochen haben.

Wie der fertig Angekleidete aus seiner Tür hinaustrat, um die Treppe hinunterzusteigen, vernahm er über sich den dumpfen Aufschlag des schweren Regensturzes auf das Hausdach. Die Herstellung desselben aus Schilfrohr hatte ihn schon bald nach seiner Ankunft gewundert, da es ihm den Gedanken angeregt, bei der häufigen wildstürmischen und nassen Witterung auf der Insel müsse eine besser schützende Bedachung aus Gebälk oder Ziegelpfannen vorgesehen werden. Doch erkannte er gegenwärtig das Irrige dieser Meinung, denn während der ganzen Nacht war kein Tropfen von außen durchgedrungen, das Rohr offenbar so dicht und fest verflochten, daß kein Wasser und Wind ihm etwas anhaben konnte und keine andere Dachart eine gleich sichere Bürgschaft geboten hätte. Man mußte eben nicht voreilig ein mitgebrachtes Urteil auf veränderte Umstände übertragen; hier drohte weder eine Feuersgefahr, noch sahen die Inselbewohner auf eine vornehme Erscheinung ihrer Gebäude, vielmehr auf das sich den Naturbedingungen am günstigsten Anpassende. Und ähnlich verhielt sich's im Grunde auch mit dem, was man in einer großen Stadt als den Maßstab der Bildung anlegte. Die Kunst des Lesens und Schreibens würde hier nur höchst selten eine Verwendung gefunden haben. Den jungen Arzt erfüllte heute ein Gefühl, er sei in dieser schlichten Umgebung der Empfangende und Lernende, und ihm kam der natürliche Drang, sich dafür dankbar erzeigen zu können, indem er seinerseits durch das ihm zu teil Gewordene ein Belehrungsentgelt leiste, einem Mangel und Verlangen der jungen

Enkelin seiner Wirte abhelfe. Mit solchen Gedanken stieg er, sein kleines Buch in der Hand haltend, die Treppe zu den unteren Wohnräumen hinab.

Wie er in den Pesel eintrat, verschluckten die dunklen Wände und Hausratstücke desselben das mattgraue Tageslicht zu noch stärkerer Trübung als droben in der Giebelstube, nur aus einem Winkel stach durch die halbe Dämmerung etwas Helles hervor, wie wenn sich eine geheime Lichtquelle, ihres Aufgangs harrend, dorthin zurückgezogen habe. Sonntag war's, und es war Age Terwisga in ihrer Sonntagstracht; von ihrem Sitz aufstehend, bot sie dem Ankömmling einen kurzen Morgengruß, ging hinaus, kehrte mit dem für ihn bereit gehaltenen Frühstück wieder und setzte sich wortlos in die Ecke zurück. Eilfertiger als sonst nahm Arnald den Imbiß ein, dann sagte er, den Kopf nach dem Mädchen umwendend, fröhlichen Tones: „Heut' wäre die Wäsche nicht trocken geworden, es war gut, daß ich dir gestern beim Aufhängen und Abnehmen half. Dazu, dünkt mich, sind überhaupt die Menschen auf der Erde, sich gegenseitig zu helfen, jedem fehlt irgendwas, das ein anderer ihm geben kann und wofür er etwas wiederbekommt. Dir ward's nicht möglich, hier auf der Insel lesen zu lernen, das hat mir die Schule beigebracht, und ich sehe heut' ein, daß es auch einen Nutzen für mich hat, denn sonst hätte ich nichts gehabt, dir meine verlorene Wette zu bezahlen. Hübsch ist's von dem Tage so gemacht, daß ich dabei doch zugleich deinen Einsatz gewonnen habe, und mir scheint, einen besseren Tag hätte der Himmel uns heute nicht bescheren können." Halb im Ernst, halb scherzend sprach er's, im Gegensatz zu seiner gestrigen Mißlaune klang Freundliches und Freudiges aus seiner Stimme.

Age erwiderte nichts, doch der Ausdruck ihrer Züge ließ erkennen, sie habe sich um ihres Wettgewinnes willen hierher begeben und sitze wartend da. Aus ihren auf den kleinen Band gerichteten Augen sah neben dem Verlangen danach eine ungewisse Scheu hervor; vermutlich war's das erste Buch, dessen Inhalt ihr zu Gehör kommen sollte, und sie konnte sich keine Vorstellung davon machen, was in einem solchen stehe. Arnald drängte sich's auf, seine Zuhörerin könne die Odyssee nicht verstehen, ohne wenigstens einiges von der Vorgeschichte derselben zu wissen; so begann er mit einer kurzen Zusammenfassung des Inhaltes der Iliade, doch mußte er auch dazu erst noch einen allgemeinen Überblick über die Lage des Mittelländischen Meeres, Griechenlands und Kleinasiens voranstellen. Dann erzählte er in wenigen großen Zügen von dem Anlaß des Auszuges gegen Troja, dem Fortgang des Kampfes vor diesem und den hauptsächlichen Anführern und Helden auf beiden Seiten; eines indes bedingte stets wieder das andere, er erkannte bald als unerläßlich, gleichfalls eine Schilderung der olympischen Götter und Göttinnen, wie ihrer Parteinahme in dem Streit um Ilium einzufügen. Das Mädchen hörte völlig bewegungslos zu, nur in ihren großgeöffneten Augen stand zu lesen, eine fremde unbekannte Welt mit Gottheiten, Menschen, Ländern und Geschehnissen, von denen sie niemals einen Laut vernommen, tue sich vor ihr auf; doch erkennbar war's auch, daß sie gespannte Achtsamkeit auf jedes Wort verwende und alle Kraft ihrer Verständnisfähigkeit anstrenge, um die Überfülle der fremden, seltsamen Dinge zu begreifen und im Gedächtnis zu bewahren. Zuweilen fragte der Erzähler bei der Wiederholung eines schon einmal genannten Namens: „Hast du's behalten, der, von dem ich dir vorhin sagte —?" Dann jedoch fiel sie jedesmal ein: „Ja, ich weiß ihn noch, er hat einen so sonderbaren Klang, der vergißt sich nicht." Offenbar besaß ihr Gedächtnis noch das unbeschränkte Aufnahmevermögen eines Kindes, alles prägte sich ihr als wie ein erworbenes Eigentum fest ein. Sonst sprach sie nichts; nur als Arnald, wohl nach Ablauf einer Stunde bis zum Ende der Ilias gelangt, sein Buch zur Hand nahm, fragte sie langsam: „Ist das alles wirklich so gewesen?"

Darauf entgegnete er mit einem leichten Lächeln: „Eine Dichtung ist's, die berichtet, daß es vor Jahrtausenden so war. Aber weil's eine Dichtung ist, bleibt es immer, ob es einmal wirklich geschehen sein mag oder nicht, und ist auch noch jetzt so. Das kann ich dir nicht — du wirst's noch nicht recht begreifen —"

Aber dazu nickend, sagte sie ernsthaft: „Ja, ich begreife, es bleibt immer," und er schlug

nun nach der Vorbereitung die Odyssee auf und begann den ersten Gesang zu lesen, dasjenige, was der Hörerin darin nicht verständlich sein konnte, mit kurzen Worten erläuternd.

Wenn er den Blick zu ihr aufhob, sah er, daß sie an seinen Lippen hing, und er gewann die Überzeugung, ebensowohl wie eine Klasse halbwüchsiger Gymnasiasten sei sie auch befähigt, das Eigentliche, dichterisch und menschlich Schöne und Wertvolle des Buches in sich aufzunehmen. Ja, gewissermaßen erschien ihm die Odyssee wie von der Natur gerade für sie bestimmt, die von Kindheit auf mit dem Meere, mit Ruder und Segel vertraut war, für die es in Wind und Wasser nichts Fremdes und Furchterweckendes gab. Gegenwärtig in ihrer helleuchtenden Feiertagsgewandung regte sie zwar solche Vorstellungen nicht an, doch ihr Bild stand ihm doppelt vor dem Blick, neben dem wirklichen in dieser Stunde zugleich ihr anderes, im enganliegenden grauen Fries am Steuer sitzend, scharf unter dem haarfesselnden Kopftuch durch die weiße Mondnacht nach drohend anrollenden Wellen spähend und beim Dahinjagen durch den Sturm doch ruhiggleichmütigen Tones wie am sicheren Ufer von der weißhaarigen Nan sprechend. Zwei Bilder waren's, zwei Menschengeschöpfe, verschieden wie Tag und Nacht; hier das mit einer heimlichen Scheu auf das unbekannte Buch hinblickende, dort das unschreckbar dem tödlichen Untergang entgegensehende, aber dennoch auch nur eines, dasselbe Wesen in der zwiefachen Erscheinung.

Eine bessere dem Buchinhalt angepaßte Tonbegleitung wie hier war kaum erdenkbar; der Wind fauchte und brauste in Stößen ums Haus, und der Niedersturz des Regens klang wie unablässig anrauschender Wogenschlag der See. Der erste Gesang zwar wurde noch nicht von Unwetter, Sturm und wilden Wellen durchtost, sondern berichtete von den Vorgängen auf Ithaka während der zehnjährigen Abwesenheit des Odysseus, den schamlos als Werber die lilienarmige Penelopeia umdrängenden „Freiern“ und dem von Pallas Athene beratenen Telemachos, der sich am Schluß mit seinen Umfahrtplänen für den nächsten Tag auf das Lager zur Ruhe begab. Eurykleia, die alte, treue Schaffnerin des Hauses, begleitete ihn mit brennender Fackel in die „schöngezimmerte Kammer“, und

> Er zog das weiche Gewand aus,
> Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten.
> Sie dann fügt' und schmiegte den Rock in Falten und hängt' ihn
> Auf den Pflock, zur Seite des schöngebildeten Bettes;
> Ging dann hervor aus der Kammer, und fest mit silbernen Ringen
> Zog sie die Pfort' und schob den Riegel davor mit den Riemen.
> Dort die Nacht durchruhend, umhüllt von der Flocke des Schlafes,
> Überdacht' er im Geist den Weg, den Athene geboten.

Das war trotz den auf Neuwerk fremdseltsam klingenden Griechennamen ein so einfach natürlicher Abendvorgang, wie er sich ganz ähnlich auch am heutigen Tage noch zutrug, und erstaunt sah die Zuhörende auf, daß manches vor Jahrtausenden in dem fremden fernen Lande fast ebenso gewesen und geschehen sei wie auf ihrer Heimatinsel. Sichtbar tat's ihr leid, als Arnald nach dem letzten Vers das Buch zuschloß, obwohl er selbst gern noch weiter fortgefahren hätte; doch war ihm so viel an pädagogischer Einsicht zu eigen, daß er fühlte, das Aufnahmevermögen des Mädchens nicht überlasten zu dürfen, und außerdem wollte er haushälterisch mit seinem Vorrat umgehen, nie mehr als einen Gesang am Tage verausgaben.

Als Arnald innehielt, stand sie von der Bank auf, sagte kurz: „Ich danke dir!“ und ging zur Tür, doch wandte sie an dieser noch einmal den Kopf und fragte: „Hast du deiner Braut schon auf ihren Brief geantwortet?“ Wie er verneinend erwiderte, setzte sie hinzu: „Dann hast du ja heute vormittag noch gut Zeit dafür,“ und begab sich jetzt fort, wie's ihm schien, von häuslichen Verrichtungen in Anspruch genommen. Er stieg die Treppe zu seiner Gaststube hinan, setzte sich an den Tisch und griff, ihrer Mahnung Folge leistend, zur Feder, und heute floß ihm ohne langes Nachsinnen eine Fülle des Mitzuteilenden zu. Er berichtete wieder von seiner Lebensführung auf der Insel, die gegenwärtig bei Sturm und Regen nicht minder schön und wohltätig auf ihn einwirke als in der Sonnenstille, so daß er keinerlei Verlangen nach der Hamburger Gesellschaft, selbstverständlich mit Ausnahme derjenigen, an die er schrieb, in sich fühle. Unwillkür-

lich hatte er sie mit „du" angeredet, bemerkte dies erst nach einer Weile, entschuldigte das Versehen dadurch, daß diese Sprechweise hier allein bräuchlich sei, und fügte nach, sie erscheine ihm auch zwischen sich nahestehenden Menschen als die einzig natürliche; darum fahre er so fort und bitte künftig um die gleiche Anrede, das „Sie" berühre seine Empfindung wie mit einem fremden und frostigen Anhauch. Befriedigung und Freudigkeit klangen überall aus seinen Schilderungen auf; von seinem heute begonnenen Vorlesen der Odyssee teilte er indes nichts mit, das hätte er der Empfängerin des Briefes nicht verständlich machen können. Sie würde zweifellos daraus entnommen haben, es müsse nicht ganz richtig in seinem Kopfe stehen, daß er sich dazu hergebe, mit solcher Torheit bei einem völlig ungebildeten, sogar des Lesens unkundigen Bauernmädchen seine Zeit zu vergeuden.

Der Schreibende saß, ein Weilchen innehaltend, und blickte durchs Fenster hinaus; draußen hatte der Regen zeitweilig etwas nachgelassen, nur der Wind fauchte und pfiff in gleicher Weise; eine vereinzelte weibliche Gestalt im grauen Friesrock ging drüben am Uferrand, über den die anwachsenden Flutwellen heraufschlugen. Erst bei schärferem Hinblicken erkannte Arnald, es sei Age Terwisga, die sich nicht, wie er gemeint, in der Hauswirtschaft beschäftigte, sondern ihre Sonntagstracht abgelegt und sich ins Freie begeben hatte. Man sah, wie der Sturm das dicke Kleid zugleich eng um sie preßte und flatternd von ihr wegstob, so daß sie's mit einer Hand an sich zu halten suchte; so bewegte sie sich, gegen ihn ankämpfend, langsam fort, blieb ab und zu stehen und hielt, dem Hause den Rücken wendend, ihre Augen eine Zeitlang auf die See hinausgerichtet. Nach und nach gelangte sie weiter und verschwand aus dem Gesichtsfeld; sie schien trotz dem noch sprühenden Regen um die Insel gehen zu wollen, als sei's ihr im Hause bedrückend und wohler in dem Aufruhr der Luft und der schwellenden Flut.

Arnald Lohmer war bei ihrem Anblick ein plötzlicher Gedanke aufgetaucht, den er noch einige Minuten lang erwog. Dann machte er kurz eine bejahende Kopfbewegung, nahm die Feder wieder zur Hand und vollendete den Brief an seine Braut. Leibhaft trat diese ihm dabei in ihrer ausnehmenden Schönheit vor die Augen, ließ ihn voll empfinden, daß er ein Neidenswerter sei, dem eine Anwartschaft auf Lebensglück, wie nur wenigen auf der Erde, zugefallen. Sich dafür durch gesunde Frische an Leib und Seele zu bereiten und würdig zu erzeigen, war eine ihm vor allem obliegende Pflicht, und froh erfüllte ihn die Gewißheit, durch seine Fußwanderung und den Aufenthalt hier das beste Mittel dazu ergriffen zu haben.

Die Abschwächung des Regens dauerte nicht lange an, Age kehrte mit schwertriefender Kleidung heim. Bei ihrer Rückkehr stand Arnald gerade unter der Tür und empfing sie mit den Worten: „Du mußt durch und durch naß geworden sein."

Sie versetzte: „Ja, das tut gut."

„Nein, das kann gefährlich werden, wenn du dich nicht rasch trocken umziehst."

Darauf gab sie lachend Antwort: „Das denkt ihr Leute in der Stadt euch so, wir wissen nichts davon, das Wasser ist immer gut." Ins Haus tretend, hielt sie noch einen Augenblick an und setzte hinzu: „Aber du bist ja ein Doktor, und ich möchte nicht krank werden, daß ich von dir etwas Bitteres zum Einnehmen bekäme. Da will ich mich doch lieber anders anziehen."

In spaßhaftem Tone war's gesprochen, doch klang draus auch etwas von einer gehorsamen Nachgiebigkeit seiner Ermahnung gegenüber, und sie ging jetzt rasch in ihre Kammer. Als er danach am Mittagstisch mit ihr zusammentraf, hatte sie die Kleidung gewechselt, indes ihre Sonntagstracht nicht wieder angelegt, entgegnete auf eine Frage des Großvaters, das Wetter sei heute zu schlecht dafür. Im Verlauf des Nachmittags fand Arnald sie einmal wie am Morgen in einer Ecke des Pesels sitzend, doch hob ihre Gewandung sich jetzt nicht hell vom Hintergrund ab, so daß er sie bei dem mattgrauen Licht nicht gewahrte, sondern den Raum für leer hielt. Erst als er sich wieder hinauswenden wollte, erkannte er seine Täuschung, denn ihre Stimme klang ihm nach: „Suchst du etwas?"

Leicht zusammenschreckend erwiderte er mit noch ungewissem Blick: „Bist du's? Heut' früh warst du eine Möwe und hättest dich

auch in dem Winkel nicht versteckt halten können."

„Soll das sagen, jetzt bin ich ein Ziegenmelker, du heißt ihn wohl Nachtschwalbe."

Scherzlaunig fiel er ein: „Ja, von dem hattest du heut' vormittag etwas in der Weite, als du gegen den Wind um die Insel flattertest."

„Hast du mich gesehen?"

„Sonst wär' ich wohl nicht auf die Nachtschwalbe geraten. Übrigens hast du dich mit ihr verglichen, nicht ich. Warum sitzt sie denn jetzt hier allein in der dunklen Ecke?"

„Der Regen geht wieder zu stark; wenn ein Ziegenmelker nicht herumfliegen kann und nichts weiß, was er besser tun soll, so duckt er sich an einen Balken."

In dem letzten lag etwas verborgen, ein dem Hörer verständlich werdender, leis angedeuteter Wunsch; das Mädchen hatte sich in der Hoffnung hierher gesetzt, er werde, von dem ungünstigen Wetter im Hause festgehalten, kommen und weiter aus seinem Buche vorlesen. Doch war's nicht ihre Absicht gewesen, dies kundzugeben, und rasch davon abbrechend, fügte sie die Frage nach: „Ist das der Brief an deine Braut?" Er trug ein Papier in der Hand und antwortete: „Ja, ich wollte mich erkundigen, ob heut' noch jemand von der Insel ans Land hinüberfahre, der ihn mitnehmen könnte." Nun stand sie auf und sagte herzutretend: „Ich glaube, Matthies Schloto fährt nach Kuxhaven; gib ihn mir, ich will's besorgen." Einen Augenblick lang den Brief wie auf sein Gewicht in der Hand wägend, setzte sie hinzu: „Man sieht's ihm nicht an, daß so viel drin steht. Nennst du deine Braut auch ‚Sie', wie sie dich?" Der Befragte erwiderte: „Bisher tat ich's, aber heute kam's mir, ohne daß ich's gemerkt, anders in die Feder; wohl von dem Brauch hier, weil ich zu dir ‚du' sage." Daran war eigentlich nichts Lächerliches, doch sie mußte darüber lachen, richtete danach den Blick auf das Papier nieder und sagte: „Könnt' ich's sehen, würd' ich doch nicht sehen können, ob's so dasteht."

Das rief Arnald den Gedanken zurück, der ihm am Vormittag während des Schreibens gekommen, zu dem er sich nach kurzer Überlegung selbst bejahend zugenickt hatte, und er knüpfte rasch an: „Möchtest du nicht lernen, zu lesen? Der Tag ist lang, ich hätte genug Zeit, dich zu lehren, und du auch wohl täglich eine Stunde dafür übrig."

Age Terwisga sah ihn, ohne zu antworten, groß an, als ob sie das von ihm Gesprochene nicht verstanden habe oder es als einen Spaß auffasse. Nur ein ihr um die Schläfen spielendes Rot ließ erkennen, daß seine Worte in ihrem Inneren eine Erregung hervorgerufen hatten. Nun stieß sie kurz vom Mund: „Ich will fragen, ob Matthies Schloto heute noch fährt," und den Brief in ihrem Kleide vor der Nässe bergend, lief sie zur Tür hinaus und hastig durch den stürzenden Regen dem Hause auf der Nachbarwurft zu.

* *
*

Eine kleine Welt des Menschenlebens war's auf der Insel, doch eine große der Natur. Auch diese nicht wie auf dem Festland den Boden mit bunter Lebensfülle überdeckend, kein Baum ragte von der winzigen Erdscholle auf, kaum ein niedriger Busch; sie kannte keine Kornsaat und kein Blühen, nur Graswuchs und ein paar Kräuter dazwischen. So war's gewesen, als die ersten Menschenaugen hier um sich geblickt, um in aller Zeit ebenso zu verbleiben. Die erste Kunde davon hatte vor bald zwei Jahrtausenden der ältere Plinius in seiner Naturalis historia der Welt übermittelt: Zweimal während der Länge eines Tages und einer Nacht schwelle in jenen mitternächtlichen Gegenden, unermeßlich herauffflutend, das Meer an und schwinde wieder ab; man könne im Zweifel sein, ob man ein Land oder Meer vor sich gewahre. Dort hause ein bejammernswertes Geschlecht, das sich auf Hügeln, die Menschenhand so hoch aufgeworfen, als die Flut emporsteige, Hütten gebaut habe; Seefahrenden erschienen die Bewohner gleich, wenn das Wasser alles überdeckt halte, doch Schiffbrüchigen, wenn die zurückweichenden Fluten verronnen seien und ihnen Fische und Muscheln zur Nahrung hinterlassen. Außerstande seien sie, gleich ihren Nachbarn, Rinder zu besitzen und sich von Milch zu ernähren, sogar mit wilden Tieren könnten sie nicht kämpfen, da ihr Land kein Buschwerk trage. Für den Fischfang flöchten sie

sich Netze aus Schilfrohr und Binsen, erwärmten ihre Speisen und ihre vom Nordwind erstarrenden Glieder mit einem zusammengerafften Schlamm, den sie mehr im Wind als in der Sonne zum Trocknen brächten. Wasser zum Trinken erhielten sie allein vom Regen, den sie in Erdhöhlungen vor ihren Häusern sammelten und aufbewahrten.

Seit diesem Bericht des römischen Schriftstellers hatten im Gange vieler Jahrhunderte Deichbauten allmählich eine vollständige Wandlung geschaffen, doch nur auf dem Festland; die zahlreichen, diesem vorgelagerten friesischen Inseln von der holländischen bis zur jütländischen Grenze nahmen daran nicht teil. In der Mehrzahl waren sie, hauptsächlich die größeren, von der Natur durch Dünenumwallungen geschützt, dagegen ungefähr anderthalb Dutzend der kleineren, „Halligen", die „Salzwassereilande" benannt, lagen, dünenlos, noch ebenso der Wasserwillkür preisgegeben wie ehemals die Festlandsküste. Ihre Zahl hatte früher die jetzige beträchtlich übertroffen, aber unablässig hatte die See an ihnen genagt, sie vermindert, besonders die letzte ungeheure Sturmflut im Jahre 1634 fast die Hälfte von allen mit ihren Häusern und Insassen spurlos verschlungen. Von jeher war überall auf ihnen die Bewohnerzahl zu gering und Kraft und Hilfsmittel nicht ausreichend gewesen, um eine Eindeichung zu ermöglichen; die Ausgaben dafür hätten auch in keinem Verhältnis zu dem Gewinn gestanden. So hausten die Nachkommen noch gleicherweise wie ihre Väter in grauer Vorzeit auf ihren Wurften, bis eines Tages oder in einer schreckensvollen Nacht die Hochflut donnernd an ihre Häuser, zum Dach emporsteigend, heraufschlug, die Mauern gleich Kartenblättern zerbrach und hurtig alles zerschmettert in gärendem Gewoge mit sich fortriß. Noch als das „bejammernswerte Geschlecht" des Plinius saß die Halligenbevölkerung auf ihren kleinen Schollen, übriggebliebenen Stücken vom Meere zerschlagener größerer Eilande, ebenso dem schließlichen unabwendbaren Untergang entgegensehend wie die Vorfahren. Doch mit einer ruhigen, von Jahrhunderten überlieferten Gelassenheit und stets von der Arbeitsnötigung des heutigen Tages über den Gedanken an das, was der morgige bringen könne, hinweggehoben, hinweggetäuscht.

Die Halligen erstreckten sich aus Norden von der größeren, durch Dünen und Deich gesicherten Insel Föhr her der schleswigschen Westküste entlang; ihre südlichste und zugleich kleinste war „Süderoog", nur auf einer einzigen Wurft ein Gehöft tragend. Dann trat seitwärts von der holsteinisch-dithmarsischen Küste eine Lücke ein; was hier einmal vordem als Landstrecken aus der See geragt, lag seit Menschengedenkzeit von ihr verwüstet, in „Sande" verwandelt, weitgedehnte Uferstriche, die bei der Tiefebbe zum Teil als trockene Sandflächen dem Wattenmeer entstiegen, dann von zahllosen, nach zurückgebliebenem Wassergetier haschenden Strandvögeln überflattert und überlaufen. Erst diesseits der Elbmündung tauchte wieder als völlig vereinzeltes Eiland Neuwerk aus dem Meer, gleichfalls ringsum von großen Sanden umgeben. So bildete es gewissermaßen ein Mittelglied zwischen den nordfriesischen und den jenseits der Wesermündung dem oldenburgisch-hannoverschen Festland vorgelagerten ostfriesischen Inseln, ungefähr gleich weit nach Westen von Wangeroog, der nächsten unter den letzteren, wie von der Hallig Süderoog im Norden entfernt, die gleicherweise schon außer der Gesichtsweite von Neuwerk lagen. Doch gehörte dies keiner der beiden Gruppen an, stand auch außer Verkehr und sonstiger Verbindung mit ihnen. Schon seit einem halben Jahrtausend hatte die große Hansestadt Hamburg die Hand auf die für ihre Schiffahrt hochwichtige, bis dahin nur O oder Oge benannte kleine Insel gelegt und auf ihr anfänglich einen hölzernen Leuchtturm, dann, als dieser von einem Brande zerstört worden, den jetzigen aus festen Steinen errichtet, das „neue Werk", nach dem das Eiland seitdem seinen Namen erhalten. Vermutlich war erst dadurch hier eine menschliche Ansiedelung entstanden, denn die Namen der Bewohner gaben fast sämtlich niedersächsischen Ursprung zu erkennen, mit alleiniger Ausnahme dessen Hadlefs Terwisga, der, vor zwei Menschenaltern von Terschellen hierher gezogen, als einziger Friese auf Neuwerk seßhaft war.

Dergestalt teilte die einsam an der Elbausmündung belegene Insel — vielleicht der Überrest einer Halbinsel, die sich in der Vorzeit vom Land Hadeln weit in die See zum Dünenrücken des „Scharhörner Riffs“ gegen Nordwest erstreckt — bis auf den kleinen höheren Rücken in ihrer Mitte die Beschaffenheit der Halligen, verstattete keine Kornsaat, ließ nicht Baum noch Busch aufgedeihen, bot den Ansässigen nur Viehweide und Fischfang zur Ernährung. Eine abgeschiedene kleine Welt des Menschenlebens war's in wechselloser, dürftigster Umgebung, um so größer war die der Natur und ihrer Herrschermacht. Fast gewaltiger noch trat diese hier auf als bei den Halligen, die zum größten Teil von den Inseln Amrum und Föhr gegen die vom Nordwest aufgepeitschten Wasser einige Deckung empfingen. Doch hier lag, abgesehen von der meilenweit entfernten Festlandsküste im Südosten, das winzige Stückchen Erde fast schutzlos der offenen Nordsee ausgesetzt; wäre der Leuchtturm nicht entstanden, so hätte sich wohl kaum jemand unterfangen, den Fuß zu bleibendem Aufenthalt herzusetzen, sich eine Wurst zum Hausbau aufzuhöhen. Allerdings hatte nach Errichtung der Wursten eine spätere Zeit den Beginn gemacht, auch Neuwerk mit einer künstlichen Umwallung Schutz zu verleihen, doch als diese, hauptsächlich von der ungeheuren Sturmflut des Jahres 1634, zum größten Teil vernichtet worden, waren die Kräfte und Mittel der wenigen Bewohner zur Wiederherstellung zu schwach gewesen, und nur da und dort bewahrten noch einige Überbleibsel die Erinnerung an jenen Deichgürtel, gewährten, notdürftig ausgebessert, stellenweise den Weidestrecken eine wenig verläßliche Obhut.

Für ein empfänglich-bewegbares Menschengemüt aber verging hier keine Stunde, die ihm nicht einen großen Eindruck hinterließ. Alles übte solche Wirkung, das Schöne und das Schauerliche, die rundum bis an den Himmelsrand niedersteigende blaue Kuppel mit der an ihr auf- und abwärts rollenden, flammenden Goldkugel, wie der dunkle, windgejagte Wolkenflug, selbst der bei dämmerndem Unterweltslicht einförmig grau fallende Regen, die in stetem Wechsel immer wiederkehrende und immer wiederabschwindende Flut, das Anschwellen, Rauschen und quirlende Schäumen der Wogen, die tote Ruhe und Stille der Ebbe. Rings im Umkreis die unermeßliche Rundsicht, nun über die uferlose See, nun im Vordergrund über die leeren Watten und Sande, die auch einmal von sommerlichem Grün überdeckt gewesen, Wursten und Wohnungen mit Menschenleben auf sich getragen. Vergangenheit und Gegenwart gingen dem Gefühl ineinander über, in die Heiterkeit mischte sich ein Schattenfall der Schwermut ein. Weiße Segel wanderten fern vorbei, ins Ungewisse über das trügerische Meer nach fremden Ufern hinausziehend oder glücklich zu heimischen Gestaden rückkehrend. Mit traumhaften Empfindungen erfüllte ihr Anblick, die Phantasie erregend; als ein Abbild der blinkenden Schiffslinnen schwebte die Möwe mit schneehellem Brustgefieder am Strand entlang, wie ein Klageruf tönte ihr Schrei aus der Luft herab, verhallte und kehrte wieder. Das Menschendasein nahm hier ein anderes Gesicht an als drüben auf dem festen Lande; was dort in buntem und lautem Getriebe unablässig den Sinn beschäftigte, sank in der Einsamkeit der Insel ab; nur von Erhabenem umgeben, besann die Seele sich hier auf sich selbst und den eigentlichen Wert des Lebens.

Arnald Lohmer empfand von Tag zu Tag deutlicher, er sei aus einer kleinen Welt gekommen und in eine große versetzt worden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Juni zählte zu den nur wenigen Monaten, die an den deutschen Nordseerändern länger andauernde Sonnentage zu bringen pflegten, freilich vermochte er sie auch durch schwere Stürme, in ihrer Heftigkeit denen des Spätherbstes kaum nachstehend, zu unterbrechen. Doch bewährte er in diesem Jahre seinen guten Ruf, ließ dem trüben, Regen niederströmenden Tage bereits am nächsten etwas Aufhellung folgen, und wenn der Westwind auch noch seine Wolkenherde in dichtem Gedränge am Himmel dahintrieb, half er zugleich doch, unten das triefende Weidegras und durchweichte Erdreich aufzutrocknen, so daß die Sonne bei ihrer Wiederkehr am zweiten Morgen nicht viel mehr daran zu bessern vorfand.

Aufs neue ward es, wie's gewesen; der traurig finstere Ernst, der über der Insel ge-

legen, war weggeschwunden, sie zeigte abermals ein heiter lächelndes Antlitz, und in einem Einklang dazu scholl auf ihr das Lachen, das oftmals ein Zwiegespräch zwischen dem jungen Gast im Hause Hadlefs und der Enkelin des Alten begleitete. Doch waren sie neben diesem, nun schon seit bald zwei Wochen gewohnten Tun in ein neuartiges Verhältnis zueinander getreten, das eines Lehrers zu seiner Schülerin, die er in der Kunst des Lesens unterwies. Wie dies anzustellen sei, hatte ihm zuerst etwas Kopfzerbrechen verursacht, allein dann war er auf ein eigentümliches Verfahren geraten. Ihm widerstrebte, seinen Unterricht in einem Raume des Hauses zu erteilen, die freie Welt draußen bedünkte ihn allein dafür geeignet und geschaffen, so kam er darauf, die dem Mädchen unbekannten Buchstaben nicht auf ein Papierblatt zu schreiben, sondern mit einem fein zugespitzten Stöckchen bei der Ebbe in den tellerebenen feuchten Wattensand einzuzeichnen. Da standen sie in großer Gestaltung genau erkennbar, er benannte sie seiner Zuhörerin mit ihrem Laut, und sie sprach diesen nach, übte sich dann, auch den Schriftzug mit der Stabspitze nachzubilden. Um die Zeit des tiefsten Wasserstandes mußte es geschehen, eine wunderbare Schiefertafel war's und ein seltsamer Schulraum, sich zur Unermeßlichkeit ausdehnend; die Strandvögel, Regenpfeifer, Kampfhähne und Austernfischer liefen trippelnd im Halbbogen drumher, kamen manchmal, wie neugierig zuschauend, näher heran, hoben sich in die Luft und flatterten, ihre Rufe ausstoßend, über die Köpfe des Lehrers und der Schülerin hin.

Merkbar strengte diese sich mit aller Kraft an, zu lernen, doch der Erfolg trat zu ihrem Bemühen in kein rechtes Verhältnis. Dem Zergliedern der Worte, die ihr beim Sprechen so leicht und selbstverständlich von der Zunge glitten, stand sie unbeholfen gegenüber, ein erwachsenes Geschöpf, für das Neue und Fremde nicht mehr mit der Eindrucks- und Aufnahmefähigkeit eines Kindes ausgerüstet. Ab und zu sagte sie, den Kopf schüttelnd: „Du gibst dir umsonst Mühe mit mir, es geht nicht, ich bin zu dumm.“ Das kam ihr halblachenden Tones vom Mund, aber berührte den Hörer jedesmal sonderbar, als klinge dabei aus ihrer Stimme etwas herauf, das ihn an den klagenden Ruf der Möwen erinnere, und in ihm ward ein Gefühl rege, als ob er vorhabe, eine Möwe in der Buchstabenkunde zu unterweisen. Doch ließ er nicht davon ab, beharrte, die Verzagende ermutigend, sie lobend, wenn ihr einmal etwas besser gelang, mit unvermindertem Eifer, bis die Lehrstunde zu Ende gegangen.

Dann aber empfing das Mädchen gewissermaßen einen Lohn für die erwiesene Beflissenheit; miteinander suchten sie einen geeigneten Platz auf, zumeist am Hange der Hochwölbung, eines kleinen alten Dünenrückens unter dem Leuchtturm, ließen sich dort auf dem sonnenwarmen, mit graugrünen Halmen des Strandhafers, da und dort auch mit etwas Heidekraut bewachsenen Sande nieder, und Arnald fuhr im Vorlesen aus der Odyssee fort. Da zeigte sich Age Terwisga merkwürdig verwandelt, ein wie von Tag zu Tage weiter reifendes Verständnis für die Welt der homerischen Dichtung, das ihr durch die fremdtönigen Namen der Götter und Menschen nicht beeinträchtigt ward. Sie wußte der oft für sie schwierig oder nicht genießbaren Schale überall den eigentlichen Kern zu entnehmen, das Geschehende mit seinen Beweggründen; ihr Gesicht tat kund, daß sich die Antriebe, Vorstellungen und Empfindungen der handelnden oder leidenden Personen auf sie übertrugen. Reglos horchend saß sie mit lebhafter als sonst gefärbten Wangen, in ihren auf die Seeweite hinausgerichteten Augensternen lag ein eigener, nicht wie von außen auf sie fallender, sondern aus ihrem Inneren heraufkommender Glanz.

Dann und wann wohl überschlug der Lesende einige Verse, ohne sich selbst Rechenschaft zu geben, weshalb, aus einer unbestimmt-unwillkürlichen Anwandlung. Doch bemerkbar ward's bei der Wiederanknüpfung, und sie fragte einmal: „Warum läßt du etwas aus?“ Das brachte ihm erst den Anlaß zum Bewußtsein, seine Zuhörerin sei ein Mädchen, für dessen Ohr sich ab und zu eine Stelle der alten Dichtung nicht eigne. Er versetzte: „Weil —“, doch stockte er, da er den wirklichen Grund nicht angeben konnte, und fügte schnell nach: „Es war etwas, das du nicht verstanden hättest.“

Aber an ihrem ihm zugewandten Blick wich der seinige dabei vorüber, und eine Röte stieg ihm in die Schläfen. Zum erstenmal hatte ihn im Zusammensein mit ihr jene Gefühlserkenntnis überkommen, sie gehöre dem anderen Geschlecht an, und ein Sittengebot sei's, darauf bei ihr nicht weniger Rücksicht zu nehmen als bei einer vornehmen Hamburger Dame. Eher noch sorglicher, denn vor ihrem Wesen ging, dem ihrer Heimatinsel gleichend, eine jungfräuliche Naturreinheit und Unberührtheit aus, wie sie sich in den Kreisen der großen Stadt wohl selten vorfand. Und er erschrak bei der Vorstellung, durch eine Unachtsamkeit diese hohe Naturwürde seiner Zuhörerin zu beleidigen, überlas fortan stets erst am Morgen den nächsten Gesang, um eine für Age Terwisga darin nicht passende Stelle unvermerkt ausschalten zu können.

Einmal kam der Leuchtturmwärter Geert Grawander aus seiner luftigen Höhe zu den beiden, die er schon mehrmals so drunten beisammen wahrgenommen, an den Hang herunter und fragte: „Wat makt ji hier tosam? Lißt de Herr wat ut dat Book? Ick hör' dat bet na baben; kannst du dat denn verstahn, Age?“ Merkbar hatte eine Neugierde ihn herbeigebracht, er setzte sich gleichfalls auf den Sand und hörte eine Weile lang dem Lesen Arnalds mit zu. Aber dann sagte er, den Kopf schüttelnd und aufstehend: „Nee, dat kann ick nich verstahn, un ick glöv meist, Age, du kannst dat ok nich un schüllst de Tid nich damit verspillen (vergeuden); dat is nix vör us, wul blot as Koken (Kuchen) vör fiene Lüd, dato hörst du doch nich un verdarvst di de Mag damit.“ Er stieg wieder zu seinem Turmgelaß hinauf.

Arnald aber fragte: „Soll ich aufhören? Spürst du schon etwas Übles im Magen?“ Dazu mußte er lachen, und das Mädchen auch; freilich war's eine komische Vorstellung, daß die Odyssee eine schmackhafte Kost für den alten Grawander sein solle. Er hatte sein Leben lang nichts anderes im Sinn gehabt, als achtsam die Spiegel seines Leuchtfeuers blank geputzt zu halten und nach den vorbeiziehenden Schiffen auszusehen; das machte die Aufgabe und den Inhalt seines Lebens aus, was damit nicht zusammenhing, nannte er Zeitvergeudung.

Doch auch mit Hadlef und Belke verhielt sich's nicht viel anders; die letztere, völlig wieder gesundet, machte nach der Vorschrift des jungen Arztes zur Erholung von ihrer Webstuhlarbeit allnachmittäglich einen Rundgang um die Insel, und ihr Mann begleitete sie dabei, ließ sie nie allein außer Gesichtsweite vom Hause fort. Langsam wanderten die beiden Alten nebeneinander, dann sah man sie wohl da und dort eine Zeitlang am Uferrand stillstehen und auf die Seeweite hinausblicken. Worte tauschten sie nicht viel, das war nicht Friesenbrauch und auch unnötig, denn jeder wußte, was der andere dachte, und verstand ihn ohne ein Lautwerden der Gedanken. Einmal kamen sie auch an dem Platze vorüber, wo Arnald Lohmer vorlas, hielten ein bißchen an und hörten zu; indes nur kurz, dann gingen sie weiter. Augenscheinlich fiel die Odyssee an ihnen ähnlich ab wie an Geert Grawander, sie konnten für sich nichts daraus entnehmen.

Der Vorgang brachte Arnald deutlich ins Bewußtsein, von allen Bewohnern Neuwerks sei keiner sonst zu einer Teilnahme an der Dichtung und einem Verständnis derselben befähigt als Age Terwisga. Wie war sie allein in solcher Umgebung dazu gelangt? Absonderliches lag darin, aber doch nicht Unerklärbares; es mußte als ein Erbteil von ihrer Mutter herstammen, bei der selbst diese Anlage vielleicht nur gering ausgebildet sein mochte. Doch ihre Tochter war gleichsam als ein südländisches Reis auf den friesischen Stamm der väterlichen Abkunft gepfropft worden, hatte vermittels der Kraft der letzteren ihren angeborenen Keimtrieb stärker entwickelt. Denn fraglos stellte sie auf der Insel ein solches Edelreis dar; Arnald erkannte mehr und mehr, in ihr müsse von Kindheit auf ein Drang nach höherem geistigem Emporkommen gelegen haben, der ohne irgend eine fördernde menschliche Beihilfe geblieben. Nur aus der großen Naturwelt ihrer Heimat hatte er eine Nahrung aufnehmen können, und nun war dem innersten Kern ihres Wesens, diesem Verlangen durch den Zufall eine Unterstützung zugebracht worden, gegen die sie sich anfänglich mit scheuem Trotz ihrer selbständigen Eigenart ablehnend verhalten. Dann jedoch hatte sie erfaßt, was sich ihr, nicht

mehr erhofft, plötzlich dargeboten, und mit ganzer Hingabe suchte sie jetzt daraus den Trieb nach einem vergeblich Begehrten zu nähren und zu befriedigen. Dieser Einblick in ihre Seele erhellte sich Arnald zum erstenmal in voller Klarheit, als die beiden Alten nach kurzem Verweilen ihren Rundgang fortsetzten, und ihnen den Blick nachwendend, sagte er lächelnd: „Deine Großeltern würde das Geschick des Odysseus und der Penelopeia nicht bekümmern, wenn ich es ihnen vorläse; du bist von anderer Art als sie."

Das Mädchen gab drauf Antwort: „Die brauchen nur sich selbst und wollen nichts als beieinander sein. Aber mein Leben kommt ja von ihnen her, da muß es auch doch wohl von ihrer Art haben." Sie hatte kurz aufgesehen, doch ihre Augen gingen bei der Entgegnung am Gesicht Arnalds vorüber, nach ihrer Gewohnheit in die Ferne hinaus, und er fuhr nach der flüchtigen Unterbrechung im Lesen fort.

Indes nicht nur die Zeit dieses Vorlesens und des Unterrichts sah die beiden zusammen verweilen, sondern bei guter Witterung brachten sie täglich noch mehrere sonstige Stunden miteinander zu. Er hatte ja keinerlei Obliegenheit, so begleitete er sie und half ihr bei dem, was sie stets während der Ebbe betrieb. Dann ging das Mädchen mit einem Weidenkorb auf die trockengelegte Sande hinaus, um die dunkelblauen, eßbaren und äußerst schmackhaften Miesmuscheln einzusammeln, sowie mit einem kleinen gestielten Netz aus den Prielen, den tieferen Rinnen, in denen das Wasser zurückgeblieben, Taschenkrebse und „das Kraut", die Garnelen, aufzufischen. Da verwandelte Arnald sich aus dem Lehrmeister in einen Kameraden, der vielmehr seinerseits auf den Gängen von der Gefährtin mancherlei zu lernen vermochte. Allerhand wunderliches, ihm völlig fremdes Muschelgetier lag auf den Watten verstreut, das große gewellte Kinkhorn mit seinen sonderbaren, kugelig zusammengerollten Eierhülsen, der merkwürdig als Bewohner in ein leeres Schneckengehäuse eingezogene Einsiedlerkrebs, seine vier spitzen Beine aus der Schalenöffnung streckend und mit zwei langgestielten Augen aufmerksam hervorblickend. Runde, stachlichte Seeigel und braunrote Seesterne mit fünf oder sechs polypenhaften Saugfüßen, auch hellrot berüsselte Fischreusen gesellten sich hinzu; zuweilen hatte die Flut vom tieferen Meeresgrunde versteinerte Überbleibsel aus ferner Vorzeit, „Donnerkeile" und Bernsteinstücke heraufgeschwemmt. Das alles kannte Age Terwisga von Kindheit her, wußte Namen dafür und tat es gleichfalls in den Korb hinein; den Bernstein hieß sie mit ältester Bezeichnung „Glesum", eine auf riesenhaftem Schiff umfahrende Göttermutter hatte ihn einstmals als Halsschmuck getragen und das Mädchen sich deshalb die im Laufe der Zeit von ihr aufgefundenen Bruchstücke auch zu einem Halsband zusammengereiht, dem alte Kraft innewohnte, vor bösen Geistern zu schützen. Davon sprach sie in einem Tone, der nicht recht unterscheiden ließ, ob sie diese Schutzkraft nur für eine Märe und für Aberglauben halte oder selbst davon überzeugt sei; beides schien sich ihr zu vermischen. Auf den Wattenwanderungen trug sie keine Schuhe, die hätten sich in dem feuchten Grunde zu scharf eingedrückt und das Ausschreiten stark behindert; das hatte auch Arnald bald eingesehen und ging, wenn er sie so begleitete, auf ihren erfahrenen Rat wie jeder Inselbewohner ebenfalls barfuß. Vor allem erforderte dies das Überspringen der schmaleren Priele mit Notwendigkeit, beim Anlauf dazu wäre Schuhzeug bis an die Knöchel in den weichen Boden eingesunken. So aber war ein leichtes Sichhinüberschwingen möglich, und die beiden fanden Vergnügen daran, in der Behendigkeit des Sprunges zu wetteifern. Die bloßen Füße Ages zeigten sich, der Größe des Mädchens entsprechend, nicht klein, aber unterschieden sich doch in ähnlicher Art von denen der friesischen Gehöftmägde, wie's an dem Wäschemorgen ihre entblößten Arme getan. Wenn sie sich über ein breiteres Wasserrinnsal fortschwang, flog ihr grauer Friesrock zuweilen etwas empor, ließ flüchtig auch das schmale Knöchelgelenk und eine Handbreit des sich zu kraftvoller Wade anrundenden Beines hervortauchen.

Nur an seltenen Tagen im Jahre trug die Himmelskuppel über der Nordsee auch bei völliger Wolkenlosigkeit tiefblaue Farbe, meistens mischte sich ein weißlicher Ton hinein, und den Horizontrand umgab ein verschleiernder Streifen bläulichen Dunstes oder Duf-

tes, der den Fernblick beschränkte, oft selbst die Festlandsküste nicht mehr wahrnehmen ließ. So zeigte der Junihimmel sich jetzt und verhieß nach langer Erfahrung durch sein Aussehen eine Beständigkeit der guten Witterung; unbeständig dagegen, immer sich ändernd, waren Ebbe und Flut. Die letztere trat täglich beinahe um eine Stunde später als am Vortag ein, wie der Mond, ihr Urheber, nach vierundzwanzig Stunden ungefähr mit gleicher Verspätung über den Horizont zurückkam. Dadurch verschoben sich stetig die „Gezeiten"; wo vor vier Tagen noch die Sande am Vormittag vom Wasser überdeckt gewesen waren, lagen sie nun um diese Zeit trocken, zeigten sich dafür am Nachmittag unzugänglich; jeder Tag brachte im kleineren solchen Wechsel, nach dem Age Terwisga und ihr Begleiter sich mit ihrem Hinauswandern auf die Watten und Einsammeln in den Korb richten mußten.

Gegenwärtig begann die Ebbe ziemlich früh am Morgen und erreichte gegen Mittag ihren tiefsten, nur kurz andauernden Stand, so brachen die beiden jetzt alsbald, nachdem Arnald seinen Frühimbiß eingenommen, auf und folgten dem absinkenden Wasser nach, während der Unterricht und das Lesen der Odyssee auf den abendlichen Wiedereintritt der Ebbe verlegt worden. Der Himmel bot seine, Sicherung verbürgende Erscheinung dar, nur im Westen begrenzte ihn ein ganz feiner grauer Strich, so schmal, daß er für den Blick kaum auffaßbar war; weich kam der leise Wind von ihm her, die nur leicht verhängte Sonne überfloß alles mit heiterem Licht und erfüllte auch die Gemüter der beiden nebeneinander Ausschreitenden mit Frohsinn. Ihre Schatten bewegten sich gleichfalls über die Sandfläche fort, trennten sich auseinander und stießen dann einmal plötzlich mit den Köpfen zusammen; darüber scherzten und lachten sie. Rundum blinkten auf den Watten von der See zurückgelassene Dinge, zuweilen mit geheimnisvollem Glanzschein, wie kostbare Schätze; denen liefen sie, jeder nach seiner Seite, zu, kehrten wieder, zeigten ihre Funde und verspotteten sich wechselseitig über die Herrlichkeiten, die sie zu entdecken gemeint. Dann blieb Arnald Lohmer einmal wie festgebannt stehen und stieß, mit der Hand deutend, hocherstaunt aus: „Was ist das? Ist da über Nacht eine Insel aus der See aufgewachsen?" Die Umgebung von Neuwerk war ihm nach allen Richtungen schon genau vertraut, und er wußte, daß sich nach Norden wie nach Westen nirgendwo eine Landküste gewahren lasse; doch deutlich hob sich heute vor seinen Augen über dem bläulichen Duftstreifen am Himmelsrand nordwärts ein kleines Eiland auf, länglich hingestreckt und in der Mitte wurftartig erhöht, so klar ausgeprägt, daß man auf der Anwölbung ein Gebäude zu unterscheiden glaubte. Auch Age sah jetzt, der Deutung folgend, hin, aber sagte dann: „Das ist nichts, nur Trug, er wird gleich wieder fort sein." Dazu hob sie den Arm, machte mit der Hand eine wie wegscheuchende Bewegung, und merkwürdig war's, als ob die Inselerscheinung dadurch in der Tat zum Fortschwinden gebracht werde, denn sie begann zu verblassen und zerrinnen. Das Mädchen drehte den Kopf davon ab und ging weiter, doch wortlos, wie's den Eindruck machte, durch den flüchtigen Anblick verstimmt und der bisherigen fröhlichen Scherzlust beraubt. Dann indes sagte sie: „Die Ebbe wird heut' so niedrig, daß wir bis nach Scharhörn kommen und sehen können, ob Seehunde dort liegen; aber wir dürfen uns nicht aufhalten."

Unweit gen Norden zog an Neuwerk die breite und tiefe Elbausmündung vorüber, doch im Westen wie im Osten lag es von Watten umgeben, dem Steilsand, Ribbel- und Bollsand, am weitesten westwärts dehnte sich der größte, „Scharhörn" benannte Sand hinaus, mit dem „Scharhörn Riff" endend, das die See beständig mit einem weißen Brandungsgürtel umlagerte. Dort kamen hauptsächlich, um sich zu sonnen, die Robben herauf, von denen dem jungen Arzt trotz seinem Wunsch noch keine zu Gesicht geraten, da sie in scheuer Vorsicht die der Insel näher belegenen Wattenränder nicht aufsuchten. Ihn erfreute es, heute vielleicht sein Verlangen, das Age bekannt war, erfüllt sehen zu können, und er beschleunigte mit ihr den Schritt; was sie bei dem Anblick des so sonderbar über dem Dunststreif aufgetauchten kleinen Eilandes gesagt hatte, sowie ihre danach merkbar verwandelte Stimmung war ihm nicht verständlich geworden, und

rasch schwand ihm beides aus dem Gedenken. Denn die Fortsetzung des Weges erheischte Aufmerksamkeit; wenngleich nur selten ein breiteres Priel die Fläche durchzog, enthielt sie doch vielfältig ein feines Geäder von kleinen Tiefrinnen, und dazwischen senkten sich Mulden, mit zurückgebliebenem Wasser angefüllt, ein. Auch die Beschaffenheit des Bodens wechselte, der fester war, wo er aus reinem Meersand oder einer Tonschicht bestand; zuweilen indes bildete eine schwanke Torflage den Untergrund, oder Strecken wurden von einem breiigen Schlick überlagert. Ratsam war's, solche brüchig-schlüpfrige Stellen zu umgehen, und das Mädchen, das sie untrügbar sofort mit dem Blick unterschied, gab in öfteren Zickzackwendungen die am günstigsten einzuschlagende Richtung an. Überall zeigte sich der Scharhörner Sand gleichmäßig von laufenden und aufflatternden Wattenvögeln bedeckt, die vielfach sich mit Gezänk und Geschrei ihre Beute abzujagen suchten; weiter draußen, der See zu, umschloß ein dichter Kranz größerer dunkler Punkte den Rand des trockengelegten Sandes, unablässig rohrendes Geschnatter ließ sie als ein Durcheinander Tausender von Wildgänsen und -enten erkennen. Neben dieser lärmend-lebendigen Gegenwart redeten Reste mit stummer Sprache von einer fernen Vergangenheit, „Rollholz", schwarzfarbige Holzstücke in kugelig oder eiförmig abgerundeter Gestalt, Wäldern entstammt, die in grauer Vorzeit hier gestanden, als noch gesichertes Festland sich weit in das jetzige Gebiet der See hinauserstreckt. Auch ähnlich von rastlosen Wellen rundgeschliffenes und heraufgerolltes Gestein sah hin und wieder aus dem Schlamm, legte letztes Zeugnis von Wohnstätten ab, die einmal Menschenhände in der heutigen weiten Öde erbaut gehabt. Vermutlich durch Senkung des Bodens waren diese ehemals höher ragenden Landstriche dem zerstörenden Angriff der Wogen preisgegeben worden; einst hatte sich hier sogar eine Welt mit tropischem Wachstum befunden, ab und zu bückte Age Terwisga sich, ein Stückchen Bernstein, das ausgeschwitzte Harz eines vorzeitlichen Palmenbaumes, aufzuheben; nicht das Geringste entging dem möwenartigen Scharfblick ihrer Augen. So wanderten die beiden dem Scharhörner Riff entgegen, an dem große dunkle Flecken die Anwesenheit der gesuchten Seehunde kundgaben. Einige lagen unbeweglich, offenbar schlafend, auf dem Sande hingestreckt, doch hinter ihnen tauchten andere im Wasser auf und nieder, schnellten sich, auf dem Rücken oder Bauch schwimmend, hurtig wie in tanzendem Spiele durcheinander. Ein fesselnd ungewohnter Anblick war's für Arnald Lohmer, der von der Seite seiner Gefährtin fort sich schnell den nächsten zuwandte, um sie genauer betrachten zu können. Doch hatte er nicht mit der Vorsicht der stets eine Wache ausstellenden Robben gerechnet, denn auf einmal fuhren alle ruhig ausgestreckt liegenden gleichzeitig mit einem jähen Ruck empor, eine schwärzliche Masse drängte sich augenblicklang zusammen, stürzte ins aufschlagende Wasser, und im Nu war die gesamte Schar spurlos verschwunden.

Fast zugleich aber begab sich noch etwas anderes, von dem enttäuschten Zuschauer ebenso Unvorhergesehenes. Er stand plötzlich ganz in eine vollkommen undurchsichtige, feuchtweiche Masse eingehüllt; der Westwind hatte den dünnen grauen Strich vom Horizont heranbewegt, und eine eigentümliche Nebelschicht war's, die sich offenbar nur niedrig über dem Boden hinzog, denn von obenher schimmerte die blaßblaue Himmelsfarbe erkennbar hindurch. Nach den Seiten dagegen ließ sich auf doppelte Schrittweite nichts mehr wahrnehmen, und Arnald fand keinerlei Anhalt dafür, wo seine Begleiterin geblieben sei. Er glaubte zwar, die Richtung einschlagen zu können, aus der er von ihr gegangen, doch mußte er nach wenigen Schritten einsehen, sie aufzufinden sei im wörtlichen Sinne aussichtslos, jede leiseste Abbiegung müsse ihn vorbeiirren lassen. So blieb er stehen und rief laut: „Age!", dann nochmals, aber es kam keine Antwort. Erst nach mehrfacher Wiederholung klang's von der entgegengesetzten Seite her: „Arnald!" Nun wechselten die Rufe hin und wieder, kamen sich näher, und dann tauchte plötzlich ein sonderbares Bild vor ihm auf. Der Nebel lag, jetzt nach oben scharf abgeschnitten, so niedrig, daß der Kopf des herzukommenden Mädchens bis an den Hals aus ihm hervorragte, von der Gestalt dagegen war kein Schimmer zu gewahren. So nahte sich

auf dem grauen Gemenge allein ihr vom dunklen Haar umrahmtes Gesicht, gleich dem aus einer Wasserfläche hervortauchenden einer Schwimmerin, und durch Gegensatzwirkung erschienen ihre Augen über der Nebeldecke wie zwei blau leuchtende Edelsteine. Seine Phantasie gestaltete sich das körperlos schwebende oder schwimmende Antlitz zu dem einer Wila, eines in nordischen Sagen umgehenden Meerjungfrauen-Wunders. „Wer bist du?" fragte er bang. Darauf klang die Antwort zurück: „Wer sollt' ich denn sein? Kennst du mich nicht mehr?" Und zweifellos war's die Stimme Ages Terwisga, die jetzt rasch dicht zu ihm herankam, und die Lippen beider umspielte gleichzeitig ein Lächeln. „Warum lachst du?" fragte Age, und er entgegnete: „Warum tust du's?" Doch nach flüchtigem Anhalten fuhr er fort: „Not, scheint es, lehrt nicht nur beten, sondern auch rufen; ich glaube, wir haben uns durch sie zum erstenmal mit unseren Namen genannt." Sie erwiderte nichts darauf, ihrem Gesicht ließ sich indes mit ziemlicher Deutlichkeit entnehmen, derselbe Grund habe auch ihr Lachen veranlaßt; nun sprachen sie einiges hin und her über den jähen Einfall des wunderlichen Nebels, der jedoch für Age nichts Fremdes war. Nach ihrer Erfahrung bedeutete er nicht Übles, sondern Gutes, sie kannte ihn seit langem, hatte nur früher als Kind nicht mit dem Kopf aus ihm hervorgeragt, und so war's ihr ein paarmal geschehen, daß sie, obwohl in der Nähe der Insel, kaum nach dieser zurückfinden gekonnt. Beim letzten aber brach sie ab und setzte schnell hinzu: „Heute sind wir weit von ihr und dürfen nicht länger warten." Es schien, daß ihr Ohr einen Augenblick scharf aufhorche, dann fügte sie nach: „Komm! Halte dich dicht neben mir, damit wir uns nicht wieder aus dem Gesicht verlieren," und merklich zur Eile drängend, schlug sie den Rückweg ein.

Von diesem, seiner Richtung hätte Arnald nicht die leiseste Ahnung gehabt, denn ringsum war nichts vorhanden als die fast eben geglättete Nebeldecke, der weißbläuliche Himmel darüber und an diesem ein hellerer Fleck der verhängten Sonne. Nach dem allein richtete sich augenscheinlich das Mädchen, das jetzt auf die Bodenbeschaffenheit nicht achtgab, keine Zickzackwege einschlug, sondern, ständig geradeausgehend, nach jedem Schritte den Blick wieder gegen den lichteren Sonnenfleck aufhob. Manchmal ging's so über klebrige Schlickstrecken, die den Fuß hemmten, oder er sank an Stellen, wo eine Tonschicht den Untergrund bildete, bis über die Knöchel ein, auch Wasserrinnen nötigten öfter zum Übersprung. Der junge Arzt sagte einmal: „Wir tun, glaube ich, besser, hier ein Stück nach rechts oder links auszubiegen," doch seine Begleiterin hielt ohne Erwiderung die gerade Richtung weiter inne. Dabei beschleunigte ihr Gang sich immer mehr, sogar breiteren Prielen wich sie nicht aus, verschwand ab und zu auch mit dem Kopfe unter dem Nebel, als sei sie in den Boden niedergesunken. Dann hatte sie, ihren Rock fest um die Knie zusammenraffend, ein tieferes Rinnsal durchschritten, Arnald erkannte es nur daran, daß er, ihr nachfolgend, bis zu den Hüften in Wasser eingetaucht war. Wenn sein Kopf wieder frei über die Nebelschicht hinaufgelangte, lag in der Luft ein leises, dumpfes Murren, fernher aus Westen kommend und sich verstärkend. Seit wie lange sie schon gegangen seien, wußte er nicht zu bemessen, eine Stunde konnt's gedauert haben, oder auch erst eine halbe; für die Zeit gab's so wenig ein Maß wie für den Raum umher. Vor seinen Augen war nichts als der Kopf Ages Terwisga und ebenso für seine Empfindung; ihn bedünkte es, als gehe er in einem Traum, der jeden Versuch, über diesen nachzudenken, auslösche. Dann schlug einmal ein Ausruf des Mädchens an sein Ohr: „Da sind sie schon!" — „Wer?" fragte er zurück. — „Ihre Boten."

Ein kreischendes Gelärm erscholl gleichzeitig über ihm, Tausende von Möwen und Seeschwalben durchschossen und erfüllten auf einmal die Luft, und plötzlich wußte er, wessen Vorboten sie seien; sie meldeten die Flut, jagten ihr voraus. Darum eilte Age in solcher Hast, mit dem mannigfachen Aufenthalt auf dem Hinweg war's zu weit bis zum Scharhörner Riff gewesen, sie mußte, ihrer sonstigen unfehlbaren Sicherheit entgegen, heute morgen den Wiedereintritt der Flut nicht richtig bemessen haben. Doch ihr Ohr hatte offenbar schon länger deren Nahen aufgefaßt, und sie war sich der durch den

Nebel zum äußersten Maß gesteigerten Gefahr bewußt. Arnald fragte jetzt: „Wie weit sind wir noch von der Insel?“ Ihre Antwort lautete: „Ich weiß es nicht, wann wir auf sie treffen.“ Er suchte möglichst ruhige Gelassenheit in seine Wiederholung ihrer Worte zu legen: „Und wenn wir nicht auf sie treffen, was dann?“ — „Dann — dann finden wir sie nicht. Es wird schlimmer —“

Das letzte bezog sich auf den Nebel, der jetzt in wallende Unruhe zu geraten und höher aufzusteigen begann, so daß er auch die Köpfe der beiden umhüllte. Nur der Grund vor dem Fuße ließ sich noch matt unterscheiden, und das Mädchen sagte nun: „Da ist ein breites Priel, wir müssen durch. Aber ich könnte dir dabei aus den Augen geraten — komm!“

Sie griff nach seiner Hand, zog ihn mit sich durch die Wasserrinne, die unverkennbar von der nahenden Flut sich schon stärker anfüllte, dann liefen sie, so Hand in Hand bleibend, eiligst vorwärts. Doch nur wenige Minuten mochten vergangen sein, da kam's ihnen von hinten nach, noch hurtiger laufend als sie. Zuerst fast unmerklich, eine leishuschende Welle; rasch aber folgten andere, ein wenig höhere, und wieder neue spülten bereits über die Füße herauf. Mit dem Himmel waren auch die droben wildjagenden Wasservögel unsichtbar geworden, nur ihr unablässiges Gekreisch schlug, wie ein Hohngelächter klingend, herunter, tönte, als ob sie zuharrend auf das Wehrloswerden einer Beute lauerten. Arnald Lohmer kam's klar ins Bewußtsein, zum anderenmal greife die Nordsee nach seinem Leben, diesmal mit scheinbar spielender Hand, doch in Wirklichkeit mit Fängen, aus denen, wenn es ihnen zu packen gelang, kein Entrinnen möglich war. Aber mit keinem Gedanken dachte er heute an seine eigene Gefahr, sondern einzig an die seiner Gefährtin. Wie eine erdrückende Last legte sich's ihm auf, er trage die Verschuldung an ihrem Untergang; bis zu den Kniekehlen schlugen ihm jetzt die Flutwellen hinan, und im atemlosen Lauf stieß er durch den rauschenden, brausenden Ton des Wassers hervor: „Alge, zürnst du mir?“ Sie vernahm's noch und fragte, den Kopf zurückwendend: „Ich dir? Warum?“ — „Daß du durch mich — weil ich zu den Seehunden wollte —“

Was ihr durch seine Schuld bevorstehe, sprach er nicht aus; sonderbar schien sie's zugleich zu bejahen und verneinen, denn ihr Mund erwiderte nochmals, doch ohne einen Klang des Vorwurfs: „Ja, durch dich kam's, ich gab nicht acht.“ Nun mit Gedankenschnelligkeit stieg das Wasser ihnen bis zu den Hüften auf, begann die Füße schwanken zu lassen; ihre Hand klammerte sich fester um die seinige. Da verschwand sie, war ausgeglitten und vornübergestürzt. Er bückte sich ihr nach, sie aufzuraffen, auf seine Arme zu heben, doch blitzschnell richtete sie sich selbst empor, von ihren Lippen flog ein unverständlicher Laut — nun noch einer, deutlicher: „Wir haben's!“ — im Fall hatte ihre Hand ihn nicht losgelassen, riß ihn gewaltsam mit, in halber Besinnungslosigkeit fühlte er, aufwärts. Dann stand er plötzlich auf festem Boden, nicht mehr im Wasser; ihr Fuß war gestrauchelt, weil er unversehens gegen etwas angestoßen, und dies war der erhöhte Rand der Insel gewesen. Fast im letzten Augenblick hatten sie noch, statt an dem kleinen Eiland ins Leere vorbeizuirren, unter der genau richtigen Führung des Mädchens das rettende Ufer erreicht; hinter ihnen, wie in Wut über die ihr entronnene Beute schäumend, schnob wild die Nordsee an der Küste empor.

Sobald Arnald Lohmer diese Erkenntnis aufgegangen war, sagte er aufatmend: „Der Himmel hat gewollt, daß wir noch beisammen bleiben sollten — freilich nicht mehr als die, die wir vorher gewesen, denn eigentlich gehörten wir ja schon zu den Toten und fangen hier in diesem Augenblick ein neues Leben an.“ Halb ernsthaft klang's und halb übermütig. Alge erwiderte: „Ja, es wollte uns nur äffen,“ ihre Hand deutete dabei, und in der Tat zerging jetzt das, was für sie die Hauptgefahr ausgemacht. Der mit der Flut stärker angeschwollene Wind stieß in den Nebel, trieb ihn in die Luft empor, und aus seinen zerrissen umher wogenden Ballen tauchte dicht vor dem Blick der bisher unsichtbare Leuchtturm auf. Nun sagte Arnald in ernstem Tone: „Schön ist's, daß wir noch auf der Düne die Odyssee weiter lesen können — ich danke dir für deine gute

Führung, denn ohne sie wäre ich nicht wieder hier." Seine Hand streckte sich dazu nach der ihrigen aus; sie versetzte: „Nein, von mir war's kein Verdienst, nur ein guter Zufall, aber von deiner Braut habe ich doch den Dank verdient." Er fühlte bei den Worten an ihrer Hand, daß sie von einem Frostschauer durchlaufen ward, so daß er, jetzt erst ihrer völligen Durchnässung gedenk werdend, hastig einfiel: „Dich friert, du mußt dich rasch umkleiden." Kurz antwortete sie: „Du auch," und sie gingen über die Insel dem Gehöft zu. Das dunkle Haar Ages war vollständig aufgelöst, hing ihr wasserschwer bis über die Hüften herab, denn nun schritt sie wieder in ganzer Gestalt sichtbar neben ihm; eigen berührte es ihn, daß ihm lieber gewesen wäre, ihr Kopf schwimme oder schwebe noch körperlos allein über der Nebelschicht, das grobe graue Kleid stand nicht im Einklang zu jenem wilaartigen Bild.

Als sie ans Haus gelangten, ward etwas in seinem Gedächtnis wach, das ihn fragen ließ: „Wo ist dein Korb geblieben?" Sie sah stumm auf ihre leeren Hände nieder, und er beantwortete selbst die Frage: „Den hast du wohl fallen lassen, als du nach meiner Hand griffst, damit ich dir nicht verloren ginge. So bin ich auch daran schuld, daß du all deine gefundenen Schätze eingebüßt hast." Über die hatten sie auf dem Hinweg viel gespaßt und gelacht, und dazu hätte jetzt diese Erinnerung daran wieder Anlaß geboten, denn der Verlust des Korbes mit seinem Inhalt stand in keinem Verhältnis zu dem geretteten Leben. Doch das Mädchen entgegnete nur, ohne die Lippen zu einem Lächeln zu regen: „Ja, er ist weg," und begab sich schnell in ihre Kammer.

Hier setzte sie sich auf eine Bank, blieb eine geraume Zeit so sitzen, ohne daß ihr der Gedanke an die Notwendigkeit des Umkleidens kam; fast konnt' es den Eindruck machen, als verharre sie absichtlich in der kalten, triefenden Nässe fort. Aber dann warfen ihre Hände einmal mit plötzlicher Regung die Kleider ab, und ehe sie trockene wieder angelegt, nahm die Kammer eine Gestalt wahr, die in vollendetem Ebenmaß und wundersamer Übereinstimmung zu dem Antlitz, das allein über der Nebeldecke geschwebt hatte, stand.

Einen halb drolligen Anblick dagegen bot um eine Stunde später am Mittagstisch der junge Arzt, den Hadlef Terwisga mit Bekleidungsstücken aus seinem Wandschrank versehen; Durchnässung gehörte auf der Insel zu häufigen Vorkommnissen, und die beiden Wattengänger hatten im Hause nichts davon mitgeteilt, daß sie nur mit genauester Not der Gefahr entronnen seien, von der Flut überholt zu werden. Draußen lag wieder ungetrübte Helligkeit, und der Alte tat des vorübergeflogenen Nebels kaum rechte Erwähnung. Dagegen fragte er, ob Arnald die Luftspiegelung von Süderoog wahrgenommen habe, die, wenn sich auch hin und wieder einmal ereignend, doch zu den seltenen, seit Jahren nicht mehr vorgekommenen Erscheinungen gehöre. Aus der Frage ergab sich, das seltsam im Norden über dem bläulichen Duftstreifen am Himmelsrand aufgetauchte kleine Eiland sei die südlichste der Halligen mit dem Namen Süderoog gewesen, die, mehr als sieben Meilen entfernt, in Wirklichkeit unter dem Horizont außer dem Gesichtskreis liege. Doch bei einer gewissen Beschaffenheit der Luft hebe diese zuweilen, besonders um die Mitte des Vormittags, solche weitentlegenen Dinge, Dörfer, Kirchtürme, auch ferne Schiffe auf der See, höher und zum Sichtbarwerden herauf, häufig in umgedrehter Lage, manchmal indes in der richtigen, zumeist nur für kurze Dauer. Dann und wann geschehe es auch mit einer der ostfriesischen Inseln im Westen so; bewirkt werde der täuschende Vorgang mutmaßlich durch übereinander gelagerte Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit, doch eine sichere Erklärung gebe es für die „Kimmung", wie man es heiße, nicht. Deshalb gehe im Munde der Leute um, diese werde von einer Wasserfee, des Namens Einbet oder Morgane, verursacht, und bei den Schiffern trage die Kimmung auch die Benennung Seegesicht.

Daraus merkte Arnald Lohmer, es handle sich um etwas, ihm aus geographischen Büchern Bekanntes, die „Fata Morgana" am Mittelländischen Meer und in der afrikanischen Wüste, von welcher den Reisenden zuweilen derartige Spiegelbilder weitentlegener Gegenden als nahe vorgetäuscht werden solle. Daß dies aber gleicherweise an der

Nordsee stattfinden könne, hatte er bisher nicht geahnt und vernahm davon mit lebhaft gewecktem Interesse. Übrigens schien auch Hadlef von diesem Auftauchen der Hallig Süderoog eigentümlich berührt worden zu sein, ihm etwas Besonderes zuzumessen; er tauschte einmal beim Sprechen einen längeren Blick mit seiner Frau aus, dessen stumme Sprache sie sichtlich verstand und wie zustimmend erwiderte. Age nahm an dem Gespräch keinen Anteil, die Sache war ihr offenbar altbekannt, ließ sie gleichgültig; bevor noch die Unterhaltung darüber zum Schluß gekommen, stand sie auf, einer häuslichen Besorgung nachzugehen, und kehrte nicht mehr an den Tisch zurück.

Im Verlauf des späteren Nachmittags traf Arnald, in die Wohnstube tretend, Belke Terwisga bei ihrer gewohnten Beschäftigung an; er hatte nur flüchtig hineinblicken wollen, doch sie fragte, ob er komme, um ihr wieder beim Weben zuzusehen, und es klang eine Aufforderung und ein Wunsch daraus, daß er bleiben möge. So setzte er sich neben sie, und alsbald begann die Alte von der vormittägigen Luftspiegelung zu sprechen, sowie eine Schilderung von Süderoog daran zu knüpfen. Eine der kleinsten Halligen war's, nur ein einziges Wurftgehöft darauf vorhanden, in dem ein Friese, Follrich Folkarts, mit Frau und Kindern wohnte. Sie standen, wenn auch etwas entfernt, zu Hadlef in Verwandtschaft, waren deshalb früher hie und da mit ihrem Segelboot zum Besuch hierher gefahren, doch im letzten Jahre nicht mehr. Ihr Auskommen hatten sie, indes nur ziemlich karg, ihr bißchen Weidegrund ernährte nur wenig Vieh, so daß sie ohne Unterlaß arbeitsam sein mußten. Redlichere und bessere Leute aber gab's kaum und dazu bescheidenere, denn sehr wahrscheinlich kamen sie in letzter Zeit um ihrer geringen Umstände willen nicht mehr nach Neuwerk, keinen Verdacht auf sich zu laden, sie hofften von ihren wohlhabenderen Verwandten eine Beihilfe zu erhalten.

Das erzählte Belke, schwieg ungewiß ein bißchen, doch hob sie nach dem Verstummen wieder an, die heutige Erscheinung von Süderoog über dem Himmelsrand sei ihr, wie ebenso ihrem Mann, als eine Mahnung und gute Verheißung vorgekommen. Follrich Folkarts habe neben einer Tochter einen jetzt zwanzigjährigen Sohn, Namens Anlof, und schon seit Jahren hätten sie beide gedacht, aus ihm werde vielleicht der beste und einzige junge Mann für Age zum Heiraten. Denn auf Neuwerk wären keine anderen Friesen, und ein solcher müsse es doch für sie sein, damit sie zusammenpaßten, in Freud' und Leid zueinander hielten. Hab' und Gut bekomme sie ja bald einmal als Erbteil reichlich genug, darauf brauche nicht gesehen zu werden, nur daß der Mann rechtschaffen und tüchtig sei. Das stehe bei Anlof Follrichs nicht in Zweifel, auch hübsch von Gesicht und stattlich wäre er; die beiden hätten als Kinder schon, wenn sie zusammengekommen, miteinander gespielt und sich immer gut vertragen. Darum setzten Belke und Hadlef die alleinige Hoffnung, noch zu erleben, daß sie ihre Enkelin in Sicherheit zurückließen, auf eine eheliche Verbindung zwischen ihr und Anlof, und durch das Auftauchen von Süderoog heut' seien sie gemeinsam mit der Zuversicht erfüllt worden, es habe bedeuten wollen, daß ein Verlöbnis der beiden zu stande kommen werde, wenn sie sich jetzt nur wieder beisammen befänden.

Dann meinte die Alte weiter, deshalb halte sie es mit Hadlef für das Beste, daß Age in den nächsten Tagen, wenn günstiger Wind werde, nach der Hallig hinübersegle, um allerhand Vorräte als Geschenk und Nachbargruß dorthin zu bringen, denn sie selbst dürfe von dem eigentlichen Zweck der Fahrt nichts ahnen, sonst wehre sich von vornherein ein Mädchentrotz in ihr dagegen; Hadlef aber wolle ein paar geschriebene Worte an Follrich Folkarts mitgeben, damit dieser wisse, was die Verwandten wünschten und hofften. Und nun brachte Belke ein Anliegen an Arnald Lohmer hervor: er sei für sie als Arzt auf die Insel gekommen, doch Age bedürfe weit mehr eines Beihelfers für ihr noch so junges und langes Leben, und so wär's ihr nicht anders, als hätte der Himmel ihn dazu hierher geschickt. Nämlich, das Mädchen nach Süderoog zu begleiten und mitzuhelfen, daß die Fahrt zum guten Ende führe. Sagen dürfe natürlich auch er ihr nichts von seinem Vorhaben, nicht etwa geradeswegs zureden, aber sicher-

lich könne er unvermerkt einen Einfluß auf sie üben, denn sie gäbe ihm williger als sonst jemand Gehör, weil er ein vornehmer Herr sei, der sich ihrer Unwissenheit so freundlich angenommen, und weil sie wisse, daß er es gut mit ihr meine. Zudem habe er selbst ja eine Braut und könne drum am besten begreifen, wie notwendig es für Age wäre, auch solch einen sicheren Anhalt zu finden, damit ihr Leben, wenn sie allein zurückbleibe, nicht seinen Zweck verfehle. Die Hand ausstreckend, bat sie zum Schlusse: „Sag's mir zu, Doktor, und versprich's, daß du dabei helfen willst, so gut du's kannst. Denk' an deine eigene Braut und wie ihr zueinander haltet, da wirst du's schon so fertig bringen, wie wir's in der Hoffnung haben, denn sie hört auf dich."

Arnald Lohmer saß überrascht, wußte nicht gleich, was er darauf erwidern solle. Er nahm lebhaft Anteil an einer guten Gestaltung der Lebenszukunft Ages Terwisga und mußte der Alten beipflichten, daß es dringend nötig für das Mädchen sei, nicht nach einem Weggang der Großeltern unter der blutfremden Inselbevölkerung ohne einen festen Halt vereinsamt zurückzubleiben. So versetzte er nach kurzem Schweigen rasch: „Ja, Mutter Belke, ich will tun, was ich kann," und nahm ihre Hand dazu. Dieser Zusage kam am Abendtisch Hadlef behilflich durch die Mitteilung entgegen, er wolle in den nächsten Tagen, sobald der Wind es gut möglich mache, Age mit dem Boot einmal nach der Hallig Süderoog hinüberschicken, um seinen Verwandten dort allerhand Dinge zur Nahrung bringen zu lassen, denn die Luftspiegelung am Vormittag habe ihn beunruhigt, als ob sich ein Zeichen darin kundgetan, daß sie Not litten.

„Hast du nicht Lust, Doktor, die Fahrt mitzumachen? Bei richtigem Winde geht's schnell hin, und du bekämst die Eidermündung und Pellworm zu Gesicht, bei heller Luft kann man von der Süderooger Wurst auch nach den Amrumer Dünen hinübersehen. Sorge wegen deiner Braut brauchst du nicht zu haben, Age bringt dich sicher wieder her, als ob sie Schifferhosen anhätt'."

Arnald entgegnete rasch darauf: „Wenn sie mich mitnehmen will, tu' ich's gern; bei meinem Fortgehen von Hamburg lag's mir im Sinn, vielleicht nach den nordfriesischen Inseln zu kommen; so ginge das doch in Erfüllung."

Ein Blick Hadlefs drückte ihm Dank für seine Bereitwilligkeit aus. Age entgegnete auf die bedingende Frage, die seine Beteiligung von ihrer Zustimmung abhängig gemacht, mit keinem Worte, doch setzte auch sie dem Vorhaben ihres Großvaters keinerlei Einwand entgegen. Wie am Mittag begab sie sich bald vom Tische fort und kam erst zum Gutnachtwunsch zurück, als Arnald gleich den anderen, dem Inselbrauch gemäß, frühzeitig nach seiner Schlafstube davonzugehen im Begriff stand. Das geschah im Juni unter der nordischen Breite noch bei klarer Tageshelle, und er blickte noch eine Weile aus dem offenen Fenster seines Giebelgemaches über die See hinaus. Ein seltsamer Tag war's gewesen, der besonderste seit seiner Ankunft hier. Draußen lag jetzt die Ebbe wieder, und wie um Haaresbreite, bei der leisesten Irrung seiner Führerin im Nebel hätte er gegenwärtig mit Age Terwisga leblos im Wattensand gelegen wie ein von der absinkenden Flut zurückgelassenes Rollholz. Er suchte sich eine Vorstellung davon zu machen, wann und wie diese Botschaft nach Hamburg gelangt sein und mit welchem Ausdruck des Gesichtes seine Braut sie empfangen haben würde. Doch ward's ihm nicht möglich, sich dies deutlich vor Augen zu bringen, sie waren von dem langen Tage zu stark ermüdet und wollten zusinken. Seine Lider hoben sich nur beim Auskleiden noch einmal auf und ließen noch einen Blick auf den buntschillernden Riesenmuscheln haften, die der Vater Ages von tropischen Küsten hierher mitgebracht hatte. Dann fühlte er, sich aufs Bett hinstreckend, er sei nicht mehr völlig wach, sondern sein Bewußtsein schwinde bereits in einen Traumzustand hinüber. Denn ein Rauschen war um ihn, er fühlte seine Hand fest von einer anderen gehalten, und eine Stimme sagte neben ihm: „Ja, durch dich kam's, ich gab nicht acht auf die Flut, aber von deiner Braut habe ich doch Dank verdient."

(Schluß folgt.)



Louis Pécour, der „Erfinder“ des Menuetts.

Das Menuett

Seine Kunst und seine Geschichte

Von

Oskar Bie

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Bewegungskultur, die Schöpfung der italienischen Renaissance, wird vom grand siècle in den hohen Stil gebracht. Der unbefangene Sinn für schönes Gehen und Verneigen, für die wohlproportionierte Rhythmik des Verkehrs stärkt sich zu genau abgemessenen Regeln, die in ihrer Starrheit uns heute fast lächerlich erscheinen, aber nicht minder der Ausdruck des damaligen Kunstsinns waren wie eine gute Figur des Watteau oder eine Landschaft Claudes. Die Verkehrsrhythmen haben sich niemals so eng mit denen des Tanzes berührt. Man tanzt nur schönen Verkehr und man verkehrt nur in schönen Tanzbewegungen. Das Zimmer mit festlich vereinten Menschen wird zum vollkommenen Bild der gut gestellten Herren und Damen. Der ausgesprochene Proportionssinn, das kultivierte Raumgefühl, das alle Architekturen von der Renaissance bis zum Empire beherrscht, gibt auch dieser Schönheit ihre maßvollen Grenzen. Die kalte Steifheit wie der chinesische Kotau wird vermieden, nicht zu leblos und



Ein Brautpaar des achtzehnten Jahrhunderts. (Um 1775.)
Gezeichnet von Leclerc, gestochen von Dupin.

Zu Bie: Das Menuett.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

nicht zu lebendig entwickelt sich die typische Mimik.

Beim Eintritt in die Gesellschaft wird das Knie leicht gebeugt, man streckt die Hand begrüßend vor, man gibt sie nicht wirklich, was nur die Deutschen eine Zeitlang nicht lassen konnten. Bekannte und Höchststehende küssen sich wirklich und umarmen sich wirklich, auf Befehl des Wirtes küßt man bei Tisch Wange, Hand oder Rock der Dame je nach ihrem Stande; der Kuß wird um so fingierter, je zeremonieller das Verhältnis ist. Eine ganze Pantomine erstreckt sich vom ersten Bekanntwerden bis zum Abschied; es gibt Lehrer, die das Reden vor dem Tanze gar nicht empfehlen; das Causieren ist nur ein Teil, eine Farbe des Verkehrs, ein Musikwerden der schön gemessenen Tektonik. Wie immer sind es die Gelenke des Verkehrs, die Zu- und Abgänge die ihre besondere Stilisirung erfahren. Die Reverenzen finden eine Theorie, gegen die die Renaissance schon zurückbleibt. Sie werden als sorgsam gegliederte Kunstwerke beschrieben, auf die wir Kinder des konstruktiven Eisenzeitalters zurückblicken wie auf die Pfeiler und Verkröpfung des Palazzo Barberini. Die große französische Schule stellt zwei Haupttypen der Reverenz auf: en avant und en arrière. Es ist die Rhythmisirung der beiden natürlichen Bewegungsmomente, die das Anhalten eines grüßenden Menschen vor einem begrüßten fordert: ein Zurücktreten oder ein Nähertreten. Das Zurücktreten ist die respektvollste Art — man setzt den rechten Fuß hinter, spreizt ihn seitlich, überträgt auf ihn die Körperlast und verbeugt sich gleichzeitig, schließt den Linken leicht an und streckt. Umgekehrt en avant setzt man einen Schritt vor, gestützt auf den hinteren Fuß, beugt diesen, neigt und schließt an. Wird die Vorreverenz im Gehen gemacht, so vergißt man nicht das Effacer, gleitet ein wenig seitlich, nimmt den Hut, den man promenierend in der Linken trug, in die Rechte. Die Damen haben dieselben drei Arten: en arrière, en avant mit der Variante en passant. Zusammengesetzte Reverenzen aber sind die Visiten- und die Tanzreverenz, die sich aus Vor-, Hinter- und Passanttypus je nach Bedarf aneinanderfügen.

Das war so etwas für den Tanzmeister Taubert, seine juristisch-logischen-lateinischen Explikationen anzubringen. Hutabnehmen und Verbeugen geschieht nach genauesten Tempi wie ein Schwimmunterricht in den Sitten des Salons. Die große Reverenz, also die Hinterreverenz, zerfällt in drei Tempi: 1. seitwärts treten mit leichter Beugung und Ansehen der betreffenden Person, 2. rückwärts treten mit großer Beugung, nicht mehr ansehen, 3. aufrichten. Jedes dieser Tempi hat wieder seine Untertempi, Observationes genannt, bei 1. und 2. sind es 4, bei 3. nur 3. Die Hände haben wieder ihre drei Extratempi: 1. zum Munde, 2. zur Person, 3. zurück. Das ist aber nur für den Herrn. Bei der Dame ist es wieder anders, sie begnügt sich mit Tempo 1 à 5 und 2 à 2 Observationes; sie sieht der gegrüßten Person dauernd ins Auge. Die Vorreverenz zählt im Gegensatz zur Hinterreverenz 9 Tempi, genau analysiert je nach der zu verehrenden Person. Die Visitreverenz, also die Zusammensetzung der Vor- und Hinterreverenz, hat ganz penible drei Tempi à 3 bis 4 Observationes mit regularisierter Handführung. Die Tanzreverenz besteht aus zwei großen Hinterreverenzen, die mit vier Beugungen ausgeführt werden, von denen die erste — nach alter Überlieferung — dem Publikum, die zweite der Dame gilt. Als Verkehrsangel, die von der Gesellschaft zum eigentlichen Tanz überführt, wird diese Reverenz schon wie ein richtiger Tanzteil angesehen und von den Virtuosen mit den lieblichsten Verzierungen des achtzehnten Jahrhunderts, den Fußschlägen, Battements, verbrämt.

Zwischen den Reverenzen erstreckt sich das Gehen. Das Gehen wird sofort ebenso nach Tempi gemessen und aufs peinlichste in Paraderhythmen gebracht. Was die Franzosen an natürlicher Kultur in Regeln fügten, wird bei Taubert zur Wissenschaft. Sein Gehen hat sechs Tempi: 1. den Leib auf dem vöderen Bein als einer steiffen Stütze in guter Balance fest und stille halten, 2. den Absatz vom hinteren Fuß mit ein wenig gebogenem Knie von der Erden heben, 3. diesen Fuß vollends erheben und gebogen biß zu dem vöderen Absatz fortbringen, 4. ihn nahe über der Erden einen guten Schuch lang, doch

nachdem die Person von langer oder kurtzer Taille ist, gut auswärts und mit recht steiffem Knie vor sich hinstrecken, 5. solcher Gestalt und nett geschlossen niedersetzen (i. e. daß der Absatz gerade gegen der Schnalle über und consequenter beide Absätze hintereinander und die Spitzen zu beyden Seiten auswärts zu stehen kommen) wie auch auf den gantzen Fuß (damit des Fußes Spitze nicht in die Höhe steht) und 6. den Leib in linea perpendiculari darauf vorbringen.

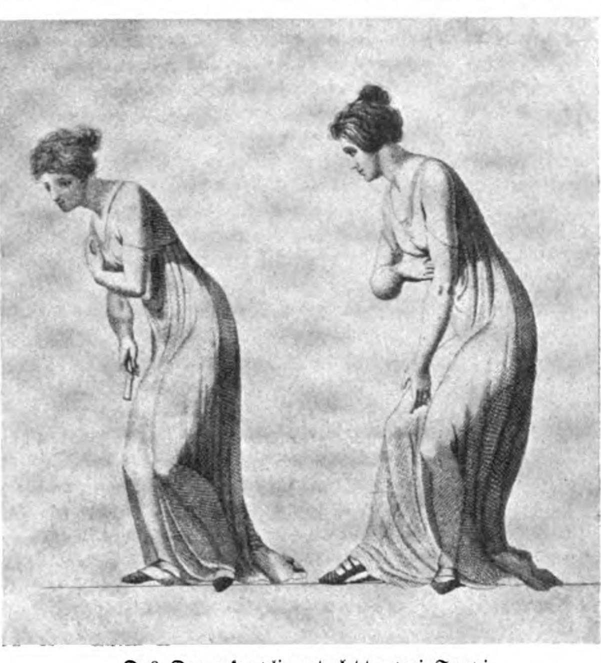
Eine gute Figur zu machen, adrett zu stehen, elegant zu gehen, höfisch sich zu verbeugen und im Tanze die Arme wohl zu führen, wird europäische Disziplin. Die rhythmische Bewegungskultur des einzelnen Körpers wird um so sorgsamer studiert, als das Repertoire der Tänze und Tanzgattungen sich schnell reduziert auf einige ergiebige Formen, die geeignet erscheinen, den Verkehr des Paares oder der Gesellschaft individuell zu bilden. Die Schule der leichten Herrschaft über den Körper wird von früh auf gesucht, sie wird gelehrt wie die Sprache, die der Mensch zum Leben braucht. Sie ist kein Extrakt höfischer Sitte mehr, sie ist Grundlage allgemeiner Bildung. Man sieht es an der bedeutenden Zunahme einer ganz bestimmten Spezies von Tanzbildern, der Tanzstunden. Der Maitre ist ein gern variierter Typus in seiner selbstbewußten Verbindlichkeit, die Gruppe der Lernenden, des Lehrers, des Violinspielers reizt zur mondänen Linienführung. Der Herr im breiten Hut, dem verzierten Rock, den weiten Ärmelgarnituren, den wohlgeschwungenen Waden tanzt seine tour de main mit der Dame im weiten spitzenärmeligen Glockenkleid, mit dem Taschentuch in der Hand, der hochtoupierten Frisur, den steilen Schuhabsätzen; ein Violinspieler steht sittig zur Seite. Bei Longhi sitzt die Mutter ehrbar daneben, während der Tanzmeister der Tochter die ersten guten Bewegungen beibringt. Bei Canot zeigt er dem kleinen lernenden Mädchen an seinen eigenen Schößen die graziöse Aufnahme des Kleides. Später hält er oft, ein älterer Herr, den Taktstock in der Hand, für die Violine aber ist das Klavier eingetreten. In der anakreontischen Ära bewegt sich wohl auch einmal eine Dame im leichten Schäferinnenkostüm zur Seite, um, während ihre Kollegin die vierte Position in der Luft rückwärts übt, heimlich vor dem Lehrer, offen vor dem Zuschauer den Strumpf ein wenig hochzuziehen.

Ist der Unterricht beendigt — die Tanzlehrer taxieren ihn auf Jahre, das Menuett allein auf sechs Monate —, so geht es in den Ballsaal. Neue Bilder formen sich aus diesem Milieu. Es sind nicht mehr die schweren und ernsten Linien der alten Renaissance, wo ritterliche Herren in Mantel und Degen mit Damen in schleppenden, üppig bestickten, starrfaltigen Kleidern vor Marmorinkrusta, mythologischen Gobelins, feierlichen Arkaden, schwerem Schnitzwerk sich bewegten. Jetzt schleift der Kavalier in einer unübertrefflichen Salontracht, die Füße frei im Eskarpin und im Wadenstrumpf die Schnallen verbändelt, die Rockschöße pendelnd mit der kontrastierenden Dame in ihrem Glockenkostüm, das sich bald mit dem seidenfließenden Watteaumantel bedeckt, bald in schrägfallenden Tunikafalten einen schäferlichen Überwurf simuliert, und schillernde Kerzenkronen werfen ihr Licht über die bunte Menge, die ihr Kostüm nicht von



Das Damenkompliment, erste drei Tempi.
Aus dem „Toilettengeschenk für Damen 1807“.

der Straße ins Zimmer, sondern eher vom Zimmer auf die Straße anwendet, Marqueterien, leichte Pilasterschatten, Supraporten-Landschaften, Kaminspiegel, zierliche Goldarbeiten und fliegende Blumen verdichten die Luft der Zimmerkultur, und weibliche Anmut atmet leichten Hauches aus dem Wechselspiel reflektierender Wände und einer beweglichen Sinnlichkeit, in der selbst die künstlichste Kunst auf reizenden Harmonien sich wiegt. Der Ball findet sich in seinem Triumph. Der Ball, bei Hofe auf Einladung, bei Privaten in selbstgewählter Geselligkeit, bis hinaus in die ländlichen Feste, wo das Laub seine fächelnden Wandornamente malt und die Waldlichtung als Tür in entzückende Schäferparadiese lockt, der Ball als öffentliches Beisammensein, gegen Entree aller Teilnehmer. Bälle derer, die sich kennen und die schöne Form an sich üben wollen, und derer, die sich nicht kennen und in der Brüderlichkeit der Zeremonie ihre Gemeinschaft finden, Bälle unmaskiert, um sich in der Gesetzmäßigkeit der Sitte als höhere Kulturwesen einzurichten, maskiert, um außerhalb dieser Sitte in der Freiheit der Feierstunde sich zu genießen, alle Formen des Balles, alle geselligen Organisationen, die diese Freiheit und Kultur in größtem Stile verschmelzen, die hohen Stunden der Alltagslosigkeit, die lange vorbereiteten ekstatischen Feste der Lebensrhythmik — es ist das Paris des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Hier ist man am Ziele, die letzte Vollendung ist erreicht, aller rhythmischen Kunst am bewegten Menschen, ohne Zweck, ohne Dienst, ohne Stoff, nichts als schönes Zusammensein.



Das Damenkompliment, letzte zwei Tempi.
Aus dem „Toilettengeschenk für Damen 1807".

Die Königsbälle haben sich, unter besonderer Mitwirkung italienischer Vorbilder, zur prächtigsten Institution entwickelt. Unter Ludwig XIV. beginnen sie stark zuzunehmen, vorbildlich zu werden. Bonnet sah den Ball, den der Monarch zur Feier der Vermählung des Duc de Bourgogne gab, und hat ihn in seiner Histoire beschrieben. Es ist ein wertvolles Zeugnis eines Zeitgenossen, das die unbeweglichen Reize der alten Festbücher in die Beweglichkeit des Lebens zurückübersetzt. Man teilte die Galerie in Versailles in drei Abschnitte durch goldene Brüstungen von vier Fuß Höhe. In der Mitte war das Zentrum des Balles, ein zweistufiges Podium war errichtet, mit schönen Teppichen bedeckt, besetzt mit Karmesinsammetsesseln, auf denen die Hofgesellschaft Platz nahm. Ringsherum auf den anderen Seiten liefen Fauteuils für die Diplomatie, Gesandte, das Militär; hinter ihnen Chaises für Honoratioren; rechts und links Galerien für die Zuschauer und noch eine Galerie für die Kapelle, die 24 violons du roi, 6 Hautbois und 6 flûtes douces. Um die Ordnung zu halten, trat man durch ein Drehkreuz ein. Große Kristalllüster und Girandolen erleuchteten die Galerie. Der König hatte an alle angesehenen Leute die Einladung ergehen lassen mit der Bitte, nur im höchsten Gala zu erscheinen. So wurden die geringsten Kostüme der Herren auf 300 bis 400 Pistolen geschätzt. Sammet, Gold, Silber, Brokat, Edelsteine glänzen durcheinander. Bonnet stützt sich auf eine Brüstung, gerade dem König gegenüber, er rechnet 800 Per-

sonen. Monseigneur und Madame de Bourgogne eröffnen den Ball mit einer Courante, darauf bittet Madame de Bourgogne den König von England, dieser die Königin von England, diese den König von Frankreich, dieser Madame de Bourgogne, und so geht es fort, bis jeder Herr oder Dame von Geblüt an die Reihe gekommen ist. Der Duc de Chartres und die Prinzessin von Conti tanzen ein Menuett und eine Sarabande. Da das Permutationsspiel der vielen Fürsten und Fürstinnen sehr lange dauert, bedarf man dringend einer Pause von einer halben Stunde. Die Schweizer stellen schnell sechs große tables ambulatoires auf, und jeder bedient sich nach Lust. Nebenan sind andere reichbesetzte Tische aufgebaut, die Gesellschaft bewundert die reizende Propreté der Schüsseln und Schalen; man nimmt nur einige Granaten, Zitronen, Orangen, trockene Konfitüren. Außerdem gibt es je ein Riesenbüfett mit Weinen und eines mit Likören und Erfrischungstränken. Im Ballsaal und an den Bars dauert es bis zum Morgen. Der König mit seinen Gästen ging schon um elf Uhr, um zu soupieren. Solange er zugegen war, tanzte man nur schwere und ernste Tänze.

In diesen Zeremonienbällen lebt noch italienische Renaissanceerinnerung, nicht bloß der monarchische Stil, sondern auch jene Einbeziehung der Gesellschaft durch einen kettenartig laufenden Wechsel, durch schichtweise Wahl, die die Gleichberechtigung in eine subordinierte Form bringt. Noch bei Rameau steht der Hofball auf dieser Stufe. Wenn der König tanzt, haben sich alle zu erheben. Eine nur scheinbare Konzession an die neuen sozialen Egalitäten des Contre liegt in der Eröffnung des Balles durch allgemeine Reverenz und einen Branle, in dem Paar für Paar, auch das vortanzende Königspaar, sich von hinten wieder anschließt, bis es an seinen ersten Platz heraufgerückt ist. Dieser branleartige Aufzug war als Titeltanz alte gute Hofsitte wie unsere Polonäse. Die Tänze selbst schwanken nach der Mode. Als Branleform erscheint mitunter die alte ländliche Gavotte, die Sarabande erhält sich nur als figurierter feierlicher Einzelpaartanz, die Courante weicht langsam dem Menuett. Die Ablösung erfolgt neuerdings statt durch Wahl des forttanzenden Herrn oder seiner Dame durch Wahl eines Paares durch das Paar, das mit einer Reverenz gebeten wird, nunmehr die Suite zu übernehmen.

Die monarchische Form des Hofballes überträgt sich als bal reglé auf die Privatkreise, und wo kein König und keine Königin vorhanden sind, wählt man sich in Fortbildung italienischer Tradition, in Parallele zu den wohlregierten Salons, den Herrscher und die Herrscherin des Abends. Indessen bringt die sich steigernde Vorliebe für öffentliche, genossenschaftliche Bälle die republikanischen Vergnügungsneigungen zu alter Blüte, alt, weil sie einst als allgemeines Volksfest die einzige Form der Geselligkeit gewesen waren. Die höfische Kultur wird in Grenzen auf die bals publics übertragen. Man zahlt und schreibt sich dadurch für eine Gesellschaft ein, die unter gleichen Bedingungen selbsttätig zusammentritt. Aus dem Zeremonienmeister wird ein Präsident, aus der Rangordnung eine Ordnung der Schönheit, Eleganz und Festfreudigkeit. Der Amateur führt seine neu erfundenen Tänze dem kritisierenden Publikum vor, der Tanzlehrer lehnt nicht mehr bloß an die Brüstung, sondern tritt zu ihm hin und bittet ihn um Publikationserlaubnis für das nächste Heft seines Recueil. Ja, unerhört, der König selbst, Ludwig XV. am lundi gras 1737, wie uns das Journal de Barbier sehr amüsant berichtet, geht inkognito gegen Entree auf seinen Opernball. Der Pariser Opernball, der sich in den ersten Tagen der vergnüglichen Regence eingeführt hatte, wird das Vorbild aller öffentlichen Bälle. Dreimal wöchentlich während der Karnevalszeit tanzt man in jener großen Galerie des Palais Royal, die durch die sinnreiche Erfindung eines Nachkommen von Arbeau, eines Mönches, aus dem Theater schnell in einen Saal verwandelt werden konnte. Über dreihundert Kerzen strahlen, dreißig Musiker spielen auf. Von den Theaterbällen bis zu den bals publics in privaten Lokalen, mit ihren wechselnden Namen und ihrer wechselnden Gesellschaft, ist Paris auch das Vorbild dieses festlichen Genres für die Welt geworden.

Die Verallgemeinerung des Tanzes führt zur Reduzierung der Formen. Die figurier-



Dame im polnischen Kostüm. Achtzehntes Jahrhundert. (Um 1785.)
Gezeichnet von Leclerc, gestochen von Dupin.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

ten Amateurtänze, einst in der Renaissance die höchst geschätzte Gattung, verlieren an Boden, wo eine breiter geschichtete Gesellschaft eine schnellere Verständigung verlangt. Noch immer gilt diese Kunst als edelmannswürdig, man bewundert die Paare, die ein figuriertes Menuett oder eine bourrée d'Achille fehlerlos zu exekutieren wissen, aber man bewundert sie wie ein Stück Theater in der Gesellschaft und kehrt ungescholten zu zivileren Formen zurück. Schon Arbeau, der alte französische Tanzvater, hatte in seinem Buch einen einfacheren Stil angeschlagen, als die gleichzeitigen Italiener ihn zeigten. Er hatte fast nur Urformen von Tänzen beschrieben, während diese fast nur herrschaftliche Variationen veröffentlichten. Italien hinterließ Frankreich in den Zeiten der ersten Lehrjahre manches aus dieser hohen Schule, die Umgebung Pécours figuriert und koloriert gern für die besseren Stände, aber allmählich gewinnt die größere Tanzlust des Franzosen derart an Einfluß, daß er die überlebten Formen ruhig der ballettmäßigen und musikalischen Fortbildung überantwortet und sich auf wenige feste, persönlich zu färbende Gebilde beschränkt, die eine allgemeine Verbreitung möglich machen. Man ziehe vom Gesellschaftstanz alle die zahlreichen Namen ab, die damals als Tanztitel noch lebten, als Ballettform noch wichtig waren, musikalisch noch eine große Epoche füllten, aber für den Salon nur Namen blieben. Wenn noch Feuillet als zweitaktige Tänze die Gavotte, Gaillarde, Bourrée, Rigaudon, Gigue, Canarie, als dreitaktige Courante, Sarabande, Passacaille, Chaconne, Menuett, Passepied, als viertaktige die langsamen Ballettentrees und die Louren nennt, so benutzt selbst er nur noch einen Teil davon als figurierte Solotänze, die anderen gehören bereits der reinen Musik und dem Theater. Die Gaillarde nennt er zweitaktig, weil er sie als zweimaligen Tripeltakt versteht, wie auch Gigue und Canarie. Das ist rein äußerlich. Von der Gaillarde wußte man nichts mehr. Ein Pas de Gaillarde hatte sich erhalten, der in seiner Beschreibung bei Feuillet noch eine ganz dunkle Erinnerung an diesen einst so beliebten Hüpfschritt enthält, bei Rameau auch dies schon nicht mehr. Eine von Pécour komponierte, Bourgogne genannte Suite (man denkt an ähnliche Branlesuiten, die uns Arbeau mitteilt) enthält eine Courante, eine Bourrée, eine Sarabande und ein Passepied, fügt also nur zwischen zwei allgemein gekannte Formen zwei absterbende und dies nicht in der Ordnung der älteren Zeit, die eine stete Verschnellerung als natürlich empfand, sondern parallel die langsame Courante mit der lebhafteren Bourrée und die courantenartig getanzte Sarabande mit dem schnellen Menuett, das Passepied hieß. Die Entwickelung ging auf die Auslese der drei



Dame im Ballkostüm (Mme. de Mouchy).
Nach dem Coypelschen Pastell gest. von Surugue. (1746.)



Augustin de St. Aubin: Ein Ball. (Um 1760.)

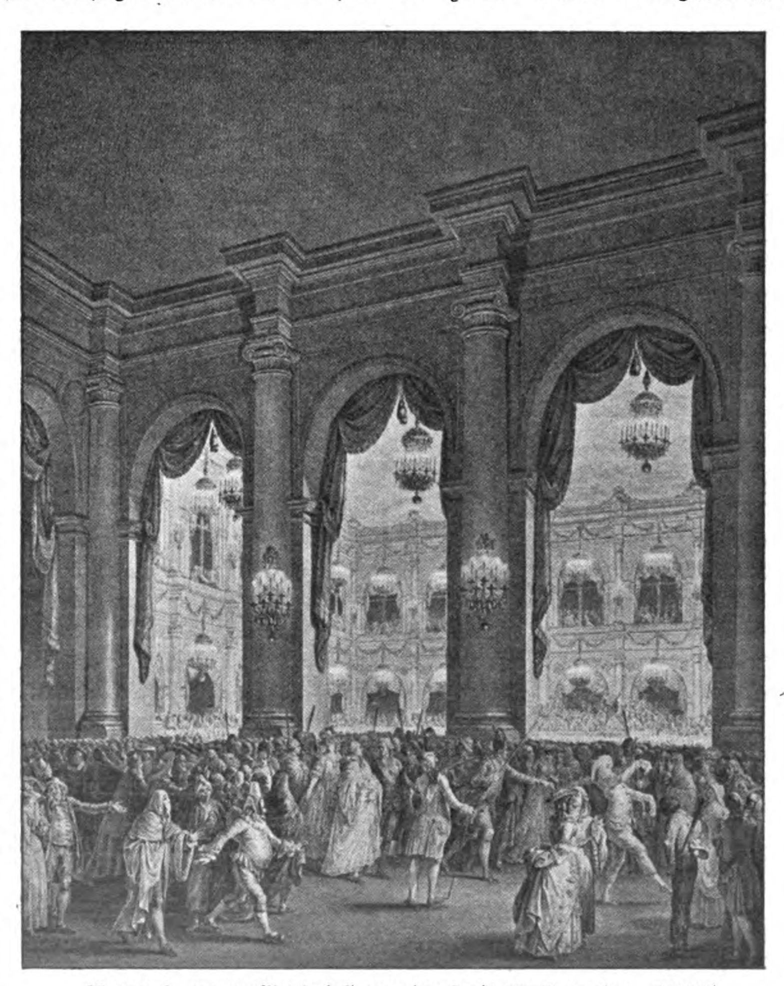
hauptsächlichsten Typen. Diese drei Typen waren die schwere Tripel-Courante, das mäßig bewegte Tripel-Menuett, die lebhafte binäre Bourrée. Die Bourrée starb zuerst, wie es das Schicksal aller binären Tänze ist, in der Gesellschaft kürzer zu leben als die Tripeltänze, die unserem rhythmischen Gefühl eine feinere und nuanciertere Anregung geben. Das lebendige tripeltaktige Passepied ersetzte an Beliebtheit die Bourrée. Es bleibt als Rest der Bourréeschritt, ein gebeugter Schritt mit zwei einfachen, und er wird vielfach auf figurierte binäre Tänze angewendet. Der Courantenschritt, ein gebeugter geschleifter Schritt, und der Menuettpas, eine Kombination von einem, zwei oder drei gebeugten Schritten mit einem, zwei oder drei einfachen, bilden mit dem Bourréeschritt das Stammaterial, aus dem die Tänze zusammengesetzt und über dem sie figuriert werden. Der Bourréeschritt gehört zum binären Takt, obwohl er aus drei Bewegungen besteht. Der Menuettschritt zum Tripeltakt, obwohl er vier Bewegungen hat. Es ist dieselbe raffinierte konträre Bildung wie in der binären Pavane, die zum dreischrittigen alten Doppio, und der ternären Gagliarde, die zur vierschrittigen Hüpffolge mit dem Sprung geführt hatte. In der Pavane und Gagliarde hatte man sich einst mit den Extremen Langsam und Schnell als Haupttempi begnügt; jetzt war zwischen Courante und Bourrée das mäßig bewegte Menuett eingeschoben, das durch die Vorzüge seiner Vielseitigkeit schließlich die Konkurrenten ganz aus dem Felde schlagen sollte. Das Menuett vereinigt Zweiteilung und Dreiteilung im doppelten Tripeltakt, es vereinigt Langsam und Schnell in einer moderaten Mitte, es ist Paartanz und dennoch Wegtanz, in allem ist es Zentrum und Gleichmaß, das Ideal der großen stilisierenden Epoche.

* *
*

In der Courante, dem feierlichen, schweren, langsamen Eröffnungstanz der Einzelpaartänze, hat sich — der Form und dem Charakter nach — die Erinnerung an die Renaissance erhalten. Die Pavane war einst der solenne Aufzugs- und Promenadentanz gewesen, der der spanisch-italienischen Epoche ihren eigentümlichen Stil gegeben hatte. Sie bestand aus Anschlußschritten, den simples, und drei Wechselschritten mit Anschluß, den doubles. Sogenannte Couranten, wie sie bei Negri und Arbeau beschrieben wurden, ließen die Verwandtschaft mit der Pavane nur undeutlich erkennen. Bald verstand man einen Wechselwahltanz darunter und erklärte sogar damit den Namen Corrente als „ewig-weiterlaufend“, bald verzierte man sie mit Sprüngen, die der Gagliardenmode ein Zugeständnis machten. Auch jetzt hat sich noch

keine unverrückbare Form für die Courante herausgebildet. Aber ungefähr stand folgende Methode der Schrittreihen ziemlich fest und war durch Frankreich wie Deutschland verbreitet: zuerst ein einfacher Schritt links, dann rechts ein „schwerer Schritt", pas grave, auch temps de Courante genannt, bestehend im Beugen der Beine, Heranziehen des hinteren rechten Fußes, Strecken und Absatzheben, Vorgleiten mit demselben rechten und Absatzsenken, dann als zweite Hälfte ein Beugschritt links, ein ebensolcher rechts, ein Gleitschritt links, Beugschritt rechts, Beugschritt links, Gleitschritt rechts. Man kann die Anschauung Italiens noch durchschimmern sehen: im pas grave und den beiden Beugschritten mit Anschlußgleiten ist so etwas wie das Schema des Doppio erhalten. Aber die Änderungen sind wichtiger als die Erinnerungen. In der durchgeführten rhythmischen Komposition der gebeugten Gleitschritte und der Beugschritte mit Gleitanschluß ist die französische Schule überraschend merkbar. Beugschritte, die im Beugen sich erst aufrichten (man nennt sie Coupés), Gleitschritte, die vorher beugen und dann mit gehobenen Absätzen vorschleifen (dies sind die Courantenschritte), und schließlich einfach anschließende Gleiter — das ist Frankreich, das im Tanze sich ewig anmutig beugt und über das Parkett schleift. Bei aller Ähnlichkeit hat sich die Pavane unter der mondänen Hand des Franzosen in einen eleganteren, nachgiebigeren, höflicheren Schrittanz verwandelt.

Man faßt den eröffnenden einfachen Schritt mit dem Courantenschritt als kurzen pas composé de Courante zusammen, und die zweimal zwei Beugschritte mit ihren Gleitanschlüssen je als langen pas composé de Courante. Man kombiniert diese Teile je nach Sitte verschieden. Rameau macht auch hier seine Coupés gern mit einem kleinen Wurfschritt, einer jeté-Akzentuierung. Bonin wiederholt den pas grave mit zwei Coupés und einem Gleiter zweimal ganz wie zwei alte Doubles und komponiert eine Coda aus zweimaligen kurzen pas composés de Courante. Er beruft sich dabei auf die Schule der Herren André und Fabié in



Moreau le jeune: Maskenball, von der Stadt Paris gegeben. (1782.)

Paris. Doch hat Taubert von demselben Fabié eine andere Überlieferung. Die oben gelehrte Folge des kurzen pas mit folgenden zwei langen pas composés bezieht er von Monsieur Letemps und empfiehlt sie außerordentlich. Gegen Ende des Tanzes oder bei Umdrehungen gibt es natürlich so wie so mancherlei Varianten des regelrechten Schemas.

Die Courante ist ein doppelter Tripeltakt, sechs langsame Schläge bilden eine Phrase. Die Verteilung des Tanzschemas auf die Musik ist so, daß der eröffnende linke Schritt und das Vorbeugen des Courantenschrittes auf den Auftakt, also 4 5 6 fallen. Beim neuen Takt gleitet der Courantenschritt bis 4, wo der erste Beugschritt beginnt, bis 6. Jeder folgende Beugschritt und Anschlußgleiter hat nun seine drei bequemen Schläge. So addieren sich die acht Tripeltakte. Vier- bis sechsmal wiederholt sich der Turnus. Bei allem Beugen ist zu beobachten, daß es vor dem Taktschlag zu geschehen hat. Das ist eine der wichtigsten Regeln der französischen Tanzkunst. Kniebeugen ist nicht Schreiten, sondern Vorbereitung dazu. Es gehört in den Auftakt, der Schritt selbst in den Takt. Beim Courantenschritt hebt man sich schon im Auftakt, beim gewöhnlichen Beugschritt erst beim Vorsetzen, aber gebeugt wird bei beiden vorher. Der Courantenschritt ist ein plié, élevé, glissé. Pécour hatte ausdrücklich aufgeschrieben, daß der Taktschlag erst auf das élevé zu fallen hat. Man begreift, wie fein diese Regel empfunden ist. Die Beugung ist nichts Selbständiges, sie ist Bindung und Überführung wie eine Volute des Rokoko; im sanften Zusammenschluß liegt die Grazie der französischen Stile. Es ist die organische Fortbildung der Geradlinigkeit. Taubert sagt ganz gut: „Denn es gehöret die Beugung ganz und gar nicht zu dem neuen Takt, sondern sie macht nur im Auftakte, gleichwie der Zapfen an einem zugerichteten Stück Bauholz, die Konnexion und Fuge, dadurch der Hauptpas, gleichwie die Sparren, Bänder und Balken an einem Gebäude, immer eins an das andere angefügt werden."

Die Courante wird von einem Herrn und einer Dame entweder „an" der Hand getanzt, was leichter ist, oder „von" der Hand, was statt paralleler Schritte und Figuren symmetrische verlangt. Die Figur, der Tanz, ist ganz natürlich ein Kreis, besser ein Oval, bei künstlicherer Durchführung ein Rechteck, wo man hübsche Drehungen und Seitenschritte vollführen kann. Hat man die Dame an ihrer linken Hand, so liegt diese auf ihrer Hüfte. Je nachdem eine oder beide Hände frei sind, übernehmen diese die Aufgabe, zu den Füßen passende Bewegungen zu machen. Die Franzosen kennen genau die schönen Gesetze des Parallelismus und der Opposition in den Gliedern. Ein Beugen wird gut vom Neigen, Kopfsenken, von dem Hinuntergehen der ganzen Figur begleitet, die Arme gehen ein wenig vor und beim Strecken wieder zurück, dem linken Bein entspricht der rechte Arm und dem rechten der linke, der Arm dreht sich nicht nur im Schultergelenk, nicht nur im Ellbogen, sondern auch im Handgelenk, und die Beugung ist mit einer Darbietung der Handflächen harmonisch verbunden. Die Theorie führt die Armdrehungen gerade bei der Courante aufs peinlichste durch. Die Arme, die nicht schreiten, sondern nur das Schreiten mitgehend illustrieren, geben ihren Bewegungsphrasen die genaue Zäsur des doppelten Tripeltaktes. Dadurch verstärken sie für das Auge und das Gefühl den Tanzrhythmus, den die marschierenden Füße mit einer Fortbewegung zu komplizieren haben. Sie zählen aufs anmutigste, und dennoch abhängig von den Schritten, diesen ihre Maßeinheiten zu. Sie sind die ornamentale Umgebung, das tektonische Ausklingen des Schreitens, oder, wie Rameau sagte, sie verhalten sich zum schön tanzenden Körper wie der Rahmen zum Bilde.

Die Courante starb zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ab. Sie war zu feierlich. Die ovale Promenade mit Schleif- und Beugschritten langweilte. Man vergaß sie vollkommen, und nur noch im Schulrepertoire des Conservatoire de dance figuriert eine Courantenübung, die den alten schweren Schritt zu einem Turnschema erniedrigt hat, wie es so häufig das Ende überschwenglich geliebter Tanzformen ist.

Das Menuett, dessen Glanz nun schnell die Courante überstrahlte, war nicht aus italienischen Promenadentänzen entwickelt wor-



Lancret: Der Ball im Schlosse. (Neues Palais, Potsdam.)
(Mit Bewilligung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

den, sondern aus einem provinziellen Branle, dem Reigen der Bewohner von Poitou. So steht es in allen alten Büchern zu lesen und ist auch nicht unwahr. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß die guten Poitouer auch nur annähernd ein so kunstvoll und raffiniert komponiertes Menuett getanzt hätten, wie es der Pariser Hof ausbildete. Zur Anregung des Volksreigens kam die Schule der Renaissance, und die primitive Musik wie Schrittfolge des Provinzialen wurde nicht ohne Rücksicht auf vorhandene bewährte Traditionen zeremonialisiert. Die Blume wurde in Kultur gesetzt.

Ohne daß wir sagen können, wie man auf den Namen „menuet“ kam, also „kleiner

Tanz", können wir seine Entwickelungsstufen noch ganz gut verfolgen. Arbeau in seiner Orchesographie beschreibt uns den Branle von Poitou, wie er ihn in seinen jungen Jahren mit den Bachelettes von Poitiers getanzt hat. Man liest die Noten eines ländlichen Musikstückes, im Tripeltakt, und zwar so, daß immer drei Tripeltakte eine kleinere und zwei dieser Neunergruppen eine größere Phrase bilden. Auf je neun Schläge wird viermal der Fuß gehoben, abwechselnd rechts und links. Will man die Sache etwas verzieren, so schlägt man ein bruit gracieux mit den Füßen, und hat man Lust, die Bewegung reichlicher zu dekoupieren, so macht man mehr Fußhebungen innerhalb der Tripeltakte — Arbeau sagt sechs auf zwei Tripeltakte, zeichnet aber in der Tabulatur nur vier ein. Er drückt sich leider so konfus aus, daß Madame Laure Fonta und Herr Czerwinski seine Schritte ganz verschieden gelesen haben. Vier Bewegungen auf zwei Tripeltakte würde dem späteren Menuett entsprechen. Wie dem auch sei, man hielt sich nur so ungefähr an diesen Tripeltakt und seine Schritte und setzte den ganzen Branle in italienischen Renaissancestil um. Negri in seinem Tanzbuch von 1604 beschreibt uns eine Tour des höfischen Paartanzes so, daß sich der Herr und die Dame, wenn sie einer an den Platz des anderen im Saale hinüberzugehen haben, immer ein wenig nach links wenden, gleich zwei Halbkreisen, dann in der Mitte des Tanzes beim Fassen der Hand oder des Armes oder auch ohne diese Berührung, nur im Gegenüberstehen, die kleine Reverenz machen und aneinander vorüber wieder die Halbkreise vollenden, so daß die Figur eines S herauskommt. Poitou und Mailand vereint sich im Menuett. Aus dem Branle wird ein Paartanz, aus dem Reigen ein Gegeneinandergehen in Halbkreiswindungen, aus dem dreifachen Tripel der doppelte, und vier Schritte werden auf sechs Schläge verteilt. Ohne die Kultur des Renaissancetanzes wäre aus dem Branle von Poitou nie das Menuett geworden. Der höfische Paartanz verlangt jene anmutige Beziehung von Herr zu Dame, jenes rhythmische Werben, das schon allen alten italienischen Tänzen ihren gesellschaftlichen Reiz gegeben hatte und ihr sensitives musikalisches Rubato — man schreitet vorwärts, seiner Dame zu, schneller, man entfernt sich von ihr langsamer, man schreibt graziöse Wendungen eines Liebesspieles mit den gleitenden Füßen auf den Boden.

Das Menuett, wie es zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch den Einfluß von Pécour fertig gebildet vorliegt, geht in drei langsamen Vierteln, von denen immer zwei Takte zusammen eine Kadenz umfassen, so wie es bei der Gagliarde war und heute beim Walzer ist. Es ist ein Einzelpaartanz, dessen Figur darin besteht, daß der Herr und die Dame gegeneinander und wieder voneinander wegtanzen. Dies geschieht nicht auf einer geraden Linie, sondern in geschwungener Bahn, ursprünglich auf einem verkehrten S, dann auf einer 2, schließlich auf einem Z. Die Figur wird also geradliniger, in Zusammenhang mit der Stilwandlung, die aus dem Barock langsam in Louis XV. und XVI. wechselt, und in einer gewisser Rücksicht auf die zunehmende Künstlichkeit, die scharfe Drehungen virtuoser zu gestalten vermag als gerundete. Taubert noch weiß sehr gut, daß die gebogene Linie anmutigere Wirkungen hervorbringt. Der Herr steht an einem Ende des S oder Z, die Dame am anderen. Sie tanzen zwei Menuettschritte, deren jeder vier Bewegungen und zwei Tripeltakte umfaßt, seitlich, darauf zwei bis drei vor. Sie tanzen aneinander vorüber, oder sie treffen sich, machen Reverenzen, arrangieren eine tour de main rechts, tanzen weiter, kommen wieder zurück, machen nun die tour de main links, beim dritten Rendezvous gern die tour de deux mains und endigen den Tanz. Diese Rendezvous und ihre Wiederholungen, die Variationen auf der hin und zurück getanzten Figur stehen ganz in ihrem Belieben. In Gesellschaft dehnte man sie nicht zu sehr aus. Es lag genug Gelegenheit zur vollendeten Grazie in dreimaligem zierlichen Abwandeln der Allees und Venues und liebenswürdigen Begegnungen in ihrer Mitte. Die seitlichen, die Vor- und die Rückschritte waren alle untergebracht. Mit großen Reverenzen wird begonnen und geschlossen, und das Ausführen der Dame bis ans Ende der Figur, die Zurückbewegung des Herrn aus andere Ende und die Rundtouren in der Mitte umrahmten und unterbrachen die



Dame im englischen Kostüm. Achtzehntes Jahrhundert. (Um 1785.)
Gezeichnet von Leclerc, gestochen von Dupin.

Zu Bie: Das Menuett. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Hauptszene so angenehm, daß man sich eine unterhaltendere Komposition von Engagement, Begrüßung, Tanzstellung und Rendezvous nicht denken konnte. Für die wichtigsten Wege zeichnete Rameau in seinem maître à danser vier Figurentafeln mit Eintragung der Schrittzahl: das remonter, das se mettre en présence, das seitliche, vorwärtige und rückwärtige Abgehen des Z und die tour de main im Treffpunkt.

Besehen wir uns nun die Glieder des Baues. Zunächst die Art der Schritte. Welches war die rhythmische Bewegungseinheit dieses Liebesspiels auf dem Z? Es war eine Komposition von vier Schritten, die man in schaukelnden Takt brachte und in eine schmiegsame, galante Form. Die sechs Schläge der Menuettphrase faßte man punktiert auf, man pausierte auf 2 und 4, man bewegte sich auf 1 und 3 und auf 4 und 6, so daß die ersten Schläge der Tripeltakte akzentuiert, die zweiten still gehalten, die dritten mit einem leichteren Akzent angeschlossen wurden. So erhielt man vier Schritte auf die sechs Schläge, eine hübsche Grundlage für zierliche Muster der Musik, lieblich in der kleinen Unrhythmik von zweimal zwei Schritten auf zweimal drei Taktschläge. Und die vier Schritte selbst macht man nicht alle gleich, nicht als Marsch, nicht als bloße Fortbewegung, sondern nachgiebig und schmeichlerisch in Vorhalten, indem man nur einige von ihnen als gewöhnlichen Gang beläßt, die anderen aber beugt, in jener sogenannten Coupé-Form beugt, die für alle Tänze des achtzehnten Jahrhunderts charakteristisch ist. Jetzt war nur noch die Frage: Welche von den vier Schritten beugt man, welche nicht? Wenn man auf 1 und 4 beugt, akzentuiert man gut, aber man beugt dann dasselbe Bein. Man hat sich darüber niemals so ganz einigen können. Zuerst stellte man verschiedene Arten auf, später reduzierte sie die Bequemlichkeit auf die einfachste Form. In den von Feuillet veröffentlichten



Canot: Tanzstunde. (1745.)

Tänzen im Menuettstil, im einfachen Menuett, in der figurierten Bourrée d'Achille, in der Bourgogne und in den Passepieds sind drei Schritte von den vier gebeugt, und zwar der erste, zweite und vierte. Aber in seiner Theorie gibt er noch mehr Arten an: Beugschritt nur 1, Beugschritte 1 und 2 (was er en fleuret nennt), und Beugschritte 1 und 4 (was à la bohémienne heißt). Die alte offizielle Form mit den trois mouvements kam bald ab. Es war zu zeremoniell, zu sehr siebzehntes Jahrhundert. Die Fleuretmanier und die Bohemienmanier strei-

ten sich jetzt um die Gültigkeit. Rameau tanzt gewöhnlich en fleuret, Taubert am liebsten à la bohémienne, Bonin beschreibt die französische Art en fleuret, neigt aber zur deutschen à la bohémienne. Bohemienne hat entschieden viel für sich, wie Taubert ganz schön ausführt: Man akzentuiert durch die Beugung Anfang und Ende der Menuettphrase, man disponiert auf beide Tripeltakte beide Arten der Schritte so, daß jeder Fuß jede Art zuerteilt bekommt. Auch die Italiener schwankten in dieser wichtigen Angelegenheit. Dufort empfiehlt eine wohlproportionierte Mittelgattung zwischen der Zingaresca und dem a Fioretto: Zuerst macht er rechts den Beugschritt, zu zweit einen leichten linken Beugschritt auf gleitender Spitze, zu dritt den natürlichen Schritt rechts, zu viert einen ganz leichten Wurfschritt links. Magri kehrt zum Menuettschritt en fleuret zurück, aber er ist merkwürdigerweise so stillos, den zweiten Beuger und die beiden Schritte ganz in den zweiten Takt zu verlegen. Bequemere und spätere beugen schließlich nur den ersten Schritt. Also: das Älteste ist, Menuett mit drei Beugschritten zu tanzen, das Gewöhnlichste, mit Beugen der ersten beiden Schritte, in Deutschland und im Osten auch des ersten und letzten Schrittes, das Bequemste, nur den Beugakzent auf 1 auszuführen.

Diese vier Schritte werden nun im regelrechten Menuett fortlaufend auf zwei Tripeltakte wiederholt. Ebenso vorwärts wie seitlich und rückwärts. Seitlich und rückwärts führen sie zu selbstverständlichen Varianten. Man probiere diesen alten Menuettschritt (den es heute nicht mehr gibt), und man wird ganz von selbst die guten Anschlüsse und Verknüpfungen finden, die in den Lehrbüchern des achtzehnten Jahrhundert mit peinlichster Ausführlichkeit beschrieben werden. Der seitliche Anschluß bedingt statt eines Schreitens ein Anlegen und Untersetzen des Fußes. Der einfachen früheren Methode genügt meist das Anlegen, später, als der Ballettstil die Theorien beeinflußt, findet man gern die gekreuzten Positionen empfohlen, die bei Magri sogar den Menuettschritt en arrière kolorieren. Eine saubere Verwendung eventuellen Gleitens und zierlichen Spitzensetzens brachte in das Schema der Schrittfolge eine natürliche Abwechselung, die sich der rhythmischen Laune des Augenblicks und dem Geschick und der Praxis des Tänzers zur Verfügung stellte.



Pietro Longhi: Tanzstunde. (Achtzehntes Jahrhundert.)

* * *

Ich beschreibe hier aufzählend eine Kunst, die es mir selbst mehr Vergnügen machen würde, in lebendigen Exemplaren des achtzehnten Jahrhunderts meinen



Tanzstunde. (Achtzehntes Jahrhundert.)

Sprache, melodiöse Reize, Entwickelungsmöglichkeiten ins Absolute hinein. Lebhaft entzündet sich ebenso die Mimik des Körpers auf dieser einfachen und vielsagenden Tanzfigur und den einfachen und vielsagenden Vierschritten. Die Perioden sind kleiner, die Verse verständlicher, die Wiederholungen regelmäßiger und die Seele des Ausdrucks darum ungebundener. Wie vielfältig und beweglich ist die Menuettreverenz gegen die alten langtaktigen Eröffnungen des Renaissancetanzes! In vier Takten vollzieht sich das parallele dreifache Spiel des graziös gefaßten und abgenommenen Hutes, des leicht geneigten und von oben her wiederaufgerichteten Körpers, der doppelten Begrüßung in wohlgezeichneten Fußsetzungen, deren zweiter legerer Teil in der hohen Kunst durch Kreuzstellung, Schulterwendung, Vierteldrehung sorgsam stilisiert wird. Der Hut gibt die großen Zäsuren. Man setzt ihn erst nach der ersten Begegnung wieder auf, man zieht ihn bei jedem Händegeben als Zeichen für die Dame, daß der Schreittanz seine rhythmischen Knotenpunkte findet, die Vereinigung der Arme, ein zierliches Niedersenken der Hand, von der graziosa occhiata begleitet. Die Arme selbst geben die kleineren Zäsuren, sie klammern die Menuettphrasen ein, sei es, daß man sie nach der Theorie einiger Lehrer beim ersten Schritt senkt und bis zum vierten langsam hebt oder umgekehrt, beweglich bis ins Handgelenk, das seine eigenen Drehungen ausführt, die den Armdrehungen eine Ausgleichung geben wie diese den Schritten. Und die Schritte beleben sich vom einfachen Marschieren und Beugen zu einer beweglichen Plastik, die jeden Fußanschluß, jede Übergangsposition, jedes Heben und Senken des Absatzes, Gleiten der Spitze und das ganz genaue zeitliche Verhältnis vom Beugen zum Vorsetzen, vom Strecken zum Gehen, vom Entlasten des

Lesern vorzuführen. Je genauer wir sie analysieren, je mehr wir bedacht sind, das Kunstwerk in diesen Dispositionen zu erkennen, die die vornehme Welt in gemessenen Takten zusammenhalten, desto eifriger wird die Phantasie zu arbeiten haben, aus der Grammatik die Sprache, aus der Sprache die Seele der Kultur zurückzuschaffen. Millionenmal ist in einer lebensfrohen Zeit der höchste Ausdruck gesellschaftlicher Stimmung in diese vier Schritte hinübergeflossen, die wiegend und biegend auf den imaginären Zs vor- und zurückgetanzt wurden, welche die Linie galanten Verkehrs auf den Boden des Saales zeichneten. Millionenmal haben sie sich variiert, nach den Stilen und Moden, der individuellen Fähigkeit und den Temperamenten. Eine Lyrik, die man nicht müde wurde, jeden Abend in denselben Strophen zu hören, ein Rausch von kosmopolitischem Empfinden, der sich in den gleichen, vom französischen Hof geschaffenen Formen über die Erde verbreitete wie niemals zuvor ein höfischer oder bürgerlicher Tanz, einer jener seltenen Siege, den eine Kunstgattung, weil sie Strenge und Schlichtheit, Organisches und Variables genial in einer bestimmten Erscheinung vereint, über Länder und Zeiten erringt. Lebhaft entzündet sich die Musik an diesem leicht wiegenden, mäßig schnellen Tanz, und zum erstenmal fühlt sie auf der Grundlage rhythmischer Tanzschläge eigene Bedeutung, eigene

einen zum Belasten des anderen Fußes in einer steten Beobachtung schön tanzender Paare festhält und fortbildet, wie einst bei der unbewegten Plastik das Auge des Griechen in der Palästra. Die Analyse des Menuetts führt zu den kultiviertesten Gebilden und rhythmischen Verfeinerungen, die der bewegte menschliche Körper je erfuhr. Alles, was im Liebesspiel der Gesellschaft je geschlummert hatte, alle reizenden Eitelkeiten des Gehens, Stehens, Grüßens, Treffens, alle die Bewegungsformen des Verkehrs, die sich für eine edle tänzerische Ausbildung empfohlen hatten, alles das steigt hier in natürlicher Verknüpfung auf einer klassisch einfachen Grundlage empor: die reinste abgezogene Kunstform rhythmisierter zweckloser Verkehrsschönheit, ohne Verschnörkelung der Virtuosität, ohne Diffusion einer demokratischen Gesellschaft, im milden Glanze schweigsamer höfischer Kultur. Niemals zuvor ist ein Tanz so in die öffentliche Aufmerksamkeit gerückt worden. Das Menuett, in dem sich das achtzehnte Jahrhundert vielleicht am vollkommensten zeichnete, setzt mythische Ranken an. Es ist von einem Flor von Anekdoten, Versen, Bildern umgeben. In einem Rosenhain von Kunst ist es uns überliefert worden. Fürsten nennt man, die einer schön tanzenden Prinzessin wegen Reisen unternehmen. Maler kennt man, die die reizenden Posen dieser getanzten Liebeserklärung unendlich variieren. Sogar Lehrer zitiert man, die in Entzückungen ausbrechen vor einem gut tanzenden Paar. Wie oft ist Marcel genannt worden, der berühmte Meister, der für Bewegungskultur feinste Organe besessen zu haben scheint, ein populärer Mann seiner Zeit, den man im Bilde festhielt, wie er vor einer Menuettübung sitzt: „Que de choses dans un menuet!“

Das Passepied, eine lebhaftere Variante des Menuetts, stand eine Zeitlang in ähnlicher hoher Achtung. Aus einem bretonischen Branle für den Hofgebrauch umstilisiert, wendet es einfach den Menuettschritt, und zwar in den gleichen Kompositionsverschiedenheiten, auf den schnelleren Tripeltakt an. Für die Beliebtheit des Passepieds ist Madame de Sévigné eine Hauptquelle. Sie schwärmt ganz besonders für diesen Tanz, in dem sich ihre Tochter, Frau von Grignan, auszeichnete. Mehrfach in ihren Briefen strömt sie von Bewunderung über für das Passepied des Herrn Lomaria: die Figurationen in den Schritten, die knappe richtige Takteinhaltung, die außerordentliche Führung des Hutes sind für ihre Augen ein seltenes Vergnügen, und sie denkt schmerzlich an den Hof zurück; ach, sie konnte fast weinen bei dieser Vollendung eines so lustigen Dreiachteltanzes!

Die Lomarias begnügten sich nicht mit dem schulmäßigen Schema des Tanzes. In den Virtuosen der Gesellschaft lebte noch der alte Ehrgeiz der Renaissance, die populäre Tanzform durch Koloraturen der Füße und ballettmäßige Körperwendungen in eine künstlichere, amateurhafte Sphäre zu heben. Teils in die Laune des Augenblicks gestellt, teils von berühmten Meistern choreographisch vorgeschrieben, bilden diese figurierten Tänze des achtzehnten Jahrhunderts eine eigene wichtige Gruppe, die sich in unserer Überlieferung um so ausführlicher präsentiert, als man über die Schulform der Tänze nicht viel zu reden, dagegen diese Figurationen und Variationen mit der Miene des Sachverständnisses vorzutragen hatte. Einige von diesen figurierten Tänzen blieben Theorie, guter Wille, Ehrgeiz ihrer Erfinder. Andere aber genossen eine weite Verbreitung, und ihre Kenntnis gehörte zur Bildung. Keiner war so lebensfähig wie die Grund- und Schulformen. Denn diese sind der naive Anfang und das bequeme Ende einer Liebhaberei, die Figurationen dagegen Phantasiespiele über ein gegebenes Thema oder Potpourris beliebter Schemen, die der Mode und dem Geschmack schneller unterworfen waren.

Man kann also von ungebundenen und gebundenen Figurationen sprechen. Für die ungebundenen, die der Neigung und Geschicklichkeit des Tänzers überlassen waren, schüttete man ihm das ganze Material an Pas hin, das diese Zeit zur Verfügung hatte und mit vollkommener Anmut in die Grundbewegungen einzufügen verstand. Schon die Courante war vielfach in figurierten Formen aufgetreten, sowohl an der Hand als von der Hand, indem man die Vorschritte mit Seit- und Rückschritten mischte und so eine kompliziertere Figur erhielt, als das ein-



Lancret: Tanz im Freien.
(Mit Bewilligung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

fache Oval oder Quadrat war. Rameau nennt uns auch den Namen einer älteren figurierten feststehenden Courante: Bocanne, aber schon in seiner Zeit war sie abgestorben. Alle Koloraturen ließen sich jetzt auf dem Menuett nieder, man besaß ebensoviel Möglichkeiten, diesen Tanz zu dekoupieren und zu figurieren, als es Verknüpfungen von brauchbaren Schritten und Bewegungen gab. Genau wie einst bei den Figurationen der Gaillarde bildete sich jetzt die Gewohnheit heraus, die ganze Schrittlehre als eine Gebietserweiterung des Menuetts anzusehen und alle gebräuchlichen Paskompositionen unter dem Gesichtspunkt ihrer Menuettverwendbarkeit, als Variationen des einfachen rhythmischen Menuettmelos zu ordnen. Nichts als der Takt blieb übrig, auf dem sich die Schritte zu immer neuen Versen und Strophen zusammenfanden, und selbst die feineren und geistigeren scheinbaren Taktzerstörungen wurden, wie einst bei den Kontratempi der italienischen Mutanzen, nur als Taktvariation empfunden. Man prüft die bestehenden Schritte auf ihren Menuettwert, man normiert sie danach. Da sind zuerst die Schritte par terre, die Balancés, Beugungen mit seitlichem Ausschritt, abwechselnd rechts und links, wobei mit dem rechten hinausgehenden Fuß die rechte Hand hinaus- oder hinaufgeht und der Kopf nach rechts geneigt wird, und umgekehrt, zu verzieren durch die tours de jambe, also Bogenführungen, oder durch Battements, trillerartiges Anschlagen des einen Fußes an den anderen — die Lieblingsverzierung dieser Epoche. Dann lassen sich die alten pas graves einschieben, die schweren Courantenschritte, beugend und gleitend mit alter Renaissancegrandezza. Die Bourrées kommen hinzu, die sich aus einem Beugschritt und zwei gewöhnlichen zusammensetzen und jetzt Fleurets genannt werden, wenn sie sich aus Vor, Seitwärts, Rückwärts mischen. Zu den par terre's kommen die par l'air's. Das Jeté als Springen auf den marschierenden Fuß, der Contretemps als Springen auf dem nicht marschierenden, das Chassé in seiner bekannten Form, dann jener beliebte Kreuzsprung auf beiden Beinen, dem ein


Jeaurat: Tanz auf der Place des Halles.

Sprung auf einem sich anschließt — Sissonne genannt —, die Pirouette als Drehung auf beiden, das Tourné als Drehung auf einem Fuß und alle Arten der Kapriolen mit battierenden, der Entrechats mit sich kreuzenden Beinen. Alles wird ins Menuett eingesetzt. Gute Mischungen bilden sich mit der Zeit als besonders schön proportionierte Gliederungen heraus, wie ein Takt Menuett im Fleuret und der zweite im doppelten Contretemps, das heißt Contretemps und Jeté. Oder ein pas de balance rechts und ein Fleuret. Oder ein Sissonne rechts und ein Fleuret, Sissonne mit drei Jetés, ein Grave mit neun Jetés. Ein dreifacher Contretemps ist als Menuettschritt sehr beliebt und verläuft auf 1 bis 6 so: vorher beugen, 1. links hüpfen, 2. rechts vorstrecken, 3. rechts aufsetzen, 4. rechts hüpfen, 5. links an rechts battieren, 6. jeté auf links. Für gebräuchliche Kombinationen stellen sich bald Namen ein, welche an alte Tanzformen erinnern: ein Chassé mit zwei Schritten erst rechts, dann links auf zwei Menuettakte heißt pas de Gigue. Unendlich scheinen die Möglichkeiten. Alle Schritte können wieder battiert werden, die Fleurets bildet man in engen Schritten auf Spitzen aus, man chassiert sie, man macht die kleinen Springschritte ohne Sprung, indem man nur die Körperbewegung markiert, man macht drei Battements auf der Stelle und dahinter als leidenschaftliche Auslösung einen schönen Sissonne oder gar zwei abwechselnde Sissonnes hintereinander, Pirouetten schiebt man vor Giguenschritten ein, auf Contretemps läßt man Hochsprünge, Kapriolen folgen, en tournant, mit beiden hoch, mit einem herunter, mit ausgebreiteten Armen: die Tour aile de pigeon. Ein kunstvoll gegliederter, durch die Praxis proportionierter Bau rhythmischer Figurationen erhebt sich über der Grundlage der einfachen Menuettphrase. Die Hauptlinien der Figur bleiben im guten Stile durchsichtig, fundamentale Schritte ohne Auswüchse, die Ecken und Gelenke werden betont durch prononciertere Bewegungen und Sprünge, die Entwickelung des Tanzes setzt sich in lebhaftere und immer künstlichere Bewegung um, die am kunstvollsten schließt, wenn sie, wie eine geistreiche musikalische Variation, zum Schluß wieder ins Thema zurückkehrt, das beim Menuett heißt: 2 demi-coupés und 2 pas simples. Man findet in den ausführlichen Auseinandersetzungen Tauberts diese ganze Kunst der Figuration des Menuetts bis auf die einzelnsten Bauglieder durchgeführt, es ist die rhythmische Architekturlehre des achtzehnten Jahrhunderts, in unserer Phantasie vielleicht schwerer rekonstruierbar als der Dresdener Zwinger oder Sanssouci, aber darum nicht weniger feinfühlig.

Die gebundenen figurierten Tänze (die man natürlich nach Belieben wieder ungebunden variieren konnte) sind uns in alten Tanzbüchern gut überliefert. Sie im einzelnen zu beschreiben, würde wenig Zweck haben, denn niemand würde sie innerlich sehen. Könnte man einen Tanz als Illustration kinematographisch mitgeben, wie man eine Schloßfassade in den Text einschiebt, so wäre viel gespart und viel geholfen. Die namenlose Anforderung an unsere rhyth-

mische Phantasie, die in der Rekonstruktion eines Tanzes gestellt wird, hat wohl bisher die Gelehrten abgehalten, ihre Stilgeschichte zu schreiben, wie man eine Baugeschichte hat. Die Choreographien Feuillets und Rameaus ins Leben zurückzuübersetzen, ist Arbeit. Diese alten figurierten Tänze sind der letzte Ausläufer der Renaissance in die moderne Zeit. Sie haben Spuren alter Formen bewahrt, wie in einer aristokratischen Erinnerung guter höfischer Überlieferung, sie schmücken sich mit Etiketten persönlicher und geographischer und mythologischer Art, wie es einst die Tänze der mailändischen Schule liebten, wie es die Lautenstücke übernahmen und die Gruppe Couperins und Philipp Emanuel Bachs auf dem Klavier fortpflanzt. Die Courante du Roy, de Beauchamps, das Menuet de cour, d'Anjou, de Berlin, de l'Amour, d'Omphale, Alcide, d'Espagne, en quatre, Princesse d'Holstein, die Passepieds vieux, nouveau, de l'Europe galante, die Bourrées d'Achille, Versailles, Princesse de Savoye, la Pavane nouvelle, Mariée, Conty, Fourlane, Bretagne, Aimable vainqueur, Contredance, Rigaudon d'Alliance, de la Paix, de Vaisseaux, die Bourgogne — in allen diesen, zum Teil sehr geläufigen Einzelpaartänzen klang noch der Stil des siebzehnten Jahrhunderts, noch die alte Branle-Überlieferung fort, kultivierte, aber vergängliche rhythmische Amateurkünste voll zarter Anspielungen, kennerhaft gezeichnete edle Liebesspiele auf bestimmte unveränderliche Melodien, ein letztes Leuchten adeliger Tradition vor dem Hereinbrechen des Contre. Die wichtigste Sammlung alter figurierter Tänze ist die des Meisters Pécour, welche uns Feuillet aufgeschrieben hat. Acht Stück, alles Variationen oder Suiten von den drei fundamentalen Schrittarten dieser Epoche, dem schweren Courantenschritt, dem vierteiligen Menuettschritt, dem dreiteiligen Bourréeschritt, die wir kennen gelernt haben. Vierviertel- und Sechsviertelstücke, frisch, marschartig, werden im Bourrée getanzt, Dreiviertelstücke bedächtiger, graziler, im Menuettschritt. Darüber liegen die wohlrhythmisierten Koloraturen: Handgeben, Handlassen, Parallelismus oder Opposition der Füße von Herr und Dame, Gleichheit oder Ungleichheit der Pas, lebhaftere Contretemps, Sissonnes, Battements beim Nähern des Paares oder kurz vor dem Schluß und nach den Zäsuren Beruhigung in den Grundschritten — eine geregelte Pantomime der Tanzleidenschaft, die sich nach den Gesetzen eines natürlichen Ausdrucks auf den verschiedenen Wegen abspielt, die die Figuren



Lancret: Le Moulinet.
(Mit Bewilligung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

dieser Tänze beschreiben. Oval und Z sind nur im Schema geduldet wie Couranten- und Menuettpas. Sie treten an charakteristischen ruhigen Stellen hervor und variieren sich sonst in eine komplizierte und verschlungene Ornamentik von kunstvollen Allées und Venues. Wir können ihnen genau folgen, da in den alten Recueils Stück für Stück die meist so einfache, hübsche Melodie und der zugehörige Wegteil des Tanzes niedergeschrieben ist. So ist „La Mariée“, ein reizendes Rigaudonstückchen, eine variierte Bourrée, deren Grundschritte an ruhigen Stellen deutlich hervortreten. Das Pécoursche „Passepied“, dasselbe wohl, das Frau von Sévigné in Erinnerung hat, ist ein schnelles Menuett in drei Achteln, Dur als Mittelteil zwischen Moll, in alten Menuettschritten mit dreimaliger Beugung, in Serpentinwegen, mit Handgeben, mit Sprüngen gegen den Schluß. „La contredance“, hier natürlich nur ein Einzelpaartanz, ist eine Gigue in sechs Vierteln, die in schnellen Bourrées mit viel Sprüngen getanzt wird. Der „Rigaudon des Vaisseaux“ und die „Savoye“ gehörten in dieselbe Bourrée-Klasse, auch die „Forlana“ in sechs Vierteln auf eine famose wiegende Melodie ist über Bourrée variiert, und nicht anders „La Conty“, die im alten Venezianer Stil auf sechs Viertel geht. Die „Bourrée d'Achille“ und die „Bourgogne“ dagegen sind Suiten. Jene besteht aus einem Menuett, das von zwei Bourrées eingeschlossen wird und in diesen variierten Motiven, mit der wirkungsvollen Umrahmung des ruhigeren Mittelteiles in die lebhafteren Ecksätze, getanzt wird. Die Bourgogne aber ist eine Folge von vier beliebten Tänzen, wie sie in ihrer Art schon in den großen Branles des sechzehnten Jahrhunderts zusammengestanden hatten. Hier beginnt die Courante im Dreizweiteltakt mit dem alten Pas grave an hervorragenden Stellen und vielen Coupés und Glissés als Koloratur, ungefähr noch so wie die reguläre Courante gelehrt wurde. Am Schluß stehen sich die Tänzer gegenüber und beginnen zweitens eine Bourrée, im richtigen Bourréeschritt mit Jetévariationen; wieder vis à vis tanzen sie zu dritt eine Sarabande in drei Vierteln in ähnlichen Schritten wie die Courante, mit einigen Contretemps gehoben, um endlich zu viert im Passepied (drei Achtel) parallel schnelle Menuettschritte alter Art, mit drei Beugungen, auszuführen, die zuletzt wieder von einigen Contretemps gekrönt sind.

Feuillets Tabelle der Pécourschen Tänze wird durch Rameau ergänzt, der in seinem Abregé einige von diesen wiederholt (mit vereinfachten Figuren, Schritten und seiner Lieblingsverzierung, dem jeté, zum Taktschluß) und andere hinzufügt. „Aimable vainqueur“, einer der beliebtesten, ist eine Mischung von Bourrée und Menuett, nicht äußerlich wie bei der „Bourrée d'Achille“, sondern im inneren Bau: auf drei Viertel wird Bourrée getanzt. Berühmte wirkungsvolle Drehungen ornamentieren den Vainqueur. Sprünge markieren wie immer die Annäherungsstellen. „La Royale“ hat als Hauptteil etwas Ähnliches, drei Viertel im Bourréeschritt, die Nebenteile sind regelrechte Bourrées in vier Vierteln. „La Bretagne“ ist eine andere Mischung: ein Passepied mit schnellem Menuettschritt steht zwischen Bourrées. „Menuet d'Alcide“ gibt die Probe eines figurierten Menuetts in Spirallinien (seine Melodie ist Vorbild für die bekannte Gavotte Louis XIII.), so wie „La Bacchante“ wieder eine Bourrée variiert. Am merkwürdigsten ist „L'Allemande“. Auf einer hübschen, marschmäßigen D-Durmelodie im Stil des alten Dessauers wird eine stark figurierte Bourrée getanzt mit vielen Sprüngen, Battements, Drehungen. Dazu sind am Rande Herr und Dame gezeichnet, die die Hände verschränken, loslassen, auf den Rücken legen. Es ist das erste Signalement des Allemandemotivs verschränkter Arme, welches für die weitere Entwickelung der Tanzfiguren im achtzehnten Jahrhundert so bedeutungsvoll werden sollte.

Daß wir der „Überlieferung nicht blindlings trauen“ sollen, zeigt ein Blick in Magnys Tänze, die er 1765 seinen Principes anhängte. Er zitiert gleichfalls die Allemande Pécours, aber es ist ein ganz anderer Tanz, andere Melodie, anderer Takt, eine Allemande in sechs Achteln! Er wird sich geirrt haben. Schade, daß er der einzige ist, der uns gewisse berühmte figurierte Menuetts der älteren Zeit überliefert hat:



Ein Paar vom Jahre 1803.

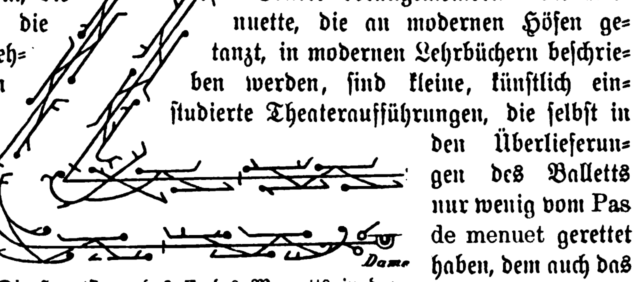
Zu Bie: Das Menuett.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Das Marcelsche Menuet de la Reine, von denselben zwei Menuets Dauphin und das Menuet d'Exaudet.

Feuillets Sammlung eigener Tänze, die er mit den Pécourschen zusammen herausgab, führt in das Grenzgebiet zum Theater. Diese Sarabanden, Giguen, Bourrées lebten dort als zahlreich variierte Ballettintermezzi oder Solotouren, ein tänzerisches Ideal für alle feinen Amateure, die im Salon die Virtuosität des Theaters, wie sie sich einst an den höfischen Festen entzündet hatte, nicht wollten aussterben lassen. Namen und Formen versuchte man von der Oper in die Gesellschaft zu verpflanzen und aus dem Ehrgeiz bevorzugter Kavaliere und Damen wieder für die Solokünste des Theaters Anregung zu gewinnen. Feuillet komponierte und choreographierte seine frischen Rigaudons und langsameren Entrées, die Giguen für ein Paar, die Sarabande für Herren allein, Damen allein, die Folies d'Espagne für Dame, die Canary für ein Paar, in Anlehnung an die alten Tanzformen oder beliebten Melodien mit jener virtuosen Kolorierung von Battements und Sprüngen und rhythmischer Steigerung selbst wiederholter Phrasen, wie es auf der Bühne nicht viel anders geübt wurde als im erlesenen Salon. Freilich wiegt der Bühnencharakter vor. Eine Entrée für Apollon mit Kapriolen, ein ausgeführtes Ballett für neun Tänzer, die seine Sammlung schließen, gehören nicht mehr in die Gesellschaft. Feuillets Recueil ist die Brücke, auf der die letzten feineren Gesellschaftstänze der Gattung, die Marcel und Pécour gepflegt hatten, zur Bühne zurückkehren, die ihnen von nun an ihre künstliche Liebe und Förderung zuwendete. Denn die große Zeit des Einzelpaartanzes nahte sich ihrem Ende, und neue Dinge bereiteten sich in der Gesellschaft vor: wieder einmal trat der Volksreigen in die Kultur des Salons, in seinem Kampfe gegen den Einzelpaartanz schmückte er sich zuerst klug und verführerisch mit Namen, die den alten noblen Tänzen zu gleichen schienen, dann aber bildete er im eigenen Schoße den allgemeinen Paartanz, die Allemande, den Walzer aus, und in denselben Jahren, da die letzten Menuetts mit verkümmerten Seitenlinien des Z, mit reduzierten Coupéschritten getanzt wurden, begann dieser seine Weltlaufbahn. Der volksmäßige allgemeine Paartanz löste endgültig den exklusiven Einzelpaartanz ab, dessen klassische Form das Menuett gewesen war. Eine Epoche war geschlossen.



Die Hauptfigur, das Z, des Menuetts in der Choreographie des achtzehnten Jahrhunderts.

Noch einmal, in unseren Tagen, erinnerte man sich des alten Menuettglanzes. Man rekonstruierte Typen davon, Typen einer erstarrten Figuration, bei Hofe, in der Tanzstunde. Aber sie blieben Kostümfeste, in ihren Schritten war keine Schule des alten Stiles mehr, der Einzelpaartanz war zu einem Contre verallgemeinert. Die Menuette, die an modernen Höfen getanzt, in modernen Lehrbüchern beschrieben werden, sind kleine, künstlich einstudierte Theateraufführungen, die selbst in den Überlieferungen des Balletts nur wenig vom Pas de menuet gerettet haben, dem auch das achtzehnte Jahrhundert seine ganze Liebe zuwendete. Die Z-Figur bleibt allein als charakteristischer Archaismus, die Schritte werden von dem einen in sechs Bewegungen, vom anderen wohl in vier gelehrt, aber nicht in der alten Disposition. Ihre feierlich altertümliche Rhythmisierung ist kein letzter Ausläufer mehr eines noch lebensfähigen Tanzes, sondern ein Theaterspiel wie die aufgefrischten Pavanen der Pariser Oper, das sich aus Stilscherzen und den Übungen zusammensetzt, die die verwickelten modernen Menuettpas „vor, rechts, links und im Balancé" empfehlen. Die Willkür in der modernen Wiederaufnahme des Menuetts hat nicht einmal die zivilisierten archaischen Reize, die im Genuß eines wiedereingerichteten Renaissancegartens, einer alten fürstlichen Archi-

tektur liegen. Eine bezeichnende Konfusion verwirrt ihre Apparate. Man arbeitet mit gutklingenden Namen, wie Menuet de la cour, das wir authentisch gar nicht kennen, mit der Musik zu einem Menuet de la reine, das mindestens als drittes seines Namens vom alten Meister Gardel zur Hochzeit Ludwigs XVI. komponiert wurde, und ähnlich mit einer Gavotte, die auf Vestris fils zurückgeht — diese Stücke kehren in den Lehrbüchern wieder, in denen sie als die ehrwürdigen Muster gepriesen und mit einer Choreographie versehen werden, die nur einen ballettartigen Kunsttanz, keinen beliebten Gesellschaftstanz irgend einer älteren Epoche darstellt ... Es belohnt sich nur dann, unhistorisch zu sein, wenn man neu schafft. Wir aber haben den Schatten des entstellten Menuetts beschworen, weil uns die Angst vor dem Tode des Tanzes überkam. Es liegt nichts daran, diese archaistischen Menuetts, Kaiseringavotten, Gavottequadrillen oder gar Menuettwalzer einer Kritik zu unterwerfen — sie sind die harmlose und oft stillose Sehnsucht einer unrepräsentativen Zeit nach dem großen Kunstwerk des rhythmischen Körpers, das die grands siècles erfüllt hatte.



Rokokoszene

Die Luft weht lind und lau und fließt in duft'gen Wellen,
Sanft schaukeln überm Teich blauflüg'lige Libellen,
  Und Schwäne rudern vornehm-stolz im Kreis.
Mit gold'nen Bällen spielt taufunkelnd die Kaskade,
Und ihre Locken strählt die marmorne Najade —
  Vom Schloßturm tönt die Spieluhr leis.

Umduftet und umrankt von bunter Blumenwildnis,
Durch Buchs und Taxus lugt Steinbildnis neben Bildnis
  Schnurgrad, als ob es zur Parade geht.
Orangenbäume steh'n mit Myrten unterwechselt,
Allee und Kiespfad läuft gezirkelt und gedrechselt —
  Steif, duftlos prangt das Tulpenbeet.

Zu Dämmergrotten wölbt sich Hopf- und Fliedertraube,
Ein Kichern, halbgedämpft, schallt aus der Rosenlaube,
  Im Messingreifen kreischt der Papagei.
Ein taftner Reifrock rauscht verstohlen, horch und knittert,
Ein banger Seufzerlaut fleht sanft und girrt und zittert —
  Im Kuß erstirbt ein leiser Schrei!

Auf seinem Postament hat Amor just vom Bogen
Den Goldpfeil abgedrückt. — Ob er ans Ziel geflogen
  Und lichterloh entfacht geheimen Brand?
Voilà! lebendig wird es hinterm Blumengitter,
Scheu aus der Laube tritt die Dame mit dem Ritter ...
  Er drückt das Händchen ihr galant.

Indes tönt her vom Schloß Musik von Horn und Geigen,
Graziös beim Menuett Zopf und Frisur sich neigen,
  Und rhythmisch klappt im Takt der Atlasschuh.
Doch unser junges Paar, das traute, liebesreiche,
Besteigt das Muschelboot und gondelt auf dem Teiche
  Dem Sonnenuntergange zu.

Richard Zoozmann



Scheffels Ekkehard
und die Sanktgaller Klosterchronik

Von

Max Manitius

Längst sind wir Deutschen darin einig, daß wir im „Ekkehard" Scheffels eine wunderbar reife und abgeklärte künstlerische Leistung besitzen, wohl die beste auf dem Gebiete unseres historischen Romans. Von jeder Seite aus betrachtet hat dies Kunstwerk Anspruch auf hohe Wertschätzung, und zwar nicht zum wenigsten aus dem Grunde, daß Stoff und Form zu einem meisterhaften Ganzen geworden sind. Die gelehrte Forschung, welche Scheffel anstellen mußte, wie die zahlreichen Anmerkungen zu seinem Roman beweisen, ist der Dichtung völlig untergeordnet worden und ist organisch in sie aufgegangen. Eine solche Assimilierung von Stoff und Form ist nicht einmal immer einem Gustav Freytag gelungen; sie ist im Ekkehard bewunderungswürdig, ja einzig.

Vielleicht werden wir den Künstler Scheffel noch mehr verehren lernen, wenn wir einen Blick auf seine Quellen geworfen haben, aus denen ihm der Stoff zu seiner Erzählung floß. Denn da gewahrt man erst deutlich, wie der Dichter spärliche und sprunghafte Überlieferung gemeistert hat. Für seinen genialen Blick zeugt es, daß er sich eine Klosterchronik als Grundlage für den Roman ausersah, die zu den besten ihrer Art im Mittelalter überhaupt gehört, die Chronik des Klosters Sanktgallen. Dergleichen Werke sind zwar in nicht geringer Anzahl erhalten, aber die meisten Geschichtschreiber der Klöster haben sich mit legendarischen Aufzeichnungen über das Leben des Stifters und der folgenden Äbte, sowie über rechtliche Verhältnisse, namentlich über die Stellung des Klosters zum Bischof, begnügt, und die Aufzählung von Besitztiteln, die der Stiftung gehörten, nimmt hier in ihrer erschreckend monotonen Dürre oft einen sehr breiten Raum ein. Da haben uns die Mönche von Sanktgallen allerdings ein anderes Werk hinterlassen. Der erste Teil der Chronik wurde vom Klosterlehrer Ratpert geschrieben, während die ungleich anziehendere Fortsetzung Ekkehard IV. zum Verfasser hat. Ekkehards Arbeit hing mit tiefeingreifenden Veränderungen im Kloster zusammen. Von dem romanischen Cluni ging nämlich am Ende des zehnten Jahrhunders eine Reform in fast alle abendländischen Klöster aus. Diese Reform hatte als Grundlage die Wiederherstellung der alten Regel St. Benedikts in ihrer vollen Schärfe, und sie arbeitete der immer mehr um sich greifenden Verweltlichung der Klöster entgegen. Als nun im Jahre 1034 ein Reformabt Norbert nach Sanktgallen kam, der auf strikteste Durchführung der Regel bedacht war, hatte er mit dem lebhaften Widerstande der alten Mönche in seiner Stiftung zu kämpfen. Zu den Widerstrebenden gehörte auch Ekkehard, der sich jetzt vornahm, die Chronik Ratperts fortzusetzen. Er hat die Darstellung bis zum Jahre 971 geführt, und der Zweck seiner Arbeit war, die alten behaglichen Zeiten zu schildern, in denen man von dem Geist der französischen Neuerung, die sich schließlich auch gegen den weltlichen Klerus richtete, noch nichts wußte. Da nur wenig Aufzeichnungen vorhanden sein mochten, so schrieb Ekkehard die Klostergeschichte nach dem Gedächtnis auf, und daher sind ihm natürlich

auch nicht wenig Fehler untergelaufen; aber der Ton seiner Darstellung hat teilweise etwas so Treuherziges und Liebenswürdiges, daß man gern über einzelne Mängel hinwegsieht.

Zwei größere Stücke sind es hauptsächlich, welche Scheffel einem Teile seines Romans als Unterlage gegeben hat. Das erste handelt von der Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel, die sich aus der Schar der Mönche, die dem Abte Purchard zu Sanktgallen unterstellt war, den Ekkehard zum Lehrer des Lateinischen auf ihr Schloß erkor.* Die Kenntnis dieser Stelle aus der Klosterchronik ist wahrscheinlich für den Dichter die erste Veranlassung zu dem Roman gewesen, denn hieran konnte er mit Verlassen des klösterlichen Bodens eine Schilderung der zwischen Lehrer und Schülerin aufkeimenden Liebe angliedern. Und hierdurch war der Konflikt des rein Menschlichen mit menschlicher Satzung und damit die Möglichkeit zu einer epischen Erzählung gegeben, welche, in ferne Vergangenheit verlegt, den uralten und doch so modernen Kampf der Interessen und der Gegensätze menschlicher Stände tief und eindrucksvoll vor Augen führt.

Um nun die Arbeit des Dichters von derjenigen des Chronisten scheiden zu können, wird es sich empfehlen, das betreffende Stück der Klosterchronik in treuer Übersetzung wörtlich herauszuheben.

„Hadawiga, die Tochter des Herzogs Heinrich,** war nach dem Tode ihres Gemahls Purchard als Witwe Herzog in Schwaben und residierte auf dem Hohentwiel. Sie war von großer Schönheit, doch besaß sie ein Übermaß von Strenge, so daß sie weit und breit in deutschen Landen Schrecken einjagte. In zarter Jugend hatte man sie mit dem griechischen Kaiser Konstantin verlobt, und deswegen waren bald darauf griechische Beamte am bayerischen Hof erschienen, die ihr die vollständige Kenntnis des Griechischen beibrachten. Als aber der Kaiser auch einen Maler sandte, um das leibhaftige Bild der inzwischen herangewachsenen Jungfrau zu malen und ihm nach Konstantinopel zu schicken, und sie dem Maler zum Porträt sitzen sollte, da schlug sie die Heirat in den Wind, indem sie bei der Sitzung Mund und Augen jämmerlich verdrehte und so den griechischen Bräutigam standhaft zurückwies. Später lernte sie die lateinische Sprache und vermählte sich mit Herzog Purchard von Schwaben, dem sie beträchtliches Eigengut zubrachte. Doch der Herzog war schon alt und dem Tode nahe, und die Ehe wurde daher keine rechtskräftige; bald ließ der Fürst seine Gemahlin als Witwe zurück, und sie blieb, mit großem Besitz ausgestattet, Herzog im Lande.

„Einst kam die Herzogin als Witwe mit einer Bitte ins Kloster Sanktgallen. Festlich wurde sie vom Abt Purchard empfangen, da sie seine Nichte war; als man sie aber mit Geschenken ehren wollte, dankte sie dafür und bat den Abt, er möge ihr den Mönch Ekkehard (II.) als Lehrer mitgeben und gestatten, daß dieser einige Zeit bei ihr auf dem Hohentwiel weile; denn mit dem Mönche selbst hatte sie sich, da er Pförtner war, schon tags vorher verständigt. Der Abt ging nur ungern darauf ein, und auch Ekkehards Oheim (Ekkehard I.) riet ab, aber der Mönch unterwarf sich dem Willen der Fürstin. Kaum konnte er den Tag einhalten, für welchen seine Ankunft auf dem Hohentwiel festgesetzt war, und er wurde wider Erwarten gut empfangen. Darauf führte ihn die Herzogin in Person in sein Zimmer, welches ihren eigenen Wohnräumen benachbart war. Und dort pflegte sie tags und nachts in Begleitung einer Zofe einzutreten, die an den Vorlesungen mit teilnahm; die Türen blieben allerdings stets offen, so daß niemand, der zu übler Nachrede geneigt war, einen Grund hierfür hätte finden können. Hierher kamen auch oft die Diener und Lehnsleute, sogar die Fürsten des Landes, und fanden den Mönch und die Herzogin beim Lesen oder in Beratung. Durch ihre unmäßige Strenge brachte die Herzogin den Mönch nicht selten in Zorn, so daß er des öfteren wünschte, zu Hause geblieben und nicht zu ihr gegangen zu sein. So hatte er einst, da er als Mönch demütig leben wollte, das Rückenlaken und die Vorhänge an seinem Bett zu entfernen befohlen, die Herzogin aber ließ den Diener, der dem Befehl nachgekommen war, körperlich züchtigen, und Ekkehard konnte sie nur schwer davon abhalten, daß jenem Unglücklichen nicht Haut und Haar vom Kopfe gerissen wurden. Wenn der Mönch aber zur Festeszeit oder zu anderen Gelegenheiten sein Kloster besuchte, da war es immer rühmenswert, daß sie stets reichliche Geschenke zu Schiff nach Steinach vorausſandte. Immer wußte da diese scharfsinnige Minerva ein neues Meßgewand ihm zu eigenem Gebrauch oder zum Geschenk für das Kloster darzubringen. Außer Meßgewändern selbst und Mänteln und Stolen

* Diese Erzählung im allgemeinen, wie überhaupt das meiste, was Ekkehard IV. von Hadwig berichtet, ist geschichtlich ganz unhaltbar, da sich unlösbare chronologische Widersprüche ergeben.

** Der Sohn König Heinrichs I. und 945 bis 955 Herzog von Bayern.

ist besonders eine Alba erwähnenswert, auf welcher die Hochzeit der Philologie* in Gold gestickt ist. Außerdem eine Dalmatika und Tunicella, die beide fast aus Gold bestanden; beide aber hat das listige Weib später zurückgenommen, als sie den Abt Ymmo einmal um ein Antiphonienbuch gebeten und dieser ihr den Wunsch nicht gewährt hatte.

„Zu jener Zeit gab es viel Mißgunst unter den Menschen gegen die Klöster, indem man sagte, daß die Mönche nach freiem Gefallen lebten. Und damals erhielten die Reichenauer Mönche aus ihrer eigenen Mitte einen Abt Namens Ruodmann. Dieser übte auf die Seinen eine Gewaltherrschaft aus und verbreitete über die Sanktgaller Mönche, wo er nur konnte, die üble Rede, daß sie nicht nach der Regel lebten. Auf Geheiß des Abtes begab sich nun einmal Ekkehard zu Ruodmann, um ihn zu bitten, seine Verdächtigungen zu unterlassen. Diese Bitte war jenem aber gleichgültig, doch behandelte er den Boten wegen seines Ansehens und aus Furcht vor der gestrengen Herzogin, zu welcher Ekkehard dann zurückkehren wollte, in ehrenvoller Weise. Da nun Ekkehard aus dem uns feindseligen Menschen nichts herausbekommen konnte, beschloß er, heimlich nach dem Kloster zurückzugehen und auf den Hohentwiel einen Boten zu senden, der die Verzögerung seiner Ankunft der Herzogin melden sollte. So schied er ohne Urlaub vom Abte. Ruodmann** glaubte, daß er sich zur Herzogin aufgemacht habe, bestieg ein Pferd und kam zur Nachtzeit nach Sanktgallen. Heimlich betrat er das Kloster und spionierte danach, ob er nicht etwas Gesetzwidriges entdecken könnte. Doch Ekkehard, der die Augen überall hatte, spürte ihn auf und bat ihn, in das Sprechzimmer einzutreten, um dem Dekan und den Brüdern seine Anwesenheit zu melden. Und einer von den eiligst herbeilaufenden Mönchen, der den Ruodmann erkannte, holte die Geißel und ging auf den Elenden los; wenn nicht einige, die vernünftiger waren, ihm in den Arm gefallen wären, so hätte er Ruodmann gezüchtigt. Nach längerem Reden gab sich Ruodmann endlich besiegt, und Ekkehard bewirkte, daß die Brüderschaft sich wieder mit ihm aussöhnte, auch begleitete er ihn zu den Seinen zurück. Ruodmann war darauf guter Dinge und bat den Ekkehard, nicht an Reichenau vorbeizugehen, wenn er nach dem Hohentwiel zurückkehre; den Brüdern schickte er zur Versöhnung zwei Fässer Wein nach Steinach.

„Als der Abt Purchard von der Sache hörte, war er ungehalten, daß man den Eindringling unbehelligt hatte ziehen lassen, und er brachte darüber Klage beim Bischof von Konstanz an. Bald darauf begab sich Ekkehard in Begleitung des gleichnamigen Diakonen und des Klosterschülers Purchard, die beide mit ihm verwandt waren, wieder nach dem Hohentwiel, und auf dem Wege dahin sprach er, der Verabredung gemäß, bei Ruodmann vor, und hierbei fand der verschlagene Abt an ihm keinen unwürdigen Gegner. Da Ekkehard nämlich Eile hatte, so schenkte ihm der Abt ein Reitpferd, um nicht zu spät bei der gestrengen Herzogin einzutreffen. Ekkehard hatte seine Begleitung schon vorausgeschickt, und der Abt hielt ihn mit einigen schönen, aber hinterlistigen Worten noch ein wenig zurück und raunte ihm, nachdem er ihn umarmt und geküßt hatte, die Worte ins Ohr: ‚Du Glücklicher, daß du eine so schöne Schülerin in Grammatik unterrichten kannst!‘ Darauf gab Ekkehard zurück, indem er süß lächelte und sich stellte, als ob er einverstanden sei: ‚Ja wie du, du Heiliger des Herrn, der du die schöne Nonne Kotelinde als liebe Schülerin in der Dialektik unterrichtest.‘ Und ohne die boshafte Gegenrede des Abtes abzuwarten, bestieg er sofort sein Pferd und begab sich zürnend hinweg. Otker aber, der Bruder und Vasall des Abtes, hatte hiervon gehört und sagte zu seinem Bruder: ‚Dein Pferd, wie es mir scheint, hast du nun ganz verloren.‘ Noch standen die zwei Verwandten Ekkehards vor dem Bruder des Abtes, und als sie von ihm Urlaub begehrten, wandte er sich von ihnen weg und sagte zu seinem Bruder: ‚Willst du ihm denn nicht einige Eilende nachsenden, die ihm das treffliche Tier wieder abnehmen?‘ Aber der Abt meinte: ‚Ekkehard hat es jetzt mit den Seinen zur Herzogin eilig, so daß ich keinem meiner Leute raten möchte, ihm etwas zu nehmen.‘ Jene beiden bestiegen nun ihr Pferd und zogen bescheiden hinter Ekkehard her. Als man den Berg erklommen hatte, traf man die Herzogin, als sie gerade zur Vesper ging. Sie begrüßte die Ankommenden, und da sie schon von Ruodmanns Anmaßung gehört hatte, sagte sie zu Ekkehard: ‚Wie ich höre, mein Lehrer, hast du ja dem Wolfe, der sich in einen fremden Stall geschlichen, nicht übel heimgeleuchtet!‘ Jener lachte und sagte: ‚Beim Leben der Frau Hadawiga‘ — denn diese Beteuerung führte er oft im Munde, — ‚wenn die unerfahrene Jugend dem Eindringling Schläge verabreicht hätte, ich würde es nicht bedauern.‘

„Da die Herzogin das Stillschweigen, welches die Regel vorschreibt,* genau innehielt — sie

* Mit dem Merkurius, nach dem Werke des Martianus Capella, eines im Mittelalter sehr beliebten Buches.

** Die folgende Erzählung ist gekürzt.

* Die Klosterregel bestimmt in Kapitel 42: „Zu jeder Zeit haben sich die Mönche des Stillschweigens zu befleißigen, am meisten jedoch während der Nachtstunden.“

hatte auch schon die Errichtung eines Klosters auf dem Hohentwiel ins Auge gefaßt —, so begab sie sich erst in der Frühe des nächsten Morgens zu ihrem Lehrer, um mit ihm zu lesen. Als sie sich niedergelassen hatte, fragte sie unter anderem, was der Knabe (der Klosterschüler Purchard) hier zu suchen habe. Ekkehard antwortete: ‚Er ist, o Herrin, des Griechischen wegen mitgekommen. Ich habe ihn, der sonst schon vieles weiß, zu dir gebracht, damit er dir etwas Griechisch vom Munde absehe.‘ Darauf antwortete der schöne Knabe selbst, der im Versemachen äußerst gewandt war:

‚Lernen möcht' ich das Griechisch, da knapp ich Lateinisch verstehe.‘

Die Herzogin aber war immer auf neue Dinge begierig, und sie ergötzte sich derartig an dem Schüler, daß sie ihn zu sich heranzog und küßte und ihm seinen Platz neben sich anwies. Als sie aber voller Neugierde verlangte, daß er noch mehr Verse aus dem Stegreif sage, da blickte der Jüngling, der wegen des Kusses etwas in Verwirrung gesetzt war, auf seine beiden Lehrer und sagte:

‚Verse kann ich jetzt nicht hier sagen in würdiger Weise,
Denn ich erschrak gar sehr, daß mich die Herzogin küßte.‘

Da brach die Herzogin ganz gegen ihre sonstige strenge Art in ein schallendes Gelächter aus, stellte den Schüler sich gegenüber und belehrte ihn, daß die Antiphonie ‚Meere und Ströme‘, welche sie selbst ins Griechische übersetzt hatte, zu sprechen sei: ‚**Thalassi ke potami eulogiton kyrion; ymnite pigonton kyrion alleluja.**‘* Und oft berief sie ihn später, wenn er Ferien hatte, zu sich, und er mußte ihr Verse improvisieren; dafür brachte sie ihm Griechisch bei, und sie liebte ihn zärtlich. Als er die Schule verließ, schenkte sie ihm einen Horaz und mehrere andere Bücher, die sich heute in unserer Bibliothek befinden.

„Während nun der jüngere Ekkehard mit dem Schüler zusammen zu einigen Kaplänen der Herzogin gegangen war, um sie zu unterrichten — denn die Fürstin erlaubte an ihrem Hofe unter keinen Umständen Müßiggang, und jener Ekkehard war auch ein sehr unterrichteter Mann —, blieb die Fürstin mit ihrem Lehrer allein. Sie hatten eben den Vergil vor und zwar die Stelle: ‚Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen.‘** Ekkehard sagte: ‚Meine Herrin, diese Stelle kann ich aus den gestrigen Ereignissen gut erklären.‘ Und als er ihr dann mitteilte, wie ihn der Reichenauer Abt eingeladen und mit einem schönen Pferde beschenkt, jedoch trotz des Geschenkes mit seinen listigen Reden nicht aufgehört habe, und sie beide schließlich einander ins Ohr geflüstert hätten, sagte sie: ‚Ich möchte wohl den ganzen aufregenden Vorfall, der sich gestern zwischen euch abgespielt hat, von Anfang an hören, denn ich weiß nicht, ob ich ihn bis jetzt der Wahrheit gemäß gehört habe. Ich wundere mich übrigens, daß zwei Klöster meines Herzogtumes, da ich als Stellvertreterin des Königs ganz in der Nähe residiere, mit völliger Nichtachtung meiner Person zu einem so unglückseligen Streite gelangt sind. Und ich werde es daher richtig zu ahnden wissen, wenn ich irgendwo eine Schuld entdecken kann, falls mir meine Ratgeber nicht widerraten.‘ Darauf entgegnete Ekkehard: ‚Es würde treulos sein, meine Fürstin, wenn ich, der ich am meisten nächst meinem Oheim (Ekkehard I.) zur Versöhnung beigetragen habe, dir jetzt, nachdem der Friedenskuß ausgetauscht ist, in anklägerischer Weise — und anders würde ich nicht können — Mitteilung machte. Denn obwohl mich der Abt gestern vielfältig gereizt hat, auch nachdem das Geschenk angenommen war — und du kennst ihn ja, wie er ist —, so möchte ich doch nicht den gelobten Frieden brechen, bei welchem so bedeutende Männer beteiligt sind. Und ich will nicht verschweigen, daß ich den Frieden ebenso auffassen möchte wie der Abt.‘“

Die strenge Fürstin ließ übrigens das nächtliche Eindringen in ein fremdes Kloster nicht ungeahndet, und sie bestimmte daher einen Landtag nach Walwies zur landesherrlichen Austragung der Sache. Als der Abt hier nicht erschien, lud sie die Parteien zum Hohentwiel vor, doch Ruodmann hatte sich inzwischen den Bischof von Konstanz durch Geschenke geneigt gemacht, und so kam er mit fünfzig Pfund Silbers als Buße davon.

In dieser Erzählung ist jedenfalls überall Falsches mit Wahrem gemischt, aber deutlich kommt die Strenge der Herzogin zum Ausdruck, so daß diese mehr als Mann denn als Frau erscheint. Es ist jedoch ganz unhistorisch, daß die Herzogin nach dem Tode ihres Gemahles die ausschließliche Macht in Schwaben gehabt hat; angestrebt hat sie sie jedenfalls, aber es ist ihr nur der herzogliche Titel belassen worden.

Das zweite größere Stück, an welches sich der Dichter zum Teil ganz eng angeschlossen hat, behandelt einen Ungarneinfall, der ins Jahr 926 zu setzen ist. Ganz selten

* Für des Griechischen kundige Leser sei hinzugesetzt, daß die Übersetzung korrupt ist und wohl lauten muß: *θάλασσαι καὶ ποταμοὶ εὐλογεῖτε τὸν κύριον, ὑμνεῖτε πηγαὶ τὸν κύριον ἀλληλουιά.*

** Der Vers steht Äneis II, 49.

finden wir in den frühmittelalterlichen Geschichtsquellen eine so ausführliche und lebendige Schilderung vom Einbruche des Feindes, und sie verdient namentlich in Hinsicht auf Scheffels Dichtung und auf den naturfrischen Reiz, der ihr innewohnt, weiteren Kreisen bekannt zu werden.

„Die Ungarn hatten von den Stürmen im Reiche gehört und zogen daher plündernd und verwüstend durch Bayern und belagerten Augsburg, doch konnten sie die Stadt infolge der Gebete des Bischofs Udalrich nicht einnehmen. Darauf fielen sie scharenweise in Schwaben ein, wo ihnen niemand entgegentrat. Da zeigte es sich, wie mutig Abt Engilbert (von Sanktgallen) in Leidenszeiten ausharren konnte. Denn als das Unwetter über uns heranzuziehen drohte und von den Klostervasallen jeder nur für sein eigenes Leben und Gut besorgt war, da befahl er den kräftigsten unter den Brüdern die Waffen anzulegen, und dazu wurden die Klosterhörigen bewehrt. Er selbst erschien wie ein Streiter des Herrn, Cuculla und Stola zog er über den Harnisch und befahl den Brüdern, das gleiche zu tun. ‚Lasset uns Gott bitten,‘ sagte er, ‚daß er uns jetzt dieselbe Kraft des Körpers verleihe wie vordem des Geistes, da wir im Vertrauen auf ihn bis auf den heutigen Tag dem Teufel widerstanden haben.‘ Nun wurden Pfeile geschnitzt, fester Filz zu Harnischen gearbeitet, Schleudern geknüpft, Holztafeln und Flechtwerk zu Schilden gefügt und Speere und Keulen im Feuer gehärtet. Anfänglich wollten wohl einige der Brüder und der Hörigen das Kloster nicht verlassen, da sie nicht an die Wahrheit des Gerüchtes glaubten, aber schließlich wurde doch ein Platz ausersehen, der zur Erbauung einer Burg wie geschaffen war. Er lag in der Nähe des Flusses Sitter, den der heilige Gallus einst zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit so benannte, da er aus drei ineinanderfließenden Gewässern besteht.* Auf einem steilen Hügel wurde hier nach Fällung des Waldes ein Kastell errichtet, welches außerordentlich fest war. In größter Eile brachte man alles Notwendige dahin, und nachdem man schnell eine Kapelle erbaut hatte, wurde sie zum Betsaal geweiht; hierher kamen die Reliquienbehälter und Diptychen, sowie fast der ganze Kirchenschatz außer der Bibliothek. Die Bücher hatte nämlich der Abt nach Reichenau geschickt, freilich auch nicht in einen sicheren Gewahrsam; denn als sie zurückgebracht wurden, war wohl die Zahl dieselbe, aber die Bücher stimmten nicht. Die Greise und die Klosterschüler wurden nach Wasserburg in Schutz gegeben, das man mit Hilfe der Klosterhörigen, die jenseits des Sees wohnten, besonders deckte; der Abt befahl ihnen, Lebensmittel mitzunehmen, damit sie sich der Sicherheit wegen häufig auf dem Wasser aufhalten könnten.

„Tag und Nacht wurden nun Leute auf Kundschaft ausgeschickt; sie durchstreiften die ihnen bekannten Örtlichkeiten, um den Brüdern die Ankunft der Feinde sofort zu melden, daß sie sich alsbald auf das Kastell zurückziehen könnten. Man wollte nämlich im Kloster nicht recht daran glauben, daß die Stiftung des heiligen Gallus jemals von diesen Barbaren heimgesucht werden würde. Ja, Engilbert war derselben Ansicht, und er ließ daher beinahe zu spät die kostbarsten Schätze des Klosters auf das Kastell bringen; das Tabernakel Otmars wurde denn auch den Feinden zurückgelassen. Denn diese zogen nicht zusammen heran, sondern in einzelnen Scharen, und da sie keinen Widerstand fanden, so griffen sie Städte und Dörfer an, plünderten sie aus und legten Feuer hinein; so fielen sie unvermutet ein, wo sie wollten. Auch aus den Wäldern brachen sie plötzlich hervor, oft weniger als hundert an Zahl, und nur der aufsteigende Rauch und der vom Feuer gerötete Himmel ließ erkennen, wo sich die einzelnen Scharen befanden.

„Damals war unter den Unserigen ein Bruder mit Einfalt und Torheit behaftet, dessen Reden und Tun oft mit Hohnlächeln aufgenommen wurden. Sein Name war Heribald. Als die Brüder sich zuerst zum Kastell begaben, wollten sie diesem Schrecken einjagen und rieten ihm, sich gleichfalls zur Flucht anzuschicken. Da antwortete er: ‚Fliehe, wer da will! Ich werde es nicht tun, da mir der Verwalter dieses Jahr kein Leder zu Schuhen gegeben hat.‘ Als ihn schließlich im letzten Augenblick die Brüder zwingen wollten mitzugehen, wurde er sehr ungehalten und vermaß sich hoch und teuer, er werde nicht eher fortgehen, als bis er sein heuriges Stück Leder erhalten habe. So erwartete er ohne Furcht die anstürmenden Ungarn. Die Brüder flohen aber beinahe zu spät, erst nachdem der schreckliche Ruf ertönte: ‚Sie kommen sofort.‘ Heribald blieb übrigens bei seinem Eigensinn und spazierte ruhig auf und ab.

„Jetzt kamen sie endlich mit ihren Köchern und drohenden Speeren und den verderblichen Pfeilen. Sorgsam durchsuchen sie die ganze Siedelung, weder Alter noch Geschlecht soll verschont werden. Doch nur jenen finden sie, wie er unerschrocken und gemächlich dastand, und sie wundern sich, was er noch wolle, und warum er nicht geflohen sei. Schon dringen einige auf ihn ein, aber man sieht zunächst von seiner Tötung ab, und die Vordersten fragen ihn durch Dolmetscher. Da man er-

* Aus Sint tria unum soll der Name Sitter entsprungen sein.

kennt, daß man es mit einem Toren zu tun hat, so schenken sie ihm unter Lachen das Leben. Den steinernen Altar des heiligen Gallus lassen sie ganz unberührt, denn sie hatten sich früher oft genug getäuscht, indem sie in solchen Heiligtümern nur Asche und Knochen vorfanden. Dann richten sie an Heribald die Frage, wo der Klosterschatz verborgen sei, und dieser geleitet sie ganz wohlgemut zu einer kleinen, verborgenen Tür, welche in die Schatzkammer führte. Sie erbrechen diese Tür, finden aber nichts als Leuchter und vergoldete Lichtkronen, welche die Mönche bei der Flucht hatten zurücklassen müssen. Sie glauben sich dadurch schnöde getäuscht und bedenken den Heribald mit Backenstreichen. Zwei von ihnen steigen auf den Glockenturm, da sie vermuten, daß der Hahn auf der Spitze von Gold und der Gott des Ortes sein müsse, welcher ja nur aus einem edlen Metall bestehen könne. Einer von ihnen nahm nun seinen Speer, um den Hahn damit herabzuschlagen; er beugte sich aber bei der kräftigen Wendung zu weit vor, stürzte in den Vorhof hinab und starb an dem Falle. Der andere war inzwischen auf die östliche Giebelspitze gelangt, und indem er hier das Heiligtum schänden wollte, stürzte er rücklings hinab und kam vollständig zerschmettert unten an. Heribald erzählte später, daß die Ungarn beide Leichen in der Tür verbrannten; als das Feuer des Scheiterhaufens schon das Türgebälk und die getäfelte Holzdecke gierig angriff, hätten sie den Brand durch Schüren mit Stangen zu vergrößern gesucht, es sei ihnen aber doch nicht gelungen, die Kirche des heiligen Gallus und des heiligen Magnus (heute St. Mang) in Brand zu setzen.

„In dem gemeinsamen Keller der Brüder befanden sich damals zwei Fässer Wein, gefüllt bis zum Siegel. Weil niemand bei der eiligen Flucht noch Ochsen anschirren und zu fahren wagte, so waren die Fässer zurückgeblieben. Merkwürdigerweise blieben sie vom Feinde unversehrt, wahrscheinlich weil man auf den Beutewagen Überfluß an Wein mit sich führte. Einer von den Ungarn erhob übrigens seine Axt, um dem einen Fasse die Handhabe abzuschlagen, da rief ihm Heribald zu, der schon ganz freundschaftlich mit ihnen verkehrte: ‚Laß doch, guter Mann! Was sollten wir denn trinken, wenn ihr abgezogen seid?‘ Der Ungar ließ sich das verdolmetschen und lachte und bat seine Genossen, den Wein des Schwachsinnigen nicht anzurühren. So blieben die Fässer unberührt, bis der Abt wiederkam, nachdem die Ungarn abgezogen waren.

„Die Ungarn sandten nun auch eine Menge Kundschafter aus, um die benachbarten Wälder und alle versteckten Plätze sorglichst zu durchsuchen, und warteten deren Ankunft ab, ob sie etwas Wichtiges zu melden hätten. Dann endlich — Wiborad war schon getötet — lagerten sie sich auf dem Vorhof und auf den Grasplätzen zu reichlichem Frühstück. Indes wurde auch das Tabernakel des heiligen Otmar, das man wegen der großen Eile auf der Flucht nicht hatte fortschaffen können, seines Silbers beraubt. Die Führer der Ungarn hatten den Klosterhof besetzt und hielten einen schwelgerischen Schmaus, woran auch Heribald teil nahm; er erzählte uns später, daß er noch niemals so gesättigt gewesen sei. Sie hatten sich übrigens nach ihrer Weise einfach auf das grüne Gras zum Mahle gelagert, während Heribald für sich und einen anderen Geistlichen, den sie gefangen mit sich führten, Sessel hinstellte. Der Gebrauch von Messern war den Ungarn unbekannt, sondern sie zerrissen die Fleischstücke mit den Zähnen und verschlangen sie, als sie erst halb gar waren, und die abgenagten Knochen warfen sie sich gegenseitig zum Spaß an den Kopf. Zum Trinken waren in die Mitte volle Eimer hingesetzt, daraus trank jeder, soviel er wollte. Und als sie vom Weine heiß geworden waren, da fluchten sie auf das gräßlichste bei ihren Göttern, wobei Heribald und der andere Geistliche mittun mußten. Dieser Kleriker war der ungarischen Sprache mächtig, weshalb man ihm das Leben geschenkt hatte, und jetzt schrie er nach Kräften mit ihnen. Als er aber darin genug getan zu haben glaubte, da stimmte er unter Tränen den Wechselgesang vom heiligen Kreuze ‚Heilige uns‘ an — es war der Tag vor der Kreuzauffindung —, und Heribald sang mit ihm durch, obwohl er eine schrecklich rauhe Stimme hatte. Da lief alles zusammen, was da war, um diesen wunderbaren Gesang anzuhören, und in ihrer ausgelassenen Freude fingen die Ungarn an, vor ihren Führern zu tanzen und Ringspiele zu veranstalten. Ja, einige gingen auch bewaffnet gegeneinander vor, um zu zeigen, wie erfahren sie in der Kriegskunst seien. Nun glaubte jener Geistliche die Zeit gekommen, um bei der allgemeinen Freude seine Freilassung zu erbitten; nachdem er den Beistand des heiligen Kreuzes angefleht, warf er sich unter Jammer und Tränen zu Füßen der Häuptlinge. Jene ließen darauf ein entsetzliches Zischen und greuliches Grunzen laut werden und fragten ihre Leute, was sie mit dem Manne zu machen gedächten, und sofort stürzten diese blutdürstig herbei, ergriffen den Unglücklichen im Nu und zogen ihre Messer, denn sie wollten, bevor sie ihn töteten, mit seiner Tonsur das Spiel anfangen, das die Deutschen picchin* nennen.

„Doch während sie dies vorbereiteten, stürzten plötzlich aus dem Walde, welcher nach dem Kastell

* Soviel als picken, d. h. stechen.

hin lag, Kundschafter unter Eilsignalen der Tuba und unter großem Geschrei heran: sie sagten aus, daß ganz in der Nähe ein festes Kastell mit bewaffneter Mannschaft liege. Die Folge war, daß Heribald und jener Geistliche allein im Kloster zurückgelassen wurden, alle anderen eilten schleunigst heraus, und wie gewöhnlich standen sie, ehe man es glauben sollte, zur Schlacht bereit. Als sie aber vernahmen, die Beschaffenheit des Kastells sei eine solche, daß sie die Feste nicht einnehmen könnten, so verzichteten sie darauf, denn der Ort war für sie wegen des langen und steilen Bergrückens nur unter großer Gefahr und schwerem Verlust zugänglich, und die Streiter, welche seine Besatzung bildeten, waren tüchtige Männer, die der Menge der Feinde jedenfalls nicht weichen würden, solange sie genügende Lebensmittel hatten; außerdem war Gallus, der Gott des Klosters, feuergebietend. Man verließ daher das Kloster, und beim Abzuge steckte man die Häuser des Dorfes an, damit man sehen konnte, denn die Nacht brach herein. Dann wurde Menschen und Tuben Stillschweigen auferlegt, und der Schwarm zog auf dem Wege nach Konstanz fort.

„Die Leute auf dem Kastell glaubten natürlich, daß das Kloster brenne; als man aber den Abzug der Feinde erfahren hatte, folgte man ihnen auf kürzeren Wegen, und beim Angriff auf die Kundschafter, welche hinter der Hauptmasse zogen, tötete man einige Ungarn, während man einen verwundeten Feind gefangen nahm; die übrigen Kundschafter entkamen mit Mühe und Not und verkündeten durch Tubensignale dem vorausziehenden Heere, daß Vorsicht nötig sei. Da suchte das Heer schleunigst das ebene Feld zu gewinnen und stellte sich hier, wie es die Gelegenheit ergab, zur Schlacht geordnet auf, und während die Wagen nebst dem übrigen Troß umhergestellt wurden, verteilte man die Stunden der Nacht in Wachen; dann ließ man sich im Grase nieder, und unter tiefem Stillschweigen wurde Wein gezecht, bis der Schlaf sich auf die Müden herabsenkte. Beim ersten Morgengrauen aber stürzten sich die Ungarn in die nächsten Dörfer, um zu untersuchen, ob sie bei ihrem eiligen Marsche von der Beute etwas vergessen hätten; so raubten sie alles zusammen und steckten jedes Gebäude, an dem sie vorbeikamen, in Brand.

„Der Abt Engilbert ließ die meisten Streiter nun im Kastell zurück und ging mit einigen beherzten Leuten zum Kloster, um auszuforschen, ob sich hier ein Teil der Feinde zum Hinterhalt versteckt hätte. Ihn jammerte der Schwachsinn Heribalds, der übrigens aus guter Familie stammte, und man suchte sorgfältig nach seiner Leiche, um sie zu beerdigen. Man fand ihn aber nirgends, denn der Kleriker hatte ihn endlich dazu bereden können, mit ihm den Gipfel des nächsten Berges zu besteigen, und hier hatte er sich unter Gebüsch und Laub versteckt. Da er unsichtbar blieb, so bejammerte der Abt sein Schicksal von neuem, denn er glaubte, daß die Ungarn den schwachsinnigen Mann als Gefangenen mitgeführt hätten. Darüber wunderte sich aber Engilbert, daß die zwei Weinfässer unberührt geblieben waren, während doch die Ungarn dem Weine stets sehr stark zusprachen." *

Diese Erzählung vom Ungarneinfall im Kloster Sanktgallen sucht unter den Berichten der zeitgenössischen Geschichtschreiber an Lebendigkeit und Frische ihresgleichen. Über die Ungarn und ihr Wesen im Feindesland hat sich überhaupt keine andere Schilderung von einer ähnlichen Anschaulichkeit erhalten, und daher ist dieser Bericht aus der alten Klosterchronik von unschätzbarem Werte.

Es soll allerdings nicht verschwiegen sein, daß Ekkehard gerade hier ein besonders schlechtes und äußerst ungewandtes Latein geschrieben hat, dessen Übersetzung oft schwierig genug ist. Scheffel aber benutzte die meisten der hier erzählten Einzelzüge in geradezu meisterhafter Weise zu seinem vortrefflichen Gesamtbild, in welches sich die Abschnitte „Der Hunnen Heranzug" und „Heribald und seine Gäste" teilen.

Auch andere Schriften, welche in Sanktgallen im zehnten und elften Jahrhundert entstanden waren, hat der Dichter herangezogen, um das Zeitkolorit treulich zu wahren, besonders die Lebensbeschreibungen der heiligen Wiborad von Hartmann und Hepidannus, welche zum Teil eine sehr erwünschte Ergänzung für die Klosterchronik boten. Ferner hat er es nicht verschmäht, die wichtigsten der zeitgenössischen Handschriften des Klosters auf zufällige Randbemerkungen, kleine Einträge und Glossen durchzusehen, und er hat gerade aus solchen zerstreuten Notizen nicht selten überaus wertvolle Beiträge für die Geschichte unseres alten Volkslebens herausziehen können. Doch es würde hier zu weit führen, ein vollständiges Bild von dem Sammelfleiß Scheffels zu geben, der auch das kleinste nicht un-

* Die Übersetzung habe ich nach der vortrefflichen Ausgabe Meyers von Knonau gegeben (St. Gallische Geschichtsquellen, III. St. Gallen, 1877).

beachtet ließ, wenn er es dem großen Ganzen an rechter Stelle geschickt einflechten konnte. Und wenn auch in der Zahl der benutzten Quellen die bedeutenden Werke von Widukind, Hrotsvit und Liutprand nicht fehlen, welche auf völlig anderem Boden entstanden, und deren Grundlage eine wesentlich andere ist als diejenige der reichhaltigen Literatur von Sanktgallen, so erscheint doch unter der großen Menge von Quellenschriften als die weitaus bedeutendste die Klosterchronik Ekkehards, da sie dem Dichter die Hauptanregung zu seinem unsterblichen Werke gegeben hat.



Ein Traum

Von

Gabriele d'Annunzio

Tot war sie — kalt. Die Wunde sah man eben
Nur in der Seite. Seltsam, daß entweiche
Aus solchem kleinen Tor so großes Leben.

Viel bleicher als das Linnen war die Leiche;
Nie sahen meine Augen noch vorher
Auf Erden sonst etwas von solcher Bleiche.

Es wogte an die Scheiben wie ein Meer
Von Glut der Sommer. Fliegen — furchtbar groß —
Summten im Zimmer rastlos hin und her.

Kalt war sie. Doch ich fragte: „Schläfst du bloß?"
Mit wildem Lächeln und mit heiserm Klang
Ganz aus der Nähe: „Schläfst du? schläfst du bloß?"

Es faßte mich beim Klange schaudernd bang,
Nicht meine Stimme sei's, die „Schläfst du?" ruft;
Ich lauschte, doch kein Wort, kein Hauch erklang.

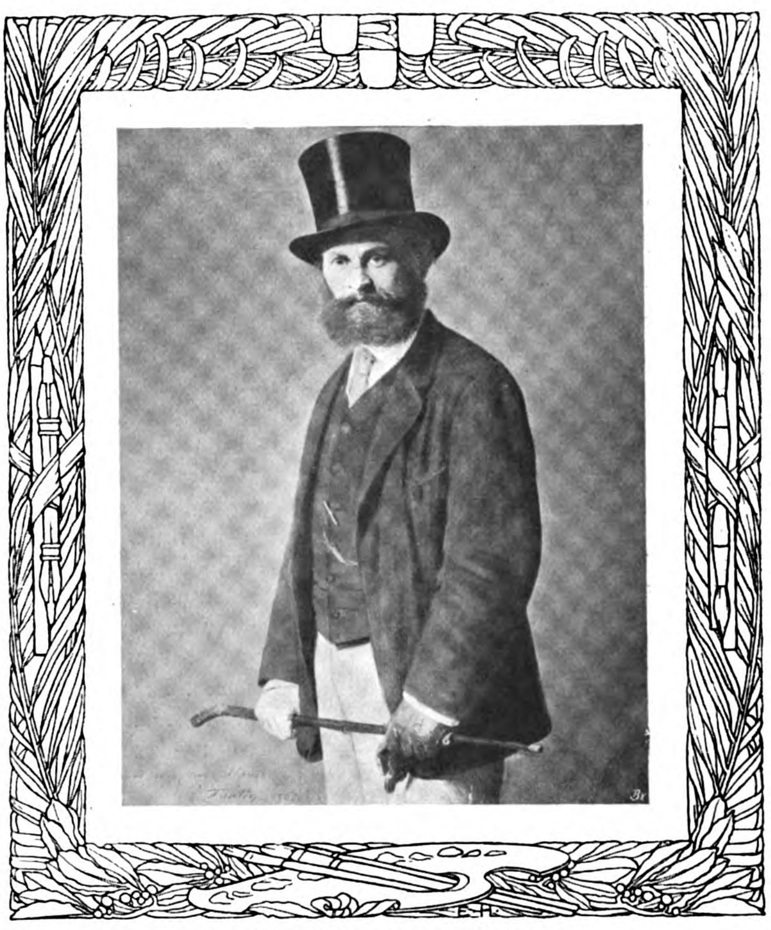
Es breitet in der schwülen Zimmerluft —
Die Wände ringsum schienen mir von Feuer —
Geruch sich aus, Geruch der Totengruft.

Ich meinte zu ersticken in dem ungeheuer
Bezwingenden Geruch. Selbst hatte ich vorher
Verschlossen Tür und Fenster. — Und mit neuer

Verwirrung: „Schläfst du?" ... Niemals hört sie mehr ...
Viel bleicher als das Linnen war die Leiche;
Nie sahen meine Augen noch vorher

Auf Erden sonst etwas von solcher Bleiche ...

Deutsch von **Else Schenkl**



Fantin Latour: Edouard Manet.

Edouard Manet
der Bahnbrecher des Impressionismus in der Malerei

Von

Rudolf Klein

Welches sind die Grundfaktoren gallischen Geistes? Man würde fehlgehen, wenn man bei der Feststellung vornehmlich eine Epoche im Auge behielte oder im letzten Jahrhundert eine bestimmte Richtung. Und schon beginnt der Stoff sich unter unseren Händen zu zerteilen, sobald man vom Standpunkt der Rassenpsychologie aus in Betracht zieht, daß der Norden Frankreichs, die Normandie, stark mit germanischem Blute durchsetzt ist und daß Barbey d'Aurévilly, Millet und Maupassant, drei der stolzesten Söhne Frankreichs im letzten Jahrhundert, normanischer Herkunft sind. Im Zeitwechsel der werdenden Geschichte fiel es Frankreich zu, im achtzehnten Jahrhundert seine glänzendste Kunstrolle zu spielen, und wir haben uns gewöhnt, nach den hier zu Tage getretenen Zügen dieses Volk vorzugsweise zu werten, seine hier blühenden Wesenszüge die ureigensten zu nennen. Aber auch bei genauer Nachprüfung

müssen wir zugeben, daß sie besonders belangvoll sind, schon weil der um diese Zeit im Vordergrunde stehenden Denkart in allen Landen Zwillingsschwestern wuchsen, deren keine zwar diesen Grad der Verfeinerung erreichte. So haben wir uns denn daran gewöhnt, dem gallischen Geiste diese ganz bestimmte Marke anzuheften, die sich dennoch nicht so leicht in zwei Worte fassen läßt. Doch man vergißt nur zu oft, daß eine Zeit vornehmlich eine Eigenschaft ins rechte Licht rückt. Aber immerhin, da jene sich damals so glänzend zeigten wie nirgends, mußten sie schon dieses Volkes hervorstechendste sein. Zwar wandeln die Schäferinnen des Fragonard heute nicht mehr in den Avenuen von Paris und mischte sich schon damals Rousseaus Stimme in die geistreich-zynischen Aperçus eines Galiani. Und dann, war dieser Galiani, dieser Erzfranzose, nicht italienischer Abstammung wie Rossetti, der Erzengländer? und folgt nicht auf Bouchers Lüsternheiten des David „Schwur der Horatier“? Die erste Bemerkung könnte die Sonderheit der Rassenveranlagung beinahe erschüttern — die sich im Grunde, aus weiterer Perspektive gesehen, doch nicht erschüttern läßt —, wie die andere zeigt, wie sehr der Geist eines Volkes unter veränderter Konstellation veränderte Form annimmt. Man müßte ein gründlicher Kenner französischer Geschichte sein, um viele Beispiele gegeneinander zu stellen und doch im Grunde die gleiche Wurzel zu ziehen. Denn der Geist eines Volkes läßt sich auf eine Gleichung bringen. Und, beachten wir auch den Kontrast zwischen Normannen und Südfranzosen: der gallische Geist war im neunzehnten Jahrhundert der gleiche wie im achtzehnten. Damals Salonphilosophie, ein Atheismus für Abbés und Maitressen — heute Analysen und Vivisektion, eine Psychologie reduziert auf einen Gehirnmechanismus und eine Kunst, die sich um die Wiedergabe der Wirklichkeit mühte, wie sie ehedem den Reizen der Sinne diente. Der Unterschied ist: der Ernst der Zeit hat den Ernst der Arbeit betont — in jeder Beziehung — und so in der Kunst auch neben der Stoffwahl das Stoffliche. Man sage nicht, es sei in Deutschland genau das gleiche. Zwar liegen die Keime der Zeitströmung überall in der Luft, doch unterscheiden sich die wahrhaft produktiven Geister der Nationen wesentlich, nur ihre Epigonen ähneln einander stets. Also das Material ist im neunzehnten Jahrhundert vergröbert, aber das gleiche. Die Normannen unter den letzten, vor allen Millet, unterscheiden sich von ihren Pariser Brüdern vornehmlich durch ein stärkeres Betonen und Verstehen der Landschaft — ein echt germanischer Grundzug, während in Maupassant schon derart der Geist des Galliers herrscht, daß er sich

E. Manet: Die Frau mit den Kirschen.

von dem Pariser Manet nicht unterscheidet. —

Wenn man in Betracht zieht, was am französischen Geiste das Wesentliche sei, und zu dem Resultat gekommen ist, seine erste und höchste Äußerungsform habe er im achtzehnten Jahrhundert gezeitigt, und dann als das künstlerische Äquivalent des wahrhaft Produktiv-Gallischen das Sinnlich-Rezeptive, Technisch-Handwerkliche setzt, so kommt man weiter zu der Einsicht, daß es seinen Glanzpunkt hierfür eben erst im neunzehnten Jahrhundert erreichen konnte. In ihm erst ermöglichten die gänzlich veränderten Konstellationen es dem gallischen Geiste, diese Seite seines Wesens voll zu entwickeln. Royalismus und Demokratie: die gleiche Wandlung unterscheidet die Kunst vor und nach der Revolution. An Stelle des geistreichen Spieles ist der Ernst getreten, an Stelle des Genießens die Arbeit. Und so setzt denn mit den Zeichnern, die die Zeit Louis Philipps verspotteten, und deren größter Daumier ist, diese Periode recht eigentlich ein. Es leuchtet als heiße Vorahnung des kommenden Farben- und Lichtrausches das Meteor Delacroix, während Millet und Courbet stofflich den Grundstein des Baues legten, als dessen Krone glänzendsten Solitär wir heute reiner denn je Manet erstrahlen sehen. Daß jede Zeit künstlerischen Ringens, und sei sie voll der unerhörtesten Neuerungen, sich verwandter Ahnen erinnert, und lägen sie zeitlich weit zurück, ist ein Beweis für die Notwendigkeit der Tradition und ihr wahres Wesen. Und so schaute man denn, wie man aus ähnlichen Gründen ein halbes Jahrhundert vorher nach Holland geschaut hatte, jetzt nach Spanien hinüber. Schon Ribot und Courbet hatten sich von den großen Malern dieses Landes angezogen gefühlt, und wenn Manet, dem, wenn auch durchaus nicht allein, das Wesen der Lichtmalerei aufging, als seinen Meister den großen Velasquez sich erkor, so mögen hierfür, wie man neuerdings, vielleicht nicht mit Unrecht, annimmt, noch jene spanischen Neigungen entscheidend gewesen sein, die durch den Geschmack Eugenies in Schwung kamen.



E. Manet: Der Pfeifer.

Die Zeit war eine Zeit des Kampfes. Im Volke brodelte und gärte neues Leben, seine Genien bewachten bewaffneten Auges die Retorten ihrer Laboratorien, Erfindung reihte sich an Erfindung, und der Kaiser hielt seine sinkende Macht aufrecht dadurch, daß er den Blick seines Volkes auf auswärtige Händel richtete. Das Wesen der Revolution, dem die neue Gesellschaft ihr Dasein verdankte, war wiederum verdunkelt durch den noch nicht entschlummerten Heroismus, den einst die Siege des großen Napoleon entfesselt hatten. Dieweil wurden im Inneren jene künstlerischen Schlachten geschlagen, denen wir heute ungläubig, wie



E. Manet: Der Balkon.

hundert die Einführung der figuralen Perspektive. Das Wesen des Lichtes ist Luftperspektive und kann nie wieder ganz überwunden werden, wie mancher wohl meinen mag. Man hatte bis dahin die Dinge gemalt, ohne das Medium der Luft, Vorgänge im Freien wie Vorgänge im geschlossenen Raum unter den gleichen Bedingungen gesehen, also die notwendige Wirkung durch Form und Linie, nicht aber rein durch den Ton ausgedrückt. Der bis zum Äußersten verfeinerte Ton wird nun einmal Darstellungsmittel perspektivischer Art, also des Raumes, dann der Träger seelischer Momente. Nun hat man ja, wie manche Gegner mit Recht einwarfen, in früheren Zeiten schon Licht gemalt. Sowohl della Francesca im vierzehnten Jahrhundert, wie vor allen im siebzehnten der Holländer Vermeer. Doch ist dieses Licht wesentlich anderer Art: es fehlt ihm die Luft, das Atmosphärische, wie hinwiederum in neuerer Zeit manche Künstler, so vor allem der Holländer Israels, Luft malen, aber nicht eigentlich Licht.

einem Märchen, unser Ohr leihen, indem wir nicht fassen können, es habe Frankreich je eine andere Kunst besessen denn jene, die uns heute mit seinem Wesen identisch scheint. Wir erinnern uns heute nicht jeden Augenblick der Tatsache, daß des Landes Kaiserin den Reifrock wieder in Mode setzte, um ihres Leibes werdende Frucht auf glänzenden Bällen dem Auge Indiskreter zu entziehen, und sich entrüstet von Courbets nackten Frauen wendete und befahl, sie zu entfernen. Den gleichen Sturm entfesselte Manet. Und weniger dadurch, was er darstellte, als dadurch, wie er es darstellte.

Das Sujet war bei Millet und Courbet, den damals längst Anerkannten, das Neue gewesen; die Art des technischen Vortrags war es bei Manet. Als erster, wenn auch durchaus nicht als einziger, rang er in seinen Werken um das Wesen des Lichtes. Das Wesen der Lichtmalerei ist eine technische Bereicherung der Ausdrucksmittel der bildenden Kunst wie einst im vierzehnten Jahr-

Das war das Unerhörte an Manets ersten Bildern, die jenen Entrüstungssturm hervorriefen, der uns um so unbegreiflicher ist, weil wir das Wesen dieses Programms in den beiden frühesten Bildern: „Olympia“ und „Frühstück im Grase“, durchaus nicht so restlos ausgedrückt finden, während die Art des Vorgangs, der freilich Manets individuelle Spur deutlich trägt, den Ausschlag gab. —

Wie Manet Farbe und Licht sah, ist oft genug betont worden; wie er den Menschen als Individuum sah, wie er das Leben sah, soll hier mehr hervorgekehrt werden. Denn seine Werke sind nicht eine bloße Abschrift der Natur, es ist in ihnen eine immer wiederkehrende Anschauungsweise der Dinge, wenn auch in rein malerischer Ausdrucksform.

Der Kopf Manets ist breit und blond; man möchte eher an einen Germanen denn an einen Franzosen denken.

Ich sagte, daß nicht das Technisch-Neue seiner Kunst hier das Hauptthema bilden solle, vielmehr das Wesen seiner Individualität. Sie zeigt uns zunächst, daß dieser Künstler nie in den Naturalismus verfallen ist, der unpersönlich die Dinge wiedergab. In seiner Kunst wird der Ton zum Stil. Die seltsam gelassene Ruhe eines gesättigten Lebensgefühls ist es, die aus seinen Bildern weht. Eine Ruhe ist in seinen Frauen und Männern oft, eine Ruhe, der ein antiker Zug innewohnt. Courbet hat davon nichts und nicht die späteren Künstler, selbst auch Monet nicht. Eine Morbidezzafadheit und Blässe manchmal, die beinahe pervers ist, und wieder ein Zug von verhaltener Kraft. Und das Erotische wirkt raffiniert und abgeklärt zugleich. Das Lüsterne und Frivole ist entfernt; ein Nacktes, Vegetatives ist an dessen Stelle getreten. Gegensätze der Farben und die Gruppierung der Figuren im Raume ermöglicht. Ein Zug, der sich bei keinem seiner Zeitgenossen, weder vor noch nach ihm unter den Franzosen findet. Diese Anschauung der Natur und dieser Ausdruck im Malerischen stehen im neunzehnten Jahrhundert ganz einzig da, nur sind sie bisher nie genug betont worden, weil man den Unterschied zwischen Manet und seinen Zeitgenossen nie genug betonte. Hier liegt in seiner Kunst das Spanische, das an Velasquez denken läßt, jenen Interpreten einer Zeit, da die Etikette den Schlag des Herzens dämpfte und die Sinne ein kalter Zwang auf ihren Herd beschränkte. Der Vergleich zwischen dem Franzosen und Velasquez ist oft gezogen worden. Doch möchte ich ihn nicht in dem Sinne betont wissen, des Künstlers Pinselstrich gemahne an den großen Spanier, vielmehr jene das Unpersönliche streifende Art, den Menschen zu sehen und in den Raum zu stellen. Es sind diese Menschen meist nach-



E. Manet: Der Garten. (Porträt.)

Ein so großer silhouettenhafter Zug steckt in den Bildern dieses Malers, ein Zug, der, ich sagte es schon, oft eine antike Ruhe bedingt, und der die großen, vereinfachten denklich, kalt und versonnen, eine Art, die gänzlich verschieden ist etwa von der des gegenständlich Toten, das den Figuren des technisch so vorzüglichen Leibl eignet. Es

ist dies eine Art zu sehen, die immer wiederkehrt, handele es sich nun um das Porträt zweier alter Leute, um ein nacktes Mädchen, das auf dem Bette liegt, um ein Frühstück im Grase oder um ein solches im Atelier. Und diese Art des Seelischen ist eng verwandt und innerlich verwachsen mit dem formalen Ausdruck des Künstlers, jener breiten, ruhigen, beinahe phlegmatischen Art. Diese deutlich aussprühenden seelischen Vibrationen in Worte zu fassen, ist bei kaum einem Künstler so schwer wie bei diesem, der sich gerade hierdurch so wesentlich von seinen Zeitgenossen und den ihm sonst Gleichstehenden unterscheidet.

Es ist dann in seiner Kunst ein Hauch jenes aristokratisch verfeinerten Bürgertums aus dem zweiten Kaiserreich, dessen großer weltmännischer Zug auf uns Nachgeborene so verführerisch wirkt, da er ab und an mit einer gewissen Einfalt gepaart ist, die nahe an die Tage Louis Philipps streift, und deren Toilettenreize uns Manet so pikant vorführt. In dem Bilde „Nana“ und bei „Père Lathuill“ weht ein Hauch der Erotik des modernen Paris, die der Inhalt der Kunst eines Renoir ist. Aber auch hier ist noch alles kräftiger, ruhiger. Man beachte nur das Profil des Herrn im Zylinder auf dem Bilde „Nana“, und wie es dem kräftigen, knospenden Mädchen bei der Morgentoilette zuschaut. Ein verwandter Zug ist es, der sich hin und wieder in der männlichen Kraft Maupassants und seinen knappen klassischen Liebestropfen zeigt.

Des Künstlers Kolorit, in dem er diese Empfindungen ausdrückt, unterscheidet sich von dem aller übrigen Franzosen. Es ist weich und gedämpft entgegen dem bunten und scharfen der Monet, Renoir, Pissaro, Sisley, die in ihren späteren Werken alle eine verwandte Note aufweisen. Sein Kolorit, das in Adagio gehalten ist, entspricht dem getragenen Wesen seiner Menschen. Diese großen, einfachen Gegensätze von Hell und Dunkel, Ton und Lokalfarbe zugleich, welche Wirkung erzielen sie! Aber die, die Manets Wert heute betonen, sollten nie vergessen, daß das Wesen seiner starken Wirkung in einem gewissen Gegensatz zu seinen Nachfolgern beruht, die die letzte Konsequenz seines technischen Prinzips zogen: ihn schützte ein früher Tod — der 1832 geborene Künstler starb bereits im Jahre 1883 — vor den Gefahren der Auflösung, da die Kunst zum Experiment wurde, zur reinen Technik. —



E. Manet: Ruhestunde.

In den Tagen seines Schaffens und später wurde Manet zwar gefeiert, doch hob sich aus dem Werden des ewig Neuen seine Gestalt nicht gebührend ab. Heute, da in Frankreich ein gewisser Stillstand eingetreten ist, leuchtet sein Stern glänzender denn je. Und die, die einst mit ihm vor der Schlachtreihe fochten, und deren Namen zugleich mit dem seinen genannt wurden, weichen, ob sie wollen oder nicht, zurück, wie



E. Manet: Im Boot.

die nächste Umgebung eines Fürsten sich stets in einiger respektvoller Entfernung hält, um die Gestalt des Dynasten nicht zu kreuzen.

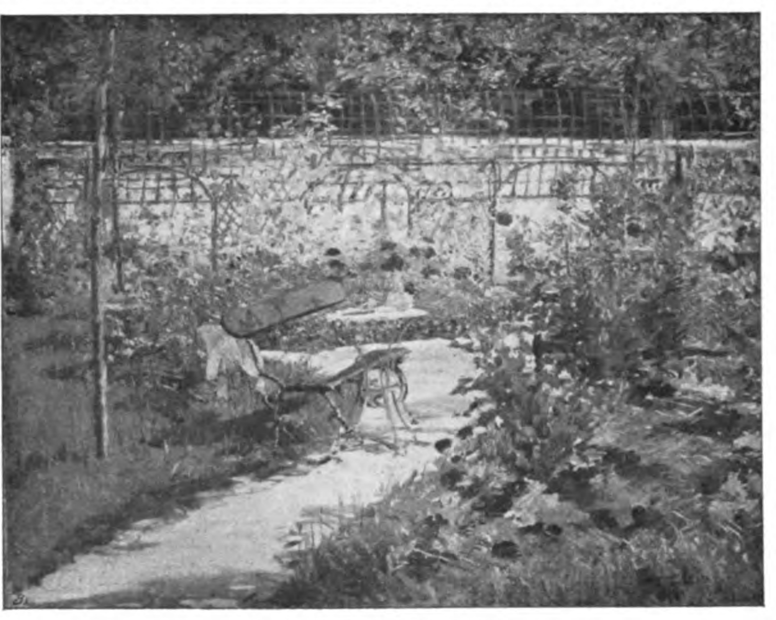
Und so ist denn gegen ihn Courbet ein plumper Geselle, Renoir zierlich in seinem Geist und seiner Erotik und Monet manchmal trocken und bürgerlich.

Manet ist heute ein Klassiker, und man beginnt, auf ihn zurückzugreifen. Die ganze große Schar vorzüglicher Künstler, die Rops und Renoir, Steinlen, Degas und Lautrec verschwinden neben ihm, dessen Werk sich nun mit jener zeitlosen Kühle, die den Großen eignet, emporhebt. Sie alle sind Trabanten dieses hellleuchtenden Planeten. Eine ganz besondere Wirkung scheint er jetzt bei uns in Deutschland zu üben. Wir verdanken diese wohl in erster Linie Max Liebermann und dem Kunstsalon Cassirer: die Berliner Sezession steht unter seinem Zeichen, sie, die sich so überraschend schnell zum lebenskräftigsten der jungen deutschen Kunstzentren entwickelt hat. Und diese Führerschaft ist ihre Zukunft, denn Manet ist ein Anfang, Böcklin ein Abschluß. So mag man die Jugend schon an den Anfang weisen. Wem gegeben ist, das letzte Ziel zu erreichen, wird den Weg dahin schon finden.

Doch ein Wort zur Klärung sei hier am Schlusse mir gestattet. Man will uns neuerdings bei jeder Gelegenheit in Literatur und Malerei die Ästhetik der Franzosen als die alleinseligmachende aufdrängen, indem man sagt, der schwerfällige, stets auf das Gedankliche gehende Deutsche verstehe vom Wesen der Kunst nichts. Stets sei er bestrebt, die reine Kunst durch einen unkünstlerischen Inhalt zu befrachten, und schade so sich selbst. Ich antworte darauf: wir, wir Deutschen haben einen Dürer, Rembrandt, Goethe, Böcklin hervorgebracht, und nicht die Franzosen. Drum sei ihre Ästhetik auch nicht die unsere und leiten wir diese aus den Werken unserer Großen jetzt und in Zukunft ab.

Gewiß hat in der Kunst kaum eines Volkes im letzten Jahrhundert so lange ein unkünstlerisch-literarischer Inhalt — das Zeichen der Epigonen — im Vordergrunde gestanden wie bei uns; doch ist es nicht angebracht, mit diesem jeglichen Inhalt über Bord zu werfen und an seine Stelle die vergeistigte Technik objektiver und subjektiver l'art pour

l'art-Losung zu setzen. Ein Blick auf die deutsche Kunst vergangener Jahrzehnte macht uns den Unterschied sofort klar: Wilhelm Kaulbach benutzt als Schwächling eine literarische Kletterstange, um die Stockwerke seiner Bilder aufzubauen, Alfred Rethel aber ist ein Mann von Dürerscher Wucht und Kraft. Ludwig Richter ist ein ganzer Künstler und sein Werk der Seelenspiegel eines Volkskreises, Knaus dagegen ein mehr unterhaltender denn ein gestaltender Künstler. Diese Unterschiede beachte man. Nun sind Rethel und Richter zwei starke Söhne deutschen Stammes zwar, doch leider einer Zeit, in der die Ausdrucksmittel tief daniederlagen. Doch wer möchte ihren seelischen Gehalt für eine glänzende Technik hingeben! Leibls kalte, überlegene Virtuosität vermag sie nicht zu ersetzen. Nun läßt sich ja freilich eine weit vergeistigtere Technik denken als die Leibls, eben die Manets, doch ist selbst sie im Rückstand gegen eine schaffende Phantasie. Freilich, wie viel Nichtkönnen verbirgt sich heute in Deutschland selbst bei manchen Jungen wieder hinter dem Schanzwort: Phantasie, und wie verächtlich sehen diese dann auf eine gründliche Malerleistung herab, deren rein technische Qualitäten die höchsten Genüsse zu vermitteln vermag. Ja, dies ist eine Beobachtung, die mir noch nicht betont zu sein scheint und die die volle Existenzberechtigung der sinnlich-rezeptiven Malerei neben der gedanklich-dekorativen bewiese: bis zum siebzehnten Jahrhundert, dem Geburtssäkulum der ersteren, war die Kunst ausschließlich Tempelkunst, und das kann auch die zweite nur sein und sollte sie auch heute noch, während die erste ins Wohnhaus gehört —: vom Mittagstisch aus, bei Wein und guten Speisen mag mein Auge nicht auf einem Böcklin ruhen, es scheint eine Profanation, wohl aber auf dem köstlichen Farbenschmelz eines Manet.



E. Manet: An der Gartenmauer.

In der Kunst Manets drückt sich eine Lebensanschauung aus, der Pulsschlag einer Gesellschaft, doch kein religiöser Zug; wir folgen in ihr nicht den Spuren einer Weltanschauung, die Verbindung zum Jenseits wird nicht geknüpft. Doch wird kein Vernünftiger dies von seiner Kunst fordern. Wir suchen sie nicht bei ihm, können sie von einem Repräsentanten seiner Zeit nicht verlangen. Und ich betone sie nur, weil man ihre Berechtigung überhaupt nun bestreiten möchte. Das Wesen eines Inhaltes, seine Berechtigung und Wirkung läßt sich selbst aus den Werken Manets und seiner Nachfolger ableiten. Seine Errungenschaften können nie überwunden werden, doch niemand wird sich der Einsicht verschließen dürfen, daß ihnen eine Auflösung folgte, der er selbst nicht verfiel, und daß gerade deshalb er uns heute als der größere von vielen erscheint und wir auf ihn zurückgreifen. Und daß die eigensten Reize Manetscher Individualität sich zum Teil in seinen früheren Werken stärker finden als später, ist ein Beweis für meine Behauptung. Daß ein ausschließliches Beschäftigen mit der Technik den Kunstinhalt

aufzehrt, erkennt man noch stärker an Monet, wenn man dessen frühe Werke den späten zum Vergleich stellt.

So ist denn das Werk Manets Mittelpunkt und Vollendung dieser Kunstschule und Naturanschauung und er der Franzosen Größten einer. Vergleichen wir ihn zum Schluß mit unserem Größten, mit Böcklin, so müssen wir, ohne ihn verkleinern zu wollen, einsehen, daß er diesem an Souveränität nachsteht. Nicht vermochte er gleich diesem aus den beobachteten Naturdetails kraft der schöpferischen Phantasie organische Neubildungen zu schaffen, denen jede Wahrscheinlichkeit und Lebensmöglichkeit eignet. So bleibt denn Böcklins Kunst die höhere. Er sah die Natur wie Goethe, Manet sah sie wie Darwin.



E. Manet: Im Treibhaus.

Dann scheint es aber auch unrichtig, zu sagen: wer etwas fürs Gemüt verlangt, gehe bei Manet leer aus, nur das Malerauge vermöge ihn zu genießen. Es unterscheidet Manet gerade von so manchem späteren Impressionisten, daß er ein Dichter vor der Natur war, ein Dichter des Gefühls, nicht der Phantasie. So ist zwischen ihm und Böcklin kein Wesens-, nur ein Gradunterschied. Jede starke Individualität empfindet dichterisch. Das Wort Gemüt aber ist vorsichtig zu gebrauchen. Von denen, die die Forderung nach Inhalt in der Kunst als „bürgerlich“ brandmarken, wird es als Fallstrick benutzt, wie auch die Worte „Anekdote“ und „literarisch“. Man sollte von jedem Kunstwerke Seele verlangen. Eine starke Individualität legt diese selbst in jedes Ornament. Aber heute gibt es viel Form ohne Seele in beiden Lagern.

Und unter diesen Gegnern des „individuellen“ Inhaltes, die den Wert der „reinen Form“ proklamieren, ist in letzter Zeit ein neues Schlagwort entstanden: man redet immerfort von Raumkonstruktion, Horizontalen, Vertikalen. Mir scheint dies eine Art Kunstdeutung, die sehr leicht eintönig wirkt und zur billigen Nachahmung verführt. Für eine Individualität sind dies alles Materialien, nicht Endzweck. In der Geometrie ist die Darstellung des Raumes Endzweck, nicht so in der Kunst. Eher tritt dies schon in der Architektur und Plastik in den Vordergrund. Mag es auch für den Kenner von Reiz sein, in das innerste Gerippe zu schauen; die Kunst ist nicht Darstellung des Raumes, vielmehr im Raume. Und da eine Individualität den Raum stets mit den ein Erlebnis verkörpernden Gestalten füllt, so sind auch die Gestalten als Träger der Empfindung oder der Idee das Wesentliche, nicht der sie umgrenzende Raum; wie der Künstler diesen meistert, geht nur ihn an, nicht den Kulturforscher, nicht das Volk. Das lehrt uns nicht minder der große Franzose, dem diese Zeilen gelten.



Traum und Tag

Roman

von

Felix Hollaender

V.

(Nachdruck ist untersagt.)

Liebe, einzige Seele!

Du wolltest, daß es ein stiller Abschied sei für immer. Kein neuer Ton sollte in das Erleben jener Tage hineinklingen. Und ich versprach Dir, Deinen Willen zu ehren. Ich habe es redlich versucht, bis es über mein Können hinausging. Und wenn Du heute diese Zeilen liest, so wirst Du mir nicht zürnen. Du begreifst, daß eine innere Notwendigkeit mich treibt, gegen die es kein Wehren gibt. Ich sehne mich nach einem Lebenszeichen von Dir, ich vertrockne und verdorre, wenn ich auf allen Zusammenhang mit Dir verzichten soll. Ich hatte vor den Fischbacher Tagen geglaubt, daß gelehrte Arbeit mein Leben ausfülle, daß mein Lebenswerk im Lehren, Lernen, Forschen und Sichbescheiden sein Endziel habe. Heute ist es mir ein lebendiges Bewußtsein, daß ich ein Mensch mit innerem Wachstum und tiefer Sinnenfreude bin.

Liebe Seele, Du hast mich aufgeschlossen, durch dich erst erkannte ich den Sinn des Lebens. Mein Denken und Sehnen ist bei Dir. Zu keiner Arbeit tauge ich. Du darfst nicht wollen, daß ich wie ein Blinder und Tauber an mir selbst vorübergehe. Ich brauche Dich, wenn ich nicht, wo alles in mir treibt und blüht, elend verkommen soll. Frage Dich, ob es nicht ein bitteres Vergehen wider Dich und mich ist und eine jammervolle Mutlosigkeit, wenn wir uns meiden und voreinander fliehen. Ich habe alle Vernunftsgründe wie Geschütze gegen mich ins Feld geführt. Liebes, einziges Wesen, meiner Weisheit Anfang ist, daß es mit der Vernunft eine kümmerliche und traurige Sache ist. Ich glaube heute, daß man das Dasein tiefer ausschöpft, wenn man eine karge Weile unvernünftig glücklich ist, als wenn man dem Verstande folgt.

Schreibe mir ein gutes Wort — ich muß wissen, daß Du mich lieb hast — ich muß es immer und immer wieder hören, um die Kraft zum Leben und zur Arbeit zu haben. Dein Bild taucht vor mir auf, wenn ich vom Katheder zu meinen Studenten rede, und es verläßt mich nicht in ruhelosen Nächten.

Lieber, holder Engel aus den Bergen, hilf mir! Ich küsse Deine Hände und denke nur an Dich. Friedrich Geppert.

— — — — — — — — — — — — —

Mein Lieber, mein Teurer!

Ich Dir zürnen! ... Ich habe vor Freude geweint und wie ein Kind mich im Kreise gedreht. Denn all die Wochen bin ich wie im Traume gewandelt und habe immer wieder und wieder mich gefragt: Warum hast du das von ihm verlangt! ... Ach, man tut so vieles, was hart und bitter unrecht ist, und glaubt wohl gar noch mutig und stark zu sein.

Du sollst nicht leiden, mein Herz, und wenn es nur wäre, weil ich in dem Gedanken nicht leben kann. Du sollst mit frohen Augen in die Welt sehen, die Dir gehört. Weshalb bin ich so und nicht anders geartet, und warum stellt sich das Leben zwischen die, die zusammengehören?

Ich bin zu töricht, um Rätsel zu lösen. Ich fühle die Gewalt eines herben Schicksals, gegen das ich nicht aufkomme. Heute verstehe ich mehr denn je die bewegten Worte, die der alte Kaiser Wilhelm als junger

Prinz beim Scheiden von Fischbach und bei der Trennung von dem Fräulein von Radziwill in die rote Schreibmappe geschrieben hat, die unten im Königszimmer aufbewahrt wird. Sie heißen: „Wohl denen, die dies freundliche Tal bewohnen dürfen. Die, welche durch die Macht der Verhältnisse Fremdling in demselben bleiben müssen, wissen allein die Entbehrung ganz zu fühlen.“

Das schrieb der Kaiser am 27. Juni 1827. Für mich könnte es heute geschrieben sein, wenn ich den Sinn der Worte weiter fasse. Ich frage mich hundertmal, warum muß es so sein, und finde keine Antwort. Niemand vermag sich gegen sein Geschick zu wehren. Ich will vor Dir die Wahrheit bekennen und mein Innerstes Dir ausschütten. Ich habe in den Stunden der Seelennot den Kampf mit Gedanken und Anschauungen aufgenommen, die wider meine Natur sind. Ich suchte um meiner Liebe willen, an die Du glaubst und glauben darfst, über mein eigenes Wesen hinauszuwachsen, mit Auffassungen zu brechen, die meiner Erfüllung, meinem Glücke im Wege sind. Geliebtes Herz, ich kann nicht — ich kann nicht und fühle, daß ich an diesem Nichtkönnen verblute. Ich habe ehrlich versucht, die Menschen zu verstehen, die, um ihres Glücksanteils habhaft zu werden, den Mut besitzen, über Ursprung und Sitte hinwegzuschreiten und sich unter Ausnahmegesetze zu stellen.

Ich vermag es bei allem guten Willen nicht. Ich habe mit der Tochter des alten Herrn Hofmarschalls meinen Frieden gemacht, nach außen hin wenigstens. Ihrem Bruch mit der Vergangenheit stehe ich auch heute noch feindselig und verständnislos gegenüber.

Ich muß meiner ganzen Natur nach dem einzelnen das Recht absprechen, sich aus selbstischem Verlangen über die Forderungen der Allgemeinheit hinwegzusetzen. Denn wer hätte das Recht, die Grundlagen der Sittlichkeit, auf denen sich alles aufbaut, zu verrücken! Und als der Lehrer Lenz — er ist ein wundervoller Musikant und überhaupt ein eigenartiges Menschenkind — in einer Abendunterhaltung bei Herrn von St. Goar unserem lieben Pastor Hötschmann einen feurigen, trotzigen und aufrührerischen Volkslehrer Namens Wander gegenüberstellte, da konnte ich an die Seite des alten Herrn Hofmarschall treten und aus voller Überzeugung sagen: Ich bin für Hötschmann und wider Wander.

Alles Revolutionäre und Umstürzlerische lehne ich ab, es widerspricht meinem innersten Wesen.

Frau Flößer sah mich an jenem Abend mit großen Augen verwundert an, weil sie für Trotz und Eigensinn hält, was mir Bedürfnis und Notwendigkeit ist. Und der Lehrer Lenz litt noch mehr darunter, aus Gründen, die ich nicht nennen mag. Pastor Röchtling aber findet sich gar nicht mehr mit mir zurecht, so daß ich in unserem kleinen Kreise ganz vereinsamt bin.

Geliebtes, armes Herz, Du errätst, weshalb ich Dir das alles so weitschweifig erzähle. Du warst ja auch dabei damals im Pfarrhause, als zwischen mir und den anderen der gleiche Konflikt ausbrach. Du selbst, ich fühlte es, zürntest mir im stillen. Du darfst mir nicht zürnen! Ich brauche all Deine Güte, all Dein Verstehen, um mich aufrechtzuhalten! Ich hadere mit meiner Seele und klage sie leidenschaftlich an. Gott gab sie mir. Wer will gegen Gott ankämpfen?! ...

Ich betrachte mit einem großen Neide die ernste, selbstsichere Frau Flößer. Und hier im Dorfe besuche ich zuweilen ein armes Mädchen, Christine geheißen, das auf eine elende Art seinen ganzen Frauenstolz verleugnete und gar um einer Liebe willen, die nicht einmal erwidert wurde.

Es frommt mir zu gar nichts! Ich bin zu fest und gerade gewachsen, als daß ein Geschehen rings um mich herum meinen Sinn und meine Seele biegen und formen könnte. Genug davon! ...

Ich denke nur an Dich und unseren Ausflug in die Berge, die jetzt schneebehangen in der Sonne leuchten und groß und gewaltig auf das Tal mit all seinem Jammer herabschauen. Die Berge haben etwas von der Ewigkeit, wenigstens für unser flüchtiges Gedächtnis. Die Melodie des Lebens ist ach so kurz, es tut not, ihren Klang rein zu erhalten.

Mein Geliebter, ich bin nicht immer so stark, wie Du aus diesen Zeilen leicht herauslesen könntest. Ich muß in wehen Stun-

den alle meine Kraft zusammenraffen, um meinen Schmerz zu betäuben.

Lebe wohl! Ich küsse Dich reinen Herzens und in Liebe, mein geliebter Mann!

Kornelie Stillfried.

* * *

Die Christine hatte an einem eisig kalten Vormittage sich auf den Weg nach Fischbach gemacht, um vom Förster Leuschner ihre Sachen zu holen. Sie zog es vor, wieder zu den Eltern zurückzukehren und lieber Haus- und Feldarbeit in der Heimat zu verrichten, als sich von ihrem Kinde zu trennen. Denn mütterliche Gefühle waren in ihr aufgeblüht, und sie, die im Wochenbett dem armen Wurm hartnäckig den Rücken zugekehrt hatte, fühlte sich von einem wunderlichen Glücksgefühl durchströmt, wenn das Püppchen — es war auf den Namen Kornelie getauft — sie anlachte.

Sie war auf die eigene Mutter eifersüchtig, wenn diese sich dem Bettchen nahte, und selbst ihrem Vater mochte sie keinen Blick des Kindchens gönnen.

Hatte der Alte zuerst gemurrt und auf die Tochter geflucht, mehr polternd freilich als wirklich im Herzen ergrimmt, denn die Leute von Fischbach sind an derlei Dinge viel zu sehr gewöhnt, um sie noch allzu schwer zu nehmen, so ging er jetzt in närrischer Liebe zu dem Enkelchen auf.

Die Christine war nicht wenig erstaunt. Sie kannte den Vater von dieser Seite nicht. Ihre eigene Jugend war freudlos gewesen. Nur Gezänk und lieblose Worte hatte sie gehört, denn die Eltern lebten in ewigem Streit und Hader. Nun war das Kindlein in die Welt gekommen wie ein Christgeschenk, an dem sich alle im Hause erfreuten. Ja, selbst ihr jüngerer Bruder, ein aufgeschossener, langer Bursche mit einer zottigen Mähne, nahm es behutsam in die Arme, als könnte er dem zerbrechlichen Dinge wehe tun.

So hatte sich ihr Schicksal besser gestaltet, als sie selbst zu hoffen gewagt, und weichere Stimmungen zogen in ihr Herz ein.

Sie fühlte ein Wohlbehagen, wenn sie das Kleine nährte, und wenn es im Bade mit Beinchen und Ärmchen strampelte und mit holdseligem Lächeln sie anblickte, vergaß sie zeitweise ihr Leid. Es kamen freilich Stunden, wo ihr Gram wieder auftauchte, wo alle ihre Gedanken zum Haushälter drängten und ihn herbeisehnten, damit er das kleine Geschöpf sehen könnte ...

Auf dem halben Wege nach Fischbach traf sie den Leuschner-Förster. Sie war in tiefem Sinnen dahingeschritten und schrak leicht zusammen, wie er plötzlich ganz unerwartet vor ihr stand. Ein wenig verlegen fuhr sie mit der Hand über ihr von der Winterkälte gerötetes Gesicht, das nichts von seiner Anmut eingebüßt hatte, ja durch einen mütterlichen Ausdruck wie verklärt erschien.

„Ich wollte gerade zu Ihnen," sagte Leuschner, „um mir das Mädelchen anzuschauen — und die Mutter auch," fügte er schnell hinzu.

Sie antwortete: „Haben Sie Dank! Es ist gut, daß wir uns getroffen haben, denn ich war auf dem Wege nach dem Forsthaus, um von Ihnen und Ihrem Jungen Abschied zu nehmen."

Und wie er verdutzt emporsah, als ob er seinen Ohren nicht traue, da fuhr sie fort: „Seien Sie mir nicht gram, Herr Leuschner. Ich will mich von meinem Kinde nicht trennen."

Sie sah auf seinem Gesicht eine große Enttäuschung und schritt nun stumm an seiner Seite.

Endlich brachte er langsam, mehr für sich hervor: „Das hätt' ich mir nicht erwartet! Nun ist man ja gottlob wieder allein!"

Er atmete schwer auf, während um seine Mundwinkel sich eine bittere Falte zog.

Sie sah ihn groß an und sagte: „Ich weiß, es ist unrecht, daß ich so spät damit herausrücke. Lieber Herr Leuschner," setzte sie entschuldigend hinzu, „ich habe ja nicht gedacht, daß ich zu dem Kind eine solche Liebe kriegen würde. Ich meinte vorher, je eher du es aus den Augen bekommst, desto leichter wird dir ums Herz. Nun ist es ganz anders geworden. Man ist doch halt mit so einem Dingelchen verwachsen, mag man sich noch so sehr wehren!"

Er antwortete bitter: „Sie hätten sich nicht von ihm zu trennen brauchen! Für das Kind wäre im Försterhaus noch Platz gewesen!" Und nach einer Pause: „Ich

kann nicht viele Worte machen, Christine. Ich hatte, als ich hierher ging, noch etwas anderes im Sinne — ich wollte Sie fragen —" Er hielt inne, denn das Sprechen wurde ihm sauer.

Aber die Christine half ihm mit keinem Wort aus seiner Not.

Da begann er von neuem: „Ich habe Sie fragen wollen, ob wir nicht Eins werden könnten. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, und die Kastellanin, mit der ich gesprochen, gibt mir recht. Gegen meinen Jungen würden Sie gut sein wie ich zu Ihrem Mädel. So, nun ist es heraus, und nun mögen Sie sich's durch den Kopf gehen lassen!"

Christine schwieg zunächst ein Weilchen, dann ergriff sie in einem schönen Gefühl der Wahrhaftigkeit Leuschners Rechte und blickte ihn traurig an. „Daß Sie so zu mir reden, Herr Leuschner, könnte mir meinen Stolz wiedergeben, der einen Knax erhalten hat. Und wenn ich nach meinem Vorteil ginge, müßte ich mit beiden Händen zugreifen. Denn obwohl Vater und Mutter mich kein böses Wort jetzt hören lassen und in mein Mädelchen mehr, als mir recht ist, verliebt tun, so weiß ich doch im voraus, daß sie mir's oft genug vorwerfen und das bißchen Leben mir sauer machen werden. Aber, Herr Leuschner, so schlecht bin ich trotz alledem nicht, daß ich Ihnen die Schellen umhänge und Sie zum Narren mache, bloß damit ich unter warmes Dach und Fach komme! ... Sie dürfen es mir glauben, Herr Förster, Sie würden kreuzunglücklich mit mir werden!"

Nach einer Pause erst fuhr sie fort: „Wenn sich eine aus Leichtsinn vergeht, nun, so kann sie nachher zu Verstand kommen und noch eine brave Frau werden. Bei mir liegt es aber anders. Ich bin rein wie verhext. Ich kann die Gedanken an den Menschen nicht loswerden. Was sollten Sie mit so einer anfangen! ... So, nun wissen Sie's!"

„Ich würde mich damit abfinden und auf die Zukunft hoffen," antwortete er leise und ließ ihre Hand, die sie ihm entziehen wollte, nicht locker. „Ich habe meine verstorbene Frau lieb gehabt, wie man einen Menschen nur lieben kann. Und als sie fort war — ein Mensch ist halt ein Mensch —, hab' ich mir eine andere in den Kopf gesetzt, hab' hoch hinaus wollen. Das alles sag' ich Ihnen nur, damit Sie Bescheid wissen. Es kommt mir heut' selbst wunderlich vor, daß ich mich so hoch versteigen konnte. Als Sie dann zu mir ins Haus kamen, dachte ich: Uns beide bringt die Not zusammen. Und die Not ist oft kein schlechter Kitt! ... Ihrem Kinde fehlt der Vater, meinem die Mutter!"

„Das ist alles gut und schön, wenn das andere nicht wäre. Wie sollen Sie mit einer leben, die einen fremden Mann im Herzen hat?"

Er sah voll Vertrauen und Glauben zu ihr empor, so daß ihr warm wurde unter diesem Blick. „Das alles könnte mich nicht schrecken," antwortete er fest. „Ist man ganz jung, glaubt man, zum Heiraten müßten beide blind ineinander verliebt sein. Später sagt man sich, die Liebe stellt sich ein, wenn nur wirklich eines vor dem anderen Achtung hat. Und Achtung würden Sie vor mir schon kriegen, Christine, und Vertrauen auch, dessen bin ich sicher. Ich für mein Teil hab' beides heute schon und ein wenig Liebe dazu. Wollen Sie's damit nicht versuchen?"

Sie zog ihre Stirn in tiefe Falten, so daß ihre Züge etwas Kummervolles und Grüblerisches erhielten, und unversehens standen sie plötzlich vor dem Hause in Bärndorf, in dem ihre Eltern wohnten.

Sie traten beide ein.

Mit einer scheuen Bewegung führte ihn die Christine vor die Wiege ihrer Kleinen. Und in Bitterkeit dachte sie: Warum ist es nicht der andere?

Der Förster jedoch nahm das Kind mit festen Armen aus seinen Betten. Das schrie nicht, lächelte ihm im Gegenteil zu und schmiegte sich an ihn.

„Ist ein schmuckes Ding, der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten! Und wie klug es einen ansieht, und wie es schon lachen kann! Meiner war in dem Alter nicht so weit! Komm, Mädelchen, ich leg' dich wieder in die Kissen!"

Und sorgsam deckte er es zu.

Dann wandte er sich mit einer guten, treuherzigen Miene wieder an die Christine und sagte: „Versuchen Sie's mit mir!"

Die Eltern kamen ins Zimmer.

Da drängte sie ihn eiligst hinaus und flüsterte ihm nur zu: „Ich will mit mir zu

Rate gehen und Ihnen selber den Bescheid bringen."

Und ehe er noch etwas entgegnen konnte, war sie wieder im Hause verschwunden.

* * *

Das Dorf liegt eingeschneit da. Ein eisiger Sturmwind peitscht durch die Berge. Auf dem Kirchsteig geht Markus Lenz, mühsam gegen das Wetter ankämpfend, den Mund fest geschlossen, um den Hals einen dicken grünen Schal. Der dünne Schnurrbart, der über die Mundwinkel herabhängt, ist festgefroren. Er beschleunigt seine Schritte, bis er vor dem Schloßportal angelangt ist.

Die mächtigen Bäume rings herum starren schneebedeckt in die eisige Luft, das Schloß liegt in Todesstille, in tiefem Winterschlafe da.

Mit fast erstarrten Händen zieht er an der Glocke.

„Melden Sie mich dem Fräulein!"

Der Diener schreitet voran, Lenz folgt ihm auf dem Fuße. Und gleich darauf tritt Kornelie auf ihn zu. Sie sieht bleich und verstört aus und zwingt sich gewaltsam zu einem müden, fremden Lächeln.

„Ich bitte um Verzeihung," sagt der Lehrer, „wenn ich ungelegen komme und störe."

Er steht hilflos in geduckter und verlegener Haltung vor ihr.

Sie nötigt ihn leise, Platz zu nehmen. Er sucht nach einem Übergang und ringt nach Worten. Kaum hörbar bringt er endlich hervor: „Fräulein, es drängt mich nach einer Aussprache. Seit wir beim Herrn Hofmarschall aneinander geraten, fühle ich mich elend. Ich habe aus meiner Gesinnung kein Hehl gemacht, und Sie zürnen mir."

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Wie können Sie das denken, Herr Lenz! Ich glaubte, Sie kennten mich besser! Ich bin doch auch für die Wahrheit! Wollte ich jetzt den Spieß umdrehen, so müßte ich ja das gleiche von Ihnen annehmen in bezug auf mich. Das liegt mir fern. Was vermögen wir anderes zu tun als freimütig uns zu bekennen ... Und dann gibt es keine Rücksichtnahme."

Er entgegnete: „Das entspricht auch meiner Anschauung, und dennoch bin ich durch das Geschehene niedergedrückt. Ich gräme mich, Fräulein Kornelie, daß ich in einer so entscheidenden Frage der Lebensauffassung ‚auf der anderen Seite' stehe. Mein Schicksal ist es wohl, einsam zu sein und mit aller Welt zu zerfallen."

„Man braucht nicht unbedingt mit der Welt zu brechen, auch wenn man ein Mensch für sich ist!"

„Fräulein —" Er stockte einen Augenblick, ehe er hastig fortfuhr: „Ich könnte Gott und die Welt entbehren, wenn ein einziger Mensch zu mir hielte — Und der Mensch brauchte nicht einmal eines Sinnes mit mir zu sein, wenn er nur —"

Wieder hielt er inne. Dann erhob er sich unvermittelt.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Fräulein, weil ich klarsehen muß. Ich habe eine furchtbar ernste Frage an Sie zu stellen."

Sie wehrte mit beiden Händen in ungestümer Erregung ab. „Nein, Sie sollen nicht fragen; antworten Sie sich selbst, aber zerstören Sie nicht unsere freundschaftlichen Beziehungen. Ist es denn durchaus notwendig, alles bis auf das I-Tüpfelchen klarzulegen!? ... Muß man denn immer mit Bitterkeit und einem Stachel im Herzen voneinander gehen? ... Nein, nein, lassen Sie mich ausreden, Herr Lenz! Erhalten wir uns doch einen Besitz, der uns teuer ist! Reißen wir doch nicht durch unerfüllbare Forderungen nieder, was uns lieb geworden! Lieber, lieber Herr Lenz, seien Sie gütig! Und wenn ich Ihnen etwas im Leben bedeutet habe, so versuchen Sie ohne Schroffheit und Härte mich zu begreifen!"

Er hatte die Arme schlaff sinken lassen, während eine Blässe und tiefe Mutlosigkeit seine unruhigen, von seelischen Leiden zerrissenen Züge bedeckte.

„Sie sollen mich nicht so ansehen," sagte sie kummervoll, „machen Sie mir das Herz nicht schwer! Sie sind ein Mann und müssen aufrecht dastehen!"

Er richtete sich empor, und indem er mit seiner schier durchsichtigen, schmalen Hand den dürftigen Schnurrbart fast bis zum Kinn herabzog, nickte er schwermütig.

Sie las auf seinem Gesicht nur unselige Verzweiflung und eine düstere Entschlossenheit. Da legte sie die Rechte auf seine Schul-

ter und sagte zitternd: „Herr Lehrer, mir geht es wie Ihnen. Ich bin elender denn ein Hund, mich zieht es in die Tiefe. Und alle meine Kraft muß ich zusammenraffen, um nicht zu versinken. Nun wissen Sie genug! Sie müssen mir helfen, durch Ihr Beispiel!"

Der Ton ihrer gebrochenen Stimme erschütterte ihn. Unwillkürlich beugte er sich tief vor ihr; dann ging er wortlos zur Tür.

Sie aber stand eine Weile noch unbeweglich da und starrte mit trostlosem Ausdruck in die Leere ...

* *
*

Lenz war vom Schlosse aus geradeswegs in die „Forelle" gegangen. Ohne eine Weisung erhalten zu haben, setzte der Wirt eine Flasche Wein vor ihn hin. Und unaufgefordert nahm er neben ihm Platz.

„Herr Kantor, Sie gefallen mir schon längst nicht mehr. Die Luft in unseren Bergen bekommt Ihnen übel. Begreife ich! Was hilft's, man muß sie herunterwürgen. Kann sein, daß sie bei uns noch besser ist als anderswo!"

„Herr Wirt, ich glaube nicht mehr, daß ich alt bei Ihnen werde!"

„Unsinn! Das wäre mir schön, wenn Sie jetzt die Axt hinwerfen wollten!"

„Sie kann einem auch aus den Händen gerungen werden!"

„Nein," erwiderte der Wirt, „mit der Bagage von Geizhälsen und Duckmäusern muß ein Mann wie Sie fertig werden!"

„Daran dachte ich jetzt nicht einmal. Es gibt noch andere Dinge, die schwerer durchzufechten sind — vor den Leuten hier fürchte ich mich nicht!"

„Verzeihen Sie, Herr Kantor, das ist grundfalsch! Sie sollten sich vor den Leuten in acht nehmen. Die Gesellschaft ist bösartiger, als Sie denken! ... Man wühlt gegen Sie!"

„Weiß ich! Gott gebe, lieber Herr Pohl, daß das meine größte Sorge wäre —"

„Herr Kantor, es sollte nicht Ihre kleinste sein. Sie hätten neulich den zweiten Lehrer hier mit den Bauern sehen sollen! Wie der Kerl mit seinen geschlitzten Augen unter der Brille schielte, und wie er die Stimme senkte, sobald ich in die Schenkstube kam! Denn mir traut er nicht über den Weg. Er weiß, daß ich nicht zu seinen Freunden gehöre."

„Sie mögen sich auf die Köpfe stellen — ich fürchte mich nicht vor ihnen. Trinken wir auf das Vergessen, Herr Wirt — ist ein alter weiser Trinkspruch — Lethe nannten es die Alten, Sie wissen ja!"

Er stürzte das Glas hinunter und strich sich das dunkle, glänzende Haar aus der Stirn.

„Übrigens, Sie machen auch keinen besonders fröhlichen Eindruck!"

„Habe auch nicht den mindesten Grund dazu, Herr Lehrer! Sorgen, nichs als Sorgen! Wenn ich aus dem Neste fortkönnte! Versaure hier in meinen besten Jahren! Sprechen wir nicht darüber. Ist ein Kapitel für sich. Ich find' schon meinen Humor wieder. Humor muß man haben, Herr Kantor! Der Professor hat ihn gehabt! Der sah mit frischen Augen in die Welt. Ein charmanter Herr übrigens! Hatte so etwas Gerades und Beherztes."

Der Lehrer sah den Wirt prüfend an. Er wollte offenbar eine Frage an ihn richten, dann jedoch unterdrückte er sie und blickte stumm in sein Glas.

„Herr Lenz, ich weiß, woran Sie jetzt gedacht haben!"

„Sind Sie Gedankenleser, Herr Wirt?"

„Ein bißchen! Man lernt das hinter dem Schanktisch!"

„So! Hm! ... Wollen Sie mir's verraten?"

„Weshalb nicht! Sie haben just an den Professor gedacht in Verbindung mit unserem Schloßfräulein."

Lenz wurde rot wie ein Schuljunge. „Und wenn dem so wäre?!"

Der Wirt horchte verwundert auf. Der Lehrer hatte die Worte schroff und abweisend hervorgebracht.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte Herr Pohl, „es lag mir selbstverständlich ganz fern, Sie zu verletzen."

„Das haben Sie auch nicht getan, im übrigen kann ich es nicht leugnen." Und nach einer langen Pause: „Ist Ihnen denn etwas aufgefallen, weil Sie so unvermittelt ..."

„Mir nicht," unterbrach ihn der Wirt. „Ich kann ja ganz offen sein. Meine gute

Frau — Weiber haben in solchen Dingen bekanntlich eine feine Nase — machte mich darauf aufmerksam, daß der Professor und das Fräulein sich zu tief in die Augen geschaut haben. Als sie damals von den Bergen kamen, sind sie noch am späten Abend hier eingekehrt, und bis in die tiefe Nacht hinein haben sie an dieser Stelle gesessen. Endlich hat das Fräulein das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Draußen im Flur aber hat sie stilldagestanden, wie ein Bild des Jammers sich an die Wand gelehnt und herzzerreißend in sich hineingeweint, bis sie jäh auffuhr und sich eiligst davonmachte, als meine Frau ahnungslos aus der Küche trat ... Und der Professor ist die ganze Nacht wach geblieben und verstört und ruhelos auf und nieder gegangen. Mit dem Morgengrauen aber kam sein Wagen, der ihn zum Zuge nach Hirschberg brachte ..."

Der Wirt wurde herausgerufen, so daß Lenz die Antwort erspart blieb.

Er stand bald auf, drückte sich den Hut tief in die Stirn und eilte ins Freie hinaus in die schneidende Winterkälte.

Herr Pohl blickte ihm erstaunt und kopfschüttelnd nach. Dann zuckte er mit den Achseln und begab sich langsam in die Schenkstube.

* *
*

Sonntag Lätare. Drei Wochen vor dem heiligen Osterfest. Die Leute in den Bergen atmen erleichtert auf. Sonnenwendtag! ... Der eisige Winter ist endlich überwunden.

A Toten han wir ausgetrieba,
A lieba Summer bring wer wieda.
Een Schock — zwee Schock,
Hundert Taler Vorrot

singen sie im Dorfe. Und die armen Kinder beginnen den Umzug von Haus zu Haus. Kleine Fichten, kaum einen Fuß hoch, haben sie aus dem Walde geholt und sie mit bunten Papierrosen, silbernem Flitter und einem goldenen Fähnlein geschmückt. Nun stehen sie vor der „Forelle" und singen mit ihren hellen Stimmen:

Die goldene Schnur geht um das Haus,
Die schöne Frau Wirtin geht ein und aus,
Sie geht wie eine Tugend — ja, Tugend.
Des Morgens, wenn sie früh aufsteht
Und in die liebe Kirche geht,
Setzt sie sich still an ihren Ort
Und hört fleißig auf Gottes Wort.
Da oben in dem Himmelreich,
Da steht für sie ein Stuhl bereit;
Da oben wird sie sitzen
Bei unserm Jesu Christen.
Sie wird sich wohl bedenken,
Sie wird uns wohl was schenken.

Und die Kinder haben nicht vergebens aus lauten Kehlen ihren Lobgesang hervorgeschmettert. Frau Pohl tritt vor die Tür, die große blaue Schürze vollgepfropft mit eigens für diesen Tag gebackenen Mehlweisen, welche die Form von kleinen Schuhsohlen haben und unter Lachen, Jubeln und Schreien in Empfang genommen werden.

Aber die Kinder haben keine Zeit zu verlieren oder gar Muße, ihren Reichtum zu verschmausen. Von neuem beginnt der Sang:

Der Wirt, der hat a hohen Hut,
Es sind ihm alle Mädel gutt,
Die kleenen und die großen,
Die mechten sich verstoßen,
Die dünnen und die dicken,
Die mechten sich erdricken.
Er wird sich wohl bedenken
Und wird uns wohl was schenken!

Erst wenn die Dreier und Nickel nach allen Seiten geflogen sind und jedes sein Teil erwischt hat, geht's zum Nachbar:

Ich steh' auf'm Stein,
Mich friert im Bein;
Gebt mir a Gackeln,
Ich will a Häusel weiter wackeln.
Sind Sie drin, so komm'n Sie raus
Und bring' Se Ihren Segen raus!
Wir könn' nicht lange stehn,
Wir müssen weitergehn!

Und wenn aus dem Hause noch immer keine Antwort erschallt und die Leute taube Ohren haben, dann wird crescendo gesungen, und machtvoll ertönt es:

Rosen rote, Rosen rote blühen auf'm Stengel,
Der Herr ist scheen, der Herr ist scheen, die Frau ist wie a Engel.
Der Herr liegt auf der Ofenbank,
Er hat a Geldsack in der Hand.
Der Herr hat eine hohe Mütze,
Er hat sie voll Dukate sitze,
Er wird sich wohl bedenken,
Er wird uns wohl was schenken.

So die Kinder. Aber in der kleinen Dorfkirche spricht Pastor Röchtling zu der versammelten Gemeinde von den heidnischen Festen, die das Christentum übernommen, von dem neuen Wein des Glaubens, mit dem die alten Schläuche gefüllt wurden. Dann fährt er fort: „Wenn sonst die Herzen am

Sonntag Lätare höher und froher schlagen, so mischt sich doch heute in unsere Freude ein Gefühl der unsagbaren Trauer. Denn einer, der uns teuer ist, liegt schwer danieder. Unser aller Gebet steigt empor zum Herrn und Heiland, er möge ihm in diesen schweren Stunden beistehen."

Und die ganze Gemeinde weiß, daß gemeint ist der Herr von St. Goar, der siech und elend auf seinem Lager ruht.

Aber niemand ahnt, daß, während Pastor Röchtling diese Worte spricht, der Tod bereits seine Schwingen ausgebreitet und für den einzigen Zeugen aus der großen Zeit zum letztenmal Appell geblasen hat.

Frau Flößer, die ihm die Augen zugedrückt hat, steht aufrecht und ernst am Totenlager, während ihr Junge schluchzend an dem Bette niederkniet ...

* * *

Aus Eichberg und Lomnitz, aus Bärndorf und Neudorf, aus Schildau und Boberstein, aus Mertsschitz und Ketschdorf — aus allen Dörfern rings herum sind die Leute herbeigeströmt, um dem alten Herrn Hofmarschall die letzte Ehre zu erweisen ...

So ein Begräbnis auf dem Lande ist doch etwas ganz anderes wie bei den Leuten in der Stadt. Bei aller Trauer im Herzen bekommt es den Charakter eines Ruhe- und Feiertages.

Den Leuten, die aus der Nachbarschaft zu Grabe gehen, ist der Tag nun doch einmal zerstört. Da benutzt man denn die Gelegenheit, um, wenn die Feier beendet ist, im Wirtshaus noch eine Art von Totenschmaus abzuhalten. Und viele, die zu dem Verstorbenen gar kein Verhältnis hatten, folgen seiner Leiche. Weiß man doch, daß man bei der Gelegenheit seine Bekannten zusammenfindet, und vor allem, man will dabei gewesen sein.

Da redet man von der Ernte, vom Vieh, vom Wetter, von der Gutsherrschaft, vom Oberförster, vom Chausseebau.

Der Lehrer Weißlich aus Ketschdorf heißt der Leichenlehrer. Es ist seit dreißig Jahren in der Gegend keiner zu Grabe getragen worden, dem er nicht gefolgt ist. Der spindeldürre Mann mit dem langen Halse und dem eingefallenen, verkümmerten Vogelgesicht hat nur die eine Leidenschaft, jeder Totenfeier beizuwohnen. Und darin ist er mit den Bauern des Gebirges eines Sinnes: ein rechtes Begräbnis muß gehörig in die Länge gezogen und gedehnt werden — der Pastor hat eine volle Stunde zu reden, und der Kantor muß singen, bis er keinen Ton mehr aus der Kehle bringt.

Das Leben der Dorfleute ist gemütsarm. Nur in der Stunde des Todes geht innerlich in ihnen etwas vor. Mag einer sein Weib noch so sehr „geschnickt" haben, wie man hierzulande statt prügeln sagt, mag er ihr das Leben sauer gemacht haben — im Tode taut seine Neigung, taut das, was er wohl doch für sie empfunden hat, plötzlich auf. Er erinnert sich der kargen Glücksmomente, die ihm während des Zusammenlebens niemals recht bewußt geworden sind, und die paar Familienereignisse treten aus der Fülle des eintönigen Alltags auf einmal klar und deutlich für ihn heraus: Hochzeit — Wochenbett — Kindtaufe.

So habsüchtig und geizig die Leute sind, versessen auf jeden roten Dreier — beim Begräbnis wird nicht gespart. Ja, Pastor Röchtling hat seine Not, den Übereifer zu dämpfen, der sich bis zum Leichtsinn steigert. Der Leichenstein kann ihnen gar nicht teuer genug sein! ...

Die Leute erzählen sich den ganzen Lebenslauf des Herrn Hofmarschalls, und während des Begräbnisses sucht jeder neugierig Frau Flößers Züge zu erspähen.

Als Pastor Röchtling in seiner herzbewegenden Rede sagt: „Sein Dasein war reich an Ruhm und Freuden, aber auch die tiefen Leiden und Schmerzen des Erdenkampfes, die wir alle erfahren, blieben ihm nicht erspart —", da recken sie die Hälse, und eines tuschelt dem anderen ins Ohr, daß der Herr Pastor die Geschichte von dazumal meint ...

Röchtling hat sich von Frau Flößer verabschiedet. Sie hat den Lehrer gebeten, sie heimzubegleiten.

Markus Lenz hat zum Zeichen des Einverständnisses stumm genickt. Frau Flößer hat zu ihm eine innere Beziehung. Seine Natur, die gegen allen Zwang und alle Vorurteile sich auflehnt und empört, behagt dieser Frau, die aus dem Geleise des All-

täglichen herausgeworfen ist. Röchtling dagegen schreitet an der Seite Kornelies, die niedergedrückt und gebeugt ist.

„Liebes Fräulein, ich fühle Ihnen nach, was der Tod unseres Hofmarschalls für Sie bedeutet. Sie und er gehörten gleichsam zusammen.“

„Ja,“ antwortete sie, und ihre Augen schimmern, „er war mir nah. Wenn ich in all den Erinnerungen,“ fuhr sie bewegt fort, „das feste Land mir entgleiten sah, wenn ich zuweilen nicht mehr wußte, ob ich wachte oder träumte, so sagte ich mir nur: da drüben wohnt der Hofmarschall, der Herr von St. Goar, der dir bestätigen kann, daß keine leeren Phantasien dich narren, daß die große Zeit von Fischbach wirklich und wahrhaftig einmal gewesen ist. Das gab mir einen Halt, ich wußte, daß ich nicht im Uferlosen stand. Sie begreifen das, Herr Pastor!“

„Gewiß, mein liebes Fräulein! Und nun möchte ich eine Bitte an Sie richten: ich habe so eine häßliche Angst, als ob wir uns nach jenen Vorfällen, auf die ich nicht zurückkommen will, ein wenig entfremdet hätten, als ob Sie mir vielleicht über Gebühr zürnten.“

„Nein, Herr Pastor, ich für mein Teil zürne Ihnen nicht. Wie dürfte ich es auch!“ Und mit einem matten Lächeln setzte sie hinzu: „Wir sind ja beide für Hötschmann.“

„Gewiß, Fräulein — und dennoch — ich würde gar nicht davon angefangen haben, wenn ich mich nicht sozusagen Ihnen gegenüber schuldbeladen fühlte. Ich habe Ihrem persönlichen Standpunkt wohl nicht die gebührende Ehrfurcht —“

Der verwirrte Ausdruck ihrer Miene ließ ihn nicht zu Ende sprechen.

„Herr Pastor, Sie bringen mich in einen unsagbaren Zwiespalt. Auch der Kantor hat erst jüngst — mein Gott, es ist so drückend, wenn man durch Güte und Nachsicht beschämt wird!“

„Sie sollen mich nicht mißverstehen, liebes Fräulein. Ich habe meine Meinung in der Sache nicht geändert, ich habe mich nur zu der Anschauung bekehrt, daß ich meinerseits Ihre Überzeugung als eine notwendige Lebensüberzeugung zu ehren habe. Denn dafür bürgt mir Ihre Person, Ihr ganzer Mensch.“

Sie sah ihn großäugig an. Und Pastor Röchtling schien es auf einmal, als ob ihre Augen dunkler würden.

„Sie glauben an mich, Herr Pastor?“

„Fest und unerschütterlich.“

„Und Sie lassen die notwendigen Lebensäußerungen, wie Sie es nennen, gelten?“

„Ja, das tue ich, vorausgesetzt, daß der Betreffende seine Verantwortlichkeit sich und anderen gegenüber nie vergißt.“

„Gibt es auch eine Verantwortlichkeit den anderen gegenüber?“ fragte sie kaum hörbar.

„Unbedingt, liebes Fräulein! Denn auf das starke Vertrauen, den zuverlässigen Glauben, den wir in einen Menschen setzen, gründet sich alles. Und wird dieses Vertrauen getäuscht — dann — dann — Ja, was ist Ihnen denn, liebes Fräulein,“ unterbrach er sich, erschreckt über ihr verändertes Gesicht, das eine erschütternde Ratlosigkeit widerspiegelte.

„Nichts — nichts, Herr Pastor! Ich bitte Sie herzlich, zu Ende zu sprechen, mir liegt unendlich viel daran.“

„Ich wollte nur sagen,“ hob er langsam und ernst von neuem an, „daß alles Erzieherische und Vorbildliche in die Brüche geht, wenn ein Mensch den Glauben, den man in seine Lebensführung gesetzt hat, zuschanden macht. Denn vor einer höheren und höchsten Instanz können nur der Charakter und die Lebensführung, nicht die glänzenden Anlagen entscheiden. Ein Mensch ohne sittlichen Charakter ist und bleibt für mich ruchlos, aller neumodischen Philosophie zum Trotz.“

Sie drückte fest seine Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Pastor. Wir sind uns nahe, ungeachtet aller Gegensätzlichkeit, die sich zwischen uns aufgetan haben mag.“

Ihre Stimme befremdete ihn. Sie tat seinem Ohre weh, und ihr ganzes Aussehen, das schmerzhaft und elend war, ergriff ihn.

„Fräulein, Sie sollten etwas für sich tun,“ sagte er nachdenklich.

Sie lächelte seltsam, so daß ihr Antlitz etwas Verschüchtertes und Hilfloses erhielt. „Es hat nichts auf sich, lieber Herr Pastor.“ Und bekräftigend fügte sie hinzu: „Wirklich nicht! Und nun gute Nacht! Ich muß mich eilen. Es ist auf einmal dunkel geworden ...“

Pastor Röchtling machte ein sorgenvolles Gesicht.

* *
*

In der Schenkstube der „Forelle“ hatte sich der Gemeindevorstand von Fischbach zusammengefunden, und nicht nur der Gemeindevorstand, sondern auch die Bauern und Stellenbesitzer waren als Schulväter zugezogen worden.

Die Köpfe waren rot und die Reden heiß. Pastor Röchtling und Markus Lenz wurden erwartet. Das neue Lehrerbesoldungsgesetz war herausgekommen, und die Gemeinde sollte sich schlüssig machen, in welcher Weise die Alterszulagen und das Grundgehalt geregelt werden sollten.

„Nu sull'n wer dem Kerl schun wieder ane Zulage gan, un is noch gar ni richtig warm bei uns geworn,“ sagte der Hampel-Bauer.

„Du hust vullkommen recht, Hampel-Bauer, es koan schun noch manch Treppel Wasser in a Bober nunderrennen, eh' wer uns do derzu verstehn warn!“ griff der Bräuer-Fleischer ein. „Ich war euch was san, hier is keener weiter schuld wie inser Paster; dar will ihn wohl, dar will ihm a schienes Einkomma besorga, damit er sich die Wampe besser vullschlagen kann. Was Kniffliches will der Schulmeister immer fressa, es mecht aber nischt kusten.“

„Nu, ich wer schun a Wörtel deutsch reden mit dem Herrn Paster!“ rief der Kriegel-Tischler.

„Verbrenn der ok nich die Gusche!“ schrie ihm der Fischer-Bauer zu, „wenn's sich um dan handelt, auf dan läßt er nischte kumma; da wird er auf uns Gift und Galle — man sullt's nich gleba, wie er do stark im Halme sein koan!“

Der Hampel-Bauer zog die Uhr. „Wo dar Paster wieder blebt — nu hat er schon goar a Fahrrad und kimmt hoalt immer noch zu spät!“

„Nu, ich kann mersch denka,“ mischte sich der Hartwich-Bauer ins Gespräch, „dar und dar Lehrer, die stecken itze noch die Köppe zusammen. Wir warn's ja gleich briewarm hieren. Aber diesmol, Leute, soa ich euch, diesmol bleiben wir standhaftig, und wenn der Herr Paster vor ins uff'm Koppe stieht, wir bewilligen nischte!“

„Nu, soll ich euch mol was erzählen,“ sagte der Kriegel-Bauer, „mich hat neulich Obend goar de Frau Pastern angesprocha, als se vom Rupper kam, dam se an Krankenbesuch gemacht hatte — ich sullt doch a bissel fier a Lehrer reda. A Zungenschlag hat die bale besser als der Herr Paster!“

Die Tür öffnete sich, und auf der Bildfläche erschien die Pickelhaube des Ortsgendarmen.

„Guten Tag ok, Herr Wachtmeester!“ rief der Brauner-Bauer.

„Rauchen Sie ruhig weiter!“

„Nu, su viel Pli hat doch a jedes, daß und wenn der Herr Wachtmeester mit'm redt, er's Pipla aus der Fressa nimmt!“

Die Bauern fluschelten über das ganze Gesicht.

„Schenka Se gutt vull ein fir a Herrn Wachtmeester!“ rief der Hampel-Bauer der Schleußerin zu, „sunst kann das Kindel nich genesa!“

„Das is mir ju goar a Scheener, dar will a Wachtmeester verkohlen,“ hetzte der Bräuer-Fleischer.

„Beruhigen Sie sich, Herr Bräuer, ich werd' mich meiner Haut schon wehren — ich —“

Der Gendarm kam nicht zu Ende, denn in diesem Augenblicke hörte man von draußen die Stimmen des Pastors und des Kantors.

Die Bauern fuhren in die Höhe, und so lärmend es eben noch in der Schenkstube zugegangen war, so lautlos still wurde es beim Erscheinen der beiden Herren.

Des Pastors Gesicht war ernster als gewöhnlich. Auf sein und Lenzens kurzen „Guten Abend“ erfolgte ein verstockter Gegengruß, denn sie waren sich alle böser Liebe bewußt.

Röchtling eröffnete die Sitzung.

„Sie wissen ja, um was es sich handelt, meine Herren. Ich glaube, wir können unsere Tagesordnung ohne lange Debatte erledigen.“

Die Bauern steckten nach dieser Anrede die Köpfe zusammen, tuschelten untereinander und schwiegen, indem sie dem Lehrer feindselige Blicke zuwarfen.

Der Pastor nahm das Wort wieder auf: „Mein Vorschlag geht dahin, das Grundgehalt des Herrn Kantors zu erhöhen, wie es die Nachbargemeinden rings herum auch getan haben. Ist jemand unter Ihnen,

meine Herren, der grundsätzlich dagegen etwas einzuwenden hätte?"

Er machte eine kleine Pause. Und obwohl er aus dem Geflüster und den feindseligen Mienen der Leute schloß, daß sie zum erstenmal nicht gewillt waren, ihm in einer Angelegenheit der Schule bedingungslos zu folgen, und obwohl er voraussah, daß es einen harten Kampf kosten würde, fuhr er dennoch fort: „Da niemand sich zum Worte meldet, darf ich wohl annehmen, daß Sie meinem Vorschlag folgen. Danach würden jetzt —"

Der Hampel-Bauer räusperte sich.

Die Augen der ganzen Versammlung waren gespannt auf ihn gerichtet. Er war der reichste und mächtigste Mann von Fischbach. Sogar die Herren der Regierung taten mit ihm schön. Er saß im Kreisrat als der einzige Bauer. Und der Herr Landrat klopfte ihm gelegentlich auf die breite Schulter und nannte ihn nicht anders als „lieber Hampel". In allen wichtigen Angelegenheiten war er der Sprecher und Wortführer der Gemeinde.

Auf ihn glaubte sich der Pastor unter allen Umständen verlassen zu können.

Dieser gewichtige Mann erhob sich jetzt und stützte seine roten verarbeiteten Hände schwer und wuchtig auf die Tischplatte.

„Nu a su eilig, Herr Paster, ham wir's nu grade nich. Ane Sache wie die will bedacht sein."

Jetzt erst begannen die Bauern sich zu rühren. Die einen schüttelten die Köpfe, andere nickten aufmunternd dem Sprecher zu, wieder andere brummten leise zustimmende Bemerkungen vor sich hin.

„Ja, meine Herren, was wollen Sie eigentlich?" sagte der Pastor mit nervöser Ungeduld. „Soll etwa unsere Gemeinde die einzige sein, die sich dieser gerechten Forderung verschließt?"

„A su weit ist die Sache ganz scheen, Herr Paster, und wir sein Ihn' auch niemals nich entgegen gewast, Herr Paster! Immer han wer gemacht, was Sie gewullt haben. Aber dos is a besunderer Fall —" Und indem sein zinnoberrotes Gesicht einen bläulichen Ton annahm, fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Han die Nuppergemeinden an Lehrer, dar de Kinder halb totschlägt, dar ihnen frei und uffen erklärt, es sei a Unsinn, zu gleeba, der Teufel gehe in dar Welt umhar wie a prillender Leewe? ... Hat Neudorf, Bärndorf, Söderich oder Boberstein an Lehrer, dar de Dreieinigkeit geleugnet hat? ... Und, Herr Paster, gibt's im ganzen Kirchspiel noch a Lehrer wie insern, dar mit a gewehnlichen Manne und sugar mit an Pauern niemals a gemeenschaftliches Wort spricht oder an Kurn trinkt? Da druff wull'n wer Antwort han!"

Die Stimme des Hampel-Bauern war gegen Schluß seiner Anklage in ein lautes Brüllen übergegangen.

Die Bauern und Stellenbesitzer waren in ihrer Erregung von den Plätzen aufgesprungen. Sie schlugen mit den Fäusten auf die Tische, daß die Gläser und Schnapsflaschen zu schwanken drohten.

„Ruhe, ihr Leute!" donnerte der Hampel-Bauer.

Aber die Bauern hörten nicht auf ihn und schrien, indem sie seine Worte im Chore kreischend wiederholten: „Da druff wull'n wer Antwort han! ... Dam Kerle keenen Pfennich!"

Bei den letzten Worten hatte sich der Lehrer, trotz der beschwichtigenden und beschwörenden Blicke Pastor Röchtlings, erhoben.

Auf seinen Zügen lag ein überlegenes Lächeln, das die Leute bis aufs äußerste herausfordern und reizen mußte. Sein Gesicht schien ein wenig blässer, aber seine Stimme klang in dieser Stunde hart, schneidend und befehlend.

Eingeschüchtert duckten sich die Bauern.

Des Lehrers herrisches Auftreten, sein energischer Ton mochten in ihnen unwillkürlich eine Erinnerung an ihre Militärzeit wachrufen.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, meine Herren," begann Lenz, „für das große Wohlwollen, das Sie mir entgegenbringen. Persönlichen Mut muß man in allen Fällen schätzen. Es ist etwas Schönes um die Offenheit! Ich habe beides bisher in unserem Dorfe ein wenig vermißt. Wurden mir nachts Steine in die Fenster geworfen, so glaubte ich an einen unglücklichen Zufall. Ein Fischbacher tut so etwas nicht! Zerplatzte mein Ofen, weil, wie sich herausstellte

Holzscheite, mit Pulver gefüllt, in meinem Vorrate waren — dann, meine Herren, zweifelte ich keinen Augenblick an dem Dasein des Teufels. Denn ein Fischbacher tut so etwas nicht! Fiel vor meiner eigenen Tür mein Hund, an dem ich hing, vergiftet um, sagte ich mir: Gottes Fügung! Ein Fischbacher tut so etwas nicht! Starben plötzlich meine sämtlichen Hühner, so mußte ich mich darein schicken. Ich wies jeden Verdacht weit von mir. Die Fischbacher sind treu und recht! ... Immer haben wir im schönsten Einvernehmen gelebt! ... Wie vertrauensvoll sind mir die Kinder hier entgegengekommen! ... Es war eine Freude, Lehrer in Fischbach zu sein. Haben Sie Dank für alles Gute! ... Was aber das Kornsaufen anbelangt, so sagte ich mir: das darfst du nicht; du mußt dich den Leuten erkenntlich zeigen. Denn was ein richtiger Fischbacher ist, der sauft sein Quartierdel allein, nimmt lieber einen Liter Schnaps geschenkt und läßt sich eher hängen, bevor er einen anderen umsonst mittrinken läßt."

Der Pastor hatte bei dem letzten Satz versucht, Lenz zu unterbrechen; sein Blick war unruhig geworden. Aber der Kantor stand hochaufgerichtet da, jedes höhnende Wort, das sich ihm entrang, mit fröhlichen Gesten begleitend.

Jetzt erst war den Bauern klar geworden, daß der Lehrer seinen Spott mit ihnen trieb.

Während die meisten noch verblüfft auf Lenz starrten, schrie der Hampel-Bauer dröhnend: „Woas — ausstoppa will uns dar Kerl noch ... zu Affa will er uns noch macha?"

„Bravo, Bauer Hampel! Richtig verstanden, Bauer Hampel! Bande seid ihr! Niederträchtig, tückisch und gemein!"

„Schlagt den Schulmester tot!" schrie der Hertwig-Fritze.

„Su a Tagedieb!"

„Su a Musikante!"

„Su a Demokrate!"

In wildem Durcheinander brüllten sie auf ihn ein. Und mit geballten Fäusten und drohenden Gesichtern drängten sie sich an ihn heran.

„Keiner rühre mich an!" rief Lenz mit Donnerstimme, indem er die Arme verschränkte und mit zornfunkelnden Augen seine Angreifer maß.

Ein Hohngelächter schallte ihm entgegen. Und der Kindler-Hermann, der bestgefürchtete Raufbold von Fischbach, sprang vor, um den Lehrer an der Gurgel zu packen.

Aber Pastor Röchtling, der alles hatte kommen sehen, war im Nu vor den Kantor getreten und deckte ihn mit seiner Hünengestalt.

„Seid ihr von Sinnen, Leute! ... Zurück!"

Und als die Bauern willens schienen, selbst über ihn hinweg dem Lehrer zu Leibe zu rücken, streckte er ihnen beide Fäuste entgegen, und in schmetterndem, durchdringendem Tone wiederholte er noch einmal, während die Schmisse auf seiner Stirn blutigrot anschwollen: „Zurück! Wer den Mann anrührt, muß mich erst beiseite schieben!"

So hatte den Pastor noch niemand gesehen.

Sie ließen die erhobenen Arme sinken und blickten sich verdutzt und erschreckt an.

Der Hampel-Bauer faßte sich zuerst.

„Kommt ok, ihr Leute! Hier han wir nischt mehr zu sucha!" Und das Zeichen zum Aufbruch gebend, fügte er trocken hinzu: „Was han wir denn verzehrt, Herr Pohl?"

* *
*

Wenn Pastor Röchtling unmittelbar nach der Katastrophe die Hoffnung noch nicht völlig aufgegeben hatte, zwischen dem Lehrer und der Gemeinde zu vermitteln, so mußte er sich doch schon am anderen Tage überzeugen, daß sein Friedenswerk an dem Widerstand beider Parteien gleichermaßen scheitern würde.

Er saß kummervoll in seinem Arbeitszimmer, als Lenz zu ihm kam, um ihm sein Entlassungsgesuch einzureichen.

Röchtling sah seinen Kantor tieftraurig an.

„Lieber Freund," sagte er, „tun Sie mir das nicht an! Beweisen Sie jetzt, daß Sie zu einem innerlichen Christentum gelangt sind, harren Sie aus!"

„Ich kann nicht, Herr Pastor! Und es mag Ihnen ein bitterer Lebensschmerz sein, den Sie um mich gewiß nicht verdient haben, wenn ich bekenne, diesem Christentum ferner denn je zu stehen."

„Sollte es nicht daran liegen, Herr Lehrer, daß Sie, verbittert, Menschen und Dinge so unversöhnlich und leidenschaftlich betrachten?“

„Herr Pastor, ich glaube nicht, daß die Kränkungen, die ich erfahren, mich ins Wanken gebracht haben. Es sitzt tiefer. In mir muß wohl doch von Hause aus Zweifelsucht und Kampfslust sein. Ich habe das früher beklagt — heute freue ich mich dessen!“

„Die starken Zweifler sind die besten Gläubigen geworden.“

„Ach, lieber, verehrter Herr Pastor, es sind so viele im Lande, die sich nach dem besten Glauben sehnen und nur aus Sehnsucht sich gegen das Bestehende auflehnen und empören. In dem gleichen Sinne war ja auch der Heiland ein Umstürzler und Aufwiegler, der für ein neues Bekenntnis mit seiner ganzen Lebenskraft sich einsetzte.“

„Wenn man nicht wie der Heiland ein Weltbeweger und Erschließer des Himmelreiches ist,“ entgegnete Röchtling, „so soll man sich bescheiden und recht und schlecht das große Rad treiben helfen, dessen Fortbewegung und beständige Drehung unser aller Pflicht ist, ganz gleichgültig, ob man ein hoher Herr ist oder ein Landpastor oder ein Dorfschullehrer, ob man mit Pech und Pfriemen arbeitet oder an der Hobelbank sich müht.“

„Man kann ein armer Kärrner sein, Herr Pastor, und dennoch mit den großen Aufrührern den Haß gegen die Denkträgheit und den Stumpfsinn der Philister teilen, die nur mit ererbten Formeln wirtschaften und sich anmaßen, zu Gericht zu sitzen. Man kann statt der Nächstenliebe die große Fernstenliebe haben, die einen zwingt, den letzten Blutstropfen einzusetzen für das Ziel, das die anderen nicht sehen.“

„Wer an dem großen Lebenshunger und Lebensgram gelitten,“ erwiderte Röchtling mit Nachdruck, „der weiß, daß es auch Anund Aufrührer gibt, die man verwerfen muß, mögen auch ihre Absichten rein und redlich sein. Es sind das Menschen ohne Hemmungen, die die Gesellschaft gefährden und sich noch einbilden, sie zu fördern. Sie haben antisoziale Instinkte, selbst wenn ihre Ideen fruchttragende Zukunftskeime bergen. Sie erkennen nicht, daß sie von der Natur einen großen Vorsprung erhalten haben, und daß es den anderen beim besten Willen unmöglich ist, ihnen auf dem Fuße zu folgen. Was tun Sie? Werfen der Menge Bosheit und Trägheit vor und eifern gegen sie in unverständigem Haß. Herr Kantor Lenz, mir kommt das so vor, wie wenn ein Vater sein Kind prügeln wollte, weil es nicht so große Schritte nehmen kann wie er! ... Was ist nun das Widerspiel? ... Die geschmähte Menge trotzt, fühlt in ihrer kompakten Majorität ihre Stärke und Überlegenheit und läßt sie den Angreifer spüren. Muß sie doch von ihm, der lieblos und ohne gütiges Verständnis ist, fürchten, daß er im Besitze der Macht ihren Bau aus den Fugen reißen wird!“

Lenz richtete sich auf. Er hatte angespannt zugehört.

„Wer hat nun recht, Herr Pastor, die dumpfe Masse, die träge dahinlebt, oder der Aufrührer?“

„Es ist überhaupt keine Rechtsfrage! Denn der Erwecker ist ja aus dieser dumpfen Masse hervorgegangen, die sich gegen das Neue wehrt! ... Aber wie selten ist das Neue wirklich neu, und wie selten ist es das Gute? ... Herr Lehrer, das sind ewige Fragen! Wer sie lösen will, kann es nur mit Liebe und Güte tun, nicht mit Leidenschaft und Zorn. Und wenn Sie praktisches Christentum betätigen wollen, so sage ich noch einmal: harren Sie aus!“

„Das ist mir seit gestern unmöglich. Ich kann nicht die rechte Backe hinhalten, wenn man mich auf die linke geschlagen hat. Das mag in meiner Rasse liegen, Herr Pastor. Ich sage nur: mit diesen Menschen habe ich keine Gemeinschaft mehr! Nur einen unfruchtbaren Kampf würde es geben. Gleichwohl bin ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar. Denn erst hier in Ihrem Dorfe haben sich meine Kräfte gestählt, hier erst ist mein Wille zu lebendiger Betätigung erwacht. Ich sah so viel Festigkeit und innere Geschlossenheit, daß sie mir vorbildlich wurden. Und ich fand hier etwas, dessen Abglanz ich wenigstens als das tiefste Erleben meines Daseins hinwegtrage. Ich gehöre zu den Glücklosen, Herr Pastor, denen das Leid — eine Ahnung — oder soll ich sagen, ein Vorgefühl der Freude und des unerreichbaren Glückes beschert! ... Nun, Sie ver-

stehen mich!" Er hatte sich abgewandt und blickte durch das Fenster auf den Kirchhof mit den weißen Kreuzen und den weißen Grabsteinen.

Pastor Röchtling aber sagte leise: „Ich sehe, daß ich Sie nicht halten kann. Sie sind ein Wanderer, der einen langen Weg vor sich hat. So lassen Sie uns als Freunde scheiden!"

Da drehte sich Lenz um, und während auf sein erregtes Gesicht ein reiner Ausdruck der Ehrfurcht trat, entgegnete er: „Herr Pastor Röchtling, nie im Leben vergesse ich, daß ich einmal wie ein Entwurzelter umgefallen wäre, wenn Sie mir nicht Halt und Stütze gewährt hätten. Haben Sie Dank!"

* * *

Sehr geehrter Herr Lenz!

Röchtling hat mir erzählt, was sich zwischen Ihnen und der Gemeinde zugetragen, und daß Sie um Ostern herum unser Dorf verlassen wollen. Den gleichen Entschluß habe ich gefaßt. Ich muß um meines Jungen und meiner selbst willen fort, weil ich des schmerzhaften Empfindens nicht Herr werde, daß ich sowohl durch meine innere Entwickelung wie auch durch die langen Jahre in der Fremde entheimatet bin und naturgemäß überall auf Widerspruch stoße. Die Heimat tut mir wehe.

Nun komme ich mit einer Bitte und einem Wunsche. Ich brauche eine feste Hand, die meinen Sohn leitet, und einen gütigen Menschen, der seine Kinderseele begreift und führt. Mein Junge und ich, wir haben zu Ihnen ein großes und schönes Vertrauen. Könnten Sie sich entschließen, uns nach München zu folgen?

Marianne Flößer.

Der Lehrer las immer und immer wieder das Wort München, es klang und sang ihm in den Ohren, ihn mit einer weiten Vorstellung von Glück und Freiheit erfüllend und zugleich den tiefen Schmerz der Trennung in ihm weckend ...

* * *

Nun war es Ostern geworden. Und auch in dem dunklen Erdreich der Berge begann es sich leise zu rühren und zu regen. An den trockenen Wiesenrändern konnte das Auge weiße Anemonen entdecken, und unter Laubhölzern an der Sonnenseite der Hügel und Höhen lugte azurblau das Leberblümchen hervor, während der Boden rings herum noch mit welkem Laub überschüttet war. Aber auch der Seidelbast, der im Herbste scharlachrote Beeren trägt, blühte bereits rötlich violett am Holze, wo nur immer feuchte Stellen sich fanden. Auf den nassen Wiesen stand der Märzbecher in voller Pracht, und das Himmelsschlüsselchen, gelb und orangefarben, brachte einen kräftigen Ton in die junge Frühlingslandschaft, vor der sich dunkel und schwermütig die noch unverjüngten Fichten und Tannen abhoben. Dafür trieb der Bergholunder Blüten, und die Weiden am Bache leuchteten grün.

Auf den Feldern war die Wintersaat aufgegangen. Roggen und Weizen sproßten in frischem Grün, und der Klee trieb junge, erste Blätter.

Die Landleute regten sich zu neuer Arbeit. Die Wiesen wurden abgeeggt, die Felder wurden mit Gerste und Hafer besät, und die Bestellung der Kartoffeläcker begann.

Allüberall Auferstehungsdrang!

Von Hoffnungsfreudigkeit und Frühlingsstimmung war freilich in unserem Fischbacher Kreise wenig zu spüren.

Pastor Röchtling blickte sorgen- und kummervoll in die Zukunft.

Die kleine geistige Gemeinschaft, die sich durch glückliche Umstände zusammengefunden hatte, löste sich ach so schnell.

Markus Lenz rüstete zur Reise, und in der Villa des Hofmarschalls ließ Frau Flößer Koffer und Kisten für den großen Aufbruch packen; die Leute hämmerten und nagelten bis in den späten Abend hinein und rührten das Unterste zu oberst.

Es war für Röchtling nicht nur ein Aufbruch, es war für ihn ein Abbruch, ein Sichlosbröckeln vom Fischbacher Grund und Boden. Auch die Leute seines Kirchspiels sahen nach dem Zusammenprallen mit Lenz mißtrauisch und befremdet auf ihren Seelenhirten. Sie fühlten sich in ihrem Gewissen bedrückt, suchten durch Trotz und Verstocktsein sich reinzuwaschen und zu rechtfertigen.

Pastor Röchtling kam sich elend und vereinsamt vor. Alles um ihn herum geriet

ins Wanken. Der einzige Mensch, mit dem er sich hätte aussprechen können, entzog sich ihm.

Kornelie schloß sich offensichtlich von allem Verkehr ab. Sie mied die Menschen. Nur wenn es dunkelte und sie nicht die Besorgnis hatte, eine Seele zu treffen, verließ sie das Schloß.

Röchtling mochte ihren Weg nicht kreuzen. Vielleicht ahnte er den Kampf, der ihr Inneres zerriß. Und als seine Frau ihn veranlassen wollte, Kornelie aufzusuchen, erklärte er in einem Tone, der die Pastorin einschüchterte: „In solchen Nöten ist der geistliche Zuspruch vom Übel. Ein so hochsinniger Mensch wie Kornelie Stillfried wird und muß allein mit sich fertig werden."

Von solchen Gesprächen drang kein noch so schwaches Echo zu Kornelie, die verstört und trostlos durch die weiten Gemächer des Schlosses schritt. Ein leidenschaftliches Sehnen nach Friedrich Geppert hatte sie ergriffen und zehrte an ihrem Lebensmark. Sie suchte dagegen anzukämpfen, sich gegen ihre Wünsche aufzulehnen, aber all ihre Kräfte brachen zusammen.

In dem letzten Saale des Schlosses, wo dem alten Thronsessel gegenüber auf dem großen Tisch all die Kleinodien, Ringe, Siegel, Petschafte, aufgestapelt sind, hier, wo die Prinzessin Marie, die spätere unglückliche Königin von Bayern, gewohnt hatte, hielt sich Kornelie am liebsten auf. Und häufig betrachtete sie sinnend das Bildnis der heiligen Hedwig, der Schutzpatronin von Schlesien, das in goldenem, mit Edelsteinen reich besetztem Rahmen ebenfalls in diesem Prunkgemach aufbewahrt wird.

Vor heiligen Frauen hatte sie ehedem eine tiefe Ehrfurcht gehegt. Es waren Märtyrerinnen, die um Christi und der Barmherzigkeit willen auf alles Lebensglück verzichtet, sich aufgeopfert hatten und einsam geblieben waren. Auch für sie verschlossen sich ja die Tore, durch die der Weg zum Glücke führte. Auch ihr Schicksal war es, zu entsagen.

Sie fror in dieser Erkenntnis. Sie fühlte, wie ihr Lebenshunger sich meldete, wie ihr Innerstes nach dem geliebten Manne verlangte, der gleich ihr litt.

Sie wollte ihm schreiben: Komm zu mir, meine Liebe zerbricht all die törichten Vorurteile, ich vermag meine Sehnsucht nicht länger zu mißhandeln! Aber die Feder sträubte sich, ihr Stolz lehnte sich dagegen auf, und Pastor Röchtlings Worte wuchsen in ihrem Inneren: „Ein Mensch darf seine Verantwortlichkeit sich und den anderen gegenüber nicht vergessen."

Wenn sie dann bleich und tränenlos in den Erker trat und auf den Kamm der Berge hinausstarrte, die, noch immer schneebedeckt, groß und machtvoll vor ihr lagen, so erschienen ihr alle Gesetze aus kalter Vernunft und klügelndem Verstande geboren und erbärmlich im Vergleich zu den Forderungen der Natur.

Durfte man sich selbst den Mutterboden abtragen? Hieß es nicht, sich freudlos machen, sich um seine eigene Erfüllung bringen? Und lag darin wirklich etwas Heldenhaftes, wenn man seine Blüte niederhieb, wenn man sich selbst zertrat und am Wege verdorrte? ... Geh', schmücke dich, zieh' dein herrlichstes Gewand an, fahre zu ihm und bringe dich ihm ungerufen als Geschenk.

Ich kann nicht, wimmerte sie in sich hinein, ich kann nicht! Gott, hilf mir in meiner Not!

So kam der Ostersonntag heran. Die Frühlingssonne schien warm und milde, und der Schnee leuchtete auf den Bergen.

Kornelie war nicht in die Kirche gegangen. Sie hatte in der kleinen Schloßsakristei ihre Gottesandacht abgehalten und sich dann in das Bibliothekzimmer mit den eichenen, dichtgefüllten Schreinen begeben, das im Schlosse auch das „Rote Zimmer" genannt wird. Denn die Tapeten, das Sofa, die Stühle, alles ist mit rotem Tuch überzogen. Selbst der Tisch ist mit einem scharlachroten Tuch bekleidet. In den beiden Kaminen aus schlesischem Marmor, die mit Messingvorsätzen verziert sind, brannte ein lustiges Feuer.

Sie hatte sich in die Nähe des einen ihren Sessel gerückt und hielt die weißen Hände vor die Glut, in die sie bewegungslos starrte. Die Spiegel an den Wänden, die in viereckige Fächer geteilt sind, nahmen ihr Bild auf. Sie fror trotz der Wärme und kauerte sich zusammen.

Eine dumpfe Vorstellung beherrschte sie: alles Leben stürbe langsam in ihr ab, und sie säße da mit toten und erloschenen Augen

und könnte keinen Laut von sich geben ... Dann tauchten Erinnerungen aus der Kindheit im Halbdunkel auf. Sie sah ihre zarte, schlanke Mutter mit den schönen Gesichtszügen, in die ein tiefer Seelenschmerz sich eingemeißelt hatte. Sie sah ihren Stiefvater, wie er ihr seltsame, fast scheue Blicke zuwarf und die Mutter wie ein zerbrechliches, feines Porzellan behandelte, das er mit seinen groben, ungeschlachten Händen kaum anzurühren wagte. Und die Mutter beugte sich über sie, küßte sie im Schlafe und netzte sie mit warmen Tränen ... Alles war geheimnisvoll, und die Tränen der Mutter, die nur an ihrem Bette, niemals an dem der jüngeren Schwester weinte, hatten für sie eine unbeschreibliche Süße ... In den Augen der Mutter flammte und flackerte die Todessehnsucht und das himmlische Licht ... Und ihre Stimme klang wie eine schwermütige Melodie. Über ihrer ganzen Gestalt aber lag ein Schleier, der alles Irdische verhüllte ...

Sie fuhr plötzlich aus ihrem Sinnen auf — sie hörte eine Tür gehen — und unmittelbar darauf wurde der Kopf des alten Schloßdieners sichtbar, und dicht hinter ihm stand der Forellenwirt.

„Herr Pohl möchte Sie sprechen," sagte der Alte, und als Kornelie nickte, entfernte er sich schweigend.

Der Forellenwirt trat näher. „Liebes Fräulein — ich — bringe — eine Botschaft," begann er langsam.

Kornelie blickte müde und teilnahmlos empor. Ihre jammervollen Züge taten ihm weh.

„Fräulein, ist Ihnen nicht gut? ... Wie das Leiden Christi sehen Sie einen ja an!"

Sie versuchte zu lächeln. Aber dies Lächeln schuf in ihrem Gesicht einen Ausdruck, den Herr Pohl in seinem ganzen Leben nicht vergaß.

„Sie dürfen sich nicht erschrecken," hob er von neuem vorsichtig an, „es ist jemand da, der Sie sprechen möchte ... der mich zu Ihnen ..."

Sie hatte sich im Nu aus ihrer gebeugten Haltung aufgerichtet und hielt sich an der Lehne des Stuhles mit beiden Händen fest, als fürchtete sie, umzusinken. Ihre Augen weiteten sich und schimmerten in wechselnden Farben. Sie versuchte zu sprechen und vermochte doch keinen Laut hervorzubringen.

So stand sie wie versteinert.

Als dann im Türrahmen Friedrich Gepperts hohe Gestalt auftauchte und der Forellenwirt sich eiligst davonmachte, da hatte der Professor gerade noch Zeit, um sie in seinen Armen aufzufangen.

Mit leisen, zärtlichen Worten, während er sanft über ihre Stirn und ihr Haar strich, mühte er sich, sie zu wecken.

Als dies nach einer kleinen Weile gelang, blickte sie ihn voll Gram und Verwirrung an. „Ist es denn wahr?" wimmerte sie frierend. „Bist du bei mir — ist es wirklich wahr?"

Ganz allmählich erst schwand ihre Furcht und Traumhaftigkeit. Ihr verstörtes Gesicht klärte sich auf, und wie von einem Alp erlöst, fing sie zu schluchzen an.

„Nicht weinen, liebe Seele — nicht weinen! Ich bin bei dir und halte dich fest!"

Sie schüttelte nur den Kopf, und über ihr verweintes Antlitz huschte ein glückhaftes Lächeln. Aber seine Hände ließ sie nicht los, und ihren Kopf lehnte sie an seine Schulter.

* *
*

Sie hatten auf der Bank vor dem Kamin Platz genommen und schauten in die Glut, deren Wärme ihnen entgegenschlug.

Und leise erzählte sie, wie sie sich nach ihm gesehnt in allen ihren Tagen und Nächten; wie sie es hin und her erwogen habe, auf welche Art sie ihn wieder sehen könnte; wie sie nahe daran gewesen sei, ihr altes Schloß im Stich zu lassen und im Dunkel der Nacht zu ihm zu fahren. Und dann hing sie an seinem Munde, als sorgte sie, es könnte eines seiner Worte ihr verloren gehen.

Der Professor gab ihr tausend Kosenamen, die ihrem Ohre wie die lieblichste Musik klangen. Und mit dem ganzen Reichtum ihrer lange zurückgedämmten Zärtlichkeit beschenkten sie sich gegenseitig.

Er flüsterte ihr zu, wie er die gleiche Not wie sie ausgestanden und die Unmöglichkeit erkannt habe, so weiter zu leben. Dann hielt er auf einmal inne, sah sie durchdringend und voll Liebe an, ehe er fortfuhr: „Ich kam mir so elend und zerbrochen vor, bis ich mich

aufraffte und tat, was ich tun mußte. Ich habe," fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „ihr alles offenbart. Ich habe ihr gesagt, wie es um mich stünde, und daß sie mich freigeben müßte, wenn ich nicht jämmerlich zugrunde gehen sollte. — Kind, sieh mich nicht so entsetzt an!" unterbrach er sich, von ihrer scheuen, furchtsamen Miene bis aufs innerste bewegt.

„Und was hat sie dir geantwortet?" fragte sie verängstet und mied es, ihn dabei anzublicken.

„Sie hat, ohne sich zu rühren, zugehört und zuerst kein Wort erwidert. Sie mochte wohl durch mein verändertes Wesen auf eine Aussprache vorbereitet gewesen sein. Denn in diesen letzten Monaten hat jede auch noch so äußerliche Gemeinschaft zwischen uns aufgehört. An keiner Bewegung habe ich gemerkt, ob ihr mein Geständnis wehegetan. Sie ist eine stille und verschlossene Natur, die sich zu beherrschen weiß. Nun, wir sind dabei verblieben, daß sie mir ihre Antwort hierher senden würde. Vor meiner Abreise habe ich ihr geschrieben: ich habe das Vertrauen, daß sie mir den Schritt, den ich tun muß, nicht unnötig erschweren wird, daß wir auf eine edle und anständige Art, die keine trübe Erinnerung zurückläßt, uns trennen werden. — So, mein Herz, nun weißt du alles. Sei mutig und stark — ich führe den Kampf durch!"

Sie schlang die Arme um ihn und entgegnete kaum hörbar: „Ja, mein Geliebter, ich will stark und mutig sein!"

* * *

Es folgten Tage des Glückes. Des Professors Persönlichkeit bezwang wenigstens für den Augenblick die Gegensätze im Dorfe. Die Hände streckten sich ihm entgegen, und alle sahen ihn mit guten Augen an, wie einen willkommenen Gast, der in den Fischbacher Frühling die Freude und den Frieden brachte. Und jedermann wußte, daß er um Kornelies willen gekommen sei, und empfand eine schöne Genugtuung, stiller Zeuge dieses Glückes zu sein.

Der einzige, der mit einem Gefühle der Bitterkeit rang, war Markus Lenz, aber er tat es mit so viel Würde und Männlichkeit, daß kein Mißton die frohe Stimmung verdarb.

Er trat dem Professor mit herzlicher Achtung und Kornelie mit Ehrerbietung entgegen, wenn er sich auch still und einsilbig verhielt.

Der Pastor und die Pastorin erwarteten täglich die offizielle Mitteilung, aber weder der Professor noch Kornelie ließen davon etwas verlauten.

Dagegen fiel der Frau Pastorin allmählich auf, und sie äußerte es verstohlen zu Frau Flößer, daß die Kastellanin ein scheues, bisweilen sogar gedrücktes Wesen zur Schau trüge. Und nach Frauenart begann sie dem Professor zu mißtrauen.

„Wenn er das Fräulein nur nicht mit leeren Versprechungen abspeist und hintergeht," sagte sie einmal zu ihrem Manne.

Und als Pastor Röchtling sie derb anfuhr und kräftig auslachte, erwiderte sie unbeirrt: „Solcherlei kommt in der Welt öfter vor, als wir uns in Fischbach träumen lassen. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß etwas hier nicht stimmt!"

Was half es, daß Röchtling sie eine Närrin und Schwarzseherin schalt! ...

Kornelie hatte nicht die leiseste Ahnung, daß irgend eine Seele den Kummer ahnte, der sie langsam aufrieb.

Es war ein Brief gekommen, in dem die Professorin kurz und kalt erklärte, daß sie niemals in eine Scheidung willigen und mit allen Mitteln ihre Rechte verteidigen würde.

Und wenn der Professor den Kopf hoch trug und die Zuversicht nicht aufgab, trotz des Widerstandes alles zu einem guten Ende zu führen, so tat sie, als sei sie von seinen Worten überzeugt, als schenke sie ihm Glauben. Es sollte kein Reif auf diesen Frühling fallen, den er seinen ersten nannte.

Nur wenn sie sich unbeachtet wähnte, sah sie ihn schmerzerfüllt und vergrämt an. Dann raffte sie sich wieder auf und überschüttete ihn mit der Fülle ihrer Zärtlichkeit und Liebe.

Freilich beängstigte es ihn zuweilen, wenn sie auf seine Worte kaum hörte und wie verloren vor sich hinstarrte. Weckte er sie dann aus ihrer Versonnenheit, so bat sie ihn so liebreizend und verschüchtert um Nachsicht, daß er sie, von tiefster Dankbarkeit erfüllt, still an sich zog ...

Es gingen die Osterferien ihrem Ende entgegen, und Friedrich Geppert dachte mit Schrecken an die Zeit, wo er seine Vorlesungen wieder beginnen und die Rückreise antreten mußte.

An einem Nachmittage gingen der Professor und Kornelie engverschlungen durch den Park.

Sie sagte leise zu ihm: „Ich danke es Gott aus dem Grunde meines Herzens, daß er mir die Erfüllung gab. Eine Frau, die ohne Liebe stirbt, hat den Sinn des Lebens nicht erkannt!“

Und er: „Wie kannst du vom Sterben reden, wo das Leben vor uns liegt! Um uns ist Frühling und Auferstehung, und du sprichst vom Tode!“

„Ohne das Sterben gibt es doch keine Auferstehung?!“ Und scheinbar zusammenhanglos fragte sie: „Fürchtest du dich vor dem Tode?“

Er wurde sehr ernst, ehe er erwiderte: „Ich halte mich für keinen Feigling, aber wenn ich die Gewißheit hätte, ich müßte jetzt fort — jetzt, wo sich das Leben mir erst aufgeschlossen hat, ich würde mich fürchten, ich würde verzweifeln!“

„Wie seltsam ist es,“ antwortete sie in tiefem Sinnen und Nachdenken, „daß ich darin ganz anders empfinde wie du. Mir ist es immer wundervoll erschienen, wenn einer auf der Höhe des Lebens, mitten aus dem Glücke herausgerissen wurde. Darin liegt für mich Schönheit ohne Ende.“

Sie waren aus dem Park getreten, und für eine kleine Weile sahen sie wieder die Berge mit ihren in bläulichen Duft eingesponnenen Höhenrücken. Eng aneinander geschmiegt, gingen sie lautlos weiter und horchten auf die Stimme der Einsamkeit.

Und nun standen sie vor einem niedrigen Torbogen, der mit eigenartigen Skulpturen und verschlungenen Arabesken, Tier- und Menschenbildern geschmückt war.

„Es ist ein altes römisches Tor,“ sagte sie erklärend, „das man am Rhein gefunden hat. Es wurde dem Prinzen Wilhelm geschenkt, als er Statthalter war. Er hat es hierher gebracht.“

Noch ein paar Schritte — und vor ihnen tauchte, von dunklen, hochgewachsenen Fichten umgeben, die Mariannen-Cottage auf, ein kleines Häuschen mit einem spitzen Giebel und einem hohen gotischen Fenster. Im Hintergrunde lag, wie von geheimnisvollem Zauber umwoben, ein schwarzer Weiher.

„Dies hier,“ sagte sie, „war der Lieblingsaufenthalt der Prinzessin Marianne, wenn sie ihrem goldenen Käfig in Berlin entronnen war.“ Und auf den starken Grundpfeiler deutend, fuhr sie fort: „Denke nur, das sind Teile eines uralten Ofens. Hier am Lehmteiche“ — sie zeigte auf den Weiher — „wurden ehedem Ziegel gebrannt. Komm, laß uns hinaufgehen!“

Sie traten in die kleine Stube, die mit altdeutschen Heiligenbildern verziert, mit einer grüngoldenen Tapete bekleidet und mit gotischen Möbeln ausgestattet war.

Das grünseidene Sofa war längst verblichen, aber die Mutter Gottes, in leuchtender Glasmalerei ausgeführt, blickte in Reinheit und Liebe auf sie herab.

„Hier hat die Prinzessin Marianne mit dem Prinzen Wilhelm oder den Fräulein von Radziwill öfter als einmal den Tee genommen,“ erzählte sie, in die Erinnerungen der alten Zeit versunken. „Und hier“ — sie führte den Professor an einen kleinen Wandschrank — „ist noch das Teegeschirr aufbewahrt, das sie benutzt haben. Sieh nur, es ist altes, kostbares Porzellan aus England.“

Hinter einem kleinen Wandschrank auf der gegenüberliegenden Seite entdeckte der Professor Bücher.

Es waren drei stattliche Bände, auf deren roten Rücken in goldener Schrift zu lesen war: „Des Knaben Wunderhorn.“

„Alles hat hier Stil!“ sagte er freudig. „Könnte man sich in diese Einsiedelei etwas Sinngemäßeres und Schöneres hineinwünschen als gerade diese Bücher?“

Sie sah ihn in Liebe an und öffnete die kleine Balkontür.

Der dunkle Weiher blickte ihnen entgegen, und aus der Ferne tauchte, von seinen uralten, mächtigen Stämmen eingerahmt, das Schloß mit seinen Erkern und Türmen auf, und dicht daneben lag die schmucke Gärtnerei, im Schweizer Stile aufgeführt, und vom Hügel winkte der rote Waldemarturm, von dem aus die Prinzen Waldemar und Adalbert weithin tragende Geschosse durch den blauen Äther gefeuert hatten, und ganz im

Hintergrunde ragte ein mächtiger Bergrücken empor.

Sie sprachen kein Wort. Eng aneinandergeschmiegt, blickten sie in die Landschaft, die mit ihnen verwuchs. Und in der lautlosen Stille hörten sie das Schlagen ihrer Herzen, empfanden sie den letzten Zusammenhang, der zwischen zwei Menschen sein kann.

Ja, in dieser Stunde wußten sie, daß es für sie nichts Trennendes gab, daß nur ein Wille und ein Wunsch in ihnen war, und daß vor der Macht ihres Gefühls alle Stimmen der Vernunft zu tiefem Schweigen kamen.

Und ohne daß eines zu dem anderen ein Wort gesprochen hätte, rissen sie sich von dem tiefen Frieden der Natur, von dem groß gestimmten Bilde der Landschaft los und traten den Heimweg an.

Sie hängte sich schwer in seinen Arm. Alle Bewußtheit war von ihr genommen. Ein geheimnisvolles Ahnen durchdrang sie.

In der ganzen Natur ringsherum eine Todesstille, nur hin und wieder wehte der Wind verdorrtes Laub auf, das unter ihren Füßen raschelte.

Ihre Seelen waren weit aufgeblüht. Sie verstanden sich wortlos.

Dieses war die Stunde ihrer Erfüllung.

— — — — — — — — — — — — —

Mit dem nächsten Morgengrauen verließ Friedrich Geppert Fischbach. Es war ihr Wille, dem er keinen Widerstand entgegensetzen durfte.

Sie umschlang ihn noch einmal, und noch einmal sah sie ihm ins Auge, und in ihrem Blicke ruhte ihre reine Seele, ihr Stolz und ihre Demut und die ganze Fülle ihrer Liebe.

Dieser Blick durchleuchtete sie und nahm alles Irdische von ihr ...

* *
*

Es wollte niemand die Schreckenskunde glauben, die der alte Schloßdiener mit schlotternden Knien ins Pfarrhaus gebracht hatte. Und nun standen sie alle, Pastor Röchtling und Markus Lenz, Frau Flößer und der Forellenwirt, an ihrem Lager, erschüttert von der ewigen Wahrheit des Todes und bis ins Innerste bewegt von dem reinen und erhabenen Anblick, der sich ihnen bot. Sie lag in ihrem weißen Linnen rein und schön wie frisch gefallener Schnee. Ein Ausdruck der Milde und des tiefen Ernstes verklärte ihre Züge.

Pastor Röchtling senkte das Haupt. Er las mit gebrochener Stimme die Zeilen, die sie für ihn hinterlassen hatte.

Sie lauteten:

Mein lieber Herr Pastor Röchtling!

Im Angesicht des Todes schreibe ich Ihnen, dem treuen Freunde und Berater, dem ich jetzt einen tiefen Schmerz und eine herbe Enttäuschung bereiten muß, denn ich tue ja etwas, was gegen den Glauben ist und, wie die Menschen sagen, gegen Gott. Lieber, lieber Herr Pastor, ich bitte Sie von ganzem Herzen, mein Handeln ein wenig zu verstehen, mich milde zu beurteilen und mir kein strengerer Richter zu sein, als Hötichmann es gewesen wäre, der in seiner großen Güte zuletzt die arme Prinzessin Marie begriffen und ihr verziehen hat. Ich muß fort, weil ich nicht den großen Mut Frau Flößers besitze und nicht zu jener Freiheit zu kommen vermag, die vielleicht wahrhaftiger und sittlicher ist, als mein armes Herz ahnt. Ich fand erst im Tode die Kraft, mich zu erfüllen. Lieber Herr Pastor, nun wissen Sie alles. Ich gehe zu meinem Herrn und Heiland in tiefem Frieden und starkem Glauben. Ich drücke Ihnen und der Frau Pastorin die Hand und bitte Sie, meine Grüße an alle, alle auszurichten, die mit soviel Nachsicht und Freundlichkeit in mein Dasein traten. Einen letzten Gruß auch dem Lehrer Markus Lenz.

Kornelie Stillfried.

Röchtling fuhr sich mit seiner Hand über die Augen.

„Sie hatte die Schönheit und den Glauben," sagte er leise, „wer will sie richten, weil sie auf die Tragik des Lebens gestimmt war und über sie nicht hinwegkam? — Und hier ist noch ein Brief an den Professor. Gott gebe, daß er die Kraft hat, ihr Wort und ihren Willen zu ertragen."

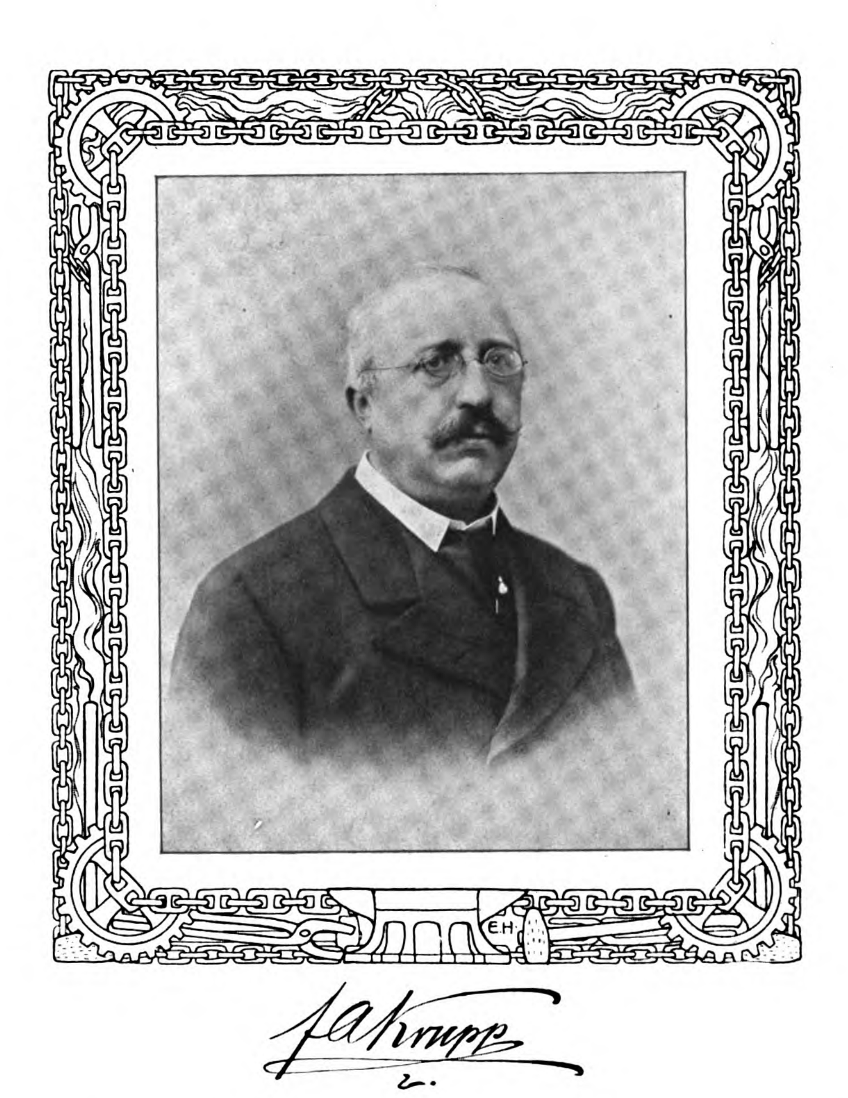
Markus Lenz hatte sich abgewandt — niemand sah, was in ihm vorging ...



Stammhaus der Familie Krupp.

Zu Kellen: Die Entwickelung der Kruppschen Werke.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Die Entwickelung der Kruppschen Werke
unter Friedrich Alfred Krupp

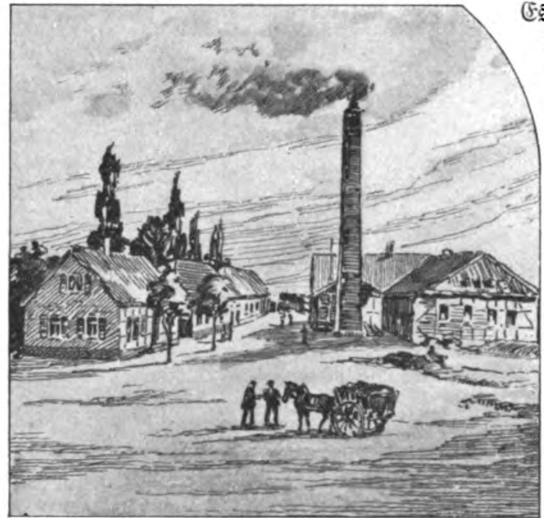
Von

Tony Kellen

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Als Friedrich Alfred Krupp vor etwas mehr als Jahresfrist am 22. November 1902, unerwartet früh, starb, hinterließ er seine Werke in einer Ausdehnung, wie sie noch nie ein industrielles Unternehmen in der Hand eines Mannes erreicht hat. Man hat die Kruppschen Werke oft als einen Staat im Staate bezeichnet. Und in der Tat ist es eine außergewöhnliche Erscheinung, daß von einem einzigen Manne 43000 Arbeiter und Beamte und mit ihren Familienangehörigen fast 150000 Menschen abhängig sind. Friedrich Krupp hatte dieses Werk 1810 gegründet und ihm Gut und Gesundheit geopfert. Mit neununddreißig Jahren schon starb er und hinterließ seinem damals vierzehn Jahre alten Sohn Alfred neben der Aufgabe, für die Mutter



Erste Fabrikanlage 1815.

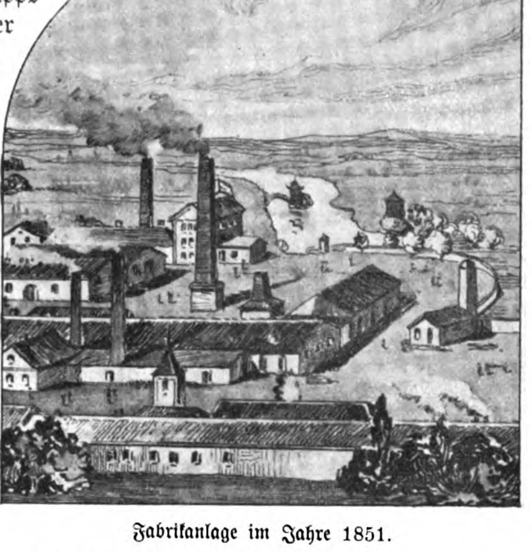
Es muß freilich zugegeben werden, daß F. A. Krupp ein Erbe antrat, in welches der geniale Vater alle Keime späterer Entwickelung hineingelegt, und daß er es zu einer Zeit antrat, die für die Entfaltung der latenten Kräfte überaus günstig war, zu einer Zeit, wo die industriellen und kommerziellen Verhältnisse Deutschlands im allgemeinen, besonders aber die deutsche Eisenindustrie in bezug auf wissenschaftliche und technische Fortschritte, sowie auf die Erweiterung ihrer Absatzgebiete in eine Epoche neuen, alles Frühere weit hinter sich lassenden Aufschwungs eintraten.* Aber keine noch so wohlgegründete Organisation, gewiß nicht eine so umfangreiche und vielverzweigte, wie die Kruppschen Werke es damals schon waren, hätte sich ohne eine einsichtsvolle, umsichtige und tatkräftige Leitung gedeihlich weiter entfalten können, und diese führte F. A. Krupp mit fester Hand. Er erfaßte mit klarem Verständnis die gegebenen Verhältnisse, und mit sicherem, weitschauendem Blicke hielt er das Auge in die Zukunft gerichtet. Er erkannte voraussehend ihre Bedürfnisse und griff bestimmend in den Gang der Entwickelung ein. So wurden seine Entschlüsse das Ergebnis eines bewußten, einheitlichen und wohlüberlegten Planes. Was aber sein Weitblick einmal als zweckmäßig und notwendig erkannt hatte, das ließ ihn sein ungewöhnlicher Unternehmungsgeist auch mit Zuversicht wagen. Alle unter der Ägide F. A. Krupps ausgeführten Unternehmungen, Erweiterungen, Umbauten von erworbenen Anlagen, offenbarten eine Großzügigkeit des Entwurfes, eine Aufwendung von reichsten Mitteln, eine weit den augenblicklichen Bedürfnissen vorauseilende Ausstattung, die ihnen ein ganz besonderes Gepräge gegenüber den Werken des „alten Herrn", wie Alfred Krupp von seinen Beamten und Arbeitern genannt wurde, verleihen. So bezeichnend ist der Zug der Schöpfungen der jungkruppschen Ära, daß

und die jüngeren Geschwister zu sorgen, nichts als eine kleine Schmiede und das Geheimnis der Gußstahlfabrikation. Die unermüdliche eiserne Tatkraft und geniale Begabung **Alfred Krupps**, die aus diesen winzigen Anfängen ein Werk aufbaute, das seinen Namen auf der ganzen Welt geachtet und geehrt machte, ist bekannt. Am 17. Februar 1854 wurde ihm ein Sohn, Friedrich Alfred, geboren. Es waren damals sieben Jahre verflossen, seit er das erste Geschützrohr aus Gußstahl hergestellt und mit diesem ersten Versuch einen Weg betreten hatte, der die Artillerie einer ganz neuen Entwickelung entgegen-, ihn selbst auf den Gipfel des Erfolges führen sollte. Als ihn im Jahre 1887 der Tod abrief und er seine Werke in die Hände seines Sohnes **Friedrich Alfred Krupp** übergeben mußte, waren in ihnen 21000 Arbeiter beschäftigt.

Es ist wohl dem Gedanken Ausdruck verliehen worden, daß der rasche und großartige Aufschwung der Kruppschen Werke nach dem Jahre 1887 nur der natürliche, gewissermaßen spontane Ausbau des von Alfred Krupp gelegten Grundwerkes, die Ernte der vom Vater ausgestreuten Saat gewesen, daß sein Sohn F. A. Krupp der Entwickelung der Verhältnisse nur habe freien Lauf zu lassen brauchen. Ein solches Urteil fällen, heißt jedoch die Verdienste des Sohnes um die Entfaltung des Werkes ganz und gar verkennen.

* Über Alfred Krupp und die früheren Entwickelungsepochen der Kruppschen Werke haben die „Monatshefte" im Novemberheft 1890 und im Aprilheft 1899 illustrierte Aufsätze veröffentlicht (von Max Geitel und Herman Frobenius).

man im Vergleich mit der Zeit Alfred Krupps von einem „neukruppschen" Stil in dieser Beziehung reden könnte. Nur aus der Auffassung, wie F. A. Krupp sie als Großindustrieller an den Tag legte, konnten Schöpfungen, wie u. a. die des Kruppschen Panzerplattenwalzwerkes, einer nach einem großen Plane gedachten industriellen Anlage ersten Ranges, der in der Welt kaum eine ähnliche an die Seite gestellt werden kann, oder der Umbau der Germaniawerft oder die Anlage des Hüttenwerkes Rheinhausen, hervorgehen.

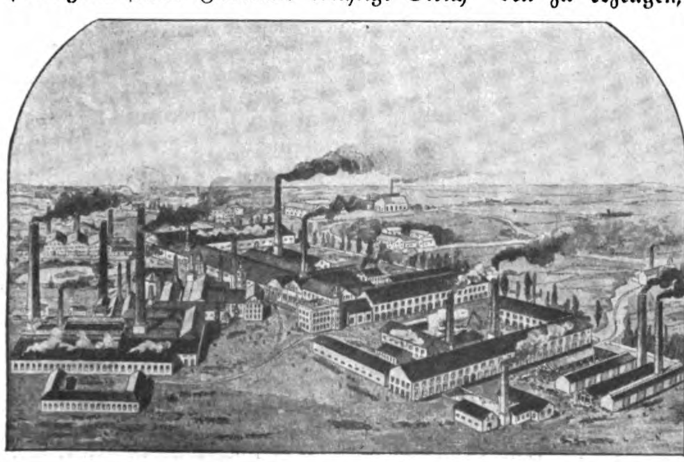


Fabrikanlage im Jahre 1851.

Wenn hier jedoch den industriellen Schöpfungen F. A. Krupps ein eigenartiges Gepräge zugesprochen wird, so soll damit nicht gesagt sein, daß er mit den väterlichen Traditionen gebrochen habe — nein, der Sohn blieb in seinen Neuschöpfungen den Grundsätzen des „alten Herrn" nicht nur darin getreu, daß er von dem aus der Fabrik gezogenen Gewinn stets die zur Erweiterung des Werkes nötigen Summen zur Verfügung stellte, sondern auch in dem Streben, das Werk als ein möglichst geschlossenes, von fremden Hilfsquellen unabhängiges Ganzes zu entwickeln.

So war es in dem Sinn Alfred Krupps, daß er die Erwerbung von Kohlenzechen und von Erzminen fortsetzte, die ihm nicht nur eine zuverlässige, von Preis- oder Produktionsschwankungen unbeeinflußte Zufuhr, sondern auch die für die Güte und Gleichförmigkeit seiner Fabrikate wichtige Gleichmäßigkeit der Rohmaterialien sicherten. Der Ankauf der Zeche Hannibal, die Erwerbung des Alleineigentumsrechtes der unter dem Gebiete des Essener Werkes selbst sich ausbreitenden Kohlenfelder der Zeche Sälzer und Neuack, der Ankauf der Kohlenfelder der Zeche Emscher-Lippe in Gemeinschaft mit dem Norddeutschen Lloyd, der Erwerb von Erzgruben in Luxemburg, von verschiedenen Grubenkomplexen an der Lahn, von Kalksteinbrüchen im Angertal fallen in die Jahre nach 1887.

War es ferner im Geiste des Vaters, möglichst alle zur Herstellung der fertigen Produkte seiner Werke nötigen Halb- und Hilfsfabrikate ebenfalls in eigenen Betrieben zu erzeugen, so zog anderseits F. A. Krupp allmählich auch solche Industriezweige in den Kreis seiner Stahlwerke hinein, in denen die Erzeugnisse zur endgültigen Verwendung kamen. So führte die Fabrikation der Schiffsgeschütze, der Schiffsbleche, der Panzerplatten und zahlreicher Maschinenteile zur Aufnahme des Schiff- und Schiffmaschinenbaues, so daß heute die Kruppschen Werke im-



Fabrikanlage im Jahre 1857.

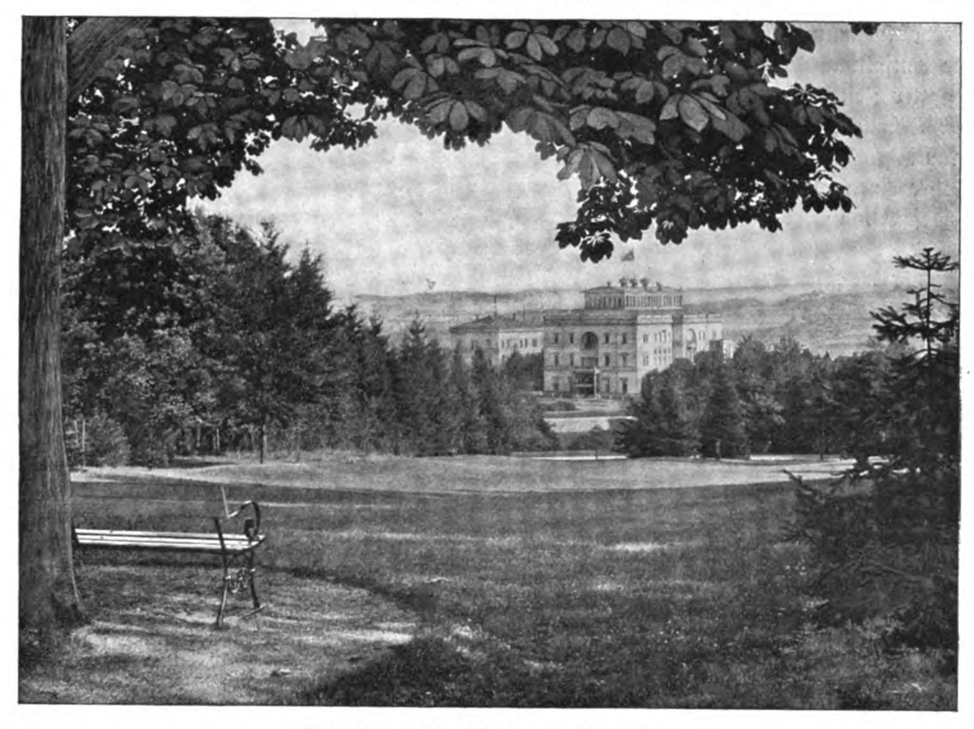


Gußstahlfabrik Essen 1903.

stande sind, ein vollständig ausgerüstetes Schlachtschiff mit Kesseln und Maschinen, Panzern und Geschützen fix und fertig in eigenen Betrieben herzustellen.

Friedrich Alfred Krupp war in Wahrheit der Leiter und die Seele seiner Werke, indem er nicht nur im großen ihren Fortgang eifrig verfolgte und beeinflußte, sondern auch in die Einzelheiten ihrer mannigfaltigen Verzweigungen eindrang und sich fortlaufend unterrichtet hielt. Daß dies nach außen hin wenig in die Erscheinung trat, hat wohl einerseits seinen Grund darin, daß Krupp in seiner ihm eigenen Bescheidenheit es nicht liebte, seine Person in den Vordergrund zu stellen, anderseits in dem unbegrenzten Vertrauen, das er in die Männer setzte, die er sich als Mitarbeiter an die Seite gestellt hatte. Trotzdem wußte er mit feinem Takt und, wo es nötig war, mit größter Entschiedenheit seinen Einfluß zur Geltung zu bringen, so daß schließlich doch alle Fäden der vielverzweigten Organisation in seiner Hand zusammenliefen und er allein bei allen bedeutsamen Fragen die letzte Entscheidung traf. Ohne hierzu von Natur befähigt zu sein, wäre Friedrich Alfred Krupp dieser Aufgabe gewiß nicht gewachsen gewesen. Das hatte auch sein Vater erkannt, der, wenn ihm auch die wenig widerstandsfähige Gesundheit seines Sohnes anfangs Veranlassung geben konnte, wegen der Fortführung seines Werkes besorgt in die Zukunft zu sehen, doch im Hinblick auf dessen Charakter und Fähigkeiten vollkommen beruhigt war. Früh schon führte er ihn daher in die verschiedenen Zweige der Geschäftsleitung ein und vertraute ihm wichtige Aufträge an. So lernte der Sohn in den Gedankengang des Vaters eindringen; so schärfte er seinen Blick für praktische Verhältnisse und erwarb die für seine Lebensaufgabe nötige Erfahrung und Umsicht.

Zart als Knabe und als Jüngling, hatte er auch als Mann noch stets Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen. Aber eben die Gewöhnung an gewissenhafte Befolgung der ärztlichen Vorschriften und die Einhaltung einer streng geregelten Lebensweise, unterstützt durch ein angeborenes Pflichtgefühl, ermöglichten ihm trotz seines Gesundheitszustandes eine ungewöhnlich hohe Arbeitsleistung. Nicht nur vermochte er seine Berufs- und Repräsentationspflichten vollauf zu erfüllen, er erübrigte auch noch Zeit zur körperlichen und geistigen Erholung, zur Pflege von künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, ja sogar in den letzten Jahren zu ernsten wissenschaftlichen Studien.



Villa Hügel, Wohnsitz der Familie Krupp.

Wer die Entwickelung der deutschen Eisenindustrie nur einigermaßen verfolgt hat, weiß, in welch glänzender Weise sie in jüngerer Zeit sich entfaltet hat. Unternehmungsgeist, wissenschaftliche Erfindungen haben, in steter Wechselwirkung sich befruchtend, zu diesem Aufschwung geführt. Das zwar schon 1878 von den Engländern Thomas und Gilchrist erfundene Verfahren, welches aus den phosphorhaltigen und deshalb für die bis dahin herrschenden Prozesse minderwertigen Eisenerzen den Phosphor abschied, fing erst Ende der achtziger Jahre an seine volle Bedeutung zu entfalten. Durch seine Anwendung wurden die ausgedehnten Erzlager Lothringens und Luxemburgs verwertbar, und die Stahl- und Eisenbereitung in der Bessemer- und Thomasbirne oder im Martinofen nahmen rasch und bedeutend an Umfang zu. Durch die chemisch-metallurgischen Fortschritte wurde die Stahlfabrikation auf eine wissenschaftliche Basis gestellt, die Ergebnisse der Studien im Laboratorium, Hand in Hand mit der Erfahrung im praktischen Betriebe, haben heute nicht nur eine durch geeignete Legierungen und Verfahren erzielte Mannigfaltigkeit von Stahlsorten geschaffen, sondern auch die Möglichkeit gegeben, mit Sicherheit Stahl von dieser oder jener gewünschten Qualität zu erzeugen. So vermochte die Metallurgie den verschiedenartigsten Anforderungen an Qualität bei der vielartigen Verwendung des Eisens und Stahls, z. B. im Schiff- und Maschinenbau, im Brücken- oder sonstigen Konstruktionsbau, im Fahrzeugbau usw., zu entsprechen. Aber auch in der Formgebung, in der Gleichförmigkeit des Materials, in der Sorgfalt der Bearbeitung, in der Forderung nach immer größeren und schwereren Guß- und Schmiedestücken, wie sie etwa der Schiffbau zu Steven, Ruderrahmen, Schraubenwellen, der Maschinenbau zu Rahmen, Ständern, Zylindern, Kolben, der Bau von Dynamomaschinen zu Polgehäusen verwendet, folgten Stahlgießerei, Schmiede und mechanische Werkstatt dem Zuge der immer kühner sich gestaltenden Entwürfe des Konstrukteurs. Der Stahlformguß, d. h. die Kunst, selbst komplizierte Formstücke, die früher aus vielen Teilen zusammengenietet oder geschweißt werden mußten, aus einem Stücke, sei es aus Tiegelstahl, Flußeisen oder -stahl, zu gießen, ist eine deutsche Erfindung, und die große

Vervollkommnung, die er erfahren, ist für die Entfaltung der deutschen Eisenindustrie jüngster Zeit besonders charakteristisch. In der Schmiede hat die Verwendung der hydraulischen Presse seit Anfang der neunziger Jahre einen entscheidenden Umschwung herbeigeführt, indem sie in der Verarbeitung des Metalls selbst die schwersten Dampfhämmer weit hinter sich läßt, so daß die Dimensionen der Schmiedestücke seitdem ungeheuer gewachsen sind. Entsprechend den wachsenden Bedürfnissen haben sich auch die Werkzeuge — es sei hier nur an die Schnelldrehstahle und die Werkzeugmaschinen erinnert — weiter entwickelt. Deutsche Wissenschaft, deutscher Fleiß und deutsche Erfindung haben die heimische Eisenindustrie in dem Wettkampf mit den bedeutendsten industriellen Ländern des Erdreichs, England und Amerika, in eine ebenbürtige, zum Teil sogar in führende Stellung gerückt, was uns mit berechtigtem Stolz erfüllen muß, uns aber auch mit Dankbarkeit auf die Männer und ihre Werke blicken lassen wird, die Deutschland auf diesem Siegeszuge geführt haben, und unter denen die Kruppschen Werke an erster Stelle zu nennen sind.

In den letzten fünfzehn Jahren, d. h. in der Zeit, welche es dem letzten männlichen Vertreter der Essener Kruppschen Dynastie vergönnt war, an der Spitze seiner Werke zu stehen, waren diese nicht nur überall auf der Höhe der Fortschritte der Eisenindustrie, sondern vielfach selbst deren Führer und Träger.

Ganz besonders gilt dies von der Stahlformgußfabrikation. Den ersten Grund legte Alfred Krupp, indem er im Jahre 1869 auf der Essener Gußstahlfabrik den ersten Martinofen errichtete und im Jahre 1886 das Stahlwerk Annen ankaufte, welches sich besonders mit Stahlformguß befaßte. Die eigentliche Entwickelung dieses Zweiges aber fällt in die Zeit Friedrich Alfred Krupps. Dem ersten Martinwerk schlossen sich nach und nach vier weitere an, von denen die jüngsten besonders mit den modernsten Einrichtungen ausgestattet und den höchsten Ansprüchen zu genügen imstande sind. Von den vier Öfen des vierten Martinwerkes, welches mit dem noch zu erwähnenden Panzerplattenwalzwerk in Verbindung steht, können in einer Zustellung zwei je 40 und zwei je 27 Tonnen Stahl schmelzen. Das Gewicht der einzelnen Gußstücke, die hier hergestellt werden, beträgt bis zu 150000 Kilogramm. Im Jahre 1888 wurde auch die Tiegelstahlschmelzerei umgebaut und bedeu=



Tiegelstahlschmelzerei, der sogenannte „Schmelzbau".

Walzen einer Panzerplatte.



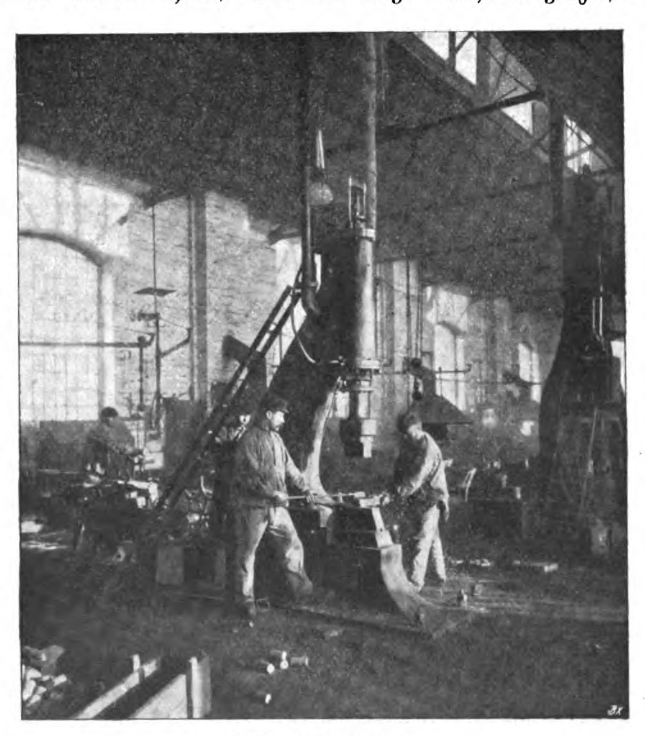
Gießer mit Tiegel.

sei, für die Krupp eine Flußstahl-Qualität mit besonderen magnetischen Eigenschaften herstellt. Auch die Fabrikation von Lokomotiv- und Eisenbahnrädern nimmt einen breiten Raum ein, so daß die der Fertigbearbeitung der Stahlformgußräder dienenden Werkstätten bedeutende Erweiterungen erfahren und ihre Tätigkeit um ein vielfaches gesteigert haben.

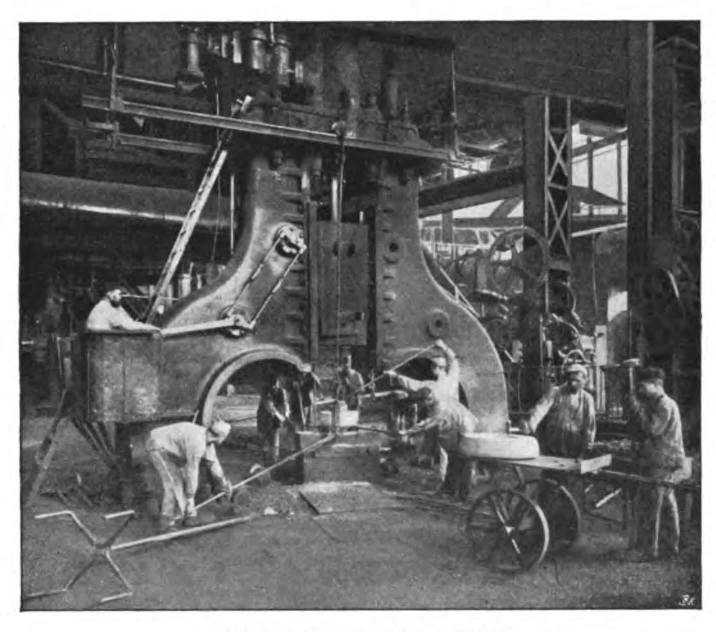
Ein Bild von der Tätigkeit der Kruppschen Werke auf diesem Gebiete boten die in Düsseldorf ausgestellten Stahlformgußstücke. Imposant geradezu für den Blick des Laien wirkten die riesenhaften Steven, unter denen ein Vordersteven, der die Höhe von 12,5 Meter, also etwa die eines dreistöckigen Hauses hatte, dabei das Auge durch den graziösen

tend vergrößert, so daß auch hier Tiegelstahlblöcke bis zu 85000 Kilogramm gegossen werden können. Um die Bedeutung dieser Zahlen richtig zu würdigen, halte man sich vor Augen, daß jeder einzelne Tiegel etwa 40 bis 45 Kilogramm Stahl enthält, daß also beispielsweise der annähernd 80 Tonnen wiegende Stahlgußblock, aus welchem die 45 Meter lange Welle gearbeitet wurde, die Krupp 1902 in Düsseldorf in der Krupphalle zur Ausstellung gebracht hatte, das Zusammengießen von 1768 Tiegeln erforderte; der Guß dauerte etwa eine halbe Stunde, und zur Bedienung der Tiegel waren 490 Mann tätig.

Heute ist die Verwendung von Stahlformgußstücken außerordentlich vielseitig geworden, und die Reichhaltigkeit der Kruppschen Erzeugnisse dieses Fabrikationszweiges ist entsprechend groß. Unter diesen hat aber die Fabrik gewisse Spezialitäten ausgebildet, von denen hier nur eine: die Herstellung von Polgehäusen für den Bau von Dynamomaschinen, erwähnt



Leichter Dampfhammer.



Hammer zum Lochen der Radreifen.

Schwung seiner Umrisse entzückte. Er stellte ein Gewicht von 35000 Kilogramm dar. Massig und wuchtig wirkten ein paar Ständer für ein Panzerplattenwalzwerk, die zusammen 110000 Kilogramm wogen. Aber auch unter den für das Laienauge unscheinbareren Stücken befand sich manches, das für den Fachmann in Hinsicht auf Kompliziertheit der Form, feines Ausfließen und Dünnwandigkeit eine geradezu staunenswerte Leistung der Stahlgießkunst darstellte. Wenn schon die in Chicago 1893 ausgestellten Gußstücke in Fachkreisen allgemeines Aufsehen erregten, so zeigt doch ein Vergleich mit den Erzeugnissen, die die Kruppschen Werke in Düsseldorf zur Anschauung brachten, welche Fortschritte sie in dem seither verflossenen Jahrzehnt auf diesem Gebiete gemacht hatten. Zu derselben Wahrnehmung würde auch ein Vergleich der Schmiedestücke geführt haben. Wie in Chicago, so hatte Krupp auch in Düsseldorf eine hohlgebohrte Welle ausgestellt, die, ohne einem praktischen Verwendungszweck zu dienen, hauptsächlich zeigen sollte, was die Betriebe und Werkstätten zu leisten imstande sind. Während die Chicagoer Welle bei einem Durchmesser von 30 Zentimetern und 25 Metern Länge 12000 Kilogramm wog, war die Düsseldorfer Welle bei 45 Zentimetern Durchmesser 45 Meter lang und wog 52700 Kilogramm. Viel Bewunderung erregte auch in Düsseldorf die Wellenleitung für den Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm II.“, die, vollständig mit Schraube ausgerüstet, 71 Meter Länge und ein Gesamtgewicht von über eine viertel Million Kilogramm hatte.

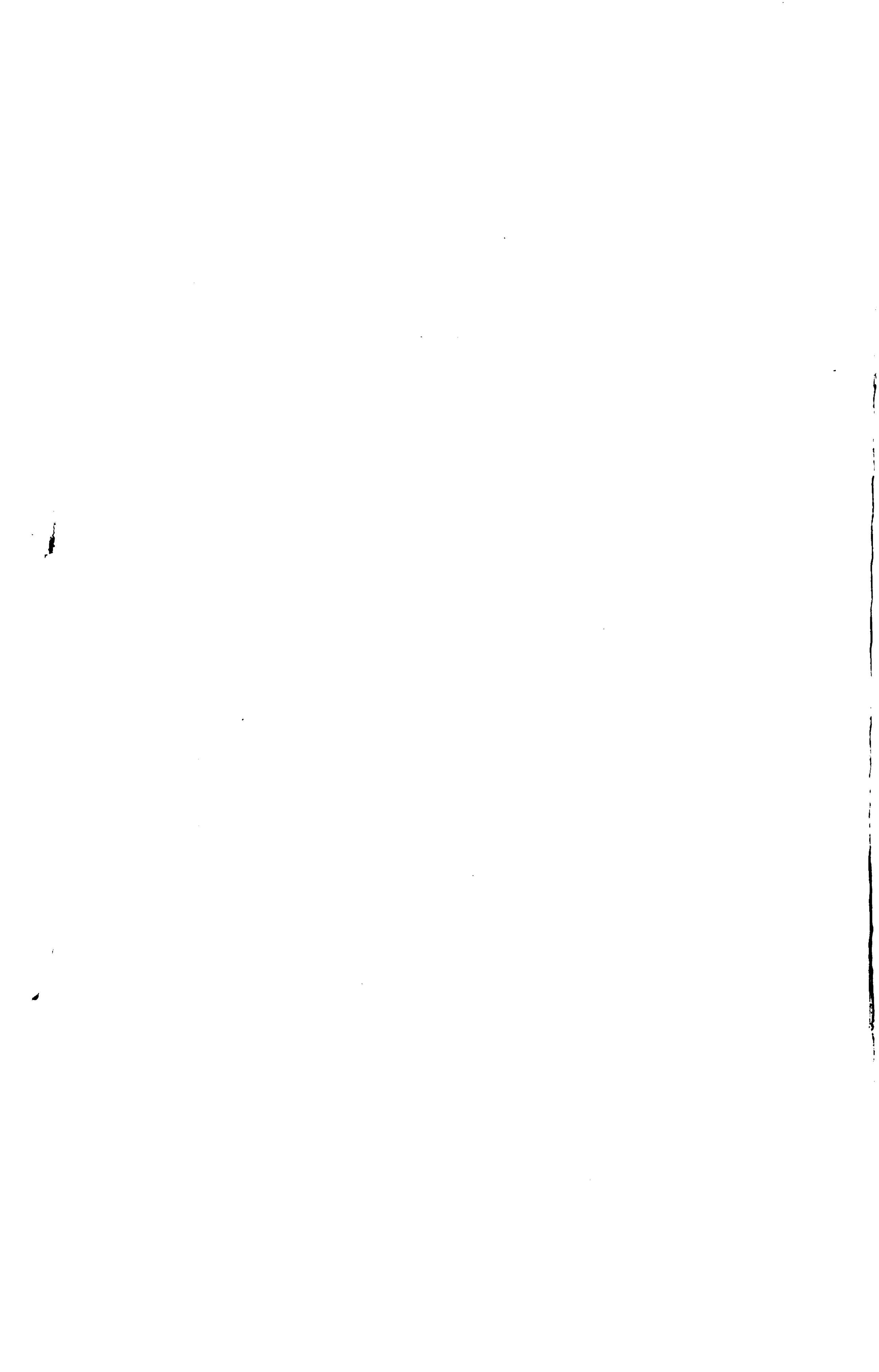


Kamin des Dampfhammers „Fritz“.

Während wir staunend vor solchen zyklopischen Gebilden stehen, steigt eine Ahnung in uns auf von dem Umfang und den Einrichtungen der Betriebe und Werkstätten, die sie zu verschmieden und verarbeiten imstande sind. Nicht unter dem Dampfhammer „Fritz“, der einst der Stolz des Essener Werkes war, sondern unter einer hydraulischen Presse sind die Gußblöcke dieser Welle ausgeschmiedet worden. Während der aus

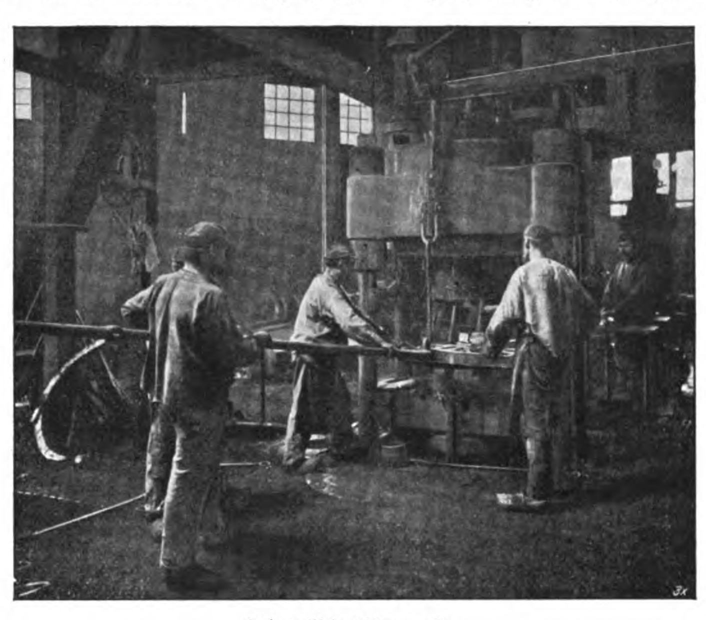


Fünfzig-Tonnen-Hammer „Fritz“.



mehr oder minder großer Höhe herabfallende Bär eines Dampfhammers von der Wucht seines Schlages uns überzeugt, könnten wir bei dem lautlosen Arbeiten der hydraulischen Presse kaum ahnen, welch ungeheure Kraft hier tätig ist, wenn wir nicht wahrnähmen, wie der rotglühende Stahlblock unter dem Drucke des Bären wie Wachs nachzugeben scheint. 600 Kilogramm Druck übt das Druckwasser auf den Quadratzentimeter aus, was bei dem Durchschnitte des Druckkolbens einem Gesamtdruck von 5000000 Kilogramm gleichkommt. Außer dieser 5000 Tonnen-Presse, die 1893 aufgestellt wurde, war bereits zum Verschmieden von großen Gußblöcken im Jahre 1890 eine solche von 2000 Tonnen aufgestellt worden.

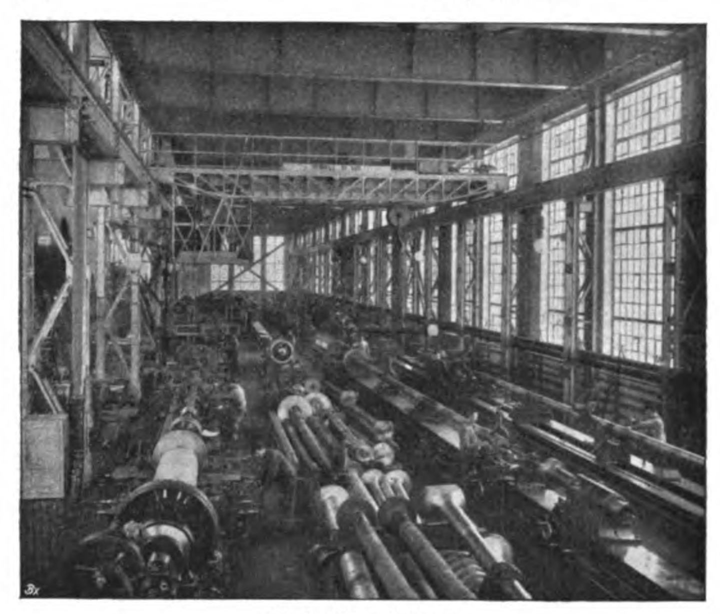
Werfen wir nun einen Blick in eine der Essener Werkstätten, in denen so große und schwere Werkstücke bearbeitet werden, und zwar in die neueste, die „achte“ mechanische Werkstatt, welche im Jahre 1901 in Betrieb genommen wurde. — Ganz in Eisenkonstruktion ausgeführt, erhebt sich die über 100 Meter lange, nahezu 50 Meter breite, dreischiffige Halle im breiteren Mittelschiffe bis zum Dache, während die Seitenschiffe durch eine Galerie in zwei Stockwerke geteilt sind. In diesem übersichtlichen, luftigen und hellen Raume sind an achtzig Werkzeugmaschinen aufgestellt, die teils einzeln, teils gruppenweise durch Elektromotoren von insgesamt 960 Pferdestärken in Bewegung gesetzt werden. Elektrisch angetriebene Laufkräne bestreichen die ganze Länge der Halle, sie heben die Werkstücke von den auf normalspurigem Geleise in die Halle eingefahrenen Wagen und tragen sie spielend zu den einzelnen Werkzeugmaschinen, unter denen eine Bohrbank von über 50 Metern Länge, auf der die oben erwähnte Düsseldorfer 45 Meter lange Welle abgedreht und hohlgebohrt wurde, ferner eine riesige Hobelbank von 8 Meter Hobellänge genannt sein mögen. Diese Werkstatt dient vornehmlich der Bearbeitung der schwersten Kurbelwellen für Schiffs- und andere Maschinen, von Kurbelachsen für Lokomotiven, von Schiffsschrauben, Steven, Ruderrahmen usw. Andere moderne, in ähnlicher Weise mit allen heutigen Vervollkommnungen ausgestattete Werkstätten dienen ausschließlich der Herstellung von Panzern



Hydraulische Räderpresse.

oder Geschützen und Lafetten. Für die Fortschritte der heutigen Eisenindustrie ist außer der Zunahme der Erzeugnisse an Mannigfaltigkeit, Ausdehnung und Gewicht, außer der Vervollkommnung der Bearbeitung namentlich auch die wissenschaftliche Behandlung der Qualitätsfrage kennzeichnend. Dementsprechend ist die Rolle der chemisch-physikalischen Laboratorien und der mechanischen Probieranstalten in den Stahlwerken immer wichtiger geworden.

Charakteristisch für die Ausdehnung der Kruppschen Werke, den Umfang ihres Betriebes sind daher auch diese Einrichtungen, deren Entwickelung selbst wieder ein Streiflicht auf die Ausbreitung der Werke unter Friedrich Alfred Krupp wirft. Die Zahl der Analysen im Laboratorium der Essener Werke ist nämlich seit 1887 von 5000 auf



Mechanische Werkstatt.

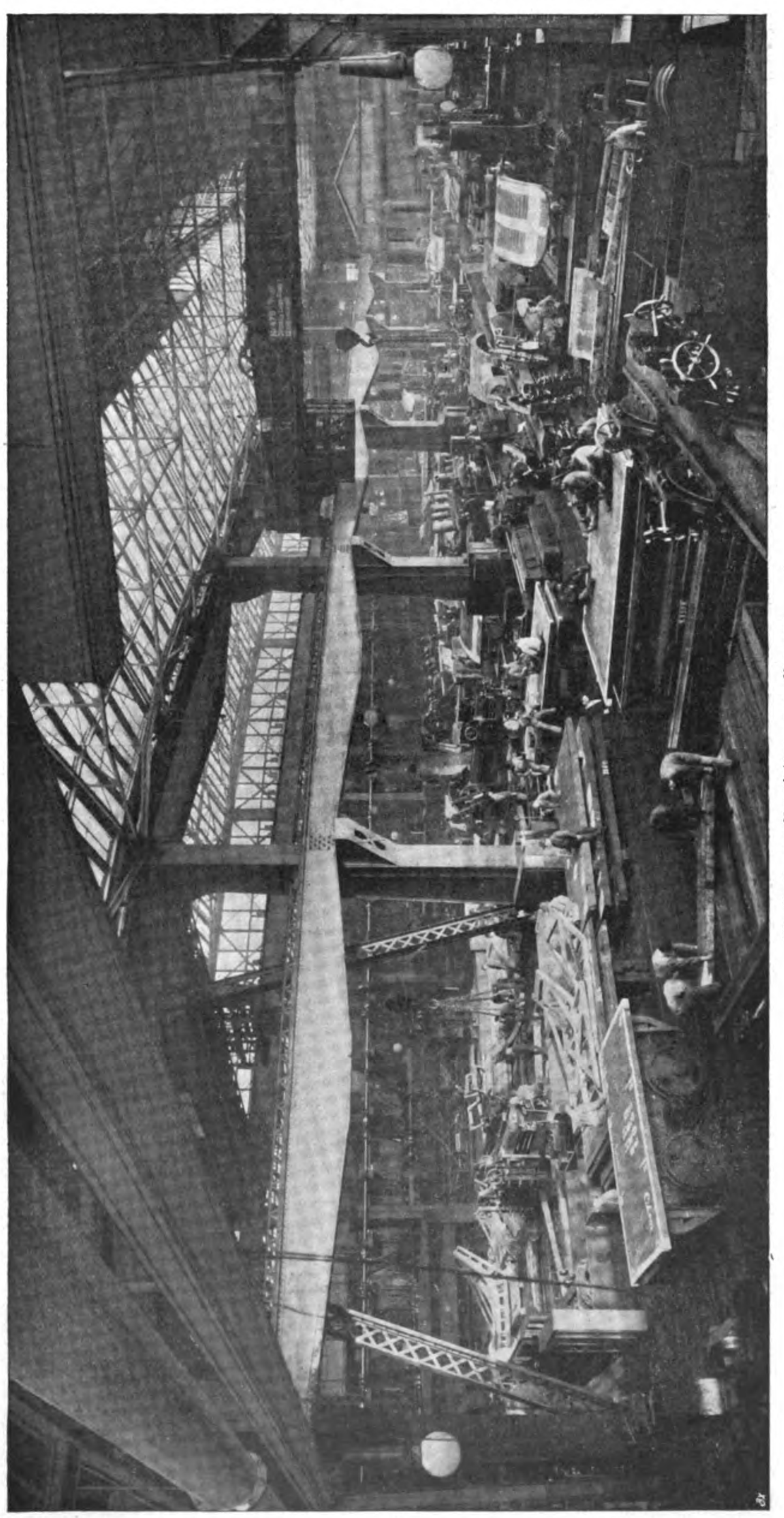
zwar im Jahre 1890, nachdem schon mehrere Werke im Auslande und in Deutschland namentlich die Dillingerhütte in der Herstellung von Stahlplatten bedeutende Fortschritte erzielt hatten.

Wenn man also diese Fabrikation aufnahm, so galt es, den Vorsprung, den andere darin besaßen, einzuholen. Das gelang in wenigen Jahren, und bald darauf hat Krupp sogar die anderen weit überholt, denn während er anfangs nach fremden Verfahren arbeitete, sind Dillingen und alle bedeutenden Panzerwerke des Auslandes, die von England, Amerika, Frankreich, Rußland, Österreich und Italien dazu übergegangen, Lizenzen auf das patentierte Kruppsche Verfahren zu erwerben.

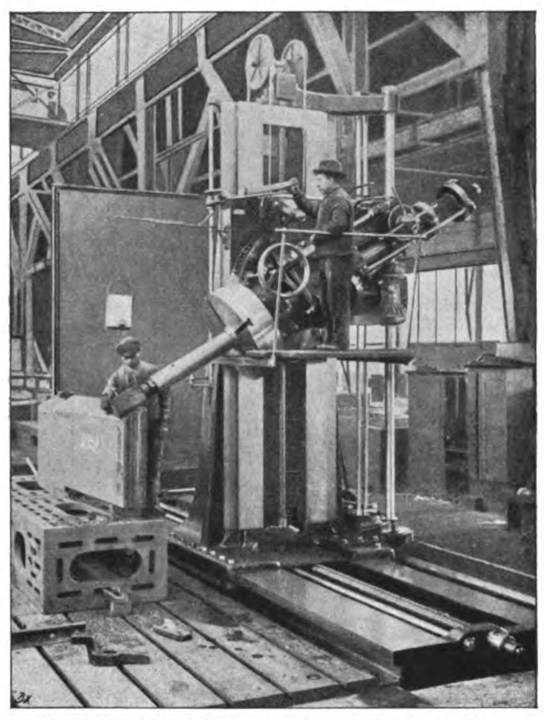
Zu Anfang dieser Studie habe ich das Panzerplattenwalzwerk als eine der bedeutendsten unter der Ägide F. A. Krupps entstandenen Schöpfungen gekennzeichnet. Sie war zugleich eine der ersten, denn bald nach dem Tode Alfred Krupps war mit ihrem Bau begonnen worden, 1891 wurde sie in Betrieb genommen. Mit dem Panzerplattenwalzwerk sind die erwähnten zwei Schmiedepressen und das vierte Martinwerk unter einem Dache vereint. 200 Meter lang und 100 Meter breit ist der ganz aus Eisen und Glas gefügte Bau, in seiner Größe, Helligkeit und Luftigkeit so ganz anders wirkend, als wir es an den älteren rußigen Schmieden und Walzwerken gewohnt sind. Drei Pfeilerreihen teilen den inneren Raum in zwei breitere Seitenhallen und zwei schmalere Mittelhallen. Auf Längsträgern bestreichen Laufkräne die ganze Länge der einzelnen Hallen. Kaum ein Werk der Welt ist mit so vielen großen und größten Kränen ausgestattet. Nicht weniger als neun sind für Lasten bis zu 75 Tonnen berechnet, einer trägt sogar 150 Tonnen. Das

35000 jährlich gestiegen, die Zahl der in der Probieranstalt vorgenommenen Versuche von 4500 jährlich auf 40000 angewachsen. Die bei der chemisch-physikalischen Versuchsanstalt angestellten Versuche, die ausschließlich zu Studienzwecken dienten, betrugen im Jahre 1887/88 etwa 250 und im Jahre 1901/02 rund 4000. Im Jahre 1896 ist diese Anstalt durch die Errichtung einer Abteilung für die Untersuchung der physikalischen Eigenschaften von Eisen und Stahl, die mit Apparaten für metallographische Studien (Mikroskopie und Mikrophotographie) ausgestattet ist, erweitert worden.

Die bis hierher erwähnten Erzeugnisse der Kruppschen Werke dienen im wesentlichen dem Schiffsbau, dem Schiffs- und sonstigen Maschinenbau, Eisenbahnbau usw., also den friedlichen Bestrebungen und dem friedlichen Verkehre der Völker. Wenngleich gerade in den letzten fünfzehn Jahren die Herstellung dieses „Friedensmaterials“, wie es im Essener Sprachgebrauch heißt, sich ganz bedeutend entwickelt hat, so haben doch unter F. A. Krupp die Werke getreu dem alten Ruhme, die erste Waffenfabrik der Welt zu sein, auch in der Herstellung von Kriegsmaterial sich die führende Stellung erhalten. Als neu wurde auf diesem Gebiete während der Ära F. A. Krupp die Panzerplattenfabrikation aufgenommen und



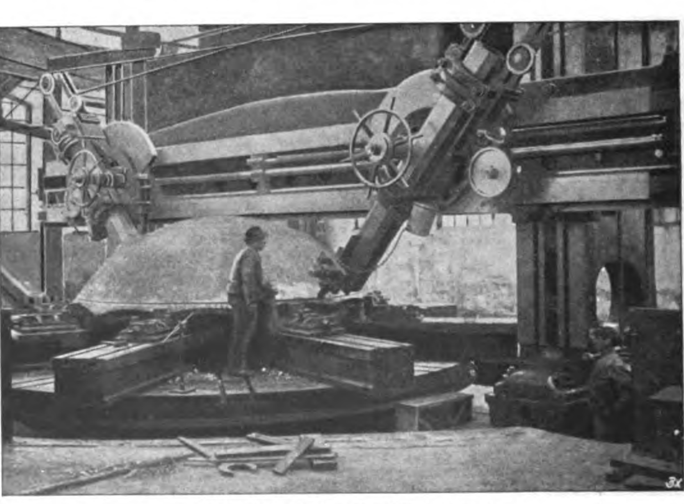
Werkstatt zur Bearbeitung von Panzern.



Bearbeitung einer Panzerplatte auf der Fräsmaschine.

die Sohle mit Platte wird hervorgezogen. Von vier kräftigen Haken an den Ecken erfaßt, wird die Platte von einem der großen Laufkräne gehoben und auf die Rollbahn des Walzwerkes niedergelegt. Mehr als hundertmal muß sie zwischen den Walzen hin und her gehen, ehe sie auf die bestimmte Stärke herabgebracht ist. Die Flammenerscheinung, die der Zuschauer während des Walzens wahrnimmt, rührt von Reisigbündeln her, die auf die Platte geworfen werden, während sie zwischen den Rollen hindurchgeht; die Prozedur hat die Beseitigung des Glühspans zum Zweck. In den Mittelhallen sind zum Biegen der Platten zwei hydraulische Pressen aufgestellt, von denen jede einen Druck von 7000000 Kilogramm ausüben kann. In einer der Seitenhallen haben die schon erwähnten hydraulischen Schmiedepressen, die Zweitausend- und die Fünftausendtonnenpresse, ihre Aufstellung gefunden. Das dem Martinwerk und dem Panzerplattenwerk gegenüberliegende Ende des Baues bildet die Bearbeitungswerkstätte der Panzerplatten. Hier sind eine große Zahl der schwersten Werkzeugmaschinen verschiedener Art bei der Arbeit. Die Panzerplattenfabrikation nahm bald solchen Umfang an, daß diese Panzerwerkstatt nicht mehr ausreichte und im Jahre 1898 durch den Neubau einer zweiten Pan-

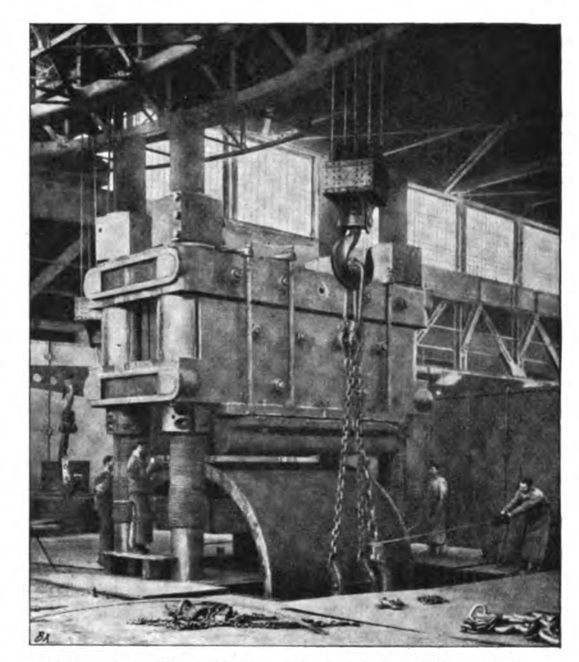
schon verschiedentlich genannte Martinwerk ist in einer Ecke des Gebäudes untergebracht. Hier werden vornehmlich die großen Nickelstahlbrammen für Panzerplatten gegossen. Das nach der Seite des Martinwerkes gelegene Drittel der beiden Mittelschiffe nimmt das Panzerplattenwalzwerk ein, angetrieben von einer Reversierdampfmaschine von 3500 Pferdestärken. Die Gußstahlwalzen des Walzwerkes können Panzer oder Bleche bis zu 4 Meter Breite walzen mit unbeschränkter Länge. Blöcke von 1⅓ Meter Dicke können zwischen die Rollen eingeführt werden. Hinter dem Walzwerk steht zum Anwärmen der Brammen ein gewaltiger Siemensofen; seine Sohle ruht auf einem Wagen, der auf Schienen läuft. Sobald die Platte zur Gelbglut erhitzt ist, hebt sich die Ofentür,



Panzerkuppel auf der Plandrehbank.

zerwerkstatt erweitert werden mußte. Außer den erwähnten umfaßt die Anlage eine Reihe von Einrichtungen, die dem speziellen Kruppschen Härtungsverfahren dienen.

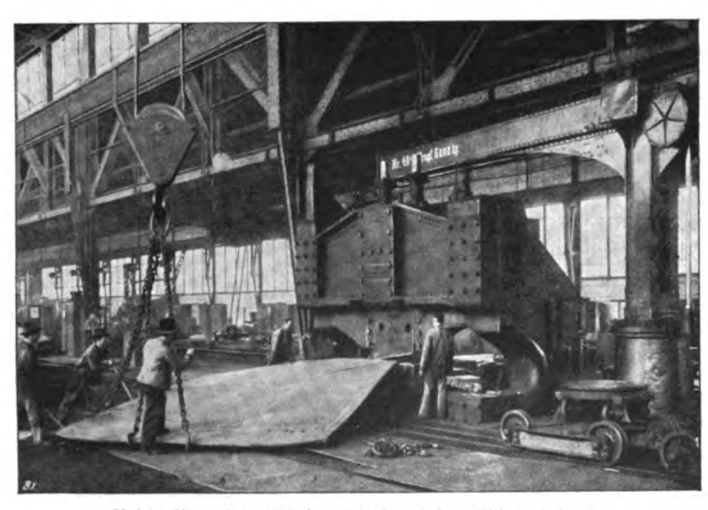
Die Überlegenheit des Kruppschen Panzers besteht in der außerordentlichen Härte der vorderen Oberfläche, verbunden mit einer großen Zähigkeit der übrigen Platte. Während die Härte dem Anprall des aufschlagenden Geschosses Widerstand gegen Eindringung entgegensetzt, verhindert die Zähigkeit ein Zerspringen der Platte.



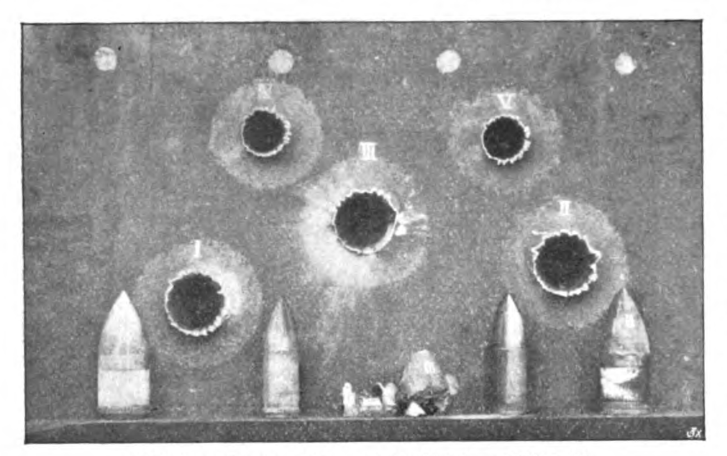
Biegen einer Panzerplatte unter der hydraulischen Presse.

Eine Genesis der Kruppschen Panzerfabrikation gab die Panzerausstellung in und vor der Krupphalle in Düsseldorf. Die ersten von Krupp in den Jahren 1891/92 hergestellten Platten waren sogenannte Compound- oder Verbundplatten, die in der Verbindung einer vorderen harten Stahlschicht mit einer schmiedeeisernen Hinterlage schon das Prinzip der Vereinigung von Härte und Zähigkeit darstellten. In den während der Jahre 1892/93 erzeugten Platten kommt der mit großer Zähigkeit begabte Nickelstahl zuerst als Panzerplattenmaterial zur Verwendung. Der Effekt des Geschosses auf diese Platten ist ein mehr oder minder tiefes Hineinbohren. Eine in den Jahren 1893/94 angewandte Ölhärtung dieser Platten änderte wenig an ihrem Verhalten. Gleichzeitig angestellte Versuche führten bald zu einem neuen Verfahren der Oberflächenhärtung, dem heute gebrauchten, das von der Mitte der neunziger Jahre an ausschließlich angewandt worden ist und von der Fabrik natürlich als Geschäftsgeheimnis betrachtet wird.

Mit der Aufnahme der Panzerplattenfabrikation für Schiffe ergab sich für Krupp mit Notwendigkeit die Herstellung von Panzern für die Landbefestigung. Auf diesem Gebiete aber hatte sich schon ein deutsches Werk einen geachteten Namen verschafft, nämlich das Grusonwerk in Magdeburg durch seine Hartgußpanzer-Konstruktionen. Bei der großen Bedeutung des Werkes mußte die Konkurrenz, die F. A. Krupp aufzunehmen genötigt war, für beide Teile auf die Dauer sehr aufreibend werden. Um dem vorzubeugen, kaufte Krupp das Grusonwerk an



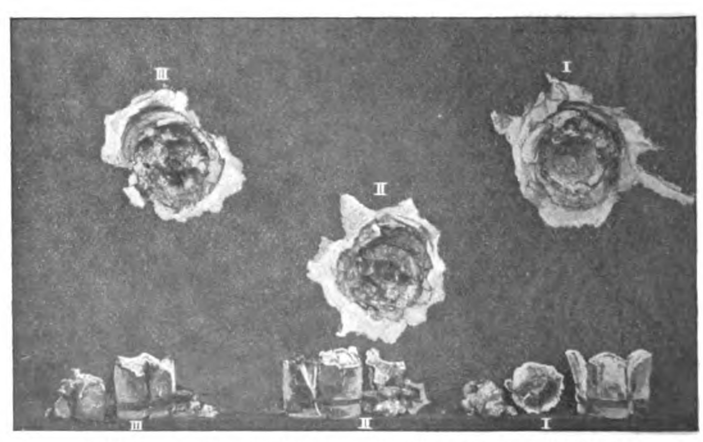
Beschneiden eines Bleches mit der hydraulischen Schere.



Beschossene Panzerplatte aus ölgehärtetem Nickelstahl.

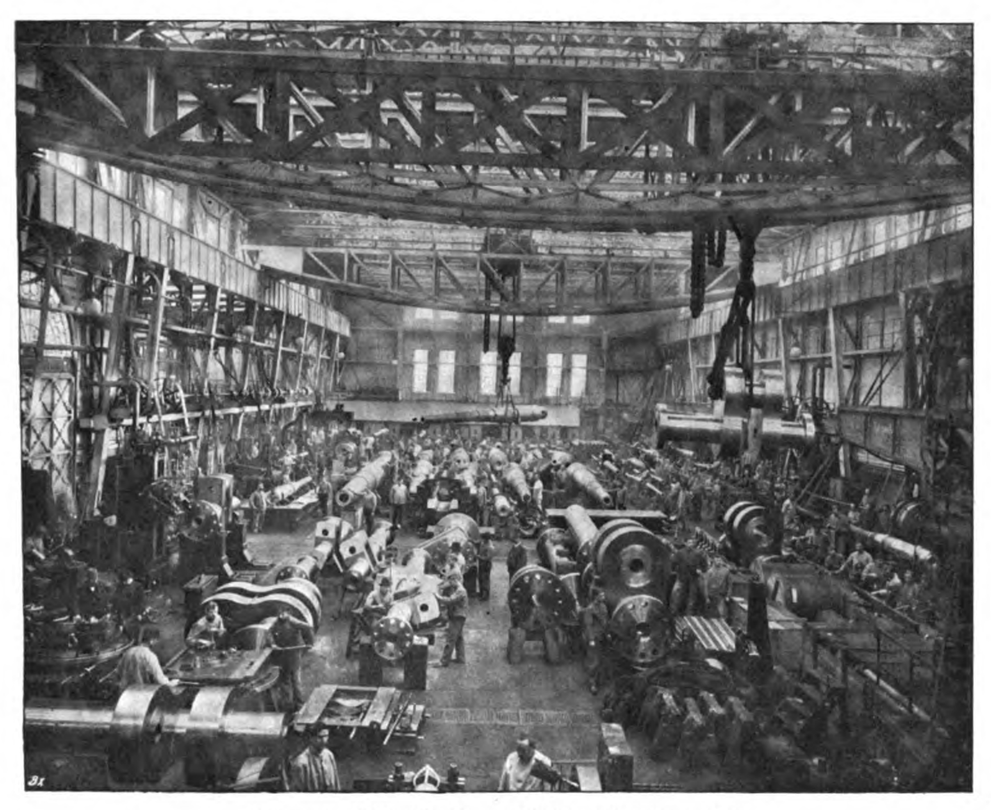
und vereinigte die Leitung dieses und des Essener Werkes in seiner Hand.

Das Grusonwerk war aus bescheidenen Anfängen hervorgegangen. Es wurde 1855 durch Hermann Gruson als Schiffswerft und Eisengießerei gegründet. In der Eisengießerei nahm Gruson seine schon früher begonnenen Versuche, das Gußeisen zu verbessern und für vielseitigere Verwendung geeignet zu machen, wieder auf. Die Versuche führten zur Herstellung des Hartgusses. Durch Mischung geeigneter Roheisensorten und Anwendung eiserner Formen gelang es, ein Material herzustellen, das von der Oberfläche nach innen hart einstrahlt, und zwar mit allmählichem Übergange der harten in die weiche Schicht. Neben außerordentlicher Härte an den von der Eisenform begrenzten Flächen zeigte das Material ungefähr die doppelte Zerreißfestigkeit anderen guten Gußeisens. Gruson führte zunächst Herzstücke, Räder und andere stark dem Verschleißen ausgesetzte Teile des Eisenbahnbaues in Hartguß aus. Erfolgreiche Versuche, die er ferner in den sechziger Jahren als erster mit Hartgußgeschossen anstellte, veranlaßten ihn, den Hartguß auch für Panzerungen nutzbar zu machen. Seine Bestrebungen auf diesem Gebiete erhielten **später** eine wertvolle **Ergänzung** in der **Mitarbeit** des **Oberstleutnants** Schumann, und so **entstand** die **hochentwickelte** Fabrikation **fortifikatorischer** Panzerungen, der das Werk **seinen** Weltruf mit **verdankt**. Für die Küstenpanzerungen ist **indes** der Hartguß teilweise **durch** Walzeisen, gewalzten Stahl, Nickelstahl und Stahlguß ersetzt worden. Von nicht geringerer Bedeutung für die Entwickelung des Unternehmens ist die mannigfache Verwendung gewesen, die der Grusonsche Hartguß in der Herstellung von Zerkleinerungsmaschinen, wie Mühlen, Pochwerken für die Erzaufbereitung, Zement-, Linoleumfabrikation und eine große Anzahl von anderen Gewerben gefunden hat. Machte das „Friedensmaterial" namentlich schon in den achtziger Jahren einen beträchtlichen Teil der Gesamtproduktion des Grusonwerkes aus, so hat es seit dem im Jahre 1893 erfolgten Übergange des Werkes auf die Firma Krupp fortgesetzt noch eine erhebliche Steigerung erfahren, die sich durchschnittlich auf etwa das Dreifache des früheren Umsatzes in Friedensmaterial und nahezu das Doppelte der jetzigen Produktion in Kriegsmaterial beziffert. Doch kehren wir nun zu den Essener Werken zurück!



Beschossene „Krupp"-Platte aus einseitig gehärtetem Nickelstahl.

Auch für die Artillerie sind die metallurgischen Fortschritte von eingreifender Bedeutung gewesen, und zwar ist es hier der Ende der achtziger Jahre von der Kruppschen Fabrik eingeführte sprengsichere Nickelstahl mit seiner außerordentlichen Zähigkeit, der die erhöhten Anforderungen erfüllen konnte, die durch die Verwendung von Geschossen mit sogenannten brisanten Sprengladungen an die Geschützrohre gestellt werden mußten.



Kanonenwerkstätte für schwere Schiffs- und Küstengeschütze.

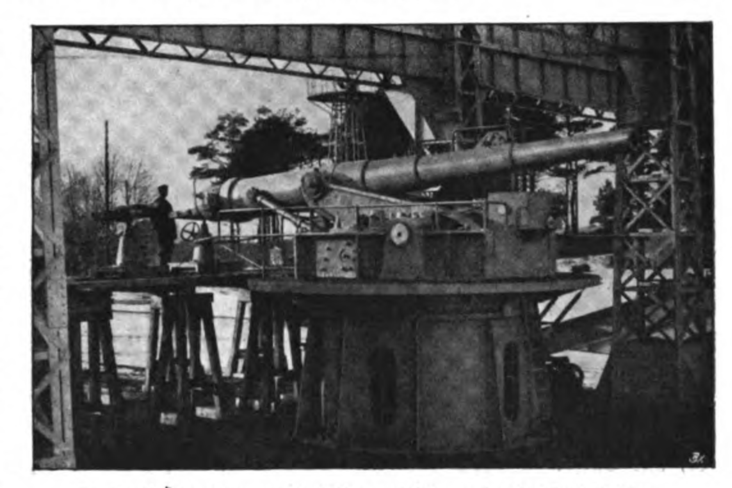
Von weit tiefer einschneidendem Einfluß auf den Entwickelungsgang der modernen Artillerie war aber die Erfindung des rauchlosen Pulvers. Die Wandlungen, die es herbeiführte, beruhen vornehmlich auf seinen beiden charakteristischen Eigenschaften, daß es einerseits in bezug auf die Gasentwickelung ein von dem des schwarzen Pulvers ganz verschiedenes Verhalten zeigt, indem es weniger brisant ist, also geringeren Anfangsdruck entwickelt, dagegen eine höhere, nachhaltigere Treibkraft besitzt, und anderseits ohne Rauch oder mit nur schwacher Rauchentwickelung verbrennt. Diese ganz verschiedene Wirkungsweise bedingte erhebliche Änderungen der Rohrkonstruktion. Um zunächst den Pulvergasen Raum zur vollen Entwickelung ihrer Treibkraft zu geben, wurden die Rohre bedeutend verlängert. Man ist hierin mancherorts vorübergehend in ein Extrem verfallen; namentlich französische Geschützfabriken sind bis zu Rohrlängen von 60 Kalibern, d. h. Längen gleich dem sechzigfachen der Seelenweite des Rohres, gegangen und haben sie ohne vorherige genügende Erfahrung als das Ideal der Geschütztechnik für die Armierung der Schiffe angepriesen. Krupp dagegen war auf Grund seiner Schießplatzergebnisse bei Rohrlängen von durchschnittlich 45 Kalibern stehen geblieben, trotz des beißenden Spottes seiner französischen Konkurrenten, die behaupteten, er sei rückständig geworden. Es dauerte auch nicht allzulange, so hatte er die Genugtuung, die anderen zu den von ihm als richtig erkannten bescheideneren Rohrlängen zurückkehren zu sehen.

Nicht nur in bezug auf die Länge, auch in der Art ihrer Konstruktion haben die modernen Geschützrohre eine Veränderung erfahren, indem die anfangs geringeren, aber nachhaltiger wirkenden Gasdrucke des rauchlosen Pulvers eine gleichmäßigere Verstärkung der Rohre durch Ringe bis zur Mündung erforderten, während bei Verwendung des Schwarzpulvers die Rohre in der Gegend des Laderaumes besonders stark sein mußten, nach der Mündung zu sich aber schnell verjüngten.

Von den ballistischen Leistungen eines modernen Kruppschen Geschützes, z. B. der 30,5 Centimeter-Küstenkanone L/40, mögen einige Angaben eine Vorstellung geben. Das Geschützrohr hat eine Länge von 12,2 Metern; das 350 Kilogramm schwere Geschoß enteilt beim Schuß der Mündung mit einer Fluggeschwindigkeit von 926 Metern in der Sekunde, es legt also in der ersten Sekunde nach Verlassen des Rohres nicht viel weniger als einen Kilometer zurück. Allerdings verlangsamt sich diese Geschwindigkeit rasch zufolge des zu überwindenden Luftwiderstandes. Würde man das Geschütz unter einem Winkel von 45 Grad in die Luft abfeuern, so würde das sieben Zentner schwere Geschoß 8635 Meter hoch steigen und daher mit dieser Höhe hinter der der höchsten bekannten Bergspitze, der des Mount Everest im Himalaja, nur um etwa 200 Meter zurückbleiben. Die Kanone aber zählt zu den langen Rohren, und der Bogenschuß ist daher nicht ihre Aufgabe. Die Lafette, in der sie liegt, erlaubt auch nur eine Erhöhung von 22 Grad, was immerhin eine Schußweite von etwa 20 Kilometern ergibt. Die Wucht der Panzergranate ist auf 3000 Meter noch imstande, eine ungehärtete Stahlplatte von etwa dreiviertel Meter Dicke zu durchschlagen. Doch nicht nur weit und mit verheerender Wirkung schleudert dieses Geschütz seine Geschosse, es trifft auch mit einer erstaunlichen Präzision. Drei nacheinander mit diesem Geschütz abgegebene Schüsse saßen in der zweieinhalb Kilometer entfernten Scheibe auf einer Fläche von etwa einem Meter Höhe und etwa einem halben Meter Breite, also von noch nicht einmal der Größe eines gewöhnlichen Zimmerfensters, dicht nebeneinander.

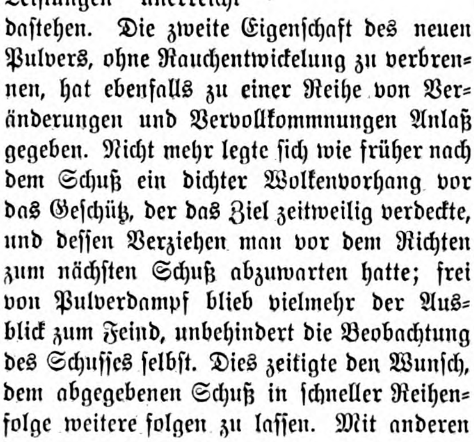


Seitenschiff einer Kanonenwerkstatt für Feldgeschütze.

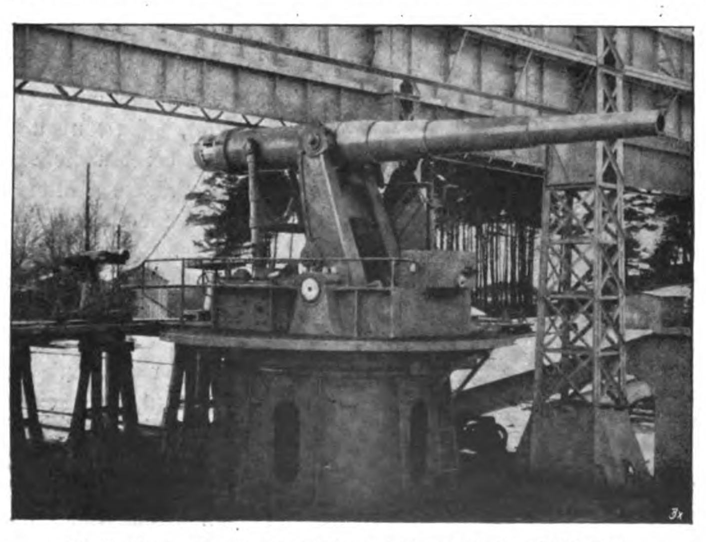


21 Zentimeter-Kanone für Küstenverteidigung in Verschwindlafette (in Ladestellung).

Mit der Erhöhung der ballistischen Leistung der Rohre ging auch die Vervollkommnung der Geschosse, namentlich der Panzergranaten, die die Aufgabe haben, die Panzerung der Schiffe und der Schiffs- und Befestigungstürme und sonstigen Befestigungsanlagen zu durchschlagen, Hand in Hand. Auch hier sind es die Kruppschen Panzergeschosse, die in ihren Leistungen unerreicht dastehen. Die zweite Eigenschaft des neuen Pulvers, ohne Rauchentwickelung zu verbrennen, hat ebenfalls zu einer Reihe von Veränderungen und Vervollkommnungen Anlaß gegeben. Nicht mehr legte sich wie früher nach dem Schuß ein dichter Wolkenvorhang vor das Geschütz, der das Ziel zeitweilig verdeckte, und dessen Verziehen man vor dem Richten zum nächsten Schuß abzuwarten hatte; frei von Pulverdampf blieb vielmehr der Ausblick zum Feind, unbehindert die Beobachtung des Schusses selbst. Dies zeitigte den Wunsch, dem abgegebenen Schuß in schneller Reihenfolge weitere folgen zu lassen. Mit anderen Worten, die Schnellfeuerfrage kam in Fluß, unterstützt bei der Schiffs- und Küstenartillerie durch die erhöhte Fahrtgeschwindigkeit der modernen Kriegsschiffe, namentlich der Kreuzer, die unter Umständen nur kurze Zeit in feindlichem Schußbereich blieben. Hier entwickelten sich daher auch zuerst die Einrichtungen zur Erhöhung der Feuergeschwindigkeit. Schnelles Richten und Laden, leichte Beobachtung des Schusses, einheitliche übersichtliche Feuerleitung, alles dieses sind Momente, die beim Schnellfeuer eine Rolle spielen und entsprechende Vorrichtungen und Vervollkommnungen hervorgerufen haben.

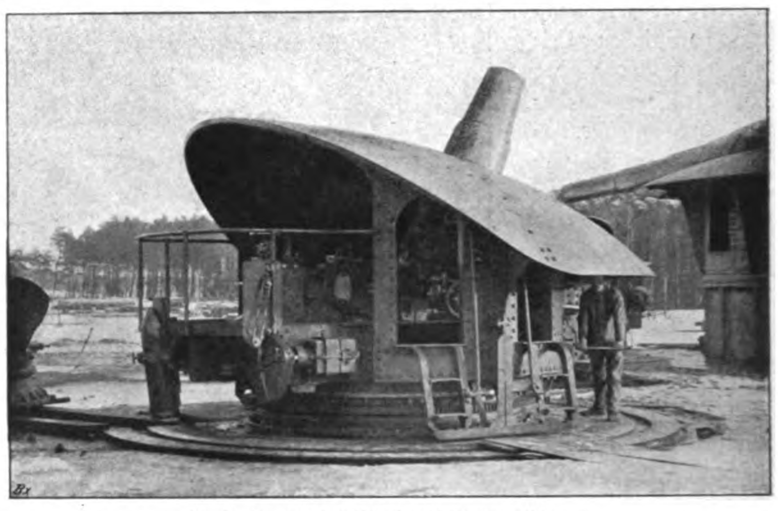


Die Anwendung der elektrischen oder hydraulischen Kraft zum Schwenken der Lafetten und zum Heben und Senken der Rohre erleichtert und beschleunigt das Richten; Schnellfeuerverschlüsse, Vorrichtungen zu der Herbeischaffung und Handhabung der Munition unter Anwendung von Elektrizität und Hydraulik, die Anwendung von Metallhülsen für die Pulverladung oder von Patronen, die in der Art wie die Gewehrpatro-



21 Zentimeter-Kanone für Küstenverteidigung in Verschwindlafette (in Feuerstellung).

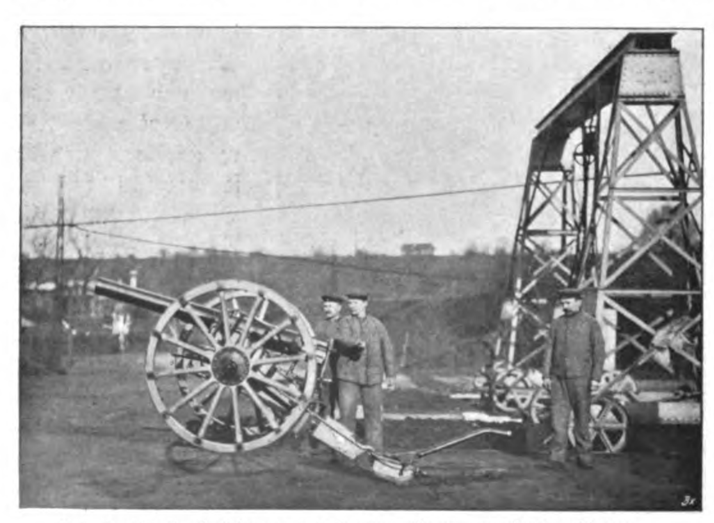
nen, nur in riesenhaften Dimensionen, Geschoß und Pulver in sich vereinen, elektrische Abfeuerungsvorrichtungen und anderes gewährleisten rasches Laden und Schießen. Panzergeschützte Beobachtungsstände, mit Entfernungsmessern ausgerüstet, telephonische, akustische oder optische Verständigung mit den einzelnen Geschützen sind die Einrichtungen, die zur Zentralisation der Feuerleitung dienen.



28 Zentimeter-Haubitze für Küstenverteidigung.

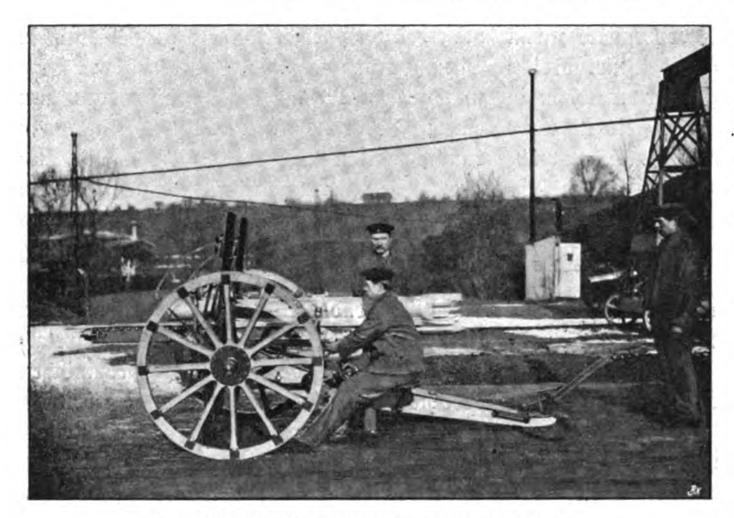
Um sich ein Bild zu machen, wie wissenschaftliche und technische Fortschritte in modernen artilleristischen Anlagen zusammenwirken und ineinander greifen, stelle man sich einmal etwa ein modernes Linienschiff oder eine Küstenbatterie in Aktion vor.

Hier vom Beobachtungsstande, dort vom Kommandoturme aus, beide durch Panzer geschützt, überschaut und beobachtet der Kommandeur den Kampfplatz, vermittelt seine Befehle durch Telephon den einzelnen Geschützen; auf seinen Wink drehen sich unheimlich lautlos und sicher die kolossalen Massen der Geschütztürme, heben und senken sich die schweren Rohre. Ein Druck auf den elektrischen Knopf, und unter Donnergetöse entsenden sie ihre verheerenden Geschosse, dank der Präzision, mit der Rohr, Geschoß und Ladung hergestellt, mit der Theorie und Praxis alles vorbereitet haben, auf vier, fünf Kilometer und mehr mit wunderbarer Genauigkeit. Wenige Sekunden vergehen mit der Beobachtung der Wirkung des abgegebenen Schusses, dann ein neuer Befehl, wieder kracht ein Schuß, zwei, drei in der Minute bei den Geschützen der schwereren Kaliber, fünf bis acht bei mittleren, zwölf, fünfzehn und mehr bei den Rohren der kleinsten Kaliber; ein wunderbares Bewegen, Heben, Schleudern von gewichtigen Massen mit spielender Leichtigkeit und dabei mit der Genauigkeit und Sicherheit eines Uhrwerkes.



7,5 Zentimeter-Feldkanone mit starrem Sporn am Lafettenschwanz. (Das Geschütz „buckt" beim Schusse.)

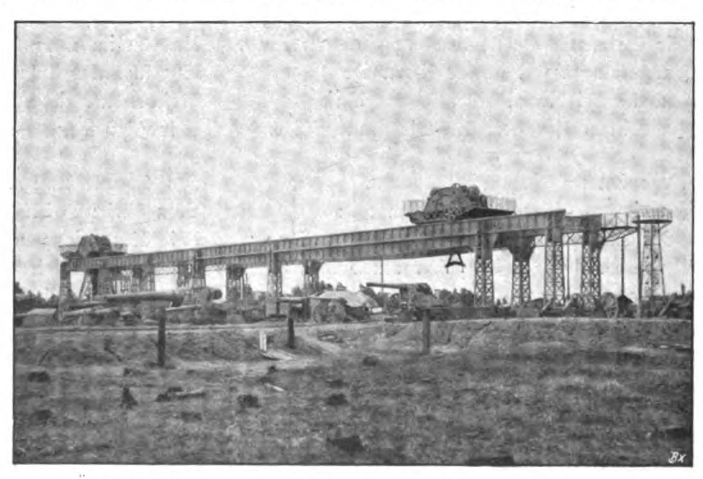
Nicht so bald wie die Schiffs-, Küsten- und Festungsgeschütze entwickelten sich die Feldgeschütze zu richti-



7,5 Zentimeter-Feldkanone in Rohrrücklauflafette.
(Beim Schusse steht die Lafette still, während das Rohr auf ihr zurückgleitet.)

gen Schnellfeuergeschützen. Hinderlich war hier der Rücklauf des ganzen Geschützes nebst seiner Räderlafette, was nötig machte, daß das Geschütz nach jedem Schuß durch die Mannschaft in die Feuerstellung wiedervorgebracht wurde. Nach dieser Seite Abhilfe zu schaffen, war daher in den letzten Jahren ein Hauptbestreben der Konstrukteure, und man scheint damit auch zu einem erfolgreichen Abschluß gelangt zu sein, insofern die heutige Geschütztechnik in den neuesten Modellen von sogenannten „Rohrrücklauf"-Feldgeschützen eine vollkommene Lösung dieser Frage sieht. Um den Gegensatz zwischen einem früheren und einem modernen Feldgeschütze dieser Art hervortreten zu lassen, brauchen wir nur die beiden Geschütze im Feuer zu vergleichen. Schon das Richten des alten Feldgeschützes war umständlich. Die Seitenrichtung konnte nur durch Hin- und Herrücken des Lafettenschwanzes genommen werden. Beim Laden wurde erst das Geschoß in den Laderaum geschoben, hinterher der Kartuschbeutel mit der Pulverladung. Zum Feuergeben mußte eine Schlagröhre eingesetzt werden; die Öffnung war klein, und schnelles Einsetzen erforderte immerhin eine gewisse Übung. Beim Abfeuern des Schusses lief das ganze Geschütz auf ebenem Gelände etwa acht Schritt, auf nach hinten abhangendem Boden natürlich noch viel mehr zurück, während zugleich vor dem Geschütz sich eine dicke weiße Rauchwolke lagerte, die zeitweilig die Aussicht auf das feindliche Gelände vollständig verdeckte. Ehe man einen zweiten Schuß abgeben konnte, mußte das Geschütz wieder vorgebracht und neu gerichtet werden. Im günstigsten Falle ließen sich vier bis sechs Schuß in der Minute erreichen, meistens aber gab eine Batterie von sechs Geschützen etwa sechs Schuß in der Minute ab.

Betrachten wir dagegen ein heutiges Kruppsches Rohrrücklaufgeschütz. Unbeweglich fest steht die Lafette, nachdem bei dem ersten Schusse der am Schwanz angebrachte Sporn im Boden Halt gefunden. Auf seitlich an der Lafette angebrachten Sitzen links und rechts sitzen der Richtkanonier und der den Verschluß bedienende Kanonier. Zwischen beiden hindurch gleitet bei jedem Schusse das Rohr



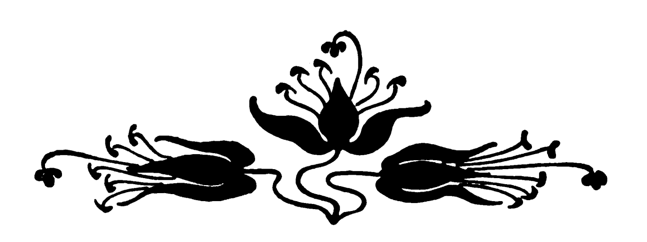
Geschützbettung und Kran auf dem Schießplatz in Meppen.

infolge des Rückstoßes auf der Lafette zurück und wieder vor. Richt- und Visiervorrichtungen sind vom Geschützrohr unabhängig und können vom Richtkanonier stets im Auge behalten und kontrolliert werden. Schon während des Rohrrücklaufes kann die Verschlußnummer den Verschluß öffnen, beim Vorlauf des Rohres wird wieder geladen; so können bis zu zwanzig und mehr wohlgezielte Schüsse in der Minute abgegeben werden.

Unter dem Eindruck solcher Verbesserungen wird man begreifen, nicht nur was eine moderne, mit allen Fortschritten eng verknüpfte Geschützfabrik wie die Kruppsche in ihren Konstruktionsbureaus, metallurgischen und mechanischen Werkstätten leisten muß, sondern auch, welches Maß von Geist, Kraft und Kapital sie lediglich zu Verbesserungsentwürfen, Versuchen und Erprobungen aufwenden muß. Auf dem Kruppschen Schießplatz bei Meppen und dem Schießstand in Essen wurden z. B. im Jahre 1901 zu Versuchszwecken 23800 Schuß abgegeben mit einem Verbrauch von 60000 Kilogramm rauchschwachen Pulvers und 630000 Kilogramm Geschoßmaterial, was — um einen Vergleich zu ziehen — weit mehr ist, als z. B. die kriegsmäßige Munitionsausrüstung eines modernen Schlachtschiffes beträgt.

Entsprechend der Entfaltung der modernen Artillerie haben sich ebenso wie die metallurgischen Betriebe auch die mechanischen Werkstätten in Essen, die der Bearbeitung der Geschützrohre und Zubehör, der Lafetten, Kriegsfahrzeuge usw. dienen, ausgebreitet. F. A. Krupp hat seit 1887 durch An-, Um- und Neubauten ein Werkstattsareal von dreieinhalb Hektar hinzugefügt, auf dem rund 1300 neue Werkzeugmaschinen Aufstellung gefunden haben.

(Schluß folgt.)



Interieur

So sollt' es sein: Der Schneesturm auf der Heide,
Die Tannen stöhnend wie ein Tau am Mast,
Furchtsame Vögel in der Uferweide
Und ich bei dir zu einer kurzen Rast
In deinem Zimmer, still wie graue Seide.

Begonien und fahle Spätreseden,
In Corots stiller Art ein Aquarell:
„Der Märchenquell im Zaubergarten Eden."
Und über ihm die Ampel, rot und hell,
Und am Gesims Gautamas weise Reden.

Dann bleiche Dämmerung; ein leises Fragen;
Und du im Schaukelstuhl am Wandkamin
Ein schmales Bändchen Verse aufgeschlagen.
Resedenduft zieht langsam drüber hin — —
Wir schweigen, denn wir haben viel zu sagen.

Im Schaukelstuhl ... Ich rühre ihn ganz leise,
Sein Auf und Nieder ist wie sanftes Moll,
Wie Kindersang auf einer Hochzeitsreise — —
Und draußen stürmt der Nord mit neuem Groll
Und fegt die Flocken von dem Wintereise.

J. J. Horschick





Günther v. Freiberg.

Ein Apostel der Schönheit

Novelle in Briefen

von

Günther von Freiberg

I.

Irma von der Osten
an Elsbeth Freiin von Bergheim.

Venedig, Palazzo Modena, Oktober 189*.

Mein zärtlich geliebtes Münchener Kindel! — Wie einförmig erscheint uns allen das Leben in der sogenannten Märchenstadt, wo weder Feen noch Zauberer ihr Wesen treiben, wie einförmig und farblos, seit du uns verlassen hast! Die Freude ist ohne dich ein totes Wort; sie verkroch sich irgendwo „im verlotterten alten Palazzo“ und verfiel in Lethargie, bis du wiederkommst, sie aufzuwecken, du liebe Tochter der Natur und Kultur. Als du, mit Veilchensträußen beladen, ins Coupé stiegst, da überhörtest du Mamas Abschiedselegie: „Elsbeth, ich werde dir blutige Tränen nachweinen!“ — In der Tat, deine Frau Pate ist ganz geknickte Lilie. Du kannst dir wirklich viel darauf einbilden, denn Dame „Gletscherfee“ enthusiasmiert sich nicht so leicht, wenigstens ist sie mit niemand intim, wie du ja weißt; nicht einmal mit mir, ihrem einzigen Kinde. So lange du

hier warst, machte sich die Entfremdung zwischen Mutter und Tochter nicht so fühlbar, wie es jetzt wieder der Fall ist. Mama kann und mag es mir nicht vergeben, daß ich Brünning ausschlug. Ein paar Millionen und ein üppiger Landsitz in Schlesien wären ihr „so amüsant“ gewesen, und sie begreift nicht meine Antipathie. Wozu hätte ich mich denn opfern sollen? Unsere Verhältnisse sind angenehm genug, wenn auch nicht gerade glänzend. Basta!

Also, wie gesagt: es ist sehr ledern in unseren vier Wänden. Kein Sang und Klang, auf dem Klavierdeckel liegt immer Staub. Rizzio behauptet hartnäckig, nicht bei Stimme zu sein ... Kinder, wie göttlich sangt ihr das holdselige Kirschenduett aus dem übrigens so tödlich langweiligen „Freund Fritz“. Der Major glaubte dann immer, ihr wärt unwiderruflich ineinander verschossen, ja ihr müßtest am selben Abend miteinander durchgehen zum allgemeinen Skandal ... Statt dessen sagtest du gleich darauf: „Herrgott, bin ich hungrig!“ Und Rizzio dachte, indem seine Augen sich ekstatisch verschleierten, an seine Flamme in Amerika, die zweiundzwanzig Jahre älter ist als er, der tolle kleine Neapolitaner.

Ach, Elsbeth, mein schönes Fräulein, es schaut recht dürftig aus mit dem geplanten Tagebuch, das ich führen und dir alle acht bis zehn Tage übersenden soll. Es war ein gewagtes Versprechen. Denn was hast du davon, wenn ich zu Papier bringe, was du auswendig weißt? Mama gewohnheitsmäßig bis elf Uhr vormittags im Himmelbett, alsdann Baden, Toilettemachen, Zeitunglesen, während ich in meinem kleinen Atelier mit dem Bossierholz und meinen zehn Fingern Wachs und Ton bearbeite. Um ein Uhr Gabelfrühstück; von zwei bis vier Uhr obligate Gondelfahrt, worauf ich nach Hause eile, froh, allein zu sein, um zu zeichnen, zu korrespondieren und zu lesen. Begreifst du Mama, die ohne ihre Fünfuhr-Tees nicht leben kann und keinen einzigen versäumt? Mich brächte dergleichen dem stillen Wahnsinn nahe! Abends nach Tische kommt einer oder der andere zu uns ... das heißt, immer der andere. Wann käme wohl mal der eine? 's ist vielleicht gar nicht zu wünschen, daß unser Stilleben unterbrochen würde.

Ja richtig, Silvio Castelli, meine Jugendliebe, hat sich in Rom verheiratet mit einer etwas obskuren Donna, wie ich vernahm. Seit Jahr und Tag hatte ich seiner nicht gedacht, um den ich so gelitten habe; schade, wenn er durch eine Frau herabgezogen statt erhoben würde! er ist ein schwacher Charakter. Sonst hätte er unsere Verbindung durchgesetzt, trotz alles Sträubens meiner Eltern, die ihn, den Sohn des Seidenfabrikanten, nicht für ebenbürtig ansahen. Nun, wie gesagt, ausgelöscht ist sein Bild in meinem Herzen ... Wohl mir, ich bin „sturmfrei“; nach Viktor Scheffel zu urteilen, das größte Erdenglück!

In diesem Augenblick erhalte ich aus Brüssel die kleine goldene Medaille für meine Statuette „Scheherazade“, dazu einen Zeitungsausschnitt, worin der „reizende“ Kopf und die Haltung gelobt werden, — will ich meinen! Elsbeth hat mir ja dazu gesessen! — und viel Wesens gemacht wird von der leichten Vergoldung und den Emailmustern des Gewandes. Du hast mir zum ersten Triumph verholfen. Dank und Kuß.

Dennoch bleibe ich unbefriedigt. Es sind doch nur höhere Nippesfiguren, die ich zu Markte schicke. Wie sehne ich mich, Größeres, Bedeutenderes zu leisten! Wie beneide ich Feodorowna Ries in Wien, diese kühne Bildnerin mit dem michelangelesken Zug, der sie zwar mitunter verleitet, auf Kosten der Schönheit kräftig zu sein ...

Merkwürdig überhaupt, daß nicht nur wenige Menschen, sondern auch sehr wenige Künstler wahre Empfindung für das Schöne haben. Immer sind sie nur auf das sogenannte Charakteristische erpicht — jetzt mehr denn je. Das Zeushaupt von Otricoli, den Apoll des Belvedere, die Venus von Capua nennen sie „greisenhaft“.

Zwei Tage später.

Tante Mary ist auf der Durchreise hier; immer noch die hochelegante Amerikanerin, aber doch dem Verwelken nahe: eine feine Treibhausblume des Westens, deren Ränder sich allmählich braun färben. Unter uns gesagt, ihr Getue geht mir schrecklich auf die Nerven. Alles findet sie „lovely“, die Tauben des Markusplatzes, die Schokolade von Lavena, Tizians Himmelfahrt der Maria, den Lido, desgleichen ein Kaninchen, das sie

sich aus Kairo mitbrachte. Dazu ewig das alte Lied: „Irma, du bist vierundzwanzig Jahre alt und nahe am Sitzenbleiben. Freilich siehst du sehr viel jünger aus, aber das ändert nichts an deinem Taufschein. Ich sehe dich, wie immer, von Anbetern umschwärmt (nicht daß ich wüßte!), allein Anbeter sind keine Nehmer, der Flirt hat ja große Reize —“

„Erst,“ unterbreche ich sie lachend, „müßten wir doch sicher sein, ob ich die nötigen Eigenschaften für eine Ehefrau besitze ...“

„Deine unweibliche Kunst schreckt natürlich die meisten Männer ab ...“

„Liebe Tante, mein Talent, wenn ich es so nennen darf, berechtigt mich, auf eigenen Füßen zu stehen und zu flirten, ohne ans Heiraten zu denken.“

„Scheußlich moderne Ansicht,“ schilt die Puritanerin.

„Hier ist ein interessanter Artikel in einer deutschen Wochenschrift erschienen, betitelt ‚Die Mustergattin‘ ...“

Und ich begann vorzulesen: „Erstens muß das ideale Weib sparsam sein, damit der Eheherr für seine Sondervergnügungen recht viel für sich behält. Zweitens gutmütig, damit die Abwege des Gestrengen nicht beobachtet werden. Drittens ordnungsliebend, darunter versteht man, dem Gebieter die Pantoffeln an den rechten Platz stellen, Knöpfe an Hemden und sonstige Kleidungsstücke annähen. Bescheiden: immer sich ducken lassen. Aufopfernd, hingebend: das heißt, seid unsere Krankenwärterinnen, wenn die Gebrechen des Alters sich einstellen. Seid edelmütig, gönnt uns die Freiheit, die wir euch versagen. Also, lauter hausbackene langweilige Tugenden verlangen sie —“

„Hör' auf!“ rief Amerikas freigeborene Tochter und riß mir das Blatt aus der Hand. Ich nahm es wieder an mich und fuhr fort: „Die Eigenschaften einer gewissenhaften Haushälterin, einer genügsamen Dienerin. Dagegen jene Eigenschaften, die das Zusammenleben verschönen, poetisch verklären, herausheben aus öder Nüchternheit, darauf kommt es den Männern nicht an.“

„Welche Emanzipirte hat denn das geschrieben?“

„Der Verfasser ist ein Maskulinum,“ erklärte ich.

Mary schüttelte den Kopf.

Übrigens weiß ich gar nicht, warum sie den heiligen Ehestand gar so sehr anpreist, — mit Onkel Anton ist sie doch nicht sonderlich glücklich gewesen. Er verbrauchte ihre Dollars, und sie führt ein entschieden angenehmeres Leben, seit sie Witwe ist. —

Ein Ereignis: wir gehen heut in die Fenice; die Bellincioni singt an drei Abenden. Zuerst im „Rigoletto“.

Daß dir die italienischen Stimmen fehlen, begreife ich. Dafür hast du prachtvolle Orchestermusik, hörst Beethoven und Wagner. Addio, mein Liebchen, ich werfe mich ins scharlachrote Tüllkleid.

P. S.

Tante Mary brachte feenhafte Gewebe aus Kairo mit. Einen weißen silberdurchwirkten Florschal sende ich dir gelegentlich ... zum Närrischwerden kleidsam und verführerisch!

In der stillen Mitternacht.

Elsbeth, Elsbeth, Elsbeth, es geschehen noch Wunder, selbst in entgötterten Zeiten! Merk auf, edles Menschenkind! andachtsvoll lies diesen Bericht, spiele nicht mit Puckchen, der immer das Briefpapier beknabbert, sondern sei ganz Ohr!

Meine Schwäche für den vulkanischen Verdi des „Rigoletto“ hast du mir längst vergeben, du feinere Kennerin, die du „Aida“ und „Otello“ vorziehst. Ich halte es mit Cavour, der für die „berauschende Blume“ der populären Verdimusik schwärmte. Namentlich elektrisiert mich jedesmal die hochlodernde Glut Rigolettos, was mich indessen heute abend nicht verhinderte, vom Proszenium aus das Publikum ein wenig zu mustern. Rings in den Logen geschmackvolle und geschmacklose Toiletten. Plötzlich, Elsbeth, bleibt mir der Atem stocken vor Staunen und fassungsloser Bewunderung ... ein Männerkopf, erste Reihe Parkett ... augenscheinlich kein Italiener, die Hautfarbe zu licht, das Haar leuchtendes Kastanienbraun, gradlinige Züge, der Ausdruck still, hoheitsvoll unter all den unruhigen beweglichen Mienen ... unwillkürlich dachte ich: Mahadöh, der Herr der Erde ...

Aber nun die Todesangst: nur so lange, als die Oper dauert, darf ich mich in diesen

Anblick vertiefen, insgeheim, hinter dem Gucker, dann — auf ewig in Nacht versunken! Nie werde ich erfahren, wer jener Mann ist, von wannen er kam, wohin er geht, denn er zählt ohne Zweifel zu den vielen Fremden, die sich nur flüchtig in Venedig aufhalten.

Glücklicherweise erschien im Zwischenakt der diabolische Major als Rettungsengel. Gleich darauf besuchte uns Rizzio, der mit Tante Mary englisch radebrechend flirtete ... theoretisch ist sie sehr prüde, in der Praxis aber sehr zugänglich für eine kleine Courmacherei.

Verstohlen flüsterte ich dem Major zu: „Suchen Sie zu erfahren, wer der Herr ist, der jetzt eben vom dritten Orchesterfauteuil aufsteht ... Sehen Sie ihn? Der mit dem weißen genial geschlungenen Halstuch —"

Unser Pfiffikus nickte verständnisvoll und begab sich ins Foyer.

Die Pause endlos, wie immer in Italiens Theatern.

Wer nicht wiederkommt, ist der Major a. D. Zweiter Akt. Mahadöh jetzt wieder auf seinem Platz.

Vor Ungeduld bin ich innerlich dem Rasen nahe ... Da endlich tut sich leise die Logentür auf, es schlängelt sich etwas an die Lehne meines Sessels heran und flüstert mir ins Ohr: „Engländer, Bildhauer oder so was ... Kaufte den Palast Pisani —"

„Wie erfuhren Sie?"

„Still," kommandierte Mama.

Wir gehorchten. Aber kaum fiel der Vorhang, so nahm ich den Arm unseres sarkastischen, dennoch goldtreuen Freundes und promenierte mit ihm in den Korridoren.

„Erzählen, erzählen," drängte ich.

Statt dessen sagt der Landsmann: „Ich habe es so gern, wenn Sie ganz Feuer und Flamme sind, Kindchen! Die meisten Mädel in Stumpfheit und Dumpfheit besitzen nicht den Mut, ihren Enthusiasmus zu zeigen. Tochter Feuerbrand, Mutter Eiskönigin, ihr fesselt mich beide."

„Sie Unmensch, sagen Sie doch endlich —"

„Ja, denken Sie," legt er nun los, „wie mich der Zufall begünstigte: am Ausgang des Parketts grüßt mich Bastiano, mein einstiger Gondolier, als Ihr Phönix an ihn herantritt und einige Worte mit ihm wechselt. Nachdem der interessante Unbekannte in der Menge verschwunden war, fragte ich Bastiano, und es stellte sich heraus, daß der stolze Barkenführer, welcher selbstverständlich von einem Dogen abstammt, bei dem Briten in Dienste trat ... Ein angenehmes Gesicht hat Ihr Scharfblick da herausgefunden —"

„Angenehm? Gesicht? Es ist ein ideales Antlitz —"

„Sie sind ein schwärmerisches Weibchen. Wir Männer bleiben kühler dem Manne gegenüber."

„Aber nun der Name ..."

„Herrgott, ich vergaß, danach zu fragen ..."

„Major, das ist unverantwortlich. Wie kann ein geistreicher Königsberger so unpraktisch sein —"

„Will heißen: so dumm sein. Verzagen Sie nicht, ich ergattere Bastiano noch einmal mit Leichtigkeit. Nur ein klein wenig Geduld. Übrigens haben wir ja die Adresse, das ist das Wichtigste."

Er begleitete mich an die Loge zurück und beurlaubte sich, um der exotischen Familie Diaz Gutenabend zu sagen. Inisilla sah sehr niedlich aus, ganz Rose von Kuba in einem korallenfarbigen Empirekleide ...

Gepriesen sei das gelobte Land Italia, wo nicht der absurde Brauch besteht, die Theatersäle während der Vorstellung zu verdunkeln und das kindlich gehorsame Publikum in ägyptische Finsternis einzuhüllen, was nur schläfrig macht, keineswegs andächtig ... Gepriesen sei das Licht, das mir gestattete, Mahadöh zu beobachten! — Ach, ich war eifersüchtig, als er Gilda-Bellincioni Beifall klatschte. Wie gern wäre ich an ihrer Stelle oben auf der Bühne gewesen! Zu mir hat er nicht ein einziges Mal heraufgeblickt, trotzdem wir wie auf einem Präsentierteller saßen ... Und ich glaube, ich hatte meinen beau jour.

Wie mich der Major wieder warten ließ! Unerhört! Er hat seine Freude daran, die Leute zappeln zu lassen ...

Das Quartett des letzten Aktes, dieser Höhepunkt der ganzen Oper, der das Blut der Hörer unabweisbar in vehemente Schwingungen versetzt, wurde toll bejubelt und mußte wiederholt werden ... Auf den Zügen des schönen Briten lag eine orphische Trunkenheit, als die schluchzenden und genußlechzenden Musikwellen sich über ihn ergossen.

Erst als wir in die Gondel stiegen, rief der Major uns seine Grüße zu; er drängte sich durch die schreienden Gondoliere, drückte mir eine Visitenkarte in die Hand und empfahl sich.

Während wir auf den Kanälen dahinglitten, fiel ein Streiflicht von außen in unsere dunkle Klause ... Fast hätte ich laut aufgeschrien! Auf der Karte stand: Percy Morton.

Morton, dessen Skulpturen, Gemälde und Gedichte dich und mich seit Jahren begeistern! der in einer Welt überirdischer Schönheit lebt. Entsinnst du dich des ersten berauschenden Eindruckes, den wir von seiner Kunst empfingen? Und wie sein Hochrelief „Titania und ihr Hofstaat" auf der hiesigen internationalen Ausstellung alles überstrahlte? Die lilienschlanken Leiber in Elfenbein ausgeführt, die Gewandungen in Perlmutter ... königlich vornehm das Ganze, für das Palais einer Armida, nicht für die Behausung der Bourgeois. Und die Emailporträts der englischen Poeten Swinburne und Browning in den phantastischen Rahmen aus smaragdgrünen Lorbeer- und Efeublättern. Dann die wundervollen Luxusgefäße, die Vasen und Schalen, scheinbar aus riesigen Edelsteinen geformt, aus Amethysten, Chysoprasen und Opalen ... Wie belauschten wir fortan die Seele dieses Ästheten, dem vielleicht nur bisweilen eine allzu große Verfeinerung der Empfindungsweise vorzuwerfen ist! Wie jagten wir nach den Vervielfältigungen seiner „Traumgestalten", deren beunruhigende Schönheit wie der betäubende Duft von Hyazinthen und Tuberosen anmutet; sinnlich bestechend sind seine Frauenbilder, sie atmen sogar schwüle Erotik, und dennoch strahlen sie von überirdischem Adel. Das Geheimnis der englischen Kunst.

O, jetzt tritt mir Percy Mortons äußere Gottähnlichkeit vor seinem Genius zurück; es gibt für mich nur noch ein Ziel, das ist Morton der Künstler, und ich muß seine Schülerin werden.

Einige Tage später.

Seine Schülerin oder sterben!

Wie war dies nun am passendsten einzuleiten? Mit Mama den Herrlichen aufsuchen, hätte wenig gefruchtet; sie versteht sich gar nicht auf eine solche Künstlerindividualität, ist überhaupt den Kindern Albions nicht sonderlich gewogen und hätte mir deshalb eher geschadet als genützt. Der Major? nimmt alles zu leichtfertig hin trotz ritterlichen Benehmens und vielseitiger Bildung; unterliegt zu oft seinem spottsüchtigen Temperament. Ich sage dir, Elsbeth, es kostete mich Kopfzerbrechen, bevor ich eine richtige Wahl getroffen hatte. Diese fiel endlich auf die Herzogin von Tremouille, die unternehmendste aller großen Damen. Seit ich ihre Büste modellierte, ist sie mir über Verdienst gewogen. Als einstige belgische Gesandtin in London weiß sie in England wie in ihrer eigenen Heimat Bescheid. Wie gut, daß sie ihren venezianischen Aufenthalt verlängerte!

Und siehst du, sie empfing mich geradezu jauchzend mit der ihr eigenen sprühenden Lebhaftigkeit, auf die man allerdings nicht zu viel geben muß. Als ich ihr meine Mortonabsichten mitteilte, rief, nein schmetterte sie ein „Bravo" über das andere. Sofort versprach sie mir, im Bewußtsein ihrer gewandten Feder, dem Master of Art zu schreiben und uns bei ihm anzumelden.

Möglicherweise imponiert der Name mit historischem Hintergrunde meinem Mahadöh, mag er noch so groß und vorurteilslos denken.

Dies wäre abgemacht ...

Aber Mortons Antwort? Wie wird sie ausfallen? ... Hätte ich nur nicht solch Herzklopfen, könnte ich nur unterdessen etwas beginnen!

Gegen Abend.

Sehr widerstrebend folgte ich einer Einladung Tante Marys zum Frühstück ins Grand Hotel. Aber es hatte sein Gutes: Der junge englische Arzt, den ich dir auf dem Lidodampfer vorstellte, war mein Tischnachbar und erzählte mir, daß Percy Morton nicht allein ein Apostel der Schönheit sei, sondern ein Menschenfreund in der höchsten und tatkräftigsten Bedeutung des Wortes. Von Hause aus vermögend, beseelte ihn schon in zartester Jugend jenes Mitleid, das Shelley für die Armen und Elenden empfand. Manche Träne trocknete er ganz im stillen, manche Existenz rettete er vor

dem Untergang. Als er berühmt ward und seine Kunstwerke und Erfindungen große Summen einbrachten, stiftete er in verschiedenen Stadtvierteln der Themse-Metropole Asyle und Bäder für Unterstandslose und kränkliche Kinder niederer Klassen. Vereint mit dem ehrwürdigen Maler Watts, dem modernen Tizian Englands, gründete er eine Art Volksmuseum mit Bildergalerie und Bibliothek, dem Besuch der Proletarier und ihrer Familien zugänglich, um auch in rohen Gemütern das Gefühl für Schönes zu erwecken. Nicht vergebens hallte sein Wutschrei gegen Vivisektion durch die drei Königreiche Britanniens. Auf seine Veranlassung entstanden überall Schutzhäuser für Tiere — genug, aller lebenden leidenden Kreatur ist dieser Elitemensch ein Schutzgeist.

„Abends," schloß Mister Howard seine mich im tiefsten Inneren erregenden Mitteilungen, „treffe ich Percy Morton öfters im hiesigen Fechtklub. Mit seltener Grazie und Geschicklichkeit weiß er das neapolitanische Florett zu handhaben. Steht er mir gegenüber, gekleidet in schwarzen Sammet und schwarzen Trikot, so meine ich, einen Ritter von Artus' Tafelrunde leibhaft vor mir zu haben."

„Wie findet er Zeit," fragte ich, „für eine so große, vielumfassende Wirksamkeit?"

„Wenige Stunden Schlaf genügen ihm. Bei Tagesanbruch betritt er seine Werkstätte. Auch lebt er sehr mäßig; seine Mahlzeiten unterbrechen kaum seine Tätigkeit; er bedarf einer leichten, ganz besonderen Kost: gebratene Bananen, Austern, Fische sind seine liebste Nahrung. Dazu Obstweine, um stets einen klaren Kopf zu behalten."

O, wie mir das alles gut gefällt! — Wie alt ist er wohl?"

„Noch nicht volle vierzig."

„Ich hielt ihn für bedeutend jünger. Hat er viele Abenteuer erlebt?"

„Sie meinen Liebesabenteuer?" lachte der junge Mediziner, „man hörte nie davon. Aber es dürfte nicht daran gefehlt haben, weder vor noch nach —"

Tante Mary hob die Tafel auf. Allgemeines Stuhlrücken und gegenseitiges Verneigen. Mister Howard empfahl sich vor dem schwarzen Kaffee, seine Patienten zu besuchen.

Abends.

Billett der Herzogin. Morton scheint augenblicklich geantwortet zu haben. Er erwartet uns übermorgen nachmittag drei Uhr.

Halte mir den Daumen, kleine Trutznachtigall! Übermorgen vormittag sind diese Zeilen schon in deinen lieben Händen. Sprich ein Stoßgebetlein für die törichte Jungfrau

Irma.

* * *

Elsbeth, ich bin abgeblitzt — unwiderruflich, der Traum war zu kühn! Unter strömenden Tränen schreibe ich das Geständnis meiner Schmach. Er nimmt keine Schüler, geschweige Schülerinnen. Umsonst wies ich Unglückswurm auf meine drei Medaillen hin, zwei silberne, eine rotgüldene — es verfing nichts.

Nun darfst du aber nicht etwa glauben, der vollendete Gentleman habe mich unfreundlich oder gar verächtlich abgewiesen ... Nein, ach nein! Wäre dem so, dann hätte ich leichter auf meine Hoffnungen verzichtet. Nein, was mir so nahe geht, mir die Seele so tief verwundet, das ist der Kummer, nicht in der Nähe einer solchen Persönlichkeit weilen zu dürfen. Die Gewißheit, Morton ganz fremd, ganz fern zu bleiben, verzehrt mir alle Lebensfreude.

Die Herzogin hatte einen prächtigen Blumenstrauß zusammengestellt, den ich überreichen sollte: Rosen und Orangenblüten aus Nizza, schneeweiße weiche Gardenien und japanische Lilien. Selbstverständlich fehlten Lorbeerzweige nicht. Hatte ich doch in meiner grenzenlosen Aufregung an ein Bukett gar nicht gedacht! Die erfahrene Weltdame versteht mit Berühmtheiten umzugehen und weiß, in welcher Form ihnen Weihrauch darzubringen ist.

Percy Morton empfing uns, wie man regierende Fürstinnen empfängt, nämlich unter dem Portale seines Palastes, wo die Gondel anlegte.

„Sie finden ein Chaos, meine Damen," entschuldigte er sich auf das verbindlichste, der Madame de Tremouille den Arm bietend und sie die Treppe hinaufführend, ohne mich dabei außer acht zu lassen.

Die Blumen, die ich ihm mit einer kleinen Rede auf englisch einhändigte, schienen

ihn zu erfreuen. Es wären die ersten Blumen, sagte er, die er überhaupt in Venedig sähe. Sehr anmutig war es, als er die oberste Zentifolie leicht mit den Lippen berührte ... „Blumen aus zarter Hand bringen Glück," setzte er hinzu.

In der Nähe erscheint Morton noch um vieles schöner als von ferne. Die Farbe der Augen ist „ein feuchtverklärtes Blau", das Blau der Adria. Die Zähne — mein erster Blick ist immer für sie — perlengleich, sehr schön geformt.

Er geleitete uns durch die langgestreckte Halle, welche die Vorderzimmer venezianischer Paläste in zwei Hälften teilt. Hier standen noch viele Kisten übereinander, einige Gipsabgüsse nach antiken Statuen, u. a. der borghesische Fechter des Pariser Louvre. Ein großes hohes Gemach nahm uns auf. Sehr behaglich und vornehm. An den Wänden Gobelins nach Entwürfen von Burne-Jones. Bequeme Diwans und Lehnsessel, überzogen mit großblumigem Sammet aus der Fabrik des William Morris, des Reformators der Möbelstoffe und Tapeten. Wunderliche Ampeln, geformt aus irisirenden Glasblättern, hangen von der kassettierten Decke herab. Teppiche in gedämpften smyrniotischen Farben.

Eine überlebensgroße Beethovenbüste in Bronze, seelenvoll aufgefaßt, titanenhaften Schwunges, steht in der Mitte des Raumes. Mortons letztes Werk, bald Eigentum des Prinzen von Wales, der es bestellt hat.

Über einem der Ruhebetten hängt ein kolossaler Schild, teils in Silber getrieben, teils in bunter Email. Die ganze Perseussage hat Morton darauf abgebildet, ein Gegenstück zu Herkomers Schild mit der Allegorie der Stunde.

Als drittes Kunstwerk bewunderten wir eine hermenartige Galathea, die Hüften umhüllt von seegrün getönten Schleiern. Nie sah ich den Marmor weicher behandelt und diskreter von Farbe angehaucht. Diese verführerische Nereide formte Percy Morton aus Tempeltrümmern, die er auf einer Insel des Ägäischen Meeres entdeckte. Ein hübsches Wort Max Lessers über eine Klingersche Göttin fiel mir ein: „Wie süß die Formen ineinander klingen!"

Und was sagst du dazu, daß der britische Meister das geläufigste reinste Deutsch redet, sogar Schopenhauer und Nietzsche — er liebt keinen von beiden — in der Ursprache liest!

Als ich aus seinen Gedichten zitierte, färbte ein sanftes Rot der Überraschung seine klassischen Züge, und sinnend ruhte sein Auge auf mir.

Er holte Mappen herbei mit Skizzen von bezwingendem Reiz in Aquarell und Guasch. Ein Märchenzyklus wird gegenwärtig von Salviati in Glasmosaik nachgebildet für einen russischen Nabob, der in Rimini lebt.

Poetischen Eindruck machte mir gleichfalls ein bronzefarbener Hindukuabe aus Fleisch und Blut, welcher lautlos eintrat und Erfrischungen darbot. Köstlicher Scherbett funkelte rosenfarben in Kristallbechern und schmeckte nach süßen Orangen, nach Nektar und Ambrosia ...

Aber — nun folgten die Bitternisse — Madame de Tremouille, als beredte Advokatin, trug dem Meister der „Traumgestalten" mein Anliegen vor; sie sprach dergestalt überzeugend, mit einer geradezu hinreißenden Beredsamkeit, daß ich fast hoffte, sie würde mir zum Siege verhelfen. Ich armes Opferlamm spielte neben ihr eine dumme stumme Rolle, wie du dir wohl ausmalen kannst.

Mortons verneinende Beweggründe schlugen die Herzogin. Sein mildes Wesen verließ ihn keinen Augenblick, doch ebensowenig seine Entschiedenheit. Er stellte uns vor, daß er in der nächsten Zeit nicht einmal viel im eigenen Atelier verweilen könne, da er genötigt sei, die Salviatischen Arbeiten auf der Insel Murano persönlich zu überwachen und selbst ab und zu Hand daran zu legen. Überhaupt habe er nie mit gutem Gewissen Schüler ausbilden können, weil ihm stets Zeit mangele, sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen usw. usw.

Kurz und gut, er will nichts mit mir zu schaffen haben.

Ja, was soll nun werden? Am Palazzo Pisani vorübergondeln, schmachtend nach Mortons Fenstern emporblicken und seufzen? Nein, dazu bin ich mir doch zu schade. Ich grolle ihm und zwar auf ewig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier schicke ich dir zwei seiner Photographien, die ich beim Kunsthändler Naya im Schaufenster sah. Habe sämtliche aufgekauft,

die vorrätig waren; sie sind in London aufgenommen, sprechend ähnlich, technisch vorzüglich, namentlich die Seitenansicht, auf deutsch: das Profil.

Schreibe mir gleich, ob Morton dir gefällt, hörst du, kleines Mädchen vom Isarstrand? Schreibe ausführlich! bemitleide und tröste deine Irma.

* *
*

Ich hatte ganz vergessen, daß ein Engländer Damen gegenüber nie die Wohlerzogenheit außer acht läßt, und war daher ganz überrascht, als der „Signor Inglese“ mir zwei Tage nach meinem Eindringen in aller Form seinen Besuch abstattete. Deutsche Künstler besitzen nur ausnahmsweise Lebensart. Entsinne dich des trockenen Patrons, den wir in Dresden aufsuchten, als dein Vater ihm eine seiner allerliebsten „Schäferinnen“ abgekauft hatte! Der Unglücksmensch wußte absolut nichts mit uns zu reden ... War das komisch! unser Enthusiasmus und seine tödliche Verlegenheit.

Also, Master Percy kam in der Gondel und sendete seinen Bastiano mit der Visitenkarte und der Frage, ob ich geneigt sei, ihn zu empfangen... Freude, schöner Götterfunken! Und doch wieder, welch ein Mißklang in diesem Glücksmoment: denke nur, in unseren Zimmern wurden gerade die Teppiche gelegt. Zwei Tapezierer standen auf Gardinenleitern, um Portieren und Fenstervorhänge zu ordnen. Nur das Eckstübchen mit den gemalten Spiegelwänden war einigermaßen in Ordnung. Ich selbst gefiel mir leider gar nicht im Straßenkostüm. Sagt doch der unerbittlich kritische Major: „Kindchen, Kindchen, Sie sind eine Muse im Hausgewand und in Gesellschaftstoilette — auf der Promenade würde ich Sie stets übersehen haben.“ Ach, ich hätte doch nun für mein Leben gern Effekt gemacht und zwar einen Knalleffekt. Wie beneide ich dich, Elsbeth, um dein wundervolles kupferfarbenes Haar, das die Impressionisten Münchens in Ekstase versetzt...

Mortons Händedruck war nach britischer Art sehr herzlich, sein ganzes Wesen offen, lebhaft, zuvorkommend. Dabei hat er den Naivitätscharme, den Theodor Fontane richtigerweise in einem seiner Romane an den Engländern hervorhebt. Eben diesen Scharme vermisse ich an den deutschen Männern ... das klingt paradox, aber ich kann mir nicht helfen. Unsere Mädchen und Frauen haben bisweilen Naivität. Darunter verstehe ich nicht die Albernheit des „Gänschens von Buchenau“, sondern die blütenfrische Unbefangenheit der „Hero“ von Grillparzer.

Viel Verbindliches und Hübsches sagte Meister Percy gleich über das Zimmerchen und seinen echt venezianischen Charakter. Als ich bat, das Hämmern und Pochen in den Nebenräumen zu entschuldigen, erwiderte er launig: „So geht es bei mir von des Morgens bis zum Abend — wäre ich die Handwerker erst los! sie benehmen mir alle Stimmung.“ Er brachte mir sein Buch „Kunsterziehung“, prachtvolle Londoner Ausgabe, auf dem ersten Blatt eine geschriebene freundlich schmeichelhafte Widmung. „Dergleichen,“ meinte er, „ist langweilig zu lesen, aber es ist gut gemeint.“ — „O,“ versicherte ich ihm, „der bloße Titel erfüllt mich mit Freude.“ Und ich erzählte, wie mein guter Vater mich fünfjähriges Kind in die Dresdener Galerie mitnahm und ich mich nicht satt schauen konnte an Tizian, Coreggio und der Sixtinischen Madonna, während ich die Holbeinsche Muttergottes nicht gelten ließ wegen der prosaischen Leute, die vor ihr knien. „Schon viel früher,“ setzte ich hinzu, „kaum dreijährig, betrachtete ich stundenlang den Kopf des belvederischen Apollo, der bei uns im Vorzimmer stand.“ — „Dies bestätigt ja ganz und gar meine Ansicht,“ frohlockte er, „daß das Kinderauge nicht früh genug Schönes zu sehen bekommen kann.“

Sein Blick fiel auf den Kaminsims, wo, wie du weißt, der Major als Mephisto in Terrakotta prangt. Gern hätte ich ihm etwas anderes von meinen Arbeiten gezeigt, aber die Tapezierer...

Er lobte die kleine Büste, doch ohne viel Wärme. Wie ich nachträglich erfuhr, soll er nicht geglaubt haben, daß ich ohne fremde Hilfe solchen Charakterkopf zusammengetöpfert habe. Nach meinem Atelier fragte er nicht weiter. Mama trat ein, ich stellte ihr den berühmten Briten vor, was ihr offenbar schmeichelte, da Morton den Ruf großer Exklusivität hat. Gegen ihre Gewohnheit

machte sie ihm Komplimente; genug, sie taute auf, die „Gletscherfee“, und benahm sich ganz reizend, heuchelte geschickterweise größte Teilnahme für „Kunsterziehung“ und besprach mit Morton den von ihm gestellten Antrag, daß die Kinder aller städtischen Schulen in regelmäßigen Zeitabständen von den Lehrern in öffentliche Sammlungen und Museen geführt werden —

Da ereignete sich etwas Schreckliches!

Auf fliegt die Tür, hereinstürmt polternd und kreischend Sabine Komtesse von und zu Horst-Ebersburg, künftige Erbherrin auf Weißkirchen, Sabine, der junge Walfisch, recta vom Bahnhof kommend. Zuerst umarmte sie Mama, kniff sie in Backen und Arme, dann packte sie mich in wilder Zärtlichkeit ... „Irma, Zuckerlamm, Marzipanherz!“ Wie immer sind ihre Ideale eßbar ...

Nein, Elsbeth, ich sage dir, auf mich wirkte diese groteske Störung vernichtend ...

Aber auch hier zeigte sich Morton der Situation gewachsen. Er ließ keine Verlegenheit aufkommen, begriff sofort das täppisch gutmütige Wesen der halb verdrehten Sabine und empfahl sich bei schicklicher Gelegenheit.

Ich begleitete ihn ein paar Schritte. Aus der Entree warf er einen Blick durchs Fenster auf den Garten, den du richtigerweise Park nennst ...

„Wie malerisch,“ bewunderte er, „das schöne alte schmiedeeiserne Gitter zwischen den beiden Sandsteinpfeilern und den Herkulesstatuen! und dahinter die mächtigen alten Bäume ...“

Mir erbebte das Herz, als er den Wunsch äußerte, eine Skizze davon zu machen. Übermorgen vormittag kommt er mit Stift und Farbenkasten.

Und doch bin und bleibe ich unbefriedigt, fühle mich gehemmt in meinem Streben ... In Jacobsens herrlichem, tiefsinnigem Buch „Niels Lyhne“ sagt Edele: „Es ist niemals klug, sich Götter zu machen und seine Seele in die Gewalt eines anderen zu geben; denn es gibt Götter, die von ihrem Piedestal nicht herabstürzen wollen — “

So ist es! Percy bleibt unnahbar für mich ...

* * *

Gestern abend hatten wir Soiree mit Ebersburgs, die in Rom überwintern wollen. Eine harte Aufgabe, aber aus Mitleid mit Sabine und der Gräfin, die beide kein Glückslos gezogen haben, tut man ein übriges. Anwesend waren der Major, Inisilla Diaz, der griechische Maler Terenzio und die paar italienischen Statisten, die du kennst. Graf Coriolan Ebersburg, Tyrann von Weißkirchen, galant wie immer, doch stets in lautem Widerspruch zu Gemahlin und Tochter. Die gute schüchterne Frau, geborene Prinzessin Wildenstein, trug wieder ein altmodisches dünnes Seidenkleid, zu dem ihre kolossalen Diamanten, die einzige Mitgift, die sie von ihrer verkrachten Familie erhielt, nie passen wollen. Auch an Sabinchens Feiergewand aus billigem rosa Zephyrstoff hatte sich ein Solitär verirrt. Im Gefolge des seltsamen Kleeblattes befindet sich ein Phantom von Gesellschafterin, ein armes adeliges Fräulein, ganz Haut und Nerven, das eine Zeitlang im Milieu der Hochgeborenen aushält, um ein Stückchen Italien zu sehen, wenn auch unter erschwerenden Umständen.

Alles verlief ganz passabel. Die dicke Komtesse zerbrach ausnahmsweise keine Teetasse und ließ nur ein einziges Mal einen Löffel, der von Creme tropfte, auf Inisillas gesticktes Kleid fallen, wobei sie nicht verfehlte, mir zuzuflüstern, bei uns schmecke es ihr stets am besten, bei ihr zu Hause gäbe es gar kein „gräfliches Essen“ (wundervoller Passus, nicht?), denn der Vater wäre geiziger denn je, trotzdem er zu seinen Gütern am Rhein noch etliche Weinberge und Dörfer geerbt hätte. Genug, Fräulein Tochter entrollten ein endloses Sündenregister des cher papa.

Und nun stell dir vor, Elsbeth: ich hatte Sabine einen Moment verlassen und sprach mit Terenzio, da schreit das kuchenvertilgende enfant terrible: „Irma, wo ist denn heute dein Bräutigam?“

Allgemeine Verblüffung ... die Gräfin säuselt mit ihrer dünnen Stimme: „Liebes Irmachen, wir wußten gar nicht —“

„Aber Sabine,“ lache ich, „was fällt dir denn ein?“

„Na ja, der schöne junge Mann, der gestern hier war ... Bist du nicht mit ihm verlobt? Da steht doch seine Photographie.“

Sie deutete auf Percy Mortons Porträt, welches ich unter ein Lorbeerbäumchen postiert hatte.

„Gewiß hat meine Tochter eine bévue gemacht,“ sagte Graf Coriolan.

Man scherzte über den Irrtum Sabines und wäre sofort zur Tages- oder vielmehr Abendordnung übergegangen, hätte Inisilla sich nicht auf Mortons Photographie gestürzt und sie mit Küssen bedeckt.

„Dies Bild,“ rief sie, „gebe ich nicht wieder heraus, das ist mein!“ Und sie drückte es mit beiden Händen und Armen an sich.

Die jungen Herren im Chor: „O glücklich, o selig der Mann, der solchen Eindruck macht!“

Ich forderte energisch die Photographie zurück, aber die kleine Närrin gebärdete sich wie ein unbändiges Füllen, und ich hielt es schließlich für das Beste, ihren Paroxismus vorübergehen zu lassen.

Diese Rose von Kuba muß fortwährend einen Götzen haben, dem sie opfert. Vergangenes Jahr war es erst Paderewsky, der sie mit seinem Spiel und edlen Polenantlitz behexte. Dann glühte sie für einen armenischen Mönch von der Insel San Lazzaro. Hierauf lag die Jacht eines indischen Prinzen am Molo mehrere Monate vor Anker. Er besuchte die Familie Diaz, und Inisilla war sofort paff. Als er absegelte, warf sie sich in den Kanal, aber ein Gondolier ergriff ihren Fuß und zog sie aus dem Feuchten empor. Es ist eigentlich schade, daß du abreistest, bevor dieser überseeische kleine Kobold aus der Schweiz zurückkehrte: du hättest dich mit Inisilla geneckt, dich amüsiert über ihre Tollheiten, die man mit in den Kauf nimmt, weil sie so niedlich ist mit ihrem Struwwelpeterköpfchen und den meergrünen Kinderaugen.

Graf und Gräfin Ebersburg unternahmen einen kleinen Rundgang durch unsere paar Zimmer und blieben vor meiner Nymphe stehen, die sich im Lichte der rosigen Ampel besonders vorteilhaft präsentiert. Die gute bornierte Gattin Coriolans flüsterte sichtlich erschrocken: „Warum nackt, liebes Irmachen?“

„Weil nackt schön ist,“ belehrte er sie, „und schön ist gleichbedeutend mit unschuldig.“

Ganz hübsch gegeben. Schade, daß der Graf, der von Hause aus sehr gebildet ist, sogar einen genialen Anstrich hat, durch Geiz, Größenwahn und Narrheit jeden intimeren Verkehr mit ihm unmöglich macht.

Richtig hatte er denn auch gestern sein unvermeidliches Violoncell mitangeschleppt. O, all ihr Götter!

Nun gebot die Artigkeit, daß Mama ihn aufforderte, eine seiner Kompositionen zum besten zu geben.

Die Gräfin, das Opferlamm par excellence, setzte sich resigniert an den Flügel, um zu begleiten.

„Serenade!“ verkündete triumphierend Coriolan ... „Lieblingspiece Ihrer Majestät der Königin von England.“

War auch wirklich so übel nicht als einfach musikalischer Gedanke, aber die Ausführung des Herrn Komponisten ließ viel zu wünschen übrig; er kratzte unglaublich auf seinem Instrument. Mitten im Takt brach er plötzlich ab, tippte der Gräfin mit dem Fidelbogen nicht gerade sanft auf die Schulter und donnerte: „Meine gnädigste Gebieterin, Sie greifen ja fortwährend falsch ... Was haben Sie denn heute für Liebesgedanken?“

Verlegene Pause...

Sabine hatte in ihren kleinen Augen jene unverhohlene Schadenfreude, die immer hervorbricht, wenn dem Alten etwas wider den Strich geht. Sie haßt den Vater ebensosehr, wie sie ihn fürchtet. Armes Geschöpf!

Der unterbrochenen Serenade folgte ein „Blocksbergwalzer“, der gern diabolisch sein möchte, aber höchstens fürs Affentheater ausreicht.

Der Major kämpfte, ebenso wie meine Wenigkeit, mit unterdrückter Lachlust.

Nicht genug mit Ständchen und Hopsassa: der gräfliche Musiker behauptete, noch gut bei Stimme zu sein ... Sichtlich erblaßte die gemaßregelte gnädige Gebieterin, allein er drückte sie energisch auf den Klaviersessel, und sie mußte Rossinis „Tarantella“ spielen. Mit südlichem Feuer setzte der verwegene Dilettant ein ... O, Freundin, erspare mir, dir meine Qualen zu schildern! ich hätte schreien mögen vor Lachen und mußte an mich halten, möglichst ehrbar aussehen! Die Locken der Coriolanschen blonden Perücke flogen, mit den Armen zappelte der Sänger und schnitt Gesichter, um den neapolitani-

schen Charakter der Bravourarie zu markieren. Zum Glück hatte Rizzio abgesagt, sonst wäre ein Skandal unvermeidlich gewesen ...

Mama, immer korrekt, hatte das Gesicht hinter einen Fächer verborgen ... Insilla zerbiß ihr Taschentuch ...

Es gelang mir, unbemerkt in das Spiegelkabinett zu entweichen ... Hier fand ich denn bereits den Major, der mir prustend und hustend ins Atelier folgte, wo er strampelnd in den Schaukelstuhl sank, während mich ein wahrer Lachkrampf befiel ...

„So muß es den Höflingen Neros ergangen sein,“ stieß unser Freund hervor, „als der Cäsaren-Tenorist sang und Lyra zupfte ...“

„Gewiß! wir wären von ihm wegen Mangel an Kunstverständnis gekreuzigt worden. Zollt man dem Grafen Coriolan nicht Beifall genug, so rächt er sich an Gemahlin und Tochter durch Flüche und Püffe. Also lassen Sie uns in den Salon gehen und ihm huldigen —“

„Nicht um ein Königreich,“ entgegnete Major Mephisto, und fort war er. — —

Ein Brief von dir! Wie schön schreibst du über den Eindruck, den du von seinem Porträt empfingst. Sanft-dämonisch nennst du Percy Mortons Züge, und du vergleichst ihn mit einem Helden aus Byrons Mysterien ... Mir ist er bereits menschlich näher getreten, vertrauter geworden. Anfangs empfand ich ihm gegenüber eine gewisse heilige Scheu, die mich beängstigte, mich linkisch machte und verzagt. Die verschwenderische Güte, die von ihm ausgeht, beglückt dermaßen, daß dagegen kein Gefühl der Bangigkeit und Verlegenheit mehr aufkommen kann. Er ist ein Auserwählter, aber gleichzeitig ein guter Kamerad.

* *
*

Heute hatte ich mich verschlafen bis um zehn Uhr vormittags ...

Eben aufgestanden, streiche ich mir wirre Träume und die Erinnerung an Familie Ebersburg aus den Schläfen und blicke durch die Jalousien zum Garten hinüber. Da sitzt Meister Percy schon vor der Gartentür und skizziert drauf los ...

Halt, denke ich, Gelegenheit macht Diebe, ich stehle ihm eine Minute ...

Und flugs über das Morgenröcklein aus weißem Flanell eins der ägyptischen Seidentücher, den Zipfel genial um den Kopf geschlungen; hierauf ein böhmisches Stengelglas mit Madeira gefüllt, auf ein silbern Tellerchen gestellt, und ins Vorgärtlein hinunter als unberufene Hebe.

„Schon auf?“ begrüßte er mich heiter, „schon so früh flügge und blühend wie eine Rose von Saron oder eine Lilie im Tal?“ Und das dargebotene Glas nehmend, rief er: „Auf das Wohl der Jugend und Schönheit!“ und leerte es in einem Zuge.

Wie er doch meinem Talent immer aus dem Wege geht und nur das junge Frauenzimmer in mir sieht! Mich verstimmte das ein wenig.

Aber man kann ihm nicht gram sein. Ein Gang durch den noch laubreichen Garten hatte ihn besonders froh gestimmt ...

„Das ist ein heiliger Hain,“ meinte er. Ich malte ihm mit Worten aus, wie im Februar die Mandelbäume schon in Blüte stehen würden, rosig und licht zwischen den uralten Ulmen und knorrigen Steineichen. Und wir priesen das südliche Klima und Venedigs stille vornehme Reize ...

„Wie unruhig, wie zerfahren und abgehetzt war ich in London, Paris und Berlin,“ sagte er, „nie konnte ich mich ganz an das Schöne, das mir Herzenssache ist, hingeben. Darunter verstehe ich nicht eine Abkehr vom Leben, nicht eine absurde Existenz, wie Désesseintes, der hysterische Held Huysmans, sie führt, sondern eine feingestimmte Lebensfreudigkeit und befriedigende Tätigkeit. Von Erfolg und Ruhm will ich gar nicht reden — da sind gar so viele Zufälligkeiten mit im Spiel! Mein Ideal war immer, in Venedig wirken und schaffen zu können, unbehelligt durch plebejischen Straßenlärm und Kohlenstaub. Diese Luft hier einzuatmen, ist an und für sich schon ein Glück! und dazu diese Architektur und das hyazinthenfarbene Meer! Man vergißt gerne, daß die Götter neidisch und grausam sind.“

Ich erkühnte mich zu fragen, ob er Gesellschaften ein für allemal abhold wäre.

„O nein,“ versicherte er, „es sind nur die nordischen Gastereien, denen ich aus dem

Wege gehe, weil Speise und Trank den unentbehrlichen Mörtel ihrer Geselligkeit bilden. Die Konversazioni südlicher Zonen sind nicht ohne Reiz für mich — nur der späte Beginn — man opfert eine Nacht — ich muß früh an die Arbeit gehen — das Leben ist so kurz!“

Um ihn nicht länger zu stören, sagte ich ihm Lebewohl.

„Miß Osten,“ fragte er, bevor wir auseinander gingen, „würde es Sie und Ihre Frau Mutter interessieren, in sechs bis acht Tagen meine Werkstätte zu besuchen? nach und nach kommt etwas Methode in die furchtbare Unordnung.“

Also wieder eine Freude in Aussicht! Unterdessen ist's wohl am taktvollsten, den rastlos Tätigen in Frieden zu lassen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich könnte Sabine erwürgen: seit jenem Abend bei uns nennt der Major Percy Morton nur noch den „Bräutigam“, ein Wort, das ich ohnehin nicht liebe. „Verlobter“ klingt besser. Aber Morton soll überhaupt keinen Spitznamen, sei er noch so harmlos, auferlegt bekommen. Sabine ist zu dumm! Dieser unglückselige Goldfisch, der in ein Seeungeheuer ausartete, und den niemand angeln will.

Daß der Major auch immer gleich jeden Unsinn aufgreifen muß! —

Höre, Liebchen, der kleine Mediziner Howard geht nach München zum Kongreß. Gestatte, daß er dir den Schal aus Kairo eigenhändig überbringt. Er freut sich, dich und Puck wiederzusehen.

Bis auf weiteres bin und bleibe ich

deine Irma.

* *
*

Ich singe, singe, singe, ich springe, springe, springe über Tische und Bänke, denn ich bin —

Nein, alles der Ordnung nach erzählt: Zwölf lange Tage vergingen, ohne daß Morton das geringste Lebenszeichen gab. Mich versetzte dies in übelste Laune. Ich nahm an, daß er uns ganz vergessen hatte. Arbeit, Lektüre, Menschen, alles war mir verleidet. Noch obenein regnete es. Du kennst Venedig nur im Sonnenschein oder in Mondeshelle ... bei schlechtem Wetter verwandelt sich unsere geliebte „Serenissima“ in einen unheimlichen Schauplatz für Seegespenster und Sturmhexen. Es heult in den Lüften, tobt die Kanäle entlang, wettert und schmettert, ächzt und kracht, als wären Höllengeister entfesselt ... Rüttelt es an den Fenstern, so glaubt man, der fliegende Holländer begehre Einlaß, nicht als verführerischer Opernheld, sondern als Verdammter, ewig Ruheloser. Dazu die Nebel, die aus dem Wasser aufsteigen und über die maurisch-gotischen Fassaden der Paläste mißfarbige Schleier breiten ... Wie mag es erst an solchen Tagen in den Spelunken der Armen aussehen! Durch schlechtschließende Türen — Fenster gibt es nicht — dringen Wasserlachen ein und überschwemmen den Fußboden ... sie ertragen es in Geduld, die Bedrängten, Bedrückten, hart Entbehrenden, während wir Bessergestellten murren und klagen und verzweifeln, sobald nicht Sonne und Sterne uns zu Diensten sind und nicht alle Wünsche gleich in Erfüllung gehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gestern war der Himmel wieder blau, dem November zum Trotz.

Abends gegen neun Uhr kam der Besitzer des Pisani-Palastes und forderte uns auf, ihn am folgenden Tage (nämlich heute) zu besuchen. Mama sagte zu, konnte sich aber zur rechten Zeit nicht aufraffen für das mühselige Geschäft des Beschauens und Bewunderns. Mit jedem Tage wird sie bequemer; nur wo ein Teetisch mit obligater Plauderei winkt, eilt sie darauf los mit beflügeltem Schritt.

Ohne Begleitung zu Morton zu gehen, schien mir nicht ganz passend, obgleich die Etikette zwischen Künstler und Künstlerin weniger in Frage kommt. Ich wollte Inisilla eine Freude bereiten, denn sie war artig gewesen und hatte Mahadöhs Photographie zurückgegeben. Nun sollte sie belohnt werden und mitkommen. Ist doch ein hübsches Lärvchen überall gern gesehen. Sie strahlte und schlüpfte eilig in ein Tuchkostüm von der Farbe, die man jetzt „sterbende Lilie“ nennt statt der verbrauchten Bezeichnung „Elfenbein“. Ein Barett stülpte sie auf, das ganz aus Teerosen bestand.

Aber auch deine Freundin Irma hatte die gefallsüchtige Evastochter nicht völlig ver-

leugnet. Gar zu sehr wollte ich mich denn doch nicht verdunkeln lassen: wer kein Hutgesicht hat, wird durch eine spanische Mantilla oder einen mailändischen Spitzenschleier verschönt. Und das ist in Italien nicht einmal auffallend. Du weißt, daß ich mich aufs Drapieren verstehe; folglich war ich ganz Donna Juanita, als ich vor Percy stand.

Wen fand ich zu meiner Überraschung bei ihm? rate mal ... den geistigen Sybariten und literarischen Feinschmecker, der sich zur Familie Tristram Shandys zählt, unseren Major! Hallo! — Durch einen glücklichen Zufall hat er sich Master Percys Herz gewonnen: nämlich der prächtige irische Schäferhund, der aus seiner Heimat nach Venedig mitkam, verlief sich jüngst auf einem Spaziergang, den er ohne Wissen seines Herrn unternommen hatte. Der Major begegnete Fido in einem abgelegenen Gäßchen, wo Kinder hinter ihm herjagten und ihn einzufangen versuchten. Unser Königsberger erkannte in dem edlen Vierfüßler den Begleiter Mortons und brachte ihn nach Pisani zurück, wo große Sorge um das treue Tier herrschte. Die beiden Männer verstanden sich vom ersten Augenblick an und wurden trotz ihrer großen Verschiedenheit Freunde. Ein seltsamer Bund zwischen Idealist und Materialist, denn ein solcher ist der Major trotz subtilen Geistes und hyperästhetischer Näschereien. Mir persönlich kann's nur angenehm sein ...

Liebe ich es doch von jeher, meine Bekannten in Eintracht verbunden zu sehen.

Ich will dich, mein Herzchen, nun nicht abermals ermüden mit der Aufzählung aller Herrlichkeiten, die sich uns darboten im Palazzo Pisani, und die meine Elsbeth hoffentlich in absehbarer Zeit selbst betrachten wird. Alles in allem: das Evangelium der Schönheit, dessen Apostel Percy Morton ist, offenbart sich in jedem Raum, jeder Zusammenstellung von Malerei, Plastik und Stoffen, in jeder — lache mich nicht aus! — Ofenkachel, die er wie Walter Crane mit Arabesken und Sinnsprüchen bemalt, selbst glasiert und brennt.

Diesmal gab es statt Scherbett in Schalen Champagner in Spitzgläsern ...

Angeregt und ermutigt durch den edlen Schaumwein, kam mir zur rechten Zeit ein guter Einfall: Morton und der Major hatten sich in ein Gespräch über zeitgenössische deutsche Kunst vertieft, über Lenbach, Klinger, Stuck usw. Inisilla tändelte mit dem guten Fido, dem sie ihre Rüschenboa um den seidigen Zottelhals legte. Diesen Moment nahm ich wahr und trat an eine Staffelei, welche ein Reißbrett mit aufgespanntem weißen Papier trug; Kohle und Rötel waren zur Hand; ich begann mit flüchtigen, doch sicheren Strichen eine Skizze hinzuwerfen ...

Und merkwürdig schnell ging die Improvisation mir von der Hand ...

Ganz darin vertieft, hatte ich nicht bemerkt, daß Morton hinter mir stand und mir über die Schulter sah ...

Nun hörte ich ihn wohlgefällig sagen: „Bravo, bravo! Schauen Sie, Herr Major: ein Pegasus, von dem nur der Kopf mit geblähten Nüstern und die weitgeöffneten Flügel sichtbar sind ... darüber schwebend eine Jünglingsgestalt in idealer Nacktheit, nur leicht mit einem Fuß den Nacken des Götterpferdes berührend, in der linken Hand die Zügel, in der hochgeschwungenen Rechten eine antike Lampe mit weithin leuchtender Oriflamme ... durch den Äther geht der luftige Ritt den Sternen zu ... von der Erdenwelt mit ihren Miseren, ihrer Häßlichkeit hat der Genius sich losgelöst ..."

Dann, mit plötzlicher Wendung rief er: „Miß Osten, Sie sind meine Schülerin!"

Der Major beglückwünschte mich ... Inisillas Augen wurden immer größer und größer ...

Nach Fassung ringend, stammelte ich dem Meister meinen Dank ...

Als wir ihn verließen, hielt Percy mir auf der Schwelle des Studios noch eine kleine Standrede, während Kuba und Königsberg an die Gondel hinabgingen.

„Ich hoffe," sagte Morton in seiner herzgewinnenden Weise, „wir werden gut miteinander auskommen. Dazu bedarf es allerdings Ihrer Zustimmung: hier in der Werkstatt bei gemeinschaftlicher Arbeit sind Sie mein kleiner Geselle und Kollege, nicht mehr das vornehme Fräulein, das zum Besuch kommt. Werden Sie nicht zürnen, wenn ich Pedant mitunter tadle, was Ihnen vielleicht gerade an Ihren Schöpfungen gefällt? Und werden Sie Geduld haben, wenn ich

Sie anfangs nicht gleich ins Große gehen lasse?"

Ich nickte bejahend, und wir schüttelten uns die Hände.

Fido sprang liebkosend an mir hinauf. „Auch der Treueste der Treuen heißt Sie willkommen," lächelte Percy, als ich den schönen Kopf des Hundes an mich drückte.

In der Gondel kam eine selige Ausgelassenheit über mich ... „Fahren wir noch ein wenig spazieren," sagte ich dem Barkenführer.

Und er ruderte nach Murano hinaus. Auch der Major war voll Übermut, pfiff, sang und erzählte allerhand Schnurren ...

„Mahadöh," warf er dazwischen hin, „wird nun Ihr philiströser Lehrmeister, und Sie, holde Bajadere, werden seine gehorsame Schülerin ..."

Wir bogen uns vor Lachen, ganz wie die Kinder, die über das Unbedeutendste kreischen und johlen ...

Gondeln mit fremden Touristen, augenscheinlich wohlgesittete Deutsche, glitten an uns vorüber. Wir grüßten sie mit Tücherschwenken und bewarfen sie mit Bonbons wie Gassenbuben ... man hielt uns für verrückte Italiener ...

Inisilla dagegen saß still in sich versunken. Siehe da! ihr Gesichtchen war mit einemmal von Tränen überströmt ...

„Schön wie die betaute Rose," zitierte der Major und versuchte die Sennorita aufzuheitern. Doch es gelang ihm nicht ...

„Ich bin so nervös," miaute die Kleine.

* * *

Aber Liebchen, ich begreife dein Entsetzen nicht! Percy Morton ist verheiratet — warum denn nicht? was verschlägt's denn? Es kümmert mich so wenig, daß ich ganz vergessen habe, es dir zu schreiben. Mister Howard, der es dir sagte, wird ja berichtet haben, daß Morton seit zwölf Jahren von seiner Frau getrennt lebt. Mir ist dies, wie gesagt, absolut gleichgültig, und daher verstehe ich nicht, inwiefern diese Tatsache meine Elsbeth derartig erregen kann. Gefährlich? als ob ich Zeit hätte, über diesen Begriff nachzudenken! ich bin ganz Gips, Ton und Kreide. Weiß ich doch kaum noch, daß Morton bildschön ist; er ist mein Meister, ich sein Geselle. Punktum. Du fürchtest — ach was! Du bist ein kleiner Hasenfuß, den ich herze und küsse. Gute Nacht. —

Wieder dringt dein Warnungsruf über die Gewässer zu mir her, du jungfräulich Herbe. Sehr wohl gefällt mir das indische Weisheitssprüchlein:

> Feuer brennt, und Feuer tut weh,
> Und käm es von Sandel und Aloe ...

Indessen fühle ich meine Person und mein Inneres nicht im mindesten davon getroffen. Du machst dir von Meister Percy eine falsche Vorstellung, er ist kein Galan, er ist der Mann zielbewußter Arbeit in erster Linie. Ich habe ihn dir vielleicht zu weich geschildert, zu fügsam und milde. Eiserne Willenskraft wohnt ihm inne und spornt ihn zu immer gesteigerter Tätigkeit an ...

Und gesetzt, ich hätte eine Leidenschaft für diesen Auserlesenen, so werde ich mich nicht lächerlich machen und ihm gegenüber nie das Wort vergessen: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" —

Du fragst, weshalb er nur getrennt, nicht geschieden ist? Weißt du denn nicht, daß Englands Gesetz in dieser Hinsicht sehr brutal ist? Dort gilt als einziger Scheidungsgrund Ehebruch. Nun hat sich dessen weder Morton noch seine Frau schuldig gemacht. In gleicher Lage war Shakespeare, wie du dich erinnern wirst, als er Anna Hathaway, sein allzu rasch gewähltes unkongeniales Weib, ihre eigenen Wege gehen hieß. Misses Morton soll Kunst und Kunstgewerbe als etwas ganz Überflüssiges betrachtet und Percys Wirken stets verlacht haben. Seine äußere Schönheit allein hatte sie in einen kurzen Rausch versetzt.

Der Major, dessen drittes Ehebündnis mit Ach und Krach auseinander ging, wie er uns in drastischer Weise schilderte, fühlt sich als Mortons Schicksalsgenosse doppelt zu dem neuen Freunde hingezogen ...

Um noch einmal auf deine Skrupel zurückzukommen, füge ich noch hinzu, daß von einem sentimentalen Tete-a-tete in Palazzo Pisani gar nicht die Rede sein kann. Bedenke doch, ich bin im bestaubten Atelierkittel der reine Töpferjunge, der seine Lehrzeit durchmacht. Komme ich sehr früh, so treffe ich noch den Meister, der mir kurz

und bündig diesen und jenen Rat erteilt und hierauf nach Murano in die Salviatische Fabrik segelt. Kehrt er zwischen drei und vier Uhr nachmittags zurück, so bricht bald Dunkelheit herein und setzt meiner Arbeit ein Ende. Nur Sonntags bleibt er daheim und übt sein Lehreramt gewissenhafter. Fürs erste muß ich Füße und wieder Füße, Hände und nochmals Hände modellieren ... der Hindukuabe, wunderfein geformt, ist mein Modell. —

Ihr vergnügungssüchtigen Münchener habt jetzt schon Bälle und Kostümfeste? Nun, da bin ich froh, daß der ägyptische Schal zu rechten Zeit eintraf. Hier ist es noch ziemlich still, doch munkelt man von bevorstehenden Lustbarkeiten bei Gräfin A. Sie möchte in ihrem Prunksaal eine Art „Überbrettl" zu wohltätigem Zweck ins Leben rufen. Für Dilettanten ist so etwas ganz angemessen, kann lustig und sogar poetisch wirken. Die öffentlichen Theater jedoch verschone man damit.

Gern ginge ich dem ganzen bevorstehenden Karneval aus dem Wege, denn wie soll ich gleichzeitig Künstlerin und Mondaine sein? das klappt nicht. Nach durchtanzten Nächten arbeitet sich's schlecht. Ziehe ich mich aber ganz in mich selbst zurück, mache ich mir Feinde. In drei Wochen ist Weihnachten, und gleich darauf beginnt das Treiben, das leere, inhaltlose.

* * *

Nein, mein Schatz, du darfst nicht fürchten, daß ich dir gegenüber jemals die Empfindliche spiele! Könntest du mich für so miserabel kleinlich halten? Daß du Bedenken hegst wegen Morton und mir, daß du mir Vorstellungen machst, nehme ich, weiß Gott! nur als tiefsten Liebesbeweis deinerseits hin.

Nein, nicht deswegen ließ ich eine Pause in meinen Briefsendungen eintreten ... ein anderer Grund machte mich zögern, lähmte zeitweilig meine redselige Feder ... Wie soll ich dir's logisch erklären? befinde mich durchaus in Verlegenheit ...

Ja, säßest du neben mir, hieltest du meine Hand in der deinen, dann fände ich sogleich Worte, dir meine sonderbare Seelenstimmung zu analysieren ...

Ich bin — was bin ich denn? Traurig? Nicht eigentlich. Lustig? Ach nein, keine Spur. Fast glaube ich, fast fürchte ich, an Percy Morton etwas irre zu werden ...

Je mehr der schaffende und denkende Künstler mich zur Bewunderung zwingt, je weniger verstehe ich den Menschen ...

Wie das kommen konnte? — Hier stocke ich schon, denn ich bin überhaupt mit mir nicht im klaren ... Es wird mir gar so schwer, meine zwischen Vertrauen und Zweifel hin und her schwankenden Ideen zu sammeln und folgerecht zu ordnen ... Vielleicht nehme ich manches zu ernst, quäle mich ab mit Grübeleien unnützer Art, statt das Spiel des Lebens heiter und gelassen zu betrachten.

Was mich zuerst wider Willen stutzig machte, waren gewisse leicht hingeworfene Andeutungen des Majors, der übrigens Morton bis an die Sterne erhebt, aber wiederholt äußerte: Über Liebe und Frauen drückt Meister Percy sich unverhohlen skeptisch, ja sogar wegwerfend aus. Entgegnete ich, wie sehr mich dies befremde, wie wenig dergleichen zu einem hochherzigen, feinbesaiteten Manne passe, so meinte der Major, Morton müsse schlechte Erfahrungen gemacht, die Weiber sich ihm an den Kopf geworfen haben.

Glaube ich auch nur halb an Freund Mephistos Behauptungen — er übertreibt nicht selten —, so blieb doch ein Stachel in meinem innersten Empfinden zurück ...

Freilich, sobald ich dann Morton wiedersehe, ihn in seiner Güte gegen Untergebene und Tiere beobachte, so schäme ich mich meines leisen Mißtrauens und bin wieder ganz Zustimmung und Enthusiasmus.

Einige Male kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Meister und mir. Zuerst ganz zufällig in folgender Angelegenheit:

Der Major, der immer etwas Apartes haben muß und gern den bewußt Originellen spielt, hat in seiner Wohnung ein gelb verhängtes Bild über dem Sofa angebracht. Jedem Eintretenden ruft er mit Ostentation entgegen: „Jener Schleier ist das Symbol der Falschheit, dahinter verbirgt sich das Porträt meiner dritten Frau."

Diese rücksichtslose Offenheit, die auf mich verletzend wirkt, entsprang nach Mortons Auffassung der angeborenen Jovialität des

Majors, und er setzte hinzu: „Die Selbstironie dieses originellen Menschen ist geradezu imposant.“

Trotzig entgegnete ich: „Aber mitunter sehr frivol ...“

„Sie sind jung, Miß Osten, folglich intolerant. Lassen Sie den Major sein Mütchen kühlen. Der Trieb, sich zu rächen, liegt in jedem Sterblichen, sei's auf kleinliche, kindische Weise. Wer Gift kostete, muß dieses Gift wieder irgendwo absetzen.“

„Sollte ein edler Mensch nicht erhaben sein über dergleichen?“

„Wir sind staubgeboren,“ erwiderte er, den ich für einen Gott gehalten hatte ...

Ich bin wohl recht töricht, jedem seiner Worte, das mir etwas wider den Strich geht, tagelang nachzusinnen und vielleicht gar eine falsche Deutung unterzulegen?

* * *

Da ich nun bald einen ganzen Monat zu Morton in die Lehre gehe, durfte die Honorarfrage meinerseits nicht länger ausbleiben. Sie zart vorzubringen, kostete Mama und mir aber einiges Kopfzerbrechen. Wir drechselten gemeinschaftlich ein Briefchen, das Mama ins reine schrieb und unterzeichnete. Sie verfehlte nicht, mir zu sagen: „Weißt du, wenn der verwöhnte Engländer Unerschwingliches fordert, mußt du deine Studien im Palazzo Pisani aufgeben, denn unsere Mittel sind nicht die des britischen high-life.“

Als Antwort kam er selbst und erklärte mit seinem lieben frischen Lachen, vom schnöden Mammon könne zwischen uns nie die Rede sein, er habe mich ja zum eigenen Vergnügen und wegen meiner Begabung aufgefordert, bei ihm Unterricht zu nehmen.

Sehr großmütig, sehr vornehm, aber auf die Dauer drückend für mich, seine ständige Schuldnerin zu sein!

Er klagte über den zunehmenden Ansturm hiesiger Persönlichkeiten und durchreisender Landsleute, die seine Werkstätte besuchen, ihn kennen lernen wollten ...

„Ich muß da von vornherein eine Schranke ziehen,“ fügte er hinzu, „die Rolle eines Fremdenführers durch mein Haus kann ich nicht übernehmen, sondern höchstens den Rat des biederen Bürgermeisters befolgen und einen Tag in der Woche für Besichtigung meiner vier Wände feststellen, so wenig angenehm es mir ist.“

Zu mir gewendet, schloß er lächelnd: „Während der Besuchsstunden verkriechen wir uns in ein Winkelchen zu Fido, nicht wahr, Miß Osten?“ — —

Seit die Leute wissen, daß ich täglich mit Morton verkehre, fangen sie an, auch mir auf zudringliche, possierliche Weise den Hof zu machen, um den Spröden für ihre Salons zu gewinnen. Es ist eine förmliche Belagerung, so standhaft ich allen erkläre, es sei ganz aussichtslos, Master Percy für ihre geselligen Freuden zu gewinnen.

Mutter und Tochter Diaz hangen an mir wie Kletten, die nicht abzuschütteln sind. Inisella greint und flennt in gewohnheitsmäßiger Verliebtheit und macht mir bittere Vorwürfe, weil ihr neuester Abgott keinen Appetit auf Papa Diaz' Symposien hat. Diese Emporkömmlinge begreifen es nicht, daß die Welt nicht durchweg aus Parasiten besteht. Sie wähnen, mit überseeischen Leckerbissen jedweden zu ködern.

Diplomatisch behutsam und zäh erweist sich Gräfin A. Sie, nach deren Gunst man schmachtet, reizt Mortons Widerstand aufs äußerste, aber sie zeigt es nicht. Scheinbar zufällig kommt sie öfters des Abends zu uns, bringt Mama neue Stickmuster oder einen französischen Roman, in der festen Überzeugung, nicht durchschaut zu werden. Bis jetzt fruchtete es nichts. Morton geht ihr demonstrativ aus dem Wege, entflieht, sobald die Signora Contessa sich anmelden läßt.

Es wiederholen sich die komischen Szenen aus der Zeit, wo Lord Byron in Venedig war und den Brennpunkt öffentlicher Neugier und intimer Gespräche bildete. — —

Die Weihnachtsfeiertage wird mein Meister in Mailand verleben bei einem Jugendfreunde, dem Herzog von Devonshire. Am Silvesterabend jedoch, versprach er, das Jahr bei uns zu beschließen. Ich sticke für den braven Fido ein Halsband; rubinroter Sammet mit Plattstich in Gold steht gut zu grau. Den Gebieter überrasche ich mit der Aufnahme seines Gobelinzimmers in Aquarell, wobei mir Terenzio hilfreich zur Hand geht,

denn auf dem Blatte darf der Hüter des Palastes, Freund Fido, nicht fehlen. Dieser Aufgabe fühlte ich mich nicht gewachsen, da mußte ein Tiermaler heran. Drittens backt unsere alte Dorette einen mächtigen Baumkuchen, hier zu Lande eine unbekannte Größe, die, zum Tee genossen, Mortons Beifall fand. Der Kuchen muß ein Monumentalbau werden, verziert mit Mandelspänen und Zuckerkantblumen, übersponnen von luftigen Silberfäden ... Der Major fügt etliche Herzen aus Königsberger Marzipan hinzu in Originalkistchen ... Diese Christkindchen-Bescherung empfängt den Freund bei seiner Rückkehr aus der Lombardei ...

Wie wunderlich kommt es mir vor, in Mortons Abwesenheit seine Werkstatt und Zimmer zu betreten! Eine große Bangigkeit erfüllt mich, und die bloße Vorstellung, er könne ganz ausbleiben, nie wiederkommen, etwa verunglücken, macht mich schaudern. Früher ahnte ich nicht, daß ich nervös bin, nervös in höchster Potenz — und diese Erfahrung freut mich nicht im mindesten.

* *
*

Dein Rat, meine Elsbeth, mir mehr Bewegung zu machen, ist sehr weise, und ich gelobe, ihn möglichst zu befolgen, werde sogar bald wieder zu rudern beginnen, aber einstweilen fühle ich mich frisch und heiter, und die rebellischen Nerven spielen mir keine besonderen Streiche.

Unser Silvesterabend war der gemütlichste, glückverheißendste, den ich je erlebte. Zu Tische kamen die drei „Unterstandslosen“, nämlich Majorchen mit seinen kolossalen Marzipanherzen, Terenzio, der maßvolle Athener, mit reizendem Albumblatt, und Rizzio, der vulkanische, überbrachte ein mir gewidmetes, neukomponiertes Lied. Für eine spätere Stunde hatte Percy Morton sich angemeldet, aber bereits am Nachmittag, gleich nach seinem Eintreffen, Fido gesendet mit einer Dankadresse in Versen und einer wundervollen Schale aus Opalglas und getriebenem Kupfer, darin weiße, grüne und lilafarbene Orchideen prangten. Als er zwischen neun und zehn Uhr abends selber erschien, überreichte er mir noch eine Photographie nach seinem Porträt von Carolus Durand. Das machte mich vor Freude ganz wirbelicht. Überhaupt waren wir sehr guter Dinge, gossen Blei, legten uns die Karten, neckten uns gegenseitig und tranken Punsch.

Unerwartet und unangemeldet hüpfte gegen Mitternacht Inisella zur Tür herein. Wer hätte dem kleinen Schmetterling nicht auch einen guten Jahresschluß gegönnt! Sie behauptete, im Auftrage ihrer Eltern — natürlich! — zu kommen, und entledigte sich eines reichgeschnitzten Sandelholzkästchens aus ihrer Heimat, der Habana, „für Mamas Nähtischchen“ — daß Mama nie eine Nähnadel anrührt und auch noch nie solch Tischchen besaß, kam weiter nicht in Betracht. Nach einer halben Stunde schickte Mutter Diaz ihrer entsprungenen Tochter die Weisung, gleich nach Hause zu kommen, denn auch die Kubaner hatten Silvestergäste. Inisella ließ den Boten fast eine Stunde lang warten, bevor sie sich losriß.

Kaum war sie verschwunden, so lud Morton uns Anwesende ein, am zweiten Januar bei ihm zu speisen.

Und so geschah es. Mama in schwarzem Sammet, ich in ihrer Weihnachtsgabe, einem Empirekleide aus mattgoldfarbenem Musselin mit Stickerei aus Kristallflittern. Die schönen Räume des Palazzo Pisani waren durchweg von Kerzen erleuchtet, wie es einst bei Hofe Sitte war. Meister Percy findet elektrisches Licht für ein altvenezianisches Patrizierhaus nicht stimmungsvoll. Anwesend waren noch außer den drei Freunden der hiesige englische Prediger mit einer sehr hübschen und einer etwas überreifen Tochter. Reverend Wood ist ein gar aufgeräumter, lustiger Herr, der es Morton vergibt, daß der Meister nicht die sonntägliche Kapelle besucht, sondern ein von allen kirchlichen Dogmen losgelöster Protestant ist. „Wer arbeitet, betet,“ sagt dieser anglikanische Seelsorger — eine liberalere Auffassung ist nicht zu verlangen.

Morton führte Mama zu Tische, der Reverend mich Weltkind; der Major reichte pflichtschuldig der ältesten, recht scharmanten Miß Wood den Arm; ihre jüngere Schwester, in weißer indischer Seide, ging zwischen den beiden Jünglingen Terenzio und Rizzio in den Speisesaal. Die Tafel und selbst die Kronleuchter waren mit den traditionellen

Stechpalmen geschmückt, ohne die kein englisches Weihnachts- und Neujahrsfest denkbar ist. Daß das Gespräch belebt war, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Der Major holte aus dem unerschöpflichen Schatzkästlein seiner Anekdoten und Geschichten das Beste hervor, während unser Minnesänger und, wie mir schien, auch Terenzio mit dem Dämchen in Weiß Süßholz raspelten. Unter anderem sprach der Major von einem sizilianischen Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, der einen hochbegabten Schüler aus Neid erstochen habe ... „Oho," lachte Morton, „dies klingt ja wie eine Warnung für Miß Osten." — „Ich fände es nicht so schrecklich, von der Hand meines Meisters zu fallen," entgegnete ich, gleichfalls lachend, worauf der Reverend mir zutrank und „Bravo" rief. Mama war ganz Ekstase über den Plumpudding, sonst hätte sie gewiß meinen Heroismus nachträglich mit dem Eiswasser ihres Tadels übergossen.

Ein leichter Schatten zog übrigens im Verlauf des Diners durch mein Gemüt: Mister Wood besprach einige Dichtungen Mortons und hob daran die edlen, zarten Frauencharaktere hervor. Percy entgegnete in einem Tone, den ich leichtfertig fand: „Darauf kann ich nur mit Lord Byron antworten: ich schilderte die Frauen, wie sie sein sollten, nicht wie sie sind!"

„Shocking!" rief die älteste Miß Wood über den Tisch.

„O, die Anwesenden —"

„Nein," fiel ich Morton in die Parade, „enden Sie nicht mit einem Gemeinplatz. Haben Sie nur den Mut Ihrer Meinung, so abscheulich sie sein mag!"

Das hatte ich mit lachenden Lippen gesagt, innerlich aber durchzuckte mich ein wildes Weh. Es gab zwischen den Tischgästen viel Für- und Widerreden bei perlendem Champagner und einem lukullischen Nachtisch.

Schwarzer Kaffee, Likör und Zigaretten für die Damen im Gobelinzimmer, während die Herren nach englischer Sitte noch einige Zeit im Eßzimmer blieben. Die Predigertöchter sind herzige muntere Geschöpfe. Miß Rebekka, die ältere, raucht zwar wie ein kleiner Grenadier, was ich nicht liebe, besitzt aber trotzdem weibliche Anmut.

Aus dem Musiksaal ertönte sehr lockend der berauschende Coppeliawalzer von Delibes. Augenblicklich folgten die Misses dem Klange. Ich glaubte Rizzios Anschlag zu erkennen ... Ei behüte! am Klavier saß der Reverend und spielte virtuos.

„Tanzen, tanzen!" jubelten die Töchter, faßten sich bei den Händen und wirbelten im Saale auf und ab. „Sehen Sie, das ist ein irischer Jig!" riefen sie mir zu.

Weiß Gott, was über mich kam! Auch ich begann mich zu drehen und meine glitzernde Kleiderschleppe zu schwingen. Daraus ging nur hervor, daß ich den skirt dance (Schleppentanz), den wir in München von der pikanten Rose la Rose sahen, noch gut nachzuahmen verstand...

Unbändiges Beifallsklatschen brachte mich zu mir selbst, und nicht wenig erschrocken war ich, die vier Herren aus dem Speisesaal vor mir zu sehen...

„Ja, ja, machen wir alle ein Tänzchen," forderte Morton auf — „Reverend, bitte, den Walzer aus den ‚Glocken von Corneville'! Miß Osten, darf ich bitten?"

Du weißt, Elsbeth, welch eine fanatische Tänzerin deine Irma ist! am liebsten wäre ich als Kind zum Ballett gegangen, habe nie begriffen, wie die feine Kunst Terpsychores unterschätzt werden kann. Und so freute es mich, in meinem Meister einen trefflichen Tänzer kennen zu lernen. Er liebt den deutschen Walzer, wie Alfred de Musset ihn liebte.

Terenzio sauste mit der temperamentvollen Rebekka dahin, und Rizzio und Miß Ruth bildeten ein hübsches Pärchen.

Mama und Majorchen gaben würdevolle Zuschauer ab, ließen sich aber schließlich herbei, eine Française zu ermöglichen, und amüsierten sich kolossal dabei.

* * *

Heut war ich so ernstlich gewillt, ihm böse zu sein, aber —

Er hat eine Art und Weise, die seinen grimmigsten Feind entwaffnen müßte.

Wieder widmete Morton mir seinen Sonntag, denn ich begann unter seiner Leitung die erste Büste, eine kleine Spitzenklöpplerin, die ich entdeckte und als Modell benutze, ein

Strudelköpfchen mit elegischen Duse-Augen. Gegen ein Uhr pausieren wir. Die tosa (das Mädchen) erhält in der Gesindestube ein gutes Mahl, wofür sie den „Herrn Prinzen" — dies ist der Meister mit der offenen Hand für die hiesigen kleinen Leute — mit Segenswünschen in artigster Weise überschüttet. Auch er und ich nehmen unterdessen in der Werkstatt einen Imbiß, um mir das Nachhausegehen zum Frühstück zu ersparen.

Wie ich nun so, die Teetasse in der Hand, auf und ab ging, musterte ich die Inschriften der glänzenden Fayencekacheln, mit denen die untere Wand der Kaminseite ausgelegt ist. Und da las ich zunächst:

„Arbeit stählt das Leben und reduziert die Hamletschen bösen Träume wenigstens auf die Nacht."

Böse Träume? Ist er denn nicht glücklich? berühmt, gesund, schön, reich und unabhängig — es ist fast zuviel für einen Sterblichen. Er hat auf Erden Elysium, dünkt mich.

Noch viel mehr befremdete es mich, auf einer anderen Kachel zu lesen:

„Singt heißa juchheißa den grünenden Räumen, denn die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen."

Unwillkürlich stieß ich ein mißbilligendes „Ach!" heraus...

„Nun?" fragte Morton, der eine Apfelsine für mich zerlegte...

„Dergleichen schreibt man nicht an die Wand ... das ist Lästerung: denn die Freundschaft ist nicht falsch und die Liebe —"

„Ah, das Lied des melancholischen Jacques! ja, das ist nun einmal mein Lieblingslied," bekannte er.

„Also Sie sind ein vollkommener Pessimist," sagte ich vorwurfsvoll...

„Wer würde vierzig Jahre alt und behielte seine Illusionen?" wendete er ein.

Ich war so schmerzgetroffen, daß ich Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten.

Es kam noch schlimmer: auf einer dritten verwünschten Kachel stand gar: „Alles ist eitel."

„Aber das sind ja schreckliche Ansichten," fuhr ich nun auf, „das paßt gar nicht zu Ihnen, und ich begreife nicht —"

Weiter kam ich nicht. Zorn und Schmerz ließen mich nicht weiter sprechen...

Sollte mein Mahadöh, trotz aller hervorragenden Eigenschaften, an der Krankheit seines Landes, der Blasiertheit, leiden? war er so übersättigt, daß ihm jetzt alles eitel schien?

Kopfschüttelnd stand ich da und preßte die Hände ineinander und sah vermutlich sehr trostlos aus...

Wohl kenne ich Frauen, die sich zu skeptischen Männern doppelt hingezogen fühlen, denen der Geist, der stets verneint, ungeheuer imponiert — ich aber fordere eine andere Lebensauffassung von meinem Mannesideal, eine tapfere, geklärte, olympisch erhabene —

Dröhnende Hammerschläge schreckten mich aus meinen Betrachtungen auf...

Morton war aufgesprungen und hatte die drei verhängnisvollen Kacheln zerschlagen. Da lagen sie in Scherben zu meinen Füßen.

Was sagst du dazu, Elsbeth?!

Und er rief wie in Begeisterung: „Ich opfere Ihnen Salomo und Shakespeare! Sie haben recht, Miß Osten, es ist besser zu glauben, zu lieben und zu hoffen als mit trostlosen Minusziffern die Lebensrechnung abzuschließen. Und nun essen Sie diese Apfelsine und lassen Sie die Sonne nicht über Ihrem Zorn untergehen."

Kann man unfehlbarer Herzen erobern?

* * *

Eine Deputation aus Rom, bestehend aus Senatoren und hohen Beamten, ladet Morton nach der ewigen Stadt zu einem dreitägigen Fest ein. Er will nicht Folge leisten, ich aber rede ihm zu. Auf dem Kapitol —

Ach, eine unliebsame Unterbrechung, einzige Elsbeth! Nichts Böses ahnend, sitze ich am Schreibtisch, als Mama in mein Stübchen tritt. Sie ist strahlend und meldet mir, Brünning sei wieder da... „Mir sehr gleichgültig," sage ich, meine Wut verbeißend, innerlich kochend vor rasendem Ärger.

„Er hofft noch immer dein Herz zu erweichen," fährt Mama ganz gerührt fort...

Nun hielt ich nicht länger an mich ... „Wie oft soll ich's wiederholen, daß ich von dem semmelblonden aufdringlichen Menschen nichts wissen will?!"

Es war unklug von mir, denn nun ging das Predigen wieder los: „Irma, du trittst

dein Glück mit Füßen. Sollte ich sterben, so ist's mit meiner Leibrente, von der wir doch hauptsächlich leben, zu Ende. So sehr ich mich bemühe, jedes Jahr etwas davon zurückzulegen, so gibt das noch lange kein Kapital für dich. Dein übriges Vermögen ist sehr gering, du aber bist sehr verwöhnt —"

„Liebe Mama," fiel ich ihr ins Wort, „du bist, gottlob! nur zwanzig Jahre älter als ich, deine entartete Tochter. Hält man uns doch meist für Schwestern. Also, keine unnützen Melancholien! Ebensogut könnte ich Todesgedanken hegen, was mir aber nicht einfällt."

„Hast du denn gar nicht etwas Mitleid für den guten treuen Menschen übrig?"

„Was gut, was treu! er hat keinen Stolz, keine Würde und — was am allerschlimmsten ist: er hat nichts zu tun, dieser Herr Baron."

Nun schalt Mama: „Du warst von jeher verstockt und eigensinnig. Na, du wirst es noch mal gehörig bereuen. Augenblicklich bist du von einem Wahn befangen: in Morton siehst du deine Welt, deinen Erlöser ... er ist sehr comme il faut, sehr angenehm, und ich begreife, daß man sich einer solchen Persönlichkeit gern unterwirft; aber deswegen Zukunft und Schicksal in die Schanze zu schlagen, ist doch zu töricht, ist geradezu ein Wahnsinn." Und sie schloß in kaltem befehlendem Tone: „Brünning kommt heute abend. Ich bitte mir aus, daß du artig zu ihm bist, nicht von oben herab, nicht schnippisch, wie das deine Art ist."

Da hatte das ungezogene Kind seine Philippika und seine Verhaltungsmaßregeln weg.

Mein Gott und Herr! soll es nun täglich wieder Szenen geben?

Habe ich damals meiner Mutter nicht das Opfer gebracht, den armen Sylvio zurückzuweisen, weil sie die Partie nicht standesgemäß fand? Nun sollte sie mich doch in Ruhe lassen! —

Vierzehn Tage lang war ich vollkommen zufrieden und glücklich gewesen. Seit mein liebenswürdiger Bilderstürmer die famosen Kacheln zerschlug, trübte kein Wölkchen meinen Horizont. Er freut sich meiner Fortschritte. „Noch ein Jahr," verkündet er mir, „und wir werden gemeinschaftlich an einem Brunnen arbeiten, den ich der Stadt Venedig für den giardino publico schenken will."

Darauf sollte ich nicht stolz sein?!

* * *

Miserere, Miserere! Ein Mißgeschick kommt nie allein: Ebersburgs sind wieder da und etablierten sich in einer möblierten Wohnung auf der Riva dei Schiavoni. Coriolan findet die ewige Stadt zu teuer und gesellig ungemütlich.

Das sind ja heitere Aussichten für unsere Abende! Wo Coriolan singt und Adolf Brünning Jagdgeschichten erzählt, werden unsere Intimen künftig fortbleiben.

Sabine ist imstande, mich im Atelier zu besuchen. Das hätte mir gerade gefehlt!

Ich fange an, Pessimist zu werden, nachdem ich meinen Meister zum Optimisten bekehrte. Welch ein Hohn des Geschicks!

Wie bekämpft man nur den Ärger, diese abscheuliche, entwürdigende Empfindung? — In Österreich sagt man „ich gifte mich" — und so oft Brünning auf der Bildfläche erscheint, spreche ich es innerlich nach: ich gifte mich. Palazzo Pisani ist freilich ein wirksames Gegengift ...

Soeben fällt mir ein, daß ich heute in der Werkstatt mein Armband liegen ließ. Dabei wäre nun weiter nichts Schlimmes, denn dort ist es sicher aufgehoben, aber die Kapsel in der Mitte des Goldreifens enthält eine Miniaturphotographie, die nicht für profane Neugier bestimmt ist — meines Meisters Porträt, das ich nach dem Durandschen Bilde verkleinern ließ ...

Es würde mich in rasende Verlegenheit setzen, wenn Morton etwa die Kapsel untersuchte und sich selber darin fände! beim bloßen Gedanken daran werde ich über und über rot. Daß ich auch so zerstreut und vergeßlich bin!

Heute abend großer Ball beim Caballero Diaz. Und der Klettenmensch, der Brünning, engagiert mich zum Kotillon ... ich gifte mich zu Tode. —

Na, auch das Zauberfest ist überstanden, 's ist nicht viel davon zu erzählen ...

Mein Armband lag richtig an derselben Stelle, wo ich es ablegte, weil's mich beim Arbeiten hinderte.

Dennoch ... ob nicht irgendwer hineinguckte? Mich schikaniert diese Voraussetzung, ich kann sie nicht loswerden. Aber ich will dich nicht länger mit all meinen petites misères langweilen, du liebste Elsbeth. —

Hoffentlich zollst du meinem frühzeitigem Aufstehen unbedingte Anerkennung. Dein „Schlafratz" muß nunmehr „Jungfer Morgenrot" heißen. Um acht Uhr raffe ich mich tagtäglich auf, und um zehn Uhr vormittags bin ich Pisanerin.

So war's auch heute.

Allerdings behauptete Morton, ich sähe blaß und übernächtig aus. Nachdem ich eine halbe Stunde gearbeitet hatte, schlug er mir vor, einen Geniestreich mit ihm zu machen ... „Gehen wir mal um die Schule," forderte er auf, „rudern wir nach dem Lido, atmen wir Seeluft und Ozon statt Gipsstaub! Sehen Sie nur die erwartungsvollen Augen Fidos, er weiß, wovon die Rede ist; auch er sehnt sich nach weichem Ufersand und freiem Spielraum."

Gesagt, getan. Seelenvergnügt sprangen wir in Mortons Barke. Am Bugspriet nahmen Bastiano und Fido Platz. Percy und ich ergriffen die Ruder. Frau Sonne lächelte auf das freundlichste am perlmutterfarbenen Horizont. Das Lagunenwasser war blaßgrün und hatte kleine silberne Schaumkämme. Jeder Atemzug Stärkung und Wonne!

„Jetzt schauen Sie ganz rosig aus," sagte Morton, „aber lassen Sie sich nun von Bastiano ablösen." — Nichts da! Ich war froh, meine physischen Kräfte zu erproben.

„Piratenbraut!" neckte Morton.

Um keinem Radfahrer zu begegnen — Morton haßt diesen Sport als unschön und vulgär —, gingen wir durch die große Allee dem Meere zu, während der Gondolier die Barke bewachte. Trotz des herrlichen Wetters gewahrten wir nur vereinzelte Spaziergänger. Fido sprang über Gitter und Zäune in verschiedene Gärten hinein, erreichte uns aber immer wieder und tollte an der Brandung hin und her. Wir fanden kleine Muscheln und Seesterne in der Nähe jener Klippe, auf der ein verrückter Engländer das Haus ohne Türen und Fenster baute. Brausend schlugen die Wogen an das Ufer, und Morton rezitierte Childe-Harolds Schlußvers: „Roll' hin, tiefblauer Ozean, roll' hin." ...

Mir war zu Mute, als läge Venedig und mein Milieu weltenfern auf einer ganz anderen Zone, als ginge ich, losgelöst von Zeit und Weile, der Unendlichkeit entgegen, wo große Wunder meiner harrten. Ich war nicht mehr die oft verzagte Irma, die, eingeengt in konventionelle Kreise, auf Vorurteile und Hemmnisse stößt — ungeahnte Zuversicht und Spannkraft durchstrahlten mein innerstes Herz. Unwillkürlich breitete ich die Arme der Sonne entgegen ...

Da trat ein Schatten zwischen das goldene Licht und meine Ekstase ... es schlug eine gesellig heitere Stimme an mein Ohr: „Bon jour, ma belle!" ...

Gräfin A. mit ihren algerischen Windspielen stand vor uns ...

Kein Ausweichen möglich. Die Traumwelt versank vor der unabweisbaren Wirklichkeit ... Es galt nun, der Salonkönigin meinen Meister vorzustellen und mich in die Situation hineinzufinden.

Die Gräfin verstand es meisterlich, den Zufall mit echt venezianischer Anmut und Verbindlichkeit auszubeuten. Wir gingen plaudernd dem Landungsplatze zu, und es machte sich ganz von selbst, daß sie Morton und mich einlud, morgen abend einen Blick auf das Eckchen zu werfen, wo Lord Byron zuerst seiner Teresa Guiccioli begegnet war. Das Eckchen, weißt du doch, ist der erste Prunksaal von Venedig, mit wundervollen Stuckarabesken und dem Deckengemälde von Paul Veronese; ein Raum, in dem sich die elegante Wollust der ehemaligen Serenissima unverfälscht erhielt, und wo Gabriele d'Annunzio sich stundenlang allein aufhält und poetische Eingebungen aufzeichnet.

So angenehm die Gräfin ist, so fürchtete ich trotzdem, daß diese brüske Begegnung den Meister nicht gerade erbaut hätte. Und ich äußerte mein Bedenken, als ich wieder mit ihm in der Barke saß. Allein er beruhigte mich, indem er versicherte, er freue sich, in meiner Gesellschaft den berühmten Palast zu besuchen.

* *
*

Und es war ein hübscher Abend, den wir in der „historischen Ecke" verlebten. Die Herrin des Hauses hatte alles sehr geschickt

in Szene gesetzt, sich selbst nicht am wenigsten in einem Sezessionsgewande aus elfenbeinfarbenem Atlas, mit Zobel besetzt. Ihr halbes Jahrhundert bekämpft sie siegreich. Ein frühes Souper, mit geradezu perverser Gourmandise zusammengestellt, wurde auf Silber und Vermeil serviert. Und die entzückenden Hunde in den graziösesten Stellungen auf den Rokoko-Sofas! Lauter verzauberte Prinzen und Prinzeßchen.

Bald soll der große Saal in ein Liebhabertheater umgewandelt werden, in ein Variété, um der herrschenden Mode zu frönen. „Irma," sagte die Gräfin, „Ihr Schleppentanz wird die Glanznummer des Programms. Nicht prüde sein, Sie erstklassige Balletteuse!"

Morton bekräftigte ihre Ansicht über meine schwache choreographische Leistung und — ich traute meinen Ohren kaum — bot sich der gräflichen Direktorin als Kulissenschieber an, als Lampenanzünder, Friseur, Garderobier und Theaterschneider.

Ich blieb nach seinem Fortgehen noch ein wenig bei der Gräfin ... „Welch ein herrlicher Mensch, dieser Künstler aus Genieland!" sagte sie voller Bewunderung. „Er ist ein von den Göttern überreich Beschenkter, aber das Größte an ihm ist, daß er davon sozusagen keine Notiz nimmt: ja mehr noch: es ist, als ob er sich bestrebte, die Macht und Pracht seines Könnens zu verbergen — unbewußt von dem Gefühl geleitet, keine Vergleiche heraufzubeschwören, die für uns Arme zu beschämend wären."

„Sie verstehen ihn vollkommen," erwiderte ich ihr mit warmem Händedruck. — —

Seit einigen Abenden holt die Gräfin mich ins Theater Goldoni ab, wo die unvergleichlichen Dialektschauspieler ihre Zelte aufgeschlagen haben. Ohne alle äußeren Mittel reißen sie ihr Publikum hin; sie geben sich schlicht, einfach, natürlich, oder sie lodern auf in verwegenstem Humor.

Von Hause abwesend, hoffte ich den lästigen Abendbesuchen Adolf Brünnings zu entgehen, aber o Schrecken! Er abonnierte sich gleichfalls für die Dauer der Volksstücke unter Beninis Leitung, obschon der fade Krautjunker keine Silbe Venezianisch versteht. Er besucht Gräfin A. während der Zwischenakte, bringt Schokolade Marquis, die der Contessa mundet, ist aux petits soins mit ihr, verleidet mir aber das ganze Vergnügen. Bin ich recht unliebenswürdig, so recht demonstrativ unausstehlich zu ihm gewesen, so predigt mir die Gräfin lachend Geduld und meint: „Ein Patito (ständiger Anbeter, der nie erhört wird) gehört zum venezianischen Kolorit."

Man muß Italienerin sein, um diese Ansicht zu teilen.

* * *

Ist es nicht seltsam, daß Morton sich seit drei Tagen in der Werkstatt nicht sehen läßt?

Immer heißt es, er käme nicht vor Abend von Murano zurück.

Das beunruhigt mich. Sein Ausbleiben hat irgend einen geheimen Grund ... Geht er vielleicht mir aus dem Wege? Bin ich ihm lästig? Erzürnte ich ihn, ohne es zu ahnen?

Ich bin in allen Zuständen. Ungewißheit ist eine bohrende Marter, schlimmer als ein einziger jäher Todesstoß ...

Dies Kopfzerbrechen, dies ununterbrochene! Wie recht haben die Araber, wenn sie sagen: Der Mensch steht fortwährend zwischen Himmel und Hölle.

Nachts erwache ich jede halbe Stunde mit dem Gefühl, als ob ein Unglück geschehen wäre. Dann vernehme ich das *monotone* Läuten der Glockentürme, das mich noch viel mehr beunruhigt. Es klingt wie Totenglocken, bilde ich mir ein.

Und niemand zu haben, dem ich meine Angst und Sorge mitteilen kann! Elsbeth, meine Elsbeth, was bist du so weit!

Vielleicht ist's nur meine Einbildung, die ja leicht mit mir durchgeht ...

Aber Hamlets „böse Träume" kommen mir jetzt bei hellem lichtem Tage und machen mir sogar jede Beschäftigung unmöglich. In der Werkstatt tue ich nichts. Stundenlang betrachte ich ein wunderschönes, aber gar trauriges Bild, eine Zeichnung in Kohle, von Mortons Hand: Im Waldesschatten auf blumigem Rasen liegt geschlossenen Auges ein Jüngling in mittelalterlicher Jägertracht; er blutet aus einer Wunde, doch er hat schon ausgelitten, seine Seele ist entflohen. Auch das schöne Weib neben ihm ist eine Leiche;

ihre steife Hand hält einen Speer umklammert; ihrem gelösten Haar entfällt ein Grasenkrönlein. Es ist eine Illustration zum Uhlandschen Gedicht „Drei Fräulein“:

Sie ruhten beieinander kühl,
Waldvöglein sangen oben,
Grün Laub herunterfiel ...

Das Dickicht der Bäume, die schweren Wolken dahinter, alles tiefste Melancholie ...

Heute endlich war Percy Morton an Ort und Stelle. Nur flüchtig entschuldigte er sein Ausbleiben, korrigierte ganz zerstreut einiges an meiner Arbeit und entfernte sich gleich darauf. Ich hörte ihn im Nebenraum auf und ab gehen. Fido lief wedelnd bald zu ihm hinein, bald zu mir zurück; es ist die Gewohnheit des treuen Hundes, seinen lieben Zottelkopf auf meine Füße zu legen, während ich modelliere.

Mortons Benehmen machte mich ganz stupid ...

Sollte er Launen haben? fragte ich mich, ist er spleenbelastet?

Er kam und ging ein paarmal, ohne mich anzusehen ...

Das Feuer im Kamin war dem Verlöschen nahe. Morton schürte es von neuem an ...

Mit einem Male, wie vom Zaun gebrochen, sagte er: „Wohlan, Miß Osten, man darf Ihnen gratulieren?“

Sprachlos blickte ich zu ihm auf.

„Mir?“ kam es dann über meine Lippen, „gratulieren? Nicht daß ich wüßte —“

„Alle jungen Damen verleugnen anfangs, daß sie Braut sind.“

„Braut?“ Ich fing an zu lachen, so herzlich, so toll, daß Morton mich nun seinerseits groß und fragend anblickte.

„Wer hat Ihnen denn solch eine Fabel aufgetischt, mein Meister?“

„Nun, Venedig ist nicht groß. Von allen Seiten vernahm ich die Kunde Ihrer ganz bestimmten Verlobung —“

„Dazu gehörte doch vor allem ein Bräutigam —“

„Es gilt jemand dafür.“

Ich mußte wieder lachen, nicht etwa hysterisch, sondern ganz munter und befreit ...

„Baron Brünning, so heißt es, habe Ihr Wort; denn Sie wollten Schloßherrin und nicht länger Künstlerin sein.“

„Wer das behauptet, lügt!“ flammte ich auf. „Schlösser im Monde sind mir nicht gleichgültiger als Herrn von Brünnings Villen und Paläste. Zu wiederholten Malen habe ich besagten Herrn energisch abgewiesen ... Daher stehe ich ja mit Mama auf gespanntem Fuße, daher gelte ich ihr als entartete Tochter. Überhaupt trage ich nicht das mindeste Verlangen nach dem goldenen Ehering mit dem Bleigewicht.“

„Ist das Ihre wirkliche, aufrichtige Meinung?“ fragte er und ließ prüfend seinen ernsten Blick auf mir ruhen.

Ich hielt diesen Blick ruhig aus ... „Mache ich einen unwahren Eindruck, mein Meister?“

„Nein!“ antwortete er kräftig ... „Aber hat Reichtum und hohe Stellung gar keine Macht über Sie? Ist nicht der Überfluß der Damen liebster Freund?“

„Ich, mein Meister, verlange vom Erdenglücke ganz etwas anderes als äußeren Glanz und leeren Prunk.“

„Bravo! Sie sind ein Charakter, Miß Osten.“

„So? Ich habe darüber noch nie weiter nachgedacht. Keinesfalls ist es mir als Verdienst anzurechnen, daß ich meinem Hange folge und Künstlerin bin mit Leib und Seele!“

„Topp!“ rief er mit hinreißender Lustigkeit ... „Sehen Sie,“ fügte er gedämpfter hinzu, „ich fand es gar nicht hübsch von meinem kleinen Gesellen, daß er mir so bald entlaufen wollte.“

„Behüte! so dumm ist der Geselle nicht,“ gab ich zurück.

O Elsbeth, welch eine Fülle reichen Schaffens liegt vor mir! Percy versprach, mich auch in die Geheimnisse des Email einzuweihen. Dem Meister Ehre machen, das ist mein einziges, mein höchstes Ziel!

* * *

Inisella gebärdet sich wie der echte Backfisch veralteter Komödien; wie ein Rohrsperling schimpft sie bei jeder Gelegenheit auf Morton und trägt heimlich seine Visitenkarte auf dem wetterwendischen Herzchen. Sabine kettete sich an Mutter Diaz' verzogenes Kind, welches immer Zeit und immer Bonbons in Hülle und Fülle hat. Über-

haupt fühlen sich Ebersburgs zu den Kubanern hingezogen; diese, stets auf der Jagd nach vornehmem Umgang, berauschen sich am Prädikat „Erlaucht“ und „Durchlaucht“; sie finden die bigotte Gräfin „seraphisch“, den Grafen „höchst bedeutend“. Coriolan, um würdig zu vollenden, nimmt trotz seiner fünfzig Jahre Gesangunterricht bei Rizzio. Nun solltest du hören, wie unser Minnesänger hinter des Grafen Rücken solche Gesangstunde mimisch-dramatisch parodiert! Man rutscht vor Lachen unter den Tisch.

Doch ich habe mir gelobt, meiner Spottsucht Zügel anzulegen. Ein Gespräch mit Percy hat mir „Halt“ zugerufen. Sein gütiges, einsichtsvolles Menschenherz diene mir als Beispiel: ich äußerte mich unduldsam und nicht gerade liebevoll über Sabine, die mir im Wege ist, sobald sie erscheint.

„Aber das arme Geschöpf liebt Sie abgöttisch,“ sagte der Meister sanft. „Die Komtesse führt nach allem, was Sie mir sagten, eine lichtlose Existenz. Die Aussicht, einst reich und frei zu werden, erhellt nicht ihre trübselige Jugend. Des Grafen erste Frau ging ihm und dem einzigen Kinde davon. An der verschüchterten Stiefmutter findet Sabine keine Stütze. Der Vater macht es der Tochter zum Vorwurf, daß sie nicht hübsch, nicht brillant ist; er terrorisiert sie, läßt kein Fünkchen Freudenübermut in ihr aufkommen ... Und doch hat die Zurückgesetzte ein liebebedürftiges Herz ... Etwas Freundschaft, etwas Nachsicht und Mitleid ist sie wohl wert ... Meinen Sie nicht, Miß Osten?“

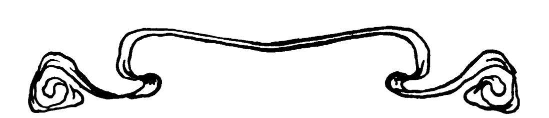
Ich war ganz beschämt ... „Wie edel sind Sie, mein Meister,“ sagte ich ihm und versprach, gut und freundlich statt kalt und abweisend zu Sabine zu sein.

Und fortan will ich nie mehr an Morton zweifeln; nie mehr will ich mich stören lassen durch kleine Besonderheiten; die grundlose, verzehrende Unruhe soll von mir weichen. Wenn du wüßtest, wieviel Gutes er ganz im stillen tut, wieviel er von seiner Nachtruhe opfert, um alle Bittschriften zu prüfen, die ihm täglich massenhaft zugehen! Nie redet er selbst davon, ich erfahre es nur durch Bastiano und die Armenväter der Stadt, zu denen Terenzios älterer Bruder zählt. —

Du fragst nach dem Major: er ist — sehr wider Willen — der Vertraute Brünnings geworden. Dieser benutzt jenen als Schüttboden für seine Leidenschaft. Kann denn solch ein Flachkopf Leidenschaft empfinden? Lächerlich. In Venedig betrachtet er nicht ein einziges Gemälde, kennt die Markuskirche nur von außen ... Wodurch mag ich es nur verschuldet haben, ihm zu gefallen? Daß ihn meine ganze Richtung und Denkungsart nicht abstößt, begreife ich nicht. —

Ja, richtig: der Major schreibt an einer Diatribe gegen Moral und Sittengesetz und sagte neulich abend: „Man glaubt nicht, wie diese beiden Riesen ins Schwanken geraten, wenn man ihnen auf die tönernen Füße klopft.“

(Schluß folgt.)



Samstagglocken

Wieder schlagen die Glocken zusammen
Über dem schneestillen Dorf im Tal,
Und mir ist, als höre ich Flammen
Klingen zum offenen Himmelssaal —

Flammen des Glaubens, Flammen des Geistes ...
Mit der Flammen klingendem Schein
Fliegt mein Herz, mein werktagverwaistes,
In den ewigen Sonntag hinein.

Karl Ernst Knodt



Das Innere des Zwingers, dahinter rechts Webers Hotel, in der Mitte die Sophienkirche, links die Kreuzkirche, in der Mitte das Denkmal für König Friedrich August den Gerechten (von Rietschel).

Dresden in Vergangenheit und Gegenwart

Von

Paul Schumann

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Name der Stadt Dresden hängt nicht mit den großen Epochen der alten deutschen Geschichte zusammen. Dresden gehört nicht zu den uralten deutschen Städten, die aus den Resten römischer Ansiedelungen neu erstanden sind, wie Köln und Aachen, es gehört nicht zu den Früchten der reichen Städtesaat, die Karl der Große über Deutschland hinstreute, wie Frankfurt und Sachsenhausen, noch erstand es um dieselbe Zeit, als christliche Missionare im Dunkel der deutschen Wälder Kirchen und Klöster anlegten, wie Fulda, St. Gallen, Bremen und Hamburg; es kann seinen Ursprung nicht auf einen der berühmten deutschen Fürsten zurückführen, wie Merseburg, Quedlinburg und Meißen auf Heinrich I. oder Braunschweig, München und Lübeck auf Heinrich den Löwen. Auch hat es keinerlei Rolle gespielt zur Zeit, als die freien Reichsstädte unter dem Schutze der Freiheitsbriefe der Hohenstaufen und ihrer Nachkommen emporblühten, noch zur Zeit, als die Hanse Land und Meer beherrschte und deutsche Bürger sogar ausländischen Fürsten ihren Willen aufzuzwingen verstanden. Dresden tritt in die Reihe der vielgenannten Städte erst mit den Tagen Augusts des Starken, der zum sächsischen Kurhut die polnische Königskrone gewann. Seit dieser Zeit aber ist sein Ruhm unaufhörlich gewachsen, und nennt man heute die schönsten und kunstberühmtesten Städte,

so steht Dresden sicher in erster Linie. Dreierlei aber hat Dresden berühmt gemacht: seine herrliche Lage an der Elbe, die Städtebaukunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und die Kunstschätze, die seit August dem Starken und seinem Nachfolger August III. Dresdens Museen bergen.

Die Lage an der Elbe ist natürlich ein uraltes Erbteil des heutigen Dresden. Was heute insgesamt Dresden heißt, ist im Laufe der Jahrhunderte zusammengewachsen aus einer slawischen Dorfansiedelung und einer germanischen Stadtgründung. Noch heute erkennt man an dem halbrunden Marktplatz zu Dresden-Neustadt den alten ringförmigen Dorfplatz, der für die slawische Siedelungsweise bezeichnend ist, und noch heute erkennt man in dem Kerne der Dresdener Altstadt den typischen Grundriß der Grenzstädte, wie sie die Germanen zur Zeit der Kolonisation der Slawenländer aufweisen: in der Mitte liegt der rechteckige Marktplatz, von ihm laufen nach Norden und Süden je zwei, nach Osten und Westen je drei Gassen rechtwinkelig aus, dazu kommen einige Seitengassen, die rechtwinkelig auf die Nord-Südlinie stoßen, das Ganze bildet eine fast kreisrunde Fläche. Jenes slawische Dorf wurde in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts gegründet, nachdem die germanische Urbevölkerung zur Zeit der Völkerwanderung das Elbtal verlassen hatte; die Sorben ließen sich zuerst am rechten Elbufer nieder — jetzt Dresden-Neustadt — und gingen dann aufs linke Elbufer — jetzt Dresden-Altstadt — über; diese Fischeransiedelung ist in der Umgebung der heutigen Frauenkirche zu suchen. Der Name Dresden rührt von dieser alten slawischen Ansiedelung her: Drežďžany heißt Bewohner des Sumpfwaldes (drezga), Sumpfwaldleute.

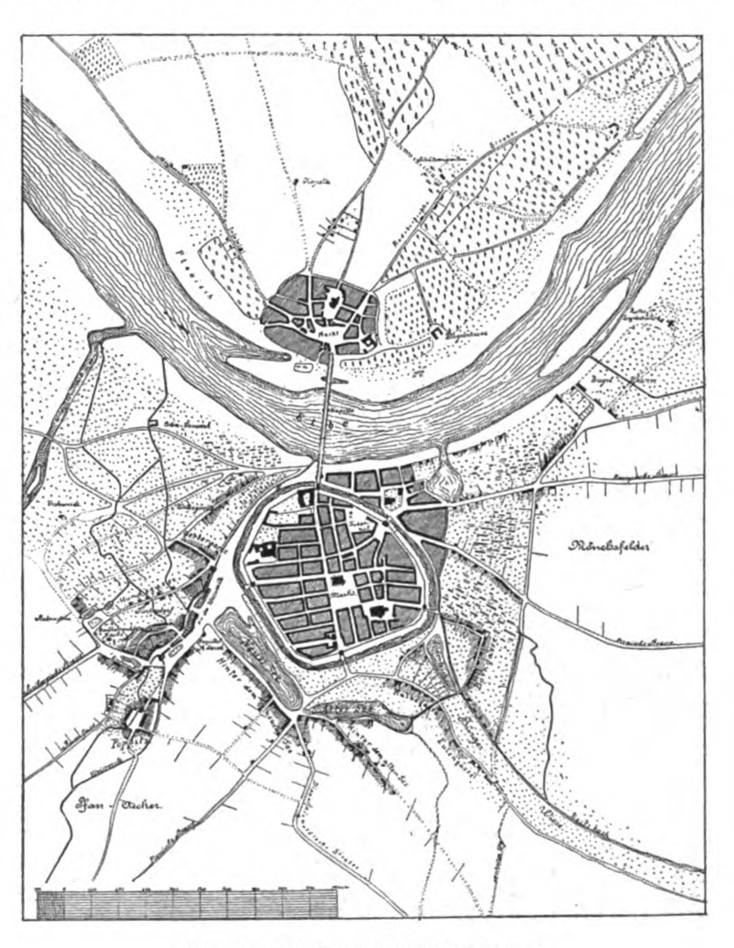
Die **Stadt** Dresden aber wurde samt der Burg, in deren Schutze sie lag, im zwölften Jahrhundert, sei es von dem Markgrafen Otto von Meißen aus dem Hause Wettin, sei es von seinem Sohne, Markgraf Dietrich, gegründet. Es war das die Zeit, als binnen zwei Jahrhunderten an 350 neue deutsche Städte durch planmäßige Gründung ins Leben traten. In einer Urkunde des Jahres 1206 wird Dresden zum erstenmal erwähnt, eine zweite, die ebenfalls den Namen Dresden aufweist, stammt aus dem Jahre 1215, in einer dritten wird Dresden ausdrücklich als befestigte Stadt bezeichnet. Die Befestigung ist typisch für die älteren deutschen Städte, ganz besonders für die im slawischen Gebiete. Zur Befestigung gehörte selbstverständlich die **Burg**, der Wohnort des Markgrafen, der Schutz und die Zufluchtsstätte der Kaufleute und Handwerker, die aus anderen Orten und Gegenden heranzogen, um sich in der neugegründeten Stadt niederzulassen; zur Befestigung gehörte weiter ein Gürtel kleiner Seen, die als Reste eines ehemaligen Stromarmes der Elbe anzusehen sind, und zur Befestigung gehörte endlich auch die Elbbrücke, die zur Zeit der Stadtgründung an die Stelle der von den Dorfbewohnern unterhaltenen Fähre trat. Mit der Brücke aber steht in unzertrennbarem Zusammenhang die Kreuzkapelle. Das ist nichts Absonderliches; denn für Brücken zu sorgen, galt im Mittelalter als ein frommes Werk, darum wendete die Kirche in vielen Fällen den Brücken ihre Teilnahme und ihre Fürsorge zu, indem sie ihnen z. B. einen Ablaßertrag zuwies oder ihren Opferertrag mit der Brückenkasse teilte. Ein solches enges Verhältnis zwischen Brücke und Kirche bestand von den ältesten Zeiten her in Dresden. Die Kirche hieß ursprünglich Nikolaikirche nach Nikolaus, dem Schutzpatron der Fischer und Schiffer, dem sie geweiht war. Als im Jahre 1234 ein Stück vom Kreuze Christi nach Dresden kam, baute man an die Nikolaikirche eine Kreuzkapelle an, wo die Reliquie aufbewahrt und verehrt wurde. Die reichen Einnahmen aus den Spenden der von weit und breit zusammenströmenden frommen Verehrer der Kreuzreliquie flossen in die Brückenkasse; die Verwaltung dieser Kasse hieß Brückenamt. Ein Ablaßbrief wurde 1319 in Avignon gegeben zur Wiederherstellung der durch eine Hochflut zerstörten Brücke.

Zu diesen ältesten Elementen der mittelalterlichen Stadt gehört endlich das Kauf- und Rathaus. In diesem hatten die wichtigsten städtischen Gewerbe, die Tuchmacher, Schuhmacher, Kürschner, Bäcker und Fleischer, ihre Verkaufsstellen, in diesem waltete zugleich der Rat, ein Verwaltungskollegium, bestehend aus den Ratsmannen (consules)

und Schöffen (geschworene Bürger: burgenses jurati) unter Leitung des Bürgermeisters (magister civium) seines Amtes, indem er vor allem über Maß und Gewicht wachte. Dieses älteste Kauf- und Rathaus stand auf dem nördlichen Drittel des jetzigen Altmarktes.

Hiermit haben wir alles beisammen, was der Stadt Dresden in der ältesten Zeit ihre Bedeutung verlieh: die Befestigung mit der Burg des Landesherrn, die Brücke mit der Kreuzkapelle, der Marktplatz mit dem Kauf- und Rathaus. Alles das aber hat sich, zum Teil in den entsprechenden Veränderungen, welche die Jahrhunderte mit sich brachten, bis heute erhalten oder ist wenigstens in der gegenwärtigen Ausgestaltung der Stadt noch deutlich erkennbar.

Aber dem Fischerdorf Dresden gehörte die Vorgängerin der berühmten Dresdener Frauenkirche an. Die älteste Frauenkirche wurde vermutlich schon im elften Jahrhundert gestiftet, und zwar von der Kirche zu Briesnitz aus, die der Bischof zu Meißen als christlicher Missionar zum ersten Stützpunkt seiner Werbetätigkeit im Elbtal oberhalb seines Bischofssitzes machte. Die Frauenkirche ist für die älteste Geschichte Dresdens von Wichtigkeit, weil sie durch ihr Ansehen der Ansiedelung auf dem linken Elbufer das Übergewicht über die rechtselbige Ansiedelung verschaffte. Als aber der Markgraf die Stadt begründete, ließ er die Kirche mit dem Dorf, in dem nur hörige, von den Stadtprivilegien ausgeschlossene Leute wohnten, außerhalb der Befestigung liegen. Aus diesem Dorfe bildete sich die älteste Vorstadt Dresdens, die später zum inneren Stadtbezirke hinzugezogen wurde. Noch heute ersieht man, wie in der ehemaligen Vorstadt die sich allmählich bildenden Straßen alle ihre Richtung nach der Frauenkirche als Mittelpunkt nahmen: die Pirnaische Gasse (nach der Stadt



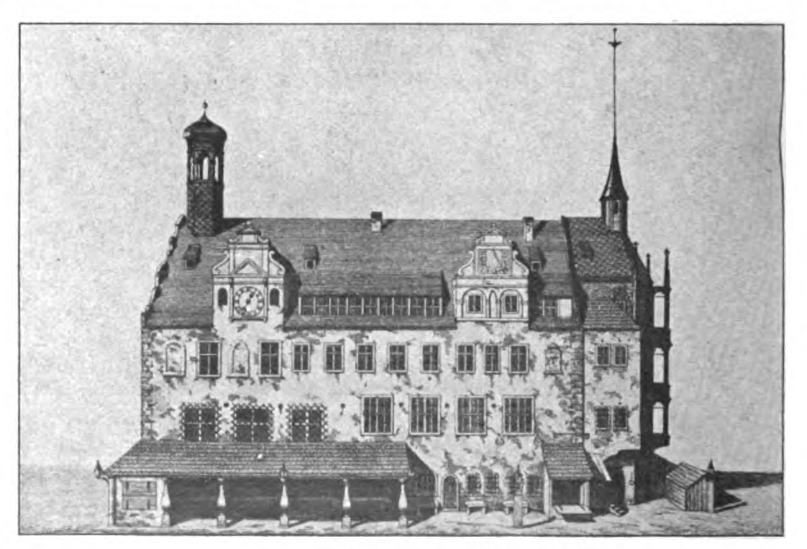
Plan der Stadt Dresden um das Jahr 1500
entworfen von C. Gurlitt und O. Richter.

Pirna, jetzt Landhausstraße genannt), die Rampische Gasse (einst Ramtizgasse oder Ranpoldische Gasse genannt nach dem Dorfe Ranvoltiz, das ein deutscher Ansiedler Namens Rampold gegründet hatte), die große Fischergasse (offenbar die älteste, nach den slawischen Fischern benannt) und die Töpfergasse (benannt nach den Töpfern, die ihre Brennöfen der Feuergefährlichkeit wegen außerhalb der Mauern errichten mußten). Alle anderen Straßen, die außerdem gegenwärtig

nach dem Platze der Frauenkirche zuführen, lagen im Mittelalter innerhalb der alten Befestigungsmauern; die Moritzstraße nur entstand im Zuge der später niedergerissenen Mauer.

* * *

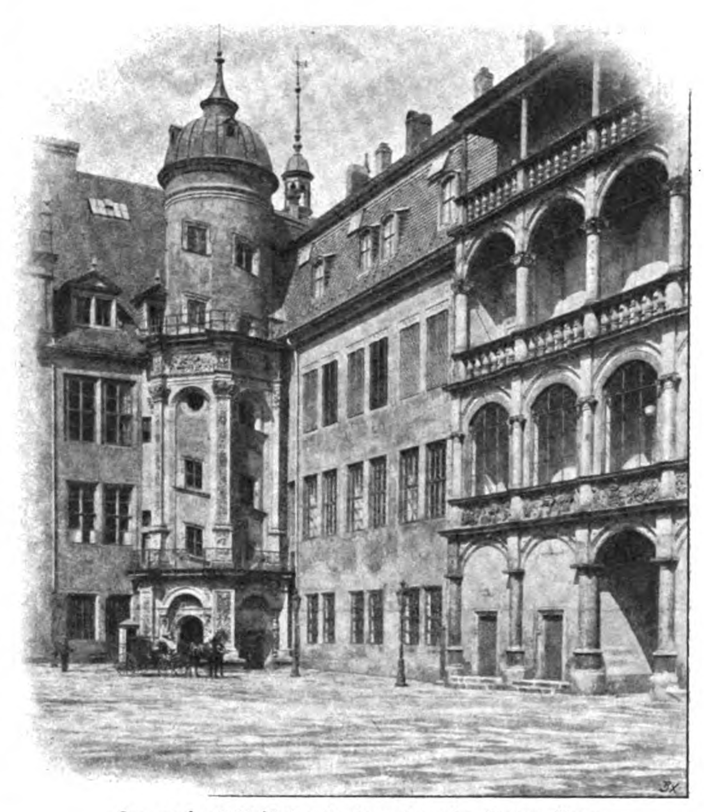
Wie ist nun Dresden weiter gewachsen und geworden? Da gilt es zunächst, den weiteren Schicksalen der Befestigung Dresdens nachzugehen. Sie wurden im sechzehnten Jahrhundert stark verändert und erweitert. Die Kriegsführung hatte sich infolge der Erfindung des Pulvers, der Einführung der Geschütze mehr und mehr verändert, so daß die alte Befestigungsweise nicht mehr genügte, um den Feind wirksam abzuhalten. Gefahr aber drohte damals dem abendländischen Europa besonders von den Türken, die im Jahre 1453 den Hellespont überschritten, dem oströmischen Reich ein Ende gemacht, sich der Stadt Konstantinopel bemächtigt hatten und nunmehr in immer neuen Kriegszügen strebten, ihr Reich nach Westen hin zu erweitern. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein hat es gedauert, ehe die Türkengefahr für Westeuropa endgültig beseitigt war. So verlangte denn im Jahre 1537 Herzog Georg von Sachsen (1506 bis 1539) von seinen Ständen eine Bausteuer, um von ihrem Ertrage sechs Städte, drei in Meißen, drei in Thüringen, gehörig zu befestigen, „weil man sich nicht wenig von den Türken und Widertäufern, je länger je mehr, eines Ein- und Überfalls und anderen Schadens befahren müßte, so wären seine fürstliche Gnaden darauf bedacht, sechs Städte zu befestigen, auch mit Geschütz und Munition und anderem zu versehen, da aber hierzu eine tapfere und stattliche Darlage vonnöten, so begehrten seine fürstliche Gnaden die Türkensteuer, inmaßen sie zuvor erlegt worden." Dresdens Befestigung zu verstärken, hatte er allerdings schon 1520 begonnen, weil er als eifriger Anhänger der katholischen Lehre Angriffe von seinem Vetter, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen-Wittenberg, dem Beschützer Martin Luthers, und von seinem gleichfalls lutherisch gesinnten Bruder Heinrich Gefahr fürchtete. Deshalb verordnete Herzog Georg, daß die alten Mauern Dresdens beseitigt würden und die Stadt „vermittels eines Walles und dazu gehöriger Werke, auch mit einem Wassergraben fortifizieret werden sollte". Bei der Kreuzpforte begann der Umbau, der sich allmählich übers Seetor bis ans Elbtor erstreckte, und danach wurde auch die Frauenkirche nebst den dazu gehörigen Gassen in die Befestigungswerke einbezogen: die erste Dresdener Einverleibung. Allerdings waren diese neu einverleibten Teile Dresdens von den älteren noch durch die alte Mauer mit ihren Toren und Tür-



Das ehemalige Rathaus zu Dresden-Altstadt.

men getrennt, so daß Dresden damals aus drei Städten, der alten Stadt, der neuen Stadt und Altdresden (der jetzigen Neustadt rechts der Elbe), bestand.

Herzog Moritz, der später im Kriege mit Karl V. und Kurfürst Johann Friedrich dem Großmütigen von Sachsen-Wittenberg diesem die Kurwürde entrang und sie damit dem Albertinischen Zweige des Hauses Wettin zuführte, begann im Jahre 1545 die Befestigungswerke Dresdens im Sinne der Pläne seines Vorgängers Georg noch mehr zu verstärken und zu erweitern. Er umzog vor allem den noch immer unbefestigten Flecken Altdresden am rechten Elbufer in gleicher Weise wie die linkselbische Stadt mit Wall und Graben, und auf dem linken Elbufer wurden die Gräben erweitert und vertieft, die Tore erneuert sowie durch Basteien und Wälle gesichert und der Rest der alten Mauern innerhalb der neuen Befestigungen, der den Frauenkirchenbezirk von dem übrigen Dresden noch schied, beseitigt. Den Zug dieses Mauerrestes bezeichnet die damals angelegte Moritzstraße, die noch heute diesen Namen führt. In der Folge wurden auch die Befestigungen des nunmehr gänzlich einverleibten Frauenkirchenbezirkes kräftig verstärkt: sie gediehen unter Moritz bis zu der neuen großen Bastei, die den Namen Hoher- oder Hasenberg erhielt. An der Stelle aber, bis zu welcher die Befestigungen unter Moritz gebracht waren, ließ sein Nachfolger, Kurfürst August I., das Moritz-Monument errichten, das älteste Denkmal Dresdens, das noch heute erhalten ist und jetzt an der nordöstlichen Ecke der Brühlschen Terrasse seinen Platz hat.



Der große Schloßhof mit einem der vier Treppentürme.

Dieses eigenartige Denkmal, das ehemals noch den Reiz eines reichen Farbenschmuckes besaß und von zahlreichen Figuren bekrönt war, stellt in fünf lebensgroßen Gestalten dar, wie der Tod Moritz das abgelaufene Stundenglas hinhält und dieser infolgedessen seinem Nachfolger August das Kurschwert als Zeichen seiner Würde übergibt. Darüber erblickt man am Himmel die Dreieinigkeit, hinter den beiden Fürsten aber ihre Gemahlinnen, die Moritzens in Witwentracht.

Mit der stärkeren Befestigung Dresdens steht auch eine wesentliche Veränderung der Brücke im Zusammenhange. Zu allererst mag sie aus Holz gebaut worden sein, sehr bald aber trat an ihre Stelle ein Bau mit steinernen Pfählen und hölzernem Überbau. Im Jahre 1318 beschädigte eine Hochflut den Überbau in erheblicher Weise. Damals wurden zwischen die steinernen Pfeiler auch steinerne Bogen aus Pirnaischem Sandstein eingefügt; das Geld zum Bau ergab der schon erwähnte Ablaßbrief. Schon 1343

machte eine Elbflut einen dritten Ausbau nötig, und nunmehr erhielt sich die Brücke fast unverändert zweihundert Jahre lang. Sie hatte zu damaliger Zeit vierundzwanzig Pfeiler und dreiundzwanzig Bogen. Fünf von diesen vierundzwanzig Pfeilern und vier Bogen wurden zugeschüttet, als Herzog Moritz 1546 die Befestigungen Dresdens bis unmittelbar an das Elbufer vorrücken ließ. Derselbe Fürst ließ auch auf der Altstädter Seite ein neues Brückentor errichten, das sogenannte Schöne Tor, das mit der Brücke zu den „sieben Wunderwerken" des alten Dresdens zählte. Es stand noch auf der Brücke selbst und hatte außer einem großen, rundbogig geschlossenen Mitteltor noch zwei kleine rechteckige Seitentüren, flankiert von viermal drei toskanischen Säulen. Den Fries schmückten sieben kleine Provinzialwappen, über den beiden kleineren Türen waren zwei große Wappen mit den Kurschwertern und dem Rautenkranz angebracht. Die Brücke in ihrer damaligen Gestalt hatte auf beiden Seiten statt der Geländer nur Zinnen, die natürlich nur einen schlechten Schutz gewährten, so daß wiederholt bei heftigem Sturme Fußgänger zwischen den Zinnen hindurch in den Strom geweht wurden. Die Brücke war gepflastert, hatte aber an beiden Ufern und zwischen dem neunten und zehnten Pfeiler in der Mitte je eine hölzerne Zugbrücke, die zu Kriegszeiten leicht abgebrochen werden konnte, wie dies z. B. im Schmalkaldischen Kriege noch geschah. Erst nach dieser Zeit wurden die Zugbrücken an den Ufern durch steinerne Bogen ersetzt. In diesem Zustand nun verblieb die Brücke bis zur Zeit Augusts des Starken, unter dem für Dresden eine ganz neue Zeit anbrach.



Denkmal Augusts des Starken auf dem Neustädter Markte.

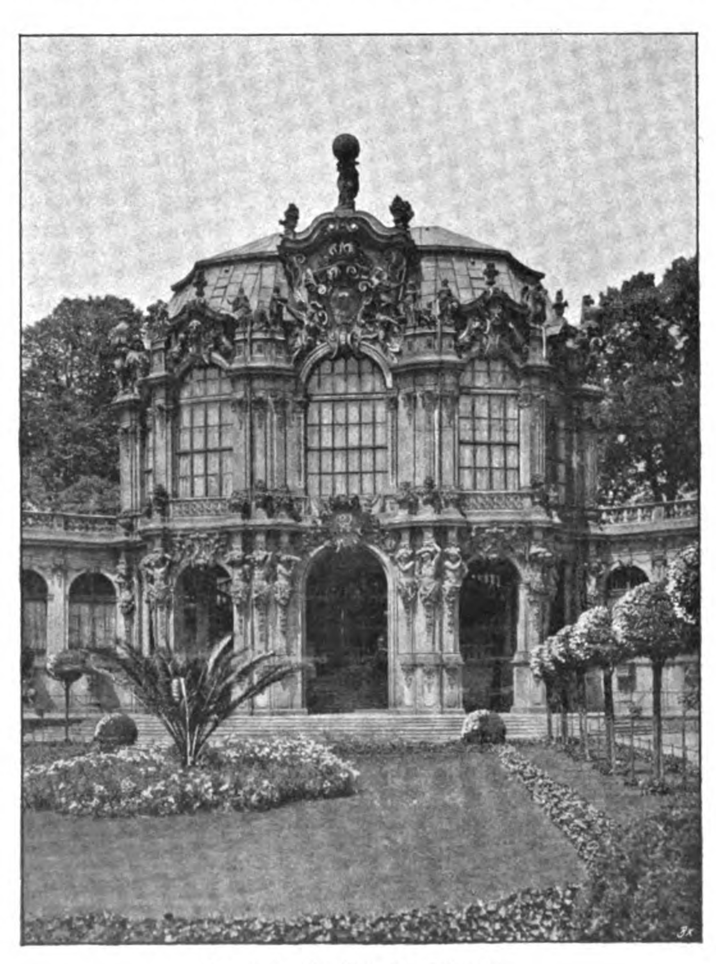
Auch das Schloß zu Dresden hat in diesen Zeiten ganz wesentliche Veränderungen erfahren. Wie die Burg von vornherein als Brückenkopf an dem wichtigen Elbübergang errichtet war, erstreckte sich die Hauptschauseite längs der Elbe hin, rechteckig setzten sich zwei Flügel nach der Stadt zu daran; den nordwestlichen Abschluß nach der Brücke zu bildete der Schloßturm, der festeste Teil des Schlosses, das überdies mit dem Elbtor auf dem ersten Landpfeiler der Brücke in Verbindung stand. Im fünfzehnten Jahrhundert erhielt das Schloß nun seinen südlichen Abschluß durch ein reizvolles Torhaus, das nach seiner Gestalt die Laterne hieß, und solche Erweiterungen dauerten dann das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch. Herzog Georg baute 1534 bis 1537 das Elbtor zum Georgentor aus; der Meister dieses schmuckvollen Baues, den der berühmte Dresdener Totentanz schmückte, war Hans Schickentanz, einer der hervorragendsten deutschen Architekten der Frührenaissance. Kurfürst Moritz und Kurfürst August gaben dem Schloß dann seine heutige Grundgestalt, indem sie den alten Westflügel abbrachen, den neuen weiter hinausrückten und so den großen Schloßhof bedeutend erweiterten. Kurfürst Christian I. ließ aber 1588 bis 1592 noch Peter Buchner von Nürnberg das Torhaus nach der Schloßstraße zu erbauen, und er zog die Baulichkeiten am Taschenberg zum Schlosse, so daß ein zweiter kleinerer Schloßhof entstand. Das siebzehnte Jahrhundert sah dann nur noch den alten Schloßturm zu größerer Höhe emporwachsen, wie wir ihn heute noch sehen.

Die Geschichte der Kreuzkirche ist, wie die so vieler anderer deutscher Kirchenbauten, wesentlich durch Brände gegeben. Im Jahre 1491 zerstörte eine gewaltige Feuersbrunst mehr als die Hälfte von ganz Dresden links der Elbe, und auch die Kreuzkirche mit ihrem Turm und ihren Glocken wurde ein Raub der Flammen. Der Steinmetzmeister Hans Reinhardt baute sie in den folgenden sieben Jahren bis 1499 wieder auf. In dieser Gestalt wurde sie 1539, als Dresden unter Herzog Heinrich zum Protestantismus überging, zur evangelischen Hauptkirche geweiht, während die Frauenkirche fortan eine Zeitlang nur als Begräbniskapelle diente. Vierzig Jahre nach dieser Weihe erhöhte der Bildhauer Hans Walther den Kreuzturm, und er gab ihm jene dreitürmige Anlage mit weit emporragendem Mittelturm, die damals so viel mitteldeutsche Kirchen erhielten, z. B. die Severikirche in Erfurt und der Dom zu Meißen. Die Kreuzkirche behielt diese Gestalt, bis sie im Siebenjährigen Kriege den Kugeln Friedrichs des Großen zum Opfer fiel.

Erwähnen wir endlich noch, daß im Jahre 1549 die beiden Städte Alt- und Neudresden infolge eines Streites wegen des Baurechtes auf Befehl des Herzogs Moritz zu einer einzigen Stadt vereinigt wurden, dessen Magistrat seinen Sitz in Neudresden, der jetzigen Altstadt, hatte, so können wir uns nunmehr der Zeit zuwenden, welche für Dresdens Geschichte einen Wendepunkt bedeutet.

* * *

Die neue Zeit beginnt mit der Zeit der Regierung Augusts des Starken. Gar viel weiß die Geschichte Dresdens zu erzählen von der Prachtliebe Johann Georgs I. und II., vom Bau des Jägerhofes, des Komödienhauses, des Ballhauses, von Ausschmückung des Königlichen Schlosses usw., aber all das ist mit einer Ausnahme wieder vom Erdboden verschwunden oder nur noch in dürftigen Resten vorhanden. Ganz anders steht es mit den Schöpfungen Augusts des Starken und seines Nachfolgers Friedrich Augusts II. im achtzehnten Jahrhundert. Was sie in Dresden geschaffen haben, hat die Stadt berühmt gemacht. Das achtzehnte Jahrhundert hat Dresden sozusagen von Grund aus neu erstehen sehen, es hat der inneren Stadt das architektonische Gepräge gegeben. Überschauen wir die Altstadt von der Neustadt, von den Brücken oder von einem Punkte der ringsum



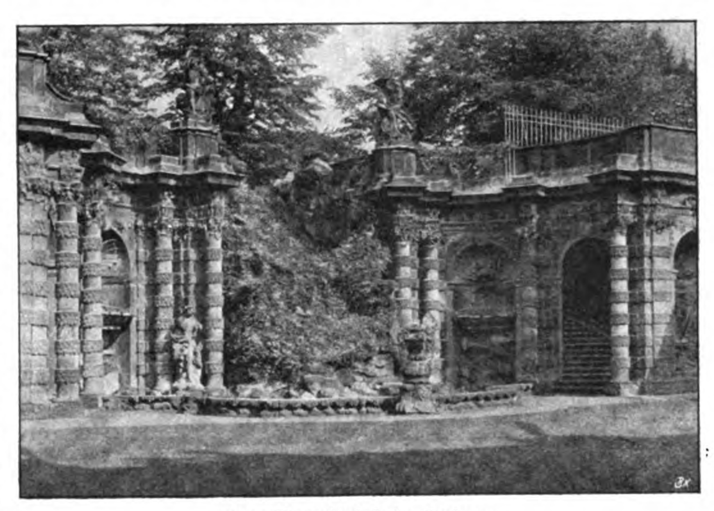
Der große Pavillon des Zwingers.

liegenden Bergzüge, die Hauptanhaltepunkte der Silhouette verweisen auf das achtzehnte Jahrhundert. Und nicht bloß die Altstadt weist diese Spuren auf, noch weit mehr die Neustadt, wenn sie auch nicht so berühmte Bauwerke besitzt wie die Altstadt. Das ist zum Teil die Folge der gewaltigen Feuersbrunst, die im Jahre 1685 Altdresden verheerte. Früh elf Uhr am 6. August brach das Feuer aus, und von einem heftigen Winde getrieben, verzehrte es bis zum Nachmittag fast die ganze Stadt rechts der Elbe samt der Kirche mit dem Glockenturm, den Pfarr- und den Schulgebäuden. Gerettet wurden nur zwanzig nach der Elbe zu stehende Häuser. Für die armen Bewohner bedeutete dieser Brand ein entsetzliches Unglück, aber architektonische Kostbarkeiten sind durch ihn für Dresden nicht verloren gegangen. Denn die verbrannten Häuser waren größtenteils aus Holz und mit Schindeln gedeckt. Nicht viel besser stand es übrigens mit vielen Häusern der Stadt links der Elbe.

So bot Dresden, als August der Starke im Jahre 1694 den Thron seiner Väter bestieg, keinen glänzenden Anblick dar. Schaute er von den Fenstern seines Schlosses über die Elbe hinüber, so sah er nur die Ruinen und Trümmer von dem großen Brande her, denn es fehlte an Geld und an Kraft, das Zerstörte wieder aufzubauen. Diesseit der Elbe aber war außer dem Schloß und einigen anderen Gebäuden, die seine Vorgänger errichtet hatten, auch nicht viel, was seinem Kunstsinn entsprochen hätte. Dresden war eben eine Festung, und innerhalb seiner Wälle und Gräben herrschte die mittelalterliche Enge, die Dürftigkeit im Bauwesen, der Schmutz auf den Straßen, kurz alles das, was für Städte so beschränkten Umfanges im Mittelalter bezeichnend ist. Das war nicht das Ideal, das Kurfürst Friedrich August I. von seiner Residenz hatte. Auf der Kavaliertour, die ihn durch das ganze zivilisierte Europa damaliger Zeit geführt hatte, war er mit den herrlichen Schöpfungen der Renaissance in Frankreich und Italien bekannt geworden; er hatte alles gesehen, was Europa damals an schönen Städteanlagen, Palästen, Reichtümern, Kunstschätzen, Gärten usw. besaß; und wie er als Fürst dem Könige von Frankreich, Ludwig XIV., nacheiferte, wie er ohne Rücksicht auf Sitte und Volksstimmung das absolute Königtum nach allen Richtungen durchführte, so wollte er, daß auch seine Residenz mit den übrigen Hauptstädten Europas wetteiferte; mit den Holzhäusern in Dresden,

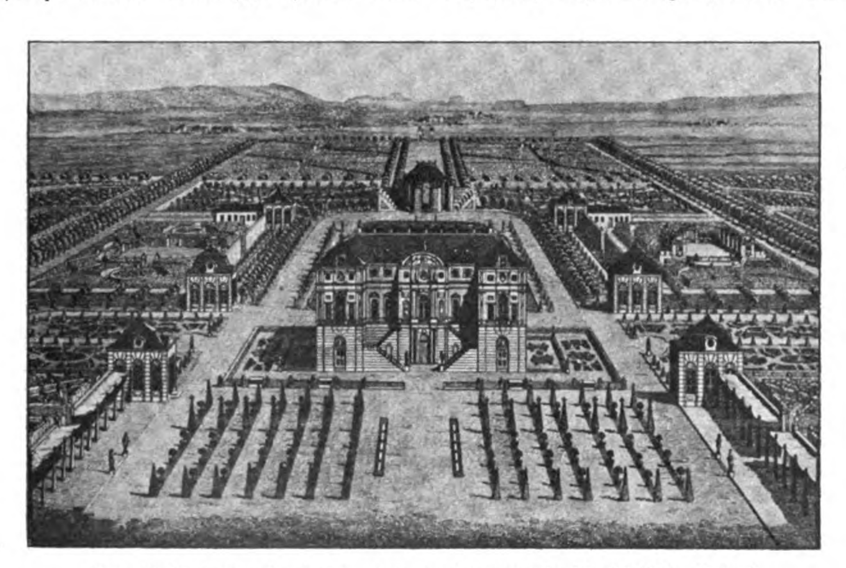
Der Südpavillon des Zwingers.

von denen er sofort nach der Huldigung ein Verzeichnis aufstellen ließ, sollte gründlich aufgeräumt werden, und kühne ehrgeizige Träume von Herrlichkeit und Pracht erfüllten seine Seele.



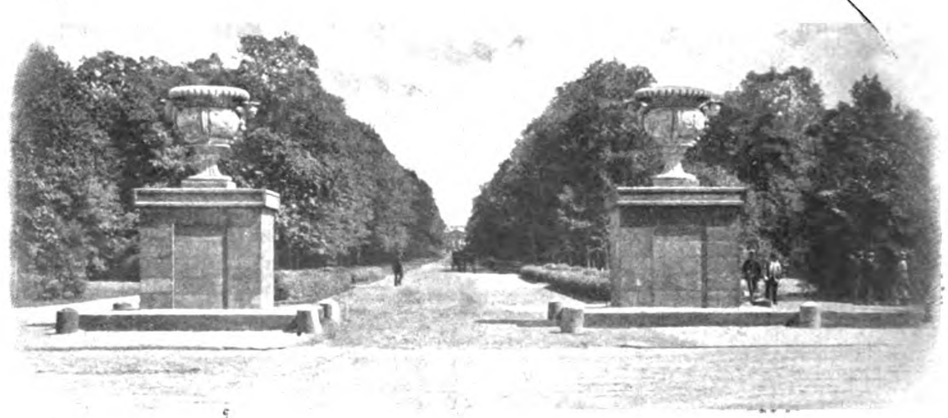
Das Nymphenbad im Zwinger.

So ließ er sich denn vor allem den Wiederaufbau von Altdresden angelegen sein, des Teiles seiner Residenz, der nunmehr den Namen Dresden-Neustadt erhielt. Sein Interesse wuchs, als er 1717 vom Grafen Flemming das sogenannte Holländische Palais (das heutige Japanische Palais) kaufte, das dieser sich zwei Jahre vorher durch den berühmten Baumeister Pöppelmann hatte erbauen lassen. Alsbald stellte er für den weiteren Aufbau der Neustadt einen Lageplan und eine Bauordnung auf, durch welche ein ganz neues und zwar italienisch-französisches Kunstempfinden in Dresdens Bauweise verpflanzt wurde. Drei feste Punkte wurden aufgestellt: das Holländische Palais, das Schwarze Tor (an der Stelle des heutigen Königlichen Schauspielhauses in Dresden-Neustadt) und das Pyramidengebäude. Vom Schwarzen Tor aus wurde in schnurgerader Linie die Königstraße nach dem Holländischen Palais zu angelegt, so daß das Mittelrisalit des Palais genau in ihrer Mittellinie liegt, und ebenso wurde vom Schwarzen Tor in gerader Linie die breite Hauptstraße nach dem Pyramidengebäude zu geführt. Um aber volle Regelmäßigkeit zu erzielen, wurde weiter bestimmt, daß alle Häuser und Stockwerke in der Königstraße gleich hoch sein sollten und nur Parterre, Hauptgeschoß und Mezzanin haben dürften, damit das Palais vor

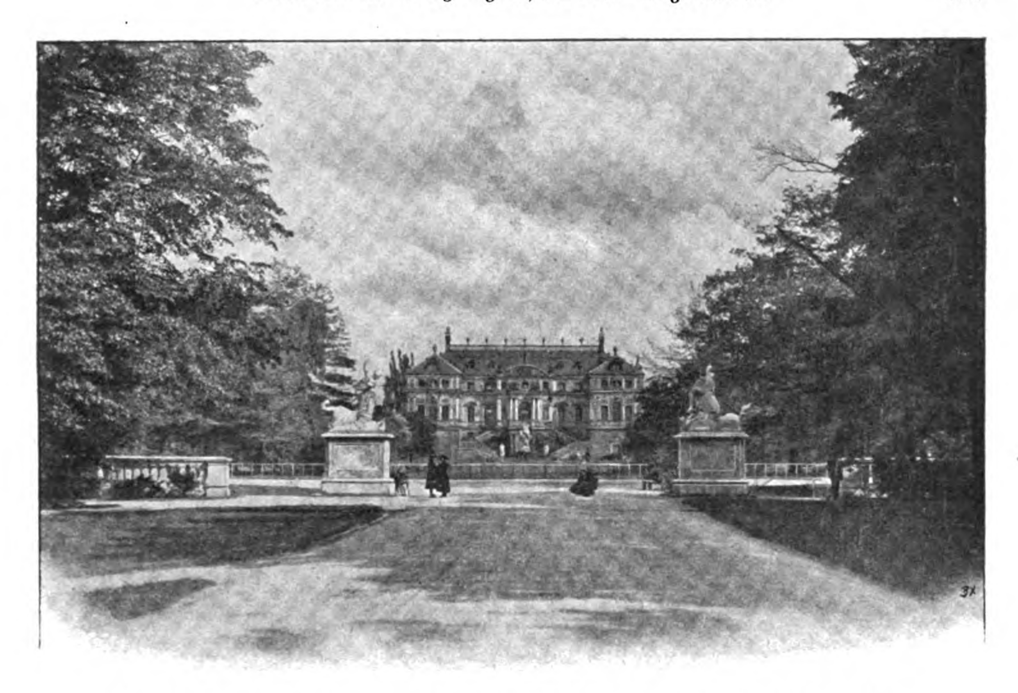


Der Große Garten im Jahre 1719, im Hintergrunde die Sächsische Schweiz, links Pillnitzer Höhenzug mit Borsberg.

allem dominiere. Man erkennt in diesen Bestimmungen leicht die Anschauungen der italienischen Renaissance wieder. Wetteiferten doch schon im fünfzehnten Jahrhundert die wichtigeren Städte Italiens, ihre engen und krummen Straßen breit und gerade zu machen, weil man die Geradlinigkeit als eine Vorbedingung der Schönheit anzusehen begann. Und eben daher kam die Anschauung, daß ein monumentales Bauwerk den Blick beherrschen müsse, so weit man schauen kann. Wir denken an den Petersdom in Rom, an den Tuilerienpalast und an den Triumphbogen am Sternplatz in Paris mit ihren mächtigen Perspektiven. Noch heute bestimmt die damalige Bauordnung Augusts des Starken das Gepräge des Kernes der Neustadt in Dresden, noch heute ist die Hauptstraße mit der Lindenallee, die August der Starke ebenfalls anlegen ließ, die breiteste Straße in ganz Dresden. Kühl und prunkend dünkt uns, was August der Starke damals geschaffen hat, einheitlich, zielbewußt, dekorativ: ein Abbild der Gesinnung des absoluten Herrschers, dessen vergoldetes Reiterstandbild mit Recht die Mitte des Marktplatzes in Dresden-Neustadt einnimmt. Freilich ist — in Neustadt sowohl wie in Altstadt — nicht alles fertig geworden, was August der Starke in seiner kunstsinnigen Prachtliebe begann, namentlich nicht das Pyramidengebäude, das in seiner heutigen Gestalt als Hauptwache dient: ursprünglich sollte sich auf der quadratischen Bogenhalle ein reich mit Skulpturen geschmückter Pyramidenbau erheben, den ein stolzer Obelisk krönen sollte. Der Architekt Zacharias Longuelune hat sechsundzwanzig Entwürfe dazu geschaffen. Aber nach dem Tode Augusts blieb der stolze Bau liegen, nachdem eben erst der Unterbau fertig geworden war. Vollendet wurde dagegen der Umbau des Holländischen Palais durch Pöppelmann und Longuelune. Der Name „Holländisches Palais“ hat keinen tieferen Grund, nach dem Umbau hieß es mit mehr Recht das Ostindianische oder das Japanisch-Meißnische Palais. Denn in diesem Gebäude stellte August der Starke seine kostbaren Schätze an japanischem, chinesischem und auch Meißener Porzellan auf, die der — nach seinen eigenen Worten — von der Porzellankrankheit ergriffene Fürst auf das eifrigste sammelte. Heute bilden diese asiatischen Porzellane den wesentlichsten Bestandteil des in der ganzen Welt ohne gleichen dastehenden Porzellanmuseums zu Dresden, damals benutzte sie der ebenso prachtliebende wie kunstsinnige Schöpfer der Sammlung als eine „nie gesehene, wunderbare Dekoration“ seines Palais in der Neustadt, wie er auch



Die große Allee des Großen Gartens mit dem Blick auf das Palais, links und rechts zwei Vasen mit Darstellungen der Weltteile und der vier Elemente von Antonio Corradini.

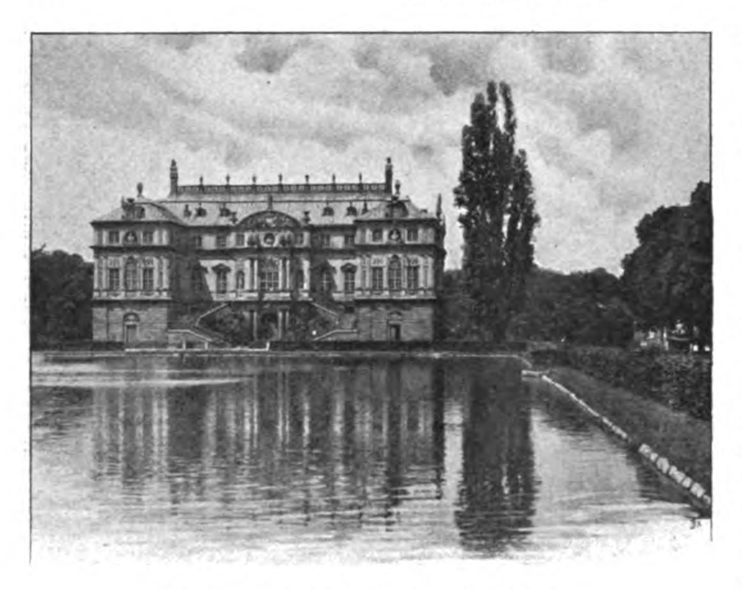


Das Palais im Großen Garten, im Vordergrunde zwei Gruppen von Antonio Corradini: Eurytos und Hippodameia — Nessos und Dejaneira.

seine Schätze an goldenen und silbernen Geräten in gleicher Weise benutzte. Kein Wunder, daß „das mit allen japanischen Kostbarkeiten versehene Ostindianische Palais am Weißen Tor in Dresden-Altstadt" damals zu den sieben Wunderwerken Dresdens gerechnet wurde.

Zu diesen gehörte auch schon damals der Zwinger, den August der Starke von 1709 an durch seinen berühmten Baumeister Matthias Daniel Pöppelmann errichten ließ. Ein Festsaalbau unter freiem Himmel war es, der hier „nach des Königs eigenen Angaben" erstand, infolge seines Bedürfnisses, die Schauplätze für seine glänzenden Hoffeste zu vermehren und künstlerisch auszugestalten. Ursprünglich vorübergehend 1709 in Holz für ein Damenfest zu Ehren des Königs von Dänemark errichtet, gefiel dem König dieser Festschauplatz derartig, daß er die Baulichkeiten in Stein dauernd neu erstehen ließ. Als Festbau erscheint uns der Zwinger, wenn wir uns die Wände als Schauseiten und Dekorationen, die Dächer als Zuschauergalerien, die Innenräume als Rückzugs- und Erholungsräume denken, noch heute als stilgerecht im höchsten Sinne. Wandeln wir Alltagsmenschen über den weiten Gartenplatz oder durch die langen Galerien, in denen jetzt naturwissenschaftliche Sammlungen untergebracht sind, so fröstelt es uns wohl ein wenig, wie wenn wir einen Ballsaal nach durchtanzter Nacht bei nüchternem Tageslichte betreten. Denken wir uns aber den ganzen weiten Raum belebt von Karossen und Reitern, denken wir uns ein munteres Ringelrennen (ein Karussell) im Gange und die Galerien besetzt von schaulustigen Herren und Damen, deren reiche farbige Trachten wir aus den Zeremonienbildern eines Louis Silvestre kennen, so erscheint uns der Zwinger nicht mehr wie der versteinerte Rausch eines phantastisch erregten Baukünstlers, sondern als der selbstverständliche Hintergrund jener in Dauer erklärten Lebenslust.

Versenken wir uns aber tiefer in die Architektur des Zwingers, so werden wir überhaupt zurückkommen von der Ansicht, daß wir es hier mit einem Erzeugnis tollgewordener Phantastik zu tun haben. Denn der Bau ist in seinem Grundriß — einem Rechteck mit verlängerten Halbkreisen an den Schmalseiten — so klar und wohlpropor-



Großer Teich und Palais im Großen Garten.

chitekten Pöppelmann, des ersten und bedeutendsten Künstlers, den Dresden damals besaß. So ist der Zwinger ein Werk, das in seiner Art nicht seinesgleichen hat auf Erden.

Das sogenannte Japanische Palais aber — mag es auch auf französischen Vorbildern beruhen — ist nicht minder bedeutsam für Dresden, denn es ist das erste Werk in jenem Stile, den man schon im achtzehnten Jahrhundert als den sächsischen Stil bezeichnete, und den wir heute den

tioniert, die verschiedenen Bauteile zeigen in ihrer Aufeinanderfolge ein so feines Empfinden für Gegensatz und Steigerung, für die Verbindung von konstruktiven und ornamentalen Gliedern, daß wir von Bewunderung erfüllt werden für die Genialität Pöppelmanns.

Vom Rokokostil, dessen Geburt noch mancher nach Sempers merkwürdigem Ausspruch in den Zwinger zu Dresden verlegt, ist schon gar keine Rede an diesem Bauwerk: ernste Getragenheit spricht aus den lang sich dahinziehenden Arkaden, freier sind die vier zweigeschossigen Saalgebäude mit den stolzen hohen Bogenfenstern, das alles zeigt die wohlverstandene Formensprache der italienischen Spätrenaissance, die Pavillons aber mit den köstlichen Faunen als Gebälkträgern, mit der üppigen und schattenreichen Ornamentik der Friese, den Masken und Wappen sowie den zahlreich bekrönenden Göttergestalten, über denen allen hoch oben Herkules-Augustus als Träger des Himmelsgewölbes emporragt, das ist der alte Barockstil in der ganzen Pracht und Kraft seines allumfassenden Könnens. Vergeblich wird man nach einem Vorbilde des Dresdener Zwingers suchen; seiner Idee nach ist er eine Schöpfung des prachtliebenden Königs, seiner Ausgestaltung nach das ganz persönliche Werk des kraftvoll empfindenden, phantasiereichen Ar-

Dresdener Barockstil nennen. Ausgezeichnet ist er durch die sparsame, fein empfundene Verteilung des Schmuckes, der nur bestimmte wichtige Teile hervorhebt, sich aber von jeder Überladung fern hält und somit in der klugen Anwendung des Gegensatzes und der Steigerung mit dem Zwinger wesensverwandt ist.

Das dritte Werk, das, aus jener Zeit stammend, noch heute zu Dresdens künstlerischen Schätzen gehört, ist der Große Garten. Angelegt wurde er allerdings schon 1679, also fünfzehn Jahre vor dem Regierungsantritt Augusts des Starken. Aber erst dieser gab ihm die ausschlaggebende Gestalt, jenes Wesentliche, das wir als etwas Neues in Dresden erkennen, und das noch heute für seinen Haupteindruck maßgebend ist. Genau in der Mitte des damaligen rechteckigen Gartens, der ringsum von Mauern umgeben war, stand das Palais. Vom Eingang führt eine Straße schnurgerade auf das Palais zu, jenseit setzt sie sich fort bis zum Ende des Gartens, das durch zwei Pilone mit krönenden Statuenpaaren bezeichnet wird. Vor dem Palais befand sich eine Rennbahn, hinter ihm der noch heute vorhandene Teich, jenseit davon ein offenes Gebäude (Bellevue, Venustempel oder offenes Lusthaus genannt), das den Anfang der Allee bezeichnet. Rechteckig zu der Hauptallee durchschneidet

eine zweite den ganzen Garten von Norden nach Süden, deren beide Teile genau auf die Mitte der seitlichen Schauseiten zuführten, so daß man damals wie heute vom Palais aus nach den vier Enden des Gartens schauen konnte. Also auch hier wieder erkennen wir die Lust an weiten Fernsichten wie bei der Anlage der Neustadt. Bezeichnend für den italienisch-französischen Gartenstil — wir denken z. B. an den Luxembourggarten in Paris — ist sodann die volle Regelmäßigkeit, die symmetrische Anlage des Ganzen zu beiden Seiten der Längsachse. Der Garten wurde ja damals als eine Fortsetzung der Architektur ins Freie angesehen. Die Bäume mußten sich gefallen lassen, allesamt gleichmäßig verschnitten zu werden, so daß sie in Reihe und Glied standen wie die Soldaten, und das Gesträuch wurde in Form von grünen Mauern und Pyramiden gezwängt. Ein Naturtheater, Irrgarten, Wasserkünste, Fasanengehege, ein herrschaftlicher Lustgarten, eine Orangerie bildeten Teile des Großen Gartens. Nicht weniger als zwölfhundert bis fünfzehnhundert Bildsäulen aus Marmor und Alabaster schmückten überdies den Garten, besonders die Hauptallee war damit erfüllt. Acht Pavillons umgaben in regelmäßigen Abständen den Hauptplatz; sie bildeten „italienische Grotten oder Refraichiergebäudchen“ und dienten wie das Hauptgebäude gesellschaftlichen Zwecken. Dieses Palais ist im Stil italienischer Villenrenaissance gehalten: der warme Ton der verschiedenfarbigen Sandsteine, das grüne Dach und die goldenen Zierate gaben ihm inmitten des grünen Parkes eine ungemein glückliche Wirkung. Noch heute ist es im Äußeren gänzlich, im Inneren fast völlig unversehrt erhalten. Überaus prachtvoll ist der mittlere Hauptsaal im Obergeschoß, der von zwanzig freistehenden korinthischen Säulen in rotem Stukko lustro eingefaßt wird. Auch die Türeinfassungen und die reichen mit Büsten geschmückten Verdachungen sind aus demselben prächtigen Material. Auf den Säulen stehen Büsten in römischem Stil. Die Decke schmükken drei prächtige allegorische Gemälde, die ein plastischer weißer Fries auf Goldmosaik zusammenhält. Vier von den Lünetten der Hohlkehle sind gleichfalls mit Wandbildern geschmückt. In ähnlicher Weise, nur weniger reich, sind auch die beiden Nebenräume ausgeschmückt. So trägt das Palais im Großen Garten innen und außen das Gepräge fröhlicher Lustbarkeit.



Die Zeit entführt die Schönheit.
Gruppe von Pietro Balestra im Großen Garten.

Und herrliche Festlichkeiten fanden denn auch hier sowohl wie im Zwinger und im Japanischen Palais statt, als im Jahre 1719 Kronprinz Friedrich August

sich mit der Kaisertochter Maria Josepha vermählte. Länger als einen Monat währten sie; in buntester Mannigfaltigkeit drängten sich Bälle, Kampfjagen, Komödienspiel, Ringelrennen, Feuerwerk und Planetenfest, Roß- und Fußturnier, Opernaufführungen, Karussell der vier Elemente, ein türkisches Fest, Wasserjagd, Nationenjahrmarkt oder Merkursfest, Venusfest mit Aufzug der vier Jahreszeiten, Damenringrennen und Oper, endlich ein großartiges Saturnfest. Schauplatz dieser endlosen Festlichkeiten waren abwechselnd das Holländische Palais, der Zwinger und der Große Garten, so daß man mit J. L. Sponsel die Ansicht gewinnt, August der Starke habe in der Tat jahrelang auf das Ziel hingearbeitet, durch diese Festlichkeiten und die dafür geschaffenen prachtvollen Schauplätze seiner Residenz den Ruf als einer der glänzendsten in Europa zu verschaffen. Das ist ihm völlig gelungen: die Feste sind verrauscht, die gärende Mißstimmung im Lande, in dem damals Teuerung und Hungersnot herrschten, ist ebenfalls dahingegangen, die Erinnerung aber an den Virtuosen des Genusses auf dem Thron und seine prachtvollen Festlichkeiten ist noch heute lebendig, und noch heute gehören Zwinger, Großer Garten und Japanisches Palais zu den „Wunderwerken“ Dresdens, deren Ruf weit hinausgeht über Sachsens und selbst Deutschlands Grenzen wie der des Meißener Porzellans, das ja ebenfalls unter August dem Starken erfunden wurde und seine Regierungszeit verherrlichte.

Andere Baupläne Augusts des Starken verwirklichten sich nicht in gleicher Weise. Vor allem hinterließ er das Schloß mit einem ziemlich dürftigen Äußeren. Ein gewaltiger zweitägiger Brand zerstörte im Jahre 1701 fast die ganze Elbseite des Schlosses, nur abgesehen vom Turme. Der prachtvolle Riesensaal und das herrlich geschmückte Georgentor mit dem Giebel gingen zugrunde. Das Innere des wiedererstehenden Schlosses wurde in der Folge allerdings wieder so prächtig ausgeschmückt, wie es der Prunkliebe und dem Kunstsinn Augusts des Starken entsprach. Das Äußere aber blieb unscheinbar. Dutzende von Entwürfen zu einem neuen umfänglichen Schloßbau wurden allerdings geschaffen, aber der Bau selbst unterblieb, und so hat das königliche Schloß erst in unseren Tagen seine endgültige Gestalt erhalten. Andere Bauten Augusts des Starken, wie das neue große Opernhaus, die Hauptwache am Neumarkt, sind wieder verschwunden. Erhalten aber sind bis heute die Frauenkirche und die Augustusbrücke, wie sie unter Augusts Regierung erstanden. Der Wunsch des Kurfürsten und Königs, seine Residenz so schön als möglich zu gestalten, regte auch die Bür-

Die Frauenkirche, davor das Lutherdenkmal (von Rietschel).

gerschaft an, ihrerseits zur Verschönerung Dresdens beizutragen. So wurde 1707 das alte baufällige Rathaus auf der Nordseite des Altmarktes abgetragen. Das neue wurde allerdings erst 1741 bis 1745 erbaut. Schneller ging es mit dem Bau der neuen Frauenkirche. Die alte Kirche wurde von 1722 bis 1727 allmählich abgetragen, damit möglichst lange darin Gottesdienst abgehalten werden könne, schon 1726 aber begann der Bau der neuen, der dem Ratszimmermeister Georg Bähr übertragen war. Bähr gehört zu den genialsten Meistern der deutschen Baukunst; mit voller Klarheit und Zielbewußtheit ging er an sein Werk, dem Gedanken des Protestantismus im Kirchenbau den höchsten Ausdruck zu geben, dessen er fähig sei, und zugleich erfüllte ihn der begeisternde Gedanke, in einer steinernen Kuppel eine Gipfelleistung der konstruktiven Baukunst, dem Bau aber den höchsten harmonischen Abschluß zu geben. Und diesen Plan hat Georg Bähr mit zäher Tatkraft durchgeführt. Er wußte, welchen Widerstand die steinerne Kuppel finden würde, und so ließ er seine Mitbürger zunächst drei Jahre lang in dem Glauben, es handle sich um eine hölzerne Kuppel; inzwischen aber stellte er den Unterbau im Fundament, im Aufbau der Pfeiler und in der Konstruktion so her, daß er durchaus geeignet war, das Gewicht und den Seitenschub der schweren steinernen Kuppel zu tragen und aufzunehmen. Dann aber, 1729, trat er mit seiner Absicht hervor und verteidigte sie im Bewußtsein der Richtigkeit und Ehrlichkeit seines künstlerischen Wollens mit zäher Hartnäckigkeit und nie wankendem Mute gegen die Angriffe und abschätzigen Gutachten der Dresdener Hofarchitekten, namentlich Jan de Bodts, indem er zugleich während dieses theoretischen Kampfes ohne Wanken an seiner steinernen Kuppel weiterbaute. Der Rat zu Dresden stellte sich auf seine Seite, und so war wenigstens der Kuppelbau vollendet, als Georg Bähr am 16. März 1738 im Alter von zweiundsiebzig Jahren an Stickfluß und Verzehrung starb. Daß er sich aus Ärger über die Ränke seiner Gegner vom Gerüst herabgestürzt habe, ist ein Märchen. Nachdem der Leipziger Architekt David Schatz durch sein ausgezeichnetes Gutachten die Festigkeit des Bährschen Baues festgestellt hatte, setzte man die steinerne Laterne darauf, nur bekrönte man sie statt mit der geplanten Pyramide mit einer stumpfen Haube.



Die katholische Hofkirche von der Brühlschen Terrasse aus gesehen, links der Schloßturm, rechts die königl. Hofoper.

Trotzdem gehört die Frauenkirche noch heute zu den Großtaten der Städtebaukunst, die Dresden aufzuweisen hat. Von zahlreichen Stellen in und außerhalb der Stadt, besonders von den Brücken her, sieht man die majestätische Kuppel mit der köstlichen Rundung ihres Umrisses. Frei und leicht, wie von der Erdenschwere entbunden, ragt sie kühn über die Dächer in die Himmelsluft empor, ein redendes Zeugnis von der

Kraft schaffenden, hochstrebenden Menschengeistes. Nur vom Neumarkt selbst wirkt sie allzu massig, nicht durch Bährs Schuld, denn als er seine Kirche baute, stand vor dem massiven Unterbau die langhingestreckte niedere Hauptwache, so daß seine Kuppel auch von hier aus frei und leicht nach oben strebte. Im Grundriß durchaus als Zentralbau gedacht, bietet die Kirche zugleich eine vorzügliche Lösung einer protestantischen Kirche, wie wir sie sonst aus jener Zeit nirgends finden und damit, wie Cornelius Gurlitt sagt, den vollendeten Ausdruck einer merkwürdigen geistigen Bewegung im deutschen Volk, ein rühmliches Denkmal kulturgeschichtlicher Entwickelung in einer Zeit des Stillstandes und der Verrohung.

Ebenso schnell ging es mit dem Umbau der Elbbrücke, den König August befahl, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Reparaturarbeiten der Baufälligkeit des alten Bauwerkes nicht mehr abhelfen könnten. Da der Rat nicht über das nötige Geld verfügte, übernahm der König die auf 57000 Taler veranschlagten Kosten, die Leitung des Brückenbaues erhielt der geniale Erbauer des Zwingers, Pöppelmann. Es handelte sich darum, Pfeiler und Gewölbe zu festigen, zugleich aber wurde die Fahrbahn verbreitert, gepflastert und um einen Meter höher gelegt, Fuhr- und Fußverkehr wurden voneinander getrennt. Indem man zu beiden Seiten einen höher gelegenen Fußweg anlegte, wurden die Pfeilerköpfe höher, und zwar bis zur Höhe der Fahrbahn aufgemauert. So gewann man die halbkreisförmigen Austritte auf den Pfeilern, die zugleich mit Ruhebänken versehen wurden. Die Baulichkeiten auf der Brücke wurden beseitigt, zwei von den hölzernen Zugbrücken durch Steingewölbe ersetzt, die dritte und letzte am Altstädter Ufer fiel 1737, als Augusts des Starken Nachfolger, König August III., noch zwei Pfeiler am linken Ufer zuschütten ließ, um Platz für den Bau der katholischen Hofkirche zu gewinnen. Damit hatte denn die Brücke, die fortan nach ihrem Erbauer Augustusbrücke hieß, das Ansehen gewonnen, das sie heute hat. Sie besitzt achtzehn Pfeiler mit siebzehn Bogen, ist vierhundertundzwei Meter lang und in der Höhe der Fahrbahn elf Meter breit.

August der Starke erließ übrigens 1730 die noch heute zu Recht bestehende Gangordnung, laut der jeder auf der Brücke rechts zu gehen hat und Lasten auf den Fußgangbahnen nicht getragen werden dürfen. Er ließ ferner auf dem fünften Pfeiler das eiserne Kruzifix aufrichten und gab ihm einen über sechs Meter hohen felsenartigen Unterbau aus Pirnaischem Sandstein, nachdem sich der Plan, dort ein ehernes Standbild des königlichen Erbauers der Brücke aufzustellen, als unausführbar herausgestellt hatte. Endlich ließ der König auf jedem Brückenbogen am Geländer eine Laterne anbringen, die in durchbrochener Arbeit den polnischen Adler mit der Krone trug. Wenn die Laternen brannten, wurde die Nacht in Tag verwandelt, heißt es in den zeitgenössischen Berichten, und „viele Meilen weit" sollen diese Laternen sichtbar gewesen sein.

So hatte die Regierungszeit Augusts des Starken Dresden in bedeutsamer Weise verwandelt. Die Neustadt war nach einem ganz neuen Plane neu erstanden, im Japanischen Palais, im Zwinger und im Großen Garten hatte Dresden drei bleibende neue Denkmäler fürstlicher Prachtliebe und Kunstsinnes erhalten, von den sechs Wahrzeichen aus uralter Zeit waren drei, die Frauenkirche, die Augustusbrücke und das königliche Schloß wesentlich verändert, die Kirche und die Brücke zu neuer Pracht erstanden, das Schloß innerlich köstlich ausgeschmückt, äußerlich aber unscheinbar. Das uralte Rathaus war verschwunden. Noch immer war Dresden eine befestigte Stadt mit Wall, Tor und Gräben.

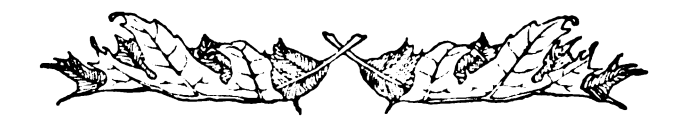
* * *

Wieder ein neues großartiges Bauwerk brachte dann die Regierungszeit Friedrich Augusts II., der gleich seinem Vater zugleich Kurfürst von Sachsen und König von Polen war. Um den Glanz der polnischen Krone zu erlangen, hatte August der Starke den Glauben seiner Väter abgeschworen und war zum Katholizismus übergetreten. Er ließ nach seinen eigenen Plänen das alte Komödienhaus 1708 zu einer katholischen Kirche innerlich umgestalten, aber eine eigentliche Kirche wagte erst Friedrich August II. zu erbauen. Er berief dazu den Italiener

Gaetano Chiaveri, und der Bau ging in aller Heimlichkeit vor sich. Eine hohe Planke entzog den Bauplatz den Blicken der Neugierigen, und in den Akten ist nicht von einer Kirche, sondern von einem gewissen Bauwerk (alcune fabbrica) die Rede. Der Bau dauerte von 1739 bis 1755, Chiaveri verließ 1749 Dresden; die Architekten Knöfel und Schwarze vollendeten den Bau nach Chiaveris Plänen. Die katholische Hofkirche ist eine hervorragende Zierde des Stadtbildes von Dresden geworden. Mit ihrem viergeschossigen Turm, der oben durchbrochen ist und in einen anmutig geschweiften Steinhelm ausläuft, und mit dem stattlich heraustretenden Obergeschoß des Mittelschiffes beherrscht die Kirche das prachtvolle Bild, das sich von der Augustusbrücke her bietet, nicht minder wie von den anderen drei Brücken her. Die Schrägstellung ihrer Achse zu der Achse der Augustusbrücke trägt nicht wenig zu dem imposanten künstlerischen Eindruck des Gesamtbildes bei, und die vierundfünfzig sandsteinernen Bildsäulen, welche die Dachränder unten und oben umsäumen, geben in ihren wohlberechneten Verhältnissen dem Bauwerk einen ganz besonderen Reiz. Die katholische Hofkirche ist das letzte hochbedeutsame Werk römischen Baustiles auf deutschem Boden. In ihrem Inneren ist sie in klassischer Weise als Hofkirche wie als Prozessionskirche gekennzeichnet gegenüber der protestantischen Predigtkirche, die in der Frauenkirche ihr Ideal hat.

Noch erstanden in jener Zeit die beiden Dresdener Rathäuser, das Altstädter 1741 bis 1745, das Neustädter 1750 bis 1754, Bauwerke ohne hervorragenden Kunstwert, beide aber sehr würdige Monumentalbauten; und eine Reihe stattlicher Adelspaläste im Dresdener Barockstil wurde unter den beiden polnischen Königen errichtet. Bis auf das Palais de Saxe (jetzt British Hotel und Löwenbräu), das Koselsche und das Kurländer Palais sind sie inzwischen sämtlich wieder verschwunden.

(Schluß folgt.)



Winter

Ein Reiter reitet über Land
Ins Herbstgewirr hinein,
Der trägt ein modrig Moosgewand,
Und Sterben rinnt von seiner Hand
Zu Boden unter Sumpf und Sand,
Erstarrt und wird zu Stein.

Ein einsam Dorf, strohüberdacht,
Ahnt fröstelnd seine Näh',
Die alles Leben zagen macht,
Und lauscht und hat so bange Wacht,
Stellt blasse Lichter aus zur Nacht
Und taucht sich tief in Schnee.

Die aber in den Häusern spät
Noch wachen, werden stumm —
Ein Kind fährt auf: Ach, Mutter, seht
Doch nach, wer dort so furchtbar geht! —
Die Alten murmeln ein Gebet
Und wissen nicht warum.

Alexander von Bernus

>✻<



Dramatische Rundschau

Von

Friedrich Düsel

Der starke Erfolg, den Max Halbes jüngstes Drama „Der Strom“ zuerst im Wiener Burgtheater, dann auch in München, Dresden und anderen hervorragenden Theaterstädten Deutschlands gefunden, hat inzwischen auch in Berlin seine Bestätigung erhalten. Ein glücklicher Zufall fügte es dabei, daß diese Rehabilitierung des einigermaßen gesunkenen Halbeschen Ruhmes just im „Neuen Theater“ erfolgte, auf der Bühne also, die vor acht Jahren dem bis dahin in Berlin nur allzu verwöhnten Dichter der „Jugend“ bei der Erstaufführung des „Amerikafahrers“ eine mit Hohn und Spott gespickte Ablehnung brachte.

Und noch ein zweiter Glücksstern stand über der Berliner Aufführung: Agnes Sorma stellte sich mit der Rolle der Renate für ein paar Monate wieder in den Dienst der deutschen Bühne, die ihre seelenvolle Schlichtheit und Innigkeit, ihre sonnige Wärme und den ganzen ungealterten Liebreiz ihrer Erscheinung nur allzulange hat entbehren müssen. Ja, wir dürfen hoffen, daß der Zufallsname dieser ihrer Antrittsrolle über den ersten Anlaß hinaus sinnbildliche Bedeutung behält. Wie eine Renate, wie eine Wiedergeborene und Verjüngte erschien sie uns in der Tat. Nach mancherlei Irrungen und verstimmenden Schwankungen, wie sie die Ruhelosigkeit unsteter Gastspielreisen mit sich brachte, scheint sich die Künstlerin nun ein für allemal zu sich selbst zurückgefunden zu haben. Eine strenge künstlerische Zucht tat ihr not: das große, starke Genie, das sich selbst Maß und Ziel seines Könnens bestimmt, ist sie nie gewesen; wohl ihr und uns, wenn sie nun endgültig erkannt hätte, daß ihre zarte Begabung der Anlehnung bedarf, und daß erst am Spalier eines festen, wohlgeschulten Ensembles ihre schönsten Früchte reifen! Sie kommt ins „Neue Theater“ denn auch nicht etwa mit den anspruchsvollen Allüren eines gefeierten und verzogenen Gastes, wie ein Planet, um den die anderen Schauspieler nur gleich untergeordneten Sternen kreisen, sondern hat vielmehr ausdrücklich auf alle sonst üblichen Gastspielformen verzichtet, allein von dem Wunsche beseelt, ihre künstlerische Tätigkeit für längere Zeit einmal wieder einer Bühne zu widmen, an der ihr Gelegenheit gegeben ist, in sorgfältig vorbereiteten Aufführungen wertvolle und bedeutsame Aufgaben zu lösen. Die Berliner Erstaufführung von Halbes „Strom“ hat bewiesen, daß diese Ankündigung nicht etwa bloß schön geschminkte Theaterphrase war. In edler Bescheidenheit, ohne alle Aufdringlichkeit hat sich die Sorma in das Zusammenspiel des „Neuen Theaters“ gefügt, das freilich auch ihrer würdig ist, und so sich selber und dem Stücke am besten gedient.

Über die Berliner Darstellung wäre auch sonst noch manches Lobende zu sagen, wenn es Aufgabe dieser „Dramatischen Rundschau“ sein könnte, schauspielerische Leistungen, hohe wie niedere, im einzelnen zu würdigen. Doch bleibe eins nicht unerwähnt, weil es eben von grundsätzlicher Bedeutung ist: wie an Agnes Sorma, so bewährt sich die künstlerische Zucht des „Neuen Theaters“ und seines Direktors Max Reinhardt auch an kleineren Talenten Tag für Tag aufs neue. Über schauspielerische Kapazitäten zu verfügen, darf als kein Zufallsglück oder keine geheimnisvolle Kunst mehr gelten, seit die Leitung des „Neuen Theaters“ uns bewiesen hat, daß man sie nicht entdeckt, sondern erzieht. Man glaube nicht, daß die Schauspieler, auch solche mit großem Namen, gegen eine nur einigermaßen verständnisvoll gehandhabte Schulung undankbar wären. Im Gegenteil, wo sich mit Begabung nur eine leidliche Dosis von persönlicher Intelligenz paart, da findet diese auf den künstlerischen Korpsgeist gebaute, der einen hohen Sache dienende Erziehung immer willige Schüler. So ist Emanuel Reichers vorher reichlich dissolute und willkürliche Darstellungskunst zu einer wohltätigen Sicherheit und Zuverlässigkeit ausgebildet worden, so ist Giampietros Wiener Possenreißertum innerhalb eines Jahres zu einer schlich-

ten, sachlichen Charakteristik hinübergeleitet worden, so ist auch unter den jüngeren männlichen Kräften dieser emporstrebenden Bühne manch einer gleichsam über Nacht aus einem mittelmäßigen Handwerker und Schablonendarsteller zu einer schauspielerischen Persönlichkeit geworden. Stärker noch offenbarte sich die Erziehungskraft einer tüchtigen Leitung und Regie an den weiblichen Mitgliedern der Reinhardtschen Bühnen. Im „Kleinen Theater“ wurde Gertrud Eysoldts so lange fast völlig übersehenes Talent „entdeckt“, einfach weil man den Mut hatte, ihr die Rollen zu geben, die ihre durchaus subjektive Begabung für alles Modern-Nervöse, Dämonische und Dekadent-Perverse verlangte: die Henriette in Strindbergs „Rausch“, die Lulu in Wedekinds „Erdgeist“, die Nastja in Gorkis „Nachtasyl“, die Salome Oskar Wildes. Es war kein Wunder weiter, daß sie nun auch zeigte, was sie im Grunde längst schon war. Ähnlich ging es mit der unscheinbaren blutjungen Lucie Höflich. In einem Theater mit dem landläufigen Dutzendrepertoire von Schauspielen und Lustspielen hätte sie jahre- oder jahrzehntelang unbeachtet im Schatten stehen können; als man sie am „Neuen Theater“ Maeterlincks Melisande spielen ließ, stand ihr blonder Kinderscheitel auf einmal von allem Märchenglanz holdester Kunst umflossen.

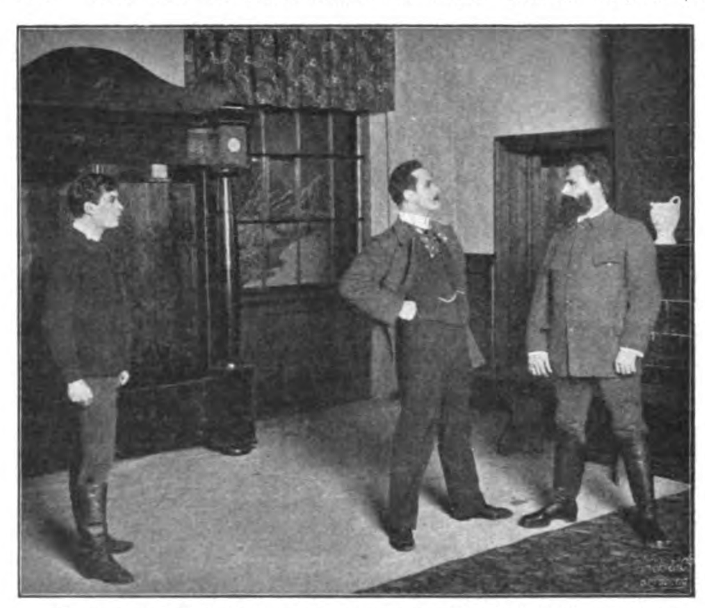
Seit kurzem hat sich nun zu diesen zweien, die so plötzlich emporgehoben wurden, eine dritte gesellt, und diese „Entdeckung“ ist von allen vielleicht die wertvollste, weil sie so selten ist. Nichts nämlich findet sich unter den weiblichen Vertretern der Schauspielkunst spärlicher als jene objektive Verwandlungsfähigkeit, die doch das A und O jeder künstlerischen Menschendarstellung sein sollte. Unter hundert Schauspielerinnen spielen neunundneunzig immer nur sich selbst. Der alte leidige Kulissenseufzer: „Die Sache liegt mir nicht“ erklingt in den Garderobenzimmern der Damen ungleich häufiger als in denen der Herren. Da war es nun wirklich ein schauspielerisches Ereignis, als das „Neue Theater“ in Hedwig Wangel plötzlich eine jugendliche Darstellerin gewann, die vornehme Matronen, gebrechliche Greisinnen, auf Stock oder Postille gebückte Mütterchen mit vollendeter Selbstentäußerung ihres Ichs lebendig werden ließ. Nach einigen vorbereitenden Rollen (in Wildes „Frau ohne Bedeutung“ und Becques „Raben“) gab sie in Halbes Stück eine wie die leibhaftige Verkörperung des bösen Gewissens durch das schuldbeladene Haus schleichende Urahne, die ihrer Sünden Maienblüte zwischen Bibel und Gebetbuch zu ersticken sucht, und in einer Lebens- und Wesensechtheit sondergleichen trat die Gestalt vor uns hin, ohne von der idealistischen Symbolik, die der Dichter in sie gebannt, bei dieser Realistik das geringste einzubüßen. Hedwig Wangel und Agnes Sorma, diesen beiden Künstlerinnen ist der starke Erfolg, den die Schauspielkunst des „Neuen Theaters“ Halbes „Strom“ bei der Berliner Erstaufführung am 19. Dezember 1903 erspielte, in erster Reihe zu danken.

Doch galt vieles von dem lauten, anhaltenden Beifall, den der Abend hörte, auch unmittelbar dem Dichter. Indessen, so echt die stürmischen Rufe nach ihm auch klangen, ein leiser falscher Ton im Publikum klang mit: ein Ton der Selbstgefälligkeit, der befriedigten Eitelkeit. Es gibt Dichter, die sich vom schottischen Pony auf den Berberhengst werfen dürfen und des Beifalls doch immer gleich sicher sind. Zu diesen selbstgewissen Könnern gehört Halbe nicht. Niemand darf sich weniger als er den Luxus erlauben, zu überraschen. Wie man ihn zuerst erkannt und geliebt hat, so will man ihn wiedersehen. Wehe, wenn er eine andere Maske vornimmt; wehe, wenn er das alte Gesicht nicht zeigt! Vielleicht aber ist hier Volkes Stimme wirklich Gottes Stimme, vielleicht hat Halbe wirklich nichts Tieferes und Reiferes zu geben, als was er in der „Jugend“ und in „Mutter Erde“ gab. Er ist der subjektivste und empfindungsreichste unserer jüngeren Dramatiker: zöge es ihn immer wieder zum Mutterboden seiner westpreußischen Heimat zurück, wenn er nicht ahnte und wüßte, daß dort allein die Wünschelrute seines Talentes über Schätzen springt?

Sein jüngstes Drama ist ein echter Halbe. Die alten Leitmotive, die bisher zu all seinen guten Stunden die Glocken läuteten, hell und vernehmlich klingen sie an. Da ist das leidenschaftliche Heimatsempfinden, da ist das ausgeprägte Gefühl für alles Ursprüngliche und Bodenständige, da ist die trotzige Anhänglichkeit an die Scholle, die Freude am Grund und Boden, der einem zu eigen seit Urväter Gedenken, da ist die zähe Entschlossenheit, Hof und Herd „Gewehr bei Fuß“ gegen jeden Feind zu verteidigen. Und auch der andere Grundklang fehlt nicht. Halbes Dramen haben allesamt etwas Unterirdisches: dumpfe, dunkle Gewalten, noch vom feuchten Brodem der aufgebrochenen Scholle umwittert, drängen zu Tage, Nebelschwaden steigen auf, vulkanische Donner grollen, Wolkenmassen ballen sich zusammen, und der Mensch in seiner bangen Qual muß tief das Haupt beugen unter dem tosenden Wetter, das losbricht. Der Mensch — was ist der Mensch überhaupt? Nicht ein Spiel von jedem Druck der Luft — das dramatisch zu versinnbildlichen, würde Halbes psychologische Kunst nicht ausreichen —, wohl aber ein nur halb gezähmtes Tier, das mit unsichtbaren Ketten an die irgendwo im Dunklen, Verborgenen finster thronende Elementarmacht dieser Erde gefesselt ist, um widerstrebend vielleicht, doch ohnmächtig das ihm nornengleich zugesponnene Geschick zu erfüllen. Wer Glück und Unglück lenkt, weiß niemand. Eine schwer lastende Resignation ist der Schluß. „Er war ein Opfer... Wer hat den Mut, ihn schuldig zu sprechen?“ Das sind die Schlußworte auch im jüngsten Halbeschen Drama.

Nein, es ist kein Zufall, daß so viele Halbesche Dichtungen unpersönliche, abstrakte Titel tragen: „Eisgang“ — „Jugend“ — „Lebenswende“

— „Mutter Erde“ — „Ein Meteor“ — „Der Strom“ (Buchausgabe bei Georg Bondi, Berlin). Das Tote jedoch ist nur ein Symbol des Lebendigen, an dem es seine Macht erprobt oder sein Gericht vollzieht. „Der Strom“, heißt es einmal in dem jüngsten Stück, „der ist das Leben oder das Schicksal oder so was, und die Menschen, das sind die Eisschollen, die ziehen so reihenweise 'runter zur See.“ Und was tut der winterliche Strom im eisigen Norden, wenn seine Zeit da ist? „Er kommt ins Treiben. Da kann das Eis noch so festgepreßt liegen; wenn seine Uhr geschlagen hat, kommt er ins Treiben.“ Über alle im Stücke kommt die rätselhafte Macht, die den Strom zwingt, der Eisgang, der die Dämme durchbricht, die da draußen und die da drinnen. Renate, die gequälte, zerbrochene Frauenseele, wird zuerst von dieser geheimnisvollen Macht angerührt. Lange genug hat auch sie sich gegen den Eisgang gewehrt. Seit jener Stunde, wo der Strom ihr die beiden Knaben ertränkte und ihr trotziger Mann, der „eiserne“ Deichhauptmann, in einer schwachen Gefühlsanwandlung ihr das Verbrechen seines Lebens gestand: daß er das väterliche Testament unterschlagen und die jüngeren Brüder um ihr rechtmäßiges Erbteil betrogen, freilich nur, um Grund und Boden beieinander zu halten, weil er ihn so allein dem Geschlechte der Doorns glaubte bewahren zu können —, seit jener Stunde ist die Kinderlose nicht mehr froh geworden, hat sie ihrem Manne Liebe und Zärtlichkeit verweigert. In ihr, unter dem Eise wühlt und brandet die Schuld des heimlichen Mitwissens, und die stete Gegenwart Jakobs, des jüngsten der enterbten Brüder, der in frühreifer hitziger Liebesglut zu ihr entbrannt ist, rührt dieses nagende Schuldbewußtsein tagtäglich von neuem wieder auf. Als dann Heinrich, der mittlere der Brüder, nach langer Abwesenheit heimkehrt — er ist als Strombaumeister, der die Weichsel regulieren soll, just in die unmittelbarste Nähe seines Vatergutes versetzt worden — und mit seinem sonnigen Anblick alte, halbverwehte Liebesweisen aus ferner, schuldloser Jugendzeit weckt, da kommt der Tauwind über sie. Noch einmal versucht sie mit letzter krampfhafter Anstrengung ihrem Gatten die Treue des Schweigens zu halten. Als Peter sich aber weigert, seine Schuld zu gestehen und zu sühnen, vielmehr stürmisch-trotzig sein Eherecht von ihr fordert, enthüllt sie Heinrich das Geheimnis. Der Strom ist im Treiben; es gibt kein Halten mehr, weder draußen in der Natur noch drinnen in den Menschenherzen. „Eisgang! Eisgang!“ ruft es mit tausend verzweifelten Stimmen vom Damme her, „wo ist der Deichhauptmann?“ Im Augenblick schweigt der häusliche Konflikt vor dem allgemeinen in der Natur. Beide Brüder, der Deichhauptmann wie der Strombaumeister, eilen auf ihre Posten. So wird, nicht fein, aber klug, die große Abrechnung, nach der das hämmernde Herz sich sehnt, aus dem zweiten in den dritten Akt verspart, verschoben, verzögert. Eine lyrisch-gefühlvolle Szene zwischen Renate und dem von einem vermeintlichen Zeichen des Himmels glückberauschten Jakob, doppelt unwahr in diesem gefahrdrohenden Augenblick, schleicht sich ein und zerreißt Stimmung und Spannung, die beide zu sehr mit Elektrizität überladen sind, als daß Platz für lauschige Idyllen wäre. Ein schlecht motiviertes Kommen und Gehen der Brüder, die doch draußen wahrlich vonnöten, erhöht den peinlichen Eindruck des Flackernden und des Gesucht Trügerischen, das die Erwartung immer höher spannt, um die Entscheidung immer weiter aufzusparen. Bis endlich Renate, von Peters brutal egoistischem Leugnen angewidert, sich offen von ihrem Manne und Hause lossagt. Ruhig und gefaßt, nur allzu passiv, sieht Heinrich dem allen zu. Der „Strombaumeister“, der die wilden Elementargewalten in ein friedliches Bette leiten sollte — nicht bloß die Fluten der Weichsel, auch die Wogen der in Aufruhr geratenen Menschenherzen —, vergißt seiner Aufgabe. Desto impulsiver und leidenschaftlicher handelt Jakob. Als er in das Geheimnis der Testamentsunterschlagung eingeweiht wird und damit zugleich erfährt, daß sie, die bei seinen häuslichen Demütigungen im Hause des harten Bruders fünf



Szene aus Halbes Drama „Der Strom“. (Die drei Brüder Doorn.)
Nach der Aufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin.

Jahre lang stumm bleiben konnte, dem anderen, dem Geliebten also, nach einer Woche schon den geheimsten Herzensschrein erschloß, da stürzt er in wilder Knabenwut auf den Deich, um ihn zu durchstechen und alle, auch die einst Geliebte, dem Verderben preiszugeben. Ihm nach der Deichhauptmann: „Jetzt zeig' ich euch, wie ein Verbrecher auf seinem Posten steht und fällt!" Ein kurzes, furchtbares Ringen der Brüder auf Leben und Tod — dann, ehe noch Heinrich sie erreichen kann, reißt der Strom die Engverschlungenen hinweg. Beide haben gesühnt. Die dunkeln Gewalten sind aus dem Wege. Man sieht schon von ferne den Tag dämmern, der den anderen, Renate und Heinrich, die Sonne bringen und ihre Herzen und Hände in versöhnender Liebe ineinander fügen wird.

Kein Zweifel: auch für das Drama ist die Zeit im Anzuge, wo man wieder von „poetischer Gerechtigkeit" wird sprechen können. Dies ist schon ein bedeutsamer Anfang. Wir wollen uns nicht einbilden, als schlüge damit die Erlöserstunde für eine neue große Zeit des Dramas. Friede zwischen Künstlertrotz und Publikumssympathien ist nur selten heilsam. Vielleicht aber auch wachsen aus dem Zusammenklang mit dem Volksempfinden unseren Dichtern neue, ungeahnte Kräfte zu. Wer wollte klagen, wenn vom Frühlingshauch wenigstens ein paar von ihnen aus den frostigen Banden der Isoliertheit, die noch immer einen großen Teil unserer modernen Literatur umgibt, befreit würden, so daß ihre erlösten Wogen sich dem weiten, offenen Meer der Volksseele an die Brust werfen könnten?!

Halbes „Strom" bietet der offensichtlichen Strudel, Klippen und Sandbänke so viele, daß eine kritische Regulierungskommission an ihm über und über zu tun fände. Die Sprache entbehrt der poetischen Beseelung; der Ton artet manchmal ins Saloppe, manchmal ins gesucht Mystische aus; die Häufung der Effekte schlägt nicht selten ins Theatralische, ja Schauerromantische um; der Knoten wird zerhauen, nicht gelöst; man blickt nirgends tiefer in die Menschen hinein; die Charaktere erscheinen weder voll, noch in sich geschlossen, noch irgendwo feiner differenziert — aber alle diese Schwächen sind nur die Kehrseiten ihrer Tugenden. Oder, besser, ihrer einen entscheidenden und erschöpfenden Tugend: des ausgeprägt dramatischen Zuges, der das Stück durchpulst. „Der Strom" weiß, was die Bühne will und kann. Sein Meister hat den verwegenen „Eroberer"-Ehrgeiz aufgegeben; er kennt die Grenzen seiner Klaviatur und weiß darauf zu spielen. Alles hat er in greifbare, sinnlich plastische, nur allzu rohe, allzu wenig durchgeistigte Handlung umgesetzt; was sich nicht gleich packen läßt, mag seinetwegen fahren! Das vergönnt dem Dichter endlich, was ihm bisher noch nie gelungen: einfache, feste und straffe Linien innezuhalten und eine saubere, fast rhythmisch gegliederte Architektur durchzuführen, der nur der tragende und alles beseelende Mittelpunkt fehlt. Dafür blüht um so reicher die Stimmung, jenes Blümchen Wunderhold, das Halbe seit seiner „Jugend" die Treue gehalten hat. Bald feine, bald gröbere Lichter und Spiegelungen, Stimmen und Widerhalle wechseln von der Natur zu den Menschen hinüber und herüber. Chronik, Bibel, wiederaufgeweckte Erinnerungen aus ferner Zeit, die auf gespenstischen Sohlen durchs Haus schlürfende Großmutter, ahnungsbang und schuldbeladen, eine geistige Schwester der alten Rosenhagen und der Frau Meseck, der von fremder Herrschsucht und Habgier heruntergebrachte alte Ohm Ulrichs, der Herr sein könnte, wo er Knecht ist, und allerlei Ibsensche Symbolismen helfen dazu mit. Bewußter und zielsicherer als bisher hat Halbe diese Kunstmittel verwandt; sie alle sind straff ins Joch der dramatischen Handlung gespannt und ziehen an einem Strange. Leider entspricht diesem ansehnlichen, keineswegs zu verachtenden Fortschritte in der Kunst des Auf- und Ausbaues kein gleicher Fortschritt im geistigen Gehalt des Stückes. Noch immer sind Halbes Menschen gefesselte Sklaven dumpfer, erdgeborener Gewalten, nicht einmal gewillt, geschweige denn befähigt, sich ihr eigenes Schicksal zu schmieden und Herr zu werden über das Zwerg- und Alraunenhafte, das sie aus dunkler Urzeit mit sich schleppen. Nur in der Sphäre der Freiheit und Selbstbestimmung aber erwächst dem Menschen die große, zugleich zermalmende und erhebende Tragik. Es muß nachgerade zweifelhaft erscheinen, ob Halbe den Aufstieg in jene Höhen je finden wird, mag er als Dramatiker mit seinem jüngsten Theaterstück eine noch so tüchtige Strecke stromaufwärts gekommen sein.

In der natürlichen Beschränkung seines nichts weniger als königlichen Talentes, aber auch in seiner natürlichen Reinheit und Unverfälschtheit hat sich Halbe in seinem neuesten Drama gezeigt. Für solche Klarheit sollte man immer dankbar sein, zumal wenn man sieht, wie ein anderer deutscher Dramatiker der Gegenwart, **Frank Wedekind**, vergeblich danach springt, einfach weil er den Mut zur Schlichtheit nicht findet. Vielleicht hat er diese Wahrheit und Schlichtheit einmal gehabt, damals, als er noch nicht gelernt hatte, in fremde Masken zu schlüpfen und sich selbst zum besten zu haben. In seinem romantisch-satirischen Schauspiel „**So ist das Leben**" (Buchausgabe bei Albert Langen, München), das erst zwei Jahre nach der Münchener Uraufführung auf die Bühne des Berliner „Neuen Theaters" kam, scheint es fast, als sitze er auf den Trümmern seines wahren Selbst und klage um ein fernes Jugendparadies, das er verloren, doch eigentlich nie wahrhaft besessen hat. Zu früh hat er sich den mephistophelischen Mächten der Karikatur verschreiben müssen; seitdem hat er kein naives, sicheres Auge mehr für die Realitäten des Lebens, sieht er alles nur noch verzerrt und verschoben. Befriedigende und erlösende Kunstwerke zu schaffen, die sich selber genug sind, wird ihm so niemals beschieden sein: alles, was von ihm kommt, kann nur relativen und subjektiven Wert haben. Auch Wedekinds

Drama „So ist das Leben", obwohl es unter seinen Schöpfungen eine Sonderstellung einnimmt, bleibt in Halbheit und Unmündigkeit stecken. Zwar verleugnet sich die geniale Begabung des Dichters für komisch-tragische Kontrastwirkungen, wie Ideal und Wirklichkeit sie aussprühen, wenn sie aufeinander platzen, hier am allerwenigsten; zwar hat die romantische Ironie seit den Tagen der Frühromantiker keinen so kecken und verwegenen Vertreter wieder gefunden, wie Wedekind einer ist; zwar hat dies Spiegelbild eines Königslebens, das schließlich als Hofnarrentum eine scheinbare Karikatur seiner selbst wird, ohne sich innerlich doch zu verlieren, blitzartig beleuchtete Einzelstellen, wo unter grinsender Komik, phantastischem Dunst und genialem Spuk die echte Träne schmerzlich weher Tragik aufblinkt — dem Ganzen aber fehlt es durchaus an dem blutvollen dramatischen Puls, der die acht nur lose verknüpften, innerlich und äußerlich zerrissenen Bilder von des vertriebenen Königs Nicolo närrisch-weisem Erdenwandel zu einem lebendigen Organismus machte. Unsere dramatische Bühne also hat es nicht gar zu bitter zu beklagen, wenn auch Wedekinds „So ist das Leben" kein dauernder Besitz für sie wird. Interessant aber ist diese symbolische Dichtung als Selbstbekenntnis und Selbstkritik ihres Verfassers; denn darüber kann kein Zweifel herrschen, daß Wedekind hier mit der funkelnden Wunderlaterne der Poesie tief in sein eigenes Innere hinableuchtet, und daß er sein Stück als eine Art Selbstrettung aufgefaßt haben möchte. Der aus Perugia in ferner, ferner Märchenzeit vertriebene König Nicolo, der, weil er nicht *sein* kann, was er ist, *spielt*, was er ist, der königliche Mensch, das seine Umgebung weit überragende Genie: es ist ein Selbstbildnis des Dichters, den man lange für einen Bänkelsänger und Harlekin oder gar für einen verruchten literarischen Mordbrenner hielt, weil er hinter ihrer grellen Maske geflissentlich sein wahres Antlitz versteckte, das Antlitz eines vom Weh und Widerspruch des Lebens tief verwundeten Herrschers im Reiche der modernen — der wahrhaft frei gewordenen Geister, wie er selber glaubt. Den künstlerischen Beweis für diese Selbsteinschätzung zu erbringen, daß auch wir anderen daran glauben müssen, ist uns Wedekind freilich auch in diesem seinem bisher gedankenreichsten, geistvollsten und lyrisch weichsten Werke noch schuldig geblieben. Ein starkes, ergreifendes und bezwingendes Kunstwerk zu schaffen, ist eben auch dem Begabtesten und Genialsten nicht eher möglich, bevor er sich nicht selbst zu einem künstlerischen Charakter und einer künstlerischen Persönlichkeit erzogen und bevor er nicht gelernt hat, sich in die Welt zu stellen und von ihr aus sie zu überwinden, anstatt von einem in den Wolken schwebenden Seil herab seine vertrackten Glossen und Possen über sie zu reißen. Wie er es von da sieht, so ist das Leben *nicht*.

Gegen das Theater und die ganze dramatische Kunst von heute werden gerade jetzt wieder allerlei feindliche Stiche geführt. Den feinen Geistern, die ihrer Zeit immer um ein paar Sprünge voraus zu sein für eine Tugend halten, die sie sich selber schuldig sind, gehört das Theater, wie wir es jetzt haben, und das Drama, wie es jetzt noch als ästhetische Norm gilt, also mit seinem Kampf und Widerstreit zwischen Recht und Unrecht, Schwäche und Kraft, Schuld und Sühne, Tugend und Laster, mittlerweile zu den überwundenen Kulturmomenten. *Hermann Bahr*, der Wiener Feuilletonist, hat dem jüngst feinsinnigen Ausdruck verliehen in seiner Essaysammlung „Dialog vom Tragischen" (Berlin, S. Fischer). Was er statt des dramatischen Dichters von heute fordert, ist eine reine und absolute „Schauspielerkunst", die das Ich überwunden hat, und für die es daher auch die tragische Weltanschauung nicht mehr gibt. „Alles ist Verwandlung", heißt der Leitspruch dieser antidramatischen Philosophie. Es ist Bahrs eigenes Motto, auch das des Bühnenschriftstellers Bahr; denn mit der Vernichtung der dramatischen Kunst bei sich selber anzufangen, scheint er natürlich keineswegs geneigt.

Auch seine jüngste dramatische Arbeit, die vom „Deutschen Theater" zum ersten Male aufgeführte Komödie „*Der Meister*" (Buchausgabe ebenda), ist ein echter Bahr: schillernd in allen Farben, ein glänzendes Virtuosenstück und eine stumpfe Dichtung. Ein herzhaftes Ja oder Nein, ein Verpfänden seiner ganzen Persönlichkeit, das wissen wir ja, ist nie Bahrs Sache gewesen, von jeher hat er es mehr mit den verschwimmenden Nuancen als mit den Grund- und Elementarfarben gehalten. Sein „Meister" — wer ist das anders als er selbst? Cajus Duhr, der auch ohne akademische Diplome von glänzenden Heilerfolgen gekrönte Chirurg, verdankt die Meisterschaft über seine Wissenschaft wie über sich selbst nicht zuletzt der überlegenen Kälte, mit der er sich gegen alle tiefen und weichen Gefühle gefeit hat. Was Herz, was Wärme, was Zärtlichkeit! Zwischen Sinnlichkeit und wirklicher Ehegemeinschaft hat er immer einen dicken Strich gezogen. Wenn „das Tier in ihm einmal Hunger bekam" und in eine fremde Hürde einbrach — daß er den Bund zwischen sich und seiner Frau damit besudele, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Die Ehe besteht für ihn *wesentlich* nur in der geistigen und praktischen Gemeinsamkeit zwischen Mann und Weib; die Liebe war ihm immer nur ein untergeordneter Begleitumstand. Seine Frau, eine aufgeklärte Amerikanerin, scheint diese Auffassung zu teilen; wenigstens geht sie äußerlich ganz in dem Beruf ihres Mannes auf und ist ihm im Lauf einer siebenjährigen kinderlosen Ehe die verständnisvollste und zuverlässigste Mitarbeiterin geworden. Da muß er eines Tages erfahren, daß, wie er dereinst mit seiner inzwischen längst beiseite geschobenen Sekretärin, so sie mit einem benachbarten jungen Grafen ein intimes Verhältnis hat. Was nun? Wird seine kühl-logische Ehetheorie diesem Schlag gegenüber standhalten, oder wird er wie die anderen, deren unlogische Ehrbegriffe er so oft als

komisch verspottet hat, zur Pistole greifen? Nein, er bleibt fest und gesteht seiner Frau — der Welt und seiner Familie zum Trotz — dasselbe Recht des Blutes zu, das er sich selber genommen hat. Aber seine Gleichung, muß er bald erfahren, hatte einen falschen Ansatz. Der große Chirurg ist ein schlechter Physiologe und ein noch schlechterer Psychologe. Er weiß nicht, daß bei der Frau die Sinne viel tiefer und fester in der Seele und im Herzen verankert sind als beim Manne, und daß, wo sie sich hingibt, sie auch fast immer liebt. Was konnte eine Frau dem „Meister", dem „grausam Großen", dem „ewig Überlegenen", der sich in allen Lagen selbst genug, im Grunde denn sein? Ein geschickter Assistent vermag sie ihm jeden Tag zu ersetzen. Dagegen der junge Herr von Vanin! Er erwartete sein Schicksal aus ihrer Hand, ihn konnte sie stützen und schützen, ihn durfte sie bemuttern und vielleicht dereinst auch beherrschen. Hier fängt das Licht an zu flackern, hier wird das bis dahin ernste Problem vom Witz und Aberwitz ins Skurrile herabgezogen. Aus dem Weib wird ein Weibchen, eine blasse Kopie der Ibsenschen Nora ohne irgendwelche individuelle Züge, aus dem Übermenschen, der auf den Luxus der Gefühle und Leidenschaften glaubte verzichten zu können, ein Wiener Wurstl, ein Hampelmann, den Leidenschaft, Stimmung oder Laune bald so, bald so tanzen lassen. Wozu sich in „tragischer Vermessenheit" gegen dies allgemeine Menschenlos sträuben? Nieder mit dem Meister! Es lebe der Wurstl! Damit doch aber auch das Positive am Ende nicht fehle, predigt ein kleiner japanischer Doktor, eine originelle, nicht übel erfundene Theaterfigur, dem skeptischen Europäer, der sich doch der Tränen nicht erwehren kann, die asiatische Schlußweisheit: „Gut ist: lieben, aber auch hassen können, Liebe muß auf der anderen Seite Haß sein (er denkt an den Verführer der Frau); und schützen, Meister, das gehört dazu, schützen können, wen man lieb hat, auch gegen ihn selbst, und halten, daß er sich sicher weiß; nicht aber immer nur gerecht sein, gegen alle gerecht, da kommt auf einen zu wenig, es langt nicht — nein, gerecht ist nicht gut, sondern einem, dem einen alles geben, alles, was man hat, daß für die anderen gar nichts bleibt — das! Aber gerecht ist nicht gut!" Und was den „Hampelmann" angeht, der von einer unsichtbaren Macht an Fäden gelenkt wird, ist es nicht unser einziges Glück, „eine Macht zu spüren, über uns draußen, die zieht und stößt und treibt, und wir müssen, wie sie will, wir sind unschuldig, es ist stärker. Wie dumm aber von uns, wenn wir uns erdreisten, gescheiter zu sein als das Schicksal, das doch eben nur durch unsere Leidenschaften wirkt — schneiden wir sie ab, mit der Schere der Vernunft, dann —" Er bricht ab, denn der Meister ist in Sinnen versunken und weint leise vor sich hin... Warum sich Bahr diese Ehe- und Lebensmaximen just aus der Mongolei holen mußte, will uns nicht in den Sinn. Vielleicht aber ist die Krankheit, die er heilen will, nur eine eingebildete, eine Phantasmagorie, wie sie überreizte Nerven dem Gehirn wohl vorspiegeln; dann könnte in der Tat das Elixir dafür nicht weit genug hergeholt werden. Spiel und elegante Gaukelei, wie alles bei Bahr, ist im Grunde auch „Der Meister", so ernst er sich stellenweise gibt, und so tapfer und geistreich er sich für sein Problem in die Schanze schlägt. Insofern hat Bahr eine gewisse Ähnlichkeit mit Wedekind: auch bei ihm verbirgt uns die preziöse Gesuchtheit und die Blasiertheit seiner „Fälle" das wahre Selbst des Künstlers, sein Herz und seine ehrliche Überzeugung. Beide sind die geborenen Variétékünstler, die Virtuosen der Arm- und Beinkunst. Der eine hoch oben auf dem Schwebetrapez, der andere im Parterre als fingerfertiger Prestidigitateur und quecksilberner Verwandlungsartist.

Die von Bahr in seinem „Dialog des Tragischen" aufgeworfene Frage: ist die Bühne und unser Drama noch imstande, unserer verfeinerten Kunst- und Lebensauffassung zu genügen, diese Frage kehrt auch vor des Schweden August Strindberg historischem Drama „Gustav Adolf" wieder, das zum erstenmal, auch den nordischen Bühnen voran, das „Berliner Theater" aufzuführen wagte. Mutet uns die ganze lange Folge von Bildern, die den, wie Strindberg ihn darstellt, sonnigen, nur allzu charakterschwachen Schwedenkönig von Pommerns Küsten bis aufs Totenfeld von Lützen begleiten, nur deshalb so zusammenhanglos und daher auch sinnlos zufällig an, weil unsere Bühne zu eng ist, der fortgeschrittenen, menschlich zerlegten und differenzierten Geschichtsauffassung eines Strindberg gerecht zu werden? Oder ist es des „Dramatikers" Schuld, daß seine Szenen für uns schemenhaft vorüberwandelnde Nebelbilder bleiben, von einer launischen, unerzogenen Phantasie willkürlich an die Wand geworfen? Das ist schließlich nur ein Streit um des Kaisers Bart. Hic Rhodus, hic salta! Die ganze Kluft, die zwischen der künstlerischen Weltanschauung eines „Wallenstein" von Schiller und der des Strindbergschen „Gustav Adolf" sich auftut, wird hier einmal recht offensichtlich: dort ein herzhaftes Zugreifen, ein entschlossenes Ja oder Nein; hier ein zagender Skeptizismus, ein ewiges Sichselberfragen, Sichselberverneinen, ein immer gegen sich selbst auf der Lauer liegendes Abwägen, das dem Ja ein Vielleicht?, dem Nein ein Doch wohl! entgegenstellt. Mögen meinetwegen diese und ähnliche Versuche, wider den Stachel zu lecken, schon Vortruppen einer freieren, höheren, gerechteren und sittlicheren Zukunftsdramatik sein, das eine steht fest: auf der Bühne, wie wir sie einstweilen noch haben, werden ihnen keine Lorbeeren blühen.

Eine Ergänzung zu dem nicht gerade imponierenden Bilde, das wir von Leo Tolstoj, dem Dramatiker, haben, versuchte das nicht bloß entdeckungs-, sondern auch ausgrabungslustige „Neue Theater" zu geben, indem es des Russen Komödie „Früchte der Bildung" aufführte. Literarhistorisch ist dies ältere Stück in der Tat

nicht ohne Wert, stellt es doch ein lehrreiches Gegenstück zu Tolstojs „Macht der Finsternis“ dar, die, für sich betrachtet, der Lebensweisheit des kulturfeindlichen Sittenpredigers eigentlich so wenig entspricht. Werden hier nämlich, in dem Bauerndrama mit der naturalistischen Unerbittlichkeit eines Zola die verbrecherischen Folgen der Dummheit und Verblödung der sogenannten „Naturmenschen“ geschildert, so stäupt der Dichter in den „Früchten der Bildung“, dem dramatischen Bilde aus der aristokratischen Gesellschaft, die blasierten Schnurrpfeifereien der von Müßiggang und Genußsucht verdorbenen „oberen Zehntausend“. Nur verwechselt Tolstoj Früchte mit Unkraut, Bildung mit Verbildung. Wir wenigstens im westlichen Europa sind keineswegs gesonnen, die Spielereien des Spiritismus und Hypnotismus, wie der Russe sie schildert, als „Früchte der Bildung“ gelten zu lassen, und wenn wir dem resoluten, mit prächtigem Mutterwitz begabten Bauernmädchen, das die spiritismusgläubigen Herrschaften mit ihren eigenen Gespenstern foppt und Natur und Vernunft, Liebe und Einfachheit am Ende siegreich triumphieren läßt, zu Schluß freudig bejahenden Beifall zollen, so dürfen wir das doch wohl mit etwas mehr Berechtigung tun als jene russische Hofgesellschaft, die sich einst in Zarskoje Ssjelo, dem russischen Versailles, lachend das Spiel ansah und den Teufel gar nicht merkte, der sie beim Kragen hatte. Es geht eben, wie so oft bei Tolstoj: der eigentliche Sinn seiner Predigt bleibt jenseit der russischen Zollschranken, seine Pfeile sind stumpf geworden, wenn sie zu uns kommen, und prallen daher wirkungslos ab. Wenn dazu nun noch, wie hier, eine allzu breitspurige slavische Umständlichkeit in der Technik und eine fast tolpatschige Plumpheit in der Ausmünzung der komischen Pointe sich gesellen, so lassen wir das Stück bald gern wieder dahin verschwinden, woher es gekommen. Ideellen Wert hat eigentlich nur die eine Szene in der Leuteküche, wo der große Kenner von reich und arm, hoch und niedrig die geistigen und gesellschaftlichen Narreteien der Oberen sich spiegeln läßt in der Auffassung der unverdorbenen Volkskreise. Hier spricht des Dichters jugendlich feuriges Herz, sein glühender Zorn und seine warme Liebe, in einer Episode auch sein grimmiger Humor und sein ätzender Hohn.

Endlich ist uns, nach all den losen Schwänken und Ehebruchsdramen, auch die französische Dramatik wieder mit einem ernsteren und freundlicheren Bilde ihrer Kunst erschienen. Das Pariser Lebensbild, das Anatole France in seinem „Crainquebille“ zeichnet, ist erfüllt von einer Liebenswürdigkeit des Herzens und einer Innigkeit des Mitempfindens, daß wir über das Elend und die Beschränktheit des einzelnen Falles befreit emporgehoben werden. Freilich walten diese dichterischen Tugenden weit reiner über der Novelle als über dem Theaterstück, das der Franzose erst nachträglich aus ihr gezogen hat (deutsch von Theodor Wolff). Crainquebille, ein armer, braver Kerl von Gemüsehändler, wird eines Tages bei einem Straßenauflauf verhaftet, weil der diensttuende Schutzmann aus seinem harmlosen „Rein

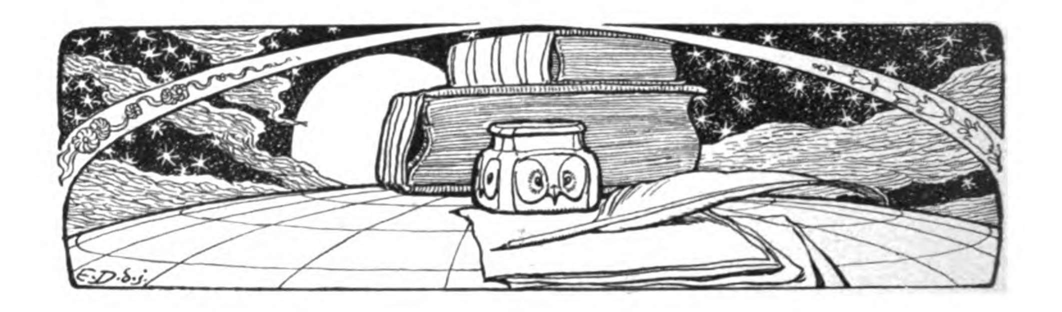


Szene aus Tolstojs Lustspiel „Früchte der Bildung“. (In der Leuteküche.) Nach der Aufführung im „Neuen Theater“ zu Berlin.

Szene aus Anatole Frances dramatischem Lebensbild „Crainquebille“. Nach der Aufführung im „Residenztheater“ zu Berlin.

verschwunden“ ein seine Amtswürde beleidigendes „Schweinehund“ herausgehört hat. Er kommt vors Gericht und wird, hilflos wie er ist, trotz eines einwandfreien Zeugen unter dem Gewicht der Schutzmannsaussage zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt. Er begreift kaum, was, viel weniger noch warum ihm das geschieht, und als er aus dem Gefängnis wieder in die Freiheit gelangt, ist er völlig verwirrt und gebrochen — elendiglich geht er an der Verachtung der Welt zugrunde. So die Novelle, anders das Drama. Hier wird Crainquebille von einem lebensfrischen Jungen, den ihm der gütige Dichter auf den Weg schickt, tüchtig gerüttelt und geschüttelt und dem Leben erhalten, wenn er auch hinfort unter dem Schatten einer stillen, wehmütigen Resignation nur weiter vegetiert. Der milde, heitere Humor, der so die Handlung ein- und ausläutet, versöhnt mit dem Konventionellen, das durch diese Umarbeitung in den herben Stoff hineingetragen ist. Aber tut Gorki in seinem „Nachtasyl“ etwas anderes, wenn er mitten durch die düstere Höhle des Lasters und der Verkommenheit wie einen Sonnenstrahl seinen Pilger Luka gehen läßt? Die deutsche Erstaufführung des „Crainquebille“ am Berliner „Residenztheater“ gewann einen besonderen Wert durch die Darstellung Hans Pagays, dieses schlichten und doch so tiefen Charakteristikers, der mit der Titelrolle sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum beging.





Literarische Rundschau

Sprachphysiologie und Sprachpsychologie, einst feindlich getrennt, bauen jetzt friedlich nebeneinander. In dem Siege der „historischen Sprachwissenschaft“ auf der ganzen Linie prägt sich diese Versöhnung am deutlichsten aus. Deshalb würde heute eine Beleuchtung der Beziehungen der Grammatik zur Logik und Psychologie, wie sie vor fünfzig Jahren Steinthal versuchte, kaum mehr der Situation angemessen erscheinen. Dafür nimmt ein anderes Verhältnis, das damals nicht oder mindestens nicht in der heutigen Form bestand, gegenwärtig wohl ein besonderes Interesse in Anspruch: das Verhältnis von **Sprachgeschichte und Sprachpsychologie**, das Prof. Wilhelm Wundt mit Rücksicht auf B. Delbrücks **Grundfragen der Sprachforschung** (Straßburg, Karl J. Trübner; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) in einer eigenen kleinen Schrift näher erörtert und erläutert (Leipzig, Wilh. Engelmann; geb. 2 Mk.). Wundt hat manches gegen Delbrück auf dem Herzen, aber alle negative Polemik wird bei ihm durch den gehaltvollen, ruhigen Positivismus überwunden, und indem diese seine Ergänzungen zu seinem eigenen Hauptwerk, der Völkerpsychologie, und zu Delbrücks „Grundfragen“ überall in den Kern und die Tiefe der Dinge dringen, machen sie den Leser eigentlich mit allen belangreicheren Fragen vertraut, die die moderne Sprachwissenschaft bewegen. Die Schrift ist eine Station auf dem Wege, dessen vielversprechendes Endziel darin besteht, daß die Sprachpsychologie als eine ebenbürtige und unentbehrliche Genossin der Sprachgeschichte anerkannt wird.

Eng an Fritz Mauthners sprachkritische Ketzereien, die an anderer Stelle dieses Heftes ausführlicher besprochen werden, schließt sich Gustav Landauer mit seinen „Versuchen“ über **Skepsis und Mystik** an (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 2 Mk.). Doch schweifen seine Gedanken mehr in die Kunst und in die Ästhetik hinüber. Namentlich für gewisse Richtungen und Stimmungen moderner Dichtung (Symbolismus, Neuromantik) sucht er eine tiefere philosophische und psychologische Grundlage zu geben. Ihm ist alle Kunst und Dichtung nur um der „Formeln“ willen da, wenn man dieses Wort in tieferem Sinne als gewöhnlich verstehen will. An die Stelle der geglaubten Illusion, unter deren Bann leider alle Kultur gestanden hat, will Landauer die ungeglaubte Illusion setzen, das Spiel, den Traum, die Kunst, die Heiterkeit und den Frevel: das Leben der Menschen wie der Völker soll tragisch gesteigert werden, weil und obwohl es nicht mehr ernst genommen wird ...

Eine gedankenreiche und scharfsinnige Untersuchung von Dr. H. Werneke: **Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes** (Essen, G. D. Baedeker; Preis 80 Pf.) betrachtet den deutschen Wortschatz nach den Gesichtspunkten der Kürze, der Originalität und des Wohllautes und rückt mit zum Teil neuen und eigenen Waffen sehr scharf den „Puristen“ auf den Leib, indem sie das Fremdwort — ein Ausdruck übrigens, den keine andere Sprache hat — namentlich nach seiner ästhetischen Bedeutung für unsere Sprache würdigt. Leider schießt Werneke dabei weit über das Ziel einer gesunden Kritik hinaus und verbohrt sich — wie es manchmal scheint, aus reiner eigensinniger Freude an Widerspruch und Eigenbrödelei — in eine Gegnerschaft auch gegen längst eingebürgerte deutsche Wörter (Haushalt; Vaterlandsliebe; Sprachforscher), die eines komischen Beigeschmacks nicht entbehrt.

Auf guter physiologisch-psychologischer Grundlage baut sich die anregende Untersuchung Dr. E. F. W. Meumanns' über die **Sprache des Kindes** auf (Abhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Nr. VIII. Zürich, Zürcher u. Furrer; Preis 2 Mk.). In allgemeinverständlicher Form, dabei aber sehr selbständig — im Gegensatz oft zu Lindners bekanntem Buche — weiß der Verfasser die meisten recht schwierigen Probleme der kindlichen Sprachentwickelung zu behandeln. Der Hauptnachdruck wird auf die Zergliederung der geistigen Prozesse des Kindes gelegt, die sich an der Ausbildung einer Sprache beteiligen. Ganz besonders wird der starke Anteil nachgewiesen, den das Gemütsleben des Kindes an seiner sprachlichen Entwickelung hat. Eltern und

Lehrer werden diesen Ausführungen viel reizvolle Belehrung und manche praktischen Winke entnehmen.

Scheinbar von Wustmann und seinen „Sprachdummheiten" angeregt, hat uns Theodor Vernaleken, ein um die nationale Sache vielfach verdienter Deutsch-Österreicher, der als Zweiundneunzigjähriger vor einiger Zeit in Graz gestorben ist, **Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse** hinterlassen (Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn; geh. Mk. 2.50, geb. 3 Mk.). Den Kern des Buches bilden alphabetisch geordnete Erläuterungen von Wörtern, Redensarten, unsicheren Begriffen, Personennamen usw., eine Art etymologischen Sachwörterbuches also, wobei sich Berücksichtigung der neueren Forschungen mit einem entschlossenen Betonen des nationalen Standpunktes wohl verträgt. Manches hat sich aus nationalen oder kulturgeschichtlichen Rücksichten zu kleinen Aufsätzen ausgestaltet, die von dem Fortleben des Grimmschen Geistes — Vernaleken, in der deutschen Märchengegend von Hessen-Kassel geboren, hat in seiner Jugend mit den Brüdern persönlich verkehrt — erfreuliches Zeugnis ablegen. Der literarische Geschmack des Verfassers freilich erregt manchmal Bedenken. So zählt er zu den musterhaften Schriftstellern außer Lessing, Freytag, Riehl mit Umgehung Goethes, Kellers, Raabes, K. F. Meyers auch Ganghofer, Herm. Schmid und Julius Wolff! Seine Schreibweise neigt zu behaglichem Plauderton, ohne in billige Witzeleien zu verfallen; nur die gelegentlichen Ausfälle gegen religiöse Bräuche des Katholizismus — Vernaleken, aus dem Geschlechte von Zwingli stammend, war in seiner Jugend zum Katholizismus übergetreten, später zum Protestantismus zurückgekehrt — wollen uns nicht immer recht am Platze scheinen. F. D.

Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Von Fritz Mauthner. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1901.) — Mauthners groß angelegtes Werk hat bisher zwei sehr verschiedenartige Gruppen von Beurteilern gefunden. Zu die eine gehören die begeisterten Verehrer, die diese „Kritik der Sprache" mit Kants Kritik der reinen Vernunft auf eine Stufe stellen (vgl. im Werke selbst I, 32 und I, 271); zur anderen gehören die Sprachforscher, die in der Mehrzahl sehr geringschätzend über das Buch geurteilt haben. Wenn wir nun auch den Schwärmern uns nicht anschließen können, so empfinden und bezeugen wir doch Hochachtung vor dem Verfasser, der sich spärliche Mußestunden zu harten Arbeitsstunden machte, der einen ebenso weitschichtigen wie spröden Stoff unermüdlich durchforschte und durchgreifenden Gesichtspunkten unterwarf. Abgesehen vom Persönlichen hat das Werk an sich etwas, was unbefangenen Lesern Interesse einflößt. Es ist ganz richtig, daß Mauthner manchmal Dinge, über die bei Fachleuten gar kein Zweifel ist, wie neue Entdeckungen behandelt, daß er allerhand Versehen begeht und einigen wissenschaftlichen Begriffen nicht bis auf den Grund geblickt hat. Indessen ist seine Hauptabsicht doch mehr eine philosophische als eine sprachwissenschaftliche: er kämpft gegen den Wortaberglauben, um unsere Weltanschauung zu reinigen, er erstrebt eine Erkenntnislehre, die sich über die Wertlosigkeit, ja Verderblichkeit der Sprache völlig klar geworden ist. Schade nur, daß seine Kritik gerade vor den bedenklichsten philosophischen Hypothesen respektvollen Halt macht und oft genug sich selber aufhebt. Man darf ohne Überschätzung der zünftigen Philosophie sagen: ihre Schulung hätte diesem lebhaften und verneinenden Geiste recht gutgetan.

Mauthners radikaler Zweifel geht aus von einem Sensualismus: es ist nichts im menschlichen Verstande, so meint auch er, was nicht vorher in den menschlichen Sinnen gewesen wäre. Er fügt hinzu, daß die Entwickelung gerade unserer Sinne ein Werk der Wirklichkeitswelt ist, und nennt sie Zufallssinne. Da wir nun keine Sinne für die Seelentätigkeiten besitzen, so können wir diese nicht wirklich fassen; „Seele" ist bloß ein Wort, und solche Fragen, wie die nach der Pflanzenseele, sind lediglich Fragen des Sprachgebrauchs; die meisten psychologischen Diskussionen sind leere Wortmacherei. Damit hat sich der Verfasser nicht etwa zu den Materialisten geschlagen, die er im Gegenteil des rohesten Wortaberglaubens bezichtigt. Vielmehr soll hier ganz deutlich gemacht werden, daß die Worte unbrauchbare Erkenntniswerkzeuge sind. Die Sprache bedeutet nichts anderes als das Gedächtnis des Menschengeschlechtes, wobei zu bedenken ist, daß Sprechen und Denken identisch sein sollen, und Gedächtnis bedeutet nichts anderes als Vergleichen, als eine Aktion, die zwei Nervenzustände vergleicht. Aus Metaphern ist die Sprache entstanden, und durch Metaphern wächst sie. Deshalb (und „weil nicht einmal die Worte der Poesie sichere Anschauung zu geben vermöchten") ist die Sprache ein gutes, ja das allerbeste Werkzeug der Kunst.

Soviel über den Inhalt des ersten Bandes: der zweite dürfte unsere Leser weniger interessieren; der dritte wird noch gesondert besprochen werden müssen. Über das Ganze ist eine Fülle von ästhetischen, psychologischen und sprachgeschichtlichen Aphorismen ausgestreut: ein geistreiches Hin und Her, das wohl kürzer gefaßt und besser gegliedert werden könnte. M. D.

* * *

Die neuerwachte Neigung zu religiös-wissenschaftlichen Untersuchungen und Darstellungen spiegelt sich auch in der Goetheliteratur. So schreibt Bernhard Spieß über **Goethe und das Christentum** (Frankfurt a. M., Englert u. Schlosser; broch. Mk. 1.50) und unterzieht dessen wechselnde Stellung zu Christi Lehre einer eindringenden Untersuchung, die sich erfreulicher Unparteilichkeit befleißigt. Er geht aus von dem Einfluß, den Lavater und die „schöne Seele" (Fräulein v. Klettenberg) auf den jungen Dichter ausübten, und entwickelt, mit dem Lebenslaufe

Goethes aufsteigend, die Anschauungen von Religion und christlicher Ethik, mit denen dieser sein dichterisches Lebenswerk erfüllte. Der Reinertrag des Buches ist für die Erhaltung der Grabsteine der Familie Brion (Friederikes Eltern) in Sesenheim bestimmt. — Als ein berufener Führer des Protestantismus im zwanzigsten Jahrhundert wird der Dichter des „Faust“ in Karl Trosts Schrift **Goethe und der Protestantismus des zwanzigsten Jahrhunderts** (Berlin, Alex. Duncker; geh. 1 Mk.) gefeiert. Wie es solchen spezialisierenden Schriften nur zu leicht eigen, werden auch hier die beiden gemessenen Größen etwas gewaltsam aneinander gepaßt. Goethe mit seinem „ethischen Realismus“ gerät dabei in seiner individuellen Selbständigkeit etwas zu kurz. Immerhin, es bleibt ein guter berechtigter Kern, der die Zusammenstellung auch innerlich rechtfertigt, nur muß man immer an den freien, fortschrittlichen Protestantismus eben des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht an den früherer Perioden denken. Die kleine Schrift ist, anfechtbar in vielen Einzelheiten und in ihrer Goethekenntnis nicht überall zuverlässig, doch überraschend reich an Anregungen, die über die Grenze des eigentlichen Themas zuweilen weit hinausgreifen. — **Die Religiösität der Frau Rat und das Verhältnis Goethes zum Christentum** beleuchtet P. Dr. Schmidt in einem namentlich aus Vogels Buch „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen“ und aus Professor Luthardts „Geschichte der Ethik“ zusammengestellten Schriftchen, das auf Selbständigkeit keinen Anspruch erhebt (Leipzig, Jacobi u. Zacher).

In einem biographischen Gedenkbuch voll schöner menschlicher Wärme macht uns Theodor Kappstein, mit dem Gefeierten zu dessen Lebzeiten in vertrauter Freundschaft verbunden, die Persönlichkeit **Emil Frommels**, des Berliner Hof- und Garnisonpredigers, lebendig (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Das sonnendurchleuchtete Leben und Wirken dieses Mannes wird überall, wo es gelesen werden wird, Trost, Freude und innere Erhebung über den Alltag zurücklassen. — **Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung** stellt uns in acht Aufsätzen, die sich mit Hebbel, Keller, Storm, C. F. Meyer, Fontane, Ebner-Eschenbach und Rosegger beschäftigen, Otto Frommel dar (Berlin, Gebr. Paetel; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Auch hier hat die Liebe dem Verfasser die Hand geführt, und so ist ein Beitrag zur deutschen Gemüts- und Geistesgeschichte zustande gekommen, der zugleich belehrt und erbaut. — Professor Dr. Karl Hilty, der Schweizer Populärphilosoph, hat aus vier innerlich wenig zusammenhängenden Aufsätzen über die Kunst der Erziehung, über die Freundschaft, über Dante und über die Frage „Wie kommt das Reich Gottes?“ einen neuen Band Betrachtungen herausgegeben, der den Titel **Briefe** trägt (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.). — F. A. Feddersens **Erzählungen eines Dorfpredigers** (Hanau, Clauß u. Fedderſen; geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50), die sonnigen Humor mit tiefer Menschenkenntnis und köstliche Schilderungen aus dem friesischen Dorfleben enthalten, sind um einen weiteren Band vermehrt worden, der wieder wesentlich Bilder und Skizzen vom Lande enthält. Str.

* * *

Eine neue **Geschichte der Musik**, die uns eine zusammenfassende Darstellung der Tonkunst von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart verspricht, und die in erster Linie für das deutsche Haus und die deutsche Familie bestimmt ist, beginnt soeben in der Muthschen Verlagshandlung (Stuttgart) zu erscheinen. Ihr Verfasser ist Dr. Karl Storck, den unsere Leser aus der „Musikalischen Rundschau“ kennen. Das Werk, von dem zunächst die erste Abteilung vorliegt, ist in vier Abteilungen zu je 2 Mk. zu beziehen. Der Verleger hat ihm durch Beigabe künstlerischen Buchschmucks von Franz Stassen eine besonders ansprechende Ausstattung zuteil werden lassen. Wir kommen auf das Werk zurück. — **Johann Sebastian Bachs** Lebensbild hat uns Pfarrer Hermann Barth gezeichnet (Verlag von Alfred Schall, Berlin W. 30; Preis geh. Mk. 3.50, geb. M. 4.50). Er zeigt uns den schlichten und doch so selbstbewußten Mann, den arbeitsamen und schaffensfreudigen Künstler von Gottes Gnaden in seinen Kämpfen mit der kleinlichen Gesinnung seiner Zeit wie in dem Frieden seines häuslichen Familienglückes. — In novellistischer Umrahmung erscheint der junge Meister in dem anmutigen Buch von Karl Söhle, dem Verfasser der „Musikantengeschichten“: **Sebastian Bach in Arnstadt** (Berlin, B. Behrs Verlag). — Unter den von Heinrich Reimann herausgegebenen Lebens- und Charakterbildern berühmter Musiker nebst Einführung in die Werke der Meister ist als zwölfter Band eine Monographie über **Heinrich Marschner** erschienen (Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“; geb. 4 Mk.). Der Verfasser Dr. G. Münzer hat vielfach neues Material benutzen können und bietet so die erste abgeschlossene Biographie des Komponisten. Reicher Bilderschmuck begleitet den Text. In derselben Sammlung finden wir **Franz Schuberts** Lebensbild von Richard Heuberger (Bd. XIV), einem österreichischen Landsmann des Großmeisters deutscher Liedkunst und einem volkstümlichen Komponisten gleich ihm, sowie eine Biographie **Robert Schumanns** von Hermann Abert (Bd. XV), eine fleißige und gewissenhafte, auch gut geschriebene Arbeit, die das Hauptgewicht auf die Klavierkompositionen, also auf die erste Periode Schumanns legt. Wie alle anderen, so sind auch diese letzten beiden Musikerbiographien reich mit Bildnissen, Faksimilen und Kunstbeilagen geschmückt, für die moderne Maler wie Klinger, Thumann, Sascha Schneider und Fidus herbeigezogen sind. — **Franz Liszt** schildert uns Rudolf Louis in einem Lebensbilde, das zu der bekannten Sammlung „Vorkämpfer des Jahrhunderts“ gehört (Berlin, G. Bondi; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50). Die interessante Persönlichkeit ist hier zwar nicht erschöpfend, dafür aber bei aller biographischen Knapp-

heit eigenartig und selbständig behandelt. Prinzipielle Fragen, wie Programmusik, Oratorium und Kirchenmusik, werden erörtert; die neuere Entwickelung des Künstlers findet liebevollste Auslegung. Wie denn überhaupt das komplizierte Wesen Liszt von innen mit entgegenkommender Liebe erfaßt ist; gilt doch für ihn noch besonders, was Wagner von dem Künstler im allgemeinen gesagt hat: nur Liebe kann ihn, den Subjektiven, individuell verstehen. — **Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein** und **an Karl Gille** hat die Verlagshandlung von Breitkopf u. Härtel in Leipzig herausgegeben. Die letzteren (geh. 5 Mk.) hat Adolf Stern mit einer äußerst interessanten biographischen Einleitung versehen, in der er Gilles Leben, seine Beziehungen zu Goethe, Liszt u. a. darstellt. Die Briefe an Gille sind in deutscher Sprache verfaßt, während sich Liszt für seinen Briefwechsel sonst meist des Französischen bediente; sie geben besonders wertvolle Einblicke in die Seele und das Schaffen des Komponisten Liszt. — Bald nach Hugo Wolfs Tode sind dessen **Briefe an Hugo Faißt** erschienen, jenen Stuttgarter Rechtsanwalt, in dem Wolf nicht nur das feinste Verständnis für seine Werke fand, sondern auch den begeisterten Propheten, der der Welt zu zeigen verstand, wie seine Kunst zu Gehör gebracht werden mußte. Die Briefe, die Professor Michael Haberlandt mit Vorwort und Erläuterungen versehen hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft; geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50), umfassen die Zeit vom Herbst 1893 bis Herbst 1898 und bieten ein intimes Selbstporträt des oft völlig verkannten Briefschreibers, des Menschen so gut wie des Künstlers. Sie sind durchweg in einer so klaren, schönen, ästhetisch ausgeglichenen Prosa geschrieben, daß sie schon durch diese saubere, vornehme äußere Form sich als echte Lebensdokumente eines Künstlers darstellen, der die ästhetisch-literarische Kultur bei der Wahl seiner Texte stets obenan stellte. l.

* * *

Heimatlieder. Von Friedrich Schäfer. (Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler. Preis geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.) — Der Verfasser, der sich früher schon durch eine Sammlung lyrischer und balladenartiger Dichtungen warme Anerkennung errungen hat, ist keiner von den Großen im Reiche der Poesie, kein Führer und Pfadfinder zu neuen Ideen und neuen großen Stoffen, aber er hat, was vielen fehlt, und was wir heute, in einer Zeit der literarischen Pose, wieder doppelt schätzen gelernt haben: die Schlichtheit und Frische des Empfindens, die ungekünstelte und ungeschminkte Ehrlichkeit des Ausdruckes und jene schöne Harmonie zwischen Kunst und Persönlichkeit, die nur aus einem fest in sich selber ruhenden Charakter, aus einem sicheren und reinen Menschentum fließt. Bei der Bezeichnung „Heimatlieder" könnte vielleicht der Gedanke entstehen, Schäfer gehöre zu jener sich heute oft recht tumultuarisch gebärdenden Gruppe junger oder doch jüngerer Poeten, die die Parole der „Heimatkunst" im Gegensatz zur Großstadtkunst und leider oft auch zu aller literarischen, künstlerischen Poesie auf ihr Banner geschrieben haben. Aber das wäre ein Irrtum. Ihm und seiner Dichtung liegt nichts ferner als irgendwelche außerkünstlerische Tendenz. Er besingt den deutschen Wald und die niederdeutsche Heide, er zeichnet Bilder aus Geschichte und Sage, er läßt Vaterlandsliebe und Vaterlandsstolz durch die Saiten seiner Harfe rauschen und versenkt sich mit einer frommen, aber stillen Andacht in die Runen, die seine eigenen Tage in sein Schicksalsbuch geschrieben haben. In dem allen spürt man, was von jeher das sicherste Kennzeichen aller echten Poesie war und bleiben wird, das eigene Erleben des Dichters. Manches freilich findet noch nicht den neuartigen und selbstschöpferischen Ausdruck, um auch in der Form so zu erscheinen: Volkslied und Märchen haben dem Dichter manchmal ganz deutlich und unverkennbar ihre Hilfe geliehen; aber diese Elemente sind keineswegs bloß eilig von der Oberfläche abgeschöpft, sondern durch ein intimes Sichversenken und Sicheinleben in die Schönheiten jener unvergänglichen Schatzkammern der Poesie wirklich sein eigen geworden. Ein Dankbarer gibt wieder, was er empfangen hat: „Mein Lied", redet der Dichter die Heimat an,

> Mein Lied ist nur der Spiegel deiner Heiden,
> Ein Hall aus deinen Wäldern, deiner Flur;
> Ein Stück von deines Volkes Glück und Leiden
> Schloß in den goldnen Ring des Reims ich nur.
> Ich lauschte auf den Bergen deiner Stimme,
> Im tiefen Tale hört' ich still dir zu,
> Du sprachst zu mir mit deines Winters Grimme
> Und deines Frühlingsabends sel'ger Ruh ...

Aber alles, was dieser „Dankbare" empfangen hat, ist nicht durch ein „Temperament" — wir vermeiden den fremden Ausdruck —, wohl aber durch ein rein und frisch, stolz und eigen empfindendes Gemüt gegangen und hat hier seine neue Seele und sein eigenes Gesicht erhalten. Eine feine religiöse Ader zieht sich durch das alles, durch die Liebes- wie durch die Naturlieder, durch die Geschichtsbilder wie durch die vaterländischen Klänge, am tiefsten und doch keineswegs aufdringlich durch den Abschnitt „Eigenstes", der den Beschluß macht:

> Oft fand ich ganz allein im Dunkel
> Auf einer weiten Heide mich,
> Da sah ich eines Sterns Gefunkel,
> Und in dem Sterne sah ich dich ...
>
> Und hört' ich nicht vom Himmel droben
> Fernher die ew'ge Melodie,
> Ich stände stumm in diesem Toben,
> Und meine Lippe sänge nie.

Doch nicht nur weiche, auch kräftige balladenhafte Töne finden sich in der kleinen Sammlung, kernige, männliche Bekenntnisse und fröhliche Festklänge, wie sie nach stiller Einkehr bei sich selbst einem tüchtigen Menschen und echten Deutschen ziemen. Dem deutschen Hause und der deutschen Schule sollen deshalb die „Heimatlieder" auch besonders warm empfohlen sein. l.

* * *

Es wird gewiß nicht als Übertreibung empfunden, wenn man sagt, daß **Marie von Ebner-Eschenbach** zu den Lieblingen der deutschen Lesewelt gehört. Man fragt bei ihr nicht danach, ob sie irgend einer Richtung angehört. Viele ihrer Romane, wie „Das Gemeindekind“, „Lotti“ oder „Unsühnbar“, zählen zu den Meisterwerken der zeitgenössischen Literatur und werden voraussichtlich noch recht lange dazu gerechnet werden. Neuerdings hat sich Marie von Ebner-Eschenbach auf einem Gebiete versucht, das bisher nur zuweilen von ihr gestreift wurde: es ist das Gebiet des Künstlerromans. Unsere Monatshefte hatten den Vorzug, diese neueste Dichtung zuerst der Lesewelt zu vermitteln; nun liegt dieselbe in einem schön und würdig ausgestatteten Bande aus dem Verlage der Gebrüder Paetel in Buchform vor. Wir reden von dem überaus anziehenden, fesselnden und dabei kenntnisreichen Roman **Agave**, in welchem die Elemente und Grundzüge des Zeitalters der italienischen Renaissance zum Hintergrund eines ergreifenden Künstlerschicksals erwählt sind. Man könnte fast sagen, daß diese Periode selten so erschöpfend charakterisiert ist wie hier. Wie die Agave in ihrer pflanzlichen Existenz nur einmal eine wunderbare Blüte treibt und dann still fortvegetiert, so bringt Antonio Venesco, der Töpfer aus Ariccia, nur einmal während seines Künstlerdaseins als Schüler des großen Masaccio ein Werk hervor, das, aus unglücklicher Liebe geboren, in höchster Vollendung des Farbenzaubers die Bewunderung der Zeitgenossen, aber auch seiner Kühnheit wegen Neid und Feindschaft entfacht. Es ist nicht das vereinzelte Menschenschicksal allein, was die Dichterin uns zeigt; es ist die ganze herrliche Zeit, die der Entfaltung des seltenen Talentes Wurzel, Nahrung und Blüte gibt. Diese Zeit mit ihren großen Meistern, den in Schönheit strahlenden und für die Malerei begeisterten Männern und Frauen, sowie den fördernden, aber oft auch eigenwilligen Gönnern steigt vor der Phantasie empor. Allerdings sinkt der Held des Buches mit dem Agaveschicksal später zu glanzloser Existenz zurück, aber seinem Dasein bleibt der Stern der Liebe, der ihm ein bescheidenes Glückslos schafft. G.

* * *

Der in diesem Hefte veröffentlichte Aufsatz von Professor Dr. Oskar Bie: „Das Menuett“ gibt uns erwünschte Gelegenheit, auf eine Publikation der Photographischen Gesellschaft in Berlin hinzuweisen, die sich mit dem in unserem Beitrage behandelten Kultur- und Kunstgebiete des achtzehnten Jahrhunderts besonders nahe berührt. Auf den Seiten 631, 637, 639 finden die Leser denn auch Blätter aus der Kunstmappe **Meisterwerke aus den Kunstsammlungen des deutschen Kaisers** abgebildet, die hier gemeint ist. Sie geben auch in der starken Verkleinerung, die sie sich für unsere Zwecke haben gefallen lassen müssen, ein gutes Bild von den großen, mit feinstem Geschmack und sicherster Technik ausgeführten Photogravüren, die ihnen als Vorlage gedient haben. In der Mappe der Photographischen Gesellschaft haben wir die Hauptwerke jener französischen Meister der Rokokozeit beisammen, die Friedrich der Große bei der künstlerischen Ausschmückung seiner Schlösser in Potsdam bevorzugt hat. Darunter als Glanzstücke die Watteaus aus dem Salon der deutschen Kaiserin, allen voran „Die Einschiffung zur Liebesinsel“. Zu Watteau gesellen sich Lancret, Boucher und Pater; sie sind insgesamt mit siebenundzwanzig ihrer berühmtesten und entzückendsten Schöpfungen vertreten. Ein Hauch vornehmer Grazie liegt über all diesen Bildern, die deshalb auch hauptsächlich als Schmuck für den Salon einer eleganten Dame zu empfehlen sein werden. Stoff und Malerei, Stimmung und Kostüm dieser glänzenden Rokokogemälde brauchen hier nicht näher beschrieben zu werden; das alles spiegelt den Lesern mit meisterhafter Charakteristik das Kulturbild wider, das Oskar Bie in seinem Aufsatz entwirft. — Treue der Wiedergabe vereinigt sich in den Photogravüren mit einer überraschenden Tiefe und Weichheit des Tones, und die Größe der Blätter (70 : 50 Zentimeter) ermöglicht auch bei der kleinsten und feinsten Einzelheit noch eine vollkommene Schärfe und Klarheit.

* * *

Mitteilung. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die im Rahmen des Aufsatzes über **Adolf Brütt** auf S. 319 und S. 327 des Dezemberheftes wiedergegebenen Bildwerke „**Schwerttänzerin**“ und „**Diana**“ als photographische Kunstblätter im Verlage der Neuen Photographischen Gesellschaft zu Berlin-Steglitz (Siemensstraße 27) erschienen sind (Preis für jedes Blatt in Normalformat von 19 : 24 ½ cm 1 Mk., in Folioformat von 41 ½ : 55 ½ cm Bildgröße 5 Mk.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

März 1904

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

XCV. Band Heft 570



Vor der Elbmündung

Novelle

von

Wilhelm Jensen

III.

Am nächsten Tage stand der Wind ungünstig aus Norden, doch gab er Anzeichen, daß er vorhabe, nach Osten umzulaufen; so trat's auch schon am Abend ein, und der einkehrende Morgen sah das Boot mit dem in ihm untergebrachten, durch Linnenbedeckung gegen Kippwellen verwahrten Inhalt an allerhand Nahrungsmitteln zur Abfahrt bereit. Hadlef hatte dem Begleiter seiner Enkelin unter vier Augen ein kurzes, nicht ohne Mühsal zustande gebrachtes Schreiben an Follrich Folkarts eingehändigt, während Belke einen Versuch gemacht, Age zum Anlegen ihrer Sonntagstracht für den Besuch auf Süderoog zu veranlassen. Doch war dies erfolglos gewesen, da das Mädchen den Kopf geschüttelt und erwidert, es würde nicht gut bedacht sein, die hellfarbige Kleidung einer leicht möglichen Schädigung durch Wasser auszusetzen.

Das mußte die Alte am Ende wohl zugeben; so saß Age Terwisga, mit ihrem gewöhnlichen blaugrauen Friesrock angetan, im Boot, ihr Haar, wie bei der Nachtfahrt von Kuxhaven her, durch ein umgeknotetes rotes Tuch gefesselt haltend. Dicht ostwärts von Neuwerk führte zwischen dem Ribbel- und Steilsand eine breite, stets gefüllte Tiefrinne, die „Kinderbalje", gen Norden und schnell in das Hauptstrombett der Elbe; die Flut ging ihrer Höhe entgegen, doch war sie nicht für lange erforderlich. Bei dem frischen Winde gelangte das Boot voraussichtlich vor dem Ebbeeintritt über den breiten Sand der dem Ufer Süddithmarschens weit vorgelagerten „Norderbank" hinweg und erreichte dahinter die offene, kein Hindernis mehr entgegenstellende See. So konnte das Fahrzeug sich ohne Kreuzschlag gradeaus nach Norden halten, das Mädchen nahm den Steuersitz ein, Arnald die Bank ihr gegenüber. Darin glich alles ihrem damaligen nächtlichen Beisammensein, sonst aber stand ihre Umgebung überall in stärkstem Gegensatz dazu. Nicht der Mond ging auf und warf Lichtblitze durch jagend zerrissenes Gewölk, sondern die Sonne stieg an wolkenlosem Himmel höher über der Elbe empor; kein Gewoge überschlug sich mit zischend weißen Kämmen, und kein Sturm fuhr mit plötzlichen Stößen in die Segelleinwand, sie hielt sich unterschiedlos leicht in gleichmäßigem Winde gebauscht. Eine besser begünstigte, anmutigere Fahrt ließ sich nicht wünschen; gleich einer in ruhiger Geschwindigkeit ihrem Ziele zuschwebenden Möwe zog das Boot durch die weite besonnte Einsamkeit dahin. Nach Osten begrenzte ein feiner dunkler Strich, nun auf-

tauchend, nun wieder zergehend, den Horizont, die Deichlinie der bald etwas vorspringenden, bald mehr zurücktretenden Westküste des holsteinischen Landes. Sonst war nichts als Luft und Wasser.

Der Steuernden nahe gegenüber sitzend, traf Arnald beim Aufsehen mit dem Blick in ihr Gesicht, sah ihre Augen ihm zugewandt. Doch die seinigen vermieden heute ein Begegnen mit ihnen; er fühlte sich bedrückt, daß er etwas heimlich in sich trug und es ihr doch verschweigen mußte, wie's seine Hand der alten Belke zugelobt. Gewiß wollte er nicht minder ihr Bestes als die Großeltern und trug ein warmes Verlangen in sich, mitzuwirken, daß ihr Leben so festgesichert und beglückend als möglich werde. Das schuldete er ihr aus Dankespflicht, zweimal hatte ihre Umsicht und Hilfe ihm das Leben gerettet, freilich wäre er ohne sie beidemal auch nicht in die Todesgefahr geraten. So war's nicht eigentlich Dankesschuld, mehr noch der Trieb menschlich warmer Anteilnahme an ihr, der in ihm von Tag zu Tag angewachsen war. Niemals hatte er zu jemandem in einem nahen, wirklichen Freundschaftsverhältnis gestanden, seine Natur zu einem solchen engen Anschluß nicht veranlagt geglaubt. Doch zum erstenmal erkannte er, sich darin irrtümlich beurteilt zu haben, denn zweifellos war das Gefühl, von dem er nach und nach auf Neuwerk stärker überkommen worden, das einer echten Freundschaft. Daß es einem Mädchen, nicht einem Manne galt, dieser Unterschied barg offenbar keine Bedeutung in sich, das Wesentliche ruhte darauf, daß ein Mensch zu einem anderen Menschen in derartige Beziehung trat. Dann galt das übrige gleich, die Übereinstimmung im Gemüte machte die Grundlage der Befreundung aus, verjüngte diese. Sie erforderte auch nicht die nämliche Bildungsstufe, nur die gleiche Eigenart des Empfindens, vor allem der großen Naturwelt gegenüber. Die besaß Age Terwisga, im Einklang mit seiner eigenen, wie niemand, den er sonst kannte; ob sie nicht zu lesen und schreiben verstand, es auch nicht mehr erlernen zu können schien, war sie doch unverkennbar im Inneren von einem dichterischen Vermögen der Anschauung und des Verständnisses erfüllt, gewissermaßen selbst ein belebtes Stück Poesie. Aus dem Vorrat seiner Kenntnisse mochte er ihr mancherlei geben, aber nach anderer Richtung empfing er auch von ihr, und ihn bedünkte, seine Gabe sei die geringere. Wohl entfloß die ihrige im wesentlichen der Inselwelt, doch dadurch, daß sie selbst ein Teil von dieser war; er fühlte, ohne sie würde ihm das Verständnis dafür nicht derartig aufgegangen, er darin nicht heimisch geworden sein. Denn so empfand er sich auf Neuwerk; eine Nachrechnung ergab, noch nicht volle vier Wochen befinde er sich dort, dagegen war's ihm innerlich, wie wenn er bereits eine unmeßbare Zeit im Gehöft Hadlefs Terwisga zugebracht, Teilnehmer an dem Leben der Bewohner drin gewesen sei. Seine Sinne umfing's mit einer traumähnlichen Täuschung, als ob er das vor ihm am Steuer sitzende große Mädchen schon als ein Kind über die einsamen Watten laufen gesehen und im summenden Wind ihre Stimme gehört habe.

In diese vorüberwechselnden Gedanken und Vorstellungen hinein klang ihm jetzt einmal wirklich ihre Stimme mit der Frage ans Ohr: „Hast du heute keine Lust zu sprechen?“

Er antwortete mit einer gewissen Hastigkeit: „Die Fahrt ist so schön und macht schweigen wie in wundervollen Träumen, da redet man auch nicht, sieht und hört nur. Aber ich habe dir noch nicht dafür gedankt, daß du mich mitgenommen hast, das konntest du wohl mit Recht erwarten.“

Um ihre Lippen ging ein Zug, als ob sie lachen wollten, doch schwand er gleich wieder: „Mein Großvater hat's gewollt, nicht ich; willst du einem danken, mußt du's ihm und dir selbst, ich tu nur, was er mich geheißen hat, ob mir's auch nicht glaublich vorkommt, daß die Kimmung von Süderoog hat anzeigen sollen, sie litten Not dort. Aber Mutter Belke meint's auch so, und mir kommt's nicht zu, klüger sein zu wollen als sie. ... Ja, beim Träumen spricht man auch selten, hört nur drauf, was andere sagen. Das ist sonderbar, aber vielleicht ist's darum manchmal so schön, zu träumen. Und daß sie alle Stimmen zum Sprechen haben, die Vögel, der Wind und die Wellen; man glaubt's ihnen auch nicht mit der Vernunft,

aber hört doch gern zu, bis man die Augen aufmacht und wach wird."

Die Augen Ages sahen geradeaus in das Gesicht ihres Begleiters, er suchte jetzt, ihnen standzuhalten und über seine bisherige Befangenheit Herr zu werden, denn die Verheimlichung der Aufgabe seiner Teilnahme an der Fahrt war ja nichts Schlechtes, sollte vielmehr zum Besten des Mädchens dienen. Doch trotzdem wich sein Blick bald noch wieder an der ruhigen Sicherheit des ihrigen vorbei, und er wußte nichts, um ein Gespräch darüber weiterzuführen. Oder ihm lag wohl etwas auf der Zunge, zu fragen, von welcher Art und Aussehen der Sohn Follrichs Folkarts auf Süderoog sei, aber diese Wißbegier durfte er nicht laut werden lassen, denn sie hätte bei der Befragten einen Verdacht erwecken können. Doch einem Wiedereintritt des vorherigen Schweigens wollte er vorbeugen, ihm kam ein hilfreiches Mittel dazu in den Sinn, und die Hand nach seiner Brusttasche streckend, sagte er: „Ich habe das Buch mitgenommen, vielleicht, dacht' ich, könnte es uns unterwegs zu statten kommen. Hast du Lust, hier zu hören wie auf der Düne? So still ist's auch, und nicht einmal Geert Grawander kann zu uns heruntersteigen, um zu fragen, ob du wieder deine Zeit verspillst."

Das rief den Nachmittag ins Gedächtnis, an dem sie nach dem Rückgang des alten Leuchtturmwärters fröhlich zusammen über die drollige Kundgabe seiner Anschauung von Zeitbenutzung gelacht hatten, doch wiederholte Arnald dies heute nicht. Sie hatten überhaupt seit ihrem gemeinsamen Entrinnen aus den Fängen der Flut nicht mehr, wie vordem so häufig, miteinander gelacht; es war, als habe jene nahe Todesgefahr sie ernster gemacht. Age nickte nur bejahend zu seinem Anerbieten, und die Odyssee aufschlagend, begann er vorzulesen. Der Gesang, an dessen Schluß Odysseus durch die Beihilfe der Leukothea vor dem Grimm Poseidons an das Ufer der Phäakeninsel Scheria gerettet worden und dort auf dem Waldlaub in tiefen Schlaf gefallen, war der letzte gewesen, und kurz noch einmal darauf zurückgreifend, fragte Arnald: „Ist's dir im Gedächtnis, wie Leukothea ihm beigestanden, daß er glücklich nach Scheria gelangte, so wie du mich durch den Sturm nach Neuwerk brachtest?" Unwillkürlich gestaltete sich ihm gegenwärtig dieser Vergleich. Das Mädchen nickte abermals bejahend, und er hob den nächsten Gesang an, darin Pallas Athene an das Lager der Nausikaa in der Erscheinung einer Jugendgespielin tritt und sie im Traum ermahnt, mit dem Frühmorgen die angesammelte Wäsche zum Strande hinunterzuschaffen:

> Welch ein lässiges Mädchen, Nausikaa, bist du der Mutter!
> Alles Gewand, so wert der Bewunderung, liegt dir verwahrlost —

Doch bei dem letzten Vers hielt der Lesende, dessen Blick zum nächsten voraufgegangen, stockend an, so daß Age Terwisga, den Kopf aufhebend, fragte: „Willst du eine Stelle auslassen? Ist's wieder etwas, was ich zu verstehen zu einfältig bin?"

Das traf hier nicht zu, ein völlig andersartiger Grund hatte sein Anhalten verursacht. Eigentlich törichterweise, denn bei gleichmäßigem Fortfahren hätte in den nachfolgenden Versen nichts zu einem Ausschalten Anlaßgebendes gelegen, nur durch das Zaudern nahmen sie etwas Besonderes an. Außerdem konnten sie ohne Zerstörung des Zusammenhanges nicht wegfallen, so äußerte Arnald ein paar Worte von Undeutlichkeit des Druckes auf der Seite und las danach rasch weiter:

> Und bald steht dir Vermählung bevor, wo Schönes du selber
> Anzieh'n mußt und reichen den Jünglingen, wenn man dich heimführt.
> Denn aus solchem ja geht ein Gerücht aus unter die Menschen,
> Das uns ehrt; auch den Vater erfreut's und die liebende Mutter.
> Ich als deine Gehilfin begleite dich, daß du geschwinder
> Fertig seist; denn wahrlich du bleibst nicht lange noch Jungfrau.

Arnald hatte sich bemüht, jetzt möglichst gleichmütig-achtlos drüber hinzulesen, und fuhr so fort; sein niedergesenkter Blick ruhte auf dem Buche, während die Augen der Zuhörenden sich groß geöffnet auf ihn gerichtet hielten. In ihrem Hintergrunde ging etwas vor, als ob sie auch mit ihnen, aufmerksamer noch als mit dem Ohre, horche und auffasse; ihre Hand ließ einmal flüchtig das Steuerruder außer Acht, das Segel drohte dadurch aus dem Winde zu fallen,

und sie mußte mit schneller Drehung das Boot in den richtigen Lauf zurückbringen. Dann zog dies wieder geradeaus gen Norden, und Arnald Lohmer las den Gesang der Odyssee weiter. Nausikaa traf nach Pallas Athenes Planung am Ufer mit dem sturmverschlagenen Fremdling zusammen, half seiner Erschöpfung durch Speise und Trank ab und beschloß, ihn in die Wohnung ihrer Eltern zu führen. Doch hieß sie ihn, auf dem Wege dorthin voranzugehen und in einem Hain zu warten, bis das Dunkel einbreche, denn sie scheute davor zurück, daß sonst ein ihnen Begegnender sagen könne:

Was der Nausikaa doch dort folgt so ein schöner und großer
Fremdling? Wo fand sie jenen? Der wird ihr Ehegemahl noch!
Einen Verirrten vielleicht empfing sie freundlich vom Schiffe
Fernentlegener Männer; denn nah uns wohnen ja keine.
Oder der Betenden kam ein vielerflehter Gott nun
Hoch vom Himmel herab, und sie wird ihn haben auf immer.
Besser war's, wenn sie selber hinausging, einen Gemahl sich
Anderswoher zu finden; denn hier verachtet sie wahrlich
Alle phäakischen Freier umher, so viel und so edle!

Eigen klang's zum leisen Wellengeräusch in die sonnige Seeweite hinaus, die wohl etwas Derartiges noch niemals vernommen, und noch besser als die Düne war dem Lesen der Odyssee das fortschwebende Fahrzeug angepaßt. Im Hain der Pallas saß am Ausgang des Gesanges der wartende Odysseus und flehte zu ihr:

Höre mich endlich einmal, da zuvor du nimmer mich hörtest,
Als mich Verfolgten schlug der gewaltige Länderumstürmer!
Gib, daß im Volk der Phäaken ich Lieb' antreff' und Erbarmung!

Mit der Beendigung des Gesanges schloß Arnald das Buch, und ein Weilchen lag Schweigen über dem weitergleitenden Boot. Dann sagte Age Terwisga: „So beteten die Menschen auch damals schon, daß ihnen vom Himmel her Wünsche erfüllt werden sollten. Glaubst du, daß da oben ein Ohr drauf hört? Ich glaub's nicht, hab' es schon als Kind nicht getan. Was man sich selbst nicht geben kann, ich meine, nicht durch sich selbst erhalten kann, das bekommt man nicht."

Solche Gedanken mochte sie schon früher in sich getragen haben, doch es berührte den Hörer, als habe sie derartigen Ausdruck ihnen vor Wochen nicht geben können, ihm war's, als ob die Worte eben vom Mund einer gebildeten Dame gekommen seien. Die Sprechweise des Mädchens hatte sich verändert, nahm wie von Tag zu Tag etwas Feineres an; das war nichts, was sie von außen erlernen mußte, gehörte zu dem, was sie aus sich selbst schöpfte, was keimfähig in ihr gelegen. Aber auch diese Welt- und Lebensanschauung, mit der des jungen Arztes übereinstimmend, war ihr aus dem eigenen Inneren aufgegangen, zu dem die großen Stimmen der Natur ihrer Heimat von frühauf gesprochen. Eine solche Unabhängigkeit von überliefertem fremdem Denken wäre bei einem weiblichen Wesen in Hamburg kaum vorstellbar gewesen; dort versäumten die jungen Damen niemals den sonntäglichen Kirchenbesuch, auch Lucinde Eschenhagen selbstverständlich nicht, zum Teil damit der Vorschrift des gesellschaftlichen Anstandes nachkommend, doch zum größeren aus Unfähigkeit, sich eigene Gedanken über ihr Dasein auf der Erde zu bilden. Das entsprang ihrer „Bildung", die sich auf äußere Manieren und ein paar oberflächliche Kenntnisse, hauptsächlich das Konversationführen in französischer Sprache beschränkte. Gleichgültig war's, was gesagt und gedacht wurde; geschähe es auf deutsch, so gäbe es zumeist der Armseligkeit einer Unterhaltung von Leuten der untersten Stände kaum etwas nach.

Diese Vorstellungen und Empfindungen drängten sich Arnald heute mit besonderer Deutlichkeit auf, und die endlose Nordseeweite mit dem unermeßlichen Himmelsdom drüber verstärkte ihm das Gefühl des Gegensatzes. Die Frage seiner Gefährtin beantwortend, sagte er: „Du weißt schon, ich glaube auch nicht daran, daß die Bitte eines Menschen irgendwo außerhalb unserer Erde Gehör findet, jeder muß selbst fürsorgen, seine Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen, sich das zu gewinnen, was sie ihm als Glück vorhalten. Aber das Gebet des Odysseus erhörte damals Pallas Athene, ließ ihm auf Scheria zuteil werden, was er von ihr erflehte. Freilich tat sie's nicht wirklich, sondern der Dichter mißt es nur ihr zu, daß der vom Sturm Verschlagene die erhoffte Beihilfe und Liebe fand, weil Nausikaa ihm

diese entgegenbrachte und er in gleicher Weise von Liebe zu ihr erfaßt wurde."

Age fragte: „Kommt das nachher in dem Gedicht?" und Arnald erwiderte: „Es wird nicht gradezu gesagt, aber man fühlt, es muß so geschehen sein." Doch dazu schüttelte das Mädchen den Kopf und versetzte: „Daraus sieht man: es ist, was du ein Gedicht heißt. Denn in der Wirklichkeit konnt' es nicht so geschehen, weil Odysseus schon eine Frau hatte, die auf seine Rückkehr wartete. Das wußte doch sicherlich auch Nausikaa und durfte nicht daran denken, daß er seiner Frau untreu werden könnte."

Davon abbrechend, setzte sie hinzu: „Aber Odysseus hatte, als sie ihn am Ufer antraf, Speise und Trank nötig, dafür ist's auch hier wohl Zeit. Denn die Sonne geht schon bald gegen den Mittag." Sich bückend, hob sie aus einem ihr zu Füßen stehenden Korbe mitgenommene Eßvorräte an belegten Broten, hartgesottenen Eiern und einen mit Met gefüllten Krug hervor; das Boot hatte bereits seit längerem noch bei abnehmender Flut den breiten Sand der Norderbank überquert und, nicht weiter vom Wasserstand abhängig, die untiefenlos freie See erreicht. Zur Rechten machte sich schon die Strombewegung der Eiderausmündung bemerkbar; der herannahende Mittag hatte den Ostwind nicht abgeschwächt, vielmehr nach häufigem Verhalten an wolkenlosen Tagen noch kräftiger aufgefrischt, so daß mit vollgebauschtem Segel das kleine Fahrzeug hurtiger als zuvor dahinlief. Age reichte ihrem Begleiter eine der Brotschnitten, die er nahm und zu verzehren begann, doch langsam und nach einigen Bissen einhaltend, und gleicherweise tat's das Mädchen.

„Du hast auch noch keinen Hunger, scheint's, die See macht heute nur durstig," begann Arnald.

Da bot sie ihm den Krug, und er streckte die Hand danach, hielt diese indes halbwegs bei den Worten an: „Trinke du zuerst, du mußt durstiger sein als ich." Dafür war eigentlich kein Grund, und sie fragte: „Warum sollt' ich's?" Er antwortete: „Weil —" doch wußte er merklich selbst seine Annahme nicht zu begründen und fügte nach: „Du hast gesteuert und ich nichts getan, nur ruhig gesessen." — „Du hast vorgelesen, das macht doch noch eher Durst," entgegnete sie; dabei blickten beide sich ins Gesicht, und um ihre Lippen ging ein leichtes Zucken, doch setzte sie jetzt den Metkrug zum Trinken an den Mund. Danach nahm er ihn, ungeschickt mit der Hand zufassend, so daß er erst das Gefäß drehen mußte, um das gleiche zu tun.

Wie er's in den Korb zurückstellte, kam ihr vom Munde: „Da ist's."

Er verstand nicht, was gemeint sei, und fragte; sie hob deutend die Hand voraus gegen Norden und erwiderte: „Süderoog." Da sein Rücken dorthin gewandt war, mußte er sich umdrehen und sah jetzt, noch in weiter Ferne, über der Wasserfläche sich einen kleinen dunklen, in der Mitte etwas erhöhten Strich aufheben. Der also war das Fahrtziel, die winzige Heimatscholle Follrich Folkarts; eine Zeitlang blieben seine Augen dorthin gerichtet, und bald gestaltete sich's ihm deutlicher, der nämliche Anblick sei's, den er als Luftspiegelungsgebild über den Horizont herausgehoben wahrgenommen habe. Age hatte damals neben ihm gesagt: „Das ist nichts, nur Trug, er wird gleich wieder fort sein," und dazu eine scheuchende Handbewegung gemacht.

Als Arnald von der Betrachtung der Hallig sich umkehrte, fiel ihm eine Veränderung im Aussehen Ages auf, ohne daß seinem ersten Blick klar wurde, was es sei. Aber dann bemerkte er, sie trage etwas um den Hals und halb über die Brust herabhängend, was bisher nicht dort gewesen, darin er bei genauerem Hinblick eine Schnur mit aneinandergereihten größeren und kleineren Bernsteinstücken von hellerer gelber und dunklerer brauner Färbung erkannte. Augenscheinlich waren das ihre seit langem angesammelten, zur Herstellung eines Halsbandes benützten Wattenfunde; sie hatte dies auf die Fahrt mitgenommen und jetzt bei der Annäherung von Süderoog als Schmuck angelegt. So trachtete sie doch danach, dort durch einen Zierat Gefallen einzuflößen, wenngleich die Kette aus ungeschliffenen Rohstückchen um den Nacken einer Hamburger Dame schwerlich den Eindruck eines Putzes gemacht hätte. Das überraschte ihn und stand mit dem Wesen des Mädchens oder seiner Vorstellung davon nicht im Einklang. Sein Empfinden wuchs zu einer Mißstimmung an, er fühlte, diese

müsse sich ihm im Gesicht ablesen lassen, und wandte, um sie zu verbergen, den Kopf wieder gegen Norden zurück. Einen Vorwand gab dazu, daß jetzt zur Rechten die schleswigsche Halbinsel Eiderstadt mit einem weißen Dünengürtel weit in die See vorsprang; die Fahrt ging ihr so unfern entlang, daß die Gliederung der Sandhügel und hinter ihnen der Turm des Kirchdorfes Sankt Peter klar erkennbar wurden. Hier begannen indes wieder breite, bei der vorgeschrittenen Ebbe schon fast trocken werdende Wattenbänke sich herauszustrecken und erforderten ihre Umkreisung; das Boot lenkte etwas von seiner bisherigen geraden Richtung ab, bog dann wieder um, merklich einer Tiefrinne zwischen den Sanden nachfolgend, von Age Terwisga, wie's Hadlef gesagt, mit der Kundigkeit eines alterfahrenen Schiffers geleitet. Arnald saß in Gedanken, die sich durch seinen Kopf drängten und vorübertrieben, ohne eine deutliche Gestaltung anzunehmen; zur Seite gewahrte er einmal wieder ein breites, eigentümlich in raschem Fluß sich westwärts bewegendes Wasser. Der Heverstrom, aus dem schleswigschen Innenland her hier ausmündend, war's, gegenwärtig nicht durch Gegendrang der Flut gehemmt, vielmehr von der Ebbe verstärkt. Quer ging es drüber fort, die nördliche umdeichte Küste von Eiderstadt schwand zurück, und nun sah der Aufblickende Süderoog schon über Erwarten nah herangerückt, er mußte länger als eine Stunde ohne Achtgabe drauf in sein Nachsinnen vertieft gesessen haben. Hingestreckt lag die kleine Hallig da, in der Mitte hob sich auf der Wurst das einzige Gehöft empor; Watten, nicht sandig, sondern mit einem grauen, weichen Schlick bedeckt, dehnten sich um das winzige Landstückchen. Doch zweigte nicht weit an diesem vorüber gegen Nordwest von der Hever ein schmales, Wasser enthaltendes Priel ab, darin zog das Boot noch eine Strecke weiter. Aber dann ließ seine Führerin das Segel fallen, näher hinan war zur Zeit nicht zu gelangen.

Ob auch die Wurst nicht viel höher als ein Dutzend Fuß über dem grünen Weidegrund des Eilandes aufragte, bildete doch das Haus eine Warte, von der sich in stundenweitem Umkreis jedes Fahrzeug gewahren ließ, unbemerkt vermochte keines heranzukommen. So war dies auch jetzt nicht geschehen, ein kräftig gewachsener junger Mann hatte sich bereits seit einer Viertelstunde von droben heruntergegeben, die Hosen bis zu den Knien aufschiebend den schlüpfrigen Wattenboden überwatet und stand wartend an der Stelle, wo das Boot, als an der nächst erreichbaren, sich festsetzen mußte. Wohl sechs Schuh hoch, als eine unverkennbare Friesengestalt blickte er den Ankömmlingen entgegen, barhäuptig, der Wind blies ihm das hellblonde Haar um Stirn und Schläfen. Ein ungefähr Zwanzigjähriger war's mit hübschgebildeten Zügen und ungemein offenem, treuherzigem Gesichtsausdruck; zwischen dem lose am Hals klaffenden Hemd aus derbem Linnen sah ein Stück der kraftvoll gewölbten, bräunlich verwetterten Brust hervor. Seine wasserblauen Augen überlief's mit einem flüchtig aufglimmernden Schein, als das Boot so nah herangekommen, die Insassen drin von Gesicht erkennen zu lassen, und ihm entfuhr der Ruf: „Büst du dat, Age Terwisga? Dat harr ick mi hüt morgen nich dacht.“

Die Angerufene erwiderte erst, als sie das Segel eingerefft und festgemacht: „Vater Hadlef schickt etwas für euch im Korb, Anlof Follrichs, er glaubt, es käm' euch zu paß.“ Beim Sprechen hob sie den schwer vollgepackten Korb auf die Bank, der junge Friese antwortete: „Ick will vörst di röwer drägen (hinübertragen).“ Doch sie versetzte: „Tut bei mir nicht nötig, ich bin barfuß, aber der Herr braucht's.“ Sie hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen, nahm beide in die Hand, glitt behend über den Bootsrand und ging, ihren Rock leicht aufraffend, rasch durch den weichen Schlick dem steinwurfweit entfernten Landsaum der Hallig zu; hier spülte sie in einer kleinen Wassermulde hurtig den grauen Schlamm von den Füßen ab und legte ihnen die Bekleidung wieder an, so daß sie fertig dastand, als Anlof Arnald Lohmer rittlings auf den Schultern herzutrug. Das war auf den Halligen zur Ebbezeit selbstverständlich bei beschuht ankommenden Gästen; der junge Friese begab sich noch einmal zurück, um den Korb zu holen und das Boot bis zum Fluteintritt fester vom Priel auf den Sandrand heraufzuziehen; neben dem Mädchen auf seine Wiederkehr

wartend, fragte Arnald, dem ihre Benennung Anlofs aufgefallen war: „Ist er denn nicht der Sohn des Besitzers der Insel? Der heißt doch Folkarts?" Das verstand die Befragte nicht gleich und entgegnete: „Ja, Anlof Follrichs ist's"; erst dann ging ihr auf, was er nicht begriffen, und sie erklärte ihm, daß bei den Nordfriesen der Sohn als Geschlechtsname nicht den seines Vaters, sondern dessen Rufnamen trage. Follrich Folkarts Vater habe Folkart Rütgers geheißen und sein Sohn nun Anlof Follrichs. Darüber kehrte dieser mit dem Korb zurück, hörte das letzte mit an und sagte, den Mund zu einem Lachen verziehend: „Jo, un wenn ick mal en Söhn heff, denn heet he Anlofs, as mit Vörnam weet ick och nich. Mi dücht, du büst noch höger upwussen (höher aufgewachsen), Age."

Von der Wurft kamen jetzt drei Leute herabgegangen, zwei schon mehr bejahrte, ein junges Mädchen hinter ihnen. Follrich Folkarts und seine Ehefrau Banke Jaspers waren's mit ihrer Tochter Mitje, mehr an Bewohnern gab's auf der Hallig nicht. Gleichmäßig wiesen sie gute, derbe Gesichtszüge und Gliedmaßen auf, denen man tägliche harte Arbeit ansah, besonders die rauhen, knochigen Hände des ungefähr Age Terwisga gleichalterigen Mädchens bildeten einen stark augenfälligen Gegensatz zu den schlank ebenmäßigen Fingern jener. Alle zeigten sich über die unerwartete Ankunft Ages erfreut, während sie ihren unbekannten Begleiter merklich mit einiger Verwunderung anblickten, doch wortlos; zu fragen, wer er sei, war nicht Friesenbrauch, noch Gehörigkeit.

Nur Banke Jaspers brachte nach einigem Zuwarten von den Lippen: „Is dat de Brüdigam?" Darauf erwiderte Age: „Ja, er ist ein Bräutigam, seine Braut wohnt in Hamburg, und ein Doktor ist er, der wegen Mutter Belke zu uns nach Neuwerk gekommen." Die Antwort erleichterte wahrnehmbar der Frau die Brust, sie stieß aus: „Dat is jo godt!" fuhr danach in einer Arnald unverständlichen Sprache, der friesischen, die sie unter sich redeten, fort. Das Mädchen versetzte drauf: „Das weiß ich nicht, Banke," und fügte, sich zu dem jungen Arzt umwendend, hinzu: „Sie hat eine kranke Kuh und fragt, ob du die auch wieder besser machen kannst." Mitje Follrichs stand neben ihr, faßte mit den Fingern nach ihrer Bernsteinschnur und sagte: „Dat sind jo grote Stükken, heft du de sülbe funn'n (gefunden)? Wenn du de verköffst, kriggst du wat davör." Die Angesprochene erwiderte, kurz den Kopf schüttelnd: „Dafür hab' ich sie nicht gesucht," und Anlof fiel ein: „Nee, de sind godt umtohangen, dat een nix Böses ankam kann." Banke Jaspers sagte nun: „Ji mögt wul Kaffee drinken, farrig (fertig) is he nich, ick wuss' jo nich, wer do keem, awers dat Kaken (Kochen) duert nich lang. Denn wüllt wi 'rup gahn."

Herausfühlen ließ sich, daß Age Terwisga für die Frau ein besonderer Gast sei, dem Zurüstung vom Besten im Hause gebühre; Arnald Lohmer wandte sich an ihren Mann mit dem Wunsche, vorher einen Rundgang zur Besichtigung der kleinen Insel zu machen. Ihm war's, als erzeuge das Schreiben Hadlefs in seiner Tasche ihm ein körperlich peinigendes Empfinden auf der Brust, und er trug Verlangen, das Papierblatt so rasch als möglich nach seiner Bestimmung abzugeben. Der Angesprochene erwies sich sofort willfährig; vielleicht nirgendwo sonst mehr in der Welt hatte sich aus ältesten Tagen der Begriff und das Pflichtgeheiß der Gastfreundschaft so forterhalten wie auf den Halligen; in ihrer schlichten, selbstverständlichen Übung lag etwas noch an die homerische Zeit Erinnerndes, auch für den wildfremd Angelandeten, doch als Gast Empfangenen bedurfte es nur des Aussprechens eines Wunsches, um diesen seinem Wirt zum Gebote zu machen. So schritten die beiden miteinander davon, während die übrigen zur Wurft hinanstiegen; im ganzen erregte Süderoog dem Umschauenden ähnlichen Eindruck wie Neuwerk, doch mochte sein Umfang nur den vierten Teil von dem des letzteren betragen, und sein mit Graswuchs bedeckter Boden hob sich kaum über den ringsumgebenden Wattengrund empor; zwei weidende Kühe und ein Dutzend von Schafen machten den ganzen Viehbesitz aus. An Stellen ward erkennbar, wie Neuwerk sei auch dies Eiland ehemals größer gewesen; Follrich Folkarts wies ab und zu mit der breiten Hand, dort habe in seiner Kindheit

noch seitdem vom Wasser weggefressenes Weideland bestanden. Anderes wußte er nur aus seines Großvaters Mund; am Westrand der Hallig, wo jetzt sich grauer Schlick dehnte, hatte vor Zeiten ein gemauerter Leuchtturm in die Höhe geragt, der aber in einer schweren Flutnacht spurlos weggeschwunden war, nur dann und wann redete ein aus dem Schlamm herausgespülter Ziegelstein von ihm. Damals war auch noch eine zweite Wurft auf der Hallig gewesen, deren Gehöft von der nämlichen Flut in Stücke geschlagen worden; sie sollte das festgeflochtene Schilfdach, auf das die Bewohner sich zuletzt hinaufgeflüchtet, vom Haus losgerissen und mit ihnen in die See hinausgeschwemmt haben; weitere Kunde von ihrem Verbleiben gab's nicht. Follrich erzählte davon nicht als etwas Besonderem, vielmehr in gleichmütigstem Ton und fügte ebenso nach: „Jo, wi gaht all mal so weg." Er, wie seine Angehörigen, sprachen außer dem Friesischen nur Plattdeutsch, waren des Hochdeutschen nicht weiter mächtig, als daß sie's verstehen konnten; Süderoog lag von allem Verkehr mit anderen Menschen noch weit einsamer, stiller und unbeachteter ab als Neuwerk.

Doch klang vom Nordende der Insel her, wo sie in eine spitze Zunge auslief, ein unterlaßloses Gelärm, und man sah dort eine kleine Anzahl von möwenartigen, beständig auf- und niederschießenden Vögeln mit weißblitzendem Brustgefieder die Luft erfüllen. Arnald fragte, was es sei, und erhielt die Antwort: „De sünd sit dree Johrn vun Sylt röwer kamen, do hebbt se ehnder bröd (vormals gebrütet), nu doht se dat hier, worüm weet ick nich. Wimmerswulken (Wimmerschwalben) gifft se de Vagelmann in Husum den Nam un seggt, dat is wat Rares hiertoland. Awers se schüllt man bliewen, wi könt se godt bruken un hebbt keen anner Eier nödig. Hest du Lust, se neeger (näher) antosehn?"

Auf eine Bejahung wandte der Sprecher sich der Landzunge zu und sagte nach einer Wegstrecke nur noch einmal: „Verfehr (erschrick) di awers nich." Doch im selben Augenblick fuhr der junge Arzt in der Tat zusammen, denn gleichzeitig stob es dicht vor ihm wie eine tosende Wolke vom Boden in die Höhe, tausend über Tausende von großen, schwarzköpfigen Vögeln mit blaugrauen Flügeln und korallenroten langen Spitzschnäbeln. Unter ohrbetäubendem Gekreisch jagten sie wild, wie eine sich auflösende und wieder zusammendrängende Masse durcheinander, einer aus der Luft brandenden See glich das weiße Flattergewoge, und die vordersten stießen hart bis auf die Köpfe der beiden Herangekommenen herunter, vor deren Füßen sich jetzt weitum der Sandboden mit unzählbaren, in kleinen Ausmuldungen liegenden, schwärzlich gesprenkelten Eiern übersäet zeigte. Raubseeschwalben waren's, seltene Sommergäste an den Nordseeufern, doch, wo sie sich an einer Stelle zum Brüten niederließen, in ungeheurem Schwarm auftretend; dreist und wütig schossen die von den Nestern aufgefahrenen Weibchen mit rauhschrillendem „Kräik!" wider das Gesicht Arnald Lohmers nieder, der unwillkürlich seine Augen gegen sie mit den Händen deckte.

Ihn überlief's, aus dem jähen Angriff packte ihn etwas, der Flut ähnelnd, Naturwildes an, das nicht, wie die Natur sonst, schön und erhebend wirkte, sondern feindlich erschreckte, ihm ein Gefühl wachrief, Tausenden von ingrimmigen Raubtieren gegenüberzustehen, denen nur die Stärke von Tiger- oder Bärenkrallen und -gebissen fehle, Menschen als Beute zu zerfleischen. Follrich Folkarts dagegen hatte seine Mütze vom Kopfe genommen, sammelte in sie, unbekümmert um das gellende Toben dicht über ihm, ein paar Dutzend von Eiern ein und sagte, sich aufrichtend: „Se beert (gebärden sich) man so un rohrt as de Flod; awers wenn dat Water een dat so bet an'n Kopp makt, denn is dat leeger (übler) un mutt een sick wahren (wehren), so lang as dat noch geiht."

Arnald war's erwünscht, den Rückweg anzutreten; als sie sich um etwa hundert Schritte von der Brutstatt entfernt hatten, auf die jetzt das Gewimmel der aufgescheuchten Vögel wieder herabsank, zog er das Blatt aus der Tasche und gab's seinem Begleiter, ein Schreiben Hadlefs Terwisga sei's für ihn. Follrich nahm das Papierstück, sah draufhin und sagte: „Schrewen (geschrieben) hett he? Jo, awers lesen kann ick dat nich, dat lehrt (lernen) wi nich up Süderoog. Kannst du mi seggn, wat do

schrewen steiht?" Der Brief war mit etwas Wachs von einer Kerze zugeklebt, sein Überbringer öffnete ihn, der Aufforderung Folge leistend, und es dauerte ein bißchen, ehe er den schwer leserlichen, nur aus ein paar Reihen bestehenden Inhalt, der offenbar dem Schreiber viel Mühe gekostet, herausbrachte; halb hoch- und halb plattdeutsch abgefaßt, lautete er: „Mi und Belke würde das freuen, Follrich Folkarts, wenn Din Söhn sich mit Age versprecken (versprechen) würr, darum haben wir sie zu euch hingeschickt."

Nach der Vorlesung blieb der Zuhörer ein paar Augenblicke still, ehe er dann die Antwort fand: „So, so, jo dat weer jo vör em ok godt, wi muchen (mochten) jo blot nich davun anfangen. Awers se paßt jo richti tosam un sünd beid in dat Oller (Alter); ick will min Olsche (Alten) dat seggn."

Gleichmütig-ruhig wie alles brachte Follrich es hervor, doch ließ er merken, eine verschwiegen auf der Hallig genährte Hoffnung sei in ihm von der Mitteilung Hadlefs verstärkt, der Erfüllung nahgerückt worden, und augenblicklich, der Rücksicht auf den Gast nicht eingedenk, beschleunigte er mit weiter ausholenden Schritten seinen Gang, ließ außer acht, daß Arnald hinter ihm zurückblieb. Dieser tat jedoch nichts, ihn einzuholen, ihm war's erwünscht, eine Weile allein gelassen zu sein. Er hatte seine übernommene Aufgabe vollführt, wenigstens ihre Hauptsache, und fühlte sich von dem Druck der Verheimlichung, der während der Fahrt auf ihm gelegen, befreit. Age Terwisga fiel jetzt das Weitere zu, sich zu entscheiden, was sie wollte; wie dies ihr im Sinn liege, schien sie durch die Mitnahme und Umhängung ihres Halsschmuckes kundgegeben zu haben. Doch bei der Erinnerung daran klangen seinem Ohre die Worte Anlofs Follrichs von vorhin wieder auf, die Bernsteinstücke seien gut zum Umhängen, daß einem nichts Böses ankommen könne, und daraus ward ihm plötzlich eine Äußerung des Mädchens im Gedächtnis wach, die damit übereinstimmte. Während der Wanderung nach dem Scharhörner Riff hatte sie das nämliche gesagt, dem „Glesum", den einstmals die große Göttermutter als Halsband getragen, wohne noch die alte Kraft inne, vor bösen Geistern zu beschützen. Halb, als ob sie nicht wirklich dran glaube, und doch auch halb wie ernsthaft gemeint, war's ihr über die Lippen gekommen; Arnald Lohmer fiel's gegenwärtig erst wieder ein, und es diente dazu, auch die Mißstimmung von ihm abzuschwächen, die im Boot über ihn geraten. So hatte sie die Schnur doch wohl nicht mit dem rohen Geschmack eines Wilden als Zierat angesehen, sondern als eine Art Amulett umgelegt. Wogegen, ließ sich nicht sagen; vielleicht waren die wütigen Vögel auf der Inselzunge ihr bekannt, und sie wollte sich, wenn sie dort Eier einsammle, eines Schutzmittels wider ihre scharfen Schnäbel versichern.

Er wußte nicht, warum ihn diese Erkenntnis seiner fälschlichen Auffassung freudig umstimmte, oder doch, weil er mit Unrecht eine irrtümliche Meinung von der Plumpheit ihres Geschmackes gehegt hatte, und nun auch rascher ausschreitend, stieg er bald zur Halligwurft hinan. Hier saßen alle auf der geräumigen Hausdiele um einen Tisch beim Kaffeetrinken versammelt, ein erst seit dem letzten Jahrzehnt allgemeiner auf den friesischen Inseln bräuchlich gewordenes, noch als kostbar angesehenes und nur zu festlichen Anlässen bereitetes Getränk war's. Vankes Miene und Behaben ließ sich anmerken, daß ihr Mann ihr bereits Mitteilung von dem Schreiben Hadlefs Terwisga gemacht habe; sie lachte ab und zu ohne einen Grund halblaut vor sich hin und war sichtlich beflissen, Age etwaige Wünsche an den Augen abzulesen. Doch gab diese dazu kaum eine Gelegenheit, sprach selten etwas aus eigenem Antrieb, sondern antwortete nur kurz auf die an sie gerichteten Fragen; dann klang ihre hochdeutsche Ausdrucksweise sonderbar von der plattdeutschen um sie her abstechend, hier dem vom ersten Tage auf Neuwerk dran gewöhnten Ohr Arnalds auffällig, wie die eines völlig anders gearteten Wesens. Dem Brauche gemäß ward er nach der Einnahme des Kaffees durch das Haus, einen sogenannten friesischen „Heuberg", herumgeführt; der alte Name stammte von der Form des Gebäudes her, das aus der Ferne einem aufgetürmten großen Heuhaufen ähnelte; die niedrigen Räume waren äußerst einfach, nur für den nötigsten Bedarf ausgestattet, erschienen im

Vergleich mit denen des Neuwerker Gehöftes von ärmlicher Dürftigkeit. Alles aber sah sorgfältig sauber gehalten aus; nach anderer Richtung trat aus dem ganzen Bau unverkennbar hervor, die Hauptbedachtnahme bei ihm habe sich darauf gerichtet, ihn zu möglichst langem Standhalten gegen eine heraufschlagende Sturmflut zu festigen. Das zu erreichen, waren tief in den Boden der Wurft mächtige Eichenbalken eingerammt, deren Zwischenräume die Ziegelsteinmauern ausfüllten; falls diese von Wellengewalt durchstoßen und umgestürzt wurden, erhielt sich das Dachgebälk noch auf den Stützpfählen, bot den hinaufflüchtenden Bewohnern einen letzten Rettungshort; „de Köh un Scheep awers könt nich mit rup un möt versupen", fügte Follrich Folkarts ruhig dem Schluß seiner Erklärung hinzu. So war die Bauart der Häuser auf allen Halligen und das Schilfdach wie über dem Hadlefs Terwisga unzerreißbar fest verflochten; im Windschutz des Gehöftes gegen Osten lag ein kleines wallumfaßtes Gärtchen, mit Kohl und Möhren bestellt. Fast wie ein tropischer Fremdling erscheinend, reckte sich an einer Stelle ein kümmerlicher Fliederstrauch bis zum Rande des Walles in die Höhe, von hier an ließ der Wind sein Gezweig nicht weiter aufwärts gedeihen, sondern strich es verkrüppelt wagerecht zur Seite; doch sagte Banke Jaspers mit einem gewissen Stolz: „To'n Harwst (zum Herbst) gifft he Beeren to Fleedersupp" (Fliedersuppe). Von der Wurft ging der Blick unermeßlich in die Runde; gegen Norden erhob sich verhältnismäßig unfern über dem Wattengrund die umdeichte Küste der Insel Pellworm, westwärts ihr gegenüber schwamm nur undeutlich als eine niedrig-winzige Erdscholle die unbewohnte Nachbarhallig Norderoog, einem leicht auftauchenden Walfischrücken ähnelnd. Dagegen blinkten, noch eben sichtbar, drüberhin im Sonnenauffall gegen Nordwest mit weißlichem Schimmer die Dünen der Insel Amrum; sonst bestand rings die Umgebung Süderoogs aus See und Sanden. Die letzteren verschwanden indes jetzt mehr und mehr, denn die Flut begann wiederzukehren; der Junitag blieb wohl noch lange hell, aber die Sonne stieg schräg gegen den nordwestlichen Himmelsrand hinunter.

Nach der Beschauung des Gärtchens drehte sich Banke zu Age Terwisga und sagte: „Muchst du nich ok mal de Wimmerswulken ansehn? Anlof geiht wiß mit di, dat se nich up di stötten könt, bi em büst du seeker vör se." Doch die Aufgeforderte antwortete, kurz mit der Hand deutend: „Dazu ist keine Zeit mehr, das Wasser kommt wieder, und unser Boot muß ans Land; danach müssen auch eure Kühe und Schafe herauf." Beides traf als richtig zu, das Vieh durfte nicht der Möglichkeit eines Heraufschwellens der Flut bis über den Weidegrund ausgesetzt werden, und Banke vermurmelte, wenn auch von der Erwiderung des Mädchens enttäuscht, in sich hinein: „Se denkt doch an allens — dat is jo ok godt — mi is dat rein ut'n Kopp weggahn." Anlof Follrichs stieg daraufhin nieder, watete durch das ihm schon über die Füße plätschernde Wasser nach dem Boot und zog dies, sobald es sich, flott geworden, aufhob, an den Halligrand in Sicherheit; danach trieben er und Mitje das Vieh zur Hürde neben dem Haus auf die Wurft.

Währenddessen sagte Age einmal, dicht bei Arnald Lohmer stehend: „Morgen vormittag um neun bringt die Flut unser Boot wieder los, daß wir abfahren können. Oder willst du länger bleiben und noch einmal zu den Seeschwalben?" Der Angesprochene erwiderte: „Wenn du's nicht willst; nach den Vögeln, scheint's, hast du kein Verlangen." Das Mädchen antwortete: „Ich habe hier ja nichts mehr zu tun"; es klang daraus, als ob sie einen leichten Ton auf das erste Wort gelegt und dadurch in gewisser Weise nochmals zur Wiederholung gebracht, die Zeitbestimmung der Rückfahrt hänge davon ab, ob er noch etwas auf Süderoog vorhabe. Banke Jaspers kam herzu, ihm war eine Röte ins Gesicht gestiegen, und er versetzte nur rasch: „Ich auch nicht."

Es fing jetzt doch leise an, abendlich zu werden, die niedergegangene Sonne umspann weithin den Horizont mit roter Glut, die sich wie ein Purpurvorhang vor der Ferne ausdehnte. Sich ebenfalls hinzugesellend, sagte Follrich Folkarts: „De Maan is ok all do un versöcht dat lik (versucht es ebenso) mit de rode Farw, awers dogegen kann he nich up." Dorther, wo unsichtbar

die schleswigsche Festlandsküste lag, schob sich aus einem Dunststrich über ihr wie ein Brandgeloder die ungefähr zu drei Vierteln ausgerundete Mondscheibe herauf und rief dem jungen Arzte die Erinnerung wach, daß er sie bei der Nachtfahrt von Kuxhaven nach Neuwerk ebenso emporsteigen gesehen habe. Demnach mußte er sich seit vier Wochen in dieser Nordseewelt befinden, noch nicht länger; fast unglaublich wollt's ihm vorkommen. Follrich setzte, einmal mit den Nasenflügeln vor sich hinauswitternd, hinzu: „Mit de Ostluft warrd dat wul gau (rasch) wedder ut sin, de hölt sick to düsse Tid nich lang. Awers vör us warrd dat wul Tid, Banke, dat wi us an'n Disch sett."

Auf dem hatten die Frau und Mitje schon die Abendkost hergerichtet, Anlof war mittlerweile auch mit seinen Obliegenheiten fertig geworden, kam herbei, und bald saßen alle wieder auf der Diele um den Tisch versammelt. Der enthielt außer dunklem Roggenbrot und Butter hauptsächlich Ausbeute der See, kalte, gebratene Flunder, Garneelen und neben gesottenen Miesmuscheln etwas auf Neuwerk nicht Vorhandenes, frische Austern, einen in Hamburg von Feinschmeckern teuer bezahlten Leckerbissen. Doch hier gehörten sie zum Täglichen; an den Rändern der tieferen, die großen, Süderoog umgebenden Sande durchziehenden Priele befanden sich mehrfach Austernbänke, von denen man zur Ebbezeit die Schaltiere mit der Hand „pflücken" konnte.

Doch auch sonst erwies sich alles, wenngleich in billigstem grobem Geschirr aufgetragen, schmackhaft, zumal für den Hunger, den die lange Bootfahrt naturgemäß erweckt hatte. Zwar hatte Arnald Lohmer am Mittag von dem mitgeführten Vorrat nur ein Geringes über die Lippen gebracht, aber seitdem auf dem Rückweg von den Raubseeschwalben plötzlich die Mißstimmung, die ihn in ihrem Bann gehalten, von ihm gewichen, fühlte er, gleichwie Age Terwisga, rege, gesunde Eßlust in sich.

Gesprochen ward während des Essens kaum, das war nicht friesischer Brauch; eigentümlich drängte sich dabei wieder ein Unterschied zwischen dem Behaben Anlofs und Mitjes Follrichs und dem Ages auf, die Gräten und Schalen in ein von ihr herbeigeholtes Gefäß legte, während jene ihren Abfall durcheinander neben sich auf den Tisch warfen.

Nach der Mahlzeit begaben alle sich zusammen vor die Tür hinaus und nahmen hier auf den zwei Bänken an der Hauswand Platz. Banke Jaspers sagte zu ihrem Sohn: „Sett du di to Age, ji hebbt lang nich mehr tosam snackt un wul wat to vertelln (erzählen); as Kinners leept (lieft) ji jo geern tosam up't Watt." Anlof Follrichs kam dem mütterlichen Geheiß nach, setzte sich an die Seite des Mädchens mit den Worten: „Jo, wenn di dat rech is — nee, hüt morgen harr' ick dat nich dacht." Doch weiteres zu sagen wußte er nicht, nur nach einer geraumen Zeit kam ihm noch einmal vom Munde: „Glöwst du, dat din Boot godt festliggt, oder wullt du sülbn mal nakieken (nachsehen)?" Dazu stand er auf, doch Age antwortete: „Du hast's ja festgemacht, da liegt's gewiß sicher," und er setzte sich stumm wieder hin.

Allmählich mischte sich ein Dämmerungsschein in die Abendhelle ein, kam leise durch die Luft wie das erste, kaum sichtbare Hinhuschen rückkehrender Flutwellen über die Sande; die Purpurröte im Westen ward blasser, dagegen stieg ostwärts der Mond jetzt mit silbernem Glanz höher auf. Ein weites feierliches Schweigen umgab die einsame Hallig, vom einzigen Laut des rauschenden Gemurmels der stärker zunehmenden Flut fast mehr erhöht als unterbrochen. Arnald sah stumm in die verdämmernde Weite hinaus, allein mit Age Terwisga hätte er gern noch länger gesessen und gesprochen, doch ihre Umgebung hielt ihm die Lippen geschlossen, er fühlte sich von Müdigkeit überkommen und gab dies kund. Follrich Folkarts begriff's und sagte: „Jo, wenn een dat nich wennt (gewöhnt) is, tona sleit em sun Dag in't Boot uppe Oogen, un denn is slapen dat best." Dem stimmte Age bei, ihr ginge es auch so, die Fahrt von Neuwerk hierher wäre doch lang.

So begaben die beiden Gäste sich nach der allseitigen Gutnachtwünschung in ihre kleinen Kammern; solche enthielt jedes Halligshaus für Besucher, die durch den Eintritt der Ebbe fast immer zum Übernachtbleiben genötigt wurden.

Follrich verharrte indessen noch ein bißchen mit Frau und Kindern draußen auf der Bank; sie redeten einiges über Dinge, die morgen geschehen sollten, hin und her, aber nichts von dem, was der Tag unverhofft gebracht hatte; nur Banke Jaspers sagte einmal: „Jo, smuck is se un hett wat vun ehr Moder kregen (bekommen); de heff ick blot eenmal sehn, kort vör se verdrunk. Awers Anlof kann sick ok sehn laten, dat gifft wat Rechts.“ Offenbar waren alle von dem Verlauf des Nachmittags und Abends voll befriedigt, und alles war in Richtigkeit. Der alte Hadlef hatte seine jetzt mannbar großgewachsene Enkelin zur Anschau hergeschickt, ob sie dem, den er für sie zum Bräutigam ausgesucht, noch wie vordem zusage. Ein großes Glück war's für die Süderooger und damit die Sache in Ordnung gebracht, denn Anlof hatte erkennen lassen, er sei gewillt. Von Age durfte man natürlich nicht erwarten, daß sie das erste Wort gab, das kam ihr nicht zu, und ein Mädchen mußte sich „schamig“ gehaben. Überhaupt kam's brauchgemäß nicht gleich so beim erstenmal zu einer Versprechung, gut Ding wollte Weile haben, es gehörte noch zuvörderst ein hergebracht förmliches Einverständnis-Kundgeben von seiten des Vaters und Sohnes auf Neuwerk, eine Werbung durch den letzteren dazu, danach machte sich dann auch das Einvernehmen zwischen den beiden füreinander Bestimmten bei einer passenden Gelegenheit.

So kennzeichnete sich die Sachlage auch am anderen Morgen, als ungefähr um die neunte Stunde nach der Voraussicht die Flut so weit angestiegen, daß der Antritt der Rückfahrt ermöglicht ward. Die vier Halligbewohner begleiteten ihre Gäste zum Boot hinunter, wo unter kurzer Handreichung der Abschied stattfand, bei dem Arnald seinen Dank für die Aufnahme aussprach. Banke sagte als letztes zu Age: „Dank ok Vadder Hadlef un Moder Belke vör den Korf. Harrst du mi vellich noch wat seggn wullt?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Nein, ich weiß nichts,“ und Banke Jaspers fiel ein: „Na, wenn wat vergeeten (vergessen) is, Anlof kümmt wul bald mal to jüm röwer.“ Das bestätigte dieser mit den nämlichen Worten: „Jo, ick kam bald mal to jüm röwer; ick harr güstern (gestern) jo nich dacht, dat du hierher kamen würrst.“

Das Boot schaukelte schon mit dem Kiel frei im Wasser und zog bei leichtem Ostwind jetzt geradeaus über den Sand gegen Süden. Ein nochmaliges Zuwinken zwischen den Abfahrenden und den Zurückbleibenden fand nicht statt, das entsprach nicht friesischem Wesen; die letzteren wandten alsbald den Rücken und stiegen zu ihrem Tagesgeschäft wieder die Wurst hinauf.

* *
*

Nun schwand vor dem Blicke Süderoog im Norden wieder zurück, doch erst nach und nach sein Bild ein wenig an Größe verringernd, denn der Wind ging leise und brachte das Fahrzeug nur langsam vorwärts. Der Unterschied gegen die Geschwindigkeit von gestern war beträchtlich, machte sich Arnald Lohmer fühlbar und ließ ihn fragen: „Kommen wir, wenn's so weiter geht, heut' bis nach Neuwerk hin?“ Das Mädchen gab Antwort: „Vielleicht steift der Ost zu Mittag noch wieder etwas auf, dann können wir am Abend da sein.“ — „Glaubst du, daß er's tut?“ — „Das sagt er niemand voraus, ich glaub's nicht.“ — „Da, scheint mir, muß es dunkle Nacht werden, eh' wir zu Hause sind.“ — „Mag sein, daß es Nacht wird, aber dunkle nicht, du vergißt, daß wir Mond haben. Wär' dir bange, wenn's finster würde, fänd' ich den Weg nicht?“ — „Ich weiß, wenn ich mit dir bin, brauch' ich vor nichts bange zu sein, du führst mich sicher ans Ziel.“ — „Meinst du's so, wie du es sagst?“ — „Ich meine immer, was ich sage.“ — „Tust du das immer?“

Wort und Antwort klangen leicht, in halb scherzendem Ton, wechselseitig zugeworfenen Bällen ähnlich, her und hin, die beiden saßen sich gleicherweise gegenüber wie am Tag zuvor, doch seine Augen wichen heute den ihrigen nicht aus, sondern blickten ihr beim Sprechen ohne Scheu gerade ins Gesicht; unumwölkter Frohsinn erhellte dazu seine Züge. Nur auf ihre letzte Frage erwiderte er nicht gleich, so daß sie nach kurzem Anhalten hinzusetzen konnte: „Mir kommt's vor, du denkst immer, was du

sagst, aber sagst nicht immer, was du denkst. Das darf ja auch keiner vom anderen verlangen und wäre zuweilen unklug. Nur muß der, welcher etwas verschweigen will, dies nicht allein mit der Zunge, sondern auch mit den Augen können, sonst sagt er's doch."

„Was sollt' ich — ich weiß nicht, was du meinst." Ein wenig befangen wieder und unsicher kam's ihm vom Munde, sie entgegnete gleichmütig: „Nun sagst du, was du nicht denkst, denn du weißt doch wohl noch, was du gestern hier im Boote dachtest und verschwiegst."

Einen Augenblick machte ihn die Kundgabe ihres Wissens betroffen, er hätte nicht von dem, was seine Brusttasche verborgen gehalten, zu sprechen begonnen, doch da sie's in so unvorgesehener Weise tat, überkam's ihn nochmals mit einem Drang, sich ihr selbst gegenüber völlig von jedem Drucke der Verheimlichung freizumachen, und unwillkürlich entflog ihm: „Du hast's gewußt, daß ich ein Schreiben von deinem Großvater an Follrich Folkarts bei mir trug?"

Sie wiederholte: „Ein Schreiben? Davon hab' ich nicht gewußt, das muß Vater Hadlef Mühe gemacht haben."

Ein leises Lächeln spielte um den Mund der Sprechenden: „Warum sie mich mit dem Korbe nach der Hallig schickten, wußt' ich, seit mehr als einem Jahre steht's ihnen drauf, und daß sie's dir gesagt hatten, konnt' mir gestern nicht Zweifel bleiben, als du beim Lesen auslassen wolltest, was die Athene in der Nacht zur Nausikaa sprach. Du kannst wohl für das Ohr schweigen, aber bist nicht dazu angetan, vor den Augen zu verbergen, was in dir ist und dich bedrückt."

„So wußtest du auch, daß mich's bedrückte?" Sie erwiderte nur mit einem Nicken, und er fuhr schnell fort: „Dir sagen durft' ich's nicht, ich hatt' es Mutter Belke mit der Hand versprochen —"

„Was hattest du ihr versprochen?"

„Wenn ich's könnte, bei dir mit zu verhelfen, daß du den Wunsch deiner Großeltern erfülltest."

„Du wolltest mir zureden?"

„Ja, sie hatte mich drum gebeten, es wäre am besten für dich."

„Aber du hast's nicht getan. Willst du nicht, was für mich am besten ist?"

„Ich hatte nur versprochen, wenn ich's könnte, doch ich konnt' es nicht."

„Warum konntest du's nicht? Wir waren ein paarmal allein beisammen, da hättest du's doch können."

„Weil mir's deutlich geworden, es würde nicht das Beste für dich sein, nicht gut, vielmehr ein großes Unglück. Unlof Follrichs mag wohl ein guter Mensch sein, aber daß du dein Leben mit ihm verbinden solltest, dafür ist er nicht der rechte."

„Weshalb meinst du das?"

„Weil du von anderer, höherer Art bist als er. Ihm fehlt alles, was dir notwendig wäre, um mit ihm zu leben. Nicht bösartig ist er, doch sonst gleich den wilden Vögeln auf seiner Insel, so aufgewachsen wie sie, hat nichts gedacht und gelernt, nicht lesen noch schreiben, trägt nicht das in sich, ohne was eine Lebensgemeinschaft mit ihm für dich sich nicht denken läßt."

„Darum," sagte Age beistimmend, „meinst du, würd' es ein großes Unglück werden. So halt ich's auch und habe deshalb mein Halsband mit mir genommen, daß es schweres Unheil verhüten solle. Du glaubtest, als Schmuck hätt' ich's umgetan, und darum gefiel's dir nicht."

Auch das hatte sie gestern erkannt, in einem halben Erschrecken fühlte er, ihre Augen läsen mit wunderbarem Sehvermögen ihm vom Gesicht seine Gedanken und Empfindungen ab. Ein paar Atemzüge lang blieb sie jetzt stumm, doch fragte sie dann in heiter umgewandeltem Tone: „Willst du nicht weiter lesen? Du kannst es heut' länger als sonst, denn mich deucht, wir werden viel Zeit haben."

Er folgte der Aufforderung, zog das Buch hervor und begann. Als er den Gesang zu Ende gebracht, in dem Odysseus, zum Palast des Alkinoos geführt, dort von seinem Aufenthalt auf Ortygia bei der Kalypso erzählt, las er diesmal noch den folgenden weiter, doch geriet er bei diesem in Verwirrung, da ihm zu spät einfiel, daß er drin mehrere Seiten überschlagen mußte, auf denen der blinde Sänger Demodokos zum Harfenspiel die List des Hephästos vortrug, der Ares und Aphrodite mit dem kunstvoll geschmiedeten Netze zur Hilflosigkeit fesselte. Abbrechend, suchte Arnald eine ziemliche

Weile lang, wo er fortfahren könne. Röte stieg ihm in die Schläfen, denn er fürchtete eine Frage des Mädchens, auf die er nicht zu erwidern wüßte; ihm war's, sie würde wieder seinem Gesicht ablesen, wenn er Unwahres vorgäbe. Doch sie wartete ohne einen Laut, bis er auf die Auskunft verfallen, in einigen Sätzen zu berichten, daß Odysseus von der Königin Arete und den Phäaken mit herrlichen Geschenken begabt worden — im Gedächtnis lag ihm der „prächtige Mantel und Leibrock", diese Worte trafen seine suchenden Augen, und aufs Geratewohl fuhr er bei ihnen fort, zu lesen:

„Dann mit dem prächtigen Mantel umhüllt und dem Leibrock
Stieg er hervor aus der Wann', und schnell zu den trinkenden Männern
Ging er. Nausikaa jetzt, mit göttlicher Schöne geschmücket,
Stand dort neben der Pfoste des wohlgebühneten Saales,
Mit anstaunendem Blick den Odysseus lange betrachtend;
Und sie begann zu jenem und sprach die geflügelten Worte:
Freude dir, Gast! Doch daß du hinfort auch im Lande der Väter
Meiner gedenkst, da du mir ja zuerst dein Leben verdankest!
Ihr antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Edle Nausikaa, du, des erhabenen Alkinoos Tochter,
Also gewähre mir Zeus, der donnernde Gatte der Here,
Hinzukommen nach Haus und der Heimkehr Tag zu erblicken.
Stets dann werd' ich auch dort, wie der Göttinnen eine, dich anfleh'n
Jeglichen Tag, weil du das Leben mir rettetest, Jungfrau!"

Arnold Lohmer hielt nach dem letzten Vers an und sagte, den Kopf emporhebend: „Das sind die letzten Worte, die der Dichter den Odysseus und die Nausikaa miteinander sprechen läßt; weiteres berichtet er nicht. Aber man hört aus ihnen heraus, daß es so geschehen muß und Odysseus, nach Ithaka heimgelangt, jeglichen Tag an die gedenken wird, der er seine Rettung und ein neues Leben verdankt."

„Glaubst du, daß er es wird?" Die Augen Ages hielten sich bei der Erwiderung dem ihr gegenüber Sitzenden zugewandt, und da er gleichzeitig aufgeschaut, begegneten sich ihre Blicke. Doch kurz nur, denn, den Kopf nach links drehend, setzte das Mädchen hinzu: „Mit unserer Rückkehr wird es nicht so rasch gehen; wir sind erst unter den Dünen, und weiter bringt der Wind uns nicht."

Der Lesende hatte nicht darauf achtgegeben und sah's überrascht jetzt erst. Das Boot lag unbewegt, sein Segel hing völlig schlaff herab, und reglos dehnte sich die Wasserfläche umher, denn kein leisester Hauch des Windes ging mehr. Unfern zur Linken aber warf eine langgestreckte Kette weißer Sandhügel fast blendend die mittägigen Sonnenstrahlen zurück, und Arnald erkannte in ihnen die bei der Hinfahrt rechts gelassenen Dünen der Halbinsel Eiderstedt wieder. Da fragte er: „So müssen wir wohl rudern? Wie lange brauchen wir dazu?"

„Vor morgen mittag wären wir nicht da."

„Glaubst du nicht, daß der Wind wiederkommt?"

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn der Ostwind am Tag einschläft, wacht er nicht mehr auf. Über Nacht geht er wahrscheinlich nach West um; Follrich Folkarts hielt's schon gestern dafür."

„Was können wir denn tun?"

„Warten."

„So im Boot vielleicht bis zum Morgen hin?" Der Antwortende blickte nach dem nahen Ufer: „Wär's nicht klüger, wir ruderten ans Land und warteten dort?"

„Wenn du's meinst, aber vor dem Morgen wird der Westwind schwerlich aufstehen."

„Da bringen wir die Nacht doch besser im Dünensand zu als auf der Bank hier. Oder wir können nach dem Kirchturm drüben hinübergehen, dort wird ein Dorf sein."

Age Terwisga wiederholte: „Ja, wir können nach dem Kirchturm hinübergehen, da ist das Dorf Sankt Peter."

Sie stand auf und machte das Segel fest, dann setzte sie sich, ein Ruder erfassend, neben ihn, und er nahm das andere. Nur kurze Fahrt brachte sie ans Ziel, doch war's Zeit, um auf dem festen Strand anlegen zu können, denn sie befanden sich über einem Sand, und die Flut begann zurückzugehen. Mit kundigem Umblick machte das Mädchen die beste Stelle zur Sicherung des Bootes ausfindig und fragte danach: „Die Sonne ist über Mittag hinaus, wollen wir zusehen, was Banke Jaspers uns in den Korb getan hat?" Der war auf Süderoog wieder mit Nahrungsvorrat für die Rückfahrt aus-

gerüstet worden, auch der Metkrug neu gefüllt; sie nahmen ihn mit ans Land und setzten sich dort zwischen den Strandhafer an den Dünenrand. Lautlos still und einsam lag alles um sie her, doch nicht kalt wie Tod, vielmehr von der Sonne warm und freudig überstrahlt. Arnald nahm eine Brotschnitte und sagte: „Heute bin ich dankbar dafür, denn ich habe Hunger." Age erwiderte: „Gestern war's ebenso späte Zeit, warum hattest du ihn da nicht?" — „Das könnte ich dich auch fragen; ich denke mir, die Gegend hier hat's an sich, auf der Hinfahrt nach Süderoog läßt sie nicht hungrig werden, doch dafür doppelt auf der Rückfahrt."

Heiter klang's, während sie die Mittagskost verzehrten, von Mund zu Mund weiter; an beiden zeigte sich keinerlei Mißmut über die Verhinderung ihrer Weiterfahrt durch das launenhafte Verstummen des Windes, sie waren in fröhlichster Stimmung, und zwischen ihren Händen wechselte mehrfach der Metkrug hin und her, aus dem das Mädchen heute unaufgefordert zuerst trank, um ihn dann Arnald zu reichen und, nachdem der gleichfalls getrunken, ihn nochmals an die Lippen zu setzen. Sie erzählte, die Dünenwand, an der sie beisammen saßen, habe den sonderbaren Namen „die Hitze", und auf den weiten Sand davor, nach dem ihre Hand deutete, hätten einstmals in grauer Vorzeit die Wellen so vielen und großen Bernstein angetrieben, daß Leute zu Schiff aus fernen Südländern hierher gefahren sein sollten, um ihn zu sammeln; das möge wohl um die Zeit gewesen sein, als Odysseus nach der Phäakeninsel gekommen. Dem lag eine alte Überlieferung zugrunde, daraus entsprungen, daß in der Tat schon vor Jahrtausenden fremde Seefahrer aus dem Mittelmeer, vermutlich Phönizier, an der Küste Eiderstedts einen Reichtum an „Elektron" entdeckt und ausgebeutet hatten; Arnald entgegnete, seine Hand neben sich auf die besonnte Düne streckend: „Heut' begreift man den heißen Namen, denn der Sand brennt beinahe. Vielleicht hat die Windstille es gut mit uns im Sinne, daß wir hier einen großen Fund machen sollen; wie der Bernstein seinen alten Ruf, vor Üblem zu behüten, noch verdient, haben wir ja erfahren." Er blickte dabei auf die halb über die Brust niederhängende Halsschnur Ages, die zurückgab: „Wenn die Nacht kommt, wird der Sand kühl werden. Mit dem Suchen müssen wir noch ein paar Stunden warten, so lang' dauert's, bis das Watt trocken liegt. Willst du nicht lesen derweil? Du hast aufgehört, wie Odysseus sagte, daß er jeden Tag in seiner Heimat an Nausikaa gedenken werde."

Der Rat, die Wartezeit zum Weiterlesen zu benutzen, war gut, Arnald nahm die Odyssee wieder hervor und fuhr an jener Stelle fort. Nichts regte sich neben ihm, nur seine Stimme klang durch die Lautlosigkeit; als er den Gesang zu Ende gebracht und anhaltend die Stirn hob, lag Age Terwisga in der Entfernung von ein paar Armlängen ausgestreckt auf dem Dünensand. Sie hatte die Hände unter ihrem von der Sonne weggewendeten Kopf zusammengelegt, dessen Haar sich tiefdunkel vom weißen Bodengrund abhob; neben den Schläfen standen graugrüne Halme des Strandhafers in die Höhe, das Gesicht halb wie mit einem Gitterwerk verdeckend, doch waren die weitaufgeschlagenen Augen deutlich unterscheidbar, denn sie sahen mit einer traumhaften Glanzfülle zum Himmel empor, leuchtend, als ob ein Stück seines Blaus sich zwischen ihre Lider heruntergesenkt habe. So lag das Mädchen, kaum ein Atmen der Brust wahrnehmen lassend, unbeweglich dem Lesen zuhörend oder vielmehr — Arnald kam's jetzt bei seinem Anhalten zur Erkenntnis — hörte nicht zu, denn offenbar wurde sie die Unterbrechung gar nicht recht gewahr. Wenigstens eine geraume Zeitlang nicht, dann fuhr sie mit einem plötzlichen Ruck empor, sah verwirrt um sich, ihre Augen wichen den ihr zugewandten Arnalds aus, und es dauerte noch etwas, ehe sie sagte: „Du hast gelesen — warum liest du nicht weiter?"

Ihn durchlief ein Gefühl, von dem er nicht wußte, was es sei, wie ein Schauer war's, der, aus der heißen Sonnenstille aufwachend, ihm ins Blut fließe und sein Herz zu schnellerem Klopfen bringe. Auch zu antworten wußte er nichts, blickte sie nur stumm an, und erst nach längerem Schweigen kam ihm über die Lippen: „Willst du etwas ausruhen? Du bist müde, glaub' ich."

Sie saß, und ihre Augen gingen westwärts über die uferlose See hinaus, an deren Him-

melsrand klein ein einzelnes, schattenhaftes Wölkchen entlangzog. Darauf hielt ihr Blick sich gerichtet, ein Weilchen stumm, dann sagte sie unverständlicher Art: „Bist du's?" Doch der Ton ihrer Stimme schien sie aus einem Zustand halber Sinnverlorenheit zu sich zu bringen, ihr Gesicht wandte sich danach gegen Arnald Lohmer, und sie sprach zu ihm: „Verzeih' mir's, ich hörte nicht, was du gelesen hast. Ich dachte — nein, ich dachte nichts — mir war's vor den Augen, als fahre das Schiff mit meiner Mutter draußen über die See; dort irgendwo ist sie untergegangen und schläft, ihre Stunde war's. Einmal als Kind sah ich's deutlich, da stand sie auf dem Deck am Steuer und winkte mir mit der Hand, ich sollte nachkommen, dort, wo sie hinfahre, wär' es gut. Aber dann war es ein Wölkchen, wie das da — nein, müde bin ich nicht, meinst du, ich möchte schon schlafen? Wir wollen erst noch Glesum suchen, wie's die fremden Leute hier einmal getan, damals, als Odysseus nach Scheria kam. Der Sand fängt an, trocken zu werden, wir können gemach dem Ebbwasser nachgehen und sehen, was die Flut uns beschert hat."

Sie war bei den letzten Worten aufgestanden, und der Ausdruck traumhafter Sinnesabwesenheit war völlig zwischen ihren Lidern weggeschwunden, ein Glanz wie von verlangendem Trieb nach einem reichen Bernsteinfund füllte ihr die Augen. „Wir lassen unsere Schuhe hier," setzte sie hinzu, „die Möwen holen sie uns nicht weg", und sich kurz abkehrend, streifte sie eilig ihre Fußbekleidung ab; Arnald tat das gleiche, dann gingen sie zum Strand hinunter, um den sich schon ein entwässerter Wattengrundstreifen, die beginnende Ebbe ankündigend, hinzog. Anfänglich nahm dieser nur langsam an Breite zu, doch allmählich wölbte der Sand sich weiter hinaus trocken gelegt auf; „ertrunkenes Land" war's auch hier, das alte „Utholm", die ehemalige Westküste Eiderstedts; unablässig im Wind fortwandernd, hatten die Dünen jetzt ihren Schutzwall wohl um die Breite einer Meile weiter gegen Osten verlegt. Nun stellte sich auf dem Sand auch das tausendfältig flatternde und trippelnde Leben ein, Möwen und Seeschwalben, Austernfischer, Kampfhähne und Regenpfeifer waren da, sich ihrer zappelnd zurückgelassenen Ernte zu bemächtigen, am Rande der zahlreichen tieferen und seichteren Wasserrinnen, den Prielen und Deepen, Gaaten und Laien ihre langen Spitzschnäbel nach Beute hinunterzuschnellen. Dazwischen wanderten Arnald und Age, bald nebeneinander, bald getrennt, nach dem alten Palmenharz umblickend; weit und weiter dehnte sich vor ihnen das bläulichgraue „Haff", der vom abgewichenen Wasser entblößte Meerboden. Doch vom Gesuchten entdeckten sie gleicherweise nichts als hie und da ein winziges Stückchen; der ehemals so reich gewesene Fundplatz lag verarmt, vielleicht weil sich eine Strömung in der See verändert hatte, oder es mochte nur eine Vorzeitsage sein, die vom Umfahren der Phönizier hierher berichtete. Die beiden aber ließen in ihrem Wetteifer nicht nach, und wenn sie wieder zusammenkamen, sprach aus ihren Augen keine Enttäuschung; es hatte den Anschein, für sie liege das Schöne nicht im Finden, sondern im Suchen, wie in einem Rausche von Luft und Licht durchklangen ihre Stimmen die Einsamkeit, drin sie das einzige Menschenleben waren.

So gelangten sie, hin und her schweifend, bis an die Grenze des alten Utholm, wo die See auch bei der Tiefebbe ihr Reich behauptete und trotz der Windstille mit dünenden weißen Kippwellen auf den Sand schlug. Arnald rief: „So lockend ist's, man möchte hineinspringen. Wenn du nicht bei mir wärst —" Stockend verstummte er, bedachtlos war's ihm vom Munde geraten, und er stand befangen wie ein Knabe. Doch das Mädchen entgegnete ohne Acht darauf: „Da ist's gut, daß ich bei dir bin, sonst würdest du heut' nacht in nassen Kleidern schlafen und kämest wahrscheinlich obendrein wieder in die Flut, denn es wird Zeit zurück für uns, die Sonnenuhr zeigt's immer richtig."

Wie mußten die Stunden seit ihrem Fortgang von der Düne verflogen sein, erstaunt sah er's: die Sonne stand schon ziemlich schräg zum Westen hinüber. Ihm kam der Wunsch, Ages Kleidung möge sich verwandeln, daß sie in ihrer Sonntagstracht dahergehe, und bei diesem Verlangen fiel vor seiner Einbildung wie durch Zauberwirkung

der graue Friesrock von ihr ab, doch trat nicht das farbige Gewand an seine Stelle, sondern wie eine weiße Marmorgestalt bildete sich's vor seinem Blicke heraus. Sein Fuß stockte und ebenso sein Atemzug, aus weitgeöffneten Lidern sah er reglos draufhin. Sie empfand's, wandte ihm den Kopf zu und fragte verwundert: „Habe ich etwas an mir, daß du mich so merkwürdig ansiehst?“ Da war das Täuschungsbild seiner Phantasie verschwunden, sie stand wieder im grauen Fries, doch ihm schlug eine hohe Röte übers Gesicht bis zum Stirnrand hinauf. Er antwortete hastig: „Nein, du hast nichts, bist wie immer, so wie du sein mußt.“ Das erklärte weder den seltsamen Ausdruck seiner Augen, noch war's im Sinne verständlich, und sie erwiderte: „Ich verstehe dich nicht — wie muß ich sein?“ Doch war's, als überziehe bei der Antwort ein leiser Widerschein der roten Färbung seines Gesichtes das ihrige, sie drehte den Kopf seitwärts zurück, setzte stumm den Weg fort, und eine Zeitlang gingen beide schweigend nebeneinander. Als sie sich der Küste näherten, warf die Sonne ihre Schatten schon lang über den Sand vorauf, doch lag dieser noch völlig trocken und fein geebnet, so daß Arnald der Gedanke kam, zu fragen: „Wollen wir hier eine Schreibstunde halten? Nur fehlt uns der Griffel für die Tafel — aber da —“

Sein Blick fiel auf ein angeschwemmtes, halb aus dem Grunde sehendes, rundlängliches Rollholzstück: „Mit dem Messer läßt sich's wohl zuspitzen.“ Doch Age entgegnete, den Kopf schüttelnd: „Du hättest mir gestern mit Aulof Follrichs zusammen Unterricht geben können, heute möcht' ich nicht deine Schülerin sein, mich dünkt, hier ist's schöner, auf der Düne zu sitzen und sehen, wie die Sonne in die See hinuntersteigt. Wer kann wissen, ob sie's morgen noch so tut; man muß festhalten, was noch ist, so lang' sich's halten läßt.“

Der Hörer mußte ihr beistimmen; er sprach nicht aus, daß eine Fortsetzung des Schreibunterrichts doch kein Weiterkommen bei ihr erwarten lasse. Darin hatte sie nicht unzutreffend Aulof Follrichs mit sich zusammen genannt; wie solche Belehrung bei ihm erfolglos bleiben würde, stand hier auch eine Schranke vor ihrer Aufnahmefähigkeit. Sie setzten sich wieder auf die Düne, Abend ward's, das lange Umherschweifen hatte ihnen neuen Hunger eingebracht, dem der Vorratskorb jetzt abermals willkommen war. Die Luft regte noch kein leisester Hauch, zweifellos mußten sie die Nacht auf dem Lande zubringen, doch beiden schien aus dem Gedächtnis entfallen zu sein, daß sie am Mittag sich damit beruhigt, für solchen Fall zum Übernachten nach dem Dorfe Sankt Peter hinübergehen zu können; keiner erinnerte dran, daß es dafür Zeit werde, denn die Sonne war unter den Horizont weggeschwunden, hielt, unsichtbar geworden, ihn nur noch mit einem Lichtvorhang umspannt, doch keinem purpurfarbigen wie gestern, sondern goldgelb hob er sich heute am Himmel auf. Nebeneinander saßen die beiden Abendgäste der einsamen Dünenwelt, manchmal ein wenig schweigsam, dann fröhlich rasch hin und her redend, zumeist begann nach einem Verstummen das Mädchen wieder damit. Sie sprachen von dem, was die Natur um sie her ihnen eingab, von der See, den Sternen, dem Wunderbaren, daß auf der Erde Menschen mit Augen zum Himmel aufsähen; Arnald erzählte von dem ihr unbekannten Festland, der Größe und Reichtumspracht Hamburgs, dem Leben dort; sie müsse nicht nur davon hören, sondern es selbst kennen lernen, dafür werde er Anstalt treffen. Und doch sei alles nur gering und arm gegen das, was er hier und auf Neuwerk gefunden, wohin ihn der Zufall, nein, das Glück, eine Bestimmung durch die Begegnung mit Age gebracht habe, nicht allein um ihn körperlich wieder voll gesund werden zu lassen, vielmehr ihm den Geist und das Gemüt mit neuem, köstlichem Lebensblut zu erfüllen.

Das Mädchen saß jetzt lautlos, nur leise murmelnd plätscherte die rückkehrende Flut drunten zu den Füßen der beiden. Dann geschah's einmal überraschend, daß plötzlich ihre Schatten vor ihnen auf den Strand hinunterfielen, unvermerkt war hinter ihrem Rücken der Mond über den Dünenkamm heraufgekommen, beglänzte die aufglimmernden Wellen. Ein zauberhaftes Lichtspiel war's, am westlichen Himmelsrande stand noch der goldene Schein, die Gestirne des Tages und

der Nacht schienen sich leuchtende Strahlenarme entgegenzustrecken. Doch Age Terwisga sagte nun: „Das Gelb nach der Sonne hat's angezeigt, der Westwind wird mit dem Morgen aufstehen, und bevor die Ebbe den Glesumsand trocken macht, muß unser Boot von ihm los sein. Da ist's Zeit, daß wir die Augen zutun, um uns nicht zu verschlafen; ich will dir dein Bett herrichten, du verständest dich nicht drauf."

„Ein Bett? Willst du Möwendaunen dazu aus der Luft herabzaubern? Aber wozu brauchen wir's auf dem weißen, warmen Sande?"

Doch aufstehend antwortete sie: „Der wird kühl während der Nacht, und vom klaren Himmel fällt der Tau. Im Schlafe schlägt das Herz weniger rasch, da wird's dich frostig anrühren." Sie trat einige Schritte zur Seite, kniete nieder und höhlte auf einer ebenen Fläche der Düne mit den Händen eine langgestreckte Mulde von ungefähr doppelter Fußbreite in den Boden, häufte an ihrem Rande den Sand zu einem kleinen Wall auf, so gut die locker rieselnden Körner es ermöglichten, und sagte: „Das ist deine Decke, du brauchst sie nicht über dich zu ziehen, das tut sie schon von selbst, wenn du dich zu Bett legst." Jetzt begriff er, was sie herstellte, und erwiderte, zu ihr hintretend: „Das lernt sich nicht allzu schwer, da kommt's dem Schüler zu, für seine Lehrmeisterin das gleiche nachzumachen." Er kniete ebenfalls nieder und begann neben der Höhlung eine zweite von nämlicher Art auszuschürfen. Doch das Mädchen wies ihn an: „Das ist zu nah, du mußt weiter fortrücken, sonst fällt die Wand dazwischen ein." Eifrig weiter arbeitend aber versetzte er: „Nein, sie hält, ich gebe schon acht." — „Du wirst sehen, der Sand kommt ins Rollen." — „Du wirst sehen, daß er fest bleibt." Im nun hell auf sie niederfallenden Mondlicht setzten beide ihr Tun fort, sie ward vor ihm fertig und richtete sich empor, während er noch an seinem Werke besserte. Doch seine letzte Handanlegung fiel nicht glücklich aus, denn das von ihr Vorhergesagte trat ein, zwischen den Mulden floß die lose Scheidewand nach beiden Seiten auseinander, und Age kam vom Munde: „Wer hat recht gehabt? Da ist deine Mühe umsonst gewesen." — „Du hast schuld dran, von deinem Aufstehen kam's." — „Das ist billig, einem anderen die Schuld zuzuschieben, wenn man etwas unrichtig angefangen und nicht auf guten Rat gehört hat." Rechthaberisch stritten sie mit Rede und Widerrede noch weiter hin und her, jeder bestand auf seiner Behauptung. Zum erstenmal hatte sich zwischen ihnen ein Zwist entsponnen, der zu einer ernstlichen Veruneinigung auszuwachsen drohte; Arnald brach endlich zuerst ab: „Ich mag nicht mehr streiten, wenn du noch weiter Lust dazu hast, so tu's allein." Er ging davon, während sie ihm nachsprach: „Du bist zanksüchtig, ich habe mich nur gewehrt." Damit wandte sie sich nach der anderen Seite fort. So verschwanden sie sich aus den Augen oder erschienen im weißen Mondglanz wechselseitig dem Blicke nur als ungewisse dunklere Schatten auf der hellfarbigen Düne, die nun in tonloser Nachtruhe dalag. Die aber übte offenbar eine Beschwichtigung auf die Gemüter der Erzürnten, denn nach einer Weile standen sie, von hier und dort zurückgekommen, sich wieder nah gegenüber, und Arnald sagte: „Ich hatte unrecht, verzeih's mir." Das Mädchen antwortete ebenso: „Nein, ich, verzeih' du's mir," und er fiel ein: „Mir scheint, wir haben uns um nichts ereifert, ich weiß gar nicht mehr, warum." — „Ich auch nicht, Bauke Jaspers Met war wohl stark und uns zu Kopf gestiegen."

Bereitwillig kam sich Versöhnlichkeit von beiden Seiten entgegen, der Streit war beigelegt, und niemand berührte weiter seine nichtige und närrische Entstehung. Froh und freundlich wie vor ihm sprachen sie noch einiges hin und her, dann sagte Age: „Wir sollten schon schlafen, damit wir rechtzeitig aufwachen." Er versetzte: „Ja, eh' die Ebbe kommt, du sagtest's vorhin", und ein paar Augenblicke später lagen beide in den Höhlungen, deren bis auf ein geringes niedergerollte Scheidewand den vergessenen Anlaß ihres Zwistes gebildet hatte. Der weiße Sand strahlte noch Sonnenwärme aus, eine Ruhestatt war's, die nach keiner anderen verlangen ließ, kein Ton ringsum als das Anrauschen der steigenden Flutwellen drunten, ab und zu aus der Luft der Ruf einer vorüberziehenden Möwe, und ihre eigenen

Stimmen klangen noch, nur auf Armeslänge Entfernung, nah von Mund zu Mund. Arnald hatte von Süderoog zu sprechen begonnen: „Dort lärmen jetzt die wilden Vögel noch wie gestern, und mir schien's, Anlof Follrichs glaubt, wenn er nach Neuwerk kommt, da wird's so werden, wie er und alle es wünschen. Willst du's denn nicht noch bedenken?"

„Du weißt's ja, warum fragst du das?"

„Weil ich Mutter Velke versprochen hatte, dir zuzuraten."

„Warum hast du das gestern nicht getan? Dann könnt'st du ihr sagen, du hättest dein Versprechen erfüllt."

„Du weißt auch, daß ich's nicht konnte."

„Daran hatt' ich nicht mehr gedacht. Ich bin müde. Gute Nacht, Arnald."

„Gute Nacht, Age."

Nun ward's still, nur leis dem Ohre vernehmbar klang der nahe Atemzug hier und dort. Eine Zeitlang, und es war, als bemühe jeder sich, kaum hörbar sacht zu atmen, um den anderen nicht zu stören.

Dann kam noch einmal leis eine Frage von seinem Munde: „Schläfst du schon?"

„Nein, doch beinahe."

„Wird's dir schon kühl?" Eine seiner Hände bewegte sich hinüber und faßte nach der ihrigen, sich durch das Gefühl die Frage zu beantworten. Die Hand war warm, und er legte die Finger um ihr Gelenk; nun sagte das Mädchen, wie aus einem Halbschlaf zu sich kommend: „Was willst du?"

„Deinen Puls fühlen — nein, dich friert's nicht, dein Herz schlägt noch schnell."

Durch eine Bewegung zog sie ihre Hand jetzt von der seinigen fort und sprach dabei: „Ich muß mich anders legen — du bist ja ein Arzt, das vergaß ich — schlafe gut!"

„Tu du's auch — es ist schön hier unter dem Himmel und dem Monde — solche Nacht war in meinem Leben noch nie —"

Als letzter Stimmenlaut erscholl's auf der Düne, über deren Einsamkeit nun stumm die Mondnacht ihren weißen Strahlenmantel hinbreitete, und ihr alter Gefährte, der Schlaf, kam und schloß die Augenlider der dicht nebeneinander Ruhenden. Regungslos ausgestreckt, lagen sie mit den Gesichtern, deren Farbe sich kaum von der des Sandes neben ihnen abhob, wie zwei in die Gewalt Rans Gefallene, von ihr zur Tiefe niedergezogen und von den Wellen der Nordsee entseelt wieder ans Ufer heraufgetragen. Nur der Atemzug sprach vom Leben, gleichmäßig hob er hier und dort die Brust, als sei's kein verschiedener, zwiefacher, sondern einer einzigen entstammend, sich zu einem vereinigend; nun ging er leise, dann manchmal ebenso gleichzeitig eine Dauer lang rascher, zu lauterer Vernehmbarkeit anschwellend, ein Traum mußte ihn beschleunigen, seltsamerweise, als sei auch er nur einer, beiden gemeinsamer. Ab und zu glitt der Schatten einer nächtlich umschwebenden großen Silbermöwe über sie hin, wie wenn sich ein Arm rege und über die abgeflachte Scheidewand fortbewege. Doch nur Täuschung eines Augenblicks war es, flüchtig schwand er vorbei, und das weiße Licht zeigte die Lage der Schlafenden unverändert.

Allmählich dagegen im Gange von Stunden wandelte sich etwas an der Beschaffenheit der Sommernacht. Der ausstrahlende Sand verlor seine zurückverbliebene Sonnenwärme, und auch die Luft ward kühl; ab und zu flirrten einmal die bisher unbeweglichen Halmblätter des Strandhafers leicht hin und her, nur kurz, dann standen sie wieder ruhig, doch öfter und rascher erneute sich's. Langsam nahm die Glanzhelle der beinahe gerundeten Mondscheibe ab, ein weißliches Luftgespinst wob, vom westlichen Horizont heraufkommend, einen Schleier bis zu ihm empor, überzog nach und nach das dunkelblaue Äthergewölbe. Wo die Sonne untergegangen, war der letzte Rest des Goldscheins verschwunden, aber der Juni begann schon wieder im Osten den Himmelsrand mit einem Schimmer, dem Vorboten des neuen Tages, zu umgürten. Mit stählerner Farbe stieg er eine Zeitlang aufwärts, dann vertiefte sie sich, hob an, zu erglühen, und eine feurige Morgenröte schoß lodernde Garben gegen den Zenit in die Höhe.

Da öffneten auf einmal Arnald Lohmer und Age Terwisga, vom schrillen Ruf einer dicht vorbeijagenden Sturmmöwe geweckt, zugleich die Augen und sahen auf. Das Himmelsblau war zu einer einförmig grauen Decke geworden, frostig durchschauernd strich ein kalter Wind über ihre Gesichter. Die hatten sich im Schlaf einander nah zugewandt,

und ein bewußtloser Traum hatte beiden die Arme bewegt, gegen das Kältegefühl bei dem anderen Wärme zu suchen oder ihm solche zu verleihen. Wie er's vor dem Einschlafen ein paar Augenblicke lang getan, um nach ihrem Pulsschlag zu fühlen, hielt Arnalds Rechte die auf der Brust des Mädchens liegende Hand umfaßt, und die ihrige hatte sich ihm über die Schulter halb um seinen Nacken gelegt. So blieben sie nach dem Erwachen während einiger Atemzüge, ihnen fehlte noch die Besinnung, wo sie seien, und welche Verwandlung seit ihren letzten Worten vorgegangen. Dann fuhr Age plötzlich, von einem jähen Ruck emporgeschnellt, auf und rief, abgewendeten Kopfes, mit schreckhaft verstörtem Ausdruck über die See blickend: „Der Morgen ist da und der Westwind — die Flut fällt, wir müssen geschwind sein!"

Sie lief davon, an den Strand hinunter; Arnald war noch nicht so klar zum Bewußtsein gelangt wie sie, folgte ihr in halb traumhaftem Zustande nach. An das Mitnehmen des Korbes dachten beide nicht, er blieb vergessen wie ein Gedenkzeichen, daß sich Menschen hier auf der öden Düne befunden, zurück oder gleich einem angetriebenen, stumm von Schiffbrüchigen redenden Überrest. Mit fliegenden Händen machte Age Terwisga das Segel los und stieß das Boot vom Ufer ab; die Zeit drängte in der Tat, denn die begonnene Ebbe drohte, es vor dem Hinwegkommen über den Bernsteinsand festzulegen. Das erkannte auch Arnald jetzt und ergriff, um die Fahrt zu beschleunigen, die Ruder; das Mädchen gab scharf acht, durch die Steuerung beim Innehalten der nächsten Richtung zur freien See dem Winde jeden möglichen Vorteil abzugewinnen. So lag's in der Sache, daß beide sich schweigend ihrem Tun hingaben, ungefähr eine halbe Stunde lang, ohne sich dabei anzublicken. Dann sagte Age einmal: „Wir sind los, du kannst die Ruder einziehen"; der Sand lag überwunden hinter ihnen, das Boot hatte noch eben rechtzeitig das untiefenlose Wasser erreicht.

Die ersten gesprochenen Worte waren's gewesen, und sie blieben für Stunden weiterhin die einzigen. Beim Einlegen der Ruder hatte Arnald sich, eigentlich ohne Nötigung aufstehend, umgekehrt, setzte sich in der gleichen Haltung auf die Bank zurück und verblieb so. Mit dem Vorschreiten des Tages verdunkelte die Luft sich immer mehr, das glühende Morgenrot, das für den Kundigen zweifellos völligen Umschlag der Witterung angekündigt, war nach kurzer Pracht spurlos erloschen; auch an seine Stelle trat düstere Verhängung des Himmels und ließ Vorbereitung zum Regnen erkennen. Doch als das Notwendige und Wichtigste hatte der Westwind sich, günstig für die Fahrtrichtung, eingestellt; er kam nicht in Stößen, sondern gleichmäßig und trieb das Boot rasch vorwärts, das in wiegendem Flug über lange Dünwellen hinglitt. Luft und See befanden sich in keinem Aufruhr, nur ein unterweltlich trübes Licht regte den Eindruck, als wolle sich schon an den Morgen der Abend anschließen. Alles lag in schwerem Grau, dunklere Wolken überdrängten die vorherige bleierne Himmelsdecke, und Tropfen begannen zu fallen.

Nichts von einer Entzweiung, wie am Abend bei dem Herrichten der Lagerstätten im Sand, war zwischen den beiden Insassen des Fahrzeugs vorgegangen, kein Mißton hatte das Ohr berührt. Doch sie verhielten sich seit dem hastigen Aufbruch von der Düne gegeneinander wie zwei Fremde, die nichts zusammen teilten, keinen Grund und Antrieb zu einem Gespräch beiaßen. Er und sie in gleicher Weise; es war, als habe eine Nachtmar sie im Traum bedrückt und ihnen wechselseitig eine Abneigung eingeflößt. So auch atmeten sie, kaum wahrnehmbar, wie aus verengter Brust, reglos mit den weitoffenen Augen, die sich nicht mehr begegnen konnten, geradeaus ins Weite sehend. Stunden vergingen wohl, der anfänglich leichte Tropfenfall verdichtete sich nach und nach zu wirklichem Regen. Er breitete ringshin einen Vorhang um das Boot, sein Rauschen vermischte sich mit dem des von unten aufschlagenden Wassers. Nach langer Zeit machte die Schulter Arnald Lohmers ein paarmal eine kurze Bewegung, als ob er sich umwenden wolle, doch er führte die Absicht nicht aus. Wohl eine halbe Stunde verrann wieder, ehe er dazu gelangte und, den Kopf nicht voll zurück, nur halb zur Seite drehend, fragte: „Kannst du in der undurchsichtigen Luft die Richtung halten?"

Eine Befürchtung schien aus seiner Stimme zu klingen; das Mädchen erwiderte: „Ich hoffe es," und er versetzte: „Du glaubst, daß wir heute nach Neuwerk kommen?"

„Wenn der Wind so bleibt, bis zum Nachmittag."

„Ich muß morgen nach Hamburg zurück, meine Braut wartet darauf."

„Ja, das mußt du wohl."

Ihre Entgegnung verklang im Winde, und danach blieb's still im Boot wie vor der flüchtigen Wechselrede; er kehrte sein halb umgewendetes Gesicht wieder völlig ab, nur Rauschen und Brausen war rundum. Jetzt schoß der Regen, auf das Segel prasselnd, wie in Strömen herunter, es ließ sich kein trüberer Gegensatz zu der sonnigen Hinfahrt nach Süderoog mit der leuchtenden Weite umher erdenken. War das erst vorgestern gewesen? Durch den Kopf Arnalds ging ein verworrenes Treiben, er sah nur Bilder vor sich, hastig hin und her wechselnd, sich verdrängend, die Straßen von Hamburg und reich ausgestattete Räume vornehmer Häuser dort, plötzlich in endlose Wattensande mit flatternden Vogelschwärmen verwandelt, nun zu weißem, mondbeglänztem Dünenhang. Da trat Lucinde Eschenhagen in ihrer siegreichen Schönheit durch eine Tür herein, alle Blicke staunten sie an, die jungen Herren umdrängten sie mit auserlesenen Komplimenten, doch sie zerrannen, und statt ihrer stand allein Anlof Follrichs da, ein flüchtig aufglimmender Schein lief ihm durch die wasserblauen Augen, und er sagte: „Dat harr ick mi hüt morgen nich dacht." So kam's und schwand's vor dem Gesicht Arnalds, nur von der Erinnerung wie greifbar heraufgeholte Bilder, ohne Zusammenhang, und ohne daß sich ihm Gedanken mit ihnen verbanden. Die Fahrt war lang und bot etwas Ungewöhnliches, denn nach manchen Stunden auf der freien See behielt Age Terwisga trotz der Ebbezeit geradeaus über die breite „Norderbank" die Richtung nach Süden bei; der stärker angewachsene Westwind ließ das Wasser nicht vom Sand absinken, sondern so viel über ihm bleiben, daß dem Boot keine Gefahr, sich festzulaufen, drohte. Ohne Aufstoß gelangte es geradesweges zur Elbmündung hinüber und diese überquerend weiter; Arnald Lohmer fiel nichts daran auf. Aber dann erschrak er doch einmal: vor seinem Blick hob sich plötzlich aus der trüben Luft, weißlich schimmernd, etwas schon früher von ihm Gesehenes hervor; doch mußte er seine Sinne erst zusammenraffen, um den Leuchtturm Geert Grawanders zu erkennen. Sie hatten Neuwerk erreicht, und das Boot legte am Landungsplatz unterhalb des Gehöftes an; erst ein weniges nach Mittag mochte es sein, aber über der Insel lag das Tageslicht wie bei einfallender Abenddämmerung. Die beiden Heimgekehrten waren schon seit langem völlig durchnäßt, und im Haus eintreffend, stieg Arnald ohne Anhalten sogleich zu seiner Giebelkammer hinan; im Gefühl war's ihm, als seien Wochen vergangen, seitdem er den Fuß zum letztenmal auf die Stufen gesetzt. Unten hörte er das Mädchen sagen: „Das Wasser läuft heut' nicht ab bei der Ebbe," und die Stimme des alten Hadlef antwortete: „Ich hab's auch gesehen, das Vieh muß herauf." Oben warf der Durchnäßte rasch seine triefenden Kleider ab und legte sich ins Bett; ein Frostschauder durchrüttelte ihn, an dessen Stelle indes bald das Gegenteil, Erwärmung, fast ein heißes Durchflutetwerden trat. Sein Mund sprach halblaut vor sich hin: „Der Sand ist noch warm von der Sonne," denn das Bewußtsein zerging ihm zu einer Traumvorstellung. Todesmüde fiel er in reglos tiefen Schlaf, nur sein rechter Arm hob sich einmal auf, legte weitgestreckt die Hand nach der anderen Seite ins Leere hinüber, und ihre Finger schlossen sich halb zusammen, als ob sie etwas umfaßt hielten.

* * *

Der Juni hatte seinen guten Ruf an der Nordsee, daß er andauernd heitere Tage bringe, bewährt, doch unterließ er nicht, heute zu zeigen, er stehe keineswegs unter der Botmäßigkeit des höchsten Sonnenstandes, sondern sei unabhängig, nach eigenem Belieben seine Sommertracht zu wechseln und sich auch in völlig anderer darzustellen. So lag er jetzt düster gewandet über der Insel, durchzog schon am frühen Nachmittag mit Schattenfäden die Luft, daß der Blick auf Neuwerk kaum von einem Gehöft zum an-

deren hinüberreichte, nur dämmernd noch den Umriß der Wurften unterschied. Aus Westen trieb der Wind lückenlos-unermeßliche Wolkenmassen daher; zu dem grauen Regenvorhang, mit dem sie das kleine Eiland umbreiteten, gesellten sich von ihnen abgelöste, große, tief heruntersinkende Nebelfetzen, gleich flatternden Laken das Oberstück des Leuchtturmes umschlingend, sich drum verwickelnd und losgerissen wieder weiter treibend. Keinen Zweifel erlitt's, nicht die Nordsee erzeuge dies übergewaltige Gedränge am Himmel, es entstamme von weiter her einer unerschöpflichen Vorratsansammlung des Atlantischen Ozeans, das Gefühl regend, Tage, vielleicht Wochen müßten vergehen, bis der Wanderzug der dunklen Kühe Wodans, als welche die ersten Ansiedler an diesen Küsten die Wolken aufgefaßt, sein Ende erreiche.

Schon einmal, noch im Mai, hatte Arnald Lohmer auf der Insel solchen Umschlag der Lichtfreudigkeit zu halbnächtlicher Trübseligkeit erlebt, doch als er, nach einer Anzahl von Stunden aus dem Schlaf erwachend, aufstand und seine inzwischen leidlich getrockneten Kleider wieder anlegte, stellte sich seinem durchs Fenster hinausgehenden Blick das draußen Sichtbare noch anders als damals vor Augen. Keine braunen Rinder hoben sich belebend von dem grauen Weideland ab, aber auch dieses selbst lag um mehr als die Hälfte verschmälert; die Flut war wieder eingetreten und hatte, vom Winde gejagt, das Wasser bis etwa auf hundert Schritt vom Unterrand der Wurft heraufgehoben. Mit rohrendem Gemurr wälzten sich die Wellen, da und dort weißgelben Schaum aussprühend, über die verschwundenen Grasflächen; dem Beschauer kam's aus der Odyssee, so schilderte die alte Dichtung das Schattenlicht um das stygische Gewässer, „ganz von Nebel umwölkt und Finsternis“, über das Odysseus auf den Befehl der Kirke zum Reich des Aïdes hinuntergefahren. Doch kurz nur verweilte die Vorstellung; in Arnald trieben Gedanken und Empfindungen wie eine wogende Flut, ließen ihn auf die der See als auf Gleichgültiges nicht achten. Der Schlaf hatte ihm etwas gebracht, eine Befreiung ging davon aus. Sie atmete nicht mehr mühsam wie während der Heimfahrt von der Düne her, sondern leicht; ein sonderbares Gefühl erfüllte ihn, über dem schweren Wolkengetriebe ständen die Sterne in leuchtender Pracht, wohl gegenwärtig für seine Augen noch nicht wahrnehmbar, doch sie seien vorhanden, er müsse nur warten, bis sie strahlend vom geklärten Himmel herabgrüßten. Eine Weile blieb er noch am Fenster stehen, stieg dann die kurze Treppe hinab. Die Diele unten lag schon beinahe in völligem Dunkel, auch aus der Küche her fiel kein Lichtschein: bei starkem Wind wurde nach altem Brauch in allen Häusern das Herdfeuer ausgelöscht, und so war's heute geschehen. Nur auf dem Tisch der Wohnstube brannte in einem schüsselartig breitausgebauchten Messingleuchter eine Talgkerze, deren am rötlich schwelenden Docht aufzüngelnde Flamme kaum ihren Flackerschein bis an die Wände hinwarf. In der Hochsommerzeit war's ein winterliches Bild, wie der Gast es hier noch nicht vor Augen gehabt, die Weltabgeschiedenheit der kleinen Erdscholle im Meer sah ihn daraus an. Bei seinem Eintritt saßen Hadlef und Belke nebeneinander auf einer Bank, wohin sie sich zum Besprechen einer Sache zusammengesetzt zu haben schienen; der Alte stand jetzt auf, begrüßte den jungen Arzt, ihm die Hand reichend, und sagte: „Hast du die Augen eine Zeit zugemacht? Auf dem Wasser macht's sie müde. Zurück habt ihr's nicht gut gehabt und seid unnötig in den Regen gekommen. Se will em nich, denn is dato jo nix mehr to seggn.“

Offenbar hatte Age, wohl auf ein Befragen von ihren Großeltern, kundgegeben, daß sie nicht Anlof Follrichs Frau werden wolle; ihr mocht's mit Vorbedacht herausgekommen sein, um von vornherein seiner angekündigten Werbung einen festen Riegel vorzuschieben. Augenblicklich trat sie selbst zur Herrichtung des Abendtisches ein, so daß Hadlef ablenkte: „Du willst morgen wieder nach Hamburg, Doktor, hab' ich gehört. Bei der schlechten Witterung gibt's hier für dich natürlich lange Zeit. Awers röwer kümmst du wul nich, wi kriegt öwer Nach Storm, dat keen Seil rut kann.“

„Glaubst du, daß der Wind noch stärker wird?“ Arnald wandte nach der Frage seinen Blick dem Mädchen zu und fügte drein: „Mir wär's nicht bange davor, wenn

Age mich hinüberbringen will. Sie muß den Entscheid tun."

„Du sagtest's mir, daß deine Braut auf dich wartet. Da gib nur an, wann du fahren willst; ich habe dich hergebracht und bringe dich auch wieder zurück."

Sie erwiderte es gleichmütig, schien nicht an eine gefahrdrohende Verstärkung des Windes zu glauben, doch der Alte sagte bedachtsam: „Da kommst du wieder durchnaß nach Kuxhaven, Doktor, der Regen hört vor morgen abend nicht auf."

Der Kopf des Mädchens machte eine unwillkürlich stutzende Bewegung. Arnald Lohmer lachte: „Davon hab' ich freilich heute genug gehabt! Meinst du, daß er nicht eher aufhört? Dann will ich's mir doch noch bedenken."

Länger als eine Woche war vergangen, seitdem im Gegensatz zu der Zeit vorher kein Lachen mehr über die Lippen des Sprechers gekommen, zum erstenmal klang's wieder fröhlich von ihnen auf und überraschte sichtlich Age Terwisga als etwas Unerwartetes, fast wie Unverständliches nach seiner schweigsamen Wortkargheit während der langen Heimfahrtstunden. Sie verließ die Stube wieder, ihrer Obliegenheit weiter nachzugehen, doch dauerte es ungewöhnlich lange, ehe sie zurückkam und die abendliche Kost herrichtete. Dann indes saßen alle um den Tisch, und die heitere Gemütsstimmung Arnalds offenbarte sich gleicherweise in seinem Reden und Tun. Den Speisen zusprechend, sagte er: „Ich spür's, daß ich gestern abend zuletzt gegessen habe. Du ebenso, Age — ich glaube, unser Korb ist auf der Düne stehen geblieben, wir hatten's zu eilig — hast du nicht auch Hunger?" Die Befragte antwortete kurz: „Ja," doch entsprach sie diesem nur wenig durch ihre Beteiligung an der Mahlzeit.

Die Talglichtflamme schweifte in der unablässig durch die Fensterfugen dringenden Zugluft, und auch kaum unterbrochen knarrte und knackte das Gebälk von rasch sich folgenden Windstößen; ab und zu scholl dumpf aus dem Stall ein unruhiges Aufbrüllen der Rinder herüber. Nach der Beendigung des Essens ging Hadlef einmal vor die Tür hinaus und sagte zurückkommend: „Die Nacht ist wie eine Krähenfeder, man sieht nicht die Hand' vorm Gesicht." Halb ohne Wissen entflog Arnald drauf, was er seit seinem Aufwachen seltsam im Gefühl trug: „Aber die Sterne sind drüber und warten, daß der Wind die Wolken verjagt." Das verstand der Alte nicht, sondern versetzte: „Nee, de Wind däh dat nich, wenn nich de Vullmaan ok weer. To sehn is nix vun em, awers he is da." Welchen Sinn dies habe, begriff jetzt der Hörer seinerseits nicht und achtete auch nicht drauf, daß Hadlef hinzusetzte: „Na, wi sünd jo nich in'n Harvst, um de Sunnwendtid geiht dat wul vörbi." Arnald hatte nichts draus entnommen als das Wort „Vollmond", das ihm die Erinnerung an den gestrigen Abend aufweckte und die weißbeglänzte Düne wieder wie leibhaft vor die Augen stellte. Dazu hörte er das Sprechen von zwei Stimmen, seiner eigenen und der seiner nächtlichen Gefährtin; sie redeten laut und schnell gegeneinander, denn eigentümlicherweise brachte ihm das Gedächtnis gerade den Zwist, der sich zwischen ihnen entsponnen, zurück. Den törichten Streit, als ob plötzlich aus der Luft eine Zanksucht über sie gekommen, um ein Nichts, um sein von ihr behauptetes Ungeschick bei dem Herstellen der Schlafstätte für sie. Darüber hatten sie sich wie zwei rechthaberische Kinder ereifert, sie den Anfang damit gemacht und er ebenso nicht abgelassen; deutlich klang's ihm wieder im Ohr, wie wenn sie beide von etwas gestachelt worden seien, den Hader immer weiter und immer lauter bis zur Entzweiung und zum Auseinandergehen fortzusetzen. So überaus sinnlos-närrisch war's gewesen und deshalb auch der Anlaß dem Mädchen nachher, als sie sich wieder zusammengefunden, völlig aus dem Gedächtnis entfallen. Arnald Lohmer mußte bei der Erinnerung daran plötzlich einmal lachen, seit heute nachmittag hatte er's wieder gelernt.

Dann stand er wieder allein am offenen Fenster seiner Kammer und blickte hinaus; die beiden Alten waren nach ihrem Brauch bald zur Ruhe gegangen und ihre Enkelin, die sich nach der Rückkunft nicht zum Schlafen gelegt, wohl ebenso, da sie nach dem Abtragen des Eßgerätes nicht mehr in die Stube zurückgekommen. Der volle Mond, wenn auch fast um eine Stunde später heute

aufgehend, 'mußte schon über dem Horizont sein, doch kein leisester Schimmer deutete die Stelle an. Ringsum lag schwarze Nacht, einer mit ungeheuren düsteren Schwingen alles zur Unsichtbarkeit überdeckenden, fauchenden Rieseneule vergleichbar; ineinander mischten sich das stoßweise Schnauben des Westwindes und ein unterlaßloses rohrendes Gemurr des Flutwassers, das jetzt bis an den Fuß der Wurst heraufgeschwollen zu sein schien, die Notwendigkeit der Erderhöhungen für die Häuser erkennen ließ. Arnald fühlte noch keine Müdigkeit wieder, doch wie mit erblindeten Augen dazustehen, war zwecklos; so schloß er das Fenster und legte sich, im Finstern bis ins kleinste mit seinem Stübchen vertraut, zu Bett. Der Schlaf kam ihm nicht, aber er verlangte auch nicht danach; in vollstem Maß anders war's, hier in Lichtlosigkeit wachend zu liegen als im Mondglanz auf der Düne, doch nicht minder eigen-schön, Vorstellungen heraufgestaltend und belebend. Wechselnd kamen sie und flossen, wie von wandernden Flußwellen weitergetragen, vorbei; er ging wieder unter den blühenden Kirschbäumen durchs Alte Land, die Bienen summten über ihm, und nun sagte Johann Heinrich Voß von diesen: „Mit den Bienen hatte Haining es viel in seinen Liedern." Denn er war in das Otterndorfer Schulhaus gekommen, saß dort am Tisch, und der jugendliche Rektor knüpfte dran: „Auch der Odenhaining hätte gern ebenso mit seinem Röschen am eigenen Tisch gesessen; schön hat er seine Sehnsucht danach kundgetan:

Unter Blüten des Mais spielt' ich mit ihrer Hand,
Koste liebelnd mit ihr, schaute mein schwebendes
Bild im Auge des Mädchens,
Raubt' ihr bebend den ersten Kuß."

Dazu bückte Voß sich, küßte seine Frau Ernestine auf die Lippen und begab sich davon, um seine Pfeife zu holen. Aber er kam nicht zurück, sondern Arnald trat zu Kuxhaven in Timm Stades Krämerladen, dessen Tür sich gleich danach wiederum auftat, eine weibliche Gestalt mit rotem Kopftuch über dunklem Haar hereinzulassen. Die blieb jetzt überall, ob um sie her auch ein häufiger Wechsel vorging; ein Bild war's, dessen Rahmen nur sich veränderte. Im Mondlicht hob es sich vom Steuersitz eines Bootes auf, wie aus weißgemähnten Wellen emporsteigend; dann schritt's in der Sonne auf endlos einsam gedehnten Sanden dahin: ein sonderbarer Nebel kam, verdeckte es bis zu den Schultern und ließ, wie in einem Märchen, allein ein körperloses Antlitz durch die Luft schweben —

Weiter und weiter, sich aneinanderreihend, zogen so kommende und zergehende Gesichte vor den offenen Augen des schlaflos Liegenden vorüber. Dazwischen hörte er den ums Haus tobenden Aufruhr, das Rütteln an den Pfosten und das Schüttern des Mauerwerks, doch nicht wie nah um ihn her, sondern als sei's in einer weiten Ferne, habe mit seiner Lagerstätte nichts zu tun, vielmehr erhöhte es ihm das schöne Gefühl einer ruhevollen Beschwichtigung. Dann und wann nur sagte er sich, draußen auf der See nehme der Wind zu, und hohes Flutgewoge überdecke jetzt strudelnd und schäumend alle Watten. Aber eine Viertelstunde später ging er trotzdem auf diesen, nach Bernstein suchend, mit Age Terwisga; um sie rauschte das Wasser, ihnen bis weit über die Hüften hinauf, doch es bekümmerte sie nicht, denn sie hatten an der Düne ihre Kleider abgelegt, und das Mädchen sagte: „Wenn's zu hoch wird, so schwimmen wir." Beiden erschien's so naturgemäß, von dem Hochstand des Wassers geboten, wie sie sonst barfuß über die Sande wanderten, doch es bekundete, daß er schließlich nicht mehr bei wacher Besinnung verblieben, sondern von einer Traumtäuschung überkommen sei. Daraus gelangte er noch einmal durch einen heulend seine Giebelkammer anpackenden Windstoß zu halbem Bewußtsein und sprach vor sich hinaus: „Ja, morgen fahre ich nach Kuxhaven zurück." Doch um ein paar Augenblicke später klang's nochmals von seinem Mund ins Dunkel: „Ich kann's ja nicht — der Sturm hat ja das Boot weggerissen." Und die letzten Worte begleitete er mit einem lachenden Tone, denn ein Traum hielt ihn wieder im Bann.

Als er vom Schlaf aufwachte, durchgraute ein mattes Licht seine Stube, der schon seit Stunden angebrochene Tag glich dem vorigen, brachte statt der Morgenhelle nur graue Dämmerung. Sturmgepeitscht jagten am Himmel die Wolken, der Inselboden war vollständig verschwunden, das Wasser schlug

rundum bis zum Unterrand der Wurst hinan; in eine kleine Aushöhlung an ihr heraufgezogen, lag schaukelnd das Boot, offenbar noch gestern von achtsamer Hand geholt und festgemacht, doch der Segelmast und die Ruder fehlten drin. Auch in einen Frühtraum Arnalds mußte es sich nochmals eingemischt haben, denn er nahm's mit einem verwunderten Blick gewahr und murmelte vor sich hin: „Ich meinte, es wäre weggetrieben und käme nicht mehr wieder." Nun ging er hinunter, der Morgen war schon bedeutend weiter vorgerückt, als es schien; Belke Terwisga saß allein in der Wohnstube, doch nicht an ihrem Webstuhl, das trübe Licht reichte zur Arbeit daran nicht aus. Sie hatte durchs Fenster hinausgesehen, drehte bei seinem Eintritt den weißen Kopf um und fragte: „Bist du's, Doktor? Bei dem Wetter wollen die Augen nicht recht mehr." Er antwortete mit einem Scherz darauf, daß sie noch viel zu jung sei, um an eine Abnahme ihrer Sehkraft denken zu können, und fügte nach: „Die Flut geht hoch heute, so hab' ich sie noch nicht gesehen." Dazu schüttelte indes die Alte den Kopf: „Das ist nicht Flut, die kommt erst; das ist Ebbe, aber der Sturm läßt das Wasser nicht ablaufen, und der Mond tut's auch mit." Auf außergewöhnliche Vorkommnisse bei den „Gezeiten" erstreckte die Kundigkeit des jungen Arztes sich noch nicht recht, und er erhielt auf seine Fragen jetzt Auskunft, daß zweimal im Verlauf des Monats, zur Zeit des Neu- und Vollmondes, die Flut regelmäßig höher ansteige, am meisten um die Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und Herbst. Dann heiße sie Springflut, weil es aussähe, als ob die Wellen in Sprüngen herankämen, und während des Winters bleibe das Wasser dann öfter auch bei der Ebbe über dem Weideland stehen; das tue dem Graswuchs durch die Wirkung des Salzwassers wohl Schaden an, bringe aber sonst für gewöhnlich keine Gefahr mit sich, wenn nicht zu der Springflut gerade noch eine Sturmflut hinzukomme. Merklich indes lag Belke daran, mit Arnald von anderem als Ebbe und Flut zu sprechen, und sie ging bald auf das, was ihr die Gedanken erfüllte, den Mißerfolg der Fahrt nach Süderoog, über. Darauf hätte er sich lieber nicht eingelassen, aber da es nicht zu vermeiden war, sprach er geradezu offen aus, auch nach seinem Dafürhalten sei's unmöglich, daß Age Anlof Follrichs heirate. Wenn der auch ein braver Mensch sein möge, passe er doch in allem nicht zu ihr, die von der Natur feinere Art im Kopf und Herzen bekommen habe. Einer, der die nicht begreife und ihr darin nicht gleich wäre, dürfe nicht ihr Mann werden. Die Alte erschrak sichtlich, und ins Plattdeutsche verfallend, stieß sie aus: „Wahr' de Hewen se vovör, du meenst doch nich, Dokter, dat se en Herrn inne Stadt heuern schüll? Dat gäv jo nix as Unglück vör em un ehr — nee, dato kennst du se doch nich lang nog, se is von unsen Slag un mutt bi em bliwen. Dat weet se ok sülbn un is to klok, höger ut to wulln. Awers wenn se Anlof Follrichs nich will, weet ick keen mehr."

Das Zwiegespräch nahm ein Ende, denn die Beredete trat herein; sie mußte das Herabkommen des Hausgastes von oben vernommen haben und brachte das Frühstück für ihn, ordnete es auf dem Tisch und fragte danach: „Wann willst du fahren? Der Regen ist nicht mehr stark, in einem Ölrock kommst du trocken nach Kuxhaven hin." Doch Belke fiel ein: „Du büst jo wul snakisch, Deern, und mit dem linken Fuß aus dem Bett gekommen? Bei dem Sturm sollt' der Dokter übers Wasser?"

Das Mädchen antwortete kurz: „Seine Braut wartet auf ihn," und die Alte murmelte: „Brud her, Brud hin — sie will ihren Bräutigam doch lebendig wiederhaben, da muß sie bei dem Wind noch warten." Nun sagte Arnald lachend: „Ich glaube, Mutter Belke hat recht, warten lassen ist besser als nicht am Leben zu bleiben; morgen wird der Sturm wohl vorbei sein." Aus der Erwiderung sprach, daß er den Entscheid gefaßt habe, seine Wegfahrt von Neuwerk noch zu verschieben; Age versetzte nichts mehr, sondern ging wieder hinaus. Er blieb jetzt allein, denn gleich danach veranlaßte das jähheftige Schlagen einer Tür die Alte, ebenfalls davonzugehen, um nach dem Rechten zu sehen. Das Frühstück mundete ihm vortrefflich, er befand sich in freudiger Gemütsstimmung, die wohl schon seit gestern abend über ihn gekommen, doch deren Ursprungsgrund sich ihm erst während seines

Gesprächs mit Belke klar erhellt hatte. Dabei war er ganz von der Erkenntnis und dem Gefühl durchdrungen worden, für das Lebensglück Ages Terwisga sei ihre Verbindung mit einem Manne aus gebildetem Stande unerläßlich, und sein Hierhergeraten nach der Insel habe ihm als eine wichtigste Lebensaufgabe bestimmt, dies zur Ausführung zu bringen. Er mußte noch bleiben und ratschlagen, durch welche Vorgabe er die Großeltern bereden könne, das Mädchen mit ihm nach Hamburg fahren zu lassen; wenn das geschah, mußte der Plan vermittels kluger Bedachtsamkeit seinen Fortgang zum Ziel nehmen. Im Geiste ging er die Zahl seiner näheren jüngeren Bekannten durch; es ließ nicht Zweifel, die Schönheit und Eigenart Ages werde sie alle als etwas Neues, Unbekanntes anziehen. Nur vermochte er sich nicht schlüssig zu werden, wer von den ins Auge Gefaßten ihm als der Wünschenswerteste erscheine, am sichersten die Erfüllung der Absicht, das wahrhafte Glück des Mädchens, verbürge; keiner entsprach voll den vom Wert Ages bedingten Anforderungen. Doch war der Kopf Arnalds ganz von der ihm neu aufgegangenen Idee eingenommen, und er stieg wieder zu seiner Kammer hinan, um ungestört reiflicher über sie nachzudenken. Hier indes ließ er zunächst von dem bisher Erwogenen ab, wandte sein Nachsinnen dem zuerst in Betracht Kommenden zu, durch welches Mittel er erzielen könne, daß Age Terwisga ihn nach Hamburg begleite. Daran schlossen sich unmittelbar andere Fragen, wo sie dort eine Unterkunft finden solle, und ihre Kleidung war für die Stadt nicht geeignet. In bezug auf das letztere bedünkte ihn am ratsamsten, Ernestine Voß um Beihilfe anzugehen, das Nötige in Otterndorf beschaffen zu lassen, und was die Wohnung betraf, so stellte sich ihm zunächst das Eschenhagensche Haus als das dafür bestgeeignete dar. Allein diesen Gedanken verwarf er ziemlich rasch wieder; das Wesen Lucindes paßte nicht zu dem des Mädchens, im Grunde waren beide völlig entgegengesetzte Naturen. Auch er selbst würde nicht recht wissen, wie er sich im Hause seiner künftigen Schwiegereltern zu der von ihm dorthin Gebrachten verhalten solle; alles drin, das Benehmen, die Umgebung und Lebensführung, war so anders als hier auf der Insel. Age mußte von Heimweh nach dieser befallen werden.

Übte er denn aber auf sie selbst die Macht aus, ihre Zustimmung zu seinem Vorhaben, natürlich ohne Mitteilung des Zweckes, zu erreichen? Das bildete jedenfalls die Hauptfrage, der die übrigen erst nachfolgten. Ihren Eigenwillen hatte sie manchmal mit fester Entschiedenheit gezeigt und behauptet, hin und wieder sogar in einer fast schroffen Art; sie war im Inneren zur Selbständigkeit veranlagt und in solcher aufgewachsen. Aber doch auch lag Biegsamkeit in ihr, wo sie ein Vertrauen gefaßt, und Arnald trug als Gefühl in sich, zu ihm hege sie dies wie zu keinem sonst. Er hatte auf Süderoog bewiesen, daß er mit besserem Verständnis ihres Wesens und Wertes als die Großeltern für ihr Bestes bedacht sei, und beim Nachsinnen zerging seiner Empfindung alle Besorgnis, von ihrer Seite könne ihm ein unbezwinglicher Widerstand entgegengesetzt werden. So galt es also, auf ein Mittel zu denken, durch das er die Einwilligung der beiden Alten zu seinem Plane gewinne.

Unvermerkt gingen Stunden vorüber, während er dergestalt mit den Gedanken hin und her schweifend am Fenster stand; wechselnde Bilder trieben vor seinen geistigen Augen vorbei, und er nahm erst zufällig gewahr, daß sich der Stand des Wassers unter ihm verändert habe. Offenbar hatte die Flut eingesetzt und hob jenes wallend und quirlend jetzt bis zur Mitte der Wurft hinan; von der Seite der Windrichtung her kamen kurze, wie aus aufgewühlten Löchern plötzlich in die Höhe wachsende Wellen, schlugen, sich überstürzend, noch weiter empor und schleuderten ein gelbliches Gischtgekröse fast bis zu der Hauswand auf. Mit Ausnahme des kleinen Dünenkernes in der Mitte war die Insel vollständig verschwunden, nur da und dort schwamm noch die Oberhälfte einer Wurft gleich einem dunklen umgeschlagenen Ewer über dem grauen Gewoge; der Regen hatte sich etwas abgeschwächt, so daß die Luft ein wenig heller geworden, dagegen wuchs unverkennbar der Sturm noch an Gewalt, einzelne seiner Stöße ließen fühlbar das Haus zittern, als ob er die tief in den Grund gerammten Pfosten zum Schwanken

bringe. Aber flüchtig nur verharrte Arnald Lohmer bei dieser Betrachtung, dann kehrte er zu seinen Plänen zurück. Alles andere erschien ihm daneben bedeutungslos, doch durchschoß gegenwärtig plötzlich einmal etwas Neues seinen Kopf, die Erinnerung daran, daß er gestern während der Fahrt gesprochen habe, er müsse heute nach Hamburg zurück, seine Braut erwarte ihn. Wie war er dazu gekommen, das zu sagen? Er begriff's nicht; in ihrem letzten Brief war von solcher Erwartung nicht die Rede gewesen, sie hatte ihn im Gegenteil ermahnt, Neuwerk nicht eher zu verlassen, als bis er zweifellos zum erfolgreichen Antreten seiner ärztlichen Praxis wiederhergestellt sei. Durch den regnerischen Witterungsumschlag verursachte üble Laune mußte ihm sinnlos die Worte vom Munde gebracht haben; vielleicht hatte auch die ungewohnte Nacht im Dünensand durch eine körperliche Nachwirkung dazu beigetragen und erst das Ausruhen bei der Heimkunft ihn von der Mißstimmung befreit. Jedenfalls war's ihm heute durchaus unverständlich, warum jene Äußerung ihm entfahren sei.

Da erscholl von drunten der bekannte, den Zugehörigen des Gehöftes die Mittagsstunde ankündigende Hausglockenton, und Arnald stieg zum Essen hinunter; er wußte nicht, ob ihm der Vormittag lang geworden oder verflogen sei. Weil des Sturmes halber kein Feuer angezündet werden durfte, bot der Tisch nur kalte Speisen; wie üblich, ward bei ihrem Verzehren wenig gesprochen. Hadlef sagte einmal: „Das sind fünfzehn Jahre, daß es nicht mehr so gewesen. Age weer dree Johr old, aber du kannst dich wohl nicht drauf besinnen." Die Angeredete schüttelte den Kopf und versetzte: „Bin ich schon so lange auf der Welt? Mir kommt's erst viel kürzer vor. Glaubst du, das Wasser geht noch höher, Vater?" — „Das weiß keiner; wenn's bei der Ebbe fällt, darauf kommt's an." Der Alte fuhr gegen den jungen Arzt gerichtet fort: „In Hamburg am Hafen spüren sie's jetzt auch, das Elbwasser kann nicht dagegen auf." Arnald erwiderte: „Woher weißt du's? Bist du einmal in Hamburg gewesen?" — „Ja, als ich noch als Junge zur See fuhr, da schossen sie mit Kanonen, als es bei ihnen so ankam und in die Straßen lief. Dat is föftig Johr her un noch wat dato." Dem Hörer schoß der Gedanke auf, daran anzuknüpfen und sein Vorhaben zur Rede zu bringen, doch er schloß den halbgeöffneten Mund wieder, ihm erschien's besser, zuerst mit dem Mädchen allein darüber zu sprechen. Bald stand Hadlef auch auf, trat ans Fenster und sagte: „Dat Boot mutt höger up"; dies anzuordnen, ging er hinaus. Belke begab sich zum Pesel hinüber, wo sie in ihrem alten Linnenschrank zu kramen anfing, Leintücher von einer Seite auf die andere legte; es machte den Eindruck, als suche jeder nach einer Beschäftigung, um sich über eine Wartezeit hinwegzubringen. So blieb Arnald, alleingelassen, in der Stube, denn Age hatte sich ebenfalls zu einer häuslichen Tätigkeit entfernt. Er hing wieder seinen Entwürfen nach, um ihn war ein unablässiges Geknatter, wie von zerspringenden Holzfasern des Balkenwerkes der Wände. Dann kam er zu dem Entscheid, nach ihr zu suchen, doch vermochte er sie im Hause nirgendwo zu finden, öffnete schließlich die Ebbertür, wozu er seine ganze Kraft aufbieten mußte, denn der Wind drückte mit voller Gewalt gegen sie. Da stand unvermutet Age Terwisga draußen nah vor ihm am Wurftrand mit umgeknotetem Kopftuch, ihr Rock flatterte wild im Sturm, und Schaumgerinnsel flog ihr bis zur Brust empor. Abgewandt sah sie auf das Wogenschwellen dicht vor ihren Füßen nieder; er rief sie bei Namen, doch sie hörte es nicht. Erst als er seine Hand ihr auf die Schulter legte, drehte sie das Gesicht herum, blickte ihn wie ungläubig an und sagte: „Bist du noch hier? Ich glaubte, du wärest unterwegs." Vielleicht hatte sie auch anderes gesprochen, der Wind riß ihr die Worte von den Lippen fort. Er fragte, so laut er konnte: „Ist's immer noch Flut? Wann kommt die Ebbe?" und sie entgegnete ebenso: „Um vier muß sie anfangen." — „Soviel ist's wohl bald?" — „Ja, man merkt's noch nicht." Aus ihrem Stimmenton klang's, als mache der Wasserstand, den sie noch nie so hoch erlebt, ihr ein Vergnügen; doch war's kaum möglich, gegen die Stöße des Windes standzuhalten; beide bewegten sich nicht freiwillig, sondern wurden ins Haus zurückgeworfen, mit einem donnerschlagähnlichen Krachen schlug die Tür

hinter ihnen zu. Arnald war jetzt zu dem erwünschten Beisammensein mit Age gelangt und beschloß, es für seinen Zweck zu nutzen, nur fand er nicht gleich einen passenden Übergang und sagte deshalb: „Wollen wir uns setzen, und soll ich weiterlesen, wo wir auf der Düne stehen geblieben? Da hörtest du beim letzten nicht zu — weißt du's noch? — und wir gingen auf den Bernsteinsand hinaus, und als wir zurückkamen, zankten und entzweiten wir uns. Das war närrisch, ich weiß nicht, wie's über uns geriet."

Sie wiederholte: „Ja, das war närrisch — aber wär's auch, wenn du jetzt lesen wolltest. Du könntest die Buchstaben nicht sehen, und ich würde wieder nichts hören vor dem Lärm von draußen. Laß uns achtgeben, ob das Wasser fällt."

Arnald wollte erwidern: „Laß uns zu meiner Kammer hinaufgehen, dort sieht man's am besten," doch die Antwort blieb ihm ungesprochen im Mund stocken, er wußte nicht, warum er sie nicht hervorbrachte. Oder hätte er's doch getan und ward durch einen dumpfdröhnenden, wie ein kurzer Donnerschlag klingenden Schall angehalten? Aus verworrenem Sinn entflog ihm: „Was war das?" Darauf entgegnete eine andere Stimme als die des Mädchens: „Do mutt en Schipp vör de Elb in Nod sin un löst sin Kanon." Hadlef Terwisga war ungehört hereingekommen, ans Fenster tretend und ausblickend, setzte er hinzu: „De Vageln kamt ok un wüllt rin, dat is nix Godes." Auffälligerweise kämpfte draußen wohl ein Dutzend von Möwen und Sturmvögeln sich mühsam durch den ungeheuren Luftaufruhr gegen das Hausdach heran und schien an diesem kreischend nach einer bergenden Zuflucht zu suchen; ihre sonstige Scheu vor menschlichen Wohnungen war verschwunden. Der Alte wandte sich wieder der Tür zu und sagte im Vorbeigehen: „Wi wüllt dat Veh anne Tüder nehm, Age; wo keen kann weeten, as dat warrd?"

Da war Arnald Lohmer wieder allein; was das letzte bedeutete, hatte er nicht verstanden. Der dumpfe Hall des Kanonenschusses wiederholte sich nochmals und versetzte ihn in eine unbekannte körperliche Erregung. Vor seine Phantasie stellte sich das mutmaßlich auf der tobenden See vom Untergang bedrohte Schiff, mit gerefften Segeln sah er es haltlos wie ein Stück Rollholz hin und her geschleudert, krampfhaft klammerte sich die Bemannung an Masten und Tauen fest, um nicht von den überstürzenden Wellen fortgerissen zu werden. Zum erstenmal überkam ihn ein deutliches Gefühl der Wildheit, mit der die Naturmächte auch auf die kleine Erdscholle um ihn her eindrangen, und daß jetzt nicht die Stunde sei, seinen Zukunftsplan weiter zu durchdenken. Im Hause ging alles ruhig zu, aber er empfand, wortlos warte jeder auf etwas, das nämliche. Er saß horchend, ohne zu wissen, worauf; schnell nahm die karge Tageshelle ab, die Gegenstände in der Stube wurden unsichtbar, nur vor dem Fenster erhielt sich ein bleicher Dämmerschein. Für ihn gab es nichts zu tun, so blieb er auf der Bank sitzen, in einer Zeitlosigkeit, sonder Anhalt, ob Viertelstunden oder ganze vergingen. Einmal hörte er einen kurzen Ruf: „Dat Water löppt nich af," und ihm ging auf, die Ebbezeit müsse gekommen sein, ohne daß sich das Erwartete, Erhoffte eingestellt habe. Dann nach einer Weile rührte ihn an, als klinge das ständige Brüllen der Rinder von einer anderen Seite her; das ließ ihn unwillkürlich aufstehen und der Richtung zu, gegen Osten, ins Freie hinaustreten. Hier, windab, war's verhältnismäßig ruhig, eine mit Grassoden belegte Erdböschung dachte sich von der Wurst zum Bodengeschoß des Gehöftes hinan, und das Zwitterlicht reichte noch aus, zu unterscheiden, daß Mägde an Halftern das widerstrebende Vieh nach oben in den Heuraum emporführten. Auch Hadlef und Age betätigten sich mit dabei, es dauerte ziemlich lange, bis das Sträuben der Tiere bewältigt und sämtliche droben hinter dem wiedergeschlossenen Scheunentor untergebracht waren.

Der weißköpfige Alte und das Mädchen kamen von der Böschung herunter, und Arnald ging mit ihnen ins Haus. Der Regen hatte beinahe völlig aufgehört, und es hatte den Anschein, auch der Sturm beginne, sich etwas abzuschwächen, wenigstens verlängerten sich die Zwischenräume seiner tobend stoßenden Anfälle. Drinnen äußerte Arnald diese Wahrnehmung, doch der Alte versetzte nur:

„Dat is to lat un helpt nich mehr.“ Er schloß ein kleines Gefach in der Wand auf, nahm zwei mit Silberstücken gefüllte Beutel draus hervor und bewahrte sie in den Taschen seines Friesrockes.

Im Pesel und der Wohnstube waren ein paar Talglichter angezündet, deren Dochte Age Terwisga dann und wann, wenn sie lang glösten, mit einer breiten Putzschere abschnitt. Das tat sie mit sicherer Hand, nur an ihren Augen ließ sich bei genauerer Beobachtung ein Zeichen innerlicher Erregung erkennen, doch keiner von Bangnis verursachten; eher schien's auf die Erwartung von etwas Geheimnisvollem und Großartigem hinzudeuten. Ihre Schweigsamkeit wandelte sich fast zum Gegensatz um; beim Vorüberkommen an dem Sitzplatz Arnalds trieb sie's, mit ihm zu sprechen. Wechselnd von diesem und jenem, was sie beide während seines Hierseins auf der Insel zusammen getan; es war, als trachte sie danach, ihn und sich selbst durch laute Gesprächigkeit über den langsamen Weitergang der Zeit wegzubringen. Nun gedachte sie der Odyssee, fragte, was Nausikaa jetzt denke und tue, da Odysseus wohl von Scheria abgesegelt sei; ob sie wieder mit den Mägden zum Strande hinunterfahre, die Gewänder ihrer Eltern und Brüder dort zu waschen. Davongehend, putzte sie die flackernde Kerze, kam zurück und sagte: „Jetzt reicht das Wasser auch an der Düne bis zu dem Platze, wo wir gesessen, und hebt Baucke Jaspers Korb auf, den wir vergessen haben. Ich sehe ihn schwimmen und schaukeln — auf und nieder — da sinkt er weg und kommt nicht wieder in die Höh'. Das ist nicht schlimm, wir brauchen ihn ja nicht mehr — aber unser Boot ist auch weg, der Sturm hat's losgerissen, und es treibt wohl kieloben auf der See. Das ist schlimm, denn wie sollst du nun morgen nach Kuxhaven hinüberkommen?“

Bei der letzten Frage tat Age Terwisga etwas, was sie seit bald zwei Wochen nicht mehr getan. Ein Lachen flog ihr vom Mund, und hastig aufspringend, lief sie zum anstoßenden Pesel hinüber, um nachzusehen, ob das Talglicht dort des Putzens bedürfe. Arnald Lohmer saß, auf ihre Rückkehr wartend; ihre Stimme klang ihm zugleich wie altvertraut und wie neu, so hatte er sie seit der Mondnacht auf der Düne nicht mehr vernommen. Doch vorderhand harrte er umsonst, nebenan fragte Hadlef, ob das Abendessen noch nicht gerichtet sei. Daran hatte Age offenbar heute nicht gedacht, denn sie antwortete verneinend, und der Alte erwiderte: „Da bring's geschwind her, die Flutzeit fängt bald an, und es kann sein, daß wir tagelang nichts haben.“ So leistete das Mädchen dem Geheiß Folge, nach kurzem saßen sie zuviert am Tisch; beim Anblick der Speisen empfand der junge Arzt, daß sich schon wieder Eßlust in ihm rege, und sprach dies mit halber Verwunderung aus. Hadlef entgegnete drauf: „De Wind un de Soltluft makt Hunger, lang' man godt to!“ Sorglich gab er acht, daß auch Belke nicht zu wenig esse. Unverkennbar minderte sich draußen die Wucht des Sturmes, doch wie Arnald dies einmal zur Rede brachte, versetzte der Alte: „Awers de Dünung kümmt na. Wi könt nix dohn, as töben. Hebbt de Deerns ok orrig eeten? Lat mi en Korf kriegen, Age.“ Diese holte das Verlangte herbei, und er legte die Überreste von der Mahlzeit, Brot, Käse, Rauchfleisch und gebackenen Flunder, hinein, wie wenn er drin Nahrungsvorrat für eine Fahrt zusammentue. Der junge Arzt wollte fragen, zu welchem Zweck dies dienen solle, doch ein sonderbar klitschender Ton, anders als die mannigfachen Geräusche bisher seit dem Morgen, lenkte ihn davon ab; es hatte geklungen, als habe der Wind draußen ein vor dem Fenster hangendes nasses Tuch gegen die Scheiben geschlagen, und er drehte den Kopf dorthin. Seinen Blick wahrnehmend, sagte Hadlef: „Jo, se kümmt.“ Da wiederholte sich's noch einmal gleicherweise, und der Lichtschein ließ ein glimmerndes Herabrieseln von Wasser am Glas erkennen. Da der Regen aufgehört hatte, konnte es nicht aus der Luft stammen, mußte von unten her bis zum Fenster heraufkommen; Arnald begriff plötzlich, die wieder einsetzende Flut war's, deren Wellen über das während der Ebbe in gleicher Höhe stehen gebliebene Wasser heranzurollen begannen und beim Branden am Wurfstrand Schaummähnen hoch emporwarfen; ein weißliches Geflacker tauchte vor den Scheiben auf und ver-

schwand. Nun sagte der Alte, von der Bank aufstehend: „Dat is beter, Belke, wi töwt nich länger un gaht bi Tid rup. Kumm! Nimm du den Korf, Age. De Deerns schüllt ok kamen.“ Er nahm den Leuchter, faßte seine Frau an der Hand und zog sie nach der Tür. Ihr kam vom Munde: „Dat hefft wi noch nich tosam belevt, Hadlef; glövst du, wi kamt noch wedder dal?“ Kurz antwortete er nur: „Jo, wenn't sin schall.“ Sie warf von der Schwelle noch einen Blick nach ihrem Webstuhl zurück, dann verschwand sie durch die Tür. Age ergriff den Korb, ging gleichfalls hinaus und rief nach den Mägden; jedoch rasch wiederkehrend, fragte sie in die dunkel gewordene Stube hinein: „Bist du noch hier?“ Aus dem Ton ihrer Stimme klang, daß es Arnald gelte, und er entgegnete: „Ja.“ — „So komm, wir müssen hinauf — nein, warte — im Pesel brennt das Licht noch, das muß ich erst ausblasen.“

Gleichmütig sagte sie's, fast als liege in ihrer Vergeßlichkeit etwas Spaßhaftes. Erst jetzt ging ihm auf, es drohe das Hereindringen der Flut ins Erdgeschoß des Hauses, darum habe Hadlef das Hinaufsteigen aller nach oben angeordnet und sei mit der Alten voraufgegangen. Auch im Nebenraum losch nun der Lichtschein aus, wiederkehrend klang der Fußtritt Ages, und sie sagte: „Im Pesel läuft schon Wasser auf den Boden. Wo bist du? Kannst du im Dunkel die Treppe finden? Viel schlafen werden wir wohl in der Nacht nicht, aber danach ist ja Zeit, um es einzuholen. Stoß' dich hier nicht am Balken und geh' hinter mir drein. Ich will fest auftreten, damit du hörst, daß ich vor dir bin.“

Alles, was sie sprach, hatte einen sorglosen, beinahe fröhlichen Klang, und wie ein Kind, dem ein neuartiges Erlebnis Vergnügen machte, gab sie sich Mühe, beim Aufwärtssteigen die Stufen unter ihrem Fuß knacken zu lassen. Arnald folgte ihr, an der Treppenumbiegung kam ihm von droben Helle entgegen; in der Giebelkammer hatte Hadlef den Leuchter auf den Tisch gestellt, neben dem er mit Belke wartend stand. Wie die Nachfolgenden sich zu ihnen gesellten, fragt er: „Sünd de Deerns ok da?“ Und auf eine bejahende Antwort trat er durch die Tür seitwärts in den anstoßenden Bodenraum hinüber, wo unter seinen Händen kurz ein hölzerner Gegenstand klapperte. Zurückgekommen, sagte er, seine Frau an der Hand fassend: „Denn wüllt wi röwer gahn.“ Arnald äußerte verwundert: „Warum? Können wir hier nicht bleiben?“ Der Alte versetzte: „De Stuv is uppe Muer utbut, nich up de Posten. Blas du dat Licht ut, Age! Kumm us na, Dokter.“ Belke führend, ging er voran; das Mädchen blieb allein zurück und ließ die weitgeöffneten Augen noch ein paarmal durch ihre dem Gast abgetretene Kammer gehen. Langsam hob der Atemzug dabei ihre Brust; dann blies sie die Talgkerze aus, stand noch daneben, bis der rote Docht verglüht war, und ging den anderen nach.

Vollständige Finsternis erfüllte nun den großen Bodenraum, der bei regnerischem Wetter auch am Tage fast lichtlos lag; nur wenn die Sonne schien, stand eine Luke im Schilfdach offen und ließ dann etwas Helligkeit ein. Davon her kannte Arnald den niedrigen, doch weit ausgedehnten Platz; beim täglichen Vorübergehen war sein Blick hineingefallen, ins Innere getreten war er nie. Ungefähr aber konnte er sich jetzt im Dunkel eine Vorstellung von dem machen, was er nicht sah; drüben an der Seite des Torzuganges mußten die Rinder im Heu hingestreckt liegen, murrende Laute schollen von dort her. Sonst herrschte tiefes Schweigen in dem Raume, kein Stimmenton klang, der die Stellen andeutete, wo die Hausbewohner sich niedergelassen; nur aus einer Ecke ward ab und zu leis ein Getuschel der Hofmägde vernehmbar. Arnald hatte sich ebenfalls auf eine Heulagerung gesetzt; ihm war zu Sinn, als halte ihn ein wunderlicher Traum umsponnen. Darin befand er sich inmitten der schäumenden, schnaubenden Nordsee zwischen Leuten, die unsichtbar und stumm warteten, ob etwas schreckvoll Herandrohendes geschehe oder an ihnen vorübergehe. Aber er wußte, eine wirkliche Gefahr sei nicht vorhanden, sondern nur ein tollärmendes Spiel kreise in der Runde umher, ein Nachtspuk, den leuchtend aufgehende, mit köstlicher Wärme durchfließende Sonne verscheuchen werde. Die war das in Wirklichkeit Kommende, sie zu erharren, saß er hier in der toten Fin-

sternis, und ihre Erwartung ließ ihm kein bangendes, vielmehr ein freudiges Gefühl in der Brust schwellen. Unter sich vernahm er ein Klirren wie von zersplitternden Gläsern, doch ihm war, ein Ton aus weiter Ferne sei's, und ein anderer ging, ihn auslöschend, drüber hin. Sein Ohr spannte sich an; wie ein leiser Atemzug unweit von ihm klang's; er horchte, und eine Täuschung schien's. Aber dann war es wieder da, ob auch kaum hörbar, und den Kopf in die Richtung wendend, flüsterte er: „Bist du hier neben mir, Age?“ Doch es kam keine Antwort, sie mußte irgendwo weiter entfernt sitzen, die leise Frage nicht vernehmen, und der Ton kehrte auch nicht wieder.

Oder ein jähes, donnergleiches Getöse übertäubte plötzlich alles, das Windgeheul und Rohren der See, krachend, schmetternd. Ein erschütternder Stoß durchfuhr das Gebäude, und es schwankte, als sei's, vom Grund losgerissen, im Begriff, seitwärts überzustürzen, angstvoll schrilles Aufkreischen der Mägde schlug hinterdrein. Danach durchklang kurz die Stimme Hadlefs Terwisga das Dunkel: „De Muer is weg.“

Weiter sprach er nichts, doch für Arnald bedurfte es auch keiner Erläuterung mehr. Gehör und Gefühl sagten ihm, daß etwas geschehen sei, woran er nicht gedacht, was er für unmöglich gehalten. Die Flutwellen hatten das Steinmauerwerk des Hauses eingedrückt, zerschlagen und niedergebrochen, unter seinen Füßen hörte er das wogende Wasser durch die wandlosen Stubenräume klatschen. Nur die festgerammten Pfosten des Gebäudes waren geblieben und trugen noch das auf ihnen ruhende Balkengerüst; seit vielen Jahrhunderten wußten die Anwohner der Nordsee, gegen diese, wenn sie bis über die Wurft anschwelle, schütze keine Steinmauer, nur der Bodenraum biete dann noch eine letzte Rettungszuflucht für Menschen und Vieh. So geschah's jetzt, denn das Schlimmste, am meisten Gefürchtete war hereingebrochen, Zusammentreffen einer Sturmflut mit der Mondflut; darauf hatten seit gestern Hadlefs und Belkes kurze Äußerungen, von Arnald Lohmer nicht verstanden, vorausgewiesen. Doch in diesem Augenblicke stand's zum erstenmal erkannt vor ihm, kein blinder Schreck eines Traumspieles sei es, sondern Wirklichkeit, in der sich's um Leben und Tod handle. Mit dem aber hatte die Flut ihn schon einmal bedroht, daß er geglaubt, in der nächsten Minute werde alles vorüber sein, und trotz seiner plötzlichen Erkenntnis sprang er nicht entsetzt auf, sondern blieb in ruhiger Gelassenheit sitzen. Ein klares Gefühl war in ihm, daß er ein anderer geworden sei als der, welcher vor einem Monat nach Neuwerk gekommen; sein Vorleben jenseit jenes Tages lag wie abgesunken, als stehe er in keinem Zusammenhang mehr damit. Und kein Bereuen regte sich in ihm, hierher und in diese Todesgefahr geraten zu sein; wenn er's noch einmal zu entscheiden habe und wisse, was ihm auf der Insel bevorstehe, so tue er es doch ebenso wieder. Nicht Gleichgültigkeit war's, was diese Nacht bringen werde, Weiterdauer oder ein jähes Ende seines Daseins; im Gegenteil, ein Lebensdrang durchklopfte ihm die Brust, stärker, verlangender als je zuvor. Aber wenn der Untergang kommen mußte, so mochte es hier geschehen; leichter, fast schöner war's, hier zu sterben als irgendwo sonst auf der Erde. So verharrte er ruhig auf seinem Platz; ein Widersetzen gegen die Übergewalt der Natur war unmöglich. Hadlef Terwisga hatte gesagt, man könnte nichts tun als warten — warten, ob die Flut noch höher, bis zum Bodenraum ansteige, auch in ihm das Leben verschlinge.

Springflut und Sturmflut —

Zwar der Sturm schwieg jetzt beinahe völlig, doch mit dumpfem Donner dröhnte es unablässig gegen das Gehöft heran, kollerte polternd Gestein, das noch standgehalten, auf die umgestürzten Massen herunter. Das vom Wind draußen aus der See aufgewühlte Wasser war's, die Dünungswellen, von denen der Alte gesagt, daß sie nachkämen. Hoch emporgewölbt rollten sie daher, eine die andere drängend, und jede um etwas höher als die vorige. Drüben hatten sie auch die Düne überwogt, umbrandeten, sich haushoch aufbäumend, das Gemäuer des Leuchtturmes.

Kein Auge konnte dies Weitersteigen wahrnehmen, nur vom angespannten Ohre ließ sich's hören oder eigentlich mehr nur vom Instinkt eines Kundigen empfinden. Arnald

war kein solcher, ihm ward bei dem unterlaßlos gleichmäßig rohrenden Getöse keine Veränderung merkbar. Doch nach Ablauf einer Zeit klang wieder einmal ein einsilbiges Wort vom Munde Hadlefs: „Kumm!“ Er hatte, die Hand seiner alten Lebensgefährtin gefaßt haltend, gesessen, zog sie jetzt dran auf und mit sich durchs Dunkel. Warum und wohin, sagte er nicht, und sie fragte nicht danach, war seit länger als einem halben Jahrhundert gewöhnt, seinem Geheiß zu folgen. Tastend fand er sich zurecht, und bald knarrte sein Stiefel auf einem Holz; vor dem Verlassen der Giebelkammer hatte er die kleine, zum Öffnen der Dachluke bestimmte Leiter nach jener aufgerichtet, stieg nun rückwärts die Sprossen hinan und hob an beiden Händen Velke hinter sich drein. Gegenwärtig dachte er einzig an sie, das ihm allein Unentbehrliche auf der Welt, vergaß, daß noch anderes Leben auf dem Bodenraum zurückbleibe.

Ein Ohr in diesem aber hatte den eigentümlichen Vorgang aufgefaßt, und plötzlich fühlte jetzt auch Arnald Lohmer seine Hand von einer anderen ergriffen, aus der Richtung her, wo er zuvor den Atemzug zu hören geglaubt. Eine Stimme sprach gleichfalls dabei: „Komm. Wenn's der Vater tut, muß es sein,“ und Age Terwisga zog ihn ebenso nach der kurzen Leiter hin und hieß ihn an dieser aufsteigen. Sie mußte während der letzten Stunde, oder wie lange es gedauert, in der Finsternis regungslos kaum auf Armeslänge von ihm entfernt gesessen haben und ihr Atmen das gewesen sein, was er vernommen. Willenlos folgte er dem Zug ihrer Hand: „Wohin willst du mich bringen? Kommst du mir nach?“ Sie antwortete: „Ja. Sei vorsichtig oben. Klammere dich sicher an und setze dich rittlings auf den First. Jetzt rasch!“

Nur ein halbes Dutzend von Sprossen ging's aufwärts, da umfing seinen durch eine Öffnung ins Freie tauchenden Kopf frische Luft, und zugleich wich das tote Dunkel um ihn ab. Ein matter Schimmer überhellte vor seinem Blicke das nur sanft abgeschrägte Schilfdach des Hauses, ließ dieses und an einer Seite auf dem First die dunklen Umrisse und das weiße Haar Hadlefs und Velkes unterscheiden. Eng zusammengedrückt saßen sie, sein linker Arm hielt sich fest um ihren Leib geschlungen, mit der anderen Hand klammerte er sich zum eigenen Halt ins Rieddach hinein. Doch die Augen Arnalds gingen nur flüchtig über sie hin, und auch das Überraschende, daß er etwas mit ihnen wahrzunehmen vermochte, gelangte ihm nicht zum Bewußtwerden. Sein Kopf bückte sich wieder durch die Luke zurück, und er fragte: „Kommst du?“ Schon dicht unter ihm klang's zurück: „Ja, ich bin hier.“ Das Mädchen war unmittelbar hinter seinem Fuße nachgestiegen; auch sie dachte nicht dran, daß noch Leben auf dem Boden zurückbleibe.

Das also bildete eine allerletzte Zuflucht vor der Flut, das Dach. Aber warum? War sie denn nötig? Arnald saß jetzt nach dem Geheiß rittlings auf dem First, und sich an diesem zwischen den zusammengedrückten Knien haltend, hockte neben ihm Age Terwisga. Rundum unter ihnen wälzte sich ein gärendes Gewoge auf und nieder.

Da erscholl mit herzstockendem Klang die Antwort auf die ungesprochene Frage nach dem Warum. Ein plötzliches wildes Aufbrüllen der Rinder und Stampfen ihrer Hufe, ein markdurchschneidender Schrei aus den Kehlen der Mägde. Die Wellen hatten das Zugangstor über der Böschung erreicht, seine Bohlen gleich dünnen Kartenblättern aufgesprengt, und mit breiter Wucht stürzte das Wasser in den Bodenraum. Wie ein gieriges Raubtier schnob es nach dem Leben drin, überschwoll alles im Nu, riß nieder, erstickte und verschlang. Fast nur augenblickkurz noch ein Ringen, ein stöhnender Todeskampf, dann ward's still, die See hielt ihre Beute gepackt und schleppte sie mit sich fort. Denn zugleich war auch die Giebelkammer verschwunden, ungehemmt schoß die eingedrungene Flut als ein Strom an der entgegengesetzten Seite wieder ins Freie hinaus.

Noch anderes aber war geschehen oder geschah beinahe unmittelbar danach; doch verging etwas an Zeit, eh' es Arnald Lohmer zur Erkenntnis kam. Dann indes fühlte er, der First, auf dem er ruhte, verändere seine Lage, bewege sich, und nun sah er's auch mit den Augen. Der ungeheure Aufdruck des Wasserschwalles von unten her hatte das Dach vom Gebälk abgehoben, die fest-

verflochtene Schilfmasse hielt zusammen, doch sie trieb, hin und her geworfen, trieb gleich einem großen umgestürzten Boot, das statt eines Kieles den Dachfirst nach oben wandte.

Ja, mit Augen erkannte er's jetzt auch, denn der matte Schimmer, der ihm durch die offene Luke entgegengefallen, verwandelte sich, ungemein schnell anwachsend, zu einem Dämmerungslicht. Von einer hellgewordenen Stelle am Osthimmel ging dies aus, dort zerfaserte seine Wolkendecke, als öffne sich in ihr ein weißes Tor. Draus flog's wie ein Funken hervor und erlosch wieder, aber der gelichtete Fleck dehnte seine Größe ringsum nach allen Seiten weiter aus. Der schon ziemlich hoch aufgestiegene Mond tat's, der Urheber der Springflut; es war, als verjage er die Wolken, um sein nächtliches Werk zu beschauen.

Das Dach aber trieb als ein Spielzeug des Wassers dahin, nun im Kreis umhergedreht, nun von einer sich höher emporreckenden Woge gepackt und eine Strecke weit wie ein Korkstück fortgeschleudert. Mit Anspannung aller Kraft trachteten die vier Gestalten auf dem Schilfkiel sich festzuhalten, der Instinkt des Lebens grub ihre Hände in das Riedgeflecht ein; ein Gischtmantel umsprühte sie, stob ihnen manchmal bis hoch über die Köpfe auf und fiel wieder herab. Dann waren sie noch deutlicher sichtbar geworden und jetzt einmal fast taghell von weißem Glanz übergossen. Groß und rund trat der Mond in eine Lücke, um die alles Gewölk wie fließend wegsank. Er beleuchtete ringsum nichts als die See, dunkle, hohlklaffende Wellentäler und schaumgekrönt glitzernd nachdrängende Wellenberge. Wenn die an den Dachrand trafen, bäumten sie auf und leckten, sich überschlagend, bis zu den Knien der oben Sitzenden empor; ein geisterhafter Anblick war's, als umwallten hundert Leichengewänder den treibenden Überrest des zertrümmerten Gehöftes. So hatte seit grauer Vorzeit die Nordsee mit nie gestilltem Hunger an diesen Ufern gefressen, wo sie Meilen um Meilen weit jetzt über dem „ertrunkenen Land“ rauschte, Felder und Wälder, Dörfer, Herden und unzählbare Menschenleben verschlungen. Kein seit Gedenken nicht mehr erlebtes Geschehnis war das heutige, nicht die gesamte Westküste mit dem Untergang bedrohend. Am Festland hielten die Deiche mutmaßlich stand, und ebenso boten die größeren, durch Dünen geschützten friesischen Inseln dem Verderben Trotz. Nur die Halligen standen ohne ein Bollwerk der Gefahr gegenüber, auf ihnen reichte die Höhe der Wurften nicht mehr aus, und ihr Geschick teilte Neuwerk.

Von diesem ragte ein einziger Bau noch aus der gärenden Wasserwüste auf, klar jetzt mit seinem hellfarbigen Kalkbewurf sichtbar, der Leuchtturm. Er allein gewährte einen Richtungsanhalt, ließ erkennen, das Dach werde gegen Nordost fortgetragen. Über allem aber, silberne Flammenpfeile niederschießend, thronte nun unumwölkt der Vollmond, wie er in der Nacht über den Dünen von Sankt Peter gestanden. Vorgestern erst, doch war's, als liege ein Leben dazwischen, und wie eine aus diesem gerettete Erinnerung kam's jetzt einmal Arnald Lohmer zum Bewußtsein, Age Terwisga trage ihre Bernsteinschnur wieder um den Nacken gelegt, als sei sie bedacht gewesen, damit ihr kostbarstes Besitztum zu retten. Sie erhielt sich dicht an seiner Seite, ihm das Gesicht zuwendend, unverändert in ihrer hockenden Stellung, fast wie wenn sie keines Anhaltens der Hände bedürfe; ihr Gesicht zeigte keine leiseste Anwandlung von Furcht, in dem Mondlicht besaßen der Schnitt und der ruhvolle Ausdruck ihrer Züge etwas, als sei eine wundersame Veredelung an ihrem Antlitz vorgegangen. Ab und zu fragte sie: „Hältst du dich noch sicher?“ Er antwortete: „Ja,“ und setzte einmal hinzu: „Glaubst du, daß noch eine Rettung für uns möglich ist?“ Sie erwiderte: „Vielleicht treiben wir an die Düne und finden unser Boot noch wieder.“ Beinahe wie ein fröhliches Scherzwort klang's ihr vom Munde, von Bangnis wußte zweifellos ihr Inneres nichts.

Eine Zeitlang verblieb's so in gleicher Art, nur augenscheinlich vergrößerte sich die Entfernung vom Leuchtturm, er zerrann zu ungewissem Schimmer und schwand dem Blick weg. Dann aber ging etwas vor, eine Wandlung, die sich durch veränderte Bewegung des Daches kundgab. Es ward plötzlich einmal wirbelnd im Kreise gedreht, schaukelte und schwankte stärker als bisher, tauchte bald auf der einen, bald auf der anderen

Seite tiefer hinunter, als drohe es, sich zu überschlagen. Dadurch wurde der Abfall des Firstes steiler, der Halt auf ihm mühsamer; das Mädchen sagte kurz: „Wir sind über den Sand weg im Fluß.“

Sie waren nordwärts in die offene Elbmündung hineingetrieben. Hier griff aus der Tiefe die Unterströmung nach dem Dache, während oben die Flut es gegen sie drängte. Das ließ ihre Wellen sich höher aufbäumen, manchmal rollten sie bis über den First hin. Und nun kam's einmal von den Lippen Belkes: „Ick kann nich mehr, Hadlef.“

Ihre Hände waren von der Kälte des Wassers erstarrt, vermochten sich nicht länger anzuklammern, nur der Arm ihres Mannes hielt noch ihren Leib umfaßt, doch auch ihm verging die Kraft, zu hoch waren die Jahre der beiden gestiegen. Über länger oder kürzer mußte eine Woge kommen und sie von seiner Seite wegreißen; er antwortete: „Eenmal mutt dat jo sin, Belke, wi hebbt godt tosamholln.“ — „Jo, Hadlef, dat hebbt wi, awers nu is dat ut mit mi, denk' noch an mi, du kümmst vellich dör.“ — „Jo, wi blivt tosam, Belke.“ Sein Arm hob sich dabei höher auf und umschlang ihren Nacken. Mit Worten nahmen die beiden alten Lebensgenossen keinen weiteren Abschied voneinander. Sie hatten seit Jugendtagen zusammengehalten, und so taten sie's in der letzten Stunde; sie wußte auch, er werde sie nicht allein lassen, um vielleicht selbst noch Rettung zu finden und ihrer zu gedenken. Ihr war's nur vom Munde gekommen, noch einmal von ihm zu hören, daß er bei ihr bleibe, wie sie ihn nicht allein gelassen hätte. Einzig an sich wechselseitig dachten die beiden Alten gegenwärtig, den gemeinsamen Schluß ihres Erdentages, nicht an ihr Kindeskind, das mit ihnen dem Untergang entgegentrieb. Sie waren sich der Inhalt ihres Lebens gewesen und das ihrer Enkelin ein fremdes, von anderer Art, für dessen Zukunft sie wohl Sorge getragen, doch mit Pflichttreue, nicht mit einem Vollgefühl ihrer Herzen. Das hatte sie mit schlichter, unschwächbarer Kraft nur füreinander erfüllt, und an die Tochter der fremdländischen Frau ihres Sohnes dachten sie in diesen Augenblicken nicht mehr.

In das feste Geflecht des Schilfdaches aber sog sich jetzt allmählich das Wasser hinein, so daß es schwerer wurde, tiefer hinabzusinken begann und die Wellen sich immer häufiger bis über den First herüberwälzten. Und nun kam einmal eine, mächtig aufgetürmt; wie ein dichter Rauchqualm umstob ihr Gesprühe das Dach, und als es zerflog, war die Stelle, wo die beiden Alten gewesen, leer. An Arnald Lohmer vorbei sah's Age Terwisga und sagte: „Sie sind fort und wir allein noch übrig. Miteinander sind sie fortgegangen.“

Kein Leid sprach daraus, vielmehr ein Ausklang des Gefühls, daß ihnen nichts Besseres habe zuteil werden können, und zugleich wie eine freudige Bereitschaft, den beiden nachzufolgen, klang's aus den Worten. Das Mädchen faßte bei diesen nach einer Hand Arnalds und sprach weiter: „Im Schlaf auf der Düne hieltest du mich so — da riß ich mich los von deiner Hand und sprang auf. Denn ein Traum war's damals — aber nun halte ich sie fest, jetzt ist es Wirklichkeit. Hättest du mich an dem Abend nicht angetroffen, so wärest du nicht zu uns auf die Insel gekommen — und nicht — du wärest nicht bis heute auf ihr geblieben. Ich weiß, meine Schuld war's, daß wir so hier beisammen sind — vergibst du's mir in unserer letzten Stunde — oder wird's dir zu schwer, zu sterben?“

Seltsam ineinander gemischt, halb geflüstert und halb wie ein Jubelton kam's ihr von den Lippen. Sich nur noch mit der einen Hand auf den First stützend, hatte sie ihren Halt geschwächt, oder wenigstens erschien's Arnald Lohmer so. Eine hohe Woge schwoll heran, und mit Schreck durchfuhr's ihn. Ihm war's, seine Todesgefährtin schwanke, werde jählings von seiner Seite weggerissen, und sie zu halten, schlang er plötzlich den freien Arm um ihren Nacken, wie's Hadlef Terwisga bei seiner Belke getan. Und danach erwiderte er: „Ja, wir gehen auch miteinander, Age — nein, ich segne den Abend, der mich zu dir und mit hierher gebracht.“

Dicht entgegen blickten sich ihre Augen, nahe, mit jeder Minute näher rückend, vor ihnen lag das Unabwendbare, denn das Dach sank tiefer ein, doch aus ihren Gesichtern sprach kein leisestes Anzeichen von Ban-

gen; als gewahrten sie ein Glück vor sich, durchfloß sie freudig-rote Lebensfarbe, und enger drängten die beiden sich, gleich den Alten zuvor, aneinander —

Da geschah Unvorgesehenes, im ersten Augenblick nicht Begriffenes. Geisterhaft tauchte durch den Mondglanz unweit vor ihnen etwas Weißes auf, groß, fast blendend. Doch rasch sich nähernd und nun klar erkennbar. Ein Schoner mit gebauschten Segeln war's, von der Flut gegen die Elbströmung aufgetragen; dunkle Gestalten drängten sich an der Brüstung. Das Fahrzeug hielt auf das treibende Dach zu, es hatte den Anschein, als ob Augen auf dem Schiffe die nah vom Untergang Bedrohten wahrgenommen und sich Hände bereiteten, ihnen Hilfe zu leisten.

Plötzlich flog's Arnald Lohmer jauchzend vom Munde: „Nein, wir gehen nicht miteinander hinab, Age, wir bleiben beisammen. Das ist nicht der Tod, ist Rettung, das Leben! Es war uns nicht bestimmt, den Alten schon nachzufolgen — wir sind jung und werden noch leben —“

Mit einem hastigen Ruck hatte sie aus seinem haltenden Arm ihren Kopf weggezogen, richtete ihn auf, und ihre Augen hielten sich gleichfalls nach dem Segel gewandt. Sonderbar reglos-starrenden Blicks, und von ihrem Gesicht fiel die rote Lebensfarbe ab, als wandle sich's zu weißem Gestein um. Unverkennbar ward's jetzt, auf dem Schoner sei ihre Not bemerkt, man setze dort alles in Bereitschaft, sie zu retten.

Wie in einem Glücksrausch aber sprach Arnald weiter: „Noch nicht zu spät war's — und der Retter ist bei uns und hat uns aufgenommen. Und wir spotten der Flut — und ich nehme dich mit mir nach Hamburg — seitdem wir von der Düne zurückgekommen, trug ich's im Sinne, doch ich wußte nicht, wie — nun hat's der Wille des Schicksals bestimmt und führt es aus —“

Mächtig kam eine weißgemähnte Welle heran, der Age Terwisga den Blick entgegenrichtete. Ein irrer Glanz ging zwischen ihren weitoffenen Lidern hin und her, und sie stieß vom Munde: „Da — siehst du's? Meine Mutter ist's, sie winkt mir. Man hat sie vom Grunde heraufgehoben und ist bei ihr und streckt die Hand. Ja, mit dir — aber ich darf's nicht — sie ruft, meine Stunde ist's —“

Die verworren Sprechende griff plötzlich nach ihrer Bernsteinschnur, die sie von sich riß und über den Kopf Arnalds warf. Dazu sagte sie: „Bringe deiner Braut den Gruß von mir!“ Fast zugleich aber umschlang ihr Arm wie eine Klammer seinen Nacken, und ihre Lippen preßten sich auf die seinigen. Mit krampfhafter Gewalt, atemraubend, als wollten sie mit der Luft die Seele ihm aus der Brust trinken.

Dauerte es einen Augenblick oder eine Ewigkeit? Er wußte es nicht und wußte nicht, was danach geschehen war. Hatte die hochheraufgerollte weiße Welle sie von seiner Seite weggerissen? Einzig das sah und fühlte er noch, daß er allein sei.

Nur um den Bruchteil einer Minute vor dem Herankommen des Schoners war's vorgegangen. Enterhaken flogen von seinem Deck nach dem sinkenden Dache, zogen es an den Schiffsrumpf; mehrere von geschickten Seemannshänden ausgeworfene Seile umfaßten mit Schlingen den Körper Arnalds, hoben ihn, den besinnungsverlassenen, der Fallreeptreppe entgegen, wo ausgestreckte Arme ihn empfingen. Als sie ihn weiter empor an Bord gebracht und wie leblos auf den Boden gelegt, versank hinter ihm das mit Wasser vollgesogene Dach des Gehöftes Hadlefs Terwisga in der schäumend drüber hinwogenden See.

* * *

Erst nach acht Tagen ungefähr landete Arnald Lohmer im Hafen seiner Vaterstadt, und andere Tage vergingen noch, ehe er leibliche Kraft genug fühlte, das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern aufzusuchen. Am Vormittag war's, und er traf seine Braut allein in einem reich ausgestatteten, von heller Sommersonne vergoldeten Gemach an; bei seinem Erscheinen über der Türschwelle stand sie auf, trat ihm in ihrer stadtberühmten Schönheit entgegen und sagte mit bezauberndem Lächeln: „Kommen Sie endlich zurück, mein lieber Bräutigam, ich habe Sie schon früher erwartet, denn nach Ihrer correspondance mit mir durfte ich mich der Versicherung überlassen, daß Ihre

Gesundheit sich heureusement völlig retablirt hat, und ich befürchte nur, daß Sie sich unter den Halbwilden Ihres Domicils schlimm ennuyirt haben müssen."

Der Angesprochene blickte stumm in das Gesicht Lucinde Eschenhagens, wie abwesenden Geistes; er konnte sich plötzlich nicht besinnen, weshalb er hierher gekommen sei, und was er wolle. Aber dann sagte er: „Ich habe dir etwas zu überbringen."

Verwundert sah sie ihn bei der unfeinen Anrede an, doch erwiderte sie: „Von wem und was?"

Nun sagte er: „Einen Kuß —" und sie fiel lächelnd ein: „Da wir unter vier Augen sind, verstößt solche salutation zwischen Verlobten wohl nicht gegen die conduite."

Ihr Gesicht neigte sich ihm leicht entgegen, aber jetzt durchfuhr ihn ein Schauder, und verworren stieß er aus: „Nein, ein Todeskuß war's — nicht für dich — er gehört mir allein —"

Da stand sie wieder allein im Zimmer und blickte begrifflos auf die Tür, durch die ihr Bräutigam verschwunden war. Ihre Züge sprachen von einem heftigen Unwillen. Erst allmählich verwandelte sich dieser in den Ausdruck eines Verständnisses, er sei doch nicht gesund heimgekehrt. Das verwandelte ihre erste Unmutsregung zu einem teilnehmenden Bedauern, dem sich indes wahrnehmbar eine tröstliche Beschwichtigung beigesellte, daß diese Erkenntnis ihr sogleich nach seiner Rückkunft zweifellos aufgegangen sei, und sie begab sich zur Mitteilung des traurigen Vorfalles zu ihren Eltern hinüber.

Arnald war in seine Wohnung zurückgekehrt, stand dort eine Zeitlang und sah mit leeren Augen um sich. Dann streckte er die Hand nach einem kleinen Bändchen auf dem Büchergestell aus, nahm es herab und schlug in den Gedichten des früh abgeschiedenen Hainbunddichters Christoph Hölty eine Seite auf, wo sein Blick sich auf zwei Strophen niederheftete. Über ihnen stand: „Der Kuß", und die Lippen bewegend, als ob er jemandem vorläse, las er, doch ohne Ton:

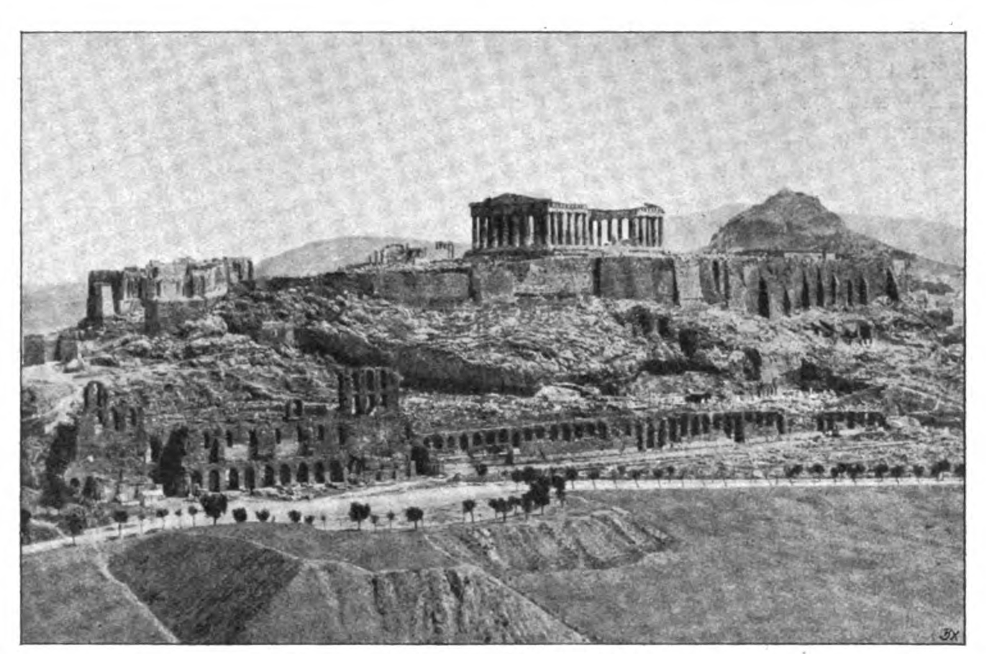
„Unter Blüten des Mais spielt' ich mit ihrer Hand,
Koste liebend mit ihr, schaute mein schwebendes
Bild im Auge des Mädchens,
Raubt' ihr bebend den ersten Kuß.

Zuckend fliegt nun der Kuß wie ein versengend Feu'r
Mir durch Mark und Gebein. Du, die Unsterblichkeit
Durch die Lippen mir sprühte,
Wehe, wehe mir Kühlung zu!"

Nun griff er nach einer Feder, durchstrich die Überschrift über dem Gedicht und schrieb an die Stelle: „Der Todeskuß." —

Arnald Lohmer ist in seiner Vaterstadt ein hochangesehener Arzt geworden und zu hohem Alter gelangt, doch unvermählt geblieben, ohne Nachkommen gegen den Schluß des vierten Jahrzehnts im neunzehnten Jahrhundert gestorben. Er hat mannigfache, für seine Zeit noch ungewöhnliche weite Reisen unternommen, reiche Kenntnisse gesammelt, von denen manche hinterlassene Schriften noch Zeugnis ablegen; aus einigen Stellen geht hervor, daß er als jugendlicher Zeitgenosse des Hainbundes während seiner einsamen Lebensführung oftmals auch poetisch sich betätigt, aber er scheint die Gedichte nur für sich selbst verfaßt und vor seinem Tode sämtlich verbrannt zu haben. Nach der Nordsee sind seine Reisen nicht mehr gerichtet gewesen, so daß er sie niemals wiedergesehen; die Niederschrift seines letzten Willens jedoch bestimmte, das von ihm hinterbleibende Vermögen solle, da er ohne Erben abscheide, als Beitrag zu einer sicheren Umdeichung der Insel Neuwerk verwendet werden, wie solche im Gange des letzten Jahrhunderts, um das schwerbedrohte kleine Eiland vor dem Untergange zu bewahren, durch die Fürsorge des hamburgischen Staates zur Ausführung gelangt ist.





Der Trümmerhügel der Akropolis.

Zwischen drei Weltteilen

Eine moderne Orientfahrt

von

Viktor Laverrenz

III.

Griechenland, Sizilien, Golf von Neapel, Algier, Gibraltar, Spanien.

Jetzt richten wir den Kurs auf das herrliche Griechenland, dessen Mythen und Historien uns umweben, sobald wir den Hellespont durchschifft haben. Zwischen den Sporaden und Zykladen hindurch steuern wir an der Ostküste Euböas, des heutigen Negroponte, vorbei um das alte Kap Sunion, die Südspitze Attikas, dem Piräus zu.

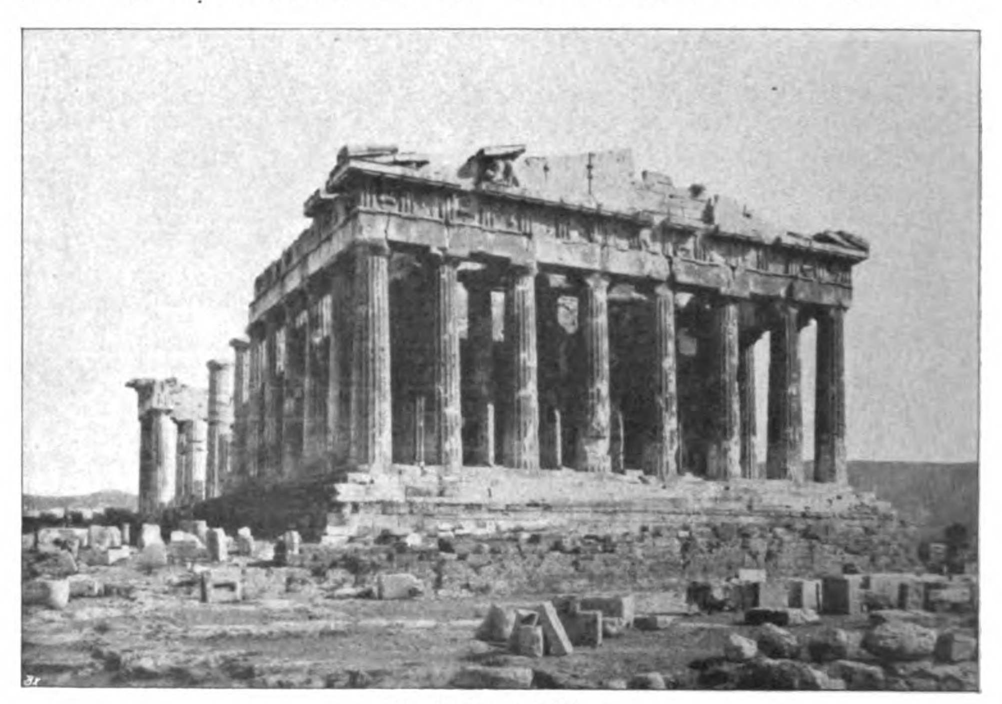
Merkur, der Gott der Kaufleute und der — Spitzbuben, ist noch heute das Idol der Hellenen. Davon bekommen wir sofort einen Begriff, nachdem die Jacht in den alten Kriegshafen Athens eingelaufen ist. Es müssen nämlich schleunigst sämtliche Fenster geschlossen werden, um dem das Schiff auf Booten und Flößen umlagernden Gesindel ein Hineinlangen in die Kabinen zu verwehren. Einem Passagier hat man auf diese Weise bereits ein Portemonnaie mit 700 Mark Inhalt entwendet. Selbst die Kammertüren werden verschlossen, da es nicht zu vermeiden ist, daß sich bei dem heftigen Ansturm von Besuchern mancherlei diebisches Volk einschleicht, um im trüben zu fischen. Das Schiff umschwärmen viele Boote, in denen mit allerlei Gebrechen behaftete Bettler sich befinden, ein jammererregender Anblick; manche verschmähen es nicht, die über Bord geworfenen Abfälle aufzufischen und sie in alten Konservenbüchsen zu sammeln.

Der Piräus bringt überhaupt viel Enttäuschung. Unwillkürlich malte sich uns im Geist ein ganz anderes Bild, das an die

Blüte Griechenlands zur Zeit des Themistokles und Alkibiades anknüpfte. Diesem entsprechen die öden, staubigen Straßen mit dem mangelhaften Pflaster und der degenerierten Bevölkerung ganz und gar nicht, und seltsam berührt der Kontrast zwischen dieser traurigen modernen Wirklichkeit und den griechischen Schilderaufschriften und Straßennamen, die uns an das Altertum erinnern.

Die Fahrt vom Piräus nach Athen, die wir im Wagen unternahmen, machte einen geradezu trostlosen Eindruck. Staub und Schutt sind die Merkmale, die am meisten hervortreten; ein nahezu vollständiger Mangel an Vegetation macht die traurige Öde noch krasser bemerkbar. Von den erwarteten griechischen Nationaltrachten ist nichts zu erblicken; nur selten zeigt ein alter konservativer Bauer in seiner Tracht noch Anklänge daran.

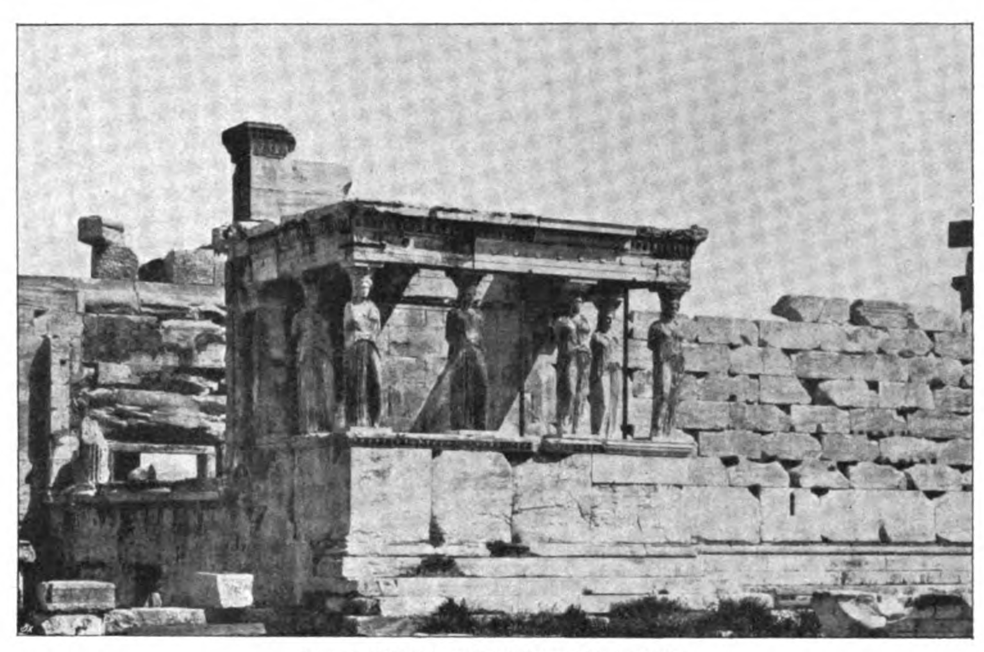
Nach dieser Ouvertüre fällt uns Athen selbst weniger unvorteilhaft auf. Die Straßen der modernen Stadt sind regelmäßig angelegt und zumeist in gutem Zustande; die öffentlichen Bauten, namentlich die Museen, fast durchweg in althellenischem Stile gehalten, machen einen imposanten Eindruck. Uns zieht jedoch zunächst das antike, in Trümmern liegende Athen an. Das erste Ziel ist die Akropolis, jener gigantische Ruinenhügel, der die klassische Zeit des Perikles wieder vor unserem geistigen Auge erstehen läßt. Venezianer und Engländer haben hier leider ärger gehaust als die berüchtigten Vandalen in Rom: die Venezianer bombardierten die herrliche Burg im Jahre 1687 mit ihren Kanonen, während die Söhne Albions 1814 den Skulpturenvorrat zugunsten ihrer Museen plünderten. Beide richteten unersetzlichen Schaden an. König Otto war es, der die Schätze, soweit diese noch vorhanden waren, rettete; er erwarb sich den innigsten Dank nicht nur des griechischen Volkes, sondern der gesamten gebildeten Welt dadurch, daß er dem wüsten Ausplündern und Wegschleppen ein für allemal einen Riegel vorschob und gleichzeitig mit der Ausgrabung und stilgerechten Wiederaufrichtung der Reste begann. Das erfordert ein feines Kunstverständnis, denn es ist nicht möglich, die rund zwei Jahrtausende alten Ruinen ohne weiteres zu ergänzen. Der Marmor hat durch den Ein-



Das Parthenon in Athen.



Ruine des Theseustempels zu Athen.



Das Erechtheion auf der Akropolis in Athen.

fluß der Witterung in der langen Zeit einen wundervoll goldigen Ton angenommen, der auf künstlichem Wege nicht zu erzielen ist. Das Restaurieren muß also mit großer Vorsicht unternommen werden und erstreckt sich auch vorläufig nur auf das Ordnen und Wiederaufrichten der vorhandenen Trümmer.

Ganz neu hergestellt ist das Stadion, die für die panathenäischen Spiele verwendete Rennbahn, die im Jahre 330 v. Chr. ganz aus Marmor erbaut und für fünfzigtausend Zuschauer berechnet wurde. Der (jetzt verstorbene) reiche Grieche Averof, der sich auch sonst um das klassische Athen große Verdienste erworben hat, ließ das in Trümmer gesunkene Riesenwerk aus weißem Marmor völlig neu erstehen, natürlich unter peinlichster Beobachtung der althellenischen Anlage und Architektur. Im Jahre 1896 wurden hier die wiederbelebten olympischen Spiele abgehalten.

Als wir Athen unseren ersten Besuch abstatteten, war dort Sonntag, was zur Folge hatte, daß wir auf manches Museum, manche Sehenswürdigkeit verzichten mußten. Aber das festtägliche Leben der Bevölkerung trat dafür um so mehr in den Vordergrund. In und vor den Kaffeehäusern saßen die Männer und rauchten ihren unvermeidlichen Tschibuk. Stolze Schloßgardesoldaten in der griechischen Nationaltracht mit der Fustanella, jenem weißen, in Tausende von Fältchen gelegten, steifgestärkten Ballettrock, den gestickten Jacken mit den aufgeschlitzten Ärmeln und dem schiefsitzenden, cerevisartigen Käppi spazierten durch die Straßen; griechische Jäger in einer der französischen sehr ähnlichen Uniform und buntfarbige Dragoner, Kindermädchen, die nach Art der Spreewälder Ammen in Berlin ihr Nationalkostüm bewahrt haben, und sonstige Vertreter aller Volksschichten wallten zum Tore hinaus.

Das alte Trümmerathen war das Ziel der Neuhellenen; nach der Akropolis strömten die Bürger mit Kind und Kegel hinauf, um sich daran zu erbauen, welch ein Heldenvolk ihre Altvorderen gewesen. Verkäufer von Brot, Kuchen, Wein, Obst und Erfrischungen aller Art pilgerten mit dem Schwarme hinaus, und draußen auf dem Felde wurden nach eintöniger Tamburin- und Flötenmusik ländliche Nationaltänze aufgeführt. An diesen beteiligten sich nur die unteren Volksschichten; es sind Reigentänze, bei denen sich die Teilnehmer an den Händen fassen und in bestimmtem Rhythmus den Oberkörper hin und her wiegen, während die Beine abwechselnd zu gewissen

Schwingungen taktmäßig gehoben werden. Zu Vortänzern an der Spitze des Reigens werden junge Leute gewählt, die sich freiwillig erbieten, nach ihren Kräften zur Bestreitung der allgemeinen Zeche beizutragen. Die Summe, welche sie für diesen Zweck zur Verfügung stellen wollen, bringen sie dadurch zur allgemeinen Kenntnis, daß sie Papierdrachmenscheine in entsprechender Höhe unter den Rand ihres Hutes stecken, so daß diese wie ein Lorbeerkranz um ihre Stirn gruppiert sind. Je mehr Geld die Vortänzer auf diese Weise sehen lassen, desto zahlreicher ist die sich ihnen anschließende Tanzgruppe. Solche Gesellschaften konnten wir in einer ziemlich bedeutenden Anzahl auf den die Akropolis umgebenden Feldern beobachten.

Athen ist erst seit dem Jahre 1834 wieder Sitz der griechischen Regierung. Bis zu dieser Zeit, wo Nauplia die Hauptstadt Griechenlands war, glich die einst so stolze Hellenenstadt einem öden, verfallenen Dorfe, das nicht mehr als dreihundert Häuser zählte. Erst mit dem Wachsen seiner politischen Bedeutung begann es sich auch als städtisches Gemeinwesen zu heben und zählt heute bereits 90000 Einwohner; es ist zu hoffen, daß die schöne Stadt sich auch weiterhin günstig entwickeln und eine ihrer Vergangenheit einigermaßen entsprechende Blüte erreichen wird.



Nemea, griechische Eisenbahnstation.
(Nach einer Photographie von Rich. Beckh in Stuttgart.)

Der Abend des Tages sollte ganz den klassischen Erinnerungen gewidmet sein. An Bord hatte man während unserer Abwesenheit Zettel verteilt, welche uns in einem fürchterlichen Deutsch verkündeten, daß „zu Ehren der Passagiere" unserer Jacht im Stadttheater zu Athen eine Aufführung der „Medea" in der Ursprache stattfinden sollte. Ach, das war etwas für unsere Gymnasialabiturienten! Altgriechisch, das konnte man verstehen; darauf war man, vulgär gesprochen, dressiert.

Die Ernüchterung war furchtbar. Der Logenplatz kostete allerdings nur fünf Drachmen, in deutschem Geld etwa zwei und eine halbe Mark, aber es war auch danach: Darstellung, Dekorationen und Kostüme, wie unsere heimischen Theaterkritiker vielleicht sagen würden, „schlimmste Provinz"; Sprache auch für diejenigen, welche die „Medea" altgriechisch auswendig konnten, völlig unverständlich. Man sprach eben den klassischen Text neugriechisch aus. Unsere Überzeugung war, daß solch einen Mischmasch nicht einmal die Griechen verdauen konnten; wenigstens ließ ihr Benehmen im Theater stark darauf schließen. Von einem Gebrauch der Operngläser mußte man von vornherein Abstand nehmen, da es dringend geboten war, die Hände krampfhaft auf Geldtasche, Uhr und sonstige Wertsachen zu pressen.

Die Abfahrt vom Piräus wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Das Bild, welches uns die scheidende Akropolis bot mit ihren goldigen Marmortrümmern in der warmen Nachmittagsbeleuchtung, war entzückend. Lange, lange standen wir an Deck und sahen auf das farbenfrohe, wie transparent leuchtende Panorama zurück, denn unser Schiff hielt einen Kurs ein, der uns noch geraume Zeit den Genuß gönnte, den immer kleiner werdenden Burgberg Alt-

Athens zu bewundern. Die Insel Salamis fast ihrer ganzen Ausdehnung nach umschiffend, hatten wir bald unser nächstes Ziel erreicht, Kalamaki am Golf von Äginä, eine kleine Eisenbahnstation der Bahnlinie Athen-Pyrgos. Hier blühte uns eine Überraschung. Als wir mit unserer flinken Barkasse gelandet waren, fanden wir ein Dorf, welches fast nur aus — Ruinen bestand. Die Dächer waren eingefallen, kahle Stein- und Lehmmauern mit glaslosen Fenstern starrten uns entgegen wie Totenschädel mit ihren leeren Augenhöhlen; die Straßen waren verschüttet, der Kirchhof mit der in Trümmern liegenden Kirche verwahrlost. Nur zwei bis drei Häuser am Strande zeigten sich von armseligen Fischern bewohnt, deren Kinder halb und ganz nackt an den morschen Booten herumspielten. Wohin man blickte, ein Bild der Zerstörung, des Verfalls, bitterster Armut. Ungetrübtes Vergnügen aber bereitete uns ein einsiedlerischer Esel, der den wild emporschießenden Pflanzenwuchs auf der Ruine eines Backofens abweidete und uns nicht ohne teilnehmende Neugier anblickte.



Personenwagen bei Mykenä.
(Nach einer Photographie von Rich. Beckh in Stuttgart.)

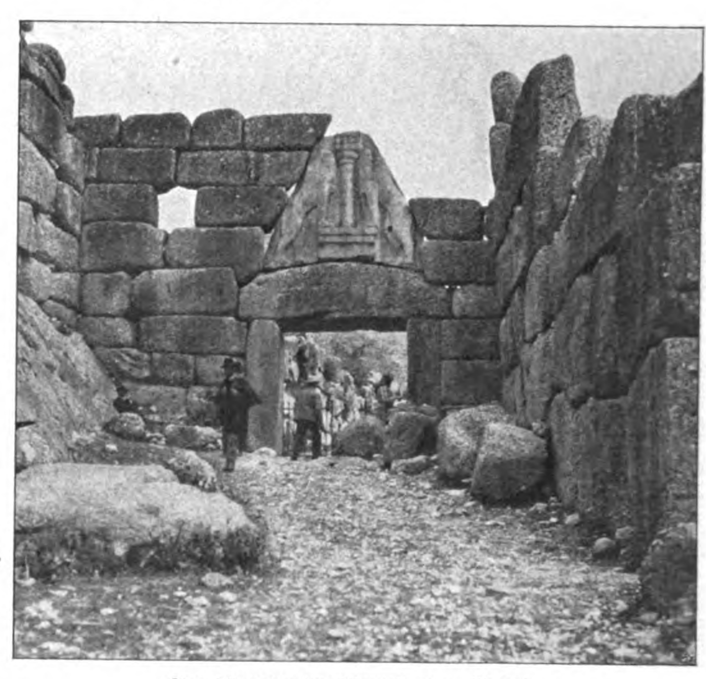
Keine welterschütternde Katastrophe hatte das früher einmal blühende Dorf vereinsamt, kein Erdbeben, keine politischen Unruhen. Die Eröffnung des Kanals von Korinth hatte die Bewohner weiter westwärts gelockt, und so war eine Familie nach der anderen fortgezogen, um sich an der neuen, mehr Verdienst versprechenden Handelsstätte anzusiedeln. Nur die Allerärmsten waren zurückgeblieben, ihr bescheidenes Dasein mit dem kärglichen Ertrage des Fischfanges zu fristen. Das heutige Kalamaki ist ein kleines, betriebsames, aber nur wenige Einwohner zählendes Städtchen, welches an der Stelle gelegen ist, wo der südliche Ausfluß des Kanals von Korinth in den Golf von Ägina mündet und dort einen kleinen Hafen bildet. Etwas weiter nach Westen liegen die Ruinen des antiken Schoinos.



Griechische Landleute bei Mykenä.
(Nach einer Photographie von Rich. Beckh in Stuttgart.)

In Kalamaki trennten wir uns auf kurze Zeit von der „Viktoria Luise“, die allein ihren Kurs auf Nauplia nahm, während

wir den Landweg einschlugen, um der Stadt Korinth und ihrem interessanten Kanal, dem Grabe des Agamemnon, der Schatzkammer des Atreus und der berühmten Löwenburg bei Mykenä einen Besuch abzustatten.



Das Löwentor der Akropolis von Mykenä.
(Nach einer Photographie von Rich. Beckh in Stuttgart.)

Zunächst führte uns die Bahn nach Korinth. Seltsam genug nahmen sich die Bezeichnungen der Lokomotiven mit jenen klassischen Namen aus, mit denen wir eine bestimmte Vorstellung zu verbinden pflegen. Wer würde sich nicht eigentümlich berührt fühlen, wenn er plötzlich auf einer der modernen Dampfmaschinen die Namen Miltiades oder Peisistratos in griechischen Lettern prangen sähe. Man bedarf einiger Zeit, um sich in diesen schreienden Anachronismus hineinzufinden.

Die Landschaft, welche wir durchfahren, ist nicht sehr imponierend. Zwar grüßt uns aus der Ferne der schneebedeckte Parnaß; die ihres Baumschmuckes völlig entkleideten Berge des Vordergrundes aber gemahnen uns allzusehr an die unverantwortliche Waldverwüstung, mit der man das Land wirtschaftlich ruiniert hat; es ist regenarm geworden. Der Boden an sich ist nicht unfruchtbar, aber doch recht wenig angebaut. Nur in der Umgegend von Korinth finden wir weite Strecken mit den kleintraubigen Weinreben bepflanzt, welche die beliebten Rosinen liefern, die unter dem Namen „Korinthen" bekannt sind.

Von den Eisenbahnstationen ist nicht viel Rühmenswertes zu erzählen. Begierig stürzten wir uns auf den „schönen griechischen Wein", den wir aus den verschiedenen Winzerstuben der deutschen Großstädte kannten. Er sollte, so nahmen wir an, uns trefflich munden, um so mehr, als die Sonne in verschwenderischer Pracht herniederbrannte. Grausame Enttäuschung! Das dicke, fast schwarze Zeug, welches uns kredenzt wurde, schmeckte „wie Möbelpolitur", denn in Griechenland pflegt man den Wein mit einem starken Zusatz von Harz zu konservieren. Jetzt begriff so mancher, warum die „alten Griechen" ihre Weine mit Wasser zu mischen pflegten; anders sind sie eben nicht zu genießen.

Das moderne Korinth ist eine Stadt von noch nicht fünfzig Jahren. Unmittelbar am Meere gelegen, mit reinlich gehaltenen, regelmäßigen Straßen, grauen Steinhäusern, die mit grauen Riesenziegeln flach gedeckt sind, und hübschem Zypressenschmuck, macht es einen sehr freundlichen Eindruck.

Alt-Korinth, jene blühende Handelsstadt, an deren Bewohner der Apostel Paulus seine berühmte Epistel geschrieben hat, liegt etwa fünf Kilometer weiter südwestlich in der Ebene am Fuße des mit einem Fort gekrönten, steil emporstrebenden Felsenberges Akrokorinth und besteht heute nur noch aus wenigen Häusern; der Kanal von Korinth, der den Isthmus durchschneidet und den Korinthischen Golf mit dem Saronischen verbindet, ist eine schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogene, hohlwegartige Wasserstraße, deren Ufer fast senkrecht abgestochen sind;

man muß sich wundern, daß das Terrain nicht abstürzt und den Kanal samt den darin befindlichen Schiffen verschüttet. Übrigens gewährt dieser Durchstich einen lehrreichen Einblick in die geologische Gestaltung des Landes; man kann die verschiedenen Erd-, Lehm- und Steinschichten in ihrer Lagerung deutlich erkennen.

Die Eisenbahn führt uns bis zu der bereits auf der Halbinsel Morea liegenden Station Mykenä, von wo wir uns mittels zweirädriger Wagen von bedeutender Achsenhöhe nach der einstigen Residenz Agamemnons begeben, in welcher dieser griechische König nach seiner Rückkehr aus dem Trojanischen Kriege von Ägistheus und der ehebrecherischen Klytämnestra ermordet wurde. Die Fahrt auf fürchterlichem Felsenweg in einer durch glühenden Sonnenbrand völlig ausgetrockneten Bergeinöde ist wenig erquickend. Indessen hält uns Verschmachtende die Hoffnung aufrecht, winkt doch am Ende dieser anstrengenden Fahrt ein seltener Genuß: ein Picknick auf den Trümmern der Löwenburg. Leider muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß das durch unsere Stewards vom Schiffe mitgebrachte Frühstück mit größerem Verlangen erwartet wurde als die Ausgrabungen der Herren Schliemann und Dörpfeld, die sich um die Bloßlegung der alten Königsburg so unschätzbare Verdienste erworben haben. Das Grab des Agamemnon (oder die Schatzkammer des Atreus?) ist eins der gewaltigsten unterirdischen Bauwerke, die uns aus dem Altertum erhalten sind. Mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit ist dies konische Gewölbe in den Berg hineingebaut, wobei kolossale, sauber behauene Steinblöcke von mehreren Metern im Durchmesser Verwendung gefunden haben. Es ist für uns schlechterdings unerklärlich, wie solche Titanenquadern ohne die neuzeitlichen Maschinen haben bewegt und aufeinander gesetzt werden können.

Von der mit dem bekannten Löwentor geschmückten Akropolis Mykenäs aus, deren steile Höhe wir auf Pferden erklommen, genießt man einen prachtvollen Blick auf das von Bergen umschlossene grüne Tal von Argos, von dessen äußerstem Ende das blaue Meer herüberschimmert. An der Stelle, wo im Jahre 1867 Schliemann den reichen, aus Gold- und Silberschmuck aller Art bestehenden Königsschatz fand, der heute die Hauptzierde des Nationalmuseums zu Athen bildet, ließen wir uns nieder, um nach der anstrengenden Fahrt den Leib durch Speise und Trank zu erquicken.

Eine zweite Station wurde bei Tiryns gemacht, wo sich die Ruine der alten Königsburg mit ihren berühmten Zyklopenmauern befindet. Auch hier nötigten uns die enormen Felsblöcke, die bis zu acht Meter Durchmesser haben, staunende Bewunderung ab. Die Ausgrabungen der genannten deutschen Forscher lassen die verschiedenen Säle und Hallen des geräumigen Herrscherpalastes in ihren Grundrissen deutlich erkennen. Ein Besuch dieser fabelhaften Baureste ist wegen des unbequemen Kletterns beschwerlich, aber durchaus lohnend.



„Prinzessin Viktoria Luise“ auf der Reede von Syrakus.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Von hier erreichten wir mit der Eisenbahn in halbstündiger Fahrt Nauplia, ein blühendes, reinliches Städtchen, malerisch am Argolischen Golf gelegen, umringt von scharfkantigen Bergeshöhen, deren eine mit den Zinnen der Feste Polamidhi gekrönt ist, die heute als Gefängnis dient. Mitten im Hafen liegt das romantische Gemäuer einer alten Wasserburg, deren Felsenfuß unaufhörlich spielende Fluten umschmeicheln. Der Anblick der herrlichen Bucht mit den sie umsäumenden Gebirgshängen, die sich kulissenartig hintereinander schieben, ist unvergleichlich schön, zumal wenn die sich zur Küste neigende Sonne die Landschaft beleuchtet. Ein frischer Seewind hat sich erhoben, und die mächtig auf und nieder gehende Dünung bringt unsere großen Passagierboote, die von den schnellen Dampfbarkassen geschleppt werden, heftig zum Tanzen, so daß die Einschiffung nicht ohne einige Schwierigkeiten und manchen über Bord kommenden Spritzer vonstatten geht. Versöhnt scheiden wir nach diesem hochinteressanten Tage von Griechenland, das uns mehr gegeben hat, als es uns bei unserer Landung im Piräus versprach.

Der Dampfer durchquert nun das Jonische Meer und nimmt seinen Kurs auf Sizilien. Syrakus ist unser nächstes Ziel. Syrakus! Wieviel Erinnerungen werden nicht bei dem Klange dieses Namens in uns wachgerufen! Welche Fülle von Vorstellungen bildet sich der Geist. Und wunderbar! Hier tritt der Fall ein, daß diese Vorstellungen, selbst wenn kühne Phantasie sie beflügelte, durch die Wirklichkeit übertroffen werden.

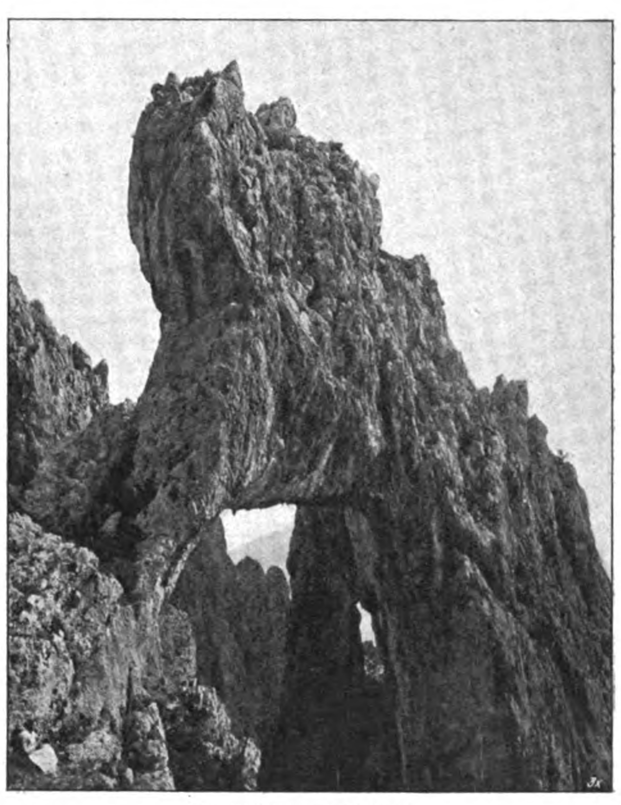
Schon das Ansteuern des Landes, welches von der Morgensonne leuchtend übergossen, wie von Eos' rosigem Finger berührt, daliegt, versetzt uns in Entzücken und läßt es erklärlich erscheinen, daß um den Besitz dieser begehrenswerten Küste einst Karthager, Griechen und Römer blutige Kriege geführt, Tyrannen nach der Alleinherrschaft gestrebt haben. Majestätisch über dem imposanten Bild erhebt der greise, schneebedeckte Ätna sein Haupt, und leise, leise ziehen die Rauchwolken aus seinem Krater dahin, ein Zeichen, daß seine innere Glut noch immer nicht erloschen ist.

Doch ach, die Herrlichkeit des antiken Syrakus, sie ist dahin, seit die gefürchteten Tyrannen gesunken sind, und nie wieder hat sich die schöne Stadt zu so stolzer Höhe emporschwingen können wie zu ihrer Blütezeit unter dem Zepter Gelons, der, 485 vor Christus von den vertriebenen Gamoren, den Syrakus beherrschenden Aristokraten, zu Hilfe gerufen, sich selbst zum Alleinherrscher machte. Er brachte die reichen Mittel der alten phönizischen Pflanzstadt zu voller Entfaltung, machte sie zur wohlhabendsten und größten Stadt Siziliens, deren Einwohnerzahl nahezu die Höhe einer Million erreichte, besiegte die Karthager und beherrschte mit seinen Flotten die umliegenden Meere. Das ganze Stadtgebiet, welches damals einen Umfang von dreiunddreißig Kilometern hatte — heute beträgt er nur vier —, wurde mit einer kolossalen Mauer umzogen und mit starken Forts befestigt. An der Widerstandsfähigkeit von Syrakus zerschellte die Macht der Athener, welche 415 bis 413 v. Chr. unter Nikias und Lamachos eine große Flotte nach Sizilien gesandt hatten. Die gesamte Kriegsmacht dieser „sizilischen Expedition“ ging zugrunde, und siebentausend Athener verschmachteten als Gefangene in den gewaltigen Steinbrüchen, die noch heute eine Sehenswürdigkeit der alten Tyrannenstadt bilden.

Das moderne Syrakus ist eine saubere, wohlangelegte Stadt mit vorzüglich gepflasterten, wenn auch nicht sehr breiten Straßen. Es besitzt schöne Paläste aus dem Mittelalter und viele öffentliche Gebäude von Bedeutung, darunter eine Bibliothek von zwölftausend Bänden. Aber die Ruinen der antiken Stadt sind so mächtig, daß der Fremde fast achtlos an der heutigen vorbeigeht, um sich in das Anschauen der Trümmer ihrer Glanzzeit zu versenken. Da gibt es Überbleibsel von drei sehr alten dorischen Tempeln, Aquädukte, die Reste der gewaltigen Stadtmauer, die Ruinen der Bergfeste Euryelos, die berühmte Gräberstraße, ein griechisches Theater aus dem fünften Jahrhundert und ein römisches Amphitheater aus der Zeit des Augustus, die weit unter der Erde verzweigten christlichen Katakomben, die nicht wie die von Palermo mit Mumien gefüllt sind, aber eine ganze unterirdische Stadt mit Straßen und Plätzen bilden, deren einzelne Häuser in den lebenden Fels

gehauene Gräber sind. Vor allem aber bewunderungswürdig sind die Latomien, jene ungeheuren Steinbrüche, denen einst das Material zum Aufbau der Riesenstadt entnommen worden ist. Titanen scheinen hier gearbeitet zu haben.

Die Latomia del Paradiso enthält das berühmte „Ohr des Dionysios", einen ungeheuren, in den Felsenberg gehauenen Gang, dessen Windungen merkwürdig genau dem Gehörgang des Menschen entsprechen. Man steht zunächst der Mythe, der Tyrann habe hier selbst die leise geflüsterten Worte der Gefangenen ungesehen belauschen können, sehr skeptisch gegenüber, bis man sich von der wunderbaren Akustik der Riesenhöhle persönlich überzeugt. Nicht nur geflüsterte Worte, nein, das schwache Geräusch, welches der gegen ein Stück Papier geschnellte Fingernagel hervorruft, das Hauchen des scharf hervorgestoßenen Atems werden an dem Endpunkt der Höhle wesentlich verstärkt gehört. Hier befindet sich in der Höhe eines Kirchturmes eine Art Loge, die, von hinten auf einer in die enge Bergschlucht hineingemeißelten Felstreppe zugänglich, von dem Tyrannen jederzeit betreten werden konnte, ohne daß sein Erscheinen von irgend jemandem bemerkt wurde. Die Wunder des geheimnisvollen Ortes erinnern an die Märchen von Tausendundeine Nacht. Die Latomia dei Cappucini zeichnet sich durch ihre wilde Zerklüftung, die kolossalen, in den bizarrsten Formen bis zu einer Höhe von vierzig Metern aufsteigenden Felswände, sowie durch üppig wuchernde Vegetation aus. Welch ein Konglomerat von abenteuerlichen, häusergroßen Blöcken, eigentümlich gestalteten Felstoren und Höhlen, gewundenen Gängen und grotesken Figuren! Wie armselig erscheint unsere Phantasie, wenn man sich diesen Gebilden gegenüber sieht, zu deren Bezeichnung uns die Worte fehlen. Staunend, seines Nichts bewußt, wandelt der Mensch, fast erdrückt von dem gewaltigen Formenreichtum der Natur, durch dieses wirre Fels- und Pflanzenlabyrinth; sein Geist vermag nicht sogleich zu fassen, was er hier erschaut; er bedarf erst der Sammlung, so überwältigend sind die Eindrücke, welche sich ihm bieten. Kein Geräusch der Welt dringt in den schweigenden Grund dieses nach außen völlig abgeschlossenen Felsenkessels; fast beängstigend wirkt die grandiose Einsamkeit zwischen Stein und Vegetation, diese erhabene, zauberhafte Düsterheit. Nur ungern verläßt man den geheimnisvollen Ort; mancher möchte hier bleiben in der heiligen Stille dieser weihevollen Weltabgeschiedenheit.



Arco Naturale auf Capri.

Doch weiter! Wir dürfen nicht rasten, wir müssen schauen. Ein Besuch der Grabstätte des deutschen Dichters August Graf von Platen in dem von wilder Vegetation fast zugewachsenen Garten der Villa Landolini beschließt unsere Wanderung, und an

der mit Papyrusstauden dicht bewachsenen Quelle der Arethusa vorbei gelangen wir wieder zum Hafen, wo die „Prinzessin“ bereit liegt, uns nach Neapel zu tragen.

Während der Fahrt an der Ostküste Siziliens entlang nordwärts bleibt der Ätna bis zum Sonnenuntergang in Sicht. Mit Dunkelwerden fahren wir in die Straße von Messina ein, und jetzt wird das Fahrwasser gefährlich, nicht wegen der beiden sagenhaften Strudel Scylla und Charybdis, die unseren modernen Schiffen nichts mehr anhaben, sondern wegen des starken Schiffsverkehrs. Flinke Lichter, weiß, grün, rot, huschen über das Wasser; sizilische und italische Fischer liegen bei Fackelbeleuchtung ihrer nächtlichen Beschäftigung ob; vom Ufer strahlen Scheinwerfer herüber. Zwischen zehn und elf Uhr blitzen links die Häuser von Messina auf, deren lange, lichterglitzernde Front sich im Wasser spiegelt. Rechts erscheint auf der Südspitze Italiens Reggio, natürlich ebenfalls nur in seinen Lichtern sichtbar.

Wer ein Frühaufsteher oder ein Nachtschwärmer ist, kann zwischen drei und vier Uhr den Stromboli in seiner unheimlichen Tätigkeit beobachten. Zwar bleibt die Insel, welche sein Piedestal bildet, in beträchtlicher Entfernung an Backbord liegen, aber mit dem Opernglase vermag man dennoch das großartige Schauspiel zu erkennen, wie der rötlich beleuchtete Rauch seewärts zieht und die glühende Lava in breiten Strömen von der Spitze des Vulkans herniederrieselt, dessen Kegel uns wie transparent erscheint; ein erhabenes, gewaltiges Feuerwerk.

Schon lange bevor sich das Schiff dem Golf von Neapel nähert, taucht vor uns das imposante Felsmassiv der Insel Capri auf. Sie liegt in wundervoller Beleuchtung da und wächst immer gigantischer aus dem Wasser empor. Just zu der Zeit, da wir an ihr vorbeifuhren, ward von dem deutschen Schriftsteller Hanns Heinz Ewers auf dem schönen Eiland eine neue Felsenhöhle entdeckt, welche auf den Namen „Wundergrotte“ getauft wurde. Die berühmte „blaue Grotte“, die nur bei günstigem Wetter, d. h. nicht zu hohem Seegange, mittels eines flachen Bootes zugänglich ist, wurde bekanntlich ebenfalls von einem Deutschen, dem Dichter August Kopisch, (1826) gefunden. Die neuentdeckte „Wundergrotte“ soll noch bei weitem sehenswürdiger sein als die alte und diese an kühner Farbenpracht und Seltsamkeit der Stalaktiten- und Stalagnitengebilde übertreffen. Vorläufig ist sie noch nicht dem

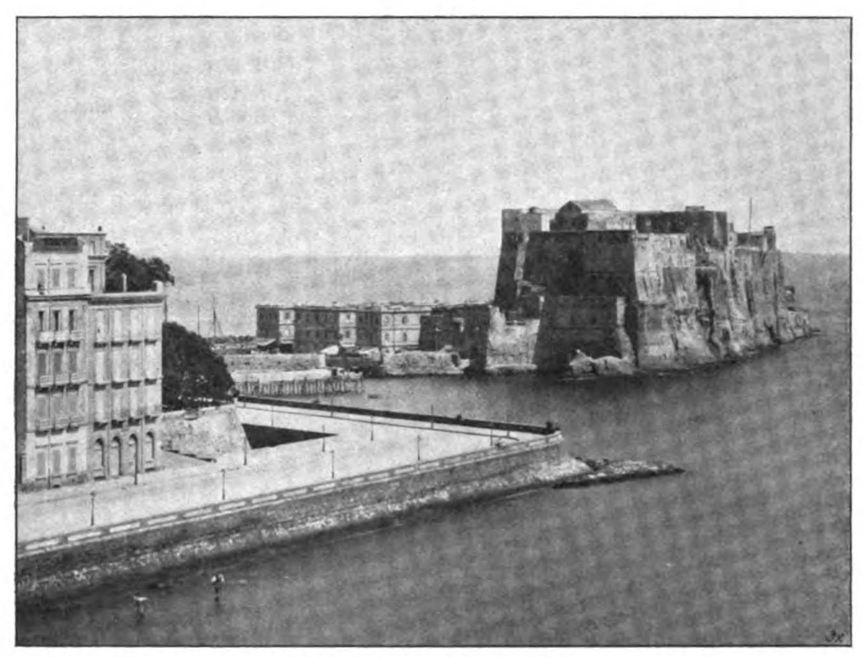


Blick auf Neapel.

Blick auf Capri und den Golf von Neapel.

allgemeinen Zutritt erschlossen, denn der Eingang zu ihr kann nur auf halsbrecherischem Kletterwege mit Stricken und Leitern erreicht werden.

trutzige, in den Hafen vorgebaute Kastell dell'Ovo von der Häusermasse los, und nun fahren wir, den Molo di San Vicenzo passierend, in den Porto Mercantile ein.



Kastell dell'Ovo im Hafen von Neapel.

An Capri vorüber dampft die „Viktoria Luise" jetzt in den unvergleichlichen Golf von Neapel ein. Der Wettergott meint es besonders gut mit uns, er zeigt uns den Vesuv in voller Klarheit — bis zu seinem Gipfel keine neidische Wolke! — und die „schönste Bai der Erde" in prachtvoller Beleuchtung. Der bekannte Spruch „Veder Napoli e poi morir" gilt eben hauptsächlich von dem gesamten Landschaftsbilde des Golfes und nicht von der Stadt Neapel als solcher.

Immer mehr entwickeln sich die Einzelheiten der von malerischen Bergkonturen umschlossenen Bucht. Gegenüber dem Vesuv taucht der Posilipp auf, die bedeutendste Erhebung der Neapel umrandenden Hügelkette; am Norduser werden Pozzuoli, Bajä, Misenum sichtbar; zur Rechten Castellamare und Sorrento, die an landschaftlicher Schönheit miteinander wetteifern. Über dem Stadtbilde Neapels, das sich amphitheatralisch an den Berghängen emporschiebt, erhebt sich das Kastell San Elmo, zur Linken löst sich das

Im Kriegshafen liegen italienische Kriegsschiffe und an dem bezeichneten Molo nicht weniger als fünfzehn große englische Panzer. Sie sind anläßlich der Italienfahrt König Eduards hier eingetroffen, ihm den Ehrensalut zu geben, wenn er sich aus seiner Jacht ausschifft, um seine Romreise zum Besuche des Königs von Italien anzutreten. Die Anwesenheit so vieler Kriegsschiffe, zu denen sich noch die anderer Nationen gesellen, gibt dem Hafen ein besonders interessantes Kolorit.

Neapel ist die bevölkertste Stadt Italiens, zählt es doch nicht weniger als eine halbe Million Einwohner. Aber mit dem liederumwobenen Santa Lucia, jenem berüchtigten Hafenstadtteil, wo sich die Lazzaroni ein Stelldichein gaben und die halbnackten braunen Buben mit einem gefundenen Cigarrenrest auf den Steinfliesen Siesta zu halten oder die langsträhnigen Makkaroni mit südlichem Behagen zu schlürfen pflegten, ist das reizvollste Stück des alten Neapel gefallen. Santa Lucia ist nicht mehr; an Stelle seiner

schmutzigen, halbverfallenen, aber malerischen Häuser mit den charakteristischen Balkonfenstern und der unendlich vielen zum Trocknen aufgehängten Wäsche erheben sich moderne Hotelkolosse oder erstrecken sich saubere, wohlgepflegte Anlagen am Hafen entlang. Die Poesie des neapolitanischen Dolce far niente ist geschwunden, sie hat der neuzeitlichen Nüchternheit Platz gemacht. Von den bunten italienischen Nationaltrachten, die wir in den Opern bewundern, ist nicht mehr die Rede, und wäre das südlich warme Temperament der Männer, die vorwiegend dunkeln, lebhaften Augen der Frauen nicht, Neapel würde sich wenig von anderen modernen Großstädten unterscheiden. Die alten Stadtteile, in denen man noch echt italienisches Leben zu finden hofft, zeigen nur den echt italienischen Schmutz und die mefitischen Dünste, die davon unzertrennlich sind. Das ist das einzig „Interessante“, was sie aufweisen können.

Das Straßenleben Neapels mit seinem endlos drängenden Menschengewühl ist berühmt. Man darf aber nicht glauben, daß es einen besonders italienischen Anstrich hätte. Im Gegenteil, es ist sogar außergewöhnlich international, denn die Stadt besitzt nicht nur einen stark besuchten Hafen, der die Vertreter der verschiedensten Völker in ihren Mauern zusammenführt, sondern sie bildet auch einen Hauptmittelpunkt des touristischen Reiseverkehrs und dient mit ihrer milden, reinen Luft gleichzeitig als klimatischer Kurort. Das Kontingent, welches die Fremden zu der, wenn auch nur vorübergehend, anwesenden Bevölkerung Neapels stellen, ist daher sehr bedeutend.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend, als unsere stolze Jacht den von warmem Orangeton übergossenen Golf verließ, der in all seiner berückenden Schönheit prangte. Aber ich vermochte nicht, die Augen von seinem dominierenden Bergkegel abzuwenden, dessen Lavafelder jetzt in goldigem Licht erstrahlten, und dessen rosigschimmernde Rauchwolken so friedsam dahinzogen, als wüßten sie nichts von der zerstörenden Glut, der sie ihr Dasein verdanken.

An der Südspitze der Insel Sardinien, dem Kap Spartivento, vorbei geht der Kurs unseres Schiffes auf Algier zu, das wir am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Neapel um die Mittagsstunde erreichen.

„Capio te Africam!“ hätte ich mit Cäsar rufen können, wenn — ich seine Geistesgegenwart gehabt hätte, denn das Ausbooten war bei dem etwas erregten Seegange mit Schwierigkeiten verbunden, und ich umfing von der Terra africana zuerst einen vom Spülen des Salzwassers schlüpfrig gemachten Hafenkai mit den offenen Armen desjenigen, der bei dem Anlandspringen strauchelt und den irdischen Leib vor den Folgen eines unfreiwilligen Sturzes zu bewahren trachtet.

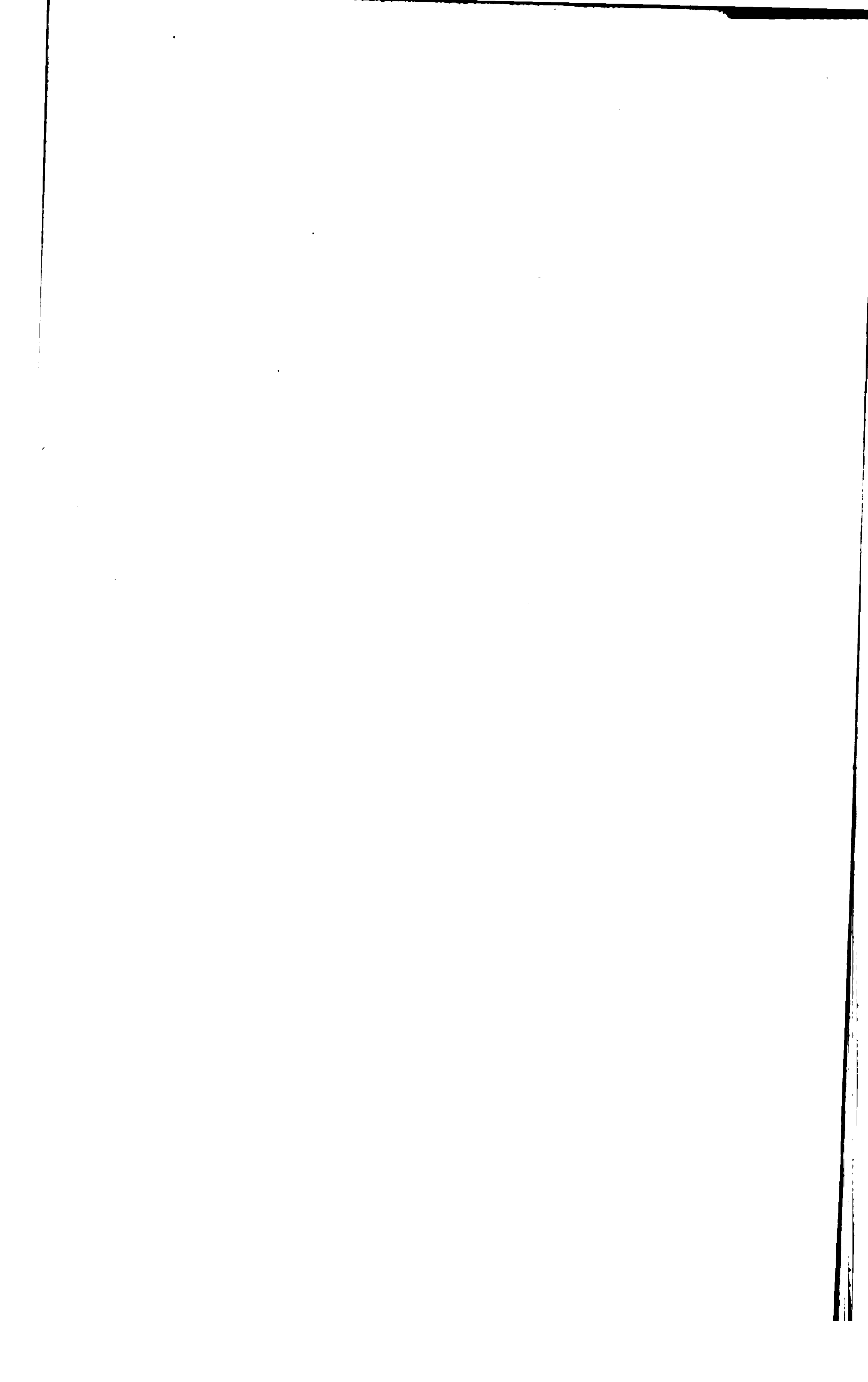
Algier, arabisch Al Dschesair, d. h. die Inseln, zeigt sich vom Meere aus als eine rein europäische Stadt, da das Europäerviertel, welches fünf Sechstel das ganzen Weichbildes einnimmt, dem Hafen zunächst liegt, während das kleine arabische Viertel ganz nach hinten gerückt ist. Die kolossalen, von Napoleon III. erbauten, fünfundzwanzig Meter hohen Hafenterrassen geben dem Stadtbilde einen so modernen Anstrich, daß man vergessen könnte, sich in Afrika zu befinden, wenn nicht die auf den Kais umherstehenden und -wandelnden Araber mit ihren weißen, faltenreichen Burnussen uns eines anderen belehrten.

Zudem drängt sich gleich beim Betreten des Landes ein reges orientalisches Leben an uns heran. Junge und alte Leute in bunten arabischen Trachten, fes- und turbanbedeckt, bieten sich mit afrikanischer Lebhaftigkeit als Führer und Gepäckträger an, und die meisten unserer Reisenden machten von diesem Anerbieten Gebrauch, um sich in das arabische Viertel führen zu lassen, in dessen verworrenem Gassenlabyrinth man sich ohne einen Wegkundigen nicht zurechtfinden kann.

Himmel, was sind das für enge, gewundene, steil ansteigende Wege, die wir hier zu beschreiten haben! Die Straßen sind oft so eng, daß man nicht beide Arme ausstrecken kann, ohne die sich gegenüberstehenden, zum großen Teil fensterlosen Häuser zu berühren. Die oberen Stockwerke sind dazu meist erkerartig vortretend gebaut, so daß in manche dieser Gassen nie ein Sonnenstrahl hineindringt. Den uns begegnenden, würdevoll dahinschreitenden Arabern machen wir gern ehrerbietig Platz, schon um nicht mit den Insekten in Berührung zu kommen,



Der Posillip bei Neapel.





Santa Lucia in Neapel. (Jetzt abgerissen.)

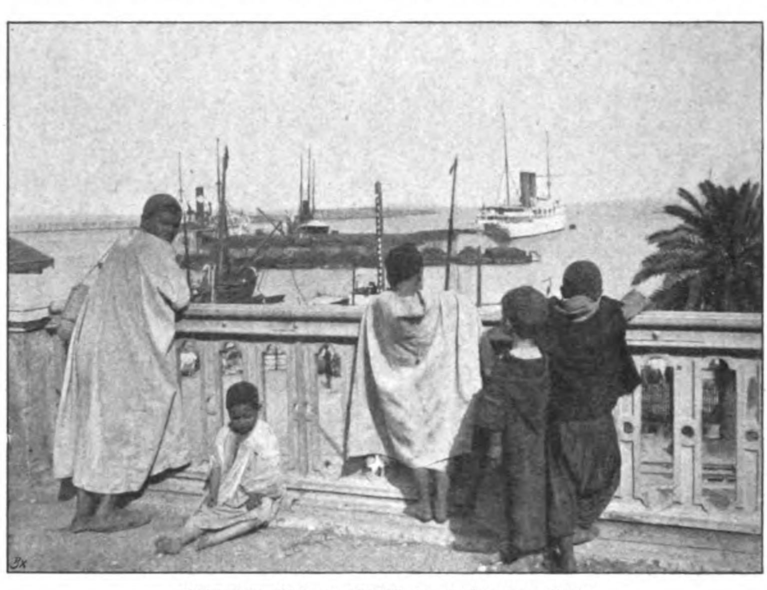
denen sie liebevoll die Besiedelung ihres Körpers gestatten.

An den Ecken haben meist Bettler ihren Stand- oder, richtiger gesagt, Hockplatz erwählt, die Vorübergehenden um ein Almosen ansprechend. Es ist auffällig, wie ungeheuer viel Lahme, Blinde und Krüppel aller Art man in diesem verhältnismäßig kleinen Stadtviertel antrifft, der zahlreichen Aussätzigen und durch furchtbare Blatternarben Entstellten gar nicht zu gedenken. Aber freilich, erklärlich genug ist der bedauernswerte sanitäre Zustand, denn wie soll gesundes Leben in diesen Pesthöhlen gedeihen, die in den heißen Monaten tödliche Ausdünstungen von sich geben müssen. Ein Blick in die arabischen Kaffeehäuser niederen Genres erfüllt uns mit Entsetzen; der Europäer vermag nicht zu begreifen, wie Menschen in solcher Atmosphäre atmen können.

Jede einzelne der bunten, meist zerlumpten Gestalten würde dem Maler ein treffliches Modell abgeben. Schade, daß sie nur schwer für diesen Zweck zu haben sind. Man muß sie heimlich abkonterfeien, da der Koran die Herstellung von Bildnissen verbietet. Besondere Aufmerksamkeit wenden wir den maurischen Frauen zu, die das Gesicht verschleiert tragen, so daß nur die Augen sichtbar sind. Aber was sind dies für Augen! Sapperlot! Nicht ein einziges Paar häßliche habe ich darunter gesehen, nicht einmal bei alten Weibern. Meist tiefbraune Pupillen, umgeben von einem leuchtenden, bläulich schimmernden Weiß, funkeln uns kokett, ja verheißend und verlangend entgegen. Von der Scheu, welche sich bei den Frauen in Konstantinopel zeigt, ist hier nichts zu bemerken. Im Gegenteil, die arabischen Damen scheinen sich der Wirkung ihrer blitzenden Augen sehr wohl bewußt und wissen sie durch kosmetische Mittel noch zu erhöhen; die gewölbten, tiefschwarzen, meist künstlich noch bedeutend verstärkten Brauen üben auf den Abendländer einen eigenartigen Zauber aus.

In der Hautfarbe sind bei Männern und Frauen alle Nuancen vertreten, vom sanftesten Bronzebraun bis zum tiefsten Schwarz des Negers, und nicht selten begegnen wir einer manchmal unverschleierten Negerin, die uns schalkhaft zulächelt und bewundernd in

Betrachtung unserer für sie exotischen Person stehen bleibt. Die meisten Frauenkostüme sind weiß vom Kopf bis zu den Füßen.



„Prinzessin Viktoria Luise“ im Hafen von Algier.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Röcke sieht man selten; die meisten Bewohnerinnen der Araberstadt tragen bis auf die Knöchel reichende Pumphosen. Die Hände sind meist mit Henna bis zu den Handgelenken rot gefärbt; dieses Kolorit vertritt bei der Araberin die Stelle unserer Handschuhe, denn ebenso wie bei uns die Damen der Gesellschaft nicht ohne Handschuhe ausgehen, zeigt sich die auf Sitte haltende Maurin nicht ohne das Hennarot. Oft kann man auch am Hals und Handgelenk blaue Tätowierungen bemerken. Als Schmuck sieht man nicht selten schwere, goldene Gehänge. Selbst Diademe, mit kostbaren Steinen besetzt, habe ich vielfach auf den Stirnen scheinbar einfacher Frauen prangen sehen.

Ein arabisches Haus darf man nur mit Vorsicht betreten, sonst könnte man leicht in den Fall kommen, der bei einigen unserer Passagiere wirklich eingetreten, daß man ohne ein sehr anständiges Lösegeld, euphemistisch „Douceur“ genannt, seine Freiheit nicht wiedererlangt. Es steckt in diesen Arabern trotz ihrer ein wenig mit Gewalt erfolgten Zivilisierung noch ein gut Teil Wüstenraubrittertum. Dies zeigt sich auch im Kleinhandel auf den Straßen; bei dem Ankauf von Teppichen, Stoffen, arabischen Waffen und Kostümen muß man, wenn man nicht betrogen sein will, den herumziehenden Kaufleuten höchstens ein Viertel des geforderten Preises bieten und allerhöchstens ein Drittel bezahlen. Trotzdem kann man überzeugt sein, daß der Verkäufer nicht zu kurz kommt.

Von den Gebäuden Algiers gelten uns natürlich diejenigen für am meisten sehenswert, welche in arabischem Stil errichtet sind. Eine originelle Verschmelzung maurischer Elemente mit christlicher Kirchenbaukunst weist die an der Place Malakoff gelegene Kathedrale Saint-Philippe auf, welche in den Jahren 1845 bis 1860 auf der Stelle der alten Hassan-Moschee erbaut wurde. Daneben erhebt sich das in seiner Fassade einfach gehaltene Palais des Gouverneurgenerals mit hübschem arabischem Säulenhof im Inneren. Das Gebäude war einst der Palast Hassan Paschas. Ihm gegenüber der Palast des Erzbischofs von Algerien, eins der interessantesten Gebäude aus der Maurenzeit, dessen imposanter Hof mit seinen im arabischen Stile gehaltenen Arkaden besonders stimmungsvoll auf den Beschauer wirkt.

Von den Moscheen ist besonders die Dschama el-Dschedid, französisch Mosquée de la Pêcherie (Moschee am Fischplatz) genannt, welche die Ostseite der Place du Gouvernement abschließt, erwähnenswert. Sie bietet mit ihrer eiförmigen Haupt- und den vier Nebenkuppeln, dem seitlich stehenden Minareh einen gefälligen Anblick. Ihr Inneres ist nur einfach gehalten, jedoch infolge seiner Staffage, der arabischen Gläubigen wegen, die in großer Anzahl dort ihre Gebete verrich-

ten, besuchenswert. Beim Überschreiten des Hofes wird man von ganzen Horden bettelnder Weiber und Greise überfallen; hier ist Hartherzigkeit die höchste der Tugenden, denn spendet man auch nur einen einzigen Sou, so hat man die Anwartschaft, von den nicht Bedachten zerrissen zu werden. Von der Entstehung dieser Moschee wird berichtet, daß sie im Jahre 1660 von einem genuesischen Architekten, der als Sklave in die Hände der Araber fiel, erbaut worden sei und zwar mit Zugrundelegung der Kreuzesform für den Grundriß. Der Baumeister soll die Verwegenheit, ein mohammedanisches Gotteshaus derartig anzulegen, mit dem Feuertode haben büßen müssen.

Die älteste Moschee ist die Dschama el-Kebir in der Rue de la Marine; sie stammt bereits aus dem elften Jahrhundert und erfreut noch heute unser Auge durch die reinen maurischen Formen des Turmes und des mit vierzehn gezahnten Bogen auf weißen Marmorsäulen ruhenden Arkadenganges, der ihre Front an der Straße abschließt; ihr Minareh, welches übrigens eine römische Inschrift aufweist, wurde erst 1322 errichtet. Ganz besonders bemerkenswert ist die an der Rue Bab el-Oued gelegene Kirche Notre-Dame des Victoires, welche, als mohammedanische Moschee im Jahre 1622 errichtet, heute dem christlichen Kultus dient.

Die Stadt wird überragt von der an ihrer Nordspitze auf Bergeshöhe gelegenen alten Zitadelle, der Kasba, einem festen, ganz aus Stein erbauten, bereits 1516 errichteten Kastell, welches bis zum Jahre 1830 der Sitz des Deis Hussein von Algerien war. Hier wurde der französische Konsul Deval durch den Dei mit einem Fächerschlag in das Gesicht beleidigt, was die Expedition der Franzosen unter dem General Bourmont und dem Admiral Duperré gegen Algier zur Folge hatte, die den voreiligen Dei seines Thrones entsetzten. Der arabische Machthaber übergab die Kasba am 5. Juli 1830, aber noch sieben Jahre dauerte der erbitterte Widerstand der Kabylen und Araber, namentlich unter Abd el Kader; erst mit der Eroberung von Konstantine wurde die Kraft der Eingeborenen völlig gebrochen. Die Gefangennahme Abd el Kaders durch die Franzosen fand erst am 23. Dezember 1847 statt. Später versuchten die Araber noch wiederholt, die verhaßte französische Fremdherrschaft abzuschütteln, so namentlich 1870 bis 1871, wo sie der deutsch-französische Krieg eine passende Gelegenheit dünkte, doch wurden alle diese Aufstände blutig unterdrückt und die Rebellen mit Waffengewalt energisch niedergeworfen. Heute scheinen sie sich in das Unabänderliche gefunden zu haben, und im Interesse der Zivilisation ist die Unterdrückung des fanatischen, in alten Vorurteilen und blödem Aberglauben stagnierenden, halbwilden Volkes durchaus erwünscht. Wer einen tieferen Einblick in die nordafrikanischen Verhältnisse zu tun Gelegenheit ge-

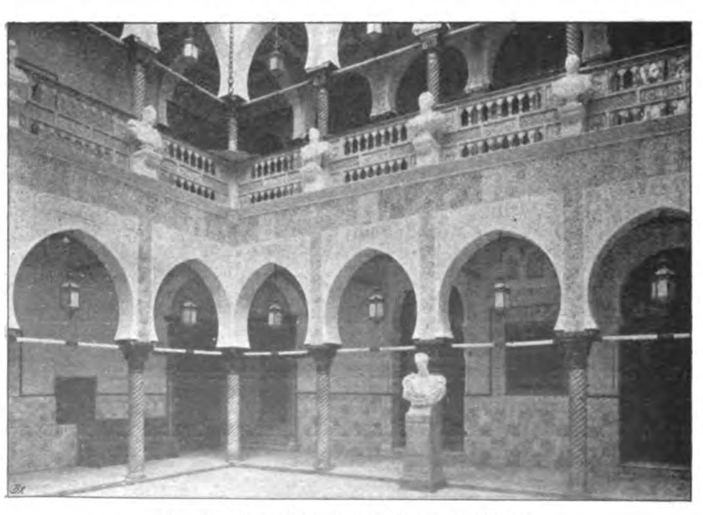


Hafenterrasse in Algier.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

habt hat, muß gestehen, daß die französische Verwaltung, die ja kostspielig genug ist, nur Segen gestiftet hat und das Land sich allmählich zu entwickeln beginnt. Den räuberischen Wüstenhorden, die jahrhundertelang von Sklavenhandel und Seeräuberei gelebt haben, ist der Segen moderner Kultur eben nur mit eisener Faust aufzuzwingen. Das Klima Algiers ist trotz der südlichen Lage unmittelbar an der Grenze der heißen Zone ein gemäßigtes infolge des mildernden Einflusses des Meeres und durch den Schutz des im Süden vorgelagerten Atlasgebirges, das die sengenden Wüstenwinde fernhält. Die Vegetation ist überaus üppig; dies führt uns am besten ein Besuch des herrlichen, unweit des Meeres, südlich der Stadt gelegenen botanischen Gartens, Jardin d'Essai oder auch Jardin du Hamma genannt, vor Augen. Der Hamma war vor seiner Sanierung ein Morast von achtzig Hektaren Umfang, der mit seinem Sumpfhauch die gefährliche Malaria verbreitete. Jetzt bildet er ein wahres Paradies der Pflanzenwelt. Die schattigen Alleen von Palmen und Feigen jeglicher Art, Drachenbäumen, Datteln, Orangen, Platanen, Oliven, Magnolien, Kastanien, Eukalypten, Bambusarten, Araukarien und so weiter, welche den Garten nach allen Richtungen hin durchschneiden, haben eine Gesamtlänge von 410 Metern. Wahrhaft erhebend ist das Gefühl, mit welchem man dieses Eden durchwandelt, das bei aller sorgsamen Pflege, die ihm zuteil wird, doch nicht die jungfräuliche Urwüchsigkeit vermissen läßt. Die gleichmäßige Temperatur ist der Vegetation so günstig, daß sämtliche exotischen Gewächse aller Weltteile hier im Freien gedeihen. Es bedarf weder der Treib-, Palmen- noch sonstiger Glashäuser zum Schutze der Pflanzen; sie alle können sich frei und ungehindert in diesem gesegneten Klima entfalten.



Kathedrale Saint-Philippe in Algier, rechts Palast des Gouverneurs.

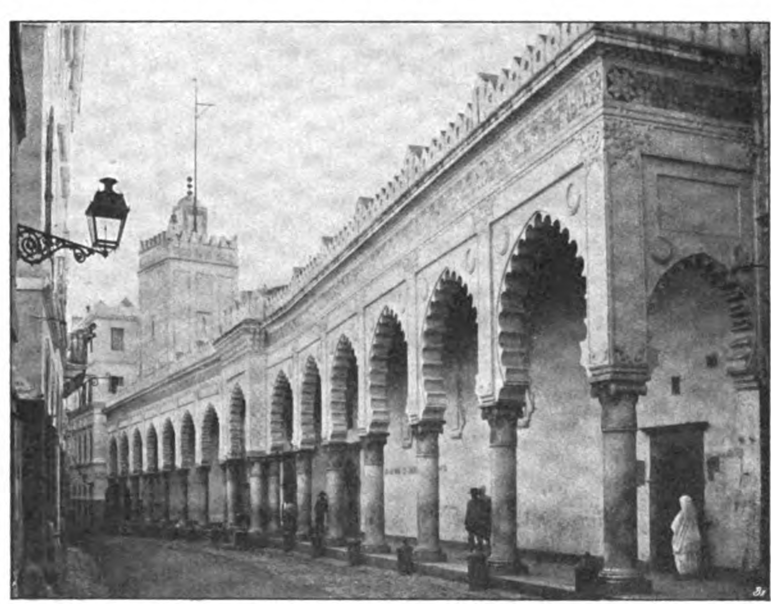


Inneres des Gouverneurpalastes in Algier.

Ein anderer Ausflug führt uns nach der entgegengesetzten (nörd-

lichen) Seite durch die Vorstadt Bab el-Oued zu der außerhalb Algiers auf dem Rücken des Berges Bou-Zarea fast einsam liegenden Kirche Notre-Dame d'Afrique, von deren Terrasse aus wir einen grandiosen Blick auf das tief unter unseren Füßen gegen den Fels brandende Mittelländische Meer genießen. Die Kirche selbst ist ein von Fromageau im Jahre 1872 errichteter Kuppelbau in romanisch-byzantinischem Stile mit einem Turm in Minarehform. Auch hier bemerken wir wiederum die Verschmelzung des Arabischen mit dem Christlichen; noch deutlicher aber tritt diese zutage in der mit Riesenlettern in der Altarnische im Inneren angebrachten Inschrift: Notre Dame d'Afrique, priez pour nous et pour les musulmans; jedenfalls ein anerkennenswertes Zeichen christlicher Toleranz.

Das abwechselungsreiche Leben der europäischen und der mohammedanischen Bevölkerung kann man am besten auf der schönen, unweit des Hafens gelegenen Place du Gouvernement beobachten, welche mit einem Reiterstandbilde des Herzogs von Orleans, gegossen aus den bei der Eroberung Algiers gewonnenen Kanonen, geschmückt ist. Hier berührt sich die feine abendländische Kultur Frankreichs unmittelbar mit dem reinen Arabertum; hier promeniert, besonders in den Abendstunden, alle Welt, Zusammenkünfte werden abgehalten, Geschäfte abgeschlossen, und auf den Terrassen vor den Cafés und Restaurants sitzt der stolze Araberscheich neben dem Spahi- oder Infanterieoffizier, der französische, englische oder deutsche Zivilist neben dem Chasseur- oder Artilleriekapitän. Donnerstags und Sonnabends findet in den Abendstunden auf der Mitte des Platzes Militärmusik statt, und unser freundliches Geschick wollte es, daß wir an einem solchen teilnehmen konnten. Hier blühte uns eine unerwartete Überraschung. Wir hatten schon einige Zeit den Klängen einer sehr gut geschulten, mehr als fünfzig Mann starken Zuavenkapelle gelauscht, als diese ein neues Musikstück begann. Da Programme nicht ausgegeben wurden, so wußten wir nicht die Namen der einzelnen Piecen; aber gleich bei den ersten Klängen rief ich freudig erregt den Namen Richard Wagners. Ich sprang auf, näherte mich dem mir zunächst stehenden Zuavenmusikus und blickte ihm in das Notenblatt. Da las ich denn zu meiner nicht geringen Genugtuung: La Valkyrie par R. Wagner. Also so weit ist der Einfluß des großen Meisters schon gedrungen! Weisen aus seiner „Walküre" werden von Zuaven auf einem öffentlichen Platz in Algier gespielt.

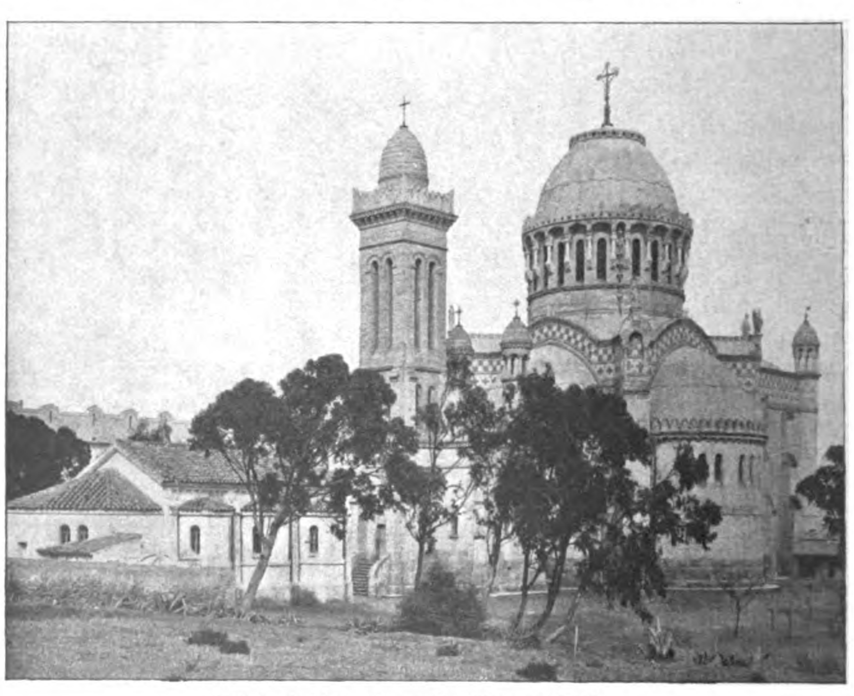


Dschama el-Kebir in Algier.

Übrigens waren diese Zuaven durchaus ansehnliche Kerle, die einen Vergleich mit unseren deutschen Soldaten in keiner Hinsicht zu scheuen brauchten. Ja, das gesamte Militär, welches ich in Algier zu beobachten Gelegenheit hatte, machte einen ganz vorzüglichen Eindruck, und namentlich das Pferdematerial der Kavallerie war das beste, wel-

ches ich je gesehen habe. Mit lebhaftem Bedauern, daß uns an diesem gesegneten Orte keine längere Rast vergönnt war, schieden wir von Afrikas Gestaden.

Noch einmal sollten wir die Küste des dunkeln Erdteils erblicken, jedoch nur aus der Ferne, und zwar von Gibraltar aus. Schon bei der Einfahrt in diesen Hafen drängen sich förmlich die Beweise dafür auf, welche große Bedeutung die Engländer diesem wichtigen Punkte beilegen, der das Eingangstor zum Mittelmeer so vollständig beherrscht. Überall Panzer, Kreuzer, Torpedoboote, Transportschiffe, Kohlenhulks und Kasernenschiffe. Der Handel Gibraltars ist nur gering, aber als Kohlenstation ist der Hafen außerordentlich wichtig. Nicht mehr als drei deutsche Meilen beträgt die Entfernung der beiden äußersten Landspitzen Europas und Afrikas voneinander; die Zufahrtstraße kann also in einem Kriegsfall, in welchem den Engländern hieran gelegen sein sollte, mittels der uneinnehmbaren Felsenfeste und der



Kathedrale Notre-Dame d'Afrique bei Algier.

Flotte leicht vollständig gesperrt werden, und keiner anderen Seekriegsmacht dürfte es gelingen, die Durchfahrt gegen den Willen Albions zu erzwingen.

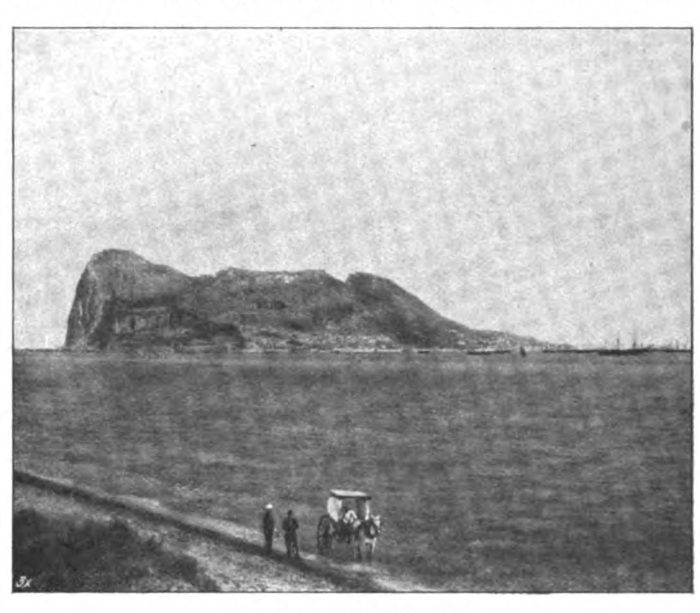
Von Natur infolge seines völlig isoliert sich erhebenden Kalkfelsens, der mit dem europäischen Festlande an seiner schmalsten Stelle nur durch einen flachen Alluviallandstreifen verbunden ist, zu einer starken Festung vorbestimmt, ist Gibraltar durch raffinierte Befestigungskunst auch für die stärkste Land- und Seekriegsmacht uneinnehmbar gemacht worden. Für Proviantierung ist auf Jahre hinaus gesorgt, und auch Wassermangel kann nicht eintreten, da ein ergiebiger Süßwasserbrunnen und acht bombenfeste, 40000 Tonnen fassende Zisternen zur Verfügung stehen.

Daß die Engländer eifersüchtig über der Bewahrung der fortifikatorischen Geheimnisse wachen, ist erklärlich. Wer die Befestigungen des Gibraltarfelsens sehen will, bedarf einer besonderen Erlaubnis des Gouverneurs, die für uns die Reisefirma Cook & Son prompt erwirkte. Das kleine, einem Eisenbahnbillet gleichende Polizeiticket öffnete uns Tür und Tor, freilich nur soweit sie Fremden überhaupt geöffnet werden. Wir durften durch die schönen Anlagen wandeln, welche den Aufstieg an der hinteren Bergseite umsäumen, und auch einen Teil der

„Galerien“ in Augenschein nehmen, mächtiger, in den kompakten Felsen gesprengter Höhlengänge, welche den Berg nach allen Richtungen über- und untereinander durchziehen und mit Geschützen gespickt sind. Die wichtigsten Kasematten aber bekommen wir nicht zu Gesicht; ebensowenig die Geschütze neuerer Konstruktion und die Wasserreservoire; sie sind für jeden Besucher tabu. Was uns gezeigt wird, sind alte Festungskanonen, zum Teil noch Vorderlader, die von Olims Zeiten herrühren mögen und den Militärs unter unseren Passagieren nur ein Lächeln entlockten. Das verschmitzt blinzelnde Auge des uns führenden englischen Schließers jedoch, eines alten Sergeanten, ließ ahnen, daß Ol-England mit diesen Gängen und Geschützen sein Pulver noch keineswegs verschossen habe, und daß etwaiger Feinde noch besondere artilleristische Liebenswürdigkeiten harrten. Bewunderungswürdig aber ist auch schon das, was allgemein zugänglich ist. Fürwahr, gegen solch ein Bollwerk von Felsen vermag auch unsere heutige Belagerungskunst nicht anzukommen. Es gibt auf der ganzen Erde keine festere militärische Position als Gibraltar.

Prachtvoll ist der Blick von dem 1430 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen höchsten Punkte „El Hacho“, das Signal genannt, von welchem das Auge auf zwei Meere und zwei Weltteile hinuntersieht. Auch von Europa Point, dem mit einem Leuchtturm versehenen und von starken Batterien verteidigten, am weitesten nach Süden vorgeschobenen Punkte, hat man einen wundervollen Ausblick.

Das englische Machtgebiet wird von dem spanischen durch eine „neutrale Zone“ getrennt — ein grauenvoll öder, verwüsteter Landstreifen, der zu beiden Seiten von einer befestigten Grenzlinie eingehegt wird. „Hie England, hie Spanien“ scheinen sich die in nicht allzu großer Entfernung einander gegenüberstehenden Posten der beiden Nationen gegenseitig zurufen zu wollen. Wir machten einen Ausflug hinüber in das spanische Gebiet nach La Linea de la Concepcion. Entsetzt kehrten wir um; die Verwahrlosung des neutralen Gebietes schien sich auf das spanische Städtchen übertragen zu haben. Von den Bettlern, die sich auf den schlecht gepflasterten Straßen umhertrieben, wurden wir fast erwürgt. Welch ein Unterschied in der Verwaltung zwischen den beiden Völkern innerhalb weniger Quadratmeilen!



Der Felsen von Gibraltar.

Nachdem wir den Hafen von Gibraltar um drei Uhr nachmittags verlassen, gemahnte uns bald der heftigere Seegang mit seiner langgezogenen, hochgehenden Dünung daran, daß wir in den Atlantischen Ozean hinaussteuerten, und bald zeigte sich an Deck des Schiffes eine große „Strecke“ von Seekranken.

Die Einfahrt in den Tajo verscheuchte am anderen Mittag auch bei den Konservativsten den letzten Rest von Seekrankheit; bald war Lissabon, die letzte Station unserer Fahrt, erreicht. Der Nachmittag — wir waren um halb vier Uhr zu Anker gegangen — reichte

noch zu einer Fahrt nach dem Convento dos Jeronymos de Belem, einem unterhalb Lissabons am Tajo gelegenen, 1499 von Emanuel I. gegründeten Kloster, dessen prachtvolle Architektur in gelbweißem Kalkstein von imposantester Wirkung ist. Der Stil kann nicht als ein einheitlicher bezeichnet werden; er mischt spätgotische Formen mit maurischen und verschmilzt damit sogar Renaissancemotive, ist aber von einer feinsinnigen, fast überreichen Ausführung in den Einzelheiten; namentlich der herrliche Kreuzgang wird jedem, der ihn gesehen hat, unvergeßlich bleiben. Das ehemalige Kloster ist heute Casa pia, d. h. Waisenhaus, und auch als solches mustergültig. Ich hatte Gelegenheit, der Abendmahlzeit der Zöglinge beizuwohnen und auch die Schlafsäle zu betreten. Alles, sowohl Lehrer wie Schüler, Einrichtungen wie Beköstigung, machte den Eindruck eines wohlgeordneten Gemeinwesens.

Im Kloster zu Belem bei Lissabon.
(Nach einer Photographie von Wilh. Dreesen, Hofphotographen in Flensburg.)

Der nächste Tag führte uns nach Cintra, einem am Nordabhang der Serra de Cintra inmitten üppigster Vegetation gelegenen Städtchen von fünftausend Einwohnern, das den vornehmen Lissabonern als Sommerfrische dient und eine ganze Kolonie der kostbarsten Landhäuser enthält. Überragt wird die kleine Gebirgsstadt von den Ruinen einer alten Maurenburg und dem Castello da Pena, einem vom König-Gemahl Ferdinand, einem koburgischen Prinzen, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts im Burgenstil angelegten Lustschloß, das sich wie die Gralsburg in stolzer Waldeinsamkeit auf hoher Felskuppe erhebt, ein wunderbares Bauwerk, von dessen Fenstern und Altanen der Blick über die Wipfel der Bäume hinwegschweift auf das zu seinen Füßen sich ausbreitende, vom Silberband des Tajo durchzogene portugiesische Land und die schäumenden Wogen des Atlantischen Ozeans, deren Rauschen nicht bis in diese hohen Regionen emporzudringen vermag; wahrlich, ein Fürstensitz, wie er sich herrlicher nicht denken läßt!

Und nun steigen wir hinab durch die Hallen und Torbogen der alten Maurenburg in einen Park, der botanische Schätze ersten Ranges enthält, ein friedsames Eden mit stillen Weihern, murmelnden Quellen, lauschigen Grotten, duftenden Bosketts, plätschernden Springbrunnen, aber auch urwaldartigen, jungfräulichen Hainen, in denen düstere Riesenbäume und großblätterige Schlingpflanzen undurchdringliche Dickichte geschaffen, in die wohl noch nie eines Menschen Fuß gedrungen, alles in allem ein Stück Erde, das die Sorgen des Alltagslebens vergessen läßt.

Es war eine schöne Krönung unserer herrlichen Frühlingsfahrt, der Besuch des stolzen und doch wieder idyllischen Königsschlosses von Cintra. Noch aus der Ferne grüßte uns

lange, lange die burggekrönte Kuppe des blauen Bergkegels, als wir längst die Mündung des Tajo verlassen hatten und hinausgedampft waren in den Atlantik. Die gefürchtete Bai von Biscaya, von welcher der Seemannswitz behauptet, es stürme in ihr an dreihundertsiebenundsechzig Tagen des Jahres, ließ uns unzerzaust durchkommen und zeigte sich von ihrer liebenswürdigsten Seite; auch der englische Kanal und die Nordsee erwiesen sich milde. Ohne allzu unsanfte Schwingungen gemacht zu haben, dampfte die „Prinzessin Viktoria Luise" an einem herrlichen Sonntagmorgen in die Elbmündung ein, empfangen von dem Dampfer „Willkommen", der uns in rascher Fahrt nach Hamburg brachte.

Der ebenso interessante wie lehrreiche Schiffsausflug, der uns die Schönheiten dreier Weltteile erschloß, war zu Ende. Ich möchte aber nicht unterlassen, dem Leser, der meiner Fahrt im Geiste gefolgt ist, aufrichtigen Herzens zuzurufen: „Gehe hin und tue desgleichen."



Stimmung

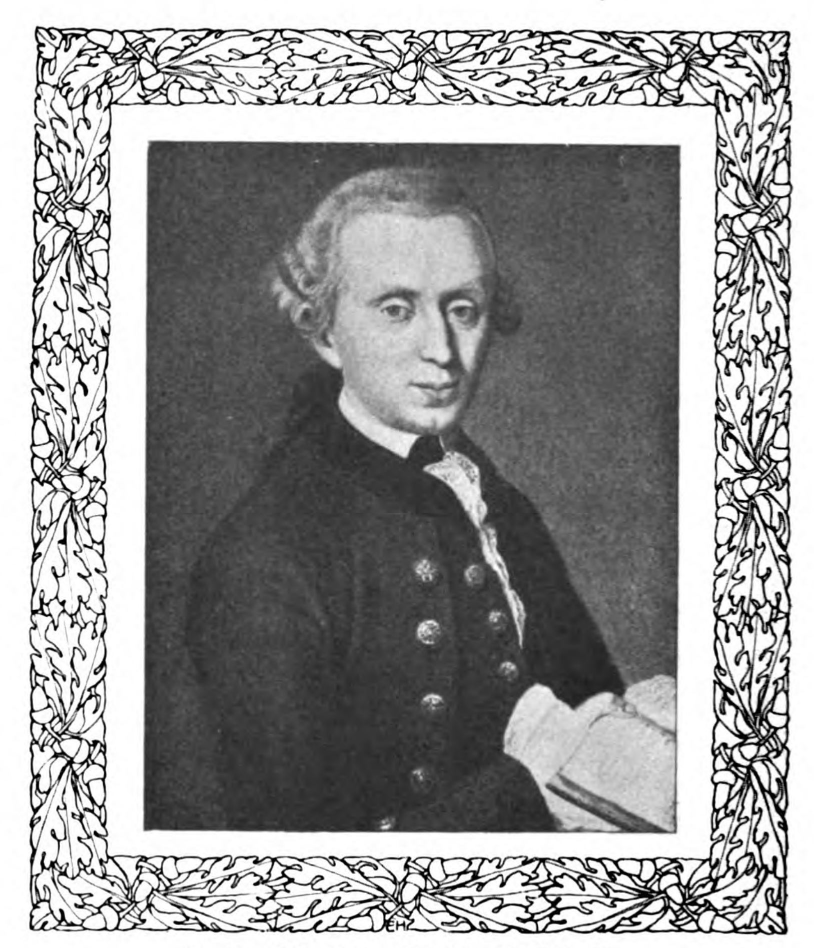
Wir standen an dem Ufer jenes Sees,
Der unter Birken nah' dem Meere liegt.
Es war schon Abend. Durch die jungen Zweige
Der Bäume drang das Silberlicht des Mondes,
Und Wandermöwen, die von Norden kamen,
Riefen mit Sehnsucht auf den Hügelketten
Der blauen Ferne, die wie Duft war. Lang
Standen wir schweigend so. Wir sah'n das Licht
Des Mondes auf dem Wasser blinken; dann,
Wie immer, kam der Augenblick, da ich
Den Arm um deinen Nacken legte, und
Indem ich mich bemühte, süßen Klang
In die Gewohnheit meines Wortes zu legen,
Sprach müd' ich in dein Ohr: „Ich liebe dich."

Du standest starr wie Erz, mit bitterem Mund,
Und schütteltest das Haupt und sprachst: „Du lügst."

Ein Windstoß klang im Laubwerk. Hinter Wolken
Verschwand der Mond und kehrte nicht zurück.
Dich fror, ich merkt' es wohl. „Wir wollen gehn"
Sagtest du endlich. Wortlos gingen wir
Dem Meer entgegen, wo die Brandung schrie.

Hans Bethge





Der jugendliche Kant. (Aus den „Kantstudien".)

Kant und die Frauen

Von

Theodor Simon

Ein alter Rabbiner gab einst seinen Schülern, die die Worte aus seinem Munde als Perlen der Weisheit sammelten, den nach seiner Meinung guten Rat: Sprecht nicht viel mit euren Weibern, denn das schadet den Studien. Das Bild, das sich die populäre Meinung von einem Philosophen macht, entspricht dem Ideal jenes jüdischen Weisen. Unter dem Philosophen stellt sich der gemeine Mann, falls er überhaupt in seinem Sprachschatz das Wort und für das Wort einen Begriff hat, wohl meist einen der Welt abgewandten und für die Welt unbrauchbaren, stubenhockenden, einsam lebenden Bücherwurm vor, der jenseit aller Wirklichkeit sich eine Welt aus Spinnenfäden webt und, wenn er dieser unserer Welt einmal seinen Blick zuwendet, sie mit galligen Worten meistert und schilt. Dieser Vorstellung sah ich einst in einem bekannten Witzblatt humorvollen Ausdruck gegeben. Auf der einen Seite eines Doppelbildes ein frischer junger Mann im behaglichen Stübchen, gegenüber sein Weib, auf seinen Knien sein

Kind: der vernünftige Mensch. Drüben eine eingetrocknete Mumiengestalt mit haarlosem Schädel, die mit grimmigen Gebärden aus öder Junggesellenstube hinausschaut in die Frühlingsnatur und auf die froh vorüberziehenden Menschenscharen: der Philosoph. Daß ein solches Bild auf Verständnis und Beifall rechnen darf, daran tragen, es ist nicht zu leugnen, Philosophen selber die Schuld. Nach dem Gesetz, daß das Sonderbare am meisten auffällt, und daß, wer seine Stimme am lautesten erhebt, am weitesten gehört wird, sind unserer Zeit die am meisten genannten, wenn auch keineswegs wirklich gekannten philosophischen Schriftsteller Schopenhauer und Nietzsche. Schopenhauer war eine Zeitlang geradezu der Philosoph; Nietzsche kann es vielleicht noch werden, wenn der neulich im deutschen Blätterwalde vernommene Seufzer „Nietzsche und kein Ende" ohne Echo verhallt. Beide, vom Haß gegen das Bestehende erfüllt, sammeln doch die Glut ihres Ingrimms wie in einem Brennpunkte gegen die von den Dichtern besungene Krone der Schöpfung, das Weib. Beide unbeweibt, reden sie von dem weiblichen Geschlecht in einer Art, für die die Bezeichnung „unzart" viel zu zart wäre.

Falsch wäre es, nach dem Porträt der beiden Welt- und Weiberhasser das Bild des Philosophen überhaupt zu zeichnen. Manch freundliche Gestalt steht ihnen gegenüber. Und doch muß die Philosophie, die scheinbar blasse, abstrakte Wissenschaft, etwas von der Eifersucht des Weibes in sich tragen, die keiner anderen Liebe in dem Herzen des Mannes, den sie sich erkoren, Raum gönnen will. Zu welchen Zerwürfnissen dies Rivalitätsverhältnis zwischen Wissenschaft und Weib in der Familie des Vaters der griechischen Philosophie führte, ist weltbekannt. Die Szenen, die Xanthippe dem Sokrates bereitete, wenn er von seinen philosophischen Schlendereien in sein Heim zurückkehrte, haben sich als abschreckendes Beispiel der Weltgeschichte eingegraben. Eine ganze Reihe philosophischer Heroen lebte im ehelosen Stande: Descartes und Hobbes, Spinoza und Leibniz waren unbeweibt. Auch den größten unter den deutschen Philosophen, Immanuel Kant, dessen hundertjährigen Todestag (12. Februar) man eben begeht, hat sein Lebenswerk, die Neufundamentirung seiner Wissenschaft, nicht dazu kommen lassen, sich ein Familienglück zu gründen.*

Indessen war er durchaus kein grundsätzlicher Weiberfeind. Ein Hauptgrund seiner Ehelosigkeit war vielmehr wohl die Ungunst seiner wirtschaftlichen Verhältnisse. Von Haus aus arm, fand dieser berühmte Gelehrte, ein Licht seiner Wissenschaft, das Jahrhunderte überstrahlt, eine klingende Anerkennung seiner Verdienste erst in späteren Jahren. Sein Leben stand schon im Herbst, als er endlich, sechsundvierzig Jahre alt, in eine Professur einrückte. Nur indem er dem akademischen Beruf untreu geworden wäre, hätte er einem Familienleben den nötigen materiellen Grund geben können. Die Welt hat ihm zu danken, daß er sein persönliches Glück der Wissenschaft als Opfer gebracht hat.

Trotz der Reife seiner Jahre hatte Kant, als sich seine Verhältnisse günstiger gestalteten, den Gedanken an eine Verehelichung noch nicht endgültig aufgegeben. Sein Herz war jung geblieben, weder die Jahre, noch die Gelehrsamkeit hatten es auszutrocknen vermocht. „Kant hat geliebt," sagt sein erster Biograph Borowski. Zweimal war er willens, Herz und Hand zu verschenken. Beide Male waren es Töchter aus guter Familie, denen sich seine Neigung zuwandte, und er hätte keine Abweisung zu befürchten brauchen. Aber er war aus dem Alter heraus, in dem man rasch wählt und, vom Instinkt der Jugend geleitet, meist auch richtiger wählt, als der überlegende reife Verstand es je vermag. Er war zu bedächtig, wägte und prüfte zu lange.

Das erstemal war der Gegenstand seiner Neigung eine junge, schöne und sanfte Witwe, die zum Besuch ihrer Verwandten nach Königsberg gekommen war. Kant erwog lange, ob er auch in der Lage sei, einer Frau ein standesgemäßes Auskommen zu gewähren. Sorgfältig prüfte er seine Einnahmen und Ausgaben und stellte Nachforschungen an

* Die beiden Kantporträts sind uns durch die Güte des Herrn Prof. Vaihinger, Herausgebers der „Kantstudien", zum Abdruck überlassen worden. Diese Zeitschrift hat bis jetzt sieben Bilder von Kant gebracht und ist mit ihren Beiträgen hervorragender Gelehrter (Paulsen, Windelband, Adickes, E. v. Hartmann u. a.) jedem zu empfehlen, der sich mit der modernen Forschung über den großen Königsberger Philosophen vertraut machen will.

über die vermutlichen Kosten eines Haushaltes. Ein anderer, von rascherem Entschluß, kam dem Zögernden und allzu Vorsichtigen mit seinem Antrag zuvor und gewann Herz und Hand der jungen Witwe.

Noch einmal erwachte die Liebe in dem Herzen des Philosophen. Ein junges Mädchen aus Westfalen war als Gesellschafterin einer in Ostpreußen begüterten Edeldame nach Königsberg gekommen. Auch hier zögerte Kant allzulange. Die junge Dame war wieder nach ihrer Heimat abgereist, ehe er Gelegenheit gefunden hatte, ihr seine Neigung zu erklären. Und für den seßhaften Gelehrten, den auch die lockendsten Angebote nicht bewegen konnten, die Universität Königsberg mit einer anderen zu vertauschen, ja der das Weichbild seiner Vaterstadt nur in seiner Jugend überschritten hat, war die Begehrte nun in allzu große Entfernung gerückt und unerreichbar geworden.

Das Fehlschlagen seiner Hoffnungen muß eine wunde Stelle in Kants Herzen zurückgelassen haben. Wenigstens wich er Gesprächen, die älteren Junggesellen in auskömmlicher Stellung nie ganz erspart bleiben, Fragen und Vorschlägen betreffs einer noch möglichen Verheiratung mit großer Geflissentlichkeit aus und empfand sie als Zudringlichkeit, trotzdem er selbst für seine Freunde oft Heiratspläne ausdachte. Den Ehestand hielt er für eine notwendige Einrichtung, aber von einer Anwendung dieses Grundsatzes auf seine eigene Person mochte er nichts hören. Ja, wenn der Scherz etwas weit getrieben wurde, kam es wohl vor, daß er aufstand und mit Unwillen die Gesellschaft verließ.

Der Hospitalprediger Becker, ein schwacher und gutmütiger Mann, gedachte den Philosophen, als dieser schon sein siebzigstes Lebensjahr erreicht hatte, noch unter die Haube zu bringen. Um ihn seinem Plane geneigter zu machen, verfaßte Becker eine Schrift, die den Ehestand pries unter dem Titel „Raphael und Tobias oder das Gespräch zweier Freunde über den gottwohlgefälligen Ehestand.“ Er ließ diese Schrift drucken und überbrachte sie Kant eigenhändig, indem er die Hoffnung aussprach, daß der Inhalt ihn noch zur Ehe bewegen werde. In diesem Fall erkannte der Philosoph die treuherzige Gesinnung an, aus der der Vorschlag geboren war. Er nahm die Sache gut auf und trug mit der heitersten Laune diese Geschichte seinen Tischgenossen vor, ja er bezahlte sogar die Druckkosten.

Kant berief sich auf das Urteil des Apostels Paulus, daß Heiraten wohl gut, aber nicht Heiraten besser sei, und zog sich oft auf den Ausspruch einer sehr verständigen Frau zurück, die ihm gesagt habe: „Ist dir wohl, so bleibe davon.“ Eine Überzeugung ließ er sich nicht rauben: daß die Frauen im allgemeinen von Herrschsucht beseelt seien. Doch hat er sich nie in verknöcherten Junggesellenhaß gegen das weibliche Geschlecht verbissen. In heiterer und anmutiger Weise scherzt er über die Art der Frauen. So sagt er: ein Frauenzimmer müsse eine Turmuhr sein, um alles pünktlich auf die Minute zu verrichten. Andererseits dürfe sie wiederum keine sein, um nicht alle Geheimnisse der ganzen Stadt zu verkündigen. Sie müsse eine Schnecke sein, d. h. häuslich wie diese, und doch wiederum keine Schnecke, um nicht alles das Ihrige an dem Leibe zu tragen.

In seiner Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ redet Kant ausführlicher über die Eigenheiten des weiblichen Geschlechtes. Tiefe psychologische Beobachtung und eine zierliche Galanterie zeigen sich hier aufs glücklichste gepaart. „Das Frauenzimmer hat ein angeborenes stärkeres Gefühl für alles, was schön, zierlich und geschmückt ist. Schon in der Kindheit sind sie gern geputzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wo unsere wohlerzogene männliche Jugend unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel teilnehmende Empfindung, Gutherzigkeit und Mitleiden, ziehen das Schöne dem Nützlichen vor und werden den Überfluß des Unterhalts gern in Sparsamkeit verwandeln, um den Aufwand auf das Schimmernde und den Putz zu unterstützen.“

„Das schöne Geschlecht hat ebensowohl Verstand als das männliche; es ist nur ein schöner Verstand."

„Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlecht so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler ... Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeit und guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, imgleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erheben. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes für andere, sondern vielmehr, wenn es mit gutem Geschmack gemacht wird, so viel Artiges, daß es sehr ungezogen ist, dagegen mit moralischem Tadel loszuziehen."

Wie gut hat er die schönen bunten Schmetterlinge beobachtet, und wieviel freundliches Verständnis zeigt er für ihr leichtbeschwingtes Wesen, er, dessen Hand zu langsam und zu bedächtig war, einen dieser Falter für sich selbst einzufangen!

So war der tiefe und nach seinen gelehrten Schriften anscheinend trockene und schwerfällige Philosoph ein überaus liebenswürdiger, heiterer und in den verschiedensten Kreisen gern gesehener Gesellschafter. Keineswegs schrak er vor dem Verkehr mit Damen zurück, vielmehr befand er sich im Umgang mit gebildeten Frauen sehr wohl.

Doch was er von dem weiblichen Geschlecht als Bildung verlangte und an ihm verehrte, war durchaus nicht etwa Gelehrsamkeit. Er schätzte an der Frau eine gute, gesunde Vernunft, Natürlichkeit, Heiterkeit und Häuslichkeit und die Fähigkeit, dem Haus- und Küchenwesen wohl vorzustehen. Gern unterhielt sich der Philosoph der reinen Vernunft über Angelegenheiten der Kochkunst, in deren Geheimnisse er übrigens so eingeweiht war, daß sein Freund Hippel von ihm sagte, Kant könne ebensogut wie seine Kritiken der Vernunft eine Kritik der Kochkunst schreiben. „Von einem weiblichen Wesen," sagt sein Freund und Biograph Borowski, „das ihn an seine Kritik der reinen Vernunft erinnerte, oder über die französische Revolution, davon er sonst in männlicher Gesellschaft sich leidenschaftlich unterhielt, mit ihm ein Gespräch hätte anketten wollen, würde er sicher augenblicklich sich weggewendet haben."

Kant im Alter.
(Aus den „Kantstudien".)

In der genannten Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen sagt Kant: „Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hochbringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlecht eigentümlich sind, und können deshalb wohl um der Seltsamkeit willen zum Gegenstand einer kalten Bewunderung machen; aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquise von Chastelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben, denn dieser würde die Miene des Tiefsinnes noch kenntlicher ausdrücken, um welche sie sich bewerben."

„Es scheint eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmack haben verleiten wollen. Denn wohlbewußt ihrer Schwäche in Ansehung der natürlichen Reize desselben und daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack ein-

schlägt, in einer entschiedenen Überlegenheit.“ Eine vornehme Dame, die sich durchaus geistreich zeigen und mit Kant gelehrt unterhalten wollte, empfand es unangenehm, daß er solchem Gespräch fortwährend auswich. Sie behauptete nun, daß Damen doch wohl ebenso gelehrt sein könnten als Männer, und daß es wirklich gelehrte Frauen gegeben habe, und Kant antwortete, freilich mehr ehrlich als höflich: „Nun ja, es ist auch danach.“

Als ein Gespräch über Zubereitung von Speisen zu sehr die Unterhaltung in Anspruch nahm, äußerte eine der Damen: „Es ist doch, lieber Herr Professor, wirklich, als ob Sie uns alle bloß für Köchinnen ansehen.“ Mit Gewandtheit und Feinheit setzte Kant nun auseinander, wie die Kenntnis und die Leitung des Küchenwesens jeder Frau eine wahre Ehre sei, daß sie durch die Erfreuungen und Erquickungen des Mannes, der von seinem geschäftsvollen Vormittage nun müde und matt an den Tisch käme, sich selbst Erfreuungen für ihr Herz, erheiternde Tischgespräche usw. verschaffe. Durch solche Auseinandersetzungen, die er lebhaft und launig führte, gewann er das Herz der Damen. Jede wollte nun vor dem liebenswürdigen Professor von ihrem Manne das Zeugnis haben, daß sie eine solche Frau sei. Jede erbot sich, ihm Fragen über Haus- und Küchenwesen zu beantworten.

Eine Frau von der Recke schreibt bei der Nachricht von Kants Tode: „Er, den Mendelssohn den Alleszermalmenden nannte, er, der unserer Denkungsart einen erschütternden Schwung gab, ist nicht mehr. Ich kenne ihn durch seine Schriften nicht, weil seine metaphysische Spekulation über den Horizont meines Fassungsvermögens ging. Aber schöne, geistvolle Unterhaltungen danke ich dem interessanten persönlichen Umgang dieses berühmten Mannes, täglich sprach ich diesen liebenswürdigen Gesellschafter in dem Hause meines Vetters, des Reichsgrafen von K. zu Königsberg. Kant war der dreißigjährige Freund dieses Hauses und liebte den Umgang der verstorbenen Reichsgräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, daß man nimmer den tief abstrakten Denker in ihm geahnt hätte, der eine solche Revolution in der Philosophie hervorbrachte.“

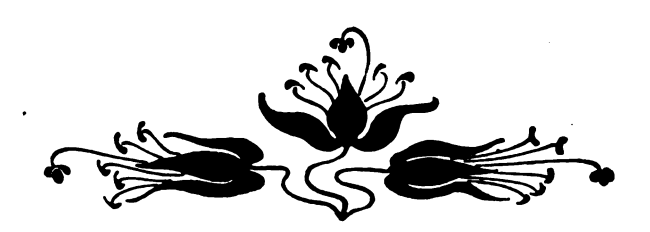
So haben wir denn dem Lebensbilde des größten Philosophen der Neuzeit mit der Betrachtung seines Verhältnisses zu den Frauen eine unerwartet freundliche Seite abgewonnen. Obgleich ihm ein Eheglück nicht vergönnt war, hat er doch tiefe Blicke in das Frauenherz getan. Und wenn seine Ansichten auch keineswegs den Beifall emanzipationssüchtiger moderner Überweiber finden dürften, für die Vorzüge echter Weiblichkeit verrät er ein gesundes Empfinden, und für die wahren häuslichen Tugenden der Frau hat er eine große Hochschätzung.

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir in dieser Achtung vor der Frau, die sich der Philosoph auch in seiner häuslichen Vereinsamung bewahrt hat, eine Nachwirkung des Einflusses sehen, den seine Mutter einst auf sein kindliches Gemüt geübt hat. Ihr freundliches Bild hat ihn vor dem blinden Weiberhaß bewahrt, dem der Philosoph Schopenhauer sich ergeben hat. Schopenhauers Mutter* war eine höchst geistvolle Schriftstellerin, aber so wenig sie dem Vater volles Verständnis entgegentrug, so wenig war sie dem Sohne, was eine Mutter sein soll. So hielt sie, während sie als Witwe in Weimar lebte, den Sohn aus ihrem Hause fern; sie fürchtete von dem Zusammenleben ein Hindernis für die gewünschte Ungebundenheit. Er mußte auswärts wohnen und durfte nur zu den Hauptmahlzeiten an der Mutter Tisch erscheinen. Manches bittere Wort im Munde dieses Philosophen über die Frauen erscheint uns verständlicher und verzeihlicher, wenn diejenige Vertreterin des weiblichen Geschlechtes, der das Herz des Sohnes von Natur aus die größte Hochachtung entgegentragen sollte, so wenig dem Ideal der Mutter und des Weibes entsprach. Kants Mutter dagegen war eine einfache Frau, aber von tiefer Frömmigkeit und ein Muster aller häuslichen und mütterlichen Tugenden. Trotz der geringen Schulbildung, die sie genossen hatte, war sie lebhaften Geistes und offenen Sinnes für alles Schöne und Wissenswerte. Sie empfand wohl eine innere Wahlverwandtschaft mit ihrem hochbegabten Sohne. Wenigstens widmete sie unter ihren zahl-

* Ein Lebensbild Johanna Schopenhauers haben die „Monatshefte“ im Juliheft 1902 gebracht.

reichen Kindern gerade diesem, der ihr auch in der äußeren Gestalt sehr ähnlich gewesen sein soll, eine besonders zärtliche Liebe. Sie nahm ihn mit zu den Betstunden, die sie fleißig besuchte. Sie führte ihn gern auf gemeinsamen Spaziergängen hinaus in die freie Natur, machte ihn auf allerlei Erscheinungen aufmerksam und versuchte sie ihm in herzlicher Zusprache von der wunderbaren Macht Gottes zu erklären. Sie war es auch, die die scharfe Beobachtungsgabe, die rege Wißbegierde und leichte Auffassungskraft des Knaben zuerst erkannte und schätzte und ihm den Weg zu einer höheren Ausbildung bahnte. Kant verlor seine Mutter, als er im vierzehnten Lebensjahre stand. Er betrauerte sie mit großer Wehmut, und bis in seine späteren Jahre konnte er nur mit tiefer Rührung ihrer gedenken.

Nur sehr wenigen Müttern wird es vergönnt sein, einen solchen Sohn zu erziehen, wie diese einfache, ja arme Frau aus dem Volke. Aber das ist eine allgemeine Wahrheit, und das können wir an ihrem Beispiel lernen, daß nichts so nachhaltig in dem Gemüt eines Menschen wirkt, als was die Mutter in das weiche Kinderherz geprägt hat. Dieser Einfluß ist ein Same, der in dem Leben des Kindes einst gewiß aufgeht — zum Unsegen oder zum Segen.



Abschied

Ich sah im Morgengrau'n, im Nebelreißen,
Von meinem Fenster, das zum See hin äugt,
Das Boot entgleiten mit dem Kiel, dem weißen,
Und reglos stand ich, weit nach vorn gebeugt.

Nur Dunst und Nebel über See und Matten —
In Wolken barg sich trüb des Himmels Blau.
Ein lichtes Bild nur in den tiefen Schatten,
Ein heller Ton nur in dem fahlen Grau:

Sein Fahrzeug nur, der schmale blanke Nachen,
Der fern und ferner sich im See verlor.
Mit ihm mein Glück! Sein Lied, sein frohes Lachen
Wird nie mehr klingen an mein lauschend Ohr.

Und flehend heb' ich, streck' ich meine Hände —
In leere Luft. Und ungehört verhallt
Mein Sehnsuchtsschrei am dämmernden Gelände
Und tote Stille über See und Wald.

Anna Blum-Erhard





Ein Apostel der Schönheit

Novelle in Briefen

von

Günther von Freiberg

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Gräfin A. hat ein sehr hübsches, pikantes Programm für das Palais-Überbrettl zusammengestellt. Unser berühmter Schauspieler Novelli wird einen humoristischen Monolog sprechen; aus Mailand kommt die schöne Sängerin Cavalieri, die jetzt allen die Köpfe verdreht; sie wird mit Rizzio und einigen namhaften Dilettanten den dritten Akt aus „Hoffmanns Erzählungen" im Kostüm singen. Während ich tanze, spielt Miß Rebekka Wood auf der Harfe den Sylphenreigen von Berlioz. Außerdem hoffe ich, der Vorstellung noch einen besonderen Schlager zu verschaffen.

Neulich blätterte ich nämlich in unserer alten Goethe-Ausgabe; ein Kupferstich nach Ramberg brachte mich auf eine Idee, von deren Ausführung ich mir viel verspreche. Das Bild „Gott und Bajadere" ist etwas zopfig an Zeichnung und Auffassung, aber aus dem Ganzen ließe sich, dank der modernen Beleuchtungseffekte, ein wirksames lebendes Bild herstellen. Percy Morton und Inisilla als Akteure ...

Den Meister dafür zu gewinnen, ist aber eine schwierige Aufgabe, und noch habe ich seine Einwilligung nicht.

Anfangs wies er meine „Zumutung" mit komischem Entsetzen rundweg ab. Es schien ihm anmaßend, so sagte er, die Rolle eines indischen Gottes zu übernehmen. „Und," setzte er hinzu, „der Puppenkopf der kleinen Señorita paßt nicht zur Feuerglorie des Scheiterhaufens".

Ich bat, beschwor und quälte.

Darüber vergingen einige Tage. Als ich wieder mit zäher Beharrlichkeit auf mein Ansuchen zurückkam, äußerte Morton: „Wohlan, Miß Osten, übernehmen Sie die Bajadere. Sie haben oft, wenn Sie begeistert über ein Thema sprechen, einen ekstatischen Ausdruck —"

„Nein, nein," gab ich zurück, „der Bajadere darf man nicht im mindesten die höhere Tochter ansehen; sie muß aus exotischer Sphäre kommen, glauben Sie mir —"

Halb aber ist das Spiel doch wohl gewonnen. Es handelt sich nur noch darum, für Inisilla das Plätzchen auf dem Podium zu erkämpfen.

Denn höbe mich dieser Mahadöh mit feurigen Armen zum Himmel empor, so gäbe es einen ergiebigen Stoff für alle Lästerzungen Venedigs.

Morton nennt mich eigensinnig. Scherzend übertrumpfe ich ihn und klage über seinen Starrsinn.

Bevor ich meiner Sache nicht gewiß bin, sage ich der Gräfin nichts von dem lebenden Bilde. Aber alsdann, welche Überraschung für sie und das Publikum!

Und Inisilla — Warum soll sich das Kind nicht auch einmal in Freude berauschen? Da bei ihr nichts in die Tiefe geht, so verantworte ich es vor mir selber, sie auf ein paar Minuten neben dem Gotte zur Schau zu stellen.

* * *

Triumph, Triumph, alles ist über Erwarten glänzend ausgefallen!

Binnen einer Woche waren Dekorationen, Kostüme und Batterien elektrischen Lichtes zur Stelle. Rasch hintereinander die Proben, und der große Abend nahte heran.

Morton, als opulenter Brite, hatte in Menge Eintrittskarten genommen und mir davon über ein Dutzend zu Gebote gestellt. Ich konnte viele glücklich machen, unter anderem die drei Häufchen Unglück: Gräfin Ebersburg, Sabine und das „Fräulein von“. Coriolan hielt sich grollend fern von Madrid, da man ihn nicht aufgefordert hatte, im Palais A. mitzuwirken. Brünning schmuggelte sich hinter die Kulissen ein, mit Bonbonnieren und Kognak-Pralinés um sich werfend.

In der „Venezianischen Zeitung“, die ich dir sende, wirst du eine genaue Beschreibung des „Brettls“ finden. Es ist nicht übertrieben, was über die Schlußapotheose darin steht. Mahadöh strahlte, überirdisch schön, im weißen Gewande aus indischer Seide; Inisilla, sehr irdisch, aber allerliebst, war mit seltsamem Schmuck bedeckt. Hätte sie nur nicht fortwährend mit den Augen nervös gezwinkert! Die wabernde Lohe schien tatsächlich zu brennen. Über den Gott und das „verlorne schöne Kind“ wölbte sich ein zart hingehauchter Regenbogen. Glucks Geisterchor aus dem Elysium klang von ferne und erhöhte den wundervollen Eindruck.

Unter den Zuschauern war Prinzessin Eufemia von H. G. anwesend. Diese Schwester einer Königin war mir durch ihr Schicksal immer sehr sympathisch und interessant gewesen. Du entsinnst dich vielleicht, daß sie als junges Mädchen unter ihrem Stande liebte. Man entfernte den Mann ihrer Wahl, der in Afrika den Tod fand. Die vielumworbene schöne Fürstentochter blieb ihrem Ideal treu und lehnte es ab, sich zu vermählen. Sie ist dreiunddreißig Jahre alt, hoch und schlank, eine imposante Erscheinung.

Während des Zwischenaktes mischte ich mich unter das Publikum, denn mein Kunststück hatte ich bereits hinter mir.

Gräfin A. drängte sich durch zu mir: „Bitte, kommen Sie, Prinzeß Eufemia wünscht, Sie kennen zu lernen.“ Ich wurde also vorgestellt und war nicht wenig überrascht, als die Prinzessin mir viel Artiges über meine „Scheherazade“ sagte. Sie sah die Statuette in Brüssel, wollte sie kaufen, doch sie kam zu spät. Sehr huldvoll setzte sie hinzu: „Sie scheinen auf jedem Felde Meisterin zu sein, so jung Sie sind“ — man hört es diesen Herrschaften an, wie geläufig es ihnen ist, Angenehmes zu sagen —, „Ihr Tanz hat mit Recht allgemein entzückt.“ — „Viel,“ wendete ich ein, „tut die Musik und das magische Licht.“ — „Sie tanzen mit den Armen, mit dem Gesicht,“ fuhr meine Gönnerin fort, „Sie tanzen Stimmungen und Gedichte.“ Dann sagte sie noch: „Welche merkwürdige Ähnlichkeit haben Sie mit Lenbachs Pastellporträt der Gräfin Görtz!“ Ich bestätigte ihre Behauptung durch die Mitteilung, daß man in München allgemein derselben Ansicht sei. — Die Prinzessin scheint sehr lebhaft zu sein, spricht nicht so leise, wie es bei Hofe üblich ist, dennoch: jeder Zoll eine Fürstin. Im glänzend schwarzen Haar trug sie Perlenschnüre. Die Robe aus weißem Sammet hatte statt der Ärmel Achselspangen, an denen Diamanten und brasilianische Amethysten funkelten.

Mama blickte von weitem mit frohem Schauder auf die Hoheit und ihre Tochter.

Weit nach Mitternacht endete die Vorstellung. Für die „Künstlerbande“ hatte Gräfin A. ein Souper bereiten lassen. Mahadöh war nicht zu bewegen, daran teilzunehmen. Er ließ seine arme kleine Bajadere im Stiche.

Auch ich war müde und folgte meiner Mutter, der Debütantin, in die Gondel.

Für den nächsten Tag hatte der Meister vorgeschrieben: Ausschlafen, ausrasten.

Und so geschah es.

Es umarmt dich

deine Brettl-Prinzessin.

* * *

Verliebt in mich? Morton? Aber Elsbeth, warum nicht gar! Wo sollte er wohl die Zeit dafür hernehmen?! ... „Lieb' im Müßiggang“ heißt ein Blümchen sehr bezeichnend. Wer nichts zu tun hat, liebt am besten. Die Tyrannin Leidenschaft duldet keine anderen Götter neben sich. Eine rastlose, schier aufreibende Tätigkeit läßt gar keine Sehnsucht nach erotischen Gefühlen aufkommen. Und dazu die sozialen Fragen, welche den Meister unablässig beschäftigen, vollauf erfüllen ... Herrgott, der sollte sich in seine Schülerin vergaffen?! Eher schneit es Rosen, eher regnet es kühlen Wein.

Also, zu etwas anderem: Wenige Tage nach unserer Variétésnacht suchte Gräfin A. den Meister in der Werkstatt auf. Sie komme, sagte die rührige Dame, im Auftrag Ihrer Hoheit der Prinzessin Eufemia. Diese nämlich ließ unter der Hand anfragen, ob Morton gewillt sei, ihre Büste zu modellieren ...

„Ich übernehme dergleichen nicht mehr," antwortete Percy, „trotzdem die Prinzessin eine dankbare Aufgabe für die Plastik ist. Doch vielleicht geht Ihre Hoheit ein Kompromiß ein: Miß Osten ist ganz auf der Höhe, gewisse Aufgaben in meinem Sinne zu lösen. Ihr kann die Prinzessin getrost einige Sitzungen schenken. Ich bin verantwortlich dafür. Die letzte Handanlegung ist dann mein Arbeitsanteil, und Prinzeß Eufemia erhält eine hübsche vierhändige Salonpiece."

Ich unterdrückte einen Jauchzer ...

Nicht mehr Schülerin, sondern bereits Mitarbeiterin des weltberühmten Künstlers! Es ist fast zu viel der Freude. Nur nicht überschnappen!

Einige Stunden später.

Es ist immer dafür gesorgt, daß die Prosa des Lebens unsere Freudenräusche etwas vermindert: unser lieber, schöner Palazzo Modena ist an das Sacré coeur verkauft; im August müssen wir ausziehen. O mein Spiegelzimmerchen, mein Garten, meine alten Bäume! Mama wütet, ich ringe die Hände. Pflegt der Major nicht zu sagen: „Ein Umzug ist schlimmer als eine unglückliche Liebe ...?" Dir, meine Elsbeth, geht dieses Malheur ebenso nahe wie uns. Wo findet man nun gleich eine passende, angenehme Wohnung? Wenn das Schicksal uns mit einer Hand streichelt, gibt uns die andere Hand Nasenstüber.

* * *

Heute, nachdem die sonnig freundliche Prinzessin mir zum erstenmal gesessen, hatte ich einen sehr unliebsamen Auftritt mit Adolf Brünning.

Er lauerte mir auf, als ich Palazzo Pisani verließ. Nun begann er gleich, so stürmisch auf mich einzureden, daß die Leute in den engen Gäßchen stehen blieben und uns nachschauten. Ich, nicht faul, winkte einer Gondel, sprang hinein und ließ mich nach Hause rudern. Kaum hier angelangt und ein wenig ausgeruht, habe ich den Verdruß, Dorette eintreten zu sehen und Brünning anmelden zu hören ... „Weise ihn ab," sage ich, denn Mama war zu Tische ausgebeten. — „Nee, nee," entgegnete unsere alte Küchenfee, „der Herr sagt, er habe gnädiges Fräulein etwas sehr Wichtiges mitzuteilen." Und richtig tritt er ein, mir nichts, dir nichts. Werther-Stellungen, Fußfall, erneutes Liebeswerben trotz all meiner Vorstellungen. Ich bemühte mich, ohne Zorn mit ihm zu sprechen und ihm möglichst sanft vorzuhalten, wie wenig wir beide zueinander passen ... „Ich würde Sie ja nur sehr unglücklich machen," wiederholte ich ihm. „Versuchen Sie's herzhaft, mich zu vergessen, und Sie werden sehen, wie weit, wie begehrenswert die Welt sich vor Ihnen auftut. Dann werden Sie eine andere finden und zufrieden sein."

Er aber blieb dabei, daß es im Diesseits und Jenseits keine andere für ihn geben könne, trotz meiner „Emanzipiertheit", wie er sich auszudrücken beliebte.

„Gott hat mir Talent verliehen. Emanzipiert bin ich deshalb nicht im geringsten."

„Pardon, Sie verbringen den größten Teil Ihrer Zeit im Hause eines Mannes, dessen Schönheit ebenso berühmt ist wie seine Begabung. Es ist doch selbstverständlich, daß Ihr Ruf darunter leidet."

„Aha, Sie denken, mich einzuschüchtern, aber ich weise die Meinung anderer unbeirrt von mir. Gewisse Klatschereien der Familie Diaz, der ich nur Freundliches erwiesen habe, bekümmern mich weiter nicht."

„Irma, Irma," schrie er auf, „Sie werden Ihren Eigensinn, Ihre Grausamkeit noch einmal bitter bereuen!" Sprach's und stürzte hinaus.

Wie mir die Laune verdorben war, brauche ich dir nicht erst zu sagen.

Wie wird man einen solchen Störenfried los?

Mama sagt, daß ich mir aus Brünning einen Todfeind mache. Dies wäre meine geringste Sorge. Mag er mich hassen, mich verwünschen.

* * *

Heute lief und kletterte ich, Wohnungen anzusehen. Mama ist zu bequem für solche Forschungsreisen. Der Major begleitete mich. Bis jetzt sahen wir nichts Passendes. Immer ist alles zu groß oder zu winzig. Unterwegs kauften wir für etwas Kupfergeld ganze Wälder prachtvoller Hyazinthen und goldgelber Jonquillen; Knaben boten sie in riesigen Körben an jedem Brückchen feil. Hier ist alles aus dem Vollen: Blumen, Früchte, Sonne, Unwetter, gute und böse Leidenschaften.

Zufällig kamen wir an der Kirche San Francesco della Vigna vorüber ... ein poetisches weltabgeschiedenes Winkelchen, das kein Tourist besucht. Der Major fand es himmelschreiend, daß ich nach vierjährigem Aufenthalt in Venedig Fra Negropontes Madonnenbild nie gesehen habe. So traten wir zwei Ketzer in das dämmerstille Gotteshaus. Einige blasse Frauen aus dem Volke, schwarze Tücher um die kleinen feinen Köpef, knieten regungslos auf den Steinquadern. Ein sich verflüchtigender Weihrauchduft wogte durch die Halle ...

Trotzdem das Gemälde des frommen Griechen bunt ist, wie aus farbigen Juwelen zusammengesetzt, so mutet es doch an wie Mondenschein. Sanfte Gottseligkeit, himmlische Einfalt verklärt das Antlitz der Maria. Mit etwas byzantinisch steif gefalteten Händen blickt sie auf das Christkindlein, das auf ihren Knien ruht. Der tiefgläubige Maler schmückte seine demütige Jungfrau mit orientalischer Kleiderpracht, mit Perlen und einer Glorie aus Edelsteinen. Sie thront in einer Nische aus kostbaren Marmorarten, umgeben von Alabastersäulen und reizender altvenezianischer Architektur, von hochblühenden Nelken und Rosen. Das Köpfchen des Kindes ist gleichfalls mit Perlen, Rubinen und Smaragden umgeben, aber an dem Goldkettchen, welches sein Hälschen ziert, hängt ein scharfer spitziger Dorn. Jeder Pinselstrich Inbrunst und Liebe, dabei naiver als Bellini und Carpaccio ... völlige Flucht aus der Wirklichkeit. Zur Zeit, als die Republik Venedig die Insel Euböa beherrschte, soll das Bild nach der „Serenissima“ gekommen sein.

Niemand kann es wohl ohne Ergriffenheit, ohne Andacht betrachten ... Welcher Trost, unendliches Mitleid strömt davon aus. Diese Madonna hat ein Herz für alle Armen und Elenden ... Unwillkürlich möchte man zu ihr sagen: „Bitte für mich.“

Leider gibt die Photographie, die ich dir sende, einen sehr schwachen Begriff des Originals.

Ich muß Morton diese meine Entdeckung mitteilen.

* * *

Ein rotes Häuschen, schmal aber hoch, ganz allein zu bewohnen, habe ich ausfindig gemacht. Nein, Ehre wem Ehre gebührt: der Major entdeckte es am Canale grande. Ein kolossaler Rebenstock klettert aus einem dazugehörigen Gärtchen bis unters Dach hinauf. Also Spatzen und Tauben wieder in nächster Nähe. Erbsengrüne Jalousien, alles bunt, lustig, einladend; kann allerliebst eingerichtet werden. Und fast gegenüber — Palazzo Pisani. Bequemer kann ich's nicht verlangen.

Deshalb trennen wir uns doch mit herzspaltenden Seufzern vom „heiligen Hain“, dem einzigen großen Privatgarten Venedigs. Überhaupt liebten wir das stille Canareggio mit all seinen Eigentümlichkeiten. Palazzo Modena hat mir Glück gebracht — etwas von meiner Seele bleibt darin zurück. Dorette ist wütend, daß langweilige Nonnen und plärrende Kinder uns verdrängen.

Oft bin ich mitten am Tage sonderbar müde, möchte mich gern hinstrecken und schlafen, habe aber keine Zeit dazu. Arbeit, Arbeit über alles!

Wären nur nicht die ewigen Abendgesellschaften, die doch sehr angreifend sind.

Auch Morton klagt, daß das scheinbar schlummerstille Venedig von lauter vergnügungssüchtigen Leuten bewohnt und besucht wird. Er träumt von einem südlichen Eiland mit einer Wundergrotte, wie Shelley sie verlockend schildert im „Entfesselten Prometheus“. Dort eine Werkstatt! In seiner Güte aber sagt er dann gleich: „Ich könnte nirgends glücklich sein, wo mich nicht zufriedene Menschen umgäben. Stände es in meiner Macht, Kolonien Glücklicher zu stiften, dann erst würde ein Land für mich zum Paradiese.“

Seine Antipathie gegen die Familie Diaz ist mir jetzt erklärlich: Morton hat aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß der Alte ein herzloser Ausbeuter war, ein grausamer Brotherr seiner gepeinigten Neger. Nun ich das weiß, ziehe auch ich mich mehr und mehr von Monsieur, Madame und Bébé zurück. Inisilla kann allerdings nichts für die Sünden ihres Vaters und dessen Vorväter ... Mama findet es „überspannt“ von mir, daß ich mich um die Vergangenheit „netter Menschen“ bekümmere. Ach, daß wir so ganz und gar nicht übereinstimmen! uns trennt eine Kluft, die immer weiter und tiefer auseinanderklafft.

* * *

Brünning hat sich erschossen ...

Ja, mein Gott, soll ich deswegen in Sack und Asche gehen? Reue und Zerknirschung heucheln? Das bringe ich nicht zuwege, fühle mich auch nicht dazu berufen. Tiefstes Mitleid flößt mir nur seine Mutter ein. Adolf war ihr einziger Sohn. Ihre Tochter ist die kinderlose Gattin eines holländischen Generals ...

Wie kann man das Leben so wegwerfen, statt sich aufzuraffen? — Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ihn zum Selbstmord getrieben zu haben, bin ich mir nicht bewußt. Übrigens fällt es auch niemand ein, mich dessen zu beschuldigen. Sogar Mama redet nicht viel, aber ich lese es in ihren Blicken, daß sie mich für ein Monstrum hält.

Empört bin ich über die hiesigen klatschseligen Zeitungen, die schon so manchen Ruf wahrhaft geschändet haben! Die Unglückskatastrophe des Hotels Danieli, wo Brünning seit Jahren ein willkommener Gast war, ist von unberufensten Federn bis in die kleinste Einzelheit geschildert, ebenso unser Salon; es fehlte nur, daß mein Name rund heraus genannt worden wäre. Statt dessen werde ich als Circe der venezianischen ersten Kreise bezeichnet. Der „edle deutsche Kavalier“ wird mit Werther verglichen, und man beklagt seine unglückliche Liebe zu einer schönen Koketten, die ihm einen anderen vorzog. Dieser andere, der schönste und genialste Einwohner der Lagunenstadt, kann — so heißt es weiter — nicht über seine Hand verfügen, da er vermählt ist.

Solche Schmach muß man über sich ergehen lassen! Dergleichen verbreitet sich nach allen Richtungen der Windrose und findet ohne Zweifel in Deutschland, und wo nicht? ein Echo.

Der Major bemüht sich energisch, diese Revolverpresse zum Schweigen zu bringen.

Brünnings Mutter wird morgen aus Schlesien eintreffen. Übermorgen findet eine Trauerfeier in der deutsch-protestantischen Kapelle statt.

Wer hätte mir wohl einen solchen inhaltreichen und inhalt*schweren* Winter prophezeit, als ich harmlos mit dir, meine Elsbeth, vom Lido aus die herbstlichen Sonnenuntergänge betrachtete?!

Im wohlwollenden Benehmen der Prinzeß Eufemia, der Gräfin A. und sonstiger Bekannten ist nicht die mindeste Änderung wahrzunehmen.

Percy Morton spricht mit hohem Ernst und mit Gedankentiefe über den Selbstmord. Obwohl ihm jede Zerstörung als Unrecht erscheint, verdammt er keinen Augenblick solchen Verzweiflungsakt.

* * *

Die Feder zittert mir in der Hand, geliebte Elsbeth ...

Zwar bemühe ich mich, ruhig zu sein und alles, was mich ungerechterweise trifft, gelassen hinzunehmen ... Aber so leicht geht das nicht. Ich bin dennoch unter dem Druck eines schrecklichen Augenblicks ...

Mag ich mich zerstreuen, mag ich arbeiten, ich bin und bleibe den Furien geweiht ...

Ach, Unsinn! wer glaubt an die Verwünschungen einer Irrsinnigen? sie können mir nichts anhaben. Am klügsten wäre es, gar nichts davon zu erwähnen ...

Du aber bist mein zweites Ich, Elsbeth, du treue Schwesterseele — dir sei nichts verschwiegen.

Gestern abend ging ich in Dorettes Begleitung, dem armen Brünning die letzte Ehre zu erweisen. Denn da ich bei der kirchlichen Einsegnung der Leiche nicht anwesend sein mochte, brachte ich ihm als Abschiedsgruß ganz im stillen einen Kranz und einen Palmenzweig, um beides im Sterbezimmer an seinem Sarge niederzulegen. Nicht

ohne Herzklopfen betrat ich das Hotel ... Ein Groom führte mich durch unzählige Gänge an geputzten Damen vorüber, die gerade von der Wirtstafel kamen und keinesfalls zu wissen schienen, daß in ihrer Nähe sich eine Leiche befand. Nun ging es viele Stufen hinab in eine Zimmerreihe, die dem kleinen Seitenkanal zuliegt. Endlich standen wir auf der Schwelle des Sterbezimmers. Da vertritt mir eine schwarze Frau den Eingang ... unwillkürlich weiche ich zurück, da ich Frau von Brünning erkenne, die ich noch unterwegs glaubte. Du weißt ja, sie war uns nie sympathisch; sah sie doch immer verdrießlich, immer gekränkt aus ... jetzt glühte ihr Auge vor Wut und Haß ... das war ein Blick! er tat mir körperlich weh ... „Fort von hier," schrie sie mich an und entriß mir megärenhaft den Kranz, den sie von sich schleuderte, „Mörderin meines Sohnes, Elende, Unwürdige, hinaus!"

Mehr erstaunt als erschreckt starrte ich die Tobende an. Wie tief hätte mich ein schweigender Niobeschmerz erschüttert! Aber dieser rohe Ausbruch einer unedlen Natur berührte mich nur wie der Anprall von Hagelkörnern, die man abschüttelt ...

„Er war zu gut für Sie, Schlechte," fuhr sie mit gesteigerter Heftigkeit fort, „zu gut, als daß Sie, Kokette, hier an seinem Sarge noch Komödie spielen. Ja, stehen Sie nur da, ohne die Augen niederzuschlagen, die Stunde der Vergeltung wird Ihnen nicht erspart bleiben. Einst werden Sie die Hände ringen wie ich, und Verzweiflung wird Sie treffen, Tag und Nacht werde ich aufschreien zum Himmel, daß alle erdenklichen Bitternisse, alles nur mögliche Ungemach sich an Ihnen erfülle. Auch Sie sollen Ihr Liebstes auf Erden durch frühzeitigen Tod verlieren, und Gift in vollen Schalen soll man Ihnen reichen."

Ich verlor nicht die Fassung, sondern antwortete: „Sie sind außer sich, gnädige Frau. Der Himmel ist viel zu gerecht, um Ihre grundlosen Anklagen zu hören, geschweige zu erfüllen. Ich vergebe Ihnen."

Damit verließ ich die vor Herzeleid unzurechnungsfähig Gewordene.

Abermals ging es an den plaudernden Damen vorüber ... ein förmliches Spießrutenlaufen. Aus einem Salon ertönte Klavierspiel, und eine helle Sopranstimme sang: Ninon, Ninon, que fais tu de la vie? — Wie nahe berühren sich lachendes Leben und die Tragik des Todes! — —

Es ergeht mir nun ganz seltsam: nachträglich erst empfinde ich Grauen vor den Verwünschungen meiner unversöhnlichen Feindin.

Noch ziemlich gefaßt kam ich nach Hause, machte Tee und unterhielt mich mit den angenehmen Misses Wood, die zum Besuch kamen. Als ich aber vor dem Schlafengehen allein in meinem Zimmer war, durchlebte ich im Geiste noch einmal auf das deutlichste die unselige Szene ...

Bald schlief ich ein, erwachte aber immer wieder und sah die wutfunkelnden hellgrauen Augen der alten Brünning vor mir ... Zwar sagt man: ein gutes Gewissen sei ein sanftes Ruhekissen, und ich bin mir keiner Schuld bewußt, nicht einmal der geringsten Koketterie ... nie warf ich Netze aus nach dem armen Adolf. Dennoch brannte das Kissen unter meinem schmerzenden Kopfe ... Wie zerschlagen fühle ich mich heute.

Morton ist in Rom auf einige Tage. Er konnte eine abermalige Einladung nicht wieder ausschlagen. Man feiert ihn dort in großartiger Weise. Aber gerade jetzt fehlt er mir, ach! wie sehr. Vor ihm weichen alle Schatten, Drohungen, Larven, wie vor dem Sonnengotte Nachtgespenster und Gorgonen.

Glaubst du eigentlich an die Kraft eines Fluches?

* *
*

Das nenne ich seine Freunde aufmuntern, du liebe, herzensechte Elsbeth! Ich küsse dich und danke dir viel tausendmal. Bin auch ganz wohlgemut und würde sagen: ganz glückselig, wären nicht stechende Schmerzen in Kopf und Schläfen, die mich einigermaßen plagen und beim Arbeiten stören. Nun, die Büste der Eufemia ist vollendet und wird dreimal in verschiedenen Größen von unseren Marmorarbeitern für die Dauer von Ewigkeiten ausgeführt werden.

Die warme Hingebung im Wesen der Prinzessin hat nicht wenig dazu beigetragen, mich alles Beängstigende, Widerwärtige vergessen zu machen. Und Morton zum teilnehmenden Meister und Gönner zu haben,

diesen Mann mit dem königlichen Herzen, das erfrischt und begrünt meine tiefinnerste Existenz ... Mehr und mehr bringt er mir vollstes Vertrauen entgegen ... er sprach mir viel von seinen liebevollen, zartfühlenden Eltern, die er vor einigen Jahren verlor ... auch wie er zu seiner Frau gekommen, erzählte er mir, und wie sie ihm Dornen des Undanks und Spottes ins Herz gedrückt habe ...

Jetzt muß ich mich etwas niederlegen und ausruhen. Heute abend ist noch größere Soiree bei der Prinzessin. Morgen geht sie nach Neapel. Wir wollten keine Bezahlung von ihr annehmen, Percy und ich — gereichte es uns doch zur Ehre und Freude, sie „vierhändig" zu porträtieren —, und nun denke: dem Meister sandte sie eine prachtvolle Taschenuhr aus ziseliertem Golde mit ihrer und seiner Chiffre in Brillanten, auf der Innenseite des Gehäuses ihr Porträt, Emailmalerei ... Mama findet, dies ähnele einer Liebeserklärung; tatsächlich ist's eine reizende Huldigung der Mäcenin. Und mir schenkte sie einen beängstigend kostbaren Fächer mit Vignetten von Watteaus höchsteigener Hand, ein altes Erb- und Familienstück, das Marie Antoinette Eufemias Urgroßmutter schenkte ... das Gestell aus Perlmutter mit erhabenen Goldarabesken ...

Soll ich nicht übermütig werden?! Das bißchen leibliche Qual wird ja vorübergehen ... Begreife nicht, woher noch Seitenstechen hinzukam ...

Für heute addio, mein Schatz! Die Feder sinkt mir aus der Hand ...

Morgen mehr! — Ich freue mich auf den bevorstehenden Abend bei Ihrer Hoheit.

* * *

Major Norbert Schwarz
an Elsbeth Freiin von Bergheim.

Venedig, Mitte März.

Mein verehrtes gnädiges Fräulein!

Im Auftrage Frau von Ostens übernehme ich heute das Amt eines Privatsekretärs. Ihnen zu schreiben, wäre mir die angenehmste Pflicht, hätte ich etwas recht Gutes, Erfreuliches mitzuteilen. Statt dessen muß ich Sie von einer ziemlich ernsten Erkrankung Irmas in Kenntnis setzen. Unsere liebe schöne Freundin hat, nach Aussage der Ärzte, Nervenfieber. Erschrecken Sie nicht! Ein junger, bisher normaler Organismus überwindet die schwersten Krisen. Irma hat sich überarbeitet und wurde gesellig zu stark in Anspruch genommen. Das frühe Aufstehen und das späte Zurruhegehen hat sie furchtbar angegriffen. Gemütsbewegungen aller Art kamen hinzu. Doch, wie gesagt, ihre elastische Natur ist widerstandsfähig. Es wäre gar nicht so schlimm gekommen, hätte unsere Patientin sich anfangs mehr geschont. Bereits auf dem Abschiedsfeste bei der Prinzessin fieberte Irma und war nicht mehr imstande, sich aufrechtzuhalten. In der Nacht soll sie schon phantasiert haben, wie Dorette, die alte Getreue, mir sagte.

Frau von Osten hat ganz den Kopf verloren. Zur Krankenpflegerin fehlt ihr jeglicher Beruf, wie Sie sich wohl vorstellen können. Eine barmherzige Schwester, die bei Irma wacht, ist der geängstigten Mutter trotzdem ein Dorn im Auge, und sie hat sich gleich mit dem Nönnchen überworfen. Trügen diese guten, aufopfernden Wärterinnen nur nicht die verrückten Hauben, mit denen sie überall anstoßen! Gesunde ärgern sich darüber, wie fatal müssen die weit abstehenden, bocksteifen Kopfbedeckungen erst den Kranken erscheinen!

Womöglich noch aufgeregter als Mama Osten ist Irmas Lehrer, Mister Morton. Die verständnisvolle, hochbegabte Gefährtin fehlt ihm begreiflicherweise sehr. Er wittert Gefahr, wo nach meiner Ansicht keine vorhanden ist. Die Krankheit muß eben ihren Verlauf nehmen. Trotzdem Venedig bewährte Ärzte besitzt, telegraphierte Morton nach London an einen der königlichen Leibärzte, der morgen hier eintreffen wird — hoffentlich zur allgemeinen Beruhigung. Wo das Geld keine Rolle spielt, kann jede Situation erleichtert werden. Gott gebe es!

Ich werde mir erlauben, Ihnen, mein gnädiges Fräulein, jeden zweiten Tag ein schriftliches Bulletin zu übersenden.

Unterdessen genehmigen Sie den Ausdruck wärmster Verehrung

Ihres ergebensten
N. Schwarz, Major a. D.

* * *

Irma an Elsbeth.

La Mira bei Venedig, Pfingstmontag.

Mein Schwesterseelchen, die Erde hat mich wieder! — Ist's denn möglich, daß deine kerngesunde Irma so lange krank war, so viele kostbare Zeit verlieren mußte? Scheint es doch sogar, daß die Ärzte mich aufgegeben hatten! War doch ein böser Zauber über mich verhängt? Ach, wie sch[illegible] im Fieber dahinzusiechen! Dafür aber ist die Genesung ein himmlisches Gefühl. Auferstehungswonne durchströmt mich. Und denke nur, mein Haar ist nicht im mindesten ausgegangen ... ich fürchtete mich so, mit einem Schwedenkopf umherzulaufen ...

Man hat mich aufs Land befördert zur regelrechten Erholung. Mama blieb auf meine Bitte daheim, wo sie sich nach all der Sorge am besten zerstreuen und erheitern kann. Dorette ist bei mir. Wir bewohnen ein kleines Landhaus — es ist ganz von gelben und weißen Zwergröschen übersponnen —, das den Woods gehört. Da sie auf ein Vierteljahr nach England gingen, stellten sie's mir zur Verfügung. Der Gartensaal enthält Fresken aus der Rokokozeit, sie könnten von Longhi selbst herrühren: maskierte Damen im seidenen Tabarro, Kavaliere in Karnevaltrachten, Mohrenknaben mit Papageien und Blumenkörbchen ... lustige Leute, etwas hochmütig dabei und anspruchsvoll. Das ungepflegte Gärtchen besteht aus Taxushecken und einer großen Laube, die von Passionsblumen umwildert ist. Jetzt ist der ganze Rasen mit Jelängerjelieber bedeckt. „Jemine," sagte Dorette, „ich hatte als kleenes Kind 'ne Tasse, auf der war so 'ne Blume abjemalen, und hier steht 'n janzer Wald davon."

Unser Schutz in dieser weltentrückten Einsamkeit ist der alte Gärtner mit seinem Weibe, artige stille Menschen, wie man sie oft im venezianischen Volke antrifft.

Mich soll niemand besuchen, Langeweile ist mir verordnet ... Geduld, Geduld! Noch vierzehn Tage, und es geht zurück zum Canal und Canaletto ...

Ein Lamm, ein allerliebst zudringliches, und eine junge Ziege leisten mir indessen Gesellschaft. Oft nehmen sie mir mit ihren Schnäuzchen den Bissen vom Teller weg, worüber ich so herzlich lachen muß ... Jeden Vormittag kommt der Hinduknabe aus Palazzo Pisani und bringt herrliche Früchte, Ananas und japanische Mispeln und Riesenerdbeeren und Lektüre und Blumen, Blumen ohne Ende, auch jedesmal ein Briefchen seines Gebieters ...

Und alle Freunde schreiben mir ... Wie schön ist's auf dieser grünen Erdenwelt! [illegible]zt im Mai duftet jedes Blatt, jeder Grashalm. In die Laube, wo ich den Tag verbringe, blicken die Milliarden Augen des blauen Äthers herein. Die würzige Luft weht mir neue Kraft und Gesundheit zu ... wohl mir!

Du wirst mir einwenden, daß ein derartiges Vegetieren nicht nach deinem Geschmack ist. Nun freilich, solch ein Gedankenstrich im Buche des Lebens erträgt sich nur im Hinblick auf baldige Veränderung und Freuden. Wohl breite ich die Arme aus und rufe: Stunde der Heimkehr, Stunde der Erfüllung, komm bald! — Etwas bange Wonne mischt sich in meine ungeduldige Sehnsucht, eine Empfindung, die ich mit Worten nicht zu nennen weiß.

Für den Sommer sind mir Seebäder verordnet; die habe ich ja aus erster Hand. Und im Herbst wird das schmucke kleine Häuschen am Canale grande dich empfangen, traute Gespielin ... Irma, Irma, freue dich!

Oft soll ich dich in Fieberphantasien angerufen haben. Die Erinnerung an meine Krankheit entschwindet mehr und mehr. Nur einer Halluzination, die mehrmals wiederkehrte, entsinne ich mich aufs deutlichste: ich glaubte Percy Morton eintreten zu sehen, greifbar, leibhaftig, und ich wähnte, er beuge sich über mich, und seine heißen Tränen fielen mir auf Gesicht und Arme. Wie kam ich zu diesem Traum? Er wiederholte sich in ganz derselben Weise ...

Vielleicht ... ja, vielleicht waren es Mortons teilnehmende Gedanken, die Gestalt angenommen hatten und mich besuchten in Stunden der Gefahr ... indessen, gar so tief, wie das Fieber es mir vorgaukelte, wird ihm meine Abwesenheit und Krankheit nicht gegangen sein ...

Ein Gewitterregen vertreibt mich aus der Laube ... Nun werde ich wieder mit Do-

rette meine liebe Not haben: vor dem leisesten Donner erzittert ihr Hasenherz, und jeder Blitz macht sie schaudern. Auf morgen, Elsbeth! —

Fassungslos bin ich seit gestern abend, fassungslos! — Soll ich glückstrunken, soll ich verzagt sein? Zu eng sind mir jetzt Garten und Räume, ans Meer möchte ich hinaus, mit allen vier Winden um die Wette jagen, denn hier erdrückt's mich ... zum Aufruhr in meiner Brust will diese Umgebung nicht mehr passen ... Was verstehen die gemalten Rokokodamen und die Gecken mit Haarbeutel und Galanteriedegen von meiner Ideenwelt? ihnen kann ich mich nicht anvertrauen ... Und seltsam! das Gärtchen kommt mir plötzlich verändert, zu klein und spießbürgerlich vor ...

An dein Herz, dein bewährtes, flüchte ich, Elsbeth! Mitteilung war mir schon als Kind Lebensbedingung ...

Dorette versichert mir, Morton sei mehr als einmal im Krankenzimmer gewesen, als ich wie bewußtlos lag ... sie habe ihn eingelassen und habe ihn schluchzen hören ... Mein Gott, ist's denkbar? sie täuscht sich gewiß, die treue alte Seele.

Aber — ich sah ihn doch selbst ... er kniete am Fußende des Bettes; alsdann sah ich seine Augen dicht vor mir und seine Tränen — Nein und abermals nein! ich träumte nur.

Nachgerade war es wohl nur eine vorübergehende Rührung ... es hat ihn bewegt, ein bisher blühendes Leben mit dem Tode ringen zu sehen ... denn ich bin und bleibe für ihn eine bloße Abstraktion, keine aus Fleisch und Bein geformte Irma. Mannestränen haben für uns Frauen leicht etwas Überwältigendes, doch sollten wir sie nicht allzu pathetisch auffassen.

So. Ich habe mich ruhig geschrieben. Der Wellenschlag meines Blutes ist wieder normal.

Lämmchen und Ziege stehen auf dem Perron und schauen neugierig in das Zimmer herein.

Dorette trägt die Suppe auf, und ich muß tafeln gehen, einsam, ohne einen Gefährten, wie der Sultan, wie der Papst ... brrr!

* * *

Palazzo Modena.

Es beunruhigt dich, Herzenskind, daß du seit La Mira nichts von mir hörtest ... ließ ich denn wirklich volle vierzehn Tage vergehen, ohne dir zu schreiben? 's ist mir selbst unbegreiflich ... Welten und Wunder liegen zwischen meinem letzten Brief aus der Einöde und diesen heutigen Zeilen ...

Ist mir doch, als hätte ich früher nur ein Scheinleben geführt und wäre jetzt erst zum wahren Dasein erwacht ...

Kenne ich mich doch selbst kaum wieder, wenn ich vor dem Spiegel stehe und eine strahlende, verwegen Glückliche mir daraus entgegenschaut!

Von aller eigenen Engherzigkeit befreit, atme ich in einer höheren Atmosphäre der Klarheit und Offenbarungen ...

Mich durchflammt die Begeisterung, die den Märtyrer in die Arena trieb ... Aufwärts, dem höchsten Ziele entgegen! ein Zurückweichen gibt es nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit dem letzten Dampfschiff fuhr ich etwas vor Ablauf meiner Verbannung nach Venedig. Abends traf ich in Palazzo Modena ein, ganz inkognito. Mama mußte aber meine Ankunft „so beiläufig" verraten haben, denn im Flur standen Lorbeer- und Orangenbäume, gesendet vom Major und Morton. Mein Zimmer hatten beide mit Girlanden geschmückt.

Gewohnheitsmäßig wollte ich um zehn Uhr zu Bette gehen. Da riß auf einmal die Portiertochter an unserer Klingel und rief gellend: „Ein Ständchen für die Signorina!"

Richtig, eine Gondel mit Lampions kam angeschwommen ... es war Rizzio mit Sängern, Violinen und Gitarren. Sie begannen gleich mit meiner Lieblingsserenade:

> Tu sei mio dolce fuoco,
> L'anima mia sei tu!
> (Du bist mein süßes Feuer,
> Bist meine Seele du!)

Mama schickte Wein hinunter, der mit endlosen „Evvivas" in Empfang genommen ward. Noch im halben Traume vernahm ich Ritornell und Kanzonetten. —

Da ich mich für den nächsten Vormittag bei Morton angesagt hatte, ließ er mich zur bestimmten Zeit durch Bastiano mit der Gondel abholen; Fido war dem Gondolier

gefolgt und warf mich fast um vor Freude über das Wiedersehen.

„Für meinen Gebieter ist heute ein Festtag,“ sagte Bastiano mit echt südlicher Verbindlichkeit, ohne sich das geringste verfängliche Lächeln zu erlauben.

Wir glitten dahin auf wiegender, wogender Flut, bald an Palästen, bald an Verfall und Spelunken vorüber ... auf zerbröckelnden maurischen Balkonen blühten Nelken und Kresse in überschüssiger Fülle, aus offenen Fenstern wehten Fetzen und Lappen; in den Gemüseläden leuchtete es von rotblanken Liebesäpfeln und smaragdgrünen Gurken, und aus pechfinsteren Höhlen traten Mädchen heraus, echte Tizianmodelle mit flammendem Goldhaar und phlegmatischem Blick... Wie ein Kind freute ich mich, all diese Winkel voll Poesie wiederzusehen ... Und nie werde ich die geringfügigsten Einzelheiten dieses meines denkwürdigsten Tages vergessen —

Warm war es und sonnenhell, ohne heiß zu sein ... Der Major pflegt bei so wonnigem Wetter zu sagen: „Frau Venus fährt im Taubenwagen durch die Luft ...“

Und Palast Pisano nahm mich wieder auf. Bis an den Kanal hinunter lag ein türkischer Teppich ausgebreitet, bestreut mit frischen Thearosen; schon auf dem Wasser waren mir Rosen entgegengeschwommen. Auch auf der Treppe, von der mir Morton entgegeneilte, lagen Blumen zuhauf ...

Nun weiß ich nicht, war es der Duft, war es die herzklopfende Aufregung oder noch eine physische Schwäche infolge der Krankheit, genug, ich fühlte, daß ich wankte und ein Flor sich über meine Augen legte...

Als ich zur Besinnung kam, lag ich in Percys Armen, und im seelenaussaugenden Kusse brannten unsere Lippen aufeinander...

Ohne Beteuerungen, ohne Liebeseide vollzog sich der gegenseitige Herzensbund — für die Ewigkeit.

Und jetzt wirf Steine auf mich, Elsbeth! Verdamme eine starke ehrliche Liebe, die zum Leitstern zweier Menschenschicksale ward!

Daß es so kommen würde, ahnte ich nicht, denn ich finde mich zu gering für ein Genie, aber nun die große heilige Weihe über mich gekommen ist, fühle ich mich von Entschlossenheit und Wagemut durchdrungen und werde meine Wege nie wieder von Mortons Bahnen trennen.

Er wird nichts unversucht lassen, um für ihn und mich das Recht der Legitimität zu erkämpfen; scheitert es, nun, so müssen wir allen, denen wir ein Ärgernis, aus dem Wege gehen und uns selber eine Idealwelt gründen ...

Wäre Percy arm, ich wäre noch stolzer und glücklicher! Meine Arbeit könnte ihm dann nützlich sein, während sie ihm jetzt nur eine Freude ist.

Laß dich ans übervolle Herz drücken, Freundin. Ist es zum letztenmal?

Werde ich dich verlieren?

* * *

Hochgesinnte, habe Dank! Dein köstlicher Brief ist ein neuer Edelstein am Ringe meines Lebens. Vergib mir, du Priesterin der Freundschaft, die stets zu lösen, nie zu binden trachtet, vergib mir mein zaghaftes Zweifeln. Ich unterschätzte deine himmlische Güte, statt mich fest auf sie zu verlassen, statt sie im voraus zu segnen ...

Percy weiß und billigt, daß ich deinem feinen Herzen und hellen Verstande alles anvertraue, womit wir noch nicht zu Tage treten dürfen vor anderen. Ach, Elsbeth, solch ein Geheimnis hat wohl einen unendlichen Reiz, und dennoch ist's aufreibend in mehr als einer Hinsicht ... es gilt, immer vorsichtig, oft unwahr zu sein, während man in alle Welt hinausjubeln möchte: „Beneidet uns!“

Du hast alles kommen sehen, schreibst du mir, vom Augenblick an, wo Morton die Kacheln mit dem Hammer zerschlug. Und er wäre doch so eifersüchtig auf Brünning gewesen ... Ob ich dies alles überhört, übersehen oder gar dir Sand in die Augen gestreut hätte? Nein, Liebchen, ich wiederhole es: nie habe ich mich vor dir verstellt, nie ist's mir in den Sinn gekommen, das Leben des glänzendsten hervorragendsten Mannes auszufüllen, eine tiefe Leidenschaft in ihm zu entflammen ... „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schoß, das Glück!“

Mama und alle in Konvention erstarrten Durchschnittsmenschen würden es als ein

schreckliches Verhängnis ansehen, daß die Liebe nicht auf hausbackenem Wege zu mir kam ... ich bin nach meinem Vater geartet, ich trete mit Leib und Seele für mein Teuerstes ein und scheue weder Gefahr noch Kampf.

* *
*

Die zunehmende Wärme vertrieb den größten Teil der Bekannten aus Venedig. Je mehr sich die Badesaison auf dem Lido ihrem Höhepunkt naht, um so reichlicher strömen Fremde dem Meeresufer zu. Keine Seele beachtet mich, wenn ich des Morgens im blauen Wasser plätschere. Und ich denke stillvergnügt: um so besser!

Nur Mama ist untröstlich über die plötzlich hereingebrochene Vereinsamung: Gräfin A. ging nach Viareggio, wo sie Patronesse der Regatten und Gartenfeste ist. Mutter und Tochter Diaz verblüffen Rigi-Kaltbad und Luzern durch exzentrische Toiletten. Ebersburgs sparen auf ihren Landsitzen am Rhein. Der Major suchte sein geliebtes Lerici auf, wo er Shelley studiert, der bekanntlich dort ertrank. Rizzios süße Stimme — gesungener Orangenduft, sagtest du — wird in den Kursälen von Ems und Baden-Baden ertönen.

Als nun alle die Obengenannten verschwanden, statt ihrer aber die ersten Wassermücken heimtückischerweise angeschwirrt kamen, verfiel Mama Osten in stumpfsinnige Verzweiflung und schlug mir vor, nach Tarvis mit ihr zu entfliehen, wo sie gewisse Stammgäste findet, die ihr zusagen. Daß ich sie bat, allein dorthin zu gehen, und ihr versprach, den Umzug früher zu bewerkstelligen, statt sechs Wochen später, das war nicht ganz ehrlich von mir, eher etwas jesuitisch, aber —

Nicht um ein Königreich verließe ich jetzt die Feenstadt des Herzens! So nannte Byron Venedig, als er seine vergötterte Teresa Guiccioli gefunden hatte, und eine solche Feenstadt ward die Serenissima für mich.

O Gott, welch ein Aufatmen in dieser Stille, wo Percy und ich nicht mehr Komödie zu spielen brauchen! Es ist gar so unedel, sich verstellen und heimlich tun. Obwohl es geraten wäre, daß mein Liebesherr in unseren Angelegenheiten bald nach England ginge, so risse er sich jetzt um keinen Preis von mir los. Wir durchwandern die schattigen ausgestorbenen Gäßchen der Lagunenstadt wie zwei Selige die Gefilde Elysiums. Unterwegs treten wir in die Kirchen ein, wo es so kühl und feierlich erhaben ist, daß der Glücksübermut in uns verstummt und beschaulicher Andacht weicht. Vor der süßen Madonna des Fra Negroponte standen wir Hand in Hand und gelobten, daß zwischen uns der Liliendust vertrauensvoller Liebe nie verwehen solle. In den geisterhaft stillen, endlosen Sälen der Bildergalerien sprechen die großen Meister der Renaissance um so lebhafter in Farben und Gluten zu uns Kindern moderner Kultur. Und ganz idyllisch oder vielmehr kleinbürgerlich beschließen wir diese idealen Streifereien in einem der kleinen Cafés, die du nie betreten hast, verwöhnte Dame. Tische und Stühle sind meist wackelig, aber Limonade und Turiner Wermut immer frisch. Schenkwirt und Kellner bewegen sich lautlos mit dem Anstand vornehmer Herren, nur bei Mortons Trinkgeldern — die Italiener geben keine — entfährt ihnen ein froh erstauntes, sonor klingendes „Grazie“ (ich danke). Percy und ich haben unsere besonders gemütlichen Eckchen, wo wir seelensvergnügt beisammensitzen wie durchgegangene Schulkinder. Man hält uns für ein junges Ehepaar.

Werden wir es jemals sein, oder ist unser zukünftiger Platz außerhalb der Gesellschaft?

— — — — — — — — — — — — — —

Noch eine Woche im Traumreiche der Kunst, der weihrauchdurchwogten Hallen, der verschwiegenen Eckchen, und ich beginne zu räumen. Percy wird helfen. Er freut sich, daß wir Nachbarn werden. Denke dir, er behauptet, mich auf den ersten Blick geliebt zu haben; aber als Störung, nicht als Glück habe er es anfangs empfunden. Auch wäre ich ihm kalt erschienen.

So hat sich einer über den anderen getäuscht, bis der Himmel sich endlich vor uns auftat.

* *
*

Wettere und schmettere nur, geliebte Seele, ich verdiene, von dir gescholten zu werden, da ich solche Pause in unserem Briefwechsel

eintreten ließ. Entschuldigungen gibt es dafür nicht, aber vielleicht Erklärungen ... Der Umzug! Nein, nein, den will ich gar nicht in erster Linie nennen; rein äußerliche Gründe hätten mich überhaupt nicht am Schreiben verhindert. Laß mich ganz ehrlich sein und dir rückhaltlos bekennen, daß es das Glück ist, das übermächtige Glück, welches mir die Feder aus der Hand windet, ebenso Stift und Bossierholz und mich in tiefe, stundenlange Träumerei versenkt. Abgebrochene Strophen fieberheißer Lieder gehen mir dann kunterbunt durch den Sinn ...

> Deine Küsse waren wie brennende Blumen,
> Wild entwachsen dem Strauch uns'rer Liebe.
> Küsse mich wieder, ich dürste nach dir ...

Irre ich nicht, sang dies eine deutsche Dichterin ...

Mich verfolgt und versengt dieser Vers wie Samumhauch ... Sappho hätte Liebesküsse nicht sinnlich beredter schildern können ... Brennende Blumen!

Ja, siehst du, ich bin ein töricht verliebtes Mädchen — —

Aber damit du deswegen nicht ganz leer ausgehst und nicht ganz an mir verzweifelst, will ich versuchen, dir in altem Stile, der zwischen uns nie aussterben soll, einige Fakta zu erzählen:

Vorgestern, Elsbeth, trug ganz Venedig Festgewand; vor der Markuskirche waren die historischen Standarten aufgepflanzt und buntbewimpelt alle Kriegsschiffe, die längs der Riva vor Anker lagen. König Umberto und Königin Margherita kamen aus Monza zu einer Schiffstaufe her; ihnen zu Ehren fand abends eine großartige Regatta statt. Mir war ein derartiges Schauspiel völlig fremd, weil ich bisher die Sommerzeit außerhalb Venedigs zu verbringen pflegte, statt in seinem Zauberkreise festgebannt zu sein.

„Es wird uns niemand beachten in dem allgemeinen Tumult," hatte Percy mich beruhigt, als ich zögerte, mich mit ihm öffentlich zu zeigen. Beim Läuten des Ave Maria bestiegen wir die Gondel. Der Himmel lag über uns wie ein Gewölbe aus Rosen, und im Abglanz des Sonnenunterganges schien das Wasser der Kanäle in flüssiges Feuer verwandelt zu sein. Aus den Palästen am Canale grande hingen Teppiche herab. Im Umsehen war die imposante Wasserstraße von Gondeln dicht bedeckt. Das schwimmende Orchester, die sogenannte Galeggiante, hatte Mühe, sich einen Weg zu bahnen. Instrumentalmusik wechselte ab mit herrlichen Chören schmelzender Männer- und Frauenstimmen. Die ganze Atmosphäre war getaucht in Glanz und hochlodernde Freude. Die Mehrzahl der Gondoliere trug mittelalterliche Kostüme aus Brokat und Sammet. Die Damen, die an uns vorüberglitten, waren fast durchweg in weißen Toiletten; es sind zumeist Amerikanerinnen, die im Hochsommer Venedig besuchen. Viele Schönheiten des Mailänder high-life hatten sich eingefunden, um ihrer Landesmutter zu huldigen. Charakteristisch für Italien ist der Umstand, daß bei solchen Nationalfesten keine einzige Bühnenkünstlerin sichtbar ist, ganz im Gegensatz zu Paris, Wien und Berlin. Im schönen Welschland spielen Sängerinnen, Tänzerinnen, Schauspielerinnen außerhalb des Theaters keine Rolle. Ein österreichischer Korso, wo hinter jeder Herzogin eine Soubrette fährt, wäre in dem übrigens so demokratischen Italien nicht denkbar.

Noch bevor die Dunkelheit hereinbrach, ergossen sich wahre Lichtorgien über den Hauptkanal und das Bassin. Die Palastfassaden glichen den phantastischen Dekorationen, welche Loïe Fuller für ihre Serpentin- und Flammentänze erfindet. Percy berauscht sich gern am Wechselspiel bunten Lichtes und jubelte, als virtuos gehandhabte Scheinwerfer seinen Palast in Bernstein- und Türkisenschimmer erglänzen ließen, während karminrote und maigrüne Streiflichter über mein gegenüberliegendes Häuschen hinzitterten ... Die Rialtobrücke schien aus lauter kolossalen Edelsteinen zusammengefügt ... wer wäre da nicht mit aufgeflammt in den Rausch, in die Märchenpracht? — Enthusiastisch wurde das Königspaar von allen Seiten begrüßt und durch Magnesiafackeln ununterbrochen beleuchtet — ich fürchtete, den Schleier der Königin jeden Augenblick in Flammen aufgehen zu sehen, aber die Italiener sind geschickt und behende und machen alles mit respektvoller Grazie. Unsere Gondel streifte die königliche und — man denke! der König, der meinem Geliebten unlängst den Orden der italienischen

Krone verliehen hatte, erkannte ihn unter der Menge und rief ihm ein herzliches „Gutenabend!“ zu. Percy erhob sich, wodurch unser Nachen einen leichten Ruck erhielt. Unwillkürlich sprang auch ich in die Höhe, schwankte aber ein wenig und hielt mich an Percy fest. Umberto und Margherita glitten vorüber, Percy hielt mich mit einem Arm umschlungen, mein Hut war abgeflogen, und das Haar hatte sich dadurch gelöst ... Im selben Augenblick regnete es Rosen auf mich herab, und ein blutjunger Mensch, vermutlich ein Bruder Studio aus Padua, rief mir zu: „Bellezza!“ (Schönheit) und segelte vorüber.

Etwas verlegen sank ich auf den Sitz zurück und suchte nach der Nadel, die dem Haar entfallen war ...

„Laß dir huldigen,“ flüsterte Percy, „diese ganze Märchenstadt soll dir huldigen.“

Die Nacht sank tiefer herab, die prächtige Sommernacht, die im Süden keinen schwarzen, sondern einen dunkelblauen Mantel trägt, der mit großen, flimmernden Sternen verbrämt ist ...

Immer trunkener rauschte die Musik ... Horch, Rigoletto! Unter dem Zeichen Verdis und Viktor Hugos hatte ich Mahadöh gefunden und war ihm verfallen — wenn ich's recht erwäge —, als ich ihn zum erstenmal von weitem erblickte.

Wir lösten uns aus dem Gewühl der Gondeln heraus und fuhren weit über die Lagune ins offene Meer ...

Wie weit, wie lange? vermag ich es zu sagen? —

* *
*

Uralte griechische Legenden berichten von großen Künstlern, welche gleichzeitig Seher, Gesetzgeber, Ärzte waren, mit einem Worte Förderer und Beglücker ihrer Mitmenschen. Das waren Percys Ahnen. Oft vergleiche ich auch seine vielumfassende Tätigkeit mit dem universellen Genius des Leonardo da Vinci. In seiner Bescheidenheit wehrt sich mein Geliebter gegen solch Lob ... „Ich bin nicht würdig,“ sagt er, „dem Leonardo die Schuhriemen zu lösen: er war Maler, Bildhauer, Ingenieur und Musiker, Flugtechniker und Architekt, Geologe und Anatom, Botaniker und Physiologe, Erfinder wunderbarster Maschinen und Entdecker neuer Weltgesetze. Mit Recht preist ihn unsere Zeit als den Begründer moderner Wissenschaft. Gegen ihn bin ich ein Schatten, dessen Spuren im Winde verwehen.“

So spricht ein edler, echt menschlicher Mensch, während der Mittelmäßige sich aufbläht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie beseligend ist's, miteinander auf den Ursprung gegenseitiger Neigung zurückzukehren, sich alles, was darauf Bezug hat, ins Gedächtnis zu rufen, es neu aufleben zu lassen. Percy, der Verwöhnte, Vergötterte, glaubte sich von mir verehrt, bewundert, aber nicht geliebt. Als ich damals mein Armband im Atelier vergessen hatte, fand er es und legte sich's spielend ums Handgelenk; dabei öffnete sich die Kapsel, und Mahadöh sah sein Bildnis. Im ersten Augenblick überrascht, habe er sich dennoch gleich gesagt, daß er sich als mein Lehrer nichts darauf einbilden dürfe, denn Schüler trügen bisweilen ihres Meisters Bild als eine Art Talisman. Rückhaltlos schildert er mir die Qualen ohnmächtiger, verzehrender Eifersucht, die er empfand, als er das falsche Gerücht von meiner Verlobung mit Brünning vernommen hatte. An und für sich verdammt er die Eifersucht als sehr niedrigen Trieb und nennt sie mit Calderon „das größte Scheusal“, dennoch war er ihr verfallen mit Leib und Seele. Meine Krankheit und seine Angst, mich unrettbar zu verlieren, hat dann seine Gefühle so rapid gesteigert. Er konnte nicht anders, er mußte mich in die Arme schließen, als ich zum erstenmal wieder Palazzo Pisani betrat ... innerlich bebte sein Herz: wird sie mich von sich stoßen? — Wie lieblich er das alles zu sagen weiß!

Oft ist ja die Intimität eine Klippe, an der die Illusionen scheitern. Statt dessen bin ich nach jedem Zusammensein mit Percy stärker verzaubert. In Sylvio Castelli war ich verliebt, und dennoch überkam mich öfters Langeweile im Gespräch mit ihm; er hatte einen emphatischen Stil, wohinter sich innere Leere verbarg.

Weißt du, mit Percy kann man auch läppisches Zeug reden, das ist ja eben das Entzückende. Überhaupt posiert er nie.

Jeden Morgen beim Erwachen erhalte ich ein Briefchen von ihm. Sabine hat doch richtig prophezeit, als sie ihn gleich für meinen Bräutigam ansah.

Ein schönes Wort Lenaus schrieb mir Percy in seinem letzten süßen Billett: „Gottes Hand drückt mich so stark an dich, daß kein Loskommen mehr ist.“

* *
*

Du wirst dich in meinem Bibliothekzimmerchen recht heimisch fühlen, teuerste Elsbeth. Mein Meister, den ich als meinen Herrn und Gebieter betrachte, hat den Raum mit einem breiten Glasfenster versehen. Oben ist der Scheibe auf milchweißem Grund ein rubinrotes Herz eingebrannt, umgeben von einem Kranz üppiger Rosen. Auf den Bücherregalen wirst du seine sämtlichen poetischen Werke finden. „Venezianische Lieder“, mir zugeeignet, werden in London zu Weihnachten erscheinen. Ihr Motto lautet: „Liebe ist der Endzweck der Weltgeschichte, das Amen des Universums.“

Gibt es Liebe ohne Eifersucht? Wie oft ist diese Frage erörtert und doch nie genügend beantwortet worden! Ich habe die Entdeckung gemacht, daß ich nicht frei davon bin.

Nie würde ich mir erlauben, Percys Zimmer in seiner Abwesenheit zu durchstöbern. Denn es gibt nichts Erbärmlicheres als stupide Neugier. Aber stell' dir vor, Percys Schreibtisch war heute ganz bedeckt von Damenphotographien. Nun, das wäre angegangen! Aber es war in mindestens zwanzig verschiedenen Aufnahmen ein und derselbe Kopf ... ein süßes Gesicht, das Ideal eines Greuze, aber hochmodern frisiert und gekleidet. Londoner Fabrikat ... ei, ei, ei! sollte mir nicht ein wenig bange werden? Denn mit solchen Grübchenwangen, solchen Taubenaugen, solchem Polstermündchen kann ich nicht in die Schranken treten ...

„Das ist ja eine wahre Eruption weiblicher Reize!“ wollte ich dem eintretenden Percy entgegenrufen.

Er sah sehr ernst aus, beinahe kummervoll.

„Wer würde vermuten,“ sagte er, auf die Photographien deutend, „daß diese liebliche Else schon unter der Erde ruht? Ihr Witwer, ein guter Freund von mir, beauftragt mich, den Plan eines Mausoleums zu entwerfen und eine Statue seiner Isadora anzufertigen. Daher die eingesendeten Porträts ... Diese Arbeit kann gut werden, aber sie stimmt mich traurig, denn das Ende des jungen Weibes war allzu entsetzlich.“

„Erzähle,“ bat ich, meine eifersüchtige Regung innerlich bereuend und als grundalbern verwerfend.

„Oberst Richardson und Miß Isadora Plantagenet liebten sich leidenschaftlich. Die Eltern der jungen liebreizenden Erbin, um die ein Herzog sich bewarb, fanden die Verbindung mit dem tapferen Offizier nicht ganz standesgemäß und zögerten, ihr Jawort zu geben. Isadora ließ sich von ihrem Ritter entführen, worauf die Familie klein beigab. In Devonshire wurde die Hochzeit gefeiert. Nach der Trauung wollten die Neuvermählten eine Reise antreten. Als sie abends das Gepäck ordneten, nahm Richardson einen Revolver, um ihn zu sich zu stecken. Die Waffe entlud sich, und der Schuß traf die junge Frau so unglücklich in die linke Brust, daß sie tot zusammenstürzte.“

Ich brach in Tränen aus über die Grausamkeit solcher Schickung.

Percy machte sich Vorwürfe, mir von dieser Tragödie gesprochen zu haben ... „Ich darf mich nicht,“ sagte er, „mit Richardsons Auftrag beeilen, denn ich fürchte sehr, daß der Beklagenswerte seinem Opfer ins Jenseits folgt, sobald alles vollendet ist.“

Man ist versucht, sich des eigenen Glückes zu schämen angesichts der vielen, vielen blutenden Herzen, die das Weltall mit ihrem Jammer erfüllen.

Laßt mich einen Ring ins Meer werfen, ihr heimtückischen Götter!

— — — — — — — — — — — — — —

Nachts äffte mich ein böser Traum ... Mir war, als stände ich vor dem Fenster meiner kleinen Bibliothek und blickte zu dem rubinroten Herzen empor. Siehe da! Die Rosen, die es umgeben, waren verschwunden; ein Dornenkranz umgab das glühende Herz ...

Vor Schreck erwachte ich.

Percy, immer beruhigend, immer trostreich, behauptet, daß im Volk der Glaube gelte, beängstigende Träume bedeuteten Gutes.

zum Beispiel Feuersbrunst Hochzeit, ein Sarg ein Brautbett und so weiter.

Trotzdessen wünschte ich, nicht von Dornen geträumt zu haben. Solche Narrenspossen der Phantasie lassen doch immer eine gewisse Verstimmung zurück.

* * *

Für das Grabmal der Isadora Richardson skizzierte Percy in Wachs den Todesengel Asraël, von dem der Koran sagt, er habe die süßeste Stimme und ein goldenbesaitetes Herz. Rührenderes, Seelenvolleres als dieser kleine Entwurf ist nicht denkbar. Den Tod als Gerippe darzustellen, ist eine gräßliche Geschmacksverirrung der Christen, die mich von jeher empört hat.

Ich bat Percy, einen gleich poetischen Flügelboten des Himmels dereinst auf mein Grab zu setzen ...

„Rede nicht von dergleichen!" rief er, mich heftig umschlingend und so fest haltend, daß der Atem mir verging.

Seliger Geist der schuldlos Gefallenen, vergib, daß dein Grabesschmuck unter dem Küssen und Kosen zweier Liebender Form gewann! Beschuldige uns nicht der Blasphemie.

Im Vergleich zur Richardsonschen Tragödie erscheint mir das Los Romeos und Julias kaum noch beklagenswert —

Ein Luftzug, der durchs Fenster wehte, löschte mir gestern abend die Lampe aus und deutete mir, nicht weiter zu schreiben. Während der Nacht ging ein furchtbarer Zyklon über Chioggia nieder und richtete gewaltige Zerstörungen an. Den Fischern sind alle Barken zugrunde gegangen, viele Menschen sind von den Sturzwellen ergriffen und verschlungen worden. Not und Jammer ohne Ende.

Der Erste auf der Unglücksstätte ist Percy gewesen. Gott sei Dank, daß ich es nicht wußte. Sein Mut, seine Geistesgegenwart haben Wunder vollbracht ...

Nur ganz in der Eile kam er zu mir heran, nachdem er Kleider gewechselt hatte...

Trotz meiner flehentlichen Bitten will er ein zweites Mal hinaus mit Proviant und warmen Decken für die aller Mittel entblößten Frauen und Kinder ...

Wenn ihm nur nichts zustößt! Gott im Himmel! — Es regnet fort und fort, der Canale grande ist noch im Steigen begriffen ... Hätte er nur erlaubt, mich ihm anzuschließen!

Elsbeth, ich ängstige mich zu Tode ...

Von Traghetto zu Traghetto bin ich gelaufen und bot den Gondolieren Gold, damit sie mich nach Chioggia schafften ... „Das wäre Tollkühnheit bei dem schlechten Winde," meinten sie allesamt ...

Wie besinnungslos, naß bis auf die Haut, durchirrte ich die Gassen ...

Jetzt bin ich wieder unter Dach und Fach und versuche, dir zu schreiben ...

Elsbeth, wenn Percy, mein Liebesherr, mein Alles, nicht heimkehrte!!

Der Dornenkranz — das Herz — warum muß ich unablässig des bösen Traumes gedenken? war er ein Vorbote schrecklicher Ereignisse?

Vom Schreibtisch jage ich ans Fenster und starre in die Dunkelheit hinaus ... Vom Fenster flüchte ich wieder ins Zimmer zurück... Herznagende Unruhe, lauert der Wahnsinn hinter dir?

Percy, Percy, Percy, laß mich wieder zu dir hinüberlauschen ...

Erlösung, Elsbeth, jauchze mit mir, falle mit mir auf die Knie: seine Gondel mit den beiden roten Lämpchen hält vor Palast Pisani ...

Welch Dankopfer soll ich den himmlischen Mächten darbringen?

Laß mich ein Licht ans Fenster setzen ... der Geliebte wird gleich bei mir sein ... über die schwarzen Gewässer kommt er daher in seiner Herrlichkeit, ein Heiland in Sturm und Ungewitter!

— — — — — — — — — — — — — — —

Nicht Percy war's, aber doch ein Bote von ihm: Bastiano überbrachte mir ein Zettelchen seines Herrn, der mir zärtlichst anempfahl, ganz beruhigt zu sein, mich niederzulegen und alle Angst zu verschlafen. Percy bleibt über Nacht in Chioggia, kehrt morgen früh zurück ... „Dann bitte ich Ew. Holdseligkeit um eine Tasse Tee," schließt er.

Du solltest hören, wie begeistert Bastiano von Percys Heroismus berichtet! Der Sindaco und die Bevölkerung Chioggias behaupten, der heilige Markus, ihr Schutz-

patron, weile unter ihnen in Percy Mortons Gestalt.

Ich aber sage:

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.

Und nun will ich schlafen, fest und süß. Die Erschütterungen dieses Tages waren allzu heftig für eine Staubgeborene.

Vorher jedoch decke ich den Teetisch. Der Läufer, den du mit Sonnenblumen bestickteſt, die zierlichsten Tassen und Geräte werden aus dem Schrank genommen. Großmutters silberne Teekanne wird besonders von Percy bewundert. Er liebt den Empirestil.

Ganz in der Frühe backe ich Kuchen mit Dorette.

Gute Nacht, meine Freundin.

* *
*

Die Sonne scheint — ich sehe sie nicht.

Das Wetter ist warm — mir ist das Blut zu Eis erstarrt —

Percy ist nicht gekommen, als ich ihn erwartete. Drüben in seiner Wohnung liegt er bewußtlos ...

Die Ärzte geben Hoffnung ... ich lese in ihren Blicken sein Todesurteil ...

Der Fluch der alten Brünning geht jählings an mir in Erfüllung ...

Das Endziel meines Lebens wird eine Zelle im Irrenhause sein ... Geistige Umnachtung ist die unausbleibliche Folge für ein Menschengemüt, das in kürzester Zeit die ganze Fülle lachendster Seligkeit und wildester Verzweiflung empfand. Brich in tausend Scherben, elendes entgöttertes Leben, welches mir knappe zehn Monde flüchtiger Wonnen gewährte und mich hohnlachend in den Abgrund der Hölle hinabstößt!

Noch schlagen seine Pulse — noch klopft sein Herz, aber sein Auge ist schon gebrochen —

Triumphiere, böse alte Frau! fange sie auf, die blutigen Tränen deiner Opfer! frohlocke, Gorgone mit dem versteinernden Blick!

Es war verhängnisvoll, einen Mahadöh zu lieben ... er wird dem Erdenkind entrissen, er geht in voller Glorie in seine wahre Heimat, ins Jenseits zurück! ... Indem er einen Knaben vor den Augen der jammernden Eltern rettete und ihn ans Land brachte, versank Percy in den tosenden Wellen. Matrosen stürzten ihm nach unter dem furchtbaren Wehklagen der Menge ... noch einmal kam er empor, lebend!! prallte jedoch gegen einen Pfahl dicht am Ufer und verlor das Bewußtsein im selben Augenblick, als kräftige Arme ihn auffingen und dem Festland übergaben —

* *
*

Major Norbert Schwarz
an Elsbeth Freiin von Bergheim.

Venedig, Ende August.

Mein gnädigstes Fräulein!

Ihr geneigtes Schreiben wurde mir mit Verspätung aus Lerici in mein hiesiges Heim nachgesendet. Denn kaum las ich in der Zeitung von der Sturmkatastrophe, die dem edlen Morton das Leben kostete, so eilte ich nach Venedig. Vergeben Sie daher die Verzögerung meines Dankes.

Die Verwirklichung Ihres Vorhabens, so bald als möglich herzukommen, wäre ein echtes Werk der Barmherzigkeit. Nur Ihnen kann es gelingen, die arme Irma dem Leben und ihrem prächtigen Talent zurückgewinnen. Mehr als einmal verzagte ich bereits, unsere Freundin vor dem Äußersten zu bewahren. Mein Wunsch war, sie von hier zu entfernen, sie nach Lerici zu bringen in eine andere Umgebung. Allen Bitten blieb sie taub. Sie, meine Gnädigste, wissen ja hinlänglich, daß Irma in Percy Morton nicht allein den künstlerischen Pfadfinder verlor, sondern gleichzeitig den Mann, an dessen goldenem Herzen sie Trost und Schutz finden sollte vor dem Bannspruch ihrer Familie und der gesellschaftlichen Feme. Es ist ein furchtbarer Riß, den ihre Existenz erlitt. Ihre religiösen Gefühle sind nicht stark genug, um ihr Kraft und Ergebenheit einzuflößen. Das hängt einerseits mit der norddeutschen Erziehung zusammen, andererseits mit dem sanguinischen Temperament, welches dem lieben Gott nur so lange erkenntlich ist, als er sich gütig und willfährig erweist, seinen Heimsuchungen aber Groll und Verzweiflung entgegensetzt. Wie gesagt, es bedarf einer vertrauten Gefährtin, um Macht über die Vereinsamte zu gewinnen.

Ihrem Wunsche gemäß ergänze ich die Zeitungsnotizen, die Ihnen seit dem plötzlichen

Ableben des berühmten britischen Meisters zu Gesichte kamen. Nur bitte ich um Nachsicht für meinen altmodischen Gänsekiel, dem die Worte nicht so leicht und beflügelt entfließen, wie Sie es von Irmas zierlicher Stahlfeder gewohnt waren, als noch die „Tagebuchbriefe" regelmäßig von Venedig nach München flogen.

Hier angekommen, ging ich vom Bahnhof geradeswegs nach dem Trauerhause, dem Palast Pisani. Unterwegs erfuhr ich von weinenden Frauen, die gruppenweise in den Gassen umherstanden, daß Morton, der nicht mehr zum Bewußtsein gekommen war, in die Ewigkeit hinübergeschlummert sei. Etliche Kaufleute hatten ihre Läden geschlossen und mit Kreide auf die äußeren Türen geschrieben: „Unser Wohltäter ist gestorben."

Im Palaste selber fand ich die zahlreiche Dienerschaft in Tränen aufgelöst. Der Hinduknabe lag am Boden, jedem Zuspruch unzugänglich.

Bastiano führte mich in das Sterbezimmer, während die anderen Räume bereits versiegelt wurden. Von brennenden Kerzen mystisch angeleuchtet, ruhte der Tote unter einer violetten Sammetdecke in verklärter überirdischer Schönheit.

Bei diesem erschütternden Anblick konnte auch ich mich eines inneren Grolls gegen das grausame Schicksal nicht erwehren. Fortgerissen aus seinem vollsten Schaffen, aus der Blüte der Mannesjahre ein solcher Genius! Nahe der Stätte, wo einst Richard Wagner sterbend zusammengebrochen war, lag nun starr und kalt der britische Apostel der Schönheit!

Maler Terenzio, mit dem ich einen stummen Gruß wechselte, zeichnete am Fußende des Bettes. Er trocknete sich dabei verstohlen die Augen.

Bald mußte ich den obersten Würdenträgern Venedigs weichen. Alle kamen in feierlicher Reihenfolge, die teuren Züge ein letztes Mal zu schauen.

Depeschen über Depeschen liefen aus London ein, aus den verschiedensten europäischen Kunstzentren.

Eben stand ich im Begriff, mich zu entfernen, als vom Portal herauf ein weiblicher Aufschrei und wildes Jammern ertönte. Bastiano kam im Treppenflur auf mich zu und sagte sehr erregt: „Madonna mia! da ist die Señorita Diaz, die sich wie toll gebärdet. Sie behauptet, es wäre nicht wahr, daß der Padrone gestorben sei ... Eigens aus Pallanza sei sie hergekommen, ihn zu pflegen. Unser Herr mochte sie gar nicht leiden! was stört sie die heilige Ruhe des Todes? Reden Sie mit ihr, Herr Major —"

Nie habe ich einem unweiblicheren Schmerzensausbruch beigewohnt als dem Toben der kleinen Närrin Inisilla. Sie schien in einen ungebärdigen Dämon verwandelt, diese Tochter einer Zone, wo weibliche Stierfechter an der Tagesordnung sind. Mit dem Kopfe gegen das Treppengeländer schlagend, fluchte sie der Stunde ihrer Geburt und dieser Welt, auf der große wundervolle Männer sterben. Und zwischen ihrem Wüten schluchzte sie wiederholt: „Irma Osten ist gewiß bei ihm, aber er war doch **mein** Mahadöh! und mich wollen die bösen schändlichen Leute nicht hinauflassen ..."

Ich bedeutete ihr mit allem Aufgebot von Geduld und Sanftmut, daß sie unmöglich Einlaß begehren könne wegen der Anwesenheit des Bürgermeisters und seiner Genossen. Die kleine Person machte Miene, mir die Augen auszukratzen, ließ es aber dabei bewenden, mich mit Schmähreden zu überschütten ...

„Barbar" und „Satan" waren ihre glimpflichsten Ausdrücke. Dann kehrte sie mir den Rücken, stampfte mit dem Fuß auf, ballte die Fäustchen und trabte — gottlob! — an ihre Gondel zurück. Dem Vernehmen nach ist sie nach Pallanza zurückgereist, nachdem sie sich ohne Wissen ihrer Eltern von dort entfernt hatte.

Und nun Irma: sie saß tränenlos in einem Winkel ihres Zimmers, die Arme um Fido, Mortons schottischen Hund, gelegt. Ohne ein Wort der Begrüßung reichte sie mir die Hand.

Die alte Dorette, die mir öffnete, hatte mir schon zugeflüstert: „Es ist ein Jammer, wie unser Fräulein sich härmt."

Fido erkannte mich und bezeigte Freude über mein Erscheinen. „Er weiß alles," sagte Irma, das edle Tier streichelnd, „hat alles begriffen." Und mit rascher Wendung fragte sie mich: „Sie kommen von drüben?" worauf sie bestimmt, ja gebieterisch erklärte,

sie müsse den Entschlafenen sehen, Abschied von ihm zu nehmen. Und als sie meine bedenkliche Miene sah, flüsterte sie: „Leise, ganz leise und verstohlen laßt mich ihm Lebewohl sagen und ihm die letzte Gabe bringen ...“

Sie hielt ihr langes abgeschnittenes Haar in Händen, den reichen, vielbewunderten Schmuck ihres jungen Hauptes ...

Lange weilte sie im Sterbezimmer, wo wir sie allein ließen.

Daß ihre Fassung nur scheinbar war, verhehlte ich mir nicht. Die Wohltat der Tränen schien der Ärmsten ganz versagt. Ihr Blick hatte etwas unheimlich Verglastes.

Es war Abend geworden. Ich hatte mit Bastiano die Nachtwache am Totenbett übernommen. Irma bat in so rührender Weise, von diesem heiligen Amte nicht ausgeschlossen zu werden, daß man es ihr nicht verweigern konnte.

So blieben wir drei bei dem Herrlichen, den wir verloren haben.

Seltsam, daß Mortons letzte Arbeit das Wachsmodell eines Todesengels war! Die Schere der erbarmungslosen Parze klirrte bereits, als er das elegische Figürchen gestaltete. Zu sehr vertraute er seinem Stern und setzte in tollkühner Großmut sein kostbares Leben aufs Spiel!

In der Frühe mußten wir die sterbliche Hülle des Freundes verlassen, denn die Einbalsamirung sollte stattfinden.

Nun begann die Not mit Irma. Sie warf sich den Ärzten entgegen und versicherte mit bebender Stimme, Morton habe mehrfach geäußert, er wolle nicht begraben, sondern gleich nach seinem Ableben verbrannt werden. Darauf sollte unter Musik seine Asche in das Meer versenkt werden.

Dieser Wunsch eines Dichters konnte jedoch nicht in Erfüllung gehen, da sich darüber nichts Schriftliches vorfand, überhaupt kein letzter Wille; Sterbegedanken lagen noch zu fern.

Die Genossenschaft der bildenden Künste Londons telegraphierte dem hiesigen Sindaco, daß eine Deputation aus England eintreffen werde, Mortons Leiche in Empfang zu nehmen und nach der Themsestadt zu geleiten. Percy Morton soll im Westminster ein Ehrengrab erhalten.

Sie fragen, mein gnädigstes Fräulein, nach Frau von Osten. Sie schrieb an Irma aus der Sommerfrische eine Art Kondolenzbrief. Irma öffnet in ihrer Trostlosigkeit nicht einen einzigen der massenhaft eintreffenden Briefe, sondern übertrug mir das Geschäft, die verschiedenen Siegel zu brechen. Welch eine wunderliche Frau ist und bleibt die „Gletscherfee“! Nichts berührt sie tief. Zwischen ihren Zeilen ist sogar eine gewisse Befriedigung herauszulesen. Insgeheim preist sie die Vorsehung, welche ihr Konflikte mit Irma und Morton ersparte. Sie fordert die Tochter auf, zu ihr zu kommen, würde aber sehr verlegen sein, wenn Irma der Einladung folgte. Trost zu spenden ist nicht die Sache dieser Egoistin.

Der Andrang zur Trauerfeier in der angloamerikanischen Kapelle war ein so starker, daß eine ungezählte Menschenmenge in der Straße stehen bleiben mußte. Prediger Wood soll ergreifend gesprochen haben. Ich habe von alledem nichts gehört und gesehen, weil ich Irma sozusagen nicht aus den Augen lassen durfte. Provisorisch wurde der von Künstlerhand gefertigte Doppelsarg mit dem teuren Verblichenen im Garten eines hiesigen Engländers auf der Giudecca beigesetzt.

Schmerzlich beunruhigte es mich, Irma in eine unheimliche Apathie versinken zu sehen. Nur zu oft ist solcher Stumpfsinn der Vorbote des Selbstmordes. Einzig die Nachricht, daß die englische Regierung den Palast Pisani ankaufen und darin ein Morton-Museum errichten will, schien ihr einige Teilnahme abzugewinnen, zumal da sie, als letzte Schülerin des Meisters, vielfach dabei zu Rate gezogen werden soll. Aber trotzdem haben wir noch nicht gewonnenes Spiel. Bleiben Sie nicht allzulange fern, mein verehrtes Fräulein! Unsere dringendste Aufgabe ist es, die Entmutigte zu überzeugen, daß sie ein Leben, welches ihr hohe Stunden, Seel' an Seele mit einem Genius gewährte, nicht eigenwillig fortwerfen darf. Percys gottbegnadetes Schönheitsempfinden muß ganz und voll auf sie übergehen und die Schutzwehr bilden zwischen ihr und der brutalen Rauheit dieser Welt. So schwer der Meltau auf der armen Blume lastet, so wollen wir sie wieder mit aller möglichen Schonung der Sonne zuwenden. Irmas

ureigenstes Wesen „licht und freudenhold“ muß obsiegen. Könnte sie sich nur entschließen, Venedig auf einige Zeit zu verlassen! Sie wühlt sich in ihren Schmerz hinein und möchte sich darin vergraben.

Helfen Sie mir, Gnädigste, sobald als möglich. Gefahr ist im Verzuge.

Mit Gruß und Handkuß verbleibe ich ganz ergebenst Ihr Sie hochschätzender

N. Schwarz, Major a. D.

P. S. Männerbriefen fehlen meist die den Damenepisteln angehörigen Nachschriften. Allein ich muß Ihnen noch zweierlei mitteilen. Wir alle samt und sonders hatten vergessen, daß dem Entschlafenen eine Witwe lebt und eine lachende Witwe obenein. Diese nun ist plötzlich aufgetaucht, um Mortons reiche Hinterlassenschaften habgierig in Empfang zu nehmen. Sie zeigt sich ostentativ auf dem Balkon des Palastes, der unglücklicherweise Irmas rotem Häuschen gegenüberliegt ... ein kleines blondes Persönchen, widerwärtig hübsch, dem ich für mein Leben gern Grobheiten sagen möchte. Die britische Nation besteht aus einer seltsamen Mischung: man trifft auf hervorragend feinste seelische Komplikation oder auf heillose Borniertheit und Unbildung. Aber sehen Sie, meine Gnädigste, „es ist ein Geist des Guten in dem Übel“: die heftige Antipathie, welche Missis Morton in noch höherem Grade Irma einflößt, sei's auch nur von weitem, ist gewissermaßen heilsam für unsere Leidtragende, denn sie wird dadurch von ihrem bodenlosen Gram etwas abgelenkt; ich bemerke, daß das starre Entsetzen aus ihrem Blick zu entweichen beginnt; allmählich öffnet er sich wieder dem Alltäglichen, Gegenwärtigen, das nun einmal unser Dasein beherrscht, mögen wir uns noch so sehr dagegen verschließen. Jene unliebsame Nachbarschaft wird Irma veranlassen, mit Ihnen und mir an das Mittelmeer oder in das toskanische Gebirge zu gehen. Ich wäre für Vallombrosa unweit Florenz. Haben wir sie erst dort, so muß sich an ihr Nietzsches Wort erfüllen: „Man kommt immer wieder einmal ans Licht, man erlebt immer wieder eine goldene Stunde des Sieges.“

Und nun zum Schluß: Sabine Ebersburg, seit vierzehn Tagen die Gattin eines durchaus angenehmen, nicht mehr ganz jungen Herrn von Helberström, nahm auf ihrer Hochzeitsreise den Weg über Venedig, um Irma zu besuchen. Coriolans wunderliche Tochter ist ganz umgewandelt, verständig und offenbar glücklich geworden. Die wohltuende Tatsache, daß ihr jemand gut ist, sie für voll ansieht, hat dieses im Wachstum bisher zurückgebliebene Frauengemüt entfaltet. Sie sprach wahrhaft ergreifend und schön über Morton und sein tragisches Ende. Irma war überrascht und zeigte Teilnahme für die einstmals kaum geduldete, lästige Sabine. Mortons Güte, meinte unsere Freundin, sei nicht ohne Einfluß auf die jetzige Frau von Helberström geblieben, was allerdings nicht unmöglich ist.

Mit Gruß und Handkuß verbleibe ich, gnädigstes Fräulein, Ihr untertänigster

N. Schwarz, Major a. D.

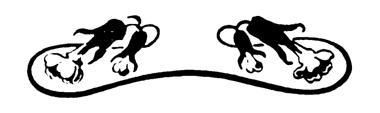
* * *

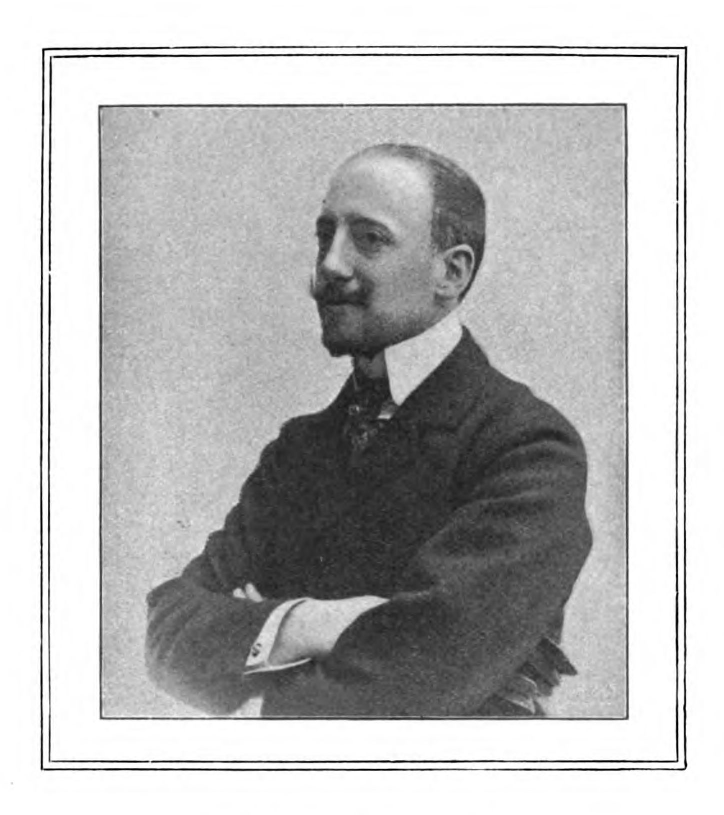
Irma an Elsbeth.

Freundin, du hast mich nie im Stich gelassen und willst auch jetzt das schwere Opfer bringen, zu mir Abgestorbenen, Elenden zu kommen. Führe mich, wohin du willst, ich muß fort von hier, seit da drüben die unbarmherzigen Hammerschläge erschallen und kistenweise das Herrlichste pietätlos fortgesendet wird ...

O, dieser brutale Lärm in meinem verlorenen Paradiese! jeder Nagel bohrt sich mir ins gekreuzigte Herz ... Wer die rechtmäßige Witwe Mortons ist, weißt nur du auf Erden, Elsbeth!

Früher rettete man sich ins Kloster, heute sucht man in der Arbeit Trost und Kraft.





Gedichte

von

Gabriele d'Annunzio

Deutsch von Else Schenkl

Ritter, Tod und Teufel

Auf einem alten Blatt, in Holz geschnitten
Von Dürer, ist ein Ritter, der zum Streite
Mit Drachen schwergepanzert zieht — beritten
Auf stahlgeschirmtem Roß. Ihm trabt zur Seite,

Wie wenn er ihn als Schwertgenoß begleite,
Der Tod ganz ohne Rüstung; und als dritten
Seh' ich den Teufel hinten zum Geleite;
Er kommt als Knecht zu Fuß herangeschritten. —

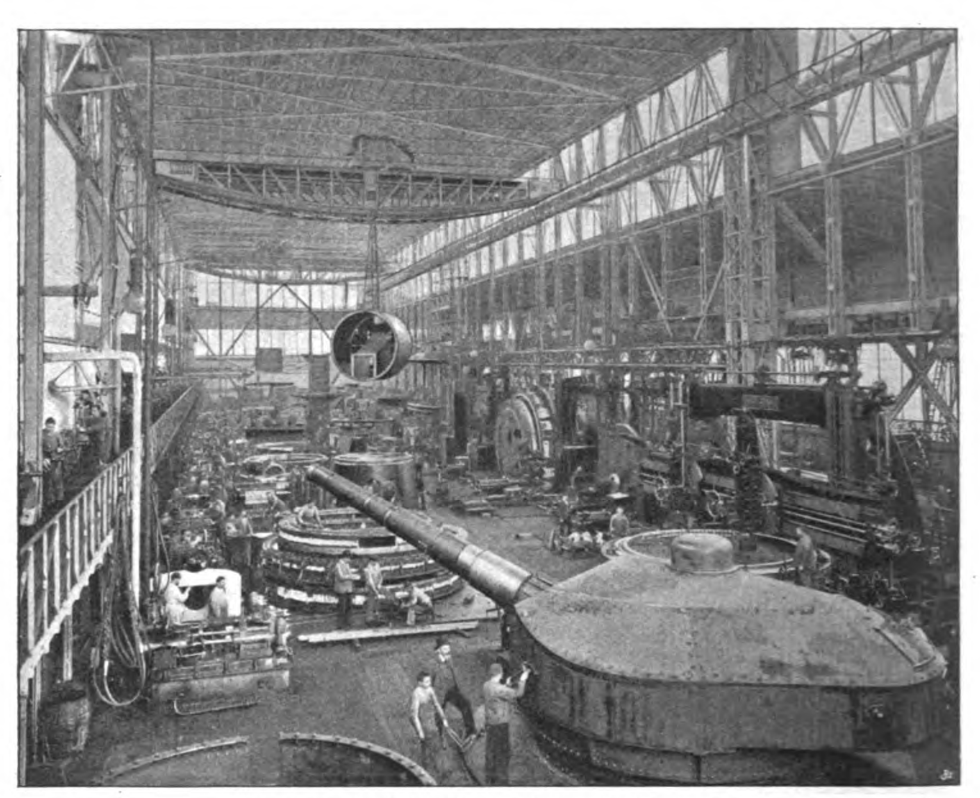
Es ist nicht lang', seit ich mit diesem Troß
Zum Kampf um Lieb' und Kunst im Walde trabe.
Mir graut nicht des Gefährten aus dem Grabe;

Laut lachend treibt der andere Genoß:
Daß ich dich, Holde, schon — vor mir zerfloß
Ein jeder Spuk — geraubt im Sattel habe.

Ballade

Stumm liegt jetzt des Waldes Paradies,
Das einstmals erklang von deinem Befehle.
Wo ist die Stimme, die meine Seele
Und den Wald, wenn sie klang, erbeben ließ?

Vom Walde kamen die Rehe gesprungen,
Hatten sie fern deine Stimme vernommen.
Ihre Augen glänzten in Menschenweise
Freundlich vom Schatten. Wie Hündlein kommen
Zum Futter, so folgten die hellbraunen Jungen
Traulich dem Ruf zur lockenden Speise.
Wie lachtest du süß, wenn ganz zart und leise
Deine Hände ihr zartes Genage —
Als ob es schüchtern um mehr noch frage —
Liebkoste! ... Lauschend blieben verklungen
Das Rauschen der Esche, der Nachtigall Klage,
Seit sich dein Lachen vernehmen ließ.



Montagewerkstatt für schwere Schiffs- und Küstentürme.

Die Entwickelung der Kruppschen Werke

unter Friedrich Alfred Krupp

Von

Tony Kellen

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Indem F. A. Krupp auch den Schiffbau in den Kreis seiner Tätigkeit aufnahm, schritt er nicht dazu, ein vollständig neues Unternehmen ins Leben zu rufen, sondern er stützte sich auf ein Werk, das durch seine Bauten für Kriegs- und Handelsflotten in der deutschen Schiffbauindustrie eine bedeutende Rolle spielte. Die Firma Krupp übernahm nämlich im Jahre 1896 den gesamten Betrieb der Schiff- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft „Germania" zunächst auf eigene Rechnung, erwarb sie aber am 1. April 1902 als eigentümlichen Besitz. Die Werft führt jetzt die Bezeichnung „Fried. Krupp, Aktiengesellschaft Germaniawerft".

Die Anlagen der Germania umfaßten die in Gaarden bei Kiel gelegene Germaniawerft und die mit einer Gießerei und Kesselschmiede verbundene Maschinenfabrik in Tegel bei Berlin. Die Maschinenfabrik war 1825 als eine bescheidene Werkstatt mit zehn Arbeitern von F. A. Egells in Berlin gegründet worden. Das inzwischen in eine Aktiengesellschaft umgewandelte Unternehmen erwarb 1879 die „Norddeutsche Werft" in Gaarden bei Kiel. Die vereinigten Werke konstituierten sich 1882 als die Schiff- und

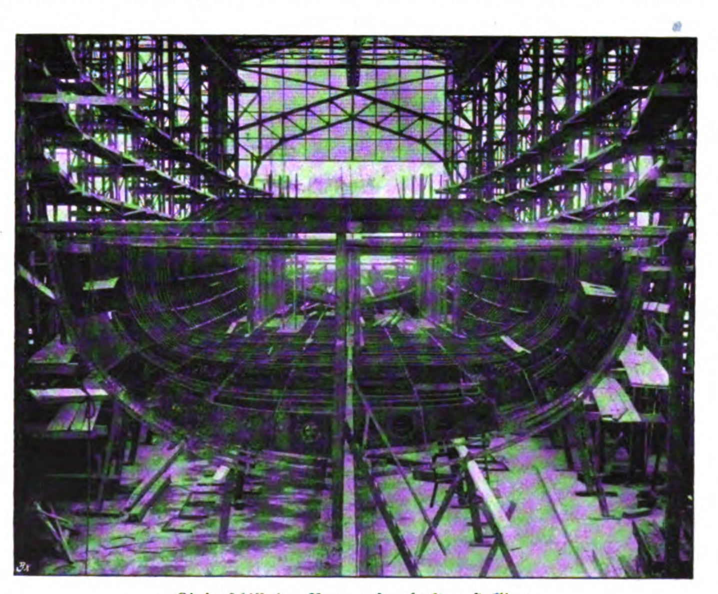


Tiegelstahlblock für eine Schiffswelle unter der 5000-Tonnen-Presse.

Zu Kellen: Die Entwickelung der Kruppschen Werke.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

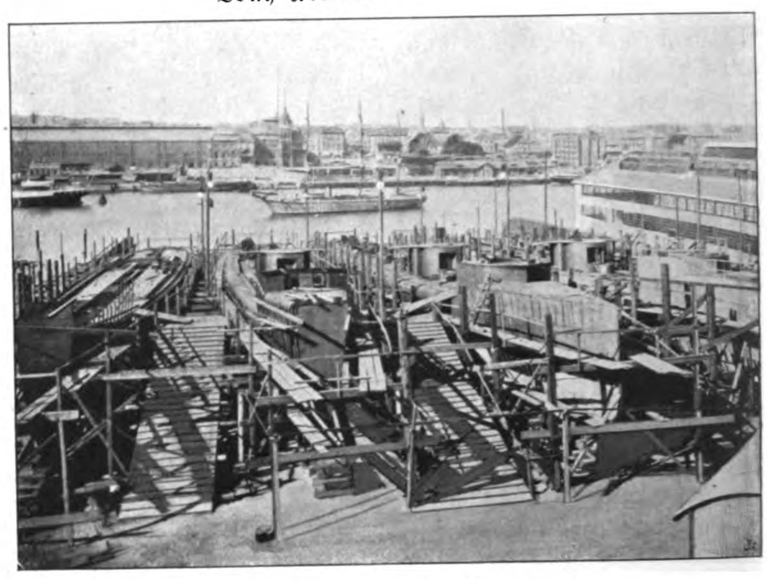
Maschinenbau-Aktiengesellschaft Germania. Als F. A. Krupp dieser Gesellschaft näher trat, mußten ihre Werke zu den hervorragendsten in ihrer Art gerechnet werden. Die Tegeler Maschinenfabrik war die erste Deutschlands, aus der Kriegsschiffsmaschinen hervorgegangen sind; sie stellte eine in jeder Beziehung modern eingerichtete Anlage von bedeutendem Umfange dar, die etwa tausend Arbeiter beschäftigte. Nachdem sie endgültig in den Besitz Krupps übergegangen, ist sie bei der von ihm vorgenommenen Umgestaltung der Germaniawerft in Kiel dorthin verlegt und dadurch auch örtlich mit dieser vereinigt worden. Auch die „alte Werft" der Germania war eine durchaus leistungsfähige Anlage, wie die aus ihr hervorgegangenen Bauten beweisen; sie ist die einzige Privatwerft, die an allen für voll geltenden Linienschiffsklassen der deutschen Marine mit je einem Bau beteiligt war. Es würde zu weit führen, auf die Aufzählung der einzelnen einzugehen, es mögen nur die von der alten Werft vom Stavel gelassenen Linienschiffe „Zähringen" und „Braunschweig" (11800 bezw. 13200 Tonnen Wasserverdrängung) sowie das erste auf der neuen Werft erbaute Linienschiff „Hessen" (ebenfalls 13200 Tonnen Wasserverdrängung) genannt werden. Unter der großen Zahl von großen und kleinen Kreuzern, Torpedokreuzern und Torpedobooten, die die Werft für die deutsche und fremdländische Marinen baute, sei als besonderer Erfolg der für die russische Marine gelieferte Kreuzer „Askold" (6000 Tonnen Wasserverdrängung) erwähnt. Während für den „Askold" 19000 Pferdestärken und eine Fahrtgeschwindigkeit von 23 Knoten bedungen waren, hat er bei seinen Probefahrten eine höchste Maschinenleistung von 23600 Pferdestärken und in tiefem Wasser eine Fahrtgeschwindigkeit von 24,5 Knoten erzielt und damit also die ausgedungenen Forderungen um ein Erhebliches übertroffen.



Linienschiff im Bau auf gedeckter Helling.

Obgleich die alte Werft eine durchaus leistungsfähige Anlage war, hätte sie wohl nicht lange mehr den stets wachsenden Anforderungen des modernen Schiffbaues entsprechen können. In dem Umbau und den Erweiterungen, die F. A. Krupp mit ihr vorgenommen hat, zeigt sich wieder jener Geist, der uns aus der Anlage des Panzerplattenwerkes ansprach, der frei von jeder Ängstlichkeit, auf der Höhe seiner Aufgabe stehend, klar und vorausschauend und mit offener Hand anordnet. So wurde aus der Germania ein Unternehmen, dem in der Reihe der ersten Schiffswerften der Welt ein Platz gebührt, und das den übrigen Schöpfungen F. A. Krupps ebenbürtig an die Seite tritt.

Durch Umtausch von Gelände der alten Werft gegen entsprechendes der kaiserlichen Werft und durch Erwerb neuer Grundstücke wurde das Areal der Germaniawerft abgerundet, auf 235000 Quadratmeter erweitert und so eine Wasserfront von nahezu einem Kilometer geschaffen. Die Tegeler Maschinenfabrik wurde nach Kiel verlegt und mit in die dortigen Neuanlagen aufgenommen. Den Hauptzug der neuen Werft bilden die sieben Hellinge, von denen vier über-



Bau von Torpedobooten auf freier Helling.

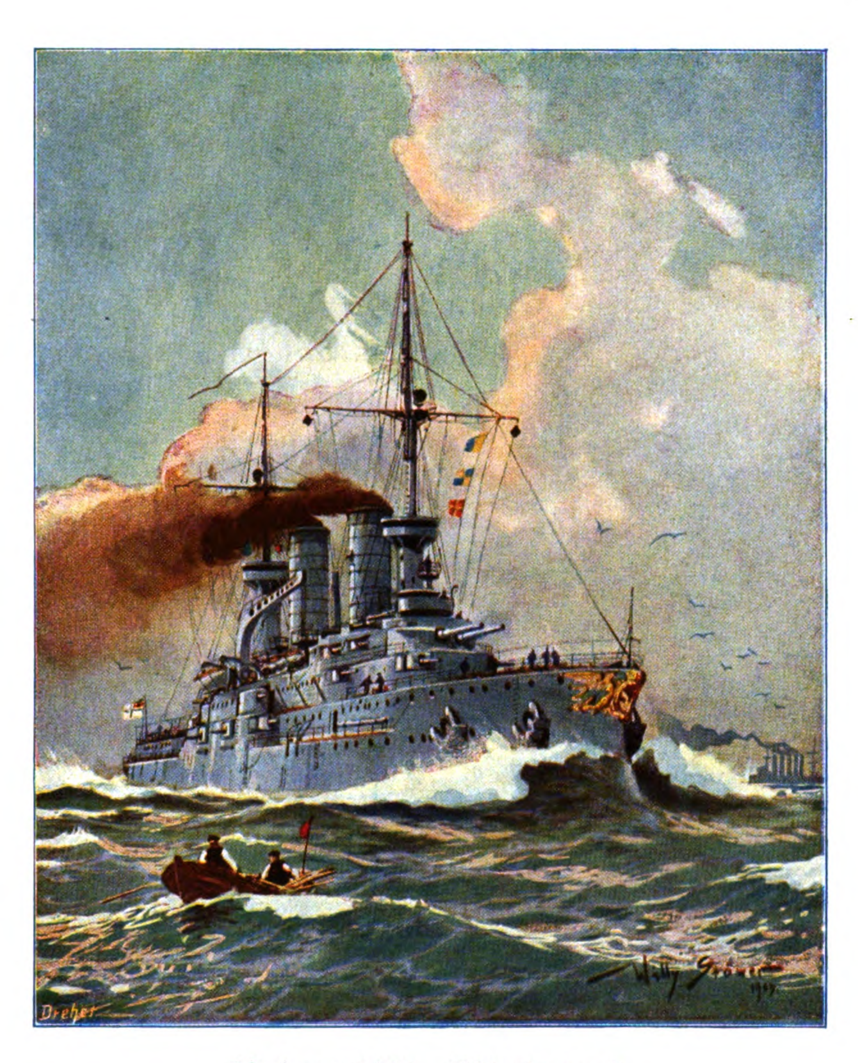
dacht sind. Ihre Länge steigt stufenmäßig von 115 bis 195 Meter bei einer Breite von 26 bis 30 Metern. Außer diesen sieben ausgeführten sind noch drei weitere Hellinge geplant, wie überhaupt für die ganze Anlage die Möglichkeit einer Erweiterung in demselben Verhältnis (30 Prozent) vorgesehen ist. Als die größeren sind die zur Zeit noch nicht ausgeführten Hellinge gedacht, deren größter eine Länge von 255 Metern haben wird. Neben den großen gedeckten ist ein breiter offener Helling angelegt, auf dem gleichzeitig fünf bis sechs Torpedoboote von 400 bis 500 Tonnen Wasserverdrängung auf Stapel gelegt werden können.

Die zahlreichen Werkstätten umfassen alle zum Schiffbau gehörigen Anlagen, außerdem aber eine Kessel- und Kupferschmiede, die Maschinenbauwerkstatt, eine Probierstation für Maschinen und Dampfkessel usw. Eine große elektrische Zentrale liefert die für die Beleuchtung und den Antrieb nötige elektrische Kraft. Nach voller Inbetriebsetzung der Neuanlagen in dem zunächst festgesetzten Umfange können sie etwa siebentausend Arbeitern Beschäftigung geben.

Gehen wir jetzt zu der dritten Schöpfung F. A. Krupps über, die wir mit der Panzerplattenanlage und dem Umbau der Germaniawerft als die Großzügigkeit seines Unternehmungsgeistes kennzeichnend in eine Reihe stellten, nämlich zu dem Hütten- und Stahlwerk Rheinhausen. Ein durchaus modernes Werk sollte hier an dem Ufer des Rheins entstehen, das alle erprobten Erfindungen und Erfahrungen auf metallurgischem und ökonomischem Felde berücksichtigte. Es war F. A. Krupp nur noch vergönnt, zu diesem großartig entworfenen Unternehmen den Grund zu legen. Bei seinem Tode waren in Rheinhausen drei Hochöfen im Betriebe. Was an der Anlage auch dem Laien sofort in die Augen fällt — den Fachmann wird auch das moderne Gepräge der Hochöfen mit einer



Uferkran von 150 Tonnen Tragfähigkeit.



Linienschiff „Zähringen".

Zu Kellen Die Entwickelung der Kruppschen Werke.

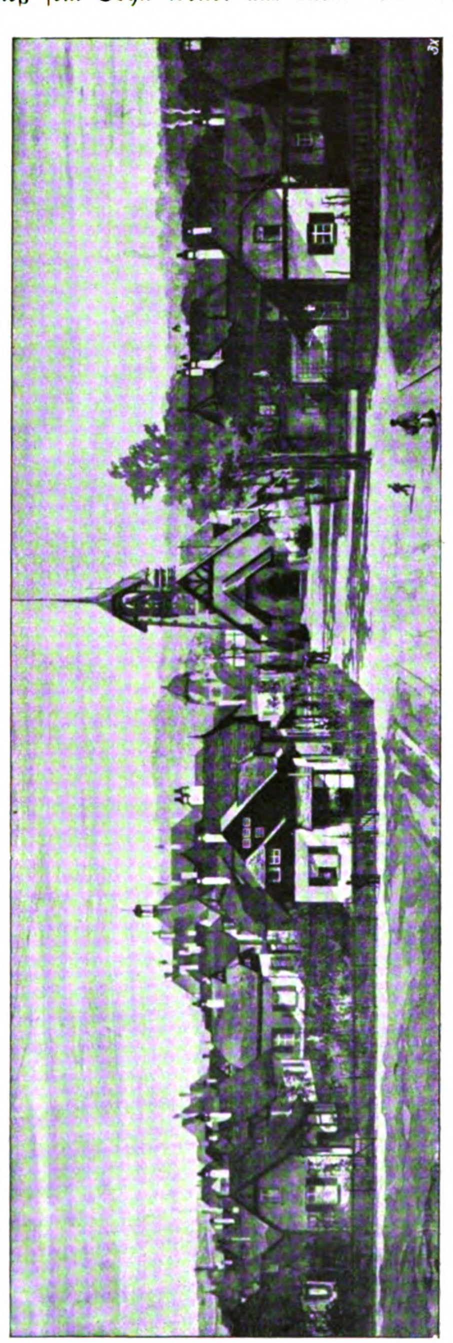
Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Kapazität von 180 bis 230 Tonnen Roheisenerzeugung in vierundzwanzig Stunden, die Cowper Winderhitzer, die Gebläsemaschinen usw. interessieren —, ist ihre Übersichtlichkeit: klar und frei wie ein Modell liegt sie vor uns. Als abweichend von der gewohnten Silhouette der Hochofenanlagen fallen Ausladevorrichtungen auf, die an den Ufern des beim Werke angelegten, mit dem Rhein in Verbindung stehenden Hafens aufgestellt sind. Sie sind amerikanischen Systems und waren die ersten dieser Art, die in Deutschland in Betrieb gesetzt wurden. Diese Ausladevorrichtungen entladen die an der Kaimauer verankerten, mit Erz beladenen Kähne mit einer Geschwindigkeit von je 30 Tonnen in der Stunde.

Gegenwärtig werden in Rheinhausen drei weitere Hochöfen errichtet, ferner sind die Grundsteine zu einer Reihe von Betrieben gelegt, um in weiterer Ausführung des ursprünglichen Planes dort ein vollständiges Eisenwerk mit Thomaswerk, Martinöfen, Schienen- und Blechwalzwerken zu errichten.

Kein Industriegebiet hat in der kulturellen Entwickelung moderner Völker die Bedeutung, welche der Erzeugung und der Verarbeitung des Eisens zukommt, keines kann Unternehmungen von solchen riesenhaften Umfängen aufweisen, und auf keinem wurde daher bei dem oft plötzlichen Zusammenziehen großer Arbeitermassen an einen Ort die Wohnungsfrage brennend wie hier, auf keinem stellte sich so energisch die Notwendigkeit ein, Einrichtungen zum Schutze des Arbeiters und zur Sicherung einer angemessenen Lebenshaltung zu treffen. Der klare Blick Alfred Krupps hatte auch hier vorausschauend den Gang der Dinge erkannt und Jahrzehnte, bevor die Gesetzgebung und die Organisationen eingriffen, hatte er in seinem aufblühenden Werke Einrichtungen zum Wohle der Arbeiter getroffen. Was die spätere Gesetzgebung zum Schutze des Arbeiters gegen Krankheit und Unfall, gegen Not im Alter vorzusehen veranlaßt wurde, das hatte im wesentlichen Alfred Krupp schon Jahrzehnte früher in seiner Fabrik eingeführt, und mit Recht konnte der preußische Minister v. Puttkamer die Kruppsche Fabrik als den klassischen Boden der Arbeiterfürsorge bezeichnen.

Was der Vater als weitblickender Fabrikherr in praktischem Geiste begonnen, das ließ sein Sohn weiter ausbauen. Es war



Der Altenhof.

unter den Aufgaben, die sein Beruf ihm auferlegte, diejenige, der er sich mit besonderer Liebe hingab, an deren Lösung er unausgesetzt mit dem edlen Eifer einer von

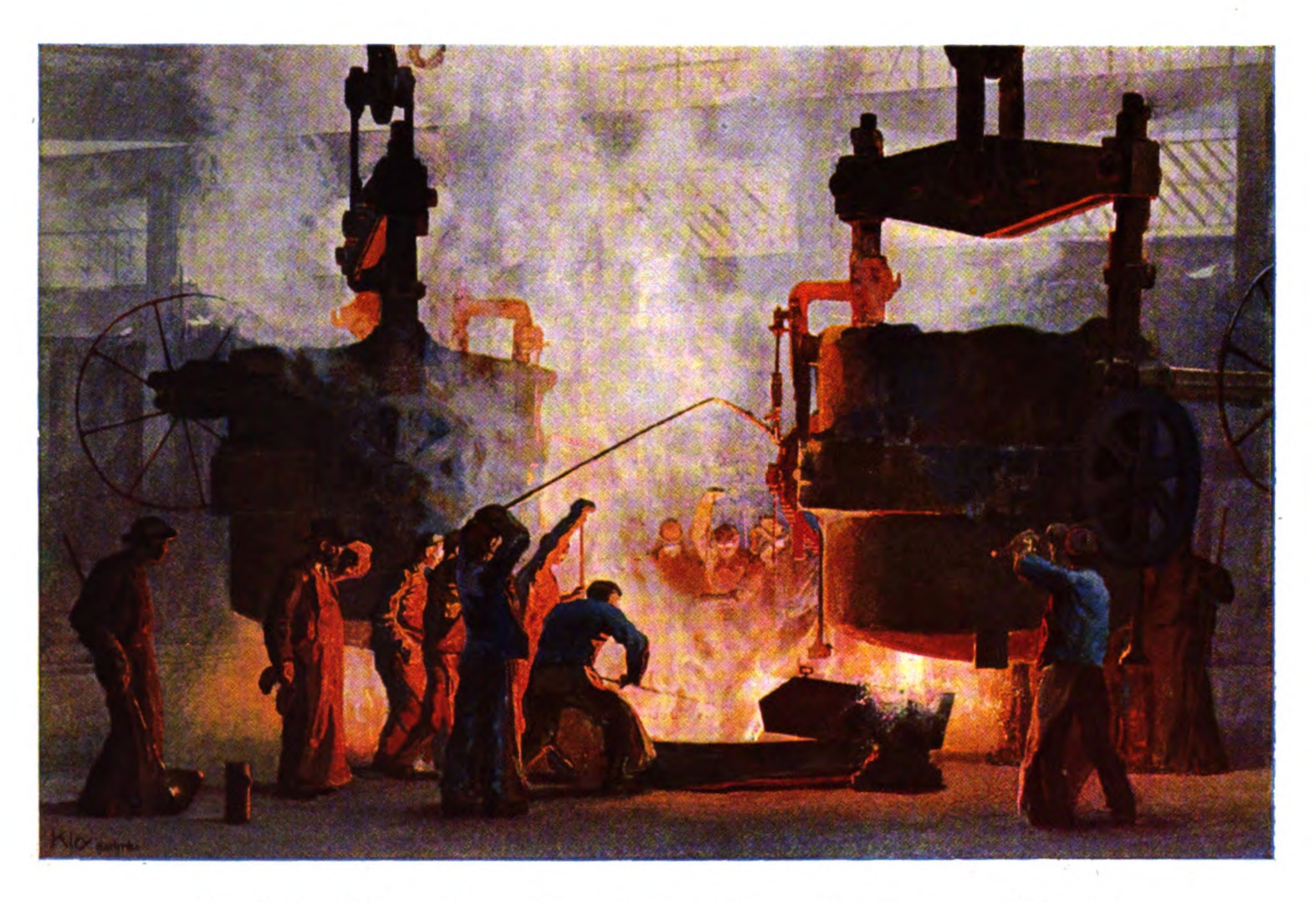


Katholische Kapelle und Erholungshaus im Altenhof.

wahrer Menschenliebe erfüllten Seele arbeitete. Ist die Bedeutung F. A. Krupps für die industrielle Entfaltung seiner Werke nicht immer richtig gewertet worden, so ist seinen Verdiensten als Schöpfer mustergültiger Einrichtungen zum Wohle seiner Arbeiter die höchste und allgemeinste Anerkennung nicht versagt geblieben.

F. A. Krupp besaß ein lebhaftes Verständnis für die Verhältnisse des kleinen Mannes; so groß war sein Mitgefühl für die oft unverschuldete, durch Krankheit und Sorge um das tägliche Brot verursachte Not des Lebens, daß der traurige Gedanke an die Unabwendbarkeit solches Geschickes ihm die Lebensfreude verderben konnte. Wo Not zu seiner Kenntnis kam, half er schnell und mit freigebigster Hand, Mildtätigkeit war sozusagen ein ununterdrückbarer Zug seines Wesens. Es kostete ihn oft einen inneren Kampf, nicht zu geben, wo sein Herz ihn trieb, sein moralisches Empfinden ihn aber abhalten mußte, zu helfen. Und er gab in der selbstlosesten Weise, nicht Dank im einzelnen, nicht Anerkennung im großen beanspruchend oder erwartend, ja nicht einmal wünschend; die Entgegennahme formeller Dankabstattungen war ihm, wie jedes gewissermaßen offizielle Hervortreten seiner Person, peinlich. Still und unerkannt liebte er zu helfen, befriedigt in dem Bewußtsein, Not gelindert, Menschen eine frohe Stunde bereitet oder, wenn es sich um größeres handelte, der Kunst, der Wissenschaft, den idealen Bestrebungen der Menschheit einen Dienst geleistet zu haben. Wie mancher Künstler, wie manche wissenschaftliche Institute sind von ihm unterstützt worden, ohne daß man erfahren, woher die Hilfe kam. So erzählt beispielsweise der Leiter der biologischen Station in Plön, daß F. A. Krupp mit einer anonymen Spende an der Begründung des Institutes seinen Anteil hatte, was ihm erst nach dessen Tode durch Vergleich von Handschriften bekannt wurde.

Die Tätigkeit F. A. Krupps im Dienste der Fürsorge für seine Arbeiter wurde nicht nur durch die praktischen Gesichtspunkte des Arbeitgebers geleitet, sie floß aus höherer, edler Quelle, aus echter Humanität. Nicht nur sann er stets auf neue Mittel, wie er das Los seiner Arbeiter verbessern, wie er sie in allen Lebenslagen schützen könne, sondern er strebte auch in seiner idealen Sinnesart

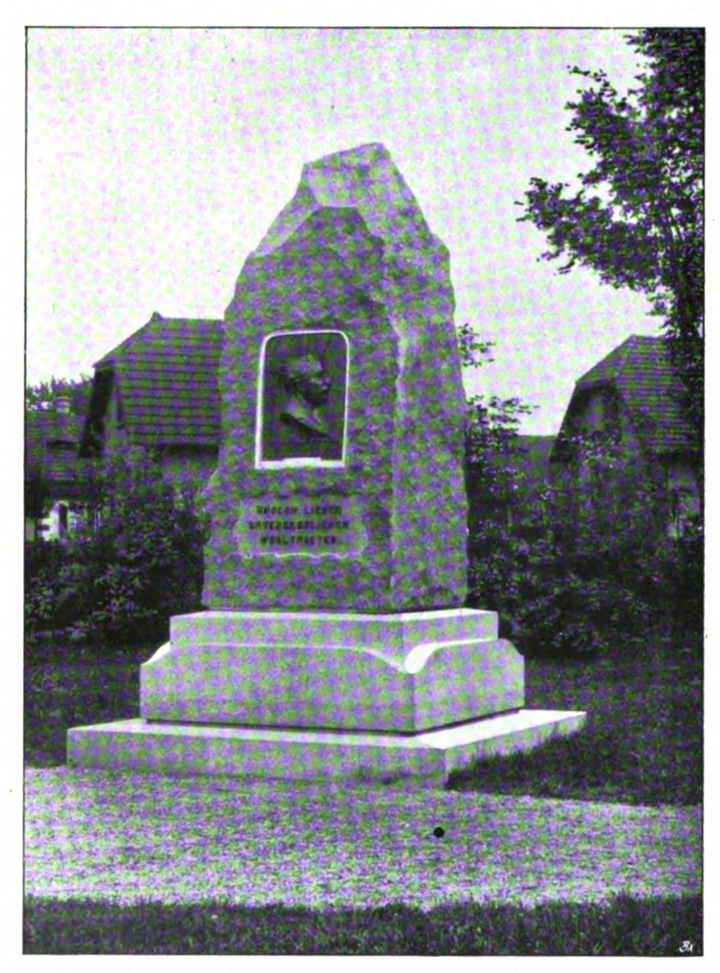


Im Martinwerk IV: Gießen einer 50 Tonnen schweren Bramme aus zwei Pfannen.

dahin, in das Leben seiner Arbeiter die heitere Freude am Schönen und die Erbauung am Höheren hineinzutragen, ihr Gemüts- und Geistesleben anzuregen. Daher entwickelten sich im Laufe der Jahre auf den Kruppschen Werken Einrichtungen, die auf dem Gebiete des Kassen- und Arbeiterversicherungswesens weit über das vom Gesetze vorgesehene Maß hinausgehen, die eine große Zahl von persönlichen Stiftungen umfassen, welche dem Arbeiter in allen Notlagen zu Hilfe kommen, die auf dem Gebiete des Arbeiterwohnungswesens Schöpfungen aufweisen, welche die Bewunderung und die Nachahmung interessierter Kreise hervorgerufen haben, und die auf dem Gebiete des Arbeiterbildungs- und Erholungswesens vorbildlich geworden sind.

Neben der durch die Reichsgesetzgebung geregelten Altersrente sichern dem Kruppschen Arbeiter die Arbeiterpensions-, Witwen- und Waisenkasse der Firma Krupp die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter und schützen nach seinem Tode Witwe wie Waisen vor Mangel, und sollte er selbst vor der zum Genuß der Pension berechtigenden Dienstzeit arbeitsunfähig oder seiner Familie durch den Tod entrissen werden, so stellen die von F. A. Krupp gegründeten und reich dotierten Stiftungen, die Arbeiter- und Invalidenstiftung, die Mittel zur Verfügung, ihn und die ihn überlebenden Seinigen vor Not zu bewahren. Befällt Krankheit ihn oder seine Familie, so springen ihm über das durch die gesetzlichen Krankenkassen vorgeschriebene Maß hinaus verschiedene Unterstützungskassen und Stiftungen helfend bei, erleichtern ihm und den Gliedern seiner Familie die Aufnahme in das Kruppsche Krankenhaus und nach überstandener Krankheit in das noch näher zu würdigende Erholungshaus.

Zahlen reden eine überzeugende Sprache. Sehen wir uns also einmal an, welche baren Aufwendungen für soziale Zwecke die Firma Friedrich Krupp in den zehn Jahren 1891 bis 1900 einschließlich im Interesse ihrer Angestellten gemacht hat. Es betrugen in diesem Zeitraume bei einer durchschnittlichen Arbeiter- und Beamtenzahl von 20429 allein die freiwilligen, nicht auf gesetzlicher Verpflichtung beruhenden Leistungen nahezu 28000000 Mark (27661093 Mark), das ist das fünf- bis sechsfache dessen, was die Firma für soziale Zwecke außerdem auf



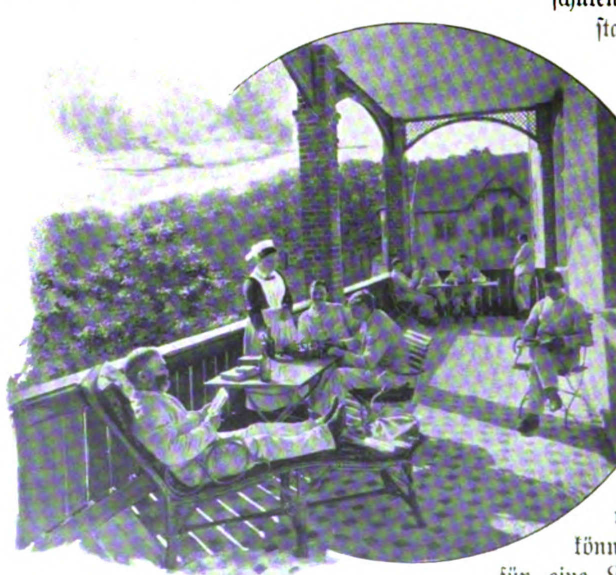
Von den Altenhofbewohnern errichtetes Denkmal F. A. Krupps.

Grund der sozialen Gesetzgebung zu zahlen hatte. Jährlich machten diese Ausgaben für soziale Zwecke — gesetzliche und freiwillige zusammen — durchschnittlich etwas über 3000000 Mark aus.



Kaiserin Auguste Viktoria-Erholungshaus.

Wenn die Kruppsche Fabrik einerseits durch diese Einrichtungen für ihren Arbeiter sorgt, daß er ruhigen Herzens in die Zukunft schauen kann, so gibt sie ihm anderseits auch Gelegenheit, selbst mitzubauen an der Befestigung seiner Lebensstellung. Der Kruppsche Lebensversicherungs-Verein erleichtert ihm unter Gewährung besonderer Vergünstigungen den Erwerb einer Police, durch die Spareinrichtung ermuntert die Firma ihn, einen Groschen für kommende Tage zurückzulegen, indem sie ihm eine Verzinsung von 5 Prozent sichert und alljährlich in Höhe von 1 Prozent der gesamten vorhandenen Sparguthaben Prämien im Betrage von 500, 300, 100 und mehrere zu 50 Mark aussetzt, die unter die Sparer verlost werden. Auch in seiner Lebenshaltung bieten die Einrichtungen der Firma ihm Vorteil. Fast alle seine Lebensbedürfnisse kann er in den verschiedenen Zweigen der Konsumanstalt decken. Er kauft dort gute und preiswerte Waren und hat noch die Freude, daß ihm am Schluß des Geschäftsjahres ein ansehnlicher Rabatt (7 bis 8 Prozent) auf sein Jahreskonto ausgezahlt wird. Weiter sind ihm Erleichterungen in der Ausbildung seiner Kinder geboten durch die Kruppsche Volksschule im Altendorfer Bezirk, ferner für die Knaben durch die von der Firma materiell unterstützten Fortbildungsschulen in Essen und Essen-West, für die Mädchen durch die Kruppschen Industrie- und Haushaltungsschulen. Viele dieser Einrichtungen bestanden bereits, als F. A. Krupp in seines Vaters Stelle trat. Diese hat er weiter ausgebaut und manche neue hinzugefügt.



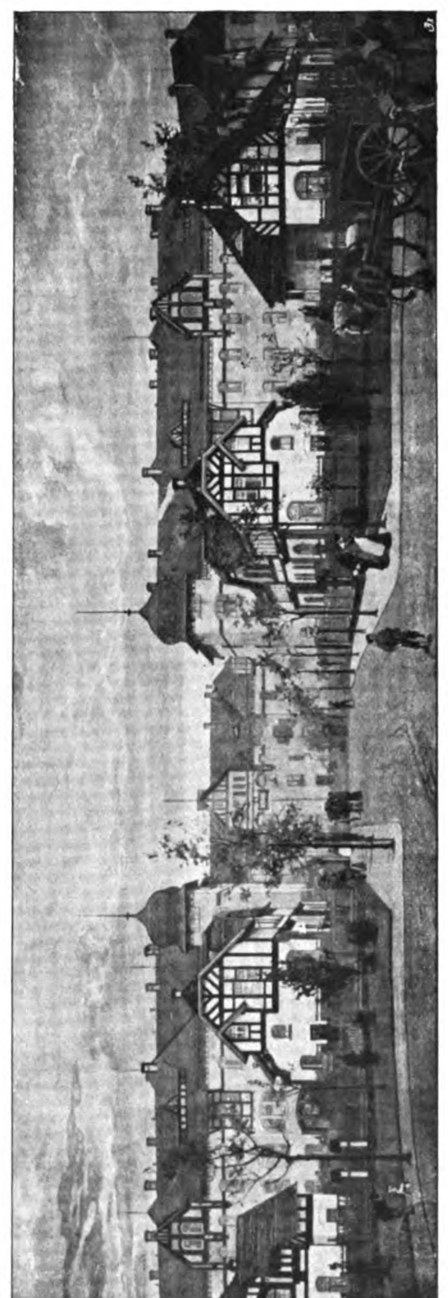
Auf der Veranda des Erholungshauses.

Alfred Krupp hatte gewiß ein warmes Herz für seine Arbeiter. Vor der Arbeit hegte er die höchste Achtung, wie auch sein ganzes Leben ausschließlich ernstester und aufreibendster Arbeit gewidmet war. Darum sorgte er in väterlicher Weise für den Arbeiter, damit keine Sorge ihn drücke und er sich ganz seiner Arbeit, seinem Beruf hingeben könne. Beruf, ungeteiltes Interesse für eine Lebensaufgabe, das war Alfred Krupps eigener Lebensinhalt, das allein

schätzte und erkannte er bei seinen Beamten, bei seinen Arbeitern an.

Im Gegensatz zu seinem Vater hatte Friedrich Alfred Krupp Verständnis für das Bedürfnis der Erholung, körperlicher wie geistiger. Bei seinem regen Wissenstriebe begriff er, daß anregender Gedankenaustausch in geselligem Verkehr, daß geistige, außerhalb des Berufes liegende Interessen nicht abzulenken brauchen, sondern unter Umständen gerade dem Geiste Erholung bieten, ihn frisch erhalten zur Berufsarbeit und ihm neue Hilfsmittel und neue Kraft zuführen. Darum suchte er sie bei seinen Arbeitern und Beamten zu wecken und zu nähren und rief Einrichtungen ins Leben, welche dahin zielten. So ließ er ein schönes Beamtenkasino erbauen und in den Räumen einer Bierhalle ein Werkmeisterkasino unterbringen. An Einrichtungen, die, als gesunder Erholung und Unterhaltung dienend, sich F. A. Krupps Gunst und Unterstützung zu erfreuen hatten, obwohl sie nicht ausschließlich für die Angehörigen seiner Werke bestimmt waren, seien ferner genannt der Essener Turn- und Fechtklub, dessen Gründer er war, und dem er im Anschluß an das Beamtenkasino reich ausgestattete Turn- und Fechträume errichtete; der aus Kruppschen Arbeitern bestehende Gesangverein „Gemeinwohl" und das städtische Orchester von Essen, das er verpflichtete, je an einem Wochentag in den Kolonien Kronenberg und Schederhof zu spielen. Krupps besonderen Interesses erfreute sich namentlich auch gleich bei seinem Entstehen der Kruppsche Bildungsverein, der von der Firma mit materiellen Mitteln unterstützt wird. Die Vereinigung dient der Pflege der Unterhaltung, Belehrung und Geselligkeit durch Veranstaltung von Konzerten, wissenschaftlichen Vorträgen, Ausflügen und geselligen Abenden der verschiedensten Art. Der Kruppsche Bildungsverein gibt auch eine monatlich erscheinende Zeitschrift „Nach der Schicht" heraus.

Zu den Einrichtungen zur Förderung geistiger Interessen gehört aber vor allem auch die 1899 von F. A. Krupp gegründete Bücherei, die „Bücherhalle" genannt. Mit 8000 Bänden aus allen Gebieten der schönen und belehrenden Literatur, unter Ausschluß streng wissenschaftlicher Werke, die in der technischen Bibliothek des Werkes gesammelt werden, wurde begonnen. Heute,


Eingang der Kolonie Friedrichshof.

nach vier Jahren, reicht die Zahl der Bände an 39000 heran. Die Tagesausleihe ist auf durchschnittlich 900 Bände gestiegen und beweist, daß die Einrichtung sich des regsten

Zuspruchs von Arbeitern und Beamten erfreut. Erstere waren, nach einer Aufstellung zu Ende des Jahres 1903, mit 79 Prozent an der Benutzung beteiligt. Um die Einrichtung möglichst leicht und allseitig zugänglich zu machen, sind in einzelnen Arbeiterkolonien und Außenwerken Zweigausleihestellen eingerichtet worden. In der Kolonie Friedrichshof ist in jüngster Zeit eine Lesehalle eröffnet worden.

Im Einklang mit dem Geiste, dem die eben genannten Einrichtungen ihr Entstehen verdanken, stand das Streben F. A. Krupps, in der Fürsorge für seine Arbeiter über das Maß des Notwendigen hinaus auch dem Angenehmen und dem Schönen einen Raum zu gewähren. Im Gegensatz zu den vom Vater erbauten Arbeiterkolonien, die dessen Anschauungsweise entsprechend praktisch, gesund, sauber, aber nüchtern und schmucklos sind, tragen die baulichen Schöpfungen F. A. Krupps ein anderes, heiteres Gepräge. Nicht gelten mehr praktische Gesichtspunkte allein, hier walten ästhetische Rücksichten mit, hier weht ein Zug von Behaglichkeit und Lebensfreudigkeit. Unter anderen kommt das auch zum Ausdruck in der Konkurrenz, welche die Firma Fried. Krupp in Verbindung mit dem Rheinischen Verein zur Förderung des Arbeiter-Wohnungswesens zu Düsseldorf ausschrieb, von dem Gedanken ausgehend, daß es möglich sein müsse, einfache, jedoch behagliche, zweckmäßige und schöne Möbel zu schaffen, die geeignet sind, Empfänglichkeit und gesunden Geschmack für Behaglichkeit und Schönheit in das Leben des schlichten Mannes hineinzutragen. Solche Einrichtungen waren in dem Kruppschen Arbeiterwohnhaus auf der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen; sie sind nicht teurer als die mit allerlei falschem Zierat ausgestatteten, feinere Holzarten imitierenden bisherigen meist unsoliden Möbel. Ich brauche auf diese Ausstattungen der Kruppschen Arbeiterwohnungen nicht näher einzugehen, da die „Monatshefte" darüber in anderem Zusammenhang erst kürzlich (Märzheft 1903) an der Hand zahlreicher Abbildungen gehandelt haben.

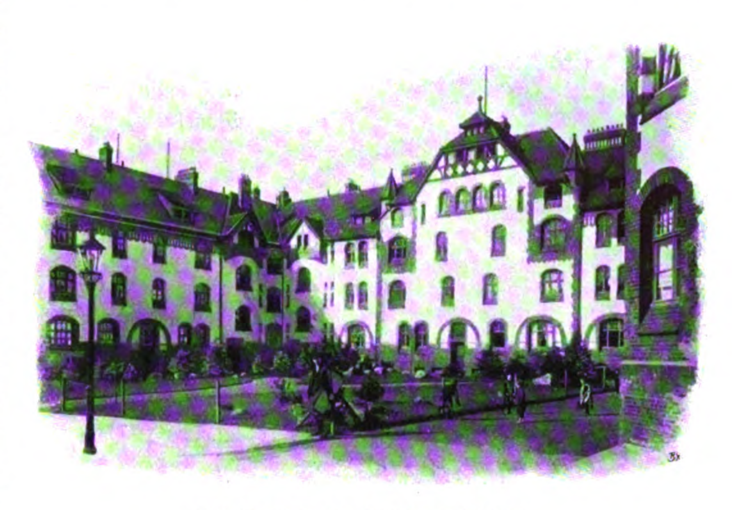


Arbeiterkolonie in Gaarden bei Kiel.

Seit den siebziger Jahren war auf den Kruppschen Werken ein Stillstand in der Erbauung von Arbeiterwohnungen eingetreten; der Aufschwung der Fabrik nach dem Antritt F. A. Krupps veranlaßte ihn, sie wiederaufzunehmen. Neben dem Ausbau der schon bestehenden, besonders der Kolonien Baumhof und Kronenberg, schuf er drei neue Kolonien: Alfredshof, Altenhof und Friedrichshof. Die beiden ersteren sind nach dem Cottagesystem angelegt, bei letzterer ist das Problem der „Mietskaserne" in hygienischer und ästhetischer Beziehung zu lösen versucht und auch mit vielem Glücke gelöst worden.

Die Kolonie Alfredshof wurde, vom Jahre 1894 beginnend, auf einem ungefähr zwanzig Minuten südwestlich von der Fabrik gelegenen Grundstück errichtet, das Raum für etwa 500 Häuser bietet. Zurzeit geben die dort erbauten Cottages, für je eine, zwei oder vier Familien eingerichtet, etwa rund 250 Wohnungen ab. Auch bei den Zwei- und Vierfamilienhäusern hat jede Familie ihren besonderen Eingang und ihren besonderen Garten, so daß keine Hauswirtschaft mit der anderen in Berührung kommt. Die Fundament- und Umfassungsmauern der Erdgeschosse sind stets massiv von Ziegelsteinen und Kalkmörtel hergestellt, die übrigen Wände

in Holzfachwerk mit Ziegelausmauerung. Putzflächen, Ölanstrich des Holzwerkes, Veranden an den Eingängen, Verwendung von roten und von grauen Dachziegeln bringen Farben- und Linienwechsel in das Gesamtbild. Zusammenwirkend mit geschickter Straßenführung, mit Abwechselung in der Stellung der Häuser zur Straße wird mit einfachen Mitteln ein äußerst belebtes, anmutiges landschaftliches Bild erreicht, dessen Reiz im Sommer und Herbst noch durch das Grün der Gärten und die Farbenfülle der Blumen gehoben wird.



Hofanlagen in der Gaardener Kolonie.

Ähnlich in der Anlage ist die Kolonie Altenhof, nur wirkt hier alles noch viel reizvoller, intimer. Auf dem Alfredshof wohnen mitten im Leben stehende, rüstige Arbeiter mit ihren Familien, dort tummeln sich fröhliche, lärmende Kinderscharen, dort schaffen emsige Hausfrauen im Garten und Haus, weiße und bunte Wäsche deckt den Bleichrasen oder flattert im Winde. Alles atmet frisches, rühriges Leben. Über dem Altenhof liegt dagegen die Stille des Friedens. Hier wohnen die Alten, die nach arbeitsreichen Tagen ausruhen am Abend des Lebens. Weit von der Fabrik in der Rüttenscheider Gemarkung am Saume des Waldes hat F. A. Krupp verdienten, altersmüden Arbeitern ein Heim gegründet. Am Tage, an dem das von den Werkangehörigen zu Ehren Alfred Krupps gestiftete Denkmal enthüllt wurde, hat der Sohn in Ausführung eines vom Vater gehegten Wunsches durch Stiftung eines Kapitals von einer halben Million Mark den Grund zu dieser Kolonie gelegt, in der Wohnungen für alte, invalide Arbeiter und ihre Witwen zu freier, lebenslänglicher Benutzung errichtet werden sollten. Das Kapital ist durch spätere Schenkungen bedeutend erhöht worden. Der Altenhof umfaßt zurzeit etwa 190 Wohnungen. In der Kolonie befinden sich eine katholische und eine evangelische Kapelle, Bauwerke von eigenartigem und charaktervollem Ausdruck. Auch durch den Bau dieser beiden Kapellen zeigte F. A. Krupp wiederum wie bei so mancher anderen Gelegenheit, daß er bei Zuwendungen für religiöse Zwecke keine der bestehenden christlichen Konfessionen einseitig bevorzugte, daß er vielmehr die religiösen Bedürfnisse beider Konfessionen in gleicher Weise würdigte. Der Altenhof erfreute sich des besonderen Interesses F. A. Krupps. Mit Stolz zeigte er ihn seinen auf Hügel weilenden Gästen, auch liebte er es, mit den alten Leuten vertraulich zu plaudern und sich nach ihren Freuden und Sorgen zu erkundigen. Groß war daher auch die Liebe und Anhänglichkeit, die er unter ihnen genoß, und als der Tod ihn abrief, war ihr erster Gedanke, wie sie ihrem Herrn ein Zeichen ihrer Dankbarkeit widmen könnten. Sie beschlossen, zusammenzusteuern zu einem Denkmal, das sie ihrem „lieben Herrn Krupp“ in der Kolonie errichten wollten, und das, ehe sie noch erfuhren, daß der Verstorbene in seinem Testament ihrer gedacht und jeder Familie oder jedem Witwer 1000 Mark, jeder Witwe 500 Mark als Vermächtnis ausgesetzt hatte. Am 14. Juni 1903 ist dieses Denkmal in der Gestalt eines Granitobelisken, der ein Medaillon mit dem Bildnis des Verstorbenen zeigt, enthüllt worden. Es rührt von der Hand des Münchener Mei-

sters Lang her, der auch der Schöpfer des Grabdenkmals für Alfred Krupp ist. Bezeichnend für das innige, vertraute Verhältnis zwischen F. A. Krupp und „seinen Alten", wie er die Bewohner des Altenhofs nannte, ist die einfache Inschrift des Denkmals, durch welche die Altenhöfler nach eigener Wahl ihren Gefühlen einen ungesuchten natürlichen Ausdruck verliehen. Sie enthält nur die schlichten, aber gerade deshalb um so eindrucksvolleren Worte: „Unserem lieben, unvergeßlichen Wohltäter".



Das sogenannte „Logierhaus" in Kiel.

Im Altenhof steht auch das Kaiserin Auguste Viktoria-Erholungshaus für rekonvaleszente oder erholungsbedürftige Arbeiter, im Stile so gehalten, daß es sich harmonisch dem architektonischen Bilde der Kolonie einfügt. Die innere Einrichtung, dem Zwecke des Baues entsprechend und durch hygienische Rücksichten bestimmt, spricht durch vornehme Gediegenheit an. Die Lage auf der Höhe eines nach Süden sanft abfallenden Abhanges, der, als prächtiger, wohlgepflegter Park gehalten, bis an den Waldrand hinabreicht, bietet den Rekonvaleszenten nicht nur frische, stärkende Luft, sondern entrollt auch vor ihrem Auge ein herzerfreuendes, landschaftliches Bild.

Friedrichshof, 1899 begonnen und auf einem südlich der Fabrik in der Nähe des Baumhofes gelegenen Grundstück erbaut, ist die jüngste der Kruppschen Arbeiterkolonien. In Rücksicht auf den hohen Wert des Bodens wurde hier, wie schon gesagt, das System des Etagenhauses gewählt. Zu Blocks vereinigt, gruppieren sich die Häuser um drei große Höfe, die als gärtnerische Anlagen und Spielplätze für die Kinder gehalten sind. Durch wirkungsvolle Gliederung, durch loggienbelebte Fassaden, farbige Anstriche der Holzteile, durch Putzflächen, abwechselnd mit Ziegeln, ist auch hier ein mannigfaltiges, freundliches Bild der Kolonie erreicht worden.

Auch in der Nähe seiner Besitzung auf dem Hügel, am Brandenbusch, ebenso wie auf einzelnen Außenwerken, hat F. A. Krupp Arbeiterkolonien errichten lassen, die alle das gleiche Gepräge tragen und nach denselben leitenden Gesichtspunkten erbaut sind.

Die Vereinigung praktischer und künstlerischer Auffassung verleiht den unter F. A. Krupp errichteten Bauten ein charakteristisches, auf den persönlichen Einfluß des Bauherrn zurückzuführendes Gepräge. F. A. Krupp war ein geborener Architekt, der nicht nur mit feinem künstlerischem Geschmack begabt war, sondern auch einen ausgeprägten Sinn für Raumverhältnisse und Anordnung der Räume nach praktischen und hygienischen Gesichtspunkten besaß.

Denselben klar ausgesprochenen persönlichen Geschmack, dem wir in den architektonischen Schöpfungen Krupps begegnet sind, entwickelte er auch auf anderen Kunstgebieten, besonders dem der Malerei. Daher finden sich in seiner Gemäldesammlung auf dem Hügel manche Erstlingswerke von Meistern, deren späterer Ruf die Richtigkeit seines Urteils bestätigte. Sein Geschmack neigte mehr der modernen Richtung zu, und mancher Name von gutem Klang unter den modernen Meistern findet sich in seiner Sammlung. Als echter Mäcen hat er manches junge Künstlertalent ermutigt und mit reichen Mitteln unterstützt.

Wie auf die Kunst, so erstreckte sich Krupps Interesse auch auf die Wissenschaft. Er zog

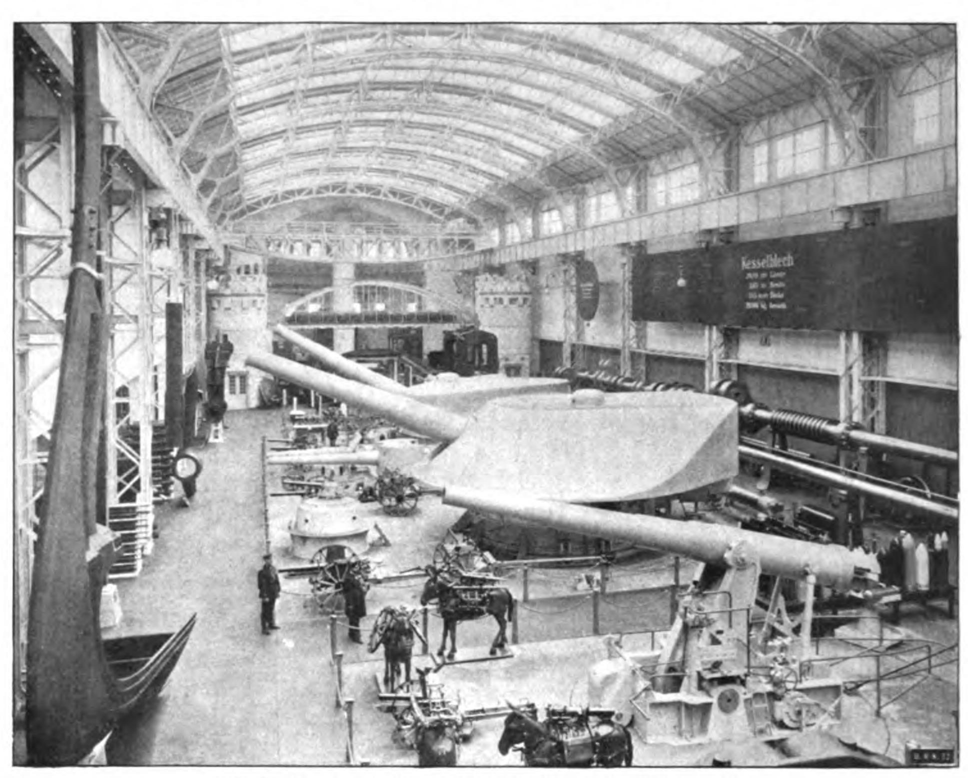
die mannigfaltigsten Wissensgebiete in den Kreis seiner Studien hinein, wie er denn unablässig bestrebt war, sein Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Sein intimes Verhältnis zu allen Zweigen seines ausgedehnten Werkes setzte schon voraus, daß er mit allen technischen Fragen wohl vertraut sein mußte. Über neue Gebiete der technischen Wissenschaften oder über Erfindungen ließ er sich stets eingehende Berichte erstatten. Er war vor allem Metallurg und war über alle die Stahlfabrikation betreffenden Vorgänge mit gründlichen fachmännischen Kenntnissen ausgerüstet. Die auf der Düsseldorfer Ausstellung zu Tage getretenen Fortschritte der Maschinenindustrie erregten sein höchstes Interesse, und tagelang hat er dort in der Maschinenhalle in eingehender Betrachtung verweilt.

Von Jugend an dem Studium der Naturwissenschaften zugetan, bewegten sich seine wissenschaftlichen Arbeiten zunächst mehr auf den seinem Beruf als Metallurgen näher liegenden Gebieten der Chemie und Physik. Aber nach und nach erwachte in ihm der Wunsch nach Erweiterung seiner naturgeschichtlichen Kenntnisse. Seit Anfang der achtziger Jahre hatte er, angeregt durch den Reichtum der Essener Formation an Fossilien, auf dem Hügel eine paläontologische Sammlung angelegt, an die sich im Laufe der Zeit eine geologische, mineralogische und eine zoologische Kollektion anschlossen, die in ihrer Gesamtheit ein Naturalienkabinett von ganz beträchtlicher Bedeutung darstellen. In der Herstellung mikroskopischer Präparate brachte Krupp es zu einer Fertigkeit, die es ihn mit manchem Fachgelehrten hätte aufnehmen lassen können. Als praktischer Forscher erwies er sich auch bei der Tiefseefischerei, der er in den letzten Jahren seines Lebens mit besonderem Eifer oblag. Bei seinen Forschungsfahrten war er nicht etwa passiver Zuschauer, sondern legte selbst Hand mit an und notierte alle irgendwie wichtigen Einzelheiten beim Fange, die er mit scharfem Auge beobachtete. Der Wert der Ergebnisse seiner 1901 auf der „Maja“ und 1902 auf dem „Puritan“ ausgeführten Forschungsreisen für die Bereicherung der Biologie des Mittelmeeres ist auch in der Gelehrtenwelt anerkannt worden.

Als Leiter des größten Stahlwerkes Deutschlands hatte Krupp die Pflicht, die Werke in wissenschaftlichen und technischen Fortschritten auf der Höhe zu erhalten. Aber seine Auffassung von seinem Beruf beschränkte sich nicht auf den Ehrgeiz, die führende Stellung in der deutschen Eisenindustrie zu behaupten, sie schwang sich zu höheren Gesichtspunkten auf. Er begriff, daß der Name Krupp ein nationales Gut geworden, daß da, wo deutscher Geist und deutscher Fleiß seine Erzeugnisse ins Feld führen wollte gegen das Ausland, gegen die Welt, die Kruppschen Werke nicht fehlen durften. Das trat z. B. augenfällig an den Tag gelegentlich der Ausstellung in Chicago 1893. Obgleich er in Erwägung aller in Betracht kommenden Faktoren sich sagen mußte, daß die Beteili-



Beamtenwohnhaus in Essen.



Blick in die Krupphalle auf der Düsseldorfer Ausstellung 1902.

gung daran ihm nicht den geringsten geschäftlichen Nutzen einbringen würde, entschloß er sich zu ihrer Beschickung aus idealen Gründen, aus dem nationalen Pflichtbewußtsein und dem inneren Drange heraus, zur Verbreitung und Hebung des deutschen Namens und Ansehens in der Welt nach Kräften mit das Seinige beizutragen. Und wenn Deutschland auf der dreiundneunziger „Worlds Fair“ unter den fremden Staaten die führende Stelle zuteil wurde, so fand er in dem Bewußtsein, hierzu mit an erster Stelle durch seine gewaltige Ausstellung beigetragen zu haben, die einzige Genugtuung für die großen Kosten, den Aufwand an Mühe und Arbeit, die ihm und seinem Werke dadurch entstanden waren.

Auch seine Beteiligung an der Düsseldorfer Ausstellung im Jahre 1902 ging über den Rahmen nüchterner, kaufmännischer Berechnung hinaus und mag wohl auf die übrigen Aussteller nicht ohne anregende Wirkung gewesen sein, als es sich um die Aufgabe handelte, der Welt ein Bild von der gewaltigen Entwickelung der rheinisch-westfälischen Industrie zu geben, die dann auch in so glänzender Weise gelöst wurde.

So sehr es nun der ureigensten Initiative Krupps zu danken war, daß seine Firma auf diesen beiden Ausstellungen in so imponierender Weise ihre Produkte vor der ganzen Welt ausbreitete, daß die Erinnerung daran für jeden, der sie gesehen hat, unvergeßlich ist, so sehr suchte er selber es anderseits zu vermeiden, daß er persönlich bei diesen Gelegenheiten in den Vordergrund gedrängt wurde.

Diese Scheu, mit seiner Person hervorzutreten, stand in einem gewissen Widerspruche zu der Entschiedenheit seines Handelns, ja sie ist um so schwerer zu erklären, da Krupp hohen und höchsten Persönlichkeiten gegenüber, vor denen manchem, dem in der Öffentlichkeit das Wort beredt vom Munde fließt, die Sprache versagt hätte, mit unumwundener Offenheit sprechen und seine wenn auch abweichenden Anschauungen mit Nachdruck äußern und zur Geltung bringen konnte. Denselben Widerspruch finden wir auch zwischen Krupps privatem und öffentlichem Auftreten. Während er im nahen Umgang ein

liebenswürdiges, verbindliches Wesen zeigte und im geselligen Kreise sich launig und heiter gab, versagte ihm vor der Öffentlichkeit die Rede, so daß er bei offiziellen Gelegenheiten nur mühsam die Worte hervorbrachte. Abgesehen von seiner überaus sensiblen Natur, die sich zu einer gewissen Gleichgültigkeit gegen das Urteil der Welt, zu einer Dickfelligkeit, die der Mann der Öffentlichkeit braucht, nicht durcharbeiten konnte, mögen es auch wohl Nervosität und große Kurzsichtigkeit gewesen sein, die diese Befangenheit bei ihm hervorbrachten.

An Ehrungen und Auszeichnungen hat es Friedrich Alfred Krupp nicht gefehlt. Frei von falschem Ehrgeiz und Stolz, in dem Bewußtsein, der Träger des Kruppschen Namens zu sein, hatte er wie sein Vater die Verleihung eines Adelsprädikates abgelehnt. Auch als er vom Kaiser zum Wirklichen Geheimrat ernannt und ihm damit das Prädikat „Exzellenz" zuteil wurde, bat er alle diejenigen, die mit ihm in persönlichem Verkehr standen, insbesondere die Angehörigen seiner Werke, daß er nach wie vor für sie „Herr Krupp" bleiben möchte.

Der Aachener technischen Hochschule „gereichte es", wie es in dem Diplom hieß, das F. A. Krupp zum Ehrendoktor-Ingenieur ernannte, „zu hoher Befriedigung, diese Auszeichnung einem Manne verleihen zu können, der in seiner vielseitigen Tätigkeit ein ungewöhnliches Können in wissenschaftlicher und praktischer Richtung bekundet hat, und der zum leuchtenden Vorbild geworden ist als Leiter eines Werkes, das sich um die Entwickelung und Hebung der deutschen Industrie, der Landesverteidigung und der sozialen Fürsorge für seine Mitarbeiter in geistiger und materieller Beziehung hervorragende Verdienste erworben hat."

1890 wurde Krupp zum Mitgliede des Preußischen Staatsrates, 1897 zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Während der Legislaturperiode von 1893 bis 1898 gehörte er als Hospitant der Reichspartei dem Reichstag an.

Mit Friedrich Alfred Krupp ging der letzte männliche Erbe der Kruppschen Dynastie dahin. Bei seinem Tode gingen die Werke auf seine älteste Tochter Bertha als alleinige Erbin über. Einem Wunsch und einer letztwilligen Bestimmung des Verstorbenen entsprechend, ist die Firma Fried. Krupp seit dem 1. Juli 1903 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Diese Änderung bedeutet jedoch lediglich eine Wandlung in der Form der Verwaltung, da das gesamte Aktienkapital ungeteilt in Kruppschem Besitze verbleibt. Hinsichtlich des Bestandes und der weiteren Entwickelung des Werkes sowie der Grundsätze der Geschäftsführung sind wir aber wohl zu der Überzeugung berechtigt, daß der Kruppsche Geist, der drei Generationen hindurch sich dem Werden, Wachsen und Blühen des Werkes aufprägte, weiter fortbestehen wird, und daß die Kruppschen Werke auch in der neuen Form der Stolz der deutschen Industrie in Zukunft sein und bleiben werden.



Über die Heide

Über die Heide weht der Wind,
Über die öde Heide:
Dort am Rand, beim Bache, Kind,
Winkt die Weide, die Weide.

Und das Bächlein taumelt im Tanz
Lustig um Stauden und Steine:
Geh' zur Weide, winde den Kranz,
Wind' ihn und weine und weine.

Über die Heide die Wolken ziehn,
Über den Rasen die Raben,
In dem Rasen blüht Rosmarin —
Darunter liegt er begraben.

J. von Pflugk-Harttung



Dresden-Altstadt von der Marienbrücke aus gesehen. Links Augustusbrücke, darüber die Kunstakademie und die Kuppel der Frauenkirche, weiter die katholische Hofkirche, der Schloßturm, Kreuzkirche, Hofoper.

Dresden in Vergangenheit und Gegenwart

Von

Paul Schumann

II.

Einen erheblichen Einfluß auf das Stadtbild von Dresden hat sodann der Siebenjährige Krieg gehabt. Als im Jahre 1758 die Österreicher unter Daun anrückten, um die Stadt zu erobern, ließ der preußische Kommandant Schmettau in Dresden die östlichen Vorstädte verbrennen, jene Vorstädte, die, wie Archenholtz sagt, den schönsten Städten in Europa gleich mit ihren Palästen und Gartenhäusern der Großen und Reichen, als Sitz einer Menge von Fabrikanten, welche hier die Größe der sächsischen Industrie durch zierliche Arbeiten zeigten. Zweihundertfünfundvierzig Häuser brannten damals nieder. Und wie in diesem Jahre die Pirnaische, so verfiel im folgenden die Wilsdruffer Vorstadt demselben Schicksal. Diesmal wurden fünfundachtzig Häuser zerstört. Im Jahre 1760 aber belagerten die Preußen ihrerseits unter Friedrich dem Großen die Stadt Dresden. Sechs Tage lang, vom 15. bis zum 21. Juli, wurde sie ununterbrochen beschossen, am 19. Juli sogar förmlich bombardiert, und bis zum 30. Juli, dem Tage, da endlich Friedrich nach Schlesien abzog, dauerten die Kämpfe der Österreicher und Preußen um das unglückliche Dresden.

Jammervoll, entsetzlich sah es in der Stadt aus. „Dresden ist nicht mehr ganz vorhanden," heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, „sein Schönstes und Bestes liegt in

Asche. Seine größten Paläste und Straßen, wo Kunst und Pracht miteinander um den Vorrang stritten, sind Steinhaufen; die Haupt- und Kreuzkirche, selbst deren Turm haben Feuerkugeln und Bomben ruiniert. Die reichsten Einwohner sind arm geworden, denn was ihnen noch das Feuer übriggelassen hat, hat ihnen der Raub genommen. Viele sind von den Flammen verzehrt und verbrannt, viele sind von den feindlichen Geschützen und eingefallenen Mauern wo nicht umgekommen, doch hart beschädigt worden. So sieht das ehemalige prangende Dresden jetzt in seinen Ringmauern aus." Innerhalb der Stadt waren zweihundertsechsundzwanzig Häuser abgebrannt, hundertneunzig in den Vorstädten, noch abgesehen von den Häusern, die mit argen Brandschäden davongekommen sind. Zahlreiche herrliche Paläste lagen in Trümmern und mit ihnen drei Kirchen Dresdens, darunter die altberühmte Kreuzkirche, die vollständig ein Raub der Flammen geworden war, während Georg Bährs steinerne Kuppel der Frauenkirche den Bomben Friedrichs des Großen standgehalten hatte.

Jahrzehntelang hat es gedauert, ehe Dresden die furchtbaren Schläge des Siebenjährigen Krieges überwunden hatte. Nicht weniger als vierunddreißig Jahre währte es allein, bis die Kreuzkirche wieder völlig erstanden war und im Jahre 1792 eingeweiht werden konnte. Ein schweres Unglück leitete den Bau ein; man hatte unvorsichtigerweise auf den Ruinen des alten Turmes zu bauen gewagt, so stürzte am 22. Juni 1765 der Turmbau plötzlich in sich zusammen. In der Folge entspann sich ein heftiger, langandauernder Streit zwischen dem Rat, der für seinen Baumeister Schmidt eintrat, und der Königlichen Kunstakademie, welche des Hofbaumeisters Krubsacius Ansichten verfocht. Der Ratsbaumeister vertrat den heimischen Barockstil, der Hofbaumeister den französischen Klassizismus der Blondel und Briseux, den er in der Akademie lehrte und in den Zeitschriften damaliger Zeit verteidigte. Ein Gutachten Chiaveris verhalf Schmidt und damit dem deutschen Barockstil zum Siege, und so steht denn Schmidts stattlicher, kraftvoller Turm noch heute an derselben Stelle, wo seit uralten Zeiten seine Vorgänger standen. Ernst und groß schaut er auf den Marktplatz hernieder, an dessen südöstlicher Ecke er sich stolz erhebt. Mit dem wohlgeschlossenen Marktplatz zusammen ergibt er ein charaktervolles, eigenartiges Stadtbild.

Aus derselben Zeit wie die neue Kreuzkirche stammen noch zahlreiche Bürgerhäuser, die damals allmählich wieder aufgebaut wurden. Wenn man über den Neumarkt hinwandert und in die Gassen hineingeht, die in ihn münden, vor allem in die Rampische Gasse, wird man sich noch heute der künstlerischen Anschauungen jener Zeit bewußt, die bei aller Einfachheit, wie sie die Zeitverhältnisse mit sich brachten, so viel guten künstlerischen Geschmack bewahrten. Stadt Rom, Stadt Berlin und viele Häuser in



Der Turm der Kreuzkirche,
im Vordergrunde das Siegesdenkmal auf dem Altmarkt.


Die Kreuzschule (Gymnasium), links das Julius Otto-Denkmal.

Brücke zum Garten hinübergehen konnte. Das prächtig ausgeschmückte, reizvolle Lusthaus, das an der Stelle des heutigen Belvedere stand, verschwand schon acht Jahre nach seiner Vollendung: Friedrich der Große, der den Grafen Brühl mit Recht aus tiefster Seele haßte, ließ es von Grund aus zerstören, so daß fast keine Spur von ihm übrigblieb. Die Trümmer blieben liegen, der Brühlsche Garten verwahrloste, eine Wüstenei breitete sich da oben aus. Es war kein Geld vorhanden, dem Zustande der Verwahrlosung ein Ende zu machen. Ein Russe fand endlich dazu die Mittel. Es war zur Zeit der deutschen Befreiungskriege. Der französische Eroberer Napoleon I. hatte den Kurfürsten Friedrich August III. von Sach-

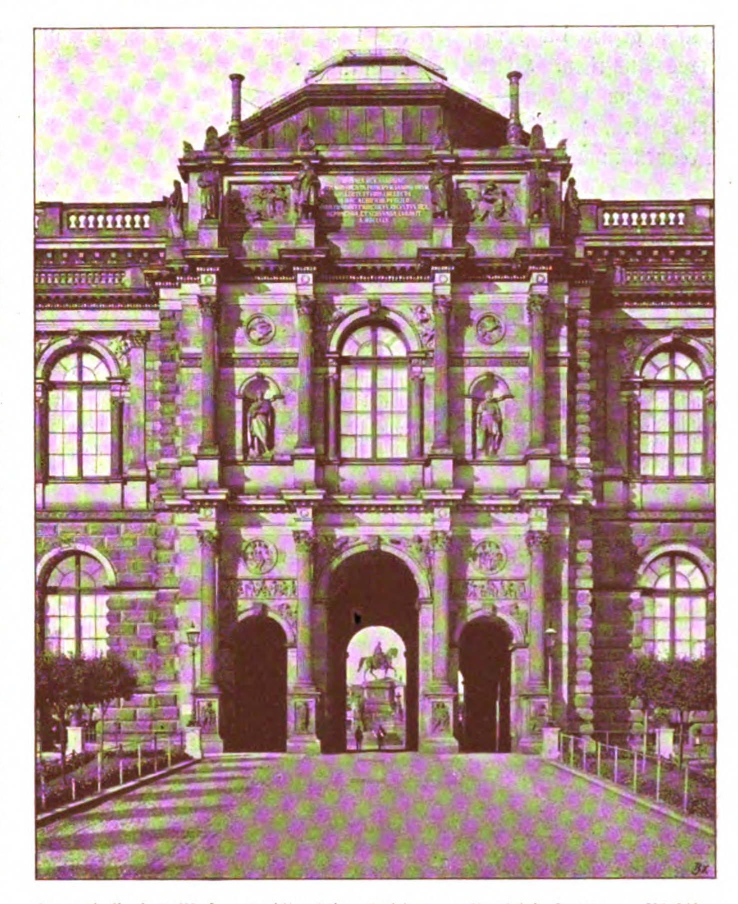
der reizvoll gebogenen Rampischen Gasse bezeugen es. Als Zeugnis des Krubsacius-schen Klassizismus aber steht in der Landhausstraße das alte sächsische Landhaus, dessen Bestes außer dem Treppenhause und dem trefflichen schmiedeeisernen Treppengeländer der offene Hof nach der König Johann-Straße ist.

* *
*

Noch hat das achtzehnte Jahrhundert für Dresden etwas vorbereitet, was das Stadtbild in der Folge völlig verändert hat. August der Starke und sein Nachfolger August III. scheuten sich nicht, beim Bau des Zwingers und der katholischen Hofkirche Bastionen und Wälle zu durchbrechen, und der letztere verschenkte die Plätze ringsum auf dem Walle zur Anlegung von Gärten. Vor allem schenkte er das Stück vom Schlosse bis zur Venusbastion seinem Günstling und höchsten Minister Grafen Brühl, und dieser ließ hier seinen berühmten Garten anlegen, ein Lusthaus im Rokokostil, seine Gemäldegalerie und das Palais errichten, von dessen zweitem Geschoß man auf einer leichtgeschwungenen


Das Theodor Körner-Denkmal vor der Kreuzschule (von Ernst Hähnel).

sen gezwungen, dem Rheinbunde beizutreten, er hatte ihn zum König gemacht, und von 1807 kämpften die sächsischen Truppen gemeinsam mit den Franzosen gegen Preußen und alle sonstigen Mächte, die sich Napoleon feindlich gegenüberstellten.



Kuppelhalle des Museums (Gemäldegalerie) von Gottfried Semper. Plastiken: Simson und Judith (Reliefs), Siegfried, St. Georg, Raffael und Michelangelo (von Hähnel). Durchblick zum König Johann-Denkmal auf dem Theaterplatz (von Schilling).

Obwohl Sachsen der Verbündete Napoleons war, war doch dieser der eigentliche Gebieter in Dresden, das in den Jahren 1807 bis 1813 aus Unruhe, Erregung und Kriegsnot nicht herauskam. Napoleon gab 1809 den Befehl, die Festungswerke Dresdens abzutragen. Dresden sollte aufhören, eine Festung zu sein, Torgau sollte zur Landesfestung ausgebaut werden. Am 20. November 1809 begann das Werk der Zerstörung. Drei Jahre lang arbeitete man an der Beseitigung der Schanzen, Wälle und Bastionen. Dann kam der Feldzug Napoleons gegen Rußland mit seinen schwerwiegenden Folgen. Napoleons Macht wurde in Rußland vernichtet, und der große Befreiungskrieg des Jahres 1813 brachte endlich auch Deutschland die Erlösung vom fremden Joche.

Dresden war einer der letzten Stützpunkte der Napoleonischen Herrschaft gewesen. Am 17. November 1813, vier Wochen nach der glorreichen Völkerschlacht bei Leipzig, zog die letzte Abteilung Franzosen aus Dresdens Mauern ab. Zum Gouverneur von Sachsen ernannten die verbündeten Fürsten den russischen Generalmajor und Generaladjutanten Fürsten von Repnin. Er nahm seinen Wohnsitz im Brühlschen Palais zu Dresden. Ihm hat die Stadt mancherlei zu danken. Vor allem eröffnete er den Bürgern Dresdens den Brühlschen Garten, der so lange in Verfall und fast vergessen dagelegen hatte, indem er durch den Hofbaumeister Thormeier die große Freitreppe nach dem Schloßplatz hinab anlegen ließ. So war der „Balkon Europas“ eröffnet; was einst der allmächtige Günstling Friedrich Augusts II. nur für sich und seine Gäste geschaffen hatte, war Gemeingut der Dresdener und aller Dresden besuchenden Fremden geworden.

Die Abtragung der Festungswerke, die der Feldzug von 1812 unterbrochen hatte, wurde 1817 wieder aufgenommen; um 1829 war sie in Neustadt wie in Altstadt vollendet, eine ganze Reihe neuer Straßen und Alleen entstanden im Zuge der früheren Wälle, Dresden war nun eine offene Stadt und gewann an der Grenze der inneren

Stadt gegen die Vorstädte ein völlig anderes Aussehen. Hätte Friedrich August II. nicht schon begonnen, Teile des Walles zu verschenken, so wären diese Boulevards von Dresden noch weit stattlicher ausgefallen.

* * *

Es liegt nicht innerhalb unserer Aufgabe, das ganze weitere Werden Dresdens von 1830 bis heute zu verfolgen, etwa zu zeigen, wie sich die Stadt allmählich immer mehr ausdehnte, wie sie einen zweiten und dritten Kreis von Vorstädten zu dem ersten hinzugewann, endlich die Vororte einzuverleiben begann und so binnen siebzig Jahren aus einer Mittelstadt von 60000 Einwohnern eine stolze Großstadt mit einer halben Million Einwohner wurde. Es gilt uns nur noch, die bedeutendsten Monumentalbauten der inneren Stadt anzuführen, die im neunzehnten Jahrhundert in Dresden entstanden sind, dann die Schicksale jener sechs uralten Elemente Dresdens bis heute zu skizzieren und schließlich auf das heutige Stadtbild einen Blick zu werfen.

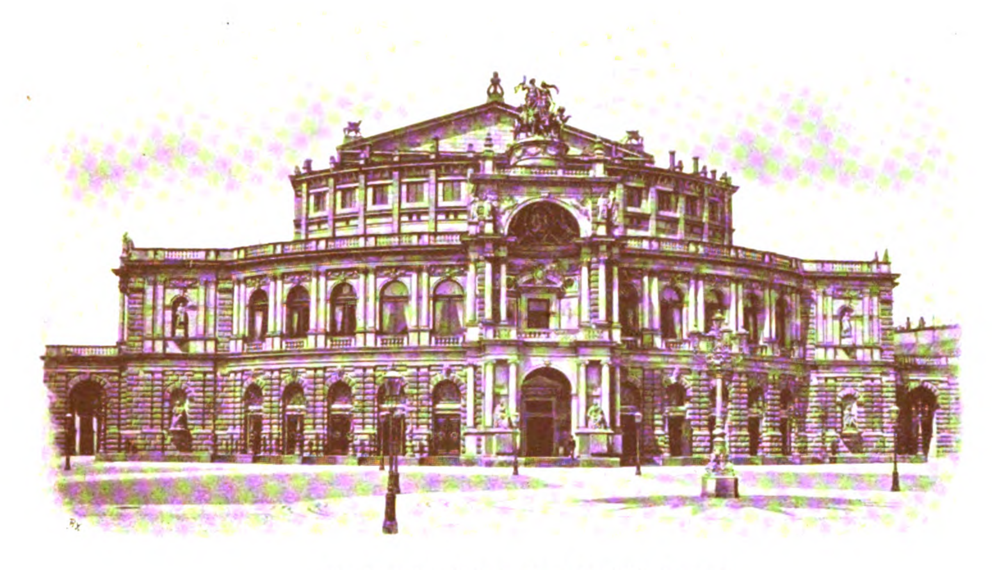


Das König Johann-Denkmal auf dem Theaterplatze (von Johannes Schilling).

Die dreißiger und vierziger Jahre brachten Dresden, nachdem die schweren Nachwehen der Napoleonischen Zeit überwunden waren, einen neuen Aufschwung. Die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrt begann im Jahre 1837, die Leipzig-Dresdener Eisenbahn wurde fertig, die Industrie begann sich zu regen, und die bildenden Künste blühten prächtig auf. Wir brauchen nur die großen Namen zu nennen, deren Träger damals Dresden schmückten: Ludwig Richter, Schnorr von Carolsfeld, Bendemann, Hübner, Alfred Rethel, Ernst Rietschel, Ernst Julius Hähnel, Johannes Schilling und endlich Gottfried Semper; dieser reiht sich den großen Namen der Pöppelmann, Bähr und Chiaveri an, welche unauflöslich mit Dresden verknüpft sind.

Die erste Periode des Semperschen Schaffens, das weiterhin dann Zürich und Wien zu gute kam, spielte sich in Dresden ab. Er brachte eine neue Note in Dresdens Stadtbild, denn bekanntlich war er der Meister der zu neuem Leben erweckten italienischen Renaissance. In diesem Stile schuf er vor allem außer weniger wichtigen Bauten das Königliche Hoftheater (1838 bis 1841) und das neue Museum* (1847 bis 1854). Das Museum trat an Stelle der Mauer, welche bis dahin den Zwinger nach der Elbseite abgeschlossen hatte. Freilich gingen Sempers Pläne viel weiter, als das schließlich nicht

* Semper mußte bereits 1849 infolge der Dresdener Märzrevolution gleich Richard Wagner Dresden verlassen; der Bau aber wurde nach seinen Plänen vollendet.



Die Königliche Hofoper (von Gottfried Semper).

ganz erfreuliche Ergebnis ahnen läßt. Er wollte — ähnlich wie Pöppelmann selbst — das Bauwerk wenigstens auf der Westseite bis nahe der Elbe ununterbrochen weiterführen und in diese Gebäudereihe das Museum und das Hoftheater einbeziehen — ein schöner architektonischer Traum, der leider an der Kleinheit der Zeit scheiterte. Seine Verwirklichung hätte den Theaterplatz zu Dresden zu einem der schönsten Plätze Europas gemacht. Das, was davon blieb, gab dem Zwinger einen Abschluß, der nicht ganz zu ihm stimmen will, wenngleich das Museum an sich als ein wohlgegliedertes, charaktervolles Werk von edlen Verhältnissen und edlem Formenreiz bezeichnet werden muß. Die Bildhauer Rietschel und Hähnel schmückten das Gebäude mit einer Fülle gehaltvoller plastischer Werke. Das Königliche Hoftheater wurde anderseits frei hingestellt, so daß nun der ganze weite Platz zum größten Teil aus Löchern besteht und seine Wirkung zerflattert.

Dieser erste Sempersche Theaterbau fiel übrigens 1869 den Flammen zum Opfer, und an seiner Stelle erstand der jetzige, den Manfred Semper nach den Plänen seines berühmten Vaters 1872 bis 1878 ausführte. In herber Weise zeigt er den späteren Semperschen Wahrheitsstil, indem alle Teile des Inneren — Bühne, Schnürboden, Foyer, Zuschauerraum, Eintrittshalle — sich klar und deutlich im Äußeren widerspiegeln. Daher der hohe schmucklose Oberbau, der den Theaterplatz auf der westlichen Seite beherrscht und schon für den Blick von der Brücke her stark hervortritt.

Der Renaissancestil, den neben und nach Semper auch der als Lehrer berühmte Architekt Nikolai vertrat, hat Dresden fast ein halbes Jahrhundert ausschließlich beherrscht. Alle bedeutenderen Staatsbauten der letzten Jahrzehnte sind in diesem Stile gehalten, und das gesamte Villenviertel längs der Bürgerwiese und der Wiener Straße bis nach Strehlen hin weist dieselbe kühlklassische Grundrißanlage und Formengebung auf, wie auch diese Bauten sämtlich in Sandstein ausgeführt sind. Die malerische Anlage und die Wärme, welche deutsche Bauweise mit sich bringt, fehlt ihnen, mögen sie auch an sich achtbare Kunstleistungen sein.

In das Gesamtbild von Dresden hat die Renaissanceperiode des neunzehnten Jahrhunderts nur Einzelzüge eingezeichnet, die man als mehr oder minder glücklich bezeichnen kann. Entschieden unglücklich für das Gesamtbild ist das Finanzministerialgebäude am rechten Elbufer, gegenüber der Brühlschen Terrasse.



Der Gänsediebbrunnen auf dem Ferdinandsplatze (von Robert Dietz).

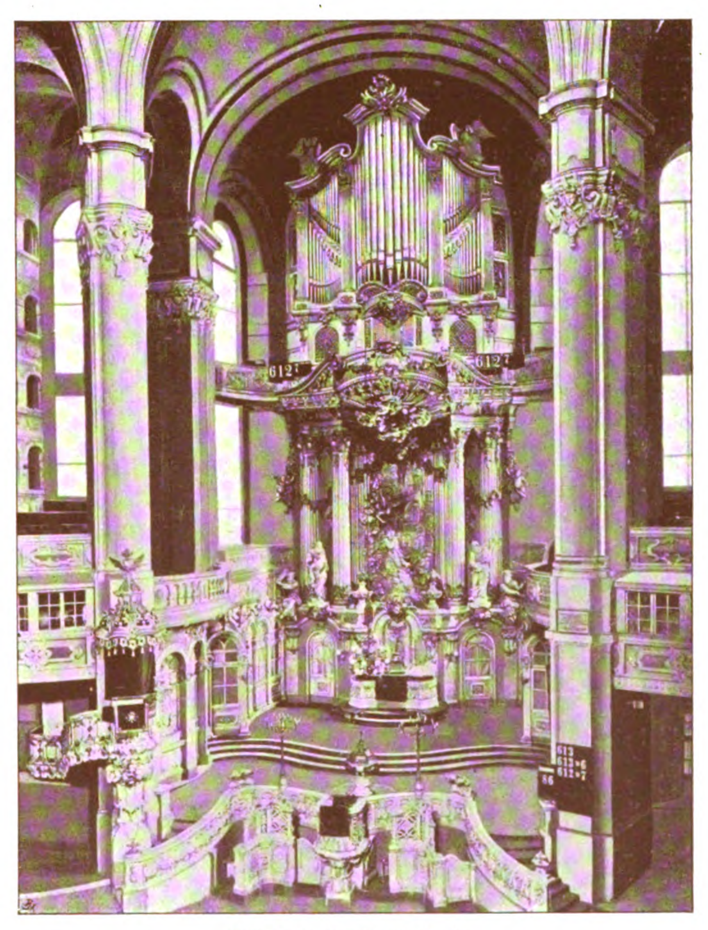
Noch immer aber bilden Dresdens Ruhm jene uralten Denkmäler, die sich in mannigfacher Umbildung bis in die neueste Zeit herübergerettet haben, und mit ihnen die drei großartigen Schöpfungen des achtzehnten Jahrhunderts unter August dem Starken. Unter ihnen hat die Frauenkirche im letzten Jahrhundert keine wesentliche Veränderung erlitten. Auch die Kreuzkirche ist wenigstens im Äußeren so ziemlich geblieben, wie sie war; ihr Inneres aber hat sich zweimal geändert, und zwar zuletzt nach dem Brand am 16. Februar 1896 ganz wesentlich. Die Architekten Schilling und Gräbner haben es meisterhaft verstanden, das ehedem kleinlich verbaute Innere zu einem groß und bedeutend wirkenden Kirchenraum umzugestalten und in der Innendekoration die moderne Empfindungsweise zur Geltung zu bringen, ohne den Grundzug des achtzehnten Jahrhunderts gänzlich zu verwischen. Diese Verbindung alter und neuer Weise ist ein glänzendes Zeugnis architektonischen Könnens, und die Kirche selbst ist eine Sehenswürdigkeit von Dresden geworden.

Schreiten wir von der Kreuzkirche zum Altmarkt. Seine alte Stileinheit ist an mehr als einer Stelle durchbrochen, neben den alten Häusern mit den deutschen Renaissancegiebeln und den hohen Ziegeldächern sieht man einen protzigen Renaissancebankpalast und einige jener modernen Geschäftshäuser, die mehr große Schaufensterlöcher als Architektur aufweisen.

Auch ist an seiner Nordseite durch einen gewaltigen Durchbruch ein großer Straßenzug geschaffen worden, der die uralte Wilsdruffer Straße fortsetzt und die notwendige Verbindung zwischen der inneren Stadt und den östlichen Vorstädten gebracht hat. Trotz dieser Veränderungen ist der Altmarkt zu Dresden noch ein wirklicher Platz, ein rings um geschlossener Saal unter freiem Himmel, und damit hat er sich ein gut Teil seiner alten Schönheit gewahrt. Das alte Rathaus hat am längsten seinem Zwecke gedient, die Stätte des Rates zu sein. Längst genügt es nicht mehr, den gewaltig angewachsenen Verwaltungskörper der seit seiner Erbauung um das Zehnfache gewachsenen Stadt zu beherbergen, und so soll denn in den nächsten Jahren ein neues Rathaus an der Ringstraße erstehen. Möge es ein würdiges Denkmal unserer Zeit und des Aufschwunges Dresdens um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts werden.

Wandern wir weiter zum Königlichen Schlosse. Schon von weitem — vom ehemaligen Seetor am Ende der Seestraße — grüßt der schlanke Turm der katholischen Hofkirche in die Straße hernieder, ein Zeugnis ehemaligen künstlerischen Empfindens in der Städtebaukunst. In der Schloßstraße lenkt alsbald das Königliche Schloß den Blick auf sich. Das letzte Jahrzehnt hat ihm seine vollendete Gestalt gegeben. Was August der Starke nach dem Brande von 1701 im Übermaß immer neuer Entwürfe versäumte, hat König Albert zweihundert Jahre später nachgeholt. Die Stände gewährten dem Fürsten die Mittel. So wurde in den Jahren 1892 bis 1902 das ganze Königliche Schloß durch die Hofarchitekten Frölich und Dunger restauriert und im Sinne der vorhandenen alten künstlerisch durchgeführten Bauteile deutscher Renaissance einheitlich ausgestaltet — ein wohlgelungenes Werk. Die alten und die neuen Bauteile gehen trefflich zusammen. Der östliche Flügel des Schlosses überbrückt die Schloßstraße und schließt sie ab — ein eigenartiges reizvolles Stadtbild. Es hat sich mit der Zeit von selbst ergeben, als der Durchgang durchs Georgentor dem Verkehr eröffnet wurde, und beim letzten Umbau wurde der mittlere Torweg so verbreitert, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen können. Aber sollte man nicht öfter beim Städtebau von vornherein an die Möglichkeit denken, einen Straßenausgang so zu überbauen? Wo der Verkehr nicht unumschränkter Gebieter sein muß, hat die Kunst um so größere Rechte. Der Balkongang über den Toren bezeichnet reizvoll die Überbrückung der Straße.

Wir durchschreiten den Durchgang. Welch schönes Bild eröffnet sich drüben unserem Auge! Zur Linken ragt die Schloßkirche jäh empor; blicken wir gerade aus, so winkt der Turm der Dreikönigskirche über die Augustusbrücke herüber, zur Rechten durch die Augustusstraße beschauen wir die Kuppel der Frauenkirche. Davor wächst das Ständehaus empor — Paul Wallot baut noch daran —, und da liegt die breite Freitreppe, die zur Brühlschen Terrasse emporführt. Wir schreiten vorwärts und wenden uns nun um; das Prunkstück des Schloßbaues steht vor uns: der Georgenbau. Wie trefflich ist der schmale Schloßteil zwischen der Kirche und dem Ständehaus zur Geltung gebracht! Gleichsam als Hüter des Tores stehen zwei mächtige Männergestalten zu seiten der



Der Altar der Frauenkirche.

Durchfahrt, charaktervoll gebildet wie nordische Recken vor Walhalls Tor. Energisch hebt sich der reichgegliederte Mittelbau mit dem zweigeschossigen Erker heraus. Die kräftig gerundeten Erker schließen den Bau wirksam beiderseits ab und machen ihn dem Auge breiter; köstliche Reigen in Flachbildnerei, Krieg und Frieden darstellend, umziehen die Erker, Werke des Dresdener Bildhauers Peter Pöppelmann, der dem Namen des einstigen Meisters vom Zwinger Ehre macht. Ein wuchtiger wohlgeschlossener Giebel beherrscht den ganzen Bau; in seiner breiten Nische steht das imposante Reiterbild des Herzogs Georg, der einst diesen Teil des Schlosses erbaute und ihm den Namen gab; die würdevolle Haltung des Herzogs, die mächtige Gestaltung des Pferdes, die wohlberechnete Wirkung der Massen und der umrahmenden Nische — alles zusammen macht dieses Reiterbild, das der Breslauer Christian Behrens schuf, zu einem Meisterwerk der Plastik, aber nicht minder verdienstvoll ist, wie dieses Bildwerk sich als ein Schmuck einordnet in das architektonische Ganze.



Das Königliche Schloß, davor der Wettin-Obelisk, links die Hauptwache.

Wollten wir das Schloß umwandern, gar manches Schöne würden wir noch allenthalben entdecken, und auch die vier Höfe, die es umschließt, bieten des Schauenswerten mancherlei. Treten wir wenigstens einmal in den Stallhof, den wir erreichen, wenn wir an dem Fürstenzug — sämtliche Wettiner bis auf König Albert — vorüber, die Augustusstraße entlang bis zum Tor an der Ecke gehen. Welch köstliches Stück idyllischer Poesie inmitten der Großstadt! Die hohen Wände, der runde Turm, die lange Reihe der Arkaden, alles vom vollsaftigen grünen Laub des wilden Weines übersponnen und umrankt. Zur Rechten neben dem Volutengiebel schaut der Schloßturm herein, und unterhalb des Giebels führt ein breiter Gang in Bogen langsam ansteigend bis zum ersten Obergeschoß des Johanneums; gleich einer Brücke wölbt er sich über den Torweg, der zur Schössergasse führt. In dem rechteckigen Hofe zur Rechten stehen noch von alters her ein paar schön patinierte bronzene Säulen auf reichgeschmückten Sockeln; einst dienten sie dem ritterlichen Spiel beim Ringelrennen und beim Palliumstechen, und auch der Stierkopf, der hoch oben aus der grün bewachsenen Wand heraus-



Der kupferne Übergang vom Königlichen Schlosse zur katholischen Hofkirche (vom Hofbaurat Fröhlich).

schaut, erinnert an vergangene Zeiten: so hoch soll einst bei der Tierhatz der Stier gesprungen sein. All das ist vorbei, aber der Stallhof liegt noch da wie einst, nur umspielt von der köstlichen Poesie des Alters, ein Stück idyllischer Stimmung dicht neben dem lärmenden Strome des modernen Verkehrs.

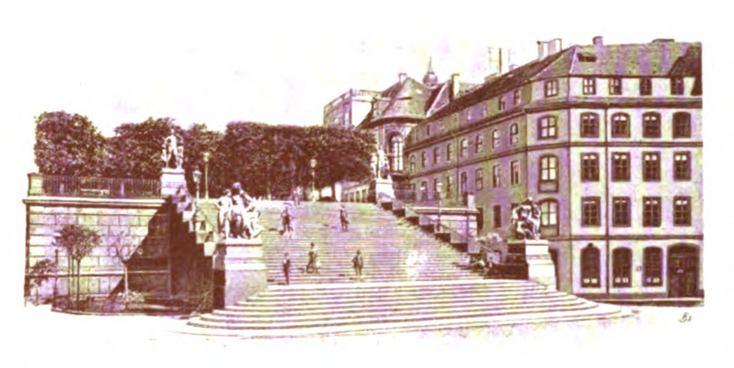
Wir kehren zum Schloßplatz zurück und steigen die Treppe zur Brühlschen Terrasse empor. Vier anmutige Gruppen in vergoldetem Sandstein von Johannes Schilling, die Tageszeiten darstellend, sind zum Schmuck an den vier Ecken aufgestellt. Mancher sagt, die Treppe sei früher imposanter gewesen, als nur die beiden Löwen aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unten an der Treppenwange lagerten. Man kann sie noch am Strehlener Tore des Großen Gartens sehen.

Von der obersten Treppenstufe herab schauen wir rückwärts. Wieder ein köstliches Bild: Georgentor, Schloßturm und Hofkirche zusammengruppiert und dazwischen der Winkel, den ein gedeckter kupferner Gang vom Schlosse zur Kirche überspannt. Weniger erfreulich ist der Blick nach dem Theaterplatz mit dem freistehenden Semperschen Bau. Wir treten weiter ans Geländer der Terrasse; die Elbe liegt vor uns: fünf Brücken überspannen sie, darunter uns zunächst die Augustusbrücke, heute noch, wie sie einst Pöppelmann erbaute, in der Kraft ihrer wuchtigen dichtgedrängten Pfeiler und dem Reiz ihrer sich überschneidenden engen Bogen eine der schönsten Brücken der Welt und „das älteste große Brückenbauwerk auf deutschem Boden“. Noch steht sie fest; nur einmal in den letzten beiden Jahrhunderten hat sie Schaden gelitten: die gewaltige Elbflut am 31. März 1845 zerbrach den fünften südlichen Pfeiler, und mit ihm stürzte das berühmte Kruzifix Augusts des Starken in die Fluten, in denen es heute noch ruht, denn alles Suchen nach ihm war vergebens. Mit Wehmut denken wir daran, daß der Brücke das Urteil gesprochen worden ist. Der Verkehr, dem sie nicht mehr genügt, fordert ihren Fall. In den nächsten Jahren schon soll sie abgebrochen werden und eine Brücke mit weiteren Bogen an ihre Stelle treten; das Schöne muß dem Nützlichen weichen.



Der Stallhof im Königlichen Schlosse (vor dem Neubau), links der Schloßturm, rechts die katholische Hofkirche, darunter die „Stallgalerie“ (historisches Museum, Gewehrgalerie).

Lassen wir den Blick über die Augustusbrücke hinüberschweifen: zur Linken schließen



Die Freitreppe der Brühlschen Terrasse mit den Gruppen der vier Tageszeiten (von Schilling), rechts das ehemalige Finanzministerium, dahinter das ehemalige Brühlsche Palais.

die grünen Höhen der Lößnitzberge die Fernsicht ab, die Marienbrücke aus den fünfziger Jahren und die kürzlich vollendete Eisenbahnbrücke begrenzen das Strombild; weiter nach rechts lugt das grüne Dach des Japanischen Palais aus den Bäumen und Sträuchern des Palaisgartens hervor. Grün oxydierte kupferne Dächer sind eine besondere Eigentümlichkeit Dresdens; die berühmten Bauten Augusts des Starken tragen sie: außer dem Japanischen Palais auch der Zwinger, das Schloß zu Pillnitz, dazu auch der Schloßturm und das Palais im Großen Garten. Jedem Fremden fallen die grünen Dächer in Dresden auf — zunächst vielleicht als etwas Sonderbares, dann aber sicherlich als ein Stück eigenartiger Schönheit. Die Farbe ist ein ganz wesentliches Mittel, eine Stadt zu verschönern. Leider ist uns der Gedanke zu der Zeit, als man das Weiß, die Farblosigkeit als das Ideal klassischer Kunst ansehen lernte, fremd geworden. Es würde unendlich lohnen, wollte man sich mit dem Gedanken, auch unsere Stadtbilder mit Farbe zu beleben, wieder vertraut machen und ihn in die Tat umsetzen, wo es nur irgend geht.

Schauen wir weiter; die Häuser und Türme der Neustadt breiten sich drüben vor uns aus: im Vordergrunde steht das Finanzministerialgebäude — allzuschwer leider in seinen Formen, zu massig, in der Silhouette nicht für den gegebenen Aussichtspunkt von der Terrasse berechnet; weiter ein im Bau begriffenes neues Ministerialgebäude, das mit seinen Dachaufbauten weit besser für die Fernwirkung berechnet ist und mit seinem roten Ziegeldach wieder die Farbe zur Geltung bringt, nachdem man so lange der verfehlten Ansicht gehuldigt hat, nur ein Schieferdach sei vornehm. Ein häßliches Fabrikgebäude am rechten Elbufer drüben ist leider wieder als Sünde der Neuzeit an dem herrlichen Landschaftsbilde, das die Brühlsche Terrasse berühmt gemacht hat, zu verzeichnen. Drüber hinaus aber schweift der Blick wie einst auf die sanft geschwungenen bewaldeten Höhen der Dresdener Heide; der Steinwall zur Linken unterhalb des scheinbaren Kammes bezeichnet die gewaltige Kasernenstadt Dresdens, die nach 1870 entstanden ist; die Erhöhung, die weiter rechts hervortritt, ist der Wolfshügel, der zu dem köstlichen König Albert-Park der Stadt Dresden gehört; die beiden Albrechtschlösser, das gotische Schloß Eckberg und zahlreiche Landhäuser beleben den ganzen Höhenzug, der sich über Loschwitz und

Die Brühlsche Terrasse, links die Frauenkirche, dann das Belvedere, der Schloßturm, die katholische Hofkirche, die Königl. Hofoper.



Das akademische Ausstellungsgebäude auf der Brühlschen Terrasse. Auf dem Dachfirst: Athene mit Prometheus und Psyche; auf dem Söller: Berlin, München, Düsseldorf und Dresden (von Hölbe); im Giebelfelde: Darstellung einer Kunstausstellung in Dresden (von Schilling); zwischen den Säulen: Standbild Rauchs (von Hultzsch), Standbild Peter Cornelius' (von Dietz).

Wachwitz bis zum Porsberg bei Pillnitz längs der Elbe hinzieht.

So weit wir aber schauen, immer kehrt unser Blick wieder zur Elbe zurück, die in drei malerischen Bogen durch das sich immer mehr ausbreitende Häusermeer Dresdens von Blasewitz bis Übigau hindurchströmt. Sie hat eine unermeßliche Bedeutung für Dresden: sie vermittelt den reichen Frachtverkehr von Leitmeritz, Aussig und Tetschen-Bodenbach her nach Dresden, nach Magdeburg, nach Berlin und noch weiter, sie führt die ungeheuren Flöße böhmischen Holzes stromab, sie bringt zahllose Kähne voll Obst und Kohlen, schwere Ladungen Sandstein aus der Sächsischen Schweiz; Ketten- und Schleppdampfer ziehen endlose Schlangen leerer Kähne nach sich — aber trotz all diesem Verkehr, der in reichen, bunt wechselnden Bildern an uns vorüberzieht, bleibt die Elbe schön, ja sie ist die eigentliche Lebensader von Dresdens Schönheit. Mag sie noch so viel zum Wohlstand der Bewohner beitragen — wie sie im Sonnenschein da vor uns liegt, erscheint sie uns nicht als die schwer dienende Magd des Handels und des Verkehres, nur als die Bringerin von frohem Behagen, von Heiterkeit und Sommerfreude — denn was gäbe es Schöneres als die Fahrt auf einem der grünweißen Dampfer nach Pillnitz, nach der Bastei oder Schandau! — und als die Vermittlerin köstlichen ästhetischen Genusses.

Mögen wir auf der Terrasse verweilen, von der Augustusbrücke oder einer der neueren, der Karola- oder der Albertbrücke, auf sie herniederblicken oder am Kai mit seiner peinlichen Ordnung und Reinlichkeit dahinwandeln, immer erfreut sie uns durch die mannigfaltig wechselnden Stadt- und Landschaftsbilder, die sie in Nähe und Ferne bietet. Ja, ohne die Elbe und ihre Reize ist Dresden undenkbar.

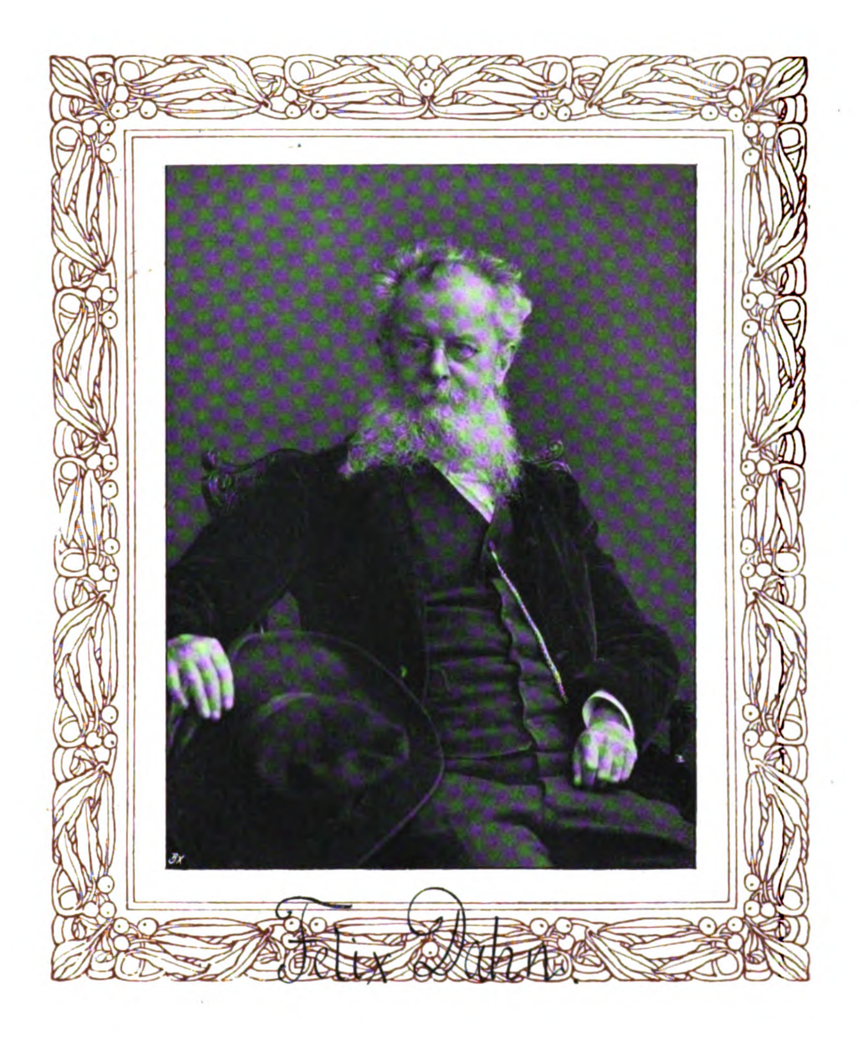
Indes wandeln wir weiter auf unserer Terrasse. Zur Rechten steht da die Königliche Sekundogeniturbibliothek, ein treffliches neueres Bauwerk in dem alten Dresdener Barockstil, der als heimischer Stil noch heute sein Recht hat — hier stand vordem die alte ungenügende Akademie. Zur Linken steht das Denkmal Ernst Rietschels, an der Stelle des ehemaligen Ateliers, wo vor mehr als fünfzig Jahren berühmte Meisterwerke wie das Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal

und das Braunschweiger Lessing-Denkmal entstanden. Zur Rechten folgt dann die neue Kunstakademie, kein sehr glücklicher Bau für diese Stelle, denn das mächtige Gebäude drückt die Terrasse zum Sockel herab, während sie ehedem ein selbständiger gebietender Mauerwall war. Wo sie steht, war ehedem das Graf Brühlsche Galeriegebäude mit der berühmten Gemäldesammlung, die nach dem Tode des Ministers in alle Winde zerstob.

Schreiten wir weiter in dem Schatten duftender Linden, so empfängt uns ein köstlich Stück alter Rokokopoesie: am Belvederehügel hingelehnt ein reizvoller Brunnen des achtzehnten Jahrhunderts mit dem beliebten Motto des Kindes mit dem Delphin. Außer diesem idyllischen Stücke sind von Brühls Zeiten nur noch zwei Sphinxe vorhanden, auf deren Rücken Nymphen mit Blumenranken sitzen. Sie liegen links und rechts vom oberen Eingang des Belvedere, das seit 1842 an der Stelle des ehemaligen Brühlschen sich erhebt. Zwei Standbilder erheben sich links von dem köstlichen Brunnen, Ludwig Richter- und Gottfried Semper-Denkmäler wie so viele andere, die nur die Namen der Geehrten rechtfertigen. Das folgende hohe Gebäude ist das Albertinum, Königliches Hauptstaatsarchiv und Skulpturensammlung. Zu den Wunderwerken Dresdens, wie einst das Zeughaus, aus dem es ungeschickt umgebaut wurde, gehört es nicht. Es fehlt die Zeit, der berühmten Sammlung im Albertinum einen Besuch abzustatten. Gehen wir daher um das Belvedere herum, nochmals an das Geländer der Terrasse vorn an die nordöstliche Ecke zum Austritt über dem Moritz-Denkmal. Ein letzter Blick über die Elbe, die Brücken, die Kais und die grünen Berge: es ist noch das alte schöne Dresden an der Elbe.



Die Königliche Kunstakademie auf der Brühlschen Terrasse,
darüber die Kuppel der Frauenkirche.



Felix Dahn

Ein Gedenkblatt zum 9. Februar 1904

von

Friedrich Düsel

Poesie und Geschichte sind Geschwister, durch die innigste Gemeinschaft des Blutes und der Seele verknüpft. Nur zu oft, irregeführt durch ein falsch verstandenes Wort Rankes, das alle Tugend des Historikers durch die „Objektivität" erschöpft sein läßt, hat man das verkannt. Ohne Phantasie, die oberste Gottheit und unentbehrlichste Gehilfin des Dichters, vermag auch der Historiker nirgends auszukommen, selbst da nicht, wo es sich um die neueste und allerneueste Zeit handelt, für die die Quellen ohne Unterlaß fließen. Er braucht sie, um die Tatsachen innerlich zu verknüpfen, um die Motive des Handelns zu erkennen, vor allem um selber lebendige Menschen, nicht bloß tote Geschehnisse und Ereignisse zu sehen. „Die Abgeschiedenen stehen auf und wandeln. Dies Aufwecken aber, dies Wiederbeleben," hat ein dichterisch beseelter Kenner und Erforscher der deutschen Geistesgeschichte gesagt, „ist, wenn irgend eines, Geschäft der Dichtung."

Als man einem modernen aristokratischen Balladendichter, dem Freiherrn Börries von Münchhausen, in kurzsichtiger Verkennung

der Rechte und Pflichten eines Dichters den Vorwurf gemacht hatte, er habe sich in seiner Balladensammlung „Juda“ allzu rückhaltlos mit den alten Israeliten identifiziert, da hat der Germane Felix Dahn das Wort ergriffen und diese Metempsychose leidenschaftlich verteidigt: „Der Dichter muß sich in die Gedanken, Gesinnungen, Stimmungen, wie in die Sprache der Wesen und der Zeiten und Kulturzustände versenken, die er darstellen will... Wer Odin und die Riesen, wer Römer und erste Christen und Germanen, wer Karl den Großen und die Sachsen, wer die Päpste und die Staufer schildert, der muß sich mit ihnen ‚identifizieren‘, also gegen sich selbst Partei nehmen, indem er bald aus der Seele der einen, bald aus der der anderen heraus redet, und je inniger, je tiefer er sich ‚identifiziert‘, desto gelungener ist sein Kunstwerk. Wer das nicht kann oder will, soll fern bleiben von solchen Darstellungen.“

Harmonisch klingen diese beiden Bekenntnisse, das des Historikers und das des Dichters, zusammen. Und wenn wir es sonst nicht wüßten: mehr als ein ruhmvolles Beispiel aus unserer eigenen Literatur bestätigt es uns, daß Dichter und Historiker friedlich Hand in Hand gehen dürfen, daß mehr als einmal ein Dichter zum Historiker und durch die Geschichte hindurch wieder zum Dichter geworden ist.

Felix Dahn, der nunmehr Siebzigjährige, dem diese Gedenkzeilen gelten, hat sich selbst wiederholt bescheidentlich als „Lehrer und Gelehrten zweiten, als Dichter dritten Grades“ eingeschätzt, ja er hat einmal in Wien in einem öffentlichen Vortrage sogar erklärt, daß er, wenn er vor die Wahl gestellt wäre, lieber gar nichts Poetisches geschrieben als seinem wissenschaftlichen Wirken entsagt haben wollte — wenn er freilich alsbald auch launig hinzusetzte, hiervon, bitte, nichts „seinen Verehrerinnen, den Backfischen und höheren Töchtern“, zu verraten. Wir werden deshalb unserer kurzen Charakteristik des Dichters und Romanschriftstellers Dahn einen Hinweis auf seine gelehrte und fachwissenschaftliche Tätigkeit voranschicken müssen, von der er ausgegangen ist, und der er sich immer am innigsten verpflichtet gefühlt hat.

Als Universitätslehrer und als Fachschriftsteller gleichmäßig tätig, hat Dahn namentlich auf dem ursprünglichster Volkspoesie so eng benachbarten Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte und Rechtslehre, wie überhaupt auf dem weiten Felde ältester deutscher Staaten-, Kultur- und Sittengeschichte hervorragendes geleistet. Von seinem selbständigen, eindringenden Forschungsfleiße legt besonders das achtbändige Werk „Die Könige der Germanen“ (1861 bis 1900), eine Darstellung des Wesens und der Geschichte des ältesten Königtums bei den Germanen, Zeugnis ab; ihm folgte zehn Jahre später in der von Giesebrecht geleiteten neuen Ausgabe der europäischen Staatengeschichte von Heeren und Ukert die „Deutsche Geschichte von der Urzeit bis auf die Teilung zu Verdun 843“, die vierbändige für Onckens „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“ gelieferte „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“ und die neue, vollständig umgearbeitete Ausgabe von Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung“. Daneben erschienen in reicher Fülle Einzelschriften zur westgotischen und langobardischen Geschichte, gingen völkerrechtliche und staatsrechtliche Studien einher. Aus der großen Zahl juristischer, geschichtlicher und ästhetischer Arbeiten, die Dahn außerdem noch in unermüdlichem Fleiß den Tagen, mehr noch den Nächten abzwang, hat er selbst im Jahre 1879 eine mehrbändige Auswahl getroffen, die er als „Bausteine“ bezeichnet, zunächst wohl im Hinblick auf die großen wissenschaftlichen Werke, zu denen sie Stoff geliefert hatten oder, wie für die letzten Bände der germanischen Königs- und der Urgeschichte, noch liefern sollten, im weiteren Sinne aber auch, weil alles, was der Gelehrte erforschte und schilderte, dem Dichter bewußt oder heimlich schon das Baumaterial war, aus dem er seine künstlerischen Gebilde aufführte.

Denn so mancherlei poetische Schöpfungen Dahn auch aus anderen Quellen, ursprünglichen und abgeleiteten, gespeist haben mag, sein liebster und ergibigster Bronnen rauschte doch immer unter jener Weltesche Yggdrasill, dem alles, Raum wie Zeit, umfassenden Sinnbild der Germanen, in dessen Wurzelreich Schicksal und Weisheit hausen, von dem

aus die Weltströme die gesamte Erde durchfluten. Von hier ist er ausgegangen, hierher ist er immer wieder zurückgekehrt. Mag es ihm nicht beschieden gewesen sein, in seinen Dichtungen Stoff und Form zu einem so meisterlichen Ganzen zu verweben, wie es Freytag in den „Ahnen", Scheffel im „Ekkehard" gelang, mag ihm die gelehrte Forschung in das Gebilde der Dichtung nicht immer ganz organisch aufgegangen sein, nie hat der Dichter Dahn etwas zu schaffen gesucht, bei dem nicht des Mannes übervolles Herz und seine begeisterte Liebe zu der Geschichte seines Volkes unmittelbar beteiligt waren. Ja, sein bedeutendstes dichterisches Werk, der „Kampf um Rom", dessen Verquickung von freier Dichtung und historischer Wahrheit sich am meisten Anfechtung hat gefallen lassen müssen, ist im Keime sogar unter dem lebendigen Anhauch der politischen Zeitereignisse des Jahres 1859 konzipiert worden: sein byzantinischer Kaiser Justinian erschien ihm zuerst in der Maske Napoleons III., in den Goten fand er viele Schicksals- und Charakterzüge der zeitgenössischen Österreicher vorgebildet, und in dem Geisterkampf, der um das mittelalterliche Rom entbrannte, sollten sich die drei großen Motive seines eigenen Geisteslebens spiegeln: das National-Germanische, das Griechisch-Römische und die Philosophie der tragisch-heroischen Weltanschauung, die er sich aufgebaut hatte, seitdem „der Bruch mit dem Christentum ihm zur geistigen und sittlichen Notwendigkeit geworden war" („Erinnerungen" III, 360).

Dem Dichter kam es im Widerstreit zwischen Phantasie und Gelehrsamkeit nicht wenig zugute, daß er aus einem Milieu hervorgegangen und in einer Umgebung aufgewachsen, die durch zahlreiche starke Fäden aufs engste mit der Kunst verknüpft war, und daß er als reifender Mann einem Kreise angehören durfte, der den reinsten und edelsten Idealen der Poesie nachstrebte und durch seinen königlichen Mäcen dazu erzogen worden war, auch die Früchte strengster wissenschaftlicher Arbeit in einer schönen, wohlgebildeten Schale zu allgemeinem ästhetischem Genusse darzubieten.

In Hamburg ist Ludwig Sophus Felix Dahn am 9. Februar 1834 als Sohn des Schauspielers Friedrich Dahn, des Nachfolgers Emil Devrients am dortigen Stadttheater, und dessen Gattin Constanze, geborenen Le Gaye, geboren worden. Er selbst aber hat mit Recht niemals die norddeutsche See- und Handelsstadt, sondern von jeher die süddeutsche Kunststadt München als seine Vaterstadt und Heimat angesehen; denn hierher siedelten noch im Jahre seiner Geburt die Eltern über, um beide nebeneinander am Hof- und Nationaltheater tätig zu sein. Einer fröhlichen, ungebundenen Knabenzeit, die sich nach Herzenslust in dem nahen Englischen Garten tummeln und mit Kameraden und Kameradinnen den geliebten „Ritterspielen" sich hingeben durfte, machte der frühreife Ernst und der fast pedantische Lerneifer des Gymnasiasten ein vorzeitiges Ende. Dazu kam, daß er früh von religiösen Zweifeln heimgesucht wurde, an denen er schwer zu tragen hatte, und daß, noch ehe er das Gymnasium ganz durchlaufen hatte, die Ehe seiner Eltern, schon vorher durch mancherlei Mißhelligkeiten getrübt, rechtlich geschieden werden mußte. Das alles machte aus dem blutjungen Studenten, der 1849 die Münchener Universität bezog, einen in fast mönchischer Entsagung und Selbstüberwindung sich kasteienden Gelehrten, der, wenn seine „Erinnerungen" den Sechzigjährigen nicht getäuscht haben, nahe daran war, all seine Frische, Natürlichkeit und Jugendlichkeit zu verlieren. Zum Glück fand er bei all „seiner Reinheit und seinem selbstlosen Feuereifer" immer noch Muße und Spannkraft genug, um sich auch als Rapierfechter, Schachspieler, Kunstenthusiast und freilich stark platonischer Mädchenliebhaber hervorzutun.

Ein etwas frischerer und menschlicherer Zug kam in Dahns philosophische, juristische und geschichtliche Studien, als er sich im Oktober 1851 für einige Semester an der Universität Berlin immatrikulieren ließ. Hier trat er „seiner guten, lieben, treuen Mutter Birch", der „prachtvollen Schwäbin", besonders nahe und verliebte sich leidenschaftlich in deren geistsprühende Tochter Wilhelmine, die später als Frau von Hillern eine so fruchtbare Romanschriftstellerin werden sollte, ohne daß er darüber freilich seine engelhafte Münchener Jugendliebe Didosa ganz aus dem Herzen verloren hätte. Aus

dem Zwiespalt dieser Doppelliebe ist dem Dichter später die Erzählung „Friggas Ja“ erwachsen. Aber auch männliche Freundschaften bescherte ihm die nordische Hauptstadt. Am engsten schloß er sich an den Kunstschriftsteller Friedrich Eggers an, der ihn in den uns durch Fontanes Selbstbiographie so vertraut gewordenen „Tunnel unter der Spree“, eine gesellschaftliche Vereinigung Berliner Dichter und Schriftsteller, einführte. Als „Waiblinger“ erntete er dort für den Vortrag einiger seiner Balladen sogar von Fontane begeisterten Beifall, und noch vierzig Jahre später weiß er die kritische Belehrung und Anregung, die er von den Tunnelleuten erfahren, nicht hoch genug zu rühmen: selbst die Förderung, die er später durch die ästhetisch-kritischen Symposien des Münchener „Krokodils“ empfangen, verblaßt ihm dagegen. Männer wie Kugler, Lübke, Roquette, Lehrer wie Karl Werder und Ranke vervollständigten die Berliner Erinnerungen und Eindrücke, die endlich auch Dahns dichterischen Arbeiten einen neuen Anstoß und eine noch entschiedenere Richtung auf die Balladenpoesie gaben.

Nach München zurückgekehrt, brachte Dahn seine Studien dann bald zum Abschluß: 1855 promovierte er als Doktor der Rechte, zwei Jahre darauf habilitierte er sich an der Universität mit der rechtshistorischen Schrift „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile“. Wissenschaftliche Arbeiten waren es auch hauptsächlich, die ihn in den Jahren 1861 bis 1862 nach Italien führten, aber die Namen Ravenna und Mailand — dies die Orte, wo er sich am längsten aufhielt und sich am eingehendsten mit den Geschichtsquellen vertraut machte — deuten darauf hin, daß er auch für seine zukünftigen Dichtungen schon reichlich in die Scheuern sammelte. Um die ferneren Daten seiner wissenschaftlichen Laufbahn gleich hier anzufügen, brauchen wir nur noch zu verzeichnen, daß Dahn 1863, bald nach seiner Rückkehr aus Italien also, zum außerordentlichen, 1865 zum ordentlichen Professor in Würzburg ernannt, 1872 als ordentlicher Professor für deutsches Recht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie nach Königsberg, 1888 von hier in gleicher Eigenschaft nach Breslau berufen wurde. 1885 wurde ihm Titel und Rang eines Geheimen Justizrates verliehen.

So gering Dahn selber den inneren Einfluß des Münchener Dichterkreises auf seine geistige Entwickelung anzuschlagen gesonnen scheint, das eine steht fest: seinen künstlerischen Schliff und vor allem seine poetisch formale Ausbildung hat er doch im Verkehr mit Dichtern wie Geibel, Bodenstedt, Scheffel, Schack, Hertz, Leuthold, Hermann Lingg, Paul Heyse, Hans Hopfen empfangen, die in den sechziger Jahren für das literarische Leben der Residenz des Königs Max II. nicht nur den Ton angaben, sondern es auch wirklich dirigierten und mit ihrer Persönlichkeit erfüllten. Namentlich Geibel und der strengen Zucht, in die dieser Dahns poetische Form nahm, hat er noch in späteren Jahren dankbare Anerkennung gezollt. Bekannt sind ja die scherzhaften, bei aller Formspielerei im Grunde aber doch ehrlich ernsten Verse, mit denen er noch im Jahre 1877 den Lübecker Dichter der „Spätherbstblätter“ feierte:

> Mit Rückert und mit Platen
> Hast du mich treu beraten,
> Und ist mein Vers geraten —
> Das dank' ich deiner Kunst …

Aber nicht bloß der Pflege poetischer Form galt Geibels Lehre und Erziehung. In seinen „Erinnerungen“ rühmt Dahn vielmehr gerade auch die geistigen Anregungen, die er im Gespräch unter vier Augen von Geibel empfangen habe, und auch das angeführte Gedicht vergißt am Ende nicht, hervorzuheben, wie der allzeit auf die priesterliche Würde des Sängers Bedachte nicht müde geworden sei, zu der schönen Form auch die schöne Seele zu fordern, jene hehre Weihestimmung und demütige Bescheidenheit, die des echten Dichters Lied ebensowenig entbehren könne wie sein Leben. Wahres und Gutes fließt für Dahn seitdem in eins zusammen im „Evangelium des Schönen“. Es ist ihm Religion, Weltanschauung und Philosophie zugleich.

Tiefer aber als der Münchener Dichterkreis des „Krokodils“, auch Geibel nicht ausgenommen, hat auf Dahn in den fünfziger Jahren, da sich nach langer Pause wieder kräftig der poetische Gestaltungsdrang in ihm regte, ein anderer deutscher Dichter

gewirkt, der, fern vom Getriebe der Welt und aller literarischen Zirkel, zu Neuseß, seiner „kleinen Freuden-Frohburg", aus Sonntag und Alltag seines Erlebens und Nichterlebens kunstvolle Reim- und Gedankenspiele spann. Schiller und der Englische Garten in München waren nach Dahns eigenem Bekenntnis seine ersten Lehrer gewesen, Homer war sein zweiter, sein dritter wurde Friedrich Rückert. Außer der „vollendeten Meisterschaft über die Sprache" zog den Studenten auch die monistische Weltanschauung des Dichters auf das mächtigste an. Rückert war der Apostel, die „Weisheit des Brahmanen" das Evangelium des Monismus für Dahn geworden. Erfüllt von andächtiger Bewunderung für den Meister, näherte er sich ihm 1854 mit einem anonymen Geburtstagsgedicht, in dem er Rückerts dichterische Eigenart sowie seine Leistungen in der Lyrik, der Erzählung, der Lehrdichtung und des Schauspiels zu zeichnen suchte. Wider Erwarten antwortete der Gefeierte in einem Gedicht: „Wer hat mit Liebeszaubermacht Mich selbst mir selbst im Bild so klar zurückgebracht?" Das ermutigte den jungen Dichter, dem Gütigen im nächsten Jahre sein soeben fertig gewordenes Erstlingswerk „Harald und Theano", ein kleines Epos aus dem vierten Jahrhundert, zur Prüfung vorzulegen. Und wieder hörte der in Bangnis auf den Richterspruch Wartende warme Worte des Lobes und der Aufmunterung zu weiterem Schaffen. Ein persönlicher Besuch Dahns in Neuseß und die Widmung seines bald gedruckten Epos an den verehrten „Menschen und Dichter" begründeten ein Freundschaftsverhältnis des Einundzwanzigjährigen zu dem bald Siebzigjährigen, dessen segnende Erinnerung den Jüngeren durch sein ganzes Leben und Dichten begleitete. Dietrich von Bern im „Kampf um Rom", der weise, große Friedenskönig, die herrlichste Gestalt gotischer Geschichte, ist nach Rückerts treu bewahrtem Bilde gezeichnet.

Rückerts schwärmerisch verehrtes Vorbild blieb nicht ohne Wirkung auf Dahns erste lyrische Gedichtsammlung, die im Jahre 1857 erschien. Namentlich in den didaktischen Strophen spiegelte sich Rückerts „Weisheit des Brahmanen" so deutlich und unverkennbar, wie sich in der Freude am bunten Wechsel kunstrechter Versmaße und in der virtuosenhaften Fertigkeit, allen Gedanken, Gefühlen und Empfindungen glatten und gewandten poetischen Ausdruck zu geben, der Schüler eines nie versagenden Versifikators verriet, der in seinen Gedichten allen Sprach- und Versschwierigkeiten mit einer geradezu verwegenen Leidenschaft nachging, um zu frohlocken, wenn er sie am Ende doch überwunden hatte. Das rein lyrische, ganz aus Gefühl und Stimmung erwachsene Lied, das sich auch dem Patriarchen von Neuseß mehr und mehr versagte, erblühte ihm dabei von vornherein nur spärlich; selbst in den „Schlichten Weisen", deren Muse Rückerts jüngste Tochter Anna, das „Kind von fünfzehn Lenzen", war, mußte er sich an Anfangszeilen alter Volkslieder anlehnen, um den rechten Ton zu finden. Um so breiter entfaltete sich die Reflexion und das sinnig-lehrsame Element: namentlich einige Gedichte, in denen der Zweiundzwanzigjährige seine auf Schönheit und Sittlichkeit gebaute Weltanschauung bekundete oder seine dem Pantheismus zuneigende religiöse Gefühlswelt an der des Christentums maß, sind für so frühe Jugendpoesien Zeugnisse einer außergewöhnlichen Begabung. Im „Weltgesetz" kündete sich auch schon von ferne die tragisch-heroische Weltanschauung an, die der Mann später so oft und so geflissentlich betonte:

Ihr, die ihr einen milden Vater jenseit der Wolken walten wißt,
Der Helfer euch im Kampf und Rater und Tröster euch im Unglück ist,
Ich neid' euch nicht, ob überschwenglich er sich in Wundern euch enthüllt:
Mit Kraft und Frieden unvergänglich hat auch mein Gott mein Herz erfüllt.
Weiß ich den Geist doch ringsum walten, der alles Leben füllt und trägt
Und seines Mantels heil'ge Falten um alle Welten schützend schlägt.
Und wie im Prachtgewand der Sterne und in des Veilchens zartem Kleid
Lebt er in jedes Wesens Kerne: — der Pulsschlag der Notwendigkeit ...

Doch neben Rückerts schritt noch ein anderer hoher Schatten durch Dahns erste Gedichtsammlung: der Ludwig Uhlands. Einzelne starke Anklänge an allbekannte Uhlandsche Gedichte verrieten das schon rein äußerlich; wer tiefer sah und lauschte, fand eine weit stärkere Einwirkung des schwäbischen

Dichters in den balladen- und romanzenhaften Stücken, die vor allen anderen glänzend hervorstachen. Denn trotz der offenkundigen Anlehnung an literarische Muster verbarg sich keinen Augenblick, daß auf diesem Felde die eigentlichen Wurzeln des Dahnschen Talentes zu suchen waren. Wohin er auch griff, und woher er auch schöpfte, ob er sich in die Antike zurückversetzte, ob er in die Provence, ins Land der Troubadoure, schweifte, ob er beim deutschen Mittelalter oder bei der deutschen Vorzeit Einkehr hielt, ob er romanische oder germanische Literaturen zu Hilfe rief — er hatte sofort und fast überall den rechten Zügelgriff und manchmal sogar schon jenen sicheren, knappen Schenkelschluß, den namentlich die Ballade vom berufenen Reiter verlangt. Mit einer prachtvollen, breiten Pinselführung und charakteristischen Hervorhebung der Hauptmomente wußte er schon gleich von Anfang, was sich in unserer Balladendichtung nur selten findet, jene bewußte, wohlabwägende Kunstübung zu vereinigen, die sich so leicht keine mögliche Wirkung entgehen läßt, und die bei aller Lebendigkeit des Vortrags immer eine gewisse Würde der Form und der Sprache zu wahren weiß. Auch hier machte sich die doppelte, scheinbar völlig heterogene Schulung bemerkbar, die er durchgemacht hatte: Uhlands, Strachwitzens, Fouqués und Fontanes Vorbilder auf der einen, Platens und Rückerts Einfluß auf der anderen Seite. Man könnte die Einwirkungen noch viel weiter zurück verfolgen, über Schiller, den deutschen Volksgesang, Walther von der Vogelweide und das Nibelungenlied bis auf die Edda — am lebendigsten werden doch auch auf ihn die „Reliques of ancient English poetry" (1765) gewirkt haben, die dereinst im Frühling der deutschen Balladendichtung bereits einen Bürger begeistert hatten. Durch Fontane und seinen „Tunnel unter der Spree" waren ihm ja, wie wir gesehen haben, die englisch-schottischen Stoffe besonders nahe getreten; ihnen verdankt der Balladendichter Dahn denn auch einige seiner prächtigsten und wirkungsvollsten Stücke: den „Königsbronn in Dunsadal", „Maria Stuart und Sir Gordon", nicht zu vergessen „Lord Murray und Lady Anne" mit den wie helle Festtrompeten klingenden Schlußversen:

Du bist in England das beste Kind und das reinste aller Weiber!
Childe Arthur, mein Page, nun auf geschwind und rüste mir Jäger und Treiber,
Mein Federspiel nun rüste mir zu: zur Jagd wird fröhlich geritten:
Ich reite rechts, links reitest du, Lady Anne in unserer Mitten.

Aber über das germanische Brudervolk jenseit des Kanals vergaß Dahn Mythologie, Sage und Geschichte seines eigenen Volkes nicht. Die späteren Gedichtsammlungen, die in richtiger Erkenntnis seiner Begabung den Balladen und Romanzen einen immer größeren Raum gönnten, pflegten mit unverhohlenem Patriotismus und Nationalstolz einheimische deutsche Stoffe, wobei er seine Liebe weniger den düsteren, unheimlichen Naturmächten und Elementarereignissen bewies, die einen Bürger einst so angezogen hatten, als den heldenhaften Ruhmestaten, Ritterkraft und Sängerstolz, die mit ihrem Glanz durch die Jahrhunderte zu uns herüberleuchten. Seine Gotenlieder, seine aus den Nibelungen geschöpften Gedichte, seine Kreuzfahrerlieder, seine Walther von der Vogelweide in den Mund gelegten Strophen, insbesondere seine Meisterballade aus der Polenzeit: „Die Mette von Marienburg" sind glänzende Belege dafür, obgleich sich der Dichter in manchen dieser späteren Stücke zu einer allzu wortreichen Weitschweifigkeit verführen läßt. Auch in der metrischen Form trug er dem nationalen Zuge seiner Balladendichtung allmählich mehr Rechnung. Den germanischen Stabreim, den er früher nur gelegentlich und flüchtig einmal als schmückendes Kunstmittel verwandt hatte, gebrauchte er nun weit ausgibiger und in der bewußten künstlerischen Absicht, damit im Geiste der alten Zeit stimmungsvoll zu charakterisieren. Gedichte wie „Odhins Weisheit" und „Ottar und Hilde" zeigen nicht nur, wie reichlich ihm aus den Quellen die altertümlichen Worte und Formen des germanischen Sängers zuflossen, sondern zugleich auch, wie gelehrig er einem Wilhelm Jordan und Richard Wagner die Kunst abgelauscht hat, durch den Stabreim freirhythmische Strophen zu binden.

Kurz werden wir über Dahns Dramen weggehen dürfen, da er das Schicksal aller Münchener teilt und sich trotz ernsten Rin-

gens und strenger künstlerischer Selbstzucht mit keiner seiner dramatischen Dichtungen dauernd die Bühne zu erobern vermocht hat. Bei aller technischen Sauberkeit im dramatischen Auf- und Ausbau, bei aller Bedeutsamkeit der aufgeworfenen, meist nationalen Probleme fehlt seinen Dramen doch die durchschlagende Kraft der Tragik, seinen Gestalten die lebendige, individuelle Anschaulichkeit. Seit nun vollends die moderne dramatische Literatur das Hauptgewicht auf die psychologische Motivierung zu legen gelernt hat, erscheinen uns auch die besseren dramatischen Versuche Dahns, sein Schauspiel „Deutsche Treue", sein Lustspiel „Die Staatskunst der Frauen" und andere, ihrer Anlage und Wirkung nach eher als dialogisierte epische denn als wahrhaft dramatische Arbeiten.

Doch wir sind dem inneren Lebensgange des Dichters mittlerweile weit vorausgeeilt; er darf fordern, daß wir den biographischen Faden da wieder aufnehmen, wo wir ihn fallen gelassen haben. An die Schilderung seiner innigen Beziehungen zu Rückert schließt sich in Dahns „Erinnerungen" unmittelbar die seiner Freundschaft mit Scheffel. Diesen lernte der Dreiundzwanzigjährige im Winter 1856 auf 1857 im Hause Friedrich Thierschs, des berühmten Münchener Philologen, kennen, da er eben noch unter dem frischen Eindruck des mit jugendlicher Begeisterung gelesenen „Ekkehard" (1856) stand. Von da an verband die beiden bis zu Scheffels Tode eine niemals gestörte Herzensfreundschaft. Unter allen mitlebenden Dichtern weiß Dahn keinen, der ihm innerlich so artverwandt gewesen wäre wie der Dichter des „Ekkehard" und der „Frau Aventiure", in fast allen Dingen, wie er meint, sein „Gesinnungs- und Geschmacksgenosse". Die Kapitel, die seinem Andenken gewidmet sind, gehören in ihrer Herzlichkeit zu dem Schönsten, was die „Erinnerungen" enthalten.

Schon diese freudige Begeisterung für den Mann und Dichter Scheffel könnte uns sagen, an welcher Küste des historischen Romans Felix Dahn seine Zukunftsfrüchte wachsen zu sehen hoffte, als er sich 1858, nach einigen kleineren epischen Dichtungen, seinem Hauptwerke, dem „Kampf um Rom", zuwandte: nicht dort, wo Ebers und Eckstein die schwere Fracht ihrer gelehrten archäologischen Studien in die schwanken Kähne einer dürftigen Romanhandlung luden, auch nicht dort, wo Gustav Freytag mit bedächtiger Ruhe, wenn auch warmen Herzens aus der Fülle seiner wissenschaftlich nachgeprüften Gesichte aus der deutschen Vergangenheit mehr novellistisch als romanhaft gestaltete schlichte Lebensbilder einer Ahnenreihe gab, deren einzelne Vertreter wohl für ihre Zeit charakteristisch waren, deren Schicksale sich an die großen geschichtlichen Ereignisse aber nur lose anlehnten — sondern dort, wo die stolze Freude an unserem Germanentum und seinem historischen Entwickelungsgange blüht, wo der Dichter aus seiner eigenen subjektiven Ergriffenheit kein Hehl zu machen braucht, wo kühne Phantasie und loderndes Temperament als Tugenden und eine geschickte, wirkungsfrohe Inszenierung der Historie nicht als Verbrechen gelten.

Es ist bezeichnend für Art und Tendenz der Dahnschen Romandichtung, daß sie, gleich nach den ersten Anfängen des „Kampfes um Rom" unterbrochen und gehemmt, erst vom Begeisterungssturm des Jahres 1870 wiedererweckt wurde. So sehr wird Dahns Schaffen getragen von dem einen nationalen Gedanken, daß des Mannes und „Helden" — beides bedeutet ihm ein und dasselbe — höchstes Gut sein Volk und sein Staat ist. Herzenskämpfe hatten ihn zu Ende der sechziger Jahre in schmerzliche Verbitterung und Stumpfheit getrieben; der deutsch-französische Krieg riß ihn mit einem Ruck aus seiner trostlosen Schmerzversunkenheit: „War doch jetzt jene Saite in mir angeschlagen," bekennt er in den „Erinnerungen", „die unter allen von dem Ritterspiel des Knaben an bis heute am mächtigsten ertönt: die deutschnationale, die ‚heldenhafte': wieviel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles andere in mir — alles, ohne Ausnahme! — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf ... Aus dieser ausschließenden Versenkung in das eigene Weh ward ich nun auf das heilsamste emporgerissen durch den hallenden Heerruf: ‚Vaterland!'" Dieser trug ihn „wie auf Adlerflügeln empor", zunächst als Mitglied der Sanitätskolonne in Feindesland hinein, dann,

als er gesund zurückgekehrt war und 1873 seine zweite Frau Therese gefunden hatte, ins Land der Dichtung. Eine wahre Hochflut poetischen Schaffenseifers kam über ihn; was er als Dichter ist, ist er nach seinem eigenen Urteil erst nach 1868 geworden.

Dem vierbändigen Werke „Ein Kampf um Rom“, das 1876 erschien, waren bereits ein paar kleinere Romane vorangegangen, die historisches Gewand aus der germanischen Vorzeit trugen: die angeblich einer nordischen Sage (Halfred Sigskaldsaga) aus dem zehnten Jahrhundert nacherzählte, im wesentlichen tatsächlich aber frei erfundene Geschichte „Sind Götter?“ und der gleichfalls der altnordischen Welt entnommene Roman „Odhins Trost“ (im Buchhandel erst 1880 erschienen, aber schon 1872 so gut wie vollendet). Beide Bücher leiden unter einer unfreien Manieriertheit des Tons, in der sich deutlich die Sorge verrät, nur ja recht treu im Tone der altnordischen Poesie zu erzählen, und tragen in die Urzeit Geisteskämpfe und Probleme philosophisch-religiöser Art hinein, die den Menschen jener Zeit meist recht sonderbar zu Gesichte stehen. Diese Modernisierung aber einmal hingenommen, muß anerkannt werden, daß die zweite dieser Dichtungen gegenüber der ersten in mehr als einem Punkte einen bedeutenden Fortschritt aufweist: nicht allein daß die Phantasie des Dichters ihre Schwingen weit kühner und freier gebraucht und seine Menschengestaltung um ein gut Teil lebensvoller und überzeugender geworden ist, auch die Lösung, die „Odhins Trost“ am Ende für das Welträtsel findet, ist des unmutigen Pessimismus in heiterem Ernste siegreich Herr geworden. Hier, belehren uns die „Erinnerungen“, hat der Dichter seine heroisch-tragische, aber nicht mehr pessimistische Weltanschauung niedergelegt, „jenen Monismus, der das Mirakel und eine die Geschicke der Menschen stets gerecht und väterlich liebend leitende Himmelsgewalt und die Tugend aus Berechnung auf Lohn im Himmel oder jämmerlicher Furcht vor Strafe in der Hölle ausschließt, die Pflicht um der Vernunftnotwendigkeit des Guten willen auferlegt, den Verzicht auf Leben und Glück von dem einzelnen um des Ganzen willen fordert, aber doch das Dasein freudig bejaht, in der Erkenntnis, daß das einzelne vergehen muß, um im Wechsel der Individuen das Vernunftgesetz und das Allgemeine zu erhalten.“ Auf dem Schlachtfelde von Sedan hatte der Dichter in Tun, Schauen und Denken für dieses Werk den meisten Stoff gewonnen.

Dem „Kampf um Rom“ eine ausführlichere Würdigung zuteil werden zu lassen werden wir uns hier wohl ersparen dürfen. Rein künstlerisch gemessen, ist dieses umfangreichste Romanwerk Dahns schwerlich sein bestes: nur zu leicht täuscht die Größe und Weite des Schauplatzes und weltgeschichtlichen Inhalts auch eine entsprechende dichterische Höhe und Tiefe vor. Dahn selbst schätzt manche seiner Balladen und kleineren Erzählungen und Romane, wie „Odhins Trost“, „Felicitas“, „Fredegundis“, „Bis zum Tode getreu“, höher. Jedenfalls aber zeigte der große Roman den Dichter zum erstenmal im Besitz einer großzügigen, lebendigen Charakteristik, einer sicheren Kraft, zu spannen und zu steigern, und einer überraschenden Kunst, einzelne Szenen und Situationen farbenprächtig auszumalen.

Mit dem „Kampf um Rom“ hatte Dahns historischer Roman sich seine Domäne gegründet: in der Zeit der Völkerwanderung siedelte er sich an, hier blieb sein eigentliches Feld und seine eigentliche Heimat. Zwar hat er gelegentlich auch in spätere Zeiten glückliche Ausflüge unternommen, u. a. in die Merowingerzeit, an den Hof Karls des Großen, ins elfte und zwölfte Jahrhundert, in die Periode der Kreuzzüge und an die Schwelle des zweiten Jahrtausends, da man allgemein einem „Weltuntergang“ entgegensah, weitaus die meisten und namentlich die bekanntesten seiner späteren historischen Romane wählen aber doch zum Schauplatz jene wilden und blutigen Jahrhunderte, die durch die Völkerwanderung germanischer Stämme ihr Gepräge erhalten haben. Eine ganze Sammlung Dahnscher Romane führt den Titel „Kleine Romane aus der Völkerwanderung“. Zu ihnen gehören: „Die Bataver“ (um 69 n. Chr.), dem Fürsten Bismarck, „Otto dem Großen“, gewidmet, in ihrer skizzenhaften Komposition und eilfertigen Ausführung aber keineswegs das Gipfelwerk der Reihe, ferner „Bissula“ (um 378), „Attila“ (um 453) und „Felicitas“ (um 476

wohl noch die glänzendsten und kräftigsten des Siebengestirns, so sehr stellenweise auch schon die archäologische Beschreibung überhandnimmt, endlich „Gelimer“ (um 534), „Die schlimmen Nonnen von Poitiers“ (um 589) und „Fredegundis“ (Ende des sechsten Jahrhunderts). Der engere Zeitraum, auf den diese kleineren Romane aus der Völkerwanderung gebannt sind, hielt ihren Verfasser von selbst zu einer strafferen Komposition an, als er sie in dem vierbändigen Hauptwerke innehalten konnte, auch kraftvollere und packendere Konflikte boten sich in einigen dieser kleinen Werke dar; im ganzen aber ließ sich der Eindruck nicht verscheuchen und wuchs mit dem Fortschreiten der Romanreihe immer stärker an, daß Dahns einst machtvolle Schilderungsgabe allmählich in Manier erstarrte und keiner tieferen Variationen mehr fähig war. Die skizzenhafte Darstellung, die allzu knappe, zu Lakonismen erfrierende Sprache, die eilige Charakteristik der Gestalten, die schnellfertige, unkünstlerische Verwertung historischer und archäologischer Studien, die zyklopische Aufeinandertürmung roher Tatsachen, wo wir doch den Menschen in die Seele und den Ereignissen ins innere Gehäuse und Getriebe sehen möchten — das alles entfremdete die deutsche Leserwelt den Dahnschen Romanen immer mehr und lieferte den ebenso heftigen wie höhnischen Angriffen, die die naturalistische Literaturbewegung der achtziger und neunziger Jahre für sie hatte, nur immer schärfere Waffen in die Hand.

Dahns einst so glänzender Stern war im Erbleichen begriffen. Auch das in schwungvollen Reimen dahinströmende Epos „Rolandin“ (1891) und der die soziale Not der Gegenwart im Gewand der Merowingerzeit schildernde Roman „Ebroin“ (1897) änderten daran nichts. Leider warf man dabei wieder einmal, wie so oft, alles in einen Topf und ließ mit dem historischen Romanschriftsteller auch den kraftvollen Balladendichter und den feurigen Patrioten fallen. Jenen haben wir schon gewürdigt; dieser verdient zum Schlusse noch ein paar freudig anerkennende Worte: nur mit einem Preise des vaterländischen Dichters und des zu allen Zeiten als echt deutsch erprobten Mannes kann ein Gedenkaufsatz zu Dahns siebzigstem Geburtstage würdig ausklingen. Seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gibt es kein bedeutsameres nationales Fest, kein wichtigeres vaterländisches Ereignis, das Felix Dahn nicht mit den Klängen seiner Harfe geweiht hätte. Gleich seinem Lehrer Geibel klagt er im Jahre 1850, daß Deutschland die günstige Gestirnung zur Wiedererlangung der Kaiserkrone verpaßt und verträumt habe; gleich jenem ruft er in den wirren Zeiten des Bundestages nach dem „Helden von echtem Siegfriedsmute“, der die Schlangenketten deutscher Zwietracht auseinanderschlage. Immer und überallhin begleitet ihn wie sein Schatten in den folgenden Jahren „das unendliche Weh um sein zerrissenes Volk und sein schmählich entzepertes Deutschland“. Im idyllischen Landhaus draußen in der grünen Sommerfrische, zwischen seinen Büchern im Studierzimmer, vor Kranz und Schleier der geschmückten Braut, überall hört er „der Hohenstaufen Harfen klingen, die klagen um das Reich und seine Söhne“. Ja, als 1859 das Gerücht der Kriegserklärung Rußlands, Frankreichs und Italiens an Deutschland umging, da war Dahn, der junge scheinbar ganz in wissenschaftlichem Ehrgeiz aufgehende Münchener Privatdozent, einer der ersten, der seinem Volke zurief, den Ruhm der Wissenschaft, Kunst und Dichtung starken Herzens dahinzugeben: „Nach Eisen verlanget die eiserne Zeit.“ Und als dann die drei Kriege kamen, die Deutschlands Einheit schmieden halfen, da hat der Süddeutsche — als solcher durfte und mußte Dahn sich fühlen, dessen Jugend- und Erziehungsjahre ganz und gar München angehören — seinen König gemahnt, der deutschen Fahne zu folgen, nein voranzugehen:

> Rings dräut Gefahr: auf, Wittelsbach, du sollst den Weg uns bahnen.
> Vor einem Engpaß steh'n wir all, den Schwert und Not umtürmen:
> Ein Weg ist frei, der Ehre Weg: — wohlan, führ' uns zum Stürmen! —

Nirgends aber in Dahns Gedichten hat diese Einheitssehnsucht innigeren Ausdruck gefunden als in dem aus dem Jahre 1867 mit dem bezeichnenden Titel „Mainlinie“:

> Die raschen Schiffe gleiten wohl hin und her den Main:
> Hie deutsch zu beiden Seiten: — soll das geschieden sein?

Zwei Amseln hör' ich singen, wohl links und rechts vom Main,
Und Ton in Ton sich schlingen: — soll das geschieden sein?
Zwei Liebste seh' ich gehen, wohl links und rechts vom Main,
Ihr Gruß kann sich verstehen: — soll das geschieden sein?
Zwei Banner seh' ich fliegen, wohl links und rechts vom Main,
Vereint sie müssen siegen: — soll das geschieden sein? ...

Am hellsten aber erschallten seine „Deutschen Lieder", als der deutsch-französische Krieg ausbrach und Süd und Nord mit einem Schlage einte. Von der Stunde der Kriegserklärung an bis zur festlichen Heimkehr des neuen deutschen Kaisers und seines siegreichen Heeres hat er allen großen Schlachten und kriegerischen Ehrentagen seine poetische Weihe gegeben und die Stationen seiner eigenen Teilnahme am Feldzuge mit lebensvollen, oft dramatisch bewegten Kampfbildern voll herber Realistik und hinreißender Sprachgewalt begleitet.

Auch allem, was sonst im Laufe der nächsten dreißig Jahre die deutschen Herzen bewegte, hat Dahns vaterländische Muse immer würdigen und edlen, oft ergreifenden und mächtig erhebenden Ausdruck verliehen. Er hat den Deutschen in Österreich im bitteren Nationalitätenkampf die Zuversicht zu ihrem überlegenen Deutschtum gestärkt; er hat den Schwaben und Alemannen ihr Stammeslob gesungen; er hat unsere vaterländischen Ehrenmale auf der Grotenburg bei Detmold und auf dem Niederwalde mit begeisterten Versen eingeweiht; er hat dem deutschen Schulverein und dem deutschen Sprachverein seine festliche Leier geliehen; er hat den Deutschen im Auslande und den Deutschen jenseit der Meere ihr Heimats- und Vaterlandsgefühl gestärkt und der deutschen Muttersprache ein Preislied angestimmt, das an Schwung und Fülle der Anschauung wie des Klanges seinesgleichen sucht: Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, Luther, Schiller und Goethe schreiten darin, gleichsam zu neuem Leben erweckt, einher, bis das Lied ausklingt in den Versen:

O tönet fort, ihr heil'gen Zungen, darin mein Volk frohlockt und klagt,
Du Saitenspiel, nie ausgeklungen, du Rätsel, niemals ausgesagt.
Und wo die Ruhestatt sich wähle in fernem Land ein deutscher Schritt, —
Er trage treu wie seine Seele der Heimat edle Sprache mit:
Sie geht mit uns im Zug der Heere, sie geht mit uns im Wanderzelt
Und bauet jenseit blauer Meere uns eine neue deutsche Welt.

Von früher Jugend an bis in sein spätes Alter hat sich Dahn die fröhliche Begeisterungsfähigkeit und die neidlose Bewunderung für alle großen Männer unserer vaterländischen Geschichte, der geistigen wie der politischen, bewahrt. Keinem von ihnen aber schlug sein bewunderndes Herz heißer zu als Bismarck, dem er, zumal in den letzten Jahren seines Amtes und darüber hinaus durch die Friedrichsruher Einsamkeit bis zum Todestage des Gewaltigen, die Treue bewahrte.

Auch dem anderen hehren Paladin Wilhelms I., dem Feldmarschall Moltke, „der Deutschen Schild und Schwert", dem „unsträflich reinen Helden", hat er mehr als einmal seine Verehrung und Bewunderung bezeugt, und als das „Volksschulgesetz" drohte, ließ Dahn ein eigenartiges Buch erscheinen, das „Moltke als Erzieher" feiert und, ausgehend von des Feldmarschalls klassischer Schilderung des deutsch-französischen Krieges, dem deutschen Volke Moltkes hervorragende Mannestugenden, vor allem seine Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit, als Muster vor Augen hält. Daran knüpft er dann politische, wie nicht anders zu erwarten, höchst pessimistische Betrachtungen über die Frage, ob unsere Zeit noch auf der Höhe des nationalen Aufschwunges der Heroenzeit stehe, leider ohne dem in unseren sozialen Bestrebungen sich kundgebenden Idealismus die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dagegen trifft Dahn in seinen Erörterungen über das Volksschulgesetz, die sich etwas unvermittelt anschließen, Töne, die das innerste Fühlen und Empfinden der deutschen Volksseele wiedergeben, und die den Dichter der Germanengröße noch einmal im vollen Besitze seiner eigensten Kraft und Gabe zeigen: das Wahrhafte und Ursprüngliche im deutschen Volks- und Geschichtscharakter ahnungsvoll herauszufühlen und ihm einen zündenden Ausdruck zu geben.



Moritz von Schwind. Nach dem Bildnis von Franz von Lenbach.

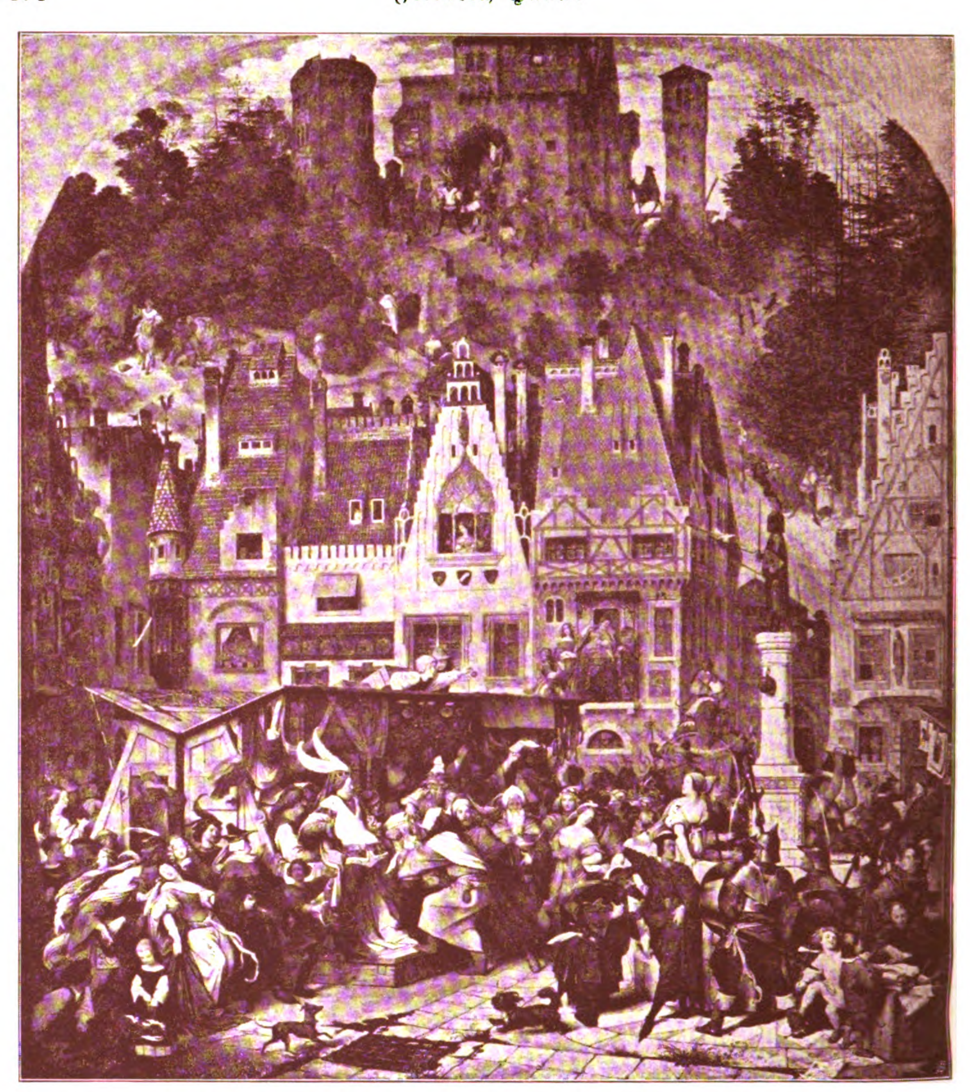
Moritz von Schwind

Von

Friedrich Haack

(Nachdruck ist untersagt.)

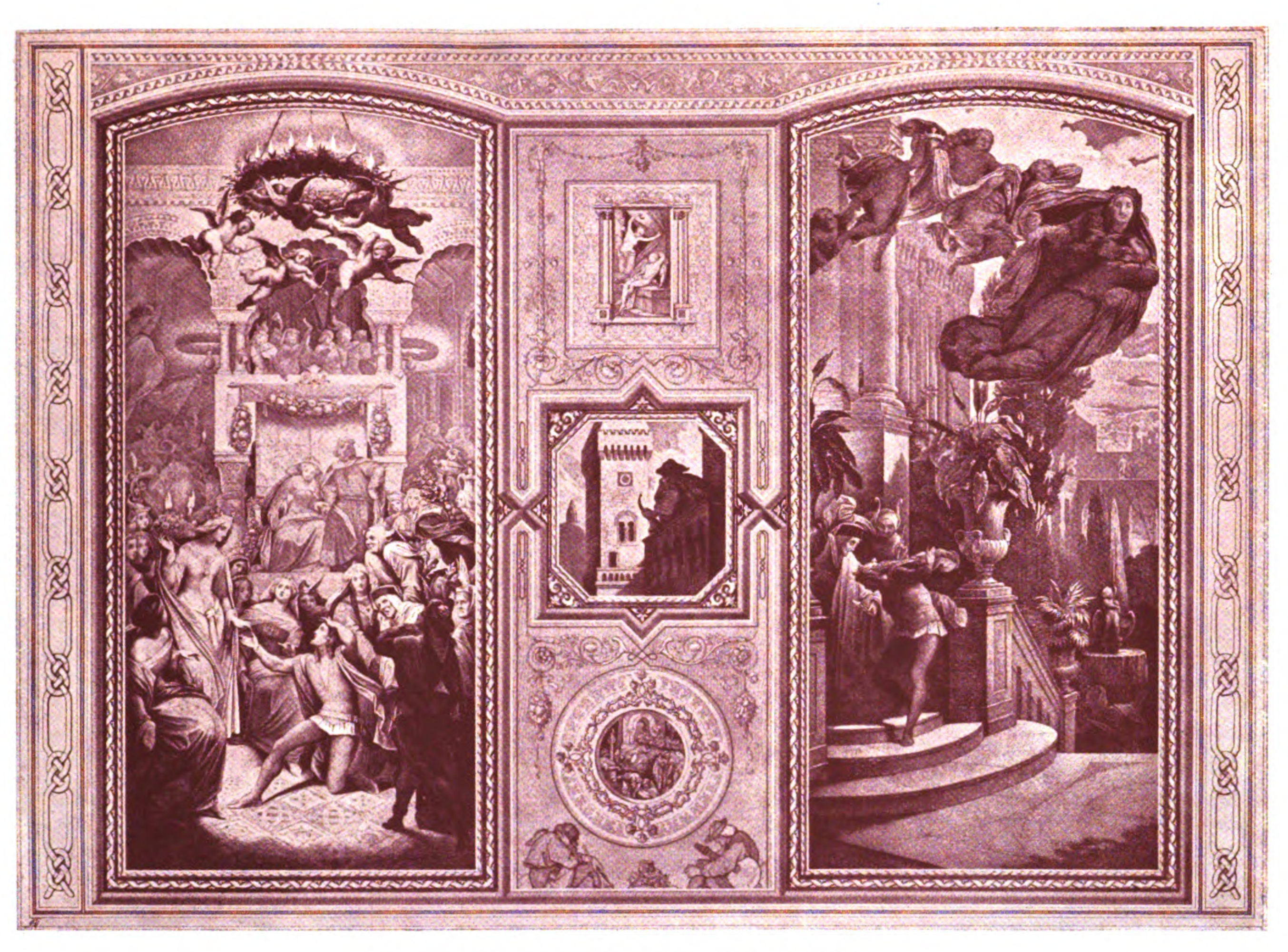
Am 21. Januar d. J. haben wir Deutschen einen nationalen Festtag begangen, aber einen solchen, der durchaus keine Spitze gegen irgendeine fremde Nation richtet — einen Festtag, an dem auch die nichtdeutschen Völker teilnehmen konnten, soweit sie imstande sind, die Werke eines Mannes zu begreifen, zu empfinden, der, wie wenige, kerndeutsch gefühlt und geschaffen hat. In der Tat, Moritz von Schwind, dessen hundertsten Geburtstag es zu feiern galt, hat so deutsch empfunden, daß jedes deutsche Herz ohne weiteres mit ihm fühlen muß, daß sich niemand unter uns dem unmittelbar ergreifenden Zauber seiner Werke zu entziehen vermag. Aber — und darüber wollen wir uns nicht täuschen — dieser Künstler war nicht so groß, daß er sein Deutschtum zu allgemein gültiger menschlicher Höhe emporzuheben, daß er seine spezifisch deutsche Empfindung in Formen zu gießen vermocht hätte, die um ihrer selbst willen auch dem anders Empfindenden eine rein künstlerische Bewunderung zu ent=



Schwind: Ritter Kurts Brautfahrt. Ölgemälde in der Galerie zu Karlsruhe. (Vollendet 1839.)
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann in München.)

locken imstande wären. Wenn daher die fremden Nationen, namentlich unsere Nachbarn jenseit der Vogesen mitsamt ihren romanischen Stammesbrüdern, kaum rechten Anteil an unserem Erinnerungsfest nehmen konnten, so blieb dieses doch auch keineswegs auf uns Reichsdeutsche allein beschränkt, sondern es vereinigte alle Völker deutscher Zunge in treuem Gedenken an den Meister.

Hat ja doch Schwind selbst außerhalb, ja sogar weit entfernt von den Grenzen des gegenwärtigen Deutschen Reiches das Licht der Welt erblickt. Er ist ein Österreicher, ein Wiener gewesen und hat niemals aufgehört, wienerisch zu sprechen und sich als Österreicher und Wiener zu fühlen, obgleich er in seiner Heimat nur Kindheit und erste Jugend zugebracht hat. Nach unruhigen Wanderjahren, die ihn aus Wien zu Cornelius nach München, von dort nach Italien, aus Italien nach Karlsruhe und Frankfurt am Main führten, hat er bis zu seinem Tode, der am 8. Februar 1871 erfolgte, das Lehramt eines Professors an der Münchener Kunstakademie innegehabt. In Karlsruhe hatte er — bereits achtunddreißig Jahre alt — seinen häuslichen Herd begründet mit der Tochter eines badischen Majors,



Schwind: Aus dem Aschenbrödelzyklus. (1852 bis 1854.)
(Mit Genehmigung von Piloty u. Löhle in München.)

die ihn mit vier Töchtern und einem Sohne beschenkte, an denen er mit ganzer Seele hing. Er hat sie auch auf den Titelbildern zu seinen Märchenzyklen gern dargestellt. Ein



Schwind: Titelbild zu dem Zyklus der „Sieben Raben". (1857/58.)

Töchterchen wurde ihm in zartestem Alter entrissen, die anderen Kinder sind ihm zu seiner Freude glücklich herangewachsen.

Jenes Münchener Lehramt nun dürfte ihn kaum allzusehr beschwert haben. Und er war sicherlich nicht zum Lehrer geboren! Seine persönliche Eigenart war viel zu stark, den ganzen Mann erfüllend und durchdringend, als daß er sich liebevoll in das Wesen anderer hätte hineinversetzen können. Das Bedeutende an ihm und seiner Kunst war überhaupt nicht lehrbar und das Lehrbare an seiner Kunst nicht bedeutend. Immerhin haben seine Schüler von seiner Persönlichkeit einen tiefen Eindruck fürs Leben mitgenommen und sind ihm in treuer Anhänglichkeit bis über sein Grab hinaus und bis an ihr eigenes Grab ergeben geblieben und

noch ergeben. Die Münchener Professorenstellung hatte aber für Schwind besonders den Vorteil, daß sie ihn von drückenden Geldsorgen befreite, von lästiger Brotarbeit erlöste und ihm endlich die Muße gewährte, in künstlerische Gebilde zu bannen alle die Gedanken, Gestalten und Geschichten, die sein Inneres seit jenen Wiener Jugendjahren erfüllten, welche er mit Lenau, Anastasius Grün, Grillparzer, Bauernfeld, Franz Lachner und namentlich mit Franz Schubert „in glücklicher Not und Freundschaft versungen und vermusiziert“ hatte.

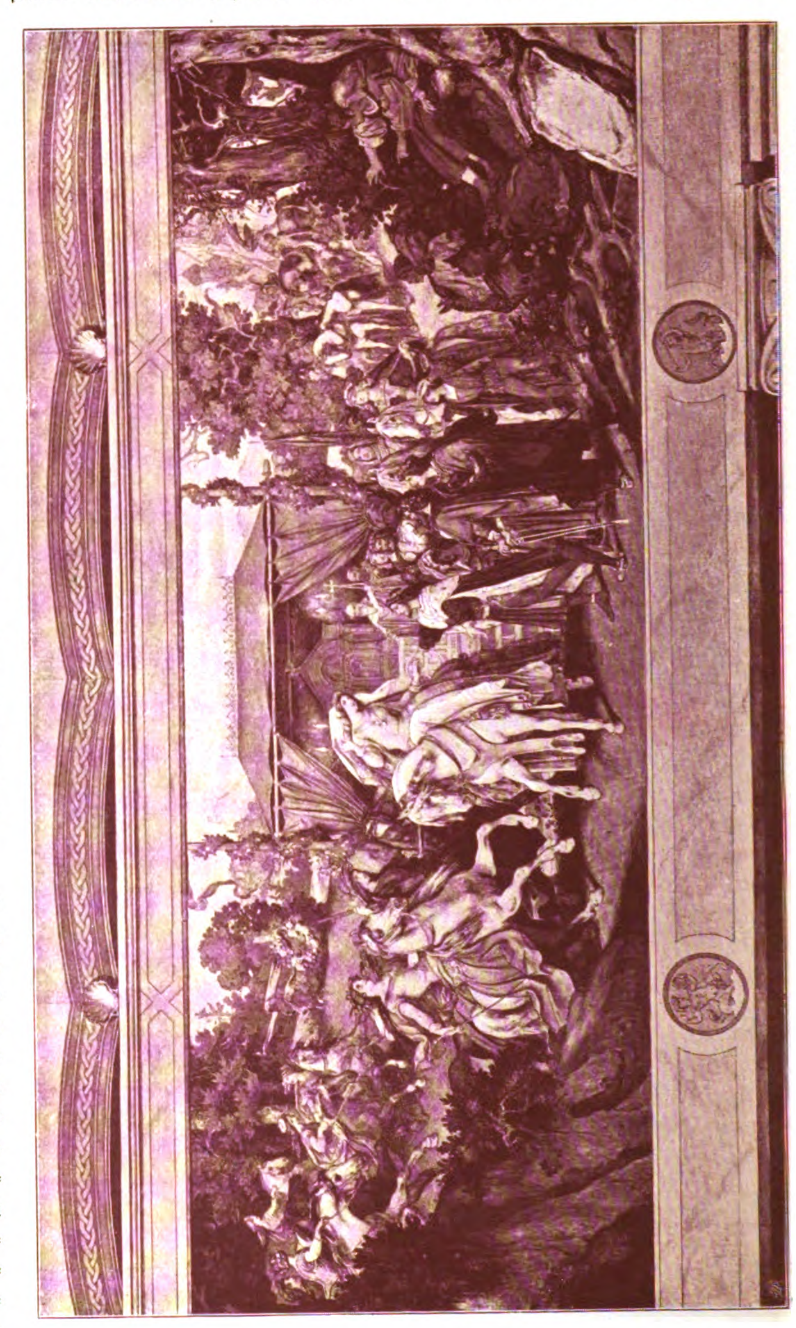


Schwind: Aus dem Zyklus der „Sieben Raben“. (1857/58.)

Wenn also Schwind in München die günstigste Gelegenheit fand, sich voll auszuleben, wenn er nirgends in der ganzen Welt ein so reges künstlerisches Leben wie in der damals aufblühenden deutschen Kunsthauptstadt finden konnte, wenn er als Österreicher sich im Lande der stammverwandten Bayern heimisch fühlen mußte, so hat er sich dennoch stets nach der größeren, glänzenderen, großstädtischeren österreichischen Hauptstadt, nach seiner lieben Vaterstadt, zurückgesehnt. Und das spezifisch Österreichische: das Heitere, Anmutige, Leichte, Musikalische, Sorglose, Le-

benslustige — allerdings ohne die sonst vorhandenen Kehrseiten dieser schönen Eigenschaften! —, war seinem Wesen und ist seiner Kunst in hohem Maß eigen, bildet einen ihrer charakteristischen Hauptvorzüge. Wir, die wir heute so sicher und behaglich im neugezimmerten Deutschen Reiche wohnen, vergessen nur gar zu leicht, wie viel wir vom Besten unserer geschlossenen deutschen Geisteskultur, die doch sicherlich zur Gründung des Reiches wesentlich mitgewirkt hat, den gegenwärtig außerhalb unserer staatlichen Grenzen wohnenden deutschen Volksstämmen verdanken! —

Worin besteht denn nun die große nationale Bedeutung unseres Moritz von Schwind? Darin, daß er echt deutschem Empfinden in seinen Werken Ausdruck verliehen hat. Uralte Sagen und Märchen, die Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht, von Mund zu Mund gegangen waren, haben in seinem bildkünstlerisch formenden Geiste Gestalt angenommen, sind von ihm, mit persönlich lebendiger Empfindung durchdrungen, auf Holztafel und Leinwand gebannt worden. Und diese Märchen und Sagen spielen sich in seinen Werken vor einem landschaftlichen Hintergrund ab, in dem der Künstler das volle deutsche Naturempfinden anklingen läßt. Märchen und Sagen weisen zurück aufs deutsche Mittelalter. So wird der Märchendichter und Sagenerzähler Schwind zu einem



Schwind: Melusine als Braut. Aus dem Aquarellzyklus der „Melusine“ im Kunsthistorischen Museum zu Wien. (1868/69.)

Wiedererwecker des Mittelalters, das er ohne Unterscheidung der Epochen als ein Ganzes nimmt und zugleich als ein ganz Gutes, von dem er nur die Lichtseiten zu sehen vermag, dessen Schattenseiten für ihn gar nicht vorhanden sind. Inhaltlich wie formal lehnt er sich ans Mittelalter an. Formal — indem er den altdeutschen und altniederländischen Meistern, besonders dem Größten unter ihnen, Albrecht Dürer, nachzuschaffen trachtet, natürlich ohne diesen auch nur im entferntesten erreichen zu können. Man hat mit Fug und Recht behauptet, daß Schwind sich neben Dürer doch nur wie ein begabter Dilettant ausnimmt. Anderseits ging er auch nicht ganz im Mittelalter auf. Es bildet nur einen, allerdings sehr bedeutsamen Faktor in seiner Eigenart. Anderseits verleugnet er niemals den Künstler der nachgoethischen Zeit, den Romantiker, den Zeitgenossen des Cornelius. Es war eine eigenartige Epoche in der deutschen Kunst angebrochen, als Schwind aufstand. Man begnügte sich nicht damit, wie es die Kunst bisher zu allen Zeiten getan hatte und gegenwärtig wieder tut, die Erscheinungen der Außenwelt im Bilde wiederzugeben, sondern man erniedrigte die bildende Kunst geradezu zur Dienerin anderer geistiger Mächte, der Religion, der Philosophie, der Geschichte und der Dichtkunst. Man wollte mit den Mitteln der bildenden Kunst predigen und philo-

Schwind: Der Treuschwur. Aus dem Melusinenzyklus. (1868/69.)

sophieren, bessern und bekehren, dichten und erzählen. Von alledem hat sich Schwind nun das beste Teil erwählt und sich ausschließlich aufs Dichten und Erzählen gehalten. Fürwahr, er ist ein Dichter gewesen wie kein zweiter unter den bildenden Künstlern. Den Stoff, den ihm Sage und Volksmärchen darboten, hat er völlig frei verarbeitet. Es ist etwas ganz anderes, ob man in Grimms oder in Schwinds Märchen liest. Die derbe Sinnlichkeit, die im deutschen Volksmärchen bisweilen nackt zutage tritt, hat der Künstler mit feinfühliger Hand beiseite gelassen und seine Dichtungen auf reinen, sittlichen Boden gestellt. Anhänglichkeit, Liebe, Treue, das sind die Leitmotive seiner gemalten Erzählungen; er hat den ihm dargebotenen rohen Stoff häufig in ähnlicher Weise sittlich veredelt wie Goethe die Iphigenien-Fabel. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch hier und da die elementare Kraft des Volksmärchens geschwächt worden ist. Im ganzen gibt er sich als ein unverbesserlicher Optimist. Die Geschichten gehen bei ihm immer gut aus, und er glaubt felsenfest an die „Gerechtigkeit Gottes" (vergl. den Münchener Bilderbogen Nr. 63 vom Jahre 1851). Am wohlsten ist es dem Lebensfreudigen und Weltbejahenden, wenn er in hellichten Jubel ausbrechen kann wie in der letzten Aschenbrödel- oder Sieben Rabenszene. Nur der Melusine, seinem Schwanen-



Schwind: Melusinens Mutterschmerz. Aus dem Melusinenzyklus. (1868/69.)



Schwind: Wart', Berg, du sollst mir eine Burg werden! Fresko auf der Wartburg. (1854/55.)

gesang, hat der Alternde, der seine Kräfte abnehmen und den Tod nahen fühlte, einen tieftragischen Ausgang gegeben. Sein Glaube an das Gute, Wahre und Schöne offenbart sich am höchsten in seiner Auffassung vom Weibe. Die Frau ist ihm die Hohe, Edle, Reine, gleichviel ob er sie als Nixe, Nymphe, Elfe oder als Königin, gleichviel ob er sie in Ballrobe oder im Bauernrock auftreten läßt. In der Beziehung ist er durchaus von mittelalterlich=ritterlicher Empfindung beseelt. Die Ehrfurcht vor dem Weibe, welche Tacitus an den alten Germanen rühmt, hat auch den kerndeutschen Meister Schwind noch völlig durchdrungen. Wie das Märchen kein Kämpfen und Ringen in der Menschenbrust kennt, sondern nur von schlechthin guten oder durchaus bösen Menschen zu berichten weiß, so gibt auch Schwind keine Individuen voll innerer Widersprüche, so wie sie tatsächlich auf Gottes Erdboden einhergehen, sondern bei ihm sind die Frauen fast alle keusch, edel, rein und schön, die Männer fast alle tapfer, edel, gut und schlicht, und die wenigen Kontrastfiguren, die jenen als Folie dienen müssen, die werden von



Schwind: Landgraf, werde hart! Fresko auf der Wartburg. (1854/55.)

dem humorvollen Künstler auch mehr als dumme, denn als böse Teufel charakterisiert oder vielmehr karikiert. Der Humor ist eine Eigenschaft, welche in Schwinds Geist unmittelbar neben seiner zarten Empfindung ruhte und sich mit dieser oft in ganz eigenartiger Weise verband. Auch in dieser Beziehung schuf der Künstler wie das Volksmärchen. Es war ihm sicherlich bitter ernst mit seinem Dichten und Fabulieren, er glaubte an seine Nixen und an seinen Rübezahl, und auf der anderen Seite mußte er doch selbst wieder darüber lachen. Das war kein böses, satirisches, zerstörendes Spötterlachen, sondern ein herzliches, glückliches Kinderlachen, das dem Glauben nicht den geringsten Eintrag tat.



Schwind: Studie zu dem Bilde „Spaziergang". Handzeichnung aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie. (1827.)
(Zum erstenmal veröffentlicht.)

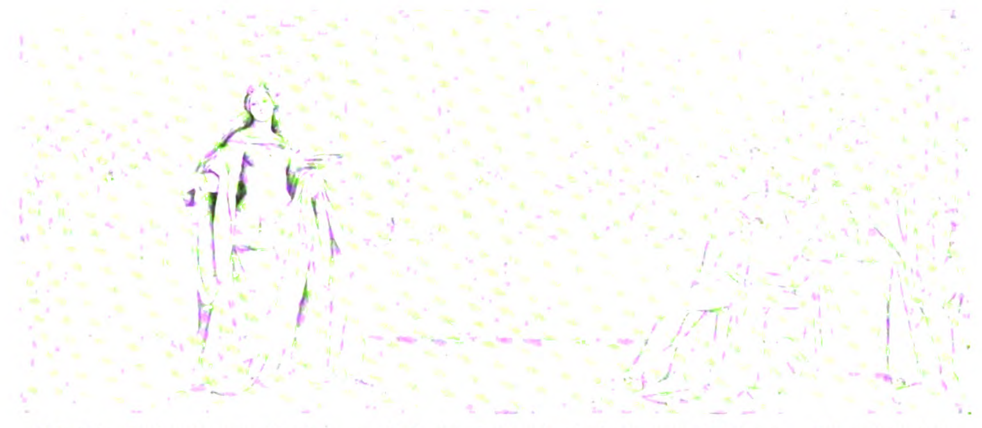
Denselben Mangel an Individualisierungsvermögen, dieselbe Kraft der Typik offenbarte Schwind wie in seiner Menschendarstellung so auch in der der Natur. Er hat sich nicht damit abgemüht, der Natur auf den Leib zu rücken, indem er etwa mit unablässigem Fleiß Studie auf Studie häufte, sondern er studierte nur schauend, sich für die Schönheit in Wald und Flur begeisternd, sich in die wechselnden Naturstimmungen versenkend. Und was er dabei im tiefsten Inneren empfand, das vermochte er auch — trotz seiner dürftigen Kunstmittel! — so glaubhaft und überzeugend auf Leinwand und Holztafel zu übertragen, daß der Eindruck, den er im tiefen Walde gehabt und in seinem Bild eingefangen, unmittelbar von diesem auf den Beschauer überspringen muß. In der Tat, kein Mensch von Empfindung wird sich dem Zauber Schwindscher Naturdarstellung entziehen können. Sein Repertoire war dabei durchaus nicht reichhaltig; er gibt Landschaften idyllischen und romantischen Charakters. In den idyllischen gönnt er uns, etwa von einem Hügel aus, einen weiten Ausblick auf Wälder und Felder, auf Ströme und Brücken. Im Hintergrund ziehen sich Hügelketten entlang, die sich gegenseitig mannigfach überschneiden. Ganz besonders herzlich vermag Schwind in solchen idyllischen Landschaften einen Waldesrand und namentlich ein wogendes Kornfeld winken zu lassen. Mit einer gewissen Vorliebe bringt er auf dem Aussichtshügel im Vordergrund einen Menschen unter, einen Wanderer, zu Fuß oder zu Roß (Abbildung S. 900), einen Wanderer, der vom Rücken gesehen ist und in die Landschaft hineinschaut. Dieser Wanderer ist der Träger der Stimmung, welche der Künstler selbst in der Natur empfunden hat. In dieser Figur klingt aber wohl auch ein Gedanke an, den Klopstock in die berühmten Worte gegossen hat:



Schwind: Weibliches Brustbild. (Um 1852.) Handzeichnung aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie.
(Zum erstenmal veröffentlicht.)

> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
> Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
> Das den großen Gedanken
> Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Mit den Augen des Wanderers blicken endlich auch wir gleichsam auf die Natur, seine Freude an der Natur geht auch auf uns über. Die romantische Landschaft stellt sich nicht etwa als ein weiter Ausblick auf ferne Gebirgsketten, auf Gletscher, auf Gebirgstannen und rauschende Waldbäche, son-



Schwind: Kunigunde von Eisenberg am Hofe des Landgrafen Albrecht von Thüringen. Entwurf zu dem Wandgemälde auf der Wartburg. Handzeichnung aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie. (1853/54.)

dern als eine enge Felsenschlucht dar, in der einzelne uralte Bäume wurzeln. In der Mitte zwischen dieser romantischen und jener idyllischen Landschaft steht nun noch Schwinds Waldlandschaft. Er hat, nach seiner eigenen Aussage und in seinem Sinne genommen, wie kein anderer den aus den mannigfaltigsten Bestandteilen zusammengesetzten, eng zusammengewachsenen, den deutschen Wald zu malen gewußt, wie er heute leider in Deutschland im Aussterben begriffen und nur noch in Bayern vorhanden sein soll. Schwind gibt auch da eigentlich nur breite knorrige Eichen, himmelhoch strebende stolze Buchen, feingegliederte vornehme Tannen, dazu Farnkräuter, Schlinggewächse, Felsgestein und — wodurch auch in die schönste Landschaft erst lebendiges Leben gelangt: Wasser — Quellen, Bäche, Weiher. Aber all das weiß er in so einziger Weise zusammenzustellen und zusammenwirken zu lassen, daß der Eindruck unbedingt zwingend ist. Auch der Natur wie den Märchen gegenüber bewährt er sich als ein höchst persönlicher Dichter, welcher den gegebenen Stoff nach seinem Willen und zu seinen Zwecken zu gestalten und trotz seiner dürftigen Kunstmittel zu entzückenden Gedichten zu verarbeiten versteht. Schwind hat sich nie mit der leblosen Natur allein begnügt, sondern mit ihr und in ihr stets Lebewesen zugleich gemalt — in der allermannigfaltigsten Weise! Entweder dient ihm die Landschaft als der geeignetste blühende und grünende Hintergrund für seine Märchen und seine Sagen. Wie diese stets gut ausgehen, so ist auch die Landschaft immer heiter. Sturm, Regen, Gewitter, melancholische Novemberstimmung, den düsteren Ernst der Heide kennt der heitere Sohn des heiteren Oberdeutschlands nicht. Oder er führt uns den Kulturmenschen vor, einen Mann seines eigenen Schlages, der sich an der Natur erfreut, den „Wanderer“, von dem wir bereits gesprochen haben. Ferner schildert er mit großer innerer Teilnahme den ständigen Bewohner der Natur- und Waldeinsamkeit, den Einsied-

Schwind: Vermählung der heiligen Elisabeth mit Landgraf Ludwig dem Heiligen von Thüringen. Handzeichnung aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie. (1857.)
(Zum erstenmal veröffentlicht.)

ler. Der Einsiedler geht nicht auf eine vorübergehende Künstleranwandlung unseres Meisters zurück, sondern dieses lebensfreudige Großstadtkind, dem es in dem lustigen München zu eng war, und der sich stets nach seiner großartigeren Wiener Heimatstadt zurücksehnte, hat sein Leben lang Einsiedelbilder gemalt! Es ist gewissermaßen eine Saite seines reichen Inneren, die darin anklingt: die Sehnsucht des Kulturmenschen nach Einfachheit, Ursprünglichkeit, nach Natur, der Überdruß an den Menschen und das Verlangen, sich auf sich selbst zu besinnen, vielleicht mit einem oder wenigen Gleichgesinnten zusammen. So dachte Schwind alles Ernstes vor seiner Verheiratung daran, sich mit seinen beiden Brüdern, an denen er sehr hing, in die Waldeinsamkeit zurückzuziehen.

Vor den Einsiedelbildern wird einem auf eins das ganze Mönchstum psychologisch verständlich. Wenigstens das Mönchstum einer bestimmten Gattung, das nichts von Muckertum und Askese, ja kaum etwas von Resignation an sich hat, sondern die vollste Zufriedenheit mit seinem freiwillig beschränkten Zustand atmet. In dieser Hinsicht ähneln die Schwindschen Einsiedler denen auf dem altitalienischen Fresko im Camposanto zu Pisa, das in so ergreifender Weise den Triumph des Todes behandelt. Doch Schwind braucht schließlich weder Einsiedler, noch Wanderer, noch auch Märchenfiguren, um seine Landschaften mit Lebewesen zu bevölkern. Für ihn belebt sich die Natur in und durch sich selbst. Quellen und Flüsse, Tages- und Jahreszeiten — alles, alles nahm in seiner dichterisch gestaltenden Phantasie menschliche Gestalt an: durch den Wald schlürft der „Rübezahl“, aus dem Quell steigen Nixen empor, um stolze Hirsche zu tränken oder sterbliche Menschen mit ihrer göttlich unendlichen Liebe zu beglücken, Flußgötter und -göttinnen lassen aus Urnen Wasser strömen, Nebel schweben um Baumgruppen „Elfenreigen“, der Winter naht als der „Herr Winter“ in Gestalt eines langbärtigen, uralten, eisgrauen Männleins.

Bei diesen Naturdichtungen begnügt sich der Künstler nie mit lyrischer Stimmungsschwelgerei, sondern sie enthalten stets ein dramatisches Element. Bei Schwind geht immer etwas vor sich, der Künstler erzählt immer. Seine ganze Kunst ist aufs Erzählen gestellt. Schwind war der geborene Erzähler unter den großen deutschen Künstlern, der Märchenerzähler. Damit ist seine Eigenart am klarsten und prägnantesten gekennzeichnet: Märchenerzähler. Diesem Grundcharakter entspricht das Zyklische der Erfindung und das Silhouettenhafte seiner Ausführung. Er komponiert niemals tief in den Raum hinein, und ebensowenig läßt er seine Figuren etwa aus dem Rahmen gleichsam heraustreten. Schwierigen Verkürzungen ist er wahrhaftig niemals nachgegangen, und ließen sie sich nicht umgehen, so bildeten sie nicht den höchsten Ruhmestitel seiner Kunst. Dagegen war er ein Meister der anmutig bewegten, rhythmisch weitereilenden Umrißzeichnung. Ihm war es gegeben, Silhouette an Silhouette zu reihen, ohne im konsequent vorwärts eilenden Fluß der Erzählung jemals zu stocken. Diese technische Eigentümlichkeit kam der zyklischen Erfindung wesentlich zustatten. Das zyklische Moment war ihm mit manch anderem Gedankenkünstler seiner Zeit und seiner Art gemein, ganz besonders mit Cornelius und mit Rethel. Aber niemand hat es wie er verstanden, eine Episode glücklich an die andere zu reihen oder vielmehr die folgende immer aus der vorausgehenden zu entwickeln. Allerdings wurde Schwind diese Tugend auch nicht von einer gütigen Fee in die Wiege gelegt, sondern er mußte sie sich erst in harter Geistesarbeit erringen. Im „Ritter Kurt“ (Abbild. S. 874) und namentlich in dem berühmten und allbekannten Münchener Bilderbogen vom „Gestiefelten Kater“ springt er mit seiner Erzählung hin und her, beim „Aschenbrödel“ begleitet er die Haupterzählung oben und unten mit korrespondierenden Nebenerzählungen, in den „Sieben Raben“ verflicht er in das architektonisch ornamentale Gerüst die Bildnisse seiner Freunde, und erst in der „Melusine“, seinem Schwanengesang, ist es ihm in vollendeter Weise gelungen, sich auf ein Thema zu konzentrieren, das er übrigens als rund herumlaufende Friesdekoration eines Rundtempels durchführte (Abbild. S. 878 bis 880). Abgesehen von der straffen Anordnung verschiedener Bilder zu einer geschlossenen Folge äußert sich der geborene Erzähler aber auch in der konsequenten Durchführung



Schwind: Nixen am felsigen Waldufer. Gedenkblatt an Joseph von Spaun. (1865.)
Handzeichnung aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie.
(Zum erstenmal veröffentlicht.)



Rotkäppchen und der Wolf. Schwindalbum, Tafel 4.
(Braun u. Schneider, München.)

Schwind hat in der prägnanten Erzählungsform viel von Cornelius, dem Meister in der Beschränkung auf die sprechende Hauptsache, gelernt, wenn er sich auch niemals so ins Abstrakte verlor wie Cornelius. Ganz besonders kennzeichnend für seine Gabe prägnanter Charakteristik erscheint mir immer der Geizhals auf dem Bilderbogen „Von der Gerechtigkeit Gottes". Der Geizhals, ein klapperdürrer Greis, in Lumpen gehüllt, sitzt auf seiner wohlverwahrten und verschlossenen Geldlade, stützt sich mit beiden Händen darauf und außerdem den einen Fuß dagegen, während er den Schlüssel dazu am Bande um den Hals hängen hat. Den Höhepunkt in der Charakteristik bestimmter Menschenklassen durch ihre Attribute erreicht Schwind in jenen Zeichnungen der Fliegenden Blätter, in denen er die Attribute allein als Menschen handeln und sich bewegen läßt (Ab-

jedes einzelnen Bildes. Es ist immer nur gegeben, was unbedingt zur Handlung gehört, und alles andere weggelassen. Daher können Schwinds Märchen auch gar leicht von Kindern gelesen werden. Und wenn er in unserer illustrierten Kinderliteratur noch eine viel zu geringe Rolle spielt, so liegt dies daran, daß es bis zur Stunde an guten farbigen Publikationen seiner Märchenfolgen fehlt.



Die Kinder im Erdbeerenschlage. Schwindalbum, Tafel 15. (Braun u. Schneider, München.)

bild. S. 889). Die Fähigkeit, prägnant zu charakterisieren, hat Schwind auch zu einem ausgezeichneten historischen und einem ebenso ausgezeichneten geographischen Schilderer gemacht. In dieser Eigenschaft hat er sich z. B. in den „Liebesliedern“ (Abbild. S. 890 bis 893), in jener in den Wiener Opernfresken bewährt. Und dieser einzige Mann, der alle wort erheischt. Schwind hatte mit seiner ganzen Zeit, mit den Cornelius, Overbeck, Führich, Schnorr, Ludwig Richter und anderen große Schwächen gemein. Das wollen wir uns gar nicht verhehlen. Diese Schwächen wollen wir gar nicht wegdisputieren. Daß er trotzdem zu einem bedeutenden, zu einem in seiner Art einzigen Künstler, daß er



Wie der Fuchs den Gänsen predigt. Schwindalbum, Tafel 4. (Braun u. Schneider, München.)

räumliche und zeitliche Ferne mit seinem lebendigen echt deutschen und urpersönlichen Gefühl zu durchdringen vermochte, er hätte an seiner eigenen Zeit und Gesellschaft kalt und teilnahmlos vorübergehen sollen?! Schwind griff in schroffem Gegensatz zu Cornelius und Schnorr mit keckem Griff ins volle Menschenleben (z. B. mit der „Lachnerrolle“) hinein. Daher werden seine Schöpfungen auch für die Kulturgeschichte, namentlich der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, ihren dokumentarischen Wert niemals einbüßen. Dabei sprach er auch von der nüchternsten Wirklichkeit in dem rührendsten Märchenton. Er zeigte, daß auch in der schlichtesten Hütte ein zartes menschliches Empfinden wohnen kann, und — was vielleicht noch größer und verdienstlicher ist — daß auch unter dem Frack und der Ballrobe menschliche Herzen schlagen, nach Freude verlangend, vor Schmerzen bangend. Weil er eben die ganze Welt mit liebewarmem Künstlerherzen umfaßte, vermochte er sie auch so tief empfindungsvoll darzustellen.

Und seine Technik? Wie stand es mit der? Worin bestehen seine spezifisch künstlerisch-technischen Qualitäten? Das ist eine heikle Frage, die aber doch gebieterisch Antwort oder wenigstens den Versuch einer Antwort

trotzalledem zu unserem Schwind geworden ist, das ist ja gerade das Große an ihm. Gewiß, er hatte, wie alle seine hervorragenden Genossen, den Kopf so voll von Gedanken, das Herz so zum Zerspringen angefüllt von Gefühlen, daß er sich gar nicht die Zeit nahm, nicht nehmen konnte, um aus der Natur die naturgerechten Formen herauszusehen, um in sie jene Gefühle und Gedanken zu gießen. Es hat ihm an Naturstudium und auch an künstlerischem Naturgefühl ganz bedeutend gefehlt! Und außerdem am Farbensinn. Man erschrickt jedesmal von neuem, wenn man vor seine Originalgemälde, namentlich vor die großen und vor die al fresco ausgeführten tritt, so hart, kalt, blechern, bunt, gefühllos und langweilig gähnt dem an moderner feiner Koloristik verwöhnten Beschauer die Schwindsche Farbe entgegen. Es lag dies auch daran, daß er sich darauf kaprizierte, die altdeutsche Farbengebung zu neuem Leben zu erwecken, für deren Grundprinzip er irrtümlicherweise dasjenige der Glasmosaik hielt. Er hat nun weder das Kolorit Dürers und der übrigen altdeutschen Tafelmaler, noch viel weniger aber dasjenige der herrlichen alten Glasgemälde erreicht. Wenn er aber gelegentlich gar nicht an solche verkehrten Prinzipien dachte, sondern sich



Wie die Tiere den Jäger begraben. Schwindalbum, Tafel 5. (Braun u. Schneider, München.)

bedingungslos seinem Genius überließ, so ist es ihm auch gelungen, leidlich glückliche Farbenwirkungen hervorzubringen, wie in manchem kleineren Ölbild der Schackgalerie und ganz besonders im Aquarell oder der leicht und duftig kolorierten Federzeichnung. Bedeutender denn als Maler war Schwind als Zeichner, aber auch sein Strich war mehr musikalisch fein empfunden als der Natur im einzelnen getreu ergeben. Man hat nun schon die Behauptung gewagt, daß Schwind ein noch viel größerer Künstler geworden wäre, wenn er eine bessere Erziehung als Maler gehabt, wenn er in einer Epoche kräftigeren Naturgefühls, intensiveren Naturalismus und entwickelterer Koloristik gelernt hätte. Ich möchte dies bezweifeln. Schwinds Stärken hangen aufs innigste mit seinen Schwächen zusammen. Seine Märchengestalten hätten gar keine kräftig naturalistische Technik vertragen. Seine Phantasie hätte sich bei intensiverem Naturstudium nicht so üppig entwickeln können. Mit seinem ganzen Denken und Dichten hängt dieser Romantiker mit der gesamten Epoche der Romantik zusammen.

Und dieser liebenswürdige Künstler, wie war er als Mensch beschaffen, wie gab er sich als Mensch unter Menschen? — Da war er durchaus nicht die Liebenswürdigkeit in Person, vielmehr kratzbürstig, stichelhaarig, ein inwendig guter, aber nach außen häufig geradezu beleidigender Polterer, dessen Sarkasmen gefürchtet waren. Man möchte meinen, eine gewisse seelische Scham, die Besorgnis, für einen sentimentalen Schwärmer gehalten zu werden, veranlaßten diesen männlichen Charakter dazu, sich in Worten gerade so grob auszulassen, wie er in seinen Werken fein war. Oder aber, anders aufgefaßt, um für sein Schaffen eine reine harmonische Seele zu besitzen, ließ er alles, was ihn drückte und verdroß, seinen ganzen Ärger an seiner Umgebung aus. Aber zu einigen konnte er auch gut, seelengut sein, so zu dem Alt-

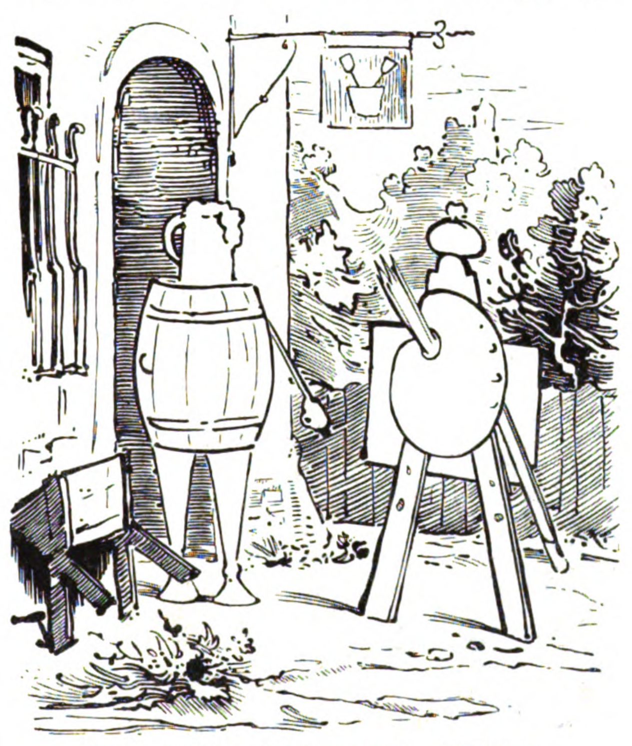
münchener Originalgenie Spitzweg, zu dem alemannischen Dichter Scheffel und zu dem Sachsen Ludwig Richter.

Ludwig Richter und Moritz von Schwind, diese beiden deutschesten und geistesverwandtesten Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, sind in ihrem Leben auch persönlich zusammengetroffen. Richter hat davon in seinen „Erinnerungen eines deutschen Malers" so reizend erzählt, daß seine Schilderung hier wiedergegeben werden soll. Richter traf einst in München im Bahnhof mit Schwind zusammen und ließ sich von ihm bereden, ihn nach seinem Landhaus Tanneck am Starnberger See zu begleiten. „Schwind, höchst liebenswürdig, schleppte einen Korb mit Birnen und Würsten, um sie zu den Seinen zu bringen. Freut sich innig über alles an der Landstraße. Wald. Schöner Abendhimmel. Glühendes Licht über Berge und Buchenwälder. Wallfahrtskirchlein zur heiligen Eiche mitten im Walde. ‚Sixt, schau, ist des nit herrlich!' Eifert gegen das gedanken- und geistlose Arbeiten. ‚Wann einer an ein schön's Bäumle sei' Lieb' und Freud' hat, so zeichnet er all sei' Lieb' und Freud' mit, und 's schaut ganz anders aus, als wenn ein Esel schön abschmiert.' — ‚Ach, es gehört ein gar feiner, ein gar keuscher, guter Sinn dazu, um das Geheimnis aller Schönheit und aller Wunder der Natur aufzuschließen.' Wir fahren über den See bei einbrechender Nacht. Er jauchzert und jodelt den Seinen zu. Fernes Jodeln aus dem Walde als Antwort. Wie die Anna und die Nichte den Papa umarmen und umjubeln! Wie er freundlich zur etwas ernsten Hausfrau tut. Abendessen in dem köstlich kleinen Holzstübchen, mit Zinntellern und Krügen ausstaffiert.

„Ich stehe auf, gehe in den Garten und betrachte seine am Geländer des Altans gemalten Fabeln. Trinke an dem kleinen Quell unten am Abhang. Hinter dem Hause Fichtenwald. Alles schlief noch. Die Morgensonne leuchtet an den fernen Alpen, der See ist ruhig.

„Endlich erscheint Frau von Schwind; sie spaziert mit mir in dem Garten umher. Schwinds rotes, lustiges Gesicht erscheint am geöffneten Fenster seiner Schlafstube; er hat ‚himmlisch g'schlafen ...'

„Großes Behagen. Frühstück. Zinnerne Becher für den Kaffee ... Wir gehen hinauf. Er spielt aus Zauberflöte den Chor der Knaben. ‚Hör aber mal, wie schön, wie feierlich das ist!' Dann den Anfang einer Messe von Beethoven. ‚Gott erhalte Franz den Kaiser,' wieder Mozart usw., singt zuweilen dazu und imitiert die Waldhornstimme. Er spielt mir das Thema aus einer Sinfonie Beethovens vor, wozu er die Bilderkomposition gemacht hatte ... Spricht viel von einer Komposition zur Zauberflöte. ‚Die Melusine' (wie er sie auf den Schüsselrand gezeichnet), ‚Graf Gleichen', ‚Die Wiederkehr', ‚Vierzig Reisebilder in leichten Ölskizzen'; er will sie dann zusammen ausstellen als poetische Einfälle, lyrische Stücke, damit man



Maler und Wirt. Aus der Folge der „Lichtbilder". Schwindalbum, Tafel 19. (Braun u. Schneider, München.)

doch sehe, was dran sei, und daß er Gedanken habe.

„Wir gehen nach dem Bahnhof. Ich miete einen Wagen. Schwind fährt mit bis zum nächsten Dorf. ‚Sieh', das war gescheit, daß du dies Wägle gemietet hast, da können dir zwanzig Taler nit so lieb sein. Nur nit im Stellwagen fahren; denn Zuchthaus und Stellwagen sind die Ort', wo man sich die Gesellschaft nit wählen kann. Schau, man muß nit zu sehr sparen, man muß sich etwas zugute tun können; was man da bei fröhlichem Gefühl einsammelt, das weiß man oft nicht, aber wir behalten Stimmung und Schwung, sonst altert man vor der Zeit. J. sagt, er habe im Schweiße seines Angesichts gearbeitet; aber was ist der Nutzen davon, daß man auch vor seinen Sachen schwitzt. Beim Raffael, beim Mozart denkt man nicht an Schweiß des Angesichts. Die Kunst soll uns heiter und frei machen, und dazu gehört, daß wir selber frei und heiter und gehoben sind. Was hat der H. für herrliche Gedanken in seiner deutschen Geschichte, aber, lieber Gott, wie hat er sie bei Not und Erdäpfel herausgeplagt! Und sieht man den Gestalten nicht die traurigen Erdäpfel an?' Wir sahen am Bahnhof einen Zug ankommen. ‚Schau, jetzt kommen die hübschen Madeln. Die Leut' rennen nach den Alpen und der schönen Natur, und die Menschen sind halt doch das Schönste; aber am allerschönsten sind doch die schönen Madeln.'



Spanien. Aus der Folge der „Liebeslieder". Schwindalbum, Tafel 30. (Braun u. Schneider, München.)

„Wir fahren im raschen Wäglein höchst vergnügt und in herrlichsten Gesprächen durch die schöne Gegend; Schwind in liebenswürdigster Stimmung und Rede bis B. (Bernried?). Da wird gehalten; wir gehen in den Garten, sitzen unter den Linden und leeren ein Fläschchen Pfälzer. Dann herzlichsten Abschied, und rasch flog mein Wäglein weiter. Ich sah noch lange den behäbigen Schwind und auch den Wirt auf der Straße stehen und nachwinken.

„Schwind sagte: ‚Die Grundsätze der Kunst sind sehr einfach, wie alle Wahrheit einfach ist.'

„‚1) ich muß einen Gegenstand gefunden haben, der mir etwas Schönes offenbart und damit mein Herz erfreut. 2) Der Gegenstand muß ein Moment sein, nicht beweglich, muß sich in einem Moment aussprechen.'"

Ich wüßte mir keine anschaulichere Schilderung der menschlichen und Künstler-Persönlichkeit Schwinds, als sie uns hier von seinem wahlverwandtesten Malergenossen gegeben wird. Der breit behagliche, fröhliche Mensch mit seinen lustigen geistreichen Einfällen steht zum Greifen lebendig vor uns mit all seinen altbayerisch-österreichischen

Stammeseigentümlichkeiten, die an sich schon für den unter so wesentlich anderen Menschen aufgewachsenen Sachsen etwas ungemein Erheiterndes und Erwärmendes haben mußten. Schwind war ein außerordentlich witziger und geistreicher Mensch, dessen Dikta noch heutigestags von den Angehörigen der älteren Münchener Künstlergeneration gern erzählt und von jedermann herzlich belacht werden. Dabei sind diese Witze gar häufig für Damenohren wenig geeignet, aber nie gemein, nie unrein! Zu den harmlosen gehört folgender. Ein Oberst betrachtet sehr entzückt ein Schwindsches Gemälde, das viele Pferde enthält. „Herr Professor, das ist wunderbar, nur die Pferde sind keine Pferde!“ — „So,“ meint Schwind, „na, für was haben s' denn Sie g'halten?“ — Zur Zeit, als er weltberühmt geworden war und sein Atelier dementsprechend von Fremden häufig aufgesucht wurde, klopfte einmal eine englische Reisegesellschaft an. Schwind, wie häufig, in Hemdsärmeln, öffnet und antwortet auf die herausgeradebrechte Anfrage, ob hier der berühmte Meister Schwind wohne: „Ja, freili, der hat freili hier gewohnt, aber der ist gestorb'n, i bin gestern selbst bei der Leich' g'wes'n.“ *



Holland. Aus der Folge der „Liebeslieder“. Schwindalbum, Tafel 30. (Braun u. Schneider, München.)

Schwinds äußere Erscheinung, von der uns ja auch obige Worte Richters bereits eine Vorstellung geben, unterschied sich durchaus von der typischen des damaligen Künstlers. Der rotbäckige, untersetzte, zur Korpulenz neigende Schwind fiel schon durch seinen martialischen Schnurrbart unter seinen glattrasierten Kunstgenossen vom Schlage der Cornelius, Overbeck, Schnorr und Ludwig Richter auf. Von ihrem etwas geistlichen Aussehen besaß der aus blitzblauen Augen frisch in die Welt blickende Künstler schlechterdings nichts. Eher konnte man ihn in vorgerückteren Jahren für einen alten Oberst halten. Boshafte Menschen haben aber auch sein Aussehen mit dem eines sehr — sehr wohlsituierten Weinwirtes verglichen. Beide Vergleiche sind schließlich doch verkehrt, denn wenn Schwind auch die damaligen Modeäußerlichkeiten seiner Berufsgenossen nicht mitmachte, so sah ihm doch und sieht ihm auch heute noch auf seinen Porträts der schärfer Zuschauende schon an dem scharf beobachtenden Blick, aber auch an der Innigkeit und Heiterkeit, die sein ganzes Antlitz überstrahlt, den gottbegnadeten Künstler an. (Vgl. das Bildnis auf S. 873.)

Wir gehen nun zur Betrachtung der einzelnen Kunstwerke über, die wir hier im Anschluß an diese Zeilen reproduziert haben. Es sind zum großen Teil nicht die allerbekanntesten Schöpfungen des Meisters; vielmehr haben wir uns bemüht, in diesen Tagen, in denen es überall von Schwind zu lesen und zu schauen gab, etwas weniger

* Altbayerisch-österreichisch. Das heißt: ich bin bei der Beerdigung gegenwärtig gewesen.

bekannte Kompositionen, die aber deshalb nicht minder charakteristisch zu sein brauchen, ans Licht zu ziehen. An erster Stelle bringen wir allerdings sattsam bekannte



Schweiz. Aus der Folge der „Liebeslieder". Schwindalbum, Tafel 30. (Braun u. Schneider, München.)

Werke des Meisters, die aber so wichtig für ihn sind, daß sie unmöglich übergangen werden dürfen. Da ist zunächst eine gemalte Illustration zu Goethes Ballade „Ritter Kurts Brautfahrt", ein Werk aus den jüngeren Jahren des Künstlers und noch ganz von jugendlichem Überschwang erfüllt (Abbild. S. 874). Oben verläßt Ritter Kurt seine Burg, in die ein Pfäfflein auf einem Maultier über die Zugbrücke hineinreitet. Etwas weiter unten links geht Kurt aus dem Strauß hervor: ein „Überwinder und gebläut". Etwas weiter unten auf der anderen Seite findet er die „Amme liebenswert". Unten endlich halten die Manichäer und die Gerichte den behenden Ritter auf:

> Widersacher, Weiber, Schulden,
> Ach, kein Ritter wird sie los! —

Schwind hat sich die Goethische Ballade in ihre vier Hauptbestandteile zerlegt und diese höchst ungezwungen in der Weise auf die Bildfläche verteilt, daß der letzte den bei weitem größten Raum einnimmt. Die Arretierungsszene scheint den Künstler eben am meisten gefreut zu haben, und er kann sich gar nicht genugtun in ihrer breit behaglichen Ausführung. Die andern Hauptbestandteile der Ballade treten ihr gegenüber vollkommen episodenhaft und nebensächlich zurück. In der Hauptszene aber gibt er das an krausen Formen reiche Bild einer altdeutschen Stadt und in ihr das lebhafteste Marktgetümmel, von echt Shakespearischem Humor erfüllt. Allerlei Andeutungen späterer Kompositionen: der Künstlerwanderung, des Aschenbrödels, des Herrn Winter spielen in dieses Bild herein; sich selbst hat Schwind mitsamt seinen alten Wiener Jugendfreunden und seinen neuen Münchener Kunstgenossen darauf dargestellt. Und als letzten und höchsten Trumpf spielt er das von Goethe gar nicht besungene plötzliche Erscheinen, Zuschauen und Inohnmachtfallen der Braut aus. Überfluß an menschlichen Gestalten und architektonischen Formen, ein ungezwungenes Durcheinander, Anlehnung im Gehalt an moderne Dichtkunst und in der Form an altdeutsche Malkunst, dazu eine Fülle von Bewegungsmotiven, von Phantasie und nicht zuletzt von Humor charakterisiert diese Komposition, mag sie auch noch so viel Anlaß zu Vorwürfen als Ölbild geben, was man sogar an dem stark fleckigen Charakter der Reproduktion erkennen kann. Das Bild machte seinerzeit Aufsehen. Es fiel so ganz heraus aus allem, was man zu sehen gewöhnt war, rief aber, wie alles Neue, mehr Kopfschüt-

teln als Beifallnicken hervor. Der Großherzog von Baden, der einzige, der Gefallen daran fand, kaufte das Bild an, das sich denn auch heute noch in der Karlsruher Galerie befindet und damals zu Schwinds mehrjährigem Aufenthalt im „badischen Ländle“ Veranlassung wurde.

Eine ganze Gruppe von unseren Abbildungen (S. 875 bis 880) gibt ferner Teile von großen Märchenzyklen wieder. Auf einer ganzseitigen Illustration (S. 875) sind zwei Aschenbrödelbilder vereinigt: der Festball und das Auffinden des Pantoffels. Auf dem Festball befinden wir uns im Königsschloß, das in romanischen Formen gehalten ist, so wie man diese eben zu Schwinds Zeiten verstand. Es ist nun der Moment dargestellt, in dem das ursprünglich zu Hause von der bösen Stiefmutter eingeschlossene, aber von der Fee mit Krone und Prachtgewand geschmückte und dann von ihr durch die Lüfte nach dem Königsschloß getragene Aschenbrödel eben daselbst eintrifft. Ihr plötzlicher Anblick wirkt gleichsam elektrisierend auf die ganze Festgesellschaft ein. Ihre beiden hochmütigen Schwestern weichen rechts und links entsetzt von ihr zurück. Aber die männliche Jugend huldigt ihr, vor allem der Königssohn, der sich vor Aschenbrödel auf ein Knie niedergelassen hat, seine Augen vor dem blendenden Kronleuchterlicht mit der einen Hand schützt, um das holde Kind besser sehen zu können, und die andere ausstreckt, um ihre Hand zu ergreifen. Des Prinzen Hofnarr springt dem pedantischen Hofmeister auf die Schulter, um die anmutige Jungfrau genauer betrachten zu können. Selbst den König reißt es vom Thron empor, und auch die Königin neigt sich bewundernd zu Aschenbrödel herab. Nur die Musikanten oberhalb des Thrones lassen sich in dem löblichen Eifer nicht stören, mit dem sie ihrem Beruf obliegen. Man sieht es ihnen an, sie sind alle ganz bei der Sache. Um den Kronleuchter aber schweben pausbäckige, rundliche Amorln, Schelmengesichter, welche ihre Liebespfeile herabschießen. Ganz leis endlich schwebt die gütige Fee vorbei.



Polen. Aus der Folge der „Liebeslieder“. Schwindalbum, Tafel 30. (Braun u. Schneider, München.)

Man betrachte sich nun die Komposition daraufhin, wie meisterhaft es der Künstler verstanden hat, alle wesentlichen Züge, die zur dargestellten Handlung gehören, klar und scharf herauszuarbeiten, ohne sie irgendwie durch Nebensachen zu beeinträchtigen. Einmal das Momentane, das plötzliche Erscheinen Aschenbrödels und der Eindruck, den sie nach allen Seiten hin macht, dann dieses Kerzenflimmern, Musikrauschen und Durcheinanderwirbeln! Aschenbrödel aber tritt

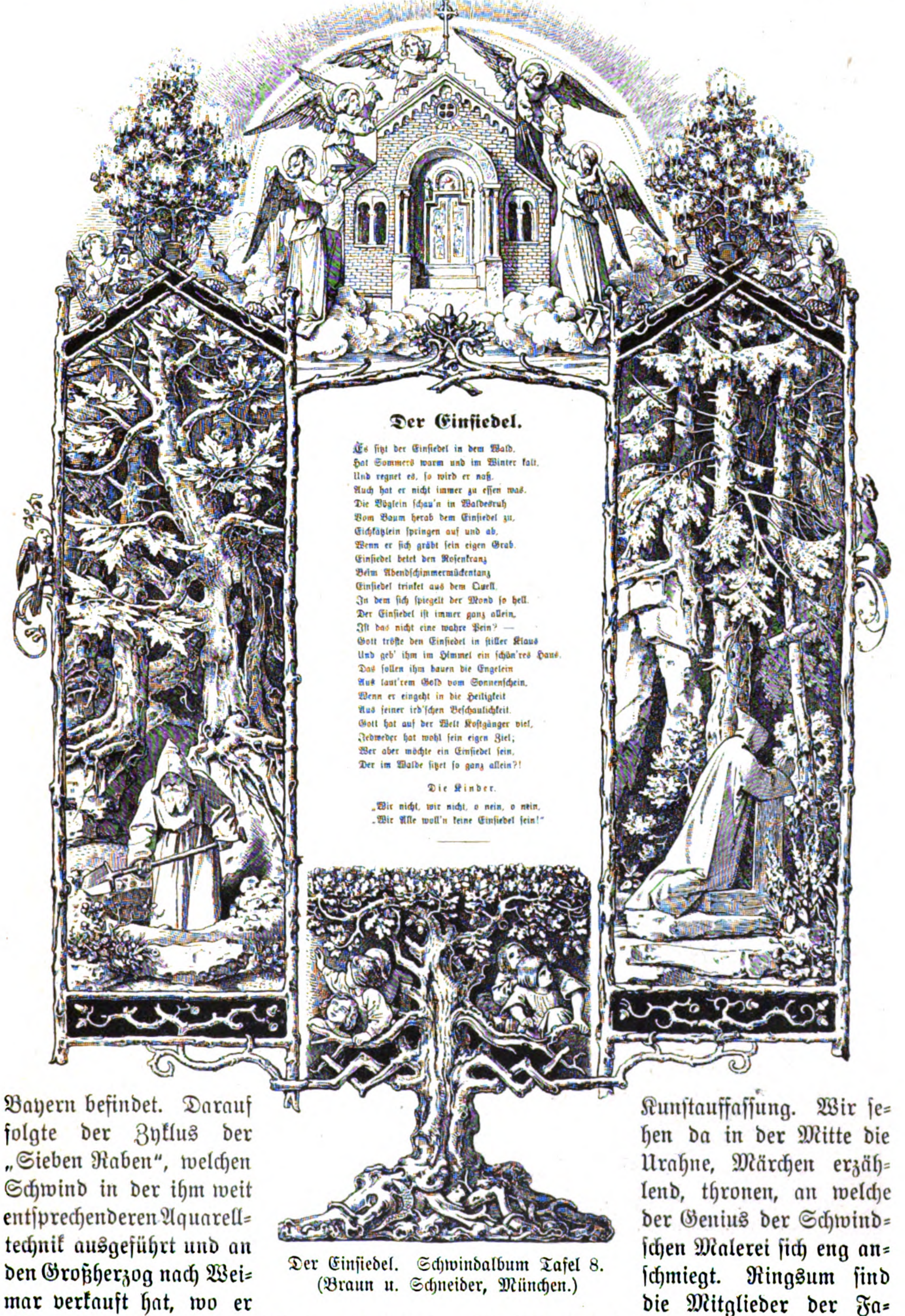
unter allen Gestalten sieghaft als Hauptperson hervor. Sie allein ist, hoch aufgerichtet und fast gar nicht überschnitten, ins volle Licht gestellt. Nächst ihr tritt der Königssohn hervor. Unendlich zart ist die Beziehung ausgedrückt, die sich zwischen beiden zu bilden beginnt. Es ist, wie wenn ein elektrischer Funken von ihrem Finger auf seinen überspränge. Schwind scheint den Michelangelo und dessen Erschaffung Adams an der Sixtinischen Decke zu Rom nicht fruchtlos studiert zu haben, nur daß er die Anregungen, welche auch ihm die alte klassische Kunst der großen Italiener des Cinquecento bot, unendlich freier benutzte als alle seine Zeitgenossen. Die Huldigung des königlichen Jünglings vor der reinen Jungfrau aber ist für Schwind charakteristisch. Seine ganze Kunst ist im letzten Grunde nichts anderes als eine einzige große Huldigung vor dem deutschen Weibe. — Das Auffinden des Pantoffels aber stellt sich uns als eine unendlich poetische, hochromantische Park- und Nachtstimmung dar. Manche Erinnerung an italienische Gärten und italienische Bauten mag bei der Schöpfung dieser Komposition in seiner Seele aufgetaucht sein. Unten weist der Hofmeister dem Prinzen den Schuh, einen winzig kleinen Frauenschuh, das einzige, was von Aschenbrödel zurückblieb, als sie Schlag Mitternacht ebenso plötzlich, wie sie vorher erschienen war, wieder verschwand. Oben wird sie selbst von der gütigen Fee durch die Lüfte hinweggeführt. Ihr Prachtgewand und ihr Krönlein tragen ihr die Amorln nach, während sie selbst wieder das arme Aschenbrödel geworden ist und sich nach dem überwältigenden Eindruck der ersten Liebe, den sie soeben auf dem Ball erhalten hat, in den Armen ihrer mütterlichen Beschützerin von Herzen ausweint.

Von den beiden großen Aschenbrödelbildern eingeschlossen aber gewahren wir ein drittes kleineres, das auf hohem Turme den Wächter darstellt, welcher mit seinem Horne soeben die mitternächtliche Stunde verkündet hat. Auf dieses Zeichen hatte Aschenbrödel den Tanzsaal verlassen müssen. So stimmungsvoll dieses Wächterbild selbst mit dem italienisierenden Turm und der runden Kuppel dahinter ist, ebensosehr wird unser Interesse durch die kleinen Bildchen darüber und darunter gefesselt. Schwind setzt nämlich zu der Entwickelung des Aschenbrödelmärchens an den Stellen, an welchen die großen Bilder von kleinen abgelöst werden, analoge Szenen aus der Geschichte von Amor und Psyche (oben) und Dornröschen (unten) in Parallele. Hier entsprechen der Nachtszene des Türmers, der seiner Wächterpflicht genügt, gleichfalls zwei Nachtszenen. Oben beleuchtet Psyche mit ihrer Fackel den schlafenden Amor, unten ist Dornröschen in hundertjährigen Schlaf versunken. Und ganz unten, wo auf den übrigen Bildern zwei Musikantenknaben lustig aufzuspielen pflegen, sind auch diese entschlummert. Die einzelnen kleinen Bildchen aber sind durch anmutiges Rankenwerk miteinander vereinigt. Auch dabei hat Schwind sein feines Stilgefühl an den Tag gelegt: die Amor- und Psycheszenen sind von antikisierenden Linien, die Dornröschenrundbilder von spätgotischem Astwerk umgeben.



Aus der Erzählung: „Des Altgesellen Erinnerungen und Einfälle“. Schwindalbum, Tafel 7. (Braun u. Schneider, München.)

Das „Aschenbrödel“ ist ein 1852 bis 1854 in Öl gemalter Bilderzyklus, der sich auf dem Freiherrlich Frankensteinschen Schloß in Bayern befindet. Darauf folgte der Zyklus der „Sieben Raben“, welchen Schwind in der ihm weit entsprechenderen Aquarelltechnik ausgeführt und an den Großherzog nach Weimar verkauft hat, wo er sich noch heutigestags im Museum befindet. Wir wählen aus dem Zyklus das Titelbild (Abbild. S. 876) und die Katastrophe (Abbild. S. 877). Das Titelbild ist außerordentlich charakteristisch für Schwinds gesamte Kunstauffassung. Wir sehen da in der Mitte die Urahne, Märchen erzählend, thronen, an welche der Genius der Schwindschen Malerei sich eng anschmiegt. Ringsum sind die Mitglieder der Familie Schwind sowie andere Kinder zu andächtigem Lauschen vereinigt. Oben in den



Der Einsiedel. Schwindalbum Tafel 8.
(Braun u. Schneider, München.)

kleinen Bildchen fängt dann gleich die eigentliche Erzählung an. Die Mutter verwünscht ihre sieben Knaben, denen sie den hungrigen Mund nicht stopfen kann, und stürzt darauf tot zu Boden. Die Buben fliegen als Raben zum Fenster hinaus. Die allein übriggebliebene Schwester eilt ihnen in den Wald nach, wo ihr eine Fee erscheint und ihr gebietet, in einem hohlen Baume sieben Jahre zu spinnen, für jeden der sieben Brüder ein Hemd, ohne dabei auch nur ein einziges Sterbenswörtlein verlauten zu lassen. Die Katastrophe zeigt uns die treue Schwester, als Gattin des Königssohnes, im Wochenbett. Ihre soeben geborenen Zwillinge fliegen gleichfalls als Raben davon, als sie ins erste Bad getaucht werden, und nun bricht die ganze Umgebung in ein einziges Verdammungsurteil über die Hexe aus. Als sie sich in höchster Not sprechend erklären will, erscheint ihr, gerade noch zur rechten Zeit, warnend die Fee.

Der Zyklus von der „Treuen Schwester und den sieben Raben" ist nicht wie das „Aschenbrödel" von korrespondierenden Szenen aus anderen Märchen begleitet. Wohl aber hat Schwind in die Zwickel, welche durch die romanischen, die einzelnen Szenen umschließenden Rundbogen gebildet werden,



Herr Winter. Schwindalbum, Tafel 20.
(Braun u. Schneider, München.)

die Bildnisse seiner verstorbenen und seiner lebenden Freunde hineingemalt. Indem er so diese Bildnisse gerade in das Märchen von der deutschen Treue hineinwob, hat der Freund den Freunden die denkbar zarteste Huldigung dargebracht.

Schwinds letzter großer Märchenzyklus, wenige Jahre vor seinem Tode 1868 und 1869 ausgeführt, also gleichsam sein Schwanengesang, ist die „Melusine", wiederum in Aquarell gemalt und im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien aufgestellt. Der Zyklus ist unter unseren Abbildungen dreimal vertreten. Als Braut sehen wir Melusine zunächst hoch zu Rosse (Abbild. S. 878). Sie ist soeben aus ihrer Waldeinsamkeit bei ihrem zukünftigen Gemahl eingetroffen. Schwind hat den Moment gewählt, in dem sie gerade vor dem im Freien improvisierten Altar, an dem das Paar getraut werden soll, eingetroffen ist. Sie reicht dem Verlobten die Hand, um sich von ihm vom Pferde herabheben zu lassen. Ihr Gaul ist ja nun allerdings etwas lahm bewegt, aber reizend sind doch ihre Genossinnen, die auf flüchtigen Rennern heranjagen, und aus deren Gesichtern und Bewegungen uns fröhlichste Reiterlust entgegenleuchtet. Diese Wasserjungfrauen fühlen sich auf den feurigen Rossen, die sie zum erstenmal bestiegen, sofort sicher und vertraut. Schwind aber legte alle Frauenanmut und alle Dameneleganz, woran er sich im Hause, in Gesellschaft und auf der Straße erbaut hatte, in die Köpfe, in die Gestalten und Bewegungen dieser schönen Reiterinnen hinein. Auf dem nächsten Bilde (S. 879) ist der Treuschwur dargestellt. Die dem Grafen als eheliches Gemahl angetraute Melusine nimmt ihm auf dem äußersten Ausbau des in die Felsen hineingebauten Ritterschlosses den heiligen Eid ab, nie den Rundbau zu betreten, der über Nacht wundersamerweise neben dem Schloß aus der Erde gewachsen ist. In diesem Rundbau badet Melusine allnächtlich mit ihren getreuen Wasserjungfrauen und bewahrt sich so ewige Jugend und Schönheit. Ihr Gatte aber hält seinen Schwur nicht, schaut, von Gedankenspähern und Geschichtenträgern mißtrauisch und eifersüchtig gemacht, in den Rundbau hinein, und nun muß ihn Melusine verlassen. Das hier als letztes wiedergegebene Melusinenbild (S. 880) zeigt die Ruine des Wasserbaues, daneben das Schloß mit Melusinens beiden Kindern im Bettchen, zu denen sie nächtlicherweile hinschwebt, um ihren bohrenden Mutter-

schmerz zu besänftigen. Den Gedankenspähern und Geschichtenträgern, die sich gar gern am Wasserbau ergehen, graut dann vor dem nächtlichen Spuk. Melusinens Gatten



Herr Winter an der Tür des Ballsaales. Schwindalbum, Tafel 21. (Braun u. Schneider, München.)

aber läßt es keine Ruhe. Im Pilgergewande durchwandert er ferne Länder, um endlich, endlich die Geliebte wiederzufinden, die ihn in langem, süßem Kusse zu Tode küssen wird.

Während das „Aschenbrödel" und die „Sieben Raben" mit Jubelakkorden schließen, geht die „Melusine" allein ernst und traurig aus. Darin spiegelt sich aufs getreueste die augenblickliche Stimmung des Künstlers wieder, der seine Kräfte schwinden und sein Ende nahen fühlte. Die drei großen Märchenzyklen bilden Schwinds Hauptwerke. Sie sind ohne irgend welches Zutun von anderer Seite aus seinem Geiste hervorgegangen. Schwind hat aber auch — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — im Auftrage hoher oder reicher Herren gemalt und unter solchen Brotarbeiten oftmals schwer geseufzt, ganz besonders wenn er den Heiligenmaler machen mußte, wozu er nach seinen eigenen treffenden und humorvollen Worten so ganz und gar nicht befähigt war. Aber einige Aufträge haben den Meister doch auch mit Freude erfüllt. So der Auftrag, das neuerbaute Opernhaus seiner geliebten Heimatstadt Wien mit Fresken auszumalen, deren Gegenstände Opern entnommen sein mußten. So der Auftrag, die restaurierte Wartburg mit Fresken aus der Geschichte der Burg zu schmücken. Von diesen geben wir zwei Proben (Abbild. S. 881). „Wart', Berg, du sollst mir eine Burg werden" verkörpert den Entschluß zur Burganlage. Die Freude am Bergsteigen und der Jubel über die erklommene Höhe ist in den hüfthornblasenden und hutschwenkenden Jägern ebenso wundervoll zum Ausdruck gebracht wie der Charakter des von uralten Bäumen bestandenen Berges und der Ausblick von dort hinab auf die weite, freundlich friedliche Ebene. „Landgraf, werde hart" erzählt in höchst lebendiger Weise die bekannte Sage und weist im Hintergrunde gleich die gesegnete Folge des guten Ratschlages auf. Ganz prachtvoll ist die ingrimmige Wut zum Ausdruck gebracht, mit welcher der biedere Schmied auf sein Eisen losschlägt, und ebenso das plötzliche Erwachen des Fürsten aus dem Schlaf und zugleich aus dem Wahne seines bisherigen Lebens. Nur das Füchslein ist nicht gut getroffen, und es wendet seinen Kopf gar zu ungeschickt nach seinem Herrn um. Solche störenden Züge mangelhafter Naturwiedergabe beeinträchtigen uns häufig den Genuß Schwindscher Schöpfungen. Doch es mag dies hier wie in anderen Fällen am reproduzierenden Künstler und nicht an Schwind selber liegen. Das ist nämlich das große Unglück, daß wir Schwinds Erfindungen meist in Stichen und Schnitten zu sehen bekommen, deren Verfertiger dem überaus feinen Striche des Meisters nicht zu folgen vermochten. Um zu ermessen, was Schwind rein künstlerischtechnisch vermochte, müssen wir uns daher an seine Originalschöpfungen, an seine ausgeführten Gemälde und an seine Handzeichnungen halten. Wir veröffentlichen hier zum



Schwind: Der Traum Erwins von Steinbach. Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.

Schwinds Farbengebung und zwar eine verhältnismäßig günstige Vorstellung. In solchen aquarellierten Handzeichnungen kleinen Formates wirken seine schlichten, duftigen, unvermittelt nebeneinander gesetzten breiten Farbentöne frisch und einschmeichelnd, aber, auf wandhohe Freskenbilder übertragen, wirken sie leicht bunt, grob und verletzend. Ganz entzückend fein und zart im Strich wie in der Bewegung der Hand und in der Neigung des Hauptes ist die weibliche Büste (Abbild. S. 882). Die sich nun anschließenden Abbildungen (S. 883) sind Entwürfe zu den Fresken auf der Wartburg. Sehr schön, tief und poetisch empfunden ist endlich das Gedenkblatt auf Joseph von Spann (Abbild. S. 885). Die Nixen des Traunsees, an dem der freiherrliche Dichter begraben liegt, tauchen aus den Wassern auf und klagen am Felsengrabe des Verstorbenen, dessen liederreichem Mund einst der Sang entquoll wie dem Vöglein, das in den Zweigen zwitschert.

erstenmal einige Handzeichnungen aus dem Besitz der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin. Zunächst eine Studie zum „Spaziergang“ (Abbild. S. 882). Es ist das früheste sämtlicher hier wiedergegebenen Werke Schwinds. Er war damals 24 Jahre alt. Dabei kam es dem Künstler offenbar auf die Verteilung von Licht- und Schattenmassen, sowie auf die Bewegungsmotive an. Welchen kecken Griff mitten ins volle Menschenleben hat er aber auch getan, und wie hat er es verstanden, ein anmutiges Menschenkind in vollendeter Schlichtheit wiederzugeben! — Der Entwurf zur „Einweihung des Freiburger Münsters“, Wandgemälde in der Kunsthalle zu Karlsruhe (s. das farbige Sonderblatt), gibt uns eine Vorstellung von

Eine weitere umfangreiche Gruppe von Abbildungen ist dem vortrefflichen Schwindalbum entnommen (bei Braun u. Schneider in München erschienen), das sämtliche Holzschnitte der „Fliegenden Blätter“ und der Münchener Bilderbogen vereinigt, für die Schwind einst die Vorzeichnung geliefert hat. Dieses Album enthält neben allbekannten Blättern, wie dem „Herrn Winter in der Christnacht“, dem Bilderbogen „Von der Gerechtigkeit Gottes“ und dem „Gestiefelten Kater“, auch noch viele unbekannte Perlen, die wir hiermit für einen weiteren Kreis



Einweihung des Freiburger Münsters.

Entwurf zu dem Wandgemälde in der Kunsthalle zu Karlsruhe. (1838/39.) Handzeichnung aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie.

Zum erstenmal veröffentlicht.

Zu Haack: Moritz von Schwind.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

ans Licht ziehen wollen. Auch in diesen Holzschnitten, Gelegenheitsarbeiten, über die sich Schwind bald bitter beklagt, derer er sich bald fröhlich rühmt, werden häufig Märchentöne angeschlagen. So in „Rotkäppchen und der Wolf“ (Abbild. S. 886), wobei schwülstige Rokokoformen sehr geschickt zu Hilfe genommen sind, um die altväterisch behagliche Wirkung des Himmelbettes zu verstärken. In einer Folge von sechs Blättern hat Schwind die Geschichte von den „Kindern im Erdbeerschlage“ erzählt. Wir wählen daraus das ansprechendste Blatt (Abbild. S. 886): Das brave Mädchen pflückt gehorsam Erdbeeren, der leichtsinnige Knabe hascht statt dessen nach Schmetterlingen. Die ganze Kinderlust am duftigen grünen Wald strömt uns aus diesem Blatte herzerquickend entgegen! — Fast versteckt unter Bäumen liegt eine kleine Waldkapelle da. Über den Zaun nicken und winken uns die schweren Ähren entgegen. Gerade die Vorstellung von der eigentümlich reizvollen, rhythmischen Bewegung der Getreidehalme verstand Schwind wie kein anderer in uns wachzurufen. Den landschaftlichen Reiz eines idyllisch an einem größeren Weiher gelegenen Kirchdorfes schildert der Künstler in dem Blatte: „Der Fuchs den Gänsen predigend“ (Abbild. S. 887). Der Fuchs, als heuchlerischer Pfaffe gekleidet, steht zwischen hohem Schilf auf einem Balken hinter einer Brüstung, was wie eine Kanzel aussieht, und lockt die vertrauensselig herbeischwimmenden dummen Gänse an, von denen er eine bereits am Halse gepackt und gewürgt hat, um sie unter seinem Talar



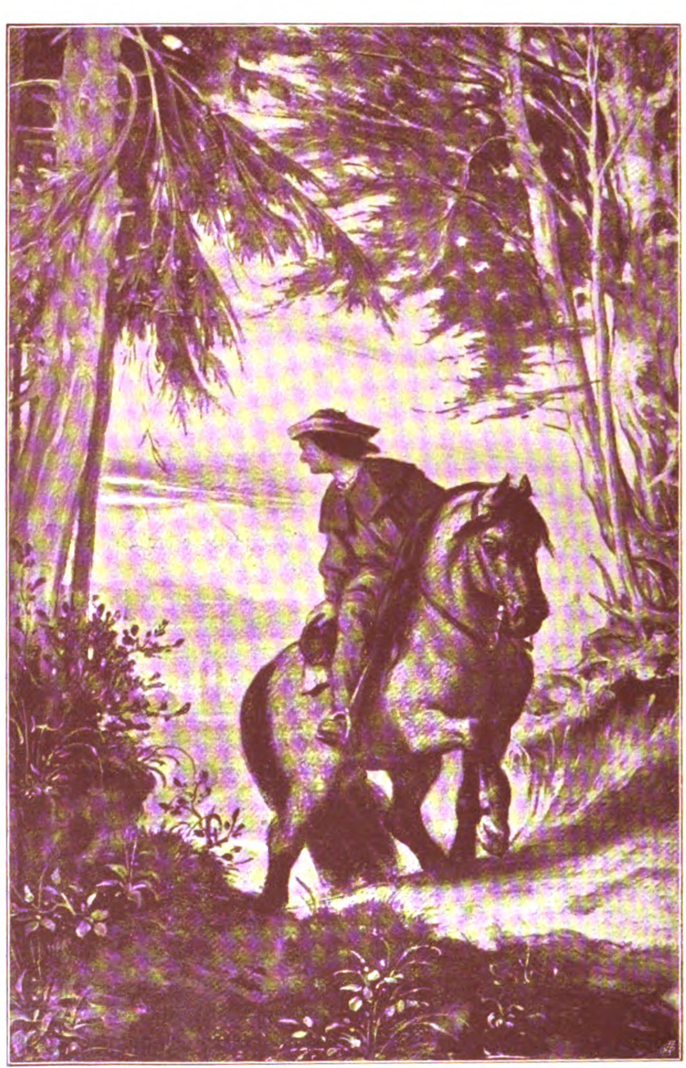
Schwind: Der heimkehrende Kreuzritter. Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.

zu verstecken. Denselben Humor, dieselbe Vermenschlichung der Tiere finden wir wieder auf dem schönen malerischen Blatte „Wie die Tiere den Jäger begraben“ (Abbild. S. 888). Voran ein Katzenkonzert, dann der Bär als Hauptgeistlicher, neben ihm das Wildschwein. Der Sarg, auf dem Flinte und Jägerhut liegen, wird von Rehböcken getragen, während Häslein als Fackelträger nebenher schreiten. Hirsche mit riesigen Taschentüchern stolzieren als Hauptleidtragende hinterdrein, Wolf und Fuchs können sich vor Weinen gar nicht lassen und wischen sich unaufhörlich die Tränen ab. Die Waldvögel bilden den Beschluß. Schwind hat hier einen alten Volkswitz, den man in manchem ländlichen Wirtshaus gemalt an

der Wand hängen sehen kann, in seiner Weise erzählt. Man achte auf die glänzende malerische Wirkung, den echten Holzschnitteffekt, den der helle Leichenzug vor dem tiefdunklen Wald ausübt.

Den Höhepunkt in der Charakteristik von Berufstypen erreicht Schwind in der Verkörperung dieser durch ihre Attribute allein. Wir haben aus dieser Folge die Einkehr des Malers beim Wirt ausgewählt (Abbild. S. 889). Jener ist aus Staffelei, Palette, Studienblatt und Pinseln, dieser aus zwei umgedrehten Kegeln, einem Faß, einer langen Pfeife und einem schäumenden Maßkrug zusammengesetzt. Ebenso knapp, treffend und behaglich wie der Wirt selbst ist übrigens auch das Wirtshäusel charakterisiert, vor dem er steht. Sein völkerpsychologisches Charakterisierungsvermögen aber offenbart Schwind in einer umfangreichen Folge von sogenannten „Liebesliedern". Der Spanier (Abbild. S. 890) z. B. durchbohrt vor dem Schloß seiner Angebeteten einen Laternenpfahl. Der feiste, bebrillte Holländer (Abbild. S. 891) sitzt im bequemen Lehnstuhl vor seinen Folianten, von denen er nur einen Augenblick aufschaut, um seiner ebenso wohlgenährten Geliebten, der zukünftigen tüchtigen Hausfrau mit dem Schlüsselbund, dem Urbild aller Reinlichkeit, bieder die Rechte zu drücken. Amor entzündet ihm unterdessen die holländische Tonpfeife. Schweizer und Schweizerin (Abbild. S. 892) schreiten als Senner und Sennerin in rhythmischem Takte von der Alm herab. Gott Amor sitzt hinter gefüllten Milchkübeln auf der glockenbehängten, kranzgeschmückten Preiskuh. Der überspannte Pole (Abbild. S. 893) liegt vor der Angebeteten, die ihm den Champagner in einem Sektglase kredenzen will, auf den Knien, er hat ihr den einen Pantoffel vom Fuße gezogen und will ihr daraus ewige Treue zutrinken. Der kleine Amor schwebt geschäftig herbei, um ihm den Pantoffel aus seinem Kruge zu füllen. — Man achte bei diesem Blatt auf die vortreffliche stoffliche Wirkung der Kostüme und besonders des schweren, kostbaren Vorhanges.

Und wie uns Schwind hier mit den einfachen Kunstmitteln des Holz-



Schwind: Ein Reiter schaut von der Höhe ins Tal hinab.
Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.



Schwind: Die Erscheinung im Walde. Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.

schnittes ein elegantes Milieu glaubhaft und überzeugend vor Augen stellt, so führt uns der in allen Sätteln gerechte Meister auf einem andern Bild (S. 894) mitten in ein Bauernwirtshaus hinein, und wir müssen sofort die Stimmung miterleben, die hier herrscht: laut, derb, aber in ihrer Art doch höchst behaglich. Dabei welch Schönheitsgefühl in dem die Stufen herabschreitenden Jüngling und der nach ihm sich umschauenden Kellnerin mit dem gerafften Rock und den langen Zöpfen!

In dem „Einsiedel" (Abbild. S. 895) aber hat Schwind einer seiner Lieblingsvorstellungen tiefgefühlten Ausdruck verliehen. Das Blatt erklärt sich mit Hilfe des hineingedruckten Gedichtes leicht von selbst. Man achte aber darauf, daß die Waldbäume oben in Weihnachtsbäume auslaufen. Aus der bekannten Folge vom „Herrn Winter" bringen wir diesen selbst, wie er die Eisfläche glättet (Abbild. S. 896), und wie er, die Füße in elegante Schühlein gesteckt, in den Ballsaal eintreten will, von dem bärbeißigen Portier aber mit dem Stocke zurückgehalten wird, während seiner Tochter und Begleiterin, der Karnevalsfreude, die eine Lichterkrone auf dem Haupte trägt, und deren Kleid mit Musikantenfiguren geschmückt ist, alle Hüte aus dem geöffneten Saal entgegengeschwenkt werden (Abbild. S. 897).

Und nun zum Schluß geben wir noch eine Anzahl von den kleinen, feinen Ölbildchen der Schackgalerie, von den „vierzig Reisebildern in leichten Ölskizzen", von den „poetischen Einfällen, lyrischen Stücken", wie es bei Richter heißt,* in denen uns Schwind recht eigentlich sein Innerstes erschlossen hat. Alle diese Bilder sind nach den vollendeten Aufnahmen der Photographischen Gesellschaft in Berlin hergestellt worden, über deren Gesamtausgabe in der „Literarischen Rundschau" dieses Heftes näher berichtet wird.

Über den Traum Erwins von Steinbach (Abbild. S. 898) äußerte sich Graf Schack (Meine Gemäldesammlung, Stuttgart 1881, S. 50): „Man sieht den oberen Teil eines gotischen Domes mit gemalten Glasfenstern. An demselben schwebt ein Engel mit einem Lilienstengel vorüber und führt an der Hand, natürlich schwebend wie er selbst, einen jungen Mann in altdeutscher Tracht. Die Idee Schwinds war, einen Traum des Erwin von Steinbach darzustellen, wie er als Jüngling schon sein künftiges Bauwerk, den Münster von Straßburg, im Geiste vollendet vor sich sieht und ein Cherub ihn in demselben umherführt. Wenn ich länger vor diesem Bildchen stand, war mir, als ob es sich ins

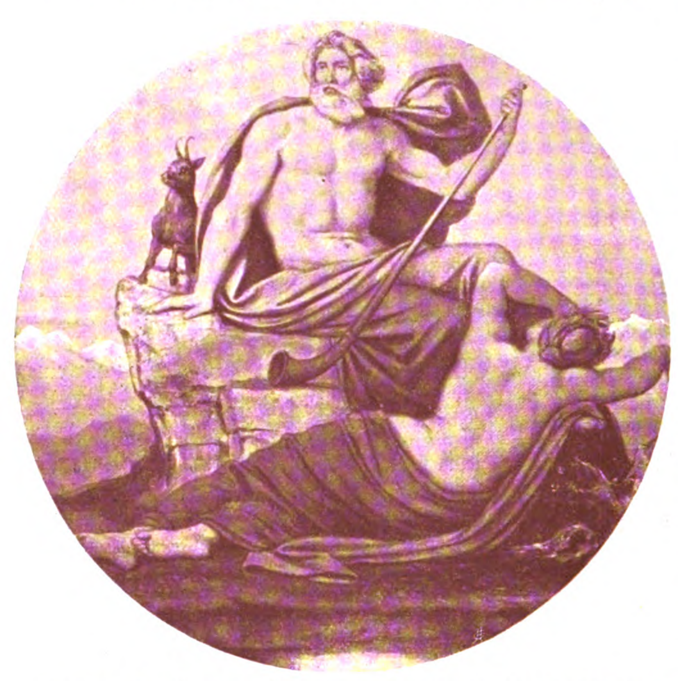
* Vergl. S. 889 unseres Aufsatzes.

Unermeßliche erweitere, als ob ich wirklich von oben herab in einen gotischen Dom schaute, und die Tiefe schien mir so ungeheuer, als müßte ich mich an der Hand des Engels festhalten wie Erwin, um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden. Ich würde dieses kleine Juwel für kein anderes, noch so glänzendes hingeben."

Vor dem Bilde des heimkehrenden Kreuzritters in der Schackgalerie (Abbild. S. 899) muß man unwillkürlich an Goethes „Hochzeitslied" denken:

> Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
> Da fand er sein Schlösselein oben;
> Doch Diener und Habe zerstoben.

Der Ritter ist soeben durch das Burgtor hereingeritten, abgestiegen und klopft nun mit dem Türklopfer an die verschlossene, von Unkraut überwucherte Tür. Aber der Beschauer hat den Eindruck und sieht es den verstörten Zügen des Heimgekehrten an, daß diesem nicht aufgetan werden wird. Sind die Diener anderswo angeworben? — Die Kinder gestorben? — Das Weib verdorben? — Stoffwahl und Ausführung sind gleich charakteristisch für den Romantiker, in dessen Phantasie das Mittelalter wieder lebendig geworden war. Uns will heutzutage ebensowenig wie die Anatomie des gar zu gedrungenen Rosses die Wiedergabe der romanisierenden und gotisierenden Bauformen behagen. Unsere Augen sind eben schärfer geworden für die Feinheit mittelalterlicher Architektur. Auch entbehrt uns das Antlitz des Ritters gar zu sehr des individuellen Ausdrucks, aber das sind doch alles nur Bedenken nebensächlicher Art: die Gesamtstimmung ist wunderbar. — In dem jugendlichen Reiter, der soeben auf einer Anhöhe angelangt ist und sich nun umdreht, um noch einmal in die weite offene schöne Landschaft zurückzuschauen, die er soeben im Begriff ist zu verlassen, um in einen düsteren Wald hineinzureiten (Abbild. S. 900), geben wir ein Beispiel der Schwindschen Wandererbilder, in denen dieser den Naturgenuß gleichsam im Menschenantlitz und im Menschenherzen widerspiegelt. Sehr glücklich ist der Moment erfaßt: das Ankommen auf der Höhe, das Umwenden gen Tal. In dekorativ reizvollster Weise wird die Figur des Reiters, die auch in sich, in ihren Hauptmassen, wie durch das Motiv des Umdrehens kompositionell sehr glücklich abgewogen ist, durch die Fichtenbäume eingerahmt, durch die Fichtenbäume mit den schwer herabhängenden Zweigen, welche wie Wächter vor dem Waldeseingang stehen. Der Reiter zwingt uns durch seine Wendung, mit ihm in die freundlich lachende Landschaft, die in seinem Rücken liegt, hineinzuschauen.



Schwind: Der Morgen. Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.

Die „Erscheinung im Walde" (Abbild. S. 901) gehört zu den eigenartigsten Schöpfungen Schwinds. Wir befinden uns im dichten düsteren nächtlichen Walde, durch den kaum die Strahlen des am Himmel sichtbaren abnehmenden Mondes hereinzudringen vermögen, aber zwischen den einzelnen dunklen Baumgruppen wird stellenweise der hellere Abendhimmel sichtbar, an dem das letzte

Rot der untergegangenen Sonne verglüht. Durch diesen Wald, just an einem riesigen Eichbaum vorbei, durch dichtes Schlinggewächs hindurch, eilt trotz der Dunkelheit hastig vorwärts ein Knabe-Jüngling, ein Sonntagskind, der einer Fee folgt, die in langem, hellem Gewand und tief herabfließendem Haar in wundervoller Bewegung vor ihm einherschwebt. Dachte der Künstler dabei an den begeisterungsfähigen Jüngling, der, unbeirrt von allen Widerwärtigkeiten, dem Ideal folgt, das ungesehen von der Menge ihm dennoch hell und licht durch das Dunkel des Lebens voranleuchtet? — Doch man braucht solcher Deutungen nicht: das Schwindsche Gemälde entzückt schon durch seine hohe malerische Bildwirkung. Übrigens ist die Komposition mit dem vorletzten Dornröschenbilde, einem der Begleitbilder des „Aschenbrödels", fast identisch.

Schwind hat in einem Zyklus von Rundbildern (der Schackgalerie) die vier Tageszeiten verkörpert, von denen wir hier zwei, den Morgen und den Abend, bringen. Der Morgen (Abbild. S. 902): Auf einsamem Felsen, der über die benachbarten schneebedeckten Firsten noch hoch emporragt, sitzt der Bergesalte, in der Linken ein Alpenhorn, zu seiner Rechten ein Gamsböcklein. Er ist schon erwacht, wie auch die benachbarten Höhen bereits vom ersten Strahle der aufgehenden Sonne geküßt werden. Zu seinen Füßen schläft die Ebene noch. Sehr schön ist der „Abend" aufgefaßt (s. vorstehende Abbild.). Er ist gleichfalls als Greis gedacht, der am Himmel im Nebel verschwimmt und soeben im Begriff ist, sein müdes Haupt auf den Arm zu süßem Schlummer niederzulegen. Unter ihm geht der Mond auf und schiebt sich durch Wolkenstreifen langsam empor, ergießt sein geheimnisvolles Licht über die Erde, scheint durch Erlenreihen hindurch und läßt die knorrige Weide wie ein gespenstisches Ungeheuer erscheinen. Aus dem Gebüsch am Unkenteich bricht ein Fuchs hervor und rast durch die Nacht.

Für den allerglücklichsten Wurf aber, der dem Künstler gelungen ist, halte ich persönlich die Quellnixen, die an einer verschwiegenen Stelle des herrlichen Buchenwaldes auftauchen, um einen weißen Hirsch zu tränken. Darum habe ich dieses Bild an die letzte Stelle (Abbild. S. 904) setzen lassen.



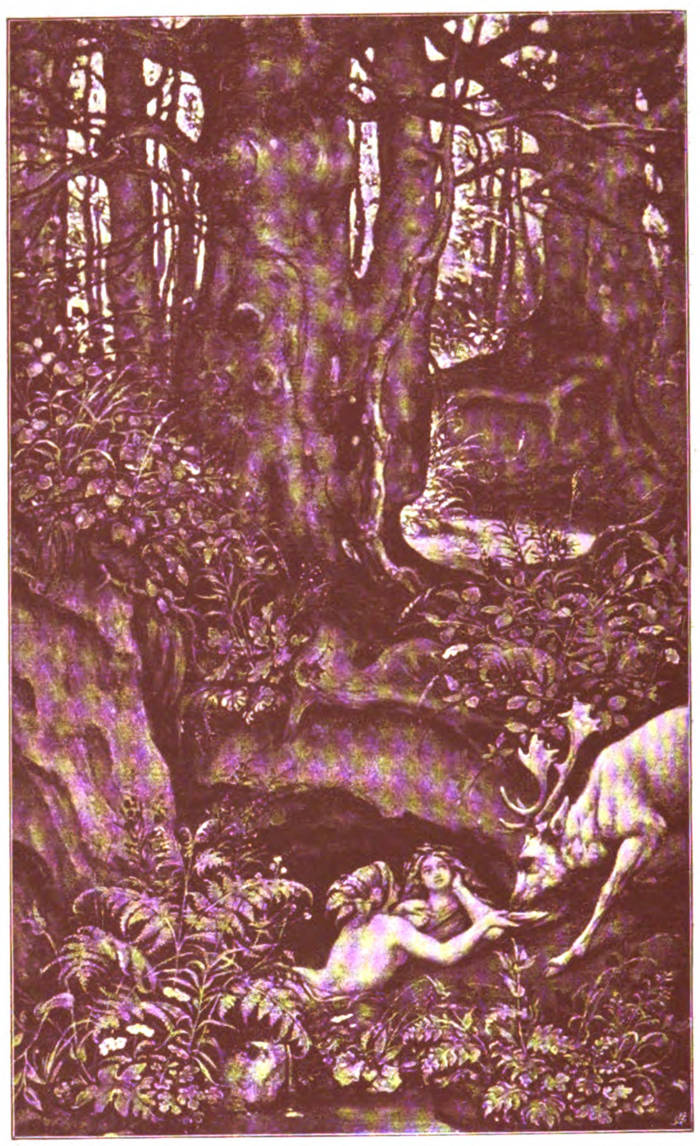
Schwind: Der Abend. Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.

Hier tritt uns Schwinds Fähigkeit, eine von ihm erlebte Waldstimmung so überzeugend in ein Bild zu bannen, daß sie sofort von diesem in die Seele des Beschauers übergehen muß, am klarsten und packendsten entgegen.

Wir aber sind jetzt am Schluß angelangt. Wir haben versucht, mit den vielen und voneinander grundverschiedenen Abbildungen das reiche und mannigfaltige Talent unseres Meisters zu charakterisieren, der, wenn auch nicht zu den tiefsten und bedeutendsten, so doch zu den anmutigsten und liebenswürdigsten deutschen Künstlern gehört.

* * *

Um die kunstgeschichtliche Erforschung des Lebens und der Werke Schwinds hat sich Professor Dr. Hyacinth Holland in Mün-



Schwind: Nixen tränken einen weißen Hirsch. Ölgemälde in der Schackgalerie zu München.

des neunzehnten Jahrhunderts" und von W. H. Riehl, „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung" 1890, Nr. 67 u. 69, wieder abgedruckt in dessen Studien und Charakteristiken. Eine vortreffliche, prägnante Charakteristik Schwinds gibt Muther in seiner Geschichte der Malerei, Bd. I, 1893. Auf diesem Material habe ich meine Schwind-Monographie aufgebaut, die jetzt in zweiter Auflage bei Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig erscheint. Das Jubiläumsjahr Schwinds bringt uns natürlich eine Hochflut von Schwindliteratur, z. B. verschiedene Publikationen des „Kunstwarts", ferner einen feinsinnigen, wenn auch an manchen Stellen angreifbaren Aufsatz von Paul Schmidt in der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung", sodann „Worte und Wirken von Moritz von Schwind" von seinem einstigen Schüler Professor Dr.

chen die größten Verdienste erworben, der nicht nur eine Monographie des Meisters verfaßt (Stuttgart, Paul Neff, 1873), sondern auch seinen Briefwechsel zum großen Teil herausgegeben hat. Nächst Holland muß man Führich rühmend erwähnen, dessen Schwind-Monographie in Leipzig bei Dürr 1871 erschienen ist. Sehr lesenswert sind die Aufsätze von Pecht in „Deutsche Künstler

J. Naue (München, Piloty u. Löhle). Sehr hübsche Handzeichnungen sind zum erstenmal in Helbings „Monatsberichten über Kunst und Kunstwissenschaft" veröffentlicht worden usw. Übrigens soll eine umfassende und erschöpfende Schwind-Monographie vom österreichischen Kultusministerium vorbereitet werden, die bereits in den nächsten Jahren erscheinen soll.



Frühlingsnacht

Novellette

von

Marie Scotta

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Frau kam langsam durch die blasse, durchsichtige Abendhelle. Hinter ihr sank die Sonne dem farblosen Frühlingswald entgegen. Der Fluß schlang sich wie ein glattes goldenes Band durch die Wiesen.

Rechts vom Wege stand grünleuchtende junge Saat. Links zog sich violett durchfurchtes Feld, in dem ein Sämann ging. In dem hellen Lichte sprühten die Körner wie Silberregen zur Erde.

Die Frau ging bis zu den weißblauen Pfählen der Eisenbahnschranke und blieb stehen. Der entschlossene Zug um ihre herb aufeinander gepreßten Lippen vertiefte sich.

Sie neigte den schlanken Oberkörper vor und spähte erst nach der einen, dann nach der anderen Seite. Wie sie den Kopf wandte, lockte die Sonne braunrote Funken aus ihrem schweren Flechtenkranz.

Ein Bahnwärterhäuschen stand ein paar hundert Schritt entfernt.

Walpurg hatte scharfe Augen. Sie konnte die Goldlackstöcke sehen vor den kleinen Fenstern und den schwarzen Spitz, der schlafend auf dem rötlich besonnten Kiespfade lag.

Von dorther zeigte sich kein Mensch.

An der anderen Seite verließ der Sämann eben sein Feld, stampfte die schwere Erde von den Füßen, zog seine Jacke an und ging nach dem Flusse hinunter.

Walpurg horchte angestrengt in die Ferne. Sie hörte nichts.

Ein Schimmer von Erleichterung trat in ihre Augen — das Nachlassen einer Spannung. Sie lehnte sich gegen den Pfosten.

Ihr gegenüber, jenseit der Geleise, in einem schwarzkahlen Birnbaum mit weißschwellenden Knospen flötete eine Drossel tiefe, weiche Töne.

Die Augen der Frau wurden feucht. Ein Zucken ging durch ihren Körper.

Aber gleich darauf strafften sich die Muskeln wieder, sie stand kerzengerade, und ihr Gesicht wurde hart.

Schritte tönten. Der Bahnwärter kam von dem Häuschen her und drehte an einer Kurbel.

Die Schranke senkte sich langsam. Aus der Ferne kam jetzt ein dumpfes Tönen.

Der Bahnwärter blieb neben Walpurg stehen und schaute an den Geleisen entlang. Dann sah er gleichgültig nach der Frau hin. Die Gleichgültigkeit wich aus seinem Gesicht.

Sie stand und starrte ihn an, mit feindseliger Angst in den verstörten Augen. Ihre Hände ballten sich wie zum Angriff.

Er hatte sie noch nie gesehen. Sie war nicht jemand, den man je vergessen hätte.

Das Dröhnen kam näher. Weißer Dampf wurde am Taleingang sichtbar. Der Boden schien zu erzittern.

Walpurg schaute von dem Manne hinweg nach dem weißen Dampf und wieder zu dem Manne zurück wie ein gehetztes, verzweifeltes Wild.

Ihr Gesicht war fahl weiß trotz der erglühenden Abendsonne.

Sie wollte sprechen, aber nur ein röchelnder Laut kam von ihren Lippen. Dreimal setzte sie an.

„Ich meine — dort unten — ruft jemand," sagte sie endlich heiser.

„Nein," sagte der Mann und sah sie fest aus ruhigen grauen Augen an. „Niemand ruft."

Der Schnellzug brauste heran.

Plötzlich sprang Walpurg auf den Bahnwärter und stieß ihn mit zwei kraftvollen Händen vor die Brust.

Er taumelte. Als er wieder fest auf den Füßen stand, war sie unter der Schranke durchgeschlüpft und lief dem Zug entgegen.

Vor seinen Augen flammte alles rot.

Er wußte nicht, wie er sie erreichte. Er riß sie an sich — von den Schienen weg.

Sie wehrte sich verzweifelt. Er schleifte sie fast mit sich fort bis zu dem Stangenzaun, der das Geleise abschloß.

Mit übermenschlicher Kraft hielt er sie fest. Erschütternd, betäubend dröhnte der Zug an ihnen vorüber. Kohlen stoben ihnen ins Gesicht, weißer zischender Dampf legte sich naß um sie. In dem heftigen Luftzug flogen die Kleider der Frau und flatterten nach den Rädern hin.

Der Mann schloß die Augen. Er war eine Sekunde wie betäubt.

Aus dem verhallenden Dröhnen tönte wieder der Drosselschlag. Der Dampf zerteilte sich — zerstob.

Es war, als würde ein Vorhang weggezogen, und der stille goldene Abendsonnenglanz lag wieder da.

Walpurg hing bewußtlos in den Armen des Mannes.

Er ließ sie zu Boden gleiten und ging, um die Schranke zu öffnen. Dann kam er zurück und hob sie mühsam empor.

Wankend trug er sie dem Häuschen zu. Der kleine schwarze Spitz richtete sich neugierig empor, als sein Herr das Pförtchen aufstieß und mit seiner Last eintrat.

Drinnen legte der Mann die Ohnmächtige auf das Bett und spritzte ihr Wasser ins Gesicht. Dann zündete er das Feuer auf dem Herd an. Mit einem unruhigen Stöhnen kam die Frau zum Bewußtsein zurück.

Er richtete sie empor und gab ihr Wasser zu trinken. Sie trank durstig.

Dann saß sie auf dem Bett und starrte vor sich hin.

Er hantierte am Herd herum, ohne sie zu beachten. Als der Kaffee fertig war, schob er einen alten Ledersessel zum Tische hin.

„Wenn Ihr kommen wollt," sagte er, „eine Tasse Kaffee wird Euch gut tun."

Sie glitt vom Bette herab und stand mitten in dem kleinen Zimmer. Die Flechten hatten sich gelöst und hingen in braunem Gewirr über ihren Rücken. Sie schaute nach der Tür, und es war, als wolle sie gehen. Dann sank sie vor körperlicher Erschöpfung in den Lehnstuhl.

Der Mann schob ihr die gefüllte Tasse hin.

„Zu essen habe ich nicht viel," sagte er, „nur das Brot hier und ein wenig Rauchfleisch."

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen wichen denen des Mannes aus.

„Woher seid Ihr?" fragte er in einem gemütlichen Ton. „Ich habe Euch noch nicht hier gesehen."

„Von drüben," sagte sie tonlos und deutete nach der Bergscheide.

Es war dämmerig. Er stand auf und zündete eine Lampe an. Dann sah er nach einer laut tickenden, bunt bemalten Wanduhr und ging hinaus. Der Schlüssel drehte sich leise von außen im Schloß.

Walpurg lachte bitter auf.

Gleich darauf kam von draußen wieder das Dröhnen.

Als der Zug vorüberbrauste, fing sie an allen Gliedern zu zittern an. Ihre Augen wurden starr und groß. Sie saß da — schweratmend — und durchlebte Dinge, die vorüber waren. Draußen auf dem Kiespfad ging der Bahnwärter auf und ab.

Als er wieder hereinkam, saß Walpurg noch in dem Sessel und starrte zu dem Kruzifix hinauf, das auf einem roh gezimmerten Wandbrett stand. Gelbe Wasserblumen standen davor in einem braunen irdenen Gefäß.

Sie hob die Hand mit einer müden Bewegung.

„Ich weiß noch," sagte sie, „da war ich ein Kind von acht oder neun Jahren und wollt' durchaus schnell groß werden. Da hab' ich gebetet — mit großem, ganz mäch-

tigem Vertrauen, daß ich über Nacht wachsen möcht'. Und am Abend bin ich heimlich gesessen und hab' an meinem Röckchen getrennt und genäht, um es länger zu machen. Denn ich war sicher, ganz, ganz sicher, daß ich am Morgen um einen Kopf gewachsen sein würd'."

Sie schwieg und lächelte mitleidig.

„So bin ich später auch noch gewesen," sagte sie dann, „hab' Gott und Menschen vertraut. Und jetzt kann ich niemand mehr glauben und vertrauen. Ich kann nicht Deshalb wollt' ich —"

Sie hielt inne und sank in sich zusammen. Sie hatte zu sich selbst gesprochen.

Der Mann kam und stand vor ihr an dem Tische.

„Dem da oben dürft Ihr vertrauen," sagte er und deutete nach dem Kruzifix „Und auch mir."

Sie hob die schweren Augenlider und sah zu ihm empor.

Er war noch jung, kaum einige Jahre älter als sie. Seine Haltung war militärisch. Er trug den Kopf mit dem kurzgeschnittenen Blondhaar hoch. Seine Augen waren ernst und tief.

Die Frau sah ihn lange an.

Die Frühlingsnacht kam kühl herein mit weichem, süßem Goldlackgeruch und herbem Wiesenduft. Er ging zu dem kleinen Fenster, um es zu schließen.

Walpurg stand auf und tat ein paar Schritte, wie um ihre Kraft zu versuchen. Dann ging sie nach der Tür.

„Wohin wollt Ihr?" fragte er.

„Fort," sagte sie. „Dahin oder dorthin — mir ist's einerlei. Die Welt ist groß."

„Nein," sagte er fest. „Nach Hause könnt Ihr nicht kommen, wenn Ihr überm Berge wohnt. Auch nicht in das Dorf jenseit am Ufer. Der Fährmann ist längst fort. Sonst ist weit und breit kein Unterkommen. Ihr seid schwach und müde. Ihr bleibt hier."

Wieder schaute sie ihn an, halb fragend, halb trotzig.

Er nahm einen alten Mantel von der Wand und hing ihn um die Schultern.

„Wenn Euch friert — die Kohlen glimmen noch. Hier ist Holz. Die Frühlingsnächte sind oft kalt. Brot und Milch und Fleisch stehen in der Kammer, wenn Euch noch hungert. Es ist schon spät. Gute Nacht."

Walpurg hörte ihn draußen mit dem Hunde reden, der aus seiner Hütte kam.

Sie fiel wieder in den Lehnstuhl zurück. Eine Mattigkeit kam wie eine Betäubung über sie. Sie hörte wie von fern die Züge — den grellen Pfiff, das Zischen, das Vorüberdröhnen. Wenn alles wieder still war, hörte sie manchmal Schritte draußen auf dem Kiespfad knirschen.

Die Schritte entfernten sich dann wieder und tönten verhallend zurück.

Manchmal schlug der kleine Hund kläffend an.

Die Frau wußte nichts von den Stunden die vorübergingen. Aber durch das Stillstehen ihres Denkens und Fühlens hindurch wurde sie sich dumpf eines Wohlbehagens bewußt, weil jemand für sie sorgte.

Als sie zu klarer Besinnung zurückkehrte, fiel ein Schein in die Kammer.

Sie stand auf und öffnete weit die beiden Fensterflügel.

Weißer Mondschein flutete über Berg und Tal. Auf den Wiesen zogen schimmernde Nebel. Das Wasser flimmerte in kleinen beweglichen Wellen.

Die Frau trat vom Fenster zurück, drückte sich in eine dunkle Ecke und sah der weißen Helle zu, die hereindrang, sich in breitem Streifen über den Boden spannte, das hölzerne Kruzifix umwob und die gelben Wasserblumen.

Kein Laut war hörbar. Aber alles schien zu leben in traumhafter, zitternder, leuchtender Bewegung.

Durch das Fenster sah Walpurg einen dunklen Punkt in der Entfernung. Sie strengte ihre Augen an. Es war ein Mann in weitem Mantel, der durch die tauigen mondbeschienenen Wiesen ging.

Walpurg legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

Als der Mond erblaßte und ein fahles Grau aufdämmerte, stand sie auf und ging hinaus.

Der Spitz bellte zornig.

Draußen an der Schranke begegnete sie dem Bahnwärter.

„Ihr müßt frühstücken," sagte er und ging voran nach dem Häuschen zurück.

Wieder gehorchte sie.

Während er Feuer anzündete, sah sie, daß sein Gesicht grau und müde war.

Dann trank sie heiße Milch, eine große Tasse voll.

„Geht Ihr heim?“ fragte er. „Habt Ihr weit zu gehen?“

„Drei Stunden,“ sagte sie. „Aber ich kann auch ebensogut anderswohin gehen.“

„Kann ich Euch helfen?“ fragte er.

Ihr Blick begegnete dem seinen.

Eine fast unbezwingliche Sehnsucht kam über sie, als sie die klare Ruhe in diesen ernsten Augen sah. Aber sie beherrschte sich und unterdrückte jede äußere Bewegung.

„Nein,“ sagte sie und stand auf. „Ich dank' Euch. Zu leben hab' ich genug.“

Sie stieß die Tür auf und ging hinaus. Draußen war alles in flammendes Rot getaucht. Die Sonne stieg empor. Ein jubelnder Vogelchor zwitscherte auf der Erde und in der Luft. Auf dem Staketenzaun, der den kleinen Garten umschloß, saß ein bunter Fink und sang. Eine Bachstelze trippelte auf dem Kiesweg hin und wippte und neigte sich. Würziger herber Duft ging in kühlen Wellen über die Erde.

Walpurg blieb stehen und atmete tief.

„Ihr werdet das nicht tun, was Ihr gestern abend tun wolltet?“ sagte der Mann.

„Nein,“ sagte sie. „Ich brauch's ja nicht mehr. Mir ist, als könnt' ich wieder glauben. Als könnt' ich einem Menschen wieder vertrauen.“

„Behüt' Euch Gott,“ sagte er und öffnete das Pförtchen.

Sie ging in den roten Glanz hinein.

Der Mann stand und sah ihr nach.

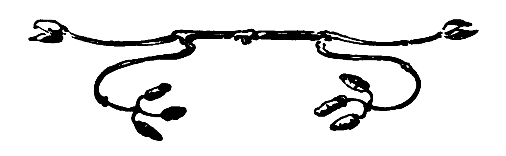
Die Nebel, die dicht über den Wiesen lagen, schienen langsam an ihr emporzusteigen. Dann kam sie an eine Biegung. Es war, als sei sie wieder ganz nahe gerückt.

Sie schaute noch einmal um.

In der weiten grünen morgenfrohen Stille stand sie — eine einsame Gestalt. Dann ging sie weiter — wurde kleiner — verschwand.

Der Mann legte die Hand über die Augen. Die Sonne hatte ihn geblendet. Rotgrelle Funken tanzten vor ihm her. Drinnen schlug die Wanduhr laut.

Er schrak auf und ging an sein Tagewerk.



Das kleine Lied

Mir lief ein Liedchen den Weg entlang,
Das wohl ein toter Dichter sang
Der ungetreuen Liebsten.

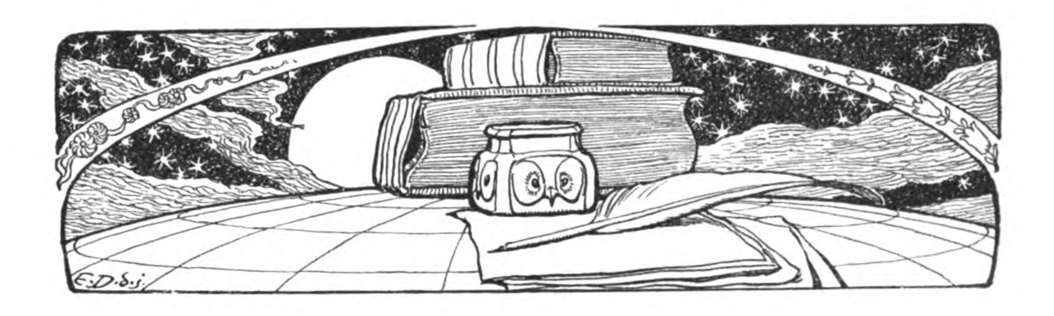
Es schlich die Hecken entlang so still
Wie Leid, das sich verbergen will
Und muß doch suchen gehen.

Nun trag' ich immer den Klang im Sinn,
Geh' lauschend über die Felder hin,
Das scheue Lied zu finden.

Ob es im Fluß zur Ruh' schon ging,
Ob es der wilde Wind wohl fing
Und trug's in dichte Wipfel? —

Es könnte mein eigen verloren Kind
Wohl sein, das da klagt — und wenn ich es find',
Nehm' ich es warm ans Herze.

Ilse Hamel



Literarische Rundschau

Deutsche Kunst. Photogravüren (Heliogravüren) nach Meisterwerken der deutschen Malerei. In Lieferungen herausgegeben von der Photographischen Gesellschaft in Berlin. — Eine gute Weile hat es gedauert, bis man, auch als bereits die erfreuliche Bewegung der „Kunsterziehung" in Fluß, den Wert der Anschauung in seiner vollen Bedeutung schätzen lernte und sich bewußt wurde, welche hohen Anforderungen hier an den Unternehmungseifer und die Leistungsfähigkeit der deutschen Reproduktions- und Kunstanstalten gestellt wurden. Kostbarere Publikationen wagte man lange nur mit Werken der sogenannten klassischen Kunst, das hieß hier mehr noch als auf anderen ästhetischen Gebieten: mit Werken entfernter Perioden. Dafür blühten um so reicher die Künstlermonographien aus dem neunzehnten Jahrhundert, die doch mit ihren notgedrungen sehr verkleinerten Abbildungen bei den ernsteren Kunstfreunden oft nichts weiter vermochten als den Appetit zu reizen und die Sehnsucht zu wecken nach den Originalen selbst oder nach einem wahrhaft künstlerischen Ersatz. Um diesem Bedürfnis entgegenzukommen, hat die Photographische Gesellschaft in Berlin (C., Stechbahn 1) sich entschlossen, eine Sammlung von Photogravüren herauszugeben, die hervorragende Werke hauptsächlich der neueren und neuesten deutschen Kunst in großen Einzelblättern so reproduzieren, daß diese als selbständige Kunstblätter genossen werden können. Mit Absicht verzichten sie auf die Farbe, indem sie auf Herbarts Wort vertrauen, daß in jedes Kunstwerk ohne Ausnahme Unzähliges muß hineingedacht werden, und daß seine Wirkung beim Beschauen mehr von innen heraus- als von außen hineinkommt. Zumal bei dem kunstbegeisterten Sammler, der die Kunstwerke in guten Reproduktionen in seinem stillen Studienraum betrachtet und sich, ungestört von der lärmenden Menge, dem ästhetischen Genusse hingibt, wird diese Zuversicht berechtigt sein. Nur muß freilich die Art der Wiedergabe dann auch alle Forderungen erfüllen, die ein vornehmer Geschmack heute, angesichts der gewaltigen Fortschritte der Reproduktionstechnik, an sie stellen darf. Das ist hier der Fall: die Photogravüren der Photographischen Gesellschaft stellen das Beste und Vollendetste dar, was in dieser Reproduktionsart bisher geleistet worden ist. Bis in die feinsten Einzelheiten gehen ihre Wiedergaben den Originalen nach: das Spiel von Licht und Schatten, das bei minderwertigen Reproduktionen so oft enttäuscht, zeigt sich auch bei besonders schwierigen Aufgaben von einer Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, die verblüfft, der Ton bleibt immer gleich delikat, nirgends wird die Stimmung des Originals, darin doch erst seine Seele sich offenbart, verfehlt. Muther in seiner Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert hat sogar einmal, just bei Moritz von Schwind, den Satz gewagt: „Die Heliogravüre (Photogravüre) läßt ahnen, was das Original nicht sagt; sie regt die Seele an zum Weiterdichten." Von jeher hat nun die Photographische Gesellschaft bei ihren Kunstblättern ausgesuchte Sorgfalt darauf verwandt, daß alle Mittel des künstlerischen Handwerks, mit einem Wort die Technik also verschwinde hinter dem geistigen und stimmungsvollen Inhalt des Kunstwerkes. Der Kupferstich schiebt zwischen das nachzubildende Werk und den Beschauer einen neuen Künstler, eben den Stecher; aus der Photogravüre, „dem Werk einer unpersönlichen Ausstrahlung des Lichtes", spricht uns der Geist des Originals unmittelbar und in seiner vollen Macht an.

Noch ein paar Worte über die Auswahl der Kunstblätter, die die Photographische Gesellschaft für ihr Lieferungs-Mappenwerk getroffen hat. Quelle der Reproduktionen sind in erster Reihe die zahlreichen deutschen Museen gewesen, die ja jetzt ihren modernen Abteilungen liebevolle Aufmerksamkeit schenken, ferner hervorragende Privatsammlungen und für die neueste Zeit die Werkstätten der Künstler. Die Auswahl in den öffentlichen Sammlungen geschieht teilweise erst nach Beratung mit den Galerieleitern, so daß die Mitwirkung vielseitig gebildeter Kunstgelehrter gesichert und die Willkür einer einzelnen Geschmacksrichtung von vornherein ausgeschlossen ist. Der eigentlichen Absicht der Publikation entsprechend, sind

Maler der Gegenwart besonders stark vertreten; doch auch Werke alter Meister sollen grundsätzlich keineswegs ausgeschlossen bleiben. Namentlich weniger bekannte Meisterwerke deutscher Kunst, die als ausgeprägt deutsch gelten dürfen und als eine Brücke zur Gegenwart angesehen werden können, werden reproduziert werden. Genug: das ganze Werk soll ein möglichst mannigfaltiges Bild von dem Streben und Wirken deutscher Künstler geben. Darin liegt schon, daß die Anzahl der Lieferungen dieser „Deutschen Kunst" nicht fest begrenzt, sondern auf eine lange Reihe von Jahren berechnet sein muß. In jedem Jahre erscheinen etwa drei bis vier Lieferungen, von denen jede zehn bis zwanzig Blatt in großem Format enthält (Papierformat 67 × 51 Zentimeter, Bildformat nach Maßgabe der Originale verschieden). Der Preis einer Lieferung — jede ist einzeln käuflich und verpflichtet nicht zur Abnahme des ganzen Werkes — ist durchschnittlich auf 125 Mk. festgesetzt. Was dafür geboten wird, mag eine Aufzählung der Blätter zeigen, die wir in der ersten, der Berliner Nationalgalerie gewidmeten Lieferung finden. Hier sind vertreten Tischbein mit der „Lautenschlägerin", Schrödter mit dem „Don Quixote", Magnus mit dem Bildnis der Jenny Lind, Schwind mit der „Rose", Menzel mit der berühmten „Tafelrunde Friedrichs des Großen" und dem „Eisenwalzwerk", Schmitson mit der „Viehherde", Liebermann mit den „Gänserupferinnen", Feuerbach mit einem Selbstbildnis, Gebhardt mit dem „Heiligen Abendmahl", Leibl mit dem „Jäger" und Böcklin mit den „Gefilden der Seligen". Die zweite Lieferung beherrschen Uhde und Thoma, die dritte bringt Schwinds Zyklus „Die schöne Melusine" (elf Blätter), woraus die Leser in diesem Hefte eine Anzahl von Bildern, in stark verkleinertem Maßstabe natürlich, wiedergegeben finden. Auch Lieferung 5 ist dem deutschen Meister des Märchenbildes gewidmet: ein bunter Reigen von Gemälden aus der Schackgalerie zieht an uns vorüber, darunter die „Rückkehr des Grafen von Gleichen", „Erwins Traum", „Nixen einen Hirsch tränkend", „Ritter auf nächtlicher Wasserfahrt", „Die Hochzeitsreise", „Die Morgenstunde", „Waldkapelle", „Rübezahl", „König Krokus", „Hero und Leander" und viele andere. Auch von diesen Gemälden bringt der Schwindaufsatz des vorliegenden Heftes einige zur Nachbildung. Lieferung 4 ist Leibl, Lieferung 6 der Dresdener Galerie gewidmet, aus der u. a. Bilder von Ludwig Richter, Leibl, Gebhardt, Klinger, Kuehl, Kallmorgen, Kalckreuth, Modersohn, Schröter wiedergegeben werden. Für weitere Lieferungen sind Bilder aus allen größeren öffentlichen und privaten Sammlungen in Aussicht genommen. —

Drei Heroen deutscher Kultur: Luther, Goethe und Bismarck, treten uns in drei mehrfarbig ausgeführten Porträts entgegen, die die Kunstanstalt von Grimme u. Hempel in Leipzig zu einem billigen Preise auf den Markt bringt. Am besten gelungen ist das Bildnis Goethes nach dem bekannten Gemälde Joseph Stielers, an dem wir in der vorliegenden Wiedergabe den etwas gar zu pedantisch naturgetreu nachgebildeten Brief Ludwigs I., den Goethe in der Hand hält, ohne Kummer entbehren werden. Um so leichter vermag sich der Blick auf die olympische Stirn, auf das klare, ruhige, tiefe Auge, die kühnen Brauen, auf den vornehm geschnittenen Mund und das männlich ausgeprägte Kinn zu konzentrieren. Die Farbengebung ist sehr dezent gehalten und frei von störenden Dissonanzen. Auch die Nachbildung eines der bekanntesten Bismarckbildnisse von Lenbach läßt wenig zu wünschen übrig. Wenn man auf den künstlichen Galerieton verzichten muß, den der große Porträtist seinen Bildern so gerne gibt, so wird das nicht Bedauern hervorrufen. Dafür ist das gewaltige Haupt Bismarcks desto feiner und treuer durchgearbeitet; die Wiedergabe der Gesichtsfarbe, an der ähnliche Unternehmungen sonst nur zu leicht scheitern, ist sogar meisterhaft getroffen. In Luthers Bildnis, nach dem Gemälde des Münchener Malers Hans Best, wird ein fremder Zug um Mund und Nase, auch im Ausdruck der Augen stören. Um das zu überwinden, hat der Künstler doch nicht originale Kraft genug. Auch ist hier der Farbendruck nicht überall glücklich gewesen. Jedenfalls läßt es sich nicht empfehlen, dies Bildnis mit den beiden anderen, wie die Kunstanstalt es vorgesehen hat, in einem Triptychonrahmen zu vereinigen. Überhaupt: das Porträt einer Persönlichkeit muß in zu enger Nachbarschaft einer anderen, mag diese geistig auch noch so nah mit ihr verwandt sein, stets verlieren. Doch ist ja jedes dieser drei Bildnisse zum Glück auch einzeln, gerahmt oder ungerahmt, zu beziehen. Das Format des gerahmten Bildes beträgt 70 × 90 Zentimeter (Preis 16 Mk.), das des ungerahmten in der Papiergröße 60 × 80, in der Bildgröße 35 × 44 (Preis 6 Mk.).

Die **Meisterbilder fürs deutsche Haus** (München, Georg D. W. Callwey; Preis jedes Bildes in Umschlag 25 Pfg.), die vom „Kunstwart" herausgegeben werden, eine der dankenswertesten und fruchtbarsten Unternehmungen, die es auf dem Felde der „Kunsterziehung" gibt, sind seit unserem letzten Berichte um eine ganze Anzahl hervorragender Kunstblätter vermehrt worden. Wir nennen nur Christoph Ambergers Porträt Sebastian Münsters aus dem Berliner Museum, einen Philipp IV. von Velasquez, das Triptychon „Die heilige Nacht" von Uhde, des Landschafters Joseph Anton Kochs „Schmadribachfall", die „Heiligen Barbara und Elisabeth" von Hans Holbein dem Älteren, das „Haarlemer Holz" von Hobbema, die „Versuchung des heiligen Antonius" von David Teniers dem Jüngeren, „Kuh bei der Tränke" von Millet, die „Apokalyptischen Reiter" von Dürer, das „Konzert" von Terborch, die „Infantin Maria Teresa" von Velasquez. An Güte wetteifern diese Blätter mit den besten schwarzweißen Reproduktionen, die einzeln je in den Handel gekommen; an Billigkeit stehen sie einzig da, zumal wenn man noch hinzufügt, daß jedes Bild von einem das Leben des Künstlers und sein Schaffen behandelnden kurzen Text be-

gleitet wird, der statt aller schönklingenden Phrasen glückliche Anleitung zum Kunstgenuß und -verständnis erteilt. F. D.

* * *

In seiner Studiensammlung **Meister der Tonkunst** (Berlin und Stuttgart, W. Spemann; geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.) bietet Karl Reinecke, der Altmeister der deutschen Musikpädagogik, eine Anzahl von Lebensbildern und Essays, die seinen Lieblingen Mozart, Beethoven, Haydn, Weber, Schumann und Mendelssohn gelten. Des neuen Materials, das hier dargeboten wird, ist nicht allzuviel, auch an Schumann und Mendelssohn, mit denen den Verfasser Leben und Wirken doch so nahe zusammengebracht haben, hat Reinecke nicht so reiche persönliche Erinnerungen, wie man erwarten möchte. Um so tiefer ist er durch Studien, durch Bearbeitungen und Ausgaben ihrer Werke in den Geist der Meister eingedrungen; die Früchte dieses inneren Vertraut- und Befreundetseins mit den dahingeschiedenen Großen verleugnen sich auf keinem Blatte dieses starken und vortrefflich ausgestatteten Bandes.

Zum hundertsten Geburtstage Berlioz', dessen die „Monatshefte“ (Januarheft 1904) in einem besonderen Aufsatz gedacht haben, ist eine neue Biographie des Musikers und Menschen **Hektor Berlioz** bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen (geh. 3 Mk.). Der Verfasser, der Münchener Musikschriftsteller Rudolf Louis, hat sich durch eine Reihe anderer musikgeschichtlicher und musikkritischer Werke bereits einen Namen erworben. Er ist der Verfasser der vielbeachteten Schrift „Die Weltanschauung Richard Wagners“ und hat vor kurzem auch ein Lebensbild Franz Liszts herausgegeben. Auch seine Berliozbiographie wendet sich keineswegs an Fachgelehrte oder nur an den engsten Kreis der Musikkundigen, sondern an alle, die Musik lieben und sie zu genießen verstehen. Das Wesen des aristokratischen Franzosen verständlich zu machen, ist nicht gerade leicht. Er war eine problematische Natur, die in ihrer Ganzheit und auf die Dauer nur den fesseln kann, dem es gegeben ist, sich liebevoll in die Tiefen eines fremden Ich zu versenken. Einzelne seiner Werke aber werden immer und jederzeit auch die empfängliche Masse begeistern können. Von hier aus galt es für den populären Biographen, ihn zu erfassen und dem Leser nahe zu bringen. Louis bringt für diese Aufgabe eine wohlgeschulte Kunst klarer Disposition seines Stoffes und einen sicheren Blick für das Wesentliche und Kennzeichnende mit; so gelingt es ihm, ein „Lebensbild“ zu schreiben, das seinen Namen nicht umsonst trägt: es macht seinen Gegenstand wirklich „lebendig“, und es prägt sich dem Leser in der Tat wie ein fest umrissenes, anschauliches „Bild“ in die Seele ein. Man darf hoffen, daß der allgemeine Wunsch, mit dem Louis sein Buch schließt: „Wer einmal den Zugang gefunden hat zu dem Allerheiligsten, in dem sich das Geheimnis dieser so rätselhaft widerspruchsvollen und gerade deshalb so mächtig anziehenden Persönlichkeit verbirgt, der wird die dort empfangene Offenbarung als einen kostbaren Herzensgewinn, als einen unverlierbaren Schatz und Lebenshort davontragen und zeitlebens bewahren“, daß dieser Wunsch seiner Erfüllung durch diese neue deutsche Berliozbiographie um ein gut Teil näher gerückt worden ist.

Zum Abschluß gelangt ist nunmehr die Ausgabe von **Franz Liszts Briefen an die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein,** die wir der unermüdlichen La Mara (Maria Lipsius) verdanken (Leipzig, Breitkopf u. Härtel; 4 Bände). Der letzte Band umspannt die Jahre 1873 bis 1886 und gibt nicht nur genauen Aufschluß über des Meisters eigenes Leben und Schaffen während dieser Zeit, sondern auch über die großen musikalischen Ereignisse, an denen er hervorragenden Anteil nahm. Die Uraufführungen des Nibelungenringes und des Parsifal stehen hier in erster Reihe. Liszt bediente sich bekanntlich für diesen Briefwechsel, wie überhaupt meistens in seinen Korrespondenzen, der französischen Sprache, die er nicht allein vollkommen beherrschte, die er auch mit Eleganz und Schwung oft überraschend zu beseelen verstand. Die Ausgabe der La Mara, der übrigens auch Abbildungen der letzten Ruhestätten Liszts wie seiner Freundin beigefügt sind, erwirbt sich ein besonderes Verdienst, indem sie den Text mit deutschen Anmerkungen begleitet und zum Schluß ein sorgfältiges Register folgen läßt.

Unter den Wagnerschriften der letzten Zeit sind hier bisher leider ganz die **Erinnerungen an Richard Wagner** von Ludwig Schemann übergangen worden (Stuttgart, Fr. Frommann; geh. Mk. 1.50), ein anspruchsloses Büchlein, aber reich an innerem Gehalt und persönlicher Wärme. Der Verfasser, derselbe, dem wir die deutsche Gobineauausgabe verdanken, hat seine Aufzeichnungen kurz vor einer lebensgefährlichen Operation, also sozusagen im Angesicht des Todes gemacht: alles, was er niederschreibt, erhält so von einer höheren Macht gleichsam den Stempel vollkommenster Wahrheit und besonderer Weihe. Es waren keine alltäglichen Brot- und Käsefragen, die Schemann mit Wagner besprochen hat, vielmehr drehte sich das Gespräch nicht selten um die höchsten Gegenstände unserer Kunst, Kultur und Geschichte. Die Namen Schiller und Goethe, Bismarck und Mommsen, Bach, Händel, Liszt und Schumann mögen das bezeugen. Aber auch der Mensch Wagner tritt uns in dem Büchlein in unverfälschter Natürlichkeit, umhaucht von einem kräftigen Humor und erfüllt von einem leidenschaftlichen Temperament, leibhaftig entgegen. Neun Besuche in Bayreuth liegen diesen Beobachtungen und Mitteilungen zugrunde: Schemanns erste Reise dorthin galt Wagners Vorlesung des Parzifal (16. September 1877), seine letzte (Februar 1883) der Bestattung des heiß Geliebten, glühend Bewunderten und — was seltener ist und deshalb besonders

hervorgehoben werden soll — in seiner Persönlichkeit, seinem menschlich-künstlerischen Wesen und in seinen Absichten auch richtig Verstandenen.

Die Frauengestalten Wagners als Typen des ewig Weiblichen hat Frida Schwabe in einem zart ausgestatteten Büchlein dargestellt, das bei Fr. Bruckmann in München erschienen ist (geb. Mk. 4.50). Sie analysiert die Senta, Elsa, Elisabeth, Brunhilde, Isolde, Kundry mit feinem Verständnis und liefert so reizvolle Beiträge zur weiblichen Seelenkunde. Edle Einfachheit des Stils machen das Buch als Geschenk für junge Mädchen und Frauen besonders geeignet.

Berthold Litzmanns biographisches Gedenkbuch **Clara Schumann** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) ist noch im Erscheinen begriffen. Der erste Band beschäftigt sich an der Hand eines außerordentlich reichen Quellenmaterials mit den Mädchenjahren Clara Wiecks (1819 bis 1840), ihrem künstlerischen Aufstieg und ihrer Brautzeit. Die mitgeteilten Briefe Robert Schumanns an die Geliebte erzählen einen Herzensroman von feinster, vornehmster Zartheit und Innigkeit, dem leider die Tragik nicht erspart bleiben sollte. Drei Jugendbildnisse des Paares schmücken den menschlich wie musikgeschichtlich gleich schönen und wertvollen Band. S.

* *
*

Ekkehard von Joseph Viktor von Scheffel. Illustriert von Curt Liebich (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.; Lexikonoktav; in Prachtband geb. 12 Mk.). — Max Manitius hat im Februarheft dieser Zeitschrift das Verhältnis des Scheffelschen „Ekkehard" zu seiner hauptsächlichsten und wichtigsten Quelle, der Sankt Galler Klosterchronik, dargestellt, und von neuem wird dabei dem Leser die dichterische Kraft und Kunst Scheffels offenbar geworden sein. Wie er das Erz aus dem tauben Gestein gebrochen und zu Tage gefördert, wie er es geläutert und aus dem edlen Metall dann das kunstvolle Gefäß seiner „Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" gebildet hat, das ist eine literarische Tat, der die ehrliche Einfalt, die naive Frische und die lebendige Anschaulichkeit der Quelle nichts von ihrem schöpferischen Verdienste nehmen. Bald fünfzig Jahre hat sich Scheffels Dichtung nunmehr in der Gunst des deutschen Volkes behauptet. Auch die stürmischen Jungen der achtziger und neunziger Jahre, die so manchen Tempel der Vergangenheit stürzten, haben dem „Ekkehard" ihren Respekt und ihre Bewunderung gezollt. Das macht: wir haben hier keine von offener oder versteckter Gelehrsamkeit triefende Antiquitätenkrämerei, sondern ein ergreifendes Lebensbild, getränkt mit dem Herzblut eines Dichters, der sich ein Stück eigensten Erlebens und innerster Gemütsbewegung von der Seele schreibt — das Bild eines von hohen Idealen erfüllten Mannes, der, aus der Stille seiner Umgebung und der Einschränkung des Klosterlebens in die reine und freie Luft höfischer Kreise versetzt, neue Ideen, Triebe und Leidenschaften kennen lernt, die ihm fast das innere Gleichgewicht rauben, bis er, wieder Herr über sich selbst, in der großen freien Gottesnatur der Alpen seine innere Freiheit erringt, in der Dichtung seine Gefühle ausströmen läßt und damit auch sein eigentliches praktisches Lebensziel findet. Alles in diesem historischen Roman ist innerlich geschaut, aber auch leibhaftig gesehen. Geschaut mit dem Auge des Dichters, gesehen mit dem Auge des Malers, von dem ja, wie wir wissen, ein tüchtiges, keineswegs oberflächlich dilettantisches Stück in Scheffel steckte. Der Dichter selbst hat in manchen seiner Handschriften, in vielen seiner Briefe Gestalten seiner Phantasie, wenn er sie in Worten schilderte, zugleich auch mit feinen Strichen aufs Papier hingeworfen. Das gibt dem vorliegenden Unternehmen der Bonzschen Verlagshandlung, wenn man so sagen darf, Scheffels posthume Sanktionirung. Die scharf umrissenen Einzelbilder, die der „Ekkehard" auf Schritt und Tritt bietet, kommen dem Plane günstig entgegen, und man darf sagen, daß sich der mit der Illustrierung beauftragte Zeichner Curt Liebich seiner Aufgabe in ebenso würdiger wie geschmackvoller und feinsinniger Weise entledigt hat. Die Hauptgestalten des Romans, in erster Reihe also Ekkehard und die Herzogin Hadwig, sind ihm nicht weniger lebendig geworden als die Nebenfiguren, die idyllischen wie die humoristischen, vertraut und geläufig. Ja, uns wollen die Episodenbildchen, kleine mehr skizzenhaft an den Rand oder in den Text gezeichnete Szenen oder dekorative Leisten, die mehr stimmunggebende Verzierungen als eigentliche Illustrationen sind, im allgemeinen besser gefallen als die ganzseitigen, manchmal gar zu düsseldorfisch anmutenden Darstellungen der sogenannten „dramatisch bewegten Hauptmomente". Vortrefflich dagegen erscheint alles Landschaftliche in Charakter und Stimmung erfaßt: Berg wie Tal, See wie Wald, Wiese und Alp. Das Ansprechendste und zugleich Stilgerechteste findet sich aber doch wohl in dem reichen Initialenwerk, mit dem die einzelnen Kapitel und Abschnitte eröffnet werden. Liebich hat hierfür augenscheinlich in den Klosterbüchern der Zeit sorgsame Studien gemacht, viel kostbares Material gewonnen, es aber doch frei und phantasievoll zu verwenden und neu zu gestalten verstanden. Ein Kunstwerk für sich ist der in Gold und fünf Farben gepreßte Einbanddeckel, der sich gleichfalls eng an die mittelalterlichen Vorbilder künstlerischer Buchkunst hält. Die Ausgabe sei dem deutschen Bücherfreund aufs wärmste empfohlen. R.

* *
*

Der Aufsatz, den die „Monatshefte" vor einiger Zeit (Juliheft 1900) über Detlev von Liliencron als Lyriker veröffentlicht haben, verdiente gelegentlich wohl eine Ergänzung: auch als Novellist zeigt der Dichter einen scharf ausgeprägten

Charakterkopf, eine so männlich energische Eigenart in Stoffwahl und Form, daß er nur schwer in eine der landläufigen Kategorien unserer modernen Erzählungsliteratur würde eingereiht werden können. Will man seine Domäne auf epischem Gebiete mit einem Schlagwort bezeichnen, so müßte man sagen: er ist der Dichter der Kriegs- und Kavaliernovelle. Namentlich seine novellistischen Schlachtenbilder aus dem letzten französischen wie aus dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 zeigen ihn auf der Höhe seiner herben, bildkräftigen Kunst. Der Verlag von Schuster und Loeffler in Berlin, der um Liliencrons endliches Bekanntwerden in weiteren Kreisen auch sonst mancherlei Verdienste hat, erwirbt sich um den Dichter und die Förderung der Literatur ein weiteres, indem er **Detlev von Liliencrons Kriegsnovellen** in einer illustrierten Prachtausgabe herausgibt (kartoniert 6 Mk., in Leinen geb. 7 Mk., in Prachtlederband 20 Mk.). Der stattliche Quartband weist siebzig Illustrationen von Eugen Hanetzog und Hans Lindloff auf, die sich eng an den Text anlehnen oder, wie die Kopfleisten und Schlußvignetten, Stimmungen präludieren und ausklingen lassen. Als künstlerische Meisterwerke wird man diese teils gar zu peniblen, teils etwas rohen Zeichnungen nicht bezeichnen dürfen, aber sie haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie die Verbreitung der Dichtungen beflügeln helfen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Denn, wie unser „Geschmack des Schenkens" nun einmal beschaffen, es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie es zustande bringen werden, auch Liliencron endlich in unsere „Geschenkliteratur" einzuführen. Und reich beschenkt wird sich jeder fühlen, dem dann dieser Band in die Hand gelegt wird — wenn nicht durch die Illustrationen, so durch die Novellen selbst, die, wie man dann vielleicht spüren wird, meistens in sich selber genug malerische Anschaulichkeit tragen. — Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die Verlagshandlung von Schuster u. Loeffler zum bevorstehenden sechzigsten Geburtstage des Dichters (3. Juni 1904) eine Neue Gesamtausgabe von Liliencrons Werken erscheinen läßt. In 56 Lieferungen zu je 50 Pf. oder in 14 Bänden zu je 2 Mk. (zusammen 28 Mk.) wird hier alles vereinigt sein, was der nun endlich wie von seinem „kaiserlichen Herrn", so auch vom deutschen Publikum freudig anerkannte und belohnte Dichter von den „Adjutantenritten" bis zu seiner jüngsten Gedichtsammlung „Bunte Beute" an Novellen, Romanen, lyrischen Gedichten, Epen und Dramen geschaffen hat. l.

* *
*

Ein früher Tod hat für das Gedächtnis eines Dichters immer etwas Verklärendes. Die Kritik hält sich gern zurück, weil sie nicht weiß, was für Frucht die Keime am Ende gebracht hätten, die nur allein von seinem Schaffen zeugen; die rein menschlichen Empfindungen dürfen wärmer und ungehemmter sprechen. Zumal wenn der Frühgeschiedene selbst ein liebenswerter Mensch gewesen, hilfreich und gut, so legt ihm die Nachwelt gern Kränze auch für solche dichterische Taten aufs Grab, die vorerst noch von ihm erwartet wurden. Manchmal aber dürfen Freunde aus den unveröffentlichten Schätzen des Heimgegangenen Gaben veröffentlichen, die die erhöhte menschliche Verehrung auch künstlerisch rechtfertigen. Das ist bei Ludwig Jacobowski (geb. 1868, gest. 1900) der Fall, der im Frühling oder, wie wir jetzt nach seinem Tode eigentlich erst erkennen, im schwellenden Sommer seines Schaffens von dieser von ihm so heiß geliebten Erde scheiden mußte. Aus seinem über Erwarten reichen Nachlaß sind bald nach der zweiten vermehrten Auflage der Gedichtsammlung **Leuchtende Tage** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; geh. 4 Mk.; geb. Mk. 5.50), darin wohl die tiefsten und reifsten seiner lyrischen Gaben niedergelegt, Dichtungen voll schlichter Innigkeit und gedankenvoller Lebenswärme, „Neue Gedichte" als **Ausklang** (mit dem Bilde des Verfassers, herausgegeben mit biographischer Einleitung von Dr. Rudolf Steiner; ebenda; geh. Mk. 2.50) hervorgetreten, lyrische Schöpfungen aus seinen letzten drei Lebensjahren: manches in fein geschliffener Form sehr gehaltvoll, aber auch mancherlei allzu leichte Gelegenheitsverse, die nur für den engeren Kreis seiner Freunde recht lebendig werden können. Dann folgten zwei weitere Bände: der eine, **Stumme Welt; Symbole** betitelt (ebenda; herausgegeben von demselben, mit Bildnis; geh. Mk. 1.75), vereinigt eine Reihe von Prosaskizzen, die sämtlich um die Mitte der neunziger Jahre entstanden sind und Zeugnis ablegen, wie tief sich der Dichter in die naturalistische Weltanschauung eingelebt hat, wie völlig er von dieser Anschauung durchdrungen war, und wie energisch er sie dichterisch zu gestalten strebte. Manches davon ist in keimartigen Gedanken stecken geblieben, die zu einer großen epischen Dichtung „Erde" auszureifen dem Dichter nicht mehr vergönnt war, aber auch in dieser skizzenhaften Gestalt werden sie seinen Freunden als Gruß über das Grab hinaus willkommen sein, nicht weniger die **Schlichten Geschichten** (ebenda), eine Novellettensammlung, die gleichfalls erst nach dem Tode des Dichters zur Ausgabe gekommen ist. Auch hier eint sich eine innige Schlichtheit, die aus dem Herzen kommt, mit einer lyrischen Verträumtheit, die uns in ihren Bann zieht, so wenig in den kleinen Erzählungen oder Skizzen auch „passiert". Manchmal sprengt der Überschuß von Gefühl und Empfinden die epische Form, aber die holdbestrickende Liebenswürdigkeit des Menschen, der aus allen diesen Sachen und Sächelchen spricht, versöhnt sofort wieder mit dem auftauchenden leisen Mißvergnügen, den die Disharmonie der Seele und der Form vielleicht hervorgerufen hat. So darf auch dieser „schlichte" Band als ein würdiges Denkmal des Toten wie des Lebenden gelten.

Wie lebendig das Andenken Jacobowskis in seinem literarischen Freundeskreise nachwirkt, da-

von zeugten schon die zahlreichen Gedenkartikel, die gleich nach seinem Tode überall hervortraten, noch deutlicher aber die beiden Büchlein, die neuerdings seinem Gedächtnis gewidmet worden sind. In dem einen (**Ludwig Jacobowski**; Berlin, S. Cronbach; Preis 1 Mk.) schildert Professor Dr. Hermann Friedrich mit fast allzu strenger literarhistorischer Methode den Lebenslauf des Dichters, der durch harte Kämpfe und bittere Enttäuschungen hat gehen müssen, bevor er einen Hafen für seine Kunst fand. Doch unterdrückt seine Pietät die Kritik nicht, und namentlich die dramatischen Versuche Jacobowskis unterzieht Friedrich einer kühlen, objektiven Beurteilung. Aber auch in der Wertung seiner Lyrik werden die Schwächen und Schranken seiner Begabung nicht verhüllt. Ausführlicher gewürdigt hat Friedrich namentlich den großen, übrigens vielfach überschätzten Roman „Loki". — Persönlicher und deshalb wärmer ist das Gedenkbuch **Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens**, das Maria Stona herausgegeben hat (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender; Preis Mk. 2.50). Die Herausgeberin selbst hat Erinnerungen beigesteuert, die das Bild des Dichters um manchen freundlichen und charakteristischen Zug bereichern. Von anderen Freunden, wie Paul Remer, Thekla Lingen, Anna Ritter und Martin Boelitz, finden sich Gedichte, Skizzen oder Studien, die sich auf Jacobowskis Leben oder Schaffen beziehen. So hat Hermann Friedrich in gedrängterer Form noch einmal das Biographische dargestellt, Rich. Maria Werner des Dichters Lyrik, Rudolf Steiner den Roman „Loki" gewürdigt; über „Laune und Ideal in Jacobowskis Drama" schreibt Otto Reuter, über seine volkstümlichen Bestrebungen, namentlich für die Verbreitung guter Lyrik in ganz billigen Ausgaben, A. K. T. Tielo. Eine kurze, kühlere Gesamtwürdigung, die an treffenden, klärenden Worten reich, gibt Georg Brandes. Endlich ist auch der auf manchem dieser Blätter etwas überschwenglich gefeierte Dichter selbst mit einem Beitrage vertreten. Es ist seine „Grabschrift", die er sich einmal in einer Stunde voll Todesahnung geschrieben hat:

Seht, so bin Ich:
Ein Dichter, der nur sich gedichtet hat
Und manche Schönheit in die Welt gehaucht;
Ein Mann, der immer sich vernichtet hat
Und immer neu aus sich emporgetaucht;
Ein Mensch, der so sich selbst gerichtet hat,
Daß er den höchsten Richter nicht mehr braucht!
Seht, das bin Ich!

* *
*

In ihrer Gedichtsammlung **Sturm und Stille** (Berlin, Karl Siegismund) gibt Olga von Gerstfeldt in ebenso formschöner wie gehaltvoller Weise eine Art Bekenntnis ihrer eigenen Lebensentwickelung. Anfangs in etwas stark elegisch gehaltenen Stimmungsbildern, die sie Via Crucis betitelt hat, fühlen wir ihre Sehnsucht nach Verständnis und Glück, die dann in der Reihenfolge der Gedichte unter der Bezeichnung Via Lucis die schönste Erfüllung findet. Eine Auswahl warm empfundener Bilder „Aus der Wandermappe" und eine größere Anzahl „Sonette", in welchen die verschiedenartigsten Eindrücke und Seelenstimmungen zum Ausdruck gelangen, schließen sich daran. Olga von Gerstfeldt hat in verschiedenen unserer wählerischsten Zeitschriften für ihre Gedichte Eingang gefunden und Freunde gewonnen; ihre gesammelten Dichtungen werden überall den günstigen Eindruck bestätigen und erhöhen, da ihnen durchweg ein Hauch vornehmer Gesinnung eigen ist. G.

* *
*

Freunde niederdeutscher Dialektdichtung seien auf zwei kleine Bücher aufmerksam gemacht, die über das Knie- und Krummholz, das gerade auf diesem Fleck sonst so wild zu wuchern pflegt, um ein beträchtliches emporragen. Aus Holstein kommt ein Bändchen „plattdütscher Vertellen" mit dem Titel **Söte Ecken** (Hamburg, G. Kramers Verlag; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), Prosa und Gedichte friedlich beieinander. Der prosaische Teil umfaßt fünf kleine Novellen aus den zwanzig Jahren, in denen Schleswig-Holstein aus einem Anhängsel der dänischen Monarchie in eine preußische Provinz verwandelt wurde. Es sind launige Darstellungen aus dem Volksleben, in denen sich doch zugleich auch etwas von der höheren vaterländischen Geschichte spiegelt. Auch die Gedichte suchen mit Vorliebe historisch interessante Episoden aus der schleswig-holsteinischen Geschichte auf; namentlich die Rückblicke auf die alte Geschichte der Dithmarsen bringen manches eindrucksvolle Bild. „Ich schreibe nicht, euch zu gefallen; ihr wollt was lernen," diesen Ausspruch Goethes scheint der Verfasser aber auch bei seinen plattdeutschen Reimereien nicht aus dem Auge verlieren zu wollen; so kommt es, daß manches recht sinnig, manches aber auch etwas reichlich lehrsam und moralisierend ausgefallen ist. — Mecklenburg, sonst das „Vorderland" der plattdeutschen Dichtung, scheint augenblicklich eine Ruhepause durchzumachen. Auch das „Mecklenburgische Dichterbuch" (Berlin, Wilhelm Süsserott), das hier letzthin ausführlicher besprochen worden ist, brachte an neuen Talenten herzlich wenig. So muß man sich schon an die älteren Jünger Fritz Reuters halten. Da wäre unter den ersten Karl Beyer zu nennen, dessen **Swinegelgeschichten** (ebenda) auch auf literarische Bedeutung Anspruch erheben dürfen. Es handelt sich da um ein schmales Bändchen Schwänke aus dem Tierleben, die ihre Anregung aus Bechsteins und Brinkmanns gleichbenannten Dichtungen empfangen haben. Die Tiersage war dem Niederdeutschen ja von jeher ein willkommenes Gefäß für allerlei ernste und heitere soziale Lehre oder Satire, und wie schon im alten „Reinke de Vos", so spricht sich auch hier ein gesunder, lebens-

froher und -tüchtiger Humor unter der Maske der „Tiergeschichten“ über allerhand menschliche und gesellschaftliche Schwächen aus. Ein Welt- und Narrenspiegel im engen Rahmen, in den man nicht ohne Nachdenklichkeit blickt. l.

* * *

Gabriele d'Annunzio, von welchem die Leser in den vorausgegangenen Heften einige Gedichte in deutscher Übersetzung von Else Schenkl kennen gelernt haben, läßt seine novellistischen und dramatischen Werke in deutscher Übersetzung im Verlage von S. Fischer, Berlin, erscheinen. Außer den großen Romanzyklen der „Rose“ („Lust“ — „Der Unschuldige“ — „Der Triumph des Todes“) und der „Lilie“ (bisher nur Band I: „Die Jungfrau vom Felsen“) heben wir von den Dramen besonders die auch in Deutschland, zum Teil durch die vollendete Darstellungskunst Eleonore Duses bekannt gewordenen hervor: „Traum eines Frühlingsmorgens“ (2. Aufl.; geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.), „Traum eines Herbstabends“ (1902; derselbe Preis), das Künstlerdrama „Die Gioconda“ (geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50), die Tragödie „Die Gloria“ (ders. Preis), „Die tote Stadt“ (3. Auflage; derselbe Preis) und „Francesca da Rimini“ (geh. 5 Mk.). Von den Novellensammlungen ist „Episcopo und Co.“ (geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50) seinerzeit hier eingehender besprochen worden; inzwischen sind neu erschienen „Die Novellen der Precara“ (geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50), die von allem, was der wort- und klangreiche Italiener bisher veröffentlicht hat, am verständlichsten und unmittelbarsten zu uns sprechen, weil der Rhetoriker hier am realistischsten, der Romane hier am kräftigsten, der deutschen Art am verwandtesten sich zeigt. Auch bewährt die alte starke Tradition, wie sie ja in Italien gerade für die Novelle besteht, bei diesem Buche am deutlichsten ihren Segen. An eindrucksvoller Schilderung, knapper, wirkungssicherer Handlung und künstlerisch sinnlichem Ausdruck haben einige Stücke des Bandes — ich nenne nur den „Tod des Herzogs von Ofena“ — in allen übrigen erzählenden Werken d'Annunzios nicht ihresgleichen.

* * *

System der Ethik, mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von Friedrich Paulsen. 6. Auflage. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1903.) — Ein Buch, das elfhundert Seiten stark ist und in vierzehn Jahren sechs Auflagen erlebt, hat seine Brauchbarkeit so überzeugend nachgewiesen, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Da die neue Auflage in allem Wesentlichen mit den früheren Auflagen übereinstimmt, so scheint eine Wiederholung der Inhaltsangabe ebenso überflüssig wie eine erneute Beurteilung. Nur ein paar Wünsche seien bescheidentlich vorgebracht. Es sind Auseinandersetzungen mit Kritikern (wie z. B. mit Gizycki) stehen geblieben, die seinerzeit berechtigt gewesen sein mögen, jetzt aber nicht mehr in das Gefüge des Ganzen passen und den Leser stören. Sollte der Verfasser nicht gut daran tun, sie künftig fortzulassen? Es werden ferner oft recht harte Ausdrücke gebraucht, um Richtungen zu kennzeichnen, die dem Verfasser unlieb und unverständlich sind. Hier möchten wir Milderung empfehlen. Wir begreifen wohl, daß die Lebendigkeit einer eigenen Auffassung und Darstellungsweise nicht durch Glätten abhanden kommen darf, aber wir halten sowohl in diesen Beziehungen wie in der Stoffverteilung ein größeres Maß von Ausgeglichenheit für möglich. Paulsen selbst hat es ausgesprochen: sein Buch ist für die Zeit bestimmt. Genauer: es ist norddeutsche bürgerliche Ethik vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. In dieser Einschränkung leistet es Ausgezeichnetes, von einer vielköpfigen Leserschar Anerkanntes. Und dabei haben sich schließlich auch die zu bescheiden, die eine andere Vorstellung von einem noch ungeschriebenen „System der Ethik“ sehnsüchtig hegen.

Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Dessoir und Paul Menzer. (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1903.) — Dies Buch ist für alle diejenigen bestimmt, die sich mit Vorträgen und Büchern über die Klassiker der Philosophie nicht genügen lassen möchten, sondern zu den Quellen selbst hinaufzusteigen wünschen. An Ausgaben und Übersetzungen aller philosophischen Hauptwerke ist freilich kein Mangel. Aber wenn man auch nur die wichtigsten heraushebt, so bilden schon sie eine recht stattliche Bibliothek; und wer — außer den wenigen Fachmännern — vermag durch eine solche Bücherei sich hindurchzulesen? Deshalb ist gegenüber den großen Philosophen dasselbe Hilfsmittel erlaubt und nötig wie gegenüber den großen Dichtern: das Hilfsmittel einer Anthologie. Eine solche bietet das Philosophische Lesebuch. Es enthält eine Anzahl der schönsten, kennzeichnendsten und wichtigsten Stellen aus den klassischen Schriften von Plato an bis zu Schopenhauer hin. Die Texte fremder Sprache sind von den Herausgebern in ein lesbares Deutsch übertragen und bei den älteren Texten deutscher Sprache alle veralteten Eigentümlichkeiten ausgemerzt worden, so daß der Leser es nur mit der Sache zu tun hat und dem Genuß ungestört sich hingeben kann. Jedes Lesestück ist mit Erläuterungen versehen worden, die über die Schwierigkeiten aufzuklären, über die Eigenart des Philosophen zu unterrichten und von der Literatur das Wichtigste mitzuteilen bestimmt sind. Hinzu treten schließlich noch ausführliche und lehrreiche Verzeichnisse. Kurz, das kleine Buch ist so praktisch wie nur möglich eingerichtet und wird, wie wir glauben, von einem weiten Kreise von gebildeten Männern und Frauen als willkommene Gabe aufgenommen werden. M. D.

* * *

Vergebens suchte man bisher in der einschlägigen Fachliteratur nach einer einigermaßen umfassenden und erschöpfenden Darstellung des vor-

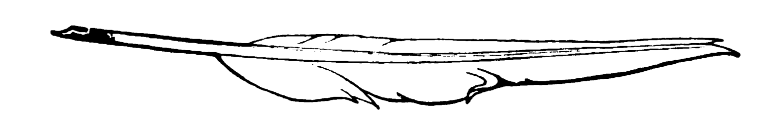
romanischen Wohnbaues. Eine monographische Behandlung des Gegenstandes fehlte, weil sich einem einzelnen hier gar zu große Schwierigkeiten entgegenstellten. Um die empfindliche Lücke endlich auszufüllen, hat sich Dr. phil. K. G. Stephani, bereits bekannt durch archäologische und kunstgeschichtliche Arbeiten, mit verschiedenen Forschern, wie Prof. Dr. Heyne in Göttingen, Prof. Dr. Weber in Jena, Prof. Dr. Wehrmann in Stettin, zusammengetan, um den **Ältesten deutschen Wohnbau und seine Einrichtung** zu schildern. Der bisher nur erschienene erste Band (Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung; mit 209 Textabbildungen; geh. 12 Mk., geb. in Halbfranzband 14 Mk.) beschäftigt sich mit dem deutschen Wohnbau und seiner Einrichtung von der Urzeit bis zum Ende der Merowingerherrschaft, indem er, unter Vermeidung alles Theoretischen und aller allzu weit gehenden Schlüsse, immer die Quellen: Erdfunde, Artefakte, Baureste, Münzbilder, Miniaturen und Inschriften, selbst sprechen läßt. Der noch ausstehende zweite Band soll die Zeit von Karl dem Großen bis zum Anfang des elften Jahrhunderts behandeln und etwa dreihundert Abbildungen enthalten. Wir kommen bei dieser Gelegenheit auf das Werk zurück. — Einer der Mitarbeiter Stephanis, Prof. Dr. Moriz Heyne, gibt selbst als zweiten Band seiner bereits früher hier angezeigten „Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer" seine Monographie über **Das deutsche Nahrungswesen** (Leipzig, S. Hirzel; mit fünfundsiebzig Abbildungen) heraus, die, wie es bei einem Werke des streng gelehrten Verfassers selbstverständlich ist, rein aus den Quellen schöpft, jeden Zug mit Zeugnissen belegt und die wichtigeren Erscheinungen durch authentische Abbildungen zur Anschauung bringt. Die Darstellung reicht von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Str.

* *
*

Meyers Historisch-Geographischer Kalender feiert mit der Ausgabe für 1904 bereits seinen achten Jahrgang (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; Preis Mk. 1.75). Er erscheint in der alten, praktischen Form: als fester, dauerhafter Wandkalender, von dem man an jedem Morgen das Blatt des entschwundenen Tages abreißt, um das neue Datum und mit ihm eine Reihe von wichtigen Angaben vor Augen zu haben: „Gedenktage" erinnern an die geschichtlichen Ereignisse, die auf den Tag fallen, ein Festkalender und astronomische Notizen schließen sich an. Das Charakteristische aber sind die Bilder, von denen jedem Tage ein neues gewidmet ist. Es herrscht darin die größte nur wünschenswerte Mannigfaltigkeit: landschaftliche Ansichten wechseln mit Bildnissen ab, ethnographische Darstellungen mit Schöpfungen der bildenden Kunst, Photographien mit Reproduktionen nach alten Stichen und Holzschnitten. Auch ist fast jedem Blatt ein sinniges, inhaltreiches Geleitwort mit auf den Weg gegeben, und es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß sich die Redaktion im Laufe der Jahre erfolgreich bemüht hat, diese „Losungen", wenn man so sagen darf, mit dem Bilde des Tages oder mit einer durch ihn erweckten historischen Erinnerung in harmonische Verbindung zu bringen. Als anregender Begleiter durch das neue Jahr wird der Meyersche Kalender auch diesmal allen Benutzern ein lieber Zimmergenosse werden.

* *
*

Eine ebenso vornehme wie interessante Spende **Für unser Heim** legt das Deutsche Schriftstellerheim in Jena uns vor. Über zweihundert deutsche Dichter und Denker, worunter die beliebtesten und angesehensten der Gegenwart, haben zu diesem Prachtwerke Beiträge geliefert, indem sie ihren eigenen Lebenslauf beschrieben, ihr Porträt einsandten und meistens auch irgend eine prosaische oder poetische Arbeit zur Verfügung stellten, die nun hier zur Veröffentlichung kommt. 214 Porträts, mehr als 100 Originalzeichnungen begleiten den Text. Das Werk, von der Firma J. J. Weber in Leipzig hergestellt, geschmackvoll ausgestattet und gebunden, ist auf direktem Wege vom Deutschen Schriftstellerheim in Jena zu beziehen (Preis geb. 20 Mk.).



Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom).
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

